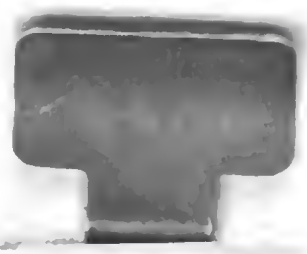
Per. 7 fk 4°
(46,2

Didaskalia



Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

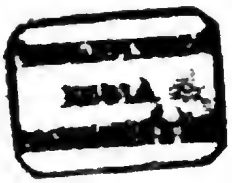
Sechsundvierzigster Jahrgang.

Juli — December 1868.

Frankfurt a. M.

Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google



Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Juli bis Ende December 1868.

Erzählungen.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten 181—198.
Auf rauhen Pfaden 199—239.
Adelaide von Völgerst 256—266.
Peter von Calabrien 258—262.
Kirchliche Skizze 267—270.
Ein Dorf-Usurpator 273—309.
Der Heiligenmaler vom güldnen Thale 310 bis 350.
Vor 50 Jahren 351—363.

Gedichte.

Das Epos in Landeck 186.
Nachklang zum Lutherfest 190.
Chlodwig 200.
Ein Glöcklein 255.
October 1868 283.
Der Schwede hat's gethan 288.
An Spanien 297.
Ein Wort für Jeden 301.
Sprüche 307.
Rossini 319.
Der Janker-Doodle 333.
Weihnachtshoffnung 357.
Zum Christfest 358.

Historische Aufsätze, Biographien, Nekrologe und Charakteristiken.

Milan Obrenowitsch 188.
Der Luther-Name 188.
Attentats-Statistik 189.
Alamão, Prinz von Abyssinien 199.
J. G. Boltze 204.
Deutsches Schützenwesen 235—239.
Leiden einer Frankfurter Patrizierfamilie 240 bis 241.
Charl. Birch-Pfeiffer 240—244.
Die deutschen Künstlerfeste 242.
Die Königin Isabella 245.
Schnyder von Wartensee 246—248.
Gemeinsinn der Frankfurter in früheren Zeiten 249—255.
Finis Polonae 249.
Chr. Nilson 256.
E. A. Stevens 256.
Die eiserne Maske 263.
Die spanischen Thronbewerber 268.
Aspasia 272.
Graf Walewski 275.
Zwei Zuchthäusler 284—287.
Isabella in Pau 287. 298.
Zur Geschichte der badischen Verfassung 298.
Männer der Revolution 300.
Neue Beiträge zu einer alten Geschichte 301.
Zur Geschichte der Männergesangvereine 302.
S. M. v. Bethmann 303.
Aus einem Tagebuch 305.
Ein kaiserliches Testament 312.
Der 7. November 1823 314.
Grant 315.
Spanische Celebritäten 315.
Schwester Patrocinio 316—317.
Zu Schleiermachers Gedächtniß 318.
Rossini 319.
B. Genelli 321.
J. v. Rothschild 322.
Zum Andenken an Schleiermacher 323—324.
Kloster Lorch 329.
Mariana Pineda 330—331.
Aus dem Buch vom Grafen Bismarck 330.
Auflehnung Frankfurts gegen den Kaiser 343 bis 353.
Berryer als Vertheidiger Napoleons 347.
Don Carlos 349.
Weihnachten 357—359.
F. G. Welcker 360.

Länder- u. Völkerkunde, Schilderungen und Reisebilder.

Die Saison in Wiesbaden 189.
Chicago 190.
Die Shoddies 197—198.
Tugendpreise in Frankreich 205.
Der erste Zug der Pacific-Bahn 216.
Ueber die deutsche Nordpolexpedition 221. 288.
Aus der hessischen Bergstraße 224—227.
Der Ausbruch des Manna Loa 230.
Sechs Monate im Eise 231.
Die schwedische Polarexpedition 232.
Pariser Briefe 234. 312. 328.
Ueber den Montcenis 239.
Die Walkenrieder Höhle 240—241.
Rückerinnerungen aus dem Orient 242—248.
In Baden-Baden 246.
Ein russischer Nationalheiliger 249.
Aus Dalmatien 252.
Amerikanische Selbsthülfe 253.
Die Pacific-Bahn 254. 310.
Vom Vierwaldstätterse 254.
Die anglikanische Kirche der Gegenwart 255.
Ein Gewitter auf dem Faulhorn 260.
Am Beienzer See 261. 266. 267.
Die Pioniere von Rochdale 265.
Heimreise aus der Schweiz 269.
Die Goldfelder und Natal 276.
Ein Ausflug des Taunusclub 281.
Allerheiligen 282.
Der Escorial 283.
Das moderne Spanien 291.
Die Damen vom heiligen Herzen 304.
Die Fluthwellen des pacifischen Oceans 338.
Die Puerta del Sol 339.
Eine Fleischextractfabrik 340—342.
Türken, Rumänen und Griechen 363.

Zur Tagesgeschichte.

Lutherfest zu Worms 181—182.
Proceß Chorinsky 181—185.
Bankett für Field 186.
Die Russen in Samarkand 192.
Kinzelbach's Tod 193.
Die Noth in Finnland 195.

Digitized by Google

Eine Heldenthat der Königsberger Feuerwehr 196.
Zum dritten deutschen Bundesschießen 197. 199. 200. 203. 204. 206. 207. 209. 211. 212. 213. 216. 217. 218.
Ein interessanter Criminalproceß 204.
Der Magyar wie er sein soll 213.
Das brennende Rußland 219.
Im 19. Jahrhundert 224.
Das Schiff „Lesmona" 225.
Napier in London 226.
Die Ueberschwemmung in Baltimore 228.
Deutsche Nordpolfahrt 230.
Ein Opfer des Spiels 231.
Das Eisenbahnunglück bei Abergele 237.
Wie in Athen Justiz geübt wird 255.
Das Erdbeben in Peru 259.
Das Erdbeben in Südamerika 272.
Strandung eines russischen Dampfers 273.
Die Schweizer Verunglückten 277.
Die Ueberschwemmungen in der Schweiz 279. 280. 281. 286. 290.
Zur spanischen Revolution 279.
Erdbeben in Ecuador 289.
Ein cause célèbre aus Wien 297.
Ein Erinnerungsfest für Schleiermacher 304.
Eisenbahnunglück 317.
Der Wahnsinn Chorinsky's 326.
Rossini's Leichenbegängniß 328.
Die Giftmischerin Jeanneret 329. 331—335.
Schleiermacher-Feier 331.
Rettung aus Seenoth 335.
Die göttliche Gnade des Papstes 336.
Wieliczka 336—352.
Der Sturm am 7. December 343.
Die Rückkehr der kaiserlichen Familie 354.

Vermischte Aufsätze.

Die Union de la paix 191.
Die Weiberarmee von Paraguay 191.
Ein Wintergarten in Frankfurt 192. 291.
Physiognomische Plaudereien 195. 223. 242. 244.
Theologische Teleologie 195.
Stock und Styl in der österreichischen Armee 200.
Einmachen der Früchte 202.
Ein berühmter Fälscher 202.
Ein Millionen-Geschäft 211.
Die Strickmaschine 212.
Goethe über Deutschland 214,
Ermordung eines Mädchens 214.
Die „Patrie" über das Schützenfest 220.
Ein Idyll 220.
Neue Beleuchtung 220.
Petersen's Rettungsboot 228.
Die Sonnenfinsterniß am 18. August 238. 252. 263. 294—296.
Die Freimaurerei 251.
Ueber die französischen Jagden 251.
Ein Brief über Wien 265.
Ein naturgeschichtliches Räthsel 267.
Ein kriegerisches Programm 270—272.
Die beiden Isabellen 273.
Aus dem Severinus-Kalender 274.
Das Heidelberger Schloß 300.
Frankreich und Deutschland 307.
Das französisch-atlantische Kabel 318.
Das Testament Schnyder's 323.
Die Sicherheit des Lebens auf den Eisenbahnen 337.
Menschliche Bestialität 344.
Bunte Chronik 356.
Mozartstiftung 356.
Neuestes — aus dem Monde 359—360.
Erstes Fest des deutschen Sängerbundes in Paris 362.
Ueber den Silberfund in Hildesheim 363.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Literatur 183. 221. 233. 316. 329.
Concert des Kölner Männergesangsvereins 184—185.
Die Photographie in natürlichen Farben 193.
Mittelrheinisches Musikfest 225. 270. 273.
Die ostindisch-holländische Literatur 232—233.
Eine Erinnerungsschrift 235.
Reiseliteratur 251.
Dorés Bibel 255.
Naturwissenschaftliches 267.
Vom Baum der Erkenntniß 269.
Zur classischen Literatur 275.
Schöne Literatur 288.
Museum 279. 291. 307. 319. 349.
Historische Novitäten 282.
Jubelfest des Wiener Männergesangvereins 289.
Die Volkskalender 293.
Zur Dombaufrage 294.
Jubelfeier des Cäcilien-Vereins 295. 302—304.
Goethe und die Franzosen 305.
Der Socialismus 307—311.
Kirche und Wissenschaft 308.
Ein neues Werk Longfellows 312.
Für den Weihnachtstisch 321. 331 340. 345. 352. 353. 354.
Eine Akademie freier Künste in Frankfurt 325.
E. Hildebrandt's Aquarelle 326.
Ein Prachtwerk 330.
Das germanische Museum 338.
Das Kunstpedal 339.
Noch ein Prachtwerk 353.
Gedichte von Schnyder 356.
Frankfurter Theater 203. 209. 210. 212. 219. 223 226. 266. 276. 286. 290. 307. 317. 325. 333. 338. 350. 351.
Concerte von:
Museum 284. 300. 312. 326. 339. 354.
Rühl'scher Verein 337.
Quartett-Soiréen 287. 298. 332. 346.
A. Trüschler 289.
Liederkranz 296.
Theater-Orchester 315.

Correspondenzen.

Baden 244. 252.
Badenweiler 217.
Bergstraße, von der 197.
Berlin 289.
Bockenheim 232.
Bonn 219.
Darmstadt 231. 263. 265. 267. 304.
Deidesheim 230.
Dürkheim 230.
Frankfurt 182. 188. 191. 226. 228. 230. 231. 240. 245. 265. 266. 281. 284. 291. 293. 295. 297. 298. 305. 307. 308. 309. 311. 314. 316. 324. 332. 335. 339. 360.
Freiburg 242.
Graach 230.
Haardtgebirg, vom 318.
Hagen 316.
Hanau 338.
Heidelberg 205. 207. 263.
Jugenheim 248.
Köln 349.
Lahn, von der 218.
Leipzig 183. 206. 311.
Liebenstein 221.
Mainz 195. 261. 309.
Meerholz 213.
Offenbach 234.
Rheinpfalz, aus der 268.
Rüdesheim 190.
Schwalbach 297.
Soden 196.
Spaa 218. 239.
Wiesbaden 197. 258. 315.
Wildbad 274.

Mannichfaltigkeiten
und
Kunst- und Literatur-Notizen
durch fast alle Nummern gehend.

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 181. Mittwoch, den 1. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's. *)

1.

Im Jahre 1673, an einem herrlichen Junitage, war die Bevölkerung der Stadt Berlin schon früh auf allen Straßen lebendig; in jeder Wohnung wurde geputzt, die schweren Schiebfenster aufgezogen und die schöne Sitte unserer Vorfahren, an festlichen Tagen mit Blumenkränzen und Maien und farbigen Bändern die Häuser vom Giebel bis zur Schwelle zu verzieren, fand niemals mehr Anwendung, als heute.

Damals freilich hatte die Stadt ein ganz anderes Ansehen als jetzt, und kaum mögen sich seine Bewohner so glücklich verändert haben, als die schmalen düsteren Gassen, die morastigen Plätze, die dumpfen, kothigen Winkel der Residenz unserer Fürsten.

Als nun die Sonne höher heraufstieg, verwandelte sich der Anblick zwar, ohne jedoch dem Treiben zu schaden.

Hatten früher geschäftige Diener, Lehrjungen und muntere Dirnen in hohen, klappernden Holzpantoffeln die Gassen durchzogen, gegrüßt, geschwatzt und gelacht, so machten diese jetzt den ehrbaren Zunftmeistern und den frischen Buben Platz, die in Reihe und Glied geordnet, die Gewerksgesellen an der Spitze, vor der Thür der gestrengen, ehrenwerthen Altmeister des Aufbruchs harrten; während die löbliche Meisterschaft drinnen behaglich den Frühtrank schlürfte.

Schön aufgeputzt, mit Bändern und Blumen bedeckt, standen die schmucken Fahnenträger voran, und die Stadtfidler aus jedem Quartiere hatten viele fremde Spielleute herberufen, um ihre Reihen recht vollzählig und ihr Spiel anmuthiger zu machen.

Dabei füllten sich die Fenster mit den Frauen und Töchtern der edlen Bürger, und manch' Lächeln niedlicher Köpfchen, manch' schnippisch Wort und manch' geheimer Blick und Wink hinter dem steifen Corset und dem Silberfächer hervor galt den munteren Knaben unten, die bald den Sonntagsstaat zurechtrückten, bald die schön gesteppten Lederkoller festschnallten, oder ungeduldig die Speere und Fahnen schwenkten, die Armbrüste spannten oder die schweren Arkebusen und Donnerbüchsen dröhnend auf die Pflastersteine stießen.

Zu derselben Zeit ritt durch das Spandauerthor ein stattlicher fremder Herr, der unter dem weiten dunkeln Reitermantel einen blanken Harnisch trug, auf dem Kopfe einen spanischen Kriegshut mit dickem Eisenkreuz hatte, und dem auf einem abgetriebenen Pferde ein Diener folgte, der ebenso kriegerisch aussah, wie sein Herr.

Das alte, jetzt längst verschwundene Spandauerthor ist in der Chronik Berlins mannichfach bekannt.

Hier zogen die Bürger vielmals aus gegen die Quitzows und Rochows; hier kamen sie triumphirend heim von der Schlacht am Kremmer Damm.

Dieß Thor war es, durch welches Friedrich der Erste, der große Ahn unserer Könige, in die Stadt zog, als seine Waffen den Trutz der Ritter und Städte gebrochen hatten, und er mit weiser Vorsicht dann die alten Rechte und Freiheiten der stolzen und streitsüchtigen Bürgerschaft stärkte, die auf den Schutz der Hansa pochte.

Hier war es endlich auch, wohin der gerechte Joachim der Erste die Köpfe von zweiundsiebenzig Rittern und Freiherren pflanzte, die, seiner Jugend spottend, seinen und des heiligen römischen Reiches ewigen Landfrieden gebrochen und, wie man es nannte, aus dem Siegereif gelebt, das heißt den Straßenraub frech getrieben hatten.

Hätte der fremde Ritter ein Festkleid getragen, so würde er gewiß ungehindert und selbst unbeachtet den finsteren Weg durch das Thor und weiter gefunden haben; denn von allen Seiten zogen die Herren und Frauen des Adels, meist hoch zu Roß, von ihren nahen und fernen Sitzen herbei.

Der lange Reitrock mit hundert Schock Knöpfen, Falten und Pfuffen war auch schon in der Mark üblich, wo durch die Kriege und Verbindungen der Kurfürsten französische Gebräuche wenigstens in den oberen Classen Eingang fanden, während die Uebrigen noch streng und fest an den Sitten und Satzungen der Väter hingen. Allein auch die neugierigen Bürgerinnen und Landdirnen saßen seitswärts auf ungesattelten Pferden, denen man Baststränge durch die Mäuler gezogen hatte, und das Reiten nach Männerart, gegen welches der gelehrte Bischof Wilhelm von Tyrus in vielen Reden einst so mächtig eiferte, hatte das Abendland, selbst in der Mark, längst unpassend gefunden, und die Sitte des Orients überall angenommen.

Als der Fremde in das Thor einreiten wollte, sah er plötzlich einen starken Glen über den Weg gehalten, und einen kurfürstlichen Soldaten dazu, der ihm auf diese Weise den Weg sperrte.

„Verzeiht Herr", sagte der Kriegsmann, „Ihr dürft nicht vorwärts, bis Ihr dem Corporal Auskunft gegeben habt."

„Warum, Kamerad, und wovon?" sagte der Fremde.

„Ihr fragt viel auf einmal", meinte der Mann, nachdem er den Corporal gerufen, „und ich kann nur sagen: es ist ein neuer Befehl, und Se. kurfürstlichen Gnaden will's, weil viel schlechtes Volk sich im Lande umtreibt."

„Der Donner hole das neumodische Zeug", murmelte der Reiter; in demselben Augenblick trat der Corporal herbei.

„Seid so gut, mir zu sagen, wer Ihr seid, und wie Ihr heißt", fragte er, und zog eine Schreibtafel heraus.

„Joachim Hennigs, verabschiedeter schwedischer Rittmeister", war die Antwort.

Der Corporal kritzelte ein Paar unverständliche Zeichen auf das Papier, die der Rittmeister lachend betrachtete.

*) Der Nachdruck wird gewarnt.

Digitized by Google

„Die edle Schreibkunst scheint Euch so fern geblieben zu sein, wie meinem Ohm, dem Küster von St. Sebaldus", sagte er, „und wenn Ihr kein besser Gedächtniß habt, so hoffe ich, Ihr wißt von meinem Namen in einer Viertelstunde so viel als Euer Pallasch."

„Das wollen wir nit meinen, edler Herr", versetzte der Corporal sehr ernsthaft; „zwar habt Ihr Recht, ich versteh' halt das Schreiben nit, aber es wird auch halt nit vom General gefordert, und Euren Namen vergeß ich darum doch nit. — Seht die Strich' hier, die bedeuten eine Henn, der eine lange da, der bin ich, und der runde dort soll a Schüssel mit Eff' anzeigen. — Nun schaun's, setzt man's drei halt beisammen, so heißt's Hennigs, und das ist doch Euer Name, Herr?"

„Ihr treibt die Zeichenschrift wohlfeil", lachte der Fremde. „Aber kann ich jetzt weiter?"

„So weit, als Ihr immer wollt, gestrenger Herr; wünsch' viel Glück zum Fest."

„Was gibt's für ein Fest hier?

„Nun es soll halt a Friedensfest und Freudenfest heißen", sagte der Corporal, „weil unser Herr mit dem Franzmann es abgemacht hat, und weil er vor ein paar Täg' sicher in's Nest heimkommen ist."

Also ist des Kurfürsts Gnaden in Berlin?" fragte der Ritter, „und vielleicht auch der Feldmarschall Dörflinger?"

„Beid', alle Beid', und noch viel Andere mehr; und wenn der Herr eilt, so kann er Alle sehen. Denn erst ist Fischerstechen, dann wollen die breiten Bierbariels, worunter wir halt die schmierigen Bürger und ihr Geschmeiß verstehen, ein Rennen und Schießen halten, dann wollen sie lange Reden sprechen, die der arme Herr auch hören muß, und endlich wollen sie mit Fackeln umherlaufen und derb schmausen, zechen und jubeln, was halt das Beste an der ganzen Sach' ist. — Nun viel Glück, Herr, zum Fest!" rief er ihm nach, als der Rittmeister vorwärts zog, „und seht nit zu viel nach den Dirnen, denn da versteht's halt kein Spaß."

(Fortsetzung folgt.)

Lutherfest zu Worms.

Des zweiten Tages Ende.

Unpassend des überaus großen Momentes der Enthüllung des Denkmals wäre es gewesen, den vorigen ersten Bericht des ewig denkwürdigen Tages nicht mit dem Verklingen des machtvollen Chorales: „Eine feste Burg ist unser Gott!" zu schließen. Nach einem solchen von Tausenden und Abertausenden mit Spannung und Ungeduld erwarteten Augenblicke kann es eine Steigerung nicht mehr geben, und was in Wirklichkeit kam, verdient umsoweniger eingehende Beachtung, als einige Scenen geradezu ans Komische streifen. Das Leben ist ja eben eine Shakespeare'sche Tragödie, und die Shakespeare'schen Tragödien so groß, weil sie dem Leben so getreu sind — das Lachen des leichtsinnigen Uebermuthes neben der Thräne der Verzweiflung, das Tiefgedachteste sinnvollen Ernstes neben frivolem Hohn, das Erhabene neben dem geradezu Lächerlichen. Nachdem Prälat Zimmermann aus Darmstadt mit kurzer, kräftiger Ansprache das Denkmal an die Stadt Worms übergeben und Bürgermeister Brück eine, allerdings durch das verfrühte Aufstehen der Fürsten (um das Monument zu betrachten) unterbrochene Entgegnungsrede gehalten, eilte ein großer Theil der an dem Feste Betheiligten nach der Festhalle zu dem Festbankette, das von Sachverständigen nicht in allen Theilen gelobt ward, was aber wohl in der großen auf etwa 3000 sich belaufenden Zahl der Festgäste einen Entschuldigungsgrund finden mag. Viele der in der Festhalle Sitzenden waren, laut eignen Geständnisses, eigentlich in der Absicht gekommen, geistvolle Reden zu hören; namentlich hatte die Erwartung, Schenkel werde wiederum sprechen, Manche angezogen; auch wußte man, daß Schwarz u. A. in Worms weilten. Aber dießmal hatte man sich in diesen Hoffnungen umsonst gewiegt. Selbst dem Vicepräsidenten Dr. Eich war es unmöglich, zu Wort zu kommen, um einen Toast auszubringen. Vergebens versuchte Zimmermann, seinem ausgiebigen Organe Gehör zu verschaffen, und ein anderer Redner, Hörnergeschmetter und Blasen halber Musikpiecen als Aufmerksamkeit erzwingende Mittel in Anwendung zu bringen. Das Auditorium hatte offenbar genug gehört und war nicht mehr in der Stimmung, sich nach der Aufregung in seiner Ruhe und gemüthlichen Unterhaltung stören zu lassen. In kleineren Kreisen gelang es verschiedenen Rednern noch (in einem Augenblick sogar 7 auf einmal) sich über Das oder Jenes auszusprechen, so auch einem englischen Pastor, der sich Wilkinson nannte und versicherte, daß die Engländer gute Protestanten seien und daß er selbst, nicht unbekannt mit den Ansichten des engtischen und des preußischen Königshauses, nicht zweifle, daß noch Schritte geschehen würden, um die Jesuiten aus Deutschland zu vertreiben. Obgleich ernst gemeint, erinnerte diese Scene, in der es an vielem und lautem Beifall (von viel Lachen unterbrochen) nicht fehlte, etwas an Wallensteins Lager, wie denn der Geist des Ernstes bei einem großen Theile der Festgäste dem Verlangen nach Speis' und Trank und Ruhe Platz gemacht hatte, das sich auch gar nicht durch den Wunsch vieler Anderer, noch die eine oder andere Zeitfrage berührt zu sehen, irgendwie beschränken ließ. Mancher verließ darum die im Verhältniß zur Größe etwas niedrige und darum heiße Festhalle und betrachteten nun mit mehr Muße, als es vorher möglich, des großen Reformators unsterbliches Denkmal.

„Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!" vorn auf dem Postamente, dicht unter den Füßen des erhabenen Mannes, steht es. Aber ohne daß das Auge es von weitem zu erkennen vermag, reicht ein Blick auf diese feste Gestalt hin, um nicht zweifeln zu können — das ist der Mann, der allein also sprechen konnte, der Mann, der von Menschenfurcht, von Todesangst nichts mehr weiß, der die Fluth des Hasses und der Verfolgung an seiner stählernen Mannesbrust abprallen lassen und getrost und kühn den Kampf mit der Welt aufnehmen will, entschlossen das Haupt emporgerichtet, die heilige Schrift mit der Linken stützend, die zur Faust geballte Rechte darauf — das ächte Bild des festen, in seiner Ueberzeugung, aber auch in dem Einstehen dafür, unerschütterlichen Kämpen. Diese Ueberzeugung — nicht das Ergebniß eines originellen, neuerungssüchtigen Geistes — nein! gereift an dem heißen, inneren Kampf, dem nächteerbangenden Zweifel, an dem bitteren äußeren Geschicke der Braven, die rings zu seinen Füßen sitzen. Aus nächster Nähe läßt sich Luthers Standbild nicht betrachten, wenn man einen Eindruck von dem Gesichte haben will, wegen der Haltung des stark und stolz emporgerichteten Hauptes, und wäre irgend eine Art von Terrasse an der Stelle, wo bei der Enthüllung die Kanzel stand, für den Vollgenuß des Gesammteindruckes sehr wünschenswerth. Alle anderen Figuren lassen sich von Nahem sehr gut betrachten und sind in ihrer Einzelheit zum Theil unübertreffbare Meisterwerke.

Am schönsten in der Ausführung und von Rietschels Meisterhand außer Luther die einzige Statue, lehnt auf den Stab der altehrwürdige Wicleff, mit mächtig wallendem Barte, in ernstem Nachdenken; neben ihm „in härenem" Gewande, mit Holzsandalen und Wanderstab der fromme Piemontese, der nach des Heilands Vorschrift mit den Armen arm sein wollte, Petrus Waldus. Abgesehen von dem Gesichtsausdrucke — wie prachtvoll gearbeitet das

Digitized by Google

nlte, hie und da schon zerrissene Gewand! An der vorderen Ecke rechts der fromme Huß, vielleicht etwas allzuschwärmerisch in den Anblick des Crucifixes versenkt, aber der schmerzlich leidende Zug seines Antlitzes dünkt uns wie Ahnung eines traurigen Endes. Unter dem fest auftretenden rechten Fuße des Mannes von Wittenberg sitzt, von Gluth und Leidenschaft erfüllt, der Bußprediger Savanarola, hager und stechenden Blickes unter der Kapuze seines Mönchsgewandes hervorschauend, welches von der geballten Linken fest auf der Brust zusammengehalten wird, während die Rechte sich drohend erhebt, als wollte sie, den Propheten des alten Bundes gleich, den Zorn des Allmächtigen und seine vernichtenden Strafen verkündigen. Eine markige Figur!

Zwischen diesen vier sitzenden Figuren schmücken Reliefarbeiten das Postament, welches Scenen aus Luthers Leben darstellen — auf der vorderen Seite, zwischen Savanarola und Huß: Luther vor Kaiser und Reich zu Worms, wo nur wenige der fürstlichen Häupter ihn ermuthigend ansehen, wie Friedrich der Weise, dagegen aber drei Bürger, in deren Relief Rietschel sich selbst und den eigentlichen Begründern des Denkmals, Decan Kehm und Professor Eich in Worms, ein Gedächtniß begründet, was wohl Niemand dem Künstler verargen wird, eingedenk der vielen italienischen, deutschen und niederländischen Meister, welche die Züge ihrer Geliebten, ihrer Gattin, ihrer Kinder und ihre eigenen in Madonnen, in Jesusknäblein, in Joseph oder irgend welchen Heiligen verewigt haben. An der rechten Seite zwischen Huß und Wicleff ist Luther als Bibelübersetzer und Prediger dargestellt; auf der Rückseite zwischen Wicleff und Waldus die Scene, wie er in Wittenberg die Thesen anschlägt, vom Volk umringt; und auf der linken Seite zwischen Savanarola und Waldus die Einsegnung von Luthers Ehe mit Katharina v. Bora und die Austheilung des heiligen Abendmahles unter beiderlei Gestalt.

Ueber diesen Reliefscenen finden sich noch Porträtmedaillons, deren Wahl vor dem Forum der Geschichte vielleicht noch manchen Widerspruch finden möchte, da schon jetzt gewichtige Stimmen (Schenkel, Adolf Woltmann, Berl. Nat.-Ztg.) sich mit der durch die Art ihrer Anbringung an dem Monumente angedeuteten Größe des bezüglichen Werthes der einzelnen Männer für die Reformation nicht ganz einverstanden erklärten. Als Reliefporträts finden wir Johann Friedrich und Johann den Beständigen, Zwingli und Calvin, Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, und Buchenhagen und Jonas.

Um diese Hauptgruppe und um die in der Mitte des ganzen Denkmales auf einem 18 Fuß hohen Piedestal ruhende 10½ Fuß hohe Hauptfigur, bilden die Ecken eines Carré's, gleichsam den Halt einer schützenden Mauer: Philipp von Hessen, voll männlicher, fast an Keckheit streifender, trotziger Festigkeit, die Faust am Degengriff, mit emporgerichtetem Blicke, ein Held, der vor keiner Gefahr zurückbebt, wenn er einmal das Ziel erkannt hat, dem er zustreben soll. Ihm gegenüber der Weise von Sachsen, Kurfürst Friedrich; zu seinen Füßen die Kaiserkrone, zurückgewiesen aus richtiger Erkenntniß des Mangels der den Wirren der Zeit entsprechenden Macht; — eine herrliche Figur, der von Peter Vischer geschaffenen an dem Grabmonumente der Schloßkirche zu Wittenberg vielleicht in Stellung und Gewand nicht ganz unähnlich, aber trefflich gearbeitet! Hinter Philipp steht auf dem Eckpostamente der sanfte, friedlich fromme Melanchton; im wirklichen Leben der Welt gegenüber so schüchtern! — und auf dem Standbilde ganz wie er im Leben war. Als der letzte Flügelmann und des gelehrten Gottesmannes Gegenüber steht in recht würdiger Haltung und, in Tracht dem frommen Freunde Luthers mehr entsprechend, als der ursprünglich dahin bestimmte ritterliche Ulrich von Hutten, Reuchlin, der wackere Förderer der Humaniora, zu dessen Wahl für diese Stelle, mehr als sein specieller Werth für die Reformation, das ästhetische Motiv der Harmonie des Aeußern mit Melanchton entschied.

Eine Art zinnengeschmückter Burgmauer aus Syenit schließt zwischen diesen vier Hauptfiguren das Ganze bis zur Vorderseite, welche offen ist. Niedrigere Postamente tragen weibliche Figuren; in der Mitte zwischen Philipp dem Großmüthigen und Melanchton das trauernde Magdeburg, eine überaus treffliche, ergreifende Figur! Es möchte schwer werden, eine mater dolorosa, auch der besten Meister, zu bezeichnen, welche solchen Schmerz ausdrückt, wie diese gebrochene, gramerfüllte Frauengestalt, mit der in ohnmächtiger, maßloser Trübsal herabhängenden Hand — Trauer überkommt das Herz auch des Fröhlichen bei ihrem Anblick! — Geschmückt mit edlem Stolz, voll fester Zuversicht, sitzt zwischen den Figuren von Melanchton und Reuchlin (auf Forschung und Wissenschaft basirt der protestantische Glaube und die Reife und Freiheit des Gedankens!) das protestirende Speier; — ein Weib, schön zum Anbeten, stolz, seiner Würde und Hoheit bewußt, fest, jede Beeinträchtigung zurückweisend, unnahbar, einer Göttin gleich, eine wahre Pallas, erhebt sie die abwehrende Hand, die jede Unbill zurückweist, die sich nimmer beugt in lassem Nachgeben! Zwischen Reuchlin und Friedrich dem Weisen ist dann endlich noch das triumphirende Augsburg, reich geschmückt, auf prachtvollem Sessel und den Palmenzweig in der Hand.

Auf der nach Luther zugehenden Seite der 24 Zinnen sind die Wappen von 24 Städten zu sehen, welche in dem Kampf für die Reformation sich besonders ausgezeichnet: Braunschweig, Bremen, Constanz, Eisenach, Eisleben, Emden, Erfurt, Frankfurt a. M., Schwäbisch-Hall, Hamburg, Heilbronn, Jena, Königsberg, Leipzig, Lindau, Lübeck, Marburg, Meiningen, Nördlingen, Riga, Schmalkalden, Straßburg, Ulm, Wittenberg.

Rietschel (geb. 1804, ein Schüler Rauchs) war den 21. Febr. 1861 gestorben und hatte seinen Schülern hinterlassen, das begonnene große Werk fortzusetzen. Von J. Schilling, der durch irgendwelche hier nicht näher zu erörternde Verhältnisse etwas in den Hintergrund gestellt war, wurde zuletzt, um die rechtzeitige Aufstellung zu ermöglichen, das protestirende Speyer übernommen. Wir wissen es dem trefflichen Künstler Dank, daß er ein so herrliches, wahrhaft erhebendes Bild geschaffen! Das protestirende Speyer, das trauernde Magdeburg, Savanarola und Waldus sind, natürlich außer der genialen Hauptfigur, nach unserm Dafürhalten die ansprechendsten und gelungensten Standbilder.

Das ganze Werk — mag sich nun über Einzelnheiten Meinungsverschiedenheit erheben, über den Werth, die Richtigkeit und Schönheit einzelner Figuren, über die geringe Beachtung der Schweizer und hauptsächlich des bis zum Heldentodt dem Evangelium getreuen Zwingli — das ganze Werk ist groß und genial, und der Denker kann nicht davorstehen, ohne daß eine ernste Wehmuth ihn erschüttert über das mühevolle Ringen und Dulden vieler Länder und Generationen, das in den markigsten Zügen hier vor seinem Blicke in Erz verewigt steht — er kann nicht davorstehen, ohne daß er eine stille Thräne weiht Denen, die in dem heißen Kampfe untergegangen, lautlos und unbemerkt, den gepriesenen und von der Welt als solchen verherrlichten Märtyrern gleich an Werth, aber durch die Fügung des Geschickes vergessen mit ihrem Kampf, ihrem Leid — aber endlich wird sich doch der Blick des ernst Sinnenden froh erheben zu dem Haupte Dessen, der hier am höchsten steht, dessen unerschüttert gen Himmel gewandter Blick voll Zuversicht zu sprechen scheint: Laßt sie nur immer drauen, die Mächte und Diener der Finsterniß — das Licht der Sonne läßt sich nicht für ewig durch Gewölk verdunkeln, und einmal kommt er, der Tag der Wahrheit.

A. M.

Digitized by Google

Prozeß Chorinsky.

△ München, 25. Juni.

(Fortsetzung.)

Nunmehr kam die Verlesung der vom Grafen Chorinsky mit seiner Gattin geführten Correspondenz an die Reihe. Von diesen Briefen enthalten die vor der Verheirathung und in der ersten Zeit danach geschriebenen die innigsten, schwärmerischsten, überschwänglichsten Ausdrücke der Liebe, bald aber beginnt ein kühler und immer kühlerer Ton in denselben zu herrschen, bis derselbe herzerkältend wird und zuletzt in den schroffsten Gegensatz zu den anfänglichen Liebesbetheuerungen verfällt. Einige Stellen aus den Briefen, nach der Reihenfolge derselben aufgeführt, mögen zum Belege dienen. Der Graf schreibt bald nach der Hochzeit, nachdem er seine Frau verlassen hatte, um in die österreichische Armee einzutreten: er müsse wieder heirathen, und zwar eine reiche Partie, und wäre es selbst eine alte Jüdin, um aus seiner Geldverlegenheit zu kommen; sie fordere er auf, wieder protestantisch zu werden, nach Berlin zu gehen und dort einen alten reichen Mann zu heirathen, um ihm (Chorinsky) dann mit Geld behülflich sein zu können. „Ich danke Dir für Deine Liebe, — fährt er fort — zwar besser als Du kann Niemand mit mir sein; allein ich bin jetzt rasend toll und närrisch; Geld ist die Hauptsache, Liebe ist Sinnestäuschung. Mache mich nur frei, aber verschiebe es nicht auf die lange Bank, sonst machst Du mich noch verzweifelter; noch nie war ich so in Geldverlegenheit wie jetzt." — „Ich rathe Dir, meinen Vater um 300 fl. Geld anzugehen, ferner eine Erklärung beim Notar aufsetzen zu lassen, wornach Du erklärst, nie einen Anspruch auf mein Vermögen zu machen; denn sonst habe ich Schwierigkeiten bei meinem Eintritte ins stehende Heer. Nach Amerika gehe ich nicht zu diesen Schweinstruppen; wenn es in Oesterreich nichts mehr ist, so gehe ich nach Rußland." — „Eins von uns ist zu viel; Du kannst ja irgendwo in ein „Haus" gehen, besser wirst Du es jedenfalls finden, als jetzt." — „Ich bin wüthend auf Dich, denn wozu erst meine Eltern fragen, ob wir uns scheiden lassen sollen? Ich will es einmal; ich bereue es, daß ich so dumm war, mein Wort zu halten, Dich zu heirathen. Merktest denn Du nicht schon lange, daß meine Zärtlichkeit nur erheuchelt war? Jetzt kenne ich ein Wesen, das edel und rein, von angesehenem Hause ist, der ich aber meine Gefühle nicht sagen darf, weil ich gebunden bin." — Du hast meine Carriere zerstört, — Du wirst Dich doch nicht länger aufdringen wollen? Wenn Du nach Wien gehst, werde ich mir das Leben nehmen; Du wirst doch nicht glauben, daß Du meiner Familie angenehm bist? Sollten die Eltern so dumm sein, Dich aufzunehmen, ich bin dagegen, weil Du mich genirst." — „Du bist mein Fluch; oft zuckt mir die Hand nach der Pistole, wenn ich denke, daß ich für ewig verheirathet bin. Schreibe mir nur nichts mehr oder höchstens von einer gültigen Ehescheidung. Du kannst ja unter Abänderung des Namens zum Theater gehen." — Endlich: „Diese Zeilen sind die letzten, die ich an Dich richte. Du bist nicht mehr werth, daß man Du zu Dir sagt. Ich werde Ihnen die Hälfte meines Einkommens geben, zu mehr bin ich gesetzlich nicht verpflichtet; auch sende ich Ihnen Ihre Sachen zurück, die mich immer unangenehm berühren, so oft ich sie sehe" u. s. w.

Endlich lag noch ein Brief an Ivo Chorinsky vor, in welchem zwischen den Zeilen stand: Sauluder, dummes Schwein, und unter der Unterschrift „das nichtsnutzige Luder" stand. Chorinsky gestand zu, möglicherweise dieß geschrieben zu haben, er erinnere sich aber nicht daran.

Hierauf wurden alle jene Urkunden mitgetheilt, welche sich darauf beziehen, daß die Ebergenyi sich Gift zu verschaffen suchte, und dabei constatirt, daß das Gift in dem Paquete gefunden worden sei, welches die Ebergenyi ihrer Magd Elise Kubesch zur Aufbewahrung übergeben hatte. Unter den Urkunden befand sich auch jener Brief, welcher in einem Eisenbahn-Waggon gefunden wurde, und in dem es heißt, daß die Gräfin in einem amerikanischen Duell ihren Tod gefunden habe.

Nachdem ferner jene Mittheilungen aus den Akten erfolgt waren, welche zur Charakteristik der Ebergenyi gehören und durch die Verhandlung in Wien schon längst bekannt sind, wurden auch mehrere Urkunden verlesen, welche sich auf den Charakter des Angeklagten beziehen. Wir entnehmen in dieser Beziehung der Conduiteliste über die letzte Dienstzeit des Grafen im 12. k. k. Infanterieregimente, welche von dem Generalmajor Erzherzog Heinrich unterfertigt ist, Folgendes: „Graf Chorinsky entstammt einer sehr achtbaren alten, adeligen Familie, besitzt eine schwächliche Gesundheit, ist sehr leichtsinnig, lügenhaft, ohne ausgebildeten Charakter, ohne Ausdauer, von gewöhnlicher geistiger Begabung, ein großer Schwätzer, hat wenig Ehrgefühl, ist ohne besondere militärische Kenntnisse, spricht italienisch, französisch und englisch ziemlich gut, auch etwas russisch, kann gut reiten, fechten und schwimmen, benimmt sich brav vor dem Feinde — in der Schlacht von Königgrätz erhielt er einen Säbelhieb in die Brust und wurde mit dem Militärverdienstkreuz und der Kriegsdecoration ausgezeichnet —, ist ehrerbietig, aber nicht offen gegen seine Vorgesetzten, gegen Gleichgestellte herablassend und gefällig, wegen seines Leichtsinnes aber nicht angesehen; gesellig, artig, zieht sich aber von der besseren Gesellschaft zurück und sucht gerne schlechte auf, ferner hat er eine große Neigung zum Schuldenmachen." (Fortsetzung folgt.)

Darmstadt, 28. Juni. Gestern Abend fand die Enthüllung der Schiller-Gedenktafel an dem Gasthaus zur Sonne statt. Das Haus war festlich geschmückt und reich geflaggt, bei einbrechender Dunkelheit mit farbigen Lampen und Transparenten beleuchtet. In den oberen Räumen hatten sich Verehrer des großen Dichters zu einem gemüthlichen Abendessen vereinigt.

„Christian Kliebauer und Compagnie", Roman von H. E. Fritze, 3 Bände, (Jena, Costenoble). In einem Vorworte berichtet uns A. Müßelburg, daß wir hier das nachgelassene Werk eines trefflichen Mannes vor uns haben, eines früh erblindeten Arztes. Wir theilen ganz die Ansichten des durch seine Romane bekannten Vorredners, dessen eigene effectvolle Weise im Gegensatze zu diesem Romane steht, über Wesen und Werth des Letzteren. So verderbt auch der Geschmack vieler Romanleser ist, so werden sich deren doch noch Viele finden, welche bald gerührt, bald durch den feinen und harmlosen Humor des Verfassers ergötzt, diese Lebensgeschichte eines Liebespaares und seiner Genossen lesen werden. Auch wo die Kritik die Romantik mindern möchte, die sich in die naturtreuen Bilder des deutschen bürgerlichen Lebens mischt, wird sie in dem Spiele der Phantasie nur eine Folie der einfachen Empfindungen und Ereignisse sehen, welche den Kern des Ganzen bilden. Wohl mag der Verfasser diese Geschichte geschrieben haben, um „sich aus der Dunkelheit, die ihn umgab, ein Gefilde voll sonnigen Lichtes hervorzuzaubern und den süßen Erinnerungen der Jugendzeit mit herzinnigem Behagen durch die Gewalt der Phantasie neues Leben zu gewähren."

Berichtigung.

In der gestrigen Notiz über Gutzkow's „Hohenschwangau", sollte es statt „fünfter und sechster Band" heißen: fünfter und letzter Band.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Die Luther-Sage von Julius Hammel. — Marmorgruppe: Die Kinder mit dem Vogelnest von C. Kaupert. — Relief in Gyps: Mars und Venus, von demselben. — Relief in Gyps: Bruchstücke eines Frieses aus der Geschichte Heinrichs des Finkler's, Einfall und Vertreibung der Ungarn aus Deutschland, von demselben.

☞ Sonntag, den 5. Juli ist die Gallerie geschlossen.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 182. Donnerstag, den 2. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

Der Reiter hatte inzwischen die innere Straße gewonnen, und hier wandte er sich zu seinem Diener.

„Jetzt rasch, Henrik, Du kennst den Ort", sagte er; „eile, daß wir zur Stelle kommen."

Da setzten Diener und Herr die Rosse in Trab und durch manche Gasse ging es, und oft waren sie aufgehalten von den Haufen der Bürger und ihrer Gäste, und angestaunt von schönen und neugierigen Augen, bis sie endlich an eine Straße kamen, voll stattlicher Häuser, breit und schön gepflastert.

„Hier hinter den eichnen Thoren mit den breiten Krampen haben sie das Judenvolk", sagte Henrik lachend. „Das sind zwei weite Höfe voll Kabachen, schmutzig und stinkend, wie das Gesindel selbst, da müssen die eingepfercht liegen. — Und wenn wir hier durch die Gasse reiten", fuhr er fort, als sein Herr nicht darauf hören wollte, „so kommen wir zur alten Hofburg. Da gibts Gold an den Schnörkeln, Herr, und große Steinpfeiler, die sie Säulen nennen, und ein Geflunker, daß man kaum aus den Augen sehen kann. Doch halt! bald wären wir vorüber, denn mein Leben will ich wetten, oder hier das Haus mit den Steinbänken ist das rechte, und, mein Six! da oben steht die ehrsame Frau im Gadem am Fenster."

Der Rittmeister sah empor und erblickte eine Matrone im Festkleide edler Bürgerinnen mit Spitzenkragen und Kette, und erkannte augenblicklich aus ihren Zügen, daß er sich nicht irre.

Rasch war er vom Pferde, laut klang die Schelle, und an der rufenden Magd vorüber, die nicht wußte, „sollte sie Hülfe schreien, die Nachbarn holen oder folgen, sprang er die Stiegen hinauf, und war in der nächsten Minute im Zimmer.

„Mein Jesus!" schrie die Frau, „was wollt Ihr, Herr? mein stilles Haus, die Zuflucht einer Wittwe, ist frei von allem Einlegen!"

„Ei, liebste Base", rief der Soldat, „dann muß ich wohl wieder gehen, so ungern ich's auch möchte."

„Wie?" fragte sie erschrocken, „wäre es möglich, Joachim?"

„Der ist es wahrhaftig", rief der Rittmeister, „Euer Schwester einziges Kind."

Da wurde die Freude laut, die Augen feucht, und das Erzählen begann.

Den Polen, den Kaiserlichen und den Schweden hatte er gedient, in mancher Schlacht gestritten; als aber der ritterliche Karl Gustav starb, und das Heer verringert ward, wurde auch er, als ein Fremder, entlassen, focht nun als Volontair mit den Reichsvölkern am Rhein, und suchte jetzt irgendwo neue Dienste.

Dienstfertig und mit märkischer Gastfreundschaft hatte inzwischen die Frau alles herbeigeschafft, was Küche und Keller vermochten, die Pferde in den Stall führen lassen, den Diener versorgt, und dem lieben Neffen die weichsten Polster und die besten Bissen zurecht gelegt. Da thürmten sich Vorräthe für Zwanzig um ihn auf. Obenan ein riesenhafter Schinken, neben der fußdicken Wurst im Fettdarm; Kälberfüße im leckern Gallert schwimmend und der halbverzehrte Kopf eines Ebers. Im blanken Kruge daneben aber schäumte das starke Bier: Mord und Todtschlag genannt, und dabei stand eine blanke rothe Flasche auserlesenen holländischen Aquavit's.

„Seht, Frau Base", sagte der Soldat und zerschnitt mit einem Dolchmesser die Speise, „so ist es mit dem Kriegsmann. Es ist mit solchem Volke, wie mit dem Winde, der nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt."

„Gott sei's geklagt!" seufzte die Frau.

„Da ist man oft schlimmer daran, als ein geringer Diener", fuhr er fort; „und wie ich auch mit Leib und Seele Soldat bin — denn wißt, lassen kann ich einmal nicht vom Schwert — aber übel ist's, daß man für wenig Geld die Haut zu Markte trägt in Sachen, die uns gleichgültig sind, und nachher manchmal mit weniger Gliedern, als man hatte, wie ein abgelohnter Knecht, fortgejagt wird, und sehen kann, wie man Brod bekömmt, wenn man nicht verhungern will."

„Ach, der leidige Krieg!" meinte die Base, „darum geschieht auch jetzt Raub und Mord auf allen Straßen, und das schlimme Volk stiftet Brand im Lande."

„Nun, wie ich höre, wirbt der Kurfürst ja noch immer", fuhr Jener fort, „und der Friede, scheint es, steht auf zerfressenen Beinen."

„Und da wollt Ihr nun wohl von Neuem Euer Heil versuchen?" rief die Frau. „Erst, mein Sohn, laßt uns bedenken..."

„Ein Soldat denkt nicht", fiel er lachend ein. „Nein, nein, sprecht nicht weiter, Base. Bei Gott und den Erzengeln! ich will entweder erreichen, was ich mir vorgesetzt, und ein Mann werden, der mit Ehrfurcht genannt wird, oder ich will schnell untergehen."

„Ihr seid, wie Euer Vater war", sagte die Base; „jähzornig, den Sinn hochgestellt, und zum Guten wie zum Bösen gleich fertig, wenn er nur hoffen konnte, sein Ehrgeiz finde Nahrung. Und was hat ihm Alles geholfen?"

„Er hat als Mann gehandelt und gelebt, tapfer an der Seite des großen Königs und Torstensons gestritten, und ist als Held gefallen."

„Und sein Weib, meine arme Schwester, und auch sein dreijährig Söhnlein, hat er im Elend gelassen."

„Meine arme, liebe Mutter", sagte der Soldat; „ja, die ist leider zu früh gestorben, und glaubt mir's, Base, dadurch ist Alles so gekommen, wie es ist. — — Mein Oheim am Rhein war ein

Digitized by Google

alter finsterer Mann, da konnte ich nicht bleiben. So riß mich's schon als Knabe hinaus, und was soll der Mann wohl anders thun? Nun aber bin ich gekommen, um dem Fürsten hier meine Dienste zu bieten; er ist ein Held und ich habe vielmals schon mit ihm und gegen ihn gekämpft."

„Schön ist's, daß Ihr mich aufsuchtet", meinte die Frau.

„Ich hätte es kaum so gekonnt ohne meinen Knecht, der ein Stadtkind ist, der hat mich hergebracht, und vergönnt Ihr es, möcht' ich gern ein paar Tage ruhen."

„Gesegnet sei Euer Eingang", erwiderte sie, und zugleich öffnete sich die Thür, und herein trat ein blühend Mägdlein, welches sehr erschrocken stehen blieb, als es den fremden Mann gewahrte.

„Komm' nur herbei, Dorothea!" rief die Bürgerin lachend, „und betrachte diesen Herrn nicht gar zu ängstlich. Es ist ja der Vetter Joachim, der uns durch die fremden Kriegsleute schon manchmal grüßen ließ." Und zu dem Rittmeister gewendet, fuhr sie fort: „Seht, Neffe, hier dieß Mägdlein ist die Tochter eines fernen Verwandten meines seligen Eheherrn; Dorothea Froben heißt sie, ihr Vater war ein wackerer Geschützmeister und kunstfertiger Mann, jetzt aber ist Alles todt, und nur ein Vetter, der auch manchmal bei mir einspricht, ist Stallmeister bei Sr. hochfürstlichen Gnaden, und geliebt und geehrt in der Hofburg."

(Fortsetzung folgt.)

Lutherfest zu Worms.

Dritter Tag.

Morgens früh 5½ Uhr ertönte von dem Thurme Festgeläute und Choral. Um 7½ Uhr fand dann der Schlußgottesdienst auf dem Festplatze statt; Herr Hauptpastor Baur aus Hamburg (früher Professor der Theologie zu Gießen) hielt die Festpredigt. Derselbe erzielte durch den frischen, feurigen Vortrag reichlichen Beifall, welchen einige pikante Bemerkungen, bald gegen den Bischof von Mainz, bald gegen die orthodoxe Richtung, bald gegen die freisinnige, noch vermehrten. Die Predigt war eben nach allen Seiten hin „gerecht", die freisinnigen Sätze so, daß sich allenfalls die Orthodoxie dabei beruhigen konnte, die orthodoxen so, daß der Freidenkende nicht allzu hart abgeschreckt wurde. Die Stellung des geistig sehr begabten und talentvollen Mannes — er ist Hauptpastor in dem an starrem Lutherthum festhaltenden Hamburg — läßt ein freieres Auftreten für die Richtung, für die er das meiste Talent und auch mehr denn Einer die Kenntnisse hätte, nicht zu. Nach Absingung des Liedes: „Nun danket Alle Gott! ꝛc.", wurde eine Abbildung des Denkmals an die Schuljugend ausgetheilt.

Nachmittags 4 Uhr fand das Concert statt. Das Oratorium Paulus von Mendelssohn wurde in der Dreifaltigkeitskirche aufgeführt und verweisen wir auf die in diesen Blättern schon enthaltene Kritik der trefflichen Vorführung der genialen Kunstschöpfung.

So hatte das Fest einen würdigen Schluß. Im Großen und Ganzen verdient es ein hohes und bedeutendes genannt zu werden, wenn es auch nicht jene Höhe erreichte, zu der eigentlich seine Bedeutung berechtigt hätte. Es fehlte nicht ganz an Begeisterung, aber an jenem ächt protestantischen frischen Geiste, der wie ein Lebensstrom alle Herzen hätte erquicken und erfrischen müssen. Mit geringer Ausnahme waren die Festprediger strenggläubige, und wenn sie auch tactvoll genug waren, nicht ihre schroffen Saiten aufzuziehen, so war es doch immer eine mit Recht vielfach und allüberall getadelte Einrichtung, daß an der Reformatoren Ehrentag Diejenigen, die nicht für den starren Buchstabenglauben kämpfen, so gut, wie keine anerkannte Berechtigung hatten. Diesem Mißstande abzuhelfen, wäre Sache des Comite's gewesen, das allerdings von derselben Persönlichkeit stark beeinflußt gewesen sein soll, welche dem Vernehmen nach dem oben erwähnten Manne des Volkes, Kirchenrath Schenkel, das Auftreten als Redner wehren wollte. Still und todt, wie ein Leichenzug, kam der Festzug daher, welchen das Blasen eines Mendelssohn'schen Marsches gewiß nicht entweiht hätte; Hauptbestandtheil des Zuges und als Corporation jedenfalls die stärkste, war die der Geistlichen — und Luther war doch der Mann des Volkes. So konnte freilich auch die zum Oefteren lautgewordene Ansicht nicht befremden, daß der Charakter des Festes grade gewesen wäre, wie wenn in den Blättern zu lesen: „Nächsten Mittwoch wird, so Gott der Herr will! ein Missionsfest abgehalten!"

Die Bevölkerung der Stadt Worms trägt keinen Theil an dieser Schuld. Da war Alles eine Liebe, ein Geist, ein Herz, eine Seele. Religion und Confession kam gar nicht in Betracht; die unbegrenzteste Gastfreundschaft öffnete die Thore der Protestanten, der Katholiken, wie der Juden. Wie bei den berühmten Reichsversammlungen vergangener Jahrhunderte und den Festen der freien Städte, standen da in Hunderten von Häusern die Tafeln gedeckt, von Morgens bis in die späte Nacht besetzt mit den trefflichsten Speisen und den köstlichsten Weinen, von den leichteren Gaben der Rebenhügel bis zu der edlen an geweihter Stätte gepflegten Liebfrauenmilch, dem feurigen Luginsländer und Kattenlöcher und zwischen den schönsten Pocalen der hellgeschliffene Krystall, um „von Epernay den Schaum der Traube zu schlürfen". Da ward willkommen geheißen, wer nur immer kam, und hatte man zehn Gäste erwartet, so nahm man mit der liebenswürdigsten und unwiderstehlichsten Freundlichkeit deren ein halbes Dutzend mehr und bewirthete sie und beherbergte sie und wußte immer noch ein Asyl für die Nacht einzurichten, um den lieben Gast nicht aus dem Hause gehen zu lassen. Da war von confessionellem Hader nirgends nur die leiseste Spur; auch der Nichtprotestant ehrte, froh der geistigen Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, was der gewaltige Mann des 16. zu Nutz und Frommen der geistigen Entwickelung der Menschheit vollbracht, und in Hunderten von Fällen war der denkende Jude geneigt, wie jener bekannte Weise zu sprechen: „Was mich dir zum Christen macht, macht dich mir zum Juden!"

Die herzliche Gastfreundschaft der Bewohner der altehrwürdigen Stadt Worms wird in Andenken bleiben, solange das colossale Monument stehen wird! Gruß und Dank Euch Allen, die Ihr ohne nach Glauben, nach Rang und Stand zu fragen, in Eurem Gaste Den geehrt, zu dessen Verherrlichung alle die vielen Fremdlinge aus Nord und Süd, aus Ost und West gepilgert kamen!

A. M.

Prozeß Chorinsky.

△ München, 26. Juni.

(Fortsetzung.)

Ehe bei Beginn der heutigen Vormittags-Sitzung der Präsident zur Vernehmung der Sachverständigen schritt, stellte der Vertheidiger den Antrag, während der Abgabe der Gutachten den Grafen aus dem Saale zu entfernen, wozu das Gesetz die Erlaubniß gebe, welcher Antrag auch von Professor Dr. Martin und Dr. Mayer gestellt wird.

Im Einverständniß mit dem Staatsanwalte wurde vom Präsidenten diesem Antrage stattgegeben.

Prof. Dr. Martin holt zur Beantwortung der ihm vorgelegten Frage, ob die geistigen Kräfte des Grafen zur Zeit der ihm zur Last gelegten That entweder gänzlich aufgehoben oder doch

Digitized by Google

wesentlich gemindert gewesen seien, etwas weiter aus. Er habe im Laufe der Voruntersuchung eine Reihe von Zeugenaussagen vom Untersuchungsrichter erhalten, um sich darüber gutachtlich zu äußern, und dieß habe er auch schriftlich gethan. Auf dieses Gutachten dürfe er sich hier nicht beziehen, sondern nur auf die Ergebnisse der Verhandlung, und er recapitulire deßhalb die betreffenden Zeugenaussagen. Die körperliche Untersuchung des Angeklagten berechtigt nicht zu einem Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit. In der Frohnfeste habe er keine Erkrankung und keinen epileptischen Anfall während der 7 Monate beobachtet; nur jene Aufregung war bemerkbar, die jeder Mensch unter solchen Umständen hat. Dieß war namentlich so lange der Fall, als er über Ebergenyi's und sein Schicksal nicht im Klaren war. Auch beobachtete ich diese Aufregung immer, wenn ihm der Untersuchungsrichter eine Frage vorlegte, auf welche er nicht die passende Antwort wußte. Hier suchte er sich den Untersuchungsrichter vom Leibe zu halten, bis er mit der Antwort im Reinen war. Was sein Abspringen von einem Gegenstand zum andern betrifft, so habe ich dieß nicht gefunden; doch bemerke ich, daß ich das Gespräch mit ihm geleitet habe. Gegen mich war er stets sehr freundlich, küßte und umarmte mich bei jedem Besuche. Nach allen diesen Beobachtungen gehe sein Gutachten dahin, daß er weder in der Voruntersuchung, noch in der Verhandlung irgendwelche Anhaltspunkte zu der Annahme gefunden habe, daß die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten zur Zeit der That, insbesondere aber am 19., 20. bis 23. November 1867, irgendwie alterirt und seine Urtheilskraft beschränkt gewesen sei.

Universitätsprofessor und Director des hiesigen Irrenhauses, Hofrath Dr. Solbrig, erklärt, als psychischer Arzt habe er alles Relevante würdigen müssen und deßhalb alle Symptome einer wissenschaftlichen Prüfung unterstellt. Er bemerke, daß der Angeklagte nicht immer gleichmäßig spreche und hie und da mit der Zunge anstoße, was jedoch weder ein Lallen noch ein eigentliches Anstoßen genannt werden könne; es sei als ob ihm das Wort im Gaumen stecken bliebe. Es geschehe dieß namentlich, wenn er rasch und in Aufregung spreche. Auch auf örtliche Reizbarkeit habe derselbe reagirt. Er habe erzählt, daß er öfter an der Lunge, am Typhus an seinen Verwundungen lange krank gewesen sei, aber alle diese Zustände hätten keinen weiteren Einfluß auf sein persönliches Gesundheitsgefühl gehabt, nur habe er hie und da Ohnmachtsanfälle. Er bekomme Zuckungen und eine ganz eigenthümliche Empfindung, sowie bei heftigeren Affecten Herzklopfen, und bei sehr hohen Affecten oder großen körperlichen Anstrengungen stellten sich, aber nicht häufig, die Ohnmachten ein; ohne Veranlassung kämen solche Zufälle nie. Alle diese Abnormitäten seien aber als Zeichen einer Seelenstörung nicht zu betrachten, denn wollte man aus denselben einen solchen Schluß ziehen, so würde man sich, wie Erfahrung und Wissenschaft nachweisen, arg täuschen. Die Ohnmachtsfälle seien aber überdieß von keinem Arzte, sondern nur von Zeugen gesehen worden, welche nicht als competent gälten. Wenn der Angeklagte sehr geneigt zu solchen Anfällen sei, so erscheine es sehr auffallend, daß die seit vier Tagen gegen ihn dauernde Procedur bei ihrer Einwirkung auf sein Gemüth, die Hitze, das große Publikum, besonders geeignet zur Hervorrufung solcher Fälle, keinen hervorgerufen habe. Die psychischen Momente seien vorzüglich aus den Zeugenaussagen zu suchen. Collega Martin habe sie sämmtlich gesammelt, er könne dieselben nur bestätigen und den daraus gezogenen Schlüssen beistimmen. Vorzüglich interessant sei ihm, daß aus allen Lebensperioden des Angeklagten Zeugnisse über dessen sittliches Verhalten vorlägen. In allen findet sich Einstimmigkeit darüber, daß Chorinsky eine nervöse, reizbare, launenhafte, zornmüthige, zu heftigen Reactionen geneigte Natur sei; anderseits seien aber auch Belege da für dessen Gutmüthigkeit und Humor und für sein phantastisches, excentrisches und etwas comödienhaftes Benehmen. In der Liebe besonders sei er zu Abenteuern der verschiedensten Art aufgelegt gewesen — eine Neigung, die er übrigens mit vielen Offizieren seines Alters und Standes theile —, er habe auch den Spott der Kameraden nicht gescheut, um seine wirkliche oder affectirte Liebe zu irgend Jemand auffallend kund zu geben. An dieser Sache ist psychologisch nicht viel. Für junge Offiziere sei es nichts Besonderes, wenn sie von einer geliebten Dame gelegentlich einen Strumpf, Schuh oder Handschuh oder ein Stück Kleid mitnehmen, an die Brust drücken, oder tragen, oder in einer schönen Sommernacht in das Fenster der Geliebten werfen, oder bei vermutheter Sprödigkeit mit einem geladenen Revolver vor dem Fenster drohend auf- und abgehen, der aber niemals losgeschossen wird. Es handle sich darum, den Geschwornen auseinanderzusetzen, ob es ein Zeichen von Geistesstörung sei, wenn der Mensch einen launischen Wechsel in seiner äußeren Darstellungsweise liebe. Das sei nicht der Fall. Kein Mensch sei dem andern gleich, was höchst langweilig wäre; jeder Mensch habe sein eignes Naturell, was die Geschwornen wohl aus eigner Erfahrung wüßten. Ein Zornmüthiger z. B. sei kein Narr, man nenne ihn aber so, und solche Ausdrücke seien conventionell geworden, und ähnlich in den Fällen, wo Jemand nicht handelt, wie die meisten Menschen. Rampacher allein habe den Angeklagten für einen completten Narren erklärt, die übrigen Zeugen hätten ihre Ansicht mehr beschränkt. Es könne daher weder aus den körperlichen Abnormitäten, noch von den Zeugen eine Geistesstörung constatirt werden, noch sei aus psychologischen Momenten eine solche abzuleiten. Noch ein weiteres psychologisches Moment böten die Briefe für ihn, denn sie ersetzten die persönliche Beobachtung. Sie seien meist aus der kritischen Zeit; ihre Form immer lebhaft, aber stets logisch gegliedert; der Inhalt immer der Sachlage angepaßt, nichts confus. Die Liebesbriefe seien alle gleich, überschwänglich, wie es auch die Liebesbriefe Anderer seien. Die Ebergenyi sei sicher keine phantastische Person, sie schreibe aber eben so phantastisch, also habe dieß nichts zu bedeuten. Bei ernsten Sachen schreibt Chorinsky eindringend und logisch, wie die Briefe an seine Frau wegen der Scheidung zeigen. Er stelle darin alle Möglichkeiten dar, wie sie ohne ihn leben könne, schmeichle erst, und als er sehe, daß er sein Ziel nicht erreiche, werde er grob; — daraus ersehe man, daß Chorinsky geistige Begabung und Sachkenntniß habe. Auch die Conduitenlisten zeigten, daß Chorinsky Verstand habe, denn kein dummer Mensch lerne so viel Sprachen, so gut zeichnen, wie er. Die Briefe an die Ebergenyi, während sie in München war, in dem Tone eines italienischen Bravo, der auch die Madonna anfleht, gehalten, verriethen ebenfalls keine geistige Störung, sondern in der ungeduldigen Haltung des Schreibers erkenne er nur, daß dieser sehr gut wisse, um was es sich handle und was die Folgen der That seien. Aus seiner Unterredung mit dem Angeklagten und aus dessen Benehmen in der Verhandlung erhelle, daß derselbe immer formell und correct mit ihm gesprochen habe, daß er unbefangen und gesprächig sei, wenn es sich um unbedeutende Dinge handle, daß er aber, wenn es sich um gewichtige Dinge gehandelt habe, später (in der Verhandlung) wenig gesprochen und mit Ueberlegung zu urtheilen gewußt habe, so daß er glaube, es könne vom Standpunkte des Angeklagten aus es Keiner besser machen. Er (Chorinsky) läugne keine Thatsachen, sondern suche sie nur für sich nicht gravirend zu erklären. Eines habe er beobachtet: die große Selbstbeherrschung des Angeklagten; denn wo er aufbrauste oder es zu thun im Begriffe war, sei er wieder auf einen Wink seines Vertheidigers ruhig geworden; das thue ein Geisteskranker nicht. Vor und nach den Verhandlungen sei er nicht aufgeregt, sondern benehme sich ganz cavaliermäßig, und er glaube, daß dieß nicht aus Apathie, sondern aus dem Willen, ruhig zu sein, zu erklären sei.

Digitized by Google

Es scheine ihm das natürlich; er werde als tapferer Soldat mitten in der Gefahr am ruhigsten sein. Sein Schlußgutachten gehe daher dahin, daß er keine Anhaltspunkte gefunden habe, um die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten zu bezweifeln, denn er finde besonders dessen Urtheilsfähigkeit durchaus nicht getrübt durch körperliche oder psychische Einflüsse, und er sei überzeugt, daß, wenn die dem Angeklagten zur Last gelegte That vom juristischen Standpunct ihm erwiesen werden könne, seine Zurechnungsfähigkeit nicht zu beanstanden sei. Wenn der Angeklagte selbst in großem Affect ein Verbrechen mit Anwendung von Gewalt begangen haben würde, so würde er (Redner) sehr erwägen, ob der Angeklagte völlig zurechnungsfähig gewesen sei; hier handle es sich um ein lange prämeditirtes Verbrechen, und wenn dabei auch der Affect des Hasses im Spiele gewesen sei, so hatte der Angeklagte doch immer Zeit genug, die sittlichen Bedenken wirken zu lassen. Das Verbrechen fand nach längerer Zeit, nach mehreren Versuchen statt, man hat also hier keine im Affecte verübte That; ich wiederhole meine vorige Ansicht. (Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Das „Lied vom braven Mann".) Unter dieser Ueberschrift macht folgende rührende Geschichte jetzt ihren Rundlauf durch die Tagespresse: Zu Auch in Frankreich brach Feuer aus und griff rasch um sich. Aus einem brennenden Hause hörte man schreien: „Rettet uns!" Herzzerreißend war der Schrei einer Mutter: „Rettet mein Kind!" Der Erzbischof von Auch, der bis dahin mit den Löschenden gearbeitet, trat vor und rief: „Fünfundzwanzig Louisd'or Dem, der die Frau und das Kind aus den Flammen rettet: Mehrere Männer näherten sich den Flammen, traten aber wieder zurück. Abermals wiederholte der Bischof seinen Ruf, aber vergebens. Da nimmt der Erzbischof ein Tuch, taucht es in einen Eimer Wasser, umwickelt sich damit und besteigt die Brandleiter. Die Volksmenge fiel auf die Kniee, betend und das Auge unverwandt auf den Erzbischof gerichtet. Er erreicht das in Flammen stehende Fenster, und von Flammen und Qualm umgeben, stand am Fenster eine ergreifende Gruppe: der Erzbischof die Mutter, das Kind. Er nahm das Kind, half der Frau, und die Rettung gelang. Unten angekommen, riß er das halbverbrannte Tuch von seiner Schulter, kniete nieder und dankte Gott für die Rettung. Dann trat er zu der armen Frau. „Frau", sagte er, „ich hatte 25 Louisd'or Dem versprochen, der Sie retten würde. Ich habe die Summe verdient und Ihnen will ich sie schenken." — So rührend diese Geschichte ist, so entpuppt sie sich doch als Meidinger. Sie ist nämlich unter der Ueberschrift: „Der muthige Erzbischof von Auch" wörtlich in dem „Kölnischen Lesebuch" enthalten, welches in den dreißiger Jahren zuerst gedruckt wurde.

(Mord eines Sterbenden.) Am 27. Mai fand in Jekaterinoslaw der dorthin versetzte Staatsrath Dr. Friedrich Keller (aus Dorpat) in der Ausübung seines Berufes als Arzt beim Gefängniß-Lazareth einen schrecklichen Tod. Abends um 9 Uhr besuchte er einen schwer erkrankten Grusinier. Nachdem er denselben genau beobachtet und ihm eigenhändig Medicin eingegeben, wandte er sich einem anderen Kranken zu. Während er sich zu diesem überbeugte, ergriff der Grusinier die an seinem Bette angebrachte Blechtafel, auf der sein Name und seine Krankheit geschrieben stand, erhob sich und versetzte dem Arzt zwei schwere Schläge auf den Hinterkopf, so daß der Schädel gespalten und das Gehirn verletzt ward. Nach siebenstündigem schweren Leiden verschied Keller bei vollem Bewußtsein. Der Grusinier war gleich nach vollbrachter Unthat todt zurückgesunken.

Frankfurt, 24. Juni.

Unter den im Kunstverein gegenwärtig ausgestellten Bildern ziehen sechs Aquarellgemälde von Wilhelm v. Breitschwert viele aufmerksame Beschauer an. Drei derselben: das von köstlichem Humor beseelte Bild „Münchhausen im Kreis der Jäger", sodann die Sylvesternacht im Reich der Gnomenfürsten, und die Darstellung der kosmopolitischen Gesellschaft, welche des Abends vor dem Conversationshaus und Musikkiosk in Baden-Baden wogt, sind den weitesten Kreisen durch die „Illustrirte Zeitung" und die verschiedenen Besprechungen in der Presse schon bekannt. Anders verhält es sich mit dem lebensvollen Bilde, welches uns den größeren Spielsaal von Baden-Baden in seinem ganzen Glanze und Reichthum vorführt. Die Perspektive ist so gewählt, daß der Beschauer gleich in medias res versetzt ist, den verhängnißvollen grünen Tisch unmittelbar vor sich, oder vielmehr unter sich hat, und die charakteristischen ganz aus dem Leben gegriffenen Figuren der eleganten Welt und Halbwelt, welche sich um Gott Hazard's (in deutscher Mythologie „Hasehart") Altar drängen, so unmittelbar vor sich hat, daß er sich mitten unter ihnen zu bewegen glaubt. Das zweite, noch nicht veröffentlichte Bild scheint die verschiedenen Rollen zu versinnlichen, welche der Ring im Leben spielt, besonders bei einem Volksstamme orientalischer Abkunft, dem man eine auffallende Prunkliebe zuschreiben will. Die Figuren dieses Bildes sind lebensfrisch und ergötzlich, aber weit mehr noch ist dieß der Fall bei dem humoristischen Gemälde aus der Gerichtsstube, in welchem der launige Zeichner Beobachtungen aus seiner eigenen richterlichen Carriere niedergelegt hat. Den Mittelpunkt bildet die behäbige Gestalt eines schwäbischen Oberamtsrichters der alten Schule, welchem eben einige Delinquenten, recht abenteuerliche Vagabundengestalten beiderlei Geschlechts, durch den Gerichtsdiener, sichtlich einem ausgedienten Unteroffizier, vorgeführt werden. Während dieser Einleitung zu hochnothpeinlicher Inquisition geht am Gerichtstisch gleichzeitig der letzte Akt einer civilrechtlichen Verhandlung vor sich. Ein knorriger Bauer aus dem Strohgäu bemüht sich, den altmodischen Dreispitz zwischen die Beine geklemmt, seinen Namen Johann Jakob Schmitzgäbele auf einem Protokoll oder dergleichen mit ländlicher Hieroglyphenschrift zu verewigen. Hinter ihm steht ein Sohn Israels, der sich, offenbar nicht unzufrieden mit dem Resultat der Verhandlung, lächelnd den Bart streicht, unbekümmert um die nichts weniger als schmeichelhaften Bemerkungen, welche die dicke, eifrig gestikulirende Frau des Bauersmanns ihm zu machen scheint. Es liegt volle Lebenswahrheit in diesen Bildern; mögen sie ihre entsprechende Würdigung hier finden!

Wir berichteten vor einiger Zeit, wie die Verwaltung des hiesigen Gabelsberger'schen stenographischen Instituts mit einer Entscheidung des hiesigen Polizeipräsidiums, daß von Stellung einer Caution für die „Frankfurter Stenographische Zeitung" nicht abgesehen werden könne, nicht glaubte sich beruhigen zu dürfen und beschlossen hatte, sich dieserhalb an die Regierung zu Wiesbaden zu wenden. Dies ist inzwischen geschehen und zwar führte die Verwaltung hauptsächlich an, daß, wenn die Zeitung mitunter auch Unterhaltungsstoff bringe, dieß nicht in der von dem Preßgesetz angenommenen Absicht geschehe, solche Literatur zu verbreiten; sonst würde sie ihre Verbreitung nicht selbst einschränken und das Verständniß nur den technisch mit der Schrift Vertrauten (das Gesetz nimmt Zeitschriften, welche für rein technische Zwecke bestimmt sind, von der Cautionspflicht aus) möglich machen. Der Stoff diene nur der bestimmten Absicht, wissenschaftlich zu wirken, d. h. hier das Verständniß der stenographischen Schrift und ihrer Anwendungsweise in den verschiedensten Richtungen zu gewähren. Darauf hat die Verwaltung des stenographischen Instituts folgenden Bescheid erhalten:

Wiesbaden, 30. Mai 1868.

Wir ermächtigen Ew. Hochwohlgeboren, von Bestellung einer Caution für die Frankfurter Stenographische Zeitung einstweilen abzusehen.

Königliche Regierung
Abtheilung des Innern
von Meusel.

An den königl. Polizeipräsidenten, Herrn von Madai.

Abschrift erhält der Vorstand des stenographischen Instituts unter der ergebensten Benachrichtigung, daß ich einstweilen von der Stellung einer Caution für die Herausgabe der Zeitung absehen werde.

Frankfurt a. M., 6. Juni 1868. Der Polizei-Präsident von Madai.

An den Vorstand des stenographischen Instituts, hier.

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 183. Freitag, den 3. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

„Vergönnt mir, liebe Muhme, Euch als Verwandte herzlich zu begrüßen!“ sagte der Rittmeister, ergriff ihre Hand und küßte die Stirn. „Wie bin ich armer Soldat auf einmal reich geworden! Eine hochverehrte Base und eine schöne Muhme sind mir zu gleicher Zeit geworden.“

„Nun, Vetter“, rief das Mädchen lachend, „wenn das Euch reich macht, so ist Euch geholfen. Unsere Sippe ist groß und Ihr werdet noch manche Muhme finden.“

„Aber wohl keine, die so edle Züge trägt, und mich so freundlich empfängt.“

„Und warum nicht?“ entgegnete sie. „Vielmals schöner und zierlicher, und flimmernd in Ketten und Ringen.“

Sie warf hierbei einen lächelnden und einen trübseligen Blick auf sich, und der Rittmeister bemerkte, daß sie zwar höchst sauber und rein gekleidet, aber, abgerechnet die Rose am Mieder, durchaus ohne Schmuck war.

„Hochmuth ist niemals gut!“ sagte die Base drohend, indem sie zur Thüre ging; „Du bist eine Waise und arm, und kannst Dich nicht schmücken, wie die reichen Töchter Sodoms.“

„Ihr habt Recht, liebstes Mühmchen“, versetzte sie demüthig, „aber ich meinte es auch nicht so.“

„Und niemals“, sagte der Rittmeister, „hat die Fassung den Diamant verschönt!“

„Ei“, rief sie, „ich bin auch kein Diamant!“

„Was wäret Ihr wohl sonst?“ versetzte der Rittmeister.

„Nun, wie Ihr es so eben hörtet, eine arme Waise, der man täglich sagt, sie dürfe sich nicht schmücken.“

„Und Ihr müßtet kein Mädchen sein, um Euch nicht entsetzlich darum zu grämen.“

„Das thue ich auch“, sagte sie lachend.

„Aber Ihr haltet Euch schadlos, schöne Muhme.“

„Wie meint Ihr das?“

„Der augenblickliche Kummer wird durch lange, frohe Stunden in Gesellschaft munterer Freundinnen und Freunde versüßt.“

„Um's Himmels Willen, wo denkt Ihr hin“, rief sie. „Dieß Haus ist ein Kloster, oder die Burg Zion, oder — ach Gott! ich weiß selbst nicht, was noch Alles; nur kein Haus der Freude.“

„Und doch kommt Ihr eben vom Schauen der Festlichkeiten?“

„Ich?! Nun wahrlich, eben so gut könntet Ihr sagen, ich käme vom Schmause zu Kanaan.“

„Aber darf man fragen, wo Ihr waret?“

„Das dürft Ihr, und dürft Ihr nicht; denn ich war, wo Ihr gewiß selten erscheint — in unserer Kirche St. Nicolai.“

„Ihr habt Recht“, sagte der Vetter lachend, während die Base wieder in das Zimmer trat, „gottlos bin ich zwar nicht, aber es liegt nun einmal im Handwerk, die Kirche wird niemals ein Lieblingsort des Soldaten werden, und als ich unter den Schweden war, habe ich manchmal so geschnarcht bei den langen Betstunden unseres Feldprobstes, daß der gottselige Mann ganz außer Fassung gerieth und den Text vergaß.“

„Ihr seid ein arger Sünder, und ein ärgerer, daß Ihrs Euch rühmt“, rief Dorothea, und die Muhme stimmte ein. „Aber das ist leider so mit dem Kriegsvolk! Zum Feste auf dem Schlosse gingt Ihr gewiß viel lieber.“

„Unbezweifelt“, versetzte der Rittmeister, „und am liebsten mit Euch, schöne Muhme.“

Die Mienen des Mägdleins sagten freundlich zu, während sie den Kopf schüttelte, aber die Base sprach zu entscheidend.

„Wo denkt Ihr hin, Joachim?“ sagte sie. „Was sollen denn die Nachbarn reden? Kaum seid Ihr vom Rosse, Niemand kennt Euch, und gegen Zucht und Sitte möchtet Ihr schon das Mägdlein zur Lust hinführen.“

Eben wollte der Rittmeister eine soldatische Antwort ertheilen, als an der Thüre gepocht ward und ein noch junger Mann hereintrat, dem die zierliche Hoftracht, das genestelte Sammtwamms, die Schnabelschuhe, das Knebelbärtchen und die feinen Spitzen um Hals und Aermel gut zu den freundlichen Zügen standen.

„Ist's erlaubt, einzutreten, Frau Muhme?“ fragte er an der Thür, als er den Fremden sah.

„Von Herzen willkommen, Vetter Froben“, rief die Alte, „kennt man Euch doch kaum im stattlichen Schmuck! Doch nur immer herein, es ist gut, daß Ihr kommt, denn hier ist Euer Vetter Joachim, der Sohn meiner Schwester!“ und damit zog sie ihn gegen den Rittmeister.

Beide begrüßten sich höflich, dann wandte sich der Stallmeister gegen seine Muhme und erklärte ihnen, daß es ihm soeben noch geglückt sei, ein Paar Plätze auf dem Schloß für sie zu erhalten, wo sie alle Festlichkeiten sehen könnten, und daß er bereit sei, sie unter seinem Schutze und seiner Führung dahin zu geleiten.

Natürlich wandte die Base ein, wie der werthe Gast nicht ihre Abwesenheit erlaube, allein dieser ermahnte sie so dringend, die Einladung anzunehmen, daß sie endlich entschlossen war.

„Was Euch betrifft, verehrtester Herr Vetter“, sagte der Herr vom Hofe, „so muß ich Euch leider bekennen, daß es mir nicht möglich ist, auch für Euch zu sorgen, denn die Menge der Fremden hat allen Platz geraubt; allein glücklicherweise seid Ihr von der Reise ermüdet und bedürft der Ruhe, und — im Vertrauen gesagt — Ihr verliert nicht sonderlich viel, denn die meisten dieser Ehren- und Freudenbezeugungen sind ebenso tölpisch als langweilig, und unser gnädigster Herr gäbe viel darum, könnte er wegbleiben, wie Ihr.“

Digitized by Google

„Mögen sie auch tölpisch sein", bemerkte der Rittmeister, „es sind doch Zeichen der Liebe."

„Da meint Ihr, müßte der Herr schon sie gerne sehen", lachte Froben. „Wahrlich Vetter, man sieht, Ihr wart wenig an Hoflagern und um Fürsten. — Zehn- und zwanzigmal sehen sie es gern, allein wie Alles, was zu oft kömmt, ermüdet und zuletzt mißfällt, so auch dieß; und ich habe vielmals den Herrn sagen hören: Ich wollte, sie ließen mich mit ihren Festen und Reden in Frieden."

Während dieser Zeit hatten die Muhmen sich zum Wege bereit gemacht, und aus dem Gesichte der ehrwürdigen Bürgerin leuchtete der Stolz, an der Seite eines seinen Herrn zu Hofe zu gehen; allein nicht ganz so schien es mit Dorotheen, und der Rittmeister wollte bemerken, daß geheimer Unmuth ihr Auge minder klar mache.

„Ihr armer Vetter", sagte sie, „die Stunden werden Euch lang werden im einsamen Hause."

„Gewiß wäre ich weit lieber bei Euch", versetzte er.

„Vergnügt Euch, und geht wie wir zum Schauen, da wir doch einmal nicht zusammen sein können", meinte die Base.

„Wenn Ihr nicht gar zu müde seid", setzte Dorothea hinzu.

„Vielleicht gehe ich", erwiderte der Rittmeister, „und suche Euch unter den Frauen hervor."

„Das soll Euch wahrlich schwer werden", fiel Froben ein, „denn nicht nur alle Fenster, sondern viele Altane und Gerüste sind mit schönen Schauerinnen bedeckt. — — Doch während wir schwatzen, vergeht die Zeit! — Lebt wohl, Vetter, und sucht mich morgen, ich bitte Euch darum, in der Hofburg auf. Ich darf mich rühmen, bei des Kurfürsts Gnaden in Gunst zu stehen, und mit Freuden trag' ich Euch meine Dienste an."

So schieden sie und mit unwilliger Miene schaute der Rittmeister hinterher.

„Wie hochmüthig ist solch' Herrchen", murmelte er; „wie prahlerisch rühmt er sich der Gunst seines Gebieters, und ein braver Kriegsmann muß es für ein Glück achten, den Burschen zum Beschützer zu haben."

Mit trüben Blicken ergriff er die Rosen, welche das Mädchen früher an der Brust trug — und während er sie zerpflückte, waren seine Gedanken ganz mit der schönen Muhme beschäftigt, der sich endlich so gehässig der Stallmeister beigesellte, daß er plötzlich aufstand, seinen Diener rief, und bald darauf die Gassen durchschritt, um im Geräusch der Festlichkeiten sein Sinnen zu vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Chorinsky.

△ München, 26. Juni.

(Fortsetzung.)

Director Morel aus Rouen dagegen glaubt, daß der Angeklagte sich nicht in einem Zustande des Gemüthes und der Seele befinde, um als verantwortlich erscheinen zu können. Wollte man aber auch annehmen, daß dieser Schluß etwas übertrieben sei, so werde man doch zugeben, daß er eine sehr beschränkte Urtheilsfähigkeit besitze, wofür man Beispiele in allen Umständen seines Lebens ohne Ausnahme habe. Ich will nun aber — fährt er fort — in Kürze zu beweisen versuchen, wie ich zu obigem Schlusse gekommen bin. Die Krankheit, an welcher der Angeklagte leidet, ist eine nervöse, die sowohl in England, als auch in Frankreich und Deutschland wohl bekannt ist. Man heißt sie: „Moralischer Wahn" oder auch „Handlungenverrücktheit". Solche Menschen glauben jedoch nie, daß sie verrückt seien. Sie haben es selbst an dem Angeklagten sehen können. Man heißt diese Krankheit auch die „Raisonnirkrankheit", in Frankreich den „heiteren Wahnsinn". Solche Menschen sind manchmal geistreich, großmüthig, wie auch dieser Unglückliche hier, freundschaftlich, und wollen Alles küssen und embrassiren. Bei alledem ist jedoch ihr Urtheil ein beschränktes; doch besitzen sie natürliche Fähigkeiten. Wenn ich Herrn Solbrig richtig verstanden habe, so hat er gesagt, daß Narren gewöhnlich nicht viele Sprachen lernen. Dagegen muß ich ihm bemerken, daß ich in meiner Anstalt Kranke habe, welche die verschiedensten Sprachen sprechen. Als ich in Deutschland reiste, um die Cretinen zu studiren, habe ich sogar welche gefunden, die die Orgel in der Kirche spielten und zeichneten. Allerdings bringen es derartige Leute nur bis zu einem gewissen Grade von Fertigkeit in ihrer Kunst. Leute, wie der Angeklagte, schwanken immer von einem Extrem zum andern; sie thun nicht anders; rasch gehen sie von der Liebe zum Haß über. Auf meine Frage, woher auf einmal dieser gewaltige Haß kam gegen Die, welche er vorher so sehr geliebt, gab er mir bloß zur Antwort: „Diese hasse ich, diese ist eine Jüdin, sie stinkt wie eine Jüdin". Dieser rasche Uebergang ist gerade das Charakteristische an diesen Unglücklichen. Als Kinder schon bringen sie ihre Eltern in Verzweiflung, als Familienväter plagen sie Weib und Kinder, und werden sie Beamte, so bringen sie Alles in Unordnung und Verwirrung, und am Ende kommt es noch so weit, daß man sie in eine Irrenanstalt thun muß. Diese Art von Irren kennt man schon seit langem. Herr Collega Solbrig hat darauf hingewiesen, daß Narren nicht so leicht zu beruhigen seien. Dem muß ich aber gleichfalls widersprechen. Bei richtiger Behandlung beruhigen sie sich sehr leicht, so daß eine Zwangsjacke etwas ganz Ueberflüssiges ist. In meiner Anstalt wenigstens werden Sie keine finden. Kindisch bleiben diese Leute immer, sie sind eben „grands enfants". Redner glaubt auch, daß der Angeklagte, im Falle er freigesprochen würde und seinen früheren Lebenswandel fortsetze, ganz gewiß einst paralytisch werden würde. Daß er auf dem Wege dazu sei, gehe schon aus seinen erweiterten Pupillen hervor.

Staatsanwalt: Sie haben als Symptome der Krankheit hervorgehoben, daß solche Menschen als Beamte Alles in Verwirrung bringen, Sie haben aber gehört, daß der Angeklagte wegen seiner Ordnung gelobt wird.

Morel: Es war nicht Alles immer in gutem Zustand; er wurde nicht als guter Offizier betrachtet.

Staatsanwalt: Was sagen Sie dazu, daß seine Conduite als Militär in späteren Zeiten immer besser wird?

Morel: Es treten eben auch Besserungen bei solchen Kranken ein.

Staatsanwalt: Warum glauben Sie an eine Besserung im Verlaufe von 2 bis 3 Jahren, während er den Zeugen seit 22 Jahren immer gleich erschienen ist?

Morel: Solche Kranke machen große Perioden durch, in denen die Krankheit sich bessert, später jedoch kehren erfahrungsgemäß plötzlich die alten Zustände wieder. So ist der Angeklagte eben jetzt in einem Zustande, daß er allgemein für vernünftig gehalten wird. Diese Kranken wechseln mit ihren Absichten oft und machen nichts fertig.

Vertheidiger: Ein Beweis hiefür ist wohl, daß der Angeklagte von seinem Wohnorte erst nach Nancy und dann nach Wien ging.

Staatsanwalt (unterbrechend): Nach Nancy ging er nur, weil ihm das Geld ausging, und von da nach Wien, um wieder welches von seinem Vater zu holen.

Dr. Mayer, Universitätsprofessor zu Göttingen und Irrenhaus-Director dortselbst: Ich bedaure, daß der Angeklagte während

Digitized by Google

seines ganzen Lebens nur einmal einer gründlichen ärztlichen Untersuchung unterworfen war. Ich gestehe, daß ich mit einem gewissen Mißtrauen an die Beobachtung der sich mir im Gefängnisse bietenden Erscheinungen gegangen bin. Der Angeklagte begegnete mir aber so unbefangen, daß jeder mögliche Verdacht einer Simulation mir vollständig entschwand. Der Widerwille des Angeklagten gegen jede Zumuthung, daß sein Geist gestört sein könnte, beweist, daß er nicht durch Simulation von Wahnsinn seine Strafe zu mildern gedachte. Wie die von mir beobachteten Erscheinungen in stetigem Zusammenhange stehen, so kann man mit Wahrscheinlichkeit erwarten, daß eine längere, in einer Irrenanstalt angestellte Beobachtung eine Reihe von anderen Erscheinungen hätte hervortreten lassen. — Die Beobachtungen des Ritters v. Glanz, der den Angeklagten in seinem 13. Lebensjahre beobachtete, scheinen mir nach der Qualität des Zeugen von besonderer Wichtigkeit zu sein. Hiernach war dem Grafen ein gewisses nervöses Wesen eigen, was nach den Berichten der Familie schon lange vorher bestanden haben soll. Bei sehr geringfügigen Anlässen gerieth er in unbezwingliche Aufregung, so daß mit Recht Herr v. Glanz bemerkte, was nun daraus werden solle, wenn das so fortgehe. Mit 16 Jahren, da die sexuelle Entwicklung begann, verließ er das väterliche Haus und trat in die Armee. Er wurde wegen seines Leichtsinnes vom Obersten getadelt und bestraft; noch ernster ist, daß er sich von einer Geliebten zur andern stürzte. Frau Gräfin v. Stohm hat von einem Verhältniß in Brünn erzählt, dazwischen spielt das Verhältniß mit der Zeugin Hotovy, worauf das Verhältniß mit der Ebergenyi begann. Ich habe natürlich viel mit ihm über dieses Verhältniß gesprochen, da es das Centrum seiner Seelenbewegung bildete. Obwohl die Ebergenyi eine offenbare Courtisane war, was man nur mit geschlossenen Augen nicht bemerken konnte, so blieb ihm doch diese Thatsache fremd, was auf Mangel der Beobachtungsgabe und des Urtheils hinweist. Es frappirte mich, zu hören, mit welcher Begeisterung er von ihr sprach; sie war seine Heilige, das Ideal seines Lebens, dem er sich anschloß. Alle Zeugen bezeugen seine nervöse Reizbarkeit als charakteristisch; ich glaube nicht, wie Herr Collega Solbrig, daß diese eigenthümliche Reizbarkeit sich in der Sphäre des gesunden Lebens bewegt. Ob ihn der Gedanke an ein entgegenstehendes Hinderniß, ob ihn die Verweigerung eines Wunsches erregt, er fällt in gleich große, excentrische Heftigkeit, ist aber rasch wieder gut. Ein gutes Wort, ein ruhiges Zusprechen besänftigt ihn vollständig. Ich glaube nicht, wie Herr Collega Solbrig — wenn ich ihn richtig verstanden habe —, daß sich ein Narr so leicht beruhigen lasse.

Solbrig (unterbrechend): Ich habe nicht gesagt, daß Irre überhaupt nicht zu beruhigen seien; ich will nur sagen, daß eine Person, von der man sieht, daß sie eine bei irgend welcher Gelegenheit entstandene heftige Aufregung sofort wieder dämpfen kann, ein gewisses Maß der Selbstbeherrschung hat, zumal da er selbst im Augenblicke, wo er in Affect gerathen will, sich beherrschen kann.

Prof. Mayer (fährt fort): Griesinger, eine Autorität, führt an, wie schwierig es sei, Kranke in der Höhe ihres irren Zustandes einer Versammlung so vorzuführen, wie er sich bei den täglichen Visiten des Irrenarztes zeigt. Ich selbst weiß nach einer Thätigkeit von sechs Semestern, daß ich oft vor dem Auditorium in Göttingen bei Vorführung eines Kranken, dessen Symptome ich zeigen wollte, in Verlegenheit gerieth. Kranke, die sich in der höchsten Aufregung befanden, erschienen in der Klinik ganz verständig. Ich kann mich auf das Zeugniß des Herrn Collega Morel berufen und weiß auch von den Kranken in meiner Anstalt, daß das Eintreten des Arztes nicht nur keinen Conflict hervorruft, sondern daß ein etwa entstandener sich sehr leicht begütigen läßt. Eben so auffallend ist mir ein anderer wichtiger Umstand. Die Stimmungen in dem normalen Leben pflegen gewöhnlich den Vorstellungen zu folgen. Obwohl mir Collega Morel den Angeklagten als lebhaft irritirt schilderte, so fand ich ihn doch unmittelbar nach dieser Angabe traurig und sehr still dasitzend. Als ich ihn fragte, ob er sich vielleicht vor der Verhandlung ängstige, verneinte er es und sagte, es werde sich schon machen mit seinem Prozeß; sein Gemüthszustand entstehe von selbst und er sei besonders in den Morgenstunden davon befallen. Ein solcher Wechsel der Stimmung ohne äußere Gründe scheint mir sehr auffallend. Ich darf ferner die Erzählung des Angeklagten nicht unerwähnt lassen, daß ihm die Ebergenyi erschienen, vor sein Bett getreten sei und ihm zugerufen habe: „Gustav, komm', komm'!" Auch glaubte er das Rauschen ihres Kleides zu vernehmen und wähnte auch zu hören, wie sie hinausging. Ich lege gerade kein großes Gewicht auf einzelne Erscheinungen, da ich nach meiner Methode den ganzen Fall in seinen gesammten Erscheinungen auffasse, ohne das einzelne Symptom zu sehr zu betonen. Für bedeutender halte ich daher die Beobachtung der Zeugin Hotovy, daß der Angeklagte halbe Stunden lang gezählt habe, auch wenn sie ihn zu hindern suchte. Es scheint mir das zu den Erscheinungen zu gehören, welche die Aerzte als Zwangsgedanken bezeichnen. Ich glaube, daß er hauptsächlich unter dem Einflusse der geschlechtlichen Aufregung in jene epileptischen Anfälle gerieth, von denen mehrere Zeugen sprachen. Dafür spricht auch der Umstand, daß sie im Gefängnisse seltener wurden. Die Anfälle sind epileptischer Natur, wenn auch die Convulsionen fehlen, was ja öfter stattfindet. Die dunklen Einflüsse der Erblichkeit seien nicht zu läugnen, wie auch, daß sie lange fortwirken; ein Geschlecht könne davon verschont bleiben, während das nächste davon wieder ergriffen werde. In Folge eben dieser Verhältnisse würde er vor einem Decennium noch anders geurtheilt haben, nach den heutigen Erfahrungen der Wissenschaft aber halte er den Angeklagten als geisteskrank von Natur aus und halte ihn nicht bloß für zeitweise mehr oder weniger zurechnungsfähig, sowie Dr. Morel, sondern rechne ihn zu jenen Wesen, denen man ihre Thaten gar nicht zurechnen dürfe. In Hannover würden solche Verbrecher zwar freigesprochen, aber nicht freigelassen, sondern bis zu ihrer vollständigen Heilung in das Irrenhaus gebracht. Er habe mehrere solcher Personen in seiner Anstalt, sie würden aber nie geheilt, und er hoffe, daß er durch seine Ausführung Veranlassung gegeben habe, daß die menschliche Gesellschaft künftig vor solchen Personen gehörig geschützt werde.

Dr. Gudden, Director der Irrenanstalt zu Werneck, theilt völlig die Anschauungen der Collegen Martin und Solbrig, und gibt sein Gutachten dahin ab, daß, wenn der Angeklagte nach dem Urtheile der Geschwornen der Theilnahme am Morde der Julie Ebergenyi für überwiesen erachtet werde, dann die volle Verantwortlichkeit für dieses Verbrechen demselben zur Last falle, d. h. daß er in diesem Falle für vollkommen zurechnungsfähig erachtet werden müsse. Ganz anders würde er urtheilen, wenn der Graf Chorinsky persönlich z. B. einen Nebenbuhler in der Aufregung erstochen hätte, so aber habe er nicht nur die Tragweite seiner Handlungen berechnen und überlegen können, sondern er habe auch die Folgen gekannt, wie es aus seinen Briefen, die er in den kritischen Tagen schrieb, deutlich hervorgeht. Die Auffassung des Herrn Dr. Morel sei ihm nicht geläufig; er wisse nicht, was er sich unter dem moralischen Wahn oder der moralischen Krankheit denken solle.

Staatsanwalt richtet noch an Dr. Mayer die Frage, ob die Lehre von dem moralischen Wahne schon in der Wissenschaft sich Geltung verschafft habe.

Dr. Mayer erklärt, diese Lehre gehöre zwar noch in das Bereich der Controversen, aber sie gewinnt täglich mehr Anhänger.

Der Präsident läßt hierauf den Angeklagten wieder in den

Digitized by Google

Saal rufen und eröffnet ihm kurz die von den Sachverständigen abgegebenen Gutachten.

Hiermit schloß die Sitzung um 12¾ Uhr Mittags.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Ernst Graf zu Mansfeld (1580—1626). Historische Darstellung von Ludwig Grafen Uetterodt zu Scharffenberg. Gotha. F. A. Perthes. 1867.

Die Geschichte jener gewaltigen Kriegsepoche, welche das große Drama des 17. Jahrhunderts bildet, ist von der historischen Forschung in ihren Einzelheiten verhältnißmäßig noch wenig ausgebeutet, so daß jeder monographische Beitrag hier doppelt willkommen ist. Jene ein volles Menschenalter umfassende Epoche ist vielleicht reicher als irgend eine an scharfausgeprägten Individualitäten, an markigen Charakteren, die auf dem Untergrunde der Zeitgeschichte reliefartig sich abheben und wie geschaffen sind für die Hand des Biographen. Der durch frühere Arbeiten auf historischem Felde bekannt gewordene Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, eine dieser Persönlichkeiten in dem Rahmen eines umfassenden Bildes zu zeichnen, der ein gutes Stück der zeitgenössischen Geschichte mit umschließt. Aus der Reihe der Originalcharaktere jener sturmbewegten Tage ragt die Gestalt Mansfeld's hervor, eines der kühnen, abenteuernden Glücksritter, in welchen gleichsam der Uebergang von dem mittelalterlichen Condottierithum zum modernen Militarismus verkörpert erscheint — der verstoßene Sohn der Liebe, der Enterbte, der ruhelose Feuergeist, der in den Anstrengungen und Entbehrungen des Feldlagers, in dem aufregenden Wechsel des Kriegsglücks die Atmosphäre seines Daseins sucht, bis er in der Vollkraft der Jahre vom Geschicke ereilt wird, sterbend, wie er gelebt, ein heimathloser Flüchtling, fast auf der Heerstraße, aufrecht und im Harnisch. Der Biograph hat das mit großem Fleiße gesammelte massenhafte Material, welches die Geschichte des dreißigjährigen Krieges durch eine Anzahl neuer handschriftlicher Documente bereichert, im Allgemeinen mit kritischer Hand zu sichten und zu ordnen verstanden, wenn auch die Gruppirung des überreichen Stoffes, welchen die Zeitgeschichte darbot, nicht selten den Rahmen der Biographie zu sprengen drohte und in der Grundauffassung von Mansfeld's Wesen die gewöhnliche Klippe des Biographen — die Idealisirung seines Helden — nicht immer glücklich umschifft ist. Sicherlich steht Ernst v. Mansfeld über dem Niveau des modernen Landsknechts nach der Schablone Georg v. Frundsbergs, ohne daß seine historische Erscheinung die Apotheose seines vielfach verketzerten Namens rechtfertigt, welche den Schlußeffect bildet, womit der Verfasser den Mann von Blut und Eisen einem nachgeborenen Geschlechte empfiehlt, das glücklicherweise von dem Interesse an der Dämonologie des Krieges sich mehr und mehr emancipirt. Trotz dieses Mangels ist das Werk als ein schätzenswerther Beitrag zur politischen und Culturgeschichte jener Zeit zu empfehlen.

Correspondenzen.

Leipzig, 30. Juni.

Unser Stadtverordnetencollegium hat die Annahme eines Vermächtnisses von 30,000 Thalern zur Erbauung von Miethwohnungen für Minderbemittelte mit großer Mehrheit beschlossen, und steht die Errichtung dieser sich von Jahr zu Jahr immer nöthiger machenden Wohnungen für „kleine Leute" in der südlichen Vorstadt an der Zeitzer Straße in Aussicht. Testator ist der auch um den Theaterbau hochverdiente verstorbene Kaufmann Schumann. — Heinrich Laube hat an die Redaction eines hiesigen kleinen Lokalblattes von Carlsbad aus d. d. 19. Juni zur Antwort auf die Frage, wie er sich gegenüber unserer eventuellen Theatervacanz zu verhalten gedenke, u. A. Folgendes erklärt: Schon im Mai habe ihm in Berlin v. Witte, der bisherige Leipziger Director und Unternehmer, angetragen, in seinen Contract gegenüber der Stadt Leipzig einzutreten; er habe aber schon damals abgelehnt, weil er eine Theaterleitung auf eignes Risico nicht übernehmen möge. Bei dieser Weigerung sei er bis heute stehen geblieben, obschon verschiedene Anfragen und Anträge aus Leipzig an ihn gelangt seien, noch in jüngster Zeit mündlich durch denselben v. Witte in Carlsbad. Leipzig, meint Laube, brauche zu seinem Theateretat ungefähr 20,000 Thlr. mehr, als bisher, wenn man einige wirkliche erste Kräfte engagiren wolle. So stehe er in dieser Frage auf dem alten Flecke, die Stadt werde (nach Allem, was er durch v. Witte und sonst erfahren habe) schwerlich von ihrem ablehnenden Entschlusse der eigenen Uebernahme abgehen, und er habe keine Neigung zu einem Theatergeschäfte auf eignes Risico. Sein Verhältniß zur Leipziger Theaterfrage sei, wie er sagt, ein sehr loses gewesen, und ein solches geblieben. „Ich wünsche im Interesse des Leipziger und im Interesse des deutschen Theaters, welchem ein solcher bürgerlicher Centralpunkt, wie Leipzig, von großer Bedeutung werden könnte, daß Sie für Ihr schönes Haus auch einen schönen, soliden Inhalt finden möchten; aber ich fürchte: das wird ein frommer Wunsch bleiben. Eine einzige Stadt in Deutschland, Mannheim, nimmt sich gründlich ihres Theaters an. Die übrigen sorgen im günstigsten Falle für ein schönes Haus und überlassen es dem Zufalle, was in diesem schönen Hause zu Stande komme."

Kunst- und Literatur-Notizen.

Eßlingen. Das Denkmal für Karl Pfaff, den allbekannten Förderer des Volksgesangs und Gründer der Liedertafeln, ward am 28. und 29. v. M. hier unter entsprechenden Festlichkeiten, die ein zahlreiches, freudig bewegtes Publikum versammelt hatten, enthüllt und eingeweiht. Herr Bildhauer Rau, derselbe talentvolle Künstler, dem wir die Uhlandbüste im Liederhallegarten in Stuttgart verdanken, hat den charaktervollen Kopf mit einer vollkommenen Treue wiedergegeben, es ist der Meister, wie er in all seinem originalen Wesen drein schaute, lebenswahr und gelungen, wie man es nur wünschen konnte. Ebenso gelungen, durchaus rein und scharf, ist der Erguß des Herrn Pelargus in Stuttgart, der seiner Leistungsfähigkeit ein schönes Zeugniß damit ausgestellt hat. Das Fußgestell ist nach den Angaben des Herrn O.B.R. Leins in Stuttgart von Werkmeister Müller in Eßlingen sehr fleißig und rein ausgeführt. Der Platz selbst wird nach der Idee des Herrn Landschaftsgärtners Wagner durch den Eßlinger Verschönerungsverein hergerichtet.

Paris wird nächstens eine seiner hervorragendsten Schauspielerinnen verlieren: Fräulein Detaperte vom Gymnase hat ein Engagement mit dem französischen Theater in Petersburg abgeschlossen, welches ihr für jedes Jahr der fünfmonatlichem Urlaub ein Gehalt von 50,000 Frs. nebst einem auf 10,000 Frs. garantirten Benefiz zusichert.

London, 25. Juni. Im Krystallpalaste werden wir nächstens — bei dem Benefiz von Mr. Mapleson, dem Impresario von Her Majesty's Opera Drury Lane — eine wirkliche Oper mit Chören, Costümen und Dekorationen zur Aufführung gelangen sehen, und zwar ist zu diesem Zwecke „Figaro's Hochzeit" ausersehen, deren Hauptpartieen in den Händen der Damen Titjens, Nilsson und Kellogg sind. Daß diese Oper am 15. Juli eine große Menschenmenge nach dem Krystallpalaste hinauslocken wird, darf angenommen werden, ob aber die Abschließung des Mittelraumsceptes wirksam genug sein wird, den Zuhörern zu einem musikalischen Genusse zu verhelfen, muß die Aufführung selbst zeigen.

Petermanns Mittheilungen, VI., enthalten die Fortsetzung des Aufsatzes von Spörer über mehrere Gebiete des von Rußland beherrschten Kirgisenlandes; Burmeister's Mittheilungen über Tucuman und Catamarca (argentinische Provinzen); Petermann über die deutsche Nordpolexpedition nebst Karte und einigen Bemerkungen über deutsches Forschungswerk in Afrika. Unter den mannigfach interessanten kürzeren Notizen heben wir zwei hervor, welche sich auf noch nicht hinreichend erforschte Gebiete der ostindischen Länder- und Völkermassen beziehen. In Lahore im Pendschab bildet sich neuerdings eine „Himalayan Society" zur näheren Erforschung jener merkwürdigen Oberländer, deren Völker und Völkerrechte erst in neuerer Zeit zugänglicher und bekannter wurden, aber immer noch viele Räthsel und unerforschte Punkte bieten. Wenn wir auch die Ansicht der Direction über den Ursprung der „großen Arischen Rasse" im N. W. des Himalaya nur mit großer Beschränkung theilen, so versprechen wir uns doch die wichtigsten Ergebnisse. Bei einer sehr schätzbaren Notiz über „die Ursprachen Indiens", insbesondere über die „Kolari-Familie", vermißt Referent, der bei seinen Studien über indische Völkerkunde namentlich den Gegenstand dieser Notiz nach den Mittheilungen von Lassen und Bastian ins Auge faßte, die Angabe der Quelle, und erbittet sie von der Redaction. — Das Ergänzungsheft Nr. 23 enthält eine neue ausführliche Abhandlung von Payer über die westlichen Ortler-Alpen (Trafoi), mit einer Abbildung und einer prächtigen Gebirgskarte.

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 184. Samstag, den 4. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

2.

Ohne die Stadt zu kennen, folgte Joachim dem Zuge der Neugierigen, und schon befand er sich in der langen und geraden Georgenstraße, wo vom Thurme des Rathhauses die Banner der Stadt und des Kurfürsten wehten, und grüne, blumenreiche Ehrenpforten sich fast bis zum Giebel zogen. Dann aber nahte er sich immer mehr und mehr, gestoßen und gedrängt, dem Ufer der Spree, auf deren entgegengesetzter Seite das weitläuftige Schloß gerade so, nur um fast zwei Jahrhunderte jünger, stand, wo es jetzt steht.

Die Ufer des Flusses aber waren damals nicht, wie jetzt, mit Quadern eingedämmt und mit geschmackvollen Eisengittern besetzt. Sandig und sumpfig stiegen sie aus dem Strombett auf, und rund umher, wo jetzt die Burg- und Heiligengeist-Straße sind, war ein weiter grüner Platz, auf welchem die edle Zunft der Tuchmacher ihre Rahmen aufgeschlagen hatte.

Ueberall bis zum Wüsthofe hin waren die Menschenmassen jeden Alters und jeden Geschlechtes dicht gedrängt, und das mächtige Schloß jenseits schien ein riesenhaftes Ungeheuer, in dessen Bauche, wie im trojanischen Pferde, die eingeschichtete Menge angsthaft lag. Auch die alten Altane, die jetzt dunkel und verfallen über den Strom hinaushängen, waren damals herrlich und neu, und auf sie richteten sich besonders die Augen der Menge, denn hier war des Kurfürsts Gnaden und sein Hof, und ein glänzender Kreis von Kriegern, Staatsmännern und schönen Frauen, die dicht gedrängt sich um die fürstliche Familie reihten.

Inzwischen ward der fremde Soldat in dem blau und gelben Rocke überall betrachtet, gelobt und getadelt, wie es kam, und während manch schönes Auge auf der kräftigen Gestalt und dem kriegerischen Gesicht verweilte, gab er selbst diese Blicke nicht zurück, sondern seine Augen flogen vielmehr unruhig von einem Fenster des Schlosses zum andern, bald hoch, bald niedrig, bald zu den bekränzten Ballustraden oder zu den Zinnen des Palastes, aber überall entdeckte er wohl Kopf an Kopf, doch nicht den, welchen er suchte; und endlich mußte er sich bekennen, daß der Vetter Recht habe und es vergebliche Mühe sei, die kleine Muhme auffinden zu wollen.

Jetzt schmetterten die Trompeten, ein lautes Gemurmel der Freude lief durch die Reihen, auf dem Flusse bewegten sich die schön bewimpelten Boote und das Fischerstechen begann.

Ein unbegränzter Jubel begleitete diese Wasserschlacht.

Tolles Gelächter folgte den in den Fluß Geworfenen, dazwischen mischte sich Sieges- und Angstgeschrei, der Zuruf der Aufmunterungen der Parteien, das Schmettern der Instrumente, das wilde Gebrüll der Lustigkeit und der Theilnahme bei der aufgeregten Menge.

Der Rittmeister, in den Volksknäuel gewickelt und vor- und rückwärts gerissen, suchte dem unbehaglichen Treiben zu entkommen. Mit aller Kraft drängte er gegen die Brücke hin, deren feste und gewaltige Pfeiler ihm einen Schirm zu bieten schienen; noch aber hatte er sie nicht erreicht, als lautes und ängstliches Geschrei ihn umhallte.

„Platz da! Gebt Raum, gebt Raum dem edlen Fräulein!“ riefen hundert Stimmen, und als der Rittmeister umblickte, sah er eine Dame hoch zu Pferde, mitten im dichtesten Volksgedränge, der in einiger Entfernung zwei berittene Diener folgten. Der ungewohnte Lärm, die Menge des Volkes, die wehenden Fahnen und Tücher hatten das muthige Pferd aufs äußerste erregt und die erbleichende Führerin vermochte nicht länger sein Ungestüm zu bändigen. Aengstlich klammerte sie die Hände in die flatternden Mähnen, und das zügellose Roß stürzte nun unaufhaltsam, hoch emporbäumend, mitten in das Volk.

Die Scheu und die Wildheit des Thieres mehrte sich durch das furchtbare Hülfsgeschrei, wüthend durchbrach es die Haufen, die über einander stürzten und drängten, und unfehlbar hätte es sich mit der schönen Dame in den Strom gestürzt, wäre der herabhangende Zügel nicht in die Hände des Rittmeisters gerathen, der nach mancher gefahrvollen Anstrengung es glücklich beruhigte.

Mit aller Zierlichkeit suchte er die tödtlich Erschrockene zu trösten, und als er die Riemen kunstfertig neu geordnet hatte, bat er um die Erlaubniß, das Roß bis jenseits der Brücke führen zu dürfen, damit kein neuer Unfall sie träfe.

Das Fräulein hatte sich schnell gefaßt.

„Seid schön bedankt, mein Herr“, sagte sie, „Eure rittertiche Hülfe hat mir einen schweren Unfall erspart, und Thekla Wangelin wird ihrem tapferen Retter stets dankbar sein. Allein Eure fernere Güte muß ich zurückweisen, denn hier sind meine Diener, und dort kommt vom Schlosse her schon mein Bruder.“

Sie bewegte mit vornehmem Anstande die Hand gegen ihn und setzte ihr Pferd in Bewegung.

Halb beleidigt trat der Rittmeister zurück, aber ein bittend freundlicher Blick der Dame söhnte ihn schnell mit der kalten Entfernung aus.

Noch stand er und dachte über das kurze Abenteuer und die schönen, blauen Augen, das feingebildete Gesicht, die schlanke, geschmückte Gestalt schwebte ihm vor, als ein reich betreßter Diener eilig herbeikam, und ihn höflich einlud, ihm in das Schloß zu folgen, wo sein Herr ihn erwarte.

„Und wer ist Euer Herr?“ fragte Hennigs.

„Se. Excellenz der Herr Reichsrath und Oberst Baron Wangelin, Gesandter Sr. schwedischen Majestät.“

Digitized by Google

Der Diener schritt schnell voran, durch die Reihen der Wachen, bis in den inneren Hof, dann eine Wendeltiege hinauf in den Saal, wo ein Mann mit klugem, verschmitztem Gesichte ihm freundlich entgegentrat.

„Ihr habt meiner Schwester einen großen Dienst geleistet, und ich bin Euch höchst verpflichtet", redete er ihn an. „Die Zeit drängt, der Kurfürst wünscht Euch zu sehen, es würde mich freuen, könnte ich Euch eine Gefälligkeit bei ihm erwirken."

„Was ich that, bedarf keines Dankes, edler Herr", versetzte der Rittmeister, „doch will ich die Gelegenheit benutzen, um des Kurfürsts Gnade meine Dienste zu empfehlen, und solltet Ihr dazu beitragen können, so seid darum gebeten."

Mit großer Freundlichkeit versetzte der Andere:

„Verlaßt Euch darauf, ich werde nicht zögern."

(Fortsetzung folgt.)

Concert des Kölner Männergesang-Vereins im großherzogl. Orangeriehause bei Darmstadt am 28. Juni.

Es ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Deutschen, daß sie lebhaften Geistes und ganzen Gemüths allen Festen sich zuwenden, bei denen das Nationalgefühl irgendwie seine Rechnung findet. Ganz besonders ist dieß bei deutschen Gesang- und Musikfesten der Fall, und wenn uns und Anderen, die wir erst vor wenigen Tagen Zeuge eines in der That selten großartigen und erhebenden Nationalfestes — der Enthüllungsfeier des Luther-Denkmals in Worms — sein durften, bei welchem auch die Musik nicht fehlte und in der höchst gelungenen Vorführung von Mendelssohn's „Paulus" einen würdigen Abschluß des Festes herbeiführte, Anfangs wegen des unmittelbar an das Wormser größere Fest sich anschließenden engeren Festes: des Besuchs der Kölner Sänger in Darmstadt, einige Besorgnisse sich aufdrängen wollten, so glaubten wir doch diesen Gedanken den Laufpaß geben und uns vollen Herzens auf das neue Gesangfest in Darmstadt freuen zu können. Und in der That, diese Erwartung hat uns nicht getäuscht; das Concert des Kölner Männergesang-Vereins in Darmstadt erwies sich nicht als ein bloßes Concert im engeren Sinne, sondern dasselbe gestaltete sich in seinem weiteren Verlaufe auch zu einem wahren Volks- und Nationalfest für die Residenz und ihre Umgebung, an welchem Hoch und Nieder, Alt und Jung den herzlichsten Antheil nahm und die innigste Befriedigung empfand!

Sind wir recht unterrichtet, so ist die Idee, in Darmstadt ein Concert zum Besten eines zu errichtenden Abbé Vogler-Denkmals zu geben, vom Kölner Männergesang-Verein selbst ausgegangen und zu diesem Zwecke bereits im vorigen Jahr ein erstes Concert in Darmstadt veranstaltet worden. Die finanziellen Erfolge sollen recht hübsch gewesen sein, immerhin jedoch es wünschenswerth gemacht haben, eine Wiederholung des Concertes stattfinden zu lassen, damit das Denkmal um so schöner ausfalle. Wir haben es hier natürlich nicht mit dem Zwecke des Concertes zu thun, obwohl wir gegen die Idee, dem Abbé Vogler — der jetzt ein ziemlich verschollener Name ist und nur in seinen beiden Hauptschülern weiter lebt, dem genialen ächt deutschen Karl Maria v. Weber und dem höchst talentvollen Kosmopoliten Meyerbeer, — ein Denkmal zu setzen, manche gegründete Bedenken vorbringen könnten. *) Doch überlassen wir diesen Gegenstand der Residenz Darmstadt, welche allerdings außer dem schönen Monument ihres ersten Großherzogs kaum noch ein anderes öffentliches Denkmal von besonderer Bedeutung und schöner Ausführung besitzt; wünschen wir ihr, daß das neue Abt Vogler-Denkmal einst eine hervorragende Zierde der Stadt abgeben möge!

Gehen wir nach dieser Einleitung zur Sache, dem Concert selbst und den Kölnern über.

Eigenthümliche Verhältnisse hatten es verursacht, daß wir den Kölner Männergesang-Verein jetzt erst zum ersten Male hörten, wogegen wir andere Vereine, z. B. den Thomaner Männer-Chor in Leipzig, den akademischen Gesang-Verein in Berlin, den Wiener Männergesang-Verein und andere renommirte Vereine bereits früher gehört hatten. Alle diese Vereine haben mehr oder minder ihre Vorzüge; der Wiener Männergesang-Verein ist z. B. weit stärker und scheint uns im Vortrag von Volksliedern alle anderen zu übertreffen; dagegen können wir es heute als unsere volle Ueberzeugung aussprechen, daß der Kölner Verein mit seinen in der Regel nur 100 Männerstimmen (in Darmstadt waren etwa 80 vertreten) auf dem Gebiet des Kunstgesangs alle anderen Männer-Gesang-Vereine Deutschlands — und also der Welt — in Schatten stellt, daß er sie alle hierin überragt und nicht leicht von einem anderen Verein erreicht werden dürfte; hierfür bürgt der Verein selbst mit seinen vortrefflichen Traditionen, seinen strengen Statuten (neu revidirt am 10. October 1857), bürgt ganz besonders der Name des musikalischen Leiters: der königliche Musikdirector und Organist des Kölner Doms, Herr Franz Weber, welcher einen guten Klang in der ganzen musikalischen Welt hat. Derselbe ist lebenslänglicher Musikdirector des Kölner Männer-Gesang-Vereins, dessen Leitung er seit dem 28. April 1842, mithin bereits über ein Viertel Jahrhundert, übernommen, und verfiehl dieß ebenso schwierige als ehrenvolle Amt, — wenn wir recht unterrichtet sind — honoris causa, also ohne jedes fixe Honorar. Wahrlich, das ist ein Verhältniß, welches sowohl Sänger wie Dirigent in gleich hohem Maße ehrt!

(Schluß folgt.)

Prozeß Chorinsky.

△ München, 26. Juni.

(Fortsetzung.)

In der Nachmittagssitzung begann das Plaidoyer.

Die Begründung der Anklage leitete der k. Staatsanwalt Wülfert folgendermaßen ein:

Meine Herren Geschworenen! In diesem Saale, dem Dienste der Gerechtigkeit geweiht, werden so manche Verbrechen ans Tageslicht gezogen und mancher Prozeß zum Austrag gebracht; kaum aber hat je irgend ein Prozeß in solchem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt, wie der, welchen nun Ihr Wahrspruch entscheiden soll. Die That ist, obwohl eines der schwersten Verbrechen, so klar im Begriffe, daß zwischen Anklage und Vertheidigung darüber ein Streit kaum möglich sein wird. Der Beweis der Schuld ist gegen Thäterin und Theilnehmer so zwingend geliefert, daß selbst ein übermäßig vorsichtiger Richter mit gutem Gewissen sein Schuldig aussprechen kann. Auch die psychologische Seite des Falls schien mir bis vor wenigen Stunden nicht besonders hervorragend

*) Abt G. J. Vogler's Ruhm gründet sich mehr auf seine Tongelehrsamkeit, sein theoretisches Wissen und Docriren, als auf seine Tonschöpfungen, die heutzutage nicht mehr eine Ehrenstelle in der Musik einnehmen. Geboren am 15. Juni 1749 zu Würzburg, verbrachte der berühmte Tongelehrte ein höchst bewegtes Wanderleben, bis er am 6. Mai 1814 das Zeitliche in Darmstadt segnete, wo ihm die Munificenz des Großherzogs Ludwig I. ein sorgenfreies Alter bereitete und neben der jetzt in Restauration befindlichen Stadtcapelle ein Denkmal von grauem Marmor setzte.

Digitized by Google

zu sein; — denn die zügellosesste Leidenschaft, verbunden mit Haß und Eigennutz, und die durch die Thätigkeit und mächtige Einwirkung der Geliebten eröffnete Aussicht auf ein gemeinsames zügelloses Leben war maßgebendes Motiv. Sie mußten diesem Triebe umsomehr nachgeben, als sie augenscheinlich die abenteuerlichsten Rechtsanschauungen hatten. Der Angeklagte, tief verstrickt in die Prätensionen einer einst übermäßig bevorrechteten Classe, nimmt als Recht in Anspruch, daß man aus Rücksicht für seine Familie gegen ihn das Gesetz in seiner vollen Strenge nicht anwende, und hat geglaubt, daß eben jener Einfluß, wodurch die Ebergenyi Stiftsdame wurde auch hinreichen würde, die Untersuchung niederzuschlagen. Dieser Wahn erleichterte den Entschluß zum Verbrechen. Die Frage der Zurechnungsfähigkeit hat durch den Widerspruch der Sachverständigen höhere Bedeutung gewonnen. Das Publikum fand diesen Fall namentlich von seiner socialen Seite interessant. In der Ausführung dieses Verbrechens zeigt sich eine ungewöhnliche Niederträchtigkeit. Während die Geliebte ausgezogen ist zum Morde seiner Gattin, wirft sich der Gatte auf dem ehebrecherischen Lager seiner Buhlerin herum und sendet schreckliche Beispiele von Verruchtheit und Gebeten empor zu Dem, der Richter aller Gräuelthaten ist. Allein damit ist das Maß unserer Empfindung noch nicht erschöpft. Wir sehen eine zerrüttete Ehe, wir sehen, wie jenes Liebespaar, das sich mit gegenseitigen Liebesbetheuerungen überschüttet, sich gegenseitig die Treue bricht. Wir sehen in der ganzen Handlungsweise eine erschreckende Unsittlichkeit und Zuchtlosigkeit, wir sehen den Versuch, den Meineid als Vertheidigungsmittel zu benutzen. Die Verbrecher, wer sind sie? — Sie sind nicht aus der Hefe des Volkes, aus dem Bodensatze der Menschheit hervorgegangen, der durch Armuth und schlechte Erziehung der Sinnlichkeit hingegeben ist, durch Noth und Elend getrieben, von Laster zu Laster sinkt. Nein! — an ihrer Wiege stand das Glück; sie aber lernten keine wahre Bildung und sanken so tief, weil sie ihre Begierden nicht zu zähmen wußten. Die hier betheiligten Personen gehören den besten Ständen an; wir sehen nahe Verwandte das Verlobungsfest des verheiratheten Mannes mit seiner Geliebten feiern; — wahrlich in jenen Kreisen scheinen eigenthümliche Begriffe von Moral zu herrschen! Wir sehen merkwürdige Gestalten auftauchen, wir sehen einen Rampacher, der nach den Aeußerungen Juliens Alles thun wollte, der nach seinen eigenen Aeußerungen dem Statthalter nur mit „Sammetpfoten" entgegentreten wollte und bereit wäre zu einer Gewaltthat, wenn er die nöthige physische Kraft dazu besäße, — kurz, wir stehen vor einem Abgrund sittlichen Verderbens. Nicht bloß die Standalsüchtigen wird dieser Prozeß befriedigen, auch die Andern, welche von sittlichen Motiven sich leiten lassen, werden die Befriedigung genießen, daß auch kein Hochgestellter das Recht straflos verletzt, daß unsere Richter Jeden ohne Ansehen der Person nach gleichem Maße messen!

Hierauf entwickelte der Staasanwalt in einem zwei volle Stunden in Anspruch nehmenden, gediegenen Vortrage alle die einzelnen Indicien, welche die öffentliche Verhandlung für die Theilnahme des Angeklagten an dem Morde geliefert hatte, zu einem, den Zusammenhang der sämmtlichen Umstände und Ereignisse, welche in den Rahmen der Anklage gehören, — umfassenden, klaren Bilde. Nach der Erörterung der Schuldfrage ging der Staatsanwalt zur Untersuchung der Frage über, ob der Graf Chorinsky im strafrechtlichen Sinne für die That verantwortlich gemacht werden könne, d. h. ob er im Bewußtsein der Strafbarkeit der Handlung und aus freiem Willen die Ebergenyi anstiftete und bei der Ausführung sie unterstützte. „Hüten wir uns indessen hier vor einer Verwechslung der rechtlichen und der moralischen Freiheit — sagte er —; rechtlich frei ist Jeder, der nicht durch das Gesetz ausgenommen wird. Moralisch unfrei ist Jeder, welcher durch üble Gewohnheit, weil er sich nicht so weit beherrschen kann, daß er seine unlauteren Begierden zu zügeln vermöchte, unter dem Drucke dieser üblen Gewohnheit sich zu Verbrechen bestimmen läßt. Ich betrachte von diesem Standpunkte die sogenannte moralische Krankheit, deren Werth ich auf dem Rechtsgebiete für problematisch erachte, und die, wie wir gehört haben, auch auf dem Gebiete der Wissenschaft noch Controverse ist. Wenn Jemand in Folge seiner unmoralischen Neigungen und weil er sich nicht beherrschen kann, eine widerrechtliche Handlung begeht, so ist hiermit keine Entschuldigung für die Handlung gegeben. Es liegt überhaupt die Gefahr nahe, daß diese moralische Krankheit sich einfach in Immoralität verwandle. Wer die Folgen einer That kennt, ist strafgesetzlich verantwortlich, wenn sich auch in seinem geistigen Leben nicht überall ganz normale Erscheinungen zeigen, soferne sie nur in dieser Richtung sein Urtheil nicht beeinträchtigen. Man wird bei der Entscheidung dieser Frage das Augenmerk darauf zu richten haben, ob es sich um Handlungen frägt, die im Gebiete der sinnlichen oder übersinnlichen Anschauungen liegen. Es gibt eine Reihe von Verfehlungen gegen das Gesetz, welche auf dem letzteren Gebiete liegen, so daß die Strafbarkeit der Handlung nicht sofort jedem Menschen erkennbar ist; aber es gibt auch gewisse Handlungen, welche auch den geistig Beschränkten als Unrecht erscheinen, weil sie ein grober Eingriff in die Rechtssphäre sind. Unter diesen Verbrechen ist der Mord wohl das schwerste; es wird der geringste Grad von geistiger Erkenntniß nöthig sein, um dessen Strafbarkeit zu erkennen. Jedermann, der nur einigermaßen seine geistigen Fähigkeiten bewahrt hat, ist im Stande, die Rechtswidrigkeit des Mordes zu erkennen. Und da es sich um einen Mord handelt, der unzweifelhaft, Monate lang überdacht, die Frucht reiflicher Ueberlegung gewesen ist, so wird hier um so mehr darauf zu bestehen sein, daß die Unfähigkeit, das Rechtswidrige zu erkennen, klar vorliegt. Nun frage ich, erkannte der Angeklagte die Strafbarkeit seines Unternehmens oder nicht? Ich glaube Ihnen die Antwort hierauf am deutlichsten durch die Niederschreibungen des Angeklagten vom 19. bis 22. November 1867 geben zu können, welche von Angst und Sorge strotzen und in welchen sich klar das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit der Handlung ausspricht. Ebenso hat der Angeklagte in seiner ganzen Vertheidigungsweise von Anfang an ein Verhalten eingeschlagen, welches erkennen läßt, daß er sich klar bewußt war, welche Gefahr über ihm schwebte. Man hat in seinen Antworten anfänglich nichts Auffälliges gefunden, er hat mit größter Unumwundenheit über gleichgültige Dinge sich geäußert; als aber die eigentlichen Verhöre begannen, da hat er so knapp als möglich geantwortet und Erklärungen gegeben in Hülle und Fülle, welche seine Unschuld darthun sollten. Auch sein ganzes Auftreten hier im Saal beweist klar, daß er vollständig erkennt, um was es sich handelt. Er ist sich bewußt, eine rechtswidrige That begangen zu haben, eben so sich bewußt, als damals, da er den Ausdruck seiner bangen Besorgniß in jenen Aufschreibungen niedelegte. Sein ganzes Handeln in dieser Sache ist das eines Vernünftigen; es entspricht jedes Wort, jede Handlung, jede That dem Zwecke, den sie verfolgt. Wer so zweckgemäß handelt, wer einsieht, was er begonnen und sich so zu vertheidigen weiß, ist nicht unzurechnungsfähig. Es mag richtig sein, wenn zwei Sachverständige sagen, daß der Graf in gewisser Richtung nicht normalen Geistes ist; aber wir haben zu fragen: ist die Richtung des Geistes so, daß das Bewußtsein dessen, was er thut, in dieser Beziehung zur Zeit der Handlung aufgehoben war. Jene zwei Sachverständigen, welche sich für die Unzurechnungsfähigkeit ausgesprochen haben, suchen dieselbe auf dem Gebiete des Willens, — ob er nämlich frei bestimmen konnte für die Handlung, die er beging. Es liegen schlagende Beweise vor, daß Chorinsky vollkommen Herr seines Willens ist; die ganze Art seines Auftretens beweist dieß. Die anderen Experten haben mit Recht betont, daß er außerordentliche Proben von Selbstbeherrschung gegeben hat. Es wäre auch nicht möglich, daß ein

Digitized by Google

Mann, der die Freiheit des Willens im strafrechtlichen Sinne nicht hat, eine Stellung wiederholt und zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten hätte behaupten können. Man weiß nichts von Strafen und Ungehörigkeiten; mit Ausnahme von Schuldenmachen und leichtsinnigen Streichen war sein Verhalten im Dienste immer entsprechend, obwohl gerade der Militärstand den größten Gehorsam und die strengste Selbstverläugnung auferlegt. Hier ist erster Grundsatz, den eigenen Willen fremdem unterzuordnen, und wir haben auch nicht die leiseste Andeutung, daß der Angeklagte sich gegen diesen ersten Grundsatz jemals versehlt hat. Im Gegentheil, er wird als tüchtiger Soldat geschildert, und ganz gewiß kann Niemand sagen, daß, wer eine Compagnie im Felde führen kann, nicht die nöthige Herrschaft über sich selbst besitze. Gewiß war es rechtlich durchaus zu die Willensfreiheit des Angeklagten gestellt, ob er seine Gattin ermorden wolle oder nicht. Daß er nicht den moralischen Fond gehabt habe, einem solchen Entschlusse von Anfang an zu widerstehen, macht ihn in den Augen des Gesetzes nicht straflos, denn Jeder ist eben verpflichtet, die sittlichen und rechtlichen Grundsätze zu beobachten, und wenn er dieß nicht thut, weil er vorzieht, seinem Treiben und seinen Neigungen zu folgen, so muß er nach den Strafgesetzen verantwortlich gemacht werden. Ueber die Frage der Strafbarkeit des Angeklagten haben die Sachverständigen gar nicht zu entscheiden, sie haben nur nachzuweisen, ob er überhaupt an Geistesstörung leide, welche seine Urtheilskraft so trübt, daß er die Strafbarkeit seiner Handlung nicht einsehen konnte. Angesichts dessen, was über das ganze Leben und die dienstliche Stellung des Angeklagten bekannt ist, bestreite ich entschieden, daß von den erwähnten zwei Sachverständigen der Beweis geliefert ist, der Graf sei so mangelhaft geistig ausgestattet, daß er die Strafbarkeit seiner Handlungen nicht hätte einsehen können. Es liegen sogar Aussagen vor, daß er von seinen Kameraden gerne zur Schlichtung von Ehrenhändeln, gewiß ein Beweis von Vertrauen, gebraucht wurde. Ich habe daher keinen Anlaß, an seiner Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln und pflichte dem Gutachten der drei übrigen Sachverständigen bei. Die zwei anderen Sachverständigen constatiren nur, daß der Graf, vorzüglich in Liebesangelegenheiten, besonders erregbar sei; diese Erregung sei aber vorübergehend, und außer diesem Zustande handle er so vernünftig, wie jeder Andere. Sie werden mir daher beipflichten, wenn ich schließe, daß jenes ahnungsvolle Wort der Gräfin auf der ersten Seite ihres Tagebuches: „Meine Liebe ist mein Hort und an diesem Horte will ich sterben", sich erfüllt habe, freilich ganz anders, als sie dachte. Aber daß die selbstgewollte Zerrüttung der Ehe, daß das Hinderniß, welches die Ehe für die Vereinigung mit einer Anderen bildete, daß alle diese Umstände Gründe für die Veranlassung des Verbrechens geworden seien und daß Graf Chorinsky wirklich die Ebergenyi veranlaßt habe, seine Gattin zu tödten, darin werden Sie mit mir gewiß einverstanden sein."

Vertheidiger Dr. Schauß: Hoch ehrenwerthe Jury! Sie werden mir zugeben, daß noch nie ein Vertheidiger unter so schwierigen Umständen plaidirt habe, wie ich heute, und daß die öffentliche Meinung noch nie so erregt gewesen, und zwar ungerechter Weise, indem sie es schon vor dem Urtheilsspruche war. Vor Allem muß ich Sie bitten, alle schriftlichen Zeugenaussagen mit Vorsicht zu würdigen. Trotzdem die Sache durch die öffentliche Verhandlung schon sehr an ihrer Romanhaftigkeit verloren hat, so bin ich doch genöthigt, ein, wenn auch bescheidenes Steinchen auf das Grab der Ermordeten zu werfen, da ich auch an ein anderes Grab zu denken habe, zu welchem der Staatsanwalt den ersten Schaufelstich gethan. Ich muß hier nochmals eine kurze Schilderung der betheiligten Personen geben. Abgesehen von der sehr nervösen Reizbarkeit, der Graf Chorinsky schon in frühester Jugend unterlag, ist nicht zu vergessen, daß er, als relativ junger Mann, die Bekanntschaft mit einer Schauspielerin machte, welche sich, man darf es hier wohl sagen, ohne große Schwierigkeiten den ersten Ausbrüchen seiner Neigung nach nur wenigen Tagen oder Wochen hingegeben hat. Der Graf handelte damals mehr edel als vernünftig. Aus dem leichten Verhältnisse wurde bald ein ernstes: es wurde die Ehe geschlossen ohne Beistimmung der Eltern, und das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. In der unsittlichen und unvernünftigen Grundlage dieses Ehebündnisses liegt der Keim des ganzen Prozesses. Vergessen Sie aber nicht, daß die Getödtete nicht mindere Schuld trägt an dem Ausgange dieses Drama's als der Angeklagte selber, wofern er die That verübt hat. Wer ist aber die dritte Person in unserem Drama? Sie ist eine mit allem Raffinement des Lebens vollständig bekannte und vertraute Landbewohnerin, welche nach Wien zieht mit einem Einkommen von 300 fl., weil ihr die heimathliche Stätte zu langweilig ist. Das ist jene Person, welche Graf Chorinsky in Wien verführt haben soll, obgleich wir von ihr wissen, daß sie Besuche von Herren jeden Standes und jeder Rangclasse bei sich gesehen habe. (Der Angeklagte fährt auf mit der Bitte an den Präsidenten, dem Vertheidiger das Wort zu verbieten; er wird zurechtgewiesen.) Nach diesen allgemeinen Bemerkungen erlaube ich mir, meine Herren Geschworenen, Ihnen die Aufgabe klar zu machen, welche Sie nach dem Vortrage des Herrn Staatsanwaltes zu erfüllen haben. Sie werden sich dreierlei Ueberzeugungen zu bilden haben: Zunächst darüber, ob die Gräfin Chorinsky hier ermordet worden ist. In dieser Beziehung wird Ihrer Ueberzeugung von meiner Seite eine Schwierigkeit nicht bereitet werden. Daß Gräfin Mathilde Chorinsky vergiftet worden sei, und zwar nicht mit Blausäure, sondern mit Cyankali, bestreite ich nicht. Die zweite Aufgabe wird sein, zu prüfen, ob der Angeschuldigte und in welchem Grade an der That betheiligt ist. Die dritte Frage ist, ob, wenn Sie die Ueberzeugung finden dafür, daß derselbe in irgend einer Weise an der That betheiligt sei, ihm diese Betheiligung und in welchem Grade sie ihm zugerechnet werden kann. Ich halte es für nothwendig, mich zuerst über die Zurechnungsfähigkeit auszusprechen, und zwar deßhalb, weil, wenn Unzurechnungsfähigkeit des Angeschuldigten angenommen würde, die weitere Frage: ob er Theilnehmer und Anstifter der That sei, von selbst wegfiele.

„Meine Herren Geschworenen! Ich stelle einen Satz auf, aus dem ich alles Uebrige deduciren will: Alle Zeugen, einschließlich seiner Gattin bis zur letzten Zeit, geben dem Beschuldigten ein Zeugniß, welches dahin lautet: „Er ist ein gutmüthiger Mensch". Entweder sprechen nun alle diese Zeugen die Unwahrheit, zu welcher Annahme absolut keine Veranlassung besteht, oder was er gethan und gesprochen, ist Wahnsinn. Verbinden lassen sich die beiden Behauptungen, daß er ein gutmüthiger Mensch sei und daß er dieses Verbrechen verübt habe, absolut nicht. Man hat Ihnen gesagt, daß der Beschuldigte ein in der Liebe excentrischer Mensch sei. Ich habe alle Hochachtung vor der Liebesexcentricität, und ich glaube, Keiner in diesem Saale ist so unglücklich, daß er sie nicht einmal in seiner jungen Brust gefühlt; aber nicht Einer von uns ist in seiner Liebesexcentricität so weit gekommen, wie in hundertfältigem Maße der Angeschuldigte. Wo sind die Verliebten zu finden, die sich die Brust zerfleischen, das Messer in die Brust stechen, ganze Nächte in den Straßen zubringen, alte Schuhe an sich nehmen und herumschleppen, Theile ihres Körpers abschneiden und der Geliebten aufdrängen zur ewigen Erinnerung? Das ist Wahnsinn.

(Schluß folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lit. = Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 185. Sonntag, den 5. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Baron über die näheren Verhältnisse seines Schützlings Erkundigungen eingezogen, als die innere Thüre sich öffnete, und ein greiser General, gefolgt von mehreren Offizieren, in den Saal trat.

„Da ist gleich ein Mann, der Euch helfen kann", flüsterte er dem Rittmeister zu. „Tretet näher heran!" Und sich zu dem Eintretenden wendend, fragte er lächelnd: „Ist das schöne Schauspiel schon aus, Ew. Excellenz?"

„Gott sei Dank, daß das dumme Zeug vorbei ist", meinte der General; „ich kann alle solche Narrenspossen nicht ausstehen."

„Noch einen Augenblick, Excellenz!" sagte der Botschafter. — „Excellenz", begann er, „sehen Sie hier einen jungen Offizier, den ich Eurer Gnade empfehle" — und nun erzählte er mit großem Redeflusse die Thaten und Schicksale des Rittmeisters und vergaß nicht seiner ritterlichen Hingebung und des Dankes, den er selbst ihm schulde."

Das freundliche und lachende Gesicht des Generals hatte inzwischen immer mehr einen ernsten und finstern Ausdruck angenommen.

„Herr Botschafter oder Oberst, was Ihr beides seid", sagte er, „bleibt mir mit solchem Kram vom Halse. Wollt Ihr dem Herrn so gern Dienste verschaffen und dankbar sein, so schickt ihn nach Schweden, bei uns ist Frieden und unsere Reihen vollständig; überdieß aber", hier warf er einen langen, festen Blick auf den Oberst, „ist's mit den Empfehlungen oft eine schlimme Sache. Nun nichts für ungut und Gott befohlen!"

„Der alte Eisenfresser!" murmelte der Baron, und lächelnd warf er den Kopf auf. „Nun, wir wollen sehen; kommt weiter, mein lieber Rittmeister."

Der General hatte indeß fast die Thüre erreicht, als er sich nochmals wendete und auf den Rittmeister zukam.

„Gebt mir Eure Hand, Kamerad", sagte er, „und seh't nicht so finster, Euch hat kein Wort gegolten, und Euer Gesicht — wie heißt Ihr, Kamerad?"

Der Gefragte nannte sich.

„Element noch mal! Hennigs?! Was? Seid Ihr ein Sohn von dem tollen Major unter den Gelben?"

Lächelnd bejahte es der Rittmeister.

„Mein Seel', jetzt seh' ich's deutlich, wenn Ihr lacht", rief der Alte. „Ich bin Dörflinger, oder wie ich damals hieß, Dörfling. Ich war Eures Vaters Obrist, dann sein General und sein Freund; — hier in meinen Armen ist er gestorben. — Es war eine Schande, gerade wie der Frieden vor der Thüre war."

„Er hat treu für seinen König und für seinen Glauben gestritten."

„Das hat er, Das hat er!" rief Dörflinger eifrig, „und er war ein Wagehals, wie ich nie einen sah . . ."

„Ausgenommen Ew. Excellenz", lächelte der Baron.

„Nein, nein!" rief Dörflinger. „Von mir sagen sie zwar, ich hätte den Teufel im Leibe, der hatte aber ein Dutzend drin. — Doch Ihr, wie seid Ihr zu den Schweden gekommen?"

Der Rittmeister erzählte, bis der General lachend rief:

„Ja, so machen es die Herren jenseits der Ostsee. So lange es Krieg gibt, sind die deutschen Knochen gut, nachher gibt man ihnen einen Tritt und läßt sie laufen. — Laßt's gut sein, Kamerad, mit mir haben sie's nicht besser gemacht. Einen Generalsrock haben sie mir angezogen, und euch ein Stück Band darauf zu setzen erlaubt, aber ich hätte verhungern können, wenn ich nicht hier Brod und Dienste fand. — Nun, nichts für ungut, Herr Oberst. — — Ihr aber, Kamerad, sollt bei uns bleiben, und zwar in meinem Regiment. Ich muß sehen, was Ihr von Eurem Vater an Euch habt, so wahr ich George heiße!"

„Verzeiht, Herr Feldmarschall", sagte höflich ein eintretender Kämmerer, „des Kurfürst's Gnaden haben schon zweimal nach dem schwedischen Herrn gefragt."

„So kommt, Hennigs", rief Dörflinger, „ich selbst will Euch dem Herrn empfehlen."

Mit jugendlichem Feuer schritt er dem Rittmeister voran, der nicht ohne Scheu, nachdem er eine lange Zimmerreihe durchwandert hatte, in einen großen, herrlich geschmückten Saal trat, der ganz gefüllt mit den Herren und Damen des glänzenden Hofes Friedrich Wilhelms war.

Die Gold- und Silberstoffe des französischen Geschmackes und die feinen Sitten des Hofes von Versailles zeigten sich hier überall, wenn gleich in verjüngtem Maßstabe, denn der Hof des mächtigen Kurfürsten, der damals ein Centralpunkt der Politik Europas war, ward durch die Gegenwart der Gesandten und vornehmen Männer der meisten großen Staaten verherrlicht, die um seine Freundschaft buhlten.

Als Dörflinger mit seinem Begleiter hereingetreten war, wendeten sich schnell Aller Augen auf ihn, und noch hatte er den Kurfürsten nicht erreicht, als die Gespräche verstummten und Alles sich zu einem Kreise bildete.

Die einfache, aber feine Tracht des Fürsten, ohne Prunk, aber voll Zierlichkeit, seine kräftige, schöne Gestalt, vor allem aber das majestätische, fast zu ernste Gesicht, das nur von der Freundlichkeit seines durchdringenden Auges milder gemacht ward, zeichneten ihn treffend aus.

Als sich Dörflinger nahte, trat er einen Schritt vorwärts und stützte sich auf den Erbprinzen Emil, einen kräftigen, blühenden Jüngling, welcher die Hoffnung des Landes und der Stolz seines Vaters war, der ihn auf's zärtlichste liebte.

Digitized by Google

„Gnädigster Herr", sagte Dörflinger, „hier stelle ich Ihnen einen tapferen Soldaten vor, dessen Vater mein Freund war, und der heute schon gezeigt hat, daß sein Herz auf dem rechten Fleck sitzt. Ich bitte um die Gnade, ihn in meinem Regimente Volontairdienste thun zu lassen, bis er kund gegeben hat, was er für Kunststücke kann."

„Meine Bitten verbinden sich mit der des Herrn Grafen Feldmarschalls", sagte der schwedische Gesandte.

„Und wenn Ew. kurfürstliche Gnaden es der Dankbarkeit einer Geretteten gestatten", setzte seine Schwester hinzu, indem sie aus dem Kreis trat und ihre Kniee vor dem Fürsten beugte, „so möchte ich meine schwache Stimme gar gern für den edlen Herrn hier erheben."

„In der That, Herr Rittmeister, Ihr habt gewaltige Fürsprecher!" rief der Kurfürst lächelnd. „Tapferkeit, Ruhm und Schönheit vereinen sich für Euch, und zu meiner Gunst. — — Stehet auf, mein schönes Fräulein, und sagt Eurem Ritter, daß ich mit Freuden seinen Wunsch, in meine Dienste zu treten, annehme, und die nächste Majorstelle für ihn offen sein soll. — Euch aber, Herr Rittmeister, sagen wir Alle unseren besten Dank für Eure wackere That von vorhin. — Seid Ihr so zufrieden, Dörflinger, und Ihr, Herr Abgesandter?"

„Vollkommen, gnädigster Herr!" rief der alte Mann, während Wangelin sich tief verbeugte. „Und nun, Hennigs, herunter mit dem falschen Geld, und zieht die ehrliche rothe Fahne auf. — Na, nichts für ungut, Herr Oberst."

„Fügt Euch seinem Willen, Herr Rittmeister", meinte der Erbprinz lachend; „bei mir hat er auch nicht eher geruht, als bis ich sein Regiments-Collet angezogen habe."

„Für heute seid Ihr mein Gast", sagte der Kurfürst freundlich, und lächelnd fügte er hinzu: „Doch muß ich eilen, Euch Exren Freunden zu übergeben, denn dort stehen der Obrist und seine schöne Schwester, und hier mein tapferer Dörflinger, von dem ich wetten möchte, er hat schon für Euch einen passenden Rock bei der Hand."

Er winkte ihm mit der Hand eine gnädige Entlassung, und betroffen von so schnellem Wechsel, trat der Rittmeister zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Concert des Kölner Männergesang-Vereins im großherzogl. Orangeriehause bei Darmstadt am 28. Juni.

(Schluß.)

Der Schwerpunkt der künstlerischen Leistungen des Kölner Männergesangvereins ruht unserer Ansicht nach in der genauesten Beachtung von zwei Punkten, welche in der Regel von den Männerchören nicht in solchem Maße befolgt werden: in der fast stets haarscharfen Intonation und in der guten Aussprache. Gewöhnlich werden die Schwierigkeiten, mit welchen ein Männergesangverein zu kämpfen hat, um eine gute musikalische Wirkung zu erzielen, unterschätzt und zwar oft am meisten — von den Herren Sängern. Nächst einer guten Stimme, die natürlich das Alpha und Omega alles Gesangs, ist eine richtige Tonbildung erforderlich, welche sowohl Kehl- wie Gaumentöne vermeiden läßt und sich von einem näselnden, leiernden und schwächlich sentimentalen Vortrag, der eines Männerchors ganz unwürdig ist, gleich fern hält. Die Aussprache ist bei manchen Vereinen, die selbst deutlich und verständlich vortragen, oft noch mangelhaft; namentlich die unrichtige Vocalisirung — der falsche spitze Ansatz des e, i, u, — die unrichtige Aussprache der Diphthongen eu wie ei, ä wie i ꝛc., machen sich noch immer sehr bemerkbar und können weder durch die schönsten hohen b, h und c der ersten Tenöre, noch durch die kräftigen und markigen es, d ꝛc. der tiefen Bässe paralysirt werden. Der Kölner Männergesangverein besteht nun natürlich nicht aus lauter Gesangskünstlern, sondern aus gebildeten Dilettanten, die aber sämmtlich das Bestreben haben, die rhythmischen und dynamischen Momente genau zu beachten, sich von allen theatralischen kleinen Unarten und Ausartungen fernzuhalten und durch strengste Disciplin unter ein Banner geschaart, sich gegenseitig unterzuordnen, um die schöne decenie und dann wieder so begeisterungsvolle Gesammtwirkung zu erzielen. In Hinsicht auf Disciplin kennen wir nur noch zwei Vereine: den Thomaner-Chor in Leipzig und den Berliner Dom-Chor*), welche in ähnlicher genauer Weise dem Stabe des Dirigenten folgen und in der Nuancirung des Tons, beim Crescendo und Decrescendo, in der Präcision des Einsetzens und Aufhörens fast an das neue Exercierreglement des norddeutschen Bundes erinnern! Auf die Reinheit des Tons, gegen welche wir so oft von unseren Männergesangvereinen — namentlich in den Mittelstimmen — fehlen hören, wird ferner von Seiten der Kölner Vereinsmitglieder oder vielmehr ihres feingebildeten Dirigenten die größte Sorgfalt verwendet; wir haben genau Chor auf Chor verfolgt und am Schlusse stets denselben, um kaum eine Schwebung tieferen Accord vernommen wie am Anfang, obwohl sämmtliche Chöre a capella vorgetragen wurden. Kurz wir wiederholen: in der Gesammtheit der künstlerischen Ausbildung übertrifft der Kölner Männergesangverein ohne jeden Zweifel jeden anderen Männerchor.

Nach diesen allgemeinen, rückhaltslos anerkennenden Bemerkungen dürfen wir als gewissenhafter Kritiker wohl auch einige kleine Rügen nicht zurückhalten. Man sagt zwar, wo viel Licht, da sei auch viel Schatten, doch ist uns nur zu wenigen Ausstellungen Anlaß geboten. Zunächst beanstanden wir etwas das Concertprogramm. Dasselbe umfaßte 14 Nummern, darunter zwei Instrumental- (Septett in D-moll von Hummel, resp. drei Sätze: Allegro, Scherzo und Finale) und zwölf Vocalpiecen. Ersteres fanden wir ganz an seinem Platze, dagegen waren uns von den Männerquartetten drei volle Viertel längst bekannt, und zwar befanden sich Namen darunter wie Kücken, Girschner, Veit, die wir durch andere, z. B. Mozart, Schubert, Schumann gern ersetzt gesehen hätten. Und warum hat man zur Eröffnung nicht ein geistliches Lied gewählt? Glaubte man von Abbé Vogler's Compositionen keine verwenden zu können, weßhalb wählte man gar nichts von seinem besten Schüler Karl Maria von Weber? Letzteres ist uns um so mehr ein Räthsel, als das Concert doch das Andenken an den Abbé Vogler oder seine Schüler wachrufen sollte. Gerade C. M. v. Weber ist es, dessen Andenken hier am Mittelrhein in treuen Herzen gehalten wird, und manche seiner Compositionen für Männergesang sind geradezu von enthusiasmirender Wirkung!

Weiter möchten wir für die gänzliche Abschaffung aller Soli mit „Brummchören" plaidiren. Das sind wohl für gesellige Vereinigungen recht angenehme Unterhaltungen, doch scheinen sie uns nicht in den Concertsaal zu gehören, da sie gegen den rein ästhetischen Genuß verstoßen und weder Geist noch Gemüth ansprechen, ja sogar bisweilen nur anheiternd wirken. Solche Sachen waren allerdings vor 20—30 Jahren noch beliebt, als jedes Städtchen seine „Liedertafel" etablirte, deren jede etwas Nagelneues produciren wollte; doch heute, wo man strenger als je die Spreu vom Weizen scheidet, sollte man die „Brummchöre" einfach ad acta legen oder wenigstens aus dem Concertsaal bannen. Es gibt schöne Männerquartette mit Chören oder Chöre mit Hörnerbegleitung in

*) Letzterer ist zwar kein Männergesangverein, darf aber doch hier citirt werden, weil er nur aus Knaben und Männern besteht.

Digitized by Google

genügend großer Zahl, als daß man andere künstliche Arrangements machen sollte!

Das Concert begann — nunmehr kommen wir endlich zum Programm — mit dem Chor: „Am Neckar, am Rhein!" von Kücken; das schöne Abendständchen: „Schlafe Liebchen" von F. Mendelssohn-Bartholdy folgte und wurde mit feinster Nuancirung vorgetragen; der Chor „Hüte dich!" von Girschner schloß sich daran, worauf das schon genannte Hummel'sche Septett für Piano, Viola, Cello, Contrabaß, Flöte, Oboe und Horn von der großherzoglich hessischen Hofpianistin Fräulein Wilhelmine Döring und den Mitgliedern der Darmstädter Hofcapelle Herren Niederhof, Ohls, Hardorbt, Göttmann, Meister und dem trefflichen Herrn Th. Siedentopf aus Frankfurt ganz vorzüglich vorgetragen wurde. „Lenzfrage", ein sehr schöner Chor von F. Lachner, „Liebesklage", Tenorsolo mit Brummchor von F. Neidhardt, dessen Solo von Herrn Joseph Wolff mit schönstem Wohllaut und in feinster Weise gesungen wurde, und das „Novemberwetter", Quartett mit Chor von Musikdirector C. A. Mangold, dem der deutsche Männergesang so manches schöne und kräftige Lied verdankt, beschlossen die erste Abtheilung. Die zweite Abtheilung wurde eröffnet durch das allbekannte Kücken'sche Lied: „Die jungen Musikanten", welchem ein uns ganz neues „Abendlied", Chor mit Hornquartett von C. A. Mangold, folgte, dessen Harmonisirung uns nicht sogleich anmuthen wollte; ein Chor: „Schön Rohtraut" von Veit, „Lorbeer und Rose", Duett für zwei Tenore mit Brummchor, zwei Volkslieder, für Männerchor arrangirt von Brambach „Mein Kathlin" (irisch) und „Das Bäschen" (schottisch), denen die Kölner gerne noch das unübertreffliche Volkslied: „Die drei Röslein" von Silcher hinzufügten, und der schöne Chor mit Hörnerbegleitung: „zum Walde", von dem Wiener Capellmeister Zerbeck, bildeten die weiteren Nummern. Ganz ausgezeichnet schön wurden die Volkslieder vorgetragen; wir sahen manchen Hörers Auge feucht werden und nicht endenwollender Applaus lohnte den Sängern, die so freundlich Zeit und Mühe geopfert hatten, um „südlich der Mainlinie" ein neues Kunstdenkmal errichten zu helfen.

Allgemein sprach sich die höchste Befriedigung über den schönen, Herz und Geist befriedigenden Kunstgenuß aus. Draußen in den schönen Anlagen wogte eine nach Tausenden zählende Menge von Menschen, die nicht minder andächtig und ruhig sich verhielten und die herzlichsten Sympathieen für die nordischen Sangesbrüder zu erkennen gaben. Begünstigt von dem herrlichsten Wetter, verlief das Fest in der besten Weise; dasselbe muß auch einen höchst bedeutenden finanziellen Ertrag geliefert haben, so daß wohl in nicht ferner Frist die Grundsteinlegung des Abbé Vogler-Monuments in Darmstadt gesichert sein dürfte.

Dem Kölner Männergesangverein bringen wir schließlich unseren besten Dank für die gewährten Kunstgenüsse dar, und hoffen ihm bald wieder einmal auf dem Felde der Ehre zu begegnen!

X.

Prozeß Chorinsky.

△ München, 26. Juni.

(Schluß.)

Der Vertheidiger fährt fort:

Ich will nun zu beweisen suchen, daß der Beschuldigte wirklich verrückt sei. (Angeklagter protestirt jedesmal, so oft ihn der Vertheidiger einen Verrückten u. dgl. nennt.) Ich will vor Allem anführen, was der Untersuchungsrichter gesagt hat. Er sagte: „der Angeschuldigte ist unruhig, aufwallend, leicht reizbar, einer ruhigen Ueberlegung nicht fähig, von den Leidenschaften nicht nur beeinflußt, sondern gänzlich bewältigt." Ich glaube nun, daß gerade dieses das Kriterium der Unzurechnungsfähigkeit sei, daß man seine Leidenschaften nicht zügeln kann. Eisenmeister Reckenberger erklärte den Angeschuldigten direct für närrisch. Dasselbe bestätigt uns der Gehülfe des Eisenmeisters. Diese Aussagen sind ganz erklärlich im Zusammenhalte mit denen der übrigen Zeugen, die über den Grad seiner Zurechnungsfähigkeit vernommen wurden. Man hat gesagt: die moralische Krankheit würde zur Immoralität. Das hätte einem grauen Haupte, wie Morel ist, nicht gesagt werden sollen. Morel vertritt keine Principien, die zur Immoralität führen, Er, die erste Größe Frankreichs in seiner Wissenschaft und Führer einer ganzen Schule. Betrachten Sie ihn, ob er der Mann ist, um in seinem reifen Alter als Schwindler eine Krankheit zu erfinden, damit die Spitzbuben frei werden. Meine Herren Geschworenen! Sie werden, wenn Sachverständige sagen: wir halten den Beschuldigten für reif, in eine Irrenanstalt gebracht zu werden, sich dreimal besinnen, ihn dem Henker auszuliefern. Wenn Sie aber auch nicht glauben sollten, daß der Angeklagte nicht Herr über seinen Willen sei, nicht moralische Kraft genug besitze, um seinen Trieben widerstehen zu können, so werden Sie mindestens geminderte Zurechnungsfähigkeit annehmen. Diese wird wohl Niemand bestreiten. Ich komme nun auf einen Punkt, den Dr. Solbrig, wie ich glaube, nicht ernst genug genommen hat. Der Staatsanwalt sagt, Chorinsky sei deßhalb der Anstifter des Mordes, weil die Ebergenyi kein Interesse daran gehabt, den Grafen nie geliebt habe. Ich frage, warum dann die Ebergenyi nach München gegangen und die Gräfin ermordet hätte. Wenn sie nicht selbst Gräfin Chorinsky werden wollte, warum sollte sie die That begangen haben. Erlauben Sie, daß ich jetzt auf die Frage eingehe, ob Chorinsky an der That überhaupt und in welchem Grad er betheiligt sei. Ich sage: diese Betheiligung ist in gar keinem Grade erwiesen; mit Andeutungen und Folgerungen aus Briefen kann kein Verbrecher überführt werden, es würde sonst jede Gerechtigkeit aufhören; besonders muß ich das bestreiten bei der Anstiftung zu einem Verbrechen. Art. 54 des Strafgesetzbuches verlangt hiezu ausdrücklichen Rath oder Auftrag durch Ueberreden, Versprechen oder Geben eines Lohnes u. s. w., mit anderen Worten, man muß der geistige Vater der That sein. Was liegt nun für die intellectuelle Urheberschaft hier vor? Nichts. Eigentlich hat der Staatsanwalt dieß selbst zugegeben. Die Beweise sind nur aus der Individualität des Angeklagten genommen; das genügt aber nicht. Daß aber Ebergenyi Ursache hatte, die Heirath zu wünschen, geht schon daraus hervor, daß sie täglich von ihrer Heimath Briefe bekam, worin sie zur Aenderung ihres Wandels und zur Heimkehr aufgefordert wurde; sie brauchte also die Ehe, um sich mit Ehren wieder in der Heimath sehen lassen zu können. Ich meine: dieß war Motiv genug für sie, wenn der Charakter entschlossen genug ist, den Mord zu verüben. Ich komme nun zur Schachtel mit den Früchten. Eines steht fest, daß über dieser Schachtel ein nicht gelüftetes Geheimniß schwebt. Meine Herren Geschworenen, hüten Sie sich vor Hypothesen; meiner Ansicht nach dürfen Sie auf die Schachtelgeschichte beim Wahrspruche nicht reflectiren. Unerklärlich ist noch, daß der Anstifter des Verbrechens während dessen Ausführung sich hinsetzt und Briefe darüber schreibt, ob es gelingt. In einem Briefe sagt der Graf: „Ich habe Angst um Dich, geliebte Julie, laß Dich nicht zu weit ein"; — wenn Julie mit dem Auftrage, die Gräfin zu vergiften, nach München gereist wäre, so gäbe es keine Abstufung. Kann die Ebergenyi nicht das ungewisse Verhältniß mit dem Grafen satt bekommen, sich gesagt haben: ich will die That selbst verüben und ohne sein Wissen sie auch ausgeführt haben? Chorinsky hat, nach meiner Meinung, den Rampacher nach München geschickt, weil er es noch immer für unmöglich hielt, daß das Gräßliche wahr sei. Auch in Wien hat man das Weib für den stärkeren Theil gehalten. Für die Verübung des Mordes durch sie

Digitized by Google

spricht auch ihr unmittelbar nach der That geäußerter Hochmuth. Ich schließe, indem ich nochmals auf Chorinsky's Gutmüthigkeit verweise, mit den Worten: Es ist schneller gerichtet als geprüft. Prüfen Sie, aber lassen Sie sich hierbei nicht auf Vermuthungen ein, urtheilen Sie nur nach wirklichen Beweismitteln der Schuld."

Die nun folgende Replik des Staatsanwalts, sowie die Duplik des Vertheidigers bieten durchaus keine neuen Momente. Wir übergehen sie deßhalb.

Hierauf folgte das Exposé des Präsidenten an die Geschworenen, nach dessen Beendigung er ihnen drei Fragen zur Beantwortung übergab.

Nach einer Berathung von beinahe zwei Stunden traten die Geschworenen wieder in den Saal; Obmann Kaufmann Barbarino von hier verkündet den Wahrspruch, welcher dahin lautete: daß die zweite Frage mit „Ja", die beiden übrigen mit „Nein" beantwortet seien.

Die zweite Frage lautet:

Ist der Angeklagte schuldig, das Verbrechen der Theilnahme an einem Verbrechen des Mordes dadurch begangen zu haben, daß er die von Julie Ebergenyi beschlossene That unterstützte, der Julie Ebergenyi vor Beginn der Ausführung der That Belehrungen über die Art und Weise der Vollbringung derselben ertheilte, und behufs der Ausführung der That der Julie Ebergenyi mehrfache Hülfe leistete, so insbesondere durch Ermittlung und Bekanntgabe der Wohnung seiner Gattin Mathilde, durch Verschaffung falscher Reisepäße von Wien nach München, durch Verschaffung eines Empfehlungsbriefes, durch Einwechseln süddeutscher Münze, Bezeichnung hiesiger Gasthöfe, Besorgung des Wagens, mit dem die Ebergenyi auf die Eisenbahn fuhr, sowie durch vorherige Rathschläge und die Zusicherung eines Alibi-Beweises den vollbrachten Mord befördert und dazu Hülfe geleistet hat?

Die erste Frage war darauf gerichtet, ob der Angeklagte der Theilnahme am Mord durch Anstiftung schuldig sei; die dritte darauf, ob er als gemindert zurechnungsfähig zu betrachten sei.

Der Staatsanwalt stellte alsdann in Rücksicht darauf, daß einerseits hier ein Gattenmord vorliege, welcher einige Monate lang vorbereitet und mit seltenem Raffinement in Scene gesetzt worden sei, andererseits aber die wirkliche Mörderin eine sehr milde Beurtheilung gefunden habe und als weiterer Milderungsgrund dem Schuldigen der Umstand zur Seite stehe, daß er von einer der mächtigsten Leidenschaften zu seiner verbrecherischen Handlung getrieben worden sei, den Antrag, daß Angeklagter Graf Gustav v. Chorinsky wegen des von ihm begangenen Verbrechens der Theilnahme an einem Morde durch Hülfeleistung zum Nachtheile seiner Gattin in eine lebenslängliche Zuchthausstrafe, sowie in die Kosten der Verhandlung und Untersuchung verurtheilt werde. Die Umwandlung dieser Strafe in Festungsstrafe stelle er dem Ermessen des Gerichtshofes anheim.

Der Vertheidiger stellte den Antrag, denselben in das Strafminimum von 8 Jahren zu verurtheilen.

Nach Verlauf einer Stunde verkündigte der Gerichtshof das Urtheil, wonach Graf Gustav v. Chorinsky, ehemaliger k. k. Oberlieutenant im 12. österreichischen Infanterie-Regimente Erzherzog Wilhelm, zu einer zwanzigjährigen Zuchthausstrafe, zu erstehen auf einer Festung, sowie in die sämmtlichen Untersuchungs- und Verhandlungskosten verurtheilt, und nach erstandener Strafe des Landes verwiesen ist. In den Motiven des Urtheils heißt es bezüglich der Strafausmessung, daß einerseits das eheliche Verhältniß zur Ermordeten, die monatelange Vorbereitung und raffinirte Ausführung der That, sowie die Anwendung von Gift, andererseits aber das leidenschaftliche Temperament des Angeklagten die verhängte Strafe als dem Verbrechen angemessen erscheinen lassen, endlich, daß seine Standes- und Familienverhältnisse und die Zeugnisse seiner Vorgesetzten, welche ihn als tapfern Offizier bezeichnen, die Umwandlung der Zuchthaus- in Festungsstrafe rechtfertigen.

Ohne irgend ein Zucken der Gesichtsmuskeln oder des starr vor sich blickenden Auges vernahm Graf Chorinsky das Urtheil.

Mit der Hinweisung des Präsidenten auf die dem Verurtheilten noch offenstehende Anmeldung der Nichtigkeitsbeschwerde schloß die Verhandlung um 2½ Uhr Nachmittags.

Kunst- und Literatur-Notizen.

(Avis für Frankfurt.) Die Leipziger haben an dem neuen, großen Prachtbaue ihres Theaters wenig Freude erlebt. Gustav Freytag benutzt die Gelegenheit, um in einem Aufsatze der „Grenzboten" voll geistvoller und treffender Bemerkungen auf die Uebelstände der neuen großen Bühnen hinzuweisen, die für moderne Prunk-Opern passen, aber nicht für das Schauspiel, das für Gesicht und Gehör kleinere Entfernungen verlangt. Eckhof weigerte sich, auf einer Bühne zu spielen, weil sie zu groß sei, die doch kleiner war, als das alte Leipziger Theater. Freytag bemerkt: „Wenn nicht Alles täuscht, ist die Zeit gekommen, wo eine allgemeine Reaction gegen die großen Häuser wirksam wird. Der nächste Fortschritt aber und der Beginn einer besseren Periode für das Schauspiel wird sein, wenn in einer unserer großen Hauptstädte unter dem Schutze einflußreicher Persönlichkeiten ein ganz kleines Theater für die höchsten Aufgaben der Schauspielkunst eingerichtet wird, im besten Sinne des Wortes für ein gewähltes Publikum, welches einem Publikum, wie die Abonnenten unserer Symphonie-Concerte sind, ein gutes und tüchtiges Zusammenspiel und sorgfältige Durcharbeitung bis auf die größten Kleinigkeiten bietet. Diese kleinen, anspruchsvollen Theater würden bei einem Etat von 35—40,000 Thlr. und viermaligem Spiel in der Woche sehr wohl ohne jeden Zuschuß bestehen."

„Das Lutherfest zu Worms" von Arthur Müller (Wiesb., Limbarth) vergleicht dieses Fest mit der Bonifaciusfeier zu Mainz 1865 und ist an Herrn v. Ketteler gerichtet, dessen damalige Schmähungen gegen die Entwickelungen des Christenthums und des deutschen Volksgeistes unser Verfasser in ihrer völligen Verkehrtheit darstellt. Wie diese Schrift zunächst den Katholiken, so empfehlen wir eine andere, viel wichtige Zeitfragen wenn auch nicht lösende, doch beleuchtende, den deutschen Protestanten: „Was will die allgemeine **lutherische Conferenz**? Gutgemeinte Vorrede zur Verhütung von übler Nachrede, von einem lutherischen Theologen" (Braunschweig, Bruhn).

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Decamp † in Paris: Biblische Landschaft. — Thedor Rousseau in Paris: Landschaft. — Jules Dupré in Paris: Der Holzschlag. — Diaz in Paris: Ophelia. — Straßgschwandtner in Wien: Auf dem Schlachtfelde. — August Kehler in Düsseldorf: Niederrheinische Landschaft. — K. Heilmayer in München: Abenddämmerung bei Venedig. — Neheliger Herbstmorgen am Starenberger See. — F. Hasper in München: Zwei Freundinnen. — Nic. Hoff in Frankfurt: Die Aussetzung Mosis, Kreidezeichnung nach Ph. Veit. — Kurella in München: Italienischer Gärtner. — Trost in München: Aquarell. — Wick in Frankfurt: Die Spinnerin.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Marmorgruppe: Die Kinder mit dem Nest von E. Kaupert. — Oelgemälde: Die Luther-Sage von Julius Hammel. — Oelgemälde: Morgen und Abend am Königsee von Chr. Heerdt. — Lithographie: Salvator Mundi nach dem Originalcarton von C. Herrmann auf Stein gezeichnet von B. Schertle. — Ferner aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach Domenichino, Carracci, Cignani, Guido Reni. Photographien nach Dürer's Handzeichnungen in der Albertina in Wien.

☞ Sonntag, den 5. Juli ist die Gallerie geschlossen.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 186 und 187. Dienstag, den 7. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

„Bleibt immer hier und vergnügt Euch ein paar Stunden, so gut Ihr könnt", sagte Dörflinger zum Rittmeister, „man wird noch genug dummes Zeug aufführen. Morgen früh aber kommt zu mir, Ihr sollt Eure volle Equipage finden. — Seht doch nicht Euer Kleid an, ein Soldat ist kein Kammerjunker und kein Geck; und — hört Hennigs, thut Alles, aber schaut nicht zu tief in die blauen Augen der schwedischen Hexe. Antwortet nicht, aber glaubt mir, Ihr könntet es bereuen. Nun nichts für ungut, Gott befohlen."

So ließ er ihn stehen; als Hennigs sich aber umkehrte, war die schöne Thekla an seiner Seite, und ihr Bruder überhäufte ihn mit Artigkeiten und mit Versicherungen, daß sein Glück gemacht sei.

„Ich hoffe, Ihr sollt dieses Tages nicht vergessen", sagte der Gesandte, „und zum Beweise recht oft mein Haus betreten, wo der Retter meiner Schwester stets willkommen sein wird."

Er wandte sich hiermit um, ein anderes Gespräch zu beginnen, aber Thekla blieb lächelnd stehen.

„Werdet Ihr auch wirklich dieses Tages gedenken?" fragte das Fräulein.

Vier sind es, die ich nie vergessen werde", versetzte er.

„Ich wäre wohl neugierig, diese zu kennen."

„Ich kann sie Euch hersagen: der erste, wo meine Mutter starb, — der andere, wo mein Schwert einen Freund rettete, — der dritte, wo König Karl Gustav mich auf dem Schlachtfelde von Praga zum Rittmeister machte und mich umarmte, — und der vierte . . ." Er sah ihr freudig in's Auge.

„Der ist heut', wolltet Ihr sagen", rief das Fräulein, „nun ja, ich glaube es, — aber welcher ist Euch der liebste?"

„Kann man das von unvergeßlichen Tagen fragen?"

„Ihr habet Recht", sagte sie, „allein es kann Euch einst anders scheinen. — Ihr stehet auf der Staffel der Ehre und des Glücks, und die arme Thekla Wangelin möchte gar bald vergessen sein."

„Tausendmal eher könnte ich Euch dieß zurückgeben; doch würden mir Betheuerungen helfen?" versetzte der Rittmeister. „Ueberdieß bin ich auch weit von allem Glanze entfernt, ich bin arm."

„Ihr seid ein tapferer Mann."

„Ohne Ahnen!"

„Die gelten hier wenig", fiel sie ein. „Sehet dort gleich, da steht der General-Adjutant Kanowsky, hier die Obersten Laroche und Canem, dort der General Schöning, sie sind alle zusammengewürfelt aus Süd und Nord, haben von der Picke an gedient, wie Ihr, und besitzen keine mächtigen Verwandten. Und dann denkt doch an Euren mächtigen Beschützer, den Grafen Dörflinger!"

„Sie haben Recht, gnädiges Fräulein", sagte der Rittmeister, und sein Auge blitzte, „kein Mensch soll sagen, es habe an mir gelegen, nicht zu steigen, ich werde es gewiß, wenn es möglich ist."

„Und glauben Sie mir, Sie werden es", versetzte sie lebhaft, „jetzt aber schweigen Sie ganz davon, denn Der hier kommt, darf keine Sylbe hören."

Der Rittmeister blickte auf und sah zwei Männer von verschiedenem Ansehen sich nähern.

Der Eine war ein großer starker Mann, der ihn selbst weit überragte, und seine plumpe Gestalt in einen reich gestickten Rock, an dem ein kurzes Schwert hing, gesteckt hatte; der Andere, klein und verwachsen, trug in dem Gesicht mit auffallend eckigen Zügen und langer Habichtsnase so kluge, bewegliche Augen, als Hennigs sie noch nie gesehen zu haben meinte.

Mit großer Vertraulichkeit trat der Kleine zu der Dame.

„Ich habe die Ehre, mein gnädiges und schönes Fräulein, Ihnen hier meinen Freund, den tapferen Admiral Cornelius von Bevern vorzustellen, begann er. Derselbe hat sich zwar mit allen zahmen und wilden Völkern der Erde vielfach siegreich herumgeschlagen, allein darum bin ich doch keineswegs der Meinung, daß er unbesiegbar sei."

Der tapfere Admiral wird gewiß aus jedem Kampfe frei hervorgehen, Herr Benjamin Raulé", versetzte sie lächelnd.

„Eure Frau Muhme, die Gräfin Saalstern im Haag, läßt Euch bestens grüßen", begann der Seemann; „einen Brief von ihr habe ich . . . ." hier griff er nach der Seitentasche.

„Morgen, morgen, Herr Admiral", fiel sie ein; „wo denken Euer Hochmögen hin, wie hätte ich Zeit, hier Briefe zu nehmen? — — Suchen Sie meinen Bruder auf. — Gott mit Ihnen, meine Herren!" Und schnell wandte sie sich gegen den Kreis der Damen, die schon lange ihre Unterredung neugierig betrachtet hatten.

„Da habt Ihr's, Admiral, dachte Raulé, mit scheint es fast, als wäre das feste Land Euch nicht besonders günstig."

„Was thut's", versetzte der Holländer gleichgültig, „ob sie den Brief heut' hat, oder morgen; zum vielen Reden bin ich so nicht aufgelegt."

„Nun, der Himmel helfe Euch", rief Raulé, „ein Freier, der nicht Lust hat, mit der Erwählten zu kosen, ist eine seltene Sache." Hierbei wendete er sich zu dem Rittmeister und fuhr fort: „Im Uebrigen, mein tapferer Freund, habt Ihr Euch bei diesem edlen Herrn noch höflich zu bedanken, denn wenn er heut' nicht war, so möchte leicht Eure schöne Braut jetzt weit eher alle Gottheiten dieses sumpfigen Flusses, als Euch kurz abgefertigt haben."

Dieß war der Eingang eines langen Gespräches, in welchem der Rittmeister mit mancher Hofneuigkeit auch erfuhr, daß der höfliche Kleine ein flammländischer Speculant sei, der bei seiner unabhängigen Stellung, seinem Scharfsinn und stechendem Witze vom ganzen Hofe mit Achtung und Furcht behandelt ward, und in besonderer Gnade des Kurfürsten stehe.

Digitized by Google

Als der Holländer sich entfernt hatte, erzählte er mit vieler Laune dem Rittmeister, wie der tapfere Cornelius von Bevern sich in das Bild Thekla's von Wangelin im Haag verliebte; wie nach vielem Briefwechsel der Verwandten es bis zur Heirathserklärung gekommen, und endlich der Holländer sich aufgemacht habe, seine Angebetete auch körperlich zu betrachten.

„Heute erst kam er an", sagte er, „und wurde dem Kurfürsten vorgestellt; Sie haben ja selbst seinem ersten Empfange beigewohnt, der in der That kein glänzender genannt werden kann, obgleich er deßwegen, auf gut holländisch, sie nicht mehr und nicht minder lieben wird."

Dem Rittmeister war es dabei heiß geworden. Ein ängstliches und schmerzliches Gefühl verschloß seine Lippen und er bemerkte nur, daß man doch unmöglich so grausam sein könnte, sie zur Heirath zu zwingen.

„Was nennen Sie zwingen?" sagte Raulé spöttisch. „Glauben Sie mir, junger Herr, und sagte sie auch zehnmal mit weinenden Augen, mit bebenden Lippen und gebrochenem Herzen, wie sie es nennen: Ja! — Vier Wochen nachher, in der Mitte der Schätze, die Cornelius von Bevern um sie ausbreitet, hat sie die ganze rührende Geschichte vergessen; und obenein dieß kleine, blonde Fräulein aus Schweden, die dem armen Cornelius gewiß übel mitspielen wird. Doch sehen Sie, Herr Rittmeister, da kommt Ihr Beschützer, unser tapferer Generalissimus, der mit seinem langen Stoßdegen und seinen furchtbaren Sporen hier so grimmig um sich stößt, als wäre er unter Türennes Bärenmützen gerathen. Er sucht Sie. Sicher hat er in irgend einem Saale seine Feldzeichen, die blanken Becher aufgestellt, und holt Sie nun, um gemeinschaftlich die Batterie des edlen Gersten- oder wohl gar des goldenen Rebensaftes zu stürmen."

Dem Rittmeister war es lieb, daß der sarkastische Mann ging, und der alte General herbeikam, der mit voller Treuherzigkeit ihm sein Mißfallen über den niederigen Filz und Wucherer aus Flandern mittheilte.

„Er ist ein Schuft, mit dem ein ehrlicher Soldat eigentlich gar nicht sprechen sollte", sagte er, „denn der Kerl ist nur hergekommen, um unserm gnädigen Herrn das Geld abzunehmen."

„Mir scheint er ein Mann von vielem Verstande", meinte der Rittmeister.

„Das ist es eben", rief Dörflinger ärgerlich. „Verstand hat der Kerl, und Geld wie Heu, und wenn der Kurfürst seinen guten Rath braucht, so braucht er noch viel mehr die goldenen Füchse. Daher kömmt sein ganzer Einfluß. — Nun aber eilt, wir, das heißt die Oberoffiziere des Heeres, haben uns in einem Zimmer zusammengethan, um ein wenig zu schwatzen und zu bechern, und unter meiner Protection sollt Ihr mit dabei sein."

Bald traten Beide in die Versammlung. Der Kurfürst, sein Hof, das Fest wurden nach und nach vergessen; die Rang- und Dienstordnung verschwand, die Fröhlichkeit wurde lauter und lauter, und selbst der Fackelzug war schon vorüber, als der Rittmeister den Weg nach Hause suchte.

Noch immer waren die Straßen gefüllt mit der fröhlichen Menge, die lärmend hin und her lief, bald lustige Lieder singend, bald den Fackelträgern, den Musikanten, den Hanswürsten und Vermummten nacheilend und rufend, oder zu dichten Haufen geballt, irgend einen Spott ausführend.

Die Frauen waren lange zurückgekehrt, und er fand sie mit veränderten Meinungen.

Beide hatten durch den Neffen Alles erfahren; und die Base war nicht wenig stolz auf den Ruhm, den Muth und das Glück ihres Neffen. Darum lachte auch die Liebe aus jedem ihrer Züge. Sie nannte ihn zehnmal ihren lieben Sohn, der einst ihr Erbe sei, und der die ganze Familie zu Ehren führe, aber die lächelnden Blicke Dorotheas trugen dagegen so viel erzwungene Freundlichkeit, als wäre es ihr tausendmal lieber gewesen, wenn der Vetter weder den Hof gesehen, noch das Fräulein geschützt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Epos in Landeck.

Die Zukunft schreibt: Wir haben der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" Unrecht gethan, als wir ihre „Enthüllungen" aus Landeck nicht mit demjenigen Ernst behandelten, welchen der Hochverrath gegen Preußen verdient. Wir sind jetzt in der Lage, eines der Gedichte des Herrn Bernhard Fischer dem Wortlaute nach mitzutheilen. Die Sache ist in der That bedenklicher, als wir anfangs glaubten, und wird mit Erfolg als Motiv zur Bewilligung der geheimen Fonds verwendet werden können. Man lese und staune:

Der Brief.

(Nach der Melodie: Die Hussiten ꝛc.

Töne schwungvoll, süße Leyer!
Jede Zeile zu sechs Dreier
Zahlt mein Freund in Hietzing ja.
Drum: Fiat justitia
Et pereat mundus!

Blanke Stüber sind mir lieber
Als der preußische Herr Stieber.
Ich bin in der That der Mann,
Der den Welfen nützen kann,
Heiße Bernhard Fischer.

War in Leipzig Pharmaceute
— Welches sind gar brave Leute —
Wurde an die Luft gesetzt
Weil ich hätte schwer verletzt
Allen guten Anstand.

Lebte sittsam. Trank aus Kitzing
Doppelbier und schrieb nach Hietzing,
Daß ich sei ein Epiker.
Dieß erfreuete gar sehr
Meinen Freund Graf Platen.

Schrieb mir: „Dichten Sie ein Epos
Im Stil des Cornelius Nepos.
Poesie-Agitation
Wirket sehr. Das lehret schon
Körner und Tyrtäos.

Da ich Sie nicht näher kenne
Und schon vor Begierde brenne,
Ins Complott Sie einzuweihn,
Schenk ich Ihnen reinen Wein
Ein. Sie werden staunen!

„Preußen ist der Feind des Deutschen.
Und um Preußen auszupeitschen
Müssen wir mit Frankreich geh'n.
Preußen darf nicht mehr besteh'n
Diesseits des Elbstromes!

Digitized by Google

„Denn die welfische Machtentfaltung
Ist uns Pflicht der Selbsterhaltung.
Deßhalb jetzo aufgemuckt!
Preußen hat uns zwar verschluckt,
Doch noch nicht verdauet.

„Sei's in Versen, sei's in Prose
Kynd der Welfenhofe!
Singen Sie rex Georg an
Und vergleichen Sie den Mann
Mit Heinrich dem Löwen!

„Schonen Sie den Schützenkönig
Herzog Ernst nur möglichst wenig,
Wir bezahlen königlich.
Rechnen Sie durchaus auf mich;
Beiliegend zehn Gulden!

„Schicken Sie den Brief, den seinen,
Der „Norddeutschen Allgemeinen",
Daß ihn drucken kann Herr Braß.
Hei! das freut Euch, Preußen, daß!
Ihr ergeb'ner Plaren."

Bankett zu Ehren des Amerikaners Cyrus Field.

EC London, 2. Juli.

Ein großes Bankett zu Ehren des wegen seiner Verdienste um den atlantischen Telegraphen hinlänglich bekannten Amerikaners Cyrus Field fand am verwichenen Abend unter dem Vorsitze des Herzogs von Argyll hier statt. Gegen 300 Personen nahmen an der Tafel Platz und unter ihnen waren Männer aller Farben und Classen vertreten. Neben dem straff liberalen schottischen Herzog hatten die Tories aus dem Cabinet den Kriegsminister Sir John Packington und Sir Stafford Northcote, den Minister für Indien, gesandt. Der frühere Gesandte in Konstantinopel Lord Stratford de Redcliffe war ebensowohl zu sehen, als John Bright, sein alter Gegner aus den Zeiten des Krimkrieges, von andern Ober- und Unterhausmitgliedern ist sonst etwa noch Layard und unter den übrigen Gästen der Vertreter eines andern großen Unternehmens, Herr v. Lesseps, zu erwähnen. In den Speisesaal war der Telegraph geleitet worden und vermittelst der hergestellten directen Leitung flogen Grüße und Antwort hin und her über den Ocean. An den Präsidenten der Union, die Generalgouverneure von Canada und Cuba, den Gouverneur von Neufundland, Fields Tochter in Newyork und viele andere Personen gingen Depeschen ab und ihre Antworten wurden in wunderbar kurzer Zeit den tafelnden Gästen vorgelesen.

Unter den Toasten, die meist sich in Complimenten ergingen, ist hervorzuheben der Trinkspruch Sir Stafford Northcote's: „Frieden und Wohlfahrt für England und die Vereinigten Staaten", wozu der Minister in kurzen Worten bemerkte, so vortheilhaft eine ausgiebige Correspondenz für Beruhigung der aufgeregten Stimmung zwischen zwei Nationen und zur Verhütung kriegerischer Verwicklungen sei, so müsse man doch auf der andern Seite der schnelleren telegraphischen Verbindung auch in dieser Beziehung den Vorzug zuerkennen.

Bright, dem die Aufgabe der Erwiderung auf diesen Toast zufiel, übersetzte denselben zunächst dahin, daß wohl sämmtliche Anwesende für einen großen unbeschränkten Handelsverkehr und unwandelbare Freundschaft zwischen den beiden Nationen die herzlichsten Wünsche hegten und daß sie sich in dem Ausdruck dieser Wünsche als die wahre Repräsentanten ihrer Landsleute hinstellen dürften. Uebergehend auf den schon in diesen einleitenden Worten berührten Freihandel gab der Redner sodann Denjenigen, welche beständig gegen den hohen Tarif und die ungeheure Besteuerung der Union eifern, zu bedenken, daß England seiner Zeit durch den langen Krieg mit Frankreich in dieselbe Lage versetzt, mit derselben Bürde beschwert worden sei. Erst lange nach dem Kriege habe sich allmälig eine Revolution in der Handels- und Finanzpolitik vollzogen, welche den Umschwung zum Besseren herbeigeführt. Eine ähnliche Revolution werde auch in nicht ferner Zeit in Amerika die Wunden heilen, die ein vierjähriger blutiger Krieg, welcher dem ganzen Continent von Nordamerika die Freiheit gegeben, nothwendig im Gefolge gehabt. Eine große, freie und gebildete Nation, wie die nordamerikanische, werde nicht 25 Jahre gebrauchen, um auf die richtige Bahn zu gelangen. In Betreff der freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und der Union bemerkte Bright im weiteren Verlaufe seiner Ansprache, es sei von beiden Seiten, vom Volk und Regierung, besonders aber von den einflußreichsten Kreisen in England, gefehlt worden, das dürfe man jetzt, wo die Leidenschaften sich beruhigt, wohl eingestehen. Eigentlich sei das Volk diesseits wie jenseits des atlantischen Oceans nur Eine Nation unter zwei Regierungen, und den müsse man als den schlimmsten Feind der englischen Race, wie der Menschheit überhaupt, bezeichnen, der dem Unfrieden zwischen beiden Ländern das Wort reden wolle. Das Volk hüben wie drüben wünsche den Frieden, und nur die Heere und Flotten, die Ueberreste aus den Zeiten der Rohheit und Selbsthülfe, bildeten die Hindernisse gegen die Erhaltung desselben. Es sei jedoch Zeit, auch in den nationalen Angelegenheiten, wie man es schon lange in den Beziehungen der Individuen gethan, von der Entscheidung des Schwertes abzusehen und Schiedsgerichte aufzusuchen. Bright schließt mit einer Aufzählung der Verdienste Fields.

Lord Stratford de Redcliffe brachte den Toast auf Literatur und Presse der beiden Länder aus, der von Herrn Park Godwin beantwortet wurde, wie der Trinkspruch des Earl of Morley auf Ausbreitung der Telegraphie in einer Rede des Herrn v. Lesseps Erwiderung fand.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Salonscene.) Man schreibt „einem hiesigen Blatte" aus München: Ungeheures Aufsehen macht in allen Kreisen der Stadt eine Eifersuchtsscene, welche sich vor einigen Tagen im Salon der Opernsängerin Fräulein Mallinger abspielte, und deren Acteur und zugleich Regisseur ein junger Graf Arco-Valley war, welcher bekanntermaßen seit langer Zeit das Haus der Künstlerin betritt und ihr die größte Aufmerksamkeit zuwendete. Der Umstand, daß seit einigen Wochen der Schauspieler Herr Düringsfeld, der stete Begleiter, ja fast der zweite Schatten des Fräulein Mallinger ist, gab dem klatschsüchtigen München überreichen Stoff zu verschiedenartigen Debatten. Vor einigen Tagen nun, so wird von der einen Seite erzählt, war bei Fräulein Mallinger Soiree, zu welcher deren beste Bekannten geladen waren, und bei der auch der junge Graf Arco-Valley erschien. Plötzlich habe der junge Fanatiker einen Revolver mit dem Bedeuten gezogen, „daß, wenn ihm die Dame des Herzens nicht gehören könne, sie auch keinem Anderen gehören solle", und auf Fräulein Mallinger angelegt. Rasch sei jedoch Herr Düringsfeld beigesprungen und habe dem Herrn Grafen unter Applicirung einer gewaltigen Ohrfeige die todtbringende Waffe aus der Hand, und dann den Attentäter zur Thüre hinausgewunden. Nach einer andern Version wird die

Digitized by Google

übrigens vollkommen wahre Revolver-Eifersuchts-Affaire in folgender Art erzählt: Fräulein Mallinger habe sich mit Herrn Düringsfeld in ihrem Salon befunden; während Herr Düringsfeld mit Aufnageln von Bildern beschäftigt war, sei Graf Arco-Valley eingetreten und habe unter den bereits angeführten Worten Fräulein Mallinger den Revolver auf die Brust gesetzt. Herr Düringsfeld sei rasch herabgesprungen, habe den Attentäter an der Kehle gefaßt und zu Boden geworfen, und ihn zur Thüre hinausgestoßen, während die Zwischenpause von Fräulein Mallinger und deren herbeigeeilten Mutter und einer Freundin mit Ohnmachten ausgefüllt wurde. Sofort durchlief die Stadt das Gerücht von einem im Kapuzinerwäldchen stattfinden sollenden Duelle zwischen dem Grafen Arco-Valley und dem Schauspieler Herrn Düringsfeld. Daß man diesem Duell von Seite der Polizei ebensosehr Aufmerksamkeit zuwendete, als daß dasselbe nicht stattfand, kann ich Ihnen sicher melden.

(Das hundertjährige Geburtsfest des republikanischen Generals Hoche) wurde am 25. Juni in Versailles gefeiert, und zwar, Dank der Mitwirkung der Regierung, so recht loyal. Hätte es sich um eine Gedächtnißfeier der Dubarry oder irgend einer anderen Persönlichkeit der Monarchie gehandelt, die Mitwirkung der Regierung hätte kaum liebenswürdiger sein können. Mann untersagte der Feier des Generals der Republik die Marseillaise, aber man spielte das Lied der Königin Hortense (Partant pour la Syrie) und man las eine Messe. Hätte Hoche noch gelebt, wahrhaftig er würde sich gehütet haben, dieser ihm zur Ehre gelesenen Messe beizuwohnen und von der offiziellen Romanze vom „schönen Dinois" hätte er nicht das Geringste verstanden. Indeß wir haben eine sonderbare und recht geistreiche Art, die Todten zu feiern; wir kleiden sie nämlich nach der Mode des Tages und deklamiren dann äußerst befriedigt das: „Denn er war unser" .... Doch was auch immer eine hohe Regierung aus der Hoche-Feier gemacht hat — im Volke hat man in diesen Tagen gern und viel von dem Bürgergeneral geredet. Hoche ist in Frankreich sehr populär geblieben, er ist vielleicht der populärste unter den Generalen der Republik. Seine plebejische Herkunft, die Unbescholtenheit seines Lebens, die Größe seiner dem Vaterland geleisteten Dienste, und ein vorzeitiger Tod haben seinem Andenken die allgemeine Achtung verschafft. Ein Jeder gefiel sich darin, sich irgend einen besonderen Zug aus diesem so kurzen und doch so reichen Leben ins Gedächtniß zu rufen. Unter diesen Zügen ist einer, der Erwähnung verdient, da er die Verschiedenheit der Zeiten und Menschen, der Diener der Republik und derer, die später kamen, so klar bezeichnet. Hoche, der Sohn einer Obsthändlerin, war arm und der Krieg, in welchem es, wie man seitdem oftmals gesehen hat, so leicht ist, sich zu bereichern, hatte ihn noch ärmer gemacht. Hoche hatte Schulden und das drückte ihn. Er bat die Republik, sie zu bezahlen, und Bailleul drückte sich im Rathe der Fünfhundert (10. Oktober 1797) also aus: „Arm von Geburt und stets Soldat, hat Bürger Hoche Verluste gehabt, die er nicht ersetzen kann; er hofft, daß die Republik ihm zu Hülfe kommen und ihn in der Erfüllung seiner im Dienste des Vaterlandes eingegangenen Verpflichtungen unterstützen wird.". Das Gesuch Hoches wurde angenommen und beschlossen, die Schulden des Generals zu bezahlen. Diese Schulden beliefen sich Alles in Allem auf tausend Frs. Wir haben seitdem gelernt, die Dienste unserer Generale theurer zu bezahlen, seufzt das „Avenir national", welches diese Erinnerung auffrischt.

(Sängerfest in Chicago.) Am 9. Juni langte die „Germania" mit den deutschen Delegirten zum Sängerfeste in Chicago in Newyork an, nachdem ihnen das dieserhalb gebildete Empfangs-Comite auf dem von der amerikanischen Regierung zur Verfügung gestellten Zolldampfer „Jasmin" eine Strecke weit entgegengefahren war. Vom Comite in Prescott House einquartiert, feierten sie während ihres kurzen Aufenthaltes in Newyork eine Reihe von Triumphen. Die Sänger von Chicago feierten die Ankunft der deutschen Brüder mit fünfzig Kanonenschüssen. Am 15. Juni fand die Abreise nach Chicago und am 17. desselben Monats der Anfang des Festes statt, zu dem die großartigsten Vorbereitungen getroffen worden waren.

(Ein gutes Geschäft.) Amerikanische Blätter erzählen: Dem Redakteur einer kleinen Zeitung wurde saudiger Zucker verkauft, und er veröffentlichte in Folge dessen in seinem Blatte Folgendes: „Ich habe von einem Kaufmann in hiesiger Stadt Zucker gekauft, in welchem ich ein Pfund Sand vorfand, und wenn der Schurke, welcher mich auf solche Weise betrogen hat, nicht dafür 7 Pfund guten Zuckers (ordnungsmäßigen Gewichts) in meine Wohnung schickt, so werde ich seinen Namen in meiner Zeitung veröffentlichen." Tags darauf erhielt er von fünf Kaufleuten je 7 Pfund des besten Zuckers zugeschickt.

Frankfurt, 6. Juli.

Salvator mundi (der Weltheiland),
nach dem Originalcarton von J. C. Herrmann lithographirt von B. Schertle.

Valentin Schertle hat heute im Städel'schen Kunstinstitut eine treffliche Lithographie ausgestellt, die durch strenge Grazie der Composition fesselt. Der Original-Carton ist von J. Carl Herrmann in Mainz gezeichnet, einem der Künstler, die bei der Ausführung von Ph. Veits Fresken im Mainzer Dom thätig gewesen sind. Das erlösende Kind schwebt, die Opferbinde über der Brust gekreuzt, in einer Wolkenglorie und breitet mit liebevoll gesenktem Blick die Arme segnend über die Erde zu seinen Füßen, auf der, beschienen von dem Gnadenlicht, drei Apfel, das Symbol des Falles, ruht. Die Königin Olga von Württemberg hat die Widmung des Werkchens angenommen, das der Herausgeber (Hochstraße 61) in Selbstverlag genommen hat.

Literatur-Notizen.

Die beiden letzten Nummern von Westermann's **„Illustrirten Deutschen Monatsheften"** sind reich an unterhaltenden und wissenschaftlich anregenden Beiträgen. Zu ersteren darf man namentlich die beiden großen Erzählungen „Unireu aus Mitleid" von Julius Grosse und „In der Fremde" von Adolf Glaser zählen, die sich zu steigender Spannung weiter entwickeln. Sehr anziehend ist die Schilderung französischer Frauencharaktere aus der Revolutionszeit, welche Professor Henke geschrieben hat. Die Porträts dazu zeichnen sich durch besonders sorgfältige Wahl der Originale und gelungene Ausführung aus. Auch der illustrirte Aufsatz „An der Gränze Aegyptens" von A. Dulk, und die Mittheilungen des berühmten ungarischen Reisenden Vámbéry „Ueber Speisen und Getränke im Orient" lesen sich sehr gut und geben interessante Aufschlüsse. G. G. Daumer gibt anziehende und sinnvolle Betrachtungen „Ueber Leben und Geist der Pflanzenwelt," F. von Hohenhausen schildert ein Liebespaar aus der Zeit der französischen Salons im vorigen Jahrhundert. Kleinere Beiträge von Karl Ruß, August Vogel, W. Hoffner; eine Biographie Volta's, deren Verfasser nicht genannt ist; literarische und andere Notizen vervollständigen die beiden Hefte.

„Die Gesundheit der Seele" von L. v. Leskow, a. d. Schwed. von E. Prätorius (Frankf., Boselli). In unserer Zeit, welche das Leben der Seele oder richtiger, des ganzen menschlichen Organismus leicht überreizt und deßhalb auch ermüdet, ist die rechte und gesunde Mitte dieses Lebens das wichtigste Ziel der leiblich-geistigen Diätetik. Selbstverständlich setzen wir diese nicht in die Verneinung der Anspannung, zu welcher theils die Noth der alltäglichen Arbeit, theils die erbärmliche Trägheit und Bequemlichkeit des Philisterthums viele Menschen verdammt. Der würdige Verfasser der vorliegenden Aphorismen theilt uns seine Erfahrungen und Ansichten über den rubricirten Gegenstand mit, welche zwar mitunter auf den Mechanismus einer vermenschlichten Weltregierung zurückgehen, stets aber die Thatsachen im Auge behalten und auf sie ihre Vorschriften gründen.

Für die Redaction verantwortlich: J. A. Kl. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 188. Mittwoch, den 8. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

3.

So vergingen mehrere Tage, während welchen der schwedische Rittmeister sich in einen Kurbrandenburgischen verwandelte, und weil er größtentheils außer dem Hause war, und selbst die Abende selten zeitig zurückkehrte, so konnte er kaum auf kurze Minuten bei seinen Verwandten verweilen und nur selten ihren Einladungen Genüge leisten.

Dagegen war er öfter im Hause des schwedischen Gesandten, wo er mit Artigkeit überhäuft ward, und die reizende Thekla eine so innige Vertraulichkeit zeigte, als gehöre er ihr mit den längsten und engsten Banden der Freundschaft an.

Sie erzählte ihm ihr ganzes Leben, alle ihre Plane und Hoffnungen, und erwähnte unbefangen ihr Verhältniß zu dem ungeschickten Bräutigam aus Holland, gegen welchen sie ihre Abneigung eben so unverhohlen aussprach, den Rittmeister aber um Rath und Beistand bat. Nicht ohne Lächeln betrachtete sie die dunkle Gluth auf seinen Wangen und in seinen Augen.

„Wenn ich auch wollte", sagte sie, als er sie mit Heftigkeit beschwor, doch nicht gegen ihre Neigung einen so ernsten Schritt zu thun; „ach, lieber Hennigs, wird meine Familie wollen? Sie wissen, daß wir nicht reich sind, Sie kennen den Ehrgeiz und den Stolz meines Bruders, die übrigen Glieder meines Hauses geben ihm nichts nach; von Bevern ist reich und angesehen, die ganze Welt kennt unser Verhältniß, was kann ein armes schwaches Geschöpf thun, als nachgeben und verstummen."

Ein heftiger Kampf stürmte in Hennigs. Arm, mittellos, ein Sohn des Krieges und seiner Zufälle — was konnte er zu ihrer Tröstung sagen? Aber seine Mienen und Blicke sprachen beredter als alle Worte, und Thekla Wangelin wußte allzugut, daß sie geliebt sei.

Eines Tages war er auch zu ihr gekommen, und er fand sie mit zornig blitzenden Augen und finsterer Miene am Kamin sitzend, während ihr Bruder mit heftigen Schritten im Zimmer umherging.

Einen Augenblick blieb er bestürzt an der Schwelle stehen, aber der Baron endete diesen Zweifel.

„Kommen Sie näher, bester Hennigs", rief er, „Sie sind ein Freund unseres Hauses, und wie ich glaube, schon eingeweiht in das Geheimniß, welches die dunkle Röthe hervorbringt. Meine Schwester ist eine kleine Närrin, sie will durchaus den Admiral nicht nehmen, weil er ihr nicht fein und zierlich genug ist, und nun ich ihr den Kopf zurechtsetze, nennt sie mich den Quell ihres Unglücks."

Das Fräulein vertheidigte sich tieferschrocken. Ihren starken Aeußerungen folgten die stets heftigeren des Barons, und endlich zerriß sein Zorn alle Dämme des Anstandes. Wüthend ergriff er ihre Hand, als sie das Zimmer verlassen wollte, und zwang sie zum Bleiben.

„Du sollst, Du mußt ihn nehmen", schrie er ihr zu, „und sollte ich Dich gewaltsam in die Kirche schleppen."

Bis jetzt war der Rittmeister mehr ein leidender Zuschauer gewesen, nun aber umfaßte er den Oberst und führte ihn gegen das Fenster.

Mit bittenden und besorglichen Worten rügte er dessen Heftigkeit und forderte ihn auf, eine so wichtige Sache mit aller Genauigkeit und Ruhe zu prüfen.

Der Baron hatte sich inzwischen gesammelt, und es mußte ihm unlieb sein, einen Zeugen seiner Leidenschaft zu haben.

Thekla blickte starr vor sich hin, ihr Bruder ging mehrere Male auf sie zu, endlich nahm er ihre Hand.

„Gott weiß es", sagte er sehr sanft, „meine Heftigkeit thut mir von Herzen leid, und mehr noch, daß Deinen Gefühlen der Admiral nicht genügt. — Aber bedenke, Schwester, können wir uns lächerlich machen?"

Das Fräulein warf einen Blick auf ihn, in welchem sich Verachtung mit Zorn und Kummer paarte.

„Aber wie oft sind nicht schon die festesten Verbindungen abgebrochen worden", sagte der Rittmeister.

„Nein, nein!" rief der Gesandte lächelnd, „es ist nichts, und Thekla ist ein Kind; sie weiß am Besten, daß es nicht anders geht. Sie wird sich mit den Fügungen des Schicksals aussöhnen, bedenken, daß Tausende vor und nach ihr ein gleiches Loos zogen und ziehen werden, und — als Baronesse von Bevern mag sie sich trösten wie sie kann und will", setzte er leiser hinzu.

„Wie aber", sagte der Rittmeister finster, „wenn sie sich nicht tröstet? Wenn das ganze Unglück ihrer künftigen Tage Sie anklagte, Herr Baron? Ist ein bescheidenes, glückliches Loos nicht besser, als ein glänzendes voll geheimem Gram?"

„Sie kennen die Weiber nicht, Freund", rief der Gesandte, und dann sich vor ihn stellend, fügte er hinzu: „Ich bin nicht fähig, meine Schwester unglücklich zu machen, und weiß vorher, daß sie es nicht wird. Lieber wäre es mir freilich, sie könnte nach ihrer Wahl sich den Gatten suchen, und zwar, glauben Sie mir, den würdigsten; allein es kann nicht sein und darum lassen Sie uns abbrechen. Mein künftiger Schwager und ein Paar Freunde müssen sogleich erscheinen, heute noch soll die Verlobung sein."

„Ich würde dem Fräulein rathen, sich nicht zwingen zu lassen", sagte der Rittmeister. „Sie ist in einem Lande, dessen Fürst nie zugeben wird, daß man ihr Gewalt anthue."

„Sie sind im Irrthum, Herr Rittmeister", erwiderte der Baron lächelnd. „Ich bin der Gesandte einer fremden Macht, das

Digitized by Google

Haupt meines Hauses, und Niemand darf sich in die Angelegenheiten meiner Familie mischen."

„Es gibt kein Land", rief Hennigs gereizt, „in welchem sich das Gesetz des Unterdrückten nicht annehmen dürfte."

„Sagen Sie: annehmen sollte", lachte der Schwede; „aber wir sind wirklich noch weit von Ihrer philosophischen Schwärmerei. — Sie sind wahrlich ein hitziger Tugendritter, nur Schade, daß der Quell Ihrer Begeisterung so trübe ist. — Nein, nein, mein Herr", fuhr er fort, und betrachtete finster den Schweigenden, „möchte meine Schwester auch niemals den Admiral nehmen, Sie würden gewiß nie dem edlen Stamme Wangelin verwandt sein."

Als der Rittmeister unwillkürlich die Hand an's Schwert legte, erhob sich Thekla rasch und faßte seinen Arm.

„Um's Himmels Willen, was thun Sie", rief sie heftig; „wohin soll der Streit führen? — Glauben Sie mir, Hennigs, ich bin kühn genug, mich dem Aergsten zu widersetzen; — und Du, Bruder, was sollen Deine Beleidigungen gegen einen edlen Mann, der es wahrlich um uns nicht verdient hat."

„Das fehlte noch, Dich als Sittenpredigerin zu sehen", rief der Gesandte, „geh' und kleide Dich um, Dein Bräutigam wird sogleich hier sein."

„Ich bin nicht gewohnt, Kränkungen schweigend zu dulden, Herr Oberst", begann der Rittmeister, „und ersuche Sie, mir Zeit und Ort zur Genugthuung zu bestimmen."

„Ein Reichsrath und Gesandter", versetzte der Oberst, „kann nicht seine Person leichtsinnig dem Augenblicke opfern. Ich habe vielfache Interessen zu bewahren und zu verfechten."

„Was soll das heißen?" rief Hennigs zornig. „Glauben Sie nicht, ungestraft Ihre Feigheit zu bemänteln!"

„Sie schwatzen wie ein Knabe", erwiderte der Gesandte kalt. „In zehn oder zwölf Monaten, und vielleicht schon früher, ist mein Geschäft aus, und der Oberst Wangelin wird dann nachholen, was der Gesandte ausschlägt."

„Gut", sagte der Rittmeister, „und bis dahin leben Sie wohl."

Er ging, und traf an der Thür die erwarteten Herren, den schlauen Rauls an der Spitze, der mit lauernder Freundlichkeit ihm die Hand bot.

So schnell er konnte, machte sich Hennigs los, um seine widerspänstigen Gefühle zu beherrschen, die dem listigen Flamländer nicht entgangen waren.

„Was gilt's, sagte er zu dem Admiral, „der junge Herr dort hat seine Tactik erschöpft und die Belagerung aufgehoben. Ich kann den Kerl nicht leiden, hätte ich ihn auf meinem Schiffe, ich ließ ihn alle Tage kielholen."

(Fortsetzung folgt.)

Milan Obrenowitsch.

Dem „Dresd. Journal" schreibt man aus Paris, 30. Juni:

Einige Notizen über diesen jungen Fürsten, der so unerwartet und infolge so blutiger Ereignisse schon so früh als handelnde Person auf unsere bewegte Weltbühne berufen worden ist, — und zwar auf einen Theil dieser Bühne, auf welchem sich aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutende und folgenwichtige Ereignisse entrollen werden — dürften gerade im gegenwärtigen Augenblicke nicht ohne Interesse sein.

Milan Obrenowitsch ist ein Knabe von vierzehn Jahren, sieht aber weit älter aus; es ist dieß wohl ein Erbtheil der orientalischen Racen, die frühreif, sich rasch entwickeln. Er ist schlank, hoch aufgeschossen, von zartem Gliederbau; er hat das Gesicht eines jungen Mädchens, ein wahres Milchgesicht, dabei aber einen offenen, festen Blick, der schon eine gewisse männliche Entschlossenheit verräth. Milan erinnert ein wenig an den jungen König von Griechenland, nur sind seine Gesichtszüge schärfer ausgeprägt; seine ganze Erscheinung ist sehr sympathisch.

Er besuchte in Paris das Lyceum Louis le Grand, war ein eifriger Schüler, lernte tüchtig und wurde oft als Erster an der Spitze seiner Mitschüler genannt; sein Name prangte fast stets an der Ehrentafel, die im Sprechzimmer des Lyceums hängt; die fleißigen Schulstudien hinderten ihn jedoch keineswegs an der eben so eifrigen Benutzung seiner Freistunden, die er in dem an seiner einfachen Behausung gelegenen Garten ganz nach wilder Knabenart genoß; die herbeigerufenen Nachbarkinder, sämmtlich seine guten Freunde, standen ihm hierin redlich und nach Kräften bei.

Der ermordete Fürst hegte für diesen Neffen eine ganz besondere Zärtlichkeit; aber erst vor zwei Jahren hatte er die Absicht ausgesprochen, den jungen Milan zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Dieß änderte jedoch nichts am Zuschnitt, der für die Erziehung des Prinzen einmal genommen war; die höchste Einfachheit wurde beibehalten, umsomehr, als dieselbe sich mit den Sitten und Gebräuchen seines Landes und seiner künftigen Unterthanen im vollkommensten Einklang befand.

Man hat die Serben schon öfter und wohl nicht ganz mit Unrecht die Corsen des Orients genannt: sie sind Alle mit ihrem Fürsten mehr oder minder verwandt, geben ihm die Hand, wenn sie ihm begegnen, reden ihn mit „Du" an, wenn sie mit ihm sprechen; man findet bei ihnen sogar die Fehler und die übeln Eigenschaften der Corsen wieder: die Vendetta unter andern. Die Feindseligkeiten der beiden vornehmsten Familien des Landes liefern hierfür einen schlagenden Beweis.

Der alte Milosch Obrenowitsch, der Held der Unabhängigkeitskriege, der erste serbische Fürst im Jahre 1816, ließ seinen Nebenbuhler Karageorgiewitsch ermorden. Ein Georgieewitsch stürzte dagegen im Jahre 1842 den Nachfolger des alten Milosch, den Fürsten Michael II., vom Throne. Und wie gegenwärtig behauptet, aber von der Untersuchung wohl nicht nachgewiesen werden wird, sollten die Meuchelmörder des Fürsten Michael III. von Karageorgiewitsch gedungen sein! Die Schreckensnachricht traf den armen, jungen Prinzen wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel; er hing mit großer Liebe an seinem Onkel. Dem ersten Ausbruche seines gewaltigen Schmerzes folgte eine heftige Zornesäußerung: Ich werde sie rächen, das schwöre ich!" rief er zornglühend. Während nun die Zeitungen sich mit dem blutigen Ereignisse beschäftigten und die bevorstehende Abreise des jungen Fürsten nach Serbien verkündeten, war dieser längst schon unterwegs; um die Verschwörer irre zu leiten, schien man in seiner Wohnung noch mit Reisevorkehrungen beschäftigt, während er bereits die Strecke maß, die ihn von seinem Vaterlande trennte; er war von seinem Erzieher und von den serbischen Abgesandten begleitet und zu größerer Vorsicht auch noch von Gendarmen umgeben; diese Art zu reise mag recht sicher sein, angenehm ist sie jedenfalls nicht; so hat der arme junge Prinz Frankreich, Baden, Württemberg, Bayern und Oesterreich durchflogen, bis er endlich im buchstäblichen Sinne des Wortes von Gendarm zu Gendarm glücklich in Belgrad angelangt ist.

Zur Geschichte des Luther-Namens.

In Nro. 175 der Didaskalia vom 25. Juni wird aus einem Schriftchen des Herrn Rittergutsbesitzers K. Luther zu Rudersdorf bei Wittenberg unter dem Titel: „Geschichtliche Notizen über Martin Luthers Vorfahren" berichtet: „Die ersten Luther, welche

Digitized by Google

in Urkunden erwähnt werden, sind Almunt und Godofrid de Lutero, und zwar sind dieselben in einer Schenkungsurkunde der Dame Berterade vom Jahre 1137 als Zeugen unterschrieben."

Diese Angabe bezüglich der ersten und urkundlichen Erwähnung des Namens „Luther" möge durch folgende Notiz ergänzt und berichtigt werden: Karl der Große hatte seinem Geheimschreiber Eginhard die Celle Michelstadt im Odenwalde nebst einem Gebiete von zwei Stunden im Umkreise zum Geschenke gemacht. Dieses Besitzthum wurde später von Eginhard (der sich in das ihm zugehörige Kloster Seligenstadt zurückzog) dem Kloster Lorsch geschenkt und aus dieser Veranlassung war eine Gränzbestimmung der Mark Michelstadt angeordnet worden. Jene durch zahlreiche Ortsbestimmungen ausführliche Gränzbestimmung findet sich noch urkundlich vor und wurde dieselbe durch Notar Luther 819 vollzogen und ausgefertigt. Die von Luther festgesetzte Gränzlinie bildet in ihrem südlichen Theile heute noch die Gränze — der im Volksmunde gebräuchlichen Unterscheidung — zwischen Ober- und Untercent in der Grafschaft Erbach und viele der Luther'schen Benennungen existiren noch auf dieser Strecke, wie „Langenforst, Breitensol, Phaphenstein, Einhardl, Kuningsrück, Kuningsbrunnen, Marbach, Lindbrunnen ꝛc." Bezüglich des letzteren dürfte wohl die Notiz nicht ohne Interesse sein, daß der Lindbrunnen als dieselbe Quelle bezeichnet wird, an welcher nach der Schilderung im Nibelungenliede die Ermordung Siegfrieds durch Hagen vollbracht wurde. Die jetzt nur schwach fließende Quelle befindet sich am Abhange der Burgundhardt, und der Walddistrict, in welchem der Lindbrunnen liegt, führt noch jetzt in der Gemarkung des Dorfes Hüttenthal den Namen „das Lindel", sowie die Einsenkung, die oberhalb des erwähnten Dorfes auf die Landstraße stößt und in das Wiesenthal einmündet (der „Anger" im Nibelungenliede) die Bezeichnung „Lindelsdelle".

Ausführliches über den erwähnten Gegenstand findet sich in dem Werke „Geschichte der Dynasten von Erbach" von Herrn Dekan Simon zu Michelstadt. J. Hilß.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Kaiserhistörchen.) „Figaro" erzählt aus Paris, den 1. Juli: „Am letzten Montag war der Kaiser in Gesellschaft des Generals Castelnau und des Capitän Lasalle von Fontainebleau in seinem Phaeton ausgefahren, welcher mit den zwei Rappen bespannt war, die ihm der Kaiser von Rußland zum Geschenk gemacht hatte. In dem Augenblick, da der Kaiser in eine der Fahrstraßen einlenkte, welche bergab nach Fontaine-Dorly führen, war eben ein kleiner, von einem Esel gezogener und von einer alten Frau aus der Gegend geführter Karren an eine Steinbank angerannt und auf die Frau gestürzt, die vergebens Anstrengung machte, sich von der Last zu befreien. Der Kaiser stieg mit seinen beiden Begleitern zur Erde und alle Drei legten Hand an, um den Wagen aufzuheben und die Frau aus ihrer peinlichen Lage zu befreien. Das Thier war schwer verletzt und die arme Frau, welche diesen Verlust bejammerte, hätte ihren Retter, welcher einen einfachen Morgenanzug, eine großes Stöckchen und einen mit einer Feder geschmückten, niedrigen, braunen Hut trug, nicht erkannt, wenn dieser nicht, ehe er sie verließ, hundert Francs in ihren Wagen geworfen hätte, eine Spende, die dann zu lebhaftesten Dankbezeigungen Anlaß gab."

(Wülfert und Lola.) Es ist wohl kaum bekannt, daß der im Processe Chorinsky beschäftigte Staatsanwalt Wülfert, ein noch junger Mann, einer der geistvollsten und tüchtigsten Redner seines Standes, den Anlaß zum Ausbruch der Münchener Revolution im Jahre 1848 gegeben hat. Wülfert ist nämlich Niemand anders, als Derjenige, der seiner Zeit im Jahre 1848 der Lola Montez die historische Ohrfeige unter den Arkaden gegeben hat. Bekanntlich hatte sich Lola mit einem Studentencorps, „Alemannia" genannt, umgeben und sich als dessen Protectrice gerirt. Eines schönen Tages 1848 promenirt Wülfert, damals noch Student, unter den Arkaden, wo ihm ein solcher Lolatianer begegnet und ihn mustert. Wülfert läßt sich das nicht gefallen und „stellt" ihn. Jener aber, als ächter Leibgardist der spanischen Tänzerin, zieht einen Dolch, den jeder Alemanne bei sich tragen mußte, aus der Brusttasche und will gegen Wülfert los. Dieser packt mit eiserner Faust den Arm des Gegners und will ihn zwingen, den Dolch fallen zu lassen. In diesem Momente erscheint Lola, sieht einen ihrer Schützlinge bedroht, und geht mit gehobener Reitgerte auf Wülfert los. Der aber macht mit der emancipirten Spanierin nicht viel Federlesens, versetzt ihr eine schallende Ohrfeige, und ruft einem eben vorübergehenden Gendarm zu: „Sie da, verhaften Sie diese Canaille!" Ob der Gendarm es wagte, an die geheiligte und allmächtige Freundin des damals regierenden Königs Ludwig I. die Hand anzulegen, ist nicht anzugeben, wohl aber, daß Wülfert flüchten mußte, lange Zeit aus Bayern exilirt war und erst als die stürmischen Wogen jene Periode sich gelegt, wieder in seine Heimath kehren durfte. Dieser Vorfall, alsbald stadtbekannt, erregte unter den Studenten, die ohnedieß auf Lola nicht gut zu sprechen waren, böses Blut, gab Anlaß zur ersten Katzenmusik, die der Tänzerin gebracht wurde, und mit dieser Stunde hatte die Münchener Revolution begonnen. Heute ist Wülfert wohlbestallter königlich bayerischer Staatsanwalt und als solcher einer der hervorragendsten, geistvollsten Beamten seiner Branche.

(Eine Giftmischerin.) Zu wie gräßlichen Verirrungen die Eifersucht führen kann, beweist ein Verbrechen, welches das „Evènement Illustré" mittheilt: Ein Herr X.... hatte sich vor zwei Jahren verheirathet und war Vater eines reizenden Kindes von eilf Monaten, welches die Amme, sobald schönes Wetter war, in dem zu diesem Ende sehr beliebten Tuileriengarten spazieren tragen mußte. Vor etwa 14 Tagen fand sich eine sehr schöne und vornehm gekleidete Dame zu der Amme, welche das Kind promenirte; sie machte entzückte Bemerkungen über das herrliche Kind, verlangte es zu küssen und bat, ihm einige Bonbons geben zu dürfen, was die Amme ohne alles Mißtrauen gestattete. Dies wiederholte sich täglich über zehn Tage hindurch; am eilften kam die Dame wieder, küßte das Kind wie gewöhnlich und gab ihm einen Löffel-Bisquit in das Händchen, welches mit großem Behagen von dem kleinen Weltbürger verspeist wurde, nicht ohne daß die Amme nach den Traditionen ihres Berufes ein Stück davon abbrach und aß. Wenige Minuten darauf begann das Kind zu weinen, und als die Amme es schnell nach Hause getragen, konnten die beklagenswerthen Eltern eben nur mit ansehen, wie der Kleine unter den furchtbarsten Krämpfen verschied. Auch die Amme bekam einen Anfall von Kolik und Erbrechen und auch sie starb trotz aller angewendeten ärztlichen Hülfe nach drei Tagen. Aber bevor sie ihren Geist aufgab, konnte sie noch ein genaues Signalement der Dame angeben, welche den Bisquit gebracht hatte, und dieselbe ist jetzt verhaftet worden. Vorläufig scheint aus allem hervorzugehen, daß diese junge Dame früher die Geliebte des Herrn X.... war, und von der Wuth der Eifersucht sich dahin hatte treiben lassen, ein armes kleines Wesen zu morden, bloß weil es der Sohn des Herrn X.... und einer Frau war, welche legitimere Ansprüche auf den Vater des Kindes hatte, als sie selber. Man sieht in Kurzem dem Prozesse der Giftmischerin entgegen.

(Submarine Lampe.) Kürzlich war in Paris eine Menge Neugieriger am Quai Conti versammelt, wo ein Experiment mit einer submarinen Lampe gemacht werden sollte. Dasselbe wurde von dem Erfinder, einem Herrn Messager, in Gegenwart einer

Digitized by Google

von der Akademie der Wissenschaften ernannten Commission und einer Anzahl Schüler der polytechnischen Schule ausgeführt. — Es stieg der Erfinder, in ein Tauchercostüm gekleidet, an der Schleuse ins Wasser hinab und bei einer Tiefe von acht Fuß, wo die Lampe unter dem Wasser brannte, und etwa sechs Fuß von derselben entfernt, konnte er mit einem Diamante auf eine Glasscheibe das Datum und die Stunde des Experimentes einritzen. Die Lampe blieb dreiviertel Stunden unter Wasser, brannte mit schönem Lichte und war, als sie herausgezogen wurde, nicht erloschen. Es ist damit eine Preisaufgabe gelöst, welche von der Direction der polytechnischen Schule ausgeschrieben war. — Vermöge dieser Lampe können die Explosionen in den Bergwerken verhindert und mitten in der Nacht Arbeiten und Untersuchungen unter Wasser vorgenommen werden.

(Chignon im Brande). Ein neuer Unglücksfall wird hoffentlich unsere Damenwelt zur Einsicht bringen, daß es gerathen ist, mit Feuerversicherung in Verbindung zu treten. Auf dem Bahnhofe zu Sorau befindet sich ein sinnreicher Apparat zum Anzünden von Cigarren, den die rauchenden Leser wohl kennen werden. Das Gas findet Fortleitung in einem derartig construirten Kautschuckschlauch, daß die Flamme, wenn man denselben in die Höhe hebt, größer wird, sonst glimmt nur ein kleines Flämmchen innerhalb eines Zündapparates. Sorglos nahm eine junge Dame mit grand chignon in der Nähe der türkischen Flamme Platz. Als sie sich bückte, kam der Chignon dem verborgenen Feuerheerde zu nahe und brannte bald lichterloh; leider hatte die nicht versicherte Chignonträgerin mehr Unglück als ihre Berliner Collegin, ihre Friseuse hatte wahrscheinlich vorher schon Oel ins Feuer gegossen und es verbrannte neben dem annectirten Haar noch eine Fülle des eigenen Haarschmuckes. Den anwesenden galanten Löschmannschaften gelang es, das Feuer auf seinen Heerd zu beschränken.

(In seiner Pariser „Laterne") häuft Rochefort Bosheiten auf Bosheiten. Zur Verhöhnung der officiellen Loyalitätstoaste läßt Rochefort bei einem Bankett einen Redner auf Napoleon IV. einen Toast ausbringen. Ich trinke mit, ruft ein begeisterter Zecher. Allein Napoleon IV. wird ein Kind haben! — Ja wohl, ja wohl! jubelt die Gesellschaft. — Und zwar einen Sohn! — Gewiß. — Und der folgt eines Tages seinem Vater nach! — Natürlich. — Meine Herren, ich trinke auf das Wohl Napoleons V.! Um zwei Uhr weniger 10 Minuten des Morgens trank man auf die Gesundheit Napoleons XXXII.!

(Ein komisches Intermezzo) ereignete sich nach den „O. S." bei dem tragischen Schauspiele des Kirchenbrandes in Osnabrück. Ein Photograph war auf den glücklichen Gedanken gekommen, den Katharinenthurm noch vor der gänzlichen Zerstörung aufzunehmen; er stellte seinen Apparat auf an der Seite, wo der Thurm noch nicht brannte und war nach Beendigung der nöthigen Vorbereitungen eben im Begriff, die Camera zu öffnen und das grause Schauspiel zu fixiren, als in demselben Momente die Thurmspitze zusammenstürzte und auf dem Bilde nichts davon erschien als — Rauch.

Frankfurt, 7. Juli.

Feldbergfest.

An dem am verflossenen Sonntag stattgehabten Preisturnen bei dem Feldbergfest hatten sich 100 Turner betheiligt. Dasselbe nahm nach einer einleitenden Rede des Herrn Kuhl aus Butzbach und nach einigen von der gesammten Turnerschaft ausgeführten Freiübungen um 11 Uhr Morgens seinen Anfang und dauerte bis 3½ Uhr Nachmittags. Trotz der kalten und stürmischen Witterung wurde mit einer seltenen Lust und Ausdauer gekämpft. Der höchste Sprung war 5½, der weiteste Sprung 18 Fuß. Der energischen Thätigkeit des Preisgerichts, das aus den Herren S. Ravenstein als Obmann, J. Rupp, O. Lindheimer, Schaffner, J. Schmidt und Winter bestand, war es zu verdanken, daß schon um 4 Uhr die Preisvertheilung stattfinden konnte. Herr S. Ravenstein ließ in warmen Worten den Wettturnern jene Anerkennung zu Theil werden, die sie nach vierstündigem Turnen, dem ein mehrstündiger Marsch vorausging, wohl verdient hatten. Alsdann erfolgte die Bekränzung der Sieger durch Jungfrauenhand und die Ueberreichung von Gedenktafeln. Ein Gönner der Sache hatte, trotzdem seit einigen Jahren die Beigabe von Werthsachen für die Sieger in Wegfall kam, demungeachtet ein schönes Geschenk, bestehend in Uhlands Gedichten und Dramen, gespendet, das dem ersten Sieger zugetheilt wurde. Den 1. Preis erhielt Anton aus Darmstadt, den 2. Preis Herig aus Hanau und den 3. Preis Dornseiff aus Frankfurt. Im Ganzen wurden 36 Preise gegeben. Noch zu erwähnen ist die Gewandtheit, mit der die Herren C. Schneider und Welker den geschäftlichen Theil des diesjährigen Feldbergfestes leiteten.

Zoologischer Garten.

Es dürfte wohl allgemein bekannt sein, daß der Kukuk nicht selbst brütet, sondern seine Eier in die Nester anderer Vögel legt und diesen das Ausbrüten, sowie das Aufziehen der Jungen überläßt. Gewöhnlich widmen sich die Pflegeeltern, welche in der Regel weit kleiner sind als der Kukuk, diesem Geschäft mit großem Eifer und selbst auf Gefahr ihrer eigenen Jungen, welche von dem stärkeren Pflegebruder aus dem Neste gedrängt werden. Da ein derartiges Familienleben nur höchst selten beobachtet werden kann, wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß sich gegenwärtig im zoologischen Garten ein Rothkelchen befindet, welches einen schon ziemlich großen jungen Kukuk, den es ausgebrütet hat, auf das sorgfältigste füttert, wie groß auch die Ansprüche des unersättlichen Pfleglings sein mögen. Das interessante Pärchen wurde kürzlich im Walde jenseits des Mains gefangen.

Literatur-Notizen.

Das in Leipzig bei Payne erscheinende **„Illustrirte Familien-Journal"** ist mit der reich ausgestatteten Nr 27 in ein neues Quartal getreten. Die Nummer enthält den Anfang eines illustrirten Romans: „Die feindlichen Brüder oder das Geheimniß von Rowley Court". Hieran reiht sich „Eine Helferin auf den Schlachtfeldern Böhmens" aus den Erfahrungen der mit der goldenen Medaille für Verwundetenpflege decorirten Frau Marie Simon in Dresden, nebst deren Portrait. Ferner: „Papiere eines Revolutionsagenten, von einem österreichischen Polizeibeamten", eine Reihe von Bildern aus dem revolutionären Treiben der Polen, welche in der fesselndsten Form einen ganz neuen Blick in die Geheimnisse der leitenden revolutionären Kreise eröffnen. An Joachim Winckelmanns, des großen Kunstforschers, hundertjährigen Todestag anknüpfend, Mittheilungen aus seinem Leben nebst einer großen meisterhaften Illustration, welche Winckelmann in ganzer Figur in einem italienischen Garten darstellt. Eine reiche Auswahl feuilletonistischer Sachen aller Art vervollständigen den Inhalt.

Festrede und **Trinkspruch** des wackeren Bürgermeisters H. Brück zu Worms beim Lutherfeste daselbst sind nun im Druck erschienen (Worms, Böninger). Der Verfasser und ein katholischer Confessionsgenosse desselben zu Frankfurt a. M. können sich mit der Zustimmung aller Gebildeten zu ihrer unparteiischen Würdigung des Reformators schadlos halten für die Schmähungen eines ultramontanen Subjectes im „Mainzer Journal".

„Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen" von **Moritz Wagner**. (Lpz., Duncker und Humblot). Der Verfasser sucht jene Theorie von der Entstehung der Arten und der natürlichen Zuchtwahl durch das Gesetz der Wanderungen zu ergänzen, welches er in die Formel zusammenfaßt: „Die räumliche Abgrenzung der Form, eine nothwendige Folge der Migration, ist die Ursache ihrer typischen Verschiedenheit." Je stärker und dauernder nämlich die Trennung der Ausgewanderten von ihren früheren Angehörigkeiten ist, desto schneller und entschiedener bilden sie, unter Einfluß der neuen Oertlichkeit, Varietäten, welche zu neuen Arten erwachsen und sich — namentlich durch Veränderung außer Thätigkeit gesetzter Organe — noch bedeutender absondern können. Der Verfasser gibt einige merkwürdige Beispiele von Thieren und Pflanzen (S. 10. 18. 29.), und wendet sein Gesetz insbesondere auf die letzte Eisperiode an (S. 28).

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kih. = Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 189. Donnerstag, den 9. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage war die Verlobung der schönen Thekla am Hofe bekannt, und das allgemeine Gerücht bezeichnete zugleich den Rittmeister als den verschmähten Geliebten, zu dessen Bekräftigung der Umstand beitrug, daß er im Hause des Gesandten nicht mehr erschien.

Mehr und mehr zog er sich auf sich selbst zurück, und die Zeit, welche er nicht im Dienste, oder bei dem alten General Dörflinger zubrachte, verlebte er größtentheils in seiner einsamen Wohnung. Oefters gewiß würde er im Kreise seiner Verwandten gewesen sein, hätte ihm nicht die häufige Anwesenheit des Stallmeisters lästig geschienen.

Er bemerkte deutlich, wie der Vetter sich um die Gunst Dorotheens bemühte, wie mannichfach die Base dessen Bestreben begünstigte, und es kam ihm vor, als hätte die vortheilhafte Gestalt, der sichere Ton des jungen Mannes auch das Herz der schönen Muhme gewonnen.

So war der Winter gekommen. Eines Abends saß der Rittmeister allein mit den Frauen. Die Flamme brannte im Kamine und draußen war das Wetter böse.

Im Sorgenstuhle entschlummerte endlich die alte Frau allmälig, und die Beiden waren allein — der Rittmeister in die Kohlen starrend, — sie den zierlichen Faden am Rade drehend, dessen eintönigem Schnurren seine Gedanken folgten.

„Wißt Ihr denn gar nichts zu erzählen, Vetter?“ fragte sie endlich. „Während Ihr bei uns seid, habt Ihr Euch recht zu Eurem Nachtheile verändert. Sonst wart Ihr fröhlich und gesprächig, und nun könnt Ihr tagelang sitzen, ohne den Mund zu rühren oder das Gesicht zu verziehen.“

„Ich könnte dasselbe von Euch sagen, Muhme“, erwiderte er; „wenigstens wenn ich bei Euch bin.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte sie lebhaft.

„Ei nun, ich kenne Leute, die Euch gleich lustig machen können, so wie sie sich sehen lassen.“

„Ihr meint den Vetter“, sagte sie hoch erröthend, „und ich könnte mich darüber ärgern.“ Eine Weile schwieg sie, dann fuhr sie fort: „Jetzt sind auf dem Schlosse ja viele Feste und Lustbarkeiten, wie kommt es denn, daß Ihr stets zu Hause seid?“

„Weil es mir in Eurer Gesellschaft weit mehr behagt“, erwiderte er.

„Ach geht nur, ich weiß den besseren Grund. Aber wißt Ihr auch, daß es in dem großen Hause viele Gespenster gibt?“

„Glaubt Ihr daran, schöne Muhme?“

„Das versteht sich“, rief sie, „und alle guten Christen müssen es glauben. — Da ist zum Beispiel die weiße Frau, die Stammmutter des Fürstenhauses, und gerade jetzt läßt sie sich wieder sehen. Die weiß, wenn Unglück kömmt. Dann geht sie seufzend und händeringend durch die langen Gänge und weiten Säle; aus dem Boden steigt sie heraus, die Mauern platzen vor ihr und schließen sich, und wer in der Mitternachtsstunde geboren ist, wo der Johannistag gerade auf einen Sonntag fällt, der kann auch hören, was ihre blassen Lippen sagen.“

„Und auf dem Schlosse gibt es natürlich solche Glückliche?“

„Ihr habt es getroffen. Eine der Kammerfrauen weiß Alles. Gestern Mittag ging sie durch einen langen Gang — und Ihr müßt wissen, daß das Gespenst sich an keine Stunde bindet —, da schwebt die Gestalt an ihr vorüber. — „Emil, mein Emil!“ hörte sie es seufzen; „so jung, so schön, so hoffnungsvoll mußt Du sterben!“ Und dabei klagte sie und ächzte und rang die Nebelhände, bis die Frau nichts mehr sah. Der Kurfürst hat es auch erfahren. Erst ist er ganz still gewesen, dann aber hat er sehr geweint, und endlich ganz streng verboten, keine Sylbe davon zu sprechen.“

„Weiß es denn der Prinz Emil?“

„Jawohl; aber der hat tüchtig gelacht, auf seine Brust geschlagen und geschworen, trotz aller weißen Frauen der Welt wolle er leben und berühmt werden; was gewiß sehr gottlos und vermessen ist.“

„Und gibt es dort noch andere Gespenster?“ fragte der Rittmeister.

„O noch viele, gute und böse“, rief sie. „Da sind der graue Ritter und der Zwerg, und das Fräulein vom Thurm.“

„Also auch ein Fräulein?“ lachte er.

„Ich will Euch die Geschichte erzählen, wenn Ihr wollt“, flüsterte sie. „Es ist eine traurige Sage. — Vor vielen Jahren, als das Schloß gebaut ward, war der Fürst ein strenger, jähzorniger Herr, der seine Leidenschaften zuweilen nicht beherrschen konnte. Einstmals nun war ein schönes Fräulein am Hofe, die er mit seiner Liebe verfolgte; allein die Dame hatte lange schon einen Andern gewählt, ein frisches Blut, tapfer und zierlich und wohl erprobt in allen Künsten der Sitte und Minne. Da ergrimmte der Fürst, als er es erfuhr und seine Liebe nicht erwidert sah, und schwor ihr und ihrem Buhlen Verderben. Einst, des Nachts, als Letzterer, wie oftmals, mit seinem leichten Schiffe am Schlosse landete und sie an der heimlichen Pforte stand, sprang plötzlich die Wache vor, ergriff sie Beide und schleppte sie in den großen Thurm, die Treppe aufwärts, in ein Gemach, wo der Fürst mit zornigem Gesichte ihnen entgegentrat. Beide fielen vor ihm nieder, bekannten ihr Vergehen und ihre Liebe, und flehten seinen Schutz an. „Wohlan“, sagte er, „erhebt Euch; aber weil er den Burgfrieden gebrochen hat, so mag er zur Strafe, statt der Küsse Eurer warmen Lippen, den kalten und stummen Mund dieser

Digitized by Google

Dame berühren; doch dafür sollt morgen Ihr ihn entschädigen." Gnädig lächelte er, und während er sprach, zog er einen dichten Schleier von einer verhüllten Gestalt, die von hoher Schönheit war, und die Arme wie zum Umfangen ausgebreitet hielt. Zögernd stand der Ritter vor dem wundervollen Bilde, hinter dem er Zauber und Tücke vermuthete; aber als der Fürst spöttisch sprach: „Seht, Dame, so sehr liebt er Euch, daß er selbst um Euren Besitz keine Andere küssen mag", und sie ihn nun bittend und traurig anblickte, da nahte er rasch und umschlang die Gestalt. Plötzlich aber preßten ihn ihre Arme, und aus dem Leibe drangen hundert Dolche, die tief in sein Leben bohrten. Dann, während seines Todesschreies, öffneten sich die Arme der eisernen Jungfrau wieder und zugleich der Boden, wo der blutige Körper einem tiefen Schlott hinabstürzte, an dessen Mauern sein letzter Seufzer erstarb. Als das arme Fräulein aus der Ohnmacht erwachte, war Alles verschwunden, und sie lag in der weiten Halle. Im wahnsinnigen Schmerz umklammerte sie die Gestalt, um, wie er, zu sterben. Vergebens, die schrecklichen Arme blieben starr. Da riß sie eine Thür auf, die führte auf den Altan, der hundert Fuß hoch schaurig herabhängt, und, als der Morgen kam, fand man die zerschmetterte Leiche unten liegen."

„Und nun hat das arme Fräulein keine Ruhe nach ihrem schlimmen Ende gefunden?" fragte der Vetter.

„Alle Nacht soll sie im Thurme und den nahen Gängen umherstreifen, und ihre Seufzer haben schon Viele gehört; aber wer unglücklich ist durch Liebe, dem hilft sie ganz bestimmt, und Mancher hat mit ihrem Rath gewonnen, was er wollte."

Die letzten Worte sagte sie mit so zitternder Stimme, daß er, sie anblickend, die Thränen sah, die ihre Augen füllten.

„Was ist Euch, theure Muhme", rief er besorgt; „warum seid Ihr so ergriffen? Vertraut mir Euren Kummer."

„Ach, daß ich zerschmettert läge, wie das arme Fräulein!" rief sie heftig bewegt.

„Das wolle Gott nicht!" sagte er. „Was kann Euch zu so bösen Wünschen treiben? Ist es etwa der Vetter?"

Sie drückte heftig seine Hände, aber erst nach hundert Thränen konnte sie ihm leise erzählen, daß der Vetter mit seiner Liebe ihr unausstehlich sei; daß aber die Base sowohl, als er, sie unausgesetzt bestürmten; die Eine so eifrig für das hohe Glück, als der Andere leidenschaftlich für sie selbst, und daß sie keinen Ausgang sehe, der irdisch sei.

„Und hat meine Muhme denn nicht auf mich gerechnet?" sagte der Rittmeister. „Nimmermehr werde ich zugeben, daß, wo ich es hindern kann, Ihr unglücklich werdet."

„Ich werde niemals glücklich sein auf Erden", seufzte sie, „für mich wäre es besser, ich läge todt."

„Solche schwermüthigen Grillen sind jungen Herzen eigen", versetzte er. „Jeder Sturm soll den Tod geben, und kömmt der Sonnenschein, so lacht man, wie vorher. Ein Menschenherz kann gar viel dulden, und zwar weniger Lust, als Schmerz. Glaubt mir, auch ich habe Manches still getragen", und nun erzählte er ihr seine Liebe und sein Unglück; Alles, was sie längst wußte und was sie so bekümmert hatte.

„Liebt Ihr denn das Fräulein noch?" fragte sie endlich zögernd.

„Ich werde sie niemals vergessen können", sagte er traurig, „und dennoch muß ich es."

Mit zitternden Händen versuchte sie die Augen zu trocknen, die widerspenstig nicht gehorchen wollten.

„O, ich bin ein Kind, eine Thörin!" rief sie. „Der Vetter ist gut, ich werde nicht unglücklich sein, und darum will ich in Gottes Namen mein Ja nicht bereuen und widerrufen."

Als er verwundert ihr entgegen wollte, flüsterte sie ganz leise: „Schweigt, theurer Vetter, die Base erwacht; laßt sie kein Wort von Dem merken, was wir verhandelt haben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Saison in Wiesbaden.

Deutscher Erde wärmste Stätte,
Lieblingsort von Gottes Gnaden,
Ganz hast du mein Herz gewonnen
Holdes, liebliches Wiesbaden!

Wolfgang Müller von Königswinter.

Ende Juni 1868.

Was ist seit Jahren aus diesem Wiesbaden geworden! Die erste Badestadt der Welt, eine Metropole der Erholung, des dolce far niente. Jeder Tourist erschrickt, wenn er Jahr für Jahr wahrnimmt, in welch ungeheuren Progressionen die Reiselust zunimmt; fast die ganze Welt geht unter in dem Abgrund der Hotels und — ihrer Rechnungen. Und nun gibt es Centralstellen für die Reiselust, die Knotenpunkte des Sommerverkehrs; solche Knotenpunkte sind Wiesbaden und Ems, Baden-Baden, der Vierwaldstädter- und Genfer-See. Ueber diese Punkte hinweg fluthet der ganze Reisestrom, fast jede seiner Wogen schlägt an diese Küsten. Seit 1857 ist für Wiesbaden unendlich viel geschehen und man darf wohl sagen, erst seit dieser Zeit hat es seinen Weltruf erhalten. Die Villen sind, gleich ganze Straßen und Quartiers bildend, aus der Erde empor gewachsen; über den alten Kursaalpark ist die Meisterhand Thelemanns, des Gartendirectors des Herzogs Adolph von Nassau, gekommen, und dieselbe Meisterhand hat vis-à-vis von der Wilhelmsstraße noch einen zweiten Park angelegt, der auch das verwöhnteste Auge fesselt und in Wohlgefallen gefangen hält. Sehr zu beklagen ist, daß in den Jahren 1866 und 67 die Baulust hier plötzlich ins Stocken kam; im vorigen Winter schon machte sich ein Mangel an Familienwohnungen geltend. Um so reger wird jetzt wieder gearbeitet und bald wohl wird die Stadt in der Lage sein, allen Uebersiedelnden passende Wohnungen zu bieten.

In dem raschen Aufblühen der Saison hat uns dieses Jahr Ems etwas überflügelt; dort ist eben großer Empfang von christlichen und türkischen Potentaten. Der Vicekönig von Aegypten ist in dem altrenommirten Hotel „Zu den vier Thürmen" (Englischer Hof bei Heinrich Becker) abgestiegen, der König von Preußen wird, wie voriges Jahr, im Kurhaus wohnen. Die Höhe unserer, der Wiesbadener, Saison erwarten wir Mitte Juli und im August, denn die englischen Gäste kommen immer erst im Hochsommer und sie suchen Wiesbaden dann vorzugsweise auf. Trotzdem ist das Zuströmen jetzt schon massenhaft, das lehrt ein Blick auf die stündlich hier eintreffenden Züge unserer zwei Eisenbahnen und auf die Rheindampfer. Auch die hohen Preise der Lebensmittel belehren uns über diese Thatsache, denn was in Wiesbaden den Sommer über consumirt wird, ist enorm. Große Städte sind bekanntlich die heißhungrigsten Bestien, die es gibt, und Wiesbaden entwickelt sich im Sommer während der Saison auf kleinem Raum als große, vielverschlingende Stadt. Wenn das Pflaster hier nur nicht so heiß wäre, und zwar nicht figurlich als „theuer" genommen! Aber unter den Füßen einen Vulkan und über dem Kopf die Junisonne des Jahres 1868, das ist für fünf bis sechs Fuß wandelnden Staub etwas zu viel. Zum Glück ist man in der Conditorei des Herrn Adolph Röder treffliches Gefrorenes und in der Restauration des Kursaals wird Alles in unzweifelhaftem Eis serdirt. Ein weiteres Glück ist, daß Napoleon in diesem Sommer keinen Krieg angefangen hat, die

Digitized by Google

Chassepotspatronen hätten gar nicht gewartet, bis sie im Gewehrlaufe steckten, sondern sie wären wahrscheinlich von selbst den Soldaten in den Taschen losgegangen.

Daß der Abgeordnete Hennig in Berlin unser sonn- und feiertägliches Gewissen durch ein Spielverbot für diese Tage gerettet hat, wissen Sie. Sechs Tage sind wir also jetzt Kinder der Hölle, Sonntags Kinder des Himmels. Vielleicht fällt dereinst nach unserem Tode das Urtheil in derselben Weise und wir kommen auf diese Art Samstags Abends in den Himmel und werden Montags wieder retour in die Hölle geschickt. Ein himmlischer „blauer Montag" wäre dann wenigstens sehr wünschenswerth. Unsere Gastwirthe wissen Herrn Hennig für seine Besorgniß, ihr himmlisches Theil zu retten, wenig Dank. Besser ist das Rheingau daran, welches von dem Amendement Hennig profitirt und halb Wiesbaden sammt seinen Gästen Sonntags an sich lockt. Aber sie kommen doch Alle wieder zurück und wer als Kurgast Abends bei Bürgermeister Hofmann in Walluf Siebenundfünfziger oder gar Fünfundsechsziger getrunken und das Feuer dieser Weine Nachts in seinen Adern hämmern fühlt, der ist am anderen Morgen schon 10 Minuten früher am Kochbrunnen und flüstert: „Vergib mir, heilende Quelle, du schmeckst heiß und kühlst das Fieber, aber der Rheinwein schmeckt kühl und schafft die Gluth!"

Die Hoffnungen auf einen guten Wein in diesem Jahr stehen bis jetzt glänzend; sie standen freilich schon öfter so um diese Zeit und wurden später zu Schanden. Das Jahr 1868 hat fast zu glücklich angefangen, um nicht Besorgnisse zu erwecken. So mit Segen und Hoffnung überschüttet, wie die Erde in diesem Augenblick, war sie noch nie, möge es weder dem Himmel, noch den Menschen gefallen, diese reichen Ernten zu zerstören!

Unser Theater ist immer noch nicht in seine definitive Gestalt getreten. Neuerdings heißt es, Director Düringer von Berlin werde als Leiter der königlichen Schauspiele eintreffen. Uns will sehr bedünken, als ob man an maßgebender Stelle in Berlin die Bedeutung des Wiesbadener Theaters nicht ganz richtig erfasse. Man faßt dasselbe zu einseitig auf als Vorschule für Berlin und wie es scheint, auch als — Ablagerung. Gutes nimmt man rasch hinweg und was dort nicht zieht, spedirt man hierher. Bis jetzt freilich nur in vereinzelten Fällen, aber gerade darum warnen wir bei Zeiten. Unsere Bühne besaß im vergangenen Winter ein Ensemble und in diesem Ensemble eine Reihe so hervorragender Künstler, daß man Aufführungen hier sah, um die uns Berlin z. B. ganz gewiß beneiden durfte. Wir nennen im Schauspiel die Herren Maximilian Grobecker, Rathmann, Bethge, Heyl, die Damen Wolff, Buska, Genast und Flindt. Schon in einigen Wochen ist dieses Ensemble zerrissen und es muß abermals ein neues Repertoire geschaffen werden, wie denn überhaupt das Opernrepertoire dem des Schauspiels nicht gleichgekommen ist. Sogar in dem Cassenausweis soll sich dieser Unterschied gezeigt haben. Sehr vernachlässigt z. B. wird bei uns die moderne Spieloper, die, namentlich im Sommer während der Kur, gewiß für die Fremden eine Anziehungskraft abgeben würde.

Die Administrationsconcerte beginnen diese Woche und es sind, wie aus dem Programm zu ersehen, Künstler engagirt von großem Namen und Talent. Auch Wachtel wird erwartet, es sind viele Jahre, daß er hier nicht — geknallt hat.

Von unseren Nachbarbadeorten ist zu melden, daß Schwalbach, Schlangenbad und Soden gut besetzt sind; Schwalbach natürlich ungefähr im Verhältniß von 1400 Damen zu 12 Badegästen männlichen Geschlechtes. Ein Mann zu sein, ist in Schwalbach fast schon ein Verbrechen; in keinem Parlament der Welt gibt es solche Majoritäten.

Attentats-Statistik.

Zu dem gegenwärtigen Momente, wo das tragische Ende des Fürsten Michael von Serbien die politische Welt so sehr beschäftigt, dürfte eine Statistik der in den letzten 20 Jahren auf regierende Häupter verübten Attentate nicht ohne Interesse sein. Seit dem Jahre 1848 wurden 21 Attentate, die meisten ohne den beabsichtigten Erfolg zu erreichen, unternommen. Am 26. November 1848 wurde auf den Herzog von Modena ein Mordanfall versucht. — Am 12. Juni 1849 wurde ein Mordversuch gegen den Prinzen von Preußen gemacht, als er sich in Minden-Ingolheim aufhielt. — Am 22. Mai 1850 feuerte der Feuerwerker Seseloge einen Schuß auf den verstorbenen König von Preußen, zerschmetterte jedoch sich selbst den rechten Vorderarm. — Am 28. Juni 1850 schlug der Ex-Lieutenant Robert Pate mit einem schweren Stocke heftig nach der Königin von England, ohne sie gefährlich zu verletzen. — Am 24. September 1852 wurde in Marseille eine Höllenmaschine entdeckt, welche bei der (am 25. September) erfolgten Ankunft Napoleons III. verwendet werden sollte. — Am 18. Februar 1853 wurde der Kaiser Franz Joseph auf einem Spaziergange von Johann Libenyi mit einem Messerstich in den Nacken verwundet. — In der Sitzung der italienischen Kammer zu Turin vom 16. April 1853 berichtete Graf Cavour über ein Attentat gegen Victor Emanuel II. — Am 5. Juli 1853 fand ein Attentat in Paris gegen Napoleon III. statt, als er eben in die Opéra comique fuhr. — Am 20. März 1854 schlitzte ein Unbekannter dem Herzog Ferdinand Karl III. in Parma mit einem Dolch den Bauch auf; 23 Stunden später starb der Herzog unter den schrecklichsten Schmerzen. — Am 28. April 1855 feuerte Joan Liverari auf den Champ-Elysées zwei Pistolenschüsse nach Napoleon III. ab, ohne Erfolg. — Am 28. Mai 1856 wollte Raymond Fuentus eben einen Pistolenschuß auf die Königin von Spanien abfeuern, als er von einem Polizei-Agenten am Arme ergriffen und festgehalten wurde. — Am 8. December 1856 stach der Soldat Agesilaus Milano bei einer Revue mit dem Bajonnet nach dem König Ferdinand II. von Neapel. — Den 7. August 1857 wurden Bartoletti, Tibaldi und Grille, die aus England nach Paris gereist waren, um Napoleon III. zu tödten, verurtheilt. — Am 14. Jan. 1858 schleuderten Orsini, Rudio, Pieri und Gomez Bomben gegen Napoleon III. in Paris; dieser wurde nicht getroffen, eine Menge anderer Personen aber getödtet und verwundet. — Am 14. Juli 1861 feuerte der Student Oscar Becker in Baden-Baden auf den gegenwärtigen König von Preußen zwei Pistolenschüsse, ohne ihn zu treffen. — Am 18. December 1862 schoß der Student Aristides Drusios in Athen einen Revolver auf die Königin Amalie von Griechenland ab, ohne sie zu treffen. — Am 24. December 1863 wurden Greco, Trabuco, Imperatore und Scaglione in Paris verhaftet; sie waren von London dorthin gereist, um Napoleon III. zu tödten. — Am 14. April 1865 wurde der Präsident der Vereinigten Staaten, Abraham Lincoln, im Theater zu Washington von Wilkes Booth getödtet. — Am 6. April 1866 fand in Petersburg ein Attentat auf den Kaiser von Rußland durch Karakasoff statt; ferner am 6. Juni 1867 ein Mordversuch auf den Kaiser von Rußland in Paris durch den Polen Berezowski mittelst eines Pistolenschusses; endlich fand am 10. d. der Mordanfall auf den Fürsten Michael von Serbien statt.

Mannichfaltigkeiten.

(Die Vorbereitungen zum Schützenfeste nehmen immer größere Dimensionen an; auch der industrielle Wiener rüstet

Digitized by Google

sich bereits auf den Empfang der zahlreich angemeldeten Gäste, die sehr gut thun werden, wenn sie bei Einkäufen die Taschen zu und die Augen offen halten. Uebrigens hat das Comite auch darauf Bedacht genommen, die Fremden, soweit es in seinen Kräften steht, vor Prellereien zu wahren; es hat die Kaufleute, welche den Bazar auf dem Festplatze beziehen, verpflichtet, ihre Waaeen zu den gewöhnlichen Tagespreisen abzugeben und wird hierüber strenge Controle führen. Der Festplatz bietet schon jetzt ein recht lebendiges Bild. Trotz der ziemlich bedeutenden Entfernung von der eigentlichen Stadt ist ee täglich massenhaft besucht; der angenehme Spaziergang durch die schattigen Wege des Praters und die seit dem vorigen Dienstag eröffnete Pferde-Eisenbahn, welche im Fluge aus den entferntesten Stadttheilen bis zu dem letzteren — und zwar für wenige Kreuzer — führt, reizen zum Besuche. Auf dem Festplatze sind die drei am Meisten ins Auge fallenden Gebäude: die Schießhalle, die Festhalle und der Gabentempel. Alle drei sind ihrer Vollendung nahe, es sind colossale Zimmermannsbauten von solcher künstlerischen Schönheit, daß man nur ihre rasche Vergänglichkeit bedauert. Die größte Festhalle, die bisher bei einem Feste errichtet ist, war 1863 beim deutschen Turnfest in Leipzig hergestellt. Wir haben diese ebenso besucht, wie heute die Wiener Festplatzbauten, und wir müssen gestehen, daß die letzteeen jene sowohl an Pracht, wie an Größe und Schönheit weit überragen. Der Gabentempel bildet ungefähr das Centrum des ganzen Platzes. Von seinem Hauptthurme herab weht bereits die große schwaez-roth-goldene Fahne; die Fronten sind geschmackvoll bemalt, die hohen lichten Fenster eingeglast. Das Dach des Tempels ist eine mit Balustraden abgeschlossene Plattform, auf welche man von den beiden Seitenthürmen, welche die Facade abschließen, gelangen kann. Von hier aus überblickt man das ganze Terrain, was bei dem bunten Festgewühl ein ungemein interessantes und schönes Bild sein muß. Dee Gabentempel ist mit der Schießhalle durch einen 4 Klafter breit angelegten, mit Gascandelabern zu erleuchtenden Weg verbunden, den geliner Rasen einfaßt. Die Festhalle, die zwar noch tüchtige Arbeit bis zur Fertigstellung erfordert, soll doch schon bei dem auf den 19. d. M. angesetzten Probe-Essen eingeweiht werden. Die Studenten werden in Gemeinschaft mit anderen jungen Leuten die Festpolizei bilden, d. h. Spalier bilden und die Ordnung da aufrecht zu eehalten suchen, wo dieß nöthig erscheinen sollte. Fast täglich halten die jungen Festpolizeimänner Exerzier-Uebungen ab.

(Eine Parallele zu der bekannten Briefmarderaffaire) liefert ein im vorigen Monat von den Berliner Geschworenen abgeurtheilter Criminalfall, worin es sich um eine zweiundzwanzigfache Urkundenfälschung handelte, die dem seit Kurzem in der Posterpedition des Berliner Ostbahnhofes beschäftigten Karl Wilhelm Zeh zur Last gelegt wurde. Zu Anfang dieses Jahres waren bei verschiedenen Posterpeditionen in kleinen Städten Postanweisungen ausgezahlt worden, die an den Kaufmann Adolph Satzmann adressirt waren und die sich später als gefälscht herausstellten. So waren bereits zehn Posterpeditionen in Nachtheil gekommen, als man endlich, und zwar in dee Spandauer Expedition, die Fälschung bemerkte und den Fälscher, der kein Anderer als der Postbeamte Zeh war, verhaftete. Zeh war sofort geständig, im Ganzen 12 Postanweisungen und 10 Quittungen fälschlich angefertigt und darauf 490 Thaler erhoben zu haben. Zur Ausführung des Verbrechens hatte der Angeklagte sich von einem Graveur Stempel von verschiedenen Post-Expeditionen anfertigen lassen. Mit diesen Stempeln versehen, hatte er die Post-Anweisungen ausgefüllt und dabei die Unterschriften der expedieenden Postbeamten nachgemacht. Seine Stellung als Beamter machte es ihm leicht, die Anweisungen an die Bestimmungsorte zu senden, so daß ihm nur noch die eine Schwierigkeit übrig blieb, das Geld zu erheben. Um dies zu bewerkstelligen, schickte er unter der falschen Vorspiegelung, es handle sich um eine Wette, einen Soldaten in Uniform zu seinem (des Angeklagten) früheren Compagniekameraden Salzmann und ließ denselben befehlshaberisch zur Aushändigung seines Passes auffoedern. Salzmann glaubte, wie der Angeklagte sehr richtig vorausgesehen hatte, der Soldat komme vom Landwehr-Bureau, und gab denselben ohne Weiteres den Paß, den nun der Angeklagte als Legitimation behufs Empfangnahme des Geldes benutzte. Zeh verwendete die ganze in dieser Weise erworbene Summe, um damit Lotterie-Loose zu kaufen! Die Geschwornen bejahten die Frage auf mildernde Umstände, worauf der Gerichtshof auf drei Monate Gefängniß, 300 Thlr. Geldbuße oder noch sechs Monate Gefängniß erkannte.

(Ein seltsamer Auftritt) fand in Wien auf dem Bauplatze des tschechischen Nationaltheaters statt. Aus einem vorüberfahrenden Wagen sprang plötzlich — so erzählen die „Narodni Listy" — ein Mann im Priestertalar und rannte mit den Worten: „Ich will nicht mehr Geistlicher sein, Arbeiter will ich werden!" auf den Bauplatz hinunter. Ein anderer Geistlichee war ebenfalls aus dem Wagen gesprungen und eilte dem Ersten nach, der zu schreien anfing: „Das ist mein Verräthee, der führt mich in den Kerker, wo sie mich schon gebrannt und mir die Hände gebrochen haben, weil ich nicht Geistlicher sein will!" Mit Mühe gelang es, den Tobenden, der sich die Kleider vom Leibe riß, zuerst in ein nahes Gasthaus und dann auf die Altstädter Polizeiwache zu bringen, von wo seine Ablieferung in die Landes-Irrenanstalt veranlaßt wurde. Derselbe — bisher Caplan in Wodolka — soll schon einmal wegen Irrsinns in Gewahrsam gehalten, aber als anscheinend geheilt wieder entlassen worden sein. Neue Anfälle machten seine wiedeeholte Ueberführung in die Irrenanstalt nöthig, und auf dem Wege dahin verfiel er in vollständige Tobsucht.

Literatur-Notizen.

„Der Kurort Soden am Taunus und seine Umgebungen" von H. Köhler (Frankfurt, Keller). Mit einigen künstlerischen Beigaben geschmückt, in blühendem Stile die Reize des berühmten Kurorts und seiner Umgebungen schildernd, ist dieser „Rathgeber und Führer" vollkommen geeignet, die Blicke und Schritte Kranker und Gesunder auf dieses Wanderziel zu richten. Praktische Wichtigkeit verleihen ihm zugleich die allgemein verständlichen Belehrungen über die Naturkräfte und Anstalten Sodens als Kurortes und über den Gebrauch derselben zur Abhülfe mannigfacher Leiden; der Verfasser ist Arzt daselbst.

Noch gerade zur passenden Zeit hat die Wagner'sche Buchhandlung in Freiburg i. B. den bewährten **Führer durch den Schwarzwald** von Dr. C. W. Schnars in zweiter Auflage erscheinen lassen. Es ist diese Auflage mit der Schilderung des ganzen württembergischen Schwarzwaldes, der Städte Pforzheim, Straßburg, Basel, Schaffhausen vermehrt und die Führerschaft von den südlichen und südöstlichen Ausläufern des Schwarzwaldes bis an den Bodensee, nach Konstanz und Ueberlingen ausgedehnt. Die vortrefflichen Karten sind revidirt worden, eine neue sehr specielle des württembergischen Schwarzwaldes, sowie ein Panorama vom Belchen in Farbendruck, mit einem Plan von Freiburg, einigen hübschen photographischen Ansichten sind angefügt worden. Da der Verfasser nur einen Wegweiser für Touristen geben wollte, so ist aller unnöthige Ballast von Mineralogie, Botanik, Industrie ꝛc. aus dem Büchlein weggelassen, das sich somit als praktischer Führer ganz besonders empfiehlt. Vielleicht hält es der wackere Verfasser für geboten, in der nächsten Auflage einige wünschenswerthe Angaben über die Preisverhältnisse der Gasthöfe, Fuhrwerke, Führer ꝛc. anzufügen.

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kitz — Druck und Verlag: Keller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 190. Freitag, den 10. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

Als der Rittmeister am nächsten Morgen erwachte, stand ein Diener an seiner Thüre, der ein Handbillet des Baron Wangelin brachte, in welchem er unter vielen Entschuldigungen zu einem kurzen Besuch eingeladen ward.

„Werther Freund", sagte der Gesandte höflich, als Hennigs in sein Zimmer trat, „ich kann nicht lange mit Euch zürnen. Meine wunderliche Heftigkeit ist an Allem schuld, und mit aufrichtigster Reue biete ich Euch die versöhnende Hand."

Ein herzliches Gespräch verständigte die beiden Gegner.

Der Gesandte behauptete, daß die Verlobung seiner Schwester mit dem reichen Admiral ihm schon jetzt leid sei, und seine Anspielungen machten es nicht undeutlich, daß sich Gelegenheit finden würde, den lästigen Verlobten zu entfernen und den Retter Theklas an seine Stelle zu setzen.

Das Fräulein, das jetzt gerufen ward, empfing ihn wie einen schwer vermißten Schatz, und die Thränen in ihren schönen Augen, die weiche Freundlichkeit, die an Schwermuth gränzte, machten, daß er im Uebermaß seiner Gefühle offen bekannte, wie sehr er sie liebe, und wie traurig und schwer ihm die Tage der Trennung geworden seien.

So vergingen Wochen und des in Geschäften fernen Holländers ward kaum gedacht.

Der Gesandte war ebenfalls so stark beschäftigt, daß er nur auf kurze Zeit die Gesellschaftszimmer betrat, und selbst dann war er so einsilbig und zerstreut, daß er gewöhnlich kaum Theil an dem Gespräche nahm.

Dieß war die Zeit, wo die beiden Liebenden, unbekümmert um die Welt, nur sich lebten, und Thekla in ihrem Glücke die muthwillige Laune ganz wiederfand, die ihn so sehr gefesselt hatte.

Sie ritt wild und entschlossen, wie ein Krieger, sie konnte die Feuerwaffen wie er gebrauchen; in allen Männerkünsten war sie erfahren, aber nur mit Unmuth konnte sie sich zu einer weiblichen Beschäftigung hergeben.

„Mir schwebt unsere hohe Königin Christine vor", sagte sie einst, „und obgleich ich nicht, wie diese, alle Männer verachte, so sind doch die wenigsten davon ausgenommen, und mein Eheherr soll nimmermehr an mir eine willige Magd finden."

In dem Augenblicke trat ihr Bruder herein.

„Aber gehorchen wirst Du doch dem Eheherrn, den Du liebst, Du wildes Mädchen?" fragte er.

„Gewiß nicht in Allem!" rief sie schnell.

„Auch nicht hier unserm Freunde?" fragte der Gesandte. — „Hören Sie mich an, Hennigs", fuhr er fort und ergriff Beider Hände, „Thekla ist frei, von Bevern ist mit all seinen Schätzen ein Tölpel und kein Mann für sie. — Wollen Sie mein Schwager werden?"

„Wie mögen Sie fragen!" rief der Rittmeister entzückt.

„Nun wohl, so nehmen Sie sie, — aber Sie müssen sie durch eine kleine Gefälligkeit verdienen."

„Gern, von Herzen gern; lassen Sie hören", bat Hennigs.

„Sie haben, wie ich weiß, an den Actenstücken über die Stellung, Stärke und die ganze neue Organisation des brandenburgschen Heeres mitgearbeitet. Ich weiß auch, daß Ihnen die neuesten Verhandlungen mit Frankreich und Holland nicht unbekannt sind. Der Kurfürst hat Dörflinger, dieser Sie zum Vertrauten gemacht; machen Sie es ebenso mit mir."

„Im ersten Falle haben Sie Recht, im anderen täuschen Sie sich", sagte der Rittmeister unwillig und verlegen. „Ich ward nie mit solchem Vertrauen beehrt; übrigens aber, lieber Baron, können Sie nicht wollen, daß Ihr Schwager ein Verräther und Meineidiger sei."

„Sie sind ein Gewissensmann", sagte der Gesandte lachend, „ich habe es wohl gedacht. — Allein, sehen Sie hier. Nehmen Sie und lesen Sie. Und hiermit überreichte er ihm ein Patent als Oberstlieutenant in schwedischen Diensten.

„Was soll Das?" fragte der Rittmeister erstaunt.

„Nun, bei meiner Ehre", rief Wangelin, „begreifen Sie nicht, daß mein Schwager protegirt werden muß? Geschwind ziehen Sie den Rock aus, senden Sie in einer halben Stunde ihre Entlassung ein und dann wird der schwedische Oberstlieutenant Hennigs doch nicht ferner die Aufschlüsse verweigern, die ich fordere?"

„Aber ich begreife nicht, was Ihnen das nützen kann", sagte der Rittmeister ausweichend. „Schweden hat ja eben jetzt erst ein zehnjähriges Bündniß durch Sie selbst mit uns geschlossen, und wir sind in tiefer Ruhe."

„Um so geringer werden also die Scrupel Ihrer Seele sein", meinte der Gesandte.

Der Rittmeister schüttelte finster den Kopf.

„Jetzt ist es an Dir, Thekla", sagte der Baron, „die ängstlichen Zweifel zu besiegen."

Aber wie überredend und schmeichelnd sie auch bat, er blieb bei seiner starren Verneinung.

„So muß ich zweifeln, daß Sie mich jemals wirklich geliebt haben", rief sie endlich. „Ehre, Glück und mich selbst stoßen Sie einer Grille halber von sich. O wie sehr habe ich mich getäuscht!"

„Verlangt mein Leben", bat Hennigs, „aber nichts, was gegen meine Ehre streitet. Ich kann mein Glück nicht um Schande verkaufen."

Vergebens wendete der Baron noch einmal alle lockenden Künste der Ueberredung an. Endlich stand er zornig auf.

Digitized by Google

„Thun Sie nach Ihrem Willen", sagte er; „doch ich sehe ein, Jeder von uns muß künftig allein seine Straße durch die Welt gehen."

„Und ist das auch Theklas Wille?" fragte Hennigs.

„Bei solchen Proben Ihrer Liebe kann mich nach einer Vereinigung nicht gelüsten", rief sie zornig und entfernte sich rasch.

(Fortsetzung folgt.)

Nachklang zum Lutherfeste.

Ein Bischof war's, der noch vor wenig' Jahren
Den Deutschen grollend raunte in die Ohren:
Ihr habt's Gewissen allzumal verloren,
Seit ihr's verschmäht, um Rom euch treu zu schaaren!

Ha, stolzer Bischof, hast Du nun erfahren,
Wie sehr uns das Gewissen ging verloren,
Da wir dem Mann, den Gott für uns erkoren
Zum Streiter einst, so treuen Dank bewahren?

Hat nicht die Luft zu Dir in diesen Tagen
Von Worms herab den Jubelschall getragen,
Und künden Dir's die Wellen nicht des Rheines?

Und fing Dein Herz nicht mahnend an zu schlagen,
Und Dein Gewissen laut Dich anzuklagen,
Dann wahrlich, stolzer Bischof, hast Du keines!

G. L—g.

Chicago und das Sängerfest.

Unter denjenigen Städten Nordamerikas, deren Namen in Deutschland einen wohlbekannten Klang haben — nicht etwa bei dem Gelehrten, Politiker und Kaufmanne, sondern bei dem schlichten Handwerker, bei dem in der Erdbeschreibung wenig bewanderten Landmanne —, steht Chicago mit in der vordersten Reihe, und zwar aus dem natürlichen Grunde, daß ein großer Theil der deutschen Einwanderung den Weg zu dieser bedeutendsten Stadt des Staates Illinois gefunden hat. Das deutsche Riesenfest, welches der nordamerikanische Sängerbund eben dort gefeiert hat, muß dazu beitragen, daß Chicago's Name und Ruf noch festere Wurzel in Deutschland fassen wird. Da es sich über die Tage vom 17. bis 21. Juni erstreckte, so dürften erst die amerikanischen Posten der kommenden Woche über Verlauf und Abschluß der großartigen Feier nähere Schilderungen bringen.

Unterdessen sind wir von den getroffenen Vorbereitungen schon durch die ersten Nummern der mit der „Illinois Staatszeitung" vereinigten „Festzeitung" unterrichtet, und es ist aus derselben zu entnehmen, daß gerade der Ankunft der aus Deutschland erwarteten Gäste, zu denen auch zwei Mitglieder des Kölner Sängerbundes gehören, mit Spannung und Begeisterung entgegengesehen wurde. Wurden die mit dem Dampfer „Germania" gelandeten Sänger doch schon in Newyork (wo sie schon im voraus einen glänzenden Empfang genossen) von folgender Depesche aus Chicago begrüßt:

„Willkommen, Sängerbrüder aus Deutschland! Mit fünfzig Kanonenschüssen feiern wir eure Ankunft auf amerikanischem Boden. Großer Enthusiasmus herrscht hier. Das Central-Comite des nordamerikanischen Sängerbundes."

Auf die Gefahr hin, uns die Ungnade der demnächst von ihrer transatlantischen Fahrt zurückkehrenden deutschen Sänger zuzuziehen, indem wir ihnen einen Hauptstoff ihrer Erzählungen vorwegnehmen, lassen wir hier eine Beschreibung der Stadt Chicago folgen, welche J. W. Forney, der Secretär des Washingtoner Senats, in der ihm gehörenden Zeitung „Philadelphia Preß" veröffentlicht hat. Auf neueste Neuheit kann diese Schilderung Anspruch machen; denn Herr Forney schrieb sie, als er vor Kurzem von der republikanischen Convention von Chicago, welche den General Grant als Präsidentschaftscandidaten aufstellte, in seine östliche Heimath zurückgekehrt war:

Chicago ist nicht nur ein Wunder der amerikanischen Städte, sondern das Wunder aller Städte überhaupt. Vor 38 Jahren ein Militärposten an der äußersten Gränze der Civilisation, und jetzt eine Stadt, deren Bevölkerung bald 300,000 erreicht haben wird. Wabash-Avenue, welche zwei Meilen lang mit Nicholson-Pflaster (Holz) bedeckt ist, hat auf beiden Seiten Wohnungen, die in den besten Theilen von Philadelphia, Newyork oder Washington nur wenige ihres Gleichen finden. Dem Fremden, welcher diese prachtvolle Straße betrachtet, imponirt namentlich die classische Eleganz und die Mannichfaltigkeit der Baustyle. Nichts ist hier von der Eintönigkeit, die das Auge in Philadelphia's Straßen ermüdet. Jedes Haus und jeder Block scheint von seinem Nachbar verschieden, und doch löst sich Alles in einer höheren Harmonie auf. Die mannichfaltigen Farben des Baumaterials, das Abwechseln des Joliet-Marmors und der Contrast desselben mit dem dunkleren Sandstein, mit dem freundlich hellen Backstein von Milwaukee, sind von ungemein angenehmer Wirkung für das Auge. Die älteren aus Holz aufgeführten Wohnhäuser, wahre Muster von Geschmack in ihrer Art, machen immer rascher den prächtigen und aristokratischen Steingebäuden Platz, und in wenigen Jahren wird dieser ganze herrliche Boulevard durch ununterbrochene Reihen von Palästen laufen. Im Sommer blühen hier überall Blumen, die in den Einfassungen neben dem Trottoir stehenden Bäume sind vollbelaubt, und die ganze Avenue erscheint wie eine einzige Laube, unter welcher Fahrende und Fußgänger Abendpromenaden, und Fahrten genießen, die den Reisenden an die Scenen des Boulogner Holzchens bei Paris oder des Hyde-Park in London erinnern. Michigan-Avenue, vortrefflich zwei Meilen lang gepflastert, kommt, was Pracht und Schönheit betrifft, gleich nach Wabash-Avenue. Sie liegt unmittelbar am schönen Michigansee, dessen weite Fläche im Frühjahr und Sommer unzählige Segel beleben.

Chicago ist reich an Kirchen, die in allen Baustylen aufgeführt sind und in denen sich, wie in den Wohnungen der Privatleute, ein Geschmack und ein Verständniß der Architectur kundgibt, wie man sie sonst nirgendwo auf diesem Continente findet. Vom Presbyterianer bis zum Katholiken, vom Methodisten bis zum Universalisten, überall derselbe Ehrgeiz, den Anderen zu übertreffen. Eine vor 15 Jahren gebaute Kirche (Ecke von Wabash-Avenue und Washingtonstraße) fällt durch ihr gefleckies Aussehen in die Augen, sie erinnert an die Jahrhunderte alten Dome der alten Welt. Das Baumaterial ist ein sogenannter Petroleumstein, dessen Seiten durch das zur Sommerzeit austretende Oel in ein eigenthümlich antikes Muster verwandelt werden. Der Joliet-Marmor wird erst seit einigen Jahren angewandt, und die Mannichfaltigkeit und die Pracht der daraus erbauten öffentlichen und Privatgebäude ist wahrhaft erstaunlich.

20,000 Kinder werden auf öffentliche Kosten unterrichtet und die Schulgebäude gehören zu den schönsten Zierden der Stadt. Es gibt ihrer 22. Und doch halten sie mit der Zunahme der Bevölkerung nicht Schritt. Im letzten Jahre wurde eine halbe Million für Schulhäuser ausgegeben und doch reichen sie für den Bedarf nicht mehr hin. 78 Züge verlassen und kommen täglich nach Chicago.

Digitized by Google

Der Bahnhof der Illinois Central erinnert mich an die berühmte Station von Charing Cross in London. Ganz aus Granit gebaut, das königliche Dach wie ein ungeheurer Ballon vorspringend, unter ihnen ein wahres Netz von Geleisen, auf denen lange Waggonreihen ihre Bestimmung erwarten, sei es zum mexikanischen Golf oder zu den Felsengebirgen, nach dem Osten oder dem Norden, überwältigte es mich und ich fühlte, daß diese Bewohner des Westens Ursache haben, auf ihre Eigenthümlichkeiten stolz zu sein, welche sie in den Stand setzen, in dieser weiten Ferne die schönste Binnenstadt der Welt zu erbauen.

Chicago ist in so vielen Sachen allen Anderen voraus, daß es schwer ist, sie einzeln aufzuzählen. Der neue und gelungene Versuch, das Trinkwasser durch einen unter dem Michigansee herlaufenden Tunnel zu beziehen, setzt den Fremden in Erstaunen. Beinahe drei Jahre erforderte der Bau des Tunnels, der vom Ufer des Sees zwei Meilen weit hinaus sich erstreckt. Er ist jetzt gegen 14 Monate im Gebrauch und stets in Ordnung gefunden. Ein anderes großes Problem ist die Reinigung und Reinhaltung des Chicagoflusses. Man versucht es durch Vertiefung und Erweiterung des Illinois- und Michigan-Canals zu lösen. Die Abzugs-Canäle der Stadt laufen in den Fluß und derselbe wird in Folge davon mitunter sehr anstößig für Nasen und Gesundheit. Der erwähnte Canal verbindet Chicago mit dem Illinoisfluß und sein höchster Punkt liegt nur acht Fuß über dem Niveau des Michigansees. Wenn man daher den Canal in einer Länge von 26 Meilen zu 8—10 Fuß vertieft, so wird das Wasser des Sees südwärts in den Illinoisfluß strömen und daher die Abfälle Chicagos in den Mississippi befördern. Die zugleich geplante Erweiterung des Canals bezweckt, denselben für größere Schiffe nutzbar zu machen. Das Werk wird der Stadt 3½ Millionen kosten. Seit mehr als zwei Jahren wird mit Unterbrechungen gearbeitet, man erwartet die Vollendung innerhalb dreier Jahre.

Eine andere wichtige und interessante Arbeit ist der Washington-Straßentunnel. Der Zweck desselben ist, dem Brückenschrecken abzuhelfen, d. h. dem Zeitverlust, der für Fuhrwerke und Fußgänger durch das Warten vor den zum Durchlassen der Schiffe geöffneten Brücken entsteht. Der Tunnel, der bald viele Nachfolger haben wird, wird ganz massiv ausgeführt und so tief unter dem Boden des Flusses, daß er die Schifffahrt nicht im Geringsten beeinträchtigt. Seine Länge beträgt über 1000 Fuß, er wird einen Wagenweg von 25 Fuß Breite und einen Seitenweg von 10 Fuß Breite für Fußgänger enthalten.

Der ungewöhnliche Preis der Grundstücke in und um Chicago ist einer der stärksten Beweise für den dauernden Charakter von Chicago's Aufschwung. Leute, die Grundstücke zu 50 Dollars per Acker gekauft haben, schlagen jetzt 50 Dollars für den Fuß aus. Es gibt viele Läden und nicht wenig Wohnhäuser, deren Miethe 10—15,000 Dollars das Jahr beträgt. Eine halbwegs feine Wohnung ist unter 1200 Dollars das Jahr kaum zu haben. Die Centralbahn von Illinois hat der Stadt zwei Millionen für ein verhältnißmäßig kleines Grundstück gebolen, um darauf noch einen Bahnhof und Werkstätten zu errichten. Alles geschieht in Chicago im großartigsten Styl. So auch die Anlage von öffentlichen Parks, Boulevards, für welche der Stadtrath Hunderttausende bewilligen wird.

Beim Anblick dieses wahrhaft erstaunlichen Gemäldes wird der Gegensatz lebendig zwischen dem im öffentlichen wie im Privatleben sich kundgebenden Geiste Chicago's, wie überhaupt des Westens, und dem des ruhigen, zufriedenen, dem Fortschritte nicht huldigenden Philadelphia. Diese massiven Waarenlagerhäuser, diese palastähnlichen Wohnsitze, diese breiten schönen Straßen, glatt wie ein Paradeplatz; diese prächtigen Kirchen; diese Börse, auf welcher 2500 Personen Getreide und Producte aller Art mit einer Geschicklichkeit kaufen und verkaufen, die man sonst nur in den stürmischen Geldmittelpunkten Newyorks gewohnt ist — was sind diese Dinge anders als Kundgebungen einer Energie und eines Muthes, der in der Hauptstadt Washington vollständig unbekannt ist!

Mannichfaltigkeiten.

(Unverhoffte Rettung.) Am 1. Juli, Abends 6 Uhr, wurden in einem Steinbruche des Dorfes Postelwitz bei Pirna durch das unerwartet schnelle Herabstürzen einer hohlgemachten Wand drei Steinbrecher, zwei Gebrüder Richter, von denen der ältere verheirathet und Vater von 4 Kindern, sowie der 19jährige Peschke, die einzige Stütze seiner bejahrten Mutter, verschüttet. Nur durch unermüdliches, fortgesetztes Arbeiten der rasch zur Unglücksstätte zahlreich herbeigeeilten Steinbrecher war es bis am 2. d. M. Nachmittags 3 Uhr gelungen, eine Gasse durch die herabgestürzten, hoch aufgethürmten Steinmassen nach dem Orte zu treiben, wo man die Verunglückten vermuthete. Gegen 4 Uhr trat plötzlich unter den eifrig und unausgesetzt Arbeitenden eine Todtenstille ein, denn man glaubte Stimmen aus dem Gerölle zu hören, man beugte sich nieder und rief die Verunglückten an, die durch ein Wunder Gottes gerettet, den Nahestehenden, wenn auch nur schwach vernehmlich, antworteten, daß sie lebten und bis auf Peschke, der eine schwache Contusion am Beine erlitten, gesund und unverletzt seien. Man kann sich den Jubel und die Freude der schon am Abende vorher an der Unglücksstätte weilenden Frau und Kinder des Richter und der Mutter des Peschke sowohl, als auch der gesammten Anwesenden denken, als in diesem Augenblicke die schon Todtgeglaubten dem Leben zurückgegeben waren. Hierauf ging es mit verstärkten Kräften an das weitere Abräumen der Steinmassen, und schon nach einer Stunde gelang es, die drei glücklich Geretteten dem steinernen Grabe zu entreißen. Den Moment des Wiedersehens zu schildern, ist unsere Feder zu schwach. Um die drei Glücklichen, welche durch die überstandene Angst ziemlich schwach waren, schaarten sich sofort sämmtliche Anwesenden und bezeugten denselben mehr durch Thränen der Freude, als durch Worte ihren lebhaften Antheil, den sie an dem Unglücke genommen hatten. Herr Pastor Schultheiß aus Schandau, welcher sich nach dem Bekanntwerden der frohen Nachricht, daß die drei Steinbrecher lebten, sofort nach dem Bruche begeben hatte, dankte Gott in ergreifender Rede für die wunderbare Rettung derselben, nachdem vorher von sämmtlichen Anwesenden der Choral: „Nun danket Alle Gott" gesungen worden war. Nicht immer mag an heiliger Stätte ein Danklied so andächtig erklungen sein, als es zu dieser Stunde auf hohem Felsen gesungen worden war.

(In Marseille), der ersten Hafen- und Handelsstadt Frankreichs, herrschen Zustände wie in den Abruzzen; es hat sich daselbst eine Bande von Strauchdieben eingenistet, welche allnächtlich Personen anfallen, durch Schläge betäuben und berauben. Ferner betreiben diese Schnapphähne das italienische System der riscatti, der Loskaufererpressung so hübsch wie in einem Landstädtchen der Romagna. So erhielt vor einigen Tagen ein reicher Geschäftsmann ein Schreiben, in welchem er aufgefordert wurde, eine bestimmte Geldsumme an einen gewissen Ort zu senden. Als der Mann dieser Aufforderung binnen einigen Tagen nicht nachgekommen war, erhielt er ein Kistchen zugesendet, das ein Buch zu enthalten schien. Die Sache kam ihm verdächtig vor und er übergab das Kistchen der Polizei, welche mit aller erdenklichen Vorsicht die Oeffnung vornehmen ließ und richtig eine kleine Höllenmaschine vorfand. Ein anderer reicher Hauseigenthümer, der Neffe eines

Digitized by Google

berühmten Pariser Arztes, erhielt die Aufforderung, 3000 Frs. an einem bestimmten Orte zu hinterlegen; geschehe das nicht, so werde sein kleiner Sohn gestohlen werden. Die Bevölkerung ist über diese Vorgänge in leichtbegreiflicher Aufregung und verlangt, daß die Polizei, welche der Stadt jährlich 700,000 Frs. kostet, ihre Schuldigkeit thue. In Bordeaux sollen die Zustände nicht viel besser sein und „La Gironde" dringt auf Uebertragung des Sicherheitsdienstes an die Gemeindebehörden.

(Reclamation eines von der eigenen Mutter entführten Kindes.) Der Stadthauptmann von Preßburg hat an die Wiener Polizeibehörde mit dem Ersuchen um die Auslieferung eines von seiner Mutter entführten Kindes gewendet! Das fragliche Kind, ein Mädchen im Alter von sechs Jahren, wurde vor drei Jahren von einem reichen Preßburger Bürger an Kindesstatt angenommen, sorgfältig gepflegt und erzogen. Die Mutter des Kindes, eine Dame von sehr variablem Erwerbe, empfand jedoch den Abgang des Kindes zu schmerzlich, und wendete sich wiederholt aber fruchtlos nach Preßburg um die Auslieferung desselben. Endlich faßte die Dame den Entschluß, selbst nach Preßburg zu gehen, um auf die eine oder die andere Weise wieder in den Besitz ihres Kindes zu gelangen. Sie wartete daselbst die Zeit ab, als das Kind mit seiner Wärterin allein war, wußte dieselbe unter einem passenden Vorwande zu entfernen, und entfloh mit dem Kinde nach Wien, worauf die erwähnte Reclamation von Preßburg erfolgte.

(Ein Yankee-Puff.) Wenn es einen Gegenstand gibt, der schwer zu stehlen ist, so ist es sicherlich eine Locomotive. Und doch ist dieser Gewaltstreich vor Kurzem in den Vereinigten Staaten Amerika's ausgeführt worden, und zwar durch vier Knaben, von denen drei vierzehn, der vierte nur zwölf Jahre alt waren. Diese kleine Bande hatte in einem Extrazuge umsonst und ganz allein eine Vergnügungsfahrt machen wollen. Sie sind um Mitternacht in Freehold durch ein Fenster in das Locomotivenhaus der Eisenbahn von Freehold nach Jamesburg gestiegen und haben factisch die Maschine „Monmuth" gestohlen. Sie haben dieselbe geheizt, die Flügel der großen Remisenthür von innen geöffnet und sind nach Jamesburg gefahren. Auf der ganzen Linie, schreibt der „Courier der Vereinigten Staaten", haben sie vor allen Weichenstellen gepfiffen, bei dem Vorbeifahren der Stationen die Glocke angeschlagen und sind mit einer rasenden Geschwindigkeit gefahren, zum Erstaunen aller Beamten, welche sie vorbeifliegen sahen und sich nicht erklären konnten, welch ein Umstand diese geheimnißvolle und so eilige Fahrt zu ungewohnter Stunde veranlaßt haben mochte. In Jamesburg indessen war das Wasser ausgegangen und es fehlte an Dampf. Die Maschine erhitzte sich zu einem solchen Grade, daß es unmöglich war, auf derselben zu bleiben. Drei der improvisirten Mechaniker gingen ihrer Wege und der vierte suchte sich einen Ort, um ein Schläfchen zu halten. Er nahm eine Laterne mit und legte sich unter einem Schuppen nieder. Am anderen Morgen erst wurde das Fehlen des „Monmuth" bemerkt. Der Telegraph spielte und es wurde die Maschine, verlassen auf einer Ausweichungsschiene bei Jamesburg, gefunden; auch wurde bald darauf der junge Schläfer in seinem Schlupfwinkel entdeckt mit der noch brennenden Laterne. Als er geweckt wurde, war das Erste, was er sagte, daß er die Laterne nicht gestohlen habe; alsdann, daß er friere und man ihm ein Glas Whisky geben möge, um sich zu erwärmen. Uebrigens hat er keine Schwierigkeiten gemacht, die angeführten Details zu geben.

(Eine Heirath.) Die Wiener Blätter theilten neulich mit, daß der junge Fürst Joseph v. Sukowski und Herzog von Bielitz sich zu Rosawitz bei Bodenbach mit einer bürgerlichen Dame habe trauen lassen; der „Presse" wird nun nachträglich mitgetheilt, daß die Braut Victoire Lehmann heißt und die Tochter eines früheren Kaufmanns in Wien ist. Dieselbe war Gouvernante des jungen Fürsten und ist um zehn Jahre älter als er. Das Brautpaar lebte die letzten Wochen in Dresden. Der Fürst ist erst kurz vor seiner Verheirathung mündig geworden. Trauzeugen waren: Graf Georg Waldstein aus Dux, Gymnasiast in Dresden, und ein Herr Schönberg, Gutsbesitzer aus Sachsen.

(Warum die Sonne still steht,) hat schon vor vielen Jahren ein witziger Schriftgelehrter erörtert und die Wahrheit dieses astronomischen Lehrsatzes aus der Bibel bewiesen, indem er sagte: Bekanntlich hat Josua der Sonne befohlen, stille zu stehen, es findet sich aber nirgends, daß er sie wieder in Gang gesetzt hätte, folglich steht seitdem die Sonne still und die Erde dreht sich.

Correspondenzen.

Rüdesheim, im Juli.

Das freundliche Rüdesheim ist niemals mehr von Fremden besucht worden, als in diesem Frühjahre, was wir zuerst dem wundervollen Wetter und dann den außerordentlich vervielfältigten und erleichterten Communikationsmitteln zuschreiben dürfen, aber auch selbstverständlich der Attractionskraft der reizenden Lage des Städtchens und des Guten, was daselbst zu finden ist. Von Frankfurt, von Wiesbaden, von Mainz, von Kreuznach, (Paris) von Ems bringen uns die Dampfboote und die Eisenbahnzüge Besucher unseres Niederwaldes und Bewunderer unseres „Rüdesheimer Berges" und andrer edlen Sorten. Daß man seit einigen Tagen mit einem niedlichen Dampfbötchen und für wenige Kreuzer direct hinüber nach Bingen fahren kann, ist eine große Annehmlichkeit, die allgemeiner bekannt zu werden verdient. Die ganze Stunde ist die Zeit der Abfahrt von hier nach Bingen und die halbe Stunde diejenige der Abfahrt von Bingen nach hier zurück; man kann also in sehr viel weniger Zeit, als früher erforderlich war, von hier aus einen Abstecher nach Bingen, nach der Rochus-Capelle ꝛc. ꝛc. machen. Von irgend welcher Seite her, sei es per Dampf- oder Segelschiff, sei es per Eisenbahn oder per Wagen, sei es hoch zu Roß oder per pedes apostolorum hier angekommen, kann man nirgends in der Welt einen reizenderen Aufenthaltsort finden, als in einem oder dem andern der hiesigen größeren Wirthschafts-Etablissements, ist es in der „Rheinhalle", im „Hotel zum Rheinstein" und im „großen Hotel zum Darmstädter Hofe". In den ziemlich ausgedehnten, laubbedeckten Gärten dieses schönen Gasthauses, deren Anlage einen beständigen Aufenthalt in ihrer herrlichen, vom dicht vorüber fließenden Rheine stets abgekühlten Luft gestattet, begegnet man denn auch stets zahlreiche Gesellschaft. Touristen aus allen Ländern stimmen darin überein, daß das Fleckchen Erde, welches man von den Terrassen des Darmstädter Hofes dahier mit einem Blicke überschauen kann, zu den von der Natur am meist begünstigten zu zählen ist. Ein höchst beklagens- und tadelnswerther Umstand ist der, daß, wie wir uns persönlich schon mehrmals überzeugt haben, die Herren Eselstreiber und ihre guten Freunde häufig sich erlauben, den kleineren Wirthschaften dahier — in denen diese Herren allem Vermuthen nach mit verschiedenen Gratis-Schoppen ꝛc. ꝛc. belohnt werden — Fremde zuzuführen, die von ihren Ausflügen in die Umgegend zurückkehrend, weit lieber und weit besser (besser für ihre Magen und ihre Geldbeutel) in eines oder das andere der vorgenannten drei großen Etablissements eingekehrt wären. Wir würden also männiglich den freundlichen Rath ertheilen, den Versicherungen der Herren Eselstreiber wegen größerer Billigkeit ꝛc. keinen Glauben zu schenken, denn wie so ziemlich überall, lebt man auch hier in den alten Hotels am billigsten. Dem schönen Darmstädter Hofe direct gegenüber liegt die herrliche Villa Lanti, deren Beleuchtung in der Abendsonne ein magisches Bild gewährt. Hoch über dieser schönen Besitzung strahlt die berühmte Rochus Capelle und nach der rechten Seite hin, längs dem Bergrücken, erheben sich noch mehrere Villen und Tempel, bis zuletzt, zur äußersten Rechten, das thurmreiche Bingen dem Silbermeere des Rheins zu entsteigen scheint. Jetzt noch eine Neuigkeit; zur Feier des heiligen Johannes wurden demselben am 24. v. M. reife Trauben von hier aus nach Bingen überschickt! Kr.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 191. Samstag, den 11. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

Blaß und verstört eilte der Rittmeister seiner Wohnung zu, und er wäre an Dorotheen vorübergegangen, hätte diese ihn nicht angehalten.

„Um Gott! was ist Euch begegnet, Vetter", rief sie. „Meiner Seel, Ihr seid schwer krank, eilt hinein, ich taufe zum Bader."

„Mir kann kein Bader helfen, gute Muhme", versetzte er; denn wißt, es sitzt im Herzen. — Ich muß Thekla für immer missen!"

„Ihr werdet Euch versöhnen", sagte Dorothea schwermüthig lächelnd. „Dem Regen folgt Sonnenschein, dem Kriege Frieden. Gebt mir ein Briefchen, ich will es besorgen!"

„Nein!" rief er, „es ist aus, ich kann nie wieder zurück; und könnte ich es auch, ich möchte nicht; ich habe sie auf ewig verloren!"

Die sanfte bittende Stimme der Muhme, ihre Tröstungen und Beruhigungen lösten den Sturm seiner Brust, und über die männliche Wange flossen dicht die Thränen, die kein Weh, keine Mühe dem Krieger auspressen konnten.

Dorotheens Augen strömten nicht minder über, sein Kopf ruhte auf ihrer Schulter, ihre Hände hielten die Seinen dicht umschlossen, und ihre vollen Locken schwammen aufgelöst um den Nacken und klopfenden Busen, den der warme Hauch seines Athems durchzitterte; — und so brach das Abenddunkel herein, ohne daß Beide es beachteten.

Da ward die Thüre aufgestoßen und an der Schwelle stand mit glühendem Gesicht der Stallmeister Froben, dem die Base auf dem Fuße folgte.

„Ungerathene Dirne!" kreischte die alte Frau. „Ohne Schaam und Sitte! Da liegt sie zuchtlos in den Armen eines Mannes, bei dem es noch schlimmer, da es ein leibliches Schwesterkind ist!"

Der Rittmeister trat ihr mit dem vollen Ausdruck der Würde entgegen.

„Base", sagte er, „es mag unrecht sein, daß ich so vertraulich mit meiner jungen Muhme war, und darum noch unrechter, weil ich weiß, daß sie halb und halb die Verlobte des Vetters dort ist."

„Nun wahrlich, wenn Ihr das wißt, Herr", rief Froben, „so seid Ihr noch schuldiger, als ich glaubte."

„Es ist hier nichts geschehen, was Euch kränken könnte", versetzte der Rittmeister.

„Nichts!" rief der Stallmeister trotzig; „Euch mag es so vorkommen, mir scheint es anders. Wahrscheinlich wollt Ihr, was Euch anderswo mißlang, hier ausführen."

„Ich kann Euch Eure Reden verzeihen", sagte Hennigs kalt, „denn Ihr seid ein junger Mensch und eifersüchtig."

„Und Ihr", rief Froben, „seid zwar älter, aber nicht klüger!"

„Jetzt verlaßt mein Zimmer", sprach der Rittmeister befehlend, „oder ich brauche Gewalt gegen Euch."

„Elender Verführer!" schrie der Stallmeister wüthend, und riß den Degen aus der Scheide, „kommt an, wenn noch ein Funken von Ehre in Euch lebt!"

Die Frauen erhoben ein tobendes Geschrei, — die Base faßte den Arm des hitzigen Mannes und die zitternde Dorothea umklammerte den anderen, während der Rittmeister ruhig vor ihm stand.

„Geht", sagte er, „besinnt Euch, und bleibt Ihr bei Eurer Meinung, so sollt Ihr morgen finden, was Ihr sucht."

Unmuthig und widerstrebend ward Froben von den Frauen fortgeführt.

Kaum war Hennigs allein, als er eiligst zu Dörflinger ging.

Gewissenhaft berichtete er dem General seine ganze Liebesgeschichte und ihren traurigen Ausgang. Mit tausend Fragen und Bemerkungen unterbrach ihn der heftige Greis; als er aber den letzten Theil erzählte, hörte er bis an's Ende aufmerksam zu, bis er zuletzt aufsprang, mit den Füßen umherstampfte und seine Pfeife gegen den Tisch zerschlug.

„Ich habe Euch gleich gewarnt, Euch mit Dem nicht einzulassen; der Kerl ist eine schändliche Bestie", schrie er, „voller Kniffe und Ränke, dafür ist er bekannt; aber daß er Euch, einen Soldaten und Ehrenmann, verlocken will, dafür hättet Ihr ihm einen Kreuzhieb über den Spitzbubenschädel geben sollen. Dahinter aber steckt was, so wahr ich Georg heiße, und zwar etwas sehr Bedeutendes, sonst hätte der ahnenstolze Narr Euch seine Schwester nimmermehr angeboten. Seid übrigens froh, daß Ihr die Hexe nicht habt, denn solch wildes, naseweises Ding kann so wenig gebändigt werden, wie mein podolischer Hengst. Ihr werdet noch früh genug ein Weib an den Hals kriegen, und wollt Ihr eine, so wird Georg Dörflinger Euer Freiwerber sein, und keine so leicht nein sagen.

„Ich werde nicht in den Fall kommen, Eure Güte zu gebrauchen", sagte der Rittmeister ernst.

„Hoho! was seid Ihr für ein Soldat", lachte der Alte. „Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen, — wer weiß, wie lange wir noch hier warm sitzen! Solche schwermüthige Gesellen mit ungesundem Herzen, wie Ihr, leiden am schnellsten am Liebesfieber, und winseln den Mond und seufzen die Sterne so lange an, bis sie den Ring am Finger haben. Nun, der Herr geb' es, ich habe es auch so gemacht, und bin glücklich gewesen, und mein Sohn ist jetzt mein Stolz und die Freude meines Alters. — — Ihr aber, Herr, bleibt hier; seid mein Gast zur Nacht, und nachher begleitet Ihr mich in's Schloß, in den Staats- und Kriegsrath, dem ich

Digitized by Google

Euren Vorfall erzählen will, und wo Ihr dann selbst berichten sollt."

Es war schon spät, als Hennigs durch die hohen Hallen des kurfürstlichen Schlosses schritt, und an der Seite des Feldmarschalls in das Vorgemach des Geheimenrathsaales trat, an dessen Thüre die Hellebardiere bewegungslos standen.

Wartet hier, bis ich Euch rufe", sagte Dörflinger, und mit leiser Hand schloß der Thürsteher die Doppelthüren auf, dann bedächtig wieder zu und verwahrte sorgsam die Schlüssel.

Die Ampeln brannten düster von der Decke nieder und erhellten das weite Gemach nur spärlich. Jedes fallende Stäubchen hallte von dem Steinboden wieder, und die leise geflüsterten Reden der Wachen fanden ein vielfaches Echo.

Der Rittmeister setzte sich auf eine Bank; seine Gedanken zauberten ihm das Erlebte und Künftige, und so sehr war er darin befangen, daß er kaum die Reden des Thürstehers beachtete, der sich zu ihm gesetzt hatte und aufmerksam auf die Töne lauschte, die sich verworren durch die tiefe Stille aus dem Saale stahlen.

Das war der Herr!" sagte der Mann. „Es scheint heute wieder hitzig herzugehen. Jetzt der alte Dörflinger, den kennt man gleich, der streitet gegen . . . Das ist der tiefe Baß des dicken Görzke", fuhr er fort, als einige sonore Laute herüberschallten. „Aha! dem dient der Prinz von Homburg — und so wahr ich lebe, da spricht auch der Radziwill. Er gibt dem Homburg Recht — der Schöning auch — jetzt antwortet der Herr, richtig, der auch! — Es ist ganz sicher, Herr Rittmeister, wir haben Krieg, und in ein paar Tagen liegt Ihr wohl nicht mehr ruhig in Eurem guten Bette."

„Woher wißt Ihr das, Freund?" fragte Hennigs lächelnd.

„Ihr habt es ja gehört", rief der Alte fast erzürnt. „Wenn man, wie ich, zwanzig Jahre an der Pforte des Staatsraths Wache hält, kann man aus einem Laute wissen, woher der Wind kommt."

(Fortsetzung folgt.)

Die „Union de la Paix".

Vor Kurzem wurden in diesem Blatte die verschiedenen Friedensbestrebungen der Neuzeit aufgezählt und am Schlusse des betreffenden Artikels auch kurz der gegen die Mitte vorigen Jahres in Havre ins Leben getretenen „Union de la Paix" erwähnt. Diese Friedensunion verdient wohl eine eingehendere Besprechung, nicht bloß weil sie in kurzer Zeit, namentlich in Frankreich, zahlreiche Zustimmung und Betheiligung gefunden, sondern auch weil ihre Organisation eher ein praktisches Resultat, als die übrigen derartigen Bestrebungen, erhoffen läßt.

Sie wurde im vorigen Jahre kurz vor der Luxemburger Verwickelung von einer Anzahl der achtbarsten Männer in Havre gegründet und bildet eine höchst beachtenswerthe Erscheinung in der Reihe der Friedensbestrebungen. Sie ist ein förmlicher Bund, welcher Mitglieder in fast allen Ländern Europas und selbst außer Europas, z. B. Aegypten, zählt, nach dem letzten Ausweis vom März d. J. über 1500 betragend, die sich außer zu speciellem persönlichem Wirken für den Zweck der „Union" zu einem jährlichen Beitrag von 24 Kreuzer verpflichten, womit die verschiedenen Kosten, namentlich die Porto- und Druckkosten der zu veröffentlichenden Flugschriften und Circulare, bestritten werden.

Die Idee und der Zweck des Vereins sind am vollständigsten in einer Broschüre von F. Cantallier, Redacteur des „Journal du Havre" und einer der Mitbegründer des Bundes, niedergelegt. In den ersten Abschnitten, worin der Verfasser alle Friedensbestrebungen, von den Römern an bis zur Neuzeit, aufzählt, darauf eine Darstellung der enormen vielfältigen Verluste, welche die Menschheit durch den Krieg erleidet, folgen läßt, endlich zu beweisen sucht, daß der allgemeine Weltfriede kein Ding der Unmöglichkeit sei, erfahren wir allerdings nicht viel Neues. Aber indem er weiterhin die Ursachen erörtert, weßhalb trotzdem die deßfallsigen humanen Bestrebungen bis jetzt gescheitert seien, entwickelt er manche fruchtbare Idee und vindicirt schließlich gerade unserer Zeit die Aufgabe, diese bislang erfolglos gebliebenen Bestrebungen ihrer Verwirklichung näher zu führen. Die Nichtrealisirung einer Sache beweise noch keineswegs ihre Nichtrealisirbarkeit, sonst wäre ja kein menschlicher Fortschritt denkbar. Die Ursache dieser Nichtrealisirung fand der Verfasser in seinen vorausgegangenen Erörterungen vornehmlich in der bisherigen Staatenbildung, in der bisherigen Regierungsform. Wie aber zu diesen beiden Factoren in unserer Zeit das Volk fast überall mehr oder weniger sich die ihm bislang entzogene Mitwirkung erkämpft habe, so müsse auch die Frage über Krieg und Frieden mehr und mehr in die Machtbefugniß des doch am meisten bei dieser Frage interessirten Volkes gelegt werden. „Puisque, heißt es in der Broschüre, la Paix n'a jamais pu descendre des marches des trônes, essayons de la faire monter du niveau des peuples". (Von der Höhe der Throne vermochte der Friede nie zur Erde zu steigen, streben wir denn, daß er sich aus den Tiefen des Volkes erhebe.) Zur Erringung dieser Machtbefugniß besitze das Volk heutzutage ein mächtiges Mittel: die öffentliche Meinung — eine durch alle Erfindungen und Institutionen der Neuzeit, durch die unendlich vervielfachten und complicirteren Beziehungen und Interessen doppelt gewaltiges Mittel, dem Niemand widerstehen könne.

Wenn das zum Rechtsbewußtsein erwachte, zur Intelligenz gereifte Volk ernstlich den Frieden wolle und sich zu diesem Zwecke verbände, wenn es diesem seinen Willen friedlich, aber einmüthig und kräftig Ausdruck gäbe, dann sei der erste Schritt zur Annäherung an das erstrebte Ziel gethan. Zu diesem Behufe schlägt die Schrift erstlich vor, daß sich überall, wo nur möglich, unter sich und mit Hauptcomites in Rapport stehende Comites von Friedensfreunden bilden, die durch alle ihnen zu Gebote stehenden friedlichen und erlaubten Mittel für ihre Tendenz zu wirken und Propaganda zu machen haben. Für später stellt sie die Errichtung eines internationalen Schiedsgerichtes in Aussicht, das über alle Streitigkeiten zwischen Völkern und Völkern, Staaten und Staaten endgültig zu entscheiden habe.

Letzterer Vorschlag wird denn freilich noch lange ein frommer Wunsch bleiben. Der erste Vorschlag aber, daß sich alle Friedensfreunde der Welt (und wer zählt wohl nicht zu ihnen?) vereinen mögen, um endlich durch die Gewalt der öffentlichen Meinung jedem frivolen Kriegsgelüste einen Damm entgegenzusetzen, dieser Vorschlag ist nicht nur praktisch ausführbar, sondern auch bei der heutigen Macht der öffentlichen Meinung sicherlich nicht ohne Erfolg. Und mag dieser Erfolg auch anfänglich nur ein beschränkterer sein, so gibt dieß schlechterdings keinen Grund gegen ein Unternehmen ab, bei dem nicht nur das vorgesteckte Ziel, sondern der kleinste Schritt zur Annäherung an dieses Ziel schon der Mühe und „des Schweißes der Edlen werth ist".

Gerade darin, daß die Union ohne officielle Beziehungen, ohne Parteistellung und ohne Ostentation lediglich durch die Macht der Ueberzeugung und den Gleichklang der Gesinnung wirken will, daß sie nur und allein das heilige Banner des Friedens, um das sich alle Parteien schaaren können, emporhält, gerade darin glauben wir eine Bürgschaft des Erfolges zu erblicken. Diese Idee ist das Senfkorn, welches in unserer vorangeschrittenen, von tausend feinen Fäden durchzogenen friedensbedürftigen Zeit, zu einem wer weiß wie mächtigen, Baume emporzuwachsen vermag.

Digitized by Google

Aber — wie gesagt — selbst wenn der Erfolg nur ein geringer, „ja selbst wenn das Unternehmen erfolglos sein sollte", wie es in dem Schriftchen weiter heißt, „so ist das kein hinlänglicher Grund, nicht Das zu thun, was das öffentliche Gewissen nur als unsere Pflicht bezeichnet. Auch ein Mißerfolg ist ersprießlich, wenn er künftigen glücklicheren Versuchen den Weg bahnt". (Un insuccès même serait glorieux, en préparant la voie à de plus heureuses tentatives.) Jeder Kampf von heute erleichtert künftigen Geschlechtern den Sieg. In moralischen Dingen erwäge man überhaupt weniger den Erfolg als die Pflicht. „Dem thätigen Menschen", heißt ein Göthe'scher Satz, „soll es nur darauf ankommen, daß er das Rechte thue, ob das Rechte geschehe, soll ihn nicht kümmern." Aber, fügen wir hinzu, wenn Alle das Rechte thun, so wird auch das Rechte geschehen.

Die Weiberarmee von Paraguay.

In einem amerikanischen Blatte findet sich folgender, in Scherz und Ernst stark gemischter Artikel:

„Oberst-Lieutenant Margarete Ferreira und Capitän Anita Gill sind die weiblichen Officiere, welche das Commando beim Uebergange über den Tebicuari (einen Nebenfluß des Paraguay), wo eine sehr respectable Streitmacht von Jungfrauen und Frauen unter Waffen steht, um den Alliirten das Passiren des Flusses streitig zu machen, führen. Dieß ist der Hauptinhalt der neuesten Nachrichten, welche vom Paraguay eingetroffen sind und bestunterrichtete Militärpersonen bekannten, daß sie richtig sind. Der Brigade-General Eliza Lynch hat mit dem Kern der weiblichen Armee inmitten von dem Uebergange des Flusses und einer kleinen Landstadt das Feldlager bezogen. Auf der Straße nach Villa Rica hat sich der rechte Flügel der Armee unter dem Commando der Mutter des Capitäns Herrero ausgebreitet, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn der Feind den Fluß irgendwo zu überschreiten oder den Oberstlieutenant Margarete Ferreira und dessen Corps heroischer Jungfrauen abzuschneiden suchen sollte. Weibliche Feldjäger treffen beständig im weiblichen Hauptquartier ein und gehen von demselben aus. Briefen und Nachrichten zufolge wäre der männliche Theil der Armee Paraguay's sehr zusammengeschmolzen und in Anspruch genommen von der Vertheidigung Humaitas und der Positionen bei Timbo, sowie von der Stellung bei Villa Rica und der Befestigung am Lambare. Der fliegende plänkelnde Krieg in dem Feldzug, der „guerra de resursos", wie man es nennt, ist ganz den Frauen überlassen; und zuverlässigen Mittheilungen zufolge sind die Truppenkörper im Norden, in der Nähe von Tranquera Loreto, ausschließlich aus Frauen zusammengesetzt. Ein trauriger Gedanke ist es freilich, daß im neunzehnten Jahrhundert ein Land zu einem solchen Ausweg greift, daß ein Theil der Menschheit so in die Enge gehetzt wird und die Weiber von Haus und Heerd reißt, um die Reihen einer erschöpften Armee zu füllen. — Indessen schon in den letzten Jahren wurde ein großer Theil der schweren Feldarbeit von den unglücklichen Töchtern des einst gesegneten Landes verrichtet. Sogar die Laufgräben um Humaita wurden von zarter Weiberhand geschaufelt, um in denselben der alliirten Armee das Grab zu bereiten. Weibliche Couriere flogen von Ort zu Ort im Lande mit Depeschen. Die Dampfer und Lastschiffe im Hafen von Assumcion wurden beladen und entladen von den zitternden Händen der Frauen in der Hauptstadt. Alles Geschmeide und Werthsachen, das diese armen Frauen besaßen, ließen sie sich entwinden, um es auf dem Altar des Vaterlandes darzubringen. Sie haben das Feld gepflügt in den letzten Jahren; sie haben gesäet und geerntet; sie haben den Männern im Felde die Kleidung zum Theil aus Pflanzenfasern bereitet; sie haben den Dienst in den Hospitälern verrichtet, die Verwundeten und Kranken gepflegt und geheilt; sie haben die Armee verproviantirt — und nun sind sie von satanischer Macht an die Spitze derselben geschleppt, um auf der Bresche mit der großen alliirten Armee es aufzunehmen. — — Die Geschichte berichtet uns manche Beispiele von sehr tapferen Weibern in Waffen; aber es müßte denn sein in einem vorzeitlichen, weder im heidnischen noch im christlichen Zeitalter hörte man je von einer Armee von Weibern, welche ausmarschirten, um mit einer Armee von Männern sich zu schlagen. Nicht einmal in den unaufhörlichen und außerordentlichen Kriegen der Neger in den unerforschten Wüsteneien Afrikas hörte man jemals von einem solchen unmenschlichen System der Kriegführung. Wenn, wie die Nachrichten lauten, die Alliirten, um den Tebicuari zu überschreiten, mit Jungfrauen handgemein werden müssen, so ist die Ehre Europas verpflichtet, diesem Kriege Halt zu gebieten. Wenn es aber möglich, daß ein Regiment oder eine Division der alliirten Armee so soldatesk und roh wäre, um mit den armseligen Weibern Paraguays zu kämpfen, so würde aller Reichthum der Provinz Matto Grosso, würden alle Trophäen, die in dem Krieg gewonnen sind, kein Aequivalent für die durch den Sieg des Tages, wenn derselbe den Männern zufiele, beschmutzte Ehre der Alliirten sein. Wenn aber denn doch die Verhältnisse es zur Nothwendigkeit machten, daß die Alliirten mit den Weibern Paraguays kämpften, um die Paragraphen der Tripelallianz durchzuführen, so sollte der Kampf wenigstens von beiden Seiten gleichmäßig geführt werden. Stelle man dann Weiber gegen Weiber, Männer gegen Männer. Und wenn die Männer mit den Männern, die Weiber mit den Weibern ihren Strauß ausgefochten haben, ohne daß es zur Entscheidung gekommen wäre, so lasse man sich noch die Kinder mit den Kindern schlagen, sende man zum General Tom Thumb und seinem Weibe, um endlich diesen gottvergessenen Tripple-Alliance-Krieg zu Ende zu bringen.

Mannichfaltigkeiten.

(Drittes deutsches Bundesschießen.) Wenn das deutsche Bundesschießen so gut und schön verläuft, wie die Scenerie ist, in welcher es sich abspielen soll, so wird es das schönste und beste unter den bisher stattgefundenen Schützenfesten sein. In der Au, dem Rondeau der Hauptallee gegenüber, sind die Festbauten, eingesäumt von lustig grünen Baumpartieen, entstanden. Die drei Portale, der Gabentempel, die Festhalle, die Schießhalle und das hinter derselben sich erhebende Belvedere sind ebenso gefallsam als zweckmäßig gebaut; der Gabentempel ist so zierlich und schmuck, daß er ein ganz passendes Gehäuse für all die reichen Geschenke, welche aus allen Enden der Welt dem Schützenfeste zuströmen, genannt werden muß. Die für hundertsechzig Schützen eingerichtete Schießhalle schneidet ein riesiges Parterre, das durch den großen, aus Erdwällen gebildeten Kugelfang seinen Abschluß findet und an beiden Seiten durch aus Holzstößen gebildete Kugelfänge begränzt ist. Den Hintergrund und die Seiten-Decoration bilden prächtige Baumgruppen, mit ihrem saftigen Grün das Auge erfreuend. Der großen Anzahl der Schützen, welche angemeldet sind, entsprechend, ist die Festhalle von riesigen Dimensionen. Für die Sicherheit der Bauten wird die Festwache sorgen, welche Tag und Nacht in allen Räumen des Festplatzes patrouilliren soll. — So umsichtig und zweckmäßig wie für Speise und Trank, wurde auch von dem Comite für die nöthige Zerstreuung der Schützen vorgesorgt. In den Aupartieen hinter dem Gabentempel, nächst dem sogenannten Wasserthore, dem Portale, das dem Landungsplatze der Localdampfer zunächst errichtet ist, soll ein „Gemüthliches" etablirt wer-

Digitized by Google

den, wo sich das „lustige Wiener Volksleben" im Kleinen entwickeln soll. Auch denkt man daran, in dem Gehölze nächst dem Hauptportale, das sich dem Rondeau gegenüber befindet, die Eröffnung einer Art Café chantant zu gestatten, das in seinen Productionen Wiener Volksscenen in charakteristischer Weise bringen soll. Alle Mitglieder des Comites sind von dem vollständigen Gelingen ihrer Bemühungen, das Fest zu einem großartigen und auch geistig ergiebigen zu machen, so durchdrungen, daß selbst der größte Skeptiker, wenn er die Liebe und Hingebung sieht, mit welcher sie zur Erreichung ihres Zieles wirken, von allen Zweifeln geheilt wird.

(Zwei Dampfer untergegangen.) Auf dem Erie-See hat sich am 20. Juni wieder eines der auf amerikanischen Gewässern nur allzu häufigen Unglücke ereignet. Der Dampfer „Morning Star" stieß auf der Fahrt von Cleveland nach Detroit gegen die Barke „Cortland" an und beide Fahrzeuge verschwanden binnen wenigen Minuten unter dem Wasser. Alle Menschen an Bord, 83 zusammen, wären rettungslos verloren gewesen, hätte sich nicht in der Nähe zufällig ein anderer Dampfer befunden, dessen Mannschaft 63 der Untersinkenden rettete. Die übrigen 20 sind verschwunden und ohne allen Zweifel ertrunken. In Europa erregen solche Ereignisse noch Entsetzen, in Amerika aber nimmt das Publikum, auch sogar das reisende, derartige Berichte mit Gleichgültigkeit entgegen. Von Einem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist dieser Kaltsinn noch ein Glück zu nennen; denn sonst müßte ein Bürger der Vereinigten Staaten fast sein ganzes Leben in nervöser Aufregung dahinzittern.

(Ein sonderbares Testament) hat ein vor Kurzem in Abbey Hall, Cumberland, verstorbener Herr von etwas excentrischen Ideen hinterlassen. Die Zeit hatte seine Erbitterung gegen die Silloth-Eisenbahn, die über einen Theil seines Grundbesitzes hinwegführte, nicht zu besänftigen vermocht, davon legte auch das Testament Zeugniß ab. Einem Advokaten, der die Anlage der Eisenbahn zur Zeit bekämpft hatte, hinterläßt er nahezu 1000 Pf. Sterl. als Zeichen seiner Anerkennung; mit dem Rest des Vermögens ist ein Bekannter von ihm — kein Mitglied der Familie — bedacht, doch unter der Bedingung, daß er nie mit den Direktoren der Eisenbahn ein Wort wechsle, nie auf ihr reise, noch auch Vieh oder andere Güter mit ihr verschicke. Vernachlässigt er dieses, dann geht die Erbschaft an die Familie des Verstorbenen über. Aber auch die Direktoren der Silloth-Eisenbahn hat Herr Younghusband — dies ist der Name des sonderbaren Erblassers — nicht leer ausgehen lassen. Er vermachte ihnen je 1/4 Penny.

(Idiosyntrasie.) In Tegernsee bei München begab sich nach den „Neuen Nachrichten" das Unglaubliche, daß die bereits im Bau begriffene Telegraphenleitung, für den von Fremden mit Vorliebe besuchten Ort ein dringendes Bedürfniß, wieder abgerissen wurde, und Alles beim Alten bleibt. Weßhalb? Weil der im Tegernseer Schlosse wohnende Prinz Karl Telegraphen und Eisenbahnen nicht leiden kann. Prinz Karl war bekanntlich Oberfeldherr des deutschen Bundesheeres in 1866.

(Aufopferung.) Die „N. Züricher Ztg." berichtet: Als letzter Tage ein Führer von Chamounix, Eduard Simon, eine fremde Familie nach den Grand-Mulets (am Mont-Blanc) führen wollte, löste sich von einem Felsen eine Steinlawine ab. Simon dachte nicht an sich, sondern nur an die Rettung der ihm anvertrauten Personen, die er glücklich hinter einem Felsen in Sicherheit brachte. Er selbst aber wurde in einen Abgrund gerissen, wo man ihn am folgenden Tag todt und furchtbar verstümmelt fand.

(Ernte-Aussichten in Oesterreich.) In Salzburg, in Kärnthen, in Krain und in Dalmatien erwartet man nach dem jetzigen Stande der Früchte eine sehr gute Ernte. In Oberösterreich, Tyrol, Steyermark, Mähren und in der Bukowina rechnet man auf Mittel-Ernte und sagt vom Saatenstand, daß er befriedigend sei. In Schlesien ist wenigstens der Stand der Wintersaaten befriedigend. Galizien und Ungarn scheinen die mindest günstigen Ernte-Aussichten in der österreichischen Monarchie in diesem Jahre zu haben. In Galizien spricht man sogar von sehr mittelmäßiger Ernte, in etwas minderem Grade glaubt man an diese in Ungarn. Von Böhmen fehlen uns noch die Nachrichten.

(Eine alte Prophezeihung.) Der „Constitutionnel" macht darauf aufmerksam, daß der Astronom Thomas Moult im Jahr 1268, also gerade vor 600 Jahren, im 42. Jahre der Regierung des heiligen Ludwig, für das Jahr 1868 einen milden und schönen Frühling, einen trockenen und heißen Sommer, einen mittelwarmen und für die Aussaat wohlthuenden Herbst prophezeit hat. Es werde in allen Ländern viel Korn geben und dasselbe wohlfeil werden. Nach dem August werde in vielen Ländern die Weinlese gut und reichlich ausfallen, der Wein gut und wohlfeil werden, daher das ganze christliche Volk Gott seinen Herrn lobpreisen werde. Bis jetzt scheinen diese Vorhersagungen gerechtfertigt.

Frankfurt, 10. Juli.

Eine von Prof. G. Kaupert, Zwerger's Nachfolger als Lehrer der Sculptur, im Städelschen Kunstinstitut ausgestellte, für Amerika bestimmte Marmorgruppe — Kinder mit einem Vogelnest — findet durch die reizende Unbefangenheit der Darstellung, namentlich des kleinen Mädchens, das in verhaltener Neugier dreinschaut, ungetheilten Beifall. Von demselben Künstler halten zwei Reliefs, Mars nach dem Kampf am Becher sich labend, und eine sich schmückende Venus nach dem Muster der Antike, den strengen Styl, während ein Fries in dem Einfall und der Vertreibung der Ungarn unter Heinrich dem Finkler energische Bewegung, doch bei allem Figurenreichthum eine maßvolle Klarheit zeigt. — Von Chr. Heerdt finden wir in zwei größeren Pendants den Königsee am Morgen und Abend. Die Gegensätze der heitern und düstern Auffassung der großartigen Scenerie sind mit der sinnig liebevollen Sorgsamkeit und weichen Farbenstimmung der älteren Düsseldorfer Schule, deren Traditionen der Maler in aller Pietät festhält, nicht [illegible]trättreu, sondern frei behandelt. Ein Bild von J. Hammel „die Lutherjage" gibt die Teufelserscheinung der Wartburgclause mit deren bekannter Abwehr, nicht in visionärer Auffassung, wie die Bezeichnung erwarten ließ, sondern in der Realität, wie sie der Reformator selbst genommen hat, und zwar mit der pikanten Zuthat eines Cardinalshuts, womit der Teufel lockt. Schließlich haben wir auf eine neuerliche brillante Erwerbung der Gallerie, einen vorzüglichen Adolph Brouwer, aufmerksam zu machen, um so werthvoller, da dessen Bilder selten sind.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Berlin. Die k. Hof-Musikalienhandlung von Bote und Bock (E. Bock) hat eine Preis-Ausschreibung für eine komische Oper (mit Ausschluß der burlesken und parodistischen Richtung) eröffnet. Der erste Preis für den Text beträgt 50 Friedrichsd'or, für die Composition 120 Friedrichsd'or; der zweite Preis für den Text 30, für die Composition 50 Friedrichsd'or; der dritte Preis für den Text 20, für die Composition 30 Friedrichsd'or. Die ausführliche Preisausschreibung finden die sich dafür interessirenden deutschen Dichter und Tonsetzer in der Bock'schen „Neuen Berliner Musik-Zeitung" vom 1 Juli d. J. Die Verlagshandlung beabsichtigt auf diese Weise, dem Repertoir der deutschen Oper neue Werke von so möglich künstlerischer Dauer zuwenden zu helfen.

Leipzig, 8. Juli. Das literarisch-antiquarische Tagesereigniß ist die Erwerbung der classischen ausgewählten Büchersammlung des bekannten reichen Literaturfreundes Edward Dorer-Egloff in Baden bei Zürich durch T. O. Weigel hier. Die in der Göthe-Literatur besonders ausgezeichnete hinterlassene Bibliothek kommt im Oktober hier unter den Hammer. Sie ist wohl die bedeutendste Göthe-Bibliothek in Deutschland und der Schweiz. Auch die Schiller-Literatur, Shakespeareana sind stark darin vertreten.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 192. Sonntag, den 12. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

Es wurde leise von innen an die Thüre des Geheimenrathsaales gepocht. Behutsam öffnete der Alte und Dörflinger winkte dem Rittmeister, hineinzutreten.

„Bleibt hier stehen", flüsterte er, „ich sehe, das Geschäft ist noch nicht beendet, allein Alles ist schon eingeleitet."

Der Rittmeister überblickte die Versammlung, die aus ungefähr vierzig der vorzüglichsten Männer des Staates bestand, und blieb lautlos in der Ecke stehen, die ihn fast verbarg.

„Ich bin überstimmt", sprach der General Görtzke, „aber meine Meinung kann ich nicht lassen. Warum den Krieg erneuern, da Ludwig durch den Frieden von Vossem bewiesen hat, daß ihm daran liegt, uns zu Freunden zu haben."

„Ich habe Pflichten gegen Kaiser und Reich", sagte der Kurfürst. „Als Vasall des Ersten und als Fürst des Andern muß ich den Zuzug leisten."

„Und dafür wird Türenne nicht ermangeln, Cleve und Westphalen heimzusuchen, und die Schandthaten der Pfalz erneuern", rief Dörflinger, „und wenn Alles verwüstet ist, weder Kaiser noch Reich ersetzen uns einen Böhm."

„So müssen wir dafür sorgen, daß die Franzosen nicht so weit kommen", sagte Kurprinz Emil lebhaft.

„Das meine ich auch!" rief der Prinz von Hessen, „unsere Waffen müssen uns schützen!"

„Ist das Ihr Wille, gnädigster Herr", sprach Görtzke, „so müssen nicht sechs, sondern dreißig tausend Mann marschiren."

„Und vor allen Dingen der Oberbefehl einzig in Euer kurfürstlichen Gnaden Hand gegeben werden", meinte Dörflinger.

„Bei der Eifersucht des kaiserlichen Hofes", sagte der Minister Eberhard von Dankelmann, „ist dies unmöglich, und alle Versuche dieserhalb haben sich fruchtlos zerschlagen."

„Und was meint Ihr zu dem Allen, Herr Ezechiel von Spanheim?" fragte der Kurfürst.

Der angeredete berühmte Staatsmann, eine hohe Gestalt mit einem ausdrucksvollen, gelehrten Gesicht, erhob sich jetzt und sagte:

„Meine langen Erfahrungen als Gesandter Ew. kurfürstlichen Gnaden am französischen Hofe berechtigen mich zu dem Ausspruche, daß Se. allerchristliche Majestät aufrichtig den Frieden und noch mehr ein enges Bündniß wünscht, und es wünschen muß, um dem Hause Oesterreich, dem Reiche und England Furcht zu erwecken. Die Lage der Staaten Ew. kurfürstlichen Gnaden werden zu allen Zeiten die Fürsten dieser Lande zu natürlichen Verbündeten Frankreichs machen, und jeder Krieg zwischen ihnen muß ein unpolitischer genannt werden. Nur durch ein Bündniß mit Frankreich kann das Haus Brandenburg endlich erreichen, was es zu erreichen hoffen darf; und nur im Bunde mit dem Beherrscher des nördlichen Deutschlands kann Frankreich sicher gegen den Osten und Norden sein."

Eine tiefe Stille folgte dieser Rede, und Spanheim fuhr fort:

„Schweden ist im Fall begriffen; sein Bündniß mit Frankreich kann nicht auf lange mehr wichtig sein; was jenseits des baltischen Meeres liegt, kann die große Politik unseres Welttheils wenig kümmern. Solche Größe muß stets ephemer sein; dagegen aber droht dem cultivirten Europa von Osten her bald die größte Gefahr. Die zerrüttete polnische Monarchie kann einen ernsten Stoß nicht ertragen, und nur, wenn ein starkes und einiges Regiment über Deutschland waltet, im Bunde mit Frankreich, würden die Barbaren der moskowitischen Steppen unsere Staaten niemals verheeren. — Mein Rath ist, den Frieden von Vossem zu halten, und den Kaiser, der so lange unthätig zuschaute, nun den Streit ausfechten zu lassen."

„Und sollen wir müßig zusehen, wie Ludwig einen Theil des Reichs nach dem andern an sich reißt?" rief der feurige Prinz von Hessen. „Das alte Feldgeschrei: der Rhein muß die Gränze bilden! ist auch das seine. Schmachvoll aber ist es für jeden Deutschen, das ruhig zu ertragen, und auf mein Wort: hat er den Rhein, will er die Weser, von da die Elbe und so weiter. Was der gelehrte Minister sagt, mag immerhin für die Zukunft wahr sein, jetzt aber gilt es, dem alten Reichsfeinde zu zeigen, daß wir noch ein gemeinsames Vaterland haben, woran man allerdings vielmal zweifeln kann."

„Bedenkt Alles wohl, gnädigster Herr", sagte Dörflinger leise und warnend, „der Krieg, sagt Montekukuli, will Geld und immer wieder Geld!"

„Holland zahlt reiche Subsidien, die hinreichen", meinte Dankelmann.

„Verspricht sie wenigstens", rief Dörflinger eifrig, „und macht es dann wie das vorige Mal, wo wir sie noch bekommen sollen. Und dann, was meint Ihr wohl, wenn wir jenseits des Rheines sind, und die Schweden hier plötzlich in's unbewachte Land fallen?

„Solcher Treulosigkeit ist kein christlich Volk fähig", versetzte der Erbprinz heftig, „und am wenigsten der edle Reichsrath unseres Vetters von Schweden."

„Es ist genug", rief der Kurfürst und stand auf. „Doch wir wollen den Rittmeister hören, wo ist er?"

Hennigs trat der Versammlung näher, die sich befremdend anblickte, als sie den Rittmeister gewahrte.

„Was hat Euch hierhergeführt, wie kommt Ihr in dieß Gemach, wie lange seid Ihr hier?" fragte der Kurfürst mit zorniger Stimme und sein drohendes Auge flog blitzend bald auf den Rittmeister, bald auf Dörflinger.

Digitized by Google

„Vor einem Augenblick hieß ich ihn hereinkommen", sagte der Feldmarschall, „als ich die Verhandlungen beendet glaubte, und wie Ew. kurfürstliche Gnaden es geboten."

„So redet", rief der Fürst mürrisch; „aber kurz und einfach. Ich bin kein Freund von Liebesgeschichten."

Mit wenigen Worten erzählte der Rittmeister, was ihm widerfuhr; endlich sagte der Kurfürst:

„Es ist nichts! Der Gesandte ist ein Intriguant, den ich zurückrufen lassen werde, damit er mir keinen Offizier mehr verleiten kann. — — Euch danke ich, Herr Rittmeister, Ihr könnt gehen. — — Daß Ihr von Allem schweigt, was hier vorging, brauche ich Euch nicht weiter einzuschärfen", rief er ihm nach, und die Thüre wurde hinter ihm schnell geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wintergarten zu Frankfurt am Main.

Seitdem es bekannt geworden ist, daß der Herzog von Nassau eine Veräußerung oder Verlegung seines Biebericher Wintergartens beabsichtige, wendet sich die öffentliche Aufmerksamkeit mit erneutem Interesse Anregungen und Projecten zu, welche die Verwirklichung größerer Unternehmungen zur Herstellung künstlicher Klimate für die tropische Pflanzenwelt erstreben. Schon 1854 war der bekannte Geheime Medicinalrath Dr. Froriep in Weimar mit dem Entwurfe zur Errichtung eines Südpalastes in Frankfurt a. M. hervorgetreten; mehrere seiner hiesigen ärztlichen Collegen nahmen seine Projecte mit Beifall auf; die Ausführung scheiterte aber an der Großartigkeit der Auffassung des Unternehmens, wofür die nöthigen Capitalien nicht zu beschaffen waren.

Mittlerweile hat der Gedanke Froriep's in weiteren Kreisen mehr und mehr Ausbreitung und auch Klärung gefunden. Es wird sehr wichtig sein, den Gegenstand von vornherein so aufzufassen, wie er gerade für die hiesigen Verhältnisse paßt, um nicht vielleicht nach langen Debatten und verzweifelten Anläufen eine Sache in Sand sich verlaufen zu sehen, die so recht enge mit der neuesten Entwickelungsphase, in welche Frankfurt, Dank der Thätigkeit des Vereins zur Förderung des öffentlichen Verkehrslebens, getreten ist, in Wechselwirkung steht.

Es wird in dieser Beziehung von vornherein auf die Erstrebung eines Südpalastes in dem Sinne und nach dem Grundgedanken Froriep's als viel zu kostbar, hinsichtlich der Rentabilität unsicher, ja hinsichtlich seines großen therapeutischen Werthes von einigen Seiten angezweifelt, zu verzichten sein. Frankfurt's Promenaden, an und für sich schon in hohem Grade reizend und ausgedehnt, sind durch die dortselbst veranstalteten Morgen-Concerte in Verbindung mit der Verabreichung aller möglichen Mineralwasser, Molken, Milch ꝛc. nunmehr zu einem förmlichen Kurpark umgestaltet worden. Der Verein, welchem man diese Entwickelung verdankt, wird dabei nicht stehen bleiben wollen. Bereits hat er die Erbauung eines Kur- und Fremden-Clubhauses in Verbindung mit Pensions-Hotels in unmittelbarer Nähe der Promenade in Protection genommen. Wird dieses Unternehmen selbstverständlich der Privatspeculation überlassen bleiben, so vernimmt man doch, daß offene bedeckte Gänge und Pavillons zum Schutz der Spaziergänger bei Regenwetter unmittelbar durch den Verein in Aussicht genommen sind, sobald sich hierfür die Mittel finden.

Es würde sodann nur noch ein Wintergarten fehlen, ein heller, luftiger, im Winter mäßig erwärmter Raum, in dessen immer grünen Alleen man auch in der rauhen Jahreszeit behaglich lustwandeln könnte. Mit diesem Wintergarten würden einestheils Restaurations- und Wirthschaftslokale, anderentheils aber die der Botanik in engerem Sinne gewidmeten Räume in nächsten Anschluß zu setzen sein. Der Eintritt in diese, mit dem vollen Schmucke der berühmten Biebricher Wintergärten ausgestatteten Hallen mit ihren Palmentempeln ꝛc. würde durch eine, je nach Umständen für gewöhnliche Zeiten oder für Zeiten besonderer Pflanzenausstellungen niederer oder höher zu stellende Gebühr zu erkaufen und durch die damit erzielte Einnahme, sowie Verpachtung des Gärtnereibetriebes und der Wirthschaft die Zinsen für das Anlagecapital gedeckt werden können.

Der Verein zur Förderung des Verkehrslebens in Frankfurt a. M. hat die Angelegenheit in die Hand genommen und bereits die Pläne und Vorarbeiten anfertigen lassen. Es sollen, schreibt ein hiesiges Blatt, zur Anlage eines Wintergartens die herzoglichen Wintergärten zu Biebrich angekauft und in den an der Bockenheimer Chaussee zu errichtenden Anlagen untergebracht werden. Ein Areal von etwa dreißig Morgen auf der linken Seite der Bockenheimer Chaussee, welches hiesigen Stiftungen gehört, ist dem gemeinnützigen Unternehmen für eine mäßige Pachtsumme auf 50 Jahre gesichert. Das Anlagecapital ist auf ca. 250,000 fl. veranschlagt, welche durch Actien aufzubringen sein werden. Neben großartigen Gartenanlagen wird das Etablissement eine colossale heizbare Glashalle enthalten, welche im Winter zu Concerten bei Restauration benutzt werden soll. Die Treibhäuser des Biebricher Wintergartens würden diese Glashalle auf drei Seiten umgeben und gewissermaßen deren äußeren Rahmen bilden. Alle Urtheile, die wir bis jetzt über das Unternehmen von Sachverständigen gehört, lauten denselben entschieden günstig. Zunächst würde durch dasselbe die Zahl unserer öffentlichen Lokalitäten, die ohnedieß eine sehr beschränkte ist, um ein prachtvolles Etablissement vermehrt werden, so schön wie es wenige Städte besitzen. Der Fremdenverkehr unserer Stadt würde ungemein gehoben werden, ein Umstand, der bei der Nähe des zoologischen Gartens, ähnlich wie in Köln, auch dieser Anstalt zu Gute kommen würde. Man weiß, daß Biebrich wegen seiner Wintergärten jährlich von 20—25,000 Fremden besucht worden ist. Hiernach ist es gewiß keine übertriebene Schätzung, wenn wir annehmen, daß die viel großartigere Anlage in Frankfurt bei dessen günstiger Lage 50,000 Passanten anziehen würde. Auf die Verbreitung botanischer Kenntnisse in unserer Stadt wird das Institut äußerst günstig einwirken. Ebenso wird es der Handelsgärtnerei Frankfurts neue Nahrung zuführen, da den einzelnen Handelsgärtnern ein Theil der Räumlichkeiten zu permanenten oder vorübergehenden Ausstellungen vermiethet werden soll, so daß der Besucher leicht ein übersichtliches Bild der gesammten Frankfurter Handelsgärtnerei erhalten wird. Es handelt sich hier um Förderung eines Industriezweiges, dessen Bedeutung mit jedem Jahre wächst. Selbstverständlich würde die Wintergarten-Anlage auch als Ausstellungslokal für unsere Gartenbau-Gesellschaft benutzt werden. Nicht minder würden Ausstellungen landwirthschaftlicher Produkte, die Früchte- und Vögel-Ausstellungen u. s. w. hier eine regelmäßige und geräumige Stätte finden. Was jedoch als Lebensfrage bei einem derartigen wenn auch gemeinnützigen Unternehmen nicht außer Acht gelassen werden darf, die Rentabilität, so halten wir dieselbe nach den uns zur Einsicht gekommenen Vorlagen für vollständig gesichert. Es sind darin veranschlagt: Die Einnahmen: 800 Abonnements à 10 fl. = 8000 fl.; Besuch 50,000 durchreisender Fremden à 30 kr. = 25,000 fl.; 100 Concerttage à 1000 Personen à 12 kr. = 20,000 fl.; Miethe für Ausstellungen 6000 fl.; Pacht des Restaurateurs 2000 fl., zusammen 63,000 fl. — Die Ausgaben: Unterhaltungskosten 12,000 fl.; Musik 10,000 fl.; Gehalt des Directors und Bureaukosten 3000 fl.; Unterhaltung der Bauten 2000 fl.; Verschiedenes 10,000 fl., zusammen 28,000 Gulden. Nach dieser Vorlage würde ein Ueber-

Digitized by Google

schuß von 35,000 fl. zur Verfügung der Actionäre bleiben. Mag diese Rentabilitäts-Berechnung wie alle derartigen Schätzungen auch etwas übertrieben sein, so ist doch aus derselben ersichtlich, daß das Unternehmen wesentliche Geldopfer von Seiten unserer Mitbürger nicht in Anspruch nehmen wird. Für unsere Stadt, welche so dringend der Aufbietung aller Kräfte zur Hebung ihres gesunkenen Wohlstandes, zur Wiederbelebung der baulichen und gewerblichen Thätigkeit bedarf, würde die Frankfurter Wintergarten-Anlage von unschätzbarem Werthe sein. Eine Gelegenheit, um die Gründung derselben durch die Uebernahme einer vorhandenen Anstalt von europäischem Rufe zu erleichtern, würde sich sobald nicht wieder finden. Wir glauben daher unseren Mitbürgern nach reiflicher Erwägung die Unterstützung und Förderung des vorliegenden Planes in jeder Beziehung dringend empfehlen zu sollen. Für die Actionäre würde sich vermittelst einer Organisation wie diejenige des zoologischen Gartens durch freien Eintritt schon an und für sich eine gewisse Rentabilität erzielen lassen. In Frankfurt ist schon so manches gemeinnützige Unternehmen durch die vereinten Anstrengungen der Bürger zu Stande gekommen. Wir glauben zu der Erwartung berechtigt zu sein, daß auch dem vorliegenden gesunden und lebensfähigen Projekt die Unterstützung unserer Mitbürger nicht fehlen wird.

Die Russen in Samarkand.

Der russische General Kauffmann hat sich nach der Einnahme von Samarkand in dieser Metropole Turans festgesetzt und Verstärkungen aus Norden an sich gezogen, um Bokhara zu besetzen und die neue Eroberung durch weitere Land-Erwerbungen im Süden zu decken. Das fromme Samarkand selbst, dieses Mekka von Central-Asien, das letzte Asyl der ungeschwächten mohamedanischen Orthodoxie und des ungeschlachten, brutalen Glaubenseifers, wie er in den Jahrhunderten der Propaganda die Streiter des Khalifen beseelte, wird binnen Kurzem eine russische Provinzial-Hauptstadt sein, mit monotonen Kasernen und Dicasterial-Gebäuden, Tschinowniks und Popen, wie die anderen Steppenstädte an der Gränze der islamitischen Welt. Binnen fünfzig Jahren werden nur mehr einige halbverfallenen Moscheen und einige Palastrümmer an die geschwundene Herrlichkeit der Residenz Tamerlan's mahnen und in etlichen abgelegenen Vierteln, im mohamedanischen Ghetto, ein letzter Ueberrest der alten Bürgerschaft Wundersagen davon erzählen, wie einst Samarkand weit hervorgeragt habe über alle anderen rechtgläubigen Fürstensitze des Ostens, viel verehrt durch alle Lande, in denen der Muezzin zum Gebete ruft, und wie von allen Enden der Welt, aus allen „zehn Königreichen" fromme und weise Derwische gepilgert kamen, um sich an dieser letzten, durch keinen ketzerischen Einfluß angekränkelten Leuchte des wahren Glaubens zu erbauen und in seinem scholastischen Wortgefecht mit den Gottesgelehrten der Samarkander hohen Schule Geisteskraft und Witz zu messen.

Die Nachricht von der Eroberung Samarkands hat für uns nichts Ueberraschendes. Rußland war, nachdem es einmal die Kirgisen-Steppe erobernd überschritten hatte und mit den seßhaften Völkerschaften des Turan in unmittelbare Berührung gekommen war, selbst bei der größten Mäßigung von seiner Seite und dem besten Willen, Freundschaft und Friede mit den neuen Nachbarn zu erhalten, zu weiteren Eroberungen und zur Unterwerfung sämmtlicher turanischen Khanata ebenso gezwungen, wie England sich genöthigt sah, sein indisches Gebiet bis an die Abhänge des Paropomisos auszudehnen.

Wir haben in unseren ersten Besprechungen der russischen Kriegszüge am Jaxartes hervorgehoben, daß bei der staatlichen und gesellschaftlichen Organisation der Völkerschaften des Turan niemals an eine Sicherung der neuen russischen Gränzbesitzungen durch völkerrechtliche Verträge zu denken sei, daß die Raub- und Raufluft der Nomaden, die Perfidie, der religiöse Fanatismus und der pfäffische Hochmuth der verschiedenen „Nachfolger des Propheten" auf den Fürstensitzen im Innern des Landes nach jedem Friedensschlusse, jedem Waffenstillstande stets wieder zu neuen Verwicklungen und neuen Kämpfen führen müsse, bis Rußland sich die größeren Khanate unterworfen und die Clanhäuptlinge sowohl im östlichen Gebirge als südwärts bis hinab zur afghanischen und westwärts zur persischen Gränze sich tributpflichtig gemacht habe. Es ist das die stehende Schablone allerwärts, wo europäische Mächte mit halbbarbarischen Staatswesen in Berührung kommen und nicht von vornherein auf jede wie immer geartete dauernde Intervention verzichten. Die Halbbarbaren haben eine übertriebene Meinung von ihrer eigenen Stärke und keine Ahnung von der Nachhaltigkeit der Machtmittel des civilisirten Gegners; es geht ihnen stets wie den Chinesen, welche vor dem Opiumkriege die englische Colonie in Canton und die kleine britische Marine-Station im dortigen Hafen für die gesammte Streitmacht des rothhaarigen Seeräubervolkes hielten, und denen erst durch wiederholte blutige Niederlagen und schmachvolle Friedenstractate die Ueberzeugung aufgedrängt werden mußte, daß die Sagen von der Größe, dem Reichthum und der Streitbarkeit der drei vereinigten Königreiche Victoria's am Ende doch nicht unbedingt in das Gebiet der Märchen gehören. In Turan gesellt sich zu diesem Barbarenwahn noch der fanatische Hochmuth des religiösen Wunderglaubens, der die Heerschaaren des Himmels auf seiner Seite wähnt und nur der Macht brutaler Thatsachen widerwillig weicht. Dieser religiöse Hochmuth wird nach der Eroberung noch lange grollen und gähren und noch manche Razzia nothwendig machen, ehe die Gouvernements Samarkand und Bokhara in den russischen Staatsorganismus sich einfügen und den Reiter-Heerbann der asiatischen Geschwader des Czars verstärken, mit denen „Indien den Britten entrissen werden soll". So lautet ja die renommistische Phrase, welche von Moskauer und Petersburger Zukunfts-Politikern jedem Commentar über die Siegesberichte aus dem Turan beigefügt und im Westen gläubig nachgebetet wird. Wir haben uns vor Jahren, als wir die Annexion Samarkands und Bokharas voraussahen, gegen diese Schlußfolgerung gesträubt und können uns auch heute der landläufig gewordenen Version nicht anschließen.

Nicht Indien wird durch Rußland von Oxus und Jaxartes aus gefährdet, sondern die Türkei. Rußland hat durch seine neuen Land-Erwerbungen Persien nun auch in der Flanke gefaßt, nachdem es bereits früher von Norden her dem Schah auf den Leib gerückt. Persien wird zu einer russischen Dependenz; es wird gelegentlich auch den Rest seiner Provinzen am kaspischen See und am Ararat verlieren und auf die südliche Hälfte seines gegenwärtigen Gebietes mit dem Centrum Schiras zurückgedrängt werden, während Rußland sich des armenischen Gebirgsstockes bemächtigt und von dort gegen Anatolien vorrückt. Das ottomanische Reich, dessen Hauptstärke in seinen asiatischen Provinzen beruht, wird sich dann in diesem Hauptsitze seiner Macht bedroht sehen, sobald es im illirischen Dreieck zu einer Massenerhebung der Rajah kommt, und dadurch zu Concessionen gezwungen sehen, die niemals gemacht worden wären, wenn der Sultan seine anatolischen Landwehren gegen die Widersacher in Europa zur Verfügung hätte. Hierin liegt die Bedeutung, welche die Gebietsveränderungen in Central-Asien für die europäische Politik im Gefolge haben werden, nicht in der Gefährdung Indiens. Indien wird nicht bedroht, wenn auch ein russischer Unter-Gouverneur im alten Bakträ schaltet und waltet und russische Zollwächter an der Bergstraße, welche zu den Päßen des Hindukusch führt, stationirt sind. Die Entfernung jener so schwer zu übersteigenden Bergpässe vom Centrum der russischen Macht ist

Digitized by Google

zu groß, als daß ohne riesige und zeitraubende Vorbereitungen ein Heer dahin in Bewegung gesetzt werden konnte, stark genug, um einen Feldzug gegen die Engländer zu beginnen. Während dieser Vorbereitungsfrist hätten die Engländer, die über ein reiches Netz von Schienenstraßen und ungeheure Dampferflotillen auf den Wasserstraßen des Fünfstromlandes verfügen, stets Zeit, die doppelte und dreifache Heeresmacht den Russen entgegenzustellen und ihnen den Einbruch in das Fünfstromland zu wehren. Nur in Afghanistan, wo bisher der Einfluß Englands der maßgebende gewesen, wird es fortan mit Rußland zu rechnen haben; bereits hat das Petersburger Cabinet es verstanden, durch Geld und Versprechungen afghanische Häuptlinge an sich zu ketten, und ihre Kriegerschaaren nahmen am Kampfe gegen die turanischen Khanate thätigen Antheil, da von englischer Seite dieser Parteinahme nicht nachdrücklich entgegengearbeitet wurde, weil man auf dem indischen Amte sich nicht unnöthigerweise in Kosten versetzen wollte. Man spart die Rupien, die auf den afghanischen Adel eine so große Anziehungskraft üben, wie die Goldthaler auf die ritterbürtigen Condottieri unseres Mittelalters, auf den entscheidenden Moment; ist aber dieser eingetreten, so wird England mehr klingende Ueberredungsgründe zur Verfügung haben, als sein nordischer Rivale. (N. fr. Pr.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wiener Schützenfest.) Welcher Mittel zum Zweck sich heutzutage die Speculation bedient, zeigt neuerdings folgende kleine Schützenfest-Geschichte. In deutschen Zeitungen macht ein Herr Vogt aus Wien bekannt, daß er sich in dem Besitz sämmtlicher zu vergebender Wohnungen für die Dauer des Festes gesetzt habe und daß daher, wer eine solche haben wolle, sich an ihn wenden müsse. Auf eine Anfrage, welche in Folge dessen der Stuttgarter Schützenmeister Föhr an den Schützenfest-Präsidenten Dr. Kopp in Wien richtete, erfolgte durch den Telegraphen die Antwort: „Annonce von Vogt reine Privat-Speculation und ganz unwahr. Für Unterkunft aller Schützengäste sorgt nur unser Wohnungs-Comite und wird alle Ansprüche thunlichst befriedigen, da ihm Wohnungen zur Genüge zur Verfügung stehen."

(Witzige Rache.) Man schreibt uns aus Krakau: Von dem unlängst in Warschau verstorbenen practischen Arzt Dr. Leo weiß man hier folgende Anekdote zu erzählen: Dr. Leo, der trotz ungeheurer Praxis kein Vermögen zusammenbringen konnte, leistete gegen entsprechendes Honorar einem der reichsten Warschauer Banquiers Gesellschaft auf einer Reise ins Ausland. In jedem Hotel schrieb der auf seinen Reichthum stolze Geldmann ins Meldebuch: „Der Banquier X. aus Warschau mit seinem Arzte Dr. Leo." Leo merkte dieß einigemal, schwieg, kam jedoch bei der nächsten Station dem Banquier zuvor, und schrieb ins Buch: „Dr. Leo aus Warschau mit seinem Banquier X."

(Einen seltenen Fall von religiösem Uebertritt) erzählt die Wiener „Vorstadt-Zeitung": Vor Kurzem ist hier ein junger Mann aus jüdischer Familie, Herr P., ein Schwager des Hofschauspielers S., zum Christenthume übergetreten, während dessen Großvater, ein Greis, der diesen Schritt schon längst gethan, sich fast gleichzeitig beim hiesigen Magistrat zum Rücktritt in's Judenthum angemeldet. Beide, Enkel und Großvater, haben sich zum Religionswechsel aus Opportunitäts-Gründen, die in der Liebe ihren Ursprung haben, entschlossen; Ersterer, um ein Christenmädchen zu heirathen, Letzterer, um neben seiner jüdischen Frau begraben zu werden, die ihm in den Tod vorangegangen.

Kunst-Notizen.

Frankfurt. Unser tüchtiger Musikdirector Eliason spielte dieser Tage in dem Concerte der italienischen Sängerin Baldi in Bad Homburg mit großem Erfolge. Herr Eliason wurde mehrmals stürmisch gerufen. Das Concert war von der Elite des Badepublikums besucht.

Fanny Janauschecek erhielt von dem Director des Hofburgtheaters, Herrn Wolff, einen sehr glänzenden Antrag zum Engagement an die k. k. Bühne. Sie war indessen nicht im Stande, demselben Folge zu leisten, da sie bereits Mitte September mit einer ganz neu engagirten Gesellschaft abermals nach Amerika zu gehen beabsichtigt. Es sind ihr dort so viele und glänzende Garantieen für neue Erfolge geboten, daß man wohl mit Sicherheit annehmen kann, das Resultat des neuen Triumphzuges werde das des vorigen sogar noch überbieten.

Literatur-Notizen.

„Erinnerungen aus Mexiko; Geschichte der letzten zehn Monate des Kaiserreichs" von S. Basch (Maximilians Leibarzt), 2 Bände. (Lpz., Duncker und Humblodt). Noch immer sind die Wunden nicht vernarbt, welche die monarchische Gegenrevolution in Mexiko diesem Lande und zweien Kaiserhäusern geschlagen hat. Soweit wir aus der Ferne urtheilen können, liegt uns hier eine beglaubigte Geschichte des unglücklichen Habsburgers und seines Unternehmens vor, welches zunächst durch den Verrath eines Mexikaners und den ärgeren der Franzosen und des Papitmus scheiterte, freilich aber den Keim der Selbstvernichtung in sich selbst trug, obgleich Maximilian weder Absolutist noch Pfaffendiener war. Ja, seine eigenen Aussprüche (I. 37—38) über den hohen Werth der Naturwissenschaften und der Philosophie, sowie über die Unabhängigkeit des Individuums und des Staates von der sogenannten Religion stehen auf der Höhe unseres Zeitbewußtseins, und lassen uns vermuthen, daß er an der Stelle des Kaisers von Oesterreich die neuesten Verbrechen der österreichischen Kirchenfürsten und ihres Oberhauptes gegen den Staat und gegen die allgemeine Sittlichkeit und Sicherheit züchtigen und unschädlich machen würde. Pater Fischer, Bazaine, Napoleon III. selbst, O'Horan, Lopez zeichnet der Verfasser mit scharfem Griffel; Maximilian ehrt und liebt er, ohne ihn blind zu verehren.

Noch nicht Mitte Juli, und schon ein neuer Kalender! Die Buchhandlung von C. Minde in Leipzig hat einen reich mit Holzschnitten und einer Karte von Deutschland ausgestatteten sechs Bogen starken **„Illustrirten Deutschen Familienkalender für 1869"** erscheinen lassen, der sich durch eine große Reichhaltigkeit des Textes, saubern Druck und billigen Preis (14 Kr.) auszeichnet. Zudem nimmt jeder Käufer an einer Prämienvertheilung von 1000 Thalern und Prachtwerken Antheil. Außer unterhaltendem Stoff bringt der „Illustrirte Deutsche Kalender" Geographisches, Statistisches, eine politische Rundschau, Biographisches, Technisches, Gemeinnütziges ꝛc.

„Beitrag zur Ergründung der Ursache für die gegenwärtige Theuerung der nothwendigsten Nahrungsmittel" u. s. w. von Friedrich Becker (Hannover, Schulze). Der Verfasser, Direktor der heilgymnastischen Anstalt zu Hannover, zieht mit Recht gegen den Cultus des Alkohols und des Tabaks zu Felde und gibt mancherlei guten Rath für die Erhaltung und Wiedergewinnung der Lebenskraft.

Berichtigung.

In dem gestrigen Bericht: Frankfurt ꝛc. lies Adrian Brouwer.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Georg Wecker in Frankfurt: Motive aus Enkheim, zwei Gemälde. — Hugo Kauffmann in Cronberg: Genrebild. — Gleim in München: An der Loisach, im Hintergrund die Zugspitze. — J. G. Steffan in München: Bei St. Wallis. — H. Schauman in München: Die Liebeserklärung. — W. Boshart in München: Partie am Chiemsee, Partie bei Beamenburg. — G. Cloß in München: Landschaft. — A. Höffler in Frankfurt: Godesberg mit dem Siebengebirge. — J. Hoff in Frankfurt: Er liebt mich. — Lesendes Mädchen. — Waldlandschaft. — Petri in Frankfurt: Portrait-Statuette in Gyps.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 193 und 194 Dienstag, den 14. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

5.

Unmuthig und bös gelaunt, stieg Hennigs die Treppe nieder und verlor sich in dem langen, hochgewölbten Gange, der ihn in's Freie führen sollte.

Der Mond und die ewigen Sterne standen in voller Pracht an dem reinen Himmel und ihr glänzendes Licht, fiel durch die bemalten Scheiben wunderlich gebrochen, in den öden Kreuzgang, der nur von den Schritten des Einsamen widerhallte.

Endlich stand dieser still, schlug den weißen Reitermantel fester um die Schultern, und sah über den Strom hin, auf die drüben ruhende Stadt.

„Es kommt mir manchmal doch vor, als sei ich nicht zum Soldaten geboren", murmelte er; „so weich, so schmerzvoll und melancholisch soll kein Soldatenherz pochen! Und wenn ich ein ruhiger Bürger wäre, friedlich dort in meinem stillen Hause auf dem weichen Lager läge und vom Kusse einer treuen Hausfrau erwachte!"

Ein Seufzer hob seine Brust, er drehte sich um, um weiter zu gehen, aber ein Schauer durchrieselte ihn, als er in der Tiefe des Ganges, im schwarzen Schatten eines Pfeilers, die Umrisse einer menschlichen Gestalt erkannte.

Leicht und luftig stand sie da, unbeweglich wie ein Marmorbild. Das schwarze Gewand verschmolz mit dem schwärzeren Dunkel, und der weiße, leuchtende Schleier, auf dem ein einsamer Mondstrahl ruhte, bedeckte Haupt und Brust und ließ nur die Hände schauen, die todtenbleich und gefaltet darunter hervorsahen.

„Wer bist Du? Was willst Du von mir?" fragte der Rittmeister mit gepreßtem, leisem Tone.

„O schütze, hilf, rette mich, wohlthätiger Geist!" bat eine sanfte, weinende Stimme. „Du, die in Liebe und Verzweiflung starb, — Du, die Verfolgte und Verrathene, Du kennst die trostlosen Schmerzen unglücklicher Liebe. — Gnädig hast Du schon Viele beschützt; so hilf denn auch mir, einem unseligen Mädchen!"

„Was bittest Du, Dorothea Froben", flüsterte Hennigs, „was kann ich für Dich thun?"

„Da Du meinen Namen weißt und mich kennst, ach, so wirst Du auch wissen, warum ich flehe."

„Ich soll Dich, armes Kind, vor der Liebe Deines Vetters schützen?"

Dorothea weinte und nickte bejahend.

„Aber wer soll an seine Stelle treten?" fragte er, und seine Stimme zitterte, „wen liebst Du, Dorothea? Verstößt Du den einen Vetter um den Andern?"

„Ach! Dir ist ja gar nichts verborgen, hoher Geist; — ja, ich liebe ihn ebenso, wie Du einst liebtest! O so erhöre doch mein innigstes Flehen!"

„Der Satan selbst muß los sein", rief plötzlich eine wilde Stimme in der Tiefe des Ganges, „wo kann ich all die Pferde schaffen in der Mitternacht! Hol's der Henker!"

„Jesus Christus, der Vetter!" wimmerte Dorothea und sank bewußtlos nieder; der Rittmeister aber trat schnell näher, und sein weiter Mantel deckte die Ohnmächtige, die er zärtlich zu sich emporhob.

Das Geräusch und die weiß leuchtende hohe Gestalt bestürzte die Nahenden.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit!" stammelte der Vetter. „Alle guten Geister seien uns gnädig!" kreischte der am ganzen Leibe zitternde Stallknecht dazwischen; aber drohend hob der Rittmeister den Arm und ein dumpfes „Wehe! Wehe!" erstarrte das Mark der Anderen und vernichtete den Rest ihres Muthes.

„Die weiße Frau! Die weiße Frau!" schrie entsetzt der Stallmeister und stürzte in der eiligsten Flucht zurück, der Knecht folgte schnell und Hennigs hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine schöne Last in eine dunkle Nische der Thurmtreppe zu bergen. Dann entfernte er sich schnell, denn schon drang Fackelschein und eine Menge verworrener Stimmen den Gang herab.

„Ich selbst will den Narrenspossen auf die Spur kommen, und dann, weh' dem Schuft!" rief eine Stimme, in der der Rittmeister sogleich den alten Feldmarschall erkannte.

„Und ich werde Euch begleiten, Herr!" fügte der Prinz Emil hinzu. „Vorwärts, Herr Stallmeister, zeigt uns denn den Ort, damit wir wissen, ob Ihr geträumt habt. Hellbardire, voran!"

Immer mehr Neugierige schlossen sich dem Zuge an, und auch der Rittmeister stieß nach einem weiten Umwege zu ihnen.

„Hier war es", sagte Froben, „an diesem Pfeiler stand die Gestalt von übermenschlicher Größe, und leuchtend, daß ich glaube, es gingen Blitze von ihr aus."

„Und wo blieb sie?" rief der Prinz. „Doch Ihr habt es nicht sehen können", fügte er spöttisch hinzu.

„Ich habe ihr den Rücken gewendet", murmelte der Stallmeister, „weil es Frevel ist, Geister zu stören; allein ich konnte gut bemerken, daß sie langsam gegen die Thurmtreppe schritt.

„Schnell denn", rief der Prinz, „da ist kein Ausweg mehr; das saubere Gespenst wird endlich in unseren Händen sein!" und hastig riß er einem der Trabanten die Fackel aus der Hand und flog gegen die Stiegen; die Andern folgten ebenso rasch, und mit pochendem Herzen lehnte Hennigs an dem breiten Pfeiler und schaute angstvoll auf die Nische.

„Da regt es sich, da sitzt die Gestalt", rief eine Stimme, und Hennigs Blut gerann.

Digitized by Google

„Wo? wo?“ schrieen Andere und Mehrere sprangen flüchtig herab.

„Es ist nichts“, rief Dörflinger donnernd, „nichts als ein weißer Fetzen, der hier an meiner Degenspitze flattert!“

„Himmel, wo ist sie geblieben“, sagte Hennigs verwundert und leise, „es gibt keinen Ausweg. O Herr! ist es wirklich möglich, daß Geister wandeln und schirmen, so laß zur diesmal ein Wunder geschehen!“

„Eure blinde Furchtsamkeit hat Euch thöricht gemacht“, rief Prinz Emil oben zornig dem Stallmeister zu, „und ich bin närrisch genug gewesen, mich deßhalb außer Athem zu setzen. Bis ganz oben habe ich Alles untersucht. Die Stiege ist eng, kein Gang, kein Zufluchtsort, und die Thür zu dem einzigen Zimmer hat Querbalken und Schlösser, die nicht Zwanzig zersprengen können.“

Der Stallmeister schwieg.

„Geister achten weder Mauern noch Ketten noch Riegel“, murrte ein alter Graukopf, „das weiß ich bestimmt“, und alle Uebrigen nickten beifällig.

„Der Vogel ist auf irgend eine Weise entwischt“, sagte Dörflinger; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn nicht einmal fange. — — Gute Nacht, mein Prinz, und ihr, Leute, geht zu Bette. Stallmeister, haltet die Pferde bereit, und Ihr, Hennigs, begleitet mich. Es ist sehr gut, daß ich Euch noch finde; ich habe Arbeit für Euch.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Photographie in natürlichen Farben.

Seit es vor dreißig Jahren durch die wunderbare Erfindung Daguerre's gelungen ist, die von jeher so interessanten Bilder der Camera obscura zu fixiren und somit auf photographischem Wege Zeichnungen zu erhalten, welche mit ihrer bis in die kleinsten Details naturgetreuen Auffassung, sowie durch ihre außerordentlich zarte Nüancirung in dieser Art jede von Künstlerhand ausgeführte Reproduction übertreffen, war es auch unausgesetzt der sehnlichste Wunsch nicht nur aller zur Vervollkommnung dieser schönen Entdeckung berufenen Capacitäten, sondern auch des noch immer nicht zufriedengestellten Publikums, „die Wiedergabe der Lichtbilder in ihren natürlichen Farben ermöglicht zu sehen.“

An aufopferndem Fleiße und Ausdauer bei den verschiedenartigsten Versuchen zur Erreichung dieses gewiß großartigen Lohn versprechenden Zieles hat es zu keiner Zeit gefehlt, aber auch nicht an vielfältig getäuschter Hoffnung und speculativ betriebenem Humbug, der endlich die so oft prahlerisch angekündigte, jedoch niemals realisirte Erzeugung farbiger Bilder auf chemischem Wege in völligen Mißcredit bringen mußte.

Zuerst waren es die mit feinst geriebenen Staubfarben trocken colorirten Daguerreotypen, dann die noch heute nach Talbots Methode auf Papier hergestellten und mit gewöhnlichen Wasserfarben bemalten Bilder, welche als Photographieen in natürlichen Farben gelten sollten, und ebenso wurden die sogenannten Chromotypieen als solche angepriesen. Letztere sind nämlich nur schwach lasirte, mit warmem Wachsfirniß durchscheinend gemachte und damit unter eine Glastafel aufgeklebte Papierbilder, die mit einem ganz gleichen, grell gefärbten zweiten Abdrucke unterlegt werden und nicht selten durch ihren transparenten Lüstre, sowie eine eigenthümliche, obwohl unnatürlich verblasene Weichheit bestechen. Ohne die Schönheiten und Vorzüge der in den erwähnten Manieren ausgeführten besseren Bilder zu verkennen oder zu glauben, daß es bei deren Einführung in die Oeffentlichkeit überall nur auf die Täuschung der uneingeweihten Menge abgesehen war, ergibt es sich doch von selbst, daß solche, wenn auch sehr kunstvoll in Oel oder Aquarell colorirte Photographien in natürlichen Farben im eigentlichen Sinne nur als mehr oder minder werthvolle Imitationen betrachtet werden können.

Bei den letzten Ausstellungen in Paris und London, sowie in den Jedermann zugängigen Monatsversammlungen der Wiener photographischen Gesellschaft, haben wir aber in neuester Zeit zu wiederholten Malen farbige Photographieen gesehen, welche vollkommen geeignet sind, uns zu den kühnsten Erwartungen zu berechtigen. Dadurch ist nun allerdings die Möglichkeit zur Anfertigung wirklicher Photographieen in natürlichen Farben unwiderlegbar bewiesen. Es bedarf jedoch vorerst noch eines großartigen Fortschrittes in ihrer Erzeugung, ehe sie zu einer allgemeinen Anwendung gelangen können. Ueber das eigentliche Wesen und den wahren Werth dieser Lichtmalereien herrscht übrigens sogar bei manchen Fachleuten noch so viele Unklarheit und irrige Meinung, daß Dr. Wilhelm Zenker's erst kürzlich in Berlin erschienenes „Lehrbuch der Photochromie“ die vollste Anerkennung verdient und eine kurzgefaßte Erörterung derselben auch in weiteren Kreisen willkommen sein dürfte.

Schon im Jahre 1848 ist es Edmund Becquerel gelungen, ein photographisches Verfahren zur Hervorbringung verschiedener Farben zu entdecken, das seither von Niepce de St. Victor, Poitevin und Anderen fortwährend verbessert wurde, bis man endlich zu den vorerwähnten Resultaten gelangte. Nach dem Ausspruche Zenker's repräsentiren diese Bilder zwar immer noch einen mehr wissenschaftlichen als praktischen Werth und es haften ihnen allerdings noch wesentliche Mängel an, welche eine Concurrenz mit den farblosen Bildern nicht zulassen; denn sie entstehen sehr langsam, sind zu matt und nicht zu fixiren. Aber so Manches deutet schon darauf hin, daß diese Fehler zu überwinden sein werden, und es steht zu hoffen, daß dieses noch in unserer Zeit gelingen und nicht erst einer ferneren Zukunft vorbehalten bleiben werde. Die Entstehungs-Ursache der verschiedenen Farben ist freilich sogar für den Physiker und Chemiker ein bisher ungelöstes Räthsel, denn alle aufgestellten Theorien „über die Analogie mit den Farben dünner Plättchen, über das ungleiche Reflexions-Vermögen der durch Reduction anders gelagerten Molecule“ und dergleichen mehr entbehren sogar des Werthes glücklicher Hypothesen.

Für die gewöhnlichen schwarzen Photographieen wird weißes Papier mit Chlorsilber imprägnirt, indem man es nach einander auf Kochsalz- und Höllensteinauflösung schwimmen und im Finstern trocknen läßt. Legt man auf solches Papier das in der Camera obscura aufgenommene umgekehrte oder sogenannte negative Bild mit schwarzen Lichtern und durchsichtigen Schatten und setzt es so dem Tageslichte aus, so wird es dadurch je nach der Intensität der transparenten Schatten in den ihnen entsprechenden Ton-Nuancen heller oder dunkler gefärbt. Unter den undurchsichtigen Lichtstellen bleibt es dagegen fast oder gänzlich weiß.

Läßt man aber das noch weiße Chlorsilberpapier in einem etwas Zinnsalz enthaltenden Wasserbade so lange dem Tageslichte ausgesetzt, bis die darauf entstehende Chlorürschichte ein veilchenblaues Ansehen erhält, überzieht es später noch mit einer Lösung von chromsaurem Kali und Kupfervitriol und bringt es, nachdem es vorher im Dunkeln getrocknet wurde, von einem hellgemalten Glasbilde bedeckt, an das directe Sonnenlicht, so entstehen auf dem Papiere alle in dem Bilde vorhandenen Farben mit einer wenigstens erkennbaren Deutlichkeit. Einen weit schöneren Erfolg erreicht man, wenn auf derartiges Papier, oder am besten auf eine ähnlich hergerichtete Daguerreotyp-Platte das Sonnenspectrum projicirt wird, welches sich mit wahrhaft überraschender Farbenklarheit so genau und scharf abbildet, daß sogar die sogenannten Fraunhofer'schen Linien darin ersichtlich sind. Weit mehr lassen dagegen die Aufnahmen im photographischen Apparate zu wünschen übrig, be-

Digitized by Google

sonders weil sie selbst im Sonnenscheine eine stundenlang andauernde Exposition erfordern, während welcher der Beleuchtungswinkel zu auffallend wechselt.

Bekanntlich werden die schwarzen Photographieen durch Auflösen des weiß gebliebenen, also unzersetzten Chlorsilbers in unterschwefligsaurem Natron gegen jede fernere Lichteinwirkung unempfindlich gemacht und somit wenigstens relativ fixirt. Leider hatte aber bis jetzt jeder ähnliche Versuch bei den Photochromieen nur das allsogleiche Verschwinden ihrer unterschiedlichen Farben zur Folge. Und wenn man sie auch durch Eintauchen in verdünnte Schwefelsäure mit Platin-Oxyd und Auftragen eines geeigneten Firnisses einigermaßen zu schützen vermag, so ist damit doch nur eine sehr geringe, keine Tageshelle vertragende Lichtbeständigkeit zu erwirken.

Wir werden uns also noch ein wenig gedulden müssen, bevor wir Photographieen, besonders Porträts, in natürlichen Farben an den Schaufenstern unserer Kunsthandlungen ausgestellt finden; aber demungeachtet wollen wir die bisherigen Leistungen der Wissenschaft und Industrie auf diesem Felde gebührend würdigen und an ihren zukünftig noch möglichen Erfolgen nicht mehr zweifeln.

A. Nigg (in der „N. Fr. Pr.")

Kinzelbach's Tod.

Ein Brief, welchen der Afrikareisende Richard Brenner an Dr. Petermann geschrieben hat und der das Datum Zanzibar, den 10. Februar 1868, trägt, ist von mannichfaltigem, leider zum Theil auch von traurigem Interesse, da er den frühzeitigen Tod des wackeren Afrikareisenden Theodor Kinzelbach bestätigt.

Er lautet:

„Vor wenigen Tagen traf ich von meiner zweiten Reise durch die Gallaländer bei dem Orte Kiunga (1 Grad 31 Fuß Süd-Breite) wieder an der Küste und bald darauf hier in Zanzibar ein, nachdem ich eine für meine Mittel und Verhältnisse immerhin nicht unbedeutende Reise beendet — und ich darf hinzufügen, glücklich beendet habe. Es war mein Wille, möglichst bald nach Europa zurückzukehren, um meine durch Strapazen und eine schwere Krankheit während der vorjährigen Regenzeit angegriffene Gesundheit herzustellen; da trifft aber gestern eine traurige Nachricht hier ein, in Folge deren ich aufs Neue an den afrikanischen Boden gefesselt zu sein scheine. Es ist auf der Gedenktafel, die in langer Reihe die Namen der in Afrika Gebliebenen enthält, abermals ein neuer Name zu verzeichnen und es ist — wie in den letzten Jahren so häufig — abermals ein deutscher Name. „In den Tagen vom 20. bis 21. Januar d. J. ist Theodor Kinzelbach in der Somalistadt Jilleby (vier Stunden von Makdischu) im Hause des Sultan Achmed Jussuf gestorben. Sein Leichnam ist nach Makdischu transportirt und dort am Meeresstrande begraben worden." Diese Nachricht ist officiell, aber in der obigen lakonischen Kürze von Makdischu aus an den Sultan Said Madjid und durch diesen an den Consul Witt gelangt. In Zanzibar ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß Kinzelbach von den Somali durch Gift ꝛc. umgebracht sein könne. Ohne diese Möglichkeit durchaus wegleugnen zu wollen, ist meinem Dafürhalten nach jedoch kein rechter Grund vorhanden, der zu dieser Annahme berechtigte. Der Sultan Achmed Jussuf, in dessen Hause Kinzelbach wohnte und starb, ist als ein anständiger Mann, soweit diese Eigenschaft bei einem Somali Europäern gegenüber anwendbar ist, bekannt und ist ebenso, wie früher sein Vater, den Europäern nicht durchaus abgeneigt. Die sehr geringen, fast auf nichts reducirten Mittel, die Kinzelbach zur Zeit seines Todes noch besaß, konnten einen wohlhabenden Mann wie Achmed Jussuf keinesfalls zu einer Gewaltthat reizen, und endlich scheint es, als habe er durch den von ihm angeordneten Transport des Leichnams nach Makdischu an den Meeresstrand andeuten wollen, daß er eine Untersuchung nicht zu fürchten brauche. Inzwischen habe ich mehrere mir von früher her befreundete Somali getroffen, die einstimmig berichten, daß Kinzelbach in der letzten Zeit wegen der mancherlei Kümmernisse, die ihn in kurzer Reihenfolge betroffen haben, leidend und tief melancholisch gestimmt gewesen sei. Rechnet man dazu, daß Kinzelbach fast ein volles Jahr in Barawa und Makdischu festgebannt und täglich mit neuen Lügen und Versprechungen hingehalten und daß er von allen Seiten mit den freundlichsten Mienen betrogen und bestohlen wurde, wie ich dieß aus eigener Erfahrung kenne, und daß ihn schließlich auch sein Gefährte Hadji Osman, dem er sich trotz meiner häufigen Warnungen ganz anvertraut hatte, schändlich bestohlen und verlassen hat, so ist dieß Alles mehr als genug, um einen Mann wie Kinzelbach, der für einen großen Erfolg schwärmte, krank und elend zu machen. Ich habe es nun für meine Pflicht gehalten, mich heute vor dem hanseatischen Consul Witt (unter dessen Schutz sich Kinzelbach gestellt hatte) bereit zu erklären, nach Makdischu und Jilleby zu gehen, um etwaige Zweifel über den Tod Kinzelbach's aufzuklären und seine hinterlassenen Papiere in Sicherheit zu bringen. Morgen geht zufällig ein amerikanisches Handelsschiff nach Aden und der Capitän hat sich bereit erklärt, in Makdischu vor Anker zu gehen. Ich werde also Jilleby besuchen und eventuell eine Ausgrabung der Leiche vornehmen."

(Peterm. Mitth.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Bayern) wird dem „Nürnberger Anzeiger" zur Beantwortung der Frage: „Wozu man so viele Beamte braucht? folgendes häufig vorkommende Stücklein büreaukratischer Geschäfts-Behandlung mitgetheilt: Es läuft bei dem k. Bezirksgericht N. ein Sechskreuzerstück ein. Dieser Einlauf wird nach erfolgter Präsentation ins Geschäftsjournal eingetragen, sodann dem Referenten zugetheilt, dieser erläßt das Annahme-Mandat an die Depositencommission, es erfolgt Abtragung im Geschäftsjournale, sodann gelangt die Sache zu Handen des Gerichtsboten, der das Mandat an die Depositencommission befördert, sich die Ablieferung in das Bescheinigungsbuch bestätigen läßt. Der Depositenbeamte verbucht das Sechskreuzerstück im Asservatenbuch, erstattet Vollzugs-Anzeige an das Gericht. Gelangt das 6 kr.-Stück binnen 48 Stunden nicht zur Verausgabung, so erfolgt die Deponirung, in Folge dessen Abschreibung im Asservatenbuch, Anlage eines Folium im Depositenhauptbuch, Eintragung in dieses durch den zweiten Depositen-Beamten, und in das Tagebuch durch den ersten Depositen-Beamten, bei sodann möglicher Verausgabung Mandat hiezu, Abschreibung im Depositen-, Haupt- und Tagebuch, Folium-Abschlußprotocoll über die Hinausgabe, Vollzugsanzeige, Abregistrirung des Ausgaben-Beleges. Risikirt der Depositen-Beamte, das 6 kr.-Stück über 48 Stunden in der Asservatencassa zu behalten, erfolgt visitatorische Kenntnißnahme, Anzeige an das Obergericht, und Beschlußfassung mit ihren weiteren, wieder Schreibereien veranlassenden Folgen; denn das ist der Fluch solchen Verfahrens, daß es stets und immer wieder Schreibereien muß gebären.

(Nordpol-Expedition.) Den „Hamb. Nachr." schreibt man aus Stockholm vom 4. Juli: Am nächsten Dienstag oder Mittwoch wird die schwedische Nordpol-Expedition von Gothenburg mit dem Schraubendampfer „Sophie" abgehen. Das Schiff, welches für diese Fahrt in Karlskrona besonders gut ausgerüstet worden ist, wird vom Marine-Capitän Frhrn. v. Otter geführt und

Digitized by Google

hat zum Nächstcommandirenden Lieutenant Palander. Außerdem besteht die Besatzung aus 1 Arzt, 1 Conservator, 4 Unteroffizieren und 10 Mann. In Tromsö werden noch 4 Mann, welche mit den nördlichen Gewässern vertraut sind, angemustert. Die wissenschaftliche Expedition besteht aus acht Personen: Professor Nordenskjöld, Führer der Expedition, Geograph und Mineralog; Adjunct J. H. Friis, Botaniker; J. Lemström, Physiker; F. Malmgren, C. Smitt und A. E. Holmgren, Zoologen; S. Berggren, Botaniker und E. Nordenskjöld. — Der „Moniteur" meldet, daß die französische Expedition nach dem Nordpol bestimmt stattfinden wird. Die von Herrn Gustav Lambert im ganzen Lande veranstalteten Subscriptionen hätten schon jetzt einen solchen Betrag ergeben, daß man die Kosten als gedeckt betrachten könne. Die Listen zur Unterzeichnung sollten aber vor ihrer Schließung noch in allen Departements circuliren, da das Unternehmen ein nationales, von ganz Frankreich ausgehendes sein solle. Die deutsche und die schwedische Expedition können nach der Meinung des offiziellen Blattes die französische nicht beeinträchtigen, sondern müssen ein Sporn mehr sein, die Entdeckungsfahrt auf eine Frankreichs würdige Weise auszustatten.

(Aus Neapel) wird von Verheerungen berichtet, welche dort am 3. Juli ein furchtbarer Sturm anrichtete. Ein erster Bericht lautet: Der Quai der Chiaia ist mit enormen Trümmern bedeckt, die sich von den Hügeln ablösten, Häuser stürzten ein oder sind vom Einsturz bedroht. Mehrere Straßen wurden verschüttet und viele Menschen kamen um. — Einläßlicher berichtet der „Pungolo": Nebst großen Schäden an den Gebäuden haben wir auch so manches Menschenleben zu beklagen. Die Riviera di Chiaja war in einen großen Sumpf von Morast, Steinen und Sand verwandelt, aus dem große, von den Bergen losgelöste Felsstücke hervorragten; fast alle ebenerdigen Läden waren überschwemmt, in manchen stand das Wasser einige Meter hoch, so daß man sie mittelst Pumpen entlehren mußte. In Villaggio fuori Grotta stürzten viele Häuser und Garten- und Hofmauern ein. Einige Personen wurden hiebei erschlagen, andere verletzt. In einem Hause wurden durch den Einsturz der Hofmauer sämmtliche ebenerdige Ausgänge verlegt, so daß die Bewohner dieser Räumlichkeiten in die Decke des Zimmers ein Loch graben mußten, um in die oberen Stockwerke zu gelangen und sich auf diese Weise zu retten. Nebst vielen anderen Straßen hat auch der Corso Vittorio Emanuele bedeutend gelitten. Der Wasserstrom, welcher von der Straße Infrascata herabkam, prallte mit fürchterlicher Gewalt an die Mauern des Museums und hätte bei einem Haar zwei Wagen, in denen sich Leute befanden, mit sich fortgerissen. Der Schaden ist ungeheuer. Die Zahl der verunglückten Personen ist noch nicht ermittelt. Seit Menschengedenken kann man sich nicht eines ähnlichen Sturms zu dieser Jahreszeit erinnern.

(Aus Knaak's Leben.) Glasbrenner's „Montags-Zeitung" bringt über den Anti-Kopernikaner Knaak folgende Novelle: „Knaak liebte einst. Es ist schon lange her, aber wir können uns noch darauf besinnen. Seine Mittel und die Bibel erlaubten ihm das. Das Cölibat war nicht seine Ueberzeugung; auf den Stuhl in Rom gab er keinen Peterspfennig. Damals drehte sich noch die Sonne um die Erde. Seine Geliebte liebte ihn wieder. Damals geschahen noch überall Wunder. Es kam zur Verlobung. Bei dieser Gelegenheit gab sie ihm einen Kopernikus. Knaak fuhr entsetzt zurück; die Sonne stund vor Schreck still und die Erde lief, was sie konnte, um sie herum. Die Orthodoxen wären am Berge gestanden, aber es befand sich in dieser Gegend keiner. Seit diesem Tage hat Knaak der Liebe entsagt und verfolgt die Erde, um sie zum Stehen zu bringen. Es gelang ihm bis jetzt nicht. Die Erde läuft noch immer um die Sonne und lacht über Knaaken. Wer weiß, was noch geschieht! Ich nicht. Sogar der geheime Regierungsrath Wagener soll es nicht wissen."

(Spielwuth.) Die Newyorker Gesellschaft zur Unterdrückung der Hazardspiele berichtet, daß noch 1017 Spielhäuser und 163 Pharobanken dort bestehen, in welchen jährlich 30 Mill. Dollar verspielt werden.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Berlin. Im Victoria-Theater findet gegenwärtig ein „Vereins-Gastspiel süddeutscher Hofschauspieler" statt. Es gastiren nämlich daselbst miteinander: Frau Wentzel, Herr Oberregisseur Dr. Karl Grunert, Herr Wentzel und Herr Edward von Stuttgart; Herr Heinrich Schneider von Karlsruhe und Fräulein Meindl von München. „Nathan der Weise", worin die Genannten auftraten, wurde sehr beifällig aufgenommen. Darauf sollten zunächst folgen: der „Essighändler" und „Ein Lustspiel", Lustspiel von Benedix.

(Gladstone über Walter Scott.) Vor Kurzem wurde von englischen Zeitungen berichtet, daß der berühmte Staatsmann und Führer der Whigs, Gladstone, sich auf Ersuchen von Nachbarn und Freunden habe bereit finden lassen, bei einer am 3. Februar d. J. zu Gawarden in Nordwales veranstalteten geselligen Abendunterhaltung einen mündlichen Vortrag über Walter Scott zu halten. Aus diesem Vortrage theilen wir den Freunden der Romandichtungen Walter Scotts den Abschnitt mit, der sich auf die früher auch in Deutschland lebhaft erörterte Frage bezieht: „welcher von diesen Romanen der vorzüglichste sei?" Gladstone hat sich hierüber ungefähr in folgender Weise ausgesprochen: „Es ist fortwährend darüber gestritten worden, und es wird, wie es mir scheint, so lange die Welt steht (to the end of the world) darüber gestritten werden: welcher von Walter Scott's Romanen der vorzüglichste sei. Ich wage die Ansicht auszusprechen, — denn Jeder ist berechtigt, seine eigene Meinung zu haben, möge ihr Werth auch noch so gering anzuschlagen sein, — daß nach dem Eindrucke, den sie in mir hinterlassen haben, die Braut von Lammermoor und Kenilworth des Dichters größte und vollendetste Werke sind. In der zuerst genannten Dichtung spiegelt sich nicht nur der Nationalcharakter in vielen der Geschichte entlehnten feinen Zügen auf das treueste ab, sondern es ist ihr auch durch die tragische Größe des Stoffes und das Pathos des Vortrages eine hervorragende Stellung unter den Prosawerken aller Zeiten und Völker gesichert. Daneben aber ist die Richtung fast einzig in ihrer Art durch die überaus glückliche Verbindung des komischen Elements in der Person Caleb Balderstone's mit dem vom tiefsten Ernste durchdrungenen Grundzuge der Fabel, so daß der derbe Humor, eng verwoben mit Scenen höchster Tragik, doch die Harmonie des Ganzen nirgends beeinträchtigt. Kenilworth dagegen ist ausgezeichnet durch die scharfe Zeichnung hervorragender (august) Charaktere, ebenfalls ein Werk höchster tragischer Anlage, welches Shakespeare vielleicht besser hätte machen können, — kein Anderer aber von den Dichtern, welche das englische Inselland je geboren hat, in gleicher Vollendung herzustellen im Stande wäre. — Diesen beiden Dichtungen schließen sich im Range an „Old Mortality" (die Schwärmer), Ivanhoe, Waerley, Guy Mannering, Werke, von denen jedes für sich allein hinreichend gewesen wäre, den Dichterruhm, wenn nicht die Unsterblichkeit seines Verfassers zu begründen." Gladstone nimmt keinen Anstand, den schottischen Dichter als Meister in der Kunst der Charakterschilderung mit Homer und Shakespeare auf gleiche Linie zu stellen und verkündet die Prophezeihung, daß die Schriften dieses „großen Mannes und edlen Menschen" so lange unvergessen leben werden, als die Civilisation nicht untergegangen sei.

In der Julinummer von **„Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften"** dürfte der Beitrag von Ernst Hallier „Der kleinste Organismus und seine Wirkungen" zu den interessantesten und zeitgemäßesten Arbeiten gehören, die geboten werden können, denn er unterstützt das Verständniß für eine Menge der alltäglichsten und doch in ihren Ursachen wenig bekannten Vorgänge in der Natur. Nicht minder anziehend und belehrend sind die Artikel „Die Menschheit und das Eisen" von F. Mohr; die „Pädagogische Wanderung auf dem Marsfelde" von Wittstock; die vortreffliche Abhandlung über „Karthago" von O. Hartwig mit Abbildungen; „die Riesen des Setit-Stromes"; „Römische Skizzen" von Lindau; Vogel über „Petroleum"; die Fortsetzung der berühmten Liebespaare — diesmal Mirabeau und Sophie Monnier — mit Porträts.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 193. Mittwoch, den 15. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

Die mannichfachsten Gedanken bestürmten den Rittmeister, während er in des Marschalls Wohnung den ganzen Rest der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Regiments- und Armeebefehle; Ordre zur Zusammenziehung der Truppen und zum Aufbruch; Marschstraßen und geheime Weisungen an die Befehlshaber; und kaum war eine Schrift vollendet, so sprengte schon ein flüchtiger Reiter mit ihr davon.

„Ihr seid doch jetzt einmal im Geheimniß", sagte Dörflinger, „und was Ihr hier thut, ist des Kurfürsten eigener Wille. Unser gnädiger Herr ist Euch gewogen, und habt Ihr Euch erst die Sporen bei uns verdient, so werdet Ihr schnell steigen, und vielleicht gar einmal meinen Platz einnehmen. — Nun, mein Sohn", fuhr der alte Mann lächelnd fort, als Hennigs ihm etwas Schmeichelhaftes erwiderte, „ich wüßte Niemand, der die Stelle würdiger ausfüllte, als Ihr. Mein Sohn ist nicht für den Krieg geschaffen, und mir ahnen nun einmal von Euch große Dinge. Seid Ihr Oberst, seid Ihr General, was bald geschehen kann, so seid Ihr auch ein Mann, der um eine Frau aus den ersten Familien des Landes werben darf, und was dann Euer Degen nicht thut, thun Verbindungen und Worte. Versteht Ihr, was man so Intriguen und Kabalen nennt."

„Und Ew. Excellenz räth mir, auf diese Weise mein Glück zu machen?" fragte Hennigs.

„Und warum nicht?" sagte der General. „O mein Sohn, glaubt mir, am Rande des Grabes erst sieht man recht ein, daß man ein Thor war, wenn man nicht auch manchmal den krummen Weg ging, um zum Ziele zu kommen."

„Und sind Ew. Excellenz jemals darauf gewandelt?" fragte Hennigs.

„Ich? zum Henker, nein!" rief Dörflinger. „Ich habe es nie gekonnt, so oft es mir auch angeboten wurde; aber ich sage ja, ich war ein Narr, denn hätte nicht Glück und Zufall für mich gesorgt, ich säße jetzt noch zu Haus und flickte Hosen."

Der Rittmeister lachte.

„Mir scheint es", sagte er, „als gebe es Naturen, die niemals, wenn sie auch möchten, krumme Wege gehen können; denn thun sie es einmal, so sind sie so ungeschickt, verlegen und albern, daß sie sich bei jedem Schritte verwirren und an jede Ecke stoßen, so daß sie endlich, auf der breiten Straße angekommen, dem lieben Gott theuer geloben, nie wieder Richtsteige gehen zu wollen, und sollten sie auch ihr Leben lang die Stirn voll Schweiß haben."

„Ihr mögt wohl Recht haben, Kamerad", brummte Dörflinger.

„Und was Ew. Excellenz vom Rande des Grabes sagten", fuhr Jener fort, „so könnte man auch denken, daß dort das blasse Gespenst, Gewissen genannt, die krummen Wege ganz anders male, als es Einer glaubt, der nie darauf gewandelt ist. — Es könnte leicht sein, daß sie dort mit rothen Höllenflammen bedeckt erschienen, und wilde Verwünschungen den ersten Schritt belegten, den man auf ihnen that."

„Zum Henker, da könnt Ihr Recht haben, Kamerad", rief der General, „und am Ende kommt man auf der geraden Straße so weit, als auf der krummen. Nun, so geht Ihr denn immerhin geradaus, mein junger Degen; habt Ihr einmal ein reiches, hochgeborenes Weib, so wird die doch noch Unkraut genug in den Waizen bringen."

„Und warum muß es denn ein reiches und hochgeborenes sein?" meinte Hennigs. „Mein Sinn steht gar nicht weiter danach; ich habe an der ersten Probe genug."

„Sagt' ich's nicht, Kamerad, Ihr solltet Euch hüten, der schwedischen Hexe in die blauen Augen zu sehen?" lachte Dörflinger. „Nun, allemal ist's nicht so schlimm."

„Das stille Leben hat auch seine Freuden", sagte der Rittmeister. „Frische Luft, grüne Bäume, ein reinliches, helles Zimmer, ein paar Freunde, ein geliebtes, lebensfrohes Weib ohne Ahnen und Stammbaum, und muntere, rothwangige Kinder, sind, wie das ganze ungeschminkte Bürgerleben, mir vielmals mehr werth, als das höfische Treiben der großen Welt."

Der Marschall stand still und legte seine Hand auf Hennigs Schulter.

„Ihr habt wohl Recht, Kamerad", sagte er; „auch ich kann die arme Hütte meines Vaters nun und nimmermehr vergessen, und wäre nicht der Nachruhm, die Ehre, die Weltgeschichte! — Es ist der einzige Trost, den ich habe, und darum sprecht nicht weiter; aber wenn ich Eure ganze Rede betrachte, so kömmt es mir vor, als hättet Ihr wahrhaftig schon ein ander Dirnel auf dem Korn, die alle schönen Eigenschaften, nur nicht einen Stammbaum und Ahnen hat."

„Und wenn es nun so wäre?" fragte Hennigs lächelnd.

„Seht Ihr wohl, daß ich wahr gesagt habe", fiel der Alte lachend ein. „Ihr gehört nun einmal zu den milzsüchtigen Naturen, die alle ausgestoßenen Hunde anweinen möchten, bei jedem Dachstein sich rührende Gedanken machen, und denen ist nichts leichter, als bei unglücklicher Liebe schnell neue zu finden. — Nun, wollt Ihr mich zu Eurem Vertrauten machen?"

Hennigs erzählte und der General wurde immer ernster.

„Ihr habt wirklich Unglück in der Liebe, und darum gewiß um so mehr Glück im Kriege. Schlagt's Euch aus dem Sinn, Kamerad, sie bekommt Ihr nicht. — Heute war ich Zeuge, wie sie der Stallmeister unserem Herrn vorführte, und der Herr liebt den Froben, der, das muß wahr sein, mit großer Ergebenheit an

Digitized by Google

ihm hängt. — Unser gnädigster Herr versprach, selbst die Hochzeit auszurichten und dabei zu sein, und somit ist nichts zu machen."

Der Rittmeister stellte dem alten Mann jetzt Alles vor, was ein Mann sagen kann, dessen Brust von der heftigen Leidenschaft eines Wesens plötzlich gerührt ist, dessen Geständniß feuriger Liebe er selbst empfangen hatte. Er berief sich auf die unüberwindliche Abneigung Dorotheas und erzählte ihm zuletzt auch die Geistergeschichte.

„Ihr also seid das riesenhafte Gespenst gewesen?" lachte der Marschall. „Nun, bei meiner Ehre, das macht mir Vergnügen. Der Stallmeister ist ein größerer Hase, als ich dachte, und das Mädchen muß ihn wirklich hassen, wenn sie solche Streiche wagte. — Nun, ich will reden, beim ersten freien Augenblick, allein hofft nichts davon. Der Herr hat auch seinen Kopf, besonders in solchen Fällen".

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomische Plaudereien.

II.

Das Auge.

„Graue Augen, die sind gräulich,
Aber sehr getreulich",

sagt der Volksmund; es kommt darauf an, in wiefern er Recht hat. Richtig ist allerdings, daß graue Augen bisher noch keinen Dichter zum Lobe ihrer Schönheit begeistert haben, wiewohl Shakespeare in „Romeo und Julie" dem Bruder Lorenzo die Worte in den Mund legt: „Grauäugiger Morgen weckt die düstre Nacht"; und auch das zweite Epitheton könnte man im Verdacht haben, ob es nicht bloß dem Reim zu Liebe, und um dem holperigen Verse zur Rundung zu verhelfen, gebraucht worden ist. Immerhin aber verlangt die Gerechtigkeit, nachdem wir das Lob der Blauäuglein gesungen, auch dem „Gräulichen" die beste Seite abzugewinnen, zumal die grauen Augen numerisch gar kein unbeträchtliches Contingent zur oculistischen Bundesarmee stellen und sogar, wie wir sehen werden, bei der hohen Polizei eine erkleckliche Anzahl von Assiliirten zählen.

Das graue Auge, an sich mischfärbig, zeigt gleichwohl seine Farbe selten in reiner, gleichsam neutraler Mischung, selten in jenem aschfarbigen Tone, der uns beinahe verleiten könnte, das Grau als einfache Farbe zu betrachten. In der Regel schlägt eine der beiden Bestandtheile, Blau oder Braun, vor, gewöhnlich das Blau, wodurch eine schieferähnliche Farbennüance entsteht. Aber wie verschieden im Ausdruck ist das reine blaue Auge und das so nahe verwandte blaugraue! Das Sanfte, Gemüthvolle, treuherzig Beständige, Jovinle des hellblauen Auges, seine weichliche Ruhe haben sich in Folge der Trübung zu kühler Verständigkeit, durchdringender Festigkeit, unbestechlicher Beharrlichkeit, ja oft unangenehmer Schärfe verdichtet. Sein Blick senkt sich einer Sonde gleich ins Gemüth ein, unbekümmert um das Wimmern des Patienten, bis er auf die wunde Stelle, das böse Gewissen, trifft. Es gleicht der Harpune, welche auf die leisesten Indicien, ja auf den bloßen Verdacht moralischer Trichinosis hin ein Theilchen Muskelsubstanz zu angeln sucht; sei die Beute auch noch so klein, so genügt sie doch dem staatsanwaltschaftlichen Vergrößerungsglase, um die Infection mit Trichina politica, criminalis, fraudulosa und wie die verschiedenen Arten des bösartigen Schmarotzers alle heißen mögen, nachzuweisen. Es ist das unerbittliche Auge, vor dessen Blick das Auge des Schuldbewußten machtlos sich niederschlägt, dem es vergeblich auszuweichen sucht, das klapperschlangenartig sein Opfer so bezaubert, daß es ihm zuletzt wehrlos, rathlos, betäubt Stand halten muß; es ist das Auge, dessen eisiger Strahl selbst die Unschuld unwillkürlich anfröstelt. Nüchtern und gemüthlos, wie es darein zu schauen pflegt, trägt es seltener die Signatur des Genius, aber es spricht von unbestreitbarem Talente, scharfsinniger Begabung, scharfem Urtheil, von Characterstärke, Selbstbewußtsein und — Menschenverachtung. Es ist glänzend, selbst nicht ohne Feuer, aber undurchsichtig und unergründlich; es birgt Geheimnisse und bewahrt sie mit seltener Verschwiegenheit, aber es sind keine duftigen Räthsel, keine heiteren Sinnsprüche wie im dunkelblauen Auge, sondern kühle Verstandesresultate, beißende Epigramme, grausame Satyren. In der That ist das kalte graue Auge nicht selten mit einem Anflug von Berechnung und Grausamkeit überhaucht, dem leider auch manchmal die Sinnesart entspricht. Es findet sich gleichmäßig beim mitleidlosen Criminalisten wie beim verhärteten Verbrecher, es ist mit einem Worte das „Auge des Gesetzes".

Doch treten wir dem grauen Auge nicht zu nahe; es gibt nicht nur zahlreiche liebenswürdige Ausnahmen, welche die Regel zwar nicht umstoßen, aber die bittere Mandel mit einschmeichelndster Freundlichkeit candiren, — sondern die Charakteranlage, mit der das „Gräuliche" verschwistert ist, äußert sich in anderer höchst lobenswerther und praktischer Richtung.

Ja, das graue Auge ist auch das „Auge des Herrn, das den Acker düngt", wie das Sprüchwort sich ausdrückt, das will sagen, das Kennzeichen des emsigen, sparsamen Geschäftsmannes, des bedächtigen Hausvaters, des thätigen Grundbesitzers oder Pächters, der überall selbst nachsieht, nichts Anderen überläßt, sich um das Kleinste bekümmert und das Unscheinbarste nutzbar zu machen weiß. Es liegt etwas Stetiges, Solides, nicht sowohl Zuneigung als Vertrauen-Erweckendes in diesem kühlen, ruhigen Blicke, man fühlt unwillkürlich, daß die Seele, welche aus diesen Fenstern schaut, ihren Schwerpunkt gefunden hat, daß das Herz, welches nur hie und da, wie ein jüngeres Schwesterlein, über die breiten Schultern des Bruders Hausverstand hinweg ins Freie zu äugeln versucht, an Treue, Zuverlässigkeit, nachhaltiger Wärme sich von keinem anderen übertreffen läßt.

Einen wärmeren Ton bekommt das graue Auge, wenn das Braun auf den Iris vorschlägt, zugleich aber auch jenen Stich ins Gelblich-Grüne, der ihm, mit unverdienter übler Nebenbeziehung, den Namen „Katzenauge" eingetragen hat. Wer einmal das Auge im Mienenspiel einer wohlgezogenen, gutgehaltenen Hauskatze aufmerksam beobachtet hat, der wird sich überzeugt haben, wie sehr diesen Thieren Unrecht geschieht, wenn man ihnen Falschheit imputirt. Falschheit ist ein menschlicher, kein thierischer Charakterfehler, das Resultat schlechter Erziehung, sie besteht in einer häßlichen Angewöhnung berechnender Lüge, einem chronischen Abfall von der Idee der Wahrheit.

Das aber wird wohl Niemand bei dem Kätzchen suchen wollen, welches jetzt schnurrend und spinnend, voll Wohlbehagen an seinem Herrn hinstreicht, sein Köpfchen je nach der kraulenden Hand rechts oder links dreht und wendet, endlich auf seinem Schooße zutraulich sich niederläßt, die Sammetpfötchen mit den gänzlich zurückgezogenen Krallen hübsch manierlich einkrumpelt und nun mit dem klaren großen Auge zu dem Liebkosenden aufblickt, als wollte es sagen: „Laß uns gute Freunde sein, denn mir ist wohl unter Deiner Hand!" Dasselbe Kätzchen, welches scheinbar, aber nur scheinbar ohne Veranlassung — denn eine ungeschickte Liebkosung kann das Thier verdrossen haben — plötzlich fauchend aufspringt, die schmeichelnde Hand mit einem Hieb der wohlbewahrten Tatze empfindlich verwundet und mit gesträubten Haaren, zurückgelegten Ohren und scheelem Blicke jede weitere Berührung verwehrt. In diesem widerspruchsvollen Verhalten liegt nicht Falschheit, sondern einestheils das Gefühl natürlicher Wehrhaftigkeit (das Katzenge-

Digitized by Google

schlecht ist ja sowohl nach Gebiß als Bekrallung von der Natur unter allen Vierfüßlern am Schrecklichsten bewaffnet), und raubthierischer Unabhängigkeit, anderntheils spricht sich darin jene angeborene Schwäche und Unsicherheit des Willens aus, welche man als Laune und Caprice bezeichnet.

So ist denn wohl auch das gelbgraue Auge besser als sein Ruf. Nicht sowohl Tücke und Verschlagenheit spiegelt es wieder, wohl aber macht es den Eindruck der Bizarrerie, jener Eigenschaft des menschlichen Geistes, vermöge welcher ein unvermitteltes, sprungweises Uebergehen auf die verschiedensten, ja entgegengesetztesten Vorstellungen und Neigungen Charakterzug wird. In seiner Farbe ein Zwitterding, scheint es, wenn das Auge des Menschen überhaupt ein zuverlässiger Spiegel seiner Seele wäre, auf etwas Unharmonisches im Gemüthe hinzudeuten. Der Verfasser wenigstens kann sich dieser Vorstellung nicht erwehren und spricht sie hier als ganz subjectives Geständniß aus. Seine Plaudereien geben sich ja überhaupt nur als leichte Gespinnste des Geistes, hie und da verwebt mit einzelnen Goldfäden richtiger Beobachtung und zutreffender Combinationen. Der Verfasser ist kein zünftiger Schriftgelehrter, kein „Adolph Henze der Gesichtszüge", der es den Leuten nach systematischen Regeln auf den Kopf zusagt, was sie taugen, sondern er liest seine Eindrücke, als Spaziergänger dahinschlendernd, wie Brombeeren von der Hecke, Jedem, der gern nascht, einladend, mitzuhalten. Und so wäre er auch, offen gestanden, überfragt, wenn z. B. Jemand, der ein dunkelbraunes und ein graues Auge in seinem Antlitz vereinigt, ihn darum anginge, was aus dieser Melange auf des Besitzers innere Eigenschaften zu schließen sei? Höchstens könnte man auf die Vermuthung kommen, die liebe Mutter Natur habe sich in einer kuriosen Anwandlung einmal einfallen lassen, die Doppelnatur, die in jedem Menschen schlummert, auch äußerlich auseinander zu halten und in dem einen Auge das „Gräuliche", in dem anderen das sinnige Temperament ad oculos zu demonstriren. Vielleicht auch wollte sie nur nordische Kälte und morgenländisches Feuer als interessantes physikalisches Problem an einem Individuum vereinigen.

Ein höchst ergötzliches Stücklein theologischer Teleologie

hat ein schlesischer Pastor — der Herr Vetter in Jenkau — in der Knak'schen Streitfrage zu Tage gefördert. Der hochwürdige Herr schreibt in dem von ihm herausgegebenen „Evangelisch-lutherischen Gemeindeblatte" wie folgt:

„Wie? Die Sonne und das unermeßliche Weltall sollten in 24 Stunden unermüdet um die Erde herumlaufen? So hatte der Professor von Raumer auf die Fanatiker hingewiesen, welche dem Kopernikanischen System, nach welchem die kleine Erde um die Sonne läuft, ihre Beistimmung aus biblischen Gründen nicht geben können. Wer aber die Schöpfungs-Urkunde (1. Mose 1, 1 ff.), liest, der wird bald erkennen, daß die am vierten Tage geschaffenen Sonne, Mond und Sterne nur um der Erde willen und zu ihrem Dienst geschaffen sind, Lichtspender, die bei Tag und Nacht der Erde leuchten, das ist, ihr das Licht geben müssen. Das Licht wurde zwar am ersten Schöpfungstage geschaffen und in den Kampf mit der Finsterniß gestellt, und am zweiten Schöpfungstage brach es in die Feste (den Raum zwischen den unteren und oberen Gewässern) hinein und durchleuchtete sie wie das Wasser, und am dritten Schöpfungstage umfloß es in einer Lichtsphäre auch das Trockene (die Erde) und konnte Gras, Kraut und Baum im Lichte wachsen; aber am vierten Schöpfungstage wurde das Licht in die himmlischen Körper gesammelt, zu dem Zwecke, daß sie der Erde in der Ordnung des ihnen zugemessenen Laufes dienen, Tageszeiten und Jahreszeiten bestimmen, das ist: geben sollten Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. (1. Mos. 1, 11.) Diese Bestimmung haben Sonne, Mond und Sterne noch heute, und nie redet die heilige Schrift anders von diesen himmlischen Körpern und von ihrer Herrlichkeit und Größe, als daß ihre Mission die ist, der Erde zu dienen. Ist doch Gott selbst auf die Erde gekommen und hat ihr gedient, indem er Mensch geworden und durch sein Blut den Menschen, den Herrn und Inhaber der Erde, erlöst hat; warum sollte sich die himmlische Creatur schämen, der Erde zu dienen? Die Erde gehört auch nach der Schrift gar nicht zu den Fixsternen, so wenig wie der Mond und die Planeten; diese Sterne sind vielmehr aus den oberen durchlichteten Gewässern von Gott erschaffen worden; und man kann nach der Schrift sagen, daß die Sonne, der Mond und die Planeten aus dem Wesen der Erde, die einst als das untere Gewässer mit dem oberen Gewässer vereint war, herstammen, und daher auch so innig mit ihr verbunden sind, daß ohne diese letzteren nichts auf Erden bestehen könnte von alledem, was besteht. Nur eine größere Fülle des Lichts haben sie von Gott empfangen, aber auch nur zu dem Zweck, der Erde es zu spenden und hinzugeben. Wie es mit den eigentlichen Fixsternen steht, davon sagt uns die Schrift nichts, aber wahrscheinlich sind sie der Himmel, der noch steht von der Zeit her, da die Erde noch nicht wüste und leer geworden war. (Mose 1, 1.) — Die Schrift redet an allen Stellen, wo sie von den Gestirnen redet, so, daß sie die Erde als den eigentlichen Centralpunkt ansieht, um den sich Alles bewegt und dem Alles dient; sie redet von der Erde, wie man das nennt, „prozentrisch" und niemals redet sie „heliozentrisch", d. h. so, daß die Sonne den eigentlichen Mittelpunkt des Weltalls bildet, gegen welchen die kleine Erde nur wie ein nichtscheinendes Pünktlein zu nehmen wäre. Bei Gott aber ist das Kleinste oft das Größte, und das Größte oft das Geringste. Wenn man nun so redet: Die Erde geht und die Sonne steht, so macht man wider die Schrift die Sonne zum Mittelpunkt des Weltalls und nicht die Erde. Die Astronomen wissen recht gut, daß ihre Exempel gar keine Störung erleiden, ob man die Erde oder die Sonne zum Ausgangspunkte macht, denn es kommt bei beiden Methoden dasselbe Resultat heraus. Darum thun die Astronomen ganz recht, daß sie zu dem Berliner Streit schweigen. Wenn man aber ein Geschrei darüber erhebt, daß ein Geistlicher mit der Bibel sagt: „Die Sonne geht", so hat das wohl seinen Grund darin, daß man mit diesem Kopernikanischen Satze: „Die Sonne steht", der Bibel einen Streich versetzen will, indem man sich hochmüthig auf die Wissenschaft und ihre Resultate stellt, d. i. eigentlich, indem man seine Vernunft über Gottes Wort stellt. Mit dem Satze: „Die Erde dreht sich um die Sonne", glauben diese Aftergelehrten ihre neueste Rechtgläubigkeit einmal so recht aller Welt vor die Augen zu bringen."

Mannichfaltigkeiten.

(Die Sammlungen des herzoglichen Museums in Braunschweig) sind, wie man jetzt erst leider entdeckt hat, Jahre hindurch im großartigsten Maßstabe beraubt worden. Es stellt sich immer klarer heraus, daß, wenn auch die jetzigen Beamten des Museums kein Vorwurf, geschweige denn ein Verdacht trifft, dieser Kunstraub in systematischer Weise von früheren Beamten verübt worden ist. Namentlich ist die Münzsammlung, sowie das Kupferstichcabinet arg mitgenommen worden, und es ist nur Eins unerklärlich: wie diese Räuberei so lange unentdeckt bleiben konnte. Der Director des Museums, Professor Blasius, äußert sich in der Vorrede zu dem kürzlich herausgegebenen Verzeichniß der Gemäldesammlung,

Digitized by Google

die ebenfalls nicht verschont geblieben ist, folgendermaßen: „Von den im Jahre 1817 von dem damaligen Museumsdirector Emperius speciell als vorhanden verzeichneten Gemälden würde man jetzt 90 Stück vergeblich suchen, und unter diesen 5 Dürer, 3 Cranach, 3 Tizian und viele andere von bedeutendem Ursprunge, wie Giorgone, Paul Veronese, Murillo, Velasquez, van Dyk u. s. w. Das Verzeichniß von Pape vom Jahre 1849 enthält 656 Nummern, von welchen 20 bei Anfertigung des Verzeichnisses vom Galerie-Inspector Barthel im Jahre 1859 nicht mehr vorhanden sind." — Von den kostbaren Radirungen Rembrandt's, wovon die Kupferstichsammlung eine vollständige Folge gehabt haben soll, sind nur acht Stück vorhanden, die übrigen, sowie viele von Albrecht Dürer und anderen Meistern, sind ganz verschwunden und theilweise mit schlechten Nachbildungen ohne Werth vertauscht. Von der früheren Sammlung chinesischer Figuren in Speckstein ist fast keine Spur mehr zu finden. Die sehr bedeutende Münzsammlung soll fast sämmtlicher römischer Gold- und vieler antiker Silbermünzen beraubt sein, allein, wie versichert wird, im Werthe von über 10,000 Thaler. — Einigen Ersatz hat wenigstens die Gemälde-Galerie durch die Schenkung der 82 Oelgemälde älterer Meister erhalten, welche die Freifrau Franziska von Reinicke dem Museum vermacht hat.

(Das Brünner Damenstift.) Das während der letzten Monate so oft und nicht eben in schmeichelhaftester Weise erwähnte Damenstift erfährt, dem „Mährischen Corresp." zufolge, in allernächster Zeit eine Aenderung. Unmittelbar nach der Verhaftung der Ebergenyi, die der Oberin in Neudorf selbst viel zu schaffen macht, erzählte man sich in Hofkreisen, wie dem Blatte aus Wien geschrieben wird, mannichfache pikante Details über das Leben im Brünner Damenstifte. Dieselben sollen der Kaiserin nicht vorenthalten worden sein, und man beschloß, die Statuten des Damenstiftes einer gründlichen Revision zu unterziehen. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, welches kaum das Ansehen des Institutes gehoben hätte, nahm man das Ordnen der ökonomischen Verhältnisse des Stiftes zum Ausgangspunkte dieser Statuten-Reform, vermehrte die sogenannten Präbenden, vergrößerte die Zahl „bürgerlicher Mädchen", denen die Vortheile der Stipendien zu Gute kommen, unterließ aber dabei nicht, einzelne Paragraphen des Statutes schärfer zu fassen, namentlich der Oberin die Pflicht aufzuerlegen, für strengere Handhabung der Zucht und Ordnung im Stifte Sorge zu tragen. Wie der „Correspondent" ferner hört, ist die Disciplinar-Gewalt der Oberin verschärft worden. Angesichts der Thatsache, daß Fräulein Ebergenyi es nur hoher Protection dankte, als Stiftsdame ernannt zu werden, sollen auch die Aufnahmsbedingungen künftig mehr im frommen Sinne der Gründerin des Stiftes — Gräfin Magnis — gewürdigt werden. Die revidirten Statuten haben bereits die Genehmigung der Kaiserin, als oberster Schutzfrau, erhalten und treten in den nächsten Wochen in Kraft.

(Gute Schulmeister.) Mein lieber v. Zedlitz, redete einmal der alte Fritz seinen Cabinetsminister an, vor allen Dingen müßt Ihr dafür sorgen, gute Schulmeister zu erziehen. So lange die schlecht sind, helfen alle meine Edikte nichts. Die Menschen müssen in der Welt zum Guten getrieben werden, von selbst thun sie nichts, ihr Urprinzip ist Trägheit. Wahre Aufklärung und Besserung, wenn sie irgend kommen kann, kommt durch Zerstörung der Vorurtheile. Man muß die Geister frei machen und zum Lichte der Wissenschaft führen. Latein sollen sie in aller Schulen lernen, das gibt Anschauungen und Vergleiche. Das Alterthum war viel toleranter und in Manchem weiter als wir. Logik soll auch betrieben werden, so lernen sie reden und ordnen ihr Denken. Es ist ein Unglück, daß es in den meisten Gehirnen so wüst aussieht, daß die Menschen sich keine Rechenschaft von ihrem Treiben geben können. Aber nur kurze Lehrbücher, kein Wust! Besser machen werden wir die Menschen freilich wohl mit aller unserer Weisheit nicht viel, Narren und Thoren werden sie sein und stehlen, betrügen und lügen, so lange die Welt steht, aber die Aufklärung kann es doch einmal dahin bringen, daß sie sich nicht morden und wie wilde Bestien zerfleischen.

(Eine Jugendliebe des Fürsten Michael Obrenowitsch.) Zehn Minuten von der Kuranstalt Rohitsch entfernt liegt ein schmuckes Haus; das Gasthaus „Zur neuen Welt", wo sich die Kurgäste zum Vesperbrod einzufinden pflegen; an derselben Stelle befand sich noch vor wenigen Jahren ein bescheidenes Bauernhaus. Die unscheinbare Hütte barg aber im Jahre 1848 eine weit und breit viel gefeierte slovenische Schönheit, ein reizendes Mädchen von siebzehn Jahren. Damals befand sich unter den Gästen des Kurortes auch der Fürst Michael Obrenowitsch, der, 23 Jahre alt, für die Schönheit des Mädchens nicht unempfindlich blieb. Ein Jahr später saß vor dem Hause eine junge Mutter, einen prächtigen Knaben auf ihren Armen wiegend. Das slovenische Mädchen war Mutter geworden und ihr Kind war der Sohn des Fürsten Michael Obrenowitsch, der gegenwärtig in der Schweiz erzogen wird. Die Mutter des Knaben ist bereits vor mehreren Jahren gestorben; der Fürst hat ihm in Rohitsch ein stattliches Haus bauen lassen und auch sonst für die Familie gesorgt; der nunmehrige Besitzer der „Neuen Welt" ist ein Bruder des slovenischen Mädchens, das einen Sommer des Fürsten verschönerte.

Correspondenzen.

Mainz, 13. Juli.

Nach einer kurzen Aera eines Aufschwungs zum Besseren scheinen die Verhältnisse unseres Theaters wieder langsam in dem früheren schwankenden Zustand angekommen zu sein, und ist dieser Nachtheil auch für die anerkannte Tüchtigkeit des gegenwärtigen Directors Herrn Behr ein schweres Hinderniß in der sachgemäßen Organisation des Instituts. Das Mißverhältniß, welches trotz des städtischen Zuschusses von jährlich 10,000 fl. in dem ökonomischen Theil der Pachtunternehmung unserer Bühne sich immer durch das Schwanken der Theilnahme des Publikums fühlbar machen wird, stellt dem Director die schwere Aufgabe, sich vor dem ökonomischen und dem moralischen Schiffbruch gleichmäßig zu sichern, was der in beiden Richtungen, in den Anforderungen des Personals an die Theaterkasse und denen des hiesigen Publikums an die Leistungen der Bühne hochgehenden Brandung wegen gerade keine leichte Aufgabe ist. Der Beginn der geschäftlichen Operationen des Herrn Behr für die kommende Saison zeigt bereits eine Differenz ernster Art. Mit zwei oder drei Ausnahmen hat das ganze Orchester die Gagenbedingungen des Directors nicht acceptirt und sind die Verhandlungen in eine gereizte Polemik in den Localblättern verlaufen. Derartige Differenzen zwischen Direction und Orchester sind in der Geschichte unserer Bühne indessen nichts Neues. Wie man die Angelegenheit auch betrachten möge, so deutet die seit Jahrzehnten immer wieder auftauchende Erscheinung denn doch auf einen Mangel, den zu beseitigen man sich endlich im Gemeinderath um so mehr angelegen seinlassen sollte, als an der Consolidirung des Orchesters fast nur kärglich bezahlte Bürger der Stadt Theil nehmen würden und der Bestand des Theaters doch endlich gesichert werden muß.

Frankfurt. Durch die in unsern benachbarten Badeorten begonnenen alljährlichen Administrations-Concerte stehen den zahlreichen Fremden große Kunstgenüsse in Aussicht. Wie jedes Jahr, so sind auch diesmal von der Administration Kunstcelebritäten ersten Ranges engagirt, wir freuen uns, unter verschiedenen andern Größen den Namen des berühmten Geigers Henri Vieuxtemps melden zu können, welcher am 24. Juli in Ems und am 31. in Wiesbaden concertiren wird. Vieuxtemps ist als Componist und Künstler so hinlänglich bekannt, daß die große Zahl seiner hiesigen Freunde und Verehrer die Gelegenheit gewiß nicht versäumen wernach langer Zeit wieder einmal den herrlichen Klängen seiner Violine zu lauschen.

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 196. Donnerstag, den 16. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

6.

Als Hennigs am nächsten Morgen erwachte, stand der Vetter an der Thüre und trat mit verwirrten Blicken näher.

„Verzeiht", sagte er, „ich habe Euch gestern hart beleidigt; aber guter Vetter, der beste Rath kömmt über Nacht und Einsehen dazu, und so seht Ihr mich hier, Euch um Sühne zu bitten."

Bald war das gute Vernehmen völlig wieder hergestellt und je mehr der Vetter seine Heftigkeit verwünschte und die Ruhe, Güte und Schuldlosigkeit seines Gegners herausstrich, um so mehr erkannte der Rittermeister, daß er Alles das Schmeichelhafte wenigstens jetzt nicht mehr verdiene.

„Dorothea blieb diese Nacht auf der Burg, bei meiner Mutter", sagte Froben, „und Ihr wißt, ich habe vielerlei Geschäfte und Abenteuer gehabt. — Urtheilt nicht falsch von meinem Muthe", fuhr er fort, „ich hoffe Euch noch zu überzeugen, daß es mir nicht daran fehlt; aber ich weiß auch, daß mir ein rasches Ziel gesteckt ist."

Der Rittmeister suchte ihn zu beruhigen und Alles auf eine Sinnestäuschung zu schieben, aber Froben schüttelte ungläubig den Kopf.

„Nein", rief er, „ich bin zu sicher, und kein Mensch auf Erden kann mir wegläugnen, was ich in dieser Nacht sah. — Wer aber das Gespenst erblickt", setzte er leiser hinzu, indem seine Blicke fest am Boden hefteten, „den trifft ein jäher Tod und ich werde ihm nicht entgehen."

„Es könnte ja aber sein, daß ein Mensch Euch äffte", sagte Hennigs.

„Das meint Ihr, weil Ihr es nicht saht", erwiderte Froben; „weil Ihr das schreckliche: Wehe! Wehe! nicht hörtet, das noch jetzt meine Gebeine durchrieselt. — Der kluge Prinz Emil hat wie Ihr gedacht; als er aber von der Thurmtreppe kam und nach seinem Zimmer ging und auf mich schmähte, schwebte die Gestalt vor ihm her, und jetzt stolpert er gedankenvoll auf und nieder, und starrt die Wände an, durch die seine Urmutter verschwand, als er das Schwert nach ihr zückte."

Das war die aufgeregte Phantasie", meinte der Rittmeister, „solcher Trug ist nicht selten."

„Ihr seid ein Freigeist", versetzte Froben, „aber Ihr werdet vielleicht durch unser Schicksal bekehrt. — Dem Knechte, welcher in dieser Nacht mit mir die furchtbare Gestalt sah, zerschmetterte heute früh ein tolles Roß das Brustbein; er ist todt, und ehe es wieder Herbst wird, hat man den Prinzen sowohl, als mich begraben."

Vergebens waren alle Beruhigungen des Rittmeisters, er sah ein, daß selbst die Entdeckung der vollen Wahrheit nichts helfen, aber viel schaden konnte, und er hoffte von der Zeit den Beweis der Richtigkeit geführt zu sehen.

„Seht", sagte Froben, „so kann oft eine Nacht zerstörend wirken. Gestern war mein Herz voll Ungeduld und Verlangen, ich lechzte darnach, Dorotheen mein zu nennen, und brannte vor Begier, mein Schwert gegen Euch zu kehren. Heute ist Alles anders. In drei Tagen verlassen wir die Stadt, der Krieg ist gewiß, ich kann erst, wenn ich wiederkehre, den Bund schließen, und wiederkehren werde ich niemals. — Hätte man mir gestern das Alles gesagt, ich hätte über den Thoren gelacht, heut' aber bin ich ganz verzweifelt angsthaft, und Alles kömmt mir verändert vor. — — Meine glühende Liebe scheint mir Narrheit, mein Zorn gegen Euch Verbrechen, ja, ich mache mir Vorwürfe, daß meine Leidenschaft eine so sündhafte sei, die vielleicht gerade darum den Zorn Gottes erregt hat, denn Dorothea ist ja meine nahe Verwandte, und weder das Fürstenwort, noch die Dispensation des geistlichen Rathes mag wohl dort oben Gültigkeit haben."

Hennigs hatte Mühe, den trübseligen Träumer emporzurütteln und ihm Muth einzusprechen.

Endlich ging er und ließ den Rittmeister gedankenvoll zurück, der nach manchen Ueberlegungen beschloß, den Marschall zu bitten, seine Sache der Zeit zu überlassen, und den Kurfürsten nicht weiter anzugehen.

„Ist schon geschehen", sagte Dörflinger ernster, als Hennigs zu ihm kam, „aber ohne Erfolg. Der Herr will nichts davon hören, und da überdieß jetzt wenig an Hochzeiten gedacht werden kann, so rath' ich Euch zur Geduld. Der Tod schüttelt bald seine Loose, und wenn etwa auch eins für Euch darunter ist, so müßt Ihr Euch mit einem Beine im Grabe noch ärgern, daß Ihr Euch so viel Lärmen und Sorgen um nichts gemacht habt. — Sagt überdieß Euren Freunden und Muhmen Lebewohl!" rief er dem Scheidenden nach, „denn morgen Mittag brechen wir auf."

Viel war noch zu schaffen und zu sorgen, der Tag verging unter wechselndem Getümmel, und der Rittmeister war bald froh, bald verdrießlich, daß Dorothea noch immer nicht erscheinen wollte.

Endlich tagte der letzte Morgen, und als er in das Zimmer der Base trat, die fast trostlos war über seinen Verlust, traf er Dorotheen, die bleich wie eine Grabesbraut, plötzlich zur lieblichsten Rose wurde.

„Ich muß Euch verlassen, meine lieben Freunde", sagte er, „doch wenn ich auch niemals wiederkehre, ich weiß es, Ihr werdet mich nie vergessen."

„Du mein Jesus!" schrie die Base, „Joachim, mein Kind, wie kannst Du so sprechen! Du sollst mir einmal die müden Augen zudrücken, mein lieber Sohn", und dabei faßte sie ihn

Digitized by Google

in die zitternden Arme, während er Dorotheens Hand an sein Herz zog.

Von Rührung überwältigt, verließ die Alte das Zimmer.

„Nein", sprach Dorothea, „Ihr werdet nicht sterben, ich habe einen Traum gehabt, der hat mir viel gesagt."

„Was hat er Euch gesagt, Muhme", versetzte Hennigs. „Redet, vertraut es mir, ehe die Base wieder hereintritt."

Sie erröthete bis in den Nacken und schwieg.

„Ich komme gesund und frisch zurück, habt Ihr geträumt" — Dorothea nickte — „und sehe Euch ebenso wieder" — sie nickte abermals — „und der Vetter?" — Sie schauderte zusammen. — „Dann sag' ich Euch, wie ich Euch liebe", flüsterte er, „dann soll keine Erdenmacht uns trennen, dann, Dorothea, will ich nicht ruhen, bis Ihr mein treues, liebes Weib seid."

Im Sturm seiner Freude umschlang er sie, Busen an Busen, Lippe an Lippe festgesogen, ruhte sie im seligen Hoffen und Bangen in den Armen des geliebten Mannes; dunkler und dunkler ward es vor ihren liebevollen Augen, und der Sturm ihres Entzückens löste sich zuletzt in ohnmächtiger Erstarrung auf.

Da schmetterten draußen die Trompeten. Sanft legte er die geliebte Bürde auf das Ruhebett, löste als Angedenken das leichte Kettlein von ihrem Hals und knüpfte ein schweres Goldgehänge an dessen Stelle, drückte dann noch einen Kuß auf ihre Lippen und fort ging es dem blutigen Ruhme entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf Finnland und die Noth seiner Bewohner.

Das russische Großfürstenthum Finnland hat in den letzten Monaten durch die Nothrufe, die besonders in Württemberg einen erfreulichen Wiederhall gefunden haben, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Da in Ostpreußen die größte Noth beseitigt erscheint und in Algerien eine reichliche Ernte vor der Thüre steht, ist es der Mühe werth, den finnischen Nothstand bestimmt ins Auge zu fassen und dadurch die hülfreiche Theilnahme an diesem Elend zu fördern.

Nach den Mittheilungen der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung" wohnen in dem 6844 Quadratmeilen großen Lande 1,636,915 Seelen, von welchen 1,589,771 zur lutherischen, die übrigen zur griechischen Kirche gehören. Als die Schweden zwischen der Mitte des zwölften und dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts Finnland unterworfen, blieben unter den Eingeborenen die Edlen in ihrem Recht und Besitz und die Bauern behielten ihre Freiheit. Dadurch hat das finnische Volk einen freieren Charakter angenommen, als z. B. die Esthen, seine Stammesgenossen. „Beim Wort den Mann, am Horn den Ochsen", ist ein altes finnisches Sprichwort, das den Nationalcharakter schön bezeichnet. Namentlich in den inneren Gegenden des Landes sind die Sitten ziemlich rein; selten hört man von Zank, Schlägerei und groben Verbrechen. Der Bauer arbeitet mit außerordentlicher Anstrengung, begnügt sich mit schlechter Kost und genießt in den Arbeitsmonaten kaum vier Stunden Ruhe, denn der Ackerbau ist selbst in den südlichen Provinzen gar mühsam und beschwerlich. Obwohl das Land an vielen Punkten eine eigenthümliche Schönheit besitzt durch seine Seen und Hügel und durch das Meer, von dem es im Süden und Westen umströmt wird, ist es doch eine dürftige Heimath. Kaum der zwanzigste Theil des Bodens besteht aus Ackerland und Wiesen, ein Drittel ist nutzbare Waldung; mehr als ein Drittel ist See und Morast, das Uebrige Sandhügel und niedriges Gestrüpp. Nur wenige Monate hat der Landmann zu seiner Arbeit, und auch in dieser Zeit hindert die Nässe und verdirbt der Frost nur gar zu oft den Segen der Ernte. Und dennoch hängt der Finnländer mit rührender Zärtlichkeit an der armen Heimath. Ihr gelten seine Lieder. Denn es ist ein poetisches Volk. Meist strömt es in kleinen lyrisch-elegischen Gedichten in achtsylbigen Zeilen voller Assonanzen seine Klagen aus, und auch eines nationalen Heldengedichts von großer Kraft und Schönheit dürfen die Finnen sich rühmen.

In politischer Beziehung hat die Unterwerfung des Landes unter das russische Scepter, welche seit 60 Jahren besteht, viel weniger der Privilegien des Landes geschadet, als in den Ostseeprovinzen; der russische Uniformitätsdrang, welcher in den deutschen Gegenden selbst die Kirche nicht unangetastet ließ, ist in der Provinz Finnland weit weniger zu spüren. Die tiefe Religiosität des Volkes aber, welche in alten Zeiten stark zum Aberglauben neigte (Man vergleiche Mügge's Afraja), hat auch noch in den neuesten Zeiten eine geistige Regsamkeit entfaltet. Die Universität Helsingfors im Süden des Landes ist eine tüchtige Vertreterin und Pflegerin geistigen Lebens und die deutschen Gemeinden in Helsingfors und Wyberg helfen dazu. Aber welch' ein furchtbarer Jammer ruht nun auf diesem Lande! Sieben Mißernten sind vorüber und noch ist keine Aussicht auf selte Jahre. Die Menschen wandeln wie lebendige Leichen in einem wahren Schlafzustand herum. In dem Kirchspiel Alajärvi sterben nach der „Helsingforser Zeitung" vom 23. Mai täglich gegen zehn Personen vor Hunger, die Kranken, die mit dem Tode ringen, bleiben ohne Pflege oder werden sie auf zweirädrigen Karren von Hof zu Hof weiter gefahren, ohne auch nur einen Bissen Brod oder einen Trunk Milch erhalten zu können. Gewiß sind die Wittwen und Waisen, welche z. B. in Leppävirta an Einem Sonntag 101 Leichen zum Grabe geleiteten, und die langen Schaaren von Bettlern in Lumpen, welche dem Sarg des treuen Pastor Castren mit lautem Wehellagen neuestens folgten, lautredende Boten, die in unser Land mit seiner herrlichen Frühlingsaussicht hereinrufen: kommt herüber und helft uns! Wohl hat sich da und dort das Vorurtheil verbreitet, als bestände bei den Finnen ein Nationalhaß gegen die Deutschen; dem ist aber nicht so. Nur bei den schwedischen Colonisten möchte die Sympathie mit Dänemark etwas derartiges hervorgebracht haben. Ebenso sagt man den Finnen einen starken Hang zum Branntwein nach; der mag in früheren Jahren richtiger gewesen sein, als in neuerer Zeit, wo sich das zum Besseren gewendet hat. Erfreulich ist, daß in den Lazarethen, die ein schaudererregendes Bild darbieten, auch schon persönliche Hülfe aus Deutschland eingetreten ist. Drei Diaconen von Duisburg und mehrere Frauen von Hamburg haben sich nach Wyborg begeben, um in dieser Stadt, wo die typhuskranken Bettlerschaaren aus dem Norden zusammenströmen, den Behörden und Menschenfreunden mit Rath und That zur Seiten zu stehen.

(Schwäb. Merkur.)

Eine Heldenthat der Königsberger Feuerwehr.

Aus Königsberg, vom 8. Juli, wird von der „Königsberger Hartung'schen Zeitung" berichtet:

Ein trauriges Ereigniß aus vergangener Nacht beschäftigt heute die hiesigen Einwohner und gibt ihnen Stoff zu mannichfachen Erzählungen. Etwa um halb zwei Uhr stand nämlich plötzlich das große Gebäude Tragheimer Kirchenstraße Nr. 1, dem Particulier Görke gehörig, in hellen Flammen. Gegen zwanzig Familien, welche in diesem Hause wohnten, eilten unter Jammer und Wehklagen auf die Straße, während die schnell herbeigekommene Feuerwehr ihre Thätigkeit zu entwickeln begann. Da erscholl der Ruf, es seien

Digitized by Google

oben in der brennenden Dach-Etage noch mehrere Personen, denen die Rettung durch die brennende Treppe und fürchterlichen Rauch unmöglich gemacht werde, und in der That erblickte man einen Arm aus einem etwa 9 Zoll im Durchmesser haltenden Loche in der Mauer, der nach Rettung zu winken schien. Von keiner Seite war ein Zugang möglich, obgleich der brave und unerschrockene Branddirector in eigener Person, von den Besten seiner Getreuen begleitet, kein Mittel unversucht ließ, zu dem Unglücklichen zu gelangen.

Hier war keine Secunde Zeit zu verlieren; er ergreift eine Leiter und will den Rettungsversuch selbst wagen, woran ihn indeß drei seiner heldenmüthigen Feuermänner verhindern, während Feuermann Stenzel, ohne sich zu besinnen, das kühne Werk beginnt. Mit großer Sicherheit und Präcision steigt er mit einer Leiter an der Vorderfronte des vierstöckigen Hauses in die Höhe nach der Oeffnung zu, wo noch immer der Menschenarm sich bewegt; er hat den obersten Stock erreicht und ist etwa nur noch eine halbe Leiterlänge von dem Unglücklichen entfernt, als er zu seinem Schrecken gewahrt, daß er die Leiter nicht nochmals anlegen könne, da an dem Dache kein Gegenstand ist, an welchem dieselbe eingehakt werden kann. Ein schnelles Verständigen mit den ihm gefolgten Kameraden ließ ihn nun ein Werk ausführen, das an Kühnheit und Unerschrockenheit alles bis jetzt Geschehene überstieg. Die Leiter wurde von den beiden Männern gehalten, während Stenzel sie besteigt, und da er immer noch etwa vier Fuß von der beschriebenen Oeffnung entfernt war, sich auf die beiden spitzen Leiterbäume stellt und so in dieser grausenerregenden Stellung mit seiner Axt die Oeffnung in der Mauer zu erweitern beginnt. Doch die leckenden Flammen zischen immer näher, der Unglückliche im Innern brüllt nach Rettung und Stenzel verdoppelt seine Kräfte. Er reicht seine Axt demselben durch das Loch und ruft ihm zu, mitzuhelfen, während er sich eine andere Axt reichen läßt und rüstig das Loch erweitert. Und alles dieß auf den beiden Enden der Leiter stehend, ohne jede andere Haltung oder Stütze.

Das Publikum wagt keinen Laut, es hält ein Jeder den Athem inne, während die Aufregung dicke Schweißtropfen von den Gesichtern rinnen läßt. Da erschallt erst ein leiser allgemeiner Ruf, er wird stärker, Alles drängt näher, um eine kaum geahnte Möglichkeit von dem braven Feuermann möglich gemacht zu sehen: ein Freudenschrei und ein endloser Jubel verkündete, daß der Unglückliche aus dem erweiterten Loche mit hundertfacher Lebensgefahr herausgezogen und von seinen Rettern heruntergetragen wurde. Leider sollte es den unsäglichen Mühen der Feuerwehr nicht gelingen, die noch oben befindlichen beiden anderen Menschen aus den Flammen zu retten. Der Sohn des Hauseigenthümers Görke, sowie ein Soldat vom ersten Infanterieregiment fanden den Tod, der Erstere durch Ersticken, der andere in den Flammen. Der Gerettete war gleichfalls ein Soldat vom ersten Regiment.

Königsberg kann auf eine solche Feuerwehr in der That stolz sein. Es gelang der letzteren auch, das im höchsten Grade gefährliche Feuer nur auf dieses eine brennende Gebäude zu beschränken. Ueber die Entstehung ist noch nichts mit Sicherheit zu sagen.

Mannichfaltigkeiten.

(Sicherheit in Berlin.) Das Berliner „Fremdenblatt" berichtet: Vor einigen Tagen des Abends wurde der Omnibus auf der Fahrt nach Französisch-Buchholz angefallen. Derselbe verließ um ca. 10½ Uhr Berlin; als er in die Nähe des ehemaligen Spiegelberg'schen Grundstückes gelangt war, hörte man zuweilen den Ruf: „Na, warte man, an der Wichsdose (seine ehemalige Tanzkneipe auf der Chaussee, in welcher es regelmäßig Schlägereien gab) kriegen wir Dich!" Es währte auch gar nicht lange, so wurde der Omnibus von drei Kerls erstiegen, während noch zwei in der Reserve waren. Der Kutscher trieb dieselben von oben herunter, dann betrat einer das Innere des Wagens und drang auf die Passagiere mit einem Messer ein. Dieselben bestanden aus zwei Damen mit einem Kinde und drei Herren, ein vierter Herr saß vorn im offenen Coupé; derselbe zeigte sich als der Tapferste, er griff den mit dem Messer bewaffneten Kerl an, drängte ihn zum Wagen hinaus, erhielt aber dabei einen Messerstich in den Unterarm, die Anderen waren schon vorher beseitigt; schließlich wurde der Omnibus noch mit einem Steinwurf bedacht, derselbe zertrümmerte eine große Scheibe und flog zur offenen Thüre hinaus, ohne Jemand zu verletzen. Die Räuber hatten weniger Fahrgäste vermuthet, denn der eine zog eine Signalpfeife und wollte damit seine Spießgesellen herbeirufen, rief auch mehrere Male: „August, verlaß mich nicht!" doch konnten diese den Wagen nicht erreichen, da der Kutscher in scharfem Trabe fuhr. Die Gegend, in welcher der Anfall geschah, war von jeher verrufen.

(Abyssinisches.) Dr. Blanc, einer der abyssinischen Gefangenen, veröffentlicht eine Schilderung des Hofes des Kaisers Theodor, der wir entnehmen: Theodor bevorzugte als seine persönlichen Diener stets Solche, die vordem in europäischen Diensten gestanden hatten, wie die Untergebenen Plowden's und Cameron's. Die eigentlichen Geschäfte des Haushaltes wurden ausschließlich von Frauen besorgt; nur die königliche Leibwäsche wurde allwöchentlich einmal einem Obersten anvertraut, der mit einer Truppen-Abtheilung nach dem nächsten Flusse auszog, um sie zu waschen. Den Harem durfte bei Todesstrafe Niemand, nicht einmal der kleinste Page, betreten; er wurde von Eunuchen, meist gefangenen Gallas, bewacht. Die Königin, d. h. die Favoritin des Tages, hatte ein Zelt oder Haus für sich, die übrigen Frauen, Gegenstände verschwundener Zuneigung, bewohnten zu zehn bis zwanzig ein Zelt und hatten einige wenige Sclavinnen zu ihrer Bedienung. Zu seinem Unglücke hatte Theodor sich seit mehreren Jahren dem Trunke ergeben; bis gegen drei Uhr Nachmittags blieb er nüchtern; nach dem Mittagsschlafe aber trank er sich regelmäßig einen Rausch, während er bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin und noch lange nachher ein musterhaftes Leben geführt und selbst das Concubinat verboten hatte. Im Anfange des Jahres 1860 fand er in einer Kirche ein hübsches junges Mädchen im Gebet versunken. Es war die Tochter des von ihm gefangen gehaltenen früheren Fürsten von Tigre, Dedschatsch Ubie. Er bot ihr, die in's Kloster gehen wollte, die Freilassung ihres Vaters an, wenn sie ihn heirathen wollte. Das arme Mädchen, Woizero Turnisch, liebte ihn nicht, opferte aber ihr Glück der Freiheit des Vaters und willigte ein. Die Ehe war eine unglückliche. Sie war stolz und ließ es selbst an den erwarteten Ehrenbezeigungen fehlen. Daher sandte ihr Gemahl sie selbst nebst ihrem Sohne (der jetzt auf der Reise nach England ist) in die Festung Magdala, wo sie bis zur Erstürmung blieb. Noch kurz vor seinem Ende söhnte er sich mit ihr aus. Alamayu war stets sein Lieblingssohn gewesen, und gegen ihn hatte er die übrigen Kinder aus anderen Ehen zurückgesetzt.

(Gattenmord.) Man schreibt der „N. Fr. Pr." aus Baden bei Wien vom 10. Juli: „Heute Nachmittag machte der Fleischselchermeister G*** bei einem nächst dem Eisenbahn-Stationsplatze wachehabenden Polizeimann die Anzeige, daß in der Neustiftgasse vor einem Hause eine unabsehbare Menschenmenge versammelt sei, und man erzähle, daß daselbst der Hausherr seine Frau ermordet habe. Der Polizeiwachmann begab sich in die Wohnung desselben — Johann Plam ist sein Name — und fand ihn am Tische allein, mit gefalteten Händen ein Crucifix haltend und andächtig betend, sitzen. Gefaßt und unerschrocken antwortete er auf

Digitized by Google

die Frage des Wachmannes, wo sich seine Frau befinde: „Sie ist nicht zu Hause, ich habe sie in meinem Weingarten (unweit der Vöslauer Eisenbahnstrecke, bei Eichenwalde) wegen ungerechter schmachvoller Vorwürfe mit der Hacke erschlagen.“ Auf dieses Selbstgeständniß wurde der Gattenmörder verhaftet. Zugleich wurde die vorschriftsmäßige Anzeige an die Gerichte erstattet, und eine in Folge dessen an die als Ort des Mordes bezeichnete Stelle entsendete Gerichts-Commission fand die unglückliche Gattin zusammengebrochen liegend, vielfach und so schwer verletzt, daß eine Hoffnung auf ihr Davonkommen leider nicht bleibt. Wie man erzählt, lebten die Gatten in stetem Unfrieden, und die Gattin wird als sehr gewaltthätig geschildert; sie hat noch vor ihrer Verehelichung ein natürliches Kind so unbarmherzig geschlagen, daß es daran gestorben ist. Johann Plam, der Mörder, Haus- und Weingärtenbesitzer und Vater von fünf unversorgten Kindern, wie dessen Gattin Barbara Plam, geborene Daschitz, sind beide aus Baden gebürtig.

(Die Dry Tortugas.) Ein amerikanisches Blatt gibt folgende Schilderung von dieser Straf-Colonie der Vereinigten Staaten: Die Dry Tortugas! Wer erschrickt nicht bei dem Gedanken an diese entsetzliche Insel? Was für die Russen Sibirien, für die Franzosen Cayenne, für die Spanier Fernando Po ist, das ist für die freien Amerikaner das Eiland Dry Tortugas an der Südspitze von Florida. Eine Verbannungs-Anstalt im schrecklichsten Sinne des Wortes. Ein kleines, ödes, nacktes Korallenriff, auf dem kein Baum Schatten verleiht, auf dem nicht einmal eine Quelle vorhanden ist. Einige Baracken, in welchen theils die Gefangenen, theils die wachehabenden Soldaten untergebracht sind, bilden die einzigen Spuren von Leben. Traurig erhaben sind diese Gebäude über dem nackten Felsen. Die Sonne scheint mit all' ihrer tropischen versengenden Gluth Jahr aus Jahr ein auf die Unglücklichen herab, welche rings vom Meere umgeben und fern von aller Menschlichkeit verdammt sind, eine elende Existenz daselbst zu fristen. Das gelbe Fieber und andere Seuchen suchen die Insel regelmäßig heim. Für Thiere sind die Dry Tortugas ein unbewohnbarer Aufenthalt; aber Menschen haben ihn zur Qual für sich und Anderen zur Wohnung auserwählt; und die freien Republikaner sogar waren es, welche nicht vor dem Gedanken zurückschauderten, eine solche Verbannungsanstalt für Republikaner zu etabliren. Die Existenz der Dry Tortugas als amerikanische Strafanstalt ist für die Vereinigten Staaten eine unauslöschliche Schmach. Die Dry Tortugas sind aber nicht bloß ein Schandfleck für Amerika, sondern für die ganze civilisirte Welt.

(Heilung ohne Anwendung von Medicamenten.) Es ist gegenwärtig im Werke, in London ein sogenanntes „Teetotaller-Hospital“ zu errichten, d. h. ein Hospital, in welchem Krankheiten ohne Anwendung von Medicinen oder Alkohol kurirt werden sollen. Eine Deputation des Comités des „Temperance Hygiene Hospitals“ machte am Samstag dem Erzbischof Manning seine Aufwartung, um ihn zu bitten, diesem System behufs dessen probeweiser Einführung in den Hospitälern der Londoner Armenhäuser seine Unterstützung zu leihen. Es wurde hervorgehoben, daß das hygienische System sich bis jetzt überall, wo es eingeführt, namentlich in Amerika, als sehr praktisch und heilsam erwiesen habe. Der Erzbischof erkannte die Wohlthätigkeit des Systems an und versprach der Deputation, seinen ganzen Einfluß behufs baldiger Anwendung und Einführung desselben aufbieten zu wollen.

(Italienische Vendetta.) Der „Bad. Landes-Ztg.“ schreibt man aus Heidelberg vom 10. Juli: Italienische Pifferari mit ihrem jämmerlich eintönigen Geleier und Orgelmänner, die sich durch ihre unverschämte Aufdringlichkeit als Wälsche kennzeichnen, belästigen uns seit einigen Jahren durch häufige Besuche. Einer der Letzteren hat an einem vergangenen Abend einem jungen Mann ein Stück vom Ohr abgebissen, weil dieser dessen Zudringlichkeit gegen seine bei ihm stehende Geliebte nicht dulden wollte. Der Orgelmann nahm ihn bei Seite, als ob er ihm leise etwas zuflüstern wollte, und entsprang mit dem Stück Ohr im Munde. Man hat ihn aber später ergriffen und er geht seiner verdienten Bestrafung entgegen.

Correspondenzen.

Soden im Taunus, 14. Juli.

Vorgestern feierten wir, um mit Shakespeare zu reden, „mit einem heitern, einem ernsten Auge“ das Andenken eines Mannes, der sich um die Hebung unseres Badeortes die größten Verdienste erworben hat. Der verstorbene Obermedicinalrath Dr. Otto Thilenius kann wohl mit Recht als der Gründer unseres heilkräftigen Bades angesehen werden und der Gedanke, dem Dahingeschiedenen ein Denkmal in den Kuranlagen zu errichten, hat seine volle Berechtigung. Von Herrn Enoch Reiß aus Frankfurt, der dem Verstorbenen in Liebe und Verehrung im Leben so nahe gestanden, ging einst sowohl der Plan hiezu aus, sondern er gab auch die Mittel dazu her, um das Werk dem dahingeschiedenen Freunde würdig auszuführen. Herr A. v. Nordheim der bekannte Frankfurter Bildhauer, hat die schöne Aufgabe trefflich gelöst; die rothe Sandstein-Pyramide mit dem Porträtmedaillon des Gefeierten in Erz aus einer Base, um die sich die Schlange des Aesculapius windet, verfehlt ihres künstlerischen Eindrucks nicht und gereicht unserer Kurparkanlage zu einer sinnigen und würdigen Zierde. Die Enthüllungsfeier des Denkmals fand vorgestern Nachmittag statt; es war wie gesagt eine Todtenfeier, und doch fühlte Jeder dabei eine gewisse Freude, daß dem verdienstvollen Manne für sein rastloses und uneigennütziges Wirken die wohlverdiente Anerkennung auch noch im Tode auf eine so würdige Weise zu Theil ward. Unser würdiger Pfarrer feierte den Verstorbenen im Hinblick auf seine Humanität und die gewissenhafte Ausführung seines Berufes. Die wissenschaftlichen Verdienste hob Herr Dr. Köhler in einer längeren Rede hervor. Bemerken wir noch, daß Hrn. E. Reiß nach Beendigung der Feierlichkeit das Ehrenbürgerrecht von Soden überreicht wurde, als Beweis, daß seine Liebe und Verehrung für den Verstorbenen von ganz Soden getheilt werde. Ein großer silberner Pocal, der dem Verewigten zur Feier seines 25jährigen Jubiläums als Badearzt nicht mehr überreicht werden konnte, weil er zwei Tage vor diesem Gedenktage verschieden war, wurde, mit einem Trauerflor umhüllt, der Familie übergeben.

Rüdesheim, 12. Juli.

Vor einiger Zeit brachte die Didaskalia eine längere Correspondenz aus Rüdesheim, in welcher die bekannten landschaftlichen Schönheiten der Gegend etwas ausschließlich als Staffage für die Vorzüge des Gasthauses zum „Darmstädter Hof“ verwendet waren. Da in verschiedenen anderen Blätteen fast gleichlautende Correspondenzen erschienen sind, so sei hier bemerkt, daß alle Vorzüge der „reizenden Lage“, der „laubbedeckten Gärten“, „abgekühlten Luft“ u. s. w. in gleicher Weise den anderen Hotels eigen sind. — Auch steht die Warnung jener Correspondenz vor Einkehr in kleineren Wirthschaften am Rheine in entschiedenem Widerspruch zu Notizen anerkannter Reisehandbücher.

Frankfurt, 14. Juli.

Das gestrige außerordentliche Concert im zoologischen Garten erfreute sich eines ungemein zahlreichen Besuches und es herrschte bis zum späten Abend der lebhafteste Verkehr. Hoffentlich sieht sich die Verwaltung veranlaßt, ähnliche Ausnahmsconcerte öfter zu veranstalten.

Dorer Egloff's, des berühmten Bibliophilen und eifrigsten Göthe-Sammlers, Bibliothek wird Ende d. J. im T. O. Weigel'schen Auktions-Institut zu Leipzig versteigert werden. Dieselbe umfaßt die gesammte deutsche Literatur und die mit ihr verwandten Fächer in den seltensten und gesuchtesten Ausgaben. Zu bedauern bleibt allerdings, daß die in fast absoluter Vollständigkeit vorhandenen Abtheilungen über Göthe und Schiller unserem Vaterlande in dieser Gesammtheit nicht erhalten bleiben.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 197. Freitag, den 17. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Fortsetzung.)

7.

Wir würden uns auf ein historisches Gebiet verirren, wollten wir den Feldzug verfolgen, der mit allem Heldenfeuer vom Kurfürsten und seinen tapferen Schaaren, mit allen kleinlichen Kabalen und Eifersüchteleien von dem kaiserlichen Marschall Bournonville geführt wurde. Die großen französischen Feldherren, Turenne und Condé, blieben, trotz ihrer geringen Heere, in stetem Vortheile, und der Kurfürst sah endlich ein, daß von solchen mißtrauischen Verbündeten niemals Gutes zu hoffen sei.

Die Winterruhe hatte begonnen, und der Kurfürst sammt den vornehmsten Generalen befand sich in Hanau, als hier im Vorgemache des Fürsten eines Tages der Major Hennigs mit dem Oberstallmeister Froben zusammentraf.

Beide begrüßten sich freundlich, und der Vetter theilte dem Major die guten Nachrichten mit, die er kürzlich aus Berlin erhalten hatte. Dagegen aber hatte der Stallmeister selbst das vormals so blühende Aussehen verloren und der Major konnte nicht umhin, es zu bemerken.

„Die Anstrengungen, die Arbeit, die ganze Schwere meines Amtes sind Schuld", sagte Froben kurz. „Die Winterruhe wird es besser machen."

„Und die alten Träume von der weißen Erscheinung habt Ihr vergessen. Seht Ihr, das Jahr ist vorübergegangen ohne Gefahr", lachte Hennigs.

Des Stallmeisters Gesicht wurde geisterbleich, und die großen Augen rollten ängstlich in den Höhlen.

„Vergessen?" fragte er und zwang sich zu einem Lächeln; „schweigt still davon, guter Vetter, ich bitt' Euch — der arme Bastian ist todt, und unserm Prinzen Emil hat die frische Jugendkraft nicht geholfen. Um ihn klagt die weiße Frau nicht mehr."

„Der arme Prinz", sagte Hennigs, „nicht leicht hat mich ein jäher Tod so erschüttert."

„Was glaubt Ihr", sagte Froben leise und zitternd, „wird's mich auch so treffen? Heute gesund, morgen auf der Bahre, oder vielleicht wohl gar noch schneller. Warm und kalt in einer Minute."

„Ihr macht Euch Sorge ohne Noth", versetzte Hennigs, „aber solche Träumereien können Euch wirklich mehr schaden, als alle Gespenster."

„Ihr habt Recht, Vetter", entgegnete Froben, „ich sage es mir selbst; aber kann der Mensch nach Gefallen denken? Das wäre eine herrliche Sache und machte Leben und Sterben leicht."

Indeß hatte Dörflinger, der Hennigs hierher berufen, die innere Thüre geöffnet und auf seinen Wink trat der Major herein.

Der Kurfürst ging heftig auf und nieder. Sein Geheimschreiber saß emsig arbeitend an einem großen mit Papieren bedeckten Tische, und an der Thüre standen ein paar seiner vertrautesten Generale.

„Es ist schändlich, nichtswürdig, gegen alle Völker- und Menschenrechte", rief der Fürst zornig; „aber glaubt mir, ich werde es rächen! O Dörflinger, theurer Freund, warum bin ich nicht Eurem Rathe gefolgt!"

„Noch ist nichts verloren", erwiderte der alte Marschall; „wenn mein gnädigster Herr nur jetzt nicht zaudert."

„Nein, bei des Erlösers heiligem Evangelium!" rief Friedrich Wilhelm, „an mir soll es nicht fehlen! Wir werden wie Gottes Blitze über sie kommen; und ich hoffe, jetzt endlich soll Pommern mein werden."

„So ist hier der brave Major Hennigs zu Ew. kurfürstlichen Gnaden Befehl", sagte Dörflinger.

Der Fürst kehrte sich zu dem Bezeichneten und betrachtete ihn mit dem Lächeln, welches, wenn er wollte, ihm Aller Herzen gewann.

„Mein tapferer Major", sagte er, „jetzt erst sehe ich ein, wie treu und wahr Ihr's mit Eurer Warnung gegen den falschen Wangelin meintet. Ihr habt leider Recht behalten. Da liegt die Hiobspost! Sechstausend Schweden sind mir in's unbewachte Land gefallen, und denken, weil der Adler fort ist, in seinem Neste warm zu sitzen. Jetzt aber brauche ich wackere Herzen, und Euch, dessen Treue ich kenne, habe ich zuerst ausersehen."

„Mein Blut und mein Leben gehören Ew. kurfürstlichen Gnaden!" rief Hennigs.

„So nehmt dieß Schreiben an unsern Vetter, den Erbstatthalter im Haag. In einer Viertelstunde müßt Ihr auf dem Wege sein. Ich selbst folge Euch schnell dahin. Ihr aber nehmt rasche Pferde und begebt Euch nach Magdeburg; dort findet Ihr die jungen Mannschaften Eures Regiments; mit Ihnen und den Uebrigen beschäftigt den Feind, haltet ihn auf, thut ihm allen Abbruch, sucht das Landvolk unter die Waffen zu bringen, und zieht alle nur möglichen Erkundigungen ein. Diese Vorschriften sagen Euch alles fernere Nöthige; diese Briefe an unseren Commandanten nehmt Ihr mit Euch, und wenn der gerechte Gott es will, so sehen wir uns bald gesund in Magdeburg wieder. Zum ersten Lohn Eurer Ergebenheit und Treue aber empfanget von meiner Hand hier Eure Bestallung als Oberstlieutenant."

Mit Glück und Kühnheit entledigte sich Hennigs aller seiner Aufträge, und der bedrängte Commandant Magdeburgs fand in ihm eine treffliche Stütze.

Unaufhörlich saß er an der Spitze einer kleinen, tapferen Schaar den Feinden auf dem Nacken, entflammte den Bauernstand, gab

Digitized by Google

ihm Anführer, und brachte es so weit, daß die schwedischen Besatzungen sich kaum außer den Stadtmauern von Brandenburg, Rathenow und Havelberg blicken ließen.

Endlich langte das Befreiungsheer des Kurfürsten in Magdeburg an, und die schnelle Eroberung Rathenows bestürzte die allzusicheren Schweden.

An der Spitze einiger seiner tapferen Dragoner, im Schutze des Morgennebels, schlich sich Hennigs bis zur ersten Havelbrücke. Hinter ihm war der Feldmarschall, der ihm mancherlei aufgetragen hatte, mit einer beträchtlichen Schaar.

„Laßt schnell die Brücke nieder", schrie der Oberstlieutenant, „der Feind ist hinter uns!"

„Na schaun's, geht halt nit so schnell!" rief eine Stimme drüben, in der Hennigs sogleich den alten Corporal zu erkennen glaubte, der ihn einst am Spandauer Thore in Berlin empfing. „Was seid's für Volk?"

„Narr", schrie Hennigs, „schwedisches, wie Du denken kannst. Zögere nicht länger, eine starke Streifpartie verfolgt uns."

„I kanns halt nit thun", rief die Stimme, „i hob den strengsten Befehl, vor Tag Niemand h'nein zu lassen."

„So werden wir gefangen und getödtet!" rief Hennigs, „ich höre den Feind nahen!"

Und in der That scholl das Geklirr der anrückenden Schwadronen durch die stille Nacht herüber.

„Oeffne rasch, Kamerad, um Gottes Barmherzigkeit willen!" schrie Hennigs. „Ich will's ja verantworten!"

„Je nu, wenn Ihr das halt wollt", versetzte der Corporal. „Laß den Zug nieder, Karl!"

Die Ketten rollten, die Brandenburger sprangen hinein, da erkannte die Schildwache zuerst die Farben.

„Feinde!" schrie der Mann, sprang zurück und brannte sein Gewehr los.

Im Augenblicke aber wälzte er und seine Kameraden sich sterbend am Boden, und die Dragoner stürmten gegen die große Brücke.

Ueber die aufgeworfenen Bohlen kletterte die tapfere Schaar, aber ein sehr heftiges Feuer empfing sie. Kurz, aber blutig war der Kampf.

An Hennigs Seite fiel der tapfere Oberst Uckermann; sein blutender Körper stürzte in den Strom, aber über seinen Leichnam ging der Sieg. Die Brücke ward erobert, das Thor gesprengt, die Besatzung von allen Seiten angefallen. Unter Hennigs Arm sank ein schwedischer Junker zu Boden.

„Bekenne!" rief er, und setzte ihm das Schwert auf die Brust, „wo wohnt der Oberst Wangelin?"

„Dort unten — am Markt, in dem großen Hause", stöhnte der Verwundete; und mit einer auserlesenen Schaar stürmte Hennigs auf den bezeichneten Punkt.

(Schluß folgt.)

Die Shoddies. *)

In einem Lande, das seiner Bevölkerung eine so verschwenderische Fülle von Hülfsmitteln zur Bereicherung darbietet, wie dieß in den Vereinigten Staaten der Fall ist, wo obendrein der Gewerbsthätigkeit wie der Speculation sich der uneingeschränkteste Spielraum öffnet, begegnet man weit häufiger als irgendwo sonst in der Welt jener Gattung von Emporkömmlingen, die in fabelhaft kurzer Zeit sich aus der dunkelsten Misere des Daseins zu der beneidenswerthen Stellung über Millionen gebietender Nabobs aufgeschwungen haben. Eine glückliche, praktische Idee ist in der Union weit leichter und rascher auszuführen und zu verwerthen, als in dem altersschwachen Europa, dessen ohnehin meistens zaghafte, allen Dingen gegenüber sich mit Bedenken verclausulirende und in Folge davon jede Sache nur halb vollbringende Staatsbürger sich zum Ueberflusse bei jeglichem Schritte in ihren Unternehmungen durch bevormundende Vorschriften ihrer respectiven Regierung aufgehalten sehen. Wo Zünfte, privilegirte Gesellschaften und Bureaukraten-Weisheit darein zu reden haben, wenn ein Geschäftsmann oder wer immer sonst sich zu einer praktischen That anschicken möchte, da fällt gewöhnlich die Speculation in den Brunnen, bevor es ihr noch vergönnt ward, ins Leben zu treten, oder geschah dieß Letztere, so kann sie ihren Flug nur selten anders als mit beschnittenen Flügeln unternehmen. Nächst den Officiösen Amerikas wissen nur eigentlich diejenigen Belgiens den Werth der Zeit des Bürgers zu schätzen; dagegen sind es vorzugsweise die Herren Bureaukraten der deutschen Race, welche es auf dem Gewissen haben, daß so häufig auf ihrem verwahrlosten, beschwerlichen Instanzenwege das ohnehin schwache Beförderungsmittel des Unternehmungsgeistes in Trümmer geht.

Wie gesagt, in der Union ist das anders; ein Jeder wagt und speculirt auf eigene Faust, ohne auf eine gnädigst höheren Orts zu erfließende Permission monatelang vergeblich warten zu müssen, und daher kommt es denn auch, daß er nur selten den Augenblick verpaßt, sich zu bereichern, vorausgesetzt, sein Unternehmen war nicht von vornherein völlig kopflos ersonnen, was dem praktischen Yankee nicht so leicht begegnet. So sehen wir denn in den Vereinigten Staaten mehr reiche Parvenus als in anderen Ländern, sogenannte selbstgemachte Leute, die in zwei oder drei Jahren Das erreichen, was höchstens unter besonders günstigen Umständen und ausnahmsweise ein Europäer, wenn auch er seines Glückes eigener Schmied gewesen, im Verlaufe von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren zu erlangen im Stande war, das heißt noch zu jener Zeit, da die politischen und socialen Zustände Europas die Wohlfahrt seiner Völker nicht so zerrüttet hatten wie jetzt. Und nicht etwa ausschließlich das Börsenspiel ist es, was den unternehmenden Yankee so häufig binnen kürzester Frist in die Höhe bringt; denn wir sehen hier Nabobs auf allen Gebieten des Handels, der Industrie und des Gewerbestandes, ehrliche Leute, die ihren rasch erworbenen Reichthum nur ihrer Rührigkeit, Elasticität und Ausdauer, der Sprungkraft ihres Geistes, der scharfsinnigen Ausbeutung jener günstigen Conjuncturen verdanken, wie sie kein Land der Welt glücklicher und mannichfaltiger darzubieten vermag, als die noch in ihrer Entwickelung begriffene Union.

Es läßt sich indessen nicht leugnen, daß auch auf unehrlichem Wege in den Vereinigten Staaten große Capitalien erworben worden sind und noch täglich werden; die Humbugmacher und gewissenlosen Speculanten verstehen hier sogar ihr Geschäft besser als irgendwo sonst. Vor Allem tauchte im Osten während des großen Bürgerkrieges eine Menschenspecies auf, die ihre bettlerische Speculation im großartigsten Maßstabe betrieb und die Union um viele Millionen brachte. Diese Species, mit der ich mich heute beschäftigen will und die noch jetzt in manchen großen Städten unseres Landes durch einige colossale reiche Männer repräsentirt wird, erhielt seit ihrem Auftauchen den Namen Shoddies.

Was heißt Shoddy? Das Wort läßt sich nicht übersetzen, man bezeichnet damit einen Kleiderstoff der allerjämmerlichsten Sorte. Dieser Stoff wird auf folgende Weise hergestellt: Man kauft alte Kleider, Lumpen, Maculatur, abgenützte Filzschuhe und dergleichen, zerfasert und zerstampft diese Dinge, gibt ihnen einen kleinen Zusatz von Baumwolle und bereitet so ein Tuch, das an Unhaltbarkeit das Mögliche leistet. Der Stoff ist in den Fabriken,

*) Aus der „Neuen Fr. Presse".

Digitized by Google

welche sich mit der Erzeugung des Shoddy beschäftigen, hübsch und solid erscheinend hergerichtet, geht aber, zu Kleidern verarbeitet, bei erster Gelegenheit aus allen Fugen.

Als in den Vereinigten Staaten der Bürgerkrieg ausbrach, da fehlte es, Dank der Verrätherei des Kriegsministers Floyd, welcher Waffen, Munition und sonstigen Kriegsbedarf heimlich an den Süden ausgeliefert hatte, der Bundesarmee so ziemlich an Allem. Lieferanten mußten im Accord binnen kürzester Frist herbeischaffen, was dem Heere abging, die Regierung aber konnte in jenen Tagen nicht wählerisch verfahren oder eine strenge Controle über das Gelieferte ausüben, denn sie durfte nur froh sein, überhaupt ihre Truppen einigermaßen equipirt gegen den Feind des Vaterlandes senden zu können. Da meldeten sich denn jene Betrüger, welche seitdem mit dem Spottnamen Shoddies bezeichnet wurden, schlossen Contracte ab und stellten die Uniformen der Unionssoldaten aus Shoddy her, der alsbald aus dem Leime ging, wie die Truppen sich in Marsch setzten. Aber diese Gauner begnügten sich nicht mit dem ungeheuren Gewinn, den sie aus den unbrauchbaren Uniformen zogen, sie lieferten Alles — Gewehre, bei deren Abfeuern den Soldaten das Piston an den Kopf flog, Patronen, die mit Sand statt mit Pulver gefüllt waren, Stiefel, die wie Zunder rissen und deren Sohlen sie untergeklebt hatten, so daß diese bei der geringsten Nässe sich ablösten u. s. w. Da bekanntlich während des ersten Jahres der Kriegführung gegen den Süden und auch noch länger keine knappe, übersichtliche Organisation in der Armeeverwaltung hergestellt werden konnte, so zogen die Lieferanten fabelhafte Summen ein, bevor man sich ihrer entschlug, und blieben auch später unbestraft, zumal diese Leute fast sämmtlich es verstanden, den rechten Zeitpunkt abzupassen, indem sie sich noch während des allgemeinen Durcheinanders und vor Handhabung einer verschärften Regierungs-Controle vorsichtig von dieser anrüchigen Sorte von Geschäften zurückzogen. Die einzige Rache, welche das Volk an diesen Blutsaugern des Staatsschatzes oder richtiger des gemeinen freiwillig beigesteuerten Capitals der unionstreuen Bürger nahm, bestand darin, daß man die in den Vereinigten Staaten neue Species Shoddies taufte. Aber diese Rache, so unbedeutend sie auch für den ersten Augenblick erscheinen mag, indem man annimmt, der Shoddy werde sich mit seinen Millionen über den ihm angehängten, nicht gerade ehrenvollen Gattungsnamen zu trösten wissen, ist dennoch für den Gegenstand derselben eine höchst empfindliche geworden; denn wenn es verlautet, daß der reiche Mister Hoggs oder Boggs sein Vermögen dem Shoddy zu verdanken habe — und solcher Umstand wird alsbald in jeder Stadt bekannt, in der sich besagter Mister Hoggs oder Boggs befindet — so kann er sich von selber Stunde zu den Parias der guten Gesellschaft rechnen, trotz seiner Million, seines Palais im aristokratischen Bezirke der Stadt, seiner reizenden Villa, glänzenden Equipage und zahlreichen Dienerschaft. Die exclusiven Salons der vornehmen Welt — denn die reichen Geschäftsleute unserer Republik verstehen es so gut, exclusiv zu sein, wie der hohe Adel Europas — bleiben dem Shoddy und den Seinen ein unnahbares Paradies, dessen Eingang der Cherub „öffentliche Meinung" mit flammendem Schwerte hütet, und das trifft den Shoddy um so härter, je mehr er, als über Nacht zum Crösus Gewordener, danach trachtet, von der genteelen Gesellschaft anerkannt zu werden, um so im Verkehre mit ihr allmälig den anstößigen Ursprung seines Reichthums vergessen zu machen.

(Schluß folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Unter dem Titel „Auf der Schützenwiese" findet sich folgender Aufsatz aus Wien in der „Presse":

„Wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, hat bereits eine neue Aera für den Schützenplatz begonnen. Mit dem 12. d. M. ist der Termin abgelaufen, bis zu welchem die Bau-Unternehmung sämmtliche Objecte vollkommen fertig und eingerichtet dem Festcomité zu übergeben verpflichtet war. Wie wir uns überzeugt, hat die Bau-Unternehmung diese Aufgabe erfüllt. Als wir vorgestern den Festplatz besuchten, fanden wir alle die verschiedenen Hallen, Depots, Buden, Kioske rc. in completer Ausrüstung. Mit dem heutigen Sonntag wird der Platz Dominium des Comites, und es beginnt, wie gesagt, eine neue Aera — die Zwanzigkreuzer-Aera, wie wir sie nennen wollen, denn so viel beträgt von heute an das Entrée für die Besucher des Festplatzes. Von Baulichkeiten sind seit unserem vorigen Besuche manche neu emporgewachsen. Ein photographisches Atelier, eine ganze Colonie von Restaurationen im sogenannten „Rustenschacher", rechts vom Gabentempel und gleich hinter demselben eine Singspielhalle — welcher, wie es scheint, man in Wien nirgends entrathen kann, de gustibus etc. etc.

Die Schießhalle ist nun auch im Innern vollständig eingerichtet, und bei den Schießständen für die Festscheiben, je zehn für Stand- und Feldscheiben, werden bereits kleine Conventikel abgehalten, und die Chancen besprochen, die Jeder für Herausholung der Festgaben in Hand und Aug zu besitzen glaubt. Von den Scheibenständen blinken schon zwei Probescheiben herein, und machen das Herz jedes Schützen höher schlagen. Mit andächtig gespitzten Ohren drängt sich das Publikum an die Gruppen der lebhaft conversirenden Wiener Schützen heran, aber es kann nur wenig profitiren, denn es wird da sehr viel „Latein" consumirt, und das wird nicht einem Jeden in die Wiege gelegt.

In der Festhalle, deren Hauptportal bereits die inhaltschwere Devise: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!" trägt, treffen wir bereits jedes Ding auf seinem Platze. Der Tische und Bänke unabsehbare Reihen, die Tribune aufgerichtet, und der Stimmmächtigen harrend, die das kühne Wagniß unternehmen wollen, von hier die festlich tosenden Massen mit ihrem Worte zu beherrschen. Einen imposanten Anblick gewähren die Gaslustres. In der Mitte der Lustre aller Lustres, ein zierliches Ungethüm, eine Art Monstre-Crinoline, 22 Fuß hoch, deren untere Oeffnung den bescheidenen Durchmesser von drei Klaftern hat. Noch 16 ähnliche Lustres — mit 10 Fuß Durchmesser — werden die Halle beleuchten, und der Gasflammen, deren grelles Licht durch matte Glaskugeln wohlthätig gedämpft wird, im Ganzen 2000 sein.

In der Festküche ist ebenfalls Alles in voller Bereitschaft. Wir wollen unsere Leser nicht mit der Aufzählung aller in enormen Massen herbeigeschafften Utensilien behelligen. Als eines neuen Unternehmens müssen wir einer Douche-Anstalt erwähnen, welche, so recht bei der Hand, neben der Schießhalle errichtet wurde. Zwei geschmackvolle Zelte zur Conversation, 40 Cabinen und 25 Douchen haben die Bestimmung, dem erregten Schützenblute Abkühlung und Auffrischung zu bieten.

Der Festplatz selbst hat seit unserem letzten Berichte vollständig die Physiognomie geändert. Rüstig hat inzwischen die Walze gearbeitet. Alle Wege sind planirt und geschottert worden, freundliche Kioske, den Sodalisken geweiht, garniren die einzelnen Hallen; alles Gerüst- und Bollenwerk ist aus dem Wege geräumt und an den Gartenanlagen wird eifrig gearbeitet.

Eine Vorahnung festlich gehobener Stimmung liegt bereits über dem ganzen Platze, hie und da tangen schon die schmucken Unifor-

Digitized by Google

men der Schützenwache auf, zahlreiche Besucher und Besucherinnen, unter ihnen unsere schönsten Vorstadtblüthen mit ihrem naiv-heiterem Geplauder, tummeln sich in den Hallen und vor der Restauration herum, verschiedene Specialcomites tagen da unter freiem Himmel und vervollständigen das Bild des fröhlich pulsirenden Lebens, das heute schon den Prater erfüllt.

Mannichfaltigkeiten.

(Erziehungs-Methode im Jesuiten-Gymnasium am Freinberg.) Die „Linzer Tagespost" veröffentlicht folgende Zuschrift: Im Jesuiten-Gymnasium am Freinberg besteht seit mehreren Jahren unter den Studirenden ein religiöser Verein unter der Benennung: „Marianische Congregation". Es ist eine bekannte Thatsache, daß diejenigen Studirenden, welche Mitglieder dieser Congregation sind, von den PP. Jesuiten in jeder Beziehung, wie z. B. in der Kost, Behandlung u. s. w., vor den übrigen Studirenden auffallend bevorzugt werden. Vor einigen Jahren ließ sich nun ein Studirender der dortigen dritten Gymnasial-Classe, der nicht Mitglied dieser Congregation war, gekränkt durch die Zurücksetzung Derjenigen, die keine Neigung hatten, sich jener frömmelnden Genossenschaft anzuschließen, hinreißen, gegenüber einigen seiner Studien-Collegen über diese Congregation mißliebig sich zu äußern; aber siehe da, die Strafe für dieses in den Augen der PP. Jesuiten schreckliche Verbrechen ereilte gar bald den armen Studiosus. Als eines Abends die Studirenden sich zum Nachtmale entfernten, wurde derselbe von dem Präfecten zurückbehalten und dann in einen nur durch ein kleines Oellämpchen matt erleuchteten Saal abgeführt. Bei dem Eintritte in diesen Saal ließ sich aus einem finsteren Winkel desselben ein dumpfes, grausiges Brummen und Grinsen vernehmen; hierauf trat aus dem Dunkel eine colossale, in einen rauhen, langen Pelz ganz eingehüllte, mit einer häßlichen Gesichtslarve vermummte und mit einer langen Birkenruthe bewaffnete Krampusgestalt hervor, in welcher der arme Studiosus später den Fleischer des Institutes zu erkennen glaubte. Dieser Krampus löste nun dem armen Inquisiten die Beinkleider ab, legte ihn über einen bereitstehenden Stuhl und applicirte ihm sodann auf die selbst von der leinenen Bedeckung entblößte Kehrseite des lieben Ich mit der scharfen Birkenruthe fünfundzwanzig kräftige Hiebe, während welcher Tortur der Herr Präfect den Armen mit beiden Händen auf dem Stuhle festhielt. Diese den Herren PP. Jesuiten durch Zeugen zu erweisende Thatsache ist übrigens nicht die einzige Art der in jener Erziehungsanstalt üblichen Züchtigungen und zeigt wohl deutlich, auf welch inhumane, eines öffentlichen Institutes gewiß höchst unwürdige Weise im Jesuiten-Gymnasium am Freinberg gegen die studirende Jugend vorgegangen wird. Die Veröffentlichung dieser Thatsache scheint daher sowohl im Interesse der studirenden Jugend als in dem ihrer Eltern höchst angezeigt.

(Ein Recept für Weltmänner.) Es ist, wie sich das „Siècle" seinem ausgedehnten Leserkreise mitzutheilen beeilt, nunmehr ein Büchlein erschienen, „Guide des gens du monde", aus dem Jeder lernen kann, wie man ein Weltmann wird und sich als solcher beträgt. Vor Allem muß man sehr viel Geld haben, und dann jeden Tag wenigstens sechsmal die Handschuhe wechseln: des Morgens zum Kutschiren Rennthierlederhandschuh, auf der Jagd Gemsleder-, zur Rückfahrt im Tilbury Castorhandschuhe, zur Spazierfahrt im Bois farbige Chevreau, zum Diner gelbe Handschuhe von Hundsleder, Abends auf dem Ball weiße mit Seiden gestickte Cannequin (Art indischer Wolle), die Zwischenzeit mit dem Aus- und Anziehen dieses für den höheren und höchsten Schliff unentbehrlichen Handwerkszeuges ausgefüllt. Zum Trost für Leute, die nicht im Stande sind, jeden Tag sechs Paar Handschuhe anzuziehen, wird beigefügt, daß Der, welcher zwei Paar des Tages verbraucht, immerhin schon einigen Anspruch auf guten Ton machen darf.

(Gemüthliches aus Alexandrien.) In Alexandrien nimmt die öffentliche Unsicherheit zu. Vor einigen Tagen wurde bei einem der sogenannten Cafés chantants eine förmliche Schlacht geliefert und nicht weniger als 50 Revolverschüsse abgefeuert. Drei Personen blieben todt, mehrere wurden verwundet. Die Consulats-Behörden scheinen die Sache sehr leicht zu nehmen.

Correspondenzen.

Wiesbaden, 15. Juli.

Unsere Concert-Saison ist im schönsten Glanze. In dem zweiten, von der Kursaal-Administration arrangirten Concerte, hörten wir, nach einer von unserm Theater-Orchester vortrefflich vorgetragenen Ouvertüre, den Cello-Virtuosen Herrn Mahlknecht aus Berlin, welcher mit meisterhafter Technik seine Phantasie vortrug, ferner ein Klavierconcert von Hiller, welches Herr Jaell mit bekannter Bravour interpretirte. Mit besonderer Auszeichnung wurden die Gesangsnummern des Tenoristen Herrn G. Müller und der Coloratursängerin Fräulein Sessi von Frankfurt aufgenommen. Herr Müller sang eine Arie aus der weißen Dame zart und poetisch schön. In den von ihm vorgetragenen Liedern von Schubert und Abt zeigte er, daß er in die Reihe der gefühlsbegabtesten deutschen Liedersänger gehört. Eines derselben mußte er wiederholen. Fräulein Sessi trug mit virtuoser Leichtigkeit eine Arie der Königin der Nacht vor und entzückte zugleich durch die reizende Jugendfrische ihrer Stimme. In den Proch'schen Variationen zeigte sie besonders, wie brillant sie ihre Mittel zu verwenden weiß und wie künstlerisch sie dieselben ausgebildet hat. Das am Schlusse von Fräulein Sessi und Herrn Müller vorgetragene Duett aus Linda ward schwungvoll, mit lyrisch-dramatischem Ausdruck, executirt und erregte einen allgemeinen Beifallssturm.

Aus der Bergstraße, Mitte Juli.

Unsere schöne Bergstraße wird immermehr ein Lieblingsaufenthalt für Fremde, selbst aus weiter Ferne, welche gewiß mit Recht es vorziehen, statt nach luxuriösen Badeorten zu gehen, einige Wochen in unserer paradiesischen Gegend zu weilen und hier sich wahrhaft zu erholen. Am stärksten ist zur Zeit Jugenheim besucht, dessen wahrhaft idyllische Umgebung viele Naturfreunde anzieht, zumal daselbst an Comfort Alles geboten ist, was bei einem Landaufenthalt auch von den selbst an Luxus gewöhnten Gästen beansprucht werden kann. Zu dem auch älteren Besuchern Jugenheims wohl bekannten Rehfuß'schen Gasthaus ist jetzo noch das Hotel zur Post gekommen, welches in modernster Art erbaut ist. Die Kaiserin von Rußland ist für den 19. August auf dem Heiligenberg angemeldet, für deren Gefolge wurde dieser Tage ein große Anzahl Wohnungen für die Dauer von vier, eventuell sechs Wochen gemiethet. Anfang August wird der Kaiser von Rußland eintreffen und ist ein 14tägiger Aufenthalt desselben in Aussicht genommen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 17. Juli: **Das Nachtlager in Granada.** Romantische Oper in 2 Acten von Friedrich Kind. Musik von Kourabin Kreutzer.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 192.)

Samstag, den 18. Juli: **Aschenbrödel.** Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 193.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 198. Samstag, den 18. Juli 1868.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Novelle aus dem Nachlaß Theodor Mügge's.

(Schluß.)

Noch war Alles ruhig in dem Hause des Oberst Wangelin. Das Getümmel und Schießen aber hatte die Bewohner aufgeschreckt, die Thür war geöffnet und unaufhaltsam stieg Hennigs die Treppe hinauf.

„Was gibt's? Was ist geschehen?" rief ihm ein Mann im Nachtkleide entgegen, der in der einen Hand ein Licht, in der anderen den bloßen Degen trug.

Ein heftiger Schlag warf sein Schwert zu Boden, — ein Dutzend Bewaffneter umringte ihn.

„Im Namen des erhabenen Kurfürsten, Ihr seid mein Gefangener!" rief ihm der Anführer zu, bei dessen Anblick Wangelin erbleichte; und wie vernichtet lehnte er an die Wand. „Nach dem Befehle meines Herrn werdet Ihr Euch nach der Festung Peitz begeben, Herr Oberst, und dort Euer Schicksal erwarten. Mir ist die Pflicht geworden, Euch sicher dahin führen zu lassen."

Eine Dame drängte sich in den Kreis und mit beiden Armen umklammerte sie den Obersten. Ihr langes blondes Haar floß aufgelöst über den Rücken und das blasse Gesicht war mit Thränen bedeckt.

„Thekla!" rief Hennigs erschrocken, indem er auf sie zutrat. „Himmel, was wollen Sie hier, Fräulein?"

„Bleiben Sie und lassen Sie mich!" rief sie befehlend. „Ich gehöre hierher; oder wollen Sie die Barbarei so weit treiben, mich von meinem Bruder zu trennen?"

„Ich habe keinen Befehl, der dieß bestimmt", erwiderte Hennigs, „aber . . ."

„Nun, so lassen Sie uns, mein Herr. Wir werden der Gewalt gehorchen und uns zur Reise bereiten."

„Gern will ich Alles zur Erleichterung Ihres Schicksals versuchen", tröstete er; aber alle ihre Geberden gaben die heftigste Abneigung kund, und bekümmert winkte Hennigs seinen Begleitern, während er selbst sich entfernte.

8.

Noch lag der Nebel dicht über den weiten Brüchen der Havel, als drei Tage später der kühne Prinz von Hessen mit kaum zwölfhundert Reitern den ungestümen Angriff bei Havelberg begann, und so die Schlacht herbeiführte, die in der Brust jedes Preußen ewig unvergeßlich sein wird.

Geleitet von seiner stürmischen Hitze, wirft der Prinz Alles vor sich nieder; aber jetzt ermannen sich die Schweden; schamvoll erblicken sie den kleinen Haufen und werfen sich mit Wuth auf ihn. Von allen Seiten umringt, vom fürchterlichen Feuer zerschmettert, wanken die tapferen Schwadronen und wenden ihre sehnenden Blicke zurück, wo Boten auf Boten fliegen, um den Kurfürsten eilig herbeizurufen.

Dieser durchschritt indeß sein kleines Heer, um es noch einmal zum nahen Kampfe anzuspornen.

Schon war er den tapfern Dragonern, die Hennigs führte, vorüber, da fühlte sich dieser beim Arm gefaßt, und als er sich umblickte, hielt der Vetter Froben bei ihm.

„Was ist Euch, lieber Vetter?" sagte Hennigs besorgt. „Ihr müßt sehr krank sein, so bleich und matt hab' ich Euch noch nie gesehen."

Eine flammende Röthe bedeckte das Gesicht des Stallmeisters.

„Ihr täuscht Euch wahrhaftig", entgegnete er, „ich bin gesund, vollkommen gesund."

„Nein, Ihr seid es nicht", sagte Hennigs gutmüthig. „Bleibt heute zurück, Vetter, überlaßt Andern einmal Euer Amt."

„Nein, nimmermehr!" rief Froben mit seltsamer Heftigkeit. „Niemand soll sagen, daß ich den Tod fürchte. — Hört mich an", fuhr er fort, und winkte dem Oberstlieutenant etwas weiter, „aber ich bitt' Euch, lacht nicht. In dieser Nacht habe ich das Gespenst wieder gesehen, und ich überlebe den heutigen Tag nicht. Ich bitte Euch, schweigt, Ihr werdet mich keines Andern überführen. Nun weiß ich, daß Ihr der lieben Dorothea von Herzen gut seid, und darum schon versprecht mir, Sorge für sie zu tragen."

Gerührt drückte ihm Hennigs die Hand.

„Solltet Ihr sterben, was ich nicht hoffen will, so verlaßt Euch darauf", sagte er. „Im andern Fall bringt Ihr meinen letzten Gruß."

In diesem Augenblicke ward nach dem Oberstlieutenant gerufen. Ein eiliger Befehl trieb ihn und seine Schaar in vollem Lauf der Rosse gegen den Kampfplatz, und wie ein Gewitter stürzten die Dragoner gegen den Feind.

Der Ausgang ist bekannt. An der Spitze des Regiments vollbrachte Hennigs Wunder der Tapferkeit, wie alle Berichte dieser Schlacht erzählen. Er war es, der die Sandberge gegen alle Angriffe der Schweden behauptete, dann stürzte er hinab und mit unwiderstehlicher Kraft vernichtete er den Widerstand der alten versuchten Schaaren. Der Sieg war vollendet. Von allen Seiten flohen die Reste des schwedischen Heeres, und nur ein Befehl des Kurfürsten konnte Hennigs von der Siegesbahn zurückrufen.

Er traf den Fürsten noch auf seinem Platze an den Sandbergen, von wo er die Schlacht geleitet hatte.

Aus den schönen, kriegerischen Zügen des Helden leuchtete die Siegesfreude mit der Trauer um den Verlust so vieler Tapferen, die seinem Herzen theuer waren, und nicht weit von ihm lag der Leichnam seines Vetters, des edlen Froben, der seine unerschütterliche Treue mit dem Tode bezahlt hatte.

Digitized by Google

Mit stummem Entsetzen erkannte Hennigs den zerschmetterten Körper, und ohne die Gegenwart des Fürsten und seines Gefolges zu beachten, kniete er nieder, schloß ihn in seine Arme und weinte laut.

„Ja", sagte Friedrich Wilhelm gerührt, „Ihr müßt ein edler Mann sein, da Ihr um Den weint, der Euch mannichfach hinderlich war. Euer Herz wird Euch dafür belohnen; aber das Vaterland und Euer Fürst sind für den heutigen Tag Eure ewigen Schuldner geworden und diese dürfen nicht zurückbleiben." Er zog das Schwert. „Kniee nieder, Joachim Hennigs", sagte er, „und stehe auf als Ritter und Edler: Hennigs von Treffenfeld! denn so sollst Du heißen zum ewigen Andenken Deiner Thaten." Er berührte hierbei seine Schulter, hob ihn dann empor, umarmte ihn und fügte der Fülle seiner Gnade die Erhebung zum Obersten hinzu.

Noch an demselben Tage unterschrieb der Kurfürst die Patente im Amtshause zu Fehrbellin, und gewährte dann dem neuen Obersten einen kurzen Urlaub, um, wie er sagte, seinen zagenden Muhmen Trost und frohe Botschaft zu bringen.

Ich sage nichts von dem Wiedersehen nach so langer Trennung. Die Base konnte nicht aufhören, den Ruhm und den Glanz ihres lieben Schwestersohnes zu preisen, und Dorothea war glücklicher, als Worte sagen können, obgleich dem armen Froben auch ihre Thränen flossen.

Bald war ihr Verlöbniß öffentlich gemacht, und als Stettin nach harter Belagerung mit dem Schlusse des Jahres in die Hände der tapferen Brandenburger gefallen war, kehrte Hennigs nach Berlin zurück, um Hochzeit mitten im Sturm der Waffen zu machen.

Von der Geisterbeschwörung im Schlosse, die er ihr enthüllte, betheuerte sie ihm, daß, als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, sie in den Thurm geschlichen, dort habe der Zufall ihr eine geheime Thür gezeigt, durch welche sie unentdeckt in einen kleinen Gang und so in das Zimmer der Mutter Frobens gekommen sei.

Der tapfere Oberst Hennigs von Treffenfeld vollbrachte noch viele Thaten zum Heil des Vaterlandes und seines Fürsten, der ihm stets gewogen blieb.

Die Shoddies.

(Schluß.)

Ich habe gefunden, daß man im blasirten Europa bereits dahin gelangt ist, auch in socialen Dingen die faits accomplis anzuerkennen; man neigt sich respectvoll vor Herrn N. N., weil er reich ist, und scheert sich nicht darum, wie er es geworden. Herr N. N. ist ein respectabler Mann, weil er Geld hat, mag dieser Reichthum nun auf Kosten des Staates erworben sein oder mögen das Herzblut und die Thränen armer Betrogener daran haften. Nicht so in der Union, wo die öffentliche Meinung unumschränkt regiert. Sie kennt keine Beschönigung der Gewissenlosigkeit, sie urtheilt mit puritanischer Strenge, ihr vermag sich selbst der reichste Mann nicht zu entziehen, und während in Europa sogar häufig genug der aristokratische Kastengeist sich vor dem Geldsack des Betrügers beugt und so der Macht der Thatsachen huldigt, verschließt man hier sein Haus vor dem Nabob, dessen Millionen aus diebischer Quelle stammen. Der Shoddy bleibt Shoddy inmitten seiner Reichthümer, seine Töchter finden keinen Beau aus der respectablen Gesellschaft, zu seinen Soiréen drängen sich nur Schmarotzer, deren Reputation zweifelhafter Natur ist. Der Shoddy ist gewissermaßen gezwungen, Privatmann zu sein und zu bleiben. Wer würde ihm seine Stimme geben, wo es sich um die Wahl zu einem Ehrenamte handelt? Wer könnte mit ihm in vertraulichen Geschäftsverkehr treten, ohne befürchten zu müssen, die Solidität seiner eigenen Unternehmungen verdächtigt zu sehen? Die Söhne der Shoddy werden ohne Zweifel, wenn sie mit ihren Grundsätzen nicht in die Fußstapfen des Vaters treten, ihre shoddyhafte Abkunft vergessen machen, aber dazu bedarf es sicher immer einer geraumen Zeit.

Fast ohne Ausnahme stammt der Shoddy aus der Hefe des Volkes. Erziehung und Bildung gehen ihm ab, aber jene gemeine Schlauheit ist ihm eigen, die, verbunden mit einem elastischen Gewissen, oder besser gesagt, mit einer vor nichts zurückschreckenden Charakterlosigkeit, ein Individuum entweder ins Zuchthaus oder zu großen Reichthümern führt. Die Frau des Shoddy, von gleicher Abkunft, ist gemein wie er und liefert in ihrer Gespreiztheit als vornehm und respectabel sich dünkende reiche Lady eine köstliche Charge aus dem Familienleben des Parvenuthums. Gleicht ihr Gatte gemeiniglich einem Tanzbären, so macht sie jedenfalls mit ihren Ringen, Bracelets und Ketten den Eindruck eines im Fleischerladen paradirenden aufgeputzten Spanferkels. Während der Herr Gemahl den Mäcen und Protector bei Leuten spielt, die arme Teufel genug sind, sich für Geld tyrannisiren zu lassen, pflegt Mistreß Shoddy, welche ihr Englisch mit dem breiten Accent eines pennsylvanischen Kohlengräbers spricht, sich in der Rolle einer Empfindsamen zu gefallen. Sie plaudert gar von ihren Vorfahren, die nach ihrer Versicherung Baronets und Esquires waren und im vorigen Jahrhundert von England nach der Union auswanderten; sie hat überhaupt eine Vorliebe für blaues Blut und somit eine geheime Sympathie für die Pflanzerbarone des Südens, denen ihr Gatte eigentlich indirect durch seine betrügerischen Lieferungsgeschäfte während des Krieges in die Hände arbeitete.

Weil nun die Shoddys sich, ungeachtet ihrer Dollars, in den sogenannten höheren Gesellschaftskreisen der Union kein Ansehen verschaffen können, so umgeben sie sich zu Hause mit einem fabelhaften Luxus, damit die minder aristokratische Welt wenigstens vor ihrem Reichthume Respect habe. Da aber Mister und Mistreß Shoddy so wenig etwas vom guten Geschmack wissen, wie die Heuschrecken vom Flötenspiel oder der Lappländer vom Johannisberger Ausbruch, so paßt in ihren Salon jeder Luxusgegenstand zum anderen wie die Faust aufs Auge. Mister Shoddy wird nicht müde, den Besuchern seiner Soiréen mit Selbstgefühl zu erzählen, was jedes Ding gekostet habe, das man in seinem geschmacklosen, überladenen Salon erblickt. Dabei preist er vor Allem seine Gemälde, nach seiner Betheuerung Originalwerke von „Rubens oder wie die Kerls heißen mögen", aus Europa eigens für ihn importirte Meisterstücke, die in Wahrheit aus einer Newyorker Oelbilder-Fabrik stammen und das abscheulichste Farben-Conglomerat sind, das sich ausdenken läßt. Mistreß Shoddy fügt lächelnd hinzu, auf das Portrait ihrer ältesten Miß deutend, die im Bilde etwa so aussieht, als sei sie aus Kirschbaumholz geschnitzt, daß sie, Mistreß Shoddy nämlich, dem Künstler besonders aufgetragen habe, die goldenen Armspangen, Colliers und Ohrgehänge der Miß Mary so zu malen, daß man augenblicklich erkenne, das Gold sei aus den Bergwerken, die Mister Shoddy in Colorado besitze.

Um den Gesellschaften, die er in seinem Stadthause oder auf seinem Landsitze veranstaltet, einen gewissen Anstrich von Noblesse zu geben, treibt Mister Shoddy für dieselben arme französische Marquis und Vicomtessen oder hungrige deutsche Barone auf, die, durch widrige Schicksale nach Amerika verschlagen, dort durch Unterrichtgeben im Clavierspiel und in Sprachen ein kümmerliches Dasein fristen. Ein solcher unglücklicher Marquis oder Baron erhält am Morgen des Tages, an welchem er als distinguirter Fremder in dem Salon des Mister Shoddy zu figuriren hat, von diesem eine tadellos erscheinende Toilette übersendet, Lackstiefel und Glacés einbegriffen, um die Rolle eines first rate gentleman würdig und elegant durchführen und Jenen imponiren zu können,

Digitized by Google

welche Todesverachtung genug besitzen, um eines guten Diners oder Soupers willen der Einladung eines Shoddy Folge zu leisten. Der arme Marquis ist natürlich entzückt; er berechnet, daß diese elegante Toilette, die nun sein Eigenthum ist, ihm auf die Dauer der nächsten Monate eine respectable Erscheinung sichert. Freudig findet er sich mit dem cavaliermäßigsten Ansehen bei der Familie Shoddy ein, entledigt sich der ihm gewordenen Aufgabe mit allem Empressement eines dankbaren Gemüthes, findet den Wirth, die Wirthin, die Töchter unvergleichlich, ergeht sich über ihren feinen Tact, ihre Liebenswürdigkeit, ihre wahrhaft vornehme Lebensweise in überschwenglichen Metaphern, erklärt sogar, daß man nur in Paris solche exquisite Soireen zu geben vermöge, fabelt nebenbei von der eigenen glänzenden Stellung und entfernt sich schließlich mit dem Bewußtsein, als erkenntlicher Mann seine Schuldigkeit gethan zu haben, seiner Verpflichtung getreulich nachgekommen zu sein.

Der arme Marquis aber hat die Rechnung ohne den Wirth, oder richtiger ohne den Mister Shoddy gemacht. Dieser, obwohl er für sich verschwenderisch, ist keineswegs geneigt, es für Andere zu sein, und das alte Shoddythum liegt ihm noch zu sehr im Blute, als daß er es dort verleugnen sollte wo, er seine Nebenmenschen mit guter Manier hinter's Licht führen und dabei zugleich seine sonstigen Zwecke erreichen kann. Der arme Marquis wird also sehr bald gewahr werden, daß er statt eleganter Toilette nur Shoddy an seinem hageren Leibe trägt. Der erste Regen, dem er sich aussetzt, wird ihn belehren, daß sein gentecler Hut ein elender gefärbter Pappendeckel ist, dessen Farbe ihm vernichtend über Rock und Weste niederträufelt; eine etwas rasche Verbeugung, die er auf der Promenade einigen Damen macht, wird seinen Frack im Rücken und sein Beinkleid an den Knieen spalten, und er kann noch von Glück sagen, wenn nicht schon am Tage nach der Soiree mitten auf dem Broadway und in elegantester Umgebung seine Lackstiefel plötzlich ein Froschmaul zeigen, das nichts zu wünschen übrig läßt. Was soll man dazu sagen? Die Shodies sind eben als Millionäre unverbesserlich.

Aurora, Illinois, den 21. Juni 1868.

Dr. Theodor Canisius.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Teltower Tanz-Ukas.) Das brandenburgische Städtlein Teltow, eine jener Oasen, welche die Einöde der märkischen Sandwüste unterbrechen, nahe der Metropole des norddeutschen Musterstaates der Intelligenz, ist neben der von der Gourmandise mit Recht geschätzten Cultur seiner Rübe in jüngster Zeit auch noch in anderer Weise bekannt geworden. In Teltow, der Heimath dieser würzigen Rübe, thront ein Landrath, der ein gar gestrenger und ganz aparter Herr sein muß. Kaum war in dem stamm- und geistesverwandten Mecklenburg jener unvergeßliche Ferman — wir bitten die türkische Staatsanwaltschaft um Nachsicht, wenn diese Parallele Haß und Verachtung gegen eine osmanische Staatseinrichtung enthalten sollte — einer hochweisen Magistrats-Polizei erschienen, der den Knechten, Gesellen und Lehrburschen das Ausbleiben über die Stunde des Zapfenstreiches untersagt, als auch der Herr Landrath in dem Lande der Rüben nicht zurückbleiben wollte und jene Verfügung erließ, welche den ländlichen „Unterthanen" seines Kreises in ihrem Interesse das Tanzvergnügen auf vier Abende im Jahre beschränkt und den häufigern Genuß desselben von hoher obrigkeitlicher Erlaubniß abhängig macht. Dieser Ukas, der vor Kurzem seinen Rundgang durch die Presse machte und selbst in Kreisen Aufsehen erregte, in denen sonst nichts, was aus Mecklenburg kommt, Verwunderung erregt, ist nun auch Gegenstand einer poetischen Verherrlichung geworden. In dem Neste der „Berliner Wespen" ist ein Homer erstanden, der den landräthlichen Krieg gegen die Tanzmusik in nachstehenden Versen besingt, die ein Hauch von dem Geiste Bürger'scher Poesie durchweht. Der Chor der Wespen singt also:

Es gehet und wehet die Kunde durchs Land,
Es tagten die Räthe am Havelstrand,
Im „Amtsblatt" steht es geschrieben:
„Des Tanzes verlockende Lustbarkeit
Sei streng überwacht; Ihr treibt es zu weit
Im Lande der Teltower Rüben!"

Gehorsam dem hohen Regierungs-Erlaß,
Verstummen die Geigen, die Flöten, der Baß,
Die Musici schnüren den Ranzen,
Im Teltower Kreise wird's öde und leer,
Der strenge Herr Landrath gestattet nicht mehr
Als viermal im Jahre zu tanzen.

Der Schmetterling wiegt sich auf duftigem Klee,
Die Fischlein springen so lustig im See,
Es tanzen die Ratten im Stalle,
Es schnäbeln und tänzeln die Vöglein im Bau,
Es hüpfen die Böckchen auf blumiger Au:
Am Tanzen erfreuen sich Alle!

Der Mensch nur, er trägt einen Hemmschuh am Bein;
Will er sich an Polka und Walzer erfreu'n,
So muß er den Landrath erst fragen.
Was hat denn verbrochen das schöne Geschlecht,
Daß man ihm verkümmert sein uraltes Recht,
Ein Tänzchen an festlichen Tagen?

Ihr saht es ja sonst wohl so gern, so gern,
Wenn Jeder getanzt nach der Pfeife des Herrn, —
Nun zieht Ihr dem Tanzgelüst Schranken;
Und nähm't Ihr dem Bauer den fröhlichen Muth,
Es wäre am Ende nicht gut, nicht gut:
Dann käm' er auf schlechte Gedanken!

(Schützenfest in Newyork.) Am 26. Juni hat das große deutsche Schützenfest begonnen und ein Zug von einigen 20,000 Menschen, zusammengesetzt aus Schützenvereinen, Sänger-, Turn- und andern Genossenschaften, Wehrvereinen und anderen militärischen Corporationen, marschirte durch die fahnengeschmückten mit jubelnden Zuschauern gedrängten Straßen. Auf hohem mächtigen Wagen erschien König Gambrinus mit seinem Hofstaate, auf andern Wagen repräsentirten stattliche, weibliche Gestalten die amerikanischen und deutschen Staaten. Dazu kräftige Männerchöre aus Sänger-, Turner- und Schützenbrust, Trommelschlag, schmetternde Blechmusik, Kanonendonner und lauter Jubelruf, immer wieder neu hervorgerufen durch Ströme von Bier, die allenthalben die Theilnehmer am Zuge erquickten, und durch die Grüße von den Fenstern herab, wirkten zusammen, eine Scene zu erzeugen, wie sie Newyork noch nicht gesehen. Die Preise für das Schießen stellen einen Werthbetrag von zusammen 35,000 Dollars dar, darunter 100 Dollars seitens des Congresses und eine goldene Medaille als Geschenk der städtischen Vertretung von Newyork. Der Zug begab sich auf Dampfern den Fluß hinauf nach Jones' Wood, wo die Schießstände und die große Festhalle sich befinden.

Digitized by Google

(Eine neuentdeckte Höhle.) Man schreibt aus Ellrich, 11. Juli: Die Linie der in Angriff genommenen Bahn Nordhausen-Northeim machte hier im sogenannten „Himmelreich" die Anlage eines Tunnels nöthig. Rüstig ward an dem schweren Werke schon mehrere Monate lang gearbeitet. Von beiden Seiten des Berges hat man einen Richtstollen eingetrieben, und diese Arbeit ist so weit vorgeschritten, daß in nächster Zeit der Durchschlag geschehen muß. Die Bergleute freuen sich gewaltig auf dieses Ereigniß, wenn die von beiden Seiten des Berges Arbeitenden sich erst einige Tage gegenseitig hämmern, klopfen und schießen hören und endlich dann „tief unter der Erd'" ihr „Glück auf!" einander zurufen können. Inzwischen aber wurde, am 9. M., ganz unverhofft den von Ellricher Seite einfahrenden Bergleuten eine Ueberraschung zu Theil. Man schlägt auf einmal durch, sieht aber durch die Oeffnung nicht den entgegenarbeitenden Kameraden ins Gesicht, sondern in einen dunkeln Raum. Die Oeffnung wird vergrößert und man entdeckt eine ungeheure Höhle. Tags darauf wurde dieselbe von etwa 30 Bergleuten und Bewohnern aus Ellrich unter Anführung des Steigers Müller jun. befahren. Hier, wo noch kein menschlicher Fuß gewandelt, drangen die Bergleute vor und postirten sich mit ihren Grubenlichtern an verschiedenen Stellen. Ein überwältigender Anblick! Die Höhle hat meist ganz glatte Wölbung. Bei mehr als 500' Länge und 200' Breite beträgt ihre Höhe etwa 150'. Ein Bach, die Verbindung zweier großer Teiche, fließt durch die Höhle. Fischottern, welche hier wer weiß wie viele Jahre ungestört gehaust, entwichen eiligst. In der Mitte der Höhle fällt vom Gewölbe hernieder ein kleiner Wassersturz, welcher das darunter liegende Gestein in mancherlei Formen ausgewaschen. Nach den Namen der beiden Tunnelbau-Unternehmer nennt man die neuentdeckte Höhle bereits Müller- und Schulze-Höhle. Mehrere Seitenräume lassen noch bedeutendere Erweiterungen vermuthen; von einer Spalte aus gewahrte man noch einen unterirdischen See.

(Gegen die Kämpfer für die Rechte der Frauen) tritt nun auch die Satire in die Schranken. In Boston hat ein Zukunftsdrama das Licht der Welt erblickt, das den Titel führt: „Der Geist des Jahres 76 oder das Weib der Zukunft". Das Stück spielt im Jahre 1876, wo nach der Ansicht Vieler die sociale Revolution schon zum Durchbruch gekommen ist. Die Damen reiten, jagen und fischen, sitzen zu Gericht, ziehen die Steuern ein und machen den Männern die Cour. Die letzteren sind in der That von allem andern ausgeschlossen und ihre sociale Stellung ist eine vollständig passive geworden, wobei ein passendes, bescheidenes, schüchternes Wesen ihnen zur Zierde angerechnet wird. Ein hervorragender weiblicher Archäologe macht die Entdeckung, daß Shakespeare ein Weib gewesen. Die ganze Poesie der Vergangenheit wird für die veränderten socialen Beziehungen der Geschlechter umgearbeitet und Julie lockt ihren Romeo durch eine abendliche Serenade vom Altane herab in den Garten. Das Stück wird in Boston nur in Privatkreisen aufgeführt, findet aber soviel Beifall, daß sein Erscheinen auf der Bühne wohl bald zu erwarten ist.

(Der Scharfrichter von London, Master Calcraft) ist eine sehr bekannte Persönlichkeit und bei jeder Hinrichtug wird er vom Volke mit Pfeifen, Schimpfreden und auch Realinjurien, bestehend in Werfen mit faulen Aepfeln, begrüßt. Herr Calcraft ist diesen Empfang so gewöhnt, wie die Beleidigenden darauf eingeübt sind, denn der Galgen hat so gut seine Stammgäste, wie Theater, Kirchen und Kneipen. — Es liegt auf der Hand, daß diese Zornesausbrüche nicht der Person, sondern nur dem Amte des Mannes gelten. Nichts desto weniger hat sich ein Reverend, ein anglicanischer Geistlicher, gefunden, der es sich in den Kopf gesetzt hat, den Henker zu rehabilitiren; er hat der „Times" einen Brief geschrieben, in welchem er von dem Vollstrecker auf dem Hochgerichte eine rührende idyllische Schilderung gibt. Calcraft hat weißes Haar, er geht regelmäßig in die Kirche und zum Abendmahl, sein Aussehen ist mild und sanft. Wenn man nur sein „ehrwürdiges Antlitz" sieht, wird man von Ehrfurcht ergriffen. Vortrefflicher Familienvater, treuer Freund, guter Nachbar, mangelt ihm nichts zu einem Muster socialer Tugenden. Daher ist es eine elende Verleumdung, daß sein Anblick Schauder errege, daß er hartherzig und bei seiner Arbeit ohne Gefühl sei. Es fehlt nur noch, daß der gute Reverend uns erzählte, er habe stets Thränen im Auge, wenn er dem Delinquenten den Strick um den Hals lege und ihm die Kappe über den Kopf ziehe.

Literatur-Notizen.

Unsere Leipziger „Illustrirte Zeitung" hat ihren fünfundzwanzigjährigen Jubiläumsband vollendet. Wir haben demselben zu Beginn ein Wort des Beifalls und der Ermuthigung in diesen Spalten zugerufen und können auch jetzt nicht unterlassen, zu constatiren, daß manches vortreffliche Erzeugniß, Bildliches und Schriftliches, im Laufe dieses letzten Halbjahres von ihr in die Welt geschickt worden ist, ja daß sie sich zusehends dem Fortschritt zuwendet. Ihr „innerstes Wesen" hat keine Veränderung erfahren, wie es das Vorwort richtig ausdrückt; denn, wie wir ergänzend hinzufügen wollen, was jenes bescheiden verschweigt, es ist keiner wesentlichen Veränderung bedürftig und fähig. Eine Zeitschrift, wie die Illustrirte, der Spiegel der Welt im Kleinen, muß gesetzmäßige Normen anerkennen, außerhalb deren sie sich nicht bewegen und innerhalb deren sie nicht schwanken darf. Das hat das Weber'sche Unternehmen immer richtig beobachtet. Und deßhalb ist es nicht nur unserem großen Publikum, sondern noch mehr unseren Gelehrten und Bibliotheken ein unentbehrliches Compendium, eine getreue Chronik. Die „Culturgeschichtlichen Nachrichten" namentlich sind's, die dem Blatt immer den objectiven, wissenschaftlichen Werth sichern werden. An Inhalt bietet auch dieser neueste Band eine reiche Fülle, wenn auch der Mangel an Sturm in der politischen Welt sich durch eine gewisse Oede in seinen Spalten documentirt. Doch haben prinzliche Reisen, kronprinzliche Heirathen, Reichstag, Zollparlament, Mexico und Magdala immerhin genug bunte Mosaik für die Komik und Tragik der Weltgeschichte geliefert.

Tyrol ist immer noch das Eldorado für die ächten Touristen und wird es wohl auch noch eine Zeit lang bleiben. Jeder neue „Führer" dahin wird willkommen geheißen. Aber nicht auf alle solche Bücher erstreckt sich die althergebrachte gediegene deutsche Weise, für die practischen Interessen wissenschaftliche Monographieen zu liefern, wie sie sich überall im Ausland in die erste Reihe geographischer und topographischer Autoritäten einstellen würden. Natürlich aber ist es, daß solchen Eintagsfliegen die Achtung des deutschen Reisenden von selbst entgegenkommt. Eduard Amthor, Director der Handelsschule in Gera, hat (Gera, E. Amthor) einen „Tyroler Führer" herausgegeben, dem wir mit Zuversicht prophezeien, daß er in einigen Jahren die größte Verbreitung unter den Tyroler Touristen gefunden hat. Dieß Buch ist eine jener eben hervorgehobenen Monographieen, von gediegener Arbeit, aus dreißigjähriger Touristenerfahrung hervorgehend, mit vorzüglichen topographischen Detailkärtchen. Es umfaßt Deutschtyrol und Welschtyrol. Die Brennerbahn, die Gruppe des Großvenedigers und verschiedene andere bedeutende Punkte sind meisterhaft in Wort und Bild dargestellt. Es ist keine Frage, daß das Princip des Verfassers, jedem Touristen seine vollkommen freie Wahl in den Reiserouten möglich zu machen und nirgends vorzuschreiben, sich den Dank aller seiner Clienten erwerben wird.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 18. Juli: **Aschenbrödel.** Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 198.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 199. Sonntag, den 19. Juli 1868.

Auf rauhen Pfaden. *)

Erzählung von E. Diethoff.

Erste Abtheilung.

Ein Anfang und ein Ende.

I.

Wer im Frühjahre 1840 Zeitungen las, konnte, wenn es ihn nicht interessirte zu seinem häufigen Aerger und großer Langweile, von der Handelskrise lesen, welche in London ihren Ausgang und ihren Zug über den Continent genommen hatte, wie ein Schnitter zur Zeit der reifen Garben. Wen es interessirte, der wußte von ihren Schritten zu sagen, auch ohne daß er Zeitungen gelesen hätte. Es wankten große Häuser und fielen alte Firmen mit wahrhaft tragödienhaftem Pomp und Anstand. Von dem Thurme, der fällt, spricht man, das gibt ein großes Krachen und viel Staub wirbelt auf; wer wird nach den Schwalbennestern fragen, die daran geklebt, und nach der nackten, unflüggen Brut, welche aus den zerstörten auf den Boden geschleudert worden und da zertreten werden?

In der größeren Handelsstadt waren ein paar alte Häuser gefallen, in der kleineren zunächst gelegenen Rheinstadt zuckten ein paar Häuser bedenklich und Eines legte sich ganz um — —, es war keine alte, im Gegentheil, es war eine ganz junge Firma, denn daß K. L. Schwarzholz der kaufmännischen Welt durch Circulär die Begründung seines Commissions- und Speditionsgeschäfts angezeigt und von seiner Unterschrift Vormerkung zu nehmen gebeten hatte, das konnten kaum drei Jahre her sein.

Das obligate Messingschildchen mit der Firma K. L. Schwarzholz, war an keinem der stolzen Kaufmannspaläste angebracht, seine Comptoire hatten nicht ein ganzes Erdgeschoß beansprucht. Den Geschäften der Firma hatte ein gemiethetes Magazin vor dem Thore und eine große Stube genügt, für welche der speculative Tapezierer, der das Haus gebaut, keine andere Verwendung gehabt hatte. In der Belletage dieses Hauses, welches fünf Fenster Front hatte, war die Privatwohnung des K. L. Schwarzholz, des nunmehr fallirten Commissionärs und Spediteurs.

Das Quartier, in welchem das Haus lag, war kein aristokratisches, und die schlichte, bürgerliche Nachbarschaft fröhnte dem Luxus der Zeit nur in sehr bescheidener Weise.

Die Wohnung des K. L. Schwarzholz hatte sich in den letzten zwei Jahren durch elegante Gardinen und schön gehaltene Topfpflanzen vor den Fenstern ausgezeichnet, das war jedoch so ziemlich Alles, was von dem Innenleben der zwei jungen Leute sich kund gab.

Der Mann war fremd zugezogen und die Frau schien kränklich zu sein oder wenigstens sehr zart, denn man sah sie nur selten. Wie ihre Treibhauspflanzen vor ihren Fenstern sich aber von den Gelbveilchen, Reseda- und Rosenstöcken der Nachbarschaft unterschieden, so unterschied sie sich in ihrem ganzen Wesen und Erscheinen von den Frauen, welche jene Blumen pflegten. Sie trug in Toilette, Haltung und Sprache jene elegante Einfachheit zur Schau, welche nicht rasch gelernt werden kann, sondern nur durch lange Uebung und Gewohnheit erworben wird.

Man sagte, die Frau sei aus sehr reichem Hause, und ihre Gewohnheiten, wenn sie auch gleichwie ihr Mann von aller Geselligkeit fern lebte, sprachen für diese Annahme.

Die Nachbarschaft hatte sich im Anfang sehr für die neuen Bewohner des neuen Hauses interessirt, als die Leute aber so sehr eingezogen lebten, so hatte man bald seine Interessen Anderem zugewendet.

Heute aber, an einem windigen, unfreundlichen Märztage, an welchem der Winter mit Schneeflocken und Nordwind gegen den Frühling stritt, sah es in der Belletage des Tapezierhauses anders aus als gewöhnlich; das Comptoir unten war schon eine Zeitlang verschlossen gewesen und das sonst immer so glänzende Messingschildchen war von der Feuchtigkeit schwarz angelaufen; heute war das Comptoir wieder geöffnet und die hübschen, neuen Comptoirmöbel von Eichenholz waren abgestaubt worden; Leute aller Art waren gekommen und hatten daran geklopft, die Schlösser probirt und daran herumgemessen. Handelsherren, junge und alte, Möbelhändler und jüdische Trödler waren durch das trübselige, kalte ungeheizte Comptoir gegangen, sie hatten in den eisernen Geldschrank hineingesehen, die Brahmaschlösser sorgfältig untersucht und die Thüre weit offen stehen lassen, so daß man mit Muse in das eiserne Innere der feuer- und diebfesten Cassen blicken konnte. Dieser oder Jener hatte bei diesem oder jenem Stück Möbel gesagt, daß er Lust dazu trüge, und wie hoch er mitzugehen Willens sei.

Von dem Comptoir stiegen die Möbelhändler und Trödler die Treppe hinan, in das erste Stockwerk, wo heute keine gestickten Gardinen an den Fenstern hingen und die Topfgewächse in einem Winkel bei der Treppe zusammengeschoben waren; sie hatten keinen Werth mehr, denn sie waren zumeist verdorrt und abgestanden und die Töpfe waren zerbrochen.

Die Treppe war schmutzig von den vielen auf- und absteigenden Füßen, und das war sehr natürlich, denn wie gesagt, es war schlechtes Wetter draußen und der Schnee, der vereinzelt in großen Federflocken herabwehte, trug nur dazu bei, den Straßenkoth noch morastiger zu machen.

Die Thür in das große Wohnzimmer stand weit offen, so daß ein unerträglicher Zugwind auf dem Hausflur herrschte, man sah in das Zimmer hinein, das heute einen sehr unwohnlichen Anblick

*) Der Nachdruck wird gewehrt.

Digitized by Google

darbot, und von einer Menge Menschen, die den verschiedensten Gesellschaftskreisen angehörten, erfüllt war.

Jetzt hörte man drinnen eine harte laute Stimme rufen: „Ein Sopha in Mahagony mit sechs Sesseln — grüner Plüsch, noch fast neu — hundert Thaler. — — Eins — zwei — fünf. — — Hundert und fünf Thaler — bietet Niemand mehr? — — — Hundert und fünf Thaler — zum ersten — — zum zweiten — — zu—u—um dritten —!" und der Hammer fiel auf.

(Fortsetzung folgt.)

Alamaco, Prinz von Abyssinien.

Von Maler Victor Lorie.

Alexandria, den 22. Juni.

Die englische Expedition in Abyssinien ist beendigt, so vollständig beendigt, daß sich zur Stunde in Zulla nicht allein kein einziger englischer Soldat mehr befindet, sondern auch der Letzte der Liquidatoren des Commissariats, beauftragt die Installation des Lagers von Annesly-Bai zu Gelde zu machen, den abyssinischen Boden verlassen hat. Dieß ist so sicher, was auch noch gewisse Journale darüber sagen mögen, daß ich in diesem Augenblicke die Abschrift einer heute an die englische Regierung gesandten Depesche lese, welche also lautet: „Das englische Transportschiff „Der Simuhn" mit 25 Offizieren, einer Compagnie Ingenieuren und 27 Invaliden, ist gestern von Alexandria nach Portsmuth abgefahren. Es sind dieß die letzten von Abyssinien kommenden Truppen".

Dieß Capitel der Geschichte hat demnach seinen Abschluß erlangt, aber einen Abschluß, welcher keiner für Abyssinien ist. Die Engländer wollten die von Theodor zurückgehaltenen europäischen Gefangenen befreien und es ist ihnen mit wunderbarem Erfolge gelungen; man verdächtigte sie, in diesem Lande Fuß fassen zu wollen, und sie beweisen ihre aufrichtige Uneigennützigkeit; der letzte Engländer verläßt den Strand von Zulla und diese Invasion hinterläßt keine andere Spur als einige Millionen Maria-Theresien-Thaler, die in den von der Armee durchzogenen Gegenden unter den Eingeborenen, welche Gerste, Mehl und Arme für den Transport des Kriegsmaterials lieferten, vertheilt sind. Diese wenigen Millionen genügen, um Abyssinien in eine Anarchie, schlimmer als jede andere, welcher dieses Land bis jetzt unterworfen gewesen, zurückzuwerfen.

Bereits geben die sich herausfordernden verschiedenen Häuptlinge, wie Waghzum Gobazy, Kassai von Tigre und die Königin der Gallas, das Signal zu mörderischen Gefechten und Verwüstungen, um die Bewohner unter dem Vorwandte des Bürgerkrieges nach Belieben zu plündern und zu brandschatzen. Bereits belehren uns die letzten Nachrichten, daß diese Masse von beiläufig 30,000 Seelen, aus entwaffneten Soldaten, Frauen, Kindern und Sclaven zusammengesetzt, welche nach dem Falle von Magdala wie ein Ameisenhaufen von daselbst herausgezogen, um sich Jeder in seine Heimath zu begeben, unterwegs überfallen und ausgeplündert worden sind. Ich hatte demnach das Recht, zu sagen, daß der für die Engländer sehr befriedigende Abschluß der Expedition kein solcher für Abyssinien selbst ist.

Sollte jedoch das Drama, welches mit dem Tode des Negus endigte, wie wenn es für die Scene eines Theaters für militärische Stücke zubereitet gewesen, sollte es nicht vielleicht nur der erste Act einer Episode sein, aus welcher nach vielerlei Phasen eine bessere Regierungszeit für Abyssinien hervorgehen könnte? Ich möchte nicht das Gegentheil zu behaupten wagen, denn von jetzt an gibt es einen — „Prätendenten" und dieser Prätendent, wenn er will, kann eines Tages von Bedeutung in dem Geschicke seines Landes sein.

Diesen Prätendenten habe ich gesehen, ich habe mit ihm gesprochen und habe ihn beobachtet, und glauben Sie mir, dieser Prätendent ist vielversprechend und hat seine Berechtigung, selbst ohne sich auf sein Recht der Legitimität, welches in unserer Zeit, wenigstens bei halbwilden Völkern, noch eines sein könnte, zu stützen.

Sir Robert Napier, der Obercommandant der abyssinischen Expeditions-Armee und sein Generalstab sind vorgestern bei Tagesanbruch mit einem Extrazug von Suez dahier angelangt und haben sich im „Hotel Abbat" eingewohnt, von wo aus sie sämmtlich diesen Morgen nach England weiter reisten. In dieser Gesellschaft befand sich auch Alamaco, Sohn des Kaisers Theodor, und der Capitän Speedy, provisorischer Vormund dieses königlichen Kindes, dreimal verwaist, denn es hat Vater, Mutter und Heimath verloren.

Eine freundschaftliche Vermittlung verschaffte mir das Vergnügen, die Bekanntschaft des Capitän Speedy zu machen und ich verbrachte den ganzen gestrigen Tag in seiner Gesellschaft und in der des jungen Heimathlosen.

Alamaco mit dem Titel „Dejatsch", das heißt „Prinz", heuer sieben bis acht Jahre alt, ist der einzige legitime als solcher von ihm anerkannte Sohn des selbstmörderischen Kaisers, der ihn für den abyssinischen Thron bestimmte. Seine Mutter, vor wenigen Wochen im Alter von 26 Jahren der Schwindsucht erlegen, war die Tochter des von Theodor im Jahre 1854 entthronten Ras-Ubie. Ihr Name war Tirruark, was „reines Gold" bedeutet. Ein besseres Loos für ihren Vater und ihre Brüder, Theodors Gefangene, erhoffend, nahm sie die Hand des Siegers an, der sie als seine einzige legitime Gattin anstieß. Sie war damals zwölf Jahre alt. Diese Verbindung war für Theodor, welcher sich hierdurch die besiegten Bevölkerungen anzuziehen dachte, nur eine politische Heirath, und trotz ihrer Schönheit, sie war hübsch von Gesicht, geschmeidigen Körperbaues und in jeder Hinsicht vornehm, wurde Tirruark von Theodor nicht geliebt und dieser war seinerseits nicht geliebt von Derjenigen, welche sich, da Vater und Brüder fortwährend ihres Mannes Gefangene blieben, in ihrer Hoffnung getäuscht sah. Ubie in der That starb in Ketten und seine Söhne wurden erst durch die Engländer, welche das Thor ihres Gefängnisses in Magdala erbrachen, befreit. Man weiß nicht, was seitdem aus ihnen geworden ist.

Tirruark hatte demnach von den Rohheiten ihres königlichen Gemahls zu leiden und diese wenig ritterliche Rücksicht gegen eine schöne und unglückliche Frau ist gewiß ein eigenthümlicher und gewöhnlich seltener Zug in dem Charakter eines tapferen Mannes, wie es Theodor ohne Zweifel in hohem Grade gewesen, sowie es sich auch bestätigt, daß er grausam war.

Eines Tages war Theodor bei einem seiner blinden Wuthanfälle im Begriff, seine Hand gegen seine Gemahlin zu erheben, indem er brüllte: „Bin ich denn nicht der König der Könige Ethiopien's!" — „Ich bin die Königin der Könige Ethiopiens" sagte die sich stolz erhebende Tirruark und Theodor, eingeschüchtert und beschämt, wich dießmal zurück.

Alamaco, wenn auch jung, mag manchmal Zeuge der seiner Mutter widerfahrenen schlechten Behandlungen gewesen sein und liebte dieser Ursachen wegen ebenfalls seinen Vater nicht, für dessen Königswürde er wohl die Erinnerung bewahrt, aber ohne kindliche Liebe. Dagegen war er sehr anhänglich für seine Mutter, welche krank, wie sie war, nach der Einnahme von Magdala im englischen Lager von Chachallet, unweit Magdala, untergebracht wurde und daselbst nach wenigen Tagen verschied. Alamaco beweinte sie während zweier Tage in einer das Mitleid aller Zeugen angreifenden Weise.

Digitized by Google

Bei ihrer Ankunft im Lager wurde seine Mutter, die arme Kranke, von Sir Robert Napier mit aller nur möglichen Sorgfalt umgeben und der Capitän Speedy, in welchem sie einen ehemaligen Bekannten wieder erkannte, wurde besonders damit beauftragt.

Speedy, ein schöner Mann, 6 Fuß 6 Zoll hoch, reiste, es sind 6 bis 7 Jahre her, während eines ganzen Jahres in Abyssinien und stand in persönlichen Beziehungen zum verstorbenen Theodor. Er erlernte damals die amharische Sprache, welche unter den abyssinischen Mundarten die von der königlichen Familie gesprochene war. Seitdem hat er in Diensten der indischen Armee gestanden und die englische Regierung, sehr bereit, seine Landes- und Sprachkenntnisse bei Begim des Feldzuges zu benutzen, fügte ihn dem Expeditionscorps bei.

Tirruark empfand großen Trost als, sie Speedy wieder sah, der, so wie ich ihn beurtheile, einer von jenen muthigen und willensfesten Männern ist, welche sich, häufigen Gefahren trotzend, also gestalten und deren Herz gut und gefühlvoll bleibt, indem sie oft das Elend Anderer sehen. Imposant von Gestalt, ist sein Blick sanft und seine Stimme sympathisch, und in der That drückte die sterbende Königin den Wunsch aus, ihren Sohn dem Capitän Speedy anvertraut zu sehen. Sir Robert Napier erfüllte aufs Bereitwilligste den letzten Willen der unglücklichen Tirruark. Alamaeo, die Entscheidung der Königin und der englischen Kammer abwartend, verläßt nicht mehr den Capitän Speedy, den er schon „Vater" nennt.

Dieser junge Alamaeo ist wirklich ein scharmantes Kind. Seine Farbe ist olivenbraun, seine Nase, wenn auch ein wenig platt, ist fein, sein Mund, obgleich aus starken Lippen, wie derjenige der Neger gebildet, ist von bewundernswerther Form; aber unbeschreiblich sind seine schönen schwarzen Augen, groß, breit, mit sanftem, schmachtendem, melancholischem und intelligentem Ausdrucke. Er ist schlank von Wuchs, fein gebaut, Hände und Füße klein, die Gelenke elegant. Alle seine Bewegungen sind voller Würde, niemals linkisch; ob aufrecht oder sitzend, er ist immer graziös. Seine Gangweise ist energisch; er trägt den Kopf hoch; man könnte ihn für stolz halten, wäre nicht sein Blick so sanft und seine Stimme so zart.

Ob sein Vater königlichen Blutes gewesen oder nicht, ob der Werth des königlichen Blutes selbst eine Thatsache oder ein Vorurtheil, wenn königliches Blut „Auszeichnung in jeder Hinsicht" sagen will, so hat dieses Kindes solches! Seine Intelligenz ist außergewöhnlich; schon beginnt er englisch zu sprechen; in dieser für ihn neuen Welt erschreckt ihn Nichts und interessirt ihn Alles.

Alamaeo ist dem Aegypter gegenüber stolz und verabscheut den Tarbusch wie jeder Abyssinier; davon war ich Zeuge: Seine Exellenz Sherif-Pascha, gegenwärtig Regent und Minister des Innern von Aegypten, zum Besuche bei Sir Robert in einem Zimmer, nahe demjenigen, in welchem wir uns befanden, wünschte den Alamaeo zu sehen. Letzterer, das Wort „Pascha" hörend und einen Tarbusch vor der Thüre erblickend, widersetzte sich dieser Vorstellung, und als ihn ein Offizier, da Speedy gerade abwesend, ein wenig gewaltsam fortführen wollte, klammerte er sich an die Mauer an und wich um keinen Fuß. Sherif-Pascha, ein vortrefflicher und großmüthiger Mann, bestand nicht auf der Vorstellung. Dieses so sanfte Kind hat demnach einen Willen und zwar einen sehr entschlossenen.

Merkwürdig zu beobachten ist seine Anhänglichkeit für Speedy. Ihm nahe, bleibt sein Blick auf den Capitän gerichtet; wenn Speedy das Zimmer verlassen, haften seine Augen an der Thüre, zu welcher der Vormund hinausgegangen. und wenn sich dessen Abwesenheit verlängert, hört man Alamaeo mit seiner sanftesten Stimme lispeln: „Speedy, Speedy!" Sie können sich denken, wie sehr Speedy ihn seinerseits lieben muß.

Alamaeo ist auch großmüthig, er macht Geschenke; es ist wahr, er besitzt Nichts, durchaus Nichts, aber er weiß sich zu arrangiren. Von der Königin nämlich will er fordern, was er schenken möchte, von dieser so reichen und so schönen Königin wie er sagt; diese so große Königin, welche Alles vermag und ihm Nichts verweigern wird. Wäre nicht seine dunkle Farbe, könnte man schon heute den kleinen Prinzen für einen englischen „fils de famille" halten. Man hat ihm hier eine kokette europäische Bekleidung gekauft; er setzt keck einen eleganten Strohhut auf seinen Kopf und sieht nach der Zeit auf einer Nachahmung von einer Uhr für zehn Silbergroschen, bis daß die Königin ihn mit einer wirklichen von großem Werthe beschenkt.

Dieses ist das Bild des Kindes, welches ohne Zweifel in diesem Augenblicke der kleine Löwe von Londons Gesellschaft ist.

Nach den Abschiedsküssen, welche wir ausgetauscht, mußte ich unwillkürlich an seine Zukunft denken. Ihn von Speedy zu trennen, scheint mir unmöglich, es wäre sein Tod; er ist der einzige Mann, welcher ihn in seiner Sprache anreden wird; er ist der einzige Mann in England, welcher einen heilsamen und glücklichen Einfluß auf ihn haben und seine Erziehung zu leiten verstehen wird, denn er kennt die Sitten und abyssinischen Ideen, welchen Alamaeo bis jetzt unterworfen gewesen. Möchte er doch nur nicht in die Hände dieser Missionäre fallen, von denen Etliche, ich weiß es aus den besten Quellen, in Vielem die Schuld der Verirrungen seines Vaters tragen, den sie schlecht benachrichtigt und verrätherisch bedient haben und so die Expedition unvermeidlich machten. Mit etlichen Ausnahmen sind die meisten dieser Leute, sowie ich sie im Orient verbreitet fand, Intriguanten, Wortbrecher, Leute von geringem Werthe und Herkommen, bekehrte Juden, von allen ehrenwerthen Personen des Cultus, dem sie zuvor angehört, ausgestoßen.

Von jetzt in zehn bis zwölf Jahren wird Alamaeo ein junger Mann geworden sein, der, Adoptiv-Kind der Königin und Englands, einen guten Unterricht, eine vortreffliche Erziehung genossen haben wird. Er wird ein gentleman von hoher Stellung in der Londoner Gesellschaft geworden sein, er wird die „Drawing-rooms" und die Vergnügungen des „high-life" mitmachen; man wird den Prinzen unter den Cavalieren von Hyde-Park und den regelmäßigen Besuchern des Turf erblicken. Wird er sich alsdann mit einer solchen Existenz zufrieden stellen, oder wird er sich erinnern, daß er eines Königs Sohn ist, und wird er sich in dieser Erinnerung sagen: Eines Königs Sohn, will auch ich herrschen!? Man sagt: König zu sein, sei so verführerisch. Wird ihn alsdann der Ehrgeiz drängen, auf ein Leben voller Bequemlichkeiten und Freuden zu verzichten, um es gegen das Leben des Soldaten und Wiederherstellers unter einem Volke von Wilden, von verdorbenen Menschen und Sclaven in steilen Gebirgen und höllischen Schluchten zu vertauschen? Wird sich die Stimme des Prätendenten vernehmen lassen?

England, welches das schwache Kind zur Waise gemacht, welches dem unschuldigen Thronfolger die Krone genommen, sollte sie wohl dem jungen, hoffnungsvollen Manne, der alsdann in den höchsten Ideen der gegenwärtigen Civilisation auferwachsen, zurückerstatten! Sein gutes Recht würde ihn dazu autorisiren und er wäre gewiß alsdann der Mann dazu, das Königreich Ethiopiens wieder herzustellen, zu civilisiren, ihm eine solide Basis und vielleicht eine Dynastie zu geben. Etliche ehrliche Leute, um ihm die Angelegenheiten der Steuern, der Duanen und der Administration zu organisiren, Ingenieure, um Straßen zu bauen, Instructoren für seine Armee und 500 ergebene, mit Snyder-Carabiner oder Chassepot-Gewehren bewaffnete Männer, würden die Sache fertig bringen. Das dazu benöthigte Geld würde Zinsen machen, Abys-

Digitized by Google

finien ist ein noch unausgebeutetes Land und voll von Hülfsquellen.

Der Name Alamaeo ist eine Zusammenstellung von amharischen Worten und bedeutet: „Die Welt, ich habe sie gesehen!" Sollte der Name des Prinzen eine Prophezeiung sein? Mir scheint, sie beginnt sich zu verwirklichen!

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, 15. Juli.

Seit heute Morgen sind im Königswarter'schen Hause am Burgring die bisher eingelangten Ehrengeschenke zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Die Ehrengaben kommen von Stadtvertretungen, von Schützenvereinen und von Industriellen; in ihrer Gesammtheit repräsentiren sie einen nicht unbedeutenden Geldwerth — ungefähr gegen 30,000 fl. — obzwar sie kaum die Hälfte der noch zu erwartenden Geschenke ausmachen sollen. Am reichsten hat sich das wackere Frankfurt betheiligt; wenn man nach den eingelaufenen Gaben die deutsche Gesinnung der einzelnen Städte beurtheilen darf, dann ist Frankfurt die deutscheste unter den deutschen. Die Ehrengeschenke der alten Krönungsstadt bilden für sich eine kleine Collectiv-Ausstellung und umfassen sechzehn kostbare Stücke mit einem ungefähren Werthe von 4000 fl. Die Frankfurter Bürger, das Frankfurter Centralcomite des ersten deutschen Burdesschießens, der Frankfurter „Liederkranz", der Turnverein, die Schützengesellschaft, der Schützenverein, die Urschützen-Gesellschaft, die Zwölferschützen-Gesellschaft und auch die „Festjungfrauen" Frankfurts, Alle schickten sie glänzende Gaben zur Ehre und Herrlichkeit des deutschen Namens. Der silberne Pocal, mehr oder minder reich geziert, ist die gewöhnlichste Form des Festgeschenkes — ist es ein Sinnbild dessen, daß der Schütze nach der stählenden Büchsenwaffe auch gleich zum kräftigenden deutschen Wein greifen soll? So viele Pocale immer da sind, es fehlt auch nicht an Wein, sie zu füllen; echter, alter Rheinwein steht da, in Kisten sorglich verpackt, ein Geschenk der Stadt Bingen am Rhein. — Die Stadt Stuttgart hat einen werthvollen, hoch aufstrebenden Silberpocal gesendet; Bremen, Darmstadt, Heidelberg, München, Meißen, Bautzen und noch so viele andere Städte Deutschlands, daß wir ein geographisches Lexikon abschreiben müßten, wollten wir sie alle aufzählen, sind mehr oder minder reich vertreten, und damit beim deutschen Fest der Name Berlin nicht ganz fehle, hat der „Schützenzweigverein" der Hauptstadt des Nordbundes einen Silberpocal überreichen lassen, dessen Werth sich nach dem beigegebenen Begleitscheine auf 90 fl. beläuft.

Die deutsch-österreichischen Städte hingegen thaten jede in ihrer Art, und Alle, was in ihren Kräften lag. Obenan steht das Geschenk der Stadt Linz, ein wahres Kunststück, wie die ganze Ausstellung kein zweites aufzuweisen hat. Es ist ein Holzbecher mit den feinsten Schnitzereien und Reliefs geziert, welche Episoden des Schützenfestes darstellen. Auch von Gmunden sind passende Holzschnitzereien gekommen; Rumburg hat einen prächtigen Glaspocal eingeschickt, das Schützencorps von Leitmeritz, die Schützengesellschaft von Böslau und Schutzenvereine vieler anderer Städte, sie sind sämmtlich passend und würdig vertreten. Neben den Städten und Schützengesellschaften sind auch von einzelnen Industriellen reiche Ehrengaben eingelangt, die ein schönes Zeugniß deutscher Gesinnung geben. Cotta in Leipzig hat mehrere kostbare Prachtausgaben der Classiker gesendet, damit beim deutschen Schießen der deutsche Geist nicht fehle; Maurer in Wien, Kramer Neiber, Reich, Waldheim und Riedl und viele Andere haben die Exposition mit ganz vorzüglichen Stücken bereichert. Ein national-gesinnter Schneider, deutsch-national, versteht sich, hat sogar zwei Anzüge für einen Schützen und seine „Schätzin" gespendet. Wenn nur der glückliche Gewinner sein Maß nach diesen Kleidern einrichten könnte, damit die deutsch-liberalen Hosen keine Falten werfen. — Das berühmte Clavier, die Ehrengabe der Newyorker Schützen, die Festgeschenke der Stadt und Schützen von Wien und viele andere Gaben, die noch nicht abgesendet worden, oder eben auf dem Wege sind, fehlen vorderhand noch in der Gaben-Ausstellung; sind erst diese Nachzügler eingelangt, dann wird die Exposition eine so reiche und stattliche werden, die Aussicht auf Gewinnste eine so lockende, daß uns um die Schießlust der Herren Schützen gar nicht bange ist.

Mannichfaltigkeiten.

(In Pompeji) wurden kürzlich inmitten der Ruinen zwei alte Bettstätten ausgegraben, deren eine wieder zusammengesetzt und in eines der Magazine des National-Museums zu Neapel gebracht worden ist. Das Material, aus welchem diese Bettstatt besteht, ist Bronce, nach griechischem Styl mit getriebenem Silber eingelegt, während sich an den Enden schön ausgeführte Amoretten befinden. Die Länge dieses Bettes beträgt 9 Fuß, die Breite 5 Fuß und die Höhe vom Boden zwei Fuß.

(Ein Carousſel à la Knak.) Man schreibt aus Haspe: Der Knakismus in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung hat sich schon bis zur hiesigen Kirmeß Bahn gebrochen. Ein hiesiger speculativer Wirth macht zur Heranziehung von Gästen unter allerhand gebotenen Volksbelustigungen auf ein Carousſel à la Knak, welches stillsteht, aufmerksam. Wir befürchten, daß das Knak'sche System auch in dieser handgreiflichen Form selbst bei den Kindern keine Gnade finden wird.

Dresden. Im „Dresdener Journal" befindet sich eine Bekanntmachung der dortigen Generaldirection der k. musikalischen Kapelle und des Hoftheaters, wonach es Mitgliedern der königlichen Hofbühne, mit Ausnahme in der Gesangsposse, dem Ballet und bei Tänzen, von jetzt ab nicht gestattet ist, etwaigen Hervorrufen bei offener Scene Folge zu geben.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

J. F. Dietzlmann in Frankfurt: Sechs Aquarellgemälde. — Ph. Winterwerb in Frankfurt: Männliches Porträt. — Ludwig Gebhardt in München: Das Karwendelgebieg im Isarthale. — A. Stademann in München: Wintertag. — Winterabend. — Mondschein. — F. Kilp in Wiesbaden: Pferde auf der Weide. — J. Gaisser in München: der Knopf im Sacktuch. — van den Bergh im Haag: Thierstück. — Schaumann in München: Ernte in der schwäbischen Alpe.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Blumenstück von E. Döring. — Relief: Porträt in Marmor von J. B. Winterstein. — Aus den Sammlungen des Instituts: Photographien nach Handzeichnungen Dürer's in der Albertina zu Wien von A. Braun.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 19. Juli: Gastdarstellung des Herrn Georg Müller vom königlichen Hoftheater in Kassel. **Martha, oder: Der Markt zu Richmond.** Oper in 4 Acten von W. Friedrich. Musik von Flotow.
Lyonel: Herr Georg Müller.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 194.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 200 und 201. Dienstag, den 21. Juli 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Zwei Herren standen im Flur nahe an der Treppe, sie waren soeben heraufgestiegen; der Eine trug einen feinen Pelzrock neuester Façon, und der Andere einen dunkeln Mantel von etwas altväterischem Schnitt.

Der Letztere hatte sich unten im Comptoir den Cassenschrank angesehen und die Summe genannt, für welche er denselben erstehen wollte.

„Das ist die neue Zeit", sagte er im Heraufgehen, „ein eiserner gewaltiger Kassenschrank? — Unser Haus besteht jetzt seit anno 12 und mir hat noch bis jetzt eine beschlagene Kiste gedient; aber so seid Ihr jungen Herren, — nun kommt mein Sohn von Reisen zurück und des Vaters Comptoir repräsentirt ihm nicht mehr genug. Ich habe bislang tannene Comptoirmöbel gehabt, die da unten sind sehr schön, süperb, aber — —", und er zuckte mit einer bedeutsamen Miene die Achsel.

Der Herr im Pelzrock schien nicht große Lust zu haben, das Gespräch über die Vorzüge der alten und neuen Zeit fortzusetzen. Er blickte mit einer ziemlich Verachtung ausdrückenden Miene in das von Geschwirr und Gesumme erfüllte Versteigerungslocal hinein, aus welchem man soeben ein zierliches Nähtischchen mit eingelegter Arbeit heraustrug.

„Die Sachen scheinen an Werth zu kommen", sagte er, „der arme Teufel hätte sich am Ende noch arrangiren können; man sagt, die Activen seien so übel nicht. — Sie sind ja wohl auch in der Masse, Herr Zeter?"

„Nicht bedeutend", antwortete der Herr Zeter und nahm mit großer Bedächtigkeit eine Prise; „wir sind nicht bedeutend engagirt; wir haben zu Zeiten uns unterrichtet und Deckung verschafft."

Der Jüngere verbeugte sich leicht. Darin lag eine Art von Huldigung für den Aelteren, welcher so vorsichtig war; aber er war noch ein junger Kaufmann und das Schicksal des K. L. Schwarzholz berührte ihn mehr.

„Der Mann thut mir leid", sagte er, „er ist ein talentvoller Kerl; ich kenne ihn zwar nur ganz oberflächlich, auch seine Verhältnisse waren mir fremd, aber der wirkliche Bankrott hat mich überrascht; sein Schager ist doch . . ."

„Ein sehr reicher Mann, wollen Sie sagen", unterbrach ihn der Aeltere, „aber was hilft das, wenn, wie es hier der Fall, die Intimität nicht groß war. Wir haben vor einiger Zeit dort angefragt und die Antwort bekommen, daß sein Haus keine Beziehungen mit dem K. L. Schwarzholz unterhielte, darauf hin, können Sie denken, haben wir wohl auf Deckung unserer Forderungen gedrungen, man sagte sich sogar, man habe dort zuerst die Wechsel des Schwarzholz refüsirt, und Sie begreifen wohl, man ist sich selbst der Nächste, und man muß sich vorsehen in gegenwärtiger Zeit."

„Allerdings, allerdings", stimmte der im Pelzrock zu, und unwillkürlich stellten sich ihm im Geiste der eiserne Kassenschrank unten und die beschlagene Kiste, welche bis jetzt dem Bedürfniß des Herrn Zeter genügt hatte, in Parallelle. „Dem Schwarzholz mag es hart geworden sein, in jetziger Krise baares Geld aufzutreiben."

„Lieber Freund, wem wird das jetzt nicht hart", sagte der Herr Zeter, „baares Geld, lieber Gott, das ist so rar!"

„Aber die eisenbeschlagene Kiste genügt doch nicht mehr", sagte der Andere nicht ohne Ironie.

In diesem Augenblicke und ehe der durch diesen Einwurf ein wenig aus der Fassung gebrachte Kaufmann eine Antwort geben konnte, wurde eine im Hintergrund befindliche, bis jetzt fest verschlossen gewesene Thür hastig aufgestoßen, und ein Dienstmädchen mit ungeordnetem Haare und rothgeweinten Augen stürzte auf den älteren Kaufmann zu, dessen stattliche Gestalt und sein dickes Bambusrohr mit dem silbernen Knopfe sie zu der Frage an ihn veranlassen mochte:

„Sind Sie der Arzt?"

„Nein, mein Kind", entgegnete der Herr, „aber wird Einer verlangt?"

„Ach lieber Gott, ja!" rief das Mädchen und rieb sich die Augen mit ihrer groben Schürze, „meine Frau ist so krank und ich kann den Herrn nicht finden."

„Gretchen!" rief in diesem Augenblicke eine gellende Weiberstimme aus dem Hofe herauf, „soeben kommen der Herr Medicinalrath!"

Der Medicinalrath, welcher fast zu gleicher Zeit die Treppe herauf kam, war ein vornehmer, vielbegehrter Arzt; er ging auf den Fußspitzen, gleichsam als wolle er nur den geringsten Theil seiner Person mit diesen, von plebejischen Füßen verunreinigten Stufen in Verbindung bringen. Er grüßte verbindlich gegen die oben stehenden Kaufleute.

„Nervenzufälle, meine Herren", sagte er, „die Situation ist auch darnach angethan und die Constitution der kleinen Frau ist nicht die stärkste, — es ist wirklich ein trauriger Fall."

„Ja, sehr traurig", sagte der Herr Zeter, „aber bester Herr Medicinalrath, Sie entschuldigen mich doch", und er eilte rasch in das Zimmer, denn innen hatte der Auctionator gerufen: Ein eiserner, feuerfester Kassenschrank mit Brahmaschlössern!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Stock und Styl in der österreichischen Armee.

Der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" entnehmen wir folgenden Artikel aus Oesterreich:

In Bezug auf die Standesehre und persönliche Würde des österreichischen Soldaten bestimmt das Dienstreglement von 1860 klar und treffend im §. 1: „Ehrbegierde, als Triebfeder all seiner Handlungen, soll ihn leiten auf dem Wege zum Ruhme; sie erwirbt ihm Achtung und Belohnung". Und ebenso klar und treffend, oder eigentlich schlagend, sagt dasselbe Reglement in §. 54: „Die mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichneten Gemeinen, dann die mit dem Dienstzeichen betheiligten Veteranen dürfen mit Stockstreichen nicht öffentlich, sondern nur in Gegenwart der Unterofficiere der Compagnie an einem angemessenen Orte bestraft werden."

Hiernach genoß also seither die aus den Bravsten der Braven bestehende Elite der ehrbegierigen Krieger des schönen Vorrechtes, nur in einem passend gewählten Local und vor einem höheren Publikum geprügelt zu werden. Dagegen waren folgende Bestimmungen des Reglements für alle Gemeinen, Tambours, Hornisten ꝛc. mit und ohne Medaillen gemeinsam: Nach §. 52 dürfen nicht mehr als 40 Stockstreiche auf dem Disciplinarwege (also ohne gerichtliches Verhör und Urtheil?) aufgezählt werden. Ferner nach §. 54: Die Züchtigung hat auf einer Bank mit einem unbeschlagenen Stock von Haselholz, der ohne Vorgewächs (Knoten?) und nicht dicker als zwei Drittel Wiener Zoll*) ist, auf das mit dem Ober- und Unterbeinkleid bedeckte Gesäß, und nicht mit der Spitze, sondern mit dem vollen Stock zu geschehen. Zwischen den einzelnen Streichen soll sechs bis acht Secunden eingehalten werden." Vierzig können also ganz bequem in vier bis fünf Minuten empfangen werden.

Und wenn dann der Geprügelte sich vorschriftsmäßig für die gnädige Strafe bedankt — welcher Gegensatz zu den rohen Begriffen unserer wilden Vorfahren, von denen uns Tacitus im 7. Capitel der „Germania" berichtet, daß sie nicht einmal ihren Königen und Heerführern die disciplinarische Anwendung des Stockes auf einen freien Krieger gestattet haben! Nur der Priester durfte nach Tacitus sich an dem germanischen Krieger vergreifen — aber es hätte doch offenbar die größte Schwierigkeit gehabt, die hier in Frage stehenden Functionen den österreichischen Regimentscaplänen zu überweisen. Diese können höchstens vielleicht eine solche Execution veranlassen, indem sie zur österlichen Zeit nach §. 26 des erwähnten Reglements diejenigen Schafe ihrer Heerde, welche keine „Beichtzettel eingeholt" und die „vorgeschriebene Andacht" nicht verrichtet haben, „dem Regimentscommando anzeigen" (welches bis zu vierzig verordnen kann, wenn es dieß etwa für angemessen hält).

Das angeführte Dienstreglement vom 18. Juni 1868 steht zwar unseres Wissens noch heute in voller Kraft, doch ist es (etwa wie das Concordat durch die Schul- und Ehegesetze) durch neuere Bestimmungen thatsächlich eingeschränkt und nach manchen Seiten hin außer Wirksamkeit gesetzt. Dieß gilt insbesondere von der Anwendung der Prügelstrafe, welche unseres Wissens für die österreichische Armee jetzt völlig aufgehoben oder doch an einen neuen Geschäftsgang gebunden worden ist.

Um zu ermitteln, wie es mit der fraglichen Praxis wirklich steht, suchten wir herauszubringen, was das Reichskriegsministerium eigentlich dazu meint. Der „Kamerad" war in der Lage, dieß schon in seiner Nr. 16 von diesem Jahre mitzutheilen wie folgt: „Auf eine vorgekommene Anfrage: wie sich benommen werden soll, wenn in Disciplinarstrafsfällen die nach §§. 50, 51, 52 und 53 des Dienst-Reglements vom Jahre 1860 zur Ausübung des Disciplinarstrafrechts befugten Commandanten die Verwirkung von Strafe der körperlichen Züchtigung auszusprechen, dem §. 4 der Circularverordnung vom 22. Januar 1867, Präs. Nr. 210 (Armeeverordnungsblatt 2. Stück) entgegen, unterlassen, wurde mittelst eines Rescripts vom Reichskriegsministerium bekannt gegeben: „daß jener Militärcommandant, welcher bei Verhängung einer Disciplinarstrafe wegen einer entehrenden Handlung, der obigen Circularverordnung entgegen, die Verwirkung der Befreiung von der Strafe der körperlichen Züchtigung für die Zukunft auszusprechen unterlassen hat, dieß mit einem weiteren Befehl zur Verständigung des bestraften Mannes, Rectificirung des Strafprotocolles und Vormerkung in dem vorgeschriebenen Verzeichniß nachträglich zu verfügen hat".

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis etc.? Wer, wo, wann, warum wird von wem geprügelt oder nicht geprügelt? Wir warnen vor mehrmaligem Nachlesen dieser „Erläuterung"; denn es ist fruchtlos und peinlich. Wer ganz gewiß hier geprügelt wird, das ist die Syntax, auch die Vernunft. Wir haben das Stylpröbchen nur mitgetheilt, um zu zeigen, was die Bureaukraten der Heere aus unserer lieben Muttersprache gemacht haben. Was würden die philologischen Leser dieser Zeitung erst sagen, wenn wir einige Muster von dem eigentlichen officiellen Rothwelsch anführen wollten, welches sich besonders innerhalb der Verpflegungs- und Verwaltungs-Behörden der Heere gebildet hat! Nicht bloß in Oesterreich, aber doch hier vielleicht in den bemerkenswerthesten Formen.

Um nun auf die Praxis des Prügelns zurückzukommen, so scheint sie sich vielleicht so zu gestalten, daß die Vorgesetzten, welche früher ohne Weiteres die Prügelstrafe verfügten, jetzt an die Formalität gebunden wären, den zu prügelnden Mann zunächst mit einer anderen Strafe zu belegen und gleichzeitig „die Verwirkung der Befreiung von der Strafe der körperlichen Züchtigung auszusprechen", wonach denn bei dem nächsten Anlaß der Haselstock wieder in sein altes Recht eintreten würde. Doch hoffentlich verhält es sich ganz anders; man sieht leicht zu schwarz in solcher syntaktischen Finsterniß. Der „Kamerad" ist übrigens bekanntlich ein gut redigirtes Blatt, welches dem officiellen Unsinn oft freimüthig entgegentritt und für jene dienstlichen Stylproben, die offenbar den betreffenden Rescripten entnommen sind, nicht verantwortlich zu sein scheint. Wir schließen, um uns nicht in diesem Irrgarten zu verlieren, der sich nach allen Seiten ausdehnt und auch die anderen deutschen Armeeverwaltungen in mancher Hinsicht umfaßt. Die culturhistorische Bedeutung der Prügelstrafe innerhalb und außerhalb der Heere steht gewiß außer Zweifel. Möge eine berufenere Feder als die unserige den genauen Stand dieser Frage in Oesterreich schildern.

*) Zur Orientirung für norddeutsche Leser fügen wir bei, daß 1 Wiener Zoll = 1 1/10 Zoll des alten mecklenburg-schweriner Normalmaßes ist.

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, 17. Juli.

Das nunmehr definitiv fixirte **Festprogramm für das dritte deutsche Bundesschießen** lautet:

Am 24. und 25. Juli: Festlicher Empfang der corporativ ankommenden Schützengäste in den Bahnhöfen und am Dampfschifffahrt-Landungsplatze. An den beiden Abenden der obigen Tage gesellige Zusammenkunft in den Localitäten der Gartenbau-Gesellschaft am Kolowratring, in Dreher's Bierhalle auf der Landstraße und im Saale „zum großen Zeisig", VII., Burggasse.

Sonntag, 26. Juli: Festeinzug. Von 2 bis 4 Uhr: Bankett in der Festhalle (zwei Musikcorps). — Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Musik-Productionen auf dem Festplatze von fünf Militär-Musikbanden und einer ungarischen Nationalmusik. — Um halb 12 Uhr Nachts: Großer Zapfenstreich sämmtlicher Militär-Musikcorps mit Lampions und Abmarsch bis zum Praterstern.

Digitized by Google

Montag, 27. Juli um 6 Uhr früh: Beginn des Schießens nach dem schießordnungsmäßigen Plane. — Von 12½ bis 2½ Uhr Mittags: Bankett in der Festhalle (mit Musik-Production). — Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik vor der Fest- und Schießhalle. — Von 8 Uhr Abends bis 11 Uhr Nachts: In der Festhalle Concert der Capelle Joseph und Eduard Strauß, unter Mitwirkung des k. k. Hofballmusik-Directors Johann Strauß, abwechselnd mit einem Militär-Musikcorps.

Dienstag, 28. Juli: Fortsetzung des Schießens. — Von 12½ bis 2½ Uhr Mittags: Bankett wie oben. — Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik wie oben. — Um 8 Uhr Abends: Festeinzug und Commers der Wiener Studentenschaft in der Festhalle und Mitwirkung des Akademischen und Techniker-Gesangvereins und einer Militär-Musikcapelle.

Mittwoch, 29. Juli: Fortsetzung des Schießens. — Von halb 1 bis halb drei Uhr Mittags Bankett wie oben. — Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts Platzmusik wie oben. — Um 5 Uhr Nachmittags Fecht-Akademie des Wiener Männer-Turnvereins in der Festhalle. Festausflug auf den Kahlenberg.

Donnerstag, 30. Juli: Vormittags Unterbrechung des Schießens; Sitzung des Gesammt-Ausschusses des deutschen Schützenbundes; Nachmittags Fortsetzung des Schießens. — Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags Bankett wie oben. — Von 4 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr Abends Einzel-Productionen von sechs Militär-Musiken und der ungarischen National-Capelle auf dem Festplatze. — Von 6 bis halb acht Uhr Abends Monstre-Production der vereinten sechs Militär-Musikbanden. (Im Falle ungünstiger Witterung findet die Monstre-Production der Musiker und das Feuerwerk am Sonntag, den 1. August, statt.) — Von 8 bis 11 Uhr Nachts wieder Einzel-Productionen auf dem Festplatze und in der Halle. — Bei einbrechender Dunkelheit großes Kunstfeuerwerk des Hof-Feuerwerkers Anton Stuwer auf dem Platze zwischen dem Hauptportale und dem linken Flügel der Schießhalle.

Freitag, 31. Juli: Fortsetzung des Schießens. — Von halb 1 bis halb 3 Mittags: Bankett wie täglich. — Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik wie täglich. — Um 8 Uhr Abends in der Festhalle: Monstre-Liedertafel der Wiener-Gesangsvereine unter Leitung des k. k. Hof-Capellmeisters Herbeck und Mitwirkung einer Militärmusik.

Samstag, 1. August: Fortsetzung des Schießens. Festausflug nach dem Semmering. — Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags: Bankett. — Von 4 Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik. — Um 8 Uhr Abends: Erster Festball in der großen Halle.

Sonntag, 2. August: Fortsetzung des Schießens. — Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags: Bankett. — Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik. — Von 8 bis 11 Uhr Nachts: Musik in der Halle.

Montag, 3. August: Fortsetzung des Schießens. — Von 12½ bis 2½ Uhr Mittags: Bankett. — Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik. — Um 8 Uhr Abends in der Festhalle: Concert des Wiener Männergesang-Vereins unter Leitung des Hof-Capellmeisters Herbeck und der Strauß'schen Capelle unter Leitung des Hofballmusik-Directors Johann Strauß.

Dienstag, 4. August: Fortsetzug des Schießens. — Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags Bankett. — Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts Platzmusik. — Um 8 Uhr Abends zweiter Festball in der großen Halle.

Mittwoch, 5. August: Fortsetzung und Schluß des Schießens. — Festausflug nach dem Semmering. — Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags Bankett. — Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts Platzmusik.

Donnerstag, 6. August: Feierliche Vertheilung der auf den Festscheiben erschossenen Hauptpreise. — Von halb 1 bis halb 3 Uhr: Festbankett. — Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Musik-Productionen. — Festlicher Ausmarsch der Schützen. — Außer den vorstehenden durch die Comites veranstalteten Festlichkeiten finden an noch nicht näher bestimmten Abenden Festvorstellungen im Hofoperntheater statt. — In dem an Privat-Unternehmer überlassenen oberen Theile des Festplatzes finden außerdem täglich Unterhaltungen aller Art statt. Insbesondere befinden sich daselbst nebst zahlreichen Restaurationen, Cafeterien, Conditoreien ꝛc.: Weber's Singspielhalle „Herculanum", verbunden mit einem Tanzplatze, auf welchem jeden Abend Ball im Freien abgehalten wird; ferner ein gymnastischer Circus, Panorama, Stereoskopen-Salons, Bolzschießstätten, Kegelbahnen, Glückshafen mit Gewinnstbazar, belustigende Volksspiele, Volkssänger u. s. w.

Eintrittspreise in den Festplatz am 26. und 30. Juli 1 fl., am 3. August 60 Kr., an den übrigen Tagen 40 Kr., auf die Galerie in der Festhalle am 26. Juli 50 Kr., an den folgenden Tagen während des Bankets 30 Kr., an den Abenden des 28. und 31. Juli, 1., 3. und 4. August 50, an den sonstigen Abenden 20 Kr. — Zutritt auf das Belvedere 20 Kr.

Mannichfaltigkeiten.

(Der Kreuzzug gegen die Londoner Hunde.) Seitdem Sir Richard Mayne, der Chef der Londoner Polizei, das drakonische Hunde-Edict erlassen hat, ist der Theil Islington's, nach welchem die von der Polizei eingefangenen maulkorb- und herrenlosen Hunde transportirt werden, täglich Zeuge von theils sonderbaren, theils tragischen Scenen. Es werden von einer eigens dafür eingesetzten Polizeibrigade täglich zwischen 7—800 Hunde in London eingefangen. Die Mehrzahl derselben besteht aus gemeinen Racen, vielen von denselben schien aber das Glück früher gelächelt zu haben und haben sich nur in dem weiten Babel von ihren Eigenthümern, die sie hochschätzen, verirrt. Sämmtliche eingefangene Hunde werden nach Hallingwood-Street, St. James Road, Holloway transportirt, wo ein temporäres Asyl für „verlorene und verhungernde Hunde" eingerichtet worden ist. Die Ankunft der Hunde daselbst wird stets von einer Menge von Leuten mit großem Interesse erwartet, von denen viele aus den entlegensten Theilen von London kommen, um sich wieder in den Besitz ihrer alten Freunde zu setzen; dieses wird ihnen auch gestattet, wenn sie die Futter und anderen Kosten erlegen. Sobald die Hunde in dem Asyl ankommen, werden die werthlosen, kranken, alten und schwachen vermittelst Strychnin in das unbekannte Jenseits befördert, die gesunden und von guter Race hingegen werden gefüttert, gepflegt und verkauft. Eine solche Hunde-Auction fand kürzlich in Chelsea statt und für viele Hunde wurden hohe Preise erzielt. Im Allgemeinen hat London durch diese Hunde-Razzias Vortheile erlangt.

(Aus Stavenhagen), dem Geburtsorte Fritz Reuter's, vom 5. Juli wird berichtet: Gestern, als am Tage der Vermählung des Großherzogs, fanden hier verschiedene Festlichkeiten statt, auch wurden zwei Telegramme nach Rudolstadt entsendet. Eines derselben erging im Namen der Stadt, das andere schickte die Stadtschule, und dieses letztere lautet wörtlich: „An siewhunnert Schaulkinner mit ehr Lihrers wünschen ehren leiwen Herrn Großherzog und ehr leiw Landesmutter Glück und freugen sick hannig öwer den friegen Schauldag. Stemhäger Stadtschaul." Die Antwort blieb nicht aus. Sie lautete: „De Großherzog und sin Fru danken de Lihrers und de siewhunnert Schaulkinner velmal."

Digitized by Google

(Georg Herwegh) hat wieder ein „garstig Lied, pfui, ein politisch Lied“ geschrieben. Wir lassen es hier folgen:

Chlodwig.

Brûle ce que tu as adoré,
adore ce que tu as brûlé,
fier Sicambre!

Wir kommen aus der Schwärmerei
Allmälig in die Praxis
Und haben unsere Posten frei
Gemacht von Thurn und Taxis.

Die Briefe können leichtbeschwingt
Um einen Groschen reisen,
So weit die deutsche Zunge klingt —
Gelobt sei Blut und Eisen!

Wir zahlen Alle gleichen Zoll
Für Zucker, Kaffeebohnen;
Der feinste Mokka droben soll
Die Zöllner einst belohnen.

Besteuert ist der Knaster auch,
Für Flinten, wie wir lesen;
Wir rauchen viel und wissen: Rauch
Ist alles ird'sche Wesen.

Zehn Schüsse pro Minute! wer.
Wagt länger noch zu hadern?
Zehn Schüsse! Niemand zweifelt mehr
An diesen Hinterladern.

Der große Braun, der große Metz,
Die Besten und die Bessern,
Sie harrten nur auf Königgrätz,
Um in die Spree zu wässern.

Der Schweizer Bluntschli ist bereit,
Ganz Baden zu verschenken;
Crispinus pflegte jederzeit
Sehr liberal zu denken.

Der Welfe ließ, ein blöder Thor,
Gewaltsam sich vertreiben;
Der kleine Waldeck zieht es vor,
Sich selber zu entleiben.

Wie's an der Isar ist bestellt?
Fragt nach bei andern Leuten!
Die Bretter sollen dort die Welt,
Der Pfordten nichts bedeuten. —

O Michel, in Erfüllung geht
Dein allerkühnstes Hoffen;
Von Asperg bis nach Celle steht
Dir jedes Zuchthaus offen.

Du wirst in Handel und Justiz
Dich brüderlich vergleichen;
Dann wird der Stock des alten Fritz
Dich überall erreichen.

Die Einheit war kein leerer Wahn —
Heil Ihm, der das erkannt hat!
Der stolze Sicambrer betet an,
Was er so lang verbrannt hat.

Verbrannt — erschossen — du wirst dich nun
Materiell erheben!
Mein Deutschland, laß die Todten ruh'n —
Und König Chlodwig leben!

G. Herwegh.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Aus Dresden vom 17. Juli berichten die „Dresdner Nachrichten“: „Unser Räder ist nicht mehr! Gestern Nachmittag 1½ Uhr verschied er sanft und ruhig zu Teplitz. Der Mann, der uns länger denn ein Vierteljahrhundert so frohe Stunden geschaffen, der von der Bühne herab Tausende erheitert nicht bloß hier, sondern in ganz Deutschland durch seine dramatischen Schöpfungen und Gastspiele, für ihn ist der Vorhang dieser Erdenbühne gefallen. — Infolge einer noch in Dresden an ihm vorgenommenen Hühneraugenoperation war am Fuße eine Entzündung entstanden, die von dem Dahingeschiedenen anfangs in Teplitz wenig beachtet, später aber durch Echauffement höchst gefährlich wurde und den sogenannten „Brand“ herbeiführte, sodaß man schon von einer Amputation des Beines sprach. Noch am Dienstag hegte man Hoffnung; die Vorsehung beschloß es anders.“

„Die Stellung Moses Mendelssohns in der Geschichte der Aesthetik“ von G. Kanngießer (Frankfurt, Boselli). Der Verfasser leitet den begrenzteren Gegenstand dieser kleinen, aber inhaltreichen Schrift durch eine Kritik des vorigen Jahrhunderts als eines wichtigen Bildungszeitraums ein, in welchem die individuelle Erkenntniß sich zuvörderst mehr als verneinende und einseitig verständige Thätigkeit geltend machte, aber als die Grundlage der Befreiung und Entwickelung des gesammten Lebens erscheint. Unsere „schnelllebende und anspruchsvolle Zeit, die zu gerne mit vollendeten Thatsachen operirt“, weiß oft diesen Werth des 18. Jahrhunderts nicht hinlänglich zu würdigen. Allerdings aber soll das in seinem Kraftgefühl denkende und handelnde Ich, besonders im Gebiete des Schönen, auch „in edler Passivität, Selbstverleugnung und liebevoller Hingabe“ das Denken und Fühlen der besten fremden Individualitäten in sich aufnehmen, um dadurch zu neuer und vollkommnerer eigener Thätigkeit angeregt zu werden. Wir möchten diese folgenreichen Wahrheiten eine Diätetik des nach Licht und Wärme ringenden Geistes nennen. Maßvoll, wie in solchen allgemeinen Sätzen, erfährt der Verfasser auch in seiner Beurtheilung Mendelssohns. Mit diesem glauben wir namentlich: „daß Klarheit der Vorstellung das Vergnügen befördere“, und daß dieses reine Vergnügen, „der Genuß der Schönheit, sehr weit von der Begierde unterschieden ist“, obgleich wir die Erhöhung und Verfeinerung auch jener Genüsse, welche der sinnlichere Theil unserer Natur begehrt, von dem Wachbleiben des Bewußtsein abhängig machen. Auch in dem „Naiven“ (S. 96) fehlt Bewußtsein und Erkenntniß nicht, wohl aber jede Absicht, und darin liegt eben sein eigenthümlicher Zauber. Jede Kunst (insbesondere die bildenden und die redenden Künste) sucht zwar zuerst die einzelnen Gestalten der Natur genau kennen zu lernen, dann aber, über ihre bloße Nachahmung hinausgehend, dem in ihnen waltenden Geiste gleichsam seine Ideale abzulauschen und diese als Wirklichkeit darzustellen (vgl. S. 82 ff.). Unser Raum verbietet uns, die in dem Buche ausgesprochenen und durch es hervorgerufenen Betrachtungen weiter zu verfolgen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 21. Juli: **Mutter und Sohn,** Schauspiel in 5 Acten mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „Die Nachbarn“, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 196.)

Mittwoch, den 22. Juli: Gastdarstellung des Herrn Georg Müller vom königlichen Hoftheater in Kassel. **Alessandro Stradella,** Oper in 3 Acten von Friedrich. Musik von Friedrich v. Flotow. Stradella: Herr Georg Müller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 197.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 202. Mittwoch, den 22. Juli 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

2.

Das Zimmer, in welches der Arzt trat, war das Schlafgemach des jungen Paares gewesen, es mußte aber jetzt noch weiteren Zwecken dienen, indem man die Möbel darin aufgestapelt hatte, welche das Gesetz dem Failliten noch als Eigenthum zusprach.

Auf einem schmalen, wenig bequemem Sopha, welches quer in's Zimmer gestellt worden war, lag eine junge Frau, deren spitze, eingefallene Züge, auf welchen jetzt die rothen Flecken des Fiebers brannten, Zeugniß von den Schmerzen gaben, welche die Seele erlitten und die den Körper erschüttert hatten. Rings um sie waren in unbehaglichem Durcheinander Körbe mit Leinwand und Hausrath aufgestellt, Männer- und Frauenkleider lagen über die Betten geworfen; das ganze Besitzthum, welches man ihnen gelassen — diese vier Wände schlossen es ein.

Die junge Frau sah den unbehaglichen Wirrwarr nicht, sie hatte die Augen geschlossen und dadurch fiel es noch mehr auf, wie tief diese in die Höhlen eingesunken waren, aber sie schlief nicht; von Zeit zu Zeit erschütterte ein krampfhafter Schmerz ihren zarten Körper und aus den halbgeöffneten Lippen rang ein schmerzliches, gezogenes Stöhnen sich los.

Der Arzt war eingetreten; er hatte die Hand der Leidenden ergriffen und blickte sie einige Minuten lang prüfend an; die Frau hatte nur einen Moment lang die Augen geöffnet, um sie sogleich wieder zu schließen, und wieder erschütterte dieser ringende Krampf ihr ganzes Sein.

„Liebes Kind", sprach der Arzt zu dem wartenden Dienstmädchen, „da ist wohl mehr die Amme nöthig, als ich; Sie würden gut thun, nach einer solchen zu eilen."

„Ach Gott, ach Gott!" rief das bestürzte Mädchen und rannte im Eifer und Schrecken gegen jedes im Wege stehende Möbelstück an; „ach Gott! aber die Madame haben es ja noch gar nicht erwartet."

„Gehen Sie nur", rief der Arzt, ihr ungeduldig mit der Hand winkend, „ich werde so lange bei der Kranken bleiben."

Diese hatte die ganze Zeit über ohne ein Zeichen der Theilnahme gelegen, jetzt öffnete sie wieder die Augen und richtete diese auf den Arzt mit einem so heißen und doch wieder so abwesenden Blick, daß dieser erschrack und nochmals nach ihrem Pulse und den klopfenden Schläfen fühlte.

„Wer ist da?" murmelte jetzt die Kranke, „bist Du es, Papa? — o blicke nicht so finster! — Verzeihe mir, Papa, verzeihe mir! — — Wie kannst Du sagen, daß ich übel gethan habe, Emil? — Was that ich? — O ich lieb ihn so sehr! Alles, Alles für meine Liebe!"

Und die Züge der Frau, welche vorher einen so gespannten Ausdruck getragen hatten, lösten sich auf in einen Augenblick der süßesten Liebesfreudigkeit, es trat ein Moment der Ruhe und der Stille ein, man hörte deutlich den Hammer des Auctionators in dem entfernteren Zimmer widerdröhnen.

Da richtete die Frau sich plötzlich hoch auf und stieß einen wilden, verzweifelnden Schrei aus.

„Emil! Emil! hab' Erbarmen! Ihr schlagt die Nägel ein in meinen Sarg. Nein! nein! sie wollen mich kreuzigen; Emil, was hebst Du selbst den Hammer gegen mich auf!"

Der Arzt hatte den Oberrock abgeworfen und hielt die krampfhaft sich Windende in den Armen; er suchte sie zu beruhigen und ihre glühende Stirn mit Wasser zu kühlen.

Er hatte viel erfahren und war mit kühlem Gleichmuth an schon manch' einem verzweifelten Schmerzenslager gestanden; hier aber, in dieser trostlosen, wirren Umgebung, diesem jungen Weibe gegenüber, dessen Leib im Kampf mit dem werdenden Leben, dessen Seele mit den wilden Phantasien des Fiebers rang, drohte ihm der gewohnte, ruhige Gleichmuth zu verlassen. Er hörte die Hammerschläge des Taxators fallen, die Leib und Seele der Leidenden zermalmend zu treffen schienen, und es war ihm, als fiel ihre unbarmherzige Wucht ihm selbst auf das Herz.

Er hatte als junger Arzt auf dem Schlachtfelde Leipzigs, in seinen überfüllten Spitälern und Kirchen Verwundete verbunden und dem Tod in seiner schauerlichsten Gestalt in's Auge geblickt. Man kann viel erleben in einer ärztlichen Praxis von den Schlachtfeldern Leipzigs an bis zu der Handelskrise anno 1840, und Gewöhnung und Nothwendigkeit können die weichste Seele hart machen; dem Medicinalrath war das seit langem, langem nicht begegnet, daß er sich abwenden und das rothseidene Foulard zu den Augen führen mußte, wie er es that, als nach dem wilden Kampf der letzten Stunden, in welchen unter den furchtbarsten Fieberphantasien und Convulsionen, welche den zarten Leib zu zerbrechen drohten, eine todtenähnliche Ohnmacht gefolgt war, welche dem jungen Leben, das aus dem Mutterschooße sich losgerungen, den ersten Liebesblick verschleierte.

Auf dem harten Sopha, auf welchem vorher die junge Mutter gelegen, hatte in diesen letzten Stunden ein junger Mann gesessen, das Gesicht tief in die Kissen vergraben, so daß nur der braune, lockige Kopf sichtbar war, und diese Hände, die sich um die Lehne des Möbels spannten mit so heftigem Griff, daß die Nägel weiß erschienen von dem auf die Finger geübten Druck, das war der K. L. Schwarzholz.

„Nun, Herr Schwarzholz, jetzt seien Sie froh", sagte die Amme, „es ist ein Mädchen, es hat ihm zwar ein wenig arg pressirt in dieses irdische Jammerthal zu kommen, aber es hat schon manch

Digitized by Google

Einer in Traurigkeit begonnen und in Fröhlichkeit geendet und umgekehrt. Da, da ist das Mädel und wenn es auch justement noch gar klein ist, so ist die Welt ja groß und es hat Platz und Zeit um hineinzuwachsen."

Der Angeredete erhob langsam den Kopf aus den Kissen, und jetzt erst sah der Arzt, welcher sich bis dahin nur mit seiner Patientin beschäftigt, in das Gesicht des unglücklichen jungen Mannes. Es war nicht so, wie er erwartet hatte, K. L. Schwarzholz sah nicht eigentlich laufmännisch aus, das braune, lockige Haar war länger im Schnitt gehalten, als bei seinen Collegen sonst üblich; das scharf geschnittene Profil erinnerte an die Köpfe auf römischen Münzen, und an den italienischen Typus die Farbe des bartlosen Gesichtes und der dunkeln Augen, die sich jetzt wie geistesabwesend auf diese zerbrechliche Form eines Menschen richtet, welchen die Amme in einem Kissen ihm darbot und von welchem sie sagte, das sei sein Kind — sein Kind! ihm geboren am elendesten Tage seines Lebens!

„Konrad!" rief es jetzt vom Bette her.

Er sprang auf, diese Stimme, so schwach sie auch war, fast nur wie ein Hauch, der durch das Zimmer wehte, sie riß ihn auf aus seiner Lethargie, er eilte gegen das Bett, auf welchem das bleiche Weib lag, er sank daneben auf die Kniee nieder und bedeckte die herabhängende, weiße, kalte Hand mit seinen Küssen und seinen Thränen.

„Antonie!" rief er, „Antonie, Geliebteste, vergib, ich wollte Dich glücklich machen . . ."

„Und denke immer daran, daß ich es in Wahrheit war", unterbrach sie ihn mit matter Stimme, aber die Augen, in welchen die Lebensflamme zu erlöschen drohte, voll tiefer, inniger Liebe in die Seinen senkend, fuhr sie leise fort: „Ich habe Dich so innig geliebt, Konrad, ich war so glücklich in Deiner Liebe, es war ein neidisches Geschick, das uns das Glück nicht gönnen wollte, ich habe Dir nichts zu verzeihen. — — Lasse mich mein Kind küssen."

„Halten Sie sich ruhig, ich bitte", sprach der Arzt.

„Ich werde bald ganz ruhig sein", sagte sie mit matter Stimme. „O Du Lieber — leb' wohl! — — mein Kind — leb' wohl! — —"

„Antonie! Antonie!" schrie der junge Mann wild und warf sich in Verzweiflung über das Bett der Sterbenden, welcher eine mitleidige Ohnmacht den Jammer verhüllte, den ihr Scheiden hervorrief. „Antonie! Antonie! Du darfst nicht von mir gehen, Du darfst mich jetzt nicht allein lassen!" rief Konrad Schwarzholz, die Hände ringend. „Antonie, stirb nicht! Du mußt leben, Du sollst leben! Bleibe, bleibe, bis ich die unsägliche Schuld des Glücks an Dich gelöst!"

Er warf sich über den Körper seines Weibes, er richtete sie in seinen Armen empor, er trank den fliehenden Athem von ihren Lippen. —

Da legte die Hand des Arztes sich auf seinen Arm.

„Gönnen Sie der Todten die Ruhe", sprach er.

Der Todten — der Todten? — So war sie denn todt; stille dieses Herz und theilnahmslos, das so treu ihn geliebt, und die Wunden, aus welchen dieses Herz geblutet, die sie um seinetwillen empfangen, er konnte sie nimmer heilen!

„Todt — todt!" er hörte die ernste, theilnahmsvolle Stimme des Arztes, wie aus weiter, weiter Ferne; schattenhaft flossen die wirren Gegenstände des Zimmers ineinander, — nur das bleiche, zurückgesunkene Haupt der Einen sah er über dem nebligen Chaos, dann zerfloß auch dieses und es war ihm, als sage irgendwo eine Stimme, das sei eine Ohnmacht.

(Fortsetzung folgt.)

Einmachen der Früchte und ihre Verarbeitung zu Getränken.

Da die Zeit des Einmachens der Früchte herangekommen ist, dürfte es für die Hausfrauen nicht ohne Werth sein, einige Notizen über den Gehalt der verschiedenen Früchte an Säure und Zucker und den Unterschied, der zwischen der einzelnen Sorten sich zeigt, an der Hand zu haben. Die Wirkung des Zuckers beim Einmachen beruht darauf, daß ganz concentrirte Zuckerlösung begierig Wasser anzieht, also das in den Früchten enthaltene Wasser denselben entzieht, wodurch dann die Möglichkeit der Fäulniß wegfällt. Wenn nun auch die Menge des Zuckers, der in diesen Früchten enthalten ist, klein erscheint, verglichen mit der Menge, die zugesetzt werden muß, um die Früchte zu conserviren, so ist doch sicher, daß, je weniger Zucker eine Frucht enthält, und je mehr Säure darin enthalten ist, um so mehr Zucker zugesetzt werden muß, um den sauren Geschmack zu verdecken und den gewünschten Grad von Süßigkeit zu erreichen. In folgenden Tabellen sind die Untersuchungsresultate von verschiedenen geringeren Jahrgängen in Durchschnittszahlen zusammengestellt und ist dabei nur noch zu bemerken, daß sich die Zahlen auf die ganze Frucht und nicht auf den ausgepreßten Saft beziehen.

Zuckergehalt.

Pfirsiche	enthalten	1,0 *)	Procent	Zucker
Aprikosen	„	1,8	„	„
Pflaumen	„	2,1	„	„
Reineclauden	„	3,1	„	„
Mirabellen	„	3,6	„	„
Himbeeren	„	4	„	„
Brombeeren	„	4,4	„	„
Erdbeeren	„	5,7	„	„
Heidelbeeren	„	5,7	„	„
Johannisbeeren	„	6,1	„	„
Zwetschen	„	6,3	„	„
Stachelbeeren	„	7,2	„	„
Rothbirnen	„	7,3	„	„
Aepfel	„	8,4	„	„
Weichselkirschen	„	8,8	„	„
Maulbeeren	„	9,2	„	„
Süße Kirschen	„	10,8	„	„
Trauben	„	15	„	„

Säuregehalt

nicht nach Procenten, sondern nach Tausendsteln (pro mille) angegeben und gleichfalls steigend geordnet:

Rothbirnen	enthalten	5,0	pro mille
Mirabellen	„	5,9	„
Süße Kirschen	„	6,2	„
Pfirsiche	„	6,7	„
Trauben	„	7,4	„
Aepfel	„	7,5	„
Zwetschen	„	8,0	„
Reineclauden	„	9,1	„
Apricosen	„	10,0	„
Brombeeren	„	11,0	„
Weichselkirschen	„	12,8	„
Pflaumen	„	13	„
Erdbeeren	„	13,1	„
Heidelbeeren	„	13,4	„
Stachelbeeren	„	14,8	„
Himbeeren	„	14,8	„
Maulbeeren	„	18,6	„

*) Die kleineren Zahlen bedeuten Zehntel.

Digitized by Google

Aus solchen Angaben ist leicht ersichtlich, mit welchen Früchten, unter denen man zu wählen hat, man am billigsten fährt. Johannisbeeren z. B. bedürfen wegen ihres geringeren Zucker- und größeren Säuregehaltes mehr Zuckerzusatz, als Stachelbeeren oder Kirschen, und es werden daraus auch die in den Recepten der Kochbücher für die verschiedenen Früchtesorten vorgeschriebenen verschiedenen Zuckermengen erklärlich.

Es sind dieß aber, wie gesagt, bloß Durchschnittswerthe; in einem guten Jahrgange ist dieselbe Frucht reicher an Zucker und ärmer an Säure, in einem schlechten ärmer an Zucker und reicher an Säure; in letzterem Falle muß der Zuckerzusatz vermehrt werden. Der Geschmack wird hier der richtige Leiter sein. Im Allgemeinen ist zu empfehlen, an Zucker nicht zu sparen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß weingeistige Gährung eintritt, und daß dann doch, um diese zu unterbrechen, unter erneutem Zuckerzusatz wieder eingekocht werden muß; denn nur eine ganz concentrirte Zuckerlösung gährt nicht.

Von den oben angeführten Früchten werden Johannisbeeren und Stachelbeeren von den Hausfrauen auch noch zur Darstellung von vergohrenen Getränken benützt. Der reine Saft derselben kann kein gutes Getränk liefern, weil er zu wenig Zucker und zu viel Säure enthält, deßhalb verdünnt man ihn mit Wasser und setzt eine entsprechende Menge Zucker zu. Folgendes Recept liefert einen ganz guten und kräftigen Wein: auf zwanzig Schoppen Saft nehme vierzig Schoppen Wasser, in welchem zehn Pfund guter Hutzucker aufgelöst worden sind und lasse die Flüssigkeit wie gewöhnlichen Wein gähren. Nimmt man auf dieselbe Menge Flüssigkeit 15—16 Pfund Zucker, so bekommt der Wein dadurch ein äußerst feines Bouquet. Gelegentlich sei hier bemerkt, daß die Frauen die ersten waren, die das „Gallisiren“ praktisch betrieben. So beliebt ihr Product allgemein ist, so ist doch die Anwendung desselben Verfahrens beim Traubensaft, und wäre er noch so sauer, sonderbarer Weise noch immer sehr verpönt.

Hauptsächlich sind es die Johannisbeeren, die bei uns zur Herstellung von Wein benutzt werden, während man den sonst so geschätzten Stachelbeerwein kaum dem Namen nach kennt. Und doch eignen sich die Stachelbeeren, die in so großen Mengen gezogen werden, viel besser zu diesem Zweck, als die Johannisbeeren, was wieder aus obiger Tabelle ersichtlich ist, da sie über ein Procent Zucker mehr und beinahe zwei pro mille Säure weniger enthalten, also weniger Zucker erfordern, als diese. In der Johannisbeere kommen auf 1 Theil Säure 3 Theile Zucker, in der Stachelbeere auf dieselbe Menge Säure 5 Theile Zucker. Ueberdieß hat der aus Stachelbeeren erzeugte Wein einen viel feineren Geschmack als der aus Johannisbeeren, derselbe wird unseren Lesern schon aus dem Vicar of Wakefield bekannt sein; allerdings wird der Stachelbeerwein erst nach mehreren Jahren vollständig reif, was bei dem Johannisbeerwein nicht in gleichem Grade der Fall ist.

Für die Gewinnung der Säfte, auch derer, die süß bleiben sollen (Himbeersaft ꝛc.) ist noch anzuführen, daß das Auspressen ungemein leichter und vollständiger von statten geht, wenn man die zerquetschten Früchte ein paar Tage stehen läßt, bis eine leichte Gährung eingetreten ist; es trennt sich dann der Saft leichter von dem Marke. Durch das darauf folgende Einkochen mit Zucker wird die Gährung wieder unterbrochen, wie auch alle eingemachten Früchte, die etwa in Gährung gerathen sind, durch Aufkochen mit Zucker wieder haltbar gemacht werden können.

(Gewerbeblatt aus Würtemberg.)

Ein berühmter Fälscher,

lange Zeit der Schrecken der amerikanischen Behörden, ist in Cincinnati zu zwölfjähriger Haft in der Staats-Strafanstalt verurtheilt worden.

Im Gerichtssaale waren die Handpresse, die Stahlplatten Behufs der Anfertigung der 100 Dollars und 500 Dollars National-Currency-Noten, so wie ein vollständiger Apparat zum Graviren, Banknoten-Papier, Druckerschwärze ꝛc. ausgestellt.

Karl Ulrich, aus Westphalen gebürtig, entwickelte schon in frühester Jugend ein ungewöhnliches Talent im Zeichnen. Er ist jetzt 33 Jahre alt. Zu Anfang des Krimkrieges begab er sich nach England, schloß sich als Zeichner der Brigade der königlichen Schützen an, machte den ganzen Krieg mit und erhielt einen ehrenvollen Abschied. Er wanderte darauf nach Newyork aus, wo er das Geschäft eines Graveurs zwei Jahre lang mit solchem Erfolge betrieb, daß er sich ein kleines Haus kaufen konnte, in welchem jetzt eine seiner Frauen wohnt.

Vor zwei oder drei Jahren begann er sich mit der Anfertigung falschen Papiergeldes zu befassen. Die Behörden entdeckten bald eine Verbindung zwischen seinem Etablissement und den abgefeimtesten Falschmünzern, und von nun an ging es abwärts mit ihm und seinem Geschäft.

Zuerst ward er in Newyork eingesperrt, entkam aber; dann wurde er in Canada arretirt, doch gelang es ihm, in Toronto wieder zu entwischen. Die Art, wie er seine Flucht bewerkstelligte, steht an Kühnheit nur wenigen Fluchtversuchen nach. Mit einer in der Schuhmacher-Werkstätte des Gefängnisses aufgefundenen Ahle gravirte er das Modell zu einem Schlüssel und verfertigte aus dem eisernen Reifen des in seiner Zelle befindlichen Eimers einen Schlüssel zu der Thür derselben. Aus der Bettdecke drehte er ein Seil, schlüpfte aus der Zelle, kletterte über die Gefängnißmauer, verschwand in der Finsterniß der Nacht und erreichte glücklich den Niagara. In einem gebrechlichen Boote ruderte er nach dem diesseitigen Ufer und traf bald nachher in Newyork ein, wo er seine Banknoten-Fälschung fortsetzte.

Während er eine Strafzeit im Sing-Sing-Gefängniß absaß, wurde er sehr intim mit Kate Groß, der Schwägerin des Gefängnißwärters, und heirathete dieselbe nach seiner Entlassung, obschon seine erste Frau noch lebte.

Um diese Zeit wurde er mit dem englischen Boxer James Colbert, welcher eine Diebesherberge in Newyork besaß, und mit Maria Brown, einem durchtriebenen Mädchen, welches in Colbert's Hause wohnte, bekannt. Colbert beschäftigte ihn beständig mit der Anfertigung von Platten, er duldete aber indessen durchaus nicht, daß er mit Jemandem verkehre. Ulrich, der ein angenehmes Aeußeres hat, wußte sich bald die Liebe der Maria Brown zu erwerben und mit dieser und einem gewissen Burdell, einem notorischen Verfertiger gefälschten Papiergeldes in Newyork, schloß er ein Compagniegeschäft ab, und Alle zogen dem Westen zu. Ulrich's erste Gattin schloß sich ihnen trotz alledem und alledem an und die ganze Gesellschaft traf bald darauf in Cincinnati ein. Sie mietheten ein Haus in Cleves und waren bald eifrigst mit der Anfertigung gefälschter 100-Dollar-Noten beschäftigt.

Bald aber schickte Ulrich seine erste Gattin als unverkäufliche Waare nach Newyork zurück und fing ein Liebesverhältniß mit einer schönen deutschen Schneiderstochter an, die er auch heirathete und die nun die neuen 100-Dollar-Noten nach und nach unter das Publikum bringen mußte. Maria Brown fand das Geschäft nicht einträglich genug und schöpfte Verdacht gegen Burdell, welchen sie der Verrätherei beschuldigte.

Kate Groß trat bald darauf eine Reise nach dem Osten an, um dort als Agentin für den Umsatz der neuen 100-Dollar-Bills

Digitized by Google

zu wirken, zu welch letzterem Zwecke ihr alter Liebhaber Ulrich ihr natürlich haufenweise den Stoff zu liefern verstand.

Die Operationen waren indessen den Argusaugen des Obersten Wood in Philadelphia nicht entgangen, der schließlich ermittelte, daß das Geld von Cincinnati vermittels der Adam's Expreß nach Philadelphia gesandt wurde. Demzufolge wurde ein geheimer Polizei-Agent in das Expreß-Bureau zu Cincinnati postirt, um auszuspioniren, wer dieses Geld dort auslifere. Zuerst ward Burdell verhaftet, darauf auch Ulrich, welcher theilweise ein Geständniß ablegte. Man brachte ihn nach Newyork, nachdem er versprochen, die Platten ausliefern zu wollen, wenn man seine „Frauen" nicht belästigen würde. Er entkam nach Canada und erreichte zum zweiten Male Cincinnati, wo er von seinen Weibsleuten verrathen wurde. Er machte, nachdem er in Haft gebracht worden war, mehrere, wiewohl vergebliche Fluchtversuche, und erst in der vorletzten Nacht vor seiner Verurtheilung hatte er mittels kleiner Sägen die Stäbe der Fenster seiner Zelle durchschnitten und die Schrauben an den Thürangeln gelöst, als es zeitig genug entdeckt wurde.

Alle Angaben scheinen darin übereinzustimmen, daß Karl Ulrich der Verfertiger jener unächten 7/30er Obligationen ist, welche vor einiger Zeit ein solches Furore in Washington veranlaßten. Ulrich ist sehr intelligent, hat ein „angenehmes Wesen" im Umgang, ist kaltblütig, sehr gewitzt und stets Herr seiner selbst. Es ist zu bedauern, daß er sein Talent zu einem solch nichtswürdigen Geschäfte mißbrauchte. (N. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Hauptulk.) Die „Elberfelder Zeitung" bringt nachstehenden Beitrag zum Programm des Bonner Universitätsjubiläums, das den Beweis liefert, daß die Welt sich anders wie in anderen Menschenköpfen ausnahmsweise auch einmal in einem alten Burschenschädel von ächtem Schrot und Korn malen kann, der die Linie des Schwabenalters bereits vor einem halben Menschenalter passirt haben dürfte. Es ist nämlich, wie das Blatt meldet, die Absicht eines dem Corps der Westphalen in Bonn in den Jahren 1829—1830 angehörenden, in Köln lebenden Rheinländers oder genauer eines geborenen Pfälzers, sein vierundvierzigstes Duell aus Anlaß der Feier zu vollziehen, und hierdurch dem Feste die Krone aufzusetzen. Derselbe hat in den letzten Tagen bereits die Westphalenwaffen in Bonn belegt. Er will nämlich einem der anwesenden damaligen Borussen oder Rhenanen, freilich ihm jetzt noch unbekannt, in optima forma einen „dummen Jungen" aufbrummen und hierdurch ein Duell, halb in Scherz, halb in Ernst, auf zwölf Gänge provociren. Nach seiner Meinung muß bei dieser feierlichen Gelegenheit die Aula der Universität zur Paulstätte dienen, und womöglich der zeitige Rector als Uuparteiischer fungiren. Am liebsten nähme er einen Universitätsrichter oder ein Mitglied des academischen Senates auf die Mensur, da er bei seinen dreiundvierzig Duellen Vieles von diesen Einrichtungen zu leiden hatte, als er noch nicht ins Philisterium getreten war. Von Mehreren, die sich etwa melden würden, behält er sich zur Auswahl Denjenigen vor, dem er am tüchtigsten beikommen kann, namentlich einem mit langem Barte, dem er einen solchen Hieb auf die Wange versetzen möchte, daß er den Bart abrasiren lassen muß. In jenen Jahren 1829—1830 war der Paukant ein gefürchteter Gegner; er wußte sich als Consenior der Westphalen in Bonn und als Senior der Schweizer in Heidelberg stets in gehörigen Respect zu setzen, und sein jetziger Vorschlag verspricht einen „Hauptulk".

(Schreckliches Ende einer Landpartie.) Aus Werschetz wird berichtet: Vor mehreren Tagen begab sich an einem schönen Sonntage eine Gesellschaft von jungen Männern und Mädchen, über vierzig an der Zahl, in neun Wagen mit Fahnen und Zigeunermusik in das wildromantische, mit vielen tiefen Schluchten versehene Waldgebirge, eine Wegstunde von Werschetz entfernt, um eine lustige Landpartie bei Wein und Tanz durchzumachen. Bis Nachmittags um vier Uhr war die Gesellschaft des frohesten Muthes. Da sah man aber einmal ein furchtbares Gewitter aufsteigen, welches mehrere Personen bewog, in drei Wagen nach Hause zu fahren; die Anderen blieben, um weiter zu tanzen; jedoch das Gewitter brach auf einmal in furchtbarer Größe als einer der schrecklichsten Wolkenbrüche los, und verwandelte alle Waldschluchten in wilde, hohe, reißende Ströme. Unglückseligerweise fuhr die Gesellschaft über die steilen Abhänge in die Thäler; daselbst aber wurden die Wagen (da kein Wagen mehr zurück konnte) von den reißenden Wässern in der engen Thalschlucht übereinandergeworfen, die Wagen zerbrachen in Stücke, es geriethen alle Personen unter die tobenden Pferde und wurden weiter geschwemmt, wo sie dann von den Bauern mit Haken aus dem Wasser gezogen wurden; darunter waren vier todte Frauen, vier schwer verwundete Männer und zwei ebenfalls schwer verwundete Mädchen. Die Zigeuner retteten sich alle, indem sie auf die Bergkuppen flüchteten. Man denke sich die Aufregung, die Angst und den Jammer der ganzen Stadt, als man Abends die Leichen und die Verwundeten in die Stadt brachte, umsomehr, da mehrere Personen fehlten, die erst des anderen Tages heimkamen. Seltsam, die Gesellschaft wollte bei der Rückkehr Nachts noch einen Ball geben; statt dessen mußte man sich zur Trauer- und Leichenfeier rüsten.

Frankfurt, 20. Juli.

Zu dem Plane, die Biebricher Wintergärten für unsere Stadt zu gewinnen, liegt bereits ein Entwurf für deren Aufstellung (bei A. Jügel hier) vor, welcher, offenbar auf berechtigter Erwartung fußend, daß Alles, was Frankfurter Gemeinsinn unternimmt, alsbald groß und würdig angefaßt wird, eine ebenso reiche, als reizende Anlage bietet. Danach würde der Bau selbst, ganz von Glas überdacht, erhöht stehen und auf den Langseiten von Baumterrassen umgeben sein, eine prächtige Avenue von der Bockenheimer Chaussee dahin führen und dahinter der im englischen Styl gehaltene Park mit Aussichtspunkten, einem größeren Weiher ꝛc. bis zum Kettenhofweg sich ausdehnen. Der Entwurf rührt von Herrn H. Siesmayer in Bockenheim her, welcher sich schon vielfach anderwärts als einen phantasievollen Landschaftskünstler bewährt hat.

Wilibald Alexis, ein Romandichter von tiefgreifender Gestaltungskraft, den die heutige Leserwelt beinahe schon vergessen, hat kürzlich seinen 70. Geburtstag begangen. W. Alexis (sein wirklicher Name ist Wilhelm Häring) wurde 1798 in Breslau geboren und lebt seit einigen Jahren zu Arnstadt in Thüringen.

Von **Heinrich Laube** steht ein neues Buch in Aussicht, das sich „Das Burgtheater, ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte" betitelt.

Richard Wagner soll in Zürich nicht unbedeutend erkrankt sein.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 22. Juli: Gastdarstellung des Herrn Georg Müller vom königlichen Hoftheater in Kassel. **Alessandro Stradella**, Oper in 3 Acten von Friedrich. Musik von Friedrich v. Flotow. Stradella: Herr Georg Müller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 197.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 203. Donnerstag, den 23. Juli 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Es ging gegen Abend, als der Arzt aus dem Zimmer sich entfernte.

Die Sonne war bei'm Sinken noch einmal der Schneewolken mächtig geworden, ein gelbes, kaltes Streiflicht fiel durch die lothigen Gassen und füllte das nun leere Zimmer, in welchem die Auction stattgefunden, mit einem unheimlichen, fahlen Zwielicht.

Der Arzt blieb vor der verödeten Wohnstube stehen, deren Thüre weit offen stand, und blickte hinein. Ein schneidendes Weh' zuckte ihm durch die Brust, als er sich das Bild jenes Abends vergegenwärtigte, wo die leidende junge Frau ihn zu sich gerufen. Die eleganten Möbel, die hellen Gardinen, vor den Fenstern die Blumen und all' diese feinen Zierlichkeiten einer modernen Wohnung hatten so vortrefflich zu dem Wesen und der Gestalt des jungen Weibes gestimmt — — und jetzt? — Der Lack des Fußbodens war abgetreten und beschmutzt, Strohhalme lagen umher, Tabaksasche und Fetzen Papier; auf die Thür zum Nebenzimmer hatte ein sich langweilender und in Kunst dilettirende Bieter mit Rothstift in sehr primitiven Umrissen die Gestalt eines Schacherjuden und eines Schweins gezeichnet.

Den Arzt schauderte, es war ihm, als huschten wimmernde Gespenster durch dieses öde, trostlose Gelaß; er war nicht hart geworden auf dem langen Wege von Sterbebett zu Sterbebett, von Leipzigs Schlachtfeldern an bis hierher! die Erinnerung an dieses überfüllte Hinterzimmer, welches er soeben verlassen, an die todte Frau, den gebrochenen Mann und das neugeborene Kind darinnen schnitt ihm durch die Seele, und er nahm sich vor, mit einem oder dem anderen seiner besser gestellten commerciellen Patienten zu Gunsten des K. L. Schwarzholz zu reden.

3.

Die Frau war begraben worden und das unwohnliche, überfüllte Zimmer hatte man, soweit es thunlich, wieder in einen einigermaßen bewohnbaren Zustand gebracht.

Die Frau des Tapezierers hatte mit Hülfe des Dienstmädchens, welches seit dem Tode seiner Herrin immer mit niedergetretenen Schuhen und dickverweinten Augen herumlief, sich des verwaisten Kindes angenommen und dieses schien sich nach Möglichkeit den Prophezeihungen der Amme widersetzen zu wollen, welche seine Lebensdauer nur auf Tage berechnet hatte, denn es hörte nicht auf zu leben, und das war Alles, was man unter den gegenwärtigen Umständen von der Tochter des K. L. Schwarzholz erwarten konnte.

K. L. Schwarzholz selbst hatte sich einen Tisch in das ehemalige Wohnzimmer gestellt, denn über das Comptoir hatte der Tapezierer anderweitig verfügt; hier saß er nun und schrieb und rechnete und schrieb wieder und rechnete die langen Zahlenreihen wieder nach; dann saß er auch wohl Stunden lang und ließ die Hand, welche die Feder hielt, schlaff herabsinken und starrte die Thüre an, auf welcher noch immer die mit Rothstift gezeichnete Satyre auf das Volk Gottes prangte, dann ging er wohl auch ab und zu in das Schlafzimmer und hob den Vorhang von der Wiege und sah in dieses welke, kleine Gesicht, das im traum- und bewußtlosen Dämmerschlaf lag — und ging dann wieder in das gespenstig öde Wohnzimmer und schrieb und rechnete wieder mit glühender Stirn, mit fliegenden Pulsen und mit Todeskälte im Herzen.

Während er schreibt und das Lampenlicht sein schönes Profil in riesigem Maßstab auf die leere Wand zeichnet, während Stille herrscht rings um ihn her und nur das eintönige Kritzeln der Feder laut wird, oder das lautere Rauschen eines Blattes Papier unter seiner suchenden Hand, welches die Maus, die von der Ruhe des Zimmers gelockt, ihren Spaziergang begonnen hat, erschreckt wieder in das Loch zurück huschen läßt, haben wir Zeit zu fragen und zu antworten: von wo und wannen, und wer ist der K. L. Schwarzholz?

Also zuerst das wo und wer? und da können wir rasch Antwort geben, denn die Herkunft unseres Helden hüllt sich nicht in ein mystisches Dunkel und sein Lebenspfad führte nicht in mäanderhaften Krümmungen von der Hütte zum Palaste.

Der K. L. Schwarzholz, welchem Eltern und Pathen einst die Namen Konrad Ludwig gegeben, war eines Küfermeisters Sohn, der vor Jahren sein Handwerk in einer kleinen Stadt des südwestlichen Deutschland getrieben und sich nur dadurch von seinen ehrsamen Mitmeistern unterschieden hatte, daß der Durst ihn weniger plagte, als diese, er also auch weniger Ursache hatte, denselben zu stillen; es gab aber nicht Wenige seiner Zunft, die gerade darin die Ursache seines frühen Todes fanden; er hätte sich nicht weingrün erhalten, und hätte er das, so argumentirten die guten Meister, so wäre es ihm auf einen Puff mehr oder weniger nicht angekommen.

Eine weitere Besonderheit des Mannes war, daß er nicht nach der Väter Weise eine der Töchter der Stadt als Eheweib heimgeführt, sondern ein Weib sich geholt hatte, welches er auf seiner Wanderschaft kennen und lieben lernte. Er war weit gewandert gegen Wien und Ungarn und dann hatte er in's Land Italien gewollt, aber er war unterwegs geblieben und hatte die Fässer binden helfen, in welchen der rothe Tyrolerwein vom Jahr 1811 so gut werden sollte. Und nach ein paar Jahren, da er zu Hause

Digitized by Google

sein Meisterstück gemacht und sein väterlich Haus angetreten, war er auf ein paar Wochen verschwunden, gerade zur Zeit, als es der Sippschaft viel Kopfzerbrechens machte, ob wohl das Käthchen oder das Aennchen besser für ihn passen würde; dann war er wieder heimgekommen mit einer großen, jungen Frau, die eine fremdartige Mundart sprach, denn sie war gebürtig aus Rovereit in Welschtyrol, welches man sonst auch Roveredo nennt.

Die Frau gefiel im Anfang ihren neuen Mitbürgern und vornehmlich Mitbürgerinnen gar wenig, denn sie hatte eine starke Nase und war etwas gar dunkel gefärbt von Haaren und Gesicht, später aber, als man sich an das Fremdartige gewöhnt, hatte man doch gefunden, daß sie eine schöne Frau sei und der Herr Oberamtmann, welcher ein Kenner zu sein behauptete, sagte im Adler, sie sei eine Römerin und das schönste Weib, welches er je gesehen. Er sagte es jedoch nur im Adler, nicht vor der Frau Oberamtmännin, denn wenn diese, da sie klein, dick und flachshaarig war, auch keinen Anspruch darauf machen konnte, weder als Römerin, noch als schönstes Weib der Welt zu gelten, so konnte sie doch in den Augen des Herrn Oberamtmanns das letztere beanspruchen; dieses war der Grund, warum der Herr Oberamtmann die Vertrauten seiner Bewunderung nur im Adler suchte.

Der Gegenstand derselben, die Frau Schwarzholz, wußte übrigens noch nichts davon, es wagte sich Niemand so leicht mit einem Scherzwort oder dergleichen an sie heran, sie war eine ernsthafte Frau, die es schwer trug, daß ihr einziges Kind im reformirten Glauben erzogen ward, und die Todtgeburten der anderen Hoffnungen als einen sicheren Fingerzeig des Himmels betrachtete, der die tyrolische Mutter dafür strafen wollte, daß sie ein ketzerisch getauftes Kind erzog. Trotzdem aber Mann und Kind Ketzer waren, liebte sie dieselben mit einer heißen, glühenden Inbrunst, und es hatte sie Niemand mehr lächeln sehen nach dem Tage, da man ihr ihren jungen, kräftigen Mann bewußtlos in's Haus getragen. Er hatte in einem Keller gearbeitet, der sehr vernachlässigt worden war, das Holzwerk der Weinlager war feucht und morsch, und die Knechte, welche ihm heifen sollten, waren ungeschickt und halbbetrunken gewesen; so war es gekommen, daß ihm ein Stückfaß auf die Brust rollte und ihm einige Rippen eindrückte. Er hatte genug davon bekommen für sein Leben und war nach Jahr und Tag an der Lungenschwindsucht gestorben.

Die Frau trieb, so lange es gehen wollte, das Geschäft mit Gesellen; sie war aber der Landesart unkundig, und heirathen wollte sie auch nimmer, so spann sie keine Seide dabei. Sie wäre gar gern wieder heimgezogen zu ihrer Freundschaft und in ihr Land, aber das Grab des todten Mannes hielt sie in der Fremde, und als sie starb, da beschwor sie himmelhoch die Verwandten des Mannes, sie sollten ihren Knaben nach Rovereit zu ihrem Bruder senden, der dort ein Handelsgeschäft trieb.

Hoffte sie in der frommen Tyrolerstadt die Seele des Knaben ihrem Glauben zu retten, oder glaubte sie ihn besser gebettet bei den Ihren? — genug, die Verwandten hielten ihr Wort und der Bruder aus Rovereit hielt das seine, denn er kam den weiten Weg aus dem Tyrol und holte den Schwestersohn zu sich.

Konrad Ludwig war schon 14 Jahre alt, als die Mutter starb, und eigentlich hatte er studiren gewollt und deßhalb auch die Latinschule besucht. Da der Onkel in Rovereit ihn aber in sein Haus und in seine Lehre nahm, so war es ihm auch recht und er ward ein Kaufmann.

Eine gute Lehre gab ihm der Onkel mit in's Leben, denn er war ein tüchtiger Mann, mit Geld und Gut aber konnte er den Neffen nicht ausstatten, denn er hatte selbst acht Kinder auszusteuern für den Weg durch's Leben. Er war ein edler Mensch und hatte den Sohn seiner Schwester gehalten wie Eines seiner Kinder, und unter seiner Hand hatte sich des Konrads kleiner Erbtheil noch um ein Weniges vergrößert; im Ganzen war es jedoch nicht viel. Er war ein verständiger Mann und hatte den Neffen unangetastet bei seines Vaters Bekenntniß gelassen, unangesehen der Anfechtungen, welche er darum leiden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, 20. Juli.

Probe-Bankett.

Schon in den frühen Vormittagsstunden herrschte gestern ein ungewöhnlich reges Leben auf dem Festplatze, in den Festbauten und den improvisirten Schänken und Buden. Viele Hunderte von Personen wollten sich die Halle besehen, in der sechstausend Menschen auf einmal gespeist werden sollten; der sachlich gebildete Theil des gekommenen weiblichen Publikums war in Verzweiflung darüber, daß der Zutritt zur Küche, wo gesotten, gebraten und geschmort wurde, bis auf Weiteres verwehrt war; auch einige Herren äußerten ihren Unwillen darüber, daß man sie nicht in die Festhalle zuließ, während die Tische aufgestellt und gedeckt, kurz Vorbereitungen zum Male getroffen wurden. „'s gibt halt immer Leut', die kein Einseh'n haben", meinte einer der Beamten des Central-Comites, und der Mann hatte Recht. Alle Welt hat bereits sich in berechtigten Klagen darüber ergangen, daß die zum zweiten Portale führende Straße, welche vom Praterstern längs dem Thiergarten sich hinzieht, so unzulänglich besprengt werde; die Worte verhallten unberücksichtigt, denn gestern war die Straße auf der Strecke bis zum Eingange des Thiergartens ein wenig angefeuchtet, in ihrer weiteren Ausdehnung bis zur Schützenhalle aber von nichts Anderem als den sehr wirksamen Strahlen der glühenden Julisonne — begossen. Der Staub lag halb Schuh tief, und die Besucher des Banketts sind lediglich der Windstille dafür zu Dank verpflichtet, daß die vielbesagte Verheißung an die „Staubgeborenen" nicht schon gestern an ihnen sich erfüllte. Die Verkehrsmittel, welche gewissermaßen gleichfalls Probe hatten, bestanden dieselben recht gut; es war für die Besucher der Festbauten in jedem Augenblicke möglich, vom Praterstern aus zu Omnibus ans Ziel zu gelangen; namentlich bewährten sich die Gefährte der Omnibus-Actien-Gesellschaft als elegant und zweckmäßig eingerichtete Schnellfahrer. Daß der Zudrang von Stunde zu Stunde sich steigerte, ist selbstverständlich; zwischen ein und zwei Uhr mögen auf dem weiten Raume der Festbauten an zehntausend Menschen hin und wieder gewandelt sein. Um diese Zeit war auch schon die Mehrzahl der Tische in der Festhalle von den Theilnehmern an dem Probebankett besetzt. Bei dem Umstande, daß nahezu sechstausend Personen an dieser Probe theilnahmen — wir sagen dieß gleich vorweg — klappte die Sache so ziemlich und können die Festordner mit dem Ergebniß vorderhand zufrieden sein.

Dem Vorstand des Central-Comites, Dr. Kopp, danken wir die Aufklärung, es sei das Verdienst darum, daß die Mehrzahl der Gäste leidlich bedient und in der Zeit von zwei Stunden in die Lage gesetzt wurde — das Bankett währte von 2½ bis nach 4 Uhr — für 1 fl. 60 kr. vier Gerichte und eine halbe Flasche Wein zu genießen, der Geschicklichkeit und Initiative der Executiv-Mannschaft, vulgo der Kellner, zuzuschreiben, welche bis kurz vor dem Bankett ohne Instructionen geblieben waren. Also auf sich selbst gestellt, zogen sie sich mit immerhin anerkennenswerthem Glücke aus der Affaire. Man munkelte zwar von Tischen, an denen erst

Digitized by Google

nach vier Uhr der erste warme „Bissen" möglich gewesen sein soll; allein diese Kunde wird wohl die Erfindung eines böswilligen Nimmersatt gewesen sein. Wir selber haben in zwei Stunden, und zwar ausreichend, das oben detaillirte Mahl, das freilich den Begriffen unserer deutschen Brüder von Table d'hôte nicht ganz entspricht, eingenommen, und so weit wir bei einem mehrmaligen Rundgange durch die Halle dieß beurtheilen konnten, war auch dieß bei der großen Mehrzahl der Gäste der Fall. Die Festwache bewies sich als recht gut geschult; die jungen Männer versahen auf artige und gewandte Weise ihren Dienst; nur möchten wir dafür plaidiren, daß sie die höchst friedliche Mission der Revision der Kneten während des Banketts in Zukunft, ohne mit der geliebten Schußwaffe bewehrt zu sein, vornehmen. Allein — man probirt ja, um gewisse Dinge bei der Hauptvorstellung zu unterlassen, und wir denken, die Andeutung wird genügen. Die sehr eifrig aufspielende Tafelmusik trug nicht wenig dazu bei, die heitere Stimmung der Gäste in Athem zu halten, so daß das Bankett den Charakter eines von urbanster Lustigkeit getragenen Festes gewann. An allen Tischen wurde geplaudert und gescherzt, man hörte aber weder brutales Geschrei noch plumpes Lachen, und das Bankett verlief vom Anfang bis zum Ende ohne störenden Mißton. Der Beginn des Tafelns wurde von dem Orchester angezeigt; auf das gegebene Hornsignal, das mit lautem Zurufe der erwartungsvollen Menge begrüßt ward, rannte das Heer von durch die Halle zerstreuten Kellnern gegen die Mitte und sprengte, in eine leicht geschlossene Colonne formirt, gegen die Küche; die ganze Evolution wurde wie von einer wohlgedrillten Cavallerie-Abtheilung ausgeführt. Das Manöver wurde bei jedem Gerichte wiederholt. Bei dem Bankette wurden Quartblätter von Goldschlägerpapier zu Handen der Gäste an Stelle der Servietten hingelegt; wir denken, dieß seien übrigens in der That nur etwas wunderlich gewählte Probeservietten gewesen.

Kurz vor drei Uhr entstand an dem Tische nächst der Rednerbühne, wo das Comite Platz genommen hatte, eine auffällige Bewegung. Die Aufklärung ließ nicht lange auf sich warten; Dr. Kopp bestieg einen Stuhl und forderte die Versammelten, welche gerade mit Gläsern und Tellern, Messern und Gabeln eifrig arbeiteten, mit so starker Stimme, als sie ihm von der Natur geschenkt wurde, zur Ruhe auf. Das Concert der Eßbestecke und Trinkgläser, das eine gewisse liebenswürdige Aehnlichkeit mit jenem der Unken in den Donau-Auen nicht verläugnen konnte, verstummte nach und nach, und als sich auch Jene beruhigt hatten, welche nicht umhin gekonnt, gleichfalls zur Ruhe aufzufordern, verkündete der Obmann des Central-Comites, es sei eben ein Telegramm aus Leipzig eingetroffen, lautend: „Die Vorsteher der alten Schützengesellschaft bringen bei Gelegenheit der Revision ihres Inventars ein Hoch aus ihrem schönsten Pokal und wünschen das Gelingen des ganzen Festes".

Das Telegramm wurde von den zunächst Sitzenden mit Zuruf begrüßt, den entfernter placirten Gästen mußte dessen Inhalt durch Tradition vermittelt werden.

Bald darauf erhob sich Dr. Kopp nochmals und sprach: „Mitbürger! Wir sind hier versammelt zu einem Feste, das wir uns selbst gegeben haben. Unser erster Dank gebührt unserem Hausherrn, der mit edler Freigebigkeit uns diese Stätte gewährt: dem Kaiser Franz Joseph bringe ich daher ein Hoch!"

Unter dem stürmischen Zuruf der Gäste intonirte die Militär-Capelle das „Gott erhalte". Dem vielfach ausgesprochenen Wunsche, daß dieselbe auch „Das deutsche Lied" oder irgend ein anderes schwarz-roth-goldenes Musikstück spiele, „konnte nicht willfahrt werden", da dieselbe, dem Vernehmen nach, nichts Derartiges auf dem Repertoire hatte. Dieser Mangel scheint uns angesichts der vielen deutschen Gäste, welche wir erwarten, ein Uebelstand, dem abgeholfen werden muß.

Der zweimalige Versuch des Dr. Kopp, sich verständlich zu machen, überzeugte uns, daß nur ein mit besonders ausgiebiger Stimme begabter Redner darauf zählen kann, mit einiger Wirkung in dem colossalem Raume zu sprechen. Das Central-Comite wird gut thun, sich bald nach einem so glücklich organisirten Sprecher umzusehen.

Das von Leipzig eingegangene Telegramm wurde mit folgenden Worten erwidert: „Dank und Gruß vom Festcomite des dritten deutschen Bundesschießens für die Erinnerung der alten Schützengesellschaft vom Central-Comite."

Indem wir unseren Bericht überschauen, bemerken wir aber, daß wir auf die gewiß auf allen Lippen der richtigen „Schützen" schwebende Frage: „Wie ist das Getränke?", bis nun keine Antwort gegeben. „Nun — das Bier ist Schwechater, frisch und kräftig, der Schützenwein leicht und wohlschmeckend, die übrigen auf der Karte angekündigten Sorten, nach den Proben, die wir gemacht, vorzüglich.

Wir haben mit einer großen Anzahl von Personen über das Bankett gesprochen und constatiren, daß die Mehrzahl derselben in Anbetracht, daß es „ja nur erst eine Probe" gewesen, zufrieden war. Einige Gäste haben, wie wir aus deren lachendem Munde vernahmen, dem alten Zuge der Wiener, sich Alles selber zu vertheuern, nicht widerstehen können und den servirenden Kellnern ein gutes Trinkgeld gegeben, damit sie rasch und gut bedient würden. „Wir haben Jeder 3 fl. bezahlt, aber dafür auch um sechs Schüsseln mehr gehabt, als die Anderen!" riefen sie triumphirend zum Aerger Anderer, welche allerlei Klagen gegen Inscenesetzung des Banketts vorbrachten. Alle aber waren einstimmig darin, daß das Schönste an diesem gewissermaßen improvisirten Feste der Anblick gewesen sei, welchen die gefallsam gebaute und geschmückte, mit den tausend und tausend lebensfrohen Frauen und Männern gefüllte Halle bot.

Ob es nicht gerathen wäre, vor dem Festbankett noch ein Probebankett zu veranstalten, wäre eine wohl aufzuwerfende und vom Comite zu erwägende Frage. (N. fr. Pr.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein sonderbarer Schwärmer.) Die „Elberfelder Ztg." verräth jetzt auch den Namen des bemoosten Burschen, der zum Universitäts-Jubiläum in Bonn als Hauptulk zum 44 Male auf die Mensur treten will. Es ist dieser „sonderbare Schwärmer" der Advocat-Anwalt Dr. Thesmar. Derselbe hat, wie er dem genannten Blatte mittheilt, bereits alles „zur Ausführung des fidelen Planes" in Bonn vorbereitet. Gleichzeitig bemerkt er, daß ein paar hohe Beamte, die er auf einen Gang vor die Klinge geladen, es refusirt haben, sich die unausbleiblichen „Schmisse" zu holen.

(Seltene Todesursache.) Aus Eppingen im Badischen schreibt die „Heidelberger Zeitung" vom 13. d. M.: „Gestern wurde hier eine alte Frau beerdigt, deren Todesursache in unserer Zeit wohl zu den seltensten gehört. Am Freitag ging dieselbe in den Wald, um dürres Holz zu sammeln. Da fand sie eine Pflanze mit schwarzen Beeren, wovon sie einige Zweiglein abrupfte. Einem Knaben, der ihr begegnete, bot sie auch davon an; dieser aber bemerkte ihr, daß diese Frucht giftig sei. Dem ungeachtet verzehrte sie einige Beeren mit den Worten, daß sie recht süß seien und ihr nichts schaden würden. Als sie Abends nach Hause kam, klagte sie über heftige Leibschmerzen; ihre Tochter reichte ihr auf Verlangen etwas Branntwein und später Kaffee, den sie noch trank. Aber bald

Digitized by Google

wurden die Schmerzen größer; auf furchtbare Convulsionen folgte Bewußtlosigkeit und schließlich der Tod. Bei der am folgenden Morgen vorgenommenen Section fand man bei ihr noch zwei ganze Beeren, sowie mehrere Saamen der Tollkirsche (Atropa Belladonna), deren Genuß die arme Frau mit dem Leben hatte bezahlen müssen."

Frankfurter Theater.

Erste Gastdarstellung des Herrn G. Müller.

Genau nach Angabe des Theaterzettels vom 29. Juni begannen die Vorstellungen wieder am 17. d. M. und zwar mit der Aufführung von Kreutzer's „Nachtlager in Granada". So lieblich wir auch diese Oper finden und so entsprechend deren Besetzung ist, so konnten wir uns doch nicht entschließen, selbe bei der herrschenden außerordentlichen Hitze zu besuchen. Wir wollen unsere Kräfte für die vielen Gastspiele aufsparen, welche mit Herrn Müller beginnen, worauf Frau Wilt aus Wien, dem Rufe nach im Besitze der schönsten Stimme der Gegenwart, dann Frl. v. Murska, die berühmte Coloratursängerin, und noch manche andere folgen sollen und die uns nur zu oft verhindern werden, in der Kühle des Abends Erholung von der sengenden Glut des Tages zu finden.

Unser Publikum hat Herrn Müller während seiner längeren Anstellung an hiesiger Bühne immer freundliche Theilnahme geschenkt, im späteren Verlaufe derselben ihn sogar zu seinem entschiedenen Lieblinge erkoren. Um so unbegreiflicher war es, daß die Direction ihn nicht der Anstalt zu erhalten trachtete. Wenn die Geldfrage hierin den Ausschlag gab (wir hörten allerdings von einer ziemlich hohen Forderung des Sängers), so hätte man den Mehrbetrag durch eine Verminderung der Anzahl engagirter Sängerinnen ausgleichen können. Es wäre damit der allgemeine Wunsch erfüllt und dem Institute eine vielversprechende, jugendliche Kraft erhalten worden. Nun hat sich Wien selbe zu eigen gemacht, und wird sie zu verwerthen und zu fördern wissen. Der werdende Künstler, dem sich hierdurch ein weit größerer Wirkungskreis eröffnet, hat bei diesem Tausche nichts verloren, wohl aber wir.

Nur eine solche Beliebtheit, wie sie unser Gast hier besitzt, konnte es ermöglichen, daß bei der herrschenden hohen Temperatur, und noch dazu an einem Sonntage, sich eine verhältnißmäßig so große Anzahl von Zuhörern einfand, um die abgespielte Flotow'sche Oper: „Martha" zu hören, deren Besetzung überdieß in letzterer Zeit eben keine anziehende und anregende genannt werden konnte. Daß es dießmal den Sänger des Lyonel zu feiern galt, bewies schon der überaus freundliche Empfang bei seinem ersten Erscheinen, wobei sogar die Blumensträuße nicht fehlten. Demzufolge wurde auch jede hervortretende Stelle seiner Partie von nicht endenwollendem Beifalle begleitet; stürmisches Verlangen nach Wiederholung wurde laut und an zahlreichen Hervorrufen ließ man es nicht fehlen.

Die Art und der Werth der Leistungen des Herrn Müller sind hier zu allgemein bekannt, als daß wir sie erst noch einer näheren Untersuchung zu unterziehen hätten. Wir können jedoch nicht unterlassen auszusprechen, daß der umfassendere Wirkungskreis während des ungefähr einjährigen Engagements in Kassel wesentlich fördernd und abklärend gewirkt habe. Die Stimme hat an Ausdrucksfähigkeit, Kraft und Biegsamkeit gewonnen; der Vortrag ist mannigfaltiger und durchdachter geworden und auch das Spiel erfreut sich größerer Belebtheit. Mit Vergnügen anerkennt der kritische Beurtheiler den bedeutenden Fortschritt, der die in Rede stehende Leistung zu einer höchst anerkennenswerthen gestaltete, muß aber zugleich, seiner Pflicht gemäß, erwähnen, daß der Tonansatz noch immer nicht gänzlich von dem unschönen Gaumenklange befreit sei und die Aussprache, so deutlich sie auch im Allgemeinen ist, doch noch einer Läuterung bedürfe, vor Allem das A nicht so hervortretend behandelt werden möge. Die Partie des Lyonel liegt für Herrn Müller sehr günstig und läßt seine Stimme, vorzüglich deren schöne Höhe, zu voller Geltung gelangen. Am besten gelangen zunächst die Arie und der B-dur Satz in dem Duette mit Plunket, worin nur das hohe B, drei Takte vor dem Schlusse, zu lange gehalten wurde. Die Duette mit Martha verdienen gleichfalls vieles Lob, wenn auch darin der lyrische Charakter der Rolle durch zu häufige Anwendung der vollen Stimmkraft in Etwas überschritten wurde.

Correspondenzen.

Deidesheim, 20. Juli.

Gestern Nachmittag gegen 4 Uhr entlud sich plötzlich, von Westen kommend, über Deidesheim ein Gewitter, wie es schrecklicher nicht gedacht werden kann; unter fürchterlichem Blitze und Donner regnete es so entsetzlich, daß das Wasser innerhalb fünf Minuten schon zwei Schuh hoch in der Stadt stand. Auf einmal schrie es in allen Ecken und Enden: Das „Wasser" kommt. Von zwei Seiten rollte das Wasser in die Stadt mit einem Getöse und Gewoge, daß der Anblick dieses Bildes wirklich entsetzlich war. In kaum zehn Minuten war das Wasser, welches mittlerweile sich natürlich trotz der inzwischen schnell getroffenen Maßregeln der Bewohner, überall in die Häuser sich Bahn brach, auf der Straße an den untern Stockwerken angelangt und man schickte sich bereits an, zu schließen und in die obern Stockwerke zu gehen, als man einen plötzlichen Stillstand wahrnahm. Jetzt athmeten wir, die wir wirklich Todesangst ausgestanden, wieder auf, das Wasser fiel auch nach und nach und eben, indem ich dieß schreibe, ist Alles auf den Beinen, um den Schutt, der sich haushoch in den Straßen aufgethürmt, wegzuräumen. Der Schaden in den Weinbergen ist unbeschreiblich.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wiesbaden, 21. Juli. In höchst interessanter Besetzung gehen am nächsten Sonntag den 26. d. M. zum Benefiz des um die hiesige Oper wohlverdienten Hofcapellmeisters W. Jahn Meyerbeer's „Hugenotten" in Scene. Außer den bedeutendsten Kräften unserer Oper wirken darin als Gäste mit: der königliche Kammersänger Herr Theodor Wachtel als Raoul, Frl. Gessi von Ihrem Theater als Königin und ein junger Künstler von ganz eminentem Stimmfond, Herr Spengler vom Hoftheater in Karlsruhe, als Marcel, welcher sich durch echt dramatisches Spiel, sowie vortreffliche Gesangsleistung den beiden ersten bedeutenden Größen würdig anreihen wird. Da um halb 11 Uhr noch ein Zug von hier nach Frankfurt abgeht, so ist dadurch den Bewohnern Ihrer Stadt, welche dieser genußreichen Vorstellung beizuwohnen beabsichtigen, die Möglichkeit geboten, noch an demselben Abend nach Frankfurt zurückzukehren.

Unter dem Titel **Wiener Baedeker** haben die Herren B. Bucher und R. Weiß im Verlage von Tandler und Comp. (Julius Groffer) einen Führer durch Wien und dessen Umgebungen erscheinen lassen, der sich durch praktische Eintheilung und präcise Fassung allen Besuchern der alten Kaiserstadt nützlich zu machen bestrebt. Namentlich zeichnen sich die dem Werkchen beigegebenen Karten, von denen die eine Wien mit seinen Vorstädten, die andere die innere Stadt allein in größerem Maßstabe veranschaulicht, durch Deutlichkeit der Zeichnung und sauberen Druck höchst vortheilhaft aus. — Von denselben Verfassern ist im gleichen Verlage noch ein zweites Büchelchen: **Das heutige Wien**, erschienen, das als Ergänzung des ersten dient und eine ausführliche Beschreibung der Stadt, ihrer Institute und Sammlungen enthält.

Walter Scott's Manuscripte. Im Wege öffentlicher Versteigerung sind in diesen Tagen in London eine Reihe von Manuscripten der Werke Walter Scott's verkauft worden. Von diesen Handschriften, die alle von des berühmten Schriftstellers eigener Hand waren, erzielte Quentin Durward 142 L., der Abt (nicht ganz vollständig) 50 L., Woodstock 120 L., der Talisman und ein anderes damit zusammengebundenes Werk 147 L., der St. Ronan's Brunnen 119 L.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 23. Juli. **Der Ball zu Ellerbrunn**, Lustspiel in 3 Akten von C. Blum. Hierauf: **Der sächsische Dorfschulmeister**, Genrebild mit Gesang und Tanz in 1 Act von C. Pohl.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 198.)

Freitag, 24. Juli. Neu einstudirt: **Der Liebestrank**, Komische Oper in 2 Akten. Nach dem Italienischen des Romani von Georg Ott. Musik von Donizetti.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 199.)

Samstag, 25. Juli. **Mathilde**, Schauspiel in 4 Akten von Roderich Benedix. (Abonnements-Vorstellung Nr. 200.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Litz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 204. Freitag, den 24. Juli 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Als es sich darum handelte, daß der Konrad in die Welt sollte, da standen ihm zwei Wege offen, nach Süden oder nach Norden, denn der Onkel hatte Geschäftsverbindungen hier wie dort.

Konrad zauderte, ihn lockte, wie ehemals seinen Vater, das italienische Land, aber des Onkels Finger wies ihn gegen Norden, „um seiner Religion willen".

So zog Konrad zugleich mit den Storchen und Schwalben von Süden gen Norden.

Sein Italienisch nützte ihn anfänglich zwar wenig in der norddeutschen Handelsstadt, da er aber schnell lernte und einen guten Schulsack hatte, so wurde ihm auch das Englische bald geläufig, und er fand eine Correspondentenstelle in einem stolzen Handelshause, dessen Chef man Herr Senator nannte.

Der Herr Senator war ein vornehmer Mann, aber er war doch auch insofern von der alten Welt, als er in seinen Commis und Untergebenen nicht bloß gelegentliche Werkzeuge sah, welche man nach Bedürfniß aufnimmt oder fallen läßt, und es gab gewisse festliche Gelegenheiten, an denen die Commis des Hauses als Eingeladene eine bescheidene Rolle in den Salons ihres Prinzipals spielen durften.

Der Associé des alten Herrn war sein Sohn, ein hochmüthiger, kalter Geldmensch, und dieser war der eigentliche Leiter des Geschäfts; außer diesem waren noch zwei Töchter da, die Eine kränklich und verwachsen, vollständig abhängig von dem das Haus förmlich terrorisirenden Bruder, die Andere eine feine, zarte Blüthe, weit jünger als die beiden anderen Geschwister, und diese zarte Blume war dazu bestimmt, den Lebensweg Konrads auf eine kurze Zeit zu schmücken und den K. L. Schwarzholz so einsam und verarmt zurück zu lassen.

Der junge Süddeutsche mit dem halb-italienischen Typus seiner schönen Mutter und dem fremdartigen, voller klingenden Dialekte, war in der Handelsstadt, welche mehr mit England und Holland verkehrte, eine immerhin auffallende Erscheinung; er leuchtete dunkel hervor unter den zumeist blonden Jüngern des Merkur. Zuerst war es seine schöne Gestaltung, welche die jüngere Tochter des Hauses anzog; sie war etwas romantischen Sinnes und Konrad Schwarzholz hatte jenen Tit, welchem die Mädchen am liebsten ihre Ideale anpassen, dazu gaben ihm die Tyroler Berge einen ganz wirksamen Hintergrund.

Bald aber vergaß die vielumworbene Antonie diese Aeußerlichkeiten vor dem trefflichen Kern, welchen sie bargen, und der größte und kleinste von allen Göttern, der ewige Sieger, schlug alle Bedenklichkeiten der Patriziertochter nieder.

Antonie war und blieb aber auch die Einzige in dem Hause des Senators, die er seiner Macht unterwerfen konnte, von den Herzen des Vaters und vornehmlich des überstolzen Bruders prallten alle Pfeile wirkungslos ab.

Es gab harte, heftige Scenen, als Antonie sich zu ihrer Liebe bekannte; der junge Correspondent wurde auf der Stelle entlassen und Antonie jede weitere Fortsetzung des Verhältnisses zu demselben untersagt — — was aber half das dem siegreichen Gotte gegenüber? — —

Der Senator, welcher in letzter Zeit gekränkelt, hatte dann eine schwache Stunde, in welcher er den Bitten und Thränen der jüngsten Tochter nicht widerstehen konnte, und er hatte halb und halb seine Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben.

Zwei Hälften sind aber noch immer kein Ganzes, und als der Sohn davon erfuhr, so wüthete dieser zwar nicht, dazu war er zu sehr Gentleman, aber er erklärte dem Vater kalt und bestimmt, daß er in diesem Falle zu wählen habe zwischen dem plebejischen Schwiegersohne, „dem Tyroler Buben", oder ihm, er würde Haus und Geschäft verlassen.

Der alte Herr erschrak vor diesem Ultimatum und nahm die halb und halb gegebene Zusage wieder zurück.

Antonie aber wollte davon nichts wissen, und im treuen Festhalten an ihrer Liebe bewies sie sich als die Tochter dieses Hauses, dessen Glieder sich so viel mit ihrer Energie wußten.

Der Bruder verlor diesem ungeahnten Widerstand gegenüber die Haltung, er nannte den jungen Comptoiristen einen frechen Bettler und die Schwester eine Dirne.

Diese Scene, ärgerlich wie sie war, brachte die Sache zu Ende, Antonie verließ das väterliche Haus und begab sich zu einer ihrer früheren Gouvernanten, die in der Nähe an einen Pfarrer verheirathet war, und der Herr Senator, um einem Scandal vorzubeugen, gab endlich seine Einwilligung und ein Heirathsgut, welches wohl der Bruder bestimmt haben mochte, denn wenn dasselbe auch für die Verhältnisse des Konrad Schwarzholz nicht unbedeutend war, so war es doch bettelhaft in Rücksicht auf die brillante Stellung, welche das Haus des Senators einnahm.

Nach diesen Stürmen folgte ein glückseliges Jahr für die Liebenden, welche sich in der rheinischen Stadt niedergelassen hatten.

Der bald nach ihrer Verbindung erfolgte Tod des Senators hing zwar momentan einen Trauerflor über den Rosengarten ihrer Liebe, aber die Rosen blühten, und Antonie ward das Andenken an den Vater nicht geschmälert dadurch, daß sein, nach ihrer halberzwungenen Verheirathung ausgestelltes Testament sie nur mit einem Pflichttheile abfand und das große Vermögen fast ganz den beiden Geschwistern überließ. Sie war glücklich, sie hatte ihre Hoffnungen und ihre Liebe, — was eigentliche Sorgen seien, das hatte das verwöhnte Kind des Reichthums bis jetzt noch nicht erfahren.

Digitized by Google

Aber sie sollte es erfahren — — und als sie die Stirn des jungen Gatten sich immermehr furchen sah, als sie sein angstvolles Bestreben bemerkte, ihr unter der Maske der Heiterkeit seine Sorgen zu verbergen, als sie seinen Schlaf so unterbrochen, so von Phantasien gequält sah — da schrieb sie an ihren Bruder — es war der Schrei eines angstvollen liebenden Herzens, sie demüthigte sich vor dem harten Bruder, sie that es um ihn — und sie that es umsonst.

Es kam eine Antwort zurück im knappsten, dürrsten Geschäftsstyl, eine vollkommen ablehnende Antwort.

K. L. Schwarzholz fiel, und das Uebrige, was folgt, wissen wir. Jetzt hatte die arme Antonie keine Sorgen mehr, die Rose ihres Glückes hatte einen Sommer lang geblüht, dann war der Herbstwind gekommen und hatte sie geknickt, jetzt blühte ein früher Rosenstock über ihr in den kühlen Frühling hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, 21. Juli.

Die Wiener „Vorstadt-Ztg." veröffentlicht den Festhymnus, der für das große, auf den 3. August anberaumte Concert des Schützenfestes bestimmt ist. Das Lied, von H. Rollet gedichtet, und von Storch componirt, lautet:

In allen deutschen Gauen
Rief's: Schützen, auf! zieht hin —
Ein frohes Ziel zu schauen,
In's alte deutsche Wien!
Von deutschen Schützen wogt's nun da
Aus allen Landen fern und nah',
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

Kein Stück gerissen werde
Vom deutschen Mutterleib;
Der Väter heil'ge Erde
Dem deutschen Volk verbleib'!
Was deutsch ist, bleib' in Deutschlands Bund —
Wir geben laut als Schwur es kund,
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

Ein Deutschland muß erstehen,
So mächtig, groß und frei,
Daß nie es mag vergehen —
Wie stark der Feind auch sei!
Aus allen Gauen sind wir da;
Wir stehen ein aus Fern und Nah',
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

Ob das „freie deutsche Vaterland" und der „deutsche Mutterleib" nicht das Accompagnement des bekannten Trommelwirbels herausfordern dürfte, wird freilich entweder von dem bon plaisir des Censur-Comite's oder von der Haltung der Festgenossen abhängen, die die Aufgabe haben, diesem Comite seinen Standpunkt klar zu machen.

Aus der Festhalle wird ferner von einem Kellnerkrawall gemeldet, der Montag Vormittag dort stattfand. Nach den contractlichen Aufnahme-Bestimmungen sollte nämlich der gestrige Dienst beim Probe-Bankett dem Vertrage nach nicht als eigentliche Dienstverwendung gelten. Nun remonstrirte heute die gesammte Kellnerschaar nachträglich gegen diese Bestimmung, und als ihnen bekannt gegeben wurde, daß sie für die ganze gegenwärtige Woche frei seien und erst Samstag ihren eigentlichen Dienst antreten sollten — für welchen ihnen einen Gulden pro Tag zugesagt ward — stürmten sie en masse aus der Küche, wo sie mit dem Reinigen des Services beschäftigt waren, in die Festhalle und begehrten unter Schreien und Toben von den anwesenden drei Pächtern eine Entschädigung für die dienstfreien Tage. Der Lärm wuchs mit jedem Augenblicke; es konnte Niemand zu Worte kommen und auch der Polizei-Commissär konnte, wollte er nicht von Gewaltmitteln Gebrauch machen, die Ruhe nicht herstellen. Glücklicherweise waren inzwischen mehrere Herren des Central-Comites, welchen der Vorfall telegraphisch gemeldet ward, eingetroffen. (Es geht bereits eine eigene Leitung vom Festplatz direct ins Central-Bureau am Opernring.) Sie machten der aufgeregten Masse die angenehme Mittheilung, daß man jedem Kellner eine Remuneration von einem Gulden pro Kopf bewilligt habe und daß dieser Gulden sogleich Jedem auf die Hand ausgefolgt werden soll. Diese Erklärung bewirkte einen momentanen Umschwung der Stimmung; aus den drohendsten Krakehlern wurden begeisterte Verehrer des Comites und der Restaurations-Pächter, und dieser Umschwung machte sich in Hochs auf die Comites Luft. Es wurde ein Quarre von Tischen formirt, in dessen Innerm das Restaurations-Triumvirat und mehrere Comite-Mitglieder Platz nahmen, und vorbeidefilirend erhielt jeder der Herren Garçons seinen Beruhigungsgulden. Das Gros der Kellner kehrte nun ruhig zu seiner Arbeit in die Küche zurück, doch eine große Minorität forderte ihre Dienstbücher zurück, was einen Austritt aus dem Dienste der Unternehmung bedeutet.

In das Programm der Wiener Schützenfestlichkeiten ist auch ein Ausflug über den Semmering aufgenommen und das Centralcomite hat das Arrangement dieser Partie dem Mitgliede des Festcomite's, Herrn Joseph Young, überlassen. Der Ausflug, an dem sich tausend deutsche Schützen sammt ihren Familien betheiligen werden, dürfte nicht bloß interessant für die Theilnehmer, sondern auch höchst lohnend für die Bewohner von Mürzzuschlag und der Umgegend ausfallen. Letztere treffen Festvorbereitungen im großartigsten Maßstabe. Nach Vereinbarung mit dem Festcomite werden die Bürger und Schützen von Mürzzuschlag die deutschen Gäste am geschmückten Bahnhofe empfangen, es sind gemeinsame Ausflüge, gemeinsame Table-d'hôte projectirt. Nationale Tänze und Spiele werden das Fest beschließen. Die tausend Theilnehmerkarten werden für die Schützen Süd- und Norddeutschlands, die bisher noch nicht Gelegenheit hatten, den Wunderbau über den Semmering kennen zu lernen, reservirt und werden Anmeldungen zur Theilnahme am Festplatze beim Fest- und Jugscomite entgegengenommen.

Johann Gottfried Boltze.

Unlängst starb in Salzmünde der Geheime Commercienrath Johann Gottfried Boltze, einer jener Männer, die sich durch Energie des Willens, Fleiß, Redlichkeit und Begabung emporgeschwungen (self made men nennt sie bezeichnend der Amerikaner, das heißt Männer, die sich selbst zu etwas gemacht haben), und was ihn besonders hoch ehrt, auch nach dieser Erhebung zu einer höheren socialen Stellung fortwährend ein warmer Freund und sorgsamer Förderer des Wohles der unteren Classen.

Wir entnehmen der „Magdeburgischen Zeitung" über diesen trefflichen Mann Folgendes:

Johann Gottfried Boltze in Salzmünde war am 14. Januar 1802 geboren und betrieb, nachdem er die Volksschule verlassen

Digitized by Google

hatte, mit einem sehr mäßigen Capitale anfänglich Commissions-, später eigene Handels-, hauptsächlich Getreidegeschäfte. Mit dem Handel verband er Flußrhederei und Schiffbau. Infolge des im Jahre 1818 in Preußen eingeführten neuen Zollsystems wandte sich Boltze vom Handel ab, der Production zu, und es entstanden nun nach und nach in und um Salzmünde auf dem fortwährend erweiterten Boltze'schen Grundbesitze die Thongräberei, die großartige Ziegelei, die Porcellanthonmühle und Thonwäsche, die große Zuckerfabrik und Spiritusbrennerei in Verbindung mit einer ausgedehnten Landwirthschaft.

Boltze hat sich das Wohl seiner zahlreichen Arbeiter stets angelegen sein lassen. Die Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft veröffentlichte im Jahre 1866 einen Aufsatz von Professor Schmoller über die ländliche Arbeiterfrage, in welchem Boltze's Verdienste um die Arbeiter besonders hervorgehoben sind. Nach dieser Quelle hat Boltze auf dem Hofe zu Salzmünde mit einem Kostenaufwande von 14,000 Thalern ein Wohnhaus herstellen lassen, welches 60 kleine, aber geschickt angelegte Wohnungen enthält, die für je 10 Thaler jährlich an Arbeiterfamilien vermiethet werden. Jede Wohnung besteht nur aus einem Zimmer und hat mit drei anderen, auf demselben Flur belegenen Antheil an einer gemeinschaftlichen, vierfach abgetheilten Küche. Die Familien, welche hier wohnen, dürfen kein eigenes Vieh halten und keine eigene Landwirthschaft betreiben, und empfangen, um sie vollends vom Diebstahle abzuhalten, so viel Holz frei geliefert, wie sie gebrauchen. Der Hausmeister, welcher die Ordnung im Hause erhält, verkauft den Arbeitern ein Quart gutes Essen für ein Sgr.

Für Arbeiter, deren sittlichen und ökonomischen Verhältnissen diese Miethswohnungen nicht mehr zusagen, hat Boltze in der Weise gesorgt, daß er ihnen, sobald sie sich 250 Thaler erspart hatten, den Grund und Boden zur Erbauung eines Hauses schenkte und den Rest des Baucapitals vorschoß. Dergleichen Häuser kosten 7—800 Thaler, sind einstöckig, enthalten aber zwei Wohnungen im Erdgeschoß und eine unter dem Dache, so daß der Arbeiter durch Vermiethung von zwei Wohnungen, von denen die eine zwanzig, die andere zehn Thaler jährliche Miethe bringt, die Mittel zur Verzinsung und allmäligen Rückzahlung des Capitals gewinnt.

In Quillschina, in unmittelbarer Nähe von Salzmünde, hat Boltze eine Arbeiterbildungsanstalt begründet, welche die für den Betrieb des Gutes und der Ziegelei erforderlichen Arbeiter heranbilden, gleichzeitig aber auch den jungen Leuten Gelegenheit geben soll, sich weiter zu unterrichten und theilweise Handwerke zu erlernen. Die Anstalt zählt 120 Zöglinge, meist Waisenknaben, im Alter von 14—20 Jahren, die sich verbindlich machen müssen, 6 Jahre in derselben zu bleiben, und die während dieser Zeit Wohnung, Beköstigung, Kleidung, ärztliche Hülfe und Unterricht, außerdem aber noch einen von Jahr zu Jahr steigenden Lohn von 3, 6, 9, 12, 15 respective 18 Thalern jährlich gutgeschrieben erhalten, so daß jeder Zögling beim Verlassen der Anstalt außer der vollständigen Kleidung ein Guthaben von 63 Thalern in der Sparcasse besitzt. Die meisten Zöglinge werden in der Ziegelei beschäftigt, die tüchtigeren später in den Handwerksstätten des Gutes. Die Arbeitsstunden über die bestimmte Arbeitszeit werden besonders bezahlt; das hierdurch verdiente Geld bleibt in den Händen der Zöglinge. Der Unterricht wird in den Morgen- und Abendstunden und an Sonntagen ertheilt. Die aus dieser Anstalt hervorgegangenen Arbeiter sind in der ganzen Gegend sehr gesucht. Der finanzielle Erfolg war für Boltze nicht günstig; die Anstalt kostete z. B. im Jahre 1865 7800 Thaler, jeder Zögling täglich neun Silbergr., ihre Arbeit für die Wirthschaft war aber etwa nur 3000 Thaler werth.

Boltze wachte über die sittliche Führung seiner Arbeiter und duldete namentlich keine Trunkenheit. Im Sommer feierte er mit seinen Arbeitern gemeinschaftliche Feste und an Winterabenden versammelte er sie ab und zu auf dem Hofe zu belehrenden Vorträgen. In Salzmünde ließ er eine Kirche und eine Schule für die Arbeiter erbauen. In der besonderen Sparcasse des Gutes hatten die Arbeiter im Jahre 1866 ein Guthaben von 40,000 Thalern gesammelt.

Ein interessanter Criminalprozeß

begann am 13. d. M. in Paris und wird eine Reihe Sitzungen in Anspruch nehmen. Die Angeklagten sind eine Magd, Marie Fleutot und deren Mutter, Frau Merlette, welche des Meuchelmordes an der Dienstgeberin des Mädchens, Mlle. Chantereau, beschuldigt sind. Der Fall ist dadurch bemerkenswerth, daß Anfangs Niemand ein Verbrechen gemuthmaßt hatte. Mlle. Chantereau lebte seit etwa zwanzig Jahren auf der Villa La Varenne eines Herrn Forest, als dessen Frau sie galt und der das lange bestehende Verhältniß auch zu legatisiren beabsichtigte. Herr Forest war während der Woche in Paris durch Geschäfte zurückgehalten und brachte nur den Sonntag auf seiner Villa zu; während seiner Abwesenheit war die Fleutot die einzige Mitbewohnerin des Hauses. In der Nacht zum 10. August v. J. brach Feuer in der Villa aus. Man sah von draußen die Fleutot im Hemde an einem Fenster des oberen Stockwerks; man rief ihr zu, sie sollte den Schlüssel zum Gitter hinunter werfen oder ihn selbst bringen; sie erwiderte, den Schlüssel habe Mlle. Chantereau und sie selbst könne nicht hinunter, da die Treppe brenne. Letzteres war nicht der Fall; als man das Gitter erbrochen und in das Haus eingedrungen war, fand sich die Treppe noch zugänglich und die Fleutot konnte in Sicherheit gebracht werden. Von Mlle. Chantereau dagegen fehlte jedes Lebenszeichen, ja Anfangs jede Spur. In dem Zimmer, in welchem sie regelmäßig die Nacht zuzubringen pflegte, hatte das Feuer am stärksten gewüthet, es war fast ganz verkohlt. Nicht so die Zimmer des Herrn Forest, und in einem dieser Zimmer fand man die Leiche der Mlle. Chantereau auf einem Bett liegen; sie war von dem Feuer mehr gebräunt als verbrannt, nur der Kopf war stark mitgenommen. Der Umstand, daß die Verunglückte fern von ihrem eigenen Schlafzimmer gefunden wurde, hatte etwas Auffälliges; da indeß Forest sein Silberservice und andere Werthgegenstände, die sich in einem Schrank im unteren Stock befanden, unangetastet fand, so nahm man eine zufällige Entstehung des Feuers an, auch die äußerliche Untersuchung der Leiche schien dahin zu führen, daß die Chantereau während des Schlafes durch den Rauch erstickt sei. Erst einige Monate später faßte man Verdacht gegen die Fleutot. Man sah sie im Besitz von Kleidern, Wäsche und Schmuck, die sie aus ihren eigenen Mitteln nicht hätte anschaffen können. Von der Mutter wurden allerhand seltsame Aeußerungen über die Nacht vom 9.—10. August gehört. Eine genauere Untersuchung ergab, daß die Fleutot Sachen der Chantereau zum Werthe von 4—5000 Francs hatte und man erfuhr ferner, daß die Mutter des Mädchens, die eigens von ihrem Wohnort am Tage vorher nach Varenne gekommen war, diese Sachen nach dem Bahnhof von Varenne gebracht hatte. Die Leiche der Chantereau wurde nun wieder ausgegraben und genauer besichtigt. Ihr Haar, soweit es nicht verbrannt war, fand sich stellenweise durch Blut zusammengeklebt. Man brachte damit in Verbindung, daß man bei der Fleutot nach dem 10. August an der rechten Hand ein paar starke Bißwunden bemerkt hatte. Weiter ergab sich Folgendes: die Chantereau hatte am Abend vor dem Brande in einem im unteren Raume der Villa gelegenen Zimmer ein Bad genommen und verschiedene Umstände bewiesen, daß sie dasselbe nicht verlassen hatte. Ihre Pantoffeln und einige Toilettegegenstände waren zurückgeblieben. An den Wänden und an der Thüre fanden sich Blutflecken, von Menschen herrührend, desgleichen fand

Digitized by Google

man auf dem Fußboden einen leinenen Lappen mit Blutflecken, mit dem allem Anscheine nach eine Wunde am Finger verbunden gewesen war. Das stimmte sehr genau mit den Bißwunden der Fleutot. Mit Hülfe dieser Indicien ließ sich etwa folgendes Bild von dem Verlauf des Verbrechens zusammenstellen. Die beiden Weiber hatten die Unglückliche im Bade überrascht und sie durch Untertauchen zu ersticken gesucht, sie hatte sich gewehrt, um sich gebissen, aber der Wuth der Mörderin, die sie mit den blutenden Händen an den Haaren wieder unter Wasser riß, war sie endlich erlegen. Die Leiche ward dann in den oberen Stock hinaufgeschleppt, wo Alles — wie aus später gefundenen harzigen Substanzen hervorging — zum Brandlegen vorbereitet war. Die Weiber rafften hierauf rasch Alles zusammen, was sie haben wollten, warfen es durch ein Fenster in den hinter dem Hause gelegenen Garten, wo Niemand Zutritt hat; die Mutter schleppte die eiligst verpackten Sachen nach dem Bahnhof und die Tochter zündete das Haus an. Was den Verdacht vollends bestärkte, waren Aeußerungen, welche die Nachbarn der Mutter von der Tochter hinterbrachten, welche denselben etwa eine Woche vor der That erzählt hatte, Mlle. Chantereau habe mit Herrn Forest gesprochen, wolle ihn verlassen und habe einstweilen ihre Sachen ihr (der Fleutot) in Verwahrung gegeben. Die Absicht, im Voraus den Verdacht von sich abzulenken, wenn die Sachen bei ihr gefunden würden, trat dabei deutlich zu Tage. Die Aussagen der beiden Weiber vor dem Untersuchungsrichter widersprachen sich vielfach. Die Tactik der Fleutot ist, die Chantereau als wahnsinnig eifersüchtig, und zwar auf sie selbst, darzustellen. In einem solchen Eifersuchtsanfall hätte Jene sie in den Finger gebissen und später das Haus angesteckt, damit, wenn sie selbst verbrenne, doch auch ihre glücklichere Nebenbuhlerin sterbe.

Mannichfaltigkeiten.

(Der Brand des Theaters Alberto Nota in Turin.) Der „Perseveranza" wird vom 13. Juli Folgendes geschrieben: „Gestern Abend zerstörte in kurzer Zeit ein heftiger Brand das Theater Alberto Nota, welches an der Allee Umberto liegt. Es wurden die Oper „Crispino e la Comare" und ein Ballet „Favilla" (der Feuerfunke!) gegeben. Gegen Mitte des zweiten Actes der Oper, es konnte so gegen zehn Uhr Abends sein, ertönte hinter der Scene ein Hülfegeschrei. Dasselbe rührte von einer Tänzerin her, die, im Begriffe, ihren Anzug zu Ende zu führen, sich einem Lichte zu sehr genähert hatte, wobei ihre leichten Kleider Feuer fingen. Aus dem Ankleidezimmer, wo sie vom Feuer ergriffen worden, war sie brennend auf die Bühne zugestürzt. Wenn es auch dem hinter der Scene anwesenden Theaterpersonale gelang, die Flammen ihrer Kleider zu ersticken und sie zu retten, so wurde sie doch die Ursache eines bedeutenden Unglückes. Sie hatte nämlich, ohne es in ihrer Angst zu merken, als sie aus der Kammer nach der Bühne stürzte, das Feuer einigen Decorationsstücken mitgetheilt, die, von Papier, bald in vollsten Flammen standen. Alle Anstrengungen vermochten das verschlingende Element nicht zu bezwingen, und immer mehr nahm das Feuer zu. Im Parterre und den ganz gefüllten Logen begann schon auf den Ruf: „V'è il fuoco, uscite!" (Es brennt! hinaus!) eine Verwirrung Platz zu greifen, welche die traurigsten Folgen hätte haben können. Doch erschollen glücklicher Weise von verschiedenen Seiten Rufe, man möge sich doch nicht rühren und sich noch ruhig verhalten; so wurde denn, obgleich die Aengstlicheren sich nach dem Ausgange drängten, eine Menge Neugieriger und Besonnenere für einige Zeit zurückgehalten und so die Masse der plötzlich Fliehenden bedeutend vermindert und sonst unvermeidliches [illegible] verhütet. Das Feuer griff indessen rasch um sich, und die Flamme nahm schon, vom Gase, das aus den von der Hitze geschmolzenen Röhren strömte, genährt, auf der Bühne eine schreckliche Ausdehnung an, als, man weiß nicht, auf wessen Rath, der Vorhang, den die Flammen noch nicht ergriffen hatten, herabgelassen wurde. Das Hinausstürzen nahm fortwährend größere Dimensionen an, doch immer war den Besonnenen und Muthigen noch Ausdauer möglich, und so gelangten Alle, wenn auch viele Toiletten und Anzüge stark mitgenommen wurden, unversehrt hinaus, ohne daß ein größeres Unheil zu beklagen gewesen. In kurzer Zeit war das ganze Theater ein Feuermeer. Die herbeigeeilte Feuerwehr vermochte eben nur die Flammen von einem nahe gelegenen Holzmagazin abzuhalten. — Gegen halb zwölf Uhr standen vom Theater nur noch die kahlen, nackten Mauern, und gaben den Umriß des niedergebrannten Hauses an. Das Feuer hatte schon, wenn auch hier und da bis gegen Mitternacht noch auflackernd, Alles verzehrt. Der Unternehmer und das Personal verloren ihre sämmtlichen Garderoben und Ausstattungen. Man hofft auf die hülfreiche Hand der Einwohnerschaft."

(Ueber die Hitze,) die gegenwärtig in London herrscht, wird sehr geklagt. Ein Correspondent der „Köln. Ztg." schreibt: „Die Angabe der Thermometergrade in Sonne und Schatten allein gibt nur eine schwache Vorstellung von den Leiden, die uns dieser ungewöhnlich heiße Sommer in London bereitet. Wir sind eben nicht darauf eingerichtet. Mangelhafte Jalousien, dicke wollene Teppiche von: Hausflur bis in die obersten Stockwerke hinauf, Mangel an öffentlichen Plätzen, wo man des Abends im Freien sich vergnügen kann, Abwesenheit sogenannter kohlensaurer Jungfrauen, dafür heiße Bierstuben, in denen lauwarme Getränke verabreicht werden, durchwärmtes Trinkwasser aus den viel zu oberflächlich angelegten Röhrenleitungen, Mangel leichter Sommerröcke und breiter Hüte, wie man sie anderwärts trägt, aber dafür Ueberfluß an dumpfen Gerüchen, die aus den sonnendurchglühten Gassen und Höfen hervordrängen. Leute, die in aller Welt herumgekommen sind, versichern, daß es sich in Calcutta und Canton, auf einem Schiffe unter dem Aequator und in einer Kaffeepflanzung in Salvador bei weitem behaglicher leben lasse, als gerade jetzt in London. Und doch stehen wir erst inmitten des Monats Juli. Es kann noch schlimmer kommen.

(Schroffer Schicksalswechsel). Kürzlich kehrte ein Schweizer aus dem Canton Luzern in seine Heimath zurück, nachdem er mehr als zehn Jahre in Amerika gewesen und sich ein großes Vermögen erworben hatte. Er wohnte auf kurze Zeit bei seiner verheiratheten Schwester, welche ein allerliebstes Mädchen von drei Jahren besaß. Eben hatte er sein mitgebrachtes Geld gegen Staatspapiere umgewechselt und diese zum Zählen auf den Tisch gelegt, da ging er in den Hof, und als er zurückkehrte, sah er nur noch ein Häufchen rauchender Asche von seinem Gelde. Das Kind hatte ihn kurz zuvor mit dastehenden Zündhölzchen seine Pfeife anzünden sehen und ihm nachahmend den Geldhaufen in Brand gesetzt. Der Mann schmetterte das unglückliche Wesen mit einem einzigen Faustschlage todt zu Boden und sitzt nun als Mörder im Gefängniß.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 24. Juli. Neu einstudirt: **Der Liebestrank**, Komische Oper in 2 Akten. Nach dem Italienischen des Romani von Georg Ott. Musik von Donizetti.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 199.)

Samstag, 25. Juli. **Mathilde**, Schauspiel in 4 Akten von Roderich Benedix. (Abonnements-Vorstellung Nr. 200.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 205. Samstag, den 25. Juli 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

4.

Die Rechnungen des K. L. Schwarzholz mochten kein günstiges Facit ergeben, seine Briefe aber, oder wenigstens einer derselben, hatten den gehofften Erfolg.

Acht Tage nach dem Begräbniß Antoniens fuhr in der Dämmerung des Maiabends die Landpost in die Stadt ein. Vornen bei dem Conducteur saß eine alte kleine Frau, welche einen Mantel von schwarzem Tuch trug, dessen seidengefütterte, altmodische Kapuze über die weiße Haube gezogen war. Die Frau hatte eine Brille mit großen runden Gläsern vor den Augen, durch welche sie mit scharfem Blick auf alles Passirende gelugt hatte, so lange die Helle es ihr noch erlaubte, aber auch jetzt, wann zuweilen das Licht einer Straßenlaterne sich in den Brillengläsern spiegelte, meinte der nebenan sitzende Conducteur den Blick dieser scharfen, forschenden Augen zu sehen.

Die Post hatte sich, wie das ihre Art war, verspätet, seit einer Stunde schon war ein Mann auf dem Posthofe auf und ab geschritten, jetzt trat dieser an den Wagen heran.

Ein Postknecht hielt die Laterne in die Höhe und ihr Strahl traf vor Allem die blinkenden Gläser, die wie die glühenden Augen eines Uhu unter der schwarzen Kapuze hervorleuchteten.

„Frau Tante", rief der Mann, welcher an den Wagen getreten war, „Frau Tante, so ist Sie doch gekommen? — Das lohn' Ihr Gott!"

„Hast Du meinen Regenschirm?" lautete die Frage dagegen, und als der Andere bejahte, stieg sie nicht ohne einige Mühe aus dem Wagen, und indem sie ihren Regenschirm in Empfang nahm, brummte sie ziemlich unwirsch: „Hast Du vielleicht gemeint, ich käme nicht?"

„Nein, daran hab' ich nicht gezweifelt", sagte der junge Mann.

„Nun, warum denn die Redensarten?" sagte die Frau.

„Wo hat Sie Ihr Gepäck, Frau Tante?"

„Mein Gepäck?" sagte die Frau, „das ist Das", und sie wies auf einen eigenthümlichen Reisesack, welcher mehr praktischer als eleganter Weise aus einem roth und weiß gewürfelten leinenen Bettpfühl bestand.

„Gebe Sie es her, Frau Tante."

„Behüte mich Gott", sagte die Frau energisch, und hob selbst das Bündel auf; „wer sein Eigenthum selbst tragen kann, ist ein Narr, wenn er es Andere thun läßt."

Konrad Schwarzholz, denn das war er, mußte die Art der Frau Tante kennen, er ließ sie ruhig gewähren, und sie schritten Beide zum Posthofe hinaus.

Aber mitten in der Thoreinfahrt blieb die Frau plötzlich stehen und wandte sich rasch gegen den jungen Mann.

„Was ich sagen wollt', Konrad, und ich denke, es ist besser ich sage es, ehe wir einen Schritt weiter thun. Ich bin nämlich nicht den weiten Weg hierher gekommen, um mit Dir zu weinen und zu lamentiren. Thränen und Jammer wirst Du selbst genug haben, dazu brauchst Du mich nicht. Daß das junge Weiblein unter'm Boden liegt und Du rückwärts gekommen bist, Gott weiß, es thut mir leid, aber daran ist Nichts zu ändern, und Thränen haben noch Keines wieder aus dem Boden gewaschen. Also lasse Dir's genug sein von meiner Seite, wenn ich sage, es thut mir leid, und damit fertig. — Du ließest mich kommen, was willst Du, daß ich thue?"

„Meines Kindes Pathin sein."

Die Frau Tante war eine Weile stille auf diese Eröffnung, und blickte wie nachdenklich zu dem kalten Frühlingshimmel empor, von welchem herab einzelne Sterne glitzerten.

„Das ist mir eine rechte Ehre", sagte sie endlich, „und ich nehme die Gevatterschaft an. Du kennst mich, Konrad, ich habe so meine eigene Natur und viel Reden und Gelöbnisse machen, liegt nicht darin. Heute aber, bei'm ersten Wort, was zwischen uns darüber geredet wird, und ehe ich noch Dein Kind gesehen, gelobe ich Dir, ich will nach bestem Wissen und Können dem Kinde sein, was eine christliche Pathin sein soll. Ich nehme die Gevatterschaft an."

„Ich danke Ihr, Frau Tante", sagte der junge Mann.

Die Frau Tante schien nun wirklich das Wesentlichste gesagt zu haben, denn sie öffnete den Mund nicht wieder, bis sie vor der Thür des Schlafzimmers stand; dann fragte sie:

„Ist das Kind drinnen?"

Der junge Mann bejahte es und führte die Frau Tante ein. Jetzt erst bot sie ihm die Hand zum Gruß, — es war eine kleine, runzelige, aber feste Hand und ihr Druck war auch fest.

„Gott sei mit Dir, Konrad", sprach sie, „halt' den Kopf oben und lasse Dir das Wasser nicht höher als bis zum Halse kommen. — — Wo ist Dein Kind?"

Der junge Mann nahm die Lampe und trat mit einem tiefen Seufzer an die Wiege.

Das Kind lag wieder in seinem Dämmerungsschlaf, aber es zuckte doch zusammen, als das Licht der Lampe seine geschlossenen Augen traf.

Die Tante bückte sich nieder und beschattete mit der Hand das kleine Gesicht; sie sah es lange prüfend an, dann ließ sie den grünen Umhang sachte wieder herabgleiten, strich sich mit der Hand über die Augen, als habe auch sie das Licht der Lampe geblendet, und sagte dann:

„Wenn es Gottes Wille ist . . ."

„Was meint Sie, Frau Tante?"

Digitized by Google

„Nun, daß ich das Kind mit mir nehmen will, nach der Taufe; in Deinem jetzigen Stand wäre es Dir nur eine Last, ich will es Dir wiedergeben, wenn es Dir eine Freude und ein Trost sein kann."

„Es wird wohl so das Beste sein", antwortete der junge Mann dumpf, „nehme Sie mein Kind mit sich, Frau Tante, es wird so am Besten sein." Dann ward die Wucht seiner Schmerzen wieder mächtig über ihn und mit beiden Händen seine Schläfe fassend, rief er: „Gott! Gott! mit welchem Entzücken wir noch vor vier Monden an diesen Zeitpunkt dachten, Antonie! Antonie! — und jetzt gebe ich Dein Kind von mir!"

„Du weckst das Kind auf", sagte die Tante. „Also das wäre in Ordnung — doch halt — nein! — das Kind hat noch nähere Anverwandte, als ich bin, machen diese ihre Rechte geltend, dann trete ich zurück: die Verwandten Deiner Frau . . ."

Sie konnte ihre Rede nicht endigen, denn der junge Kaufmann wandte sich mit einer Heftigkeit herum, als habe eine Schlange an ihm empor gezüngelt. Der Ausdruck seines Gesichtes war gänzlich verändert, es war nicht mehr Schmerz und Niedergeschlagenheit, welchen es zeigte, sondern Zorn und wilde Aufregung entstellten diese schönen Züge fast zur Unkenntlichkeit; ein solch grimmiges Feuer des Hasses loderte aus diesen dunkeln Augen, daß selbst die sonst so muthige Frau Tante davor erschrack.

„Diesen ihr Kind?" rief er, und seine bebende Hand faßte hart den Rand der Wiege, „diesen mein Kind? eher will ich's erwürgen, ehe ich es in ihre Hände kommen lasse!"

„Versündige Dich nicht!" rief die Tante.

„O, Sie weiß es nicht, was diese Menschen mir und dem Engel, der nun unterm Rasen schläft, gethan haben! Schwöre Sie mir das, Frau Tante, ehe ich mein Kind in Ihre Hände gebe, daß nie, nie, es mag kommen, was da will, diese Menschen meinem Kinde ein Almosen geben dürfen. Lasse Sie das Kind den Vatersnamen seiner Mutter nicht kennen, wenn das Unglück wollte, daß ich so lange von demselben getrennt sein müßte, bis es darnach fragen kann, — das schwöre Sie mir, Frau Tante, oder . . ."

„Nun", sagte die Frau ärgerlich, „das Alles hättest Du mir ruhiger sagen können, Du hast halt eben so viel welsches, als Schwarzholz'sches Blut in den Adern. Mir kann es recht sein, wenn das Kind nur eine Schwarzholz sein soll, denn ich habe von je etwas auf unsere Familie gehalten; wir sind von zähem Holz, und Du wirst das an Dir noch erfahren. . . "

(Fortsetzung folgt.)

Tugendpreise in Frankreich. *)

Nur in dem Geiste des Franzosen, der Alles methodisch abgränzt, eintheilt, numerirt, der für jedes Ding einen bestimmten Namen, einen bestimmten Platz bereit hat, konnte der Gedanke entstehen, für die nachgewiesene Tugend einen Geldpreis auszusetzen, wie es der Menschenfreund Monthyon zu thun für ruhmwürdig erachtet. Bekanntlich hat der wohlmeinende Mann zwei Stiftungen hinterlassen und die französische Academie testamentarisch mit der Aufgabe betraut, alljährlich 10,000 Franken dem Verfasser einer vaterländischen Schrift zuzuerkennen, die zur Hebung der Sittlichkeit am meisten beizutragen geeignet wäre. Der anderen Stiftung ebenfalls von 10,000 Franken hat der Patriot den Zweck zugewiesen, die tugendhafteste Handlung zu belohnen, welche im Lande ausfindig gemacht werden kann, und welche eine Person aus den unteren Ständen zum Urheber hat. Nichts ist dem Berufe der Academie angemessener als die literarische Preisertheilung, und wenn bei den Entscheidungen dieser Art Vorurtheile, Schwächen und Voreingenommenheiten ihren Einfluß üben, so ist dafür keineswegs die getroffene Anordnung, sondern die von jeder menschlichen Einrichtung unzertrennliche Fehlerhaftigkeit verantwortlich zu machen. Welche Gemeinschaft, welcher Gerichtshof vermöchte endgiltig über den Werth einer literarischen Arbeit ein Urtheil zu fällen, wenn nicht die Academie, welche ihrer Bestimmung gemäß die hervorragendsten Meister des Wortes in sich fassen soll und zum Theil auch in sich faßt.

Was Anderes aber ist es bezüglich der Zuerkennung des Tugendpreises. Niemandem, selbst nicht den unbedingtesten Anhängern einer amtlich beglaubigten Geistesobrigkeit, ist es noch eingefallen, die vierzig Auserlesenen für tiefe Kenner der Moral, für hohe Muster zu betrachten, an welchen die Thaten Anderer zu messen wären. Eine Gesellschaft, welche Herrn Eugene Scribe in ihre Mitte aufgenommen, und welche sich nicht schämt, Herrn Ducuet an ihrer Unsterblichkeit theilnehmen zu lassen, mag kaum geeignet erscheinen, über Tugendpreise zu verfügen. Dieser Unsicherheit des Urtheils gesellt sich aber noch die Unzulänglichkeit der Mittel bei, edlen Handlungen, welche die Gewohnheit haben, sich verborgen zu halten, weil sie sich vor den Blicken des Haufens schämen, auf die Spur zu kommen. Die Academie kann doch nicht Spione unterhalten, welche sich angelegen sein ließen, der aufopfernden That nachzuspüren und den Schleier vom Angesicht zu reißen. Zum Glück sind die Herren von der Academie zu wohl vertraut mit den nationalen Ueberlieferungen und Gewohnheiten, zu treu ergeben den landesüblichen Begriffen und Anschauungen, um durch die Schwierigkeit in Verlegenheit zu gerathen. Jeder Franzose hält sich seine Vorsehung in Bereitschaft, auf die er seine schönsten Hoffnungen setzt und deren Hülfe er bei der leisesten Annäherung einer Bedrängniß anzurufen sich beeilt. Diese Vorsehung ist: die Behörde. Wenn die Academie nicht weiß, wo sie für den Tugendpreis ein glänzendes Verdienst hernehmen soll, wendet sie sich an die Regierung, die Alles sehende, die Allwissende, die Allvermögende. Der Minister des Innern befiehlt die Nachsuchung den 86 Präfecten, die 86 Präfecten den 363 Unterpräfecten, die 363 Unterpräfecten den 36,835 Maires und diese den Feldhütern und Gendarmen ohne Zahl. Ein Riesennetz wird über das Land ausgespannt, um die erforderliche Tugend herauszufischen. Kaum hat diese wohlwollende Häscher-Arbeit begonnen, als auf der anderen Seite ein Zutragen, ein Werben und ein Locken entsteht, welche an die Zudringlichkeiten feilbietender Krämer erinnern. Jedes magere, schwindsüchtige Verdienst wird sorgfältig gesattelt, herausgeputzt, bestiegen und wie ein lahmes Pferd vor den kleinsten Einflüssen umhergetummelt, um die Prüfung zu täuschen. Was für ein widriges Schauspiel! Dieses Wettrennen abgerichteter Tugenden verdirbt mehr, als die verheißene Belohnung eines heldenmüthigen Kraftaufwandes je gut zu machen im Stande ist. Die Erregung einer zweideutigen Gewinnsucht ist mehr von Schaden, als die materielle Aufmunterung zur Selbstverleugnung und zum Heldenthume je nützen kann. Die Bestechung und die Gönnerschaft trieben ihr Wesen in der Schänke, in der Scheune, auf dem Boden, und die Dorfgevatterin, Organ der öffentlichen Meinung, wird Gegenstand der Schmeichelei. Möglich, daß es sogar Leute gibt, die von vornherein auf den Tugendpreis spekuliren, wie Andere auf die Rettungsmedaille, die Ehrenlegion oder sonst eine Auszeichnung. Wenn man das Leben auf dem Schlachtfeld einsetzen kann, um ein Kreuzchen zu gewinnen oder im militärischen Rang vorzurücken, warum sollte man nicht die größten Opfer bringen, um 10,000 Franken und weitgehende Berühmtheit zu erlangen. Mich würde es nicht wundern, wenn Eltern ihre Kinder zu Candidaten des Tugendpreises erzögen, wie man in Spa-

*) Aus der „Presse".

Digitized by Google

nien die Stiere für den Circus nach einer besonderen Methode erzieht.

Von allen Seiten also wird auf eine schöne That gefahndet, und hat man sie nach Mühen und Anstrengungen aller Art ertappt, so wird sie von einem Ausschuß der Academie sorgfältig untersucht, sie wird gekehrt und gewendet und endlich mit sammt ihrem Urheber ans Licht gezogen. Ein begabter Darsteller erstattet in öffentlicher Sitzung Bericht über das entdeckte Wunder und er dürfte kein Franzose sein, um jenen Gegenstand nicht so dramatisch als nur denkbar und mit allen Farben, deren sein Pinsel fähig ist, auszuschmücken. Daran denkt in Frankreich kein Weiser und kein Thor, kein Academiker und kein sterbliches Erdenkind, daß durch die Verherrlichung ein würdiger, hochsinniger Mensch zum Helden einer höchst abgeschmackten Comödie gemacht und daß von seiner Seele der Blüthenstaub, die fromme Unbefangenheit gestreift wird. Ich kann mirs nicht anders denken, als daß ein Mann oder eine Frau, die in ihrem engen Kreise, entfernt von dem Geräusch der Welt, ein Großes an Hingebung und Entsagung gethan, sich durch die öffentliche Anerkennung und Belohnung bis ins Innerste beschämt und gedemüthigt, um ein schönes Bewußtsein gebracht fühlen müssen.

Als ich einmal zu einem meiner Pariser Freunde eine Aeußerung in diesem Sinne that, lachte er mich aus und schalt mich einen „deutschen Grübler", der in die Dinge hinein legt, was in denselben nicht zu finden ist, und er fügte hinzu: „Wir belohnen die Tugend, wir bestrafen das Verbrechen; das ist practische Gesellschafts-Philosophie. Unsere Soldaten schlagen sich vortrefflich; was kümmert es uns, ob sie tapfer sind aus Ehrgeiz oder aus Patriotismus, ob sie bei Erstürmung einer feindlichen Batterie das Kreuz, den Offiziergrad oder das Vaterland im Auge haben, wenn die Batterie nur genommen ist. Uns kann es gleichgiltig sein, ob ein Junge im College tüchtig arbeitet, um mit Prämien zu prahlen, oder um seine Wißbegierde zu befriedigen, wenn wir nur einen unterrichteten Bürger an ihm erhalten. Wir haben eine ehrliche Staatsverwaltung und ich beschäftige mich gar nicht mit der Frage, ob das erfreuliche Ergebniß in der Furcht vor dem Bagno oder in der Gewissenhaftigkeit der Beamten seinen Grund hat. Werden die Menschen hochherzig, so sacken wir den Vortheil ein, ohne uns darum zu kümmern, welchem Umstande wir die Sittenverbesserung verdanken."

Mit diesen Betrachtungen sprach mein Freund den Gedanken aus, welcher den ehrwürdigen Montyon bei seiner absonderlichen Stiftung geleitet, und vertrat die practischen Ansichten seiner Landsleute im Allgemeinen. Mich freut es aber doch, daß bei uns Deutschen die Tugendpreise nicht eingeführt sind, und daß dem Einzelnen der Wunsch fern bleibt, sein Bischen Werth als Schuldschein geltend zu machen. Der Himmel erhalte uns unsere Anschauungen von höherer Sittlichkeit. Jeder Nation das Ihrige.

Auch die weibliche Unschuld auszuzeichnen, ist in Frankreich ein alter Brauch. Seit dem sechzehnten Jahrhundert werden in den verschiedensten Gegenden Mädchen öffentlich bekränzt und gefeiert, welche durch einen würdigen Lebenswandel sich einen guten Ruf erworben und den Mitlebenden empfohlen haben. Fräulein, welche solcher Ehre theilhaftig werden, nennt man Rosières, Rosenmädchen, weil es Rosenkränze sind, die man ihnen um das jungfräuliche Haupt schlingt. Durch Offenbach's „Blaubart" haben die deutschen Leser und Leserinnen die Einrichtung von ihrer lächerlichsten Seite kennen gelernt; doch läßt von dem stark aufgetragenen Zerrbild sich kein Schluß auf den wirklichen Charakter dieser Art von Festlichkeiten ziehen, und die Behauptung ist wohl nicht zu kühn, daß die Rosières gewiß nicht der Dorfschönheit gleichen, welche Fräulein Schneider in den Variétés den Parisern vorgeführt.

Neulich, ich glaube es war am 31. Mai, fand zu Nanterre in der Nähe der spöttischen und ungläubigen Lutetia eine solche Krönung der Unschuld statt. Die Nationalgarde und die Feuermannschaft in Parade-Uniform, berichtet ein glaubwürdiger Augenzeuge, rückten zur Verherrlichung des Festes aus; eine Musikbande, mit ihren Instrumenten bewaffnet, rückte ins Feld. Die Bewohner des Ortes in Sonntagskleidern strömten aus den Häusern, um an der Freude des Ereignisses theilzunehmen. Die Heldin des Festes war Louise Marie Genevieve Delahaye, geboren zu Nanterre im Jahre 1849; sie zählte also 19 Jahre. Um Mittag ist der Marktplatz mit Leuten vollgefüllt, und der zweite Beigeordnete des Maire an der Spitze der Nationalgarde begibt sich Rue du Guignon Nr. 7, um von dort den Ruhm der Stadt abzuholen. Sowie Fräulein Louise Delahaye, in die Farbe der Unschuld gekleidet, am Brunnen anlangt, welcher in der Mitte des Platzes sich befindet, wird sie mit freudigem Zuruf, mit Fanfaren und mit Fahnenschwenken empfangen. Vom großen Platz des Ortes wird die Tugendhafte auf die Mairie geführt und im großen Saale dem Gemeinderath vorgestellt. Daselbst erlangt das Fest seinen Höhepunkt. Reden voll Schwung, Beglückwünschungen, Ausdrücke der Bewunderung und der Ehrfurcht werden von den angesehensten Bürgern der Stadt an die Vestalin gerichtet. Das Oberhaupt der Gemeinde überreicht der Hochgefeierten ein Büchlein (livret) auf die Sparkasse, welches der Eigenthümerin nicht weniger als 300 Francs zusichert, während draußen die Musikbande ihren Eifer bis zur Raserei treibt, um ja nicht hinter der Größe des Moments zurückzubleiben. Von dem Gemeindehaus begibt der Zug sich in die Kirche, wo das Rosenmädchen unter einem Traghimmel die Ehrenstelle einnimmt. Feuermannschaft und Nationalgarde stehen gereiht, eine Ehrenwache, in dem Heiligthum. Die Vesper wird gehalten, schreiende Kirchensänger werden von der Musikbande aufs Wackerste unterstützt, und der Herr Pfarrer erhöht die Andacht durch eine Predigt voll Weihe und glücklicher Anspielungen auf die Gelegenheet und zuletzt durch ein brünstiges Gebet für Nanterre und für die züchtige Jungfrau, welcher so große Ehre widerfuhr. Die Zuhörer waren aufs Tiefste gerührt. Kaum ist die Predigt zu Ende, bringen vier Kinder, weiß gekleidet, auf einem Sammtkissen einen weißen Rosenkranz, welchen sie der Jungfrau entgegenhalten, und welchen diese unter dem Jubel der Menge aufs Haupt setzt. Nach dieser Krönung wird das Domine salvum angestimmt, dann wird die Bekränzte nach Hause geführt, wo Umarmungen und Austausch von Zärtlichkeiten unter den Verwandten der gefeierten Unschuld stattfinden. Ein glänzender Ball beschließt die Freuden des großen Tages.

Wenn so ein Rosenmädchen allein ist mit ihrem Gewissen, ob sie sich wohl sagt: „Ich weiß doch eigentlich nicht recht, warum mir von meinen Mitbürgern und Mitbürgerinnen, vom Herrn Maire und vom Herrn Pfarrer die öffentliche Auszeichnung zu Theil wird, wofür ich das Büchlein auf 300 Franken in der Sparkasse und den weißen Kranz erhalten habe. Es ist wahr, ich habe mich gut aufgeführt, ich habe mich nicht umhergetrieben wie einige meiner Kameradinnen mit jungen Leuten im Walde; allein es haben mir meine Mutter und mein Vater stets vorgesagt, daß die Ehre eines Mädchens seine beste Aussteuer, daß es die Schuldigkeit eines Mädchens sei, auf ihren guten Ruf zu sehen und Alles zu vermeiden, was eine schlimme Nachrede veranlassen könnte. Verwandte und Freunde haben die Mahnung bestätigt. Also habe ich im Grunde nichts als meine Schuldigkeit gethan und meinen Vortheil gefördert; wie komme ich zu der Belohnung?" Wer weiß, ob es nicht schon Rosenmädchen gegeben hat, die sich nicht ganz so rein gewußt, als es der Gemeindevorstand in seiner Weisheit auszusprechen für Recht hielt und die über den Aufwand zu ihrem Ruhme innerlich lachen mußten. Einige Damen der Pariser Halbwelt haben sich zu dem Schauspiel von Nanterre eingefunden und als das Büchlein auf die Sparkasse der Gefeierten überreicht wurde, sagte Mademoiselle C. zu ihrer Freundin: „Wenn

Digitized by Google

man mir's gut bezahlt hätte, wäre ich auch tugendhaft geblieben."

Meines Erachtens hat die Dirne durch diese scheinerregende Aeußerung den Tugendpreisen das Urtheil gesprochen.

Sigmund Kolisch.

Mannichfaltigkeiten.

(Das deutsche Sängerfest in Chicago.) In den Tagen vom 16. bis 21. Juni hat in Chicago ein großes deutsches Sängerfest stattgefunden, bei dem 61 Vereine mit 2000 Sängern vertreten waren; auch aus Deutschland waren elf Theilnehmer erschienen: drei aus Berlin, je zwei aus Hamburg und Köln, je einer aus Dresden, Baden, Mainz und Münster. In einem Bericht der „National-Zeitung" lesen wir darüber: „Das Fest zeigte in seinen Grundzügen selbstverständlich eine ausgesprochene Familienähnlichkeit mit unseren Volksfesten. Dieselben Programme, dieselben Typen, die aus allen Gauen zusammengeströmten Sangesbrüder, die lieblich geschmückten Sangesschwestern, der lachende Himmel, der nie fehlende, gelegentliche Regenschauer, Festcomites voll aufopfernder Thätigkeit, Triumphbogen im prangenden Grün, glänzende Festhallen, Fackelzüge, Empfangsfeier, Umzüge, Festredner, unter denen die Tribüne zusammenbricht, so daß sie gelegentlich mit dem ganzen Comite verschwinden, Fahnenträger und Adjutanten, Turner im Costüm, Marschälle und Festmarschälle, Festdirigenten und Festpräsidenten, viel schlechte, aber gut gemeinte Verse, kleinere Feste der einzelnen Vereine, überfüllte Eisenbahnwagen, unerhörter Staub, erstaunlich viel Reden und noch erstaunlich viel mehr Bier: kurz, der ganze Apparat, ohne den nun einmal ein deutsches Fest nicht vor sich gehen kann, in schönster Vollständigkeit. Daneben einige specifisch amerikanische Züge: eine fortgeschwemmte Eisenbahnbrücke, ein vom Regen aufgeweichter Schienenweg, welcher die europäischen und Newyorker Sänger um den ganzen ersten Festtag gebracht hat, ein Kaufmann aus Chicago, welcher selbst 250 Dollar zum Feste zeichnete und eine Büste Lincolns (Preis 50 Dollar) stiftete für Denjenigen, welcher den größten Festbeitrag liefert."

(Wie man in Warschau um seine Beinkleider kommen kann.) Herr Margulies, ein Warschauer Bürger jüdischer Confession, promenirte mit seiner Ehehälfte im „Sächsischen Garten" zu Warschau, und zwar in neuen Beinkleidern. Plötzlich sieht er sich einem Manne gegenüber, der ihn in russischer Sprache ungestüm anfährt und die Beinkleider des Margulies als ihm entwendet reclamirt. Vergebens gab der arme Mann Namen und Adresse seines Schneiders an; er und seine Ehehälfte wurden vors Gericht geschleppt. Hier wurde ein Protocoll aufgenommen, und da der Kläger, wie es sich bei Gericht herausstellte, ein russischer geheimer Polizist war, so wurde die streitige Angelegenheit dahin erledigt, daß Margulies im Gerichtssaale Angesichts seiner Ehehälfte die neuen Hosen ausziehen und ohne Beinkleider von der Promenade heimkehren mußte.

Correspondenzen.

Heidelberg, 18. Juli.

Unserer Stadt ist soeben eine Bildung fördernde reiche Sammlung zugänglich gemacht worden und für eine andere ist die zur Aufstellung erforderliche Räumlichkeit erworben, um sie gleichfalls der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Die erstere ist die Kunst- und Alterthümer-Sammlung, welche der rühmlichst bekannte Feuerspritzen- und Maschinenfabrikant Karl Metz in dem Hauptgebäude des Hausackers, einer bekannten ehemaligen Sommerwirthschaft — angelegt hat. Man betritt sie zu ebener Erde durch eine gothische Vorhalle, und erblickt in dieser ein großes künstliches Faß, welches ein zweites in sich schließt und zweierlei Wein spendet; die Wände mit Waffen und Bildern, die Fenster mit trefflicher Glasmalerei geschmückt, ebenso wie die Fenster der dunkeln, schwarz verhangenen Folterkammer, in welche man von hier aus eintritt. Sie enthält Rechtsalterthümer, besonders um einen in der Mitte stehenden Scharfrichter in alterthümlicher Tracht her eine ganze Reihe zum Theil historisch merkwürdig Richtschwerter (z. B. das, womit Sand in Mannheim hingerichtet wurde, das bekannte Schlagenhauff'sche Hölzerlips-Swort u. a.) Folter- und Marterwerkzeuge von sinnreichster Erfindung füllen den übrigen Raum, nach der Stufenfolge ihrer fürchterlichen Wirksamkeit geordnet, und an den Wänden schaut und liest man die Geschichte schuldiger und unschuldiger Opfer der barbarischen Rechtspflege, die sich ihrer bediente. Man athmet erleichtert auf beim Betreten des nächsten Gemachs, welches eine alte Kapelle darstellt und gottesdienstliche Alterthümer enthält, worunter alte und neue Glasgemälde, in Holz geschnittene Bildwerke der besten Meister des Mittelalters und zwei Altäre mit ihren Gemälden und Schnitzwerken hervorragen. Durch eine Treppe steigen wir in den ehemaligen Tanzsaal empor, welcher durch zwei Stockwerke geht und mit einer Galerie umgeben ist. Hier finden wir nun die Kriegsalterthümer, in deren Mitte zwei gewappnete Ritter zu Pferde und einen Landsknechtobersten zu Fuß, in Lebensgröße, ringe an den Wänden prachtvolle Rüstungen und alte Waffen aller möglichen Art, chronologisch geordnet und großentheils durch ihre Besitzer im Leben historisch merkwürdig, so das Mainzer Churschwert, Sickingens Flamberg und Waffen vieler anderen bekannten historischen Geschlechter. Eine Sammlung von Handfeuerwaffen zeichnet sich durch ihre Vollständigkeit von der ältesten bis auf die neueste Zeit aus, darunter schon aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Pistole mit Hinterladung, deren sich der bekannte „bayerische Hiesel" bediente. An die Kriegswaffen schließt sich die Jagdwaffensammlung an und an die Ritter des Blutes und Eisens die Ritter des Geistes, hier vertreten durch Originalbriefe von Göthe, Schiller, Uhland u. A. in Glaskasten. Ein Nebengemach dieses Saales zeigt Seltenheiten und Alterthümer aus Persien, China, Japan, Mexiko und andern überseeischen Ländern. Die Gallerie des Saales enthält Mannigfaltigkeiten in bunter Mischung: eine Sammlung von alten musikalischen Instrumenten, von kunstreichen alten Schlössern bis zur Größe einer Erbse herab, von Tabakspfeifen, von Frankenthaler Porzellan und Porzellanfiguren, von kunstreichen Holzeinlagen berühmter Meister, von Reliquien Napoleons I., von Schmetterlingen aller Welttheile, von Versteinerungen und andern Naturalien, von allerlei Curiositäten u. s. w. Den Schluß macht ein Nebengemach der Gallerie, welches die von Herrn Metz hierher versetzte Arbeitsstube eines früheren Bürgermeisters zu Zürich enthält, durchaus von Holzgetäfel und unnachahmlicher Schönheit des Schnitzwerks, und in derselben eine Münzen- und eine Uhrensammlung und mancherlei kostbare Seltenheiten. — Was aber die demnächst erst zur Aufstellung kommende hiesige Sammlung betrifft, wovon wir oben gesprochen, so stammt sie aus dem classischen Alterthume. Die Universität besitzt nämlich eine Sammlung von Gypsabgüssen und andern Alterthümern, welche bisher in einem engen Raume der Universitäts-Bibliothek zusammengedrängt war. Um sie der Beschauung und dem Studium zugänglich zu machen und noch ergänzen und vermehren zu können, soll sie von jetzt an einen Saal in einem dicht beim Universitätsgebäude liegenden geräumigen Hause einnehmen, welches der Staat soeben um den Preis von 32,000 fl. für die Universität angekauft hat. So wird denn in Heidelberg künftig noch mehr Schönes und Interessantes zu sehen sein, als bisher.

Leipzig. Gutem Vernehmen nach hat der Rath in der Theaterangelegenheit beschlossen, auf die Anträge des Herrn Director v. Witte und des Herrn Dr. H. Laube einzugehen, wonach der mit dem Erstern geschlossene Contract dahin verändert würde, daß die Pachtsumme (jährlich 3000 Thlr.) fortfiele und die Stadt die Kosten der Beleuchtung des Theaters (jährlich 5000 Thlr.) übernähme. Die Kosten der Heizung hätte nach wie vor Herr v. Witte zu tragen. Die Stadt verzichtet also auf einen Pachtertrag und gewährt einen Zuschuß von 5000 Thalern, etwa soviel, als ihr bisher die Communalgarde gekostet hat. Es wird abzuwarten sein, ob das Stadtverordneten-Collegium dem Beschlusse beistimmt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 25. Juli. **Mathilde**, Schauspiel in 4 Akten von Roderich Benedix. (Abonnements-Vorstellung Nr. 200.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 206. Sonntag, den 26. Juli 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

„Nun aber sage", fuhr die Tante fort, „wie stehst Du denn eigentlich?"

Die Frau Tante Auracher, geborne Schwarzholz, war eine ältere Schwester von Konrads Vater und hatte seiner Mutter in ihrem Wittwenstande getreulich beigestanden als eine gescheidte, resolute Frau; ihre Neffe wußte das, er legte ihr daher den Stand seiner Angelegenheiten klar in Ziffern vor und explicirte nicht viel, er wußte, die Frau Tante hatte ihre eigene aber sichere Art, sich zu orientiren.

Jetzt nahm sie bedächtig ihre Brille ab und legte diese auf das Papier.

„Das weiß ich nun", sagte sie; „jetzt sage, was willst Du beginnen?"

„Auswandern."

„Ist hier kein Platz mehr für Dich?"

„Nein, nein, Frau Tante, suche Sie es mir nicht auszureden, hier bleibe ich darniedergeworfen, hier hemmt mich überall die Vergangenheit, über'm Wasser komme ich neu auf die Welt."

„Muß es sein?" fragte die Tante, „hast Du keine Freunde mehr, keine Berather?"

„Was wollen Freunde heißen in der Noth?" rief er bitter, „und dann, ich bin hier ein Fremder — — doch, ich will nicht ungerecht sein: der Arzt hatte den besten Willen, etwas für mich zu thun, und nach den Anschauungen der Gewöhnlichkeit hätte ich mit beiden Händen nach der Stelle greifen müssen, welche er mir auf dem Comptoir eines seiner reichen Patienten erwirkte. Aber das kann ich nicht, ich habe nicht diesen Muth der Resignation, frei will ich sein und soll' ich mit der Axt mein Brod verdienen müssen; ich will es versuchen, mir selbst den Weg wieder aufwärts zu bahnen."

„Das kann ich nicht mißbilligen", sagte die Tante, „Du bist ein Schwarzholz, und ich will nur wünschen, daß Deine Art dem Gestrüppe mächtig wird."

Der junge Mann dehnte und reckte sich, als gelte es eine Anforderung an seinen starker Körper.

„Weiß Sie, Frau Tante, ich habe einmal irgendwo ein französisches Wort gelesen, das hab' ich mir in's Hirn geätzt und an dem will ich mich aufrichten, wenn meine Kraft erlahmen sollte, es heißt: Derjenige, welcher, nachdem er gefallen, nicht die Kraft in sich hat, sich noch höher zu schwingen, als vorher, ist von dem Schicksal nur auf den Platz gestellt worden, welcher ihm gebührt. Ich aber, das fühl' ich und das weiß ich, ich stehe jetzt nicht auf dem Platze, welcher mir gebührt, und der Platz auf dem Comptoir des Commerzienrathes wäre es eben so wenig. Ich muß höher steigen, ich muß."

Erregt ging er durch das Zimmer, dann trat er an das Fenster und drückte seine glühende Stirn an die kalten Scheiben und starrte hinauf nach dem hellen Nachthimmel, von welchem die Sterne glitzerten und über den leichte, dünne, mondbeschienene Wolken hinwegglitten wie Schwäne in ruhigem, überdämmertem Wasser.

Wohl eine Viertelstunde lang herrschte tiefe Stille in der Stube. Die Tante hatte aus ihrem Reisebündel ein Strickzeug vorgesucht, und saß da und strickte, als hätte sie ihr Lebtag strickend dagesessen auf diesem Sopha, auf welchem vor wenigen Tagen das junge Weib wimmernd gelegen und den Hammer des Taxators in ihre Fieberphantasien hatte fallen hören, in dessen Kissen der junge Gatte sein unsägliches Weh' gestöhnt. Sie saß da und strickte an einem blaubaumwollenen Strumpf und trank von Zeit zu Zeit einen Schluck von dem Kaffee, welchen die Magd ihr gebracht, und war ein so resolutes, thatkräftiges und charaktervolles kleines Weib, wie nur je eines in schweren Zeiten der Hort der Seinen gewesen ist.

Endlich wandte der junge Mann am Fenster sich um, er mußte noch etwas sagen, und es war nicht das Leichteste, was er zu sagen hatte, seine Stimme klang rauh und gepreßt, als er begann:

„Frau Tante, wir haben aber jetzt von unserer Angelegenheit zu reden, von Ihrem Guthaben bei mir."

Die Tante wickelte bedächtig ihren Strickstrumpf zusammen und schob die Nadel ein.

„Davon reden wir, wenn es Zeit ist, oder es ist am besten, wir machen es gleich ab. Wie ich es verstanden habe, so bekomme ich für meinen Antheil so viel, wie Deine anderen Gläubiger, und ich denke nicht daran, zu deren Gunsten zu verzichten. Aber eben so wenig will ich von Dir widersprochen haben; das Geld kommt von Deinem Großvater, und Du kannst es mit Ruhe von mir wieder annehmen, denn was Du da sagtest, daß Du in Amerika wieder neu zur Welt kämest, so ist das ganz gut, aber etwas aus dem alten Leben muß man doch mit hinüber bringen."

„Frau Tante!" rief der junge Mann mit einer abwehrenden Geberde.

„Rede mir nicht dagegen", unterbrach sie ihn, „ich weiß, was ich thue und was ich kann. Diese fünfhundert Gulden, oder vielmehr das, was ich dafür bekommen soll, sind Dein, und damit basta, ich will Nichts weiter darüber hören."

Nur wenige Zeit hatte die Frau Tante Auracher sich für ihren Aufenthalt vorgesetzt, in dieser sollte alles Nothwendige geordnet, vornehmlich das Kind getauft werden.

Auch Konrad, welchem der Boden unter den Füßen brannte, da er in seinem überreizten Gemüthszustande Mißachtung und beleidigendes Bedauern auch da zu sehen meinte, wo nur höchstens

Digitized by Google

Gleichgültigkeit ihm entgegen trat, betrieb die Vorbereitungen zu seiner Abreise mit einer wahrhaft fieberhaften Eile, und die Taufe bestärkte ihn noch darin, denn nach ihrem Wesen hielt sie viel auf einen festen Entschluß, und da ihr Neffe den seinen ausgesprochen hatte, nach Amerika zu gehen, so war es ihr lieb und sie begrüßte es als ein gutes Zeichen, daß er denselben nicht widerrief, noch sie um ihre Meinung befragte, denn das hätte sie, und nicht ganz mit Unrecht, als ein Schwanken gedeutet; denn das zu häufige Befragen der Anderen um ihre Meinung und Ansicht verhüllt bei den meisten Menschen nur die eigene Unklarheit und Unentschlossenheit, und sie wollen damit gewissermaßen eine Mithaftbarkeit der Anderen verlangen, da sie selbst sich nicht die Kraft der vollen Verantwortlichkeit für ihre Entschließungen zutrauen.

Die Taufe des Kindes und die Abreise des Vaters sollte an Einem Tage stattfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Vom dritten deutschen Bundesschießen.

Von unserem Specialcorrespondenten K. W.

Wien, 24. Juli.

Als wir vor drei Jahren dem Conferenzlocal des deutschen Schützenbundes in der Bremenser Börse entelten und in fliegender Hast und freudig bewegt in die Welt hinaustelegraphirten, daß Wien zum Festort des nächsten deutschen Bundesschießens erkoren sei, wer hätte da ahnen mögen, daß eben dieses dritte deutsche Bundesschießen im Jahre 1868 — im Auslande gefeiert werden würde! In dieser Thatsache liegt die ganze Ironie des historischen Geschickes, das über Deutschland hereingebrochen ist. Ja, für was damals gesungen, getoastet und geschossen wurde, es hat sich erfüllt: Deutschland ist „einig" geworden und sogar durch Schießen, — aber „fragt mich nur nicht, wie?!" Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. Ja, auch wir ändern unsere Gesinnungen, wenn wir uns eingestehen müssen, daß uns der Boden für dieselben unter den Füßen weggezogen ist. Früher hatten wir doch etwas, wofür wir schwärmen und singen konnten, wenn auch ein Phantom; jetzt ist an die Stelle der idealen Jungfrau mit den wallenden blonden Locken ein Gerippe von Stahl und Eisen getreten. Das Schwärmen ist uns gründlich abgewöhnt worden, wir haben ein kaltes Sturzbad erhalten, daß wir uns heute noch fühlen „kühl bis an's Herz hinan".

Es fällt uns darum schwer, dem dritten deutschen „Bundesschießen" gegenüber eine sichere Position einzunehmen. Es liegt ein Hauch von Wehmuth und schmerzlicher Resignation über diesem Wiederfinden, der sich nicht mit einer freudigen Feststimmung vereinigen läßt. Nur mit Beschämung sehen wir auf den Festjubel der letzten Jahre zurück, und doch können wir uns nicht entschließen, das Wiener Bundesschießen nur als ein großes Wettringen von allerlei zusammengewürfeltem Schützenvolk oder gar nur als eine höhere Vergnügungspartie zu betrachten. Wir wollen darum — da der Deutsche denn doch um einen billigen Trost nie verlegen ist — das Fest betrachten als eine ideelle Nothbrücke, die da geschlagen wird über den breiten Strom, der uns von unseren Landsleuten im Osten trennt, als ein geistiges Band, das uns trotz Sadowa und Prager Frieden verbindet, damit — wenn je schönere Tage über Deutschland aufgehen — wenigstens die Enden zum Wiederanknüpfen nicht verloren gegangen sind. Wir Deutsche müßten denn doch absonderliche Stiefkinder der Geschichte sein, wenn in einer Zeit, wo alle Nationalitäten sich suchen, finden und zum engen Aneinanderschluß drängen, wir allein auf ewig zerstückelt und zerrissen bleiben sollten.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken fuhren wir zum Feste. Wenn sie nicht gefallen, der möge bedenken, daß die fabelhafte Hitze, welche auf der Fahrt geherrscht hat, selbst das Gehirn eines kühlen norddeutschen Bundesbruders so ins Kochen bringen konnte, daß es gar absonderliche Blasen treibt. Das allein haben die Feste aus der alten Zeit herüber bekommen, — ganz abnorme Temperaturverhältnisse, sei es nun Sturm, Wind, Regen oder Sonnengluth. Die Wiener müssen sich schon alle Mühe geben, die Festgäste kühl zu empfangen. Es afrikanert! O wäre ich doch Bacco gewesen und die Afrikanerin fächelte mir mit ihrem Palmenfächer Kühlung zu, auf daß ich in süßen Schlummer verfiele und die Qualen der zweiundzwanzigstündigen Courierfahrt verschlafen hätte! Als Kaukasier stiegen wir ein und als Mohren kamen wir an, mit einer zweiten Haut von Staub- und Schmutzatomen aller Art überzogen und von tiefgefühltester Verachtung für den Sommer durchdrungen. Wie können Dichter sich für den Sommer begeistern? Alles dünstet, Alles schwitzt, Alles verfließt, Alles hat — hautgoût! Der Sommer ist eigentlich eine recht ordinäre, schmutzige und unästhetische Jahreszeit. Und dabei nicht einmal billig, denn die Löschanstalten für den Sommerbrand der Kehle sind fast so kostspielig, wie der Winterbrand. So malt sich die Welt im Kopfe eines zweiundzwanzigstündigen Festpassagiers. An die Schrecken des dreiunddreißigstündigen Frankfurter Schützenzuges darf ich nicht denken und danke meinem Schöpfer, daß es ein Privilig der „Specialcorrespondenten" ist, den Ereignissen wie Sturmvögel vorauszufliegen.

Unser Einzug in Wien war sehr wenig festlich. Bestaubt, beschmutzt, todtmüde schlugen wir uns vor Allem zu unserem Gepäck durch und gewannen eine Comfortable für die Fahrt nach der Stadt. Der erste Eindruck vom Westbahnhofe aus ist eine Enttäuschung. Kaum ist man einige Schritte gefahren, so hält der Wagen an einem altmodischen Zollhäuschen und ein Arm streckt sich herein, dessen Hand sich aufthut und dessen Träger vier Kreuzer Brücken-, Weg- oder Pflastergeld verlangt und dafür einen Zettel einhändigt, den man, einer natürlichen Regung folgend, jedoch nicht wegwerfen darf, da kurz darauf ein zweiter Cerberus ihn reclamirt. Nachdem nach so kleinstädtischen Hindernissen die Bahn endlich freigegeben, saust der offene Comfortable im Fluge durch die Vorstadt Mariahilf dahin. Bravo, Kutscher, Du machst dem Weltruf des Wiener Fuhrwerks Ehre! Das geht ja wie der Wind, der — beiläufig gesagt — in Wien ebenso eine Specialität ist, wie das Fuhrwerk. Er bläst uns dichte Wolken eines ganz fein zubereiteten weißen Staubes in den Wagen, so heftig, daß wir kaum die Augen aufhalten können. Nun, an der Vorstadt Mariahilf ist nicht viel zu sehen. Die niedrigen Häuser und die geschmacklosen Auslagen und Schilder wilden recht den Eindruck einer Kleinstadt machen, wenn nicht hier schon in der Straßenfrequenz der Pulsschlag des riesigen Lebens einer Großstadt wahrzunehmen wäre. Mariahilf ist Fabrikstadt. Erst am Schottenthore geht uns eine Ahnung davon auf, was Wien ist. Ein imposanter Blick öffnet sich auf weite Plätze, große Gärten und öffentliche Gebäude, darunter das Abgeordnetenhaus und die zum Gedächtniß an die Lebensrettung des Kaisers beim mißlungenen Attentat angefangene Votivkirche. Hier ist eine Statue der Germania von weißem Sandstein auf grauem Postament errichtet. Noch ist sie durch Gerüste dem Blick halb entzogen.

Gleich darauf biegen wir in die Ringstraße ein, in die Boulevards von Wien. Ja fürwahr, das ist ein Anblick, wie ihn Paris nicht bietet: eine Straße um die ganze innere Stadt, so breit, daß eine sechsfache Laternenreihe nebeneinander sie erleuchten muß, in der Mitte zwei Reihen Bäume, an den Seiten Pa-

Digitized by Google

last an Palast, Schaufenster an Schaufenster, Café an Café, ganz wie in Paris, nur noch viel großartiger und schöner, da Alles ganz neu und in einem Geschmack gebaut und Nichts ist, was die vollendete Harmonie stört, Nichts, als die altmodischen buntscheckigen Rumpelkasten, die neben der eleganten amerikanischen Pferdebahn noch wie antediluvianische Ungeheuer durch die Straßen humpeln.

Nachdem wir von dem gemüthlichsten Wirthe und Gastfreunde, der uns zu dem Feste geladen, herzlich empfangen worden und nachdem uns eine reizende, nahe am Festplatze gelegene Wohnung binnen einer Viertelstunde von der liebenswürdigsten Wirthin in ein trautes Heim umgeschaffen worden, von dem man sich nur ungern trennt, galt unser erster Besuch dem Festplatze. Er liegt im weltberühmten Prater, einem englischen Parke, wie man ihn großartiger und schöner nicht sehen kann. Vom Praterstern am Ende der Praterstraße (früher Jägerzeile) hat man noch eine gute Viertelstunde, um ihn zu erreichen. Stellwagen und Fiaker vermitteln den Dienst von der Stadt aus. Auch Dampfschiffe gehen auf dem Donaukanal.

Der Festplatz ist wohl der schönste, der gedacht werden kann. Er übertrifft alle bisherigen. Mitten zwischen uralten Bäumen aller Art und grünen Wiesen erheben sich die einfachen, aber sehr geschmackvollen und zweckentsprechenden Festbauten, die sich mit ihrem hellbraunen Tone sehr gut von dem dunkeln Grün ihrer Umgebung abheben. Die Disposition ist eine ganz ähnliche, wie in Frankfurt. An dem rechten Ende der 160 Schießstände, die im Hintergrunde, vom Walde überragt, stehen, die colossale Festhalle, größer in den Dimensionen, aber sehr ähnlich der Frankfurter gebaut. Links davon der Gabentempel, ein Oktogon mit zwei Seitenflügeln, die zu loggienartig offenen Thüren führen. An den Schießständen links erhebt sich das sogen. Belvedere, von dem aus man einen Ueberblick über den ganzen Festplatz genießt. Wir wollen denselben jedoch erst nehmen, wenn die Bauten, die noch alles dekorativen Schmuckes entbehren, weiter fortgeschritten sind. Man wird sich dann halten müssen, wenn man fertig werden will. Die Stadt selbst zeigt noch eine ganz alltägliche Physiognomie. Nur einige leere Flaggenstangen in der Ringstraße deuten auf Dinge, die da kommen sollen.

Das Programm des Festzuges wird von Wiener Blättern wie folgt mitgetheilt:

Erste Abtheilung.

1) Eine Abtheilung von 50 Mann Turner eröffnet die Passage für den nachrückenden Zug. 2) Die Schützenwache. 3) Die beim Zugsordnen nicht beschäftigten Mitglieder des Ordnungs-Comites. 4) Die Musikbande der Löschmannschaft. 5) Ein Herold im Costüme zu Pferde. 6) Ein Bannerträger im Costüme. 7) Zwei Schwertträger als Fahnenwache. 8) Zwei Trommler und zwei Pfeifer. 9) Dreißig Zieler und Warner paarweise. 10) Der Obmann des Festzugs-Comites. 11) Vier Trompeter im Costüm zu Pferde. 12) Das berittene Schützencorps. 13) Eine Abtheilung Turner mit der Fahne. 14) Ein Mitglied des Ordnungs-Comites und ein Arzt.

Zweite Abtheilung.

Schweiz und Südwest-Deutschland.

15) Eine Musikbande. 16) Schweizer Schützen (nach Ortsnamen alphabetisch geordnet). 17) Bodensee. 18) Württemberger und Hohenzoller. 19) Die Nürnberger Musikbande. 20) Fränkische und bayrische Schützen.

Dritte Abtheilung.

Nordwest-Deutschland.

21) Rheinländer und Pfälzer (ohne Hessen). 22) Westphalen und Nassauer. 23) Hessen (Großherzogthum und Preußisch). 24) Musik aus Chemnitz. 25) Sachsen und Thüringer. 26) Mittelsächsische Schützen (Magdeburg, Anhalt, Schwarzburg, Naumburg, Halle). 27) Niedersächsische und Friesische Schützen (Braunschweig, Hannover, Lippe, Oldenburg).

Vierte Abtheilung.

Comites, Gäste, Bundes- und andere Würdenträger.

28) Bau-Comite. 29) Communications-Comite. 30) Schieß-Comite. 31) Finanz-Comite. 32) Wirthschafts-Comite. 33) Empfangs-Comite. 34) Die bei der Zugs-Ordnung nicht beschäftigten Mitglieder des Fest- und Zugs-Comites. 35) Preß-Comite. 36) Frankfurter Schützen (erster Vorort). 37) Die fünf Mitglieder der gemeinderäthlichen Commission. 38) Das Bundesbanner auf einem decorirten Wagen, zur Rechten und Linken die Wiener und amerikanische Fahne, als Cortege die städtische Dienerschaft in Gala (die Nummer 37 bis 39 und 42 treten erst nach der Fahnen-Uebergabe am Schwarzenberg-Platze in den Zug ein). 39) Der Bürgermeister von Wien, zwischen dem Bundesvorstande und dem Vorstande des Central-Comites. 40) Die Mitglieder des Vorstandes des deutschen Schützenbundes. 41) Das Central-Comite. 42) Der Gemeinderath von Wien. 43) Die Bremer Schützen (zweiter Vorort). 44) Die Deputation aus anderen Welttheilen. 45) Die Deputation aus nichtdeutschen, europäischen Ländern. 46) Die Deputation der Wiener Studenten. 47) Der niederösterreichische Sängerbund.

Fünfte Abtheilung.

Nordost-Deutschland.

48) Die Hansestädte Hamburg und Lübeck. 49) Schleswig-Holstein und Lauenburg. 50) Mecklenburg und Pommern. 51) Ost- und West-Preußen. 52) Brandenburger. 53) Posener. 54) Preußisch-Schlesien.

Sechste Abtheilung.

Deutsch-Oesterreich und Ungarn.

55) Siebenbürger-Sachsen. 56) Böhmen. 57) Mährer und Schlesier. 58) Oberösterreicher und Salzburger. 59) Tyroler (sammt ihren Musiken). 60) Steyrer. 61) Kärntner und Krainer. 62) Nieder-Oesterreicher (von den Wiener Schützen, welche den Schluß machen, wird die letzte Schützenfahne aus dem Jahre 1848 von dem Gewinner derselben, Herrn Karl Piller, getragen. Der Verein Raßwalder geht mit den Wienern). 63) Eine Abtheilung Turner als Schluß.

Nach je 300—400 Mann ein Mitglied des Ordnungs- oder Fest-Comites in Begleitung je eines Arztes und fünf bis sechs Turner.

Die Musikbanden werden nach der Anzahl der Theilnehmer eingetheilt.

Mannichfaltigkeiten.

(Wirkungen des Blitzes.) Man schreibt dem „Schwäb. Merkur" aus Ravensburg vom 22. Juli: In voriger Woche zogen sich die Inwohner eines Hofes bei Zußdorf, durch ein Gewitter veranlaßt, in ihr Haus zurück. Der Vater befand sich im oberen Stock, beide Söhne unten, der eine davon am Fenster. Der Blitz schlug in's Haus, warf den Vater zu Boden, erschlug den am Fenster sitzenden Sohn, der andere taumelte zur Thüre

Digitized by Google

hinaus. Die Mutter, in der Küche beschäftigt, sprang zu ihrem Mann, fand denselben am Boden liegend, löste seine Kleider und brachte ihn bis in die Mitte der Stube, wo sie die Kraft verließ; nun hinzueilend, findet sie den Sohn ausgestreckt ebenso daliegend. Der Vater hat einen handbreiten Brandstreifen an sich hinablaufend, so daß sein Zustand im Anfang bedenklich war, er befindet sich aber jetzt in der Besserung; der Sohn hat ein Loch in der Mitte der Stirne, der Strahl fuhr durch den ganzen Leib, natürlich war er augenblicklich todt. Die Spuren am Hause zeigen, daß der Blitz sechsmal hinein- und hinausfuhr. — Letzten Sonntag waren sechs Schnitter bei Baiersurth, eine Stunde von hier, auf dem Felde und stürzten beim Herannahen des Gewitters ihre sämmtlichen Sensen im Kreise auf den Boden, so daß dieselben, nachdem sie ihre Kleider darüber gehängt, ein Zelt bildeten, worunter sie sich bargen. Der Blitz schlug nun in diesen Zufluchtsort, und eine der Sensen spaltete einem Mann den Körper von oben bis unten.

(Hoftracht). Du Chaillu schildert die Tracht am Hofe des Königs Diops folgendermaßen: Der König trug einen Frack (sogenannten Schwalbenschwanz), wie sie unsere Großväter trugen, und sonst weiter nichts; sein Premier ein Hemd ohne Aermel und sonst nichts weiter; der zweite Minister trug ein Halstuch und weiter nichts, der dritte Würdenträger einen Hut und nichts weiter, die Königin dagegen einen Regenschirm und nichts weiter.

(Als Dioskurenpaar à la Müller und Schulze) figuriren in der humoristischen Presse Athens Muschik und Sgarell, eine Schöpfung des bekannten Literaten Jakubato. Das übliche Frage- und Antwortspiel zwischen Beiden förderte neulich in einem dortigen französischen Blatt nachstehenden Witz zu Tage. Muschik fragt nach dem Unterschiede zwischen der bulgarischen Frage und der Frage Bulgaris und Sgarell antwortet ihm: Die bulgarische Frage könne durch die leitenden „Fäden" (ficelles), die Frage Bulgaris nur durch einen „Strick" gelöst werden.

Correspondenzen.

Leipzig, 21. Juli.

Gestern ging Shakespeare's „Romeo und Julia" mit weiblicher Besetzung des Romeo über unsere Bühne. Wohlgemerkt, Shakespeare's herrliche Tragödie, nicht Bellini's Oper! Fräulein Ziegler, unsere Tragödin, spielte den Romeo. Diese sehr beliebte Künstlerin besitzt ein tiefes, sonores Organ von männlicher Klangfärbung; ihre Gestalt auf der Bühne ist eine imposante und sie weiß dieselbe in Formen von plastisch-antiker Schönheit zu bewegen. Sie ist überdies ein Liebling unseres Theaterpublikums. Eine Repräsentantin mit solchen Eigenschaften brachte darum die hiesige Theaterregie, welche den eigensinnigen Geschmack eines durch ununterbrochene musikalische Genüsse von prickelnder Mannigfaltigkeit verwöhnten Parkett- und Abonnements-Publikums zu befriedigen hat, auf den wohl nicht mehr originellen, doch immerhin kostbaren Gedanken, Shakespeare's Romeo einmal als Hosenrolle vorzuführen. Die naturalistische, prinzipienlose Kritik in unsern Lokalblättern zollt diesem Beginnen im Voraus ihren Beifall, anstatt es verdientermaßen auf's Schärfste zu geißeln; sie animirte unser für Sensations-Spectakel ohnehin höchst empfängliches Publikum zu massenhaftem Besuche des Theaters und so ging das Experiment, das seiner Seltsamkeit wegen die weiteste Verbreitung verdient, bei vollem Hause von Statten. Ob sich der große Brite jemals träumen ließ, daß man die herrliche Gestalt seines Romeo zu einer Hosenrolle entweihen würde! Zu Shakespeare's Zeiten gab es noch keine Schauspielerinnen; Knaben spielten die Frauenrollen. Die „Julia" wie die „Desdemona", die „Goneril" wie die „Lady Macbeth" und die lange Serie von Frauengestalten in den Dramen Shakespeare's, alle wurden sie von bartlosen Jünglingen gegeben. Da kommt ein raffinirtes, ungenügsames Geschlecht, und nicht allein die Julia, nein, auch den Romeo muß eine Schauspielerin geben! Aber warum gerade den Romeo? Warum den Romeo nur allein? Warum sollte eine Schauspielerin nicht ebenso gut die Rollen des Hamlet, des Wallenstein, des Mephistopheles und des Franz Moor geben? Ist etwa ein weiblicher Liebhaber wahrer und realer, als ein weiblicher Teufel oder ein weiblicher Franz Moor? Ja, sagt man, in der Oper: „I Capuleti e Montecchi", singt ja auch eine Dame den Romeo. Wohl! Aber müssen wir denn immer das Beispiel des Auslandes abwarten? Müssen wir warten, bis es einem italienischen Maestro gefallen wird, den Franz Moor, unsern Franz Moor mit dem Taktirstab in eine Damenrolle zu verwandeln? Wie schade, daß Gounod nicht seinen Faust für eine Sopran- und seinen Mephistopheles für eine Altstimme geschrieben hat! Wir könnten ja dann in der Tragödie den Ersten durch die erste Liebhaberin und den Zweiten etwa durch — die Anstandsdame besetzen. Wir hätten dazu ebensoviel oder ebensowenig Berechtigung, wie zur Besetzung des Shakespeare'schen Romeo durch Frl. Ziegler. Im Namen der wahren Kunst, im Namen der Wahrheit in der Kunst muß denn auch gegen die Entweihung und Entschlechtung (in einer neuen Sache wird ein neues Wort erlaubt sein) dieser herrlichen Shakespeare'schen Gestalt zu durchaus unkünstlerischen Zwecken auf Entschiedenste protestirt werden! Unser zweiter Liebhaber — einen ersten haben wir nämlich nicht — hätte die Rolle ebensogut, ja nach meiner Meinung viel besser gespielt, wie Frl. Ziegler. Es lag daher nicht die mindeste künstlerische Nöthigung zu einem so seltsamen Beginnen vor. In der Oper, wo wir uns von vornherein in eine fremdartige Welt, in eine Welt potenzirter Illusion versetzen, nehmen wir keinen Anstoß daran, wenn der Componist eine Dame den Romeo singen läßt. Ist dieß doch keine größere Unwahrheit, als wenn hier im höchsten tragischen Affect überhaupt gesungen wird. Im Wortdrama dagegen, zumal in einer Shakespeare'schen Tragödie, ist eine solche geschlechterverwechselnde Besetzung der Hauptrollen eine krasse Lüge und unter keinem Gesichtspunkte statthaft.

Kunst- und Literatur-Notizen.

In Lahnstein findet am Sonntag, den 26. Juli, ein Liederfest statt, zu dem 25 Gesangvereine zusammenkommen. Die Leitung dieser Gesangvereine hat Herr Musikdirector Wohlfahrt aus St. Goarshausen übernommen. Der Ertrag des Festes ist für die Hagelbeschädigten bestimmt. Man schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß auch Gäste aus Ems das Fest besuchen werden.

Von Karl Gutzkow ist kaum nach Beendigung seines geschichtlichen Romans „Hohenschwangau" bei Cotta bereits ein neues Buch unter dem Titel: „Vom Baum der Erkenntniß" im Erscheinen. Außerdem hat er eine Reihe größerer Aufsätze verfaßt, die bei Hallberger in Stuttgart gesammelt herausgegeben werden sollen.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

J. F. Dielmann in Frankfurt: Vier Aquarellgemälde (Suite). — Straßgeschwandtner in Wien. — Zwei ungarische Pferde. — Professor Moritz Oppenheim in Frankfurt: Die Lektüre, nach Meissonier. — Schenk in Paris: Schafe. — Carolus in Paris: Genredild. — Plathner in Düsseldorf: Die Wahrsagerin. — Bensa in Wien: Die Pferdetränke. — Pettenkofen: Ungarisches Mädchen. — Schelfhout im Haag: Marine.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 26. Juli. Gastdarstellung des Herrn Georg Müller vom k. Hoftheater in Cassel: **Lucia von Lammermoor.** Große Oper in 3 Acten von Salvator Cammarano. Musik von Donizetti. — Edgar: Herr Georg Müller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 201.)

Montag, 27. Juli. **Die Grille.** Ländliches Charakterbild in 5 Acten, mit theilweiser Benutzung einer Erzählung von G. Sand, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 202.)

Dienstag 28. Juli. **Einen Jux will er sich machen,** Posse in 4 Acten von J. Nestroy. Musik von Ad. Müller.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 203.)

Für die Redaction verantwortlich: J. A. Ritz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 207 und 208. Dienstag, den 28. Juli 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Es war ein windiger, kalter Morgen, als der Taufzug vom Küster an einer Nebenpforte der Kirche empfangen ward.

Der junge Vater hatte den Hut mit dem Trauerflor tief in die Stirne gedrückt, sein schönes Gesicht war wachsbleich und um die dunkeln Augen lagen tiefe blaue Ringe.

Die Frau Tante hatte die Capuze ihres schwarzen Mantels wieder tiefer über den Kopf gezogen, denn sie litt am Kopfrheuma. Mit dem Kopfrheuma hatte es eine eigene Bewandniß: es stellte sich immer in solchen Fällen ein, welche geeignet waren, kräftig auf das Gemüthsleben zu wirken, etwa bei einem Abschied auf vielleicht Nimmerwiedersehen von einem Verwandten, welchen man geliebt hatte wie seinen eigenen Sohn, oder bei der Taufe eines mutterlosen Kindes, dessen Vater den Paß zur Ueberfahrt nach Amerika in der Tasche trug. Bei allen Anlässen, wo sonst die Frauen Weinkrämpfe, Ohnmachten oder sonstige Nervenzufälle zu bekommen pflegen, bekam die Frau Tante das Kopfrheuma, welches sich äußerlich nur durch eine besonders schweigsame, fast mürrische Weise kundgab.

Die Einzige, welche der bevorstehenden Feierlichkeit durch ihre Erscheinung Ehre zu machen sich bestrebte, war die Amme, welche das Kind unter einer verblaßten rosa Steppdecke trug und um ihre Schultern einen Shawl gehängt hatte, dessen orangefarbener Grund die ganze Farbenscala in phantastischen Blumen zeigte.

Der Geistliche wartete in der Sacristei, denn es war kalt in der Kirche. Er nahm rasch und geschäftsmäßig die Handlung vor.

„Wie soll das Kind heißen?"

Das leidige Kopfrheuma! Die Frau Tante hatte noch gar nicht daran gedacht, welche Namen das Kind tragen sollte, sie wendete sich nach ihrem Neffen um, indem sie frug:

„Wie soll das Kind heißen?"

„Gebe Sie ihm einen Namen, Frau Tante."

„Wenn Deine Mutter noch lebte, so stünde sie hier an meiner Stelle, darum wollen wir dem Kinde ihren Namen geben."

Der junge Mann nickte schweigend, und trotz seiner tiefen Versunkenheit, trotz seinem Schmerze, empfand er die zarte Rücksichtsnahme, welche in dieser Namengebung lag.

Die Frau Tante war mit der Wahl der fremden, katholischen Frau durchaus nicht einverstanden gewesen. Da es aber eine vollendete Thatsache war, so nahm sie es als eine solche hin, ohne den geschehenen Bund durch Nörgeleien kränken zu wollen. Die Art der Tochter von Rodereit war eine andere gewesen, als jene der Schwester ihres Mannes, sie hatten sich gegenseitig alle Achtung erwiesen, welche eine Jede auch verdiente; zu einem näheren Verstehen war es indessen nie gekommen, und trotzdem die Frau Tante der Wittwe ihres Bruders redlich beigestanden hatte, waren sie sich innerlich fremd geblieben. Konrad wußte das, und es berührte in eigenthümlich, daß diese selbstbewußte Frau, deren Beistand ihm so unentbehrlich war, bescheiden zurücktrat hinter die Schattengestalt Derjenigen, welche im Blute dem Kinde näher gestanden, daß sie, an deren Werkthätigkeit und Liebe er eine so große Anforderung machte, nur die Stellvertreterin sein wollte.

„Also Clara."

„Wer sind die Taufzeugen?"

Das Kopfrheuma! das Kopfrheuma! Die Frau Tante hatte auch daran nicht gedacht.

„Der Kirchendiener kann einer der Zeugen sein", meinte der Pfarrer, „aber der Zweite?"

Die Amme erbot sich, einen in der Nähe wohnenden Schwager um diesen Liebesdienst anzusprechen und legte einstweilen das Kind der Frau Tante auf den Schooß.

Der Pfarrer setzte seine unterbrochene Lectüre fort und der Kirchendiener plauderte mit einem alten Spatzen, welcher ein Habitué der Sakristey zu sein schien, denn er hüpfte ganz keck von des Pfarrers Pult auf das Gestelle, wo die Klingelbeutel hingen.

„Da ist nichts zu holen, Männel", sagte der Kirchendiener, und der Spatz ließ ein Zwilschern hören, das fast höhnisch klang, und streifte die leeren Klingelbeutel mit einem verächtlichen Flügelschlag.

Konrad Schwarzholz hatte sich neben die Frau Tante gesetzt und blickte stumm auf das Kindergesicht in ihrem Schooße herab, er blickte darauf, und plötzlich war es ihm, als ginge von diesem im traumlosen Schlummer liegenden Menschengebilde ein Strahl aus, ein Glänzen und eine Wärme, die ihm in's innerste Herz dringe, und da entfaltete sich groß und weit ein Etwas, das vorher noch nicht da war, und es erfüllte ihn, es drängte ihn hinab zu dem Kinde, von dem er es jetzt erst in Wahrheit empfand, daß es sein — sein Kind sei, für das er sein Lebensblut tropfenweise hätte verspritzen können, und von welchem er in wenigen Stunden — auf wie lange, wer wußte es? — scheiden sollte.

Es war ein Wunder geschehen in der Sakristey, in welcher der Küster noch immer mit dem Spatzen plauderte, der Geist Gottes war herabgeschwebt und hatte in einem Herzen, das nur den Gram, den Schmerz und den Groll kannte, das Vatergefühl geweckt. Und der Pfarrer, der ein Strenggläubiger war und viel von den Wundern Gottes redete, er hatte von diesem Wunder nichts bemerkt, das sich vollzogen, als das schlummernde Kind unter dem Blicke des Vaters die Augen geöffnet hatte.

Wenn ein Weib gebiert, so hat sie Schmerzen, aber dann ist ihre Freude groß — —, was kann man mehr darüber sagen, Mutter und Kind, das sind die in- und auseinander Erwachsenen und mit dem Kinde wird dieß Muthgefühl geboren, das man

Digitized by Google

nicht Liebe nennen kann, denn es ist ein Drang der Natur, es wird nicht freiwillig gegeben und kann nicht abgethan werden nach Belieben, es ist stärker als jeder Wille, — das Muttergefühl, das ist eine Naturkraft. Anders der Vater, welchem das erste Kind geboren ward, — er muß sich erst hineinfinden in dieses Liebegefühl zu dem Kinde, die Liebe der Mutter, die Liebe zum Weibe muß ihn dazu anleiten, seine wahre und starke Liebe erwächst mit dem wachsenden und erwachenden Menschen. Aber wie, wenn das Weib das vollendete, fertige Menschenbild, an welchem des Mannes Seele hing, wenn sie von ihm genommen wird? Wenn dieser Leib zerbricht, nur um ihm ein unfertiges, ein im dämmerigen Pflanzenschlaf ruhendes Wesen zurückzulassen, wie dann, wenn das vermittelnde Glied hinweggenommen ist, wenn der Mann sich diesem halben Wesen gegenüber findet, diesem Kinde, dem die Mutter fehlt, diesem Wesen, das ihn so viel kostete und das ihm fremd ist? — Es ist ein scheues, unheimliches Gefühl, das ihn sich abwenden läßt, aber Mitleid und Pflichtgefühl zwingen ihn wieder zurück, bis der erwachende Mensch im Kinde das Herz des Vaters erobert.

Aehnlich waren Konrads Empfindungen, — aber jetzt war das Wunder geschehen, die Blume hatte sich entfaltet, er wußte, daß das sein, daß das ihr Kind sei, und das Mysterium enthüllte sich vor ihm, daß in dem Kinde er die Liebe wieder liebe, die ihn beseeligt, daß sie Gestalt angenommen und Fleisch geworden war, und von dieser Liebe sollte er abermals scheiden?

Minute um Minute verrann, der Pfarrer hatte unter seinem Chorrock die Uhr schon mehreremale hervorgezogen und man sah es ihm an, wie ärgerlich ihm der Verzug war; die Frau Tante saß wie auf glühenden Kohlen. — — endlich — endlich ward der orangefarbene Shawl wieder sichtbar und seiner glänzenden Spur folgte der Taufzeuge, welchen seine Schwägerin nur mit allem Aufwand ihrer nicht unbedeutenden Rednergabe, und indem sie ihn energisch an seine Christenpflicht gemahnt, von seinem Ambos hatte losreißen können.

Jetzt aber war der brave Meister da, und man sah, daß er in größter Eile schickliche Toilette gemacht; sein schwarzgerußtes Gesicht hatte er nur oberflächlich am Brunnen abwaschen können, doch bekundeten die schwarzen Streifen, welche statt des gewöhnlichen Rußteints sein Gesicht durchzogen, diese Thatsache auf das Schlagendste. Den Rock trug der biedere Meister Schlosser bis unter's Kinn zugeknöpft, und es gereichte ihm wenigstens zu einigem Trost, daß die Taufe in der Sakristey stattfand, denn ohne ein reines Hemd in der Kirche erscheinen zu sollen, das wäre ihm doch allzusehr der Gottesfurcht zuwider gewesen. Er rieb noch im Hereingehen mit einem roth und blaugewürfelten Taschentuch an seinen Händen, von welchen das kalte Brunnenwasser den Ruß nur unvollständig hatte entfernen können; mit der Operation des Reibens bewirkte er indessen nur einen matten, fettigen Glanz auf der geschwärzten Haut.

Konrad Schwarzholz' Seele blutete aus tausend Wunden, aber dennoch sah er das Alles und seine gereizten Nerven schmerzte es, den glänzenden Ruß sehen zu müssen und die ungeschickten Bücklinge, mit welchen der alte Schlosser, der einen großen Respect vor der Geistlichkeit hatte, den Pfarrer begrüßte.

Es gibt einen Zustand der Erschöpfung im Schmerz, wo plötzlich in dem vom Schicksal hart Betroffenen Alles stille zu stehen scheint, wo er nichts mehr fühlt und empfindet, als jenen dumpfen, nagenden Schmerz, der ihm vom Seelenleiden zum körperlichen geworden ist. Aber in diesem Zustande sind die überreizten Nerven am fähigsten, äußere nichtige Eindrücke aufzunehmen und zu behalten, so daß nichtige, schmerzliche Anlässe in unserer Erinnerung uns ganz untrennbar sind von der Tabaksdose unseres Nachbars, oder dem Kaffeehauer, welchen unter unsern Fenstern ein Orgelmann ableiert.

In diesem Zustand befand sich der unglückliche Schwarzholz, er that Alles, was von ihm gefordert wurde, ganz maschinenmäßig, er sah Alles, was ihn umgab, wie im Traume, und doch sah und hörte er mit geschärften Sinnen.

Er schrieb seinen Namen unter den Taufact mit der gleichen festen Hand wie immer, aber er blickte auf die Schrift, als seien es geheimnißvolle Zeichen, aus welchen er sein Schicksal entziffern könne. Er sah, wie der Meister Schlosser die Feder ergriff, als sei diese ein Hammer, wie er eine Brille mit messingener Fassung hervorzog, welche in der Mitte, wahrscheinlich weil sie defect geworden, mit Bindfaden umwunden war, wie ihm der Kirchendiener zwischen den Act und die rußige Hand ein Stück Löschpapier schob, wie der brave Meister über die Brille hinwegschielte und mit merkwürdigen Kopf- und Augenverdrehungen seinen Namen malte. Er sah und hörte die Taufhandlung beginnen, aber die Nerven, über welche er die Herrschaft verloren, ließen sich nicht lenken und richten, er sah immer nur die zerbrochene Messingbrille des Meisters Schlosser und hörte die kurze, vorgeschriebene Rede des Geistlichen, übertönend das höhnische Gezwitscher des Spatzen, der über ihm auf dem vorspringenden alten Holzgieße saß.

Die Frau Tante hatte ihr Gelöbniß, bei dem Kinde nothwendigen Falls Elternstelle zu vertreten, mit fester Stimme gesprochen — — Alles war vorbei. — —

Sie legten ihm sein Kind in die Arme — und jetzt erst löste sich diese entsetzliche Spannung, jetzt erst fand er die Thränen wieder, die ihm versiegt waren, seit der Arzt ihm gesagt, daß er die Ruhe der Todten nicht stören solle. Die Thränen rollten über seine bleichen, eingefallenen Wangen, sie fielen auf die Stirn des Kindes — — das war die Taufe der Schmerzen — — vorbei! — —

Am Spätnachmittage dieses Tages gab ein stolzer Rheindampfer seine Salutschüsse. Auf dem Verdecke stand ein junger Mann mit unterschlagenen Armen und blickte nach der Stadt, bis die Biegung des Stromes ihm ihren Anblick entzog. — Heimath versinke! fremde steige auf!

(Fortsetzung folgt.)

Vom dritten deutschen Bundesschießen.

Von unserem Specialcorrespondenten F. L. N.

Wien, 25. Juli.

Hinfahrt und Empfang.

Ein glücklicher Zufall hatte mich bei der Abfahrt aus Frankfurt in das Coupé gewiesen, in welchem sich die Zugführer mit ihrem Adjutanten befanden, welcher Letztere einen gefährlichen Namen trägt, aber ein vortrefflicher Geselle ist. Seine Begleiter zogen ihn beständig mit demselben auf, aber er blieb keinen Hieb schuldig und bewahrte seinen jovialen Humor, obschon Goethe bemerkt, daß man Redereien über seinen Namen nicht freundlich zu ertragen pflege. Die Herren gehörten dem Frankfurter Schützenbunde „Tell" an, dessen eifriges Mitglied der frühere englische Gesandte Sir Alexander Malet gewesen ist. Diese Telldruderschaft trifft mit der Laune ins Rosige, nur mit der Kugel ins Schwarze. Man kam mir mit größter Freundlichkeit entgegen, wie denn unter Allen, welche den Schützenzug mitmachten, die größte Herzlichkeit herrschte. Das gemeinschaftliche Ziel, der gemeinsame Ausgangspunkt machte Alle zu treuen Brüdern und Gesellen. Sehr bald wurden die Mund-

Digitized by Google

vorräthe hervorgeholt, die Jeder in so großer Fülle mitgebracht hatte, als ob man sich gegen eine Belagerung verproviantiren müsse. Unser Zug hätte den Drohungen des preußischen Generals, der die Stadt auszuhungern beabsichtigte, ruhigen Herzens spotten können. Soll ich wie der Reichsminister Heckscher oder wie der Bediente Karl Buttervogel, welcher über seine Mahlzeiten das gewissenhafteste Tagebuch führte, alle köstlichen Speisen aufzählen, die wir im Waggon verzehrten? Trotzdem aber wohl Jedermann vortrefflich proviantirt war, stürzten alle Schützen bei jeder Station an das Büffet, um auch bei dieser Gelegenheit zu essen und zu trinken. Les Allemands, sagt, wenn ich nicht irre, schon Philipp von Comines, sont grands buveurs et mangeurs de leur nature. Aber was schadet dieß? Die deutsche Nation kann auf diesen Vorwurf mit stolzem Lächeln herabblicken und ihn in ähnlicher Art zurückweisen, wie dieß einst Arthur Schoppenhauer gethan hat. Dieser Philosoph aß ungemein viel und war deßhalb anständig genug, im englischen Hofe, wo er als Büßer zu speisen pflegte, jederzeit das doppelte Couvert zu bezahlen. Ein Herr, der neben ihm saß, fand die Portion des Philosophen äußerst groß und erlaubte sich ihm, sein Erstaunen hierüber in zarter Weise anzudeuten. „Mein Herr", erwiderte Schoppenhauer mit grimmigem Hohnlächeln, „wenn ich zwei Mal so viel esse, wie Sie, so denke ich hingegen auch fünf Mal mehr als Sie es thun?"

In der That, wenn die Deutschen auch essen und trinken, als ob sie Prälaten wären, so denken sie doch wie Philosophen: wir sind geistig das freieste Volk und werden es dereinst in politischer Hinsicht werden. Diese Zeit liegt noch ferne, aber sie wird kommen und die schwarz-roth-goldene Fahne wird ihr Abzeichen sein. Als wir bei Aschaffenburg und Laufach vorüberfuhren, verfielen wir in ernstes Nachsinnen. Wir dachten an die gefallenen Hessen und Oesterreicher, welche dort im Bruderkampfe ihren Tod fanden und deren Monument sich traurig und düster in die Höhe hebt. Diese Denkmale müssen selbst den Sieger mit Schmerz erfüllen: es ist natürlich, daß sie den Bewohnern der ehemaligen freien Bundesstadt alles Das wachriefen, was sie auf lange verloren haben. Die Frankfurter Schützen ehrten die Ruhestätte der gefallenen Krieger durch ein dreifaches, donnerndes Hoch.

Ich habe kein Talent zum officiösen Berichterstatter und es ist mir darum unmöglich, von großer Theilnahme, freudiger Begeisterung und Jubelrufen zu berichten, wenn diese nicht wirklich vorhanden waren. So muß ich denn mittheilen, daß unser Zug meistentheils ziemlich unbemerkt vorüber brauste und anhielt, so lange wir noch nicht auf österreichischem Gebiete angelangt waren. Allerdings wurden wir in Amberg mit Musik, sowie überall freundlich empfangen; aber freudestrahlende Gesichter, wahrhaft herzliches Willkommen fanden wir erst in Linz, welches wir nach einer wunderbar schönen Fahrt durch die bayerischen Lande Freitags gegen zehn Uhr erreichten. Wie ich Ihnen telegraphisch mitgetheilt habe, war der Bahnhof festlich mit österreichischen, deutschen und Frankfurter Fahnen geschmückt. „Was ist des deutschen Vaterland" tönte uns mit gewaltigem Klange entgegen. Das Militärmusikcorps eines dort liegenden Infanterieregiments spielte zuerst das deutsche Lied, dann den Radetzkymarsch, welcher wie Siegestriumph ertönte und doch so viele Niederlagen begleitete, endlich die kindlichfromme österreichische Volkshymne. Leute aus allen Ständen kamen uns freudestrahlend entgegen. Der Bürgermeister der Stadt, ein freundlicher Mann, mit intelligenten Gesichtszügen, begrüßte uns im Namen derselben als seine „lieben Frankfurter". Er freue sich, daß wir Oesterreichs nicht vergessen wollten, das ja auch an uns hänge; als Beweis unserer Liebe sei ihm der zahlreiche Zug der Frankfurter wahrhaft wohlthuend. „Wir wollen Brüder sein, wie wie es stets gewesen sind, meine lieben Frankfurter," waren die Schlußworte des Redners, welche in unser aller Herzen einen tiefen Widerhall fanden. Es war uns, als ob sich nach langer schmerzlicher Trennung treue Brüder in die Arme schlössen. Niemand antwortete; aber die Beredsamkeit des Herzens besteht oftmals im Schweigen des Mundes. Jeder fühlte, was wir Alle empfanden, uns aber sei es gestattet, im Namen aller Frankfurter der Stadt Linz und ihrem Bürgermeister aufs herzlichste zu danken. Das freie Frankfurt war gastfrei, mögen recht bald unsere lieben Linzer erfahren, daß unsere Herzen noch unverändert die alten sind.

Frohen Muthes fuhren wir weiter. Das Land lag wie ein prächtiger Garten vor uns. In der That, jener Theil der Donau, wo Nußbaum und Malk so reizend liegen, darf mit dem Rheine verglichen werden. Hier blühende Klöster und Kirchen, dort zerfallene Burgen, was allerdings für den Charakter der Gegend und Bewohner bezeichnend ist. Vor Sanct Pölten ereilte uns ein furchtbares Ungewitter; Hagel und peitschender Platzregen verfinsterten die Gegend und störten den schönen Empfang, den uns die freundlichen Bewohner zugedacht hatten. Trotzdem harrte der „Liederkranz" mit seinem Banner, sowie ein großer Theil der Bevölkerung treulich aus: die Freundlichkeit strahlte Sonnenschein über das trübe Wetter, das sich jedoch sehr bald aufheiterte. Unser Dr. S. Müller dankte im Namen Aller.

Wir fuhren weiter und erreichten gegen sechs Uhr das schöne, uns allen so liebe Wien.

Von Musik begrüßt, eilten wir auf den Westbahnhof, wo sich die hier weilenden Frankfurter Bürger, unseren Schützenmeister Fabricius an der Spitze, eine große Menge Wiener, sowie viele Damen mit Festzeichen zur Begrüßung eingefunden hatten. Das Central-Comité war durch Dr. Kapp vertreten. Wir wurden in die Vorhalle des Bahnhofes geführt, wo Vorbereitungen zu unserer Begrüßung getroffen waren. Von der Einfahrt bis zur rückwärtigen Ausgangspforte des Bahnhofes waren zwei fortlaufende Reihen grün-weiß bemalter Flaggenstangen und Mastbäume aufgestellt, welche Fahnen und Fähnlein in den deutschen Reichs-, den bayerischen und österreichischen Farben, sowie denen der Stadt Wien trugen. In der Vorhalle entfalteten die Frankfurter Bannerträger ihre Fahnen: das Frankfurter und das schweizer Banner, welches sie als Geschenk der eidgenössischen Schützen neben dem ihrigen erhoben.

Dombaumeister Schmidt erstieg einen Tisch, welcher als Tribüne diente, und hielt folgende Ansprache. Seine Stimme war tief bewegt:

„Deutsche Brüder vom Main und Rhein! Der tausendstimmige Jubelruf, mit dem Ihr empfangen worden, wird Euch wohl schon gesagt haben, weß Herzens wir sind. Die Worte fehlen uns, um alle unsere Empfindungen auszudrücken — ein Blick des Aug's, ein stummer Druck der Hand aber kann unter Brüdern mehr als Worte sagen. Wir haben Zeiten durchgelebt, welche den Muthigsten an den Rand der Verzweiflung brachten. Wir haben dabei aber auch Eures Leides nicht vergessen. Vergeßt auch Ihr nicht, daß wir vor tausend Jahren hieher gesetzt wurden an die Ostmark des Reichs, um deutsches Wesen und deutsche Bildung gegen die Barbaren zu schützen, und daß wir unsere Mission erfüllt haben trotz allem Drang und aller Noth. Und die Mauern, welche ein trauriger Friede als Grenzscheide gegen unsere deutschen Brüder aufzuführen vermeinte, sind uns nichts als leere Nebelphantome. Täglich und stündlich bringen uns die Fluthen der Donau die Grüße unserer deutschen Brüder, und wir verstehen diese Grüße in tiefstem Herzensgrunde. Ihr seid hergekommen, deutsche Brüder, zu einem großen Schießensfeste und werdet sicherlich manches herrliche Best mit nach Hause bringen. Das herrlichste Best aber wird Euch die Ueberzeugung sein, daß wir in Noth und Tod zu Euch stehen. Unsere lieben Gäste vom Main und Rhein hoch! drei Mal hoch!"

Digitized by Google

Nachdem die anwesenden Wiener das ausgebrachte Hoch stürmisch erwidert, ließ sich Dr. Müller aus Frankfurt zum Worte melden und ungefähr wie folgt vernehmen:

„Deutsche Mitbürger! Nehmet unsern herzlichsten Dank für Euren freundlichen Empfang. Wir bringen die wärmsten Wünsche für die deutsche Feststadt mit, in der wir neuerdings laut zeugen wollen für die Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme. Von Frankfurt, von der bekannten Mainlinie sind wir gekommen, meist um darzuthun, daß wir Eins sind mit Euch, trotz aller Annexionen, trotz aller Noth und Mißhandlung, die wir geradewegs in unserer ehrlichen deutschen Gesinnung erlitten. Im Norden ist nun Alles todt. Oesterreich ist nunmehr unser Trost, unsere Hoffnung; jenes Oesterreich, daß selbst mit aller Kraft und allem Glück darüber her ist, den Rechts- und Verfassungsstaat auszubauen, die Freiheit und Selbstbestimmung aller seiner Bürger gesetzlich zu begründen. Die Wirkung auf das übrige Deutschland wird nicht ausbleiben. Und sind erst einmal alle deutschen Stämme frei, dann werden sich auch leicht die Formen der Einigung finden. Aus vollem Herzen rufe ich: die altdeutsche Feststadt, unser deutsches Wien, hoch! drei Mal hoch!"

Jubelnd stimmten die Schützengäste ein, Alt und Jung umarmte und küßte sich, drückte einander die Hände, und unter Vorantritt der Musikcapelle, welche das „deutsche Lied" intonirte, ging es nun in die bereit stehenden Wagen und in die vom Wohnungscomite bezeichneten Quartiere.

Mannichfaltigkeiten.

(Zu Hülfe! Rußland brennt!!) Wir haben des Gerüchts von den über ganze Quadratmeilen hin sich erstreckenden Moorbränden, die angeblich zwischen Petersburg und der preußischen Gränze wüthen sollen, mit aller Reserve Erwähnung gethan, da wir in der Form, wie es in französischen Blättern gegeben ward, nicht umhin konnten, darin eine jener Enten zu erblicken, wie die Saison sie eben mit sich bringt. Die Geschichte ist aber nicht grundlos. Das Zarenreich, es stellt sich leider immer deutlicher heraus, leidet auch bereits an einem „unterwühlten Boden". Die „angesammelten Zündstoffe" brechen in helle Flammen aus. Aus Petersburg wird der „Nat.-Ztg." unterm 19. d. geschrieben: „Unsere Hauptstadt bietet jetzt einen eigenthümlichen Anblick; seit einigen Tagen lagert, namentlich Morgens und Abends, etwas wie dichter Nebel über der Stadt; der Geruch und das Brennen in den Augen belehren aber Jeden sofort, daß es wahre Rauchwolken sind, und in der That ist Petersburg von mehreren Seiten von einer Art Rauchmeer umgeben. Ein unterirdischer Torf- und Moorbrand wüthet ganz in der Nähe auf einer großen Ausdehnung; man sagt, daß in der Richtung nach Moskau die Verheerungen sehr bedeutend, ja sogar Verspätungen der Eisenbahnzüge eingetreten seien, und es sollen vorgestern einige hundert Soldaten abgesendet worden sein, um den Brand durch Abgrabungen zu begrenzen, da von Löschen nicht die Rede sein kann. Auf der nach dem Auslande führenden Eisenbahn hatte ich gestern Gelegenheit, das Vorhandensein ähnlicher Brände mit eigenen Augen zu constatiren; auf der Strecke von hier bis Czarskoe-Selo und Gatschina, namentlich zwischen den beiden letzteren Orten, entqualmen dichte Rauchwolken den mit Gesträuch bewachsenen Feldern und dringen in die Waggons zur großen Belästigung der ohnehin unter der Hitze leidenden Reisenden. Auf dieser Strecke waren keinerlei Arbeiten bemerkbar, um dem verheerenden Elemente Einhalt zu thun. Welche Ausdehnung diese Verwüstung bereits genommen, ist mir unbekannt. Ueber der Stadt selbst hängt, wie schon erwähnt, fortwährend eine dichte Rauchwolke und selbst in den Wohnungen fühlt man das Vorhandensein derselben."

(Der böse Gedanke.) Zu einem bekannten Frömmler in Berlin kam eines Tages ein schlichter Mann von betrübtem Aussehen und sagte: „Herr, ich hab' was auf dem Herzen, das ich Euch beichten möchte." „„Heraus damit, was ist es, mein Sohn?"" fragte der Fromme. — „Ach, Herr" antwortete der Mann, „mich quält seit einiger Zeit ein schrecklicher Gedanke. Keine Nacht läßt er mich schlafen, er verleidet mir Essen und Trinken. Ich glaube der Böse hat ihn mir eingegeben." — „„Ja, des Satans Tücken sind groß! aber wir werden ihn schon austreiben. Sprich, was ist das für ein Gedanke."" — „Ach, er ist gar zu entsetzlich und sündhaft!" — „„Fürchte Dich nicht, er wird Dir vergeben werden, wenn Du Buße thust. Bist Du etwa auf den Gedanken gekommen, daß sich die Erde bewege?"" — „Nein, mein Gedanke ist viel schrecklicher. Er betrifft Euch, theurer Herr." — „„Um so mehr ist es Deine Pflicht, ihn mir zu nennen!"" — „Nun denn in Gottes Namen! Herr, mich quält immerfort der Gedanke, Ihr — Ihr — — „„Nur getrost weiter!"" — Ihr wäret ein herzloser und boshafter Heuchler!" — Was hierauf der fromme Patron gesagt hat, haben wir nicht erfahren.

(Nur nicht honnet.) Eine junge hübsche Pariserin, erzählt der Pariser „Figaro", wendete sich während einer Trauung, der sie mit ihrem Manne beiwohnte, Letzterem zu und sagte ihm vorwurfsvoll: „Du kannst leicht Nein sagen; ich aber, ich will à la cocotte toilettirt sein, und damit basta! Alle Damen sehen so aus, nur ich allein gleiche einer honetten Frau, will mich aber nicht länger lächerlich machen."

Correspondenzen.

Heidelberg, 29. Juli.

Hier ist auch jetzt die angenehme Einrichtung getroffen, daß an fünf verschiedenen Stellen der Stadt und der Anlage Trinkhallen errichtet sind, Buden oder auch Zimmer mit nach der Straße geöffneter Thür, wo man für eine Kleinigkeit ein Glas frisches Mineralwasser nach beliebiger Auswahl und mit oder ohne versüßenden Zusatz von Hebeshand gereicht bekommt. — Die Bauarbeiten sind bereits im Gange, um nach endgültigem Beschlusse die Stadtpost aus ihrem allzubeengenden Raume in das Eckhaus an der westlichen Hauptstraße und der Marstallstraße, genau im Mittelpunkte der Stadt, (bisherige Wintersche Buchhandlung) zu verlegen. Eine bessere Wahl hätte nicht getroffen werden können. — Kürzlich wurde ein hier in der Entbindungsanstalt geborenes Kind in einem Ameisenhaufen im Wald bei Speyer todt aufgefunden. Die Mutter hatte es in dieser schrecklichen Weise ausgesetzt, damit es von den Ameisen angefressen und unkenntlich gemacht und nicht als ihr Kind erkannt werden möchte. Sie wurde aber als verdächtig verfolgt und in einem Nachbarorte ergriffen.

„Historische Novellen aus der neuesten Zeit" von Kempner. (Breslau, Heidenfeld). Die Einleitung, welche die Dichtung als solche ankündigt, schwächt deren Eindruck der ersten Novelle: „Melanin", deren Tragik in Polen zu Diebitsch Zeit spielt. Die zweite: „Politik und Liebe" führt politische Scenen des Jahres 1848, mit Liebesgeschichten vermischt, an uns vorüber. Der Nebenzweck des Buches „zum Besten der nothleidenden Ostpreußen" muß der Empfehlung als Hauptzweck dienen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag 28. Juli. Einen Jux will er sich machen, Posse in 4 Acten von J. Nestroy. Musik von Ad. Müller.
(Abonnements-Vorstellung Nr. 203.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 209. Mittwoch, den 29. Juli 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Zweite Abtheilung.

Märchenwelt.

1.

Die Frau Tante Auracher wohnte in einer kleinen alten Stadt, welche ehemals die Residenz eines seit langem mediatisirten und nun ausgestorbenen Fürstenstammes war. Das alte Geschlecht hatte lange nur noch in einem Sprossen geblüht, und auch dieser war lange dürr geworden, ehe er vollends abgebrochen. Viele Jahre hatte eine unvermählte Prinzessin diese alten, öden Räume bewohnt, und bei dieser war der nun auch schon lange verstorbene Mann der Tante Auracher Kellermeister gewesen. Nach dem Tode desselben, der getreu seinem Berufe, das Wasser gehaßt hatte, dafür aber heimtückisch von dem Wasser gefüllt ward, denn er starb an der Wassersucht, also nach dem Tode dieses Ehrenmannes hatte die alte Prinzessin dessen Wittwe zu sich genommen und diese bekleidete bei der alten, wunderlichen Dame die Stelle einer untergeordneten Gesellschafterin, ja Vertrauten.

Die Prinzessin hatte ihr in ihrem Testamente eine Leibrente ausgesetzt und freie Wohnung für Lebzeiten ihr in einem Seitenbau des Schlosses zugesichert, welcher überhaupt das Domicil für die Pensionäre der Prinzessin geworden war, die der Herzog Erbe mit der Erbschaft angetreten hatte.

Es war ein eigenthümliches Verhältniß gewesen, das der alten Prinzessin zu dieser resoluten, kleinbürgerlichen Wittwe des Kellermeisters, und es hatte seiner Zeit der kleinen Stadt viel zu reden und zu denken gegeben, trotzdem man an die Absonderlichkeiten der fürstlichen alten Jungfer, welche sich auf eine auffallende Art von all' ihren hohen Standesgenossen zurückhielt, gewöhnt war.

Die Frau Auracher bewährte sich auch hier als jene gescheidte und taktvolle Person, die sie ihr Leben lang gewesen, sie verstand es sehr gut, sich sowohl der Prinzessin, als den Neugierigen gegenüber in ihren Gränzen zu halten. Seit die Prinzessin todt war, hatte auch die Frau Auracherin aufgehört, den Klatschbasen des Ortes interessant zu sein, man hatte nur einmal wieder von ihr geredet, als sie von einer Reise und nach einer Abwesenheit von etwa drei Wochen wieder heimgekehrt war mit einem elend aussehenden Kinde, das nur der Schatten einer Menschengestalt zu sein schien und in Niemanden die Vermuthung erregte, es möchte sein Alter bis zu den biblischen Siebenzigen bringen. Die Ausdauer war indessen keine der kleinsten Tugenden der Frau Tante, und Dank dieser Ausdauer erhielt sie das Kind am Leben; sie hatte nicht die Ambition, dasselbe rund, fett und rosig zu sehen, und daher war ihre Ernährungsweise eine maßvolle und ihre Pflege eine stetige, das aber war gerade Das, dessen das arme, zarte Pflänzchen bedurfte.

Von dem Vater in Amerika hatte die Frau Tante einen Brief aus Southampton und dann einen anderen aus Newyork erhalten, es war aber schon ein Jahr seit der Abreise ihres Neffen verflossen und dem ersten Brief aus Amerika war kein zweiter gefolgt. Endlich aber sollte der zweite Brief doch auch kommen und mit demselben noch eine directe Nachricht von dem K. L. Schwarzholz.

Es stieg nämlich in dem Wirthshaus zu den drei Königen ein Reisender ab, dessen Aussehen, Kleidung und Manieren ihn merklich von den sonstigen Gästen unterschieden, nicht, daß die ersteren etwa nobler und geschmackvoller und die letzteren feiner gewesen wären, sie waren eben anders. Er war ein langer dürrer Mann, der den Hut in's Genick geschoben hatte und einen Art Ziegenbart trug; beides pflegte sonst Abzeichen der Juden zu sein, dieser aber war keiner, er legte seine langen Beine auf das Fenstersims, wie es wohl schon ab und zu Studenten gethan hatten; für einen Studenten war der Mann aber zu alt und zu ernsthaft, er kaute Tabak wie ein Fuhrknecht und schnitzelte mit einem feinen Taschenmesser an dem Wirthstische herum, als sei er dafür in Amt und Pflicht genommen.

Die Dreikönigswirthin erklärte den Mann für einen Bengel, der Wirth aber zog ein anderes Facit aus der Summe der Thaten seines Gastes und meinte, derselbe sei ein englischer Lord.

Dieser Fremde, von welchem man nicht wußte, von wo und wannen, hielt plötzlich den staunenden Wirthsleuten einen Brief unter die Augen, auf welchem die Adresse der Frau Christine Auracher so deutlich zu lesen war, als eine Hand sie nur schreiben konnte, und begehrte in ziemlich unverständlichem Deutsch zu der Adressatin geführt zu werden.

Der Wirth, welcher eine stark zu Combinationen geneigte Natur war, vermuthete sogleich, daß diese Bekanntschaft mit dem englischen Lord aus der Hofzeit der Auracherin datiren möchte, und vor seiner fruchtbaren Phantasie stiegen allerhand Möglichkeiten von anvertrauten Documenten auf, welche dem englischen Cabinet von größter Wichtigkeit sein könnten.

„Die Auracherin war immer eine geheimnißvolle Person", sagte er zu seiner Frau, „Du wirst sehen, da steckt etwas dahinter."

Die Frau war weniger phantasievoll, dagegen praktischer Natur, und sie meinte, der Brief könne von dem Vater des Kindes, und der fremde Gast ein Amerikaner sein.

„Ach was", sagte der Wirth, geärgert durch den Widerspruch, „Du weißt auch nichts weiter, als Amerika, lerne Du mich einen englischen Lord kennen — — hab' ich nicht drei Monate im „Weidenbusch" in Frankfurt am Main als Saalkellner servirt? — da werden Einem die englischen Lords so bekannt, wie die Rüben auf dem Felde."

Digitized by Google

Inzwischen hatte der Fremde mit Hülfe des Hausknechtes sich zu der Wohnung der Frau Tante zurechtgefunden.

Einer Anmeldung bedurfte er nicht, um eintreten zu können, denn die Thüre zur Wohnstube stand weit offen.

Es war Niemand anwesend in der kleinen, reinlich gehaltenen Stube, die, im Entresol gelegen, ziemlich niedrig war, so daß der Fremde Gefahr lief, wenn er den Hut aufbehielt, an der Decke anzustoßen. Niemand war anwesend, aber aus dem Nebenzimmer, dessen Thür nur angelehnt war, drang das Geräusch von fragenden und antwortenden Stimmen zu ihm und dazwischen klang ein Husten, bald kurz und rauh abgestoßen, dann wieder pfeifend und langgezogen, daß es schien, als wollten die gequälten Lungen den ferneren Dienst versagen.

Es war eine Keuchhusten-Epidemie in der Stadt ausgebrochen, und die Schreiner hatten mehr Kindersärge anzufertigen, als die Aeltesten unter ihnen sich zu erinnern vermochten, — auch das Pflegekind der Frau Auracher war von der Krankheit ergriffen worden.

Nachdem der Fremde eine Weile gestanden und mit sich zu Rathe gegangen war, ob er nicht an der Thüre des Nebenzimmers anpochen wolle, öffnete sich diese und die Frau Tante kam heraus in Begleitung eines Herrn, welchem man den Jünger Aeskulaps zu deutlich ansah, als daß man hätte fragen müssen, wer er sei.

Der Fremde hatte eine nur sehr mittelmäßige Kenntniß der deutschen Sprache, er hätte es also wohl wenig verstanden, auch wenn der Arzt ihm den detaillirtesten Krankheitsbericht hätte geben wollen; deßhalb war es für sein Verständniß sehr gut, daß der Doctor auf die dringlichen Fragen der Frau Tante nicht mit Worten entgegnete, sondern die Unterlippe bedenklich hervorquellen ließ, die Augenbrauen in die Höhe zog, mit den Achseln zuckte, und dieser Bewegung einen Gestus mit den ausgespreizten fünf Fingern der linken Hand folgen ließ, welcher in Verbindung mit dem aus dem Nebenzimmer tönenden schauerlichen Husten, in alle Sprachen der Welt übersetzt gelautet haben würde: es steht sehr schlimm.

Die Frau verstand diese Bewegungen eben so gut, wie der Fremde, und ihr sorgenvolles Gesicht wurde noch um einen Schatten sorgenvoller.

Nachdem der Doctor diesen gemeinverständlichen Ausspruch gethan, blickte er vom äußeren Zimmer aus noch einmal auf das kleine Bettchen im inneren, zuckte abermals die Achseln, nahm eine Prise und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Vom dritten deutschen Bundesschießen.

Von unserem Specialcorrespondenten F. L. N.

Wien, 27. Juli.

Ein Abend mit den Tyroler Schützen. — Der Festzug am 26. Juli.

Während ich vorgestern meinen Reisebericht in aller Eile niederschrieb, wurde ich fast jede Viertelstunde von donnernden Hochs unterbrochen, welche ankommende Schützen jubelnd begrüßten. Sie strömten von allen Seiten herbei, von dem Rhein, dem Main, der Elbe, von der Donau und dem Neckar, von den Schweizer und Tyroler Alpen, aus Nordamerika, wo die Deutschen sich in der heiligen Sache der Menschlichkeit und Freiheit als wackere Schützen bewährt haben. Am Sonntage sollten sie vereinigt, wie ein gewaltiger Strom, der alle Nebenflüsse in sich aufgenommen, durch das festlich geschmückte Wien ziehen. Vorher fanden sich die Einen hier, die Anderen dort in gemüthlicher Geselligkeit zusammen. Ich entschloß mich nach dem bei Wien gelegenen reizenden Landaufenthalt Döbling zu fahren, wo sich die Tyroler Schützen vereinigten. Hatte ich doch von denselben so viel gehört und wußte, daß sie die Lieblinge der Frankfurter gewesen waren!

In Begleitung eines talentvollen jungen Wiener Musikers und des jungen Malers Ethofer, der dieser Tage den ersten Preis der hiesigen Academie errungen hat, trat ich in den großen, schattigen Garten, wo die Tyroler an ihrem Tische saßen. Die Musikcapelle, die sie aus Meran mitgebracht hatten, spielte muntere und ernste Weisen, die mitunter wie das jauchzende Jodlen, mitunter wie vom Heimweh erfüllt, sehnsuchtsvoll und wehmüthig erklangen. Ich bemerkte einige riesenhafte Gestalten und war mit den zutraulichen Leuten sehr bald in ein Gespräch verflochten. Sie zeigten uns ihre Hüte mit den Reiher- und Hahnenfedern, mit dem wundervollen Edelweiß, dem prächtigen Blüthenschmuck der Alpen. Sie zeigten uns ihre Raufringe, die sie beim Faustkampfe an den kleinen Finger legen und deren Schlag furchtbar sein muß. Aber sie behaupteten, so schlüge man sich nur zum Scherze. „Nur zum G'spaß", meinte einer jener Riesen, und erweckte dadurch unsere froheste Heiterkeit. Es waren mir besonders zwei Männer unter jenen Tyrolern aufgefallen, der Eine ein Neffe Andreas Hofer's, eine colossale Gestalt, der an dem Hofe Katharinas II. das entschiedenste Glück gemacht haben würde. Der Andere war ebenso groß, ebenso gewaltig, aber seine Sehnen schienen noch straffer, sein Gesicht war gebräunt, seine Adlernase und seine blitzenden dunklen Augen verliehen ihm geistiges Interesse. Dabei sah er ebenso gutmüthig als kühn und gewaltig aus, und wenn bei dem Ersteren der Name an die Freiheitskriege Tyrols erinnerte, so glaubte man in dem Anderen einen jener Helden zu sehen, die so heldenmüthig, fromm und treu gekämpft haben und die so treulos verrathen worden sind. Es war der Bannerträger jener Tyroler, der im letzten Kriege die zerrissene Fahne ruhmreich zum Siege getragen hat, der in Frankfurt gewiß viel gekannte Fischnall aus Meran. Meine Begleiter hatten ihn unterdeß mitgetheilt, daß ich ein Frankfurter sei; von diesem Augenblicke war ich jenen Tyrolern kein Fremder, sondern ein lieber, treuer Freund.

Fischnalls wettergebräuntes sturmkühnes Gesicht erglänzte freudig, als er von seinem lieben Frankfurt a. M. sprach. „Das kymmt nicht mehr, was damals war, so gut man uns auch in Wien aufnimmt, und die Leute meinen's hier doch gewiß gut mit uns. Aber so kann es nimmer werden", wiederholte er stets von Neuem. Ich sagte ihm, daß es bei uns nicht mehr wie früher sei. Er erwiderte, daß er es wisse, sein lieber Wirth habe es ihm geschrieben. Dabei zog es wie ein Schmerz über seine Züge. „Aber wir bleiben Deutsche, wie Ihr", rief ich aus. „Laß uns Brüderschaft trinken", war seine Antwort. Der Becher machte den Bund und wir reichten uns die Bruderhände. Ich mußte Fischnall mein Ehrenwort geben, daß ich seinem lieben Wirth, Herrn Pfaff, herzliche Grüße bringen und den Frankfurtern sagen wolle, wie er von ihnen denke. „Ich nicht allein", rief er aus, „nein, alle Tyroler". Die Anwesenden stimmten freudig zu und versicherten Frankfurt ihrer Liebe, indem sie mir erklärten, daß ich sie diesen Abend nicht verlassen dürfe. Die mir zu Theil gewordene wahrhaft rührende Liebe und Herzlichkeit galt nicht mir, sie galt der deutschen Stadt, die in Tyrol unvergessen ist. In trüber Zeit ist solche Liebe doppelt wohlthuend und darum glaube ich, daß diese Worte manches Frankfurter Herz erfreuen werden. Unterdessen waren auch zwei westphälische Schützen zu uns getreten und hatten sich bei uns niedergesetzt. Als ich darauf hinwies, daß die frühern Feinde jetzt in treuer Freundschaft hier vereinigt seien und daß der gemeinsame deutsche Name uns vergessen lasse, was der Oesterreicher dem Preußen, was dieser dem Frankfurter gethan, daß uns der Name Deutschland später einigen und schon jetzt dem

Digitized by Google

Auslande gegenüber als Eines erscheinen lassen möge, brach die Begeisterung in lauten Jubel aus. Westphalen und Tyroler umarmten sich und der Frankfurter wurde von Allen auf das Kräftigste gedrückt und abgeküßt. In diesem Momente spielte die Capelle das „Deutsche Vaterland" und alle Anwesenden stimmten in die Klänge des „deutschen Liedes" mit Begeisterung ein. Die Stimmung wurde immer lebhafter und froher. Die Tyroler tanzten erst mit einander und zeigten, daß colossale Größe und Gewandheit wohl vereinbar sei. Fischnall stellte einen schweren Mann auf seinen Arm und hielt ihn in der Schwebe. Ein anderer, der sich vor Freude gar nicht lassen konnte, hob zwei Stühle mit den Zähnen und versicherte, daß er morgen deren drei in gleicher Weise herumtragen wolle. Jubelnder Beifall lohnte diese Kraftbeweise der auch in Wien höchst populären Alpenbewohner. Aber es stand uns noch ein rührendes Schauspiel bevor: unter jenen Riesen tanzten zwei Kinder, ein Knabe von 8, ein Mädchen von ungefähr 12 Jahren. Es waren die Enkel Andreas Hofer's. Die Erinnerung an den gefallenen Helden ließ die munter springenden in nationale Tracht gekleideten Kinder in einem rührenden Lichte erscheinen. Der Name des vaterländischen Helden verklärte sie in Aller Augen. Fischnall hob den kleinen Leopold Hofer auf seinen Arm und zeigte den unerschrockenen Knaben der Menge, indem er ihn küßte und sagte, daß er nicht weit von dessen Heimath wohne. Tyroler und Westphalen hatten Geschenke getauscht, mit donnerndem Hoch auf Wien und die Wienerinnen verließen wir gegen 12 Uhr das Lokal, über dem an diesem Abend eine gewisse Weihe geschwebt hatte.

Der andere Morgen zeigte Wien in reizendem Festschmuck. Die Kaiserstadt wird bekanntlich seit den letzten Jahren von den verschiedenen Ringstraßen umschlossen, welche an die Stelle der niedergerissenen Basteien getreten sind. Diese Ringe umfassen wie ein Goldreif den herrlichsten Diamanten der deutschen Städte. Sie sind zweimal so breit wie die Pariser Boulevards, indem sie außer dem sehr geräumigen Trottoir einen baumbepflanzten Spazierweg für Fußgänger und die herrlichste Wagenstraße besitzen. An beiden Seiten der Ringe erheben sich palastartige, sechsstöckige Häuser, welche heute mit den deutschen, Wiener und österreichischen Fahnen geschmückt waren. Ueberall Schwarz-Roth-Gold und Roth-Weiß. Besonders erglänzte das Palais Coburg und das Haus des Griechen Dumba. Aber wenn uns die bunten Fahnen und das Laubgewinde erfreute, so entzückten uns die reizenden Gesichter der schönen Wienerinnen, welche dichtgedrängt an allen Fenstern lauschten. Man glaubte eine Bildergallerie großer Meister zu sehen, denn in der That! wenn die Pariserin der Günstling der Grazien ist, so ist die Wienerin der Günstling der Venus. Man sieht hier die wunderbarsten Gestalten und Gesichtchen von einem harmlosen, frischen und überaus freundlichen Reize. Schon Zacharias Werner kann in seinen Tagebüchern nicht genug Worte hierüber finden. Wie gesagt! alle Fenster der Ringstraße, von denen der prachtvollen Salons der ersten Etagen bis zu den Dachluken im sechsten Stocke — alle waren dichtbesetzt. Die kleine Modistin und das Stubenmädchen sind nicht weniger schaulustig als die Baronesse und die Gräfin. Ueberall schöne Toiletten, überall schöne Gesichter, überall Freude und Erwartung. Der ganzen Ringstraße entlang, vom Burgring bis zur Asperngasse, hatte die Privatindustrie Tribünen aufgestellt. Einige waren schön verziert, andere waren ohne allen Schmuck und bestanden nur aus Brettern, welche man auf Kisten oder gar auf Leitersprossen aufgestellt hatte. Organe des Stadtbauamtes prüften und untersuchten jeden einzelnen Aufstellungsplatz und ließen in der That manche improvisirte Tribüne entfernen, was den höchsten Unwillen der kleinen Vorstädterinnen erregte. Eine wahre „fesche" Wienerin ist lieber der Gefahr eines Unglücksfalles, als dem größeren Unglücke ausgesetzt, einen Spectakel nicht gehörig sehen zu können.

Viele Tausende verbrachten die Nacht im Freien, um sich einen besonders guten Platz zu sichern. Um fünf Uhr in der Frühe wogte der Menschenstrom durch die Ringstraße, als ob die herrlich aufgehende Sonne sich verspätet habe. Das Gedränge wuchs von Stunde zu Stunde und ich glaube, daß um acht Uhr alle Plätze der Tribünen besetzt waren. Hier und da ragte eine zweibeinige Leiter weit über alle Tribünen empor und bot einem schaulustigen Wagehals eine willkommene Loge. Ueberall Menschen, überall Ordnung, und was mich im Hinblick auf unsere Gegenwart und Oesterreichs allernächste Vergangenheit besonders erstaunte, fast nirgends Polizei. Als ich der Ringstraße entlang ging, glaubte ich, neben der Schaulust auch Begeisterung in den Gesichtern zu erblicken und meine Erwartung hatte mich nicht getäuscht. Nachdem ich mich mit einem alten Bekannten, den ich zufällig nach zweijähriger Trennung wieder fand, in allen Richtungen umhergetrieben, begab ich mich zu einer mir befreundeten Familie, von deren Hause aus ich vor beinahe drei Jahren den Einzug der aus Holstein siegreich zurückgekehrten Oesterreicher betrachtet hatte. Hier bot sich der beste Ueberblick und der liebenswürdigste Empfang. Aber wie Vieles hatte sich unterdessen verändert! Preußen und Oesterreich hatten sich in blutiger Schlacht gemessen; das dritte deutsche Bundesschießen hatte bei Sadowa stattgefunden.

Neben mir saß eine junge Dame, deren Cousin bei Skalitz gefallen war, und meine Augen suchten vergeblich nach jenem jungen Manne, der damals so begeistert und froh die heimkehrenden Krieger begrüßt hatte. Er war im Bruderkampfe vom Pferde gesunken, eine böhmische Bäuerin war herausgetreten, um den Verwundeten zu laben — da braust preußische Reiterei heran, die bange entsetzte Frau flüchtet in ihre Wohnung und als sie wiederkehrt, findet sie eine entstellte formlose Masse. Der Vater des jungen hoffnungsvollen Mannes, einer der ersten Professoren Wiens, hat seine Wissenschaft, seinen Namen — aber die unglückliche Mutter, welcher dieses Fest wie ein Hohn erscheinen muß? Was soll das Bundesschießen, nachdem der Bund zerschossen ist? Sollte der freche Hohn Recht behalten, daß alle Begeisterung unnütz ist? Sind alle jene schwungvollen Redner nur Schwadroneure, die zur Rüste gehn, wenn die Schwadronen rüsten? Ich bekenne es, daß ich in düstre Gedanken versunken war, als mich plötzlich der Ausruf: „Sie kommen! sie kommen!" aus meinen Träumereien und zum Fenster rief.

Die erste Abtheilung bestand aus 50 Mann Turnern, der Schützenwache, der Musikbande der Löschmannschaft und Mitgliedern des Ordnungs-Comites. Ein Herold zu Pferde folgte ihnen. In altdeutscher Tracht mit Kniehosen und bauschigem Leibrock, aufgepufften Aermeln, in roth-weißen Farben und Barett, auf welchem eine lange Feder weht, versetzt er uns in eine längst verschwundene Zeit. Er trägt das Wappen Wiens auf Brust und Rücken. Der Bannerträger, welcher ein kleines Banner auf reichvergoldetem Stabe emporhob, war in gleicher Tracht. Ebenso die beiden Schwertträger und der Fahnenwächter, welcher in ihrer Mitte ging; ihre Farben schwarz und gelb, ihre Kleider aus Sammt. Einen malerischen Anblick gewährten die Zieler und Warner. Ihnen folgt der Obmann des Festzugscomites, Herr Architekt Kaiser, zu Pferde; er führt das berittene Schützencorps, welches durch sein gewandtes und sicheres Reiten allgemeine Bewunderung weckte und mit stürmischem Hoch empfangen wurde. Diese erste Abtheilung wurde von Turnern mit einem Mitglied des Ordnungscomites und einem Arzte geschlossen. Jetzt kamen die Schützen, welchen eine Musikbande vorangieng. Die republikanischen Schweizer eröffneten den Zug; im Auslande Ein Volk, nur im Innern nach Cantonen geschieden, folgten sie der Schweizer Fahne. Sie waren ohne jede Uniform, während unsere Schützen

Digitized by Google

durch ihre Hüte und Jacken ausgezeichnet sind. Wenn man früher Neugierde gezeigt hatte, so brach jetzt die Begeisterung hervor: Hoch! Hoch! die Schweiz! erklang es donnernd von Hunderttausenden, das mit einem kräftigen Hoch Oesterreich! Hoch Deutschland! beantwortet wurde. Aber dieses letzte weckte ein nicht endenwollendes, brausendes Echo. Die Badenser und Württemberger folgten; letztere mit besonderem Enthusiasmus von allen Seiten begrüßt. Alle Damen wehten mit ihren Taschentüchern, die Männer schwenkten ihre Hüte und Fahnen. Fränkische und bayerische Schützen, welchen eine Nürnberger Musikbande voranging, schlossen die zweite Abtheilung, welche mit blauer Signalfahne erschien. Rheinländer und Pfälzer, Westphalen und Hessen, Sachsen und Thüringer, niedersächsische and friesische Schützen defilirten unter grüner Signalfahne vorüber. Das Hoch verstummte keinen Augenblick, aber es steigerte sich, als die verschiedenen Wiener Comites, welche das Zustandekommen des herrlichen Festes ermöglicht haben, an ihren dankbaren und freudigen Mitbürgern vorüberzogen. Gleichsam demonstrativ, als seien Frankfurter und Wiener durchaus eins, waren die Frankfurter Schützen dieser Abtheilung beigeordnet. Sie wurden mit einer Liebe und einem Enthusiasmus begrüßt, der manchen festen Mann bis zu Thränen rührte. Der Jubel, das Hoch! Hoch! Frankfurt! tönte immer von Neuem und in immer gewaltigerer Weise. An der Aspernbrücke, welche wunderbar schön geschmückt war, wurden unsere Schützen von einem förmlichen Blumenregen übergossen. Man umarmte sie und manches schöne Kind ließ sich einen Kuß rauben, ja gab ihn herzlich wieder. Es ist mir unmöglich, alle einzelnen Beweise der Liebe und Theilnahme aufzuzeichnen, welche man den Frankfurtern entgegentrug. Aber sie werden unvergessen in den Herzen unserer Schützen aufbewahrt bleiben. Den Glanzpunct der eben geschilderten Gruppe bildete das große Bundesbanner. Der herrliche Zug führte uns in seiner Fortsetzung die Bremer Schützen, Nordost-Deutschland, Deutsch-Oesterreich und Ungarn vor.

Lassen Sie mich schließlich sagen, daß Tyroler, Frankfurter und Württemberger, Schweizer und Amerikaner enthusiastisch, die Preußen höflich, alle Anderen warm empfangen wurden. Ich bewahre mir einige interessante Details auf meinen nächsten Bericht auf, da ich Ihnen diesen vor Abgang der Post übersenden wollte.

Frankfurter Theater.

Zweites und drittes Gastspiel des Herrn Müller.

„Der Liebestrank."

Herr Müller hat als zweite Gastrolle Alessandro Stradella, abermals eine Flotow'sche Oper, gewählt. Diese, eine frühere Arbeit als die letzthin vorgeführte „Martha", bewegt sich in engen, bescheidenen Gränzen, sowohl was Erfindung und Ausführung, als auch Form und Instrumentation betrifft; liedartige Sätze überwiegen. So hat die Titel-Rolle, mit Ausnahme der Hymne des 3. Actes, sehr wenige Nollen aufzuweisen, welche über diesen Rahmen hinausgingen. Es war mithin anzunehmen, daß der Gast, der den Lyonel so entsprechend und mit solchem Erfolge durchgeführt hatte, mit dieser weit kleineren Aufgabe nicht minder glücklich fertig werden würde. Diese Annahme war auch keine irrige und die Leistung des Herrn Müller der früheren ebenbürtig. Dem entsprach auch die lebhafte Theilnahme des wieder zahlreich versammelten Publikums, das es an warmen Beifallsbezeugungen, Hervorrufen und Wiederholungs-Begehren nicht fehlen ließ. Bei dieser Gelegenheit jedoch drängte sich uns eine Wahrnehmung, die wir seit einer Reihe von Jahren an den meisten lyrischen Tenören gemacht haben, wieder recht lebhaft auf. Es scheint diesen Herren nicht mehr zu genügen „durch süßen Sang die Herzen der Hörer zu umstricken", was doch eigentlich allein ihre Aufgabe ist. Nein! Sie wollen auch durch dramatische Effekte wirken und erschüttern. Daher der Drang nach einem Fache, das ihnen eigentlich schon des Stimmcharakters wegen nicht zukömmt, daher das Bemühen, auch großen Ton zu entwickeln, mehr zu schreien, als zu singen. Daß darüber die eigentliche Schönheit der Stimme, deren Schmelz und Weichheit allmählich zu Grunde geht, scheinen sie nicht zu fürchten, auch nicht zu wissen, daß ein fortgesetztes derartiges Bemühen sie schließlich um die Fähigkeit bringe, in dem ihnen von der Natur bestimmten Kreise entsprechend wirken zu können. Seiner Zeit konnte man das schon an Ander wahrnehmen, der aber noch rechtzeitig das Wiedersinnige seines Bemühens einsah und davon abließ. Heut zu Tage jedoch geschieht es allerwärts, beinahe jeder Tenorist, dessen organischer Bau es nur einigermaßen zuläßt, arbeitet auf dies Ziel los, und das Publikum klatscht sein Bravo dazu. Was das für Früchte trägt, kann man ermessen, wenn man die Belmonte's, Ottavios, Taminos u. s. w. der Jetztzeit mit verständigem Ohre hört. Auch unser Gast scheint diese Wege wandeln zu wollen, — möchten diese ihm nicht verderblich werden!

Diese Besorgniß wurde noch lebhafter in uns angeregt, als wir Hrn. Müller in seiner dritten Gastrolle (Edgard) hörten. Wenn wir auch gerne zugeben, daß sie manches Gelungene enthielt, so in dem Duette mit Lucia, in dem Finale des zweiten Aktes und in der Sterbeszene, so litt sie doch durch Mangel an Einheit und erhielt durch das allzueifrige Bestreben, möglichst dramatisch zu wirken und Stimmkraft zu entwickeln, ein beängstigend unruhiges Gepräge. Selbst das Publikum war diesmal nicht so verschwenderisch in Beifallsbezeugungen, wie an den beiden vorhergegangenen Abenden.

Ueber die anderweitige Besetzung der in Rede stehenden Opern, als einer bekannten, brauchen wir nicht viele Worte zu machen. Ueber Herrn Pichler's Asthon haben wir uns bei Gelegenheit des Gastspiels von Frl. Degeni schon ausgesprochen. Der Lucia des Frl. Rutland zu erwähnen, fühlen wir uns jedoch deßhalb besonders verpflichtet, weil das Publikum sich offenbar ungerecht gegen diese benahm. Der ihr gespendete Beifall stand nicht im richtigen Verhältniß zu der überraschend gelungenen Leistung, welche wir eine vollendete nennen könnten, wenn nicht mehre Male im besten Flusse derselben ein plötzliches, ganz unbegreifliches Nachlassen, eine beklagenswerthe Eigenheit der Künstlerin, sich bemerkbar gemacht hätte.

Die Vorführung der neueinstudirten Donizetti'schen Oper: „Der Liebestrank" war weniger durch den künstlerischen Werth des Werkes, als durch die wohlabgerundete Aufführung eine willkommene. Die Besetzung der Rollen zeigte sich als eine im Allgemeinen vollständig entsprechende, den hiesigen Personal-Verhältnissen angemessene. Frl. Sessi entwickelte als Adina nicht nur liebenswürdige Schalkhaftigkeit und gewinnende Anmuth, sondern legte auch in der Ausführung des Coloratur-Theiles ihrer Partie den überzeugenden Beweis des rastlosen Strebens an den Tag, immer weiter auf der schwierigen Bahn des virtuosen Gesanges vorzudringen, indem sie viele neue und pikante Züge in sehr gelungener Weise dem Ganzen einzufügen wußte. Das allmähliche und endlich siegreiche Hervortreten der Liebe zu Nemorino hätte allerdings bedeutender herausgehoben werden und dabei sich größere Innigkeit entwickeln müssen. Der Mangel einer eigentlichen Arie zwang die Künstlerin, wie die Mehrzahl ihrer Vorgängerinnen, zu einer Einlage. Die Wahl der Beriot'schen Walzer-Arie, an Wirksamkeit längst durch Benjamo und Arditi überholt, erwies sich als keine besonders dankbare. Die Partie des Nemorino ist wie für Herrn Cassio geschrieben. Sie verlangt von ihrem Vertreter nur so viel und gerade Das, was unser Sänger zu leisten vermag, deßhalb machte er auch entschieden Glück damit. Als Dottore Dulcamara entfaltete Herr Dettmer so viele Beweglichkeit und muntre Laune, daß er allgemeine Heiterkeit erweckte. Herrn Pichler sagt der Sergeant Belcore nicht so ganz zu, wenigstens was die Coloratur betrifft. Die Oper ging unter Herrn Goltermann's Leitung auch von Seite des Chores und Orchesters gut von Statten. Den meisten Beifall erhielten die drei erstgenannten Solisten, und unter ihnen wieder, wie gebührend, die Dame.

Schließlich müssen wir einen wesentlichen Druckfehler berichtigen, der in unserem letzten Aufsatze über Herrn Müller enthalten war. Man ließ uns dort die Aussprache des Selbstlautes A tadeln, während wir das kürende Schnarren des Mitlautes R rügen wollten. △

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 29. Juli. Gastdarstellung der k. k. Hofopernsängerin Frau Marie Wilt aus Wien. **Norma**, große Oper in 2 Akten, nach dem Italienischen von J. R. von Seyfried. Musik von Bellini. — Norma: Frau Marie Wilt.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 210. Donnerstag, den 30. Juli 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Jetzt erst bemerkte die Frau die lange Gestalt des Fremden, welcher schweigend, als sei es sein Creditiv, ihr den Brief überreichte, an dessen Ueberschrift sie sofort die Hand ihres Neffen erkannte.

Mit einer Empfindung, gemischt mit Freude und Wehmuth, nahm die Frau den Brief in Empfang und steckte ihn einstweilen ungelesen in die Tasche ihres Kleides, um den in stockendem Deutsch vorgebrachten Erklärungen des Fremden Gehör zu schenken.

Aus diesen entnahm sie, daß der Fremde Isaak Hunter heiße, und mit dem Neffen zugleich in einer großen Brauerei Newyorks beschäftigt gewesen sei; daß er selbst nach Deutschland gekommen sei, um Hopfen einzukaufen und den Brief des good poor fellow Schwarzholz nun seit drei Monaten in der Tasche trage; er habe auch den Auftrag, sich mündlich nach dem Kinde zu erkundigen, und dem Vater zu berichten.

„Was ist da zu sagen?" sprach die Frau mit einem tiefen Seufzer, „ob das Kind nur noch die Nacht überlebt, ist zweifelhaft."

„I werde morken wieder kommen", sagte Isaak Hunter bei'm Abschied.

Als der Fremde weggegangen war, da verschloß die Frau Tante hinter ihm die Thüre und ging und that, was noch Niemand sie hatte thun sehen, denn sie that es nur, wenn sie allein war. Sie kniete bei dem Bettchen des Kindes nieder, barg ihren Kopf in den Pfühl, der seinen kleinen Leib bedeckte, und weinte — — weinte so bitterlich, daß ihr ganzer Körper davon erschüttert ward; dann, als sie sich satt geweint, hob sie die gefalteten Hände empor und betete — betete inbrünstig, aber ohne laute Worte, nur ihre schmalen Lippen bewegten sich — sie war Eine von Jenen, die, wenn sie Schmerzen trug, sie nicht auf dem Markte ausweinte, und wenn sie betete, sich in ihr Kämmerlein verschloß. Dann nahm sie den Brief ihres Neffen aus der Tasche und setzte sich zu seinem Kinde, unterstützte dessen zuckenden Körper, wischte den kalten Schweiß von der wachsgelben Stirne und las den Brief, welchen der ferne Vater geschrieben.

Es lag ein Schein von hundert Dollars darin, und was ihr Neffe über sich schrieb, das war fast genau so, wie die Frau Tante es sich vorgestellt hatte: er war auch dort nicht über Rosen gewandelt.

Mit der laufmännischen Carriere hatte es ihm im Anfang gar nicht glücken wollen, er hatte Arbeit in einer Druckerei gefunden, und war dann als Buchführer in einer großen Brauerei angestellt worden. Nun wollte er Newyork verlassen, um im Süden der Vereinigten Staaten das abholde Glück zu erjagen.

Der Brief trug einen fast geschäftlichen Charakter; einem Leser, welcher den Schreiber nicht so gekannt hätte, wie die Frau Tante, wäre er kalt und wenig theilnahmsvoll erschienen. Die Frau aber las zwischen den Zeilen, sie wußte, wie dunkel es in der gehetzten Seele des Mannes aussehen mußte, der einen Brief schrieb, so unähnlich dem Konrad von früher, sie hielt die Banknote in Händen und blickte darauf, als könne sie aus den Zahlen und Arabesken derselben all' die Räthsel und die Entbehrungen herauslesen, welche es gekostet hatte, sie zu erringen — dann stand sie auf, verschloß Brief und Banknote in ihre Lade, setzte sich zu dem Kinde und hörte auf seinen pfeifenden, unregelmäßigen Athem die ganze Nacht hindurch.

Am anderen Tag gegen Abend kam Isaak Hunter, welcher ein Mann von Wort war, wieder in die Stadt; er hatte, um noch einmal nach dem Kinde des Mannes, welcher in Amerika mit dem widrigen Geschick um seine Existenz rang, zu sehen, einen Umweg nicht gescheut. Aber als practischer Mann wollte er nicht zu viel Zeit verlieren, und so ließ er seinen Lohnkutscher, welcher ihn von einer der herrschaftlichen Brauereien in der Umgegend hergefahren, vor dem Thore halten, ohnweit dessen das alte Schloß lag.

Der Theil des Schlosses, in welchem die Frau Tante lebte, hing mit dem eigentlichen Schlosse nur durch einen bedeckten Holzgang zusammen, es waren die früheren Oekonomiegebäude und Beamtenwohnungen, welche mit den Remisen und Stallungen einen Hof im Viereck umschlossen. Ein Röhrbrunnen im blühendsten Zopfstyl zierte denselben, es war Alles daran angebracht, was man an dickbackigen Engeln, Muscheln und Urnen nur verlangen konnte, aber das Ganze war defect und unschön ruinenhaft geworden, die Schöpfungen des achtzehnten Jahrhunderts vertragen das nicht, das zerbröckelnde Alter verleiht ihnen keinen neuen Reiz, wie den mittelalterlichen Bauten. Ueber dem Brunnen aber senkten sich die blüthe- und düftevollen breiten Häupter alter Akazien; das war der beste Schmuck des „Schloßbaues", so nannte man diesen Gebäudecomplex zum Unterschiede von dem eigentlichen Residenzschloß.

Der Amerikaner trat in den großen stillen Hofraum ein, man war im Monat Juni, die Akazien blühten und dufteten in den stillen Abend hinein. Die Wohngebäude lagen im tiefen Schatten, nur ein breiter, röthlicher Sonnenstreif fiel noch quer über die Kronen der mächtigen Bäume und funkelte in dem Doppelstrahl des Brunnens und auf dem kleinen Wasserspiegel des Beckens. Eine große, weiße Katze lag ohnfern des Brunnens auf einer Bank und ließ sich das glänzende Fell von der Abendsonne durchwärmen. Außer der Katze befand sich noch ein frischer Bube im Hof, offenbar ein Handwerkslehrling, er ging leicht und luftig in Hemdärmeln und mit nackten Füßen in Schlappen. Dieser junge Staatsbürger vergnügte sich damit, die Katze zum Ziele seiner Geschicklichkeit im Steinwerfen zu machen, wovon diese, nur jeweils neben hinaus blinzelnd, lange keine Notiz zu nehmen schien; endlich aber mußte

Digitized by Google

der Bube doch den rechten Fleck getroffen haben, denn kläglich miauend sprang die Katze davon. Jetzt schien auch der Bube sich wieder des Auftrages zu erinnern, welcher ihn in den Schloßbau geführt, er wandte sich und hob einen kleinen schwarz lackirten Kindersarg vom Boden auf, welchen er vorher, um mit der Katze sein Spiel zu beginnen, hingesetzt hatte.

Der Amerikaner trat rasch vor und fragte: „Für uen sein der Kist?"

Der Schreinerjunge, sehr verwundert über den seltsamen Mann und die unvermuthete Anrede, begnügte sich, den Fragenden dumm anzuglotzen.

Sein der Kist für der Kind von der Wittfrou hier?"

Der ehrliche Isaak Hunter hatte den Brief mit der Adresse nicht mehr in Händen, und den Namen Auracher auszusprechen, dem widerstrebte seine angelsächsische Zunge.

„Für der Kind von der Wittfrau?" fragte er nochmals dringlicher und deutete auf das Wohngebäude im Mittelgrund.

„Ja, ja," sagte der Bube, „für das ist's."

„Wann sein der Kind gestorb?"

„Heute Morgen," sagte der Bube, „wir halten jetzt die Särge vorräthig."

„Oh!" sagte der Amerika, „poor fellow, unhappy man! oh!" — Diese Worte begleitete er mit einem bedauernden Kopfschütteln, denn er dachte an den bleichen jungen Mann hinter dem Comtoirtisch in der Newyorker Brauerei, dann steckte er die Hände in die Hosentaschen, stellte sich breitspurig hin und gab dem Sarge von seines Freundes Kind das Geleite mit den Augen, bis der Lehrling, der sich harmlos einen Walzer pfiff, damit in dem Gange verschwunden war, welcher zu der Treppe der Frau Auracher führte. Dann drehte er sich um, und ging vor's Thor, wo er seinen Wagen fand, er hatte wenig Zeit mehr zu verlieren.

In Newyork fand Isaak Hunter den Konrad Schwarzholz nicht mehr, so schrieb er ihm denn, wie dieser ihm aufgetragen, nach New-Orleans. Der Brief lag lange dort auf dem Post-Office, endlich aber kam er doch in die Hände des Adressaten, der mittlerweile in Virginien gewesen war, und Konrad Schwarzholz wußte jetzt, daß die Heimath versunken, versunken war, daß nur Gräber seine Lebensstationen bezeichneten. Weib und Kind waren todt — todt und unwiderbringlich todt!

(Fortsetzung folgt.)

Vom dritten deutschen Bundesschießen.

Von unserem Specialcorrespondenten K. W.

Wien, 27. Juli.

Wir sind mit dem festen Vorsatz nach Wien gekommen, dem Feste gegenüber so kühl und so objectiv als möglich zu bleiben, da wir wohl wissen, daß seit den schmerzlichen Erfahrungen der letzten Jahre die Ansichten über diese sogenannten Nationalfeste sehr getheilt sind, und daß die im Augenblick der festlichen Erregung niedergeschriebenen Worte nicht mehr das spontane und freudige Echo in allen Herzen, die außerhalb des Zauberbanns der Feststimmung stehen, finden, als ehedem. Aber ist es denn möglich, einer so tiefen und mächtigen Sehnsucht einer Nation nach einem wenn vielleicht auch fernen, so doch gewiß nicht unerreichbaren Ziele gegenüber den Kopf stark und das Herz gepanzert zu erhalten? Ueberkommt es uns denn nicht wie eine Offenbarung, wenn wir in diese tausend von *einem* Gedanken und *einem* Gefühle leuchtenden Augen sehen, wenn wir diesen brüderlichen Händedruck fühlen, wenn wir das Symbol unserer geistigen Einheit, unsere herrliche Sprache von den Lippen unserer ausländischen (!) Landsleute erklingen hören, daß der Tag kommen wird und kommen muß, der alle deutschen Stämme wieder unter *einem* Banner vereinigt sieht. Ja, *hier* kommt es uns recht zum Bewußtsein, daß unsere jetzige Einheit nur eine *Scheinheit* ist, und daß die Geschlagenen die Sieger geblieben sind, denn sie halten die Fahne des Vaterlandes und der Freiheit hoch. Auf die Gefahr hin, für einen „sonderbaren Schwärmer" gehalten zu werden, bindiciren wir diesem Feste gerade in der momentanen Lage Deutschlands und trotz der Wehmuth, die es in uns erzeugt, eine über den Tag hinausgehende Bedeutung, eine Garantie dafür, daß die noch ungelösten Fragen „Deutschland" und „Freiheit" *nicht* von der Tagesordnung gestrichen sind.

Es ist nicht unsere Aufgabe, den Ereignissen des Festes Schritt für Schritt zu folgen. Auch haben die Einzelnheiten der programmgemäßen Abwickelung, nachdem die deutschen und schweizer Schützenfeste in den letzten Jahren so unzähligemal geschildert worden, nicht mehr das Interesse wie früher. Nach dem Festzuge, über den von anderer Seite berichtet ist und von dessen Verlauf das Gepräge und die Tendenz des Festes abhängt, ragen als die festen Mittelpunkte, um die sich die tausend zersplitterten Elemente immer wieder sammeln und finden, die Schießstände und die Bankette hervor. Auf ersteren wird die materielle Arbeit des Tages gethan, eine Arbeit, die keineswegs des Ernstes und der energischen Hingabe an ein Ziel entbehren kann, und auf letzteren erhält diese physische Arbeit ihren geistigen Ausdruck und Gehalt.

In Bezug auf die bis jetzt stattgefundenen zwei Bankette nun bewährt sich die Erfahrung, die bei allen ähnlichen Gelegenheiten bisher gemacht worden: Das erste Bankett verlief in schönster Unordnung und das zweite in schönster Ordnung. Mehr als sieben lange Stunden hatten die Festtruppen in glühendstem Sonnenbrande auf dem Marsche zugebracht. Die Erquickungen waren sehr spärlich geflossen. Es lag dieß nicht an der Unwillfährigkeit der Bewohner, sondern an der Scenerie der Oertlichkeit. Die Ringstraße ist viel zu breit, als daß die enge persönliche Wechselwirkung zwischen Zug und Publikum hätte stattfinden können, wie in Frankfurt oder Bremen. Die Schützen waren von den Häusern der Straße erst durch ganz breite Holztribünen, auf denen selbst viele Tausende von Verschmachtenden saßen, und dann noch einmal durch die breiten Trottoirs, auf denen Kopf an Kopf stand, getrennt. Wer mag es den halb Verhungerten und Verdurstenden verargen, daß ihnen beim Eintritt in den Festplatz die große Halle wie eine Oase in der Wüste erschien. Im Sturme wurde denn auch durch einen Angriff von allen Flanken zugleich die Halle genommen und im Nu war sie von vielleicht 15,000 Personen überschwemmt, während nur 6000 höchstens darin Platz finden konnten. Es war ein allgemeines Sauve qui peut. Das Schwert Cherubims, das Abzeichen der Turner und Ordnungs-Comites erwies sich als unzureichend, den Eintritt in das Paradies auf die Gerechten, das heißt auf die mit Bankettkarten Versehenen, zu beschränken. Nun entstand eine jener unbeschreiblichen Scenen, die man einmal gesehen haben muß, um zu begreifen, daß kein Instrument der Welt mächtig genug ist, in einer tosenden und aufgeregten Volksmenge durchzudringen. Trompeter und Hornisten bließen sich die Lunge aus dem Halse, um mit ihren Signalen Ruhe zu erzeugen, und es war, als ob Heimchen gezirpt hätten. Männer mit weißen-, rothen- und schwarz-rothgoldenen-Schärpen stürzten auf die Tribüne und rissen den Mund weit auf. Man sah ihre Adern schwellen, den Angstschweiß auf ihre Stirne treten, ihr Gesichter blutroth werden, aber von Hören oder gar Verstehen keine Spur. Die Brandung des tobenden Wogenschlages der Schallwellen brach sich nicht einmal an der Tribüne und man konnte dicht an derselben stehen, ohne die gesprochenen Worte zu vernehmen. Ausdoden lassen ist bei solchen Fällen das

Digitized by Google

einzig Mögliche, denn alle Versuche, den Sturm zu beschwören, erzeugen nur neue Unruhe.

Ein aus tausend Kehlen gebrülltes „Ruhe" macht schließlich die größte Unruhe. Ein komisches Intermezzo reiht sich alsdann an das andere. Ein Redner forderte die ohne Bankettkarte Anwesenden dringend auf, den Saal zu verlassen, damit das Essen endlich beginnen könne, und ein jubelndes, brausendes, donnerndes Hoch und Hüteschwenken aus den entferntesten Partieen antwortet ihm und die Musik fällt mit feurigen Weisen in den Jubel ein. Die da unten setzten voraus, der Redner toastire wenigstens auf das Vaterland oder den Kaiser.

Endlich — es war 4 Uhr durch — begann das Essen, das selbstverständlich unter aller Kritik roh und ungenießbar war, während der Wein recht trinkbar ist. Die beiden ersten Redner, der Präsident des Centralcomite's Dr. Kopp (auf das Vaterland) und Wallau aus Mainz (auf den Kaiser), sprachen noch allein für die Stenographen, die am Fuße der Tribüne, umringt von Hörlustigen, wie begraben waren. Erst als Giskra, der Minister der neuen Aera, auf der Tribüne stand und wie ein Beschwörer minutenlang sein lebhaftes Auge forschend über die immer noch tobende Versammlung gleiten ließ, ging es wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund: „Giskra!" und endlich ward es etwas menschlicher im Saale und die Wogen legten sich allmählich mehr und mehr, als das kräftige Organ Giskra's sich erst Bahn durch die Massen auch über den Dunstkreis der Tribüne hinaus gebrochen hatte. Giskra, uns Frankfurtern kein Unbekannter, ist eine ausgezeichnete Erscheinung: eine hohe, kräftige Figur, energisch blitzende und doch wohlwollende Augen. Er trägt lichtes blondes Haar über einer ächten Denkerstirne und einen kurzgeschornen blonden Vollbart. Seine Worte und sein Vortrag zünden mächtig. Und als er am Schlusse die Worte sprach: „Die deutsche Cultur ist es, die dem deutschen Volke seine welthistorische Mission gegeben, sie ist es, die dann, wenn einst die Leidenschaften des Tages verstummen, weil die kleinen Interessen des Tages schweigen und wenn der alte Mahnruf nach deutscher Einigkeit wie alter Bardensang im Eichenhain wiedertönt, auf unserer Muttererde bewirken wird, daß das Eine Volk auch ein einig Volk sein wird in allen seinen Stämmen", da war es nicht mehr die Lust am Jubiliren und Austoben, welche auf die Rede antwortete, sondern eine tiefe und nachhaltige Bewegung, eine weihevolle Begeisterung, die erst nach und nach Ausdruck fand und schließlich in energischen Accenten des Jubels sich Luft machte. Giskra ward umringt, Alles drängte sich zu ihm und wollte ihm die Hand drücken, die Damen spendeten ihm Blumen und die Schützen sandten ihm die Kränze von ihren Fahnen und Bannern. Mit diesem Momente war ein Geist über die Versammlung gekommen, ein Geist, der durch die erhöhte Temperatur des Augenblickes begünstigt, in den Augen des kühlen Beobachters vielleicht etwas excentrische Blüthen trieb, als Giskra nochmals die Tribüne bestieg und, nachdem er auf „die Zukunft des auf den Bahnen des Fortschritts sich verjüngenden Oesterreichs" getrunken und nachdem darauf der Bürgermeister von Wien, Zelinka, das „freie Bürgerthum vereint mit der Regierung und dem Kaiser" gefeiert hatte, — Zelinka unter endlosem Jubel der Versammlung umarmte und küßte. Immerhin aber dürfte diese begeisterte und begeisternde Scene denn doch etwas mehr bedeuten, als eine bloße leere Demonstration, wenn man bedenkt, daß die gesprochenen schwungvollen Worte dem Munde des österreichischen Ministers des Innern entstammen, der sich durch deren Verläugnung der öffentlichen Mißachtung ebensosehr preisgeben würde, als andere hochgestellte Renegaten, an welche uns gerade dieses Fest schmerzlich erinnert.

Auf dem zweiten Bankett, das von circa 3000 Personen besucht war, und zwar in bester Ordnung, aber mit eben so großer Ungenießbarkeit der Speisen verlief, erschien der ungarische Reichstagsabgeordnete Becse als die interessanteste Erscheinung und als ein hinreißender Redner, obwohl er nicht einmal der deutschen Sprache ganz mächtig war. Eine hohe, knochige, ernste Gestalt mit weißem Haupt und gedrehtem grauem ungarischen Schnurrbart, in ungarischem Nationalcostüm, sprach der Redner leuchtenden und blitzenden Auges und mit lebhaften Gesten von dem Ziele der Zukunft, der kosmopolitischen Verbrüderung der Nationen, in den schönsten und blühendsten Bildern, so daß ihm, als er geschlossen, eine ganze Schaar begeisterter Jünger nachzog und an seinem Tische die verdienten Ovationen brachte. Die Rede Löschmanns aus Offenbach zeichnete sich hingegen durch körnige und klare Sprache aus. Das zweite Bankett dauerte von 1 bis nach 3 Uhr.

Mannichfaltigkeiten.

(Bogumil Dawison.) Aus Dresden wird der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" Folgendes mitgetheilt: „Bogumil Dawison ist leider immer noch nicht genesen, und als ich ihn vor mehreren Tagen nach langer Zeit wieder gesprochen, gewann ich die traurige Gewißheit, daß die deutsche Bühne ihn nicht mehr zu den Ihrigen zählen könne. Sein Aeußeres ist wohl unverändert geblieben, und selbst das Auge blitzt hie und da noch ebenso geistvoll und kühn wie ehedem, aber im Augenblick, wo der einst so gefeierte Mime zu sprechen beginnt, fühlt man, daß seine Kraft gebrochen. Lebhaft wie früher in seiner bekannten lauten Sprechweise, beginnt er seine Sätze, aber schon nach den ersten Worten wird die Zunge schwerer, Dawison blickt melancholisch nach seiner Gattin, die nie von seiner Seite kommt, er hält im Sprechen inne, um dann mühsam die Worte zu wiederholen, die ihm seine Frau zuflüstert. So führt Dawison, der bis vor Kurzem die größten Rollen ohne Hülfe des Souffleurs gespielt, die einfachste Conversation; er ahnt nicht den tragischen Eindruck, den er macht, und kommt immer und immer wieder darauf zurück, daß er bald spielen wolle, und der Gedanke an den Wiederbeginn seiner künstlerischen Thätigkeit äußert so erfrischende Kraft auf ihn, daß seine Umgebung ihn mit liebendster Sorgfalt nährt. Von Zeit zu Zeit werden seine Costüme wieder in Stand gesetzt, vorbereitet, theilweise neu hergerichtet, ein Journal vorgewiesen, das die Aussicht auf Beginn eines Gastspiels eröffnet; der Arzt erklärt, daß bis dahin Alles wieder gut werden müsse, und Dawison ist vollständig beruhigt. Möchte er doch bald die geistige und körperliche Kraft wieder finden, die ihn einst trotz aller Excentricitäten zu einem der genialsten unserer deutschen Mimen gemacht."

(Luther's Nachkommen in Schwaben.) Der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" schreibt man aus Stuttgart: Auch nach Würtemberg hat sich ein Zweig der Nachkommen Luthers verpflanzt. Schon Paul Luther klagte bei dem Reichskammergericht wegen einer Erbschaft, welche seine Schwäger, die Herren v. Böllwarth, allein weggenommen hätten; er scheint also in diese Familie, oder doch eine nahe Verwandte derselben, geheirathet zu haben. Das Ende des Rechtsstreits ist nicht bekannt. Die Nachkommen der jüngsten Tochter Luthers, Margarethe, Gattin des Georg von Kunheim, Landraths in Preußen, vermählten ihre Tochter Anna dem Burkhard Wolters, fürstbischöflichem bremischen Geh. Rath und Oberamtmann, auf Langwedel. Sein Urenkel, Joachim Wolters trat in herz. württembergische Dienste, und zwar als geistlicher Verwalter und Hauptzoller zu Neuenstadt an der Linde. Sohn und Enkel desselben dienten gleichfalls den Herzogen von Württemberg, der Eine als wackerer Beamter, der Andere als braver Offizier. Der einzige Bruder des Letzteren fand eine Anstellung als Stallmeister des da-

Digitized by Google

maligen Königs von Sardinien. Briefe desselben aus Turin in die Heimath an seinen Bruder datirten aus den Jahren 1749—1756. Seitdem verschollen. Die Tochter des Joachim Wolters heirathete in die durch einen unserer besten Dichter bekannt gewordene Familie Mörike, welche noch im Besitz eines Trinkbechers Dr. Luther's ist, und von welcher Einer ein Buch über diese Abstammung geschrieben hat. Der Mannsstamm des Burkhard Wolters besteht nur noch in dem in Stuttgart geborenen, und gegenwärtig daselbst lebenden, Schauspieler und Theaterunternehmer Wilh. Wolters.

(Victoria über die Spree.) Die große Tagesangelegenheit in Berlin ist der Uebergang der 16jährigen Miß Victoria über die Spree bei Treptow auf einem 800 Fuß langen Seile. Miß Victoria hat seit dem fünften Lebensjahre ihr halsbrechendes Handwerk getrieben und die Themse, sowie den Manzanares auf dem Seile überschritten. Von Mittag ab schon beförderte eine unabsehbare Reihe von Wagen die Schaulustigen nach den beiden Vergnügungsorten, sämmtliche Dampfer der Berliner Dampfschifffahrt-Gesellschaft waren in Function gestellt und ächzten, bis auf den letzten Platz gefüllt, mit ihrer Last dem Schauplatze zu. In allen Locales Treptows und Stralaus war von vier Uhr ab Concert. Um 7 Uhr erwartete dicht gedrängt und Kopf an Kopf der unabsehbare Wald von Menschen sowohl in den Locales auf den Stralauer und Treptower Wiesen mit Ungeduld das in Berlin noch nicht gesehene Schauspiel. Das Seil, circa 800 Fuß lang, ging von einem im Riemer'schen Locale in Treptow aufgestellten Maste bis zu dem zweiten auf der Stralauer Wiese über der freiliegenden Spree. Endlich, um halb 8 Uhr erschien Miß Victoria, die „Königin auf dem Drahtseil", auf dem Treptower Mast — von lebhaften Zurufen der Menge begrüßt. Elegant und sicher begann sie ihren kühnen Lauf, und, bald in schnellerem, bald in langsamerem Tempo fortschreitend, erreichte sie, leicht wie eine Gazelle, unter fast athemloser Spannung des Publikums in 6½ Minuten den Stralauer Mast. Ein endloser, stürmischer Beifallsjubel aus den tausenden von Kehlen brach jetzt los, während sich Miß Victoria, nach allen Seiten hin grüßend, dankend verneigte. Nach einer kurzen Rast trat sie den Rückweg an, den sie eben so sicher in acht Minuten zurücklegte, wieder bei ihrer Ankunft mit Beifall überschüttet, so daß sie sich noch mehrmals vom Balcon des Riemer'schen Locals aus dem Publikum zeigen mußte.

(Stoßt den Zapfen aus — Gott bewahr' das Haus!) Am 21. Juli hat sich bei dem fürstlich Salm'schen Hochofen in Blansko (Mähren) ein gräßliches Unglück ereignet. Es ist nämlich, bevor der Guß stattgefunden hatte, der Kolben, welcher den Verschluß bildete, durch Zufall oder eine andere Ursache gewichen, in Folge dessen eine Gewichtsmasse von sechzig Centnern geschmolzenen Eisens mit großer Gewalt heraus auf den Boden strömte und sich lavaartig ausbreitete. Durch das Ausströmen dieser geschmolzenen Masse auf den feuchten Lehmboden entwickelte sich eine große Masse Dampf, welcher die anwesenden Arbeiter verwirrte, so daß dieselben den Ausweg aus der Gießerei nicht finden konnten und in der Angst über die umherliegenden Geräthschaften sprangen, in die glühenden Massen fielen und sich auf die fürchterlichste Weise an Händen, Füßen ꝛc. verbrannten. Es sind bei sechzehn Personen verunglückt, darunter auch mehrere bereits ihren Brandwunden erlegen.

(Folterknechte im neunzehnten Jahrhundert.) Ungarische Blätter melden aus Mohacs Folgendes: Der hiesige Richter G. war mit seinem Geschwornen eben auf der Heimfahrt begriffen, als er in einem Wäldchen, an welchem ihn der Weg vorbeiführte, einen fernen Lichtschein bemerkte. Er stieg ab und ging in Begleitung des Geschworenen in das Wäldchen. Als er an den Ort gelangte, von welchem der Lichtschein ausgegangen war, sah er zahlreiche Bettler um ein Feuer herum sitzen, welche indeß, sobald sie seiner ansichtig wurden, auf einen in der Nähe stehenden Wagen sprangen und eiligst davon fuhren. Als der Richter näher trat, bot sich ihm ein entsetzlicher Anblick dar. An ein Bret festgebunden, lag ein zwölfjähriger Knabe geknebelt da. In den Flammen aber lag ein glühendes Werkzeug aus Eisen, welches, wie auch aus den Aussagen des Knaben hervorging, dazu vorbereitet schien, diesem die Augen auszubrennen. Der unglückliche Knabe ist aus Stuhlweißenburg und wohl im entscheidenden Augenblicke aus den Händen seiner Mörder gerettet worden. Die Letzteren hatten den Knaben auf dem Markte durch Geld verlockt, mit ihnen zu gehen. Nur durch den Zufall sollte er vor einer grausamen Verstümmlung bewahrt bleiben, durch welche ihn die Scheusale für ihr schändliches Gewerbe herrichten wollten.

(Neuer Wein.) Aus Schaidt, 25. Juli, berichtet man der „Pfälz. Ztg.": „Im Jahre 1811 hat der Vater des hiesigen Post-Expeditors, Herrn Peter Mohler, auf Jakobitag seinen Freunden neuen Wein vorgesetzt. Dieses Ereigniß ist seither oft erzählt, aber nicht nachgeahmt worden. Heute nun, am Jacobitag 1868, also nach 57 Jahren, ist Herr Mohler so glücklich, wieder neuen Wein, wie anno 11, vorsetzen zu können.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Darmstadt, 22. Juli. Am Freitag Mittag wurde der erweiterte Ausschuß für das 6. hier abzuhaltende mittelrheinische Musikfest gebildet. Es bestehen Commissionen für die Musik, für den Empfang und die Einquartierung, für das Vergnügen, für die Finanzen, für den Bau und die Decorationen, sowie ein literarisches Comite. Die Präsidenten, Vicepräsidenten und Secretäre der einzelnen Abtheilungen bilden das Centralcomite, an dessen Spitze Professor Felsing als Präsident, Juwelier Wondra als Vicepräsident steht; als Secretär fungirt Verlagsbuchhändler Zernin.

Das in Hamburg erscheinende Witzblatt: „Der industrielle Humorist" hat sechs Preise für humoristische Arbeiten ausgesetzt, 50 Thlr. für die beste Humoreske, welche den Raum eines ganzen Bogen nicht überschreiten darf, 25 Thlr. desgleichen, welche aber die Hälfte eines Bogens nicht übersteigen darf, 10 Thlr. für das beste humoristische Gedicht, 5 Thlr. für den besten Prosaartikel, 4 Thlr. für den schlagendsten Witz und 2 Thlr. für den besten humoristischen Vers von vier Zeilen. Das Manuscript muß leserlich geschrieben bis zum 31. August franco eingeliefert sein.

Viktor Hugo hat ein neues Drama vollendet, an dem er seit dreißig Jahren arbeitet und welches den Titel „Madame de Maintenon" führt.

London. Die Engländer sind die wahren Kosmopoliten. In London soll nächstens eine japanesische Zeitung erscheinen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 30. Juli. **Badekuren**, Lustspiel in 1 Akt von Puttlitz. Hierauf: Scene aus „**Macbeth**" von Shakespeare. (In englischer Sprache.) — Lady Macbeth Mrs. Key **Blunt** vom Theater in Washington als Gast. Zum Schluß neu einstudirt: **Ein Berliner in Wien**, Posse mit Gesang in 1 Akt von A. Langer und D. Kalisch. Musik von A. Conradi.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 201.)

Freitag, 31. Juli. Vorletzte Gastdarstellung der k. k. Hofopernsängerin Frau **Marie Wilt** aus Wien. **Der Troubadour**, große Oper in 4 Akten, von S. Cammarano. Musik von Verdi. — Leonore: Frau **Marie Wilt**.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 211. Freitag, den 31. Juli 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Es war schlimm, daß der brave Isaak Hunter jenesmal nicht in den Dreikönigen abgestiegen war, denn er hätte da von der gesprächigen Wirthin allerhand erfahren können, was ihm zu wissen nützlich gewesen wäre, unter Anderem auch, daß der Herzog Erbe anscheinend gewillt sei, allen seinen Pensionären eine wohlfeile Wohnung im Schloßbau zu verschaffen; so sei jetzt die Wittwe seines Leibjägers, welchen Serenissimus auf der Jagd selbst zu erschießen das Unglück hatten, in das Schloß gezogen und habe die besten Zimmer eingeräumt bekommen. Es sei noch eine schöne, frische, junge Frau, hätte er dann bei dieser Gelegenheit erfahren können, und es sei recht traurig für sie, daß, nun kaum eingezogen, ihr jüngstes Söhnlein diesen Morgen am Keuchhusten gestorben sei, und gerade von diesem sei Se. Durchlaucht der Taufpathe gewesen.

Diese Geschichte wäre insofern wissenswürdig für den Amerikaner gewesen, als er dadurch zu dem Schlusse hätte gelangen dürfen, daß einer anderen Wittfrau Kind des Särgleins bedurfte, nicht die kleine Tochter von Konrad Schwarzholz, die desselben gar nicht begehrte.

Der Brief, welchen Isaak Hunter in dieser Angelegenheit nach New-Orleans geschrieben hatte, war aber gelesen worden, und Konrad Schwarzholz war seitdem spurlos verschwunden.

Im alten Schloßbau, in welchem die alten Pensionäre wohnten, denn die junge Leibjägerin war längst wieder in die Residenz gezogen, wuchs ein Kind auf, welches man der Bequemlichkeit halber Clärchen Auracher nannte, obgleich es eigentlich Clärchen Schwarzholz hieß; es war das Clärchen der Tante Auracher, der verwittweten Kellermeisterin.

Das Kind wuchs auf in dem alten Hause, unter den alten Leuten, es spielte unter den alten Akazienbäumen neben dem alten Brunnen mit der alten, steifen weißen Katze, der ein böser Bube einst das Auge ausgeworfen hatte, und es war in der alten Umgebung so jung und so sonnig, wie nur je ein Kind den Zauber und das Glück eines jungen Hauses ausgemacht. Es war ein schönes Kind, die norddeutsche Mutter hatte ihm den hellen Teint und das dunkelblonde Haar, die tyrolische Großmutter die prächtigen braunen Augen vererbt, die an eine Sternennacht mahnten.

Wenn die Frau Tante Auracher an lauen Sommerabenden mit ihrem Strickzeug unter den Akazien saß und das Clärchen huschte umher oder kauerte zu ihren Füßen und liebkoste die weiße Katze, und die stillen, leeren Gebäude standen so verschlafen ringsum, die Akazien rauschten leise, leise, und das Wasser des Brunnens sang das eintönige Schlaflied, dann konnte man denken, das sei Dornröschen in dem verzauberten Schlosse und die Tante Auracher sei die sagenhafte Spinnerin an der Kaukel.

O es ließen sich Märchen träumen und spinnen in dem alten Schloßbau; so nüchtern und kahl er von Außen auch aussah, es war doch mehr Poesie darinnen, als in dem eigentlichen Schlosse, an welchem von jedem Fenster herab eine steinerne Maske grinste, und wo Engel, welche an der Krankheit des seeligen Kellermeisters zu leiden schienen, überall an Orten angebracht waren, wo man sie nicht vermuthete, wo die Zimmer mit allerhand Gerümpel angefüllt oder traurig leer standen, und wo stets eine dumpfe, feuchte, modrige Luft herrschte, denn der Castellan litt am Podagra und gab sich nur selten die Mühe, die ungebrauchten Zimmer zu lüften.

Im Schloßbau dagegen, da waren luftige, leere Kornboden mit dunklen Ecken, da waren in den Remisen ein paar alte, zerbrochene Schlitten aus den alten Zeiten, wo der längst ausgestorbene Hof Schlittenfahrten veranstaltet hatte; der eine der Schlitten stellte ein Meerweib dar, welchem zackiges grünes Haar über den nackten Leib fiel, dessen ehemalige Schwanenweiße in der dunkeln Remise ziemlich brünett geworden war, aber der goldschuppige Fischschwanz ringelte sich noch immer keck in die Höhe, und wenn ein Sonnenstrahl in die Remise fiel, so schimmerte er in einem gespenstig fahlen Leuchten. Dann war noch als Gegensatz zu dem Meerweib ein Mohrenkönig vorhanden mit einem hölzernen Federbüschel auf dem Kopfe und wirklichen messingenen Ringen in den Ohren; es mußte seiner Zeit um des Contrastes willen pikant ausgesehen haben, den Aethiopier als Schlittenlenker über die Schneefläche hinbrausen zu sehen. Dann waren da die prächtigen, geheimnißvollen Zimmer der Frau Domänenräthin, welche im ersten Stockwerk des Hauses ihre Pension verzehrte, die weiße Katze war ein Mitglied dieses splendiden Haushaltes, welcher allein im Schloßbau sich des Luxus einer Dienstmagd erfreute und sein Territorium mit einer Glasthüre abschloß. Dann waren da der Staarmatz des podagristischen Castellan, welcher Jakob sagen konnte. Dann war da die Geige des alten Mannes im obersten Stockwerk, des alten Mannes, von welchem man eigentlich nicht recht wußte, wer er war, oder gar, was er bei der alten Prinzessin gewesen. Das Eine stand fest, er war sehr alt und er war vor einigen Jahren gekommen, man wußte nicht woher, und hatte eine lange Unterredung mit dem Justizrathe gehabt, welcher der Testamentsvollstrecker der verstorbenen Prinzessin war. In Folge dieser Unterredung hatte der alte Mann eine Wohnung im Schloßbau bezogen und der Justizrath zahlte ihm eine Pension aus dem Fonds; warum? das wußte kein Mensch zu sagen, und den groben Justizrath zu fragen, traute sich Niemand, selbst die Frau Domänenräthin nicht. — Man erfuhr nicht viel von dem alten Manne, weder in der Stadt, noch im Schloßbau; ein alter, schäbig aussehender Lohndiener besorgte seine Aufwartung und sein Umgang beschränkte sich einzig und allein auf die Frau Tante Auracher, und auch dieses nicht

Digitized by Google

häufig, denn es vergingen oft wohl acht Wochen, bis Eines das Andere sah. Seine Geige war in Wahrheit des alten Mannes einziger Verkehr, sie war seine Freundin, seine Vertraute, seine Trösterin, seine Welt. Und welche Sprache war es, welche Töne, die der alte Mann den Saiten entlockte? Wie sang und klang es herab in stillen Sommernächten und in den langen Winterabenden! Es war oft, als bräche der Frühling an mitten im Schnee, so tönte es wie Nachtigallengesang und Lerchengeschmetter, wie das Jauchzen jungfröhlicher Bursche und wie Kichern silberner Mädchenstimmen aus Rosenbüschen. Dann war es wieder, als ob der Sturmwind sause, als ob empörte Meereswogen stöhnten und durch das Toben entfesselter Elemente verzweifelnde Stimmen um Rettung riefen und gellendes Hohngelächter ihnen antwortete. — Dann aber, und das war die Hauptsache, war ein kleines Gärtchen da, welches Petersilie und Salbei als hauptsächlichste Culturpflanzen aufzeigte und als einziges Bauwerk eine spinnwebumzogene Laube mit einer zerbrochenen Bank darinnen sein eigen nannte; das Gärtlein lag immer im Schatten, denn es war eingeklemmt zwischen die Remisenwand des Schloßbaues und den alten übergrünten Wall, es diente dem Clärchen auch nur als Vorwand und Durchschlupf, um auf den Wall zu kommen. Auf dem Wall, auf welchem so langes, schönes Gras wuchs und die Butterblumen ihre gelben Köpfchen im Sonnenschein wiegten, da oben lagen schon längst keine Lafetten und keine Kanonenkugeln mehr, es ging keine Schildwache mit dröhnenden Schritten, Gewehr im Arm, auf und ab; dagegen war eine Seilerbahn da oben und das Rädlein schnurrte und der Seiler ging immer rückwärts, die Schürze voll Hanf umgebunden. Oh, und wie weit man vom Walle in das Land hinaus sehen konnte — weit! weit! — im Frühjahr über die Repsfelder, im Sommer über den Klee und im Herbst über die Stoppeläcker bis zu den blauen Bergen hin; und all' die Kirchthürme, die man sah, all' die Glocken, die man läuten hörte! — gewiß, es war im Schloßbau viel, viel des Schönen und dessen, was ein Kind reich machen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom dritten deutschen Bundesschießen.

Von unserem Specialcorrespondenten F. L. N.

Wien, 28. Juli.

Frankfurter Siegespreise. — Das Bankett und der Studentencommers am 26. Juli.

Es ist gleich, worin man ertrinke, ob in Syrup oder in Wasser. Wenn man todt ist, ist man todt, sagt Börne in einem noch unedirten Aphorismus. Der geistreiche Schriftsteller hat völlig Recht: Das Vergnügen, welches sich überall auf Schritt und Tritt an unsere Ferse heftet, könnte uns beinahe müde machen, besonders da wir nicht allein genießen, sondern auch über unsere freudigen Eindrücke berichten sollen. Ich bin in der That überzeugt, daß schon mehr als eine Correspondent der zahlreichen Blätter, die hier vertreten sind, den völligsten geistigen Bankerott gemacht haben würde, wenn die Wiener Presse, deren Schnelligkeit an die wunderbaren Fabelwesen des Alterthums erinnert, ihm nicht freundlich zu Hülfe käme. Die Journale der Kaiserstadt widmen den Thaten und Vergnügungen der frohen Schützen einen großen Theil ihrer Spalten, da die Presse wie ein Argus Alles sieht, während der Einzelne trotz aller Neugierde immer nur Vereinzeltes bemerken kann. Die Theilnahme, welche das freundliche, lebensfrohe Wien seinen deutschen Gästen schenkt, macht ihnen dieß Verfahren zur angenehmen, aber zwingenden Pflicht. So weiß die Kaiserstadt schon heute, was wir bereits gestern zu unserer Freude vernommen hatten.

Drei Frankfurter Schützen, die Herren Diedolf, Wurz und Beyerle, haben silberne Becher davongetragen. Die Schützen sind in eifrigster Thätigkeit: der Festplatz tönt von beständigen, laut wiederhallenden Schüssen. Die Gallerieen, von welchen man auf die Schießstände herabblickt, sind überfüllt: Menschenwoge folgt der Menschenwoge, aber sie werden keinen Augenblick geleert. Man sieht neugierig auf die schwarzen und weißen Scheiben, welche beständig auf und niedertanzen. Hier und da erweckt die hohe Nummer, welche bei einem Meisterschuß plötzlich auftaucht, den lautesten Beifallsruf.

Während des Banketts, welches gestern von besonderem Interesse war, tritt natürlicherweise allgemeine Ruhe ein. Die Redner treten an die Stelle der Schützen. Karl Maier aus Schwaben zeigte ein außergewöhnliches oratorisches Talent, das sich aus der bloßen Lectüre seiner kraftvollen Rede nicht völlig erkennen läßt. Man müßte auch die Action, das Mienenspiel, die Betonung abdrucken können, um ihr völlig gerecht zu werden. Aber wenn der Redner gefiel, so glaube ich, daß sein politischer Gedanke, die Errichtung einer Trias, nur wenige Anhänger in der Kaiserstadt finden dürfte. Die Oesterreicher vermeiden größtentheils jedes bestimmte politische Programm, aber sie sind von einem tiefen, deutschen Patriotismus erfüllt, der im Kampfe gegen fremde Nationalitäten mehr und mehr gesteigert wird. Es ist dieselbe Erscheinung, die wir bei Schleswig-Holstein bemerkt haben. Wien fühlt sich vor Allem als deutsche Stadt: dem Tschechen, dem Ungarn und Polen gegenüber fühlt man sich durch die blutigen Siege Preußens keineswegs gedemüthigt. „Ehe die Tschechen ihre schmutzigen Füße an unserem Nacken abwischen, werden wir preußisch werden", sagte mir ein Professor, der neben mir saß. Es ist übrigens für diese treuen Söhne Deutschlands im höchsten Grade ehrenvoll, daß sie sich erst in zweiter Linie als Oesterreicher fühlen. Ob dieß bei Preußen in gleicher Weise der Fall ist? Ich glaube es kaum. In der Rede Maier's wurde besonders eine Stelle, die sich gegen jedes Bündniß mit dem Auslande ausspricht, mit stürmischem Beifall begrüßt.

Wenn das österreichische Volk über sein Schicksal bestimmen darf, so wird der nächste große Krieg es niemals an der Seite Frankreichs sehen. Der große Studentencommers, dem ich gestern in der Festhalle beiwohnte, die Stimmung, die mir bei dieser Feier und bei dem darauf folgenden ungezwungenen „Erneipen" überall entgegentrat, läßt mich dieß mit aller Sicherheit annehmen. Die Halle bot ein imposantes Schauspiel. Die ungemein beliebten Studenten verstanden es, mit größter Höflichkeit für die Aufrechterhaltung der Unruhe zu sorgen. Die schmucken kräftigen Gestalten in der Cerevismütze, dem geschnürten Sammtrocke, welcher die schwarz-roth-goldene Schleife zeigt, scheinen dem Volke wie durch eine große Erinnerung geheiligt. Einige trugen jene Schleppsäbel, die ihre Vorgänger im Jahre 1848 zu führen wußten. Es ging ein eigenthümliches dumpfes Brausen durch den dichtangefüllten Saal, welches dem fernen Anschlagen des Meeres glich. Aber die sprechenden Studenten schienen jene Fähigkeit verloren zu haben, welche ihre Vorgänger in jener großen Zeit die gewaltigste Volksmenge beherrschen ließ. Man konnte ihre Worte kaum verstehen. Die meisten Anwesenden erfuhren erst heute aus den Zeitungen, was sie gestern hören sollten. Dieß schloß aber den brausenden Beifall keineswegs aus: Es ist eine bekannte Thatsache, welche theilweise die große Wirkung der griechischen Tragiker und antiken Redner erklärt, daß die Menschen in großer Versammlung jedem Eindrucke weit offener stehen, als wenn sie vereinzelt sind: man reißt sie dann mit Leichtigkeit zum Enthusiasmus, zur Wuth, zur Rührung hin. Bei jedem Schlagworte, das die Einigkeit, die Freiheit, die Bruderliebe wachrufen sollte, zog es wie ein mächtiger

Digitized by Google

Donner durch die fahnengeschmückte Halle, in welcher die Kellner dem Rufe nach Bier und Wein nicht zu folgen vermochten, indem sie förmlich festgeklemmt waren. „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus" schloß die erhebende Feier, an der übrigens nur eine einzige Burschenschaft, die „Germania", theilgenommen hatte. Die übrigen Couleurs sind mehr oder weniger kleindeutsch gesinnt und wollten sich deßhalb jenem Commers, der ihnen fälschlich als eine preußenfeindliche Demonstration erschien, in keiner Weise anschließen. Außer einigen Wiener Studenten sprachen auch zwei hiesige Professoren und ein Vertreter der Leipziger Universität, der ich in der Erkneipe als einen muntern, liebenswürdigen Bruder Studio kennen lernte. Er ermahnte im Hinblick auf die hiesigen Verbindungsverhältnisse wiederholt zur Einigkeit.

Nachdem der officielle Commers geschlossen war, verfügten sich die Studenten theilweise im Gänsemarsch zur Erkneipe in das dritte Kaffeehaus des Praters, welcher wunderbar schön im Mondenlichte vor uns lag. Die fernen Laternen glänzten magisch durch die Bäume. Die abziehende Militärmusik grüßte uns mit immer leiseren Klängen, bis es völlig still wurde. Aber im dritten Kaffeehause erwachte bald das munterste Leben. Der Leipziger Abgesandte präsidirte; ein dichtgedrängtes Publikum umgab unseren Kneiptisch, an dem ich manchen lieben Freund gefunden habe. Es wurde viel toastirt und jeder Toast fand ironischen oder wirklichen Beifall; man trank auf Freiheit, Einheit und Versöhnung, als ein Tyroler Schütze, Dr. Trisaner, an den Tisch trat und der Stimmung eine höhere Weihe verlieh. „Auch ich", sprach er mit ernster, männlicher Stimme, „habe vor zwanzig Jahren den begeisterten Jubel erschallen lassen, als wir die Freiheit gewonnen zu haben glaubten. Aber es war nur ein schöner Traum: die Studentenschaft trat vor die Bresche und suchte das höchste Gut zu retten, als die Despotie sich wieder erhob. Es war vergeblich: viele meiner Freunde fielen. Aber die Freiheit ist wieder erstanden und ich freue mich, bei der Jugend jene Gesinnung wieder zu finden, die ich in den Bergen meiner Heimath bewahret habe. Ich empfehle Euch das Vaterland!" Diese Rede electrisirte die studirende Jugend und das Publikum. Man hob den Tyroler auf die Schultern und zeigte ihn den Umstehenden. Der folgende Toast galt der Universität Wiens, die sich nie vom Volke geschieden hat, die in furchtbarer Zeit für seine Rechte einstand. Die alten Erinnerungen waren wachgerufen und sie schienen so lebendig, als seien sie von gestern. Der Neffe des erschossenen Jellinek war unter den Anwesenden. Ein Studiosus ließ die Manen Messenhausers, ein anderer die Mühlfelds mit begeisterter Rede leben. Ich hörte schluchzen, es war der Sohn des hochherzigen Kämpfers für Licht und Freiheit, der um seinen Vater weinte. Seine Comilitonen schlossen ihn in die Arme und einer derselben dankte im Namen seines Freundes für die dem Dahingeschiedenen erwiesene Ehre. Auch ein Frankfurter Festgast meldete sich zum Wort und wurde sofort jubelnd begrüßt. „Comilitonen, Bürger Wiens", lautete seine Ansprache, „Ihr habt der bürgerlichen Märtyrer für Freiheit und Licht gedacht; es gibt auch einen kaiserlichen, der mit gebrochenem Herzen starb, aber jetzt auf sein freies Volk herniederlächelt. Ich spreche von Joseph, der jedem Oesterreicher, jedem Deutschen, ja jedem Menschen lieb und theuer sein muß. Denn er, der Kaiser, liebte die Menschheit. Auf das Glück Oesterreichs und das Andenken Josephs, welches dieses herbeiführte. Nicht endigender Jubel begleitete diese Worte, man umarmte und küßte den Redner, Männer aus dem Bürgerstande drängten sich heran und dankten ihm mit wahrer Rührung. Ein Ungar ließ die deutsche Bildung leben, welche das alte: „La France marche à la tête de la civilisation" als unwahr und falsch erscheinen lasse. „Dieser geistigen Führung Deutschlands folgen wir gerne", rief der Redner, „sie wird uns unbesiegbar vereinen." Stürmische Eljens und herzlichster Händedruck sprachen den Dank der Wiener aus. Der Präses schloß nun die Toaste, das muntere Kneipen begann. Die deutschen Studentenlieder klangen frisch und fröhlich durch die Nacht und die genaueste Bekanntschaft mit jedem Detail des studentischen Codex zeigte es, daß die Wiener Universität auch in heiterer Lust und Fröhlichkeit deutsch war, ist und für alle Zeiten bleiben wird.

Eine Millionen-Geschichte.

Der „Neuen Freien Presse" wird aus Biarritz berichtet:

„Ganz außerordentliches Aufsehen erregt hier der neue Streit im Schoße der fürstlich Sulkowski'schen Familie. Obwohl der Fürst-Vater noch lebt, ist eigentlich dessen Sohn der Besitzer des großen Vermögens, welches dieser durch seine Mutter ererbt hat. Der junge Fürst ist vorzeitig großjährig erklärt worden und hat seine ihm an Jahren überlegene Gouvernante, welche, um das Maß der Mesalliance voll zu machen, jüdischen Glaubens ist, geheirathet. Das Wiener Landesgericht sieht jedoch die Großjährigkeitserklärung, mit welcher der junge Fürst große Schenkungen an seinen Vater und seine Geschwister verbunden hatte, an, und so entwickelt sich im Hause Sulkowski, das in der Prozeßgeschichte schon eine große Notabilität ist, ein neuer Prozeß mit den seltsamsten Verwicklungen."

Der „P. L." erzählt folgendes Ausführlichere:

„Der Fürst Sulkowski ist ein Original. Mit Hintansetzung aller Vorurtheile über Stammbaum und Ahnengeschlechter ist er heiratsgiebig zu einer Baronin ohne Ahnen, aber mit viel Geld. Sein Schwiegervater machte viel in schwimmenden und geschwemmten Gütern und legte dabei eine Million nach der anderen solid an. Die Verachtung aller Traditionen trug dem Fürsten Sulkowski etliche Millionen als Mitgift seiner Gattin ein. Diese gebar ihm einen Sohn, der als Muster kindlicher Ausgelassenheit galt und seinem Hofmeister unter anderm Schabernak, den er ihm anthat, auch einmal in den Arm biß. Die Mutter starb, der Knabe wuchs heran. Der Vater, dem die Einsamkeit nicht paßte, warf sich zum zweiten Male in die Arme der Ehe und hatte das Glück, wieder Vaterfreuden zu erleben, die eine schmerzliche Trübung nur durch den Tod auch der zweiten geliebten schöneren Hälfte erfuhren. So sah sich denn der Fürst Sulkowski veranlaßt, zu dem kleinen Würmchen eine Gouvernante ins Haus zu nehmen. Besagte Gouvernante stand gerade im besten Alter, zwischen siebzehn und vierzig. Sie ist nämlich neunundzwanzig Jahre alt, nicht häßlich, aber auch nicht hübsch, auf Wienerisch würde man sagen müssen „angenehm". Nur ein Unglück hatte die Gouvernante; sie hörte so gut, als der militärscheue Cyprian Stangel in der „Recrutirung von Krähwinkel" zu hören vorgibt. Sonst ist sie recht liebenswürdig und sah wie alle Gouvernanten, wenn die kleinen Rangen bei ihr waren, immer zur Erde.

Wir kehren nun zu unserem kleinen Jungen aus der ersten Ehe des Fürsten Sulkowski zurück. Er ist unterdessen groß geworden und in sein Herz ist die glühende Empfindung des Jünglings eingezogen. Außerdem hat sich noch Anderes, höchst Bemerkenswerthes mit ihm zugetragen. Die verstorbene Mutter hat von ihrer Mitgift dem Gemahl nur ein Geringes, die ganzen Millionen aber und die größere Hälfte der vorhandenen Hunderttausende dem Sohne vermacht; vielleicht weil sie ahnte, daß sie nicht ganz unersetzlich sei. Außerdem ist aber auch die Großmutter, die Mutter der Mutter, von hinnen geschieden, und auch ihr Nachlaß beträgt ein ehrenwerthes Trifolium von Millionen, die sie zur völligen Versorgung und vollendeten Ausbildung gleichfalls dem Enkel testirt hatte, der

Digitized by Google

nun fast sechsfacher Millionär ist. Er wächst heran und bringt mehrere Jahre seines Lebens fern vom Hause des Vaters zu. Vor einigen Wochen kehrte er, ein stattlicher zwanzigjähriger Jüngling, in dasselbe zurück und sieht hier die Gouvernante. Ich weiß nicht, wo der junge Fürst das Verlieben gelernt hat, denn kaum war er nach Hause gekommen, als die Gouvernante schon ausrufen konnte: „Venit, vidit — vicit", zu deutsch: „Er hat mich gesehen, er ist in mich verliebt, ich kriege Millionen." Genug, er verliebte sich sterblich in sie, und sie, die nichts Gescheideres thun konnte, sagte ihm, daß auch sie für ihn in den hellsten Flammen stehe. Der junge Fürst Sulkowski dachte nur daran, seine heißgeliebte Gouvernante zum Altare zu führen und ihre Liebe segnen zu lassen. Man wird zugestehn, daß es befremdlich ist, neben einem dreißigjährigen Fräulein einen zwanzigjährigen Jüngling stehen zu sehen. Das entdeckte auch der alte Fürst Sulkowski, und als der junge Sohn zu ihm kam und um die Einwilligung zur Heirath bat, erklärte sich der Fürst-Papa dagegen und machte dem jungen Sohne den Unterschied des Alters, des Standes, der Stellung nach Kräften und, soweit es bei dem schlechten Exempel, das der Papa gegeben hatte, ging, begreiflich. Von einer Einwilligung zur Ehe war keine Rede. Alles stand in Frage und Gefahr. Da hat der zwanzigjährige Sohn einen brillanten Einfall. Er geht zum Vater und sagt: „Schau Vater, ich will heirathen. Um es thun zu können, müßtest Du mich großjährig erklären. Du bist dazu nicht geneigt, es gäbe Verdruß und vielleicht Prozesse. Erspare uns Beides. Erkläre mich großjährig, auf der Stelle natürlich, und ich — ich schenke Dir eine Million." Das Gesicht des Vater Fürsten in diesem Augenblicke hätte verewigt werden sollen. Wie es strahlte und wie es leuchtete! Seit dem Tode der ersten Frau waren die Millionen dem alten Fürsten Sulkowski aus den Augen gekommen und nun auf einmal eine ganze, wirklich eine ganze Million! Das trägt sich nicht alle Tage zu und kann selbst einen Vater nachdenklich machen. Man kann dem alten Fürsten Sulkowski das Zeugniß geben, daß er sich mit der Erwägung der Vor- und Nachtheile auf beiden Seiten nicht allzulange plagte, sondern dem gnadenreichen Sohne erklärte: „Gut. Ich nehme Dein Geschenk an. Ich erkläre Dich großjährig und Du gibst mir eine Million, aber eine ganze Million. Die Stempel zahlst Du!" Der Vater hielt auch getreulich sein Wort. In wenigen Stunden war der Sohn des Fürsten Sulkowski großjährig, der Vater hatte seine gestempelte Sicherstellung auf eine Million und der Fürst-Sohn und die Gouvernante „empfehlen sich seit etwa vierzehn Tagen allen Bekannten und Verwandten als Neuvermählte." Der zwanzigjährige Sohn und die neunundzwanzigjährige Gouvernante.

Mannichfaltigkeiten.

(Wenn die Schwaben auf Reisen gehen.) Von einer merkwürdigen Episode, welche sich bei der Schützenfahrt der Württemberger nach Wien auf dem Augsburger Bahnhofe zum Skandal aller Zusehenden und Zuhörenden ereignet haben soll, wird in mehreren Blättern berichtet: In Augsburg war am Freitag Nachmittags 5 Uhr — von Lindau kommend — ein Sonderzug von 531 Personen (416 Schweizer und 115 Vorarlberger) in 18 (bayerischen) Wagen eingetroffen, Abends 15 Minuten vor 8 Uhr der Separatzug der Württemberger mit 500 Personen (darunter nur eine geringe Anzahl Badenser) in 16 (württembergischen) Wagen von Stuttgart her. Es mußten nun die beiden Extrazüge vereinigt, also der württembergische dem zuerst angekommenen mit den Schützen aus der Schweiz und Vorarlberg angehängt werden. Dagegen erhoben die Württemberger lauten Protest. Um dem Protest mehr Nachdruck zu geben, verließ der Großtheil der Insassen des schwäbischen Zugs die Waggons. Die Bahnverwaltung war mit Aufgebot aller Geduld und Höflichkeit bemüht, den Württembergern begreiflich zu machen, daß ihren Forderungen nicht stattgegeben werden könnte, da dieselben mit zu großen Inconvenienzen verbunden seien. Es half nichts. Die Schwaben erklärten, daß sie nicht der „Schwanz der Schweizer" sein wollten. Daß schließlich die beiden Züge doch verbunden wurden, die Schwaben der Gewalt der Umstände und der Thatsache des sich in Bewegung setzenden Zuges sich beugten, daß aber dabei weitere unangenehme Vorkommnisse verhütet wurden, dafür gebührt das Verdienst lediglich dem Takte und der musterhaften Höflichkeit unseres Eisenbahnpersonals, das es unter seiner Würde hielt, das im höchsten Grade ungebührliche Benehmen eines Theils der württemberger Schützen in der Weise zu erwidern, wie dasselbe es verdient hätte, und obwohl die bayerischen Einrichtungen von dem schwäbischen Dünkel nicht mit schmeichelhaften Bezeichnungen bedacht wurden. Daß unter diesen Umständen die württemberger Gäste sich von dem am Bahnhofe zahlreich versammelten Publikum nicht nur keines freundlichen Abschiedes zu erfreuen hatten, sondern ihr Gebahren, das so fern von deutscher Schützenbrüderlichkeit war, scharf gegeißelt hören mußten, ist selbstverständlich.

(Die Hitze in Newyork) stellt denn doch unsere europäische Temperatur, die uns im gegenwärtigen Sommer nicht verwöhnt hat, noch gewaltig in Schatten. Der „Courier des Etats Unis" entwirft folgende Schilderung: „Man muß bis zu dem Feuer- und Schwefelregen, welcher Sodom zerstörte, zurückgehen, um ein Beispiel einer so glühenden Temperatur zu finden, wie die ist, welche die unglücklichen Bewohner von Newyork jetzt verkohlt. Es ist sogar gewiß, daß die Hitze stärker ist, als sie in Sodom war, denn Lots Frau wurde in Salz verwandelt und zerschmolz nicht; jetzt würde nach Verlauf von zwei Secunden keine Spur von ihr übrig bleiben, die Sonne würde sie sieden. Die Thermometer sind nie einer ähnlichen Probe unterworfen gewesen; auch faßt die Mehrzahl derselben den Entschluß, zu zerspringen, und die anderen vertrau sich; wir haben daher nicht einmal den Trost, genau zu wissen, bei wie viel Grad wir geröstet werden. An einem einzigen Tage sind mehr als hundert Pferde in den Straßen von Newyork todt niedergestürzt. Die Menschen werden ebensowenig verschont; gegen dreißig wurden an demselben Tage von dem Sonnenstich getroffen und davon starben Sechs auf dem Platze. Die Temperatur in der Nacht ist fast ebenso unerträglich, wie am Tage, und man erzählt von zwei Personen, Bernard Coopes und John Murphy, von denen der eine um Mitternacht, der andere eine halbe Stunde später vor Hitze starb. Gestern starben von 1 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends 26 Personen vor Hitze. Aus Brooklyn werden für dieselbe Periode nur 4 Todesfälle gemeldet. Wahrscheinlich wurden dabei mehrere vergessen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 31. Juli. Vorletzte Gastdarstellung der k. k. Hofopernsängerin Frau Marie Wilt aus Wien. **Der Troubadour**, große Oper in 4 Akten, von S. Cammerano. Musik von Verdi. — Leonore: Frau Marie Wilt.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Kohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 212. Samstag, den 1. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Und dann die Leute, die den Schloßbau bewohnten, für alle hatte das Kind Interesse. — Die Frau Tante Auracher kennen wir, und von des alten Mannes Geige haben wir gehört; aber die Frau Domänenräthin! — die verstorbene Prinzessin konnte nicht vornehmer gewesen sein. Wenn die Frau Domänenräthin Kaffevisite hatte, dann schlich das Kind sich gegen Abend in ihre Küche und bewunderte andächtig die Tassen mit den goldenen Sternchen auf rothem Grund und die prachtvolle Zuckerdose, welche alle Märchenschätze und Begriffe weit übertraf, denn es war ein Elephant von Silber, der auf seinem Rücken eine Schale von rothem Krystall trug, darin war der Zucker aufgehäuft und eine vergoldete Zuckerzange lag oben auf. Wenn die Frau Domänenräthin dann am anderen Tage dem Kinde ein Stückchen Kuchen schenkte, so kam dessen Wohlgeschmack lange dem Genuß nicht gleich, welchen es gewährte, den silbernen Elephanten betrachten zu dürfen, dem Hochgefühl, sich mit solchen Schätzen unter einem Dache zu wissen.

Und dann war da der alte Seilergeselle; er gehörte zwar streng genommen nicht zum Schloßbau, aber das Kind rechnete ihn dazu, drehte er ja doch allsommerlich seine Seile da oben auf dem Walle hinter dem Remisengärtlein. Das war ein Vielgereister, er hatte sich weit umgethan in der Welt und hatte in Toulon auf den Werften gearbeitet, just da die Franzosen sich eingeschifft, um dem Dey von Algier den Garaus zu machen; der konnte wunderbarlich schön erzählen, nämlich der Seilergeselle, nicht der Dey.

Dem Clärchen, wenn es so da saß in den Zeiten, wo der Seiler Ruhestunde hielt und seine großen, dunklen, ernsthaften Augen auf dem Gesichte des Gesellen und seiner Branntweinnase ruhen ließ, floß es ein über das andere Mal eiskalt über den Rücken, und der Schauder und die Wehmuth preßten das kleine Herz zusammen, wenn es hörte von den Christensclaven in Algier, die in Ketten den Pflug ziehen müssen, und welchen die Stachelpeitsche des Aufsehers den gebogenen Rücken wund peitscht.

Ach! und das Clärchen hatte Ursache genug zur Wehmuth! Hatte es nicht einen Vater draußen in der Welt, vielleicht auch in Algier unter den Christensclaven?

Dann aber erzählte der Geselle von dem französischen Tanzmeister der unter die Wilden gegangen und mit Schätzen heimgekehrt war, es war gar nicht zu sagen, wie viel; die Wilden mußten ein dringendes Bedürfniß nach französischen Pas und Menuetter empfunden haben, um ihn so zu honoriren. Das Eine war gewiß, der Seilergeselle hatte es aus bester Quelle von einem alten invaliden Matrosen, der es seinerseits wieder von seinem Großvater hatte: der Tanzmeister war ausgezogen in einem schäbigen Röcklein mit einer alten Violine unterm Arm, und heimgekehrt war er wieder in einem rothen Sammetrock mit Goldborten und einem Federhut. Dann, wenn diese Geschichte an die Reihe kam, dann glühten des Clärchens Augen vor Freude und Entzücken, denn hatte sie nicht einen Vater draußen in der Welt und konnte der nicht auch unter die Wilden gegangen sein und heim kommen in einem rothen Rocke und einem Federhut? — Oh, dann würde er der Frau Tante einen silbernen Elephanten kaufen, und dem Regensburger, das war der Geselle, ein Haus bauen, so groß wie der ganze Schloßbau, und dem Hansel — ja was dem Hansel? — der Hansel, das war der Bube, der das Rad drehte, der lachte und verzog seinen breiten Mund und lachte und sah das Clärchen an; ein stilles, grinsendes Lachen schien überhaupt die einzige Seelenäußerung des Hansel zu sein, denn er lachte, mochte der Geselle nun von den jammervollen Christensclaven, oder von dem glückhaften Tanzmeister erzählen.

Dem Clärchen aber setzte sich das Bild des fernen, irrenden Vaters in zweierlei Gestalten fest, als Christensclave, mit Ketten beladen, den wunden Leib mit Beulen und Schwielen bedeckt, oder als Prachtfigur des vorigen Jahrhunderts im rothen, goldbortirten Rock und Federhut, wie solche die Ahnenbilder im Schlosse Gestalten genug zur Vergleichung boten. Der ferne Vater, er spielte eine große Rolle in der geschäftigen Phantasie des Kindes.

Die Frau Tante Auracher machte sich eine andere Vorstellung von dem Verschollenen und ihre Auffassung kam der Wahrheit weit näher, hatte aber dafür nicht den Vortheil, so malerisch und anregend zu sein. Die Frau war eine noble Natur, obschon sie selbst über dieses Urtheil am Erstaunlichsten gewesen wäre, wenn der undenkbare Fall eingetreten, daß Jemand sie dafür erkannt oder es ihr gesagt hätte. Denn war das nicht ein Zeichen von Seelenadel, daß sie des Kindes Phantasieen nicht störte, sie, die sich keine machte, und die ihr Leben lang immer tüchtig und klar, aber nie phantasievoll gewesen? Wenige Menschen vom Schlage der Tante Auracher vermögen das, sie zertreten erbarmungslos die junge Keime und reißen die Blumen mit den Wurzeln aus, die es sich beikommen lassen, unter ihren Küchenkräutern blühen zu wollen. Die Tante Auracher dachte anders, sie ließ blühen was blühen und duften was duften wollte und sorgte nur dafür, daß die junge Pflanze sich nicht gar zu sehr gegen die Regel ausbreitete und emporschoß.

Sie sprach selten von dem verschollenen Brudessohne, aber sie dachte seiner viel und oft. Die wahre Ursache, warum der verbitterte Mann, welchem das Schicksal auch den letzten Besitz, an welchen sich seine Hoffnungen knüpften, genommen zu haben schien, keine Nachrichten von sich gab, ahnte sie allerdings nicht. Sie dachte ihn sich ringend mit des Lebens Mühsal, wenn er überhaupt noch lebte. So ließ sie denn dem Kinde diese seltsame Doppelgestalt; hatte sie vorerst doch keine bessere dagegen zu setzen.

Digitized by Google

So blühte und wuchs denn das Clärchen auf unter den alten Leuten, und wenn es im Sommer aus der Schule heim kam und auf dem Walle neben der Seilerbahn saß, so hatte es nicht Arg daran, daß, wie des Regensburgers Nase mit der Zeit immer glühender ward, so auch seine Erzählungen, deren unerschöpflichen Stoff er in Toulon gesammelt hatte, ein tieferes, glühenderes Colorit annahmen. Es war daher ein großer Verlust für das Clärchen, als dem Seilermeister eines Tages der derb gesponnene Geduldfaden riß und er den Regensburger mit sammt seinen Toulonet Erinnerungen und seiner Branntweinnase zu allen Teufeln schickte.

Dann kamen junge Gesellen auf die Bahn und sie neckten das Kind, welches ihre Weise ebenso wenig verstand als sie die seine. So verlor es bald die Gelegenheit, auf den Wall zu gehen und ahnte nicht, wie tief der Hansel ebenfalls den Weggang des Regensburgers betrauerte, zwar nicht einzig und allein um dieses selbst willen; er hätte den Verlust des Regensburgers willig hingenommen, in Anbetracht des biegsamen Seilstumpens, dessen sich der Wackere bediente und der häufigen Berührung desselben mit des Hansels Rücken, daß aber das Clärchen nun ausblieb, that ihm weh und seine Stellung den jungen Gesellen gegenüber hatte sich nicht sonderlich geändert.

Für den Seilergesellen aber sollte das Clärchen einen Ersatz finden, es war ein- oder das anderemal mit der Frau Tante zu dem alten Geiger hinaufgegangen, und Greis und Kind hatten eine wundersame Freundschaft geschlossen.

Der alte Mann war wie ein Buch voll alter vergilbter Kupfer, vergessener Geschichten und Weisheitssprüche, man konnte aufschlagen, wo man wollte, keine Seite war leer.

Es gab Viele in der kleinen Stadt, welche sich zu der Meinung neigten, es sei in seinem Kopfe nicht Alles in Richtigkeit, und Wenige, gar Wenige, die es ahnten, welch' ein hoher Geist, welch' ein umfassendes Wissen sich in der Einsiedelei des Schloßbaues verbarg. In dem einsamen Kinde aber lag solch eine ahnende Seele, in der dies Verständniß schlummerte.

So saßen sie denn beisammen, Greis und Kind, manchen langen Winterabend, wenn das Feuer in dem alten Kachelofen brauste, der Schneesturm um den Schloßbau schwirrte und seltsam in den leeren Remisen und Stallungen auf den weiten Kornböden hauste, oder in den Sommerabenden, wenn die Akazien ihren Duft durch die geöffneten Fenster einströmen ließen und man fern von der Gasse her das Jauchzen und Lachen der spielenden Kinder hörte, zu allen Zeiten, Keines ward des Andern müde, kein Mißklang störte die Harmonie dieser Menschen, zwischen welchen so viel lag, ein ganzes Menschenalter mit seinen Kämpfen und Mühen, mit seinen Freuden, Entzückungen und Enttäuschungen, — der bleiche Greis an der Schwelle des Grabes, das schöne, sinnende Kind, sie waren wirkliche Freunde geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Vom dritten deutschen Bundesschießen.

Von unserem Specialcorrespondenten K. W.

Wien, 29. Juli.

Das Leben auf dem Festplatz ist nicht zu vergleichen mit dem in Frankfurt und Bremen. Es ist so groß und ausgedehnt, daß selbst bei lebhaftem Besuch, der wegen des theuren Entree's in den ersten Tagen nicht einmal stattfand, die Personen ganz verschwinden. Auch fehlt es an einem durch breite und schön geebnete Wege vorgeschriebenen großen Zug der Massen, in dem dieselben, wie in einem natürlichen Strombett, dahinfluthen. Der große Corso, der sich in Frankfurt und Bremen nach bestimmten Richtungen von selbst gebildet hatte, der die Einzelnen, so oft sie auch auseinander gerissen wurden, immer wieder zusammenführte, fehlt hier ganz und gar. Der weite Raum ist ein Chaos von ungeebneten, mit Steingeröll bedeckten Strecken und dürren, durch Staub und Hitze ergrauten Wiesenflächen. Nur der Rundblick auf die herrlichen Baumgruppen, die ihn in der Ferne umrahmen, ist erquickend. Auch der Fahnenschmuck und die sonstige Decoration ist dürftig und lückenhaft. Als wir am Freitag den Festplatz zum ersten Mal sahen, ergänzten wir in der Phantasie den fehlenden Schmuck und sahen im Geiste auf den planirten Wegen das bunteste Treiben sich entfalten. Aber der Schmuck ist inzwischen nicht reicher und die Wege sind nicht planirt worden. Auch ist die Beleuchtung Abends völlig unzureichend und es ist mit Ausnahme der dicht vor der Halle sich hinziehenden Strecken fast unheimlich auf denselben.

Desto wirkungsvoller freilich ist der Contrast, wenn man aus einiger Entfernung durch die offenen Seitentheile in das Lichtmeer der glänzend erleuchteten Halle sieht, das, durch den aufgewirbelten Staub wie mit einem leichten Gazeschleier verhüllt, einen feenhaften Anblick gewährt. Geheimnißvoll schlägt es aus diesem Flammenmeer an unser Ohr, wie das dumpfe Brausen des Oceans. Von dem Brausen und Tosen, das Abends in der Festhalle herrscht, macht man sich keine, auch nur annähernde Vorstellung. Den Höhepunkt bis jetzt erreichte dasselbe am Dienstag Abend beim Studenten-Commers, der sich im Mittelpunkt des Riesensaales wie ein fast unbeachtetes Intermezzo abspielte. Ein hundertfacher Menschenwall war um die Tische bei der Tribüne gezogen, wo die Studenten und die von derselben Zugezogenen eingeklemmt waren. Hie und da tauchte aus den Fluthen ein Redner auf, der aber nach einigen verzweifelten Gestikulationen und fruchtlosen Versuchen, sich Gehör zu verschaffen, ebenso rasch wieder von denselben verschlungen ward. Zu gleicher Zeit ertönten hier die schmetternden Weisen der Musik, dort Vorträge von Gesangvereinen, hier wurden in engeren Kreisen Staudreden auf den Tischen gehalten, dort donnerten Hochs, Hurrahs und Eljens! Es war ein wahrhaft infernalisches Getöse, gegen welches der übliche Höllenlärm der Wolfsschlucht nur ein sanftes Adagio ist. Als schließlich gar Studenten und Volk, Einer hinter dem Anderen, einen sogenannten Gänsemarsch, einen Rundgang um die Gallerieen mit furchtbarem Donnergepolter veranstalteten, glaubte man, der jüngste Tag sei gekommen. Das menschliche Trommelfell ward in der That auf übermenschliche Proben gestellt, und wer zarte Nerven hat, dem möchte der Besuch der Halle am Commerabend übel bekommen sein

Und nun erst die Heimfahrt. Der Weg zur Stadt ist weit und halsbrecherisch, da die elenden Petroleumlaternen, die alle 50 Schritte in der Praterallee stehen, kaum mehr Licht verbreiten, als Glühwürmchen, und die Gräben und Unebenheiten nicht verdecken. Die Omnibuswagen wurden förmlich im Sturm genommen und innen und oben, auf dem Bock und auf dem Sitz so occupirt, daß der Wagen sich jedesmal erst in Bewegung setzen konnte, wenn nach langem Parlamentiren endlich Menschenballast ausgeworfen war. Dann fuhr der Omnibus im Schritt wie ein Leichenwagen zur Stadt und seine Räder knirschten im Steingerölle, wie des Winters im tiefen Schnee.

Jeder Abend hat übrigens seinen Charakter. Hatte der Dienstag bedeutende Anklänge an das: „Uns ist so kannibalisch wohl" u. s. w., so verlief der Montag-Abend sehr gemüthlich und behaglich in der Halle. Alte Freunde fanden sich, neue Bekanntschaften wurden angeknüpft, die Landsmannschaften fraternisirten unter einander und über dem Ganzen schwebte als guter Genius der frische, lebensfrohe, durch Nichts zu beirrende gute Humor des

Digitized by Google

Wieners und seine liebenswürdige Manier, mit Jedermann leicht und ungenirt zu verkehren. Es wundert uns umsomehr, daß sich die feine Wiener Gesellschaft bis jetzt dem Treiben auf dem Festplatze ziemlich ferne gehalten hat, als wir sonst bei anderen großen Versammlungen in öffentlichen Lokalen eine so bunte und allseitige Mischung der Stände wahrgenommen haben, wie man sie sonst nirgends sieht. Nicht bloß durch das politische, sondern auch durch das sociale Leben in Wien scheint im Augenblicke ein ächt demokratischer Grundzug zu gehen. Besonders ausgeprägt ist derselbe in den Beziehungen zwischen Civil und Militär, während bei uns norddeutschen Bündlern die Scheidewand zwischen Militär und Civil trotz unseres „Volksheeres" so schroff ist, daß sich dieselben wie geborene und geschworene Feinde gegenüber stehen. Auf Schritt und Tritt sieht man die beiden Antipoden Arm in Arm im freundlichsten und herzlichsten Verkehr und selbst mit hohen Offizieren ist so leicht und angenehm umzugehen, wie mit Jedermann hier, da alle Welt frei von Dünkel und Arroganz ist und der Soldat als Staatsbürger weder eine exceptionelle Stellung beansprucht, noch einnimmt. Im Wurstelprater sahen wir in den großen Gärten, wo der Wiener Bouegeois mit Frau und Kindern am Abend zu verkehren pflegt, mitten unter den Bürgern Offiziere mit ihren Familien im lautesten Beisammensein mit der bürgerlichen Canaille und deren Nachkommenschaft und beide Theile befanden sich recht wohl dabei. Der einzelne österreichische Offizier ist jetzt ein ebenso guter und so freisinniger Patriot, wie der österreichische Bürger, wenn dieß System auch von oben herab noch nicht legitimirt und allerhöchst approbirt ist.

Die Wiener Festhalle ist zwar wenigstens dreimal so groß, als die Frankfurter, sie hat ganz riesige Dimensionen, aber ihr Gesammteindruck ist bei weitem nicht so lustig, lebhaft und freundlich, wie der der Frankfurter Halle war. Sie ist viel zu kahl. Das belebende Grün der Decoration fehlt ganz und das dürre Sparrenwerk, auf welches das Auge überall trifft, macht einen etwas harten und düsteren Eindruck, den die großen schwarz-roth-goldenen Fahnen im Mittelschiff nicht verwischen können. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die schwarz-roth-goldene Fahne fast die einzige ist, die man am Festplatz und in der Stadt sieht. Hier ist das einst uns Allen so theure Banner noch nicht in den Staub getreten und verpönt, wie bei uns. Hier ist es noch das heilige Symbol nicht bloß des Deutschthums, sondern auch der Freiheit, für das Wien im Jahre 1848 geblutet und an dem es mit alter, unwandelbarer Liebe und Treue hängt. Stolz flattert das hehre Panier an der Jägerzeile und am Praterstern, da wo damals der Barrikadenkampf zwei Tage lang wüthete und erst zu Ende gebracht wurde, als die Truppen die Häuserreihen von hinten durchbrachen und so den Kämpfern für die Freiheit in den Rücken fielen. An derselben Stelle am Ende der Jägerzeile, wo die Hauptbarrikade stand, thront jetzt die Germania und schaut finsteren Hauptes auf die Stätte der einstigen Verwüstung.

Für heute müssen wir nur noch einen Blick auf die Schießstände und den Gabentempel werfen. Das Arrangement derselben wird von allen Schützen gelobt und als der Glanzpunkt des Festes betrachtet. Die Einrichtungen der Halle und die Handhabung der zweckentsprechenden Veranstaltungen lassen kaum etwas zu wünschen übrig. Das Schießcomite wird als das einzige bezeichnet, das seine Aufgabe nach allen Seiten gelöst und dem rückhaltloser Dank gebührt. Nicht dasselbe kann man vom Preßcomite sagen. Für die Presse ist trotz der Stellung, die dieselbe jetzt in Oesterreich einnimmt, in keiner Weise gesorgt und die „Neue Freie Presse" hätte besser gethan, anstatt in ihren Leitartikeln den Festzug zu einer Reclame für sich und die angebliche Würde und Bedeutung der Presse auszubeuten, einige Vorkehrungen zur würdigeren Behandlung der Presse anzuregen und zu veranlassen.

Geschossen wird im Ganzen sehr gut, eine Masse Becher sind schon in feierlichem Zug aus dem Gabentempel geholt und — wie in der Schweiz die Einweihung derselben heißt — „verschnellt" worden. Voran sind natürlich die Schweizer und die Tyroler, aber auch die Bremer und Hamburger sollen sehr gut schießen. Auch einige Frankfurter haben schon Becher erschossen. Als der beste Schütze bis jetzt wird bezeichnet der Bauer Michael Feßler aus Bregenz in Vorarlberg. Derselbe schoß in drei Schüssen sechzig Punkte auf der Feldscheibe und dürfte somit den ersten Preis oder — wie die Oesterreicher sagen — das erste „Best" erhalten.

Die Strickmaschine.

Auf dem diesjährigen Maschinenmarkt in Breslau war eine Maschine zu sehen, die, wie winzig sie sich auch immer gegenüber den mit Dampf getriebenen Riesenmaschinen ausnimmt, doch jedenfalls eine große Aufgabe und eine Zukunft hat, und in der Hauswirthschaft, in einem bestimmten Fabrikationszweige, eine ähnliche Umwälzung herbeiführen wird, wie die Nähmaschine. Es ist dieß „Lambs amerikanische Façon-Strick-Maschine". Die Maschine ist patentirt in Amerika und in allen größeren europäischen Staaten; ausgestellt war sie von dem Generalagenten der **Lamb Knitting Machine Manufacturing**, Bräuer jun. in Breslau. Die Nähmaschine ist eingedrungen in die Werkstatt des Schneiders, des Schuhmachers, des Lederarbeiters, der Putzmacherin und wird bald in keiner größeren Haushaltung mehr fehlen. In ähnlicher Weise wird sich die Strickmaschine Bahn brechen und künftighin zugleich mit der Nähmaschine zu den unentbehrlichen Ausstattungsgegenständen jeder nicht ganz unbemittelten Braut gerechnet werden. Ja, die Strickmaschine wird voraussichtlich noch schneller Eingang finden, als die Nähmaschine. Als sich letztere statt der Handarbeit einzubürgern versuchte, standen derselben noch gar zu viele Vorurtheile entgegen; auch wurde sie in der That erst im Laufe der Jahre mehr vervollkommnet und zu den complicirteren Arbeiten verwendbar. Die Strickmaschine findet dagegen jene Vorurtheile durch die Nähmaschine besiegt — man zweifelt jetzt nicht mehr daran, daß sich derartige Arbeiten viel besser und schneller durch die Maschine ausführen lassen, als durch die Hand — und sie tritt außerdem in der Lamb'schen Construction sogleich in einer großen Vollendung hervor, so daß sie sich zu jeder Façon-Arbeit eignet, wodurch sie sich ebenso zum Familien-Gebrauch, wie zum Fabrikbetrieb empfiehlt. Bis jetzt hat man nur solche Strickmaschinen gekannt, welche ein ganz gleichmäßiges, röhrenförmiges Gewebe zu liefern vermochten. Auch eine derartige Maschine, bei welcher die Nadeln in der Runde aufgestellt sind, und je nach der Zahl ein weiteres oder engeres Gewebe hervorbringen, das aber, wie gesagt, stets nur einen gleichförmigen Cylinder bildet — auch eine solche Maschine war auf dem Maschinenmarkt von einer Berliner Firma ausgestellt und fand trotz ihrer Unvollkommenheit bei Allen, welche die Lamb'sche Maschine noch nicht gesehen hatten, viel Anerkennung. Dagegen mußte sie gegen diese so viel vollkommnere Maschine ganz verschwinden. Die Lamb'sche Maschine ist nicht rund, sondern langgestreckt und arbeitet auf beiden Seiten. Bei der vollen Breite erhält sie auf einer Seite 50 Nadeln; auf beiden Seiten zusammen können also durch jede Kurbelumdrehung 100 Schlingen gemacht werden. Rechnet man auf jede Kurbelumdrehung eine Secunde, so ergibt dieß für eine Minute 6000 Schlingen. Dadurch wird es begreiflich, daß man mit dieser Maschine an einem Tage 36 oder drei Dutzend Paar Strümpfe anfertigen kann, während die Handstrickerin, wenn sie noch so fleißig und noch so geübt ist, täglich nicht zwei Paar fertig bringt.

Digitized by Google

Wer sieht da nicht, daß die Handarbeit auf diesem Gebiet mit der Zeit ganz verschwinden muß? Unsere Kinder im Flügelkleide werden nun nicht mehr durch die Strickstunden und unsere Ressourcen-Gesellschaften nicht mehr durch den Strickstrumpf alter und junger Damen gelangweilt werden.

Die Maschine nimmt wenig Raum ein, läßt sich an jedem Tisch anschrauben und wird, wie bereits angedeutet, durch eine Kurbel in Bewegung gesetzt. Ein großer Vorzug der Maschine besteht auch darin, daß man je nach Belieben fest oder locker stricken kann; überhaupt aber läßt sich jede Strick-Arbeit, jede Strickart und jedes Muster mit ihr ausführen. Man kann mit ihr abnehmen und zunehmen, den Kreis, die Ferse, das Bein, den Rand des Strumpfes machen. Eben so lassen sich gerippte, wollige und durchbrochene Gewebe jeder Art mit der Maschine herstellen und auf diese Weise Shawls, Seelenwärmer, Besätze, Decken, Stuhl- und Sophakissen, Schlummerrollen, Gamaschen, Kinderkleider, Kinderschuhe, Handschuhe und andere Dinge mit großer Leichtigkeit anfertigen. Während des Maschinen-Marktes arbeitete die Maschine eine Menge derartiger Gegenstände zu großer Freude und Bewunderung der Damen, welche in der Regel dicht gedrängt um diese unscheinbare Maschine standen und den reichsten Beifall spendeten. Die Lamb'sche Strickmaschine kostet 80 Thaler, bei Baarbezahlung 75 Thaler.

Die außerordentliche und vielseitige Leistungsfähigkeit dieser Strickmaschine dürfte jedenfalls eine totale Umwälzung in diesen Fabrikszweig bringen, welche dem Fabrikanten den größten Vortheil sichert, der zuerst damit vorgeht. Jedenfalls liegt es im Interesse der Strumpfwaaren-Fabrikanten, dieselbe nicht unbeachtet zu lassen.

Frankfurter Theater.

Erste Gastdarstellung der k. k. Hofopersängerin Fr. Marie Wilt aus Wien.

Der Name dieser Künstlerin ist ein dem Publikum Mitteldeutschlands bisher kaum bekannter. Nur der eifrige Zeitungsleser wäre in der Lage, aus Wiener Berichten zu entnehmen, daß er in der Donaustadt guten Klang besitze. Von dorther konnte man auch erfahren, daß Frau Wilt, die Gattin eines österreichischen Staatsbeamten, erst seit wenigen (angeblich fünf) Jahren der Bühne angehöre, welche sie später, als dieß sonst zu geschehen pflegt, betreten habe und im Besitze einer der schönsten Stimmen sei. Diesem Umstande, im Vereine mit dem aufgehobenen Abonnement, mag es wohl zuzuschreiben sein, daß ihr erstes Auftreten als Norma keine zahlreiche Zuhörerschaft herbeigelockt hat. Nur das Parterre, das stets die treuesten und wärmsten Verehrer der Kunst beherbergt, war überfüllt, die Sperrsitze und Parterre-Logen zeigten sich mäßig besucht, erster und zweiter Rang standen beinahe ganz verödet. Nach dem sehr günstigen Erfolge des ersten Abends jedoch wird der Besuch in jenen Räumen wohl ein zahlreicherer werden.

Schon nach der ersten großen Arie mit Chor ward stürmischer Beifall laut, der sich im Verlaufe des Abends öfter wiederholte, nach einigen Gesangstücken aber minder warm ertönte und welchem sich zahlreiche Hervorrufe anschlossen. In der That imponirten gleich von vornherein sowohl Gestalt als Stimme durch Fülle und Kraft. Letztere, nämlich die Stimme, obwohl im Ansatze noch nicht gänzlich frei, ist im Umfange von zwei Oktaven, vom ein- bis zum drei-gestrichenen C, von beinahe ganz gleicher Schönheit und gibt sich willig zu jeder Art der Schattirung in Stärke und Schwäche des Tones her, ohne je ihren Adel zu verlieren, ist auch mit den nöthigen Erfordernissen der italienischen Schule hinlänglich vertraut, um Erfolg zu erzielen. Die theils vorgeschriebenen, theils hinzugefügten Verzierungen und Geläufigkeitsproben gelangen beinahe durchgehend sehr gut, besonders reizend waren die absteigenden chromatischen und diatonischen Läufer mit Halbstimme. Am hervorragendsten ergaben sich: die schon oben erwähnte Arie („Keusche Göttin"), das Duett mit Adalgisa im zweiten Akte und die letzte Scene des Bekenntnisses ihrer Schuld. Spiel und Mimik standen jedoch zur Gesangsleistung nicht in entsprechendem Verhältnisse. Ueberhaupt scheint die Künstlerin dem dramatischen Inhalte ihrer Rolle nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zugewendet zu haben. Hätte sie das gethan, so würde ihr wohl klar geworden sein, daß in dem Gebete zu der Göttin ihres Ordens der Ausdruck frommer Demuth durchaus festgehalten werden müsse, sie hätte Adalgisa, die sich ihr zitternd naht, um das sträfliche Verhältniß zu Sever zu bekennen, nicht mit einem donnernden „Schweige" unterbrochen, da sie, selbst schuldbewußt, sich doch in einer höchst milden Stimmung befindet und schließlich, als es zu Erklärungen zwischen ihr und dem verrätherischen Geliebten kömmt, die leidenschaftlichen Zornesausbrüche alle Dämme überströmen lassen, um die „Medeen-Aehnlichkeit" (will sagen: Aehnlichkeit mit Medea), deren erwähnt wird, auch hör- und sichtbar zu machen.

Von unseren engagirten Mitgliedern war Frl. Deiner in jeder Hinsicht die Beste und errang sich manche Beifallsbezeugung. Herrn Colomann, Schmidt's Sever litt unter einem zur Schau getragenen, wahrhaft unbegreiflichen Phlegma, das durch nichts zu erschüttern war. Herr Offenbach fand sich mit seinem Oroviſt nach Kräften ab. Ueber Chor und Orchester wissen wir nichts Besonderes anzuführen.

Frankfurt, 30. Juli.

In dem am 28. d. M. stattgefundenen Concert des Herrn Carl Eidenschütz aus Pesth hatten wir Gelegenheit, den jungen Violinspieler Poppelsdorf, Schüler des Herrn Hachenburger, zu hören. Derselbe bewies uns sowohl durch schönen, weichen Ton, als auch durch richtige Auffassung und reines Spiel, daß er eine tüchtige Schule genossen hat, und wurde ihm reichlicher Beifall zu Theil. Herr Weimar, welchem ebenfalls allgemeiner Beifall gezollt wurde, zeigte sich durch sein abgerundetes Spiel als tüchtiger Pianist. Der Concertgeber, welcher verschiedene Lieder und Opernarien vortrug, fand lebhafte Anerkennung der Zuhörer.

Fr. Marie Neufeld, welche kürzlich mit so großem Erfolge im Frankfurter Theater in Bockenheim gastirte, wird vor ihrer Abreise nach Wien dort noch einigemal auftreten, worauf wir das Publikum hiermit aufmerksam machen wollen. Wir sind überzeugt, daß diese Nachricht den zahlreichen Freunden der Künstlerin sehr willkommen sein wird, da ein nochmaliges Auftreten derselben von allen Seiten gewünscht wurde.

London, 29. Juli. Die Vermählung von Adelina Patti mit Marquis Le Caux hat heute Morgen in der Kapelle der Nebenportugiesen Bitter in Clapham stattgefunden. Schon lange vor der festgesetzten Stunde, 11 Uhr, hatten sich dichte Zuschauermassen vor der Kapelle eingefunden, unter denen Damen nicht gerade die Minderzahl bildeten. Als Zeugen von Seiten des Bräutigams waren der französische Botschafter, Prinz de la Tour d'Auvergne, der Herzog von Manchester und Mr. Mure von der französischen Botschaft erschienen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 1. August. Zum ersten Male: **Garibaldi!** Schwank in 1 Akt von J. Rosen. Hierauf zum ersten Male wiederholt: **Fritzchen und Lieschen, oder: Französische Schwaben,** Musikalisches Genrebild in 1 Akt von P. Henrion. Musik von J. Offenbach. Zum Schluß: **Doctor Peschke, oder: Kleine Herren,** Posse mit Gesang in 1 Akt, mit Benutzung des Sauetier, von Kalisch. Musik von A. Conradi.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 205.)

Sonntag, 2. August. **Der Liebestrank,** Komische Oper in 2 Akten. Nach dem Italienischen des Romani von Georg Ott. Musik von Donizetti.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 206.)

Montag, 3. August. Letzte Gastdarstellung der k. k. Hofopernsängerin Frau Marie Wilt aus Wien. **Die Hugenotten,** große Oper in 5 Akten, nach dem Französischen des Scribe von Castelli. Musik von Meyerbeer. — Valentine: Frau Marie Wilt.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiß. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 213. Sonntag, den 2. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

2.

Es war wieder so ein langer Winterabend, an welchem der Tag um fünf Uhr schon Abschied genommen hatte, das Clärchen saß oben bei dem alten Manne im Erkerstübchen.

Die Geige hatte lange Zeit in Ruhe an der Wand gehängt, und der Geiger war oft zum Lehrer geworden; heute hatte er sie wieder herabgenommen, und es war, als ob ihr Klingen noch an den Wänden forttöne, obschon der alte Mann die Hand, welche den Bogen gehalten, nun auf des Clärchens gesenktem Scheitel ruhen ließ, der an seinem Knie lehnte.

Es war stille in dem Stübchen und die Dämmerung spann ihre grauen Schleier.

Endlich rückte das Kind den Schemel noch näher an den Stuhl des alten Mannes und sagte:

„Das wäre gerade heute der rechte Abend, mir das Märchen zu erzählen."

„Das Märchen?" fragte der Alte, „welches Märchen meinst Du denn?"

„Hast Du mir nicht gesagt", fragte das Kind dagegen, „Du wolltest mir ein Märchen erzählen, wie ich noch keines gehört? Warum verschiebst Du es immer? thue es heute!"

Der Greis strich mit den Fingern über die Saiten der auf seinen Knieen ruhenden Geige, so daß ein leiser, schwirrender Ton durch das Gemach zitterte.

„Ja, es wäre um die Zeit, höre zu!"

Das Kind hob den Kopf und seine großen Augen richteten sich fest auf des alten Mannes Gesicht, dessen Formen in der Dämmerung verschwammen.

Der alte Mann begann und seine Stimme war leise und zitternd, wie vorhin der schwirrende Geigenton, es war etwas in der Stimme, als läge Dämmerung darüber.

„Da war einmal ein alter Mann, Niemand wußte, wie alt er sei und er selber hatte es vergessen. Der wohnte in einer Dachstube, die auf den Hof hinausging, hinter einer der Kirchen der großen Stadt; die Kirche hate einen hohen Thurm und ein hohes Schieferdach, die warfen breite Schatten über den Hof und in die Kammer, darinnen der alte Mann wohnte. Der aber saß Tag für Tag und sah das alte, hohe Schieferdach an und die Spatzen, die sich darauf sonnten, er legte die Hände in den Schooß und pflegte seines Mißmuthes, das war sein einziger Geselle. So saß er einst auch einmal da und ärgerte sich, denn es war ein Sonntag und die Leute gingen spazieren, auf dem Kirchendache gegenüber gluckste ein Täuberich und die Taube wandte und drehte den blauschillernden Hals in der Sonne; bei ihm selber aber war es dämmerig. Das ärgerte den alten Mann und er sagte: „Ja, ja, so ist man vergessen, wenn man alt wird, nicht einmal der Sonnenschein kommt zu Unsereinem, der liegt auf den freien Plätzen, wo die Regimentsmusik spielt, und scherwenzelt um die Promenaden, wo die feine Welt spazieren geht; an einen alten Mann, der ihn so gut brauchen könnte bei den theuren Holzpreisen, denkt er nicht." Man sollte aber nie zu frühe über etwas urtheilen, sonst wird man leicht ungerecht. So ging es dem alten Mann, denn wie er jetzt scharf hinüber sah nach dem in der Sonne glänzenden Schieferdach, kam es ihm vor, als löse ein heller Strahl sich von dem überglänzten Kirchendache und flöge direct auf sein Fenster zu. So war es auch, und es war gut, daß das Fenster ein wenig offen stand, da fand der Strahl keine Schwierigkeiten, einzudringen; er machte sich zwar ein wenig schmal, denn der offene Fensterspalt war auch nicht breit, wie er aber hindurch war bis auf die Mitte des Tisches, da dehnte er sich und ward leuchtender. „Ei das ist ja eine Seltenheit", sagte der alte Mann und sah nach dem Strahl, der sich auf dem Tische niedergelassen, — doch wie er so hinblickte, da sah er, daß das eigentlich gar kein so gewöhnlicher Sonnenstrahl sei, sondern es war etwas Apartes — etwas — — aber das muß man näher beschreiben. Da saß auf dem Tische, umflossen von Sonnenglanz, ein helles Persönchen; man wußte nicht, ging der Strahl von ihm aus, oder durchleuchtete er nur den crystallenen Leib, — es war gestaltet wie ein Menschenkind, und doch so körperlos, mit einem Angesicht so schön und so süß, und doch wieder so traumhaft zerflossen unter den überwallenden Schleiern von Sonnengold. „Ach!" sagte das Persönchen und nahm Platz auf der hörnenen Schnupftabaksdose und spiegelte sich ganz kokett in dem Arzneiglase, welches daneben stand, „ach, Sie erlauben doch, daß ich mich setze, mein Herr? es hat wirklich Mühe gekostet, Sie zu finden, ich bin ganz erschöpft davon." Während es dieses sagte, fächelte es sich Kühlung zu, so daß der ganze Lichtstrom in eine schwankende, schwimmende Bewegung kam. Der alte Mann hatte inzwischen Zeit gefunden, sich von seinem Erstaunen zu erholen und da er noch von der alten Welt und sehr höflich war, so sagte er verbindlich: „Bitte, bitte, machen Sie es sich so bequem als möglich." — „Sie wohnen etwas entlegen", sagte das Persönchen, indem es sich breiter ausdehnte und dabei noch über das Arzneiglas hinfloß, „aber recht hübsch, recht angenehm." Der alte Mann sah sich ebenfalls um und es war wunderbar, wie das Stübchen ihm auf einmal nicht mehr so armselig und kahl vorkam, wie sonst, es schien sich ganz verändert zu haben. „Das macht der angenehme Besuch, Ihre freundliche Gegenwart", sagte er, „wenn Sie mich öfter beehren wollten . . ." — „Mit Vergnügen", sagte der Strahl, „aber man kommt so schwer dazu, vor den vielen Geschäften." — „Das wundert mich", sagte der alte Mann, „ich dachte, Sie und Ihre werthe Familie gehörten

Digitized by Google

zu den Privatiers, — ich weiß nicht, Herr oder Fräulein?" — „Bitte, bitte", sagte der Strahl abwehrend, „keine Complimente, Namen thun nichts zur Sache. Sie glauben, wir lebten im Privatstande, wir lebten nur so in den Tag hinein? Sie irren, wir haben alle Hände voll zu thun." — „Wenn ich Ihnen dienen könnte", sagte der alte Mann. — „Danke, danke", antwortete der Strahl, „wir theilen uns eben ein. Aber ich kann Sie versichern, es ist keine Kleinigkeit, was wir zu thun haben. Nehmen wir nur das Eis — es ist ein entsetzliches Geschäft, das zu schmelzen, und manchmal ist es so zäh, so widerspenstig, daß man fast nicht damit zu Ende kommt; dann aber sollten Sie das Geschrei der Leute hören: ja, will denn das Eis gar nicht aufthauen? was ist denn das für ein Wetter? und so weiter." — „Ja die Leute, die Leute!" sagte der alte Mann. — „Und dann", fuhr der Strahl fort, „was machen die Saamenkörner, die verschlafenen Dinger, Einem nicht Arbeit und Mühe; von den Blumen will ich noch gar nicht reden, aber so ein Hochsommer, wo das Heu getrocknet und die Saaten gereift sein wollen, wo die Traube sich nicht zu helfen weiß und jeder Apfel sich rothe Backen nach uns anschreit, das ist eine Last und eine Arbeit! Hat man aber Dank davon? Gott bewahre, da schreien die Leute gleich über die Hitze und bedenken nicht, daß wir für die viele Arbeit mit gesammter Mannschaft eintreten müssen." — „Ja, die Leute, die Leute!" sagte wieder der alte Mann. — „Nun, was mich anbelangt", sagte der Strahl, und nahm eine vornehmere Haltung an, „ich kann gerade nicht klagen, ich habe auch mit diesen gröberen Geschäften Nichts zu thun, ich widme mich mehr der Kunst." — „Ach!" sagte der alte Mann nun doppelt erfreut, „da sind wir ja Collegen, und in welcher Branche, wenn ich fragen darf?" — „Ich bin Maler", sagte der Strahl, „und Optiker." — „Sie beschäftigen sich wohl vorzugsweise mit der Photographie?" meinte der alte Mann ein wenig herabgestimmt. — „Nicht doch", sagte der Strahl, „ich bin auch etwas Schauspieler, ja selbst Jongleur, wenn Sie wollen, alle meine Obliegenheiten kann ich Ihnen jedoch nicht so in einem Wort zusammenfassen, es ist am Besten, ich gebe Ihnen eine Probe davon." — „Sie sind außerordentlich gütig", sagte der alte Mann, „wie ich das entbehrt habe, können Sie gar nicht denken . . . das Schauspiel . . . die Oper . . ." — „Ich halte auch nichts davon", sagte der Strahl, „das ist immer nach unserer Zeit. Sie werden sehen, ich habe eine ganz andere Methode." Mit diesen Worten erhob sich der Strahl und ehe der alte Mann es sich versah, senkte er sich ihm tief, tief in die Augen. . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Vom dritten deutschen Bundesschießen.

Von unserem Specialcorrespondenten F. L. N.

Wien, 30. Juli.

Der Kaiser auf dem Festplatz.

Gestern sollte das Feuerwerk Stuwer's abgebrannt werden, aber dieser ist unter dem Gestirne der Plejaden geboren. Man wußte es im Voraus, daß es regnen würde; wenn man sein Programm liest, greift man zum Regenschirm. Wie die Bewohner Wiens versichern, ist er ein zuverlässigerer Regenprophet, als irgend ein Laubfrosch oder das niedrigst stehende Barometer, ein Umstand, der sehr Viele nicht nur an eine scheinbare Absichtlichkeit in seinem Schicksale glauben läßt. In der That regnete es gestern beinahe unaufhörlich, während heute wieder das schönste Wetter eingetreten ist. Ja, das Schicksal schien den Pyrotechniker zu necken; kaum war sein Feuerwerk abgesagt, so klärte sich der Himmel. Armer Stuwer! Er mag sich damit trösten, daß die Familie Stuwer, als Gattungsbegriff genommen, ungemein zahlreich ist, daß ihr nicht nur Pyrotechniker, sondern auch die meisten Künstler und Dichter, ja selbst Könige und Kaiser angehören.

Die Begrüßung, welche dem constitutionellen Herrscher Oesterreichs zu Theil geworden ist, wäre sicherlich weit enthusiastischer ausgefallen, wenn Stuwer gestern kein Feuerwerk beabsichtigt hätte. Während bei dem Schützenzuge die Bevölkerung Wiens von dem Burgringe bis zum Ende der Jägerzeile, ja bis in die Laubgänge des Praters ein siebenfaches, hunderttausendköpfiges Spalier gebildet hatte, das kaum dem Fußgänger, geschweige einem Wagen das Vorwärtskommen gestattete, fuhr ich gestern ohne alles Hinderniß bis zu dem Festplatze. Der schnelle Fiaker bedurfte kaum der allen Wiener Kutschern eigenen Kunst im Ausweichen, als wir durch die große Praterallee an einzelnen Fußgängern, Reitern und Wagen vorbeieilten. Tout passe, tout se lasse, tout se casse! Der Enthusiasmus ist wie die Blume des Weines, welche rasch verduftet. Die Fluth des Festes ist im Fallen. Einzelne Schützen denken schon an ihre Abreise: es wird sehr bald Alles sein gewohntes Aussehen zurückgewinnen und der Katzenjammer der Schützenfeste — das Deficit — sich fühlbar machen. Die Herren vom Finanz-Comite, Chefs der ersten Bankhäuser, welche jetzt angestrengter als die ärmsten Commis oft bis drei Uhr in der Nacht arbeiten, um in aller Frühe gegen sechs Uhr wieder an der Arbeit zu sein, hatten sich große Hoffnungen auf die gestrige Einnahme gemacht, aber das Schicksal Stuwer's hat sie in sein Netz gezogen. Das Gesicht dieser Herren verlängert sich, wie das voraussichtliche Deficit, welches den Schützenfesten gefährlich zu werden droht. Weiß man es doch noch nicht, welche Stadt die Ehre annehmen will, dasselbe möglichst glänzend zu feiern. Wie die Geburtsstätte Apollos hat es noch keine bestimmte, feste Stätte finden können.

Um 5 Uhr kamen Graf Taaffe, etwas später der Minister des Innern Dr. Giskra, der Bürgermeister Dr. Zelinka und der Polizeidirector Strobach auf dem Festplatze an. Das Publikum und ein Theil der Schützen bildete vom Hauptportale bis zur Festhalle in dichten Reihen Spaliere, während die Schützenwache, die Turner und die Mitglieder des Ordnungs-Comite's die Ordnung aufrecht erhielten. Das Central-Comite und die Mitglieder der übrigen Comites versammelten sich mit den anwesenden Ministern am Haupteingang der Festhalle. Am Hauptportale, vor der Germania, auf der Gallerie der Festhalle, auf dem Belvedere und vor der Schießhalle waren Musikbanden, darunter sämmtliche Capellen der Tyroler aufgestellt. Gegen halb 6 Uhr fuhr der offene, zweispännige Wagen des Kaisers in den Festplatz. Er trug die Obersten-Uniform seines Tyroler Jägerregiments. Der Kaiser fuhr bis zur Festhalle und wurde auf dem Wege von tausendstimmigen enthusiastischen Hochs begrüßt. Die Musikbanden spielten die Volkshymne.

Als ich den Kaiser wieder erblickte, gedachte ich früherer Zeiten, in welchen ich ihn oftmals gesehen habe. Ich habe ihn auch nach Solferino und Magenta im Theater gesehen; man betrachtete ihn damals mit kalter Bitterkeit, die Herzen des Volkes waren ihm entfremdet. Wie anders ist dieß geworden! Der Kaiser hat die italienischen Provinzen verloren, aber er hat die Herzen seiner deutschen Unterthanen gewonnen, die jetzt in treuer Liebe an ihm hängen. Allerdings bleibt der Adel demonstrativ diesem deutschen Feste fern, weil ihn dessen demokratischer Charakter bis in's Innerste verletzt. Wir bemerkten weder heute noch an einem der früheren Tage die Träger jener stolzen Namen, die sonst so freundlich und populär zu sein wissen, eine Zurückhaltung, die wir im Interesse des österreichischen Adels beklagen.

Als der Kaiser ausstieg, ließ der Jubelruf der Menge den

Digitized by Google

Präsidenten des Central-Comite's, Herrn Dr. Kopp, nicht zum Worte kommen. Nachdem Stille eingetreten war, begrüßte er den Monarchen im Namen der österreichischen und deutschen Schützen und brachte ein dreifaches Hoch auf denselben aus, in welches Tausende einstimmten. Der jetzt so populäre Herrscher grüßte freundlich lächelnd nach allen Seiten, dankte Herrn Kopp, richtete an den Frankfurter Herrn Fabricius einige herzliche Worte und bemerkte dem Bundespräsidenten Schröder aus Bremen, daß es ihn freue, so viele Norddeutsche bei diesem Feste gefunden zu haben.

Hierauf betrat der Kaiser, von den Mitgliedern des Central-Comite's begleitet, die zahlreich besuchte Festhalle, in der er auf das Wohl aller Schützen trank. Der Toast entfesselte die Begeisterung. „Es lebe der Kaiser!" scholl es von tausend Lippen, die Hochrufe ließen die Halle erdröhnen, man schwenkte die Hüte, und Jeder suchte des Kaisers ansichtig zu werden, welcher seinen Weg fortsetzte, um den Bau auf das Genaueste zu besichtigen. Er betrachtete Küche und Keller und wandte sich alsdann, von dem Bau-Comite begleitet, zu dem Gabentempel, wo er ein prachtvolles Bouquet für seine Gemahlin acceptirte, welche jetzt in Ischl ist. Er versprach, es ihr morgen zu übergeben; vor seiner Abreise wollte er aber noch die Schießhalle besichtigen, um sich als Schütze zu erproben. Dieselbe war so voll, daß der Kaiser Anfangs in keinen Schießstand eintreten konnte. Endlich fand sich eine Lücke.

„Es ist ein eigenthümlicher Zufall", bemerkt Herr Fabricius, „daß Eure Majestät gerade in jenen Schießstand eintreten, in dem sich ein französischer Schütze befindet." Der Schütze erinnerte den Kaiser auf seine Frage, ob er Franzose sei, an eine glänzendere Zeit des Hauses Habsburg. „Je suis Lorrain, Sire", et comme vous l'a dit le maire de notre ville à votre arrivée à Nancy, nous avons le souvenir du coeur et avons gardé le souvenir des bienfaits, dont vos ancêtres ont comblé notre pays." Der Kaiser dankte verbindlich, aber wie mag es den Enkel der deutschen Cäsaren berühren, überall Spuren dahingeschwundener Größe zu finden? Nachdem er einige der besten Schützen, vor Allen den Norweger Larsen, der in drei Minuten 53 Schüsse that und 21 Treffer machte, durch seine Anerkennung ausgezeichnet hatte, schoß er selbst. Eine Sekunde später zeigte der Zieler, daß er einen Dreier geschossen habe. Die folgenden zwei Schüsse waren weniger gelungen und zeigten hierdurch auch meinem skeptischen Geiste, daß der erste wirklich gethan und der von ihm geweckte Jubel gerechtfertigt sei. „Je mehr ich schieße, desto ärger wird es", rief der Kaiser lächelnd aus. Ueberdieß weht ein starker Wind und das Gedränge ist groß. Unter dem rauschenden Zuruf der Schützen verließ der Monarch die Schießhalle, besichtigte das Belvedere, bewunderte den in der That prächtigen Anblick, welcher sich von diesem Punkte bietet, kehrte in die jetzt beleuchtete Halle zurück und ließ sich das Bundesbanner zeigen, wodurch der Enthusiasmus von Neuem geweckt wurde. Unter nicht endenwollenden Zurufen trat er durch das Hauptportal in's Freie, wo sämmtliche Musikbanden die Volkshymne anstimmten, die in tausend Herzen ihren Widerhall und in tausendfachen Hochs ihre Begleitung fand. Der Kaiser bestieg den Wagen und der Zuruf seines Volks und seiner deutschen Gäste mußte ihm noch lange vernehmbar bleiben. Ich bin überzeugt, daß nur der störende Regen die Schuld daran trägt, wenn der ganze Weg des constitutionellen Kaisers nicht der Schießhalle glich.

„Er hat im Wesen nachgegeben", sagte mir einer seiner früheren Gegner, „ich achte es jetzt an ihm, daß er als Soldat erscheint. Mag er die Uniform tragen, wenn nur Oesterreich die Montur und die Kutte auszieht". „Glauben Sie, daß dies der Fall sein wird? fragte ich hierauf, „Sie waren ja immer pessimistisch". — „Gewiß, aber ich bin es nicht mehr und Hunderttausende haben ebenso ihre Meinung über unsere Zukunft geändert."

Der Magyar, wie er sein soll!

Der Berliner „Zukunft" wird aus Pest geschrieben:

Es ist ein Stück Mittelalter, das ich Ihnen heute erzähle, und ich muß mich, um Glauben bei Ihren Lesern zu finden, auf meine Bekanntschaft mit Ihnen berufen. Graf Joseph Palffy nämlich, einer der Koryphäen unserer liberalen Partei im Oberhause, ein Mann, der — natürlich nur, wenn die Feindseligkeit gegen die Deutschen damit verdeckt wird — gern den Demokraten spielt, besitzt umfangreiche Waldungen und einen großen Wildstand, der den einstigen Leibeigenen des Grafen, armen slowakischen Bauern, die Felder verwüstet. Die Leibeigenschaft besteht in Ungarn, vielfach bis auf das jus primae noctis eingeschlossen, noch thatsächlich; die armen Bauern duldeten und duldeten den Wildschaden, bis sie, um den letzten Bissen Brod zu retten, einige Hirsche niederschossen. Darauf furchtbare gerichtliche Untersuchung, die in allen ungarischen Comitaten darin besteht, daß der gestrenge Herr Stuhlrichter die Verdächtigen so lange prügeln läßt, bis sie das Verlangte eingestehen. So geschah es in Lopassa, dem Wohnorte der Slowaken, und jedermann hätte das recht und gerecht gefunden, um so mehr, da die Geprügelten ja nur Slowaken waren, die in ungarischen Augen noch tiefer stehen als die — wie Kossuth schreibt: „elenden", und wie der ächte Ungar sagt: „Hundsfötter von —" Deutschen. Aber die Strafen, die hinterher den Torturirten zudictirt wurden, waren so barbarisch, daß die slowakischen Bauern sich zusammenrotteten und Drohungen ausstießen. Da rückte der Stuhlrichter Salé mit Panduren in das Dorf, und nun begann gegen die unglücklichen Bauern ein Wüthen, dessen Schilderung die Kräfte meiner Feder übersteigt. Um nur ein Beispiel hervorzuheben: der Bauer Johann Vlkowitsch erhielt fünfzig Hiebe, und als er zerfetzten Leibes sich erhob und einige Flüche murmelte, ließ ihn der Stuhlrichter erschießen. Die Mehrzahl der Dorfbewohner wurde halb todt geprügelt. Die ungarischen Blätter meldeten, nach dem Vorgange des ministeriellen Pesti Naplo, von schweren Excessen der ehemaligen Unterthanen des liberalen Palffy und von der Energie und dem Patriotismus des Stuhlrichters, der natürlich mit Lob überschüttet wurde. Von sämmtlichen Blättern des Landes war es nur eins, der „Ungarische Lloyd", der einen Theil der Wahrheit anzudeuten wagte. Da erwarb sich die Prager „Politik" das Verdienst, den Vorgang aufzudecken, und die Zeitumstände — der Ausgleich mit Kroatien wurde gerade verhandelt — zwangen den Justizminister zur Einleitung einer Untersuchung, welche soeben beendet ist und die buchstäbliche Wahrheit des vorstehend Erzählten bestätigt hat. Und was geschieht den Henkern und Mördern? Sie werden des Amtes entsetzt, natürlich nur, bis sie wiedergewählt werden. Graf Palffy soll einen Zaun um den Wald ziehen, aber erst nach einem Jahre. Gegen die Panduren, die einzig den Befehlen ihrer Vorgesetzten gehorchten, soll der Biregespan disciplinarisch vorgehen. Sie alle befinden sich auf freiem Fuße. Die geprügelten Bauern aber, die auf Grund ihrer erprügelten Geständnisse eingesperrt wurden, werden in Haft gehalten, nicht freigelassen, nicht einmal gegen Caution, nicht einmal während der Zeit der dringendsten Landarbeit. Sie sind ja Slowaken. Und nun bedenken Sie, daß solche Prügelscenen sich fast täglich ereignen, wenn sie auch nicht gerade mit Mord enden; daß der Sieg des Prügelsystems über das deutsche Gerichtsverfahren als einer der höchsten nationalen Triumphe gefeiert wird; daß der Deutsche, der Slawe, der Jude, der vor den Stuhlrichter geschleift wird, sicher sein darf, als Einleitung des Gerichtsverfahrens einen Faustschlag in das Gesicht zu erhalten oder halb erwürgt zu werden; daß nur die Bestechung des Richters dem Nichtmagyaren die Existenz außerhalb des Gefängnisses sichert.

Digitized by Google

Correspondenzen.

Meerholz, 31. Juli.

Die Eröffnung der Hanau-Bebraer Eisenbahn hat unser anmuthiges Kinzigthal wieder eingereiht in den großen Weltverkehr, der ihm vor länger denn zwanzig Jahren so ungerechter Weise genommen wurde. Man hat eingesehen, daß die Eisenbahnen nicht nach bloßem Belieben gebaut werden können, sondern den Wegen folgen müssen, die ihnen von der Natur vorgezeichnet worden sind. Es war ein großer Fehler, daß man den Schienenweg, der Rhein und Weser in Verbindung setzt, nicht der uralten Land- und Heerstraße entlang legte, sondern den durchaus ungerechtfertigten Umweg über Marburg nehmen ließ. Die alten angestammten Provinzen triumphirten damals über die annectirten Länder von 1814 und 1816, und das Kinzigthal hat schwer gelitten unter dieser unverzeihlichen Eisenbahnsünde. Aber lassen wir die Anklage und freuen wir uns, daß die Zeit alle Wunden heilt, auch diejenigen, welche eine verkehrte Eisenbahnpolitik geschlagen. Schon fühlen wir die Segnungen, welche eine große Eisenbahn einem Landstrich bringt, den sie durchschneidet. Auch im Kinzigthal leben wir neu auf, seitdem die erste Lokomotive, an der alten Kaiserburg bei Gelnhausen vorbei, den amnis Cynthius entlang (so nennt der Dichter Lotichius die Kinzig) nach der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser hinaufdampfte, und schon jetzt ist manche Hoffnung erfüllt worden, die sich an dieses Ereigniß knüpfte. Namentlich bringen uns die Sonntagszüge vergnügungslustige Touristen, eine Art Menschen, die uns früher gänzlich unbekannt waren, da nur diejenigen Reisenden, welche absolut mußten, per Omnibus oder Postwagen die beschwerliche Tour durch das Kinzigthal machten. Kein Wunder, daß unsere Städte und Vergnügungsorte verödeten und abstarben. Schon jetzt blüht neues Leben aus den Ruinen, und wenn die Zahl der Reisenden zunimmt, so werden auch unsere Gast- und Vergnügungswirthschaften wieder den alten Rang einnehmen, den sie zur Blüthezeit der alten Frankfurt-Leipziger Straße behaupteten. Wenn aber nun gar noch eine kleine Festlichkeit zu den landwirthschaftlichen Reizen, die das Kinzigthal schmücken, hinzukommt, so ist es gewiß nicht unbescheiden, wenn wir hierzu auch ein größeres Publikum einladen. Die Generalversammlung des landwirthschaftlichen Vereins des Amtes Meerholz, verbunden mit einer Viehausstellung und Verloosung von Vieh und landwirtschaftlichen Maschinen und Geräthschaften, findet am 6. August in Meerholz statt und dieses bescheidene Fest dürfte die schönste Gelegenheit bieten, neben den landwirthschaftlichen Reizen der Gegend auch die Fröhlichkeit ihrer Bewohner kennen zu lernen. Graf Carl von Meerholz hat den reizend gelegenen Schießplatz dem Festcomite zur Verfügung gestellt, und mit diesem Festplatz mit wundervoller Aussicht auch zugleich die gräflichen Keller, woraus die besten Jahrgänge des letzten Jahrzehnts den Gästen zu einem nicht bloß civilen, sondern geradezu liberalen Preise verabreicht werden. Unsere Weine können sich selbstverständlich nicht mit den Blumen des Rheingaus messen; aber sie liefern denn doch den Beweis, was menschliche Thätigkeit und Umsicht selbst im Weinbau zu leisten vermag. Was aber kann man von einem Volksfeste mehr verlangen, als einen reizenden Festplatz, fröhliche und honette Gesellschaft, gastfreundliche Aufnahme und einen trefflichen Wein! Wie gesagt, werden wir Kinzigthäler es uns zur Ehre anrechnen, wenn unsere Gäste mit Befriedigung von uns scheiden; einer freundlichen Aufnahme können sie sich versichert halten, und wenn sie halbwegs nur bescheiden sind, so werden ihnen die guten Jahrgänge des Herzberg's und anderer Lagen auch die Lust zum Wiederkommen nicht benehmen, vorausgesetzt, daß sie des Guten nicht gar zu viel thun und den „Feuertrank" mit männlicher Vorsicht genießen, denn auch der Gelnhäuser Nectar hat seine Tücken!

Kunst-Notizen.

Altenburg, 21. Juli. Die beiden ersten Tage der seit dem 19. d. hier eröffneten sechsten Tonkünstler-Versammlung sind unter einer sehr regen Theilnahme des Publikums verflossen. Die Stadt ist durch eine große Anzahl Fremder belebt; von den mitwirkenden Tonkünstlern haben die meisten gastliche Aufnahme in Familien gefunden. Das Fest wurde am 19. Morgens sehr würdig durch Aufführung der Bach'schen Motette: „Jesu, meine Freude" in der Brüderkirche eröffnet. Mittags 12 Uhr erfolgte die mündliche Eröffnung der Versammlung durch eine Begrüßungsrede des Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, Dr. Brendel von Leipzig, und einen sich dieser Rede anschließenden Vortrag des Hofraths Prof. Dr. Osw. Marbach ebendaher über die Wiedergeburt der dramatischen Kunst durch die Musik in der Aula des Josephinums. Am Abend folgte das erste große geistliche Concert in der Brüderkirche unter der Leitung des Musikdirectors Riedel von Leipzig, bei welchem zum ersten Male in Deutschland das große Requiem von Hector Berlioz für Tenorsolo, Chor und Orchester, nach einer Umarbeitung der Instrumentation von Prof. C. Götze aus Weimar, und der prachtvolle 13. Psalm von Franz Liszt zur Aufführung gelangten. Der gestrige Tag führte in einer Matinée in dem Saale der Concordia die bedeutendsten Virtuosen der Versammlung vor. Es ließen sich dabei besonders die Herren Prof. Speidel aus Stuttgart, Concertmeister Jacobsohn von Bremen und Kammermusiker Krumbholz von Stuttgart, die vorzüglichen Pianisten Gebr. Willi und Louis Thom aus Pesth, Meyer aus Leipzig, Wünsch und Stamm von hier, Cabisius und Simon von Sondershausen, Steinbrecher aus Dessau, die Damen M. A. Wiedemann von Leipzig und L. Meyer aus Darmstadt hören. Am Abend hatte das zweite große geistliche Concert unter Leitung des hiesigen Coscapellmeisters Dr. Stade in der Schloßkirche eine außerordentlich zahlreiche Zuhörermenge herbeigezogen. Auch der Herzog war zur Anhörung desselben von Hummelshain eingetroffen. Das Programm des Concertes bildeten besonders mehrere Compositionen von Bach, ein Kyrie und Gloria von Palestrina, mehrere altdeutsche Gesänge und religiöse Lieder von Dr. Stade, Präludium und Fuge über den Namen Bach von Franz Liszt, der 126. Psalm von Rebling und eine Motette auf das Reformationsfest von Engel. Den Schluß des Festtages machte ein sehr heiteres Festmahl im Saale des „Preußischen Hofes". (D. Z.)

London, 30. Juli. Die Vermählungsfeier von Adelina Patti und dem Marquis de Caux nimmt in dem Berichte der „Morning Post" mehr denn zwei Spalten in Anspruch. Wie bei einem Hoffeste sind die Kleider und der Schmuck der Damen, sowie die Hochzeitsgeschenke aufs Einzelne beschrieben. Den Verehrern der Künstlerin theilt der Berichterstatter am Schlusse zur Beruhigung mit, daß sie der Bühne erhalten bleibe, vorerst (wie bekannt) ihr Engagement in Homburg antreten werde, und ihre Mitwirkung bei den beiden nächsten Londoner Saisons zugesagt habe.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

H. Winter in Paris: Das Rendezvous. — Vor dem Gewitter. — Valentin Ruths in Hamburg: Morgendämmerung. — H. Höfer in München: Eingang in das Lauterbrunnerthal. — Valentin Ruths in Hamburg: Herbstlandschaft. — A. Steinach in München: Winterbild. — Hugo Kauffmann in Cronberg: Der Taschenspieler auf dem Lande. — Petri in Frankfurt: Portrait-Büste. — A. Fischer in München: Der willkommene Besuch. — Xaver Zimmer in München: Der erste Maimorgen in Schwaben.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Genrebild von W. Kümpler. — Reiter-Statuette von J. C. Susenbeth. Porträt-Büste von Demselben. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach italienischen Meistern.

☞ Sonntag, den 2. August, ist die Gallerie geschlossen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 2. August. **Der Liebestrank**, Komische Oper in 2 Akten. Nach dem Italienischen des Romani von Georg Ott. Musik von Donizetti.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 206.)

Montag, 3. August. Letzte Gastdarstellung der k. k. Hofopernsängerin Frau Marie Wilt aus Wien. **Die Hugenotten**, große Oper in 5 Akten, nach dem Französischen des Scribe von Castelli. Musik von Meyerbeer. — Valentine: Frau Marie Wilt.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 214 und 215. Dienstag, den 4. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Der Erzähler fuhr fort:

„Ach!“ rief der alte Mann und preßte die Hände vor die Augen, denn er war erschrocken und geblendet von dem Strahl, aber als er die Hände wieder sinken ließ, da sah er plötzlich in einen hellen, blühenden Garten voll Strauchwerk und Blumenflor, durch die Laubgänge des Gartens sprang ein Knabe mit hellem Ringelhaar und ein weißes Hündchen sprang bellend voraus. Der Knabe duckte sich hinter einen blühenden Springenbusch, die blauen Blüthentrauben wogten auf und nieder und der blonde Kinderkopf lugte vor zwischen den dunkeln Blättern. Da kam eine Frau den Weg herabgeschritten, eine Frau mit einem holdseligen Angesicht, die rief: „Albert, wo bist Du?“ Aber statt des Knaben antwortete der alte Mann: „Da bin ich, Mütterlein, husch, fang mich — — und das ist der Joli, ei, wie bellt der so laut und lustig, das klingt wie Silberglöckchen! Nein, es ist nicht des Joli Bellen, es ist die lustige Weise einer Fiedel; das bin ich selber, der sich da schwingt im tollen Reigen. Wie die Becher klingen! und die Augen glühen! Bruderherz, gib mir die Hand! Du und ich und ich und Du in alle Ewigkeit! Leise, leise in der dämmerigen Mondnacht, wer singt vor dem verhüllten Fenster? — Das ist der Albert, und Du, die Du hinter den Gardinen lauschest, wer bist Du? Mondlicht und die wehende Gardine haben mir Deine Züge verwischt. — — Vorüber, Vorüber. — — Horch, da braust es in vollen Akkorden, Lichter und Töne rauschen ineinander, wie singt die Stimme? Ihr die ihr Liebe kennt, wißt was ich leide. — — — Wer beugt sich herab aus der fürstlichen Loge? Isabelle, Isabelle! Auf den Wogen der Tonkunst steig' ich zu Dir empor! Was frag' ich nach den fürstlichen Eltern? Sinn und Gedanke in Eines zusammen klingend und tönend, das ist Rhythmus, das ist Harmonie! Du sitzest am Clavier — meine Finger berühren die Deinen; Prinzessin, Sie greifen den falschen Akkord! — — O, braust zusammen alle Töne! himmlische Heerschaaren fallt ein mit Posaunengeschmetter in das Triumphlied meiner Liebe! — — Zerriß nicht da eine Saite? — das war ein Mißton! pfui! pfui! — — nein, es ist der Wind, der über die Haide streicht, der kalte, öde Wind, der im Gerölbricht wimmert. Und wer zieht einsam durch die Nacht? das ist der bleiche Geiger und hinter ihm ist Dunkelheit und vor ihm die pfadlose Haide. — — — Da ist ein Licht, ein fernes, fernes Leuchten — — Isabelle, meine Füße sind wund von der langen Wanderschaft, lasse mich niedersitzen wo das Licht brennt, und sei es selbst die Kerze zu Häupten Deines Sarges.“ Der alte Mann schwieg und der Sonnenstrahl, der sich in sein Auge gesenkt und in seiner Seele geruht, er stieg wieder empor. Aber wie er sich loslöste aus den Augen des alten Mannes, da war es nimmer das kleine krystallene Persönchen, da war es eine hohe, heilige Gestalt, die vor den Augen des Mannes stand, umflossen von den purpurgoldenen Strahlen der abendlichen Sonne. Und die Gestalt neigte sich nieder zu dem alten Manne und fragte: „Kennst Du mich nun, und weißt Du meinen Namen?“ Da faltete der Mann wie betend die Hände, hob sie zu der Erscheinung empor und rief: „Ja, ich kenne Dich, Du, die Du zu dem Einsamen hereintrittst, zu den Verlassenen und Vergessenen, Dich, die Du Labung den dürstenden Lippen des Kranken bringst und Freiheit in die Zelle des Gefangenen, Dich, die die nackten Hüttenwände der Armuth übergoldet, die das erlittene Unrecht sühnt und Rosen der Jugend auf die Schneeflächen des Alters streut, ich kenne Dich Erinnerung! Wie der alte Mann das gesagt, da floß die Gestalt zusammen in einen einzigen, leuchtenden Strahl, der berührte noch einmal die zurückgesunkene Stirn und wob einen hellen Kranz um sein greises Haar, und die Glocken der Kirche gegenüber fingen an zu läuten und ferne Glocken antworteten, denn es wollte Abend werden. Da hob sich auch der Strahl empor, hoch und höher, und entschwebte aus dem kleinen Zimmer, das wieder in Dämmerung zurücksank. Der alte Mann aber saß ganz still und hatte die Hände in den Schoos gelegt, und wie am andern Morgen die Leute nach ihm sahen, da saß er noch ganz stille da und die Leute sagten, er sei gestorben, — der Sonnenstrahl aber ruhte noch auf seiner Stirne.“

Der Erzähler schwieg, und eine Weile war es ganz still in dem Zimmer, dunkel war es schon lange geworden, da plötzlich stand das Clärchen auf und der alte Mann, der in sich zusammen gesunken war, nachdem er das Märchen gesprochen, er hörte das Schluchzen des Kindes durch die Stille, er fühlte, wie ihre Arme ihn umschlangen und wie die thränenfeuchte Wange sich an die seine preßte, und er empfand es jetzt zum ersten Male, daß das Kind ein Mädchen geworden war, daß sie sein Märchen verstanden.

Ehe er aber noch etwas sagen konnte, ging die Zimmerthür auf und die Frau Tante trat herein mit einem Lichte in der Hand. „Clärchen, Clärchen,“ sagte sie, „das war eine lange Dämmerstunde, komm herab und an die Arbeit, Du bist jetzt kein Kind mehr.“

Der alte Mann drängte das Mädchen mit sanfter Gewalt von sich, aber in Armesweite hielt er sie an beiden Händen fest und blickte lang, lang in das schöne, erregte Gesicht mit den dunklen Augen. „Nein, Du bist jetzt kein Kind mehr!“ sprach er, dann zog er sie wieder an sich heran, küßte sie auf die Stirne und sprach leise, nur ihr verständlich: „Du warst mein Sonnenstrahl nach langer Dunkelheit, Gott lasse Dich den Deinen finden!“

Einige Tage nach diesem Abende kam der schäbig aussehende Lohndiener zu der Frau Tante herab und sagte, daß sein Herr so gar elend sei und noch einige Tage nachher, da lag der alte Mann

Digitized by Google

im Sarge. In seinem Arme ruhte seine Geige und um seinen Hals hing an einem dünnen Kettchen ein Medaillon, darin befand sich eine Locke braunen Haares, auf seiner Brust aber lag eine dunkele, süßduftende Hyacinthe. Das Clärchen hatte die Blume gezogen und diese hatte gerade zur rechten Zeit ihre duftenden Glocken hinter dem schützenden Fenster entfaltet, damit das Mädchen sie als letzte Liebesgabe dem todten Freunde auf die Brust legen konnte.

Die Frau Tante Auracher, das Clärchen und der schäbige Lohndiener, das waren die einzigen Leidtragenden, welche dem Sarge des alten Mannes folgten. Die Frau Tante hatte die Hyacinthe von der Brust des Todten genommen und hielt sie in der einen Hand, mit der anderen Hand hielt sie die Hand des Clärchens fest. Als der Sarg hinab gesenkt ward, da bewegte die Frau Tante die Hand und es war, als winke sie dem Todten mit der Blume, die sie ihm von der Brust genommen, einen Abschiedsgruß nach. Das Clärchen konnte fast nichts sehen, denn die Thränen verdunkelten ihr den Blick, der erste Schmerz, welchen sie erlebte, er wollte ihr fast das Herz zusammen pressen.

Von dem Kirchhofe, wo die Leiche des alten Mannes nun eingesenkt worden war, ging die Frau Tante nicht sogleich nach Hause, sie schritt durch einsame Hintergäßchen, immer das Clärchen zur Seite und die Blume in der Hand, bis sie vor einem hinteren Pförtlein der großen, alten Stadtkirche stand, welches dem Gebrauch gemäß den Tag über unverschlossen blieb.

Clärchen fragte nicht, was die Frau Tante an einem Wochentage in der Stadtkirche wolle, ihre Gedanken waren zu sehr mit ihrem todten Freunde beschäftigt. Aber als sie eintraten in die große, dämmerige, kalte Kirchenhalle, da richtete das Clärchen doch einen fragenden Blick auf die Frau Tante, welche diesen aber nicht beachtete.

Im Chore der Kirche standen alte Steinbilder, das waren die Grabmonumente der später gefürsteten alten Grafen, die einst in dem Ländchen geherrscht, welches den gleichen Namen, wie die Stadt trug. Sie blickten grimmig und trotzig herab aus ihren Steinhelmen auf die kleine Gestalt der Tante Auracher, die, in ihren schwarzen Kapuzenmantel gehüllt, festen Schrittes an ihnen vorbeiging. Sie hielten Schwerter und Streitäxte in den steinernen Händen und hätten die Geister Derer, welche sie darstellen sollten, sie beleben dürfen, die Frau hätte keinen Schritt weiter thun können, denn die fürstlichen Schwerter hätten sich ihr entgegengestreckt und die Streitäxte hätten das Haupt der ehemaligen Kellermeisterin zermalmt, ehe sie ihres Auftrages sich entledigen gekonnt.

Christina Auracher aber war ein muthiges Weib, die alten Steinfiguren und die Erinnerungen, welche dieselben wachrufen mochten, schreckten sie nicht. Für eine so kleine Person hallte ihr Fußtritt merkwürdig laut in der leeren Kirche wieder, stumm und beklommenen Herzens mit leisen Schritten folgte ihr das Mädchen.

Inmitten des Chores stand ein Sarkophag von grauem Sandstein mit Sculpturen von Marmor. Ein Wappenschild von schwarzem Marmor lag auf dem Deckel des Sarkophages, eine Fürstenkrone darüber und ein Lilienstengel von fleckenlosem Alabaster als Sinnbild der Jungfräulichkeit, über den Steinsarg rollte ein Fürstenmantel von buntem Marmor, an der Stirnseite aber standen in broncenen Buchstaben die Worte: „Ad memoriam Isabella principessa“ — auf dieses prächtige fürstliche Grabmal schritt die alte kleine Frau zu, welche soeben von dem Grabe des alten vergessenen Mannes gekommen, und sie nahm die dunkle Hyacinthe, welche das Clärchen gezogen, die Blume, die auf der Brust des todten Mannes geruht und legte sie still auf den Fürstenschild neben die weiße, steinerne Lilie — das Clärchen sah es, aber sie fragte nicht warum? sie wußte es ja, der Todte hatte ihr das Märchen seines Lebens erzählt.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe über das zukünftige Deutschland.

Da man sich in der letzten Zeit öfters auf Goethe's politische Meinungen berufen und dieselben besonders mit unseren gegenwärtigen Verhältnissen zusammengestellt hat, so wird es gewiß nicht ohne Interesse sein, auf eine Stelle hinzuweisen, wo man seine Ansichten über Fragen, die die Gegenwart lebhaft bewegen, im Zusammenhang ausgedrückt findet. Dieselbe steht in dem, im Jahre 1848 erschienenen, dritten Theil der Eckermann'schen Gespräche mit Goethe, Seite 270, unter dem Datum: „Donnerstag, den 23. October 1828.“

Eckermann erzählt:

Wir sprachen sodann über die Einheit Deutschlands, und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswerth.

„Mir ist nicht bange“, sagte Goethe, „daß Deutschland nicht Eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor Allem aber sei es Eins in Liebe untereinander und immer sei es Eins gegen den auswärtigen Feind. Es sei Eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; Eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsundreißig Staaten ungeöffnet passiren könne. Es sei Eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimar'schen Bürgers von dem Gränzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglicher gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner Eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrthum.

Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Culturzustand Frankreichs entworfen, und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun, besonders im südlichen, einzelne Departements, die in ganz schwarzen Farben daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsterniß. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich, statt des einen großen Mittelpunktes, zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?“

Wodurch anders ist Deutschland groß als durch eine bewunderswürdige Volks-Cultur, die alle Theile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht, und welche ihre Träger und Pfleger sind? Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Cultur stände! ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Cultur Hand in Hand geht!“

Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reiche vertheilte Universitäten, und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind

Digitized by Google

im Ueberfluß da. Ja es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich!"

Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebenzig hinausgeht und die doch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande so verbreitet, wie in Deutschland, und das ist auch Etwas.

Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebens-Elemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen, und fragen Sie sich, ob das Alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen?

Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen. Würden sie aber wohl bleiben, was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränetät verlieren und irgend einem großen deutschen Reiche als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? Ich habe Ursache, daran zu zweifeln."

Ermordung eines Mädchens.

Der in Gera erscheinende „Generalanzeiger für Thüringen" berichtet über eine dort vorgefallene dunkle That unterm 26. Juli Folgendes:

„Gestern Vormittag 9 Uhr war die Frau Pohle aus Stublach im Begriff, auf dem von dort über das sogenannte Milbitzer Weidigt und Kuba hereinführenden Weg nach der Stadt zu gehen. Das Weidigt ist eine Strecke niederen Gebüsches, welches sich Milbitz gegenüber zwischen dem genannten Wege und der Elster befindet. An der anderen, nach der Stadt hereingesehen, linken Seite des Weges liegen Felder, die gegenwärtig gänzlich leer stehen. An der Seite nach dem Tinzer Park zu werden diese Feldgrundstücke durch den Tinzer Bach begränzt, der dort zwischen ziemlich hohen, mit Weiden und Erlen und Gestrüpp bewachsenen Ufern fließt.

Der Bach mündet bald nachher in die Elster und ist da, wo er den Stublacher Weg durchschneidet, von einer kleinen aber hohen steinernen Brücke überwölbt. Die genannte Frau Pohle war eben im Begriffe, diese Brücke zu überschreiten, als sie zur Linken, am Bache aufwärts, ein Geräusch vernahm und, nach dieser Seite hingewendet, mit einem einzigen flüchtigen Blicke ein Bild gewahrte, welches ihr das Blut erstarren machte. In einer Entfernung von ungefähr fünfzehn Schritten sah sie dort eine Mannsperson, welche halb aus dem Gebüsch hervorgebogen, mit der einen ganz von Blut bedeckten Hand ein weibliches Bein emporhielt. Die Frau eilte entsetzt und von Angst getrieben auf dem Wege fort und kam dort in derselben Entfernung, als sie von der Brücke aus den Mann gesehen, an einer furchtbaren dicht am Wege befindlichen frischen Blutlache vorüber. In ihrer Angst hierdurch noch mehr erregt, lief sie vorwärts und sah bald nachher einen ihr bekannten Mann, den Wagnermeister Körbel aus Langenberg, auf dem Wege von der Stadt her ihr entgegen kommen. Sie winkte ihm zu und theilte, näher gekommen, demselben ihre Wahrnehmungen mit, nach welcher soeben hier ein Mord verübt worden sein müsse. In demselben Momente sahen Beide den Unbekannten an der bezeichneten Stelle aus dem Ufergestrüpp treten und längs des Baches fortgehen. Er erschien ihnen noch jung und mit Rock und Mütze bekleidet. Körbel rief ihm zu Halt zu und eilte nach ihm hin, was Jenen indeß zum Laufen veranlaßte. Der Fremde sprang am Ufer des Baches aufwärts bis zu der Stelle, wo der Bach einen Winkel nach der Elster zu bildet, bei dessen Verfolgung der Flüchtige dem Körbel hätte entgegen laufen müssen. Statt dessen setzte er aber dort über das Ufer hinab und floh auf der anderen Seite weiter, ohne daß Körbel, zu schwach zur Verfolgung, ihn erreichen konnte. Seitdem ist keine Spur von dem Verbrecher mehr aufzufinden gewesen. Nur in Rusitz will man an demselben Tage eine Mannsperson gesehen haben, auf welche die Beschreibung der beiden Zeugen passen würde.

Die genannten beiden Personen gingen hierauf auf dem Wege zurück, an der Blutlache vorüber nach dem Bachufer. Hier fanden sie ein junges Mädchen mit furchtbar klaffender Halswunde, völlig leblos, mit dem Kopfe nach dem Bache gewendet, in den die eine Hand bereits hinabhing. Der Mörder hatte sein Opfer jedenfalls in den dort tief und versteckt fließenden Bach stürzen wollen, an welchem Vorhaben ihn das Vorüberkommen der Frau gehindert haben mochte. Ebenso scheint er sich bemüht zu haben, den Kopf ganz vom Körper zu trennen, was ihm gleichfalls nicht gelang.

Die beiden Zeugen eilten nach der Stadt, um hier Meldung zu machen, und bald nachher war das fürstliche Kreisgericht bereits an der Unheilsstätte angelangt. Die näheren Erörterungen stellten nun so viel fest, daß die Unglückliche dicht am Wege auf völlig unbedecktem Boden ermordet und von dem Mörder dann an den Beinen nach dem Bache geschleppt worden war. Die Stelle der That bildet mit dem Bachufer, wo die Leiche gefunden wurde, und der Brücke ein ziemlich gleichseitiges Dreieck, dessen einzelne Punkte je circa fünfzehn Schritte von einander entfernt sind.

Der Anblick des ermordeten Mädchens war ein Entsetzen erregender. Am Halse befanden sich vier Schnitte, von denen der eine auf der rechten Seite des Gesichts unten am Kinn begann und in einer Länge von achtzehn Zollen um den Nacken herum bis unter das linke Ohr reichte; ein zweiter Schnitt hatte von vorn am Halse herein die Luft- und Speiseröhre, sowie sämmtliche Arterien und Nerven durchrissen, so daß der Kopf nur noch durch die Halswirbelsäule mit dem Körper zusammenhing. Jeder dieser beiden Schnitte war sofort tödtlich gewesen; die Ermordete hat wahrscheinlich nicht einen Laut von sich gegeben und mag wohl auch kaum eine Gegenwehr stattgefunden haben. Bei der Aufhebung war der Körper noch warm und wurde auf Anordnung des fürstlichen Kreisgerichts nach Milbitz in ein Scheunengebäude des Bürgermeister Hühn gebracht, um hier nach erfolgter Obduction die Section vornehmen zu können. Auf der Stelle, wo der Mord verübt worden, war heute das Blut, wie zu einer Eisenmasse verhärtet, noch ganz deutlich sichtbar und ist diese Stelle mit einem aufgesteckten Baumzweige bezeichnet. Der Mord muß um so schneller verübt worden sein, als der an der Unheilstätte dicht vorüberführende Weg sehr belebt ist und dieß namentlich an Markttagen, wie gestern."

Die Person der Ermordeten war Anfangs vollkommen unbekannt; inzwischen ist es, wie der „Weimarschen Zeitung" geschrieben wird, gelungen, dieselbe zu ermitteln. Es ist die erst neunzehnjährige Ida Burgold aus Köstritz, die bei einer Kaufmanns-Familie in Gera in Diesten stand. In voriger Woche verreiste die Dienstherrschaft und gab dem Mädchen Urlaub, wie dieß früher in ähnlichen Fällen schon geschehen, während der Zeit zu ihren Eltern nach Köstritz zu gehen. Sie ging zu diesem Zwecke am Sonnabend von hier weg und wurde, ungefähr auf der Mitte des Weges, in jener entsetzlichen Weise ermordet, wie wir sie in obigem Berichte bezeichnet haben. Während man sie in Gera bereits bei den Eltern glaubte, meinten diese, sie sei noch in Gera und so nur war es möglich, daß erst nach fast drei Tagen die Ermittlung der Ermordeten gelang. Der Mörder ist leider noch unbekannt und sind vom fürstlichen Staatsanwalt fünfzig Thaler als Belohnung ausgesetzt worden für Denjenigen, der zuerst Andeutungen zu machen im Stande ist, durch welche die Ermittlung des Verbrechers gelingt.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Vom dritten deutschen Bundesschießen.) Ueber den von den Wiener Studenten zu Ehren der Schützen veranstalteten Commers sagt die „Presse“: Es war ein Commers, aber doch nicht der ganz richtige, denn erstens waren der Studenten zu wenig, der Philister zu viel, und zweitens waren — eine Concession, welche die Studenten dem Central-Comite machten — Frauen zugegen. War auch der Grundton des Ganzen ein akademischer, so verlor er doch, da die Musensöhne nicht in Massen vereinigt, sondern im ungeheuren Saale zersplittert Platz genommen und so nicht die Strömung beherrschen konnten, viel von seiner specifischen Färbung. Die Menge, nicht eingeschult und ungewohnt des Commers-Usus, kümmerte sich nicht um Präses und Comite, und ehe der Abend recht begonnen, war der Commers in fünfzig, hundert kleine Separat-Commerse aufgelöst. Jeder Tisch wollte seine Frauen feiern. Und es waren schöne Frauen, schöne Mädchen in Fülle da. Sie wurden rasch de facto die Präsidentinnen der einzelnen Tische und gaben mit Lachen und fröhlichem Winken und Nicken das Commando zum Pokuliren und Toasten ihrer Tafelrunden. — Von den Tyrolern werden, wie das „Festblatt“ mittheilt, allerlei Aeußerungen laut, die der kräftigen Erscheinung der Bergbewohner vollkommen entsprechen. In der Liley'schen Bierhalle sagte ein junger Redner: „Wir Jungen sind nicht die Rosenkranz-Brüder, für die man uns ausgibt, auch bei uns gibt es Eisenbahnen und Telegraphen!“ Bei der Rede des Ministers Giskra bemerkte ein Riesenmann, indem er mit der Faust über die Brauen fuhr: Ja, wenn so unsere Pfaffen redeten, das würde das Volk auch verstehen, und es ist nichts Unchristliches dabei!“ — Ein munterer Bayer bemerkte auf der Ringstraße: „Ja, die Wiener, die verstehen's, das sind saktische Kampeln! Nur den Geldbeutel kriagt man ums Umschauen leer!“ — Einem Tyroler bezeigte man die Befriedigung, daß dennoch so viele Schützen aus seiner Heimath gekommen. „Hm“, meinte der Bauer, „das ist nicht Tyrol, wenn alle die Tyroler Schützen kommen wären, die haben kommen wollen, so wären wir mit 6000 eingezogen. Aber die Anderen haben sich nicht traut; die Pfaffen haben sich hinter die Weiber gesteckt und gesagt: „Laßt sie nicht ache zu die Wiener, das sind jetzt lauter Ketzer, und werden enk verderben“. Aber ich sieh nichts von dem, daß die Wiener so schlecht sind, das sind rechte Menschen!“

(Das brennende Rußland.) Die zuerst in französischen Blättern auftauchende Nachricht von den umfangreichen Moor- und Waldbränden im westlichen Rußland scheint doch mehr und mehr den ursprünglichen Charakter der Münchhausiaden zu verlieren. So wird jetzt aus Petersburg vom 23. Juli gemeldet, daß das Lager in Krassnoje-Selo in Folge dieser Moorbrände in kurzer Zeit aufgehoben werden soll. Der Rauch in Folge dieser an den verschiedensten Stellen ausgebrochenen Feuer hat bereits eine solche Dichtigkeit gewonnen, daß die Dampfer zwischen den Inseln und St. Petersburg am Sonntag den 7. Juli bereits vor 10 Uhr ihre Fahrten einstellen mußten und daß Kronstadt an demselben Sonntag den Bewohnern von Oranienbaum durch dichte Rauchwolken gänzlich aus dem Gesichtskreise gerückt war. Desgleichen gingen die Eisenbahnzüge der Peterhofer und Zarskoje-Seloschen Bahn in den letzten Tagen beständig an brennenden und qualmenden Strecken vorüber. An einzelnen Stellen hat sich der Torfbrand bereits der Residenz auf einige Werst genähert, so unweit des Bahnhofes der Peterhofer Eisenbahn.

(In der Hitze.) Die „Kölnische Zeitung“ bringt mit ernsthafter Miene folgende Correspondenz: Bei Calcum, Station zwischen Düsseldorf und Duisburg, hat sich am 25. Juli um die Mittagszeit etwas zugetragen, was auf Eisenbahnen bisher wohl noch nicht vorgekommen ist. Ein Sachverständiger, der als Passagier des an jenem Tage um 1¾ Uhr von Köln abgelassenen Schnellzuges selbst Augenzeuge gewesen ist, berichtet uns: In Folge der ungemeinen Sonnenhitze hatten sich auf einer Strecke bei Calcum die Eisenbahnschienen derartig gestreckt, daß sie den für derartige Fälle bekanntlich vorgesehenen Spielraum nicht nur vollständig ausgefüllt, sondern auch sich auf einander gestemmt und vollständig geworfen hatten. Gut befestigt, wie sie waren, hatten sie nicht ausspringen können, sondern sich schlangenartig winden müssen. Da das Geleise dadurch unfahrbar geworden war, mußte jener Schnellzug anderthalb Stunden halten bleiben, bis neue Schienen eingezogen waren. „Diese Meldung, bemerkt ein Wiener Blatt, erinnert an die Antwort des Prüfungs-Candidaten über die Wirkung von Hitze und Kälte: Wärme dehnt aus, weßhalb die Tage im Sommer länger sind; Kälte zieht zusammen, daher die umgekehrte Wirkung.“

(Aus Mailand,) 28. Juli, schreibt man dem „Schw. M.“: Eine gut gekleidete Dame, im Alter von 33 Jahren, stürzte sich gestern früh gegen sechs Uhr vom höchsten Balkone des Domes, über dem Haupteingange, herunter, nachdem sie den Tag zuvor ihren Mann, einen Kaffeewirth, verlassen und die Nacht in lustiger Gesellschaft zugebracht hatte. Sie fiel auf die Füße und verstümmelte dieselben gänzlich, während die anderen Körpertheile unverletzt blieben. Nach zwei Minuten war sie eine Leiche. Während sich vieles Volk unten am Hauptthore versammelt hatte und etwa eine Viertelstunde verflossen war, hörte man von der Höhe des Domes und genau von derselben Stelle, von welcher die Dame gesprungen, eine Stimme, welche rief: Geht weg! verlaßt den Ort am Hauptthore! und sprang dann herunter. Er zerschlug sich das Gehirn und war auf der Stelle todt. Aber unglücklicherweise fiel er auf den Grafen Lothar Henkel von Breslau, pens. preuß. Major, und schlug ihm auf der einen Seite die Rippen ein. Es wird sehr an dem Aufkommen Henkel's gezweifelt. Der junge Mann und die Frau standen in keiner Beziehung zu einander, sie kannten sich nicht. Er sah den glücklichen Sprung und entschloß sich sogleich, ihn nachzunahmen; vielleicht hat die außerordentliche Hitze dazu beigetragen.

Ludwig Morelly. Der bekannte Capellmeister Ludwig Morelly, einer der Wiener Walzer-Heroen, ist am 28. Juli Nachts verschieden. Noch am 26. Juli leitete er eine Produktion im Thiergarten. Während der Produktion einer Piece wurde er von einem heftigen Unwohlsein befallen und mußte durch seinen in der von ihm geleiteten Capelle beschäftigten Sohn nach Hause gebracht werden. Eine intensive Gedärm-Entzündung, zu welcher sich der Brand gesellte, vereitelte die Bemühungen der Aerzte, das Leben des Künstlers zu erhalten.

Julius Schanz hat „Gesänge aus zwei Jahrhunderten“, erste Sammlung, (Dresden, Heinze) erscheinen lassen. Sie wird zum Besten eines Denkmals für Mosen bestimmt und dem König von Sachsen gewidmet. Es ist manches Hübsche darin, ein buntes Allerlei, etwas zuviel Persönliches, namentlich der König Johann etwas gar zu sehr beweihraucht. Wir haben nichts dagegen, wenn Schanz diesen Monarch „Saxoniens Genius“, „Johann den Weisen“, „Johann den Großen“ nennt und als einen Dantefreund begeistert erhebt — das letztere ist soweit berechtigt; aber daß von den 25 Gedichten der Sammlung nicht weniger als 17 auf eine solche Königs-Apotheose abzielen, ist doch ein wenig viel. Wir können da nichts mehr als die geschickte Variation in den Epithetis bewundern. Doch wünschen wir dem kleinen Schriftchen im Interesse des guten Zweckes, für den es der im Auslande weilende wohlmeinende Poet bestimmt hat, einen guten Absatz.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 4. August. **Hamlet, Prinz von Dänemark,** Trauerspiel in 5 Akten von Shakespeare, übersetzt von W. A. v. Schlegel. (Abonnements-Vorstellung Nr. 207.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 216. Mittwoch, den 5. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

3.

Aus dem Clärchen war eine Clara geworden, ein wunderbar schönes Mädchen, sie sah der tyrolischen Großmutter ähnlich, nur waren alle Züge weicher und milder geworden und die Farben der Haut und des Haares lichter, das war das Erbtheil der norddeutschen Mutter. So hielt auch Gestalt und Temperament die Mitte zwischen diesen beiden Frauen, sie hatte nicht die junonische Bildung der Weingärtners-Tochter von Roveredo, nicht ihren fast düsteren Ernst und ihre schweigsame Leidenschaftlichkeit, aber auch nicht die feine, fast allzu zarte Figur und das sorgiose, kindlich gracidse Wesen der Patriciertochter: Clärchen war anmuthiger als die Großmutter und bedeutender als die Mutter es gewesen. — Nach wie vor aber nannte man das Mädchen Clärchen Auracher, und die Frau Tante, welche in den letzten Jahren bedeutend gealtert hatte, unterstützte stillschweigend diesen Namenswechsel. Erstens war es eine hörbare und deutliche Anerkennung des Rechtes, welches sie an die Pflegetochter erworben, und zweitens glaubte sie nach der Weise des Volkes, die Gläubiger des Vaters könnten sich mit Dem bezahlt machen wollen, was dem Kinde auch von fremder Seite anheimfiel; aus diesem Grunde war es ihr ganz lieb, daß die Welt ohne Ahnung von der Existenz einer Clara Schwarzholz blieb, sie hielt den Namen Auracher für eine Art von Schild, hinter welchem das Clärchen sich bergen könne.

Wie sie einst dem Vater versprochen, hatte sie sich nie an die Familie von Claras Mutter gewandt, nach den Namen derselben je vor dem Mädchen erwähnt. „Lasse es gut sein, Kind, und frage nicht darnach, es war eine traurige Geschichte und wir reden am besten nicht davon," pflegte sie zu sagen, und Clara fragte nicht weiter, aber oft und viel in stillen Stunden nahm das vater- und mutterlose Kind jenes Medaillon, in welchem eine Locke blonden, seidenweichen Haares lag, in die Hand, und ihre rege Phantasie strebte aus diesem einzigen Ueberbleibsel sich das Bild der niegekannten Mutter hervorzuzaubern, welche kaum älter gewesen, als sie selbst, da der unerbittliche Tod ihren Lebensfaden zerschnitt. Clara war jetzt achtzehn Jahre alt geworden, fünf Jahre waren vergangen seit dem Tode ihres alten Freundes. Vor fünf Jahren war die Tante Auracher so festen, hallenden Schrittes auf den Sarkophag der Prinzessin zugeschritten, um die Hyacinthe neben die Lilie zu legen, und es war merkwürdig gewesen, wie ihr Gang schleichend und matt, wie ihr Gesicht zusammengefallen aussah, als sie von dem Chor, wo der Sarkophag stand, herabstieg und durch die Kirche wieder zurück ging. Seit dieser Zeit war eine Wandlung mit ihr vorgegangen, sie war nicht mehr jene resolute Frau von früher. Hatte sie in der kalten Kirche eine Erkältung angewandelt? oder besaßen die steinernen Ahnen dennoch die Macht, die untergeordnete Freundin ihrer letzten Enkelin, in deren Armen diese einst ihren Todesseufzer verhaucht, dafür büßen zu lassen, daß sie neben die kalte, steinerne Blume der fürstlichen Jungfräulichkeit, die dunkle, duftende Blume des Geigers gelegt, von welchem die Sage ging, er sei einst vor langen Jahren der Musiklehrer der Prinzessin gewesen; nicht hier, sondern in Italien.

Woher diese Sage kam — man wußte es nicht, es war wohl möglich, denn alte Leute erinnerten sich noch, daß man einst viel gesprochen hatte von jenem Winter in Rom und jenem langen Sommer in Sorrent, und wie dann, von jener italienischen Reise zurückgekehrt, die vielumworbene Prinzessin lange gekränkelt hatte, so daß allerhand unheimliche Gerüchte von einem abgewiesenen, verliebten Prinzen und dem sagenhaften Trunk der aqua tofana umliefen.

Das war aber Alles schon lange her und es ließen sich gar keine Beziehungen zwischen diesen vergessenen Geschichten und dem alten Musiklehrer denken, wenn er es wirklich gewesen war. Die Prinzessin war immer mehr jene bizarre Einsiedlerin geworden, als welche sie gestorben, und es war schon manches Jahr nach ihrem Tode verflossen, als der alte Mann die zwei Zimmer im Schloßbau bezogen hatte.

Wenn die Frau Auracher und der Justizrath Mylius mehr davon wußten, so waren diese besser als ein Archiv.

Wir haben gesagt, daß die Tante Auracher seit jenem Gange in die Kirche kränkelte, und dem Kinde, das unter den alten Leuten aufgewachsen war, sollte es abermals beschieden sein, an einem Sterbebett zu stehen.

Der Tod kam nicht unvermuthet und leise über die Frau, sie hatte Zeit genug, ihr Haus zu bestellen.

Eines Abends, die Akazien standen gerade wieder in voller Blüthe und die Fenster im Schlafzimmer der Frau waren der milden Luft und dem balsamischer Duft weit geöffnet. Die Tante hatte lange stille gelegen und dem geräuschlos emsigen Walten der Pflegetochter zugesehen, endlich rief sie:

„Clärchen, komme herein und setze Dich zu mir."

Das Mädchen schob sich einen Stuhl neben das Bett und ließ ihre gefalteten Hände auf der Bettdecke ruhen, diese rührigen jungen Hände, auf welche sich die bleiche, welke Hand der alten Frau legte.

„Clara", sagte sie, „Du bist in Schmerzen zur Welt gekommen, in einer Zeit, da ich das Traurigste erlebte, was ich je um mich sah. — Das, was jetzt an Dich kommen soll, ist Nichts im Vergleich dagegen. Darum mußt Du es ruhig hinnehmen und denken, daß Du weit mehr verloren, als Du geboren worden, und daß Der, der sich des hülflosen Kindes annahm, auch die Jungfrau nicht verlassen wird. — — Wir kommen und gehen, ich habe meinen Weg hinter mir, einen Weg, auf welchem man schon müde werden konnte und sich nach Ruhe sehnt. Deßhalb denke, wenn ich

Digitized by Google

nun bald hingegangen sein werde, es ist Gottes Ordnung und es ist gut so."

Der Kopf des schönen Mädchens senkte sich auf die weiße Hand, die auf ihren Händen ruhte und ihre frischen Lippen preßten einen langen Kuß darauf.'

(Fortsetzung folgt.)

Vom dritten deutschen Bundesschießen.

Von unserem Specialcorrespondenten K. W.

Wien, 2. August.

Zwei herrliche Festtage liegen wieder hinter uns. Die Erinnerung an dieselben verschlingt sich zu einem so bunten, duftigen Kranz von herrlichen Eindrücken der verschiedensten Art, daß es uns schwer wird, denselben in seine Blätter und Blüthen zu zerlegen. Versuchen wir's auf gut Glück.

Am Freitag kam, der alten Tradition vom Unglückstage zuwider, Alles zusammen, um ihn zu einem der schönsten des Festes zu gestalten. Das blaue Himmelszelt lag wonnig und glückverheißend über dem Festplatze ausgebreitet. Der Regen vom Tage vorher wurde eine Wohlthat für heute, eine frische Brise kühlte von Zeit zu Zeit die erhitzten Wangen und ließ die Fahnen und die luftigen Gewänder und fliegenden Locken der Wiener Damen lustig im Winde flattern. Die Wienerinnen, die schönen, die lieben, die guten Wienerinnen! sie spielen eine so hervorragende Rolle in der Geschichte dieses Festes, daß wir ihnen eigentlich ein ganz besonderes Kapitel widmen müßten. Sie erhitzen unseren biederen Schützenbrüdern den Kopf und das Herz mehr, als es der feurigste Ungarwein oder der beste Kernschuß im Stande wäre. Winkt im Gabentempel das „Best", wie man in Wien die Preise nennt, so winkt aus zwei leuchtenden Augen und zwei rosigen Lippen das Allerbest. Wie mancher Schütze wollte auf der Standscheibe ins Centrum schießen und ward nun, selbst zur Feldscheibe geworden, in den linken Flügel getroffen. Wenn auf diesem Feste nicht Gott Hymen brillante Geschäfte macht, so ist es nicht, weil Amor und Cupido ihn mit den Präliminarien im Stich gelassen hätten, sondern nur, weil der Garten so voller köstlichen und duftenden Blumen steht, daß eine Einseitigkeit dazu gehört, eine Blume als die schönste zu bezeichnen, zu welcher ein Schütze im permanenten Festrausch und im Wechsel der Gestalten nicht Unterscheidungsvermögen genug besitzt. Ja, aber was in aller Welt haben denn die Wienerinnen für einen Liebestrank erfunden, um unseren armen Frankfurter Jungens so ganz die Köpfe zu verdrehen? hören wir nicht ohne eine gewisse Eifersucht unsere lieben Landsmänninnen fragen. So hören Sie das Recept zu der Mixtur: die Wienerin ist gewachsen wie Juno, schön wie Venus, feurig wie eine Ungarin, graziös wie eine Pariserin, sie hat den kleinsten Fuß, die schlankeste Taille, die vollendetste Büste, das üppigste Haar, die weißesten Zähne, den frischesten Teint, die schönsten Augen — sag, Schütze, was willst Du noch mehr? Sie kann mit Goethe sagen: „Vom Vater hab' ich die hohe Statur, vom Mütterlein die Frohnatur." Ja, eine frohe Natur haben sie, diese reizenden Evastöchter, eine seltene Herzensheiterkeit, einen schlagfertigen Mutterwitz und eine „Suaden", die Einem im Anfang förmlich in Erstaunen setzt und die an die Zungengeläufigkeit der Pariserin erinnert, nur daß das süße Idiom der Muttersprache uns natürlich viel trauter anheimelt, ja im Munde der Wienerin, die bei einem meist angenehmen Organe einen etwas singenden Vortrag hat, uns wie Musik entgegen klingt. Wie sich die Wienerin für den dauernden Hausgebrauch eignet, darüber haben wir natürlich kein eigenes Urtheil, doch haben wir über die Grundsätze derselben im Allgemeinen verschiedene Versionen gehört. Wir unsererseits denken nur gut von den Wienerinnen, denn so wohl es uns that, daß sie frei von aller Prüderie, völlig ungezwungen und mit einem gewissen Aplomb außergewöhnlicher Sicherheit mit Männern zu verkehren wissen, so sehr haben wir uns mehrfach überzeugt, daß sie doch den nicht immer gleich taktvollen Schützenbrüdern gegenüber die Gränzen des durch die Feststimmung motivirten Verkehrs genau, wenn auch mit bestem Humor, zu markiren wußten. Wir können hier nur von der Wienerin des Mittelstandes reden, denn außer der besonders am Abend auftauchenden Gattung, die auch den Frankfurtern unter dem Namen „Comtesserchen" nur zu bekannt ist, kommt nur diese auf den Festplatz. Die Wienerin der eleganten Welt ist „am Lande", wie man hier sagt. Wer es hier irgendwie einrichten kann, verbringt die heißen Sommermonate, in denen Wien, besonders seit die Basteien abgetragen, das Unerträgliche an Staub und Hitze leistet, auf dem Lande, in Hietzing, in Baden, in Döbling, in Dornbach und wie die vielen lieblichen Landaufenthalte alle heißen. Jetzt erst, nachdem die Kunde von dem gelungenen Ausfall des Festes herumgekommen ist, bekommen die Ausgewanderten auch Lust und ziehen sich allmälig zum Festplatz. Derselbe war von der vornehmen Welt zum ersten Male am Freitag Nachmittag zahlreicher besucht. Im Gabentempel, in der Halle und auf dem Belvedere, wo man eine entzückende Rundsicht über alle Festbauten und den Prater, sowie über die auf- und niederschwebenden Scheiben am Ende der Schießstände genießt, waren überall die elegantesten Damen-Toiletten und Uniformen der höchsten Militärchargen zu sehen. Der Offizier vom Hauptmann herunter ist schon längst regelmäßiger Stammgast der Halle und lebt im kameradschaftlichsten Verhältniß mit dem Schützen, mit dem er ebensowohl schießt, als pokulirt und flanirt.

Hatte der Freitag Nachmittag ein aristokratisches Air, so trug der Abend dagegen ein sehr volksfestliches Gepräge. Sechzehn der besten Gesangvereine von Wien und Umgegend, an der Spitze der berühmte Wiener Männergesangverein, hatten sich um den Hof-Capellmeister Herbeck geschaart, um einen großen Sängerabend zu feiern. Es waren an 700 Sänger erschienen, die sich in einem Halbkreis um die Tribüne, die vor Eindringlingen durch einen Turnerwall geschützt war, versammelt hatten. Dieser Riesenchor von Sängern war aber ein verschwindend kleines Häuflein gegen die ungemessenen Schaaren von Zuhörern, welche die Halle erfüllten. Ihre Zahl wird über 10,000 geschätzt. Die Leute standen Kopf an Kopf so dicht gedrängt, daß im wörtlichen Sinne kein Apfel mehr zur Erde konnte. Der Saal sah von der Gallerie wie ein wogendes Mohnfeld von Köpfen aus. Die Communication in den Gängen war vollständig unmöglich geworden und das Publikum stand Mann an Mann bis weit hinaus auf den Festplatz. Der Lärm, den diese Zehntausend machten, war unbeschreiblich. Wahrlich, es gehörte Muth dazu, unter solchen Verhältnissen an das Dirigentenpult zu treten.

Aber, wie vielleicht noch selten, zeigte sich an diesem Abend die Macht des Gesanges, der Zauber, den der deutsche Männergesang auf die Massen auszuüben vermag. Kaum waren einige Töne der Sängerschaar erklungen, so besänftigten sich die aufgeregten Wogen und es ward bald so stille in der Halle, wie es vielleicht seit deren Einweihung noch nicht gewesen. Gleich die erste Nummer, die „Liedesfreiheit" von Marschner, rief einen solchen Sturm von Beifall hervor, daß sie wiederholt werden mußte, ebenso die „Mainacht" von Abt. Man muß aber auch zugestehen, daß es bewundernswerth war, wie der geniale Dirigent Herbeck diese Massen zu führen, zu begeistern und zu dämpfen verstand, daß sie wie ein Mann standen und sangen.

Im vollen Glanze, bemerkt eine hiesige Zeitung, zeigte sich jedoch Herbeck's Dirigentengröße bei den nun folgenden Nummern: „Die Nacht" von Schubert, und der unsterblichen „Loreley", der Hymne aller guten Sängerchöre. Dieses allmälige Anschwellen des Tones bis zum vollimposanten Sturme, dieses sanfte Verklingen

Digitized by Google

bis zum zartesten Pianissimo, diese Präcision in jeder Beziehung bei einem so vielköpfigen Chore, der nur wenige Gesammtproben abgehalten, muß Jedem, der es selbst nicht gehört, geradezu unmöglich erscheinen. Im nun folgenden „Schwertlied" konnte man die volle Kraft der Chöre bewundern, das „Volkslied aus Kärnten", harmonisirt von Herbeck, gab Gelegenheit zu den reichsten Ovationen für den Dirigenten und mitten im lauten Jubel bestieg Dr. Kopp die Tribüne, die Sänger zu begrüßen. Dr. Olschbauer dankte.

Bei einigen Chören hatte es nicht gerade vortheilhaft eingewirkt, daß, wie es schien, außer den officiellen Sängern noch sehr viele Sangesbrüder in der Festhalle anwesend waren, die nicht zu den Vortragenden gehörten, es aber trotzdem für nothwendig hielten, jedes Lied halblaut mitzusingen. Bei dem nun folgenden „Toast" von Abt, dem „Deutschen Lied" und dem „Deutschen Vaterland" war dagegen die Mitwirkung dieser Freiwilligen von unbestreitbar günstigem Einfluß. Sie stimmten nun voll und laut ein. Sämmtliche Hörer und Hörerinnen wurden von ihrer Begeisterung mitgerissen und verstärkten mit hellem Jubel die Chöre, die nun von zehntausend Kehlen gesungen, die Luft erschütterten, Niemand fühlte sich müde oder heiser und das „Deutsche Lied", das „Deutsche Vaterland" und dann wieder die „Volkshymne" und der „Radetzkymarsch" mußten von den Sängern unten in der Halle und von den Militärmusiken oben auf der Gallerie unzählige Male wiederholt weeden. Der Eindruck des Abends war ein ganz überwältigender.

Der Exkurs über die Wiener Damen, der sich gegen unsere ursprüngliche Absicht in das Feuilleton eingeschlichen, ist Schuld daran, daß wir die Beschreibung des herrlichen Exkurses auf den Sömmering, der am Samstag stattfand, auf unseren nächsten Bericht verschieben müssen.

Der erste Zug der Central-Pacific-Eisenbahn über die Sierra Nevada.

Die Eisenbahn nach dem Stillen Ocean wird die merkwürdigste der Welt bilden. Es gibt keine andere, die mit solchen Naturschwierigkeiten zu kämpfen hat und keine, die so reich an den großartigsten Naturschönheiten und Contrasten ist. Vor einiger Zeit wurde gemeldet, daß die Schienen die höchste Spitze der Felsengebirge erreicht haben, jetzt liegt uns die Schilderung der ersten Fahrt eines Eisenbahnzuges über die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Sierra Nevada vor, welche Californien von den weiten Ebenen des silberreichen Nevada's trennt.

Die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten, um jene Gebirge zu überschreiten, werden aus der Beschreibung der Fahrt selbst am besten erhellen, die wir in der „Alta California" von San Francisco finden, der wir im Wesentlichen folgen. Die Fahrt begann von Sacramento City am 17. Juni. Duftiger tropischer Sommer herrschte in der Hauptstadt des Goldstaates. Oleanderbäume mit ihren glänzend rothen Blüthen, Rosen von allen Farben, oft die Wohnungen halb verdeckend, riesenhafte Fuchsien, welche an den Mauern emporrankten, treffen überall das Auge, man glaubt sich nach New-Orleans versetzt, mit seinen immergrünen Bäumen und Magnoliablüthen.

Der Eisenbahnzug, George Wood ist sein historischer Conducteur, bewegt sich über das Nicholson-Pflaster, vorbei an den noch nicht vollendeten Riesenmaschinen-Werkstätten der Central-Pacific-Bahn das Thal des Sacramento entlang. Am östlichen Horizonte heben sich die Colosse der Sierra Nevada ab, in blauen Duft gehüllt, gegen welchen die schneebedeckten Koppen prächtig abstechen. Die Strahlen der Sonne werden von ihnen in den mannigfachsten Farben zurückgeworfen, die eine fernere Spitze funkelt wie ein Eisberg in allen Farben des Opals, die andere gleicht einer vom feinsten Roth durchscheinenden Riesenmuschel, eine dritte scheint glänzend weiß, wie getriebenes Silber. Die Gegend am Fuße der Gebirgskette ist offen, nur wenige Bäume und Hütten sind sichtbar.

Der Zug geht weiter, die Bergspitzen verschwinden, die Hitze wird drückender, die prächtigen Erdbeeren, Birnen, Kirschen und anderen Sommerfrüchte, welche zum Verkauf in den Waggons angeboten, finden zahlreiche Käufer.

Kürzer und schärfer stöhnt das Dampfroß; man fühlt beim Zurücklehnen im Sitz, daß man aufwärts gezogen wird. Es geht steil und immer steiler hinauf, vorbei an kleinen Minendörfern und Händlerposten, immer höher und höher, bis um 9 Uhr 50 Min. Vormittags Colfax erreicht ist, das 54 Meilen von Sacramento, 2448 Fuß hoch im Gebirge liegt. Auf hohen Erdwerken bewegt sich der Zug weiter um Cap Horn herum, ängstlich blicken nervenschwache Passagiere ins Thal herab, an dessen abschüssiger Felsenwand die Bahn hinläuft, und aus dessen Tiefen der American-River nur noch wie ein gelbes Band heraufleuchtet. Acht Meilen von Colfax passiren wir das Goldgräber-Lager von Secret Town, und blicken aus einer Höhe von 2985 Fuß wieder in das Thal zurück. Wieder vorwärts und aufwärts braust die Locomotive, zwischen den Gebirgen hindurch tauchen im Hintergrunde neue Gebirge auf, die heiße Luft des Thales erreicht uns nicht mehr, die Schneefelder senden uns von den höheren Regionen ihren kühl fächelnden Gruß. Die Luft wirkt wunderbar erheiternd, unsere Stimmung steigt höher mit jeder neuen Station der Himmelfahrt.

67 Meilen von Sacramento blicken wir auf die erschöpften Minen von Dutch Flat herunter, das uns flach genug vorkommt. Zwei Meilen weiter berühren wir Alta, dessen Dächer bereits jene steile Form der Alpenwohnungen einnehmen, welche die großen Schneemassen des Winters nothwendig machen. Die Seiten des Gebirges zieren stattliche Tannenwälder, deren Stämme immer höher emporsteigen mit der steigenden Bahn. Wir sind 3625 Fuß über dem Meere. Der Strom fern unten im Felsenthal erscheint fast als ein saffrangelber Faden, der Zug klammert sich ans Gebirge, wie die Schwalbe an die Klippe im Meere. Schnee erscheint nicht weit über uns an den Seiten und an der Bahn bemerken wir von Zeit zu Zeit mächtige Balkenwehren über dem Geleise zur Abwehr der Schneemassen. Hinter Shady-Run-Station treffen wir den ersten Tunnel. Er ist 500 Fuß lang und 4500 Fuß über dem Meere. Rauher wird das Gebirge, die Schneefelder nähern sich mehr und mehr dem Geleise.

Höher und höher stürmen wir fort in das Herz der Sierra, kleiner werden die Bäume, Cedern und Kiefern treten an die Stelle der stattlichen Tannen, wir sehen die rothe Erde des Goldgürtels unten nicht mehr. Graue Granitfelsen werden häufiger, die kleinen Gebirgsspitzen auf beiden Seiten der Bahn zeigen kahle Häupter. Oede und einsam ist ringsumher die Gegend. Ein neuer Tunnel von 300 Fuß Länge wird durchschossen, Crystall-Lake liegt hinter uns, wir halten in Cisco, einem aus Shanties bestehenden Ort, lange Zeit das Ende der Bahn, 5900 Fuß über dem Meere und immer noch steigt die Bahn. Verschwunden sind Fichten und selbst die Kiefern. Der Weg führt durch Granitfelsen, durch welche Pulver die Oeffnung gesprengt hat. Ueberall, soweit das Auge reicht, unermeßliche Schneefelder, durch welche die Schaufel dem Zuge vorausgegangen. Wir glauben uns in eine Wintergebirgsgegend Neu-Englands versetzt. Die steilen Abgründe herab toben Flüsse und Bäche, kalt wie das Wasser des schmelzenden Schnees. Der Bahn entlang zeigen sich Massen chinesischer Arbeiter, welche die Strecke vor uns frei geschaufelt, oder welche sich vorbereiten, in das große Bassin Nordamerikas hinabzusteigen, dort weiter an der Riesenbahn des Continents zu schaffen, deren westliches Ende sie vollendet. 102 Meilen von Sacramento erreichen wir Summit Valley, das 6800 Fuß über dem Meere sich erhebt. Höher erhe-

Digitized by Google

den sich an beiden Seiten des Geleises die Schneewälle. Zwei Meilen weiter und der große Tunnel, 1959 Fuß lang, schaut uns mit seinem Cyclopenauge an.

Wir haben endlich den Gipfel der großen Sierra erstiegen und können das non plus ultra auf die Granitwände des Tunnels schreiben. Wir sind 7043 Fuß über der Meeresfläche, die Luft ist kalt und feucht, jedoch nicht drückend, wie man von der verdünnten Luft in dieser Gebirgsgegend erwarten sollte. An der andern Seite des Tunnels schaufeln Chinesen den Schnee fort, der in ganzen Schichten, mächtige Granitblöcke darunter, auf das Geleise gestürzt ist. Aus zahllosen Spalten des Tunnels strömt das Wasser, wir waten zu Fuß durch, und erkundigen uns sehnsüchtig nach den Aussichten der Weiterfahrt des Zuges. Mehrere Stunden Pause, ehe die brave Locomotive Antilope, die uns so weit gebracht, zum Einsteigen in die Wagen die schrille Pfeife ertönen läßt.

Ein neuer Schneesturz hält uns von Neuem auf, dann wieder vorwärts, um bald wieder zu halten und so fort. Die Schneewälle treten so dicht heran, daß die Wagen sie auf beiden Seiten fegen.

Sechs Tunnel von je 100 bis 863 Fuß Länge sind zu durchfahren. Bläuliche Eismassen hängen an ihren Wänden herab, wie die Tropfsteingebilde der Mammuthshöhle Kentuckys.

Wir sind bereits 660 Fuß abwärts gelangt, wir tauchen aus dem letzten Tunnel auf, der Conducteur ruft, sich umsehend, aus: „Beim Himmel, wir sind über das Gebirge, wie werden keinen Schneesturz mehr vorfinden."

Rascher bewegt sich jetzt der Zug thalabwärts. Der Dampf ist abgeschlossen, die Bremsen sind angelassen, wie der Adler mit gefalteten Flügeln geräuschlos in's Thal fliegt, so bewegte sich der Zug aus dem Reiche der Luft das Gebirge herab in die große Niederung Nevadas. Am Abgründe zieht sich der Weg, unten im Thale erglänzt Donner Lake zwischen den Fichtenhügeln. Nach 7 Meilen Fahrt erreichten wir die Mündung des klaren Sees, ein rasch dahin stürzender Strom bläulichen kalten Wassers. Nach einer Fahrt von 9½ Meilen sind wir 783 Fuß vom Gipfel der Sierra abwärts. Rascher geht es von da in das romantische Thal der Truckee, Bergströme stürzen sich aus den Gebirgen von Süden her, in denen der lieblichste See der Erde verborgen liegt, der See Tahoe. Die Waldungen sind hier von ungeheuerem Umfange, sie liefern das Holz für die Bahn ostwärts. Massen von Sägemühlen treibt der schäumende Fluß, die Hügel sind von Arbeitern aller Nationen und Racen erfüllt (die Chinesen herrschen vor), sie fällen die Bäume und richten sie zu Eisenbahnzwecken her.

Der Chinese sieht den ersten Zug von der Sierra Nevada herabbrausen; er begreift die ungeheure Wichtigkeit des Ereignisses, sein unerschütterlicher Gesichtsausdruck weicht und er begrüßt mit schwingendem Hut und lauten Rufen das Dampfroß und seine Passagiere. Für ihn ist das Ereigniß von besonderer Bedeutung: es öffnet ihm den Continent.

Schrill tönt die Pfeife, Truckee Station ist erreicht, 119 Meilen von Sacramento, 5850 Fuß über der See. Freudig sehen den Zug die Postpferde, die bis dahin den Verkehr zwischen diesem Punkte und dem Gipfel des Gebirges besorgt; ihre Arbeit ist vorüber, eine höhere Kraft ruft ihnen für immer „Abgelöst!" zu.

Ihre Treiber werden ihre Zelte zusammenlegen, wie der Araber, und in der Ferne verschwinden. Breiter und breiter wird bei der Hinabfahrt das Thal des Truckee, das Gehölz wird spärlicher, Salbeibüsche treten auf, hier und da ein Stück bebautes Ackerland. Das Getreide sieht hier kaum aus dem Boden heraus, während es auf dem westlichen Abhange der Sierra bereits reif und meistens schon eingebracht ist. Auf jener Seite warmer, üppiger Mittsommer, auf dem Gipfel eisiger Winter, auf dem östlichen Abhange Frühlings-Anfang. Noch zwei Tunnel nehmen uns auf; wir setzen wiederholt über den Fluß und treten zuletzt in die offene, baumlose Fläche von Nevada, am Horizont die schneebedeckten Höhen der Washoe-Gebirge und das wunderbare Land des Silbers vor uns.

Gerade als der letzte Schimmer des Tages den Gipfel der Sierra verläßt, verkündigt das fröhliche Pfeifen der Locomotive das Ende der Reise: wir sind in Reno, einer Stadt von Kaufleuten, Hotels, Salons, Spielhöllen und Leihställen, die innerhalb eines Monats wie durch Zauber aus dem Boden hervorgesprungen. Die ganze Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, stürzt heraus, uns zu bewillkommnen. So endigte die Fahrt des ersten Passagierzuges über die Sierra Nevada. (N. Y. Hdls.-Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Bonner Humor.) In Bonn hat das Universitäts-Jubiläum mit der Ueberreichung einer Votivschrift begonnen, welche Rector und Senat an den Veteranen Welcker gerichtet. Im Uebrigen scheint, nach dem Bisherigen, nämlich den Verbindungs-Commersen, den Ordensverleihungen u. s. w. zu urtheilen, das Fest in üblicher Weise zu verlaufen. Origineller Humor hat bei der Ausschmückung des auf dem Markte stehenden als Pumpe dienenden Obelisken gewaltet. Die „K. Z." beschreibt ihn folgendermaßen: Acht hoch aufgerichtete Bären umgeben denselben unten, doch wollen wir zur Beruhigung des zarten Geschlechtes gleich beifügen, daß diese Bestien höchst gefahrlos sind, zumal, da man sie angebunden hat; sie haben also, wie man leicht errathen wird, eine symbolische Bedeutung, denn was es heißt, Jemandem einen Bären anbinden, davon wissen gar manche Philister mancher Universitätsstadt Manches zu erzählen. Aber richtet man den Blick an den Obelisken etwas in die Höhe, so wird man gleich vier friedlicheren Thieren begegnen, vier harmlosen Pudeln, wiederum Symbole und zwar der Universitätspedelle, deren Zahl gleichfalls vier ist. Zur weiteren Vervollkommnung unserer Studien in demjenigen Zweige der Zoologie, welche man wohl den academischen nennen könnte, dient der Anblick zweier Füchse und zweier Kameele, über welchen die Embleme der sechs in Bonn bestehenden Corps und der sechs Verbindungen angebracht sind, ein bunter Schmuck, welcher in Verbindung mit den an der Spitze des Obelisken lang herabhangenden Laubgewinden demselben zur besonderen Zierde gereicht. Oben hoch an der Spitze des Monuments ist eine Krone aus den nothwendigsten Kneip-Utensilien angebracht, als da sind: Flaschen, Wein- und Biergläser. Aber — o Schrecken! — über der Krone macht ein riesiger Kater einen Bucket und streckt seinen gekrümmten Schweif weit hinaus in die Luft, als sei ihm recht unbehaglich zu Muthe, während ein kleinerer Kater unter seinem Leibe durchzukriechen versucht. Ob dieser Riesenkater und sein Sohn zum abschreckenden Beispiel oder die unter demselben befindliche, freundlich winkende Krone zur Aufmunterung der Festgenossen dienen soll, haben wir noch nicht in Erfahrung bringen können, glauben jedoch kaum, daß eine moralische Tendenz diesem humoristischen Schmucke zu Grunde gelegen hat; es liegt eben in der Logik der Gedankenverbindung, als den unzertrennlichen Genossen des edlen Reben- und Gerstensafts, jenes männliche Raubthier anzunehmen, dessen nächtliche Ständchen „Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann." Eine nicht minder anerkennenswerthe Logik liegt darin, daß man unter dem Kater zwei riesige Häringe angebracht, einen Fisch, welchen die Natur in der Befolgung ihrer consequenten Ausgleichungstheorie so recht als dasjenige Thier schuf, welches dem Ueberhandnehmen des Katers gewaltsame Schranken zu setzen bestimmt ist.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 5. August. Gastdarstellung der k. k. Hofopernsängerin Fräulein Ilma von Murska aus Wien. **Lucia von Lammermoor**, große Oper in 3 Akten von Salvator Cammarano. Musik von Donizetti. — Miß Lucia: Fräulein Ilma Murska.
(Außer Abonnement und mit erhöhten Eintrittspreisen.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Roßm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 217. Donnerstag, den 6. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

„Clärchen", begann die Tante wieder, „die Frau Domänenräthin hat mir oft große Elogen darüber gemacht, daß ich Dich zu mir genommen, und Dich eine Last für mich genannt. Sieh', so kurzsichtig sind die Menschen, und so weise und gütig ist Gottes Ordnung: Dich hat er mir gegeben, damit ich eine Freude in meinem einsamen Alter und eine Pflegerin an meinem Krankenbette hätte, und mich hat er Dir berufen zur Pflegerin in Deiner Hülflosigkeit, wir haben also Beide uns gegenseitig Dank zu sagen und unsere Rechnung ist ausgeglichen. — — Wenn ich nicht mehr sein werde, ist Alles Dein, was ich besessen habe, es ist leider nur nicht viel. Hundert Dollars, welche mir Dein armer Vater gesandt, die hebe Du getreulich auf und greife nur danach in den Zeiten der höchsten Noth, denn es ist Geld der Schmerzen. Das Gericht wird Dir einen Vormund bestellen, denn Du bist noch unmündig vor dem Gesetz; daß Du der Sache nach mündig bist, das macht mir das Sterben leicht, Du wirst Dein Leben aufnehmen. — Wenn Du einundzwanzig Jahre alt bist, wird man Dir die Papiere über Dich ausliefern, es steht dann bei Dir, ob Du die Familie Deiner Mutter aufsuchen willst oder nicht, ich habe Deinem Vater schwören müssen, Dir den Namen derselben nicht zu nennen, noch mich um Deinetwillen an sie wenden zu wollen, aber ich habe nicht für Dich mitgeschworen. Du hast noch Verwandte von Deiner Großmutter Seite her in Welschtyrol oder in Italien, aber was sollen diese Dir? Stehe auf Deinen eigenen Füßen und iß lieber bei den fremden Leuten das Brod, welches Du erworben, als bei den Verwandten den Kuchen, den sie Dir schenken."

Man sieht, die Frau Tante Auracher war klar bis zu ihrer Sterbestunde, ihr Leben lag geordnet hinter ihr; da war kein Wirrniß und Nichts, das nicht geordnet gewesen wäre, sofern es in ihrer Macht stand; was darüber lag, daran rührte sie nicht. Sie hatte redlich ihr Tagewerk vollbracht und da es um war, verlangte sie nicht, es zu verlängern, Andere sollten jetzt das Ihre thun.

Die Akazien hatten verblüht und im Schloßbau war wieder eine der Pensionswohnungen leer geworden.

Man sprach davon, daß Garnison in die kleine Stadt kommen solle, und der Herzog Erbe habe den Schloßbau zu einer Reitercaserne bestimmt.

Für diesen Fall wollte die Frau Domänenräthin zu einer Tochter ziehen, welche in der Universitätsstadt an einen Professor verheirathet war.

Die Frau Domänenräthin und der silberne Elephant schienen überhaupt die Einzigen im Schloßbau zu sein, welche der Wechsel der Jahre, das Blühen und Sterben nichts anfochten, sie blieben immer die Gleichen, wenn auch Beide mit jedem Jahre immer um zwölf Monate altmodischer wurden.

Der silberne Elephant mit der rothen Crystallschale stand wieder, seiner gewöhnlichen seidenpapiernen Hüllen entkleidet und mit Zucker schwer befrachtet, auf dem Tische, als Clärchen Auracher ihre Abschiedsvisite zu nehmen kam; sie hatte nicht viele Besuche zu machen, denn der Justizrath Mylius, zu welchem sie sonst noch gegangen wäre, befand sich um irgend einer Prozeßangelegenheit willen schon seit Wochen in Nord-Italien.

Clärchen war in Trauer, und das dunkle Kleid, der schwarze, einfache Hut standen ihr sehr gut, sie sah fast vornehm aus und erwarb dadurch den ihr sonst vielleicht nicht gewordenen Vorzug, von der Dame mit „Sie" angeredet zu werden.

Die Frau Domänenräthin war eine stattliche Dame, unter deren Haubenband ein imposantes Doppelkinn hervorquoll. Ihr in Gott ruhender Herr Vater war einst fürstlichen Hofprediger und Superintendent gewesen, wer ihn gekannt und nichts von seinem Ableben gehört hatte, konnte beim Anblick der Frau Domänenräthin leicht auf die Vermuthung gerathen, der hochwürdige Herr Superintendent stünde in einer scherzhaften Verkleidung, angethan mit einer gelbbebänderten Blondenhaube, vor ihm. Mit der leiblichen Aehnlichkeit hatte die Frau Domänenräthin auch die salbungsvolle Würde und Sprechweise des geistlichen Herrn geerbt.

„Und was wollen Sie jetzt beginnen, meine liebe Clara?" fragte sie mit großer Herablassung.

Clara erklärte, daß sie gegen eine billige Vergütung in dem Hause des ihr vom Gericht bestellten Vormundes leben könne, bis sie eine passende Stelle gefunden.

„Das ist ein ganz passendes Arrangement", sagte die Frau Domänenräthin zustimmend, „und — warten Sie doch einmal — — mir ist, als habe ich in der ***-Zeitung ein Inserat gelesen, welches gerade für Sie passend sein könnte."

Während die Frau Domänenräthin in der Zeitungsmappe kramte, betrachtete Clärchen wehmüthigen Blickes das Wunder ihrer Kindheit, den silbernen Elephanten, — diese Kindheit, sie lag jetzt hinter ihr, wie ein Märchen.

Die Frau Domänenräthin sprach schon die Ansicht aus, das fragliche Blatt möchte wieder im Besitz des Herrn Doctor sein, mit welchem zusammen sie dieses vielgelesene Blatt hielt, und zwar streng nach dem Princip der Theilung der Arbeit, denn der Herr Doctor las nur den politischen Theil des Blattes, die Frau Domänenräthin dagegen nur das Feuilleton und die Inserate. Endlich aber fand sie doch die betreffende Nummer.

„Sehen Sie, mein liebes Kind, da ist es", sagte die Dame und deutete mit dem fetten Zeigefinger auf eine Stelle des Blattes. Direct unter der Anzeige frischer Häringe und neben einer pomphaften Ankündigung, welche der Welt den dermächtigen Haarschmuck aller Kahlköpfe verkündete, fand sich dieses Inserat, welches

Digitized by Google

bestimmt war, dem Leben des Clärchen Schwarzholz, genannt Auracher, eine neue Richtung zu geben.

Da stand wörtlich zu lesen:

„Man sucht für die Pflege und zur Gesellschaft einer älteren, kränklichen Dame ein junges Mädchen von guter Erziehung, angenehmem Aeußeren und bescheidenen Ansprüchen. Es wäre erwünscht, wenn dasselbe feinere weibliche Arbeiten zu fertigen verstände und würde der Lohn den Leistungen der Betreffenden angemessen sein."

„Das wäre gerade etwas für Sie, liebe Clara. Sie sind an den Umgang mit der alten Frau gewöhnt; eine brave Frau war es, etwas wunderlich, aber für ihren Stand recht taktvoll. — — Demuth, mein liebes Kind, ich kann Ihnen gar nicht genug sagen, wie das ein Mädchen Ihrer Stellung empfiehlt, seien Sie nur immer recht, recht sehr demüthig und der Herr wird Ihnen helfen. Ach die Armen!" und die Frau Domänenräthin warf einen sahnungsvollen Blick rund um in ihrer behagliche Umgebung, „die Armen, mein liebes Kind, sie wissen nie genug diese Gnade zu schätzen, welche der Herr ihnen angedeihen läßt, indem er ihnen den Weg zum Heiland mit so wenig Weltlichkeiten umstellt. — Bleiben Sie immer eine arme und demüthige Magd, armen und einfältigen Sinnes, dann sind Sie auf dem besten Wege zu Ihm. Ja, liebe Clara, ich habe mein Interesse an Ihnen gehabt, der alte Mann, nun er ist jetzt todt, hat Ihnen seiner Zeit viel unnützes Wissen beigebracht; Demuth, Demuth thut noth in dieser religionslosen Zeit. — Jener alte, arme Musikant, nun Sie wissen, meine Liebe, ich urtheile mild und christlich, aber gerecht, jenem armen Musikanten, ihm fehlte vor Allem die Demuth, darum hat der Herr ihn gezüchtigt mit einem einsamen Alter. Sie haben wohl gewiß erfahren, in welchen Beziehungen er zu der höchstseligen Prinzessin stand? Ach, mein liebes Kind, wenn irgend ein Bekenntniß, das Ihre Tante Ihnen vielleicht gemacht, Sie drückte, legen Sie es nieder in mein Herz, ich, die ich mit meinem Gotte . . ."

„Ich danke sehr, Frau Domänenräthin", unterbrach das Mädchen den Strom der frommen Beredtsamkeit, „ich habe durchaus keine Bekenntnisse empfangen noch zu machen."

Die Frau Domänenräthin ward auf diese kühle Gewiderung merklich kühler.

„Ich will Ihnen die Nummer des Blattes aufschreiben", sagte sie, „es ist bald vier Uhr und ich erwarte einige Damen zum Kaffee."

„So will ich mich der Frau Domänenräthin zum geneigten Andenken empfehlen."

„Der Herr geleite Sie", sagte die Dame mit frommgeschlossenen Augen, „der Herr mache Sie demüthigen Herzens!"

Mit diesem Segensspruch war das Clärchen entlassen, der silberne Elephant nahm in Wahrheit einen eben so regen Antheil an demselben, als die Frau Domänenräthin, die das Clärchen doch gekannt hatte, seit es als ein kleines Kind unter dem Caputzenmantel der Frau Tante Auracher in den Schloßbau war eingetragen worden, bis zu dem Tage, da die schöne Jungfrau Abschied zu nehmen kam.

Clärchen, aufgewachsen unter der Zucht der Tante Auracher, und daher an rasches Handeln gewöhnt, schrieb umgehend an die Expedition der Zeitung und trug ihre Dienste an.

Sie schrieb eine klare, flüssige Hand und einen präcisen Styl, das mochte zu ihren Gunsten gesprochen haben, denn kaum acht Tage nach Absendung ihres Schreibens langte ein Brief an Mademoiselle Clara Auracher an, er war aus einer großen Handelsstadt datirt, eine kleine Summe lag darinnen und Clärchen ward angewiesen, sich in *** im Hause Joachim Dornen seel. Erben zu melden, um, falls sie der Dame convenire, die nöthigen Bedingungen für ihr Engagement entgegen zu nehmen.

Der Brief war kurz und bestimmt und Clärchens Entschluß eben so rasch und fest.

Ihr letzter Gang war auf den Kirchhof, dort weilte sie bei den Gräbern der Tante Auracher und des alten Geigers, dessen Grab kein Merkzeichen schmückte, als nur der Rosenbusch, welchen sie selbst ihm einst auf's Grab gepflanzt. Noch eine letzte, späte Rose blühte daran, Clärchen brach sie und legte sie neben den Epheuzweig, welchen sie vom Todtenkranze der Frau Tante genommen. Da unten in diesen zwei schmucklosen Gräbern lag Alles, Alles, was je ihr Liebe geschenkt, Alles, was sie an Liebe und Familie besessen.

Im Morgengrau des anderen Tages fuhr sie mit dem Postwagen der Eisenbahnstation zu, von welcher aus sie ihre Reise fortsetzen sollte.

Gott sei mit Dir, Clärchen Schwarzholz, genannt Auracher, Du gehst rauhen Pfaden entgegen, aber Du trägst ein muthiges Herz in der Brust!

(Fortsetzung folgt.)

Vom dritten deutschen Bundesschießen.

Von unserem Specialcorrespondenten F. L. N.

Wien, 3. August.

Das Feuerwerk im Prater. — Theater-Vorstellungen. — Der Brief einer Wiener Dame.

Ich sende Ihnen dieses Schreiben nicht ohne ein gewisses Gefühl der Wehmuth, indem es der letzte Bericht ist, welchen ich Ihnen über dieses herrliche Fest erstatte. Das glänzende Feuerwerk, welches wir vorgestern im Prater vor der staunenden Menge abbrennen sahen, war in vieler Hinsicht sein Sinnbild: es zählte zu den schönsten und großartigsten, welche man hier gesehen hat, wunderbare Lichtgebilde schwebten prachtvoll leuchtend durch das Dunkel, in welchem sie nur zu bald verflogen. Die erste Fronte zeigte einen riesenhaften Blumenkorb, welcher wie in einem phantastischen Märchen von tausend beständig in der Luft bewegten, in allen Farben erstrahlenden Flämmchen gebildet wurde. Der Eindruck war zauberhaft; das volksthümliche „Bravo Stuwer" tönte jauchzend von allen Punkten. Die zweite Fronte ließ die Namen: „Frankfurt 1862, Bremen 1865, Wien 1868", darüber das in Flammenschrift strahlende Hoch wie in einem leuchtenden Blüthenkranze durch die Nacht erglänzen. Tausende von Raketen, welche hoch in der Luft leuchtende Blumen auswarfen, die in wechselnden Farben zur Erde schwebten, erhellten in der darauf eintretenden Pause das weite Dunkel. Zuletzt zeigte uns der Pyrotechniker die Statuen der beiden Schützenhelden Wilhelm Tell und Andreas Hofer in einem Riesentempel; der Eine hob den Stutzen, der Andere die von unserem Dichter verherrlichte Armbrust und den Apfel. Die strahlenden Gestalten wurden immer dunkler, ein Flämmchen erlosch nach dem anderen, bis die Nacht die letzte Spur des leuchtenden Gebildes aufgenommen zu haben schien.

Die Schlußkanonade erlitt durch die vorhergegangene nasse Witterung bedeutenden Eintrag. Wie ich Ihnen bereits mitgetheilt habe, ist das Volk der Residenz davon überzeugt, daß über Stuwer ein eigenes Verhängniß schwebe, was ihm zu einer eigenthümlichen Sage, Veranlassung gegeben haben mag. Der Vater Stuwer's war Kanonier; er wollte als solcher einen Schuß abfeuern, aber die Lunte wurde drei Mal von dem niederprasselnden, wildgepeitschten Regen ausgelöscht, worauf der Kanonier eine furchtbare Gottes-

Digitized by Google

läſterung ausgeſtoßen haben ſoll. Er verließ bald darauf den Kriegsdienſt, aber ſeit jener Stunde iſt ihm das Wetter feindlich geworden; das Volk glaubt theilweiſe, daß der Sohn des lang geſtorbenen Soldaten in gleicher Weiſe, wie ſein Vater, heimgeſucht werde. Sie mögen hieraus entnehmen, daß die Phantaſie des Wiener Volkes leicht bewegt und poetiſch iſt. Hat ſich doch auch auf ſeinen Theatern eine eigenthümliche Poeſie ausgebildet, die in Raimund einen wahrhaft bedeutenden Vertreter gefunden hat. Wenn dieſer wirkliche Dichter theilweiſe über ſeinem Publikum geſtanden haben mag, ſo ſtehen dagegen die jetzigen Volksdichter unter demſelben, indem ſie ſeinen leichten Sinn zu ergötzen, nicht aber ſein leichtes Gemüth zu erheben verſtehen.

Die Wiener Bühne beſitzt an O. Berg ein hervorragendes Talent, dem nur größerer Ernſt zu wünſchen wäre, damit er nicht nur glänzende, ſondern auch dauernde und ehrenvolle Erfolge zu erringen ſuche. Das für den Schützentag verfaßte Gelegenheitsſtück des talentvollen Langer konnte uns nicht völlig befriedigen, obſchon es eine fortdauernde Anziehungskraft bewährt und mit vielem Geſchicke abgefaßt iſt. Beſonders weckt der Prolog, in welchem Germania alle ihre Kinder willkommen heißt, jedesmal den ſtürmiſchſten Beifall. Das Stück, welches „Die Schützen von Einſt und Jetzt“ benannt iſt, zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erſte verſetzt uns in die Zeit der Türkenkriege und führt uns in Pottenſteiner einen Helden vor, der ſich für das Vaterland aufopfern will, indem er die Türken in einen Hinterhalt führet. Als ſein Verrath zu Tage tritt, läßt ihn der Paſcha an einen Baum binden, um ihn als Zielſcheibe der Janitſcharengeſchoſſe zu benutzen. In dieſer ſchrecklichen Lage ſingt er Lieder auf Oeſterreich, das er ſtets lieben werde. Wüthend greift der Paſcha zum Gewehre, um ihn ſelber niederzuſchießen und das Lied des Helden in Todesröcheln zu verwandeln; aber in dieſem Augenblicke erſcheint das Weib des Pottenſteiner's, welches die Gefahren ihres Gatten getheilt hat, an der Spitze des Landſturmes und ſchießt den Wüthenden nieder.

In der zweiten Abtheilung, den „Schützen von jetzt“, finden wir in dem zum Landrath gewordenen Juſtizrath Menzel einen allen Bekannten aus der Zeit des Juriſtentages, der jetzt nach Wien gekommen iſt, um ſich als Schütze zu erproben. Er hat ſich bei ſeinem früheren Freunde, dem Gemeinderath Weiß, als lieber Gaſt eingefunden. Die Verſöhnung Oeſterreichs und Preußens wird dadurch ausgeſprochen, daß der Sohn des Wiener Gemeinderaths die Schweſter des Berliner Landraths heirathet, die ihn als Verwundeten gepflegt, aber ſeinem Herzen eine tiefere Wunde beigebracht hat, als der Kriegsgott dieß zu thun vermag. Der ſchwäbiſche Förſter Quirlmeyer, der lieber mit ſechs Frankfurtern in einem Bette ſchlafen, als mit einem Preußen ein Zimmer theilen will, iſt die komiſche Perſon des Stückes, welches für Preußen ſchmeichelhaft iſt und, wie ich glaube, die allgemeine Stimmung der Kaiſerſtadt, wenn auch nicht die aller Schützen, ausſpricht.

Herr Aſcher ſpielte den Landrath mit großer Vollendung. Fräulein Kronau, die in Frankfurt in guter Erinnerung ſteht, gefiel als deſſen Schweſter Emma und wurde wie Fräulein Gallmeyer, welche die Tochter Quirlmeyer's mit ihrer gewohnten Laune ſpielte, durch wiederholten Hervorruf aufs freundlichſte ausgezeichnet.

Neben dieſem Stücke, welches man bis heute jeden Tag im Karltheater gegeben hat, üben die Offenbach'ſchen Operetten die bedeutendſte Anziehungskraft. „Noch einige Feſte zur Hebung des deutſchen Nationalgefühles“, ſagt der „Figaro“. Theatre Pere mit der „Schönen Helena“, „Pariſer Leben“ und „Hirſchkuh.“ Feierliche Judenerſchlagung in den diverſen Wurſtelbuttiquen. Harfeniſten-Vorſtellungen mit rührenden „Vierzeiligen“ zu Ehren der Gäſte. Erſcheinen von unzähligen „Extrablättern“, „Gelegenheitsgedichten“ u. ſ. w.

Iſt in dieſen Bemerkungen nicht Vieles treffend? Die Begeiſterung iſt wirklich überall vorhanden, aber während dem griechiſchen Volke bei ſeinen nationalen Feſten, die gewaltigen Schöpfungen ſeines Aeſchylus, Sophokles und Euripides in höchſter Vollendung vorgeführt wurden, müſſen wir ein allerdings gelungenes Gelegenheitsſtück und die Operetten Offenbach's vernehmen, die ich bei jeder anderen Gelegenheit als witzig, anmuthig und lebhaft gerne anerkennen würde. Aber man ſollte der Nation bei ſolchem Feſte eher nationale Werke vorführen. Welchen unendlichen Eindruck würde „Nathan der Weiſe“, „Götz von Berlichingen“ oder „Wallenſtein“ hervorrufen, wenn die begeiſterte Stimmung in dieſen hohen Erzeugniſſen des nationalen Geiſtes einen ihrer würdigen Stoff fände? Wir würden eine große, mächtige Erinnerung für die ganze Lebenszeit zu bewahren haben, wenn man unſere claſſiſchen Dichterwerke durch unſere beſten Schauſpieler, deren zerſplitterte Kräfte man bei dieſen Feſten vereinigen könnte, vor allen deutſchen Stämmen zur Aufführung gebracht hätte. Sollte dieß nicht möglich werden können? Unſere Künſtler werden es ſich zur höchſten Ehre rechnen, wenn man ihr Talent zu einem Feſte des deutſchen Genius in Anſpruch nähme. Ebenſowohl als die Römer und Griechen hölzerne Amphitheater zu erbauen verſtanden, würde das auch von unſeren Architecten bewerkſtelligt werden können. Die Anziehungskraft der Schützenfeſte würde durch ſolche Aufführungen, welchen man die muſikaliſchen Meiſterwerke der Nation zur Seite ſtellen könnte, unendlich gehoben und der ſie durchwehende Geiſt geadelt werden. Es iſt ſicher, daß auch die finanzielle Seite keine Schwierigkeit bieten würde; wie gerne würden die Reicheren ein höheres Eintrittsgeld bezahlen, während man den Schützen für Weniges das Höchſte bieten könnte. Die Nation wäre ſolcher Feſte würdig; wenn ſie auch nicht glücklich iſt, ſo verdient ſie doch, glücklich zu ſein. Laßt die hohen, ewigen Geiſter unſeres Volkes das Band immer feſter knüpfen, welches unſere Staatsmänner zu zerreißen drohen.

Zum Schluſſe kann ich nicht umhin, hier eines Briefes zu erwähnen, welcher den Geiſt dieſes Feſtes und die Geſinnungen Wiens in erhebender Weiſe ausſpricht. Einem unſerer Schützen wurde ein Brief übergeben, welcher folgende Aufſchrift trug: „Einem der P. T. Herren Schützen Frankfurt's einzuhändigen.“ Ich gebe hier ſeinen Inhalt wörtlich wieder:

„Geehrter Herr!

Eine Bewohnerin Wiens, deren Herz beim Einzuge der P. T. Herren Schützen jauchzte, während zugleich die lautersten Thränen ihre Wangen netzten — aus Rührung und Begeiſterung über das unvergleichliche Feſt, welches den letzten Reſt unſeres erlittenen Weh's vom Jahre 1866 verſtummen macht, weil uns nun die volle Ueberzeugung ward, daß wir nach wie vor zu Deutſchland gehören — alſo eine Frau, die Ihnen vorerſt dieß ſagen mußte — hat nebenbei auch eine Bitte an einen der Herren Schützen Frankfurts. Es iſt dieſe: daß derjenige Herr aus Frankfurt, welchem dieſe Zeilen zufällig zukommen werden (da ich keinen von Ihnen die Ehre habe zu kennen), wieder heimgekehrt, die Gefälligkeit haben möchte mir eine Blume, ein Blatt, oder in Ermanglung deſſen, wenigſtens ein ganz kleines Häufchen Erde vom Grabe Arthur Schopenhauer's zu ſenden. Es war nicht des großen Denkers Sache, den Menſchen Schmeicheleien zu ſagen — und am allerwenigſten that er das den Frauen gegenüber. Aber gerade darum wäre es außerordentlich erſprießlich für dieſe, wenn ſie recht fleißig in den Spiegel, welchen er ihnen in ſeinem Kapitel „Ueber die Weiber“ vorhielt, gucken wollten, denn ſie müßten dann ihr Beſtes thun, ſein niederſchmetterndes Urtheil zu widerlegen. Noch verlautet nichts von einem Denkmal für dieſen Apoſtel der Wahrheit, und geraume Weile dürfte wohl noch hingehen, bis eine verbreitetere Anerkennung

Digitized by Google

Dessen, was er uns hinterließ, die Deutschen zu diesem Dankes-Act anfeuern wird. Doch was gehen solche Dinge eine Frau an? Ich bin der vollen Zuversicht, daß Sie meinen Freimuth, Sie mit vorgebrachter Bitte belästigt zu haben, nachsichtig aufnehmen und meinen lange gehegten sehnlichen Wunsch erfüllen werden. Dieß Andenken von einem Ehrfurcht gebietenden Grabe wird, so verbunden mit der Erinnerung an das Schützenfest, dann von doppeltem Werthe für mich sein; darum bitte ich recht inständig, lassen Sie es mich auf diesem Wege erlangen. Und nicht wahr? das größte Unding, das je ausgesonnen wurde, ist der Wahn, daß Oesterreich von Deutschland ausgeschieden sei? Es glaubt Niemand daran — selbst Diejenigen nicht, die es der Form nach ins Werk führten. Mögen die Herren Alle glücklich in ihren Heimathsorten anlangen und uns auch dort warme Herzen bewahren. Achtungsvoll."

Die Unterschrift gehört der Gattin eines hohen Offiziers, dessen Name von ausgezeichnetem Klange ist. Die geehrte Dame möge es uns verzeihen, daß wir ihre Worte veröffentlicht haben, aber ihr Schlußgedanke wird in tausend und abertausend Herzen widerhallen. Es ist ein Wahn, daß Oesterreich von Deutschland ausgeschieden sei: unsere größten Musiker sind dort geboren, unsere Dichter werden dort geliebt, unsere Denker dort verstanden und die Frauen sind die Wärterinnen der heiligen Flamme.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein interessantes Kleeblatt von patriotischen Männern), die ein wahrhaftes Bild deutscher Einigkeit beim Schützenfeste abgegeben, ein lebendiges Symbol des Schützenfestes führt uns der Feuilletonist der N. fr. Pr." vor. Die drei Männer sind, seit sie der erste Festtag zufällig zusammengeführt, nicht mehr zu trennen. Der Eine von ihnen kam von den Gestaden der Ostsee zum Feste, der Andere ist ein biederer Schwabe, der Dritte endlich ist aus der „Jägerzeile" gebürtig. Der Nachmittag des ersten Festtages führte sie zusammen, und heute sind die drei Männer gar nicht mehr zu trennen; sie essen zusammen, sie trinken zusammen, sie schießen zusammen, ja sogar sie schlafen zusammen; der Bruder Wiener hat den Bruder von der Ostsee und den aus Schwaben gar nicht mehr ausgelassen, seit er sie zum erstenmale traf, und sie bewogen, seine Gäste zu sein. Und die Brüder gingen nach längerem Drängen auf die liebenswürdige Einladung des Wiener Schützen ein und bezogen sein Haus. Das wäre aber Alles nichts so Merkwürdiges und Erzählenswerthes, wenn es sich nicht nachträglich erst herausstellte, daß die drei Männer von Natur ihres Namens und politischer Farbe wegen zusammengehören, ja daß sie eigentlich ein untrennbares deutsches Ganzes bilden. Darauf kamen sie selbst erst am Abende ihres ersten traulichen Beisammenseins, da der Becher schon lange in ihrer Tafelrunde kreiste und sie endlich auch auf den Gedanken verfielen, sich einander beim Namen nennen zu wollen. „Wie heißt du Bruder?" nahm der Mann von der Ostsee das Wort, es an den Bruder aus Schwaben richtend. — „Schwarz heiß' ich, Brüderle!" antwortete der Schwabe. „Und ich nenne mich Roth!" fiel der Mann von der Ostsee hierauf ein. „Das ist ja köstlich", begann hierauf der Wiener Bruder, „denn ich heiße — Gold!" — Bravo! Da hatten sich die deutschen Farben doch einmal lebendig zusammengefunden. Gold hatte Schwarz und Roth zu sich gebeten, ohne zu ahnen, daß sie zu ihm gehören! Diese Erfahrung war Wasser auf die Mühle, d. h. eigentlich aber Wein auf das Speichrad ihrer Heiterkeit, und sie ließen sie ungefeiert nicht vorübergehen. Das ächte deutsche Männer-Kleeblatt ist seitdem erst recht immer beisammen und Trennung droht erst am 6. August.

(Die Beerdigung der verstorbenen Königin von Madagascar) hat unter sehr sonderbaren Ceremonien stattgefunden. Der Leichnam wurde in 500 seidene Lambas gehüllt, in deren Falten sich 20 goldne Uhren, 100 goldene Ketten, Broschen, Ringe, Armbänder und andere Schmucksachen, sowie 600 Goldstücke befanden. Alle Geschenke, welche die Königin früher von der Kaiserin und dem Kaiser der Franzosen erhalten hatte, wurden mit ihr begraben, ebenso ihre sämmtlichen Möbel und ihre Kleider.

Correspondenzen.

Badenweiler, Ende Juli.

Unsere Schwarzwaldbäder haben eine gute Saison, wie man zu sagen pflegt. Auf einer Wanderung durch die reizenden, von der heilenden Natur gesegneten Thäler unseres schönen Waldgebirges konnten wir überall die Erfahrung machen. Es konnte aber auch nicht leicht ein Sommer, wie der diesjährige, so gewichtige Gründe bringen, sich in die kühlen, erfrischenden Schatten des Schwarzwaldes zu flüchten. Auch Badenweiler, mit seinen Umgebungen und dem weiten Ausblicke in die große Ebene des vaterländischen Stromes bis hinüber zu der Kette der Vogesen, nimmt seinen reichen Antheil an der großen Schaar Derer, welche Erholung oder Genesung suchen. Die Fremdenliste wies in diesen Tagen eine Bevölkerung von fast 1600 auf (am 29. Juli 1733), darunter Gäste aus allen Himmelsgegenden. Namentlich als Luftkurort ist aber auch kaum ein anmuthigerer Ort zu finden als Badenweiler. Für seine steigende Bedeutung sprechen auch die da und dort emporsteigenden neuen, meist geschmackvollen Villen. Das Bad hat eine Zukunft, vielleicht eine große. Wer schon jetzt einen etwas zurückgezogenen ruhigen, gemüthlichen Aufenthalt sucht, wende sich zu dem „Rasthause" von Dr. J. Benedey in dem wenige Minuten unter Badenweiler liegenden Oberweiler. Für solche Personen, welche gegen eine bewegtere Luft und einen häufigeren Temperaturwechsel empfindlicher sind (von eigentlichen an den Luftwegen Kranken zu schweigen) ist Oberweiler sogar vorzuziehen, da es gegen Nord-, Ost- und Südwinde durch seine Lage geschützter ist als Badenweiler. Für diese Ansicht liegen Zeugnisse anerkannter Autoritäten der Heilwissenschaft vor. In Benedey's „Rasthause" ist jeder Gast gut aufgehoben, der neben einer milden erquickenden Luft eine kleinere gewählte Gesellschaft sucht, welche sich die kurze Zeit des Zusammenseins so behaglich und gesundheitsgemäß als möglich zu bewegen wünscht.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wie die „Berliner Börsen-Zeitung" vom 4. August berichtet, ist von der Akademie der Künste, bei der Concurrenz der Michael Beer'schen Stiftungen, deren Stipendium dem jungen Bildhauer Ludwig Tendlau aus Wiesbaden zuerkannt worden.

Hermann Hendrichs wird nächstens auf der „Saxonia" von Hamburg aus seine Gastspielreise nach Amerika antreten. Seine contractlichen Verpflichtungen binden ihn für mehrere Monate; zuerst wird er im Newyorker Stadttheater als Herzog Albrecht auftreten.

Im Feuilleton des Abendblatts der „Presse" wird Berthold Auerbach einen neuen Roman publiciren, betitelt: „Das Landhaus am Rhein".

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 6. August. Richard's Wanderleben, Lustspiel in 4 Akten, nach dem Englischen des John O'Keefe, frei bearbeitet von G. Kettel. Hierauf: Aus Liebe zur Kunst, Schwank in 1 Akt von G. v. Moser. Musik von A. Conradi.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 206.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Fitz. — Druck und Verlag: Heller und Röhm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 218. Freitag, den 7. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Dritte Abtheilung.

Draußen.

1.

Im Nebelgrau des Frühmorgens lag die Stadt, dämmrig und verhüllt, als Clärchen den letzten Blick nach ihr sandte. Verhüllt lag die Weite vor ihr und der fahle Streif tief unten am östlichen Himmel, er verrieth es noch nicht, wie der Tag werden wollte. Es war Niemand mit ihr weggefahren, das Mädchen saß allein im Wagen, keine, wenn auch nur die flüchtigste Bekanntschaft, gab ihr das Geleite über das Weichbild der Stadt. Sie nahm das wie ein Wahrzeichen, daß sie allein und gesammelt ihren Weg gehen sollte, unbeirrt von fremdem Einfluß.

Wohl war es ein Gefühl banger Wehmuth, das für einen Augenblick mächtig ward, als sie die Thürme der Stadt, in welcher sie gelebt, im Dämmer verschwinden sah, aber auch nur für die Dauer eines Augenblicks, dann regte die junge, kräftige Seele wieder die Flügel und der Wechsel der Umgebungen und Scenerien, welche allmählich aus dem Dämmer emportauchten, übten auf die lebhaft Empfindende jenen Reiz, welchen nur Derjenige begreifen kann, der sich des Eindrucks der ersten Reise noch bewußt ist.

Und Alles war dem Mädchen neu, Alles entzückend, denn sie sah Alles, die gewöhnlichsten Gegenstände und Werkzeuge menschlichen Bedürfnisses, Thiere, Wohnstätten und Menschen durch den doppelten Zauberspiegel des sonnebeglänzten Herbstmorgens und des noch lichter durchstrahlten ihres Seelen- und Lebensmorgens.

Glänzender, strahlender Morgen, wenn du aufsteigst mit dem fliegenden Purpur um die Schultern, den Sonnendiadem um die Stirne gewunden, funkelnd, schön und jung, welch' ein reicher König bist du! wie trägst du Hoffnung und Verheißung in der goldenen Schaale, Rosenblättern gleich, die du über die dämmerige Erde ausstreust! Und wir Alle, über deren Häupter die Nacht hingegangen, die wir erschauerten im Grau der Dämmerung, wir wenden unsere Stirnen, wie der Gläubige, gen Osten und strecken sehnend die Hände deinen Gaben entgegen. Aber dann, wenn du Heute geworden bist, wenn vom schwülen Boden unserer Erde getroffen, die Rosenblätter Deiner Verheißungen welk geworden sind, Asche, ehe sie unsere Hände noch berührt, wenn wir dem Abend entgegen seufzen, dem Untergange des Gestirnes, dessen Steigen wir entgegengejauchzt, König Morgen, wie nennen wir dich, wenn du Heute geworden bist?

Der Tag rückte vor und mit jeder Stunde ward die Entfernung größer, welche zwischen dem Mädchen und ihrem Kindheitsleben lag.

Sie kannte die Eisenbahn nur nach den Beschreibungen, welche ihr todter Freund ihr gegeben, jetzt fuhr sie zum ersten Male damit. Im Postwagen hatte sie wenig Mitpassagiere gehabt, hier im Gedränge der Station kam sie sich plötzlich so einsam, so verloren vor, daß der frische Muth des Morgens sie zu verlassen drohte. Sie sah die Augen Vieler bald mit kecker Neugier, bald mit unsagbarer Gleichgültigkeit ihr Gesicht musternd, sie kam sich selbst so linkisch, so unbeholfen vor, wie sie sich zurechtfragen mußte nach Dingen, welche allen Anderen geläufig schienen, daß jetzt, zum ersten Male seit dem Scheiden von der Heimath, die bange Frage ihr Herz zusammen preßte, wie werde ich die Wanderung vollführen, die vor mir liegt?

Endlich, zu ihrer großen Beruhigung, ward der Zug signalisirt, mit welchem sie ihre Reise fortsetzen sollte und Clärchen sah sich von einem Conducteur ziemlich barsch nach dem richtigen Coupé gewiesen, da sie in ihrer Unkenntniß in einen Zug hatte einsteigen wollen, welcher in der entgegengesetzten Richtung davon fuhr.

Glücklich, endlich untergebracht zu sein, nahm sie Platz in dem Coupé und sah aus dessen Fenstern mit dem Gefühle behaglicher Sicherheit auf das noch immer wogende Gedränge des Perrons hinab.

Plötzlich hörte sie dicht vor sich eine schnarrende Stimme:

„Komm' Kuno, wir steigen hier ein, delicioses Geschöpf, auf Taille!"

Zugleich ward die Wagenthür aufgerissen und ein paar junge Offiziere in Halbuniform stiegen mit großem Geräusch ein.

„Fertig!" rief der Schaffner und schlug krachend die Thür zu.

Clärchen, so unerfahren sie auch war, überkam die Ahnung einer ihr bevorstehenden Unannehmlichkeit, sie wagte nicht aufzusehen und drückte sich scheu in ihre Ecke.

Die jungen Helden ihr gegenüber schienen von dieser Haltung indessen nur zu größerem Muthe angefeuert zu werden, denn nachdem sie das arme Kind lange genug durch ihre Zwicker angestarrt und sich halblaute Bemerkungen zugeflüstert hatten, bog der, welcher Clärchen zunächst saß, seinen schmächtigen Leib zu ihr hinüber und sagte in jenem eigenthümlichen Jargon des Salons und des Stalles:

„Enchantirt — Fräulein reisen allein?"

„Ja!" hauchte Clärchen mehr als sie sagte.

„Bei Jupiter, biete Ihnen meine Begleitung an, Fräulein, können mich als Ihren Cousin ausgeben", und der edle Lieutenant lachte schallend über diesen trefflichen Einfall, „magniberb, nicht wahr Kuno?"

Der Andere, ein ziemlich schläfrig aussehender junger Herr, begnügte sich mit einem matten Hinaufziehen seiner sandgelben Augenbrauen, und da ihm über dieser Bewegung das Lorgnon aus dem Auge entfallen war, so bemühte er sich, dasselbe wieder kunstgerecht einzukneifen, welche Operation vollständig seine Auf-

Digitized by Google

merksamkeit von seinem Kameraden abzog, der indessen mit Sturmschritten auf sein Ziel loszugehen gedachte, indem er das arme, schutzlose Mädchen mit einer Fluth impertinenter Schmeicheleien bestürmte und zuletzt so weit ging, ihre Hand haschen zu wollen.

„Mein Herr!“ rief die Geplagte, indem ihr die Thränen, welche sie diese ganze Zeit mühsam unterdrückt, in die Augen schossen, „mein Herr, ich habe Ihnen keinen Anlaß zu einem solchen Benehmen gegeben . . .“

„Man nur nich zieren!“ sagte der junge Ritter, welcher offenbar mehr getrunken hatte, als nöthig war; „wenn man allein reist . . .“

„So hat man um so mehr Anrecht auf den Schutz jedes gebildeten Mannes den Insolenzen eines Buben gegenüber! Die Hand weg von der Dame!“

Diese Worte, welche einen neuen Angriff des Lieutenants auf Clärchens Hand unterbrachen, kamen aus dem Munde eines Mannes, welcher bis jetzt schweigend in der entferntesten Ecke des Wagens gesessen hatte.

Der Lieutenant wandte sich um, sein Erstaunen, sich in so energischer Weise zur Ordnung gewiesen zu hören, gab seinem ohnedieß nicht sehr intelligenten Gesichte den Ausdruck großer Albernheit, dem Anderen entfiel vor Schrecken das erst so mühsam wieder eingekniffte Lorgnon.

(Fortsetzung folgt.)

Vom dritten deutschen Bundesschießen.

Von unserem Specialcorrespondenten K. W.

Wien, 3. August.

Die Perle des Vergnügungsprogrammes des Festes war die Semmeringfahrt am Samstag. Sie entführte uns auf einen Tag dem betäubenden und berauschenden Treiben und war für unseren Kopf und unsere Nerven eine wahre Erquickung und Erholung. Schon um halb 6 Uhr zog es in hellen Haufen nach dem am Ende der Welt, d. h. der Vorstadt-Landstraße, gelegenen Südbahnhof. Ueber 1000 Schützen nahmen an dem Ausfluge Theil. Schon im Bahnhofe mußte der Zug in zwei Abtheilungen gebrochen werden. Wir geriethen in die letzte und zwar in einen Waggon, der vorzugsweise von Sachsen besetzt war, von denen besonders ein Musikfreund außer sich war, daß im ersten Zug die Tyroler Musik der Wiltauer sich befand. „Wenn ich keene Musik nischt haben soll, dann nutzt merr de ganze Fahrerei nischt!“ war sein stets wiederholter tiefgefühlter Schmerzensschrei, der stets Anlaß zu ungeheurer Heiterkeit gab und erst von dem grellen Pfiff der Locomotive erstickt ward.

Wie lustig dampften wir jetzt in den frischen Morgen hinein. Wie wohlthuend und besänftigend wirkten auf unsere von unaufhörlichem Knallen der Büchsen und vom Getöse der Festhalle irritirten Nerven die Ruhe der lieblichen Landschaft, der Blick auf die saftigen Wiesen, die grünenden Wälder und lachenden Weinberge der Umgend Wiens.

Vorüber sausten wir an Gumpoldskirchen, dessen Lage uns aus der Geographie der Wiener Weinkarten noch in bester Erinnerung lebte, dann an dem freundlichen Baden vorbei, das, umgeben von einem Kranz bewaldeter Berge und Ruinen, so recht geschützt gegen rauhe Lüfte mitten in einem Kessel liegt und einen, wenn auch nicht mit seiner Namensschwester vergleichbaren, doch sehr netten und freundlichen Eindruck macht. Dann schweift ein rascher Dankesblick über Vöslau, das uns so manchen Labetrunk rothen Traubenblutes beim Feste kredenzt.

Sogar auf dieser Landpartie verleugnete sich der demokratische Charakter des Festes nicht. Die Schützen hielten sich meist auf der äußersten Linken, getreu den Winken und Fingerzeigen ihrer Haus- und Gastfreunde. Anfänglich sollten sie von dieser der Aussicht zu Liebe eingenommenen Position keinen großen Vortheil verspüren. Die Rechte bot fast mehr freundliche Perspective als die Linke. Später sollte sich die Scene ändern.

In Vöslau sauste unser zweiter Zug zum größten Gaudium seiner Insassen und unter allgemeinem Halloh an dem ersten Zug, getreu der biblischen Verheißung von dem Letzten und Ersten, stolz vorüber und sollte fort an die Führung behalten. In der aufblühenden Handels- und Fabrikstadt Wiener-Neustadt, dem Hauptstapelplatz für Holz und Kohlen des ganzen Gebirges, ward uns der erste festliche Empfang durch Musik und die herzugeeilte Bevölkerung.

Die guten Wiener-Neustädter müssen glauben, in Wien sei seit gestern eine Hungersnoth ausgebrochen, denn die Schützenbrüder stürzten sich wie eine Heerde ausgehungerter Währwölfe auf Brod und Würstel, das Einzige was Neustadt zu bieten vermochte. Beati possidentes! Glücklich, wer Etwas erwischt hatte! Aber die Vorausgegangenen brauchten auch nicht das Schlimmste zu fürchten. In den einzelnen Wägen wurden sofort Picknicks arrangirt, zu denen Jeder sein Schärflein Brod, Würstel, Bier oder Wein, was er gerade erwischt hatte, beisteuerte. Diese heitere Gütergemeinschaft, das Theilen von Salz und Brod, schon im Alterthum das Symbol der Freundschaft, brachte die Gemüther bald so nahe, daß der ganze Zug wie eine reisende Familie erschien. Die angeblich dem modernen Reisen geraubte Poesie und Gemüthlichkeit war trotz Locomotive wieder heraufgezaubert.

An Föhrenwaldungen und saftigen Wiesen vorüber, mit rasch auftauchenden und dann wieder verschwindenden Perspectiven auf das jetzt immer näher rückende Gebirge, geht es bis Gloggnitz, das schon an 800 Fuß höher liegt als Wien. Hier beginnt eigentlich erst die Semmeringsbahn, die großartigste Gebirgsbahn in Europa, die nun über unzählige Erd- und Felseinschnitte, Viaducte und Wandmauern und durch Tunnels fast 3000 Fuß hoch ins Gebirge hinaufsteigt, wahrlich ein erhabener Triumph menschlicher Kunst und Wissenschaft. Unsere staunende Bewunderung ist daher auch getheilt zwischen der herrlichen und großartigen Natur, die uns auf Schritt und Tritt umgibt, und den nicht minder wunderbaren Werken der Cultur, die uns den Genuß dieser Naturschönheiten auf so leichte Art ermöglichen.

Jetzt ward uns auch klar, warum man uns in Wien allgemein die Linke empfohlen hatte, denn gleich hinter Gloggnitz eröffnet sich links das überaus liebliche und malerische, von der Schwarza durchströmte Payerbacher Thal und die überraschende Ansicht der Bahnlinie vom Payerbacher Viadukte über die jenseitigen Höhen bis zum Eichberg. Die Gegend wird nun immer romantischer und alpenähnlicher. So weit das Auge schweift, Nichts als bewaldete Berge, herrlich gruppirt, Thaleinschnitte und Schluchten, an denen wir jählings vorbeisausen und die sich uns durch die Windungen der Bahn von den verschiedensten Seiten und in stets neuer Perspective darstellen. Einen merkwürdigen Eindruck macht es, wenn wir bei dem Austritt aus einem Bergthale mitunter denselben Punkt wieder berühren, wie bei dem Eintritt vor einer viertel Stunde, nur daß wir inzwischen immer höher und höher gestiegen sind. Sehr angenehm ist die Construction der Wägen nach Schweizer System, mit einem durchgehenden Gang in der Mitte und Balkons an den Enden, die [illegible] vorzüglich geeignete Stelle für die Aussicht darbieten. Auf einem an 500 Fuß langen Viadukt fliegen wir nun über das Reichenauer-Thal dahin. Nachdem wir nun noch eine Anzahl Viadukte und Tunnels passirt, öffnet sich plötzlich ein herrlicher Thalgrund mit dem tief, tief unter uns liegenden reizenden

Digitized by Google

Oertchen Schottwien und der romantisch auf einem Kegel mitten im Thal emporsteigenden Burg Wartenstein.

Hier geht die Bahn auf einer langen Strecke in der Steigerung von 1 : 40 bis zur Station Klamm, wo man wieder ein herrliches Panorama genießt. Wie tief und klein liegen da unten in der Felsschlucht die kleinen Häuschen von Schottwien und einigen anderen Ortschaften, so klein, daß sie mit ihren rothen Ziegeldächern fast aussehen wie eine Schachtel eben ausgepackter Nürnberger Spielsachen, dann wieder wie stolz steigt die Eisenstraße zum Himmel empor, wie majestätisch erhebt sich der Sonnenwendstein und der 4818 Fuß hohe Schneeberg, wie schaurig ist der Blick in den Adlitzgraben mit seinen Felsklüften und schroffen Abhängen. Von Klamm bis Station Semmering, dem höchsten Punkte, von wo an es wieder abwärts geht, häufen sich die Terrainschwierigkeiten, Viadukt reiht sich an Viadukt, Tunnel an Tunnel. Einer der letzteren bietet einen ganz besonderen Reiz. Der sehr lange Tunnel hat nämlich an mehreren Stellen wieder ganz schmale und niedrige Seitentunnels, durch die etwas Licht einfällt und an deren Ende mitten in Nacht und Grausen wie eine Fata morgana ein Stückchen lebensfrischer, grüner Landschaft auftaucht.

Vom Haupttunnel hinter dem Semmering, wo sich die Bahn bis nahe an 3000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, geht es wieder langsam abwärts. Die Gegend verliert an romantischer Wildheit und wird lieblicher und freundlicher. Gegen zwölf Uhr kamen wir in Mürzzuschlag, dem Ziele unseres Ausfluges an, Alle körperlich gestärkt durch die klare, reine Bergluft und geistig angeregt durch die unvergleichlich schöne Fahrt, die sowohl in Bezug auf die Scenerie, als besonders auch auf die Begeisterung unterwegs viel Aehnlichkeit mit der Fahrt der Deutschen nach La Chaux-de-Fonds vor einigen Jahren hatte. Da war kein Oertchen noch so klein, kein Häuschen noch so unbedeutend, aus dem nicht gegrüßt und mit Taschentüchern gewinkt ward. In Payerbach und an einigen anderen Stationen kamen die Schönen des Ortes mit würzigen Alpenblumen an den Zug und schmückten die Hüte der Schützen mit Edelweiß, dem Wahrzeichen der Alpennatur.

Dicht am Bahnhof in Mürzzuschlag liegt ein Garten mit uralten schattenspendenden Bäumen, in welchem für die Schützen an langen Tischen sehr einladend gedeckt war. Aber es blieb bei der Einladung. Stunde auf Stunde verfloß, ohne daß sich das angekündigte und mit der Fahrkarte zugleich erkaufte „Bankett" gestalten wollte. Wir geriethen zufällig an einen Tisch mit Berlinern, die sich mit der Situation noch am Besten abfanden und durch einen „Kalauer" nach dem anderen sich und ihrer Umgebung die Zeit kürzen halfen. Wollen Sie es gefälligst nicht für einen schlechten Witz halten, wenn ich Ihnen sage, daß die erste persönliche Bekanntschaft, die ich am Berliner Tische machte, „Müller und Schultze" waren, und zwar der „Porzellanmüller" und der „Möbelschultze", wie sie von ihren Landsleuten zur Unterscheidung von der Legion der Müller und Schultze geheißen wurden. Die Berliner sprachen sich sehr zufrieden über ihre Aufnahme und den Empfang in Wien aus. Sie fanden die „Jeschichte" zwar „riesig verschwiemelt", aber doch „scheußlich jemüthlich" und plädirten sehr warm für die Wiedervereinigung Oesterreichs mit Deutschland, allerdings — wie sich im Verlaufe des Gespräches herausstellte — auf dem heutzutage nicht mehr ungewöhnlichen Wege der gelegentlichen Annexion an Preußen. Die Berliner waren übrigens tolerant genug, dieses ihr politisches Glaubensbekenntniß selbst als „unmaßgeblich" zu bezeichnen.

Die Zeit des Wartens wurde zur Tantalusqual geworden sein, wenn sie uns nicht die Haute volée von Mürzzuschlag und Umgegend, die mit ihren Damen inzwischen im Garten erschienen war, hätte kürzen helfen. Auch benachbarte Gutsbesitzer, darunter ein Graf Vetter und ein österr. Feldmarschallieutenant, dessen Namen uns entfallen ist, waren mit ihren Familien erschienen und bewegten sich mit großem Vergnügen mitten unter den hungrigen Schützen, die trotz ihres hungrigen Magens alle ihre Liebenswürdigkeit den hübschen Damen gegenüber aufboten.

Endlich eröffnete nach 2 Uhr das Bankett, das schon durch seine Benennung sich einen Freibrief auf alle Folterqualen für den Magen erworben hatte, übrigens noch ein kulinarischer Hochgenuß gegen die Festhallenschweinemästung war. Der Wirth von Mürzzuschlag schien eigenthümliche Ideen über die Consumtionsfähigkeit der deutschen Schützenbrüder gehabt zu haben. Er mußte wohl fürchten, daß dieselben die Flaschen mit verschlängen, denn er verkaufte beim Weinverkauf gleich die Flaschen mit und stellte bei Rückgabe derselben 10 Kreuzer Vergütung in Aussicht.

Anstatt des Desserts, das nicht da war, kamen die Toaste. Der erste derselben war auch der beste. Es sprach ihn Sidlaßanwalt Wülfert, aus dem Chorinsky-Prozeß bekannt, eine kraftvolle Erscheinung mit weithin vernehmbarer Stimme. Der Ideengang seiner Rede war ungefähr folgender:

„Die Mächtigen dieser Erde haben oftmals an der deutschen Sache gesündigt. Das deutsche Volk, die deutschen Stämme haben an solchem Verrathe niemals theilgenommen. Und am zweiten Jahrestage, nachdem die schwarze Friedenstaube von Nikolsburg ihren düsteren Flug erhoben hatte, sind deutsche Schützen in heilen Haufen in die deutsche Stadt Wien eingezogen. Da erst ward uns die Größe des Verlustes, den wir erlitten, klar. Wir kannten vorher den Verlust, den uns das Jahr 1866 bereitete, nicht; erst als wir hierherkamen und sahen, daß man hier deutsch denkt und fühlt, empfanden wir schmerzlich den Verlust. Indeß, wenn wir auch nach völkerrechtlichem Begriffe im Auslande sind, wir fühlen uns hier doch daheim, in unserem Vaterlande. Halten Sie, Oesterreicher, fest an dem Gedanken, daß Sie uns zugehören, und Sie werden uns die Aufgabe erleichtern, Sie wieder zu uns zurückzuführen. Wie wir das bewerkstelligen wollen, wir wissen das heute noch nicht; aber der Gedanke, daß Deutsch-Oesterreich bei uns bleiben muß, beseelt uns Alle. Ich trinke dieses Glas auf die Wiedervereinigung Deutsch-Oesterreichs mit Deutschland."

Laute Beifallsrufe unterbrachen die kurze, schwungvolle Rede, und ein donnerndes Hoch folgte dem Redner, als er von der Tribüne abtrat. Herr Trabert, welcher nach ihm das Wort erhielt, brachte den Gefallenen vom Jahre 1866 ein Hoch. Die kleine Verstimmung, die durch diesen etwas zu politisch gefärbten Toast hervorgebracht ward, suchte Herr Dr. Beck, der Dirigent des akademischen Gesangvereins, mit einem Toast auf die Frauen auszugleichen.

Inzwischen belustigte sich die Jugend von Mürzzuschlag mit Kraftproben an dem riesigen Kletterbaum, der im Garten aufgerichtet war.

Um 4 Uhr erfolgte die Aufforderung an die Versammelten, den Schmuck des Fleckens Mürzzuschlag in Augenschein zu nehmen. Derselbe war klein und rein, aber gerade in seiner Einfachheit oft rührend. Die Kirche präsentirte sich wunderschön mit ihrem Hintergrunde von bewaldeten Bergen. In den Wirthsgarten zurückgekehrt, erfreuten uns die Sänger aus dem Mürzthal, aus Bruck und aus der Umgegend noch mit einigen herzerquickenden steyrischen Volksliedern, als plötzlich um 5 Uhr schwarze Wolken und fallender Regen zur Abfahrt mahnten. Sie fand nach 5 Uhr statt. Der strömende Regen auf der Rückfahrt konnte unserem Humor nichts mehr anhaben. Nur trafen wir statt um 9 Uhr erst nach 11 Uhr in Wien ein, leider zu spät zum Feuerwerk und Ball in der Festhalle.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Dawison.) Die Berliner „Gerichts-Zeitung" schreibt: „Am 2. August ist Bogumil Dawison von Landeck, wo er eine vierwöchentliche Kur gebrauchte, nach Dresden zurückgereist. Der Zustand des einst so gefeierten Künstlers ist noch immer sehr traurig, obgleich die Aerzte Landecks Hoffnung für eine zwar sehr langsame, aber doch vollständige Herstellung hegen. Das Leiden Dawison's ist ein nervöses, die Zunge ist nicht gelähmt, aber unfähig, ohne Stottern zu sprechen. Der Geist des Künstlers ist (und wir freuen uns, dies aus eigner Begegung melden zu können) durchaus hell, das Gedächtniß noch ungeschwächt und, so schwer er auch leidet, so blitzt doch bisweilen das alte Feuer in brennenden Witz- und Geistesfunken auf. Es gibt Tage, an denen sich Dawison durchaus wohl und im vollen Besitze seiner Sprache befindet. Die Kur in Gastein hat sein Leiden bedeutend verschlimmert, die in Landeck ihm dagegen sehr wohlgethan."

(Ein fossiler Menschenschädel in Californien.) Nach einer Mittheilung in der „Anthropological Review" vom Januar 1868 ist in Californien ein Menschenschädel in einer Tiefe von 130 Fuß aufgefunden worden, der nach seiner Lagerung viel weiter in die Vergangenheit zurückreicht, als die Verfertiger der Stein-Instrumente der ältesten bisher aufgefundenen Periode bei Abbeville. Herr Watson hat diesen Fund in einem Bergwerksschachte gemacht, bei Altaville in der Nähe von Angelo, Calvarus County, California. Die Schichten, welche über dem Schädel lagen, sind von oben nach unten folgende: Schwarze Lava 40 Fuß. Kies 3 Fuß. Helle Lava 30 Fuß. Kies 5 Fuß. Helle Lava 15 Fuß. Kies 25 Fuß. Dunkle braune Lava 9 Fuß und endlich Kies von 5 Fuß Dicke, welcher den Schädel umschloß. Die hier erwähnten Lavaschichten bestehen aus einer festgewordenen vulcanischen Aschenmasse. Der Schädel selbst war bedeckt und incrustirt mit Steinmasse. Erhalten waren: Das Stirnbein, die Nasenbeine, der Oberkiefer der rechten Seite, ein Theil des linken Schläfenbeins, das Jochbein und beide Augenhöhlen. Auffallend ist die Dicke der Schädelknochen, sonst aber zeigen sie einen ganz normalen Typus. Die Thatsachen im Betreff der Entdeckung dieses Schädels wurden durch Prof. Whitny der Akademie der Wissenschaften in Californien mitgetheilt.

Correspondenzen.

Spa, Ende Juli.

Das Badeleben hat jetzt seinen Glanzpunkt erreicht und unser freundlicher Platz erfreut sich einer starken Frequenz, worunter viele Namen aus den höchsten Ständen. Außer unsern belgischen Landsleuten trifft man hier Deutsche, Slaven, Engländer, Amerikaner, Franzosen und selbst Angehörige der in Europa wenig bekannten Nationen. Aber der Ruf von Spa datirt auch aus den ältesten Zeiten, und von jeher war es wegen seiner reizenden Lage, seiner herrlichen Umgebung, seines gesunden Klimas und der Wirksamkeit seiner Mineralquellen von nah und fern besucht. Neben Denen, welche hier die Herstellung ihrer Gesundheit oder einen angenehmen Sommeraufenthalt suchen, bietet unser Platz den Fremden Vergnügungen aller Art. Man macht aber auch außerordentliche Anstrengungen, um den Besuchern den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Die Stadt verschönert sich von Jahr zu Jahr; die alten Häuser verwandeln sich mehr und mehr in kleine Paläste, und geschmackvolle Landhäuser, in schönem Stil aufgeführt, bieten den Besuchern comfortable Wohnungen. Die schattenreichen Promenaden sind sehr erweitert worden, Spa geht mit dem Geiste der Zeit stets vorwärts und seit zehn Jahren hat es sich so sehr zu seinem Vortheil verändert, daß frühere Besucher erstaunt sind über Das, was hier geschaffen worden. Die Mittel hierzu bietet allerdings größtentheils die jetzt noch bestehende Spielbank, allein die Unterdrückung des Spiels wird ohne Zweifel hier wie in Homburg, Wiesbaden und Baden-Baden nur vorübergehend einen nachtheiligen Einfluß auf die Frequenz haben, aber die Interessen unseres Kurortes nicht dauernd zu schädigen im Stande sein. Zu seinen heilkräftigen Quellen besitzt Spa eine Anziehungskraft, welche ihm immer einen zahlreichen Besuch sichern wird, und die Administration ist in weiser Vorsicht schon jetzt darauf bedacht gewesen, die Heilkraft der Mineralquellen als Hauptmittel zur Anziehung von Fremden zu benutzen. Mit großen Kosten hat sie daher eine prachtvolle Badeanstalt erichtet, einen monumentalen, mit allem Comfort und Luxus ausgestalteten Bau, der seines Gleichen in der Welt sucht. Als Badeort mußte Spa in seinen Mineralquellen eine verstärkte Anziehungskraft zur Herbeiziehung von Besuchern suchen, um auch dann seine Frequenz zu erhalten, wann das Spiel der Strönung der Zeit zum Opfer fallen wird. So vorbereitet, wird Spa die Concurrenz mit allen andern Bädern vortheilhaft bestehen können und stets Das bleiben, was es bisher gewesen, nämlich ein Rendez-vous für die vornehme Gesellschaft der ganzen Welt, die in den eleganten Wohnungen, den schönen Promenaden, den reizenden Umgebungen und den vielfachen Vergnügungsanstalten sich hier so wohl fühlt, daß sie das Hazard-Spiel nicht vermissen wird. Das Wettrennen, welches eine große Menge Liebhaber des Sport kürzlich hier versammelt hatte, fiel trotz des regnerischen Wetters sehr glänzend aus und verlief ohne Unfall. Der Herzog von Coburg mit Familie, welcher sich hier befand, wohnte dem Rennen auf einer reservirten Tribüne bei. Derselbe hatte u. A. auch den Besuch der Prinzen von Orleans erhalten, von denen der Herzog von Aumale, der Prinz Joinville und die Herzoge von Chartres und Guise einige Tage hier verweilten.

Von der Lahn, 31. Juli.

Eine Stunde östlich von Ems liegt das freundliche Städtchen Nassau an der Lahn in einer herrlichen Umgebung von Burgen, Schlössern, Wäldern und Feldern. Es ruft in dem Besucher alte und neue historische Erinnerungen wach, und wer sich dort umsehen will, findet zahlreiche interessante Haltpunkte. Gerne und vielfach wird daher auch die schöne Gegend von Badegästen und Touristen aus Nah und fern besucht; aber nicht allein für Erwachsene, auch für die Jugend hat der Ort sein Angenehmes, denn dort besteht unter der Protection der Frau Gräfin v. Kielmannsegge eine wohlorganisirte Kleinkinderschule, welche nicht nur von Kindern aus Nassau, sondern auch von vorübergehend anwesenden Sommergästen in erfreulicher Weise besucht wird. Der Zutritt ist jedem Kinderfreunde gestattet und so vergeht fast kein Tag, an welchem die in schönem Aufschwung stehende Anstalt nicht einheimischen oder fremden Besuch zu begrüßen hätte. Wie fröhlich bewegt und beschäftigt sich aber auch die zahlreiche, aus 80—100 Köpfen bestehende Kinderschaar unter der Aufsicht der jüngst aus der Darmstädter Bildungsschule berufenen Lehrerin Johanna Zimmer! Sie arbeitet in kunstgerechter Weise an dem Baue, zu welchem Darmstadt seine „Zimmerleute" bildet und zahlreich hinaussendet und so wünschen wir der Nassauer Kleinkinderschule, daß diese Arbeit eine gesegnete sei. Ja, möge auch diese Anstalt so segensreich fortwirken, wie in allen civilisirten Staaten Tausend ihrer Schwestern schon so viele Jahrzehnte in unberechenbar segensreicher Weise gewirkt haben, wovon uns in der Neuzeit der alte „Pestalozzi-Fellenberg" Freiherr Adolph v. Bissing auf Schloß Beerberg bei Marklissa in Schlesien in seiner herrlichen Schrift: „Viel Segen aus einer Quelle oder die Bedeutung der Kleinkinderschulen" glänzendes Zeugniß abgelegt hat. Die beiden herrlichen Schlösser in Nassau und Schlesien, mögen sie durch ihre Kleinkinderschulen ganz Deutschland durchzucken und in Frieden einigen! Das in Berlin erscheinende und von Nord und Süd unterstützte „Centralblatt" für sämmtliche Kleinkinderschulen Deutschlands und Anstalten jeden Namens für die zarte Kindheit wird hierzu in vorzüglicher Weise beitragen. A. S.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 7. August. Gastdarstellung des Fräulein Ilma von Murska in Wien. **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Akten von Schikaneder. Musik von W. A. Mozart. — Die Königin der Nacht: Frl. Ilma von Murska.

(Außer Abonnement und mit erhöhten Entrittspreisen.)

Samstag, 8. August. Zum ersten Male: **Das Stammschloß**, Schauspiel in 5 Akten von A. Ray.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 209.)

Sonntag, 9. August. **Der böse Geist Lumpacivagabundus**, oder: **Das liederliche Kleeblatt**, Zauberposse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy. Musik von A. Müller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 210.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 219. Samstag, den 8. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Der Lieutenant kam erst nach einer kleinen Pause wieder zur Besinnung seiner Würde.

„Herr — wer sind Sie?“ schnarrte er den unliebsamen Störer an.

„Wer ich bin, kann Sie wenig interessiren, vorerst aber bin ich Ihren Impertinenzen gegenüber der Schützer dieser Dame — — mit Ihrer Erlaubniß, mein Fräulein“, und der noch junge Mann verbeugte sich mit feinem Anstand gegen das Mädchen, welches, von Schamröthe übergossen, kaum wagte, einen dankenden Blick zu ihrem Retter zu senden.

„Bei Jupiter, Sie werden mir Rede stehen, Herr!“ rief der junge Held, an seinen Degen schlagend.

„Ich glaube nicht, daß Ihr König Ihnen den Degen zu diesem Zweck gegeben hat“, sagte der Andere ruhig.

„Herr!“ fuhr der Lieutenant auf.

„Jetzt legte sich der Schläfrige in's Mittel und indem er seinen gelben Schnurrbart strich, sagte er halblaut:

„Höre doch auf, Detlef, Du encanaillirst Dich — pour une grisette.“

Der junge Offizier lachte gezwungen verächtlich und machte gegen den Fremden eine höhnisch sein sollende Reverenz, von welcher dieser keine Notiz nahm.

„Steigen wir aus, mein Fräulein“, sagte der Fremde, als der Zug wieder hielt, „es wäre des Schaffners Pflicht gewesen, einer allein reisenden Dame einen Platz im Damen-Coupé anzuweisen, wenn Sie erlauben, so mahne ich denselben an die versäumte Pflicht.“

„Sie sind sehr gütig, ich weiß nicht, mein Herr, wie ich Ihnen meinen Dank aussprechen soll“, sagte das Mädchen und wagte erst jetzt einen Blick in das Gesicht ihres Befreiers zu thun.

Es machte sie beklommen, ein so junges Gesicht sich gegenüber zu sehen, wo sie dem Auftreten nach einen älteren Mann erwartet hatte.

Und in der That, es war nicht nur ein junges, es war auch ein schönes Gesicht. Gelocktes Haar, von jenem kräftigen, energischen Blond, in welchem beständig ein Sonnenschimmer zu liegen scheint, umkränzte eine breite, markig gebildete Stirn, unter welcher ein paar schöne, dunkelgraue Augen durch ihren Ausdruck verriethen, daß ihr Besitzer nicht nur ein Mann von Gemüth, sondern auch ein Mann von Geist sei. Ueberhaupt lag die Schönheit dieses Gesichtes hauptsächlich in dem Ausdruck desselben; subtile Kritiker hätten vielleicht diese Züge nicht fein genug geschnitten, den vollen Bart zu röthlich und zu wenig elegant im Schnitt gefunden. Unbefangene aber konnten sich nur an dem kraftvollen Antlitz und der ganzen gesunden Erscheinung dieses Menschen erfreuen, welcher den Ernst des reifenden Mannes mit der Frische des Jünglings in sich vereinte.

„Sie sind mir keinen Dank schuldig, mein Fräulein, ich habe leider keine Schwester, aber hätte ich eine, ich würde von jedem Manne in gleicher Lage das als Pflicht fordern, was ich gethan, und überdieß, mein Fräulein — Sie werden das, was ich sage, nicht mit den Complimenten jenes Laffen im Wagen dort verwechseln — eine Schönheit, wie die Ihre, kann jeden Ritterdienst als ihr Recht beanspruchen. Gönnen Sie es mir als Dank, daß ich Ihrer Schönheit meine Huldigung darbringe, ich darf es, ich bin Künstler und die Schönheit ist die Heilige, der ich diene.“

Clärchen war zu sehr in Verwirrung, als daß sie andere als unzusammenhängende Worte hervorzustammeln vermochte; halb unwillkürlich streckte sie die Hand dem jungen Manne entgegen, dieser ergriff die kleine bebende Hand mit ehrerbietigem Druck.

„Möchten wir uns wiedersehen, mein Fräulein“, sagte er, „und zur Erinnerung an unser flüchtiges Begegnen bitte ich, sagen Sie mir Ihren Namen.“

„Clara . . .“

„Damencoupé, einsteigen!“ rief hinter ihr die grobe Stimme des Schaffners; „es ist keine Zeit mehr.“

Das Mädchen stieg ein, auf dem Tritte wandte sie sich noch einmal herum und sah ihren Schützer stehen, wie er zum Gruße den grauen Calabreser gegen sie schwenkte, — es lag ein goldener Sonnenglanz auf seinem blonden kurzen Lockenhaar und aus seinen Augen flog ein heller, warmer Blick, wie der Gruß einer anderen Sonne, ihr entgegen.

Der Zug brauste fort, der Künstler blieb auf dem Perron stehen und sah der entschwindenden Rauchsäule nach.

„Clara, Clara“, flüsterte er vor sich hin, „Gott, wie sie schön ist! und einer solchen Göttererscheinung wagt solch ein Bube sich keck zu nahen — — ob ich sie wohl wieder sehe? — Das ist ein Kopf, welchen man, einmal gesehen, nimmer vergißt.“

Der Zug fuhr indessen unaufhaltsam fort, durch den Tag und durch die Nacht, in früher Morgenstunde erst war die große Stadt erreicht, welche das Ziel von Claras Reise war.

Joachim Dornen seel. Erben — es kostete keine große Mühe, sich dahin zu erfragen.

Es war noch früh am Tag, die Comptoire waren noch nicht geöffnet und das Haus Joachim Dornen seel. Erben hatte ein verschlafenes, mürrisches Aussehen, welches nicht heiterer wurde durch den trüben Nebelhimmel, der darüber hing.

An den vergitterten Fenstern des Erdgeschosses vorbei, führte der Lastträger das Mädchen in einen weiten, stattlichen Hofraum, in welchem der Kutscher soeben beschäftigt war, eine elegante Equi-

Digitized by Google

page abzuwaschen, in dieser Arbeit zwar momentan innehaltend, um mit einem an der oberen Gallerie lehnenden Stubenmädchen ein scherzhaftes Gespräch zu führen.

Beide blickten das eintretende in Trauer gekleidete Mädchen eine Weile starr an und der Kutscher gab auf die Frage, ob Herr Dornen schon zu sprechen sei, nur mit einem unverständlichen Brummen Antwort, indem er sich wieder energisch an das Abwaschen der stark beschmutzten Räder gab.

Das Stubenmädchen schien inzwischen über die Person der Untenstehenden mit sich in's Klare gekommen zu sein, denn sie rief mit heller Stimme herunter:

„Nicht wahr, Sie sind die neue Mamsell?"

In diesem Augenblicke tönte der schrille Ton einer Glocke durch das stille Haus, das Stubenmädchen ließ eilig den Besen fallen und lief davon.

„Der Herr Consul, Frühstück", brummte der Kutscher — und indem er rückwärts mit dem Daumen auf eine mit einer buntfarbigen Glasmosaik verzierte große Glasthür zeigte, brummte e: „Dort hinein."

(Fortsetzung folgt.)

Das brennende Rußland.

Die „Rigaer Zeitung" enthält folgende neuere Mittheilung über die bei Riga vorgekommenen Wald- und Moorbrände:

„Erst nachdem der Regen am 24. Juli seinen nicht unerheblichen Antheil zum Löschen der Wald- und Moorbrände beigetragen hat, ist es möglich, etwas Näheres über dieselben hier mitzutheilen. Bei der ganz ungewöhnlichen Dürre dieses Sommers ist auch in der Umgegend Rigas fast kein einziger größerer Wald-Complex ganz vom Feuer verschont geblieben, und bereits seit Ende Mai (a. St.) machten sich aufsteigende Rauchsäulen, von Waldbränden herrührend, bemerkbar, welche anfänglich in den weiter von der Stadt entfernten Wäldern stattfanden, bis endlich am 16. Juli auch die zunächst bei Riga belegenen Stadtwälder auf der linken Seite der Düna heimgesucht wurden. Die Größe der von dem Feuer verheerten Waldflächen in den Stadtwäldern allein hat noch nicht genau festgestellt werden können, da bis zum 24. Juni immer neue Strecken ergriffen und mehr oder weniger zerstört wurden. So viel uns bis jetzt bekannt ist, umfaßt die in den verschiedenen Stadtforsten abgebrannte Fläche wenigstens 2000 Lofstellen (= 1/8 Quadrat-Meile), theils junge hoffnungsvolle Bestände, theils holzleere, theils mit Wald bewachsene Moräste. In den letzteren, namentlich den Torfmooren, ist das Feuer mehrere Fuß tief in das Moor eingedrungen, wo dasselbe langsam, aber unaufhaltsam fortbrennt. Auf vielen Stellen, wo anfänglich nur die Bodendecke weggebrannt war, ist das Feuer dort, wo der Wald auf Moorboden steht, in den letzteren tief eingedrungen, so daß die Bäume, nachdem ein Theil des Moores unter denselben verbrannt ist, umfallen und dadurch dem Feuer auf der Oberfläche häufig wieder neue Nahrung bieten. Durch die anhaltende Hitze und den gänzlichen Mangel an Regen sind die Moräste, Sümpfe und Waldheuschläge so trocken und dürr geworden, daß das Feuer mit rapider Schnelligkeit sich verbreitete, und noch ehe es den nächsten Anwohnern möglich war, die Brandstätte zu erreichen, so an Ausdehnung gewonnen hatte, daß mit der vorhandenen Hülfe die weitere Verbreitung nicht mehr zu hindern war. Die sonst nassen und sumpfigen Waldwiesen, welche stets bei vorkommenden Waldbränden dem Feuer Schranken setzen, sind in diesem Sommer so trocken, daß dasselbe, gleichviel ob die Wiesen gemäht oder ungemäht waren, mit heller Flamme darüber wegbrannte, und da die vorhandenen, nur flachen Gräben gleichfalls sämmtlich trocken sind, so bot das an den Rändern und Böschungen gewachsene Gras dem Feuer hinreichende Nahrung, dieselben zu überschreiten, so daß jede menschliche Anstrengung, den Brand auf eine geringe Fläche zu beschränken, scheiterte. Gleichzeitig wechselte der Wind mehrere Male, wodurch oft plötzlich auch die Richtung des Feuers sich änderte, dergestalt, daß man auch das sonst wirksamste Mittel wider derartige Brände, das Gegenfeuer, in diesem Falle oft nicht tauglich fand. Bis zum 14. Juli haben in diesem Jahre in den Stadtwäldern allein schon 24 Waldbrände stattgefunden, von denen 14 beim Entstehen gelöscht wurden, 10 eine größere Ausdehnung erreichten."

Aehnliches berichtet der „Russische Invalide" aus der Petersburger Gegend, wo ein ganzes Sappeur-Bataillon mit dem Löschen durch Gräbenziehen beschäftigt wurde. An der Existenz dieser colossalen Brände ist somit kein Zweifel. Auch stimmen damit verschiedene Nachrichten in Pommerschen Blättern über den an der dortigen Küste fühlbaren Heerrauch. So schreibt man der „Zeitung für Pommern" aus Kolberg dieser Tage:

„Der Nordost-Wind, welcher die letzten Wochen fast ununterbrochen wehte und, wie sonst immer, helle und klare Luft brachte, wälzt uns plötzlich seit gestern Mittag einen trockenen rauchähnlichen und etwas brenzlich riechenden Nebel heran, sehr verschieden von dem uns wohlbekannten Seenebel mit seinem frischen Meergeruche. Gegen Abend ist er immer dichter geworden, so daß Gegenstände in einer Entfernung von einigen tausend Schritten nicht deutlich mehr erkannt werden und über eine Viertelmeile hinaus fast völlig verschwinden. Auch heute noch ist Alles in seinen Schleier gehüllt, und beim längeren Gehen im Freien empfindet man eine gelinde Beklemmung des Athems. Es ist diese eigenthümliche Erscheinung nichts weiter, als der in Mitteldeutschland von Westphalen bis nach Sachsen hin unter dem Namen der Höhenrauch gekannte Nebel, welcher für jene Gegenden seinen Ursprung auf den absichtlich angezündeten Torfmooren Oldenburgs und Ostfrieslands nimmt. Die Zeitungen haben uns berichtet, daß um den 18. Juli in der Gegend von Petersburg, durch die anhaltende Trockniß begünstigt, gewaltige Moorbrände ausgebrochen sind; die Stadt selbst ist tagelang in dichte Rauchwolken gehüllt gewesen, Dampfschiffe auf dem Finnischen Meerbusen sind sogar durch dieselben in ihrer Fahrt gehindert worden. Diese Rauchwolken sind es, welche uns der Nordost-Wind brachte und über Hinterpommern ausbreitete; in etwa zehn Tagen sind sie herangekommen, welche Zeit auch ganz mit der Beobachtung stimmt, daß uns im Winter der Nordost in 10 bis 14 Tagen die Petersburger Kälte bringt."

Ganz dasselbe wird von Rügen vom Donnerstag gemeldet.

„Vorgestern und gestern war bei heftigem Ostwinde die Insel überzogen — von Nebel, Daal oder Heerrauch? Gewöhnlicher Nebel war es nicht, der immer, was hier nicht der Fall, Feuchtigkeit zurückläßt, auch nicht der sogenannte See-Daal, der plötzlich aus der See aufsteigt und sich rasch verbreitet, aber nie lange andauert. Sollte es möglich sein, daß der Rauch von den Waldbränden in Rußland — bei dem Ostwinde — sich bis hierher gezogen habe? Der Geruch war merkbar ein brandiger. Es würde von Interesse sein, diese Frage beantwortet zu sehen. Heute ist der Wind still und damit ist auch der Nebel oder Rauch verschwunden."

Mannichfaltigkeiten.

(Ueber die Katastrophe), welche dem Fürsten Gagarin und seinem Sohne das Leben kostete, wird zur Ergänzung früherer Berichte der „Presse" aus Ischt vom 4. d. geschrieben: „Gestern

Digitized by Google

Abends 7 Uhr begaben sich Fürst Gagarin sammt Gemahlin und deren Sohn Wladimir in Begleitung von des Letzteren Hofmeister, Professor Reymann, zur sogenannten Redtenbacher Mühle. Dort angelangt, trennte sich die Gesellschaft, und während die Fürstin den Weg gegen die Mühle nahm, begaben sich die gedachten drei Herren hinunter in den Redtenbach. Hier nun ist es, wo sich die unglückliche Katastrophe zutrug. Einige Momente bevor jene Herren diese für sie so unheilvolle Stelle betraten, hatte ein Fräulein mit einem etwa achtjährigen Kinde an der Hand dieselbe verlassen, war ans rechte Ufer getreten und entrann so auf wunderbare Weise dem traurigen Geschicke, das die beiden Fürsten erreichte. Es wurden nämlich plötzlich von oben die Schleusen geöffnet, und das mächtig angeschwollene Wasser stürzte mit einer der lang andauernden Sperrung entsprechenden Rapidität in den Bach und warf alle drei in dem Bette desselben sich befindenden Personen nieder. Der Zufall wollte es, daß Vater und Sohn auf die gefährlichere Seite, dem rechten Ufer hin, der Hofmeister hingegen zu seinem Heile gegen das linke Ufer geschleudert wurden. Der Hofmeister des jungen Fürsten, Reymann, tauchte rasch empor, erblickte den mit dem Wasser kämpfenden alten Fürsten, und wollte ihm trotz eigener Gefahr hülfreich die Hand reichen; doch das Schicksal wollte es anders: das entfesselte Element warf sich zwischen Beide, sie noch einmal mit den Fluthen überspülend und mit den massenhaften Holzklötzen niederdrückend. Reymann entrann wie durch ein Wunder noch einmal der Todesgefahr und schwamm mit Aufgebot aller Kräfte gegen das linke Ufer zu, welches er auch glücklich erreichte. In seiner Absicht, den beiden Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, lief er über die nahe Brücke gegen das rechte Ufer, wurde hier von dem Anblick der Fürstin aufgehalten, deren schrecklichen Zustand man sich leicht erklären kann, wenn man bedenkt, daß sie hülflose Zeugin der ganzen Scene gewesen war. Er sorgte rasch für die Transferirung der unglücklichen Frau in ihr Hotel, und eilte, von hinzugekommenen fremden Männern unterstützt, die beiden Fürsten aufzusuchen. Die Nachricht von der schrecklichen Katastrophe verbreitete sich mit Blitzesschnelle in ganz Ischl, und sofort begab sich der Bezirksvorsteher Herr Wirl zur Unglücksstätte. Badearzt Dr. Hirschfeld, zur Fürstin gerufen, fand dieselbe in einem beinahe an Wahnsinn grenzenden Zustand. **Sauvez mon mari, Docteur!** schrie sie, ihn verzweifelnd umklammernd. Nach langen Bemühungen war es Dr. Hirschfeld, der sich mittlerweile mit allen nöthigen Instrumenten versehen hatte, gelungen, einen Wagen zu erlangen, in welchem er, begleitet von dem Courier des Fürsten, Wedel, und einem Herrn Burger, welcher früher die Fürstin auf dem Wege von Redtenbach nach Hause gebracht hatte, zur Unglücksstätte eilte. Bei Ankunft des genannten Arztes war bereits Fürst Gagarin Vater aufgefunden und ans Land gebracht worden. Es wurden nun in Gegenwart des Bezirksvorstehers und vieler Anderer von Dr Hirschfeld sowohl, wie von dem Wundarzt Scheiring, alle möglichen Wiederbelebungsversuche gemacht, die aber leider erfolglos blieben. Bis um diese Stunde hatte man es noch nicht gewagt, der schwachen nervösen Frau die ganze Trauerbotschaft in ihrer schrecklichen Wahrheit mitzutheilen und lebt dieselbe in dem Wahne, daß sich Gatte und Sohn, wenn auch schwer verletzt, doch noch am Leben befänden und noch Hoffnung sei, sie am Leben zu erhalten. Da man überhaupt für den Zustand der Fürstin mit Recht die schlimmsten Befürchtungen hegte, so fand sich Dr. Hirschfeld über Aufforderung des gerelteten Hofmeisters veranlaßt, die Nacht im Nebenzimmer der Fürstin zu durchwachen. Um 1 Uhr Nachts wurde die Leiche des unglücklichen Fürsten, welche früher in die Leichenkammer getragen wurde, in das Hotel „Elisabeth" überführt. Den ertrunkenen jungen Prinzen fand man heute um 4 Uhr Früh am sogenannten Redtenbacher Rechen auf. Er war nach abgelegter Maturitäts-Prüfung zu seiner Erholung hieher nach Ischl gekommen. Der alte Fürst, nach Demidoff vielleicht der reichste Cavalier Rußlands, spielte als Adelsmarschall von Moskau, dem Sitze des Altrussenthums, eine einflußreiche politische Rolle. Der im Alter von 14—16 Jahren stehende Sohn des Fürsten, ein eifriger Mineralien-Sammler, war, wie ein anderes Blatt meldet, in den Bach hinabgestiegen, als beinahe gar kein Wasser in demselben war. Plötzlich aber stürzte ein mächtiger Schwall von der Höhe herab. Die Arbeiter fällen nämlich dort Holz, während der Arbeitszeit sperren sie das Wasser ab und dasselbe sammelt sich in einem dazu hergerichteten Bassin. Um 7 Uhr, also nach Beendigung der Arbeit, lassen sie dem Wasser seinen freien Lauf, damit es das bearbeitete Holz wegschwemme.

Frankfurter Theater.

Letzte Gastdarstellung der Frau Marie Wilt, erste des Fräulein Ilma von Murska.

Meyerbeer's Valentine gehört wohl zu den schönsten und dankbarsten Aufgaben für eine mit den entsprechenden Mitteln hierzu ausgerüstete Sängerin. Eine stattliche Reihe der berühmtesten Künstlerinnen dieses Faches haben wir seit der ersten Aufführung dieses Werkes in Deutschland in dieser Rolle Lorbeeren erringen, manche minderbekannte damit Glück machen gesehen. Es war daher selbstverständlich, daß auch Frau Wilt, schon durch ihre Stellung an der Wiener Hofoper und durch ungewöhnliche stimmliche Begabung darauf hingewiesen, darin auftreten und großen Erfolg erzielen mußte. Ihre prächtige Stimme, in Anwendung der vollsten Kraft nicht minder wohllautend wie im hingehauchten Piano, in der tiefen Lage ebenso füllig und wirkungsvoll wie in der Höhe, konnte sich dießmal, nicht wie in den früheren beiden Partien unterbrochen von zahlreichen Coloraturen, in ihrer ganzen Macht entfalten. Was hiermit zu erreichen ist, hat sie auch erreicht und dadurch oft die Hörer zu begeistertem Beifalle hingerissen, ja nach dem Duette mit Marcel sogar ein Verlangen nach Wiederholung, dem aber nicht willfahrt wurde, wachgerufen. Allein die Vertreterin der Valentine darf nicht nur Sängerin, sie muß auch Darstellerin, und zwar im höheren Sinne des Wortes, sein. Daß Frau Wilt zu Letzteren nicht zählt, konnte man in der großen Scene mit Raoul im vierten Akte hinlänglich bemerken. Auch hier überwog die Sängerin, allerdings in ausgezeichneter Weise. Der Besuch war nicht zahlreicher, als in der ersten Vorstellung (der zweiten beizuwohnen war Berichterstatter leider verhindert) und wieder genau so, wie früher erwähnt, vertheilt.

Derselbe Abend brachte in Herrn Baumann als Marcel einen zweiten Gast, welcher sich seiner schwierigen Aufgabe in sehr anzuerkennender Weise entledigte. Gleich der Choral gelang ganz gut, minder der darauffolgende Schlachtgesang, dem es an einschneidender Schärfe fehlte. Von dem noch übrigen Theile der Leistung war das Duett mit Valentine das Beste. Seine kräftige, noch nicht sehr schmiegsame, wahren Baßklang besitzende Stimme eignet gerade zu dieser Rolle sich ganz besonders. Schade, daß der Umfang derselben nach der Tiefe zu nicht bedeutender ist. An die Darstellung bei einem so jungen Künstler große Anforderungen zu machen, wäre ungerecht. Tüchtiges Studium und häufige Beschäftigung werden auch darin fördernd wirken. Das Publikum nahm die Leistung mit vielem Beifalle entgegen.

Sämmtliche übrige Mitwirkende, deren Leistungen schon wiederholt in diesem Blatte besprochen wurden, waren an diesem Abende in der besten Stimmung und ernteten vielfach Beifall. Daß dieser aber dem Chore nach seiner Leistung im vierten Akte versagt wurde, halten wir für eine Ungerechtigkeit.

Kaum hat Frau Wilt uns verlassen, als schon Frl. Ilma von Murska an deren Stelle tritt. Der große Ruf, der dieser Dame als Coloratursängerin vorausgeht, hat wohl die Theaterleitung veranlaßt, bei deren Auftreten dem aufgehobenen Abonnement noch erhöhte Eintrittspreise hinzuzufügen. Ob sie hierin wohl gethan, müssen die nächsten Abende beweisen; der erste zeigte ein ziemlich leeres Haus. Sollte vielleicht auch die Wahl der in diesem Jahre bis zum Überdruß oft gehörten Lucia hierauf von Einfluß gewesen sein? Möglich. Die Künstlerin jedoch konnte sich kaum in brillanterer Weise uns vorstellen, als gerade in dieser Rolle. Die außergewöhnlich virtuose Durchführung derselben weist ihr unter den Fach-

Digitized by Google

genossinnen deutscher Zunge wohl einen der ersten Plätze, wenn nicht etwa den ersten, an. Von der Auftritts-Arie bis zur Wahnsinnscene des dritten Aktes bot sie eine ungemein reichhaltige Sammlung der außerordentlichsten und siegreich überwundenen Schwierigkeiten aller Arten, die nicht selten durch sinnige Accente, welche uns aber mehr gemacht als empfunden zu sein schienen, wohlthuend unterbrochen war. Eine Aufzählung derselben wäre zu weitläufig und zu ermüdend. Dergleichen muß man hören, aber nicht beschreiben wollen. Die Stimme ist, wie alle derartigen nicht dem Süden entsprossenen, kalt, von geringer Fülle, aber desto größerer Ausdehnung, deßhalb etwas spitz und wirkt, als solche, nur mit Aufwendung größerer Kraft. Da man bei einer Sängerin solchen Ranges, ohne in den Verdacht der Ungerechtigkeit zu kommen, wohl die höchsten Ansprüche zu machen berechtigt ist, so wollen wir nicht verhehlen, daß uns die Behandlung des Trillers bis zum Sextette hin nicht ganz gefallen wollte, er sich zwar in dieser Nummer abgerundeter gestaltete, jedoch dessen aufsteigende Kette am Schlusse durch das zu hörbar gewordene Athmen vor dem dreigestrichenen C unliebsam unterbrochen wurde. Die allzuweitgehende Auseinanderziehung und zu sentimentale Dehnung der ihren Gipfel erreichenden melodischen Phrase gerade in der erwähnten Nummer dürfte auch dem italienischen Ursprunge des Werkes nicht entsprechen. Eine sparsamere Anbringung und Gliederung der Schwierigkeiten würde der Wirksamkeit nur vortheilhaft sein und dann nicht der Fall eintreten können, daß eine in Erfindung und Ausführung vortreffliche durch die unmittelbar sich daranknüpfende minderbedeutende bedeutend beeinträchtigt wird. Das Publikum befand sich im Stadium der höchsten Begeisterung und war unermüdlich im Beifallklatschen und Hervorrufen, ließ sich auch das Sextett wiederholen. △

Correspondenzen.

Bonn, 5. August.

Unser academisches Jubiläumsfest ist glücklich verlaufen. Der Glanzpartien des Festes gab es so zahlreiche, daß kaum bogenweise Berichte ausgelangt hätten, hätten wir sie einer eingehenden Besprechung berücksichtigen wollen. Vorerst ist das großartige Gartenfest im Kley'schen Lokale und auf dem „Alten Zoll" zu erwähnen, welches am Sonntag Abend stattfand und mit einer wahrhaft prachtvollen Beleuchtung endete. Daran reiht sich würdig an der am anderen Morgen zur Ausführung gelangte große allgemeine Festzug, woran sich unsere Corps, Verbindungen, jetzige und frühere Commilitonen, die Behörden und Deputationen und sonstige Festgäste in reichlicher Anzahl betheiligten. Der Zug selbst bot das bezauberndste Bild dar, welches man sich denken kann, und das sich leicht begreifen läßt, wenn man erwägt, daß Corps- und Nichtcorpsstudenten wochenlang dazu gerüstet hatten. Nächst dem war es der brillante Fackelzug, welchen die Studierenden am Abend des 3. August veranstaltet hatten, und welcher alle Anwesenden im höchsten Grade zur Bewunderung hinriß. Ergreifend war besonders der Augenblick, als vor dem Poppelsdorfer Schlosse sämmtliche Fackeln den Flammen übergeben wurden und die ganze Umgebung in bengalischem Feuer strahlte. Nach dem Fackelzuge vereinigten die elegant herausgeputzten Räume etwa 2000 Studierende und Festgenossen zu dem allgemeinen Commers, der sich jedoch wegen der großen Volksmenge nicht entwickeln konnte. Es war vielmehr ein beständiges Ebben und Fluthen, so daß die Halle fast donnerähnlich davon erdröhnte. Die am Morgen um 10 Uhr nach dem Festzuge stattgehabte academische Feierlichkeit in der evangelischen Kirche war nicht minder erhebend. Aus allen Gauen Deutschlands hatten die Universitäten ihre Vertreter gesendet und warme Glückwünsche und reiche Geschenke der Jubilarin dargebracht. Selbst aus der Schweiz, Italien und aus Nordamerika waren theils Vertretungen, theils Festgrüße angelangt. Auch der König, die Königin, der Kronprinz mit glänzendem Gefolge hatten der Feierlichkeit angewohnt. Nicht minder großartig war um 2 Uhr Nachmittags das Festdiner im Poppelsdorfer Schlosse, zu welchem eine bestimmte Anzahl Gäste geladen waren. Am 4. August um 11 Uhr erfolgten in der protestantischen Kirche die Ehrenpromotionen, welche einer Anzahl Studierender aus den verschiedenen Facultäten und einer ansehnlichen Reihe verdienstvoller Männer Deutschlands und des Auslandes zuertheilt wurden. Unbestritten aber war die Rheinfahrt nach Remagen, resp. Rolandseck, einer der seltensten und prachtvollsten Glanzpunkte des Festes. Vier stattlich herausgeputzte Dampfer trugen die Festgäste, an den Ufern von den Rheinorten auf die verschiedenste Weise begeisternd begrüßt, den herrlichen Strom entlang, dessen Ufer von dem Jubel und den Begrüßungssalven widerhallte. Und erst die am Abend erfolgte Rückfahrt, welch ein zaubervolles Bild entrollte sich da den Blicken aller Festbetheiligten! Von Rolandseck an bis Bonn strahlten rechts und links die verschiedenen Rheinorte in der magischsten Beleuchtung, die Ufer, die Villen, die Berge und Höhen und alten bemoosten Burgen erglänzten feenhaft im herrlichsten Feuermeer und Feuerscheine! Besonders imposant nahmen sich Rolandseck, Nonnenwerth, Königswinter und noch viele andere stattliche Rheinorte aus. Das Auge war von all dem wunderprächtigen Zauber und Glanze, der sich da entfaltete, geblendet und war man in Verlegenheit, wohin man den Blick zuerst wenden sollte. Die Feder ist kaum im Stande, den mächtigen Eindruck dieser abendlichen Festfahrt und des da über das ganze herrliche romantische Rheinthal ausgegossenen Zaubers auch nur annähernd zu zeichnen. „Siehe Neapel und stirb" hätte man mit dem Spruch vertauschen können: „Sieh' den vaterländischen Strom und versinke in seine Tiefen". Von beständigem Feuerregen, Licht- und Feuermeere, Raketengeschwirre, Salvendonner, Jubelrufen und allen möglichen Auslassungen der Freude begleitet, langten Abends die Dampfer wieder in Bonn an, das nun gleichermaßen illuminirt hatte, und zwar nicht blos an seinen Ufern, sondern durch die ganze Stadt. Sämmtliche Rheinorte, welche die Festboote berührten, hatten keine Kosten gescheut, in überaus glänzender Weise die wirklich liberalen Anstalten zur Ehre des Festschlusses zu treffen. Auch die Stadt Bonn verdient vor allen Dingen den lebhaftesten Dank. Sie hat, in gerechter Würdigung der Thatsache, daß die Blüthe, deren sich die Stadt erfreut, zum großen Theil der Hierherverlegung der rheinischen Hochschule zu Gute zu halten sei, das Höchste geleistet. Behörden und Bewohner waren gleich rührig und eifrigst bestrebt, das Jubelfest der Hochschule zu einem der herrlichsten und glänzendsten zu machen, das je an den Ufern des Rheinstroms veranstaltet wurde. Dabei störte kein Mißton die Freude und allgemein ist man einig in dem Urtheil, daß wohl selten sich die Gesittung, Bildung, Gemüthlichkeit und Ordnungsliebe des deutschen Volkes in dem Maße geoffenbart habe, als es während der rauschenden und zu Ausschreitungen leicht veranlassenden Festtage hier der Fall war. Dabei ist aber auch Vieles den Studenten aller Fakultäten und aller Farben anzurechnen, denn sie haben nicht sowohl die größte Opferfreudigkeit und den regsten Eifer für die Verherrlichung des Festes ihrer alma mater, sondern auch die musterhafteste Haltung an den Tag gelegt. Der Festjubel ist nunmehr verhallt und die Festgenossen nach ihren heimischen Gauen wieder zurückgeeilt; allein die Tausende und aber Tausende, welche während unserer Feiertage in unsern Mauern weilten, werden die lebhaftesten und dauerndsten Eindrücke an das Jubelfest mit nach Hause genommen und sich einen Kranz von lieblichen Erinnerungen gepflückt haben, der wohl so bald nicht verwelken wird. Besonders dürfte dies von den „alten Herren", den ehemaligen Zöglingen unserer Hochschule, gesagt werden können. Denn sie waren unsere Lieblinge während der ganzen Dauer des Festes und haben dies auch im vollsten Maße verdient. Ihnen und allen den nun geschiedenen Festgenossen sei auf diesem Wege das wärmste letzte Lebewohl nachgerufen.

Frankfurt, 8. August.

Heute feiert der Zoologische Garten sein Stiftungsfest, zu dessen würdiger Begehung wie immer alle Anstalten getroffen sind (Doppelorchester, festliche Beleuchtung ꝛc.). Der Tag wird wie immer einen Glanzpunkt in der Chronik des Gartens bilden und Besucher in Masse herbeiziehen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 8. August. Zum ersten Male: **Das Stammschloß**, Schauspiel in 5 Akten von A. May.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 209.)

Sonntag, 9. August. **Der böse Geist Lumpacivagabundus**, oder: **Das liederliche Kleeblatt**, Zauberposse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy. Musik von A. Müller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 210.)

Montag, 10. August. Vorletzte Gastdarstellung des Fräulein Ilma von Murska vom k. k. Hofopernthealer in Wien. **Rigoletto**, Oper in 3 Akten nebst einem Vorspiel in 1 Akt. Nach dem Italienischen des F. M. Piave von J. C. Grünbaum. Musik von Verdi. — Gilda: Frl. Ilma von Murska.

(Außer Abonnement und mit erhöhten Eintrittspreisen.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 220. Sonntag, den 9. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Der erste Schritt in dieses Haus war nichts weniger als aufmunternd, und als Clärchen, deren bescheidenes Gepäck der Lastträger in der offenen Remise niedergestellt hatte, die große, schwere Glasthüre hinter sich zufallen hörte und nun so allein in der kühlen, leeren Vorhalle vor dieser breiten, teppichbelegten Treppe, welche zu beiden Seiten mit prachtvollen Bronce-Candelabern geschmückt war, stand, da überkam sie zum erstenmale das Gefühl ihres völligen Alleinstehens in der Welt, ihrer namenlosen Verlassenheit; ein kalter Schauer rieselte durch ihre jungen Glieder, es war ihr, als wehe aus dieser vornehm stillen Treppenhalle der Schauer des Todes ihr entgegen; schwindelnd, halb ohnmächtig, lehnte sie sich an den marmornen Säulenfuß, welcher einen der Candelaber trug, da — wie eine Vision — stand plötzlich, von dem rosigen Lichte, das durch die Rubingläser der Thüre fiel, hell umflossen, die Gestalt des Künstlers, ihrer Bekanntschaft von gestern, vor ihr, sie sah den Glanz auf seinem Haar, den Glanz in seinen Augen, diese ernste, feste Stirn — aber zauberhaft, wie sie gekommen, zerfloß die Erscheinung wieder; zum zweitenmale war er ihr Retter geworden, denn dieses flüchtige Bild gab ihr die fast verlorene Ruhe und Sicherheit wieder.

Sie stieg die Treppe hinan und war denn auch so glücklich, oben auf der Gallerie dem Stubenmädchen zu begegnen, welches, einen silbernen Theekessel tragend, ihr sagte, sie habe dem Herrn Consul bereits die Ankunft der Mamsell gemeldet, sie möge ihr nur folgen.

Wenige Augenblicke noch, und das mit niedergeschlagenen Augen eingetretene Mädchen hörte eine kühle, fremde Stimme fragen:

„Sie sind Fräulein Auracher?"

„Ja wohl, Herr Consul."

Clärchen hob die Augen und sah sich gegenüber einem Herrn, welcher bei ihrem Anblick plötzlich zusammenschreckte, als habe er, statt in ein junges, schönes Antlitz, in die starre Todtenmaske der Meduse geblickt.

Eine peinliche Pause entstand, man hörte das singende Summen des Theekessels und das Ticken der Uhr im Nebenzimmer.

Der Consul war sehr blaß geworden, endlich aber sich fassend, sagte er mit größerer Höflichkeit, als vielleicht sonst der Fall gewesen wäre:

„Wollen Sie Platz nehmen, mein Fräulein? — Sie heißen also Auracher? — Auracher?"

„So nennt man mich", sagte Clärchen beklommen; sie wollte hinzufügen, daß sie eigentlich Schwarzholz heiße, aber da kam ihr wieder diese unbestimmte Angst und Scheu, den Namen ihres verschollenen Vaters zu nennen, welche die Frau Tante ihr eingeprägt, und die unbehagliche Empfindung, durch diesen Doppelnamen sofort in einem zweifelhaften Lichte zu erscheinen; so ließ sie es denn bei dieser zwar unbestimmten, aber wahrheitsgetreuen Antwort, daß man sie stets so genannt.

„Schön, schön", sagte der Consul, „Ihre Eltern?"

„Ich habe keine Eltern mehr", und die weiße Stirn des Mädchens senkte sich, als sie das sagte; „ich habe meine Eltern nie gekannt."

„Ah charmant!" sagte der Consul. — Das war eigentlich keine Antwort auf das schmerzliche Geständniß des Mädchens, aber der Consul knüpfte das an seinen eigenen Ideengang an, und er hielt das Mädchen für ein Findelkind oder etwas derart. — „Sie werden meiner Schwester vorgestellt werden; da Sie zur Gesellschaft und Bedienung derselben bestimmt sind, so hängt es natürlich auch von Fräulein Dornen ab, ob Sie definitiv angestellt werden."

„Darf ich bitten, mich der Dame vorzustellen", sagte das junge Mädchen.

„Das hat noch Zeit, mein Kind, ich müßte Ihre Stellung hier im Hause noch etwas mehr präcisiren. . . . Geben Sie dem Fräulein eine Tasse", mit diesen Worten wandte sich der Consul an das Stubenmädchen. — „Sie sind die Nacht durch gereist, meine Liebe, nehmen Sie eine Tasse Thee, ich werde so lange meine Zeitung fertig lesen."

Der Consul nahm eine große englische Zeitung, welche er bei Clärchens Eintritt zur Seite gelegt hatte, wieder auf, nur von Zeit zu Zeit einen Schluck aus seiner Tasse nehmend.

Er hatte sich bequem in seinen Sessel zurückgelehnt, und da seine Lectüre weit längere Zeit dauerte, als Clärchen bedurfte, ihre Tasse zu leeren, so hatte diese Muße genug, das Gesicht ihres zukünftigen Brodherrn, welches dieser im Profil ihr zuwandte, so wie die ganze Umgebung, zum Gegenstand ihrer Beobachtung machen zu können.

Der Consul mochte ein Mann in den Fünfzigern sein, er war wohl conservirt und sein Aeußeres machte auf eine gewisse Eleganz Anspruch. Sein stark ergrautes aber noch volles Haupthaar, sowie der graublonde Backenbart waren sorgfältig gebürstet, Gesichtsfarbe und Muskulatur waren etwas matt und schlaff, wie es bei Leuten der Fall ist, deren Beruf sie vorzugsweise an den Aufenthalt im Zimmer anweist, seine Gesichtszüge konnten vielleicht edel genannt werden, wenn nicht der allzuschmale eingekniffene Mund, und der kalte, eisige Ausdruck seiner wasserblauen Augen diesen Eindruck wieder geschwächt hätte.

Der Consul war in einen weiten kostbaren Schlafrock gehüllt, die Cigarre, welche er jetzt rauchte, nachdem er seine Tasse geleert, und deren Asche er von Zeit zu Zeit an einer neben ihm stehenden Malachitschale abstreifte, war von dem feinsten Kraute der

Digitized by Google

Havannah. Er blies achtlos, als sei Niemand mehr außer ihm im Zimmer, die bläulichen Ringelwolken von sich und schien das ungeheure Folio seiner Zeitung vom ersten bis zum letzten Buchstaben durchstudiren zu wollen.

Clärchen besaß Takt genug, um zu begreifen, daß diese Haltung des reichen Mannes, dieses Vergessen ihrer Anwesenheit absichtlich war, aber zu was war dieses nöthig? Sie kam in dieses Haus im Bewußtsein, es als Dienende zu betreten, und in ihrem Auftreten hatte gewiß Nichts gelegen, um ihr diese Lection in der Demuth zu geben, eine Lection, die weit eindringlicher war, als jene der Frau Domänenräthin über das gleiche Capitel.

Die Lage des armen Mädchens wurde immer peinlicher, ihr Auge war schon unzählige Male von den rothen Sammetgardinen der Fenster zu der Cristallampel, die von dem gemalten Plafond herabhing, und von dieser zu den tausend eleganten Schreib-Utensilien, welche den Schreibtisch von Palisanderholz schmückten, gewandert, und noch immer hatte der Besitzer all dieses eleganten Luxus keine Notiz von dem bescheidenen Mädchen genommen, das hier saß mit einem vor bitterer Wehmuth überquellenden Herzen, von ihm nicht mehr beachtet, als jedes Stück dieser Möbel, deren Pracht er nicht mehr sah, und doch war dieses Mädchen so schön, und doch war er erbleichend zusammengeschreckt, als sie eintrat.

Clärchen sagte sich, daß sie ihrer eigenen Menschenwürde es schuldig sei, diesem immer peinlicher werdenden Zustande ein Ende zu machen, — sie stand auf.

„Entschuldigen Sie, Herr Consul, daß ich Sie zu unterbrechen wage, aber dürfte ich nicht bitten, mich der Dame vorzustellen."

Der Consul blickte auf.

„Ah, Sie sind noch da, meine Liebe, ich hatte das ganz vergessen." Er lehnte bei diesen Worten sich noch bequemer in seinen Sessel zurück und legte seine Füße auf eine gestickte Fußbank; das Mädchen forderte er nicht wieder auf, Platz zu nehmen, er ließ sie vor sich stehen. „Ich werde Sie meiner Schwester vorstellen, sogleich — aber vorerst noch Dieses: wenn Sie meiner Schwester gefallen, so empfangen Sie Ihr Salair von mir, Sie wohnen in meinem Hause, stehen also eigentlich in meinen Diensten. — Sie verstehen das wohl."

Das Mädchen bejahte.

„Ich werde von Ihren Dienstleistungen keine für mich in Anspruch nehmen", fuhr der Consul fort, „was ich beanspruche, das ist, daß Sie meine Schwester, welche leidend und nervös ist, zufrieden stellen und — —", hier machte der Consul eine Pause und that einige Züge aus seiner Cigarre, „und mich jeweils über den Gesundheitszustand meiner Schwester, welcher mich sehr beunruhigt, unterrichten, sowie darüber — ich bin sehr viel beschäftigt und wenig im Hause anwesend, — welche Besuche meine Schwester empfängt und welche Gegenstände dieselben mit ihr besprechen."

Clärchen erschrak.

„Herr Consul, ich fürchte, Sie nicht recht verstanden zu haben: wie kann ich den Interessen der Dame dienen, wenn ich zugleich ihre Angeberin sein sollte."

Der Consul runzelte die Stirn, aber um seinen schmalen Mund zuckte ein verbindliches Lächeln.

„Sie sind noch sehr jung, mein Kind, und gebrauchen die deutsche Sprache noch sehr in der Schulmanier."

(Fortsetzung folgt.)

Was sich die „Patrie" vom Wiener Feste erzählt.

Das vornehme halbamtliche Blatt des Kaiserreichs hatte Herrn Eugene d'Arnould ausdrücklich als Berichterstatter nach Wien geschickt, zweifellos also Denjenigen aus der Reihe ihrer Mitarbeiter, der durch einen Anflug von Kenntniß der deutschen Sprache und der deutschen Verhältnisse dazu am geeignetsten schien; er ist überdieß einer der besten Stylisten. Dieser Herr gibt nun zunächst Charakterbilder der deutschen Stämme nach den Eindrücken, welche er von den ihm auf den Straßen begegnenden Repräsentanten derselben empfangen hat.

„Man sah da", schreibt er, „die Männer des deutschen Nordens, herkulische Gestalten, mit tief hinabfallender blonder Chevelure, mit Augen, blau wie der Himmel des Orients; man sah untersetzte Tyroler mit halbnackten Beinen, geschnitten aus dem vollen Holze einer alten Eiche; man sah Preußen, steif wie die Blitzableiter, Sachsen und Männer aus Frankfurt." An der zur Verherrlichung des Festes aufgerichteten Bildsäule der Germania, die „einen Palmenzweig in der Hand zu tragen schien", tadelt Referent das unrichtige Attribut. „Die traditionelle Germania", sagt er, „trägt ein blankes Schwert, dessen Spitze stets auf einen und denselben Punkt Europas gerichtet ist, einen Punkt, den ich nicht nennen will." Das alles geht noch. Die charakteristischen Stellen des Berichtes kommen erst beim Festzuge. Wir eilen über die ersten Scenen flüchtig hinweg und erwähnen nur, daß der Referent in dem Costüm der Herolde, die im mittelalterlichen Gewande den Zug eröffnen, gerade an „die Zeit von Wilhelm Tell" erinnert wird, was ihm die Bemerkung abringt, daß die Deutschen kein ordentliches Fest feiern zu können glauben, ohne Erinnerungen an das Mittelalter wach zu rufen. Zur Höhe des Pathos gelangt sein Bericht erst beim Erscheinen der Frankfurter Schützen: „Einen Augenblick", heißt es, „herrschte tiefes Schweigen, dann brach der Sturm los. Die Häuser schienen zu erbeben, jede Damenhand warf Blumen; eine tiefe Bewegung erfaßte darauf Alle, aus tausend Augen flossen Thränen, Seufzer entstiegen jeglicher Brust, Aller Hände streckten sich dem Zuge entgegen." Nach dem Berichte der „Patrie" folgen nun in wunderbarer Anordnung Biberach und Augsburg, dann Aschaffenburg. Was von dort berichtet wird, ist so charakteristisch, daß wir wenigstens Einiges im vollen Wortlaut folgen lassen dürfen: „Es erscheint Aschaffenburg, die Stadt, vor der die Preußen 1866 gehörig gestriegelt wurden. Die alte Bürgerfahne der City trägt ein weißes Feld im Rahmen eines golddurchflochtenen Rebenkranzes; hinter ihr aber folgt die andere, von der nichts mehr übrig als der Schaft und einige vergilbte Fetzen." (Der Verfasser wird, wie sich weiter unten bei Hannover und Sachsen evident ergibt, von der Idee geleitet, die deutschen Volksstämme seien in Wien mit den Fahnen erschienen, unter denen sie seit einem Jahrtausend in allen Schlachten gestritten.) „Nun aber aufgeschaut", heißt es im unmittelbaren Anschluß wörtlich, „es kommen die Männer von Nürnberg und Regensburg, von Straußen, von Homburg, von Würzburg und Mainz, der „alten französischen Stadt", ihre Standarte erinnert nach Form und Bild noch an die Oriflamme der Jungfrau von Orleans. Lebhafter Beifallruf begrüßt die Mannen von Mainz. Es folgen Wiesbaden, dem die mit lautem Jubel begrüßte deutsche Fahne vorangetragen wird, Düsseldorf, durch seine hochberühmte „Universität" eines der geistigen Häupter Preußens, Minden, dann Darmstadt und endlich — Hannover. Diese zahlreiche Gruppe schreitet unter dem Rauschen dreier Banner einher. Die erste ist die des „alten Landes von Wallis" („pays de Galles", nach Mozins Wörterbuch: prov. d'Angleterre), wie man ehedem Hannover nannte; sie ist roth mit goldenem Schmuck. Das Feuer von „hundert und einigen Schlachten" (!) hat sie durchlöchert und malerisch zerfetzt. Nach Hannover, dessen Begrüßung ich lauter gewünscht, kam Braun-

Digitized by Google

schweig. Sein Bannerschwinger trägt die rothe Blouse mit goldener Borte, es sind die Farben der Livree der Welfen. Dahinter erscheint Thüringen, die „erste Wiege Preußens", das damals — es sind noch nicht zweihundert Jahre her — Kurfürstenthum Brandenburg hieß. Ein kurzer Zwischenraum und eine geschlossene Gruppe tritt auf, martialischen Ansehens hinter einer grünen, weißverbrämten Fahne einherschreitend. Die Fahne ist von Kugeln durchlöchert, von Säbeln zerfetzt, vom Pulverdampf geschwärzt (!), bei ihrem Anblick entblößt sich jedes Haupt trotz der sengenden Gluth der Sonne, der Beifallgruß überbietet, wenn möglich, noch den, der Frankfurt zu Theil ward. Es ist die Fahne Sachsens: sie hat alle Schlachten gesehen, die vom 26. Juni bis zum 3. Juli 1866 geliefert wurden! (Die Sachsen waren bekanntlich, außer bei Königgrätz, nur noch zu einem sehr geringen Theil bei Gitschin im Feuer.) Auf ein von der Menge gegebenes Zeichen hält der Zug, die glorreiche Fahne senkt sich, Männer aus dem Volke treten hervor und schmücken sie mit einem Kranze in Deutschlands Farben. Als die hierdurch erzeugte tiefe Bewegung sich einigermaßen beruhigt, schreitet der Zug weiter und es erscheinen mit ihren weiß und roth costümirten Musikern die Bauern von Pirna, welche den Schlesiern voranschreiten, mit denen die erste Abtheilung schließt."

Diese Auszüge — die wir der „Schlesischen Zeitung" entnehmen — mögen genügen, um zu zeigen, wie verwirrt die Begriffe über Deutschland selbst bei den literarischen Capacitäten eines der ersten Blätter Frankreichs sind, eines Blattes, dessen Einfluß um so bedeutender, weil ihm fast die ganze Provinzialpresse nachbetet.

Ein Idyll.

Ein „Eingesandt" der „Voss. Ztg." bringt folgende Schilderung eines Sommervergnügens in der ländlichen Umgebung von Preußens Hauptstadt. Als vor nunmehr 4 Jahren die Zeitungen Tag für Tag berichteten: wie die preußische Artillerie mit unübertroffener Sicherheit ihre Geschosse nach den Düppeler Schanzen und nach Alsen sandte, und wie sie selbst über den blauen Meeresspiegel hin das dem Auge nicht sichtbare Ziel zu erreichen wußte, — wie mancher Berliner hat da nicht den Wunsch gehabt, von sicherem Orte aus den Flug und die Wirkungen der Geschosse verfolgen zu können. Was damals ein unerreichbarer Wunsch war, das wird dem Berliner jetzt mit der größten Bequemlichkeit geboten. Ja Berlin bietet den Schaulustigen noch Mehr und Großartigeres. Die tropische Hitze hatte am vorletzten Donnerstag so Manchen ins Freie gelockt; auch der Saatwinkel mit seinen bekannten Annehmlichkeiten bewährte dabei seine alte Anziehungskraft. Die Einen suchten die Kühle auf der weiten Fläche der Havel und des Tegeler Sees auf, die Andern, die Frische des Waldes vorziehend, hatten einige Schritte seitwärts von dem gastlichen Hause des Herrn Philipp die schattigen Stellen gesucht und sich in malerischen Gruppen gelagert. Horch! da ertönt ein dumpfer Schall, in der Ferne ein mächtiges Knacken von Bäumen und in regelmäßigen Pausen von 5 Minuten wiederholt sich dieß. Es ist die preußische Artillerie, welche auf dem Schießplatze bei Tegel die Schieß-Ungeheuer der Probe unterwirft. Unsere brave Marine scheut das Feuer nicht, sie steht bereit, nach jedem Einschlagen das Geschoß aufzusuchen und zu markiren; es sind dieß Ungethüme von 300 Pfd. Eisengewicht, geschossen aus 90-Pfündern, die bestimmt sind, für die nächste Zukunft des Uebergewicht der Geschütze über die Eisenpanzerung festzustellen. Alles freut sich, in bester Sicherheit das interessante Schauspiel verfolgen zu können. Doch aufgepaßt! In nächster Nähe ertönt ein Sausen in der Luft, das Knacken von fallenden Baumstämmen wird hörbar, nicht weit von den Neugierigen fährt eine Kugel durch das Laub der Bäume. Wie auf Commando wirft Alles sich zur Erde, noch ein Moment, man hört das Einschlagen der Kugel, Alles springt auf und sucht dann in eiligster Flucht das Weite. Auf dem See hat eine Gesellschaft den sichern Nachen verlassen und ergötzt sich in den Fluthen; eine zweite Kugel kommt dahergesaust, sie schlägt in der Nähe der Badenden in den See und wirft eine Wassersäule von 10 Fuß Höhe in die Luft. Dasselbe Schauspiel der eiligsten Flucht entwickelt sich; mit der größten Hast ersteigen die Badenden den Kahn und alle Kräfte werden angestrengt, um weit aus der Schußlinie zu kommen. Regelmäßig folgt nun Schuß auf Schuß; bald scheinen die Kugeln ihr Ziel mit größter Sicherheit zu erreichen. Auf einer rohrumkränzten Insel dicht am Ufer des Tegeler Sees erhebt sich ein weißes Haus von unbekannter Bestimmung, das weithin sichtbar in die Lüfte ragt. Um die Spitze dieses Gebäudes sausen jetzt regelmäßig die Kugeln dahin. Die eine schlägt unmittelbar auf der Insel selbst ein und eine hochaufwirbelnde Sandsäule zeigt, daß auch auf der Insel der märkische Sand nicht fehle. Die andern Kugeln haben ihren Flug höher genommen und man kann beobachten, wie die Sonne ihre Strahlen von den Flächen zurückwirft und die Kugeln wie glänzende Meteore erscheinen läßt. Selbst bis zu dem am jenseitigen Ufer des Sees belegenen Scharfenberg erstrecken die Geschosse ihren Flug, und je nachdem eine Wassersäule aufsteigt, oder eine Sandwolke sich emporwirbelt, erkennt man, ob die Kugel in den See geschlagen, oder das Land erreicht hat. So dauert das heitere Schauspiel stundenlang. Es läßt sich hoffen, daß dasselbe in nächster Zeit noch öfter wiederholt werden wird, und die Gastwirthe im Saatwinkel werden gewiß bereit sein, auch ängstlichen Gemüthern das Gefühl der Sicherheit zu verschaffen durch Erbauen von Erdschanzen, die zugleich eine Aussicht auf den Wasserspiegel und die dort liegenden Inseln bieten.

Neue Beleuchtung.

Seit einiger Zeit bleibt auf dem Stadthausplatze zu Paris allabendlich viel Publikum stehen in Betrachtung und Bewunderung einer ungewöhnlichen Beleuchtung, welche von vier Candelabern ausgeht, und zwar in solchem Glanze, daß die übrigen Gasflammen des Platzes trüb und rußig erscheinen, ein Licht, das ganz die Weiße und Stärke des elektrischen hat, ohne wie dieses das Auge stechend zu blenden. Nach photometrischen Messungen beträgt die Leuchtkraft jener Laternen nicht weniger als das Sechzigfache des gewöhnlichen Gaslichtes, und somit läßt sich schon etwas Besonderes erwarten. An jenen Laternen gesellt sich zu dem gewöhnlichen Gasrohr ein zweites, welches Sauerstoffgas herzuführt. Beide Gase mischen sich im Brenner und ihre Flamme umspielt ein Stengelchen von Magnesia, welches haltbarer als Kalk und nicht so sehr dem Zerfallen ausgesetzt ist. Das Licht, als von einem festen Körper ausgehend, ist daher auch ein sehr ruhiges, flackert nicht und ist unempfindlich gegen Sturm und Unwetter. Daß aber ein so vielversprechendes System nicht schon längst in die große Oeffentlichkeit getreten ist, lag an der bisherigen Kostspieligkeit des Sauerstoffgases. Die Entdeckung eines practischen wohlfeilen Weges, den Sauerstoff in unbeschränkter Menge aus der Luft abzuscheiden, ist nun dem Franzosen Tessier de Mothay geglückt, und dieß würde denn das Neue und Verdienstliche an der vorliegenden Erfindung sein. Die wohlfeilste Darstellung von Sauerstoff im Großen hat selbst eine noch größere Tragweite; denn sie ist ebenso bedeutend für Hitze- als für Lichterzeugung. Die Hydro-Oxygen-Gasflamme entwickelt die höchsten bekannten Hitzegrade; sie verflüssigt die widerständigsten Metalle, wie Platin und Stahl ebenso leicht, wie Blei

Digitized by Google

in gewöhnlichem Kohlenfeuer schmilzt. Die Entdeckung besteht nun in Folgendem: erhitzt man manganfaures Natron in einer eisernen Retorte auf etwa 450 Grad C. und leitet dann einen Strahl hoch erhitzten Wasserdampfes ein, so zersetzt sich das Salz und läßt einen Antheil seines Sauerstoffgases fahren; wird dann an der Stelle des Dampfes ein heißer Luftstrom eingeführt, so nimmt das Salz, indem es aus der Luft den verlorenen Sauerstoff wieder ersetzt, seine vorige Beschaffenheit wieder an. Dieses Wechselspiel kann beliebig lange fortdauern.

Hiermit ist die Construction des Entwicklungs-Apparates angezeigt, wie er in einem Keller unter dem Stadthause in Thätigkeit ist. Derselbe hat viel Aehnliches mit einer gewöhnlichen Gasanstalt. Man sieht da einen Ofen mit einigen glühenden Retorten, eine kleine Dampfmaschine, welche abwechselnd Luft in dieselben treibt oder Dampf abgibt, einen Condensator, in welchem sich Sauerstoff und Wasserdampf scheiden, indem letzterer zu Wasser verdichtet wird, einen Gasometer ꝛc. Die Herstellungskosten des erforderlichen Sauerstoffes sollen 75 Centimes per Cubikmeter sein, was eine ganz brillante Rechnung geben würde; denn man würde sich dann für die Hälfte der gewöhnlichen Gasbeleuchtungskosten etwa die dreifache Lichtmenge versprechen dürfen. (Bresl. Gewerbeblatt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Fontainebleau.) „Figaro" erzählt einige Anecdoten vom Hofe von Fontainebleau. Man spielte „Secretär". Ein Jeder wirft einen Zettel, auf welchen er einen Sinnspruch, einen Vers, eine Frage oder dergleichen geschrieben hat, in einen Hut; die Zettel werden dann gezogen und die Aphorismen so in einen oft sehr spaßhaften Zusammenhang gebracht. Bisweilen auch antwortet auf die Frage Jemand aus der Gesellschaft selbst. Eine Frage lautete: Warum haben die Mitglieder des Concils von Noyon anerkannt, daß das Weib eine Seele habe? Der Kaiser antwortete: Weil sie sich ihrer Mütter erinnerten. Weil sie Hagestolze waren! rief unter allgemeiner Heiterkeit Staatsrath C. Ein anderes Mal lautete die Frage, wie man die Lüge von der Wahrheit unterscheiden könne. Man lasse beide, antwortete der Kaiser, durch dieselbe Thüre eintreten und man kann sicher sein, daß die Lüge zuerst passiren wird. In diesem Augenblicke öffnet ein Huissier die Flügelthüren des Salons und man sieht zwei Minister, von denen Jeder dem Anderen den Vortritt lassen will; endlich tritt der Aeltere zuerst ein, es ist — der Staatsminister. Allgemeines Gelächter empfing Herrn Rouher, der als guter Hofmann, ohne den Grund zu wissen, von Herzen einstimmte.

(Ein Wunderschloß in Aegypten) ists', an welchem zwei deutsche Architecten bauen: der Palast des Vicekönigs auf Gezireh am Nil bei Kairo. Die beiden Baumeister sind die Herren von Diebitsch und Frantz. Aeußerlich unbedeutend, vereinigt dieser Palast, und mehr noch der dazu gehörige 150 Meter lange Garten-Pavillon, in seinem Innern alles was Geschmack, Pracht und schöpferische Phantasie zusammenwirkend in orientalischer Art schaffen können. Eine Pracht, wie man sie auch an den ersten Höfen Europas kaum finden wird, zugleich aber eine Feinheit, Mannichfaltigkeit und zauberhafte Schönheit der Zimmerarchitectur, wie sie selten mehr vorkommen mag; man fühlt sich in dem „1001 Nacht" der Märchen. Mehr als 300,000 Pfund Sterling (3,600,000 Gulden) kostet freilich diese Anlage. Dafür ist ihr Besitzer aber auch der Vicekönig von Aegypten, Ismael Pascha, der selbst in der geldarmsten Zeit vorigen Jahres noch Mittel genug hatte, um Standuhren und ähnliche Dinge von massivem Gold zu kaufen. Bescheidener hat Mehemed Ali gelebt. Selbst der schöne Kiosk von Schubra, sein Lieblingsaufenthalt, hält keinen Vergleich mit diesem neuen Palast Ismael Paschas aus.

(Ein Wahnsinniger.) In der Commune Lafare (Aix) hat man, dem „Semaphore von Marseille" zufolge, eine schreckliche Entdeckung gemacht. In alten Kalköfen fand man vier nebeneinanderliegende Leichen, welche unzweifelhafte Spuren gewaltsamer Tödtung an sich trugen. Die Justizbehörde begab sich an Ort und Stelle und nahm den Thatbestand auf. Es ist bis jetzt zwar noch nicht gelungen, die Persönlichkeit der Ermordeten festzustellen, aber der vierfache Mörder ist bereits ergriffen. Es ist ein Wahnsinniger. Dieser Unglückliche war eine Zeitlang Insasse der Irrenanstalt zu Aix, von wo man ihn nach langer Behandlung entlassen hatte, da er sich stets friedlich und ungefährlich gezeigt hatte. In Wirklichkeit stand er indessen unter dem Einflusse von Hallucinationen und man war entsetzt über seine Beantwortung der Fragen, welche man ihm betreffs der Veranlassung zum Morde vorlegte. Er erklärte ohne irgend welche Erregung, daß er die Personen nicht kenne, welche er ermordet habe. Allein man habe ihm seit zwanzig Jahren fortwährend versichert, daß er von einem der Vagabonden getödtet werden würde, welche in den Kalköfen ihr Nachtlager aufzusuchen pflegten. Um sich diesem Verhängniß zu entziehen, habe er die Unglücklichen, welche sich an jenen Ort zu begeben pflegten, jede Nacht aufgesucht und im Schlafe ermordet, ihre Leichen aber dann mit eigenen Händen vergraben.

(Ein entsetzlicher Schiffscapitän.) Auf dem am 25. Juni in Pernambuco eingelaufenen holländischen Schiffe „Fennichiana" hat sich Schreckliches zugetragen. Ein rasend gewordener Matrose erschlug zwei Seeleute und warf sie über Bord, den Capitän und zweiten Steuermann sperrte er drei Tage in der Cajüte ein und führte das Schiff mit zwei anderen Matrosen, die er gezwungen hatte, ihm zu gehorchen. Als er nun in der dritten Nacht vom Schlafe überwältigt wurde, nahm einer der beiden Matrosen ihm die Axt weg und spaltete ihm den Schädel. Darauf setzte er die beiden Gefangenen in Freiheit.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

J. Hoff in Frankfurt: Lesendes Mädchen. — E. Schleich in München: Windmühlen-Landschaft im Mondschein. — Eugen Peipers in Frankfurt: Der Pfarrersgarten. — H. Schaumann in München: Die unterbrochene Kunstreise. — J. Mayburger in Salzburg: Aussicht vom Gaisberg. — Ida Braubach von Hanau: Der Morgen nach Troyon.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Aquarelle: Sommermorgen von Peter Becker. — Aus den Sammlungen des Instituts: Drei Zeichnungen zu Macbeth und Hagen und die Donau-Nixen von Dr. Ferd. Fellner, nebst dem Porträt des Künstlers von Adam Eberle (Vermächtnisse des verstorbenen Herrn Constantin Fellner.) — Kupferstiche nach Kaulbachs Wandgemälden im Treppenhause des k. Museums zu Berlin.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 9. August. **Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: Das liederliche Kleeblatt,** Zauberposse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy. Musik von A. Müller.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 210.)

Montag, 10. August. Vorletzte Gastdarstellung des Fräulein **Ilma von Murska** vom k. k. Hofoperntheater in Wien. **Rigoletto,** Oper in 3 Akten nebst einem Vorspiel in 1 Akt. Nach dem Italienischen des F. M. Piave von J. C. Grünbaum. Musik von Verdi. — Gilda: Frl. Ilma von Murska.
(Außer Abonnement und mit erhöhten Eintrittspreisen.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 221 und 222. Dienstag, den 11. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Dietzhoff.

(Fortsetzung.)

Clärchen erröthete, sie fühlte, daß die Voreiligkeit, zu welcher ihre offene, jeder Verstellung fremde Seele sie gezwungen, Tadel verdiente; um so bereitwilliger war sie jetzt, die Erklärung, welche der Consul ihr gab, anzunehmen. Nach dieser litt seine Schwester, er sagte dieses zwar nur andeutungsweise, an einer leichten Störung ihres Denkvermögens und ihrer Urtheilskraft, es hatten Personen sich dieser Seele bemächtigt, deren Einfluß dem liebenden Bruder entgegen arbeitete. Der Consul gab sich vollkommen als Gentleman: er wolle jede laute Scene vermeiden, er wolle auch nicht vorschnell urtheilen, darum wünsche er ein junges, taktvolles und unbefangenes Mädchen, welches gleichsam zwischen ihm und der Schwester als vermittelndes Glied stände, wenn durch fremden Einfluß kleine Störungen hervorgerufen werden sollten.

„Und nun kommen Sie, mein Kind", schloß der Consul, „die ganze Sache hängt schließlich von meiner Schwester ab, welche, das muß ich Ihnen ebenfalls sagen, sich sehr von momentanen Eindrücken bestimmen läßt. — — Hannchen", wandte er sich an das mittlerweile wieder eingetretene Stubenmädchen, „fragen Sie an, ob Fräulein Dornen das junge Mädchen empfangen will?"

„Das Fräulein hat schon einige Male nach der Mamsell gefragt", sagte das Mädchen.

„Nun gut, dann kommen Sie, mein Kind."

Der Consul verschwand im Nebenzimmer und kehrte bald darauf wieder, mit einem dunklen Ueberrock bekleidet, zurück.

„Meine Schwester bewohnt das obere Stockwerk", sagte der Consul, dem Mädchen durch eine Reihe luxuriös eingerichteter Gemächer vorangehend, an deren Ende er eine schwere Eichenthür öffnete, hinter welcher eine schmale Treppe sichtbar ward, die, ohne daß man die kältere Haupttreppe zu benutzen brauchte, zu dem oberen Stockwerk führte, und zwar wieder direct in ein großes, ziemlich leeres Zimmer.

Der Consul schritt mit seiner Begleiterin durch dieses hindurch, und nachdem er die Letztere vor einer mit Teppichen verhangenen Thüre eine Weile hatte warten lassen, forderte er sie auf, einzutreten.

Clara sah im Augenblick nicht, wo sie sich befand. Das Vorzimmer, welches keine Gardinen hatte, war sehr hell gewesen, das Zimmer, in welches sie jetzt trat, war dagegen in Dämmerung gehüllt, zugezogene Wollvorhänge ließen nur sehr wenig Tageslicht eindringen, dazu stand das Zimmer so voll großer, dunkler und altmodischer Möbel, daß förmlich nachtdunkle Ecken und Winkel sich am hellen Tage darin fanden.

Clärchens Augen mußten sich erst an diese Dämmerung gewöhnen, ehe sie im Hintergrunde des Zimmers die kleine, zusammengebeugte Gestalt einer alten Frau erkennen konnte, welche in einem niedrigen Sopha saß.

„Du bist heute wieder besonders leidend, Wilhelmine?" fragte der Consul.

„Ich habe diese ganze Nacht kein Auge geschlossen", antwortete die Frau, „oh wie ich leide, wie ich leide! — öffne die Gardine, Bruder, und lasse das Mädchen näher treten."

Der Consul that, wie ihm geheißen und schlug den schweren Vorhang zurück; ein heller Sonnenstrahl fiel in das große, dunkle, altmodische Zimmer und auf das bleiche, welke Gesicht der alten, verwachsenen Frau, die, in dunkeln Merino gekleidet, so zusammengekauert in den Polstern saß.

Es war kein schönes Gesicht, das Clärchen vor sich sah, Schmerzen hatten es durchwühlt und verzogen, das Einzige was geblieben von Jugendreiz, wenn er je bestanden, waren diese großen Augen, welche mit einem so wehmüthig sanften und doch wieder so angstvoll flackernden Blick auf dem Gesichte des Mädchens ruhten. Wie alt die Frau sei, man konnte es nicht sagen, denn sie war so sehr verwachsen, daß sie wohl nie jugendlich ausgesehen haben mochte; ihr Gesicht war welk und faltig, aber ihr glatt gescheiteltes blondes Haar, welches unter einem schwarzen Spitzenschleier sich halb verbarg, war nur noch wenig ergraut.

„Kommen Sie näher, mein Kind", sagte die Dame, „bücken Sie sich etwas, daß ich Ihr Gesicht sehen kann."

Clärchen gehorchte nicht ohne Verlegenheit, sich so mustern zu lassen, eine tiefe Röthe flog über ihr schönes Gesicht, als sie sich zu der alten Dame herabbeugte.

Diese schien wirklich in einer sehr nervös gereizten Stimmung zu sein, denn kaum hatte sie einen flüchtigen Blick in das Gesicht des Mädchens gethan, so sank sie wie kraftlos in den Divan zurück, während ein hysterisches Schluchzen ihren gebrechlichen Körper erschütterte.

Der Consul zuckte ärgerlich die Achseln.

„Ich werde Deinem Mädchen schellen, Wilhelmine", sagte er, und zu Clärchen sich wendend, „ich glaube es ist besser, Sie ziehen sich einstweilen zurück, meine Liebe, Fräulein Dornen ist sehr angegriffen."

„Nein, nein, sie soll da bleiben", rief die alte Dame mit einer wahrhaft erschreckenden Heftigkeit. „Bleibe da, Kind, bleibe da! gehe nicht von mir, da setze Dich neben mich, daß ich Deine Hand halten kann, wie ehemals, und die Wellen Deines goldenen Haares glätten, wie ich so oft gethan. Geh' nicht von mir, bleibe da! ach, Du weißt nicht, was ich erduldet habe, seit Du fort bist!"

„Wilhelmine, Schwester!" rief des Consuls harte Stimme, „besinne Dich, lasse Deine Phantasien Dich nicht zu sehr beherrschen."

Digitized by Google

„Ja, Du hast Recht", sagte das alte verwachsene Mädchen mit einem tiefen Seufzer, „meine Nerven sind so zerrüttet, daß ich die Herrschaft über sie ganz verloren habe. Bleiben Sie da, mein Kind, Sie haben mir etwas Sympathetisches und ich sehe es in dem milden, warmen Blick Ihrer Augen, Sie werden Geduld haben mit den Wunderlichkeiten eines armen Geschöpfes, das viel, viel gelitten hat und noch leidet."

Das war Clärchens Eintritt in das neue Verhältniß, und man muß gestehen, es war nicht darnach, um dem jungen Mädchen Stoff zu sanguinischen Träumen und Hoffnungen zu geben.

Es war ein reiches Haus, in welches sie eingetreten, wenn der Begriff reich mit dem Besitz kostbarer Werthe, welche auf dem Markte Geltung haben, erschöpft ist. Es war ein armes Haus, arm an allen jenen Gütern, die dem Leben Weihe geben an Liebe und Freundlichkeit. Wohl wurden in dem unteren Geschoß, welches der Consul bewohnte, von Zeit zu Zeit glänzende Feste, üppige Gastmahle gegeben; dann präsidirte die verwittwete Tochter des Consuls die gnädige Frau, welche gewöhnlich die vor dem Thore belegene Villa ihres Vaters bewohnte, wenn sie nicht, was noch häufiger der Fall war, in fashionablen Modebädern sich befand. Die elegante, kokette Frau, welcher man nachsagte, daß sie dem verstorbenen Major nicht die rigoroseste Treue bewahrt habe, vertrat dann die Stelle der Hausfrau, aber so gewandt sie auch war, sie konnte diesen kostbaren Räumen nicht jenen Zauber der Häuslichkeit geben, welche eine Frau, deren Haus ihre Welt ist, über die schmuckloseste Umgebung zu breiten weiß.

Clärchen erfuhr, außer dem Lärm, wenig von diesen Festen, eine besondere Bedeutung hatten sie jedoch für das Mädchen: ihre kranke Herrin war an solchen Tagen immer doppelt gereizt, und wie Clärchen bald empfand, von Gewissensqualen gepeinigt, gegen welche sie Trost in einer leidenschaftlichen Frömmigkeit suchte. Die Aeußerungen dieser Frömmigkeit waren qualvoll für das Mädchen, sie sah diese zuckende, ringende Seele, welche Verzeihung für eine Sünde, die sie nicht nannte, erringen wollte, aber der Gott in ihrer Brust sprach sie nicht leb g davon.

Es war ein trübes, freudeloses Leben, zu welchem das Mädchen bestimmt schien; sie, die Blume, deren Schönheit für den hellen, vollen Strahl der Sonne geschaffen, sie sollte im Dämmer der Krankenstube verwelken.

Es war ein unheimliches Leben in diesem Hause, Clärchen empfand mehr als sie sah, daß diese glänzende Hülle nur die dünne Decke war, unter welcher Sünde und Elend mühsam sich bargen. Sie empfand tiefes, inniges Mitleid für die ihrer Pflege anvertraute Frau, aber eine unheimliche Scheu hielt das wärmere Gefühl zurück, welche das einsame, liebebedürftige junge Geschöpf auch einem so launenhaften, krankhaft verstimmten Wesen gegeben hätte. Zwei Seelen schienen in diesem gebrechlichen Leibe sich zu streiten und je nachdem eine die Oberhand behielt, war Clärchens Lage erträglich. War Fräulein Wilhelmine Dornen heute weich und gütig, erkannte sie mit Dank die Hingebung des Mädchens an, so konnte sie morgen wieder die hochmüthige Patricierin sein, welche schonungslos Leib und Seele der Untergebenen begehrt, da sie es bezahlt. Dazwischen hinein klang zuweilen jene geheimnißvolle schmerzhafte Stimmung, welche das Mädchen so sehr erschreckte. So wenig ihre Lage aber auch beneidenswerth war, Clärchen hielt aus.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die deutsche Nordpol-Expedition

ist am 25. Juli unerwartet von Capitän Koldewey ein Schreiben in Gotha eingetroffen, das im nächsten Hefte der „Geographischen Mittheilungen" vollständig abgedruckt werden wird.

Es heißt darin:

„Die Expedition hatte von Bergen bis in die Nähe der Insel Jan Mayen eine gute und rasche Fahrt, indem sie, ganz wie vorausgesetzt, bereits am 30. Mai, also in nicht ganz sechs Tagen, dort anlangte, in gerader Linie daher in dieser Zeit eine Strecke von 14 Breitengraden oder 660 nautischen Meilen zurücklegte, und zwar bei sehr veränderlichem Wetter, das alle Phasen von gänzlicher Windstille bis zum vollkommenen Sturme durchlief und von Winden aus den verschiedensten Richtungen begleitet war. Bei Jan Mayen wehte am Morgen des 30. Mai ein vollkommener Sturm aus Osten, die See fing an, sehr hoch zu gehen, die Luft war dick von Regen, so daß kaum eine Seemeile weit zu sehen war, die Temperatur fiel von + 6° auf — 1° R., der feine Regen wurde zu spitzigen Eisnadeln und das Segelwerk wurde mit einer Eiskruste überzogen. Das Schiff machte sich jedoch ausgezeichnet und flog über die See weg, wie eine Möve. Um die Takelung zu probiren, wurde so lange als möglich mit vollen Segeln gehalten und eine Zeit lang über zehn Knoten gemacht, was bei einem so kleinen Fahrzeuge viel sagen will. Es lag ausgezeichnet bei und trieb unter dichtgereften Segeln in vollkommener Sicherheit, bis der Sturm vorüber war.

Von Jan Mayen ging es durchschnittlich in nordnordwestlicher Richtung auf Ostgrönland, zwei Tage lang eine Strecke von etwa 200 Meilen durch dicken Nebel, der auf die Nähe des Eises schließen ließ. Aber erst am 5. Juni, in 74° 50′ nördlicher Breite, 10° 38′ westlicher Länge Greenwich, nur 67 nautische Meilen von der grönländischen Küste entfernt, wurde das erste Eis gesehen. Man drang ohne Weiteres in das Eis ein, und es gelang auch, nach drei Tage langer angestrengter Arbeit zwischen den dichten Schollen bis 75° 19′ nördlicher Breite, 12° 48′ westlicher Länge vorwärts zu kommen. Aber am 8. Juni kam wiederum ein schwerer Sturm aus Osten, in welchem die kleine „Germania" arge Stöße auszuhalten hatte; sie blieb jedoch dicht und fest und wurde nicht beschädigt.

Das stürmische Wetter hielt an, man mußte im dichten Eise festlegen und vorläufig mit demselben südwärts treiben, bis Wind- und Eisverhältnisse sich günstiger gestalten würden. Inzwischen wurden die verschiedenen wissenschaftlichen Beobachtungen gemacht und die Zeit mit der Jagd auf Eisbären, von denen sechs erlegt wurden, ausgefüllt.

Am 16. Juni war man auf 73° 47′ nördlicher Breite, 15° 40′ westlicher Länge, oder 102 Meilen südwärts getrieben, und von hier aus sah man die ganze Küste von Hudson's Hold with Hope bis Sabine Insel — letztere 68 Meilen entfernt — ganz deutlich, da völlig klares Wetter war; aber an ein Erreichen derselben war zur Zeit nicht zu denken, nachdem das Eis die vorhergehende Woche durch vorherrschende Ostwinde gegen die Küste zusammengedrängt und aufgethürmt worden war.

Im Eise fest trieb das Schiff bis zum 20. Juni noch 30 Meilen weiter südwärts auf 73° 20′ nördlicher Breite, 16° 18′ westlicher Länge Greenwich.

An diesem Tage kam ein Boot zu den im Eise Befetzten von dem englischen Schiffe „Diana" aus Hull, welches nur vier Meilen seewärts von ihnen im offenen Wasser lag und die überkommenen Nachrichten vermittelt hat. Gleichzeitig hatten sich die Aussichten besser gestaltet; der Wind war nach Nordwest umgegangen, das Wetter war sehr schön, keine Wolke am Himmel und das Eis fing an, sich auseinander zu thun."

Digitized by Google

Herr Petermann fügt zu diesen Nachrichten hinzu:

„Es zeigt von großer Kühnheit und Thatkraft, daß die kleine „Germania" sofort in's schwere Eis gegangen und so weit nach Westen vorgedrungen war. Daß sie, zumal bei den wochenlang vorherrschenden östlichen Winden und Stürmen, darin besetzt und festgehalten wurde, ist nicht mehr als natürlich. Eine Veränderung des Windes und der Witterung würde eben so leicht und rasch ihre Befreiung herbeiführen.

Scoresby in 1822 näherte sich der Küste in derselben Jahreszeit, ja, an demselben Tage, 8. Juni, nur einen Breitengrad weiter südlich (auf 74° 10′ nördlicher Breite), und mußte bis zum 24. Juli herumkreuzen und arbeiten, ehe er seine erste Landung effectuiren konnte. Mit vorrückender Jahreszeit wird es leichter, und die Sabine-Clavering'sche Expedition gelangte im August 1823 schon in ein paar Tagen durch das Treibeis ans Land. Vielleicht also, daß die „Germania" das Schlimmste bereits überstanden hat. Zu dem Schlimmsten, was einem Schiffe passiren kann, gehört, im Eise besetzt zu werden und Stürme darin aushalten zu müssen. Beides war der Expedition widerfahren. Aber diese Schwierigkeiten und Gefahren sind östlich von Grönland nicht so groß, als westlich davon, wo die vielen englischen Expeditionen gewesen sind. Wenn dort eine Expedition im Eise fest kam, hörte man wohl zwei, drei, vier Jahre nichts von ihr, während hier die Nachrichten vom 20. Juni doch in fünf Wochen nach Deutschland gelangt sind." „Ich habe", schreibt Koldewey, „schon manche gute Erfahrung im Eise gesammelt, und sage, es ist nicht so gefährlich, als daß sich nicht mit Muth und Umsicht gut darin fahren ließe; geben Sie also, trotz der schlechten Eisverhältnisse, nicht die Hoffnung auf. — Die Temperatur hält sich immer zwischen + 2° und — 2° R., kälter als — 2° ist es noch nicht gewesen. Unser Befinden ist bei dieser Temperatur ausgezeichnet, Jeder an Bord fühlt sich ganz behaglich; haben wir doch warme Kleider, gutes, gesundes Essen und ein starkes, schönes Schiff unter den Füßen. Was kann ein Seemann mehr verlangen?"

Mannichfaltigkeiten.

(Lebendig begraben.) Es ist von den Indierinnen bekannt, daß sie sich nach dem Tode ihrer Männer mit diesen unter recht ostensibeln Ceremonien lebendig begraben ließen. Einen ähnlichen Eindruck macht uns folgende von der „Ztg. f. Nordd." aus Osnabrück, 26. Juli, erzählte „Einführung einer Novize". Der Geistliche hat dabei das der menschlichen Gesellschaft entrissene Opfer als „ein Schlachtopfer des allerheiligsten Sacraments" angeredet. Man höre: Heute wurde wiederum in dem Kloster der Ewigen Anbetung des heil. Franciscus von Sales die feierliche Gelübde-Ablegung einer jungen und schönen Dame, in der Blüthe ihrer Jahre, unter den üblichen Ceremonien vorgenommen. Die Handlung selbst leitete der Bischof von Osnabrück Johann Heinrich (Beckmann), sie dauerte über zwei Stunden. Se. Hochwürden sprach im vollen bischöflichen Ornate und in einem Stuhle sitzend, während die Novize kniend vor ihm lag, u. A.: „Meine Tochter, noch hast Du freie Wahl, ob Du in die Welt zurückkehren oder die Pflichten des heil. Ordensstandes auf Dich nehmen willst. Beherzige es wohl, daß man sich durch die Profeß zu einem Schlachtopfer des allerheiligsten Sacraments macht und die Verpflichtung auf sich nimmt, in Uebung der Buße für die Entheiligungen und Sacrilegien sein Leben zuzubringen. Hier habe ich das Kleid der Welt und das Kleid des Ordens; wähle davon eins nach Deinem Belieben." Die Novize nahm das Ordenskleid und erwiderte: „Ich wähle dieses Kleid der Buße, welchem ich mich aus Liebe zu meinem göttlichen Erlöser Jesus Christus widmen will." Darauf legte die Novize kniend die Rechte auf das Evangelienbuch, hielt in der Linken eine brennende Kerze und sprach das Glaubensbekenntniß. Nun wurde die neue Professe von ihrer Novizenmeisterin in die Mitte des Chors geführt, woselbst sie sich auf einen schwarzen Teppich der Länge lang niederlegte. Vier der ältesten Pensionäre hielten das Leichentuch über die auf dem Boden liegende Schwester. An den Enden des so gebildeten Vierecks standen vier Leuchter mit brennden Kerzen. Man sang die Litanei. Bei den Worten: „Erhebe Dich!" nahm man das Leichentuch hinweg, die Professe stand auf, wurde zur Priorin geführt und empfing von ihr den Ring mit den Worten: „Ich vermähle Dich mit Jesu Christo, dem Sohne des Allerhöchsten, der Dich unverletzt beschützen möge. Empfange den Ring der Treue, die Besiegelung des heiligen Geistes, damit Du Gottes Braut genannt werdest und nach einem treuen Dienste hier auf Erden einst die Krone der ewigen Seligkeit erlangest." Bei den letzten Worten bekam das junge Mädchen die Dornenkrone auf das Haupt, worauf mit Gesang die Feier beendet wurde."

(Eine Megäre.) Aus Almas wird dem „Hon" über einen haarsträubenden Vorfall berichtet. Der Straßencommissär Emerich Lovaß sendete am 8. Juli Morgens einen Knaben, den er zu seiner Bedienung aufgenommen, mit einem Gulden in ein Gewölbe, um einen Kauf zu besorgen. Als der Knabe zurückkehrte, fehlten von dem Gelde 20 kr., worüber der Herr ihn zur Rede stellte und, wie es heißt, auch schlug. Der Knabe behauptete fest, daß er nicht wisse, wohin das fehlende Geld gekommen sei. Die Gattin des Herrn aber (eine übrigens „gebildete" Frau) entriß ihrem Manne den Knaben, band dem letzteren die Hände und begann nun jammerlich mit einem Knüttel auf denselben loszuschlagen. Der Mann, welcher dieß wahrscheinlich nicht ansehen konnte, hatte sich sofort von Hause entfernt. Der Knabe gestand später in seinem Schmerze, daß er das Geld dahin und dorthin versteckt habe; die Frau schleppte ihn am Stricke an die bezeichneten Orte, maltraitirte ihn mit Stockprügeln und Knittelhieben, aber vergebens, das Geld wurde nicht gefunden. Zu Hause bindet sie ihn fest und schlägt wieder unbarmherzig auf ihn los wie auf ein Stück Vieh, erst mit dem Stocke, dann mit einem Stricke, dann mit dem schneidenden Ende eines breiten Riemens; kurz, sie benützt, was ihr gerade in die Hände geräth, zur Tortur. Das geht so in ungeschwächter Kraft fort, bis der arme Junge dem Tode nahe ist, in welchem Zustande sich seiner Brust die Worte entringen: „O, meine gute Mutter!" Nun springt das Weib wie eine Furie empor und mit den Worten: „Du Hund lebst noch?" beginnt die Marterei aufs Neue. Nachdem der Körper nahezu vollständig abgeschunden war, gießt sie einen Eimer kalten Wassers über den Knaben. Bald darauf hat dieser zu leben aufgehört. Die Marterei hatte von Morgens 10 bis Abends 6 Uhr gedauert. Im ärztlichen Parere aber stand, daß den Knaben der Schlag getroffen habe. Später stellte sich heraus, daß die zwei Zehnkreuzer-Scheine dem Knaben vom Winde entrissen worden waren, und sie wurden auch beide gefunden. Gegen die Furie ist bereits die strafgerichtliche Untersuchung eingeleitet.

(Billige Justiz.) Die „Klagf. Ztg." berichtet über einen fünfzehnjährigen Proceß, dessen Gegenstand ein Haus in Klagenfurt war, folgende erbauliche Geschichte: „Endlich ist der Streit geschlichtet und das Haus — licitando unter dem früheren Schätzungswerthe verkauft worden. Fünfzehn Jahre lang wohnte in dem Parterre der Administrator, der per Jahr zwei Gulden bezog; fünfzehn Jahre waren die oberen Localitäten nicht geöffnet worden. Auf den Tischen lag hier aufgeschichtet die Leib- und Bettwäsche der Erblasser, das Tisch- und Seidenzeug, Kleider, Tücher und Mantillen, kurz was die beiden verstorbenen reichen

Digitized by Google

Damen an Effecten besaßen, und auf diesen werthvollen Gegenständen lag handhoher Staub, der sich in fünfzehn Jahresschichten darauf sammelte. Auch diese Gegenstände wurden licitando verkauft; die Tandler strömten herbei und meinten ein gutes Geschäft zu machen, wenn sie eine seidene Mantille oder eine seidene Decke für sechs Kreuzer, oder ein paar Dutzend feine Servietten für zehn Kreuzer erstanden. Als sie den Staub abschütteln wollten, war Alles Plunder, zerfielen Mantillen und Servietten wie Zunder. Das Geld aber, was die Advocaten aus dem Prozesse zogen, soll sich als recht dauerhaft erwiesen und eine sichere Anlage gefunden haben. Wir machen alle Prozeßsüchtigen auf diesen „schönen Fall" aufmerksam.

(Seltsame Argumentation.) Ein junger amerikanischer Arzt — erzählt der „Courrier des Etats Unis" — entführte eine seiner Patientinnen, ein kaum 17jähriges Mädchen, und heirathete sie. Die Eltern des Mädchens klagten ihn der Trigamie an, wogegen er sich folgendermaßen vertheidigte: „Ich habe mich drei Mal verehelicht. Meine erste Verheirathung war rechtsgültig, meine zweite aber null und nichtig, da im Momente ihrer Vollziehung meine erste Frau noch lebte. Die dritte Verheirathung ist aber vollkommen legal, da die erste Frau gestorben ist und die zweite nicht in Anschlag gebracht werden kann." Der Gerichtshof von Chicago hatte gegen dieses Plaidoyer nichts einzuwenden.

Literatur.

Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Von L. Geiger. 1. Band, Stuttgart, Cotta 1868.

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" mag man beim Lesen des Titels dem Verfasser zurufen. Aber er führt dieß Wort auch gelassen durch, mit tiefem Versenken in die Natur der Dinge, mit einer Ruhe, welche indessen nicht bloß durch die Thätigkeit des Forscherstinns, sondern auch durch Empfindung und Einbildungskraft belebt wird. Ohne letztere wird man überhaupt Untersuchungen, wie die vorliegende, nicht anstellen können, solche nämlich, welche die Erklärung der Erscheinungen in der Geschichte derselben suchen, ebendeßhalb aber weit über die Gränzen der deutlich beglaubigten Geschichte hinauszehn müssen, zunächst zurück in die Vorzeit ohne Jahrzahl und schriftliche Urkunde, sodann aber auch vorwärts in die unabsehbare Zukunft hinein. Freilich kann hier die Phantasie nur ahnen, was das Schlußvermögen des Verstandes aus thatsächlichen, oft nur in einzelnen Bruchstücken sichtbaren, Gründen folgern soll. Wirklich ist ja jede, über wirre Träumereien sich erhebende, Ahnung nichts Anderes, als diese Schlußfolgerung selbst, nur daß dieselbe in raschem Ueberblicke gleichsam instinktmäßig, ohne Zergliederung ihrer Bestandtheile gemacht wurde. Freilich ist sie darum der Bestätigung oder Verwerfung durch die nachfolgende Beweisführung des langsam und schwunglos, aber desto sicherer vorgehenden Verstandes unterworfen. Da aber bei geschichtlichen Dingen die Vollständigkeit und Schärfe mathematischer Beweise so gut wie unmöglich ist, so bleibt auch in der schärfsten historischen Beweisführung dem Wenn und dem Aber oft noch weiter Spielraum. Gegen dieses bekannte Uebel wirkt nur das Gegenmittel zunehmender Verschärfung der Beobachtung und der Urtheilskraft, wenigstens bei der Erforschung der unabänderlichen Vergangenheit; denn der Prophet hat daneben noch den Vortheil, einigermaßen durch eigenes Wort und Werk zur Erfüllung seiner Weissagungen mitwirken zu können. Diese vorstehenden allgemeinen Sätze sollen zugleich den Standpunkt für die Beurtheilung des vorliegenden Buches bezeichnen. Unser Urtheil aber selbst können wir hier nur in Kürze aussprechen; ein näheres Eingehn auf den Inhalt bedarf bei der reichen Mannigfaltigkeit innerhalb seiner merkwürdigen Einheit des ausgedehnten Raumes in wissenschaftlichen Zeitschriften. Wir sehen in dieser Geschichte der Sprache, nach ihren Verhältnissen zum Denken wie zu der Außenwelt, die Verbindung vielseitiger und gediegener Kenntnisse mit einer mächtigen Urtheilskraft, welche auch den blendendsten Schein von dem Wesen ihrer Gegenstände abstreift, und durch diese verneinende Thätigkeit zugleich eine noch größere schöpferische entwickelt, indem sie jenes Wesen in seiner wahren Gestalt aufbaut. Was uns in letzterer verwunderlich erscheint, ist kein witziges Spiel mit Paradoxen, sondern das Ergebniß eines ernsten und tiefsinnigen Strebens nach Wahrheit, und verwandelt sich in den meisten Fällen dem aufmerksamen Leser sehr bald in Natürliches und Begreifliches. In allen Fällen aber sind wir dem Verfasser für seine Anregung unserer eigenen Forscherkraft dankbar. Er hat übrigens in diesem ersten Bande von dreien seine Weltanschauung noch nicht abgeschlossen. Diese nämlich in ihrem ganzen Umfange liegt hinter der beschränkteren Aufgabe des trefflichen Buches, und wirft bereits ihre Streiflichter auf die weitesten Kreise des Lebens in der Natur und in der Menschheit. L. D.

Correspondenzen.

Bad Liebenstein, (Thüringen), Anfang August.

Das Badeleben hat jetzt seinen Glanzpunkt erreicht und unser freundlicher Platz erfreut sich einer starken noch nie dagewesenen Frequenz, worunter viele Namen aus den höchsten Ständen und fast alle Nationen vertreten sind. Man macht auch außerordentliche Anstrengungen, um den Besuchern den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, so daß frühere Besucher erstaunt sind über Das, was hier geschaffen worden. Es ist sogar dieses Jahr auch für die Einrichtung eines schönen Theaters Sorge getragen und wird durch die Mitglieder des herzoglichen Hoftheaters in Meiningen hier Vorzügliches geleistet. Auch Concerte und sonstige Abwechselungen zur Unterhaltung des Publikums sind in jeder Weise geboten und werden wir uns bei diesem so günstigen Wetter voraussichtlich noch eines recht zahlreichen und langandauernden Besuches zu erfreuen haben.

Literatur-Notizen.

Die von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegebene **„Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts"** nimmt raschen und erfreulichen Fortgang. Soeben sind der 12.—14. Band erschienen. Der 12. Band bringt dasjenige von Theodor Körner's Dichtungen, was dem im Kampf für Deutschlands Freiheit gefallenen Jüngling zu dem Heldenlorbeer den unverwelklichen Kranz des nationalen Dichters um die Stirne flocht: seine unter dem Titel „Leier und Schwert" gesammelten Schlachtgesänge und seine beiden reifsten Dramendichtungen „Zrini" und „Rosamunde". In der Einleitung entwirft der Herausgeber, Rudolf Gottschall, ein literarisches Porträt des jugendlichen Autors, das mit liebevollem Eingehen auf seine poetische Begabung vielfach neue Gesichtspunkte aufstellt und ihm den gebührenden Platz in der Reihe unserer Dichtergrößen anweist. Georg Forster's „Ansichten vom Niederrhein", herausgegeben von Wilhelm Buchner, bilden den Inhalt des 13. und 14. Bandes. Das anerkannt classische Werk, eine Zierde der deutschen Literatur, war bisher nur in der von Gervinus eingeleiteten Ausgabe von Forster's gesammelten Schriften vorhanden.

Petermanns **Mittheilungen** VII. enthalten: Reisen indischer Panditen (Panditen, Gelehrten) in Tibet 1865—66, welche große Schwierigkeiten zu überwinden hatten, da es in jenem Kirchenstaate nicht an Zuaven und Briganten fehlt; Pflanzenkunde der Gebiete des Nils und des rothen Meeres (Forts.); Statistik Schwedens, von Frisch; Andersons Leben und Tod; die schwarzen Felsen in Angola, von Welwitsch; unter den kürzeren Notizen: Die Russen in Samarkand u. s. w.; Tod des Afrika-Reisenden Le Saint; der deutsche Buchhandel. Eine Karte gehört zu jener Reise im Tibet.

„Gaea" (Köln, E. H. Mayer) IV. 5 enthält u. a.: M. Faraday und L. Foucault; die Altmühlalp in Bayern, von Kugler; das Meer (Schluß); Schwere und Gewicht (Schluß); Meteore in Pultusk; Sonnenfinsterniß 18. August d. J.; ein Nordlichtspectrum; neuentdeckte Gestirne; Funde aus der Urzeit des Menschengeschlechtes; alte normännische Ansiedelungen in Nordamerika.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 11. August. Neu einstudirt: **Der Winkelschreiber,** Lustspiel in 3 Akten, nach einer Idee des Terenz von Adolphi. Hierauf: **Das Versprechen hinter'm Heerd,** Alpenscene mit Nationalgesängen von A. Baumann.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 211.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 223. Mittwoch, den 12. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

2.

Die Stadt, obgleich vorzugsweise Handelsstadt, hatte sich aus ihrer früheren Zeit, da sie Residenz eines Pracht liebenden Hofes gewesen, noch einen gewissen Sinn für Kunst erhalten, es galt für Ehrensache, diese Kunstliebe zur Schau zu tragen auch da, wo sie nicht, oder wenigstens nur sehr mangelhaft, empfunden wurde.

Die jährlichen Kunstausstellungen, wenn sie auch gerade nicht von den Meistern ersten Ranges beschickt wurden, zählten doch immer eine Reihe anerkennenswerther Kunstschöpfungen auf, und wenn man nach der Summe des Interesses, welches das Publikum an diesen Kunstausstellungen nahm, auf das Verständniß hätte schließen dürfen, so hätte X einen sehr bevorzugten Platz in der Reihe der kunstsinnigen Städte einnehmen dürfen.

Auch heute war wieder ein zahlreiches Publikum in den Sälen anwesend, welche der Ausstellung überlassen waren, man drängte, man schob sich, ließ die gewöhnlichen banalen Redensarten hören und verkümmerte den wirklich Kunstverständigen den Genuß und das ruhige Sichversenken in ein gutes Kunstwerk.

Glücklicherweise waren es jedoch nur selten die guten Bilder, wovor die Menge sich drückte; zumeist waren es solche, in welchen der Maler mit dem Sujet einen guten Wurf gethan hatte, sei es nun im sentimentalen, trivialen oder komödienhaft heroischen Styl. Man sah selten Werke der Plastik in diesen Ausstellungen, für diese war in der That auch nur sehr wenig Interesse und Verständniß vorhanden. Um so mehr mußte es auffallen, daß dießmal das Modell einer Statue ausgestellt war, eines Werkes, welches die wenigen, aber dafür um so verständnißvolleren Kunstkenner wahrhaft entzückte. Der Name des Meisters war in der Kunstwelt noch ziemlich unbekannter, dem Namen nach mußte er ein Italiener sein — Felix Tedesco. Aber war er auch jetzt noch unbekannt, die Bewunderer seines Werkes stellten ihm das Prognostikon einer bedeutenden Zukunft.

Diese Statue, eine Nymphe der Diana, war aber auch in der That ein Werk, welches das Entzücken des Kenners erregen mußte. Es war nicht allein die wundervolle harmonische Schönheit dieses halbbekleideten Leibes, es war noch mehr der keusche Duft, die Verklärung der jugendlichen Unschuld und Frische, was sie auszeichnete. Es war eine Nymphe des Waldes, eine Najade, die dem Zuge der ernsten Göttin folgte, nicht mit Bogen und Köcher heiß auf der Spur des flüchtigen Wildes her. Es war eine dieser milden, schützenden Naturgottheiten, mit welchen der Grieche die ihn umgebende Welt belebte. Ein Kranz vom Laube jener immergrünen Eichen, welche den Fuß des Parnaß und des Ida umkränzen, hielt das lose Haar zusammen, eine Waldblume die Falten des dünnen Gewandes. Ein junges Reh hatte sich wie Schutz suchend an sie gedrängt und in der stummen und doch beredten Bewegung des Armes, den sie darüber streckte, lag die flehende Bitte an die strengeren Gefährtinnen, das Leben des Thieres zu schonen.

Strenge Anhänger des Classischen mochten in diesem Bilde anmuthsvollster Weiblichkeit vielleicht einen Mangel an reinster Objectivität finden, aber gerade dieses machte in den Augen der Anderen den Hauptreiz dieses schönen Bildes aus. Man sah in dieses Gesicht mit dem süßen, flehenden Ausdruck und man fragte sich, wo man jenem Gesichte schon begegnet, das diesem so ähnlich sei? Niemand dachte hiebei an die hohen Modelle der Academieen, aber ebenso wenig wollte dieses Gesicht zu den lebenden Erscheinungen des Alltags passen, es war ein Traum, der Gestalt angenommen hatte, und doch mußte sich ein Jedes sagen, dieser Idee lag eine lebende Erscheinung zu Grunde. Es war das beste Zeugniß für dieses Bild, daß nicht bloß die Kunstverständigen davon ergriffen wurden, die Ursprünglichkeit und Naivetät dieser Gestalt sprach laut zu Jenen, welche diesem Zustande noch näher standen, zu den Frauen, den Kindern und den Leuten aus dem Volke, und doch war dieses Bild nur Modell; wenn es aber im Gypsabguß schon so mächtig wirkte, welchen Eindruck mußte es machen, wenn diesen Gliedern das edle Material des Marmors einen lebendigeren Ton verlieh?

Nicht Wenige beklagten, daß ihre Vermögensverhältnisse es ihnen nicht gestatteten, dieses Bild in Marmor ausführen zu lassen und man beneidete den Fürsten, in dessen Besitz offenbar diese schöne Gottheit gelangen mußte.

Es war in den Mittagsstunden und das Lokal leer von Besuchern, nur zwei Herren standen in der Nähe der Statue, ihre Bewegungen und ihre Blicke verriethen, daß diese der Gegenstand ihrer Unterhaltung war. Besonders lebhaft sprach der Eine von ihnen, ein Mann, welcher wohl in den Sechzigen sein konnte, doch ließen die Raschheit seiner Bewegungen, seine stramme Haltung und besonders die Lebhaftigkeit im Ausdruck seines intelligenten Gesichts nicht den Gedanken aufkommen, daß man es mit einem alten Manne zu thun habe. Den zweiten haben wir schon gesehen, es ist jener junge Künstler, welcher sich im Eisenbahnwagen Clärchens so ritterlich angenommen.

„Wie gesagt, mein junger Freund, Ihre Fortschritte gehen in das Wunderbare", fuhr der Aeltere fort, „ich habe in der Villa Claudia den von Ihnen gearbeiteten Fries mit Vergnügen gesehen. Aber lassen Sie es mich Ihnen gestehen, diese Figuren, so anmuthig sie auch ausgeführt sind, machen nicht den Eindruck des Originales, man wird zu sehr an die Vorbilder erinnert, nach welchen der fleißige Künstler in den römischen Studios arbeitete. Hier dagegen ist eine vollständig freie, reine geniale Schöpfung. Ich ahnte nicht, als man mir in der Villa Claudia Ihren Namen nannte,

Digitized by Google

welchen ich, nebenbei gesagt, höchst auffallend finde, daß ich Den Künstler in Deutschland würde kennen lernen und mit ihm eine so bedeutende Arbeit. Diese leidige Prozeßangelegenheit, welche mich hieher geführt und wider meinen Willen so lange festhält, hat mir also einen wirklichen Gewinn gebracht, zu welchem ich mir nur gratulire".

Der Künstler verbeugte sich.

„Eine Anerkennung, wie die Ihre, Herr Justizrath, wiegt den ganzen leichten Kram des Lobes und Tadels eines Publikums, wie des hiesigen auf".

„Aber was veranlaßte Sie, gerade hier Ihr Bild aufzustellen?" fragte Justizrath Mylius.

„Es ist, wenn Sie wollen, halb und halb ein Auftrag, den ich von einem der Krösusse dieser Stadt oder vielmehr seiner Tochter, einer Majorin von Windsack, empfangen habe. Ich lernte die Dame in Baden kennen, wo ich für das Grab einer früh verstorbenen russischen Prinzessin einen Engel der Auferstehung arbeitete, welcher, beiläufig gesagt, weit mehr meine vornehmen Besteller, als mich selbst befriedigte. Frau von Windsack wünschte für den Park ihrer Villa irgend eine weibliche Gestalt, sie sprach mir von prächtigen Baummassen".

„Ja, ja", sagte der Justizrath, halb die Augen schließend, um die Sehkraft um so stärker auf das Bild zu concentriren. „Die Idee ist so prächtig, wie die Ausführung, aber Eines, lieber Freund, ergeht mir mit diesem Kopfe, wie den Hunderten, die ich davor schon sagen hörte, wem sieht sie ähnlich? — Ich kann mich von dem Gedanken nicht losreißen, daß Ihr Herz und die Erlebnisse desselben zum mindesten ebenso viel Theil daran haben, als Ihre Phantasie und die Arbeit Ihres Gehirns. Habe ich nicht recht, es lebt ein Mädchen, welchem Sie diese Züge entlehnten?"

Der Künstler erröthete.

„Sie sind ein scharfer Beobachter, Herr Justizrath", sagte er.

„Ihre Natur plaudert das aus", sprach dieser. „Dieser Kopf ist nicht erdacht, er ist erlebt, er ist nach der Natur, und dennoch saß Ihnen das Original nicht Modell".

Der Künstler lachte.

„Ich traue Ihnen einen Doppelblick zu, Herr Justizrath", sagte er; „in der That, ich habe das reizende Mädchen, welches ihre Züge meiner Nymphe lieh, nur ein einziges Mal gesehen."

„Der Eindruck war aber um so tiefer und ich wünsche Ihnen von Herzen, daß ihre Wege zusammentreffen mögen, Signor Tedesco."

„Nennen Sie mich nicht Signor", sprach lächelnd der Andere, „obgleich in Italien geboren, glaube ich doch wenig Anrecht an italienische Abkunft zu haben; ich denke, mein Name spricht das auch deutlich genug aus."

„Ich bemerkte Ihnen schon, daß mir Ihr Name auffiel; es ist indessen ein so fruchtloses Geschäft, bei den Trägern der Namen nach dem Ursprung derselben nachzuforschen, daß ich es auch bei Ihnen unterließ."

„Und dennoch, Herr Justizrath, würde ich Ihnen darüber bessere Auskunft geben können, als wenn Sie mich allenfalls über meinen Großvater befragen wollten", sprach der Künstler heiter. „Mein Vater war das Pflegekind armer Bauersleute im Parmesanischen. Sie hatten einstmals das Kind mit einer gewissen Summe empfangen und wußten nichts weiter von demselben, als daß es deutscher Abstammung sei. Das Dorf nannte den Knaben il tedesco, und mit der Zeit ward der Spitznamen zum Eigennamen, da haben Sie die einfache Geschichte. Fügen Sie noch hinzu, daß mein Vater, welcher als Marmorarbeiter und Stuccator in Mailand sich aufhielt, dort ein junges deutsches Mädchen kennen lernte, die Tochter eines verstorbenen oberösterreichischen Militärbeamten, so werden Sie an meiner germanischen Abstammung keine Zweifel haben."

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomische Plaudereien.

III.

Das Auge.

Wenn wir die verschiedenen Farben-Nüancen des menschlichen Auges, welche zwischen den beiden Extremen, dem tiefblauen und dem völlig schwarzen Auge, sich einschalten lassen, in Bezug auf den Eindruck, den wir von ihnen empfangen, überblicken, so möchte es, wie schon früher angedeutet, scheinen, als ob sich eine förmliche Skala der Gemüthseigenschaften daraus bilden ließe, die im rein grauen Auge mit dem überwiegenden Verstande ihren Nullpunkt fände, während die beiden aufsteigenden Aeste eine Zunahme der pathetischen und genialen Begabung wahrnehmen lassen, so zwar, daß die Seite, wo das Blau vorherrscht, das Gemüth mehr in seiner Beziehung zur Außenwelt, in seinem schöpferischen Elemente, repräsentirte, während in dem braunen Zweige überwiegend die Vorstellung reicher Innerlichkeit, sinnigen und innigen Seelenlebens zur Geltung gelangt.

In der That wüßten wir dem schönen braunen Auge mit seinem sanften Blicke kaum ein anderes an physiognomischem Reiz zu vergleichen. Spiegelt sich in dem nahe verwandten dunkelblauen, weitgeöffneten Kinderauge die Außenwelt in tausend Bildern wieder, sprechen daraus die naive Unschuld, die heitere Lebensanschauung, die grenzenlosen und doch so bescheidenen Wünsche der Jugend ihre unbefangenste Sprache, so strahlt das braune Auge den ganzen wohlgehüteten Reichthum der Seele an selbstlosen Empfindungen, die ganze Wärme hingebender Liebe, unendlicher Opferfähigkeit, uneigennütziger Sorge, welche ein weibliches Gemüth fassen und entfalten kann. Es ist ganz vorzugsweise das Mutterauge, das Tag und Nacht über seinen Lieben wacht, das in erschöpfender Mühe seligen Genuß, in dem Lächeln des Säuglings seinen süßesten Lohn findet, das Auge, das mit felsenfestem Glauben auf den geliebten Gatten blickt, das auch dem düstersten Tag einen Sonnenblick, auch dem betäubendsten Unglück eine fromme Tröstung abzugewinnen versteht.

Dieses treue, herzensgute, nur allzuoft thränenfeuchte Auge folgt dem Jüngling auf seinem Weltgang überall und allezeit; es sänftigt mit seiner unwiderstehlichen, stummen Bitte die Stürme der jugendlichen Leidenschaft, lächelt in die Freuden des Sohnes, blickt wie ein mildes Sternlein in die Nacht seiner Verirrungen und löscht die Brandfackel der Reue mit theilnehmender, versöhnender, vergebender Thräne aus. Gesegnet sei zu allen Stunden das liebe braune, das Mutterauge!

Auch dem männlichen Antlitz verleiht der braune Augenstern das Gepräge des sanfteren, gelassenen, menschenfreundlichen Wesens, ohne dabei den Ausdruck der Kraft zu hemmen; doch verleugnet es nie einen gewissen elegischen Hauch, während das blaue Auge mehr lyrisch dareinschaut, und das schwarze, der Gegen-Pol dieser physiognomischen Batterie, das Dramatische repräsentirt.

Mischt sich bei den helleren Augen der unbeschreiblich geistige Lichtfunke, den man Blick nennt, mit den von der blassen Iris theilweise zurückgeworfenen Strahlen äußerer Lichtquellen, so nimmt dagegen bei den dunkleren dieses innere Selbstleuchten in dem Grade zu, je tiefer die Färbung der Regenbogenhaut sich darstellt, und verdrängt bei den schwarzen Augen den übrigen Reflex so sehr, oder

Digitized by Google

deckt ihn wenigstens für den flüchtigen Beobachter zu, daß man diesen mit Recht einen feurigen Blick — „Feuerkohlen" sagt ja das so anschaulich schildernde Volk von den schwarzen Augen — zuschreibt. Sie haben etwas von dem südlich heißen Himmel, unter dem man sie so häufig, ja nur in ihrer schönsten Pracht findet, angenommen; wie das zarte Inkarnat der Wange, das das nebelfeuchte Klima ihres Heimathlandes der Engländerin neben dem blonden Seidenhaare als schönsten Schmuck verleiht, wie die kekhafte übergefunde Röthe, welche die kühle scharfe Bergluft der Schwedin bescheert, unter dem Gluthhauch des Sirocco zu jenem köstlichen braunen Teint nachdunkelt, den wir an der Römerin, der Sevillanerin so reizend finden, so hat auch das Auge, das im Norden die azurne Färbung kalter Bergwasser, ewigen Gletscher-Eises nachahmt, unter südlicher Sonne den Glanz der geflossenen Lava angenommen und blickt unter dem schwarzen Brauenpaar glühend, leidenschaftlich, kokett darein, unterstützt vom beredtesten Mienenspiel und den lebhaften Gestikulationen, durch welche der Südländer sein rasches, vulkanisches mochte man beinahe sagen, Nervenleben und die Sturmfluth seiner Empfindungen documentirt. Das aber sind auch die genialen Augen, welche ohne Besinnen, mit blitzschnellem Verständniß, die reine Schönheitslinie entdecken: es sind die Augen der Kunst, die Augen Raphaels, welche in den Formen der Fornarina die Blüthe weiblicher Schönheit erkannten, die Augen, welche in der Madonna del Sisto die irdische, sinnliche Schönheit mit himmlischem Reiz zu verklären verstanden.

Keinem anderen, als dem dunklen Auge gesellt sich jener mandelförmige Schnitt des Lides, kein anderes besitzt den herrlichen Aufschlag der langen seidenen Wimper, kein anderes versteht so, wie das mächtige Auge der Orientalin, schwärmerisches Schmachten und hingebende Gluth zu verschmelzen, kein anderes, als das des Südländers, schleudert so leidenschaftliche Blitze des Zornes und der Rache.

Worin besteht aber, darf man billig fragen, das geheimnißvolle Etwas, der Blick, welcher den feuchten Ballen in der Augenhöhle beseelt und wie ein unfaßbares Fluidum von Auge zu Auge und von Seele zu Seele strömt, Verständniß bringend, Verständniß suchend, wo liegen die Wurzeln dieser stummen Weltsprache, deren Sinn der Neger und der Normane, der Eskimo und der Malaie mit gleicher Sicherheit erfassen, die ein unveräußerliches Erbgut ist, ein Talisman, der die schöpferische Macht dem Säugling in der Wiege als Angebinde gibt, damit er sich vor der ganzen Welt als Mensch legitimire?

Der Blick, abgesehen von dem einen, seelischen Elemente, nur von Seiten seiner körperlichen Bestandtheile betrachtet, entsteht zunächst durch die willkürliche Drehung der Augenachse nach oben oder unten, nach rechts oder links, durch das Vordrängen des Augapfels oder durch Zurückpressen desselben in seine knöcherne Feste. Alle diese Bewegungen, wie sie je nach zweckmäßiger Ueberlegung durch das Gehirn mittels der Nerven und Augenmuskeln hervorgebracht werden, verändern aber nicht nur die Lage des Auges gegenüber den übrigen Partien des Angesichts, wodurch an sich schon ein wechselnder Eindruck auf den Beobachter hervorgebracht wird, sondern sie wirken auch wesentlich auf die Art und Intensität des Lichteffectes ein, den die äußere Umgebung in der halsdurchsichtigen Substanz des Auges und auf seinen contractilen Häuten, besonders der Regenbogenhaut, ferner in der hinter der Pupille liegenden Krystall-Linse erzeugt. Ein Zusammenziehen der Iris, eine reichere Fältelung dieser zarten Membran verleiht derselben eine dunklere Färbung und scheint den zurückgeworfenen Lichtbüschel wie ein Hohlspiegel zu concentriren, der Blick wird schärfer, leuchtender, durchdringender, eine Wirkung, die durch den aus dem dunkelen Inneren zurückkehrenden, in der gleichfalls erregten Pupille zusammengezwängten, gleichsam zugespitzten Strahl noch verstärkt und durch die Beschattung mittelst der gekräuselten Brauen und der Lider, die sich fest an den Apfel pressen, zum vollen Ausdruck gebracht wird. Da dieser Vorgang gewöhnlich dann eintritt, wenn heftige Regungen, wie Zorn, Haß, Begierde, auf das Gehirn wirken, so trägt man die seelische Ursache auf die physiognomische Wirkung über und spricht von einem zornigen Auge, einem Blicke des Hasses u. s. w. Hätten wir genauere Kenntniß von der Art und Weise, wie seelische Eindrücke, die Functionen des Gehirnes überhaupt sich auf die äußere Erscheinung übertragen, vermöchten wir Stärke und Art der elektrischen, magnetischen, optischen und kalorischen Schwingungen, welche millionenfach in jeder Secunde in unserem Organismus entstehen, sich kreuzen, aufheben und verstärken, anzugeben, wüßten wir die Function jedes noch so kleinen Nervenfäserchens, so möchte es nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen, diese unendlich mannichfaltigen Reflexbewegungen auf einem mechanischen Wege nachzuahmen oder durch bestimmte Reize des Central-Organs willkürlich hervorzurufen. In ähnlicher Weise jedenfalls, wie wir oben die Entstehung des durchdringenden Blickes anzudeuten versuchten, gelangen auch alle anderen Formen der Augenthätigkeit zur Erscheinung. Um den schwärmerischen Blick zu erzeugen, dreht sich das Auge aufwärts und die erweiterte Iris sendet ein weniger dichtes als reiches Büschel zurückgeworfenen Lichtes ins Weite, indem zugleich der Vorhang der Wimpern sich hoch aufschlägt, der Augapfel vortritt und der Widerschein auf der breiten Fläche der Hornhaut dem Blicke jene gläserne Unbeweglichkeit verleiht, die bei noch weiterer Steigerung aller dieser Vorgänge den Eindruck der Geistesabwesenheit oder Verzückung macht. Aehnlich beim lächelnden Blicke, wo die verengerten, gefalteten Lider wesentlich den Ausdruck modificiren.

Wie sich aber das Verständniß der Blicke eines Anderen erklärt, ist viel schwerer zu sagen. Man wird fast annehmen müssen, daß jene Strömungen, die den Körper des Einen in der Richtung vom Gehirne nach den Sinneswerkzeugen durchziehen, im Auge des Anderen die Anregung zu ähnlichen, von außen nach dem Gehirn zu verlaufenden Strömen und damit zu parallelen Vorstellungen, „inducirten" Empfindungen geben, wie es ja auch im Magnetismus ꝛc. Inductions-Erscheinungen gibt.

Mannichfaltigkeiten.

(Telegraphische Verbindung mit Indien.) Ein ausführlicher Bericht über den Fortgang der Arbeiten zur telegraphischen Verbindung mit Indien unter den Auspicien der Indo-European-Telegraph-Company ist den Directoren der letzteren unterbreitet worden. Wir ersehen daraus, daß das Material für die persischen Linien, bestehend in 11,000 eisernen Stangen, 33,000 Isolatoren und 900 Meilen Draht, bereits nach Petersburg abgegangen ist, um von dort auf der Newa und Wolga nach Astrachan weiterbefördert zu werden; dort wird dasselbe in Dampfer verladen und nach den drei nördlichen Häfen Persiens, Lincoran, Astora und Resht, verschifft, wo es im Laufe des September eintreffen dürfte. Die persische Regierung hat durch ihren Gesandten in London alle mögliche Unterstützung bis jetzt geleistet und für die Folge versprochen. Da die persischen Linien über ein hohes und im Winter kaltes, sonst aber angebautes und von ruhigen Stämmen bewohntes Plateau gehen, so hofft man, dieses Stück der Verbindung bis Mai 1869 fertig herzustellen. Die indische Regierung hat die Gelegenheit dieses großen Transports benützt, um ähnliches Material zum Neubau ihrer bestehenden Linien in Persien nachschieben zu lassen, wobei unter Vorbehalt der Zustimmung Persiens der Gesellschaft die Zusage ertheilt wurde, den bisherigen

Digitized by Google

Regierungslinien einen Draht für ihre Benützung hinzuzufügen. Für die übrigen Strecken schreitet die Anfertigung des Materials ebenfalls rüstig fort. Schon sind mehrere Ladungen Stangen und Isolatoren nach Poti und Kertsch für Verschiffung in diesem und nächstem Monate so gut wie bereit. Die Linien an den südlichen Abfällen des Kaukasus entlang und von dort nach Tiflis, Täbris und Dhulfa werden während der Wintermonate von einer Abtheilung Ingenieure und Arbeiter, die gegenwärtig von der Untersuchung der Tiefe des Schwarzen Meeres in Anspruch genommen sind, hergestellt werden. Dieses Kabel, das drei wohlisolirte Leitungen enthalten wird, soll erst im kommenden Frühjahre angefertigt und im Sommer gelegt werden. Das ganze Werk wird, wie die Unternehmer zuversichtlich versprechen, zur festgesetzten Zeit, Ende des nächsten Jahres, fertig werden und allen Anforderungen entsprechen.

(Das Paradies für die Schuljugend) ist offenbar — Rußland. In Petersburg soll im October dieses Jahres ein Congreß der Directoren sämmtlicher höherer Schulanstalten aus allen Theilen des Reiches stattfinden und von denselben u. A. auch die Ferienfrage berathen werden. Nach einem Generalberichte über das Ferienwesen stellte sich heraus, daß an mehreren Anstalten zu den 138 Ferientagen — Weihnachts-, Oster-, Pfingsten, Sommerferien ꝛc. — und den 52 Sonntagen, 30 Kirchen- und 25 Galafeiertagen auch noch zehn Lokalfeiertage traten, so daß im Jahre 255 Tage gefeiert wurden; für den Unterricht verblieben 110 Tage oder $3^2/_3$ Monat vom ganzen Jahr. Dieses Ferienmaximum ist natürlich nicht in Petersburg oder in der Nähe, sondern wohl nur in den Bezirken erreicht worden, wo der Himmel hoch und der Kaiser weit entfernt ist.

(Ein wüthender Hengst) Bei einer neulichen Promenade der Hengste des Landgestüts Kassel, in der Nähe des Hirschgrabens in der Aue, stellte der schwarze, mit weißen Abzeichen versehene Hengst Selim so recht die Unbändigkeit des Naturells jener Thiere in das grellste Licht. Der Wärter Hag, ehemaliger hessischer Quartiermeister, ritt denselben, ohne — was sonst nie zu geschehen pflegte — Sprungriemen. Plötzlich bäumte sich das Roß und lief auf den Hinterbeinen ein gutes Stück. Hag sprang auf Zuruf seines Stallmeisters aus dem Sattel und griff dem Thiere nach Trense und Candare. Das Roß aber faßte mit seinem Gebiß die Hand des Reiters, indem es vor Wuth knirschte, schleppte den vor Schmerz ohnmächtig Gewordenen eine Strecke weg, indem es ihn hin und her schleuderte, warf ihn endlich zu Boden und kniete und wälzte sich mit einer wahren Wollust auf dem Unglücklichen. Jetzt erst gelang es den abgesessenen Begleitern, die ihre Rosse und Handpferde sich selbst überlassen hatten, den Unglücklichen zu befreien. Die Hand ist ihm zerquetscht, Contusionen hat er am Nacken, auch schienen durch das Wälzen und Knieen innerliche Verletzungen vorgekommen zu sein. Neueren Nachrichten nach scheint jedoch die Heilung einen günstigen Verlauf zu nehmen.

Frankfurter Theater.

Zweite und dritte Gastdarstellung des Fräul. Ilma v. Murska.

Einen bekannten Ausspruch parodirend, sagen wir: „Alles schickt sich nicht für Eine". Man kann eine ausgezeichnete Coloratur-Sängerin heißen und sein, ohne die Partie der „Königin der Nacht" gesungen zu haben. Wenn man aber selbe singen will, so darf man ja nicht vergessen, daß der Componist derselben nicht irgend ein beliebiger Italiener gewesen ist, sondern — Mozart geheißen hat, dessen Schöpfungen mit etwas mehr Pietät behandelt werden wollen, als die modernen Dutzend-Arbeiten. Sie verlangen, außer verschiedenen anderen Erfordernissen, ausgeprägten musikalischen Rhythmus und streng eingehaltenen Takt, dessen Fessel nur in seltenen Fällen zu Gunsten des Ausdrucks ein wenig gelockert werden darf. Da ist kein Drängen oder Zerren, kein Ueberspringen oder Nachhinken, überhaupt keine der heutzutage so beliebten Unarten oder, artiger gesagt, Genialitäten erlaubt. Es muß Alles hübsch ordentlich und solide, aber bei Leibe nicht pedantisch, hergehen; auch nicht das kleinste Nötchen will vernachlässigt sein. Kann man sich aber zu einer solchen Entsagung nicht entschließen, so bleibe man davon, zumal, wenn es in der freien Wahl beruht, wie dießmal bei unserem geehrten Gaste. Mit diesen Bemerkungen wollten wir nur den, von berühmten Gesangsgrößen nicht selten absichtlich, oft auch aus Unkenntniß (wie bei Ausländern) unberücksichtigten Unterschied zwischen älterem und neuestem Coloratur-Gesange kennzeichnen, keineswegs aber läugnen, daß, abgesehen von der modernen Behandlung, die Leistung des Fräulein v. Murska eine in Rücksicht der Anwendung der höchsten Stimmlage und Ausführung der Coloratur höchst virtuose war und sich auch lebhaften Beifalles erfreute.

Eine handgreiflichere Bestätigung für den oben gemachten Ausspruch als das Auftreten der Künstlerin in der Rolle der Verdi'schen „Gilda", welches drei Tage darnach erfolgte, konnten wir uns kaum wünschen. Da ist der Boden, auf welchem sie sich mit absolutem Herrschergefühle bewegen, da das Feld, auf dem sie ihre reichsten Ernten erzielen kann, selbstverständlich nur, wo es sich um außerordentliche Geläufigkeit und Stimmumfang handelt. In der That wissen wir uns auch augenblicklich nicht zu entsinnen, je von einer anderen Sängerin die der Entführung vorausgehende Arie in Ausführung, Abrundung und Feinheit vortrefflicher gehört zu haben, als von Fräulein v. Murska. Von außerordentlich schöner Wirkung war der im Dreiklang aufsteigende Schlußtriller, welche Verzierungsart auch an diesem Abende im Ganzen viel weicher behandelt wurde, als in Lucia. Der Beifall nach diesem Stücke war ein überaus begeisterter, dreimal mußte die Dame auf hohem Balcone wieder erscheinen und eine Wiederholung wäre der Mehrzahl gewiß willkommen gewesen. Leider, d. h. nicht für uns, sondern nur für die Sängerinnen, hat der Componist gerade nur diese Arie zu einem Bravourstück gemacht, alles Uebrige, mit Ausnahme der großen Cadenz im ersten Duette mit dem Tenor, ist entweder lyrisch oder gar dramatisch gehalten. Da haben denn nun die armen Coloratur-Sängerinnen, die sich sonst um besonderen tiefen Ausdrucke um Stimmkraft-Entwicklung nicht zu kümmern brauchen, ihre liebe Noth, um damit nur halbwegs fertig zu werden. In Anbetracht dieses allerdings verwunderlichen und keineswegs entsprechenden Zwiespaltes in der Rolle, wollen wir besonders anzuführen nicht vergessen, daß Fräul. v. Murska mit diesem ihrem Wesen ziemlich fernliegenden Theile der Aufgabe sich sehr anerkennenswerth abzufinden wußte, in den Liebesscenen, so wie in dem großen Duett mit dem Vater (nach der Entführung) sogar einiges Gefühl durchschimmern ließ. Im letzten Akte dagegen war ihre Leistung von nicht besonderer Wirkung.

An beiden Abenden war der Besuch ebenfalls kein sonderlich zahlreicher, das Parterre ziemlich gefüllt, die erste und zweite Logen-Reihe beinahe ganz leer. Ja, die Höhe und die erhöhten Preise!

Als Sarastro betrat Heer Köhler nach längerer Abwesenheit wieder unsere Bühne. Das Publikum benützte diese Gelegenheit, seine Freude hierüber durch lebhaften Beifall kund zu geben. △

„Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" zu Berlin, herausgegeben von Koner III. 3 enthält: Das Land der Ovaherero (in Südafrika, voll schrecklicher und entzückender Wunder), von J. Hahn; die Bay von Biga, von Krausnick; der Aschangi-See in Abessinien, von Rohlfs (mit Karte); die Säugethiere in Nord-Ost-Afrika, von Hartmann (Forts.); Miscellen aus Griechenland (Erdbeben), Afrika, Australien, der argentinischen Republik (mit Karte), Mittelasien, Ostindien, eine interessante Statistik der deutschen Auswanderung über Bremen 1867, Sitzungsberichte.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 12. August. Letzte Gastdarstellung des Fräulein Ilma von Murska vom k. k. Hofoperntheater in Wien. **Martha**, oder: **Der Markt zu Richmond**, Oper in 4 Akten von M. Friedrich. Musik von Friedrich v. Flotow. — Martha: Frl. Ilma van Murska.
(Außer Abonnement und mit erhöhten Eintrittspreisen.)

Donnerstag, 13. August. Zum ersten Male wiederholt: **Das Stammschloß**, Schauspiel in 5 Akten von A. May.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 212.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Lix. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 224. Donnerstag, den 13. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

„Lebt Ihr Vater noch?“ fragte der Justizrath mit einer Lebhaftigkeit, welche dem Andern auffiel.

„Nein, er ist schon vor Jahren und zwar in der Residenz Ihres Fürstenthums gestorben; seine letzte Arbeit, bei welcher ich ihn als Lehrling unterstützte, war ein Sarkophag, für eine unverheirathete Prinzessin von H. R. bestimmt.“

„Nicht möglich! nicht möglich!“ rief der Justizrath, den Arm des Bildhauers fassend, „und hatte Ihr Vater keine Ahnung, hat er nie seiner Abstammung nachgeforscht?“

„Wie konnte er das?“ sprach der Künstler gleichmüthig, „derartige Forschungen kosten in der Regel viel Geld, und hätte mein Vater je dasselbe in Ueberfluß besessen, ich glaube nicht, daß er es angewandt haben würde, um seiner Abstammung nachzuspüren. Er neigte sich zu dem Glauben, welchen auch ich für den richtigen halte, daß er ein Soldatenkind sein möge aus irgend einer der österreichischen Garnisonen, Verona, Brescia oder dergleichen, und mit Willen und Absicht vergessen. Er ward bitter, wenn er darauf zu reden kam und ich glaube, er würde sich von seinen Erzeugern abgewandt haben, wenn der Zufall sie ihm entdeckt hätte. Es war ein finsterer Stolz in dem Manne, ich glaube zuerst durch Neckereien und Hänseleien der Dorfjugend hervorgerufen; er bediente sich seiner als Waffe auch noch später gegen die mannichfache Unbill des Lebens, denn das Leben ward ihm nicht leicht: Streben und Anlagen hatten ihn zum Künstler berufen, die Verhältnisse hielten ihn im Handwerk, oder vielmehr er gehörte auch nicht zu diesem, er stand zwischen Handwerk und Kunst; von dem einen hatte er sich losgesagt, die andere nahm ihn nicht auf.“

Der Justizrath hatte aufmerksam zugehört.

„Wie alt wäre jetzt ihr Vater, wenn er noch lebte?“ fragte er rasch.

„Er war seiner Meinung nach im Mai 1810 geboren, da er im August desselben Jahres als ein Kind von etwa drei Monaten zu seinen Pflegern gebracht wurde. — — Aber, Herr Justizrath, was erregt Sie so? und was in aller Welt können Sie für ein Interesse an der Abstammung meines Vaters haben?“

„Es stimmt, es stimmt“, sprach der Justizrath halblaut, aber mit dem Ausdruck der höchsten Erregung. „Junger Mann, besinnen Sie sich, haben Sie Nichts, gar Nichts, keinen Gegenstand aus der frühesten Lebenszeit Ihres Vaters, an welchen eine Erkennung könnte geknüpft werden?“

Der Künstler lachte.

„Sie machen am Ende noch einen verlorenen Thronerben aus mir?“ sagte er, „aber ich kann Ihnen wenig Hoffnung machen, Herr Justizrath, denn das Amulettensäckchen, welches mein Vater am Halse trug und das er aus Pietät aufhob, deutet durchaus nicht auf fürstliche Herkunft; offenbar hat seine fromme Pflegemutter, die parmesanische Bäuerin, es ihm um den Hals gehängt, denn es ist höchst ländlich. Doch wenn Sie ein Liebhaber derartiger Raritäten sind, mit Vergnügen stehen Ihnen die meinen zu Diensten, aber ich glaube, daß Sie aus der Granatenschnur meiner seligen Mutter eben so gut, oder vielmehr so schlecht, die Abkunft meines Vaters herauslesen können, als aus dem Amulettensäckchen mit dem zerbrochenen Madonnenbildchen.“

„Was sagen Sie? was sagen Sie?“ rief der Justizrath, und faßte des Künstlers Hände, „ein zerbrochenes Madonnenbild?“

Der junge Mann war über die Aufregung des sonst so gemessenen und ruhigen Rechtsgelehrten so erstaunt, daß er fast an dessen gesunden Sinnen zweifelte, ehe er jedoch auf die hastige Frage: „Wo haben Sie es?“ Antwort geben konnte, ward er durch eine andere eben so brüske Frage daran gehindert.

Während der Künstler dem Justizrath Auskunft über den Ursprung seines Namens gegeben, war, von ihnen unbeachtet, ein neuer Besucher in die Gallerie getreten.

Es war ein Mann, dessen Aeußeres auffallend genug genannt werden konnte und unter andern Umständen der Beachtung weder des Bildhauers noch des Advokaten entgangen wäre.

Ein Lohndiener hatte den Fremden, denn das war derselbe, anscheinend bis an die Thüre des Ausstellungslocales begleitet, wo derselbe mit dem Auftrag entlassen ward, dem Consul Dornen seine Karte zu bringen, mit dem Bemerken, daß der genannte Herr in jedenfalls einer Stunde den Herrn Consul zu sprechen wünsche.

„Ich werde hier warten“, sagte der Fremde in einem ziemlich geläufigen Deutsch, aber nicht ohne ausländischen Dialekt, „der Ort hier ist zum Auf- und Abgehen so gut, wie ein Anderer, und unter den Arcaden ist es mir zu zugig.“

Der Fremde schien auch wirklich diese mit Kunstwerken gefüllten Säle nur als eine etwas geschütztere und stillere Promenade, als die Arcaden um diese Tageszeit es waren, zu betrachten, denn er schritt an all diesen von der Wand herablächelnden obligaten Müttern mit Kindern, welche Madonnen, und Madonnen, welche Bauernweibern glichen, an Savoyarden, Italienern und Tyrolern in allen möglichen malerischen Situationen, an Klosterhöfen, über die der Mond schien, an dem Golf von Neapel, über welchen ein ultramarinblauer Himmel sich spannte, mit unerschütterlicher Gleichgültigkeit vorüber, ja er warf nicht einmal einen Blick auf das Porträt der jungen Landesmutter, welche aus Spitzen, weißem Atlas und Perlenschnüren vornehm sentimental herablächelte, ebensowenig, wie er dem tüchtigen Thierstück, auf welchem ein Ochse

Digitized by Google

in contemplativer Ruhe seine Mittagsrast hielt, irgend Beachtung schenkte.

Er ging mit unterschlagenen Armen auf und ab, und es schien, als ob das jugendliche Bild der Prinzessin ihm jedesmal mit den Augen folge, obschon der Fremde keine Erscheinung war, welche die Blicke des Originals wohlgefällig auf sich gezogen hätte, denn es war, wenn auch durchaus kein häßlicher, so doch ein Mann, welchen man keineswegs versucht war, in die Reihen der Aristokratie zu setzen. Es war ein Mann wohl in der Mitte der Vierzig, von hohem Körperbau, aber hager und dürr. Sein dunkles Gesicht war tief gefurcht, sei es von Schmerzen oder harter Arbeit, vielleicht von Beidem; durch die auffallende Hagerkeit traten die strengen, kühnen Gesichtszüge noch schärfer hervor, dunkle, düstere Augen lagen tief eingesunken unter der stahlharten Stirn und den zusammengezogenen Brauen. Das Haar, welches einst sehr dunkel gewesen sein mochte, war jetzt eisenfarbig und an den Schläfen dünn geworden, dagegen zeigte der Bart, der Mund und Kinn umgab, einen dunklen, schwarzen Glanz, wenn auch einen sehr wenig eleganten Schnitt. Und unelegant war die Kleidung des Mannes, das heißt sie war im höchsten Grade reinlich und von feinen Stoffen, aber allzusehr lässig getragen, auch war der Schnitt, man möchte sagen, überseeisch, die weiten um die langen Beine schlotternden Beinkleider, das große, buntgestreifte seidene Tuch, das der Mann lässig um den sehnigen, braunen Hals gewunden, der Filzhut, dessen breiter Rand an den südamerikanischen Sombrero erinnerte, der Mantel, der ihm über den Arm hing, und dessen Farbe viel von Wind und Wetter mitgenommen schien, Alles deutete darauf hin, daß der Mann kein Europäer sei.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der hessischen Bergstraße.

Von Lorenz Diefenbach.

Mitten in dem gewöhnlichen sogenannten zufriedenen Leben widerfährt es uns von Zeit zu Zeit, daß uns plötzlich die Luft dumpfer, der Gesichtskreis enger erscheint, als für Gesundheit und Behagen zuträglich ist, daß wir unsere pflichtmäßigen Alltagsarbeiten mit anderen freigewählten vertauschen möchten, oder auch mit dem Gegentheil aller Arbeit, dem dolce far niente. Wir sehen voraus, daß wir nach mehrwöchentlichem Ausfluge in irgend ein Schlaraffenland uns an den dortigen Genüssen hinreichend ersättigt haben werden, um an Leib und Seele erfrischt in die altgewohnte Lebensweise zurückzukehren und in dieser uns heimischer zu finden, als in jenen Tagen vor unserer Abreise. Gedacht, gethan! nota bene, wenn wir uns goldgeränderte Flügel aus Banknoten und ähnlichen Stoffen zu verfertigen wissen.

Ein Anderes ist es, wenn unsere Umgebungen durch eigene oder fremde Schuld uns tiefer verleidet sind, als daß wir hoffen dürften, in der Ferne ein Heimweh zu gewinnen, das uns wieder in jene zurücktriebe. Dieser schmerzliche Drang des Fernwehs erfaßt uns schon, wenn wir uns und unsere lieben Nachbarn, ohne uns je zu beleidigen, uns wechselseitig auswendig gelernt haben mit all unserem Haben und Sollen, mit unseren Tugenden und Schwächen, mit unserer Kurz- und Langweiligkeit, so daß wir uns gar Nichts mehr zu bieten haben. Was uns aber auch das Daheim unheimlich machte: die Kälte der Gleichgültigkeit oder die Gluth der Liebe und des Hasses, wohl uns, wenn wir dann eine andere Zone aufsuchen können, in welcher uns Nichts mehr an die verlassene erinnert, in welcher uns neue Gestalten der Landschaft und der Menschen umgeben! Die Erfahrung verwarnt uns, ihnen allzu schnell näher zu treten, damit wir uns nicht wieder aufs Neue verbrennen oder verblühen, damit unsere Einbildungskraft ihnen noch eine gute Weile leihe, was sie besitzen müssen, um uns anzuziehen.

Von diesem ernsteren und schwierigeren Ortswechsel wollen wir hier nicht weiter sprechen, sondern von jenem vorübergehenderen, aber sicherer erquicklichen und fruchtbaren.

Zu diesem Zwecke dient seit längerer Zeit die schöne „Bergstraße" von Darmstadt bis Heidelberg den Bewohnern der nahe liegenden größeren Städte, insbesondere Frankfurts. Doch nicht bloß diese Neupreußen, sondern auch Eroberer aus dem Norden des wachsenden Königreiches sehen wir im Sommer die Mainlinie überschreiten, um die südlichen Mitdeutschen, Mitbrüder und Mitschwestern heimzusuchen. Bei diesem Zusammentreffen kommt es zu den friedlichsten wechselseitigen Eroberungen, mit und ohne vorgezeichnete Kriegspläne. Im Ganzen herrscht die heitere Zwecklosigkeit des Ferien- und Wanderlebens vor, welche oft, ohne zu suchen, das glückverheißende vierfache Kleeblatt findet, während das Alltagsleben nur das gewöhnliche Dreiblatt dieses Namens als Futterkraut kennt.

Wir meinen mit dem Glücke, welches dieser ungesuchte Fund bringt, nicht bloß jenes allbekannte der zweigetheilten Menschheit, das ihre Einheit herstellt und das die Augen der beiden Hälften oft den Himmel wiederspiegeln läßt, bald seinen Glanz, bald seine Gewitterwolken — gewiß im gottgesegneten Sommer 1868, höchst wahrscheinlich auch in tausend vorhergegangenen. Wir beziehen vielmehr dieses glückliche Finden auch noch auf andere gute Dinge.

An den Heilorten, an welchen so Viele seltener Genesung, als erhöhte Kraft und Lust des Lebens suchen, gestalten sich alle Begegnungen des Menschen leichter, als in bleibender oder durch äußere Nothwendigkeit herbeigeführter Nachbarschaft, zu vertraulichen Annäherungen jeder Art. Freilich geht oft das schnell geschlossene Bündniß der Freundschaft oder der Liebe mit dem Augenblick vorüber, der es schuf. Aber wir waren doch während desselben glücklich, und in wenige Stunden und Tage drängte sich ein reicherer Inhalt, als zuvor und darnach ihn lange Zeiträume boten, eine unversiegbare Quelle der bittersüßen Erinnerung vielleicht für ein ganzes leeres Leben.

Und ferner meinten wir mit den gefundenen Vierblättern außer den Entdeckungen menschlichen Reizes und Werthes auch die in der Natur außerhalb des Menschen, welche wir ohne Bädeker machen, und die weit seltener, als erstere, zur Fata morgana werden.

Hierin stimmen uns gewiß die meisten Sommergäste der Bergstraße bei, die der prosaische Volksmund „Luftschnapper" nennt, weil die balsamische Luft der Bergwälder, an welche sich die Straße lehnt, das wichtigste Naturmittel ist, das die Heilbedürftigen hierher zieht und welches die Gesunden hier mit Wonne von früh bis spät trinken — abwechselnd mit dichteren Stoffen, namentlich den Bergsträßer Weinen und dem „Wiener" Bier, dessen Urquellen in Mainz und in Pfungstadt entspringen.

Da wir selbst zu diesen Sommergästen gehören, wollen wir zunächst einige unserer Erfahrungen zeichnen oder lieber nur andeuten. Es sei uns gestattet, dabei ad libitum Nebenwegen nachzugehen und an jeder Stelle zu verweilen, die uns zu beschaulicher Rast einlädt.

Bald an diesem bald an jenem Hauptorte der Bergstraße einkehrend, erstiegen wir ihre Höhen und vertieften uns in die Thäler, die an vielen Stellen auch erst erstiegen werden müssen, bevor sie hier einen heimlichen lichtgrünen Wiesengrund zwischen den dunklen Wäldern, dort eine kleine Plattform mit dem Fernblick in ein eingerahmtes Stückchen der Rheinebene zum Ausruhen darbieten. Wie wohlthuend ist die Stille umher, oder eher dieses leise Leben ohne Lärm! Aus den Wäldern rauscht und flüstert es von wunderbaren Geheimnissen zu uns her, neben uns plätschern und klingen die

Digitized by Google

Ausflüsse der Quellen, welche die sinnvolle Sprache unserer Voreltern „Spring, Ursprung, Klinge" nannte; dazwischen vernehmen wir gedämpfte Rufe ungesehener Menschen und Thiere, den dumpfen eintönigen Schlag der Mühlen, fernes Glockenläuten. So sitzen und träumen wir in traulicher Zweisamkeit — dormi, ehe vuoi tu più?

Die meisten dieser Thäler haben schon vorlängst Wanderern, welche nicht eine träumerische Ruhe, sondern eine sichere und ungestörte Thätigkeit suchten, geeignete Stellen zur dauernden Ansiedelung geboten, wo Quell und Wald ihnen gefiel, wie uns Tacitus von den alten Germanen berichtet. Zuvorkommend hatten ihnen strömende Gewässer den Weg in die Wildniß gebahnt, die steilen Höhen zu schiefen Ebenen abgeflacht, den dichten Wald gelichtet, darnach sich bescheiden in schmale Rinnsale zurückgezogen, nur bisweilen wieder in das alte Bett überströmend, aber fortwährend durch das Geäder der Erde umher ihren fruchtbaren Segen vertheilend. Sie hatten ja Zeit dazu, lange Zeit ohne Jahrzahlen, bis diese mit den einwandernden Menschen begannen, deren fleißige Hände der Arbeit der Natur nachhalfen.

Noch jetzt finden wir zahlreiche zerstreute Gehöfe, besonders bäuerliche Hofraiten, von Wiesen und Ackerland umgeben, noch häufiger Mühlen mit riesenhaften Rädern, die von geringer, aber sorgfältig benutzter Wasserkraft in langsame stetige Bewegung gesetzt werden. An den oberen und ebeneren Stellen der Thäler, wo der Boden sich zu weiteren Gefilden ausdehnt, erwachsen allmälig zusammenhängende Ortschaften, deren Namen noch häufig den des ersten Ansiedlers in sich schließen, mit dem allgemeinen des Baches, der Waldrodung, des Berges verbunden, ein Zeugniß des ersten Eigenthumsrechtes, von den Nachkommen und Erben aufbewahrt, aber selten mehr verstanden.

Viele Dörfer und Städte jedoch in den Thälern und besonders am Saume der Bergstraße sind nicht in dieser Weise entstanden. Denn über jenen bescheidenen Hütten und Gehöften der Ackerleute, Viehzüchter, Müller in den Thalgründen, und auf kleinen Hochebenen erheben sich auf den Bergkuppen größere und festere Bauten, von Menschen ganz anderer Berufsarten und Lebensziele gegründet, von Pfaffen und Rittern, von Freunden und Feinden der friedlichen Landsassen. Wir wollen hier nur der christlichen Zeit gedenken, in welcher die Deutschen längst nicht bloß ihre gallischen Vorgänger, sondern auch die römischen Eroberer und Bilder vernichtet oder verdrängt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Im neunzehnten Jahrhundert.

Pest, 7. August.

Dem „Pester Lloyd" wird folgende Schaudergeschichte gemeldet: Man wird höchstens in den Annalen der spanischen Inquisitionsgeschichte einen Act solcher Grausamkeit finden, wie er sich vor ca. drei Wochen in Fallos (Zempliner Comitat) in unserem constitutionellen Vaterlande zugetragen hat. Der vom Schlag getroffene Benjamin Caffémann in Fallos besuchte zur Linderung seines Uebels ein Bad. Während seiner Abwesenheit hatte sich nun folgende traurige Geschichte zugetragen:

Ein Erzieher in seinem Hause, allgemein als ein moralischer junger Mann geachtet, soll nicht gesonnen gewesen sein, allen Wünschen seiner Gebieterin in dem Maße zu entsprechen, als sie es eben gerne gesehen hätte.

Eines Morgens ließ nun die Frau den sogenannten Diebscommissär Ujfalossy Janos zu sich bescheiden und machte ihm die Anzeige, daß ihr 1300 fl. abhanden gekommen seien und sie ihren Hauslehrer in Verdacht habe. Der Herr Commissär, dem sehr viel Routine nachgerühmt wird, hatte sich bald in dem mit dem Lehrer angestellten Verhöre die moralische Ueberzeugung verschafft, daß hier die Unschuld von der tückischen Bosheit eines ergrimmten Weibes verfolgt wird.

Der Herr Commissär suchte der Frau Caffémann in humanster Weise zu Gemüthe zu führen, daß sie ihren Verdacht auf einen Unschuldigen geworfen und von jeder weiteren Verfolgung, so lange sie nichts Bestimmtes in Händen habe, ablassen möge. Auch finde er es mit seinem Gewissen und seiner Pflicht nicht vereinbar, einen bisher unbescholtenen, allgemein geachteten Menschen auf einen durch nichts gerechtfertigten Verdacht hin zu foltern. Doch „da werden Weiber zu Hyänen" — dieses Weib schickte zum Stuhlrichter Ludwig Millo in Marl (Deregnyeer Bezirk) und machte die Anklage gegen ihren Hauslehrer auf Diebstahl. Dieser Herr Stuhlrichter machte kurzen Prozeß, ließ den armen Lehrer längere Zeit jämmerlich prügeln, und als das arme Opfer jedoch noch kein Geständniß ablegen wollte, griff man zur Tortur.

Dem Armen wurden Hände und Füße gebunden, und er wurde rückwärts mit Stricken und Stöcken derart zusammengeknebelt, daß ihm zwei Rippen gebrochen wurden. Die angeschwollenen Fingerspitzen wurden, um die Tortur zu verschärfen, mit Messern zerfleischt, und in diesem geknebelten Zustande wurde der Unglückliche nach längerer grauenhafter Quälerei in ein sumpfiges Loch geworfen, um hier die Insectenstiche auf dem zerfleischten Körper wehrlos ertragen zu müssen.

Doch ein Rudel Orthodoxer, Leiser Rosenblüth, Vorsteher in Budga, Simson Laibenwirth sammt Sohn (ausgedienter Soldat), Mendel Reismann sammt Söhne aus Gataly (Anverwandte dieser Frau), fühlten ihre Henkerslust noch lange nicht befriedigt; diese Schaar, der dieser Halbtodte nach der Entfernung des Herrn Stuhlrichters förmlich preisgegeben war, wollte mehr; sie tractirten die Panduren mit Wein, damit diese nun erst recht drein hauen sollten, welchem löblichen Verlangen die Vollstrecker des Gesetzes entsprachen.

Das Schreien und Jammern des Unglücklichen rief bald das ganze Dorf zusammen und haben sämmtliche anwesende Bauern, die diese haarsträubende Grausamkeit nicht mit ansehen konnten, sich erbötig gemacht, den Schaden zu ersetzen, man möge nur mit der Peinigung einhalten.

Diese Herzensregung wurde jedoch ignorirt, und mit der Peinigung in verschärftem Maße fortgefahren, so daß der Arme in seinem wahnsinnigen Schmerz um die einzige Gnade bat: „Wenn noch ein Funken Menschlichkeit in Euch vorhanden ist, so tödtet mich". Die orthodoxe Meute aber ließ Draht erhitzen und viele von ihnen meinten, es wäre angezeigt, damit das schon fast zu Tode geschundene Opfer an den empfindlichsten Körpertheilen zu stechen, bis endlich der Stuhlrichter, durch das Jammern und Wehegeschrei herbeigerufen, die Mißhandlungen einstellen ließ. Endlich erlöste Herr Mendel Moscowitsch diesen Märtyrer von der Folter, indem er einen Wechsel per 10,000 fl. deponirte. So wurde der für immer zum Krüppel gemachte Lehrer in ordentlichen Arrest gegeben und im weiteren Verlaufe nach Ujhely transportirt, von wo er endlich, da mittlerweile Benjamin Caffémann zurückgekommen, beim Stuhlrichteramte die schriftliche Anzeige machte, daß er an seinem Gelde keinen Abgang gefunden, entlassen wurde. So befindet sich jetzt der Unglückliche, der vorläufig weder gehen noch stehen kann, in der elendesten Lage, ohne Verwandte, ohne Anhang, ohne jede Stütze, um sich Satisfaction und Existenz verschaffen zu können.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Die Dürre in England.) Wer jetzt mit der Eisenbahn durch die fruchtbarsten Gefilde des Landes reist, schreibt die „Anglo-amerikanische Correspondenz", wird allenthalben, selbst von gleichgiltigen Reisenden, Ausdrücke des Erstaunens über den höchst traurigen Anblick der Aecker, Wiesen und Felder vernehmen. Nie hat man etwas Derartiges zuvor in England gesehen. In früheren Jahren langer Dürre waren die Wiesen wohl auch bis auf eine staubige braune Decke aufgetrocknet, die Ströme und Flüsse bis zu einer seichten Fläche in der Mitte des Bettes zurückgetreten, die Teiche fast zum Boden leer, die Erntefelder blaß: ein langgestrecktes Panorama verbrannter und geschwärzter Felder aber ist ein ganz neuer Anblick, welcher unseren Tagen vorbehalten geblieben ist. So lange es Eisenbahnen gegeben, sind in trockenen Jahreszeiten längs der Linien gelegentlich Feuer entstanden, und fast in jedem Sommer konnte man große Flächen verbrannten Grases an den Einschnitten und auf den Dämmen sehen. Aber alle die zufälligen Brandverheerungen zusammengenommen würden nur wenig im Vergleich zu den furchtbaren Zerstörungen ausmachen, welche der gegenwärtige Sommer verursacht hat. Meile um Meile längs der großen Haupteisenbahnlinien erblickt das Auge rechts und links schwarze verbrannte Felder. Erst waren es nur die aufgetrockneten Wiesen, welche litten, und hie und da sah man ein tristerndes Feuer dampfend sich über die Oberfläche des Bodens dahinschlängeln, eine verkohlte Wüste hinter sich zurücklassend. Mit der Zunahme der Trockenheit aber und der Hitze trockneten die Gräben aus und die Hecken und das reife Korn erreichte nun dasselbe Schicksal, wie das todte Gras der Wiesen. Da war kein Einhalten, Felder um Felder, Heckenreihen, Anpflanzungen, und selbst Kornfelder wurden in manchen Gegenden verzehrt, und die Verheerung dehnte sich aus, soweit nur das Auge des vorübereilenden Reisenden reichen kann. Das Traurigste aber blieb bis zur Erntezeit aufgespart. Korn auf dem Halmen brennt selten, dennoch gibt es viele Felder, wo das Feuer durch die Halme Straßen gefurcht und ganze Massen in halbverkohltem Zustande zurückgelassen hat. Leichter noch fiel das geschnittene Korn dem verzehrenden Elemente zum Opfer. Die kurzen Stoppeln brennen wie Wildfeuer, und mancher Farmer, der am Abend zuvor das Korn oder die Gerste eines Ackers in Garben oder Bündel zusammengebunden auf dem Felde zurückgelassen, fand am anderen Morgen nur noch einen Haufen Asche. So sieht man längs mancher Eisenbahnen ganze Felder mit langen Reihen von Aschenhaufen oder Hügeln von verbranntem Korn und verkohlter Gerste. Ueberall in England bietet sich dem staunenden Blicke der gleiche traurige Anblick dar. Nie wohl hat, soweit die Erinnerung der gegenwärtigen Generation reicht, zur Zeit der Ernte die Farmer eine Verheerung heimgesucht wie die, von welcher die längs der Eisenbahnen gelegenen Aecker ein trauriges Zeugniß geben.

(Das Napoleonsfest.) Die Vorbereitungen zu dem Napoleonsfeste vom 15. August beschäftigten einen Theil der Bevölkerung von Paris. Nicht weniger als 500,000 Franken verwendet dieses Jahr die Hauptstadt von Frankreich auf die Unterhaltung des Volkes, das wie vor 18 Jahrhunderten die Römer des Forums und des Circus-Theaters, Brod und Spiele (panem et circenses) fordert. Akrobatenkünste, das Vergnügen des Kletterbaumes (mât de cocagne), das Schauspiel des Feuerwerks auf dem Trocadero bilden die anziehenden Punkte auf dem Programme. Freitheater lassen von dem Tage sich gar nicht trennen. Ein Theil der Menge sucht, nicht ohne große Aufopferungen, ästhetische Genüsse. Besonders wird die Große Oper vom Vorabend an belagert. Die Zeit ist übrigens vorüber, wo Einer von den Festzuhörern, als ein Chor von Armida angestimmt wurde, seinen Cameraden zurief: „Weil wir es sind, singen die Wichte alle zusammen, um früher fertig zu werden!"

(Mit Maximilian in Mexico.) Das „Athenäum" in London hat einen großartigen Schwindel enthüllt, der sich auf das Buch: „Mit Maximilian in Mexico" bezieht. Es ergibt sich nämlich, daß Herr v. Alvensleben, preußischer Lieutenant a. D., Verfasser dieser angeblichen Memoiren, ganze Capitel von Bulwers Roman: „Devereux", geplündert und daraus drastische Schilderungen zusammengesetzt hat! Das „Athenäum" druckt große Stücke aus Bulwer, unter Beisetzung der Alvensleben'schen Stellen auf der gegenüberstehenden Spalte. Die Vergleichung hat eine mehr als komische Wirkung. „Und so schreibt man Geschichte!" setzt das Blatt hinzu. In der letzten Nummer steht nun auch ein Brief des englischen Uebersetzers, der sich bitter beklagt, so getäuscht und außerdem auch noch pecuniär beschwindelt worden zu sein.

Frankfurt, 12. August.

Das in diesen Tagen gefeierte Stiftungsfest des zoologischen Gartens hatte wieder — wie ehedem — die ganze schöne und elegante Welt Frankfurts in dem Garten vereinigt, dessen Gänge sich bald als zu eng für die massenhaft in denselben circulirenden Besucher erwiesen. Es war ein Drängen und Treiben, ein Wogen und Fluthen, wie wir uns kaum erinnern, es seit dem Bestehen des Instituts erlebt zu haben. Da das Fest außerdem von dem herrlichsten Wetter begünstigt war und die Direction Alles gethan hatte, seinen Glanz durch reiche Illumination, geschmackvolle Decoration und Aufstellung zweier Musikcorps zu erhöhen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn das gesammte anwesende Publikum sich nur schwer und erst in später Stunde von dem schönen Feste und der wahrhaft italienischen Nacht zu trennen vermochte. Mit Befriedigung bemerkten wir, daß die anwesenden Familien fast sämmtlich den schönen Abend bis zur Neige ausnutzten und nicht, wie gewöhnlich, Schlag 9 Uhr, wo es in diesen glühenden Sonnentagen grade erst behaglich wird, das Feld räumten. Es wäre schon im Interesse des strebsamen und sehr tüchtigen Wirthes zu wünschen, daß diese neulich ausnahmsweise adoptirte Sitte allgemein und regelmäßig würde.

Von einer dahier lebenden bekannten Persönlichkeit, welche sich durch Arbeiten über Frankfurts Vergangenheit einen Namen erworben, kommt demnächst im Bockenheimer Sommertheater ein Stück zum Benefize des strebsamen Schauspielers Herrn Heim (Oppenheim) zur Aufführung, betitelt: „Frankfurt durch vier Jahrhunderte". Das Werk besteht aus vier Abtheilungen. Die 1. Abtheilung heißt „Luther in Frankfurt", 2. Abtheilung „Die Belagerung von Frankfurt", 3. Abtheilung „Anschel Rothschild", 4. Abtheilung „Frankfurts Gegenwart". Das Stück soll, wie es nicht anders von dem Autor zu erwarten ist, geistvoll und reich an zeitgemäßen Anspielungen sein, besonders die zwei letzten Abtheilungen. Der Verfasser hat aus besonderer Gefälligkeit für den Benefiziaten demselben das Stück zur einmaligen Aufführung überlassen.

„Zur Verständigung" über die Frankfurter Kirchenfrage (Ref., Mahlau und Waldschmidt) heißt eine zunächst durch die Schrift „Die protestantischen Gemeinden der Stadt Frankfurt in Preußen" veranlaßte kleine Tagesschrift, deren ruhiger Vortrag an sich schon sie unsern Mitbürgern empfiehlt.

„Der dritte deutsche Protestantentag", gehalten zu Bremen am 3. und 4. Juni 1868 (Elberfeld, Fridrichs). Diese bereits durch die Zeitungen in ihren Umrissen bekannte Versammlung verdient in hohem Grade nach ihrem Inhalte und somit durch die vorliegende Schrift einem weiteren Leserkreise näher bekannt zu werden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 13. August. Zum ersten Male wiederholt: **Des Stammschloß**, Schauspiel in 5 Akten von A. May.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 212.)

Freitag, 14. August. **Der Liebestrank.** Komische Oper in 2 Akten. Nach dem Italienischen des Romani von Georg Ott. Musik von Donizetti.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 213.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 225. Freitag, den 14. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Dietzhoff.

(Fortsetzung.)

Der Fremde, der bei seinem Hin- und Hergehen vor der Statue der Nymphe stehen geblieben war, unterbrach plötzlich die Antwort des Künstlers auf die Frage des Justizraths mit der rasch hingeworfenen Frage:

„Ist dieses Gypsbild zu verkaufen? Was kostet es?"

Der junge Bildhauer, welcher das empfindliche Ehrgefühl der Künstler in hohem Grade besaß, ward von dieser brüsken Frage unangenehm berührt.

„Nein", sagte er eben so kurz angebunden.

„Pah! es ist Alles käuflich", sagte der Fremde, „man soll mir einen Preis fordern, ich werde ihn bezahlen."

„Sie scheinen Kenner zu sein", sagte der Justizrath höflich, aber trotzdem zuckte etwas in seinen Augen und seinen Mundwinkeln, was diese Annahme sehr in Frage zu stellen schien. „Die Natur ist in der That so schön . . ."

„Ich verstehe Nichts davon", unterbrach ihn der Fremde, „aber trotzdem will ich dieses Bild besitzen, es ist eine Aehnlichkeit darin — — Pah! was liegt daran. Können Sie mir sagen, an wen ich mich wenden soll, um dieses Bild zu kaufen?"

Der Justizrath machte eine Bewegung gegen den Künstler.

„Was fordern Sie?" fragte der Fremde.

„Ich verkaufe das Bild nicht."

„Warum?"

„Sie werden mir erlauben, den Grund für mich zu behalten, mein Herr!"

„So werden Sie mir eine Copie davon machen?"

Der Künstler zuckte die Achsel.

„Nur den Kopf, ich will nur den Kopf; fordern Sie, was Sie wollen und vielleicht macht der Gedanke Sie geneigter, es zu thun, daß Sie einem Manne eine Freude damit bereiten, welchem das Schicksal Alles versagte, was das Leben werth macht."

Es schien, als ob dieser letzte Satz nur mühsam über die Lippen wollte; der Mann war augenscheinlich keiner Derjenigen, welche gewohnt sind, zu bitten, und noch weniger, über sich selbst zu reden.

Felix Tedesco hätte nicht der warmherzige Jüngling sein müssen, wenn sein Unwillen vor dieser Bitte Stand gehalten hätte.

„Wollen Sie mir Ihre Adresse geben?" sagte er.

Der Fremde nahm eine Karte aus seiner Brieftasche und reichte dieselbe dem jungen Manne.

„Wollen Sie nur gefälligst nachfragen in dem Hause des Consul Dornen."

In diesem Augenblick kam der Lohndiener wieder zurück mit einem ziemlich verlegenen Gesicht und gab dem Fremden einen Bericht, auf welchen dieser höhnisch rief:

„Damn! er ist so weichherzig geworden, das pflegte nicht seine Art zu sein; ich werde den Herrn Consul dennoch sprechen."

Nach diesen Worten wandte er sich um, lüftete leicht seinen breitrandigen Hut gegen die Zurückbleibenden und verließ die Gallerie.

Der Bildhauer warf einen Blick auf die Karte, darauf stand: C. Blakwood, und unten am Rande: Lopez & Blakwood Valparaiso.

„Ein eigenthümlicher Besteller", sagte er, „aber was der Mann für einen Kopf hat! Haben Sie dieses Profil gesehen? Es ist Fanatismus in diesem Gesicht, das wie aus Bronce gegossen ist; hätte ich mich nicht so sehr über des Mannes Weise, meine Nymphe wie ein gewöhnliches Kaufstück zu behandeln, geärgert, ich wäre glücklich gewesen, ihn gesehen zu haben. Solch' ein Profil! so kann Marius ausgesehen haben", und der Künstler beschrieb mit dem Finger in der Luft die Linien dieses energischen Profils.

„Kommen Sie, kommen Sie", sagte der Justizrath, „Sie vergessen vollständig das zerbrochene Madonnenbildchen."

Der Künstler blickte den Sprecher verwundert an.

„Aber um Gott, Herr Justizrath, wie kann ein Mann, wie Sie, an solchen Kindereien hängen? Ich sage Ihnen, das Muttergottesbildchen will gar Nichts bedeuten, ich habe ähnliche, wenn auch ganz, zu Hunderten an den Hälsen der Bambino's hängen sehen."

„Einerlei", antwortete der Justizrath, „wissen Sie, an welchen Kleinigkeiten unser Leben, die ganze Wandlung unseres Lebens hängen kann? — Ich frage Sie allen Ernstes, haben Sie dieses Bildchen noch?"

„Ich hatte es wenigstens noch vor einem Jahr, es lag bei den alten Briefen meines Vaters; wenn Sie es so ernst nehmen, will ich es Ihnen heraussuchen; aber noch einmal, Sie finden Nichts daran."

„Wir wollen sehen", sprach der Justizrath, und beide Herren verließen, da eine zahlreiche Gesellschaft von Besuchern sich einstellte, die Ausstellung.

3.

Während der Unterredung des jungen Künstlers und des älteren Kunstfreundes in den Sälen der Kunstausstellung hatte sich in dem Hause des Consul Dornen eine Scene ganz anderer Art abgespielt.

Es lag eine Leiche in dem Hause, Wilhelmine Dornen, die verwachsene Schwester des Consuls, welche viele, viele Jahre krank

Digitized by Google

gewesen, war in der vorhergehenden Nacht sanft und schmerzlos verschieden.

Niemand hatte dieses Sterben geahnt, man war im Hause an diese ewige Krankheit so gewöhnt gewesen, daß ein etwas Mehr oder Weniger keine besondere Aufmerksamkeit erregte.

Clärchen war allein bei der Sterbenden gewesen und auch sie hatte dieser rasche Hingang erstaunt und erschreckt, obschon sie, hätten ihr mehr Erfahrungen zur Seite gestanden, aus mannichfachen Zeichen sich denselben hätte deuten können.

Wilhelmine Dornen war von Natur verschlossenen Gemüths, Krankheit und vielleicht auch herbe Erfahrungen hatten sie verbittert, nur selten brach ein milderer Ton hervor und selbst der Geistliche, an welchen sie sich in letzter Zeit gewandt und dessen Einfluß ihr Bruder aus irgend welchen Ursachen fürchtete, beklagte diese Verschlossenheit, welche, trotz der Gewissensqualen, die sie empfand, die Unglückliche im entscheidenden Momente nie zum Aussprechen kommen ließ; es war, als läge eine harte, undurchdringliche Eisrinde um dieses angstvoll zuckende Herz und erst dem nahenden Tode, welchen sie selbst jedoch noch nicht erkannte, war es vorbehalten, diese aufzuthauen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der hessischen Bergstraße.

Von Lorenz Diefenbach.

(Fortsetzung.)

Leichter zugänglich, auf den niederen Bergen wurden Klöster und Kirchen gegründet, anfangs einfache, jedoch gegen wilde Thiere und Menschen geschützte Wohnstätten der Erzieher, der geistlichen Führer und Seelsorger des Volkes, später zu Werkstätten der Künste und der Wissenschaften in weiten schönen Gebäuden erwachsend, darnach aber in verderbter Zeit, wie im späten Mittelalter bis zur Reformation, oft verkehrt in geistliche Zwingburgen herrschsüchtiger Priester, in Brutstätten des Volksbetruges und der frechsten Laster. Dieß gilt besonders von den Klöstern beider Geschlechter, welche die Gelübde der Armuth und der Keuschheit vergessen hatten und ihre Orgien auf langsam unterhöhltem Boden feierten, bis er zusammenbrach und die Schuldigen mit manchen Unschuldigen verschlang. Ihre Zellen, Refectorien und Prunkgemächer zerfielen in Trümmer und wurden im Zerfalle poetischer, als sie je in den Zeiten ihrer Blüthe gewesen waren. Die meisten Kirchen aber blieben aufrecht; wenn auch in wilden Tagen ihres Schmuckes beraubt, behielten sie ihre alte Bestimmung: die Häuser Gottes zu sein und freilich auch der von menschlicher Hand und Einbildungskraft geformten Götter, die in wechselnden Gestalten hier verehrt wurden.

Gewöhnlich hoch über ihnen, nur auf unwegsamen Pfaden zugänglich, erhoben sich die Burgen des Adels, dieses bevorrechteten Standes, der nur zu oft kein Recht und Gesetz anerkannte, als das der eigenen Gewalt. Die wenigsten dieser Burgen wandelten sich in friedliche Schlösser und Sitze jetzt noch blühender Geschlechter. Die meisten brachen unter der Rache und Strafe des Bürgerthums und der mächtigeren Landesherren in Trümmer zusammen, bald in den Boden versinkend und von Waldwuchse bedeckt, bald in heute noch hochragenden Trümmern eine Zierde der Landschaft, deren Schrecken sie einst waren.

Um die geistlichen wie um die weltlichen Herrensitze hatten sich schon früh die Schutzlinge, die Diener und Hörigen in weiteren und größeren Ortschaften gesammelt. Ihre Nachkommen sind zu freien Bürgern und Bauern geworden und haben einen Theil der zertrümmerten Vesten ins Thal gerollt, um aus dem Gesteine sich und ihren Hausthieren Wohnungen zu erbauen. Droben um die Reste der Thürme und Mauern schweben heutzutage nicht einmal mehr die Geister ihrer alten Bewohner, kaum noch die Sagen, wenn nicht unsere Poeten sie in gereimter und ungereimter Form wieder auffrischen. Im Sommer aber werden die öden Räume neu belebt durch heitere Schaaren der Sonntagsgäste, welche (wie namentlich auf dem herrlichen Auerbacher Schlosse) neben dem Schönheitssinn auch den Drang des Hungers und den stärkeren des Durstes befriedigen wollen. Für letzteren würden sie einem Moses, der ihnen Wasser aus dem Gesteine schlüge, nur wenig dankbar sein; ihr heißer Sinn ersehnt geistigeren Trank und findet ihn.

Auf diesem Auerbacher Schlosse feierte vor mehreren Jahren eine bunte Gesellschaft einen Sonntag, frisch, froh, fromm, frei, nach dem alliterirenden Spruche des alten Dichters, welchen die germanistische Turngemeinde wieder zur Geltung brachte. Die Monopolisten der Frömmigkeit hätten freilich die Frömmigkeit jener lebensfrohen Gesellschaft nicht mit ihrem Stempel versehen.

Damals vereinigten sich die jubelnden Stimmen eines Kinderschwarmes zu einem Wanderconcerte unter der Anführung eines Mannes, der seine weit hinter ihm liegende Jugend hier wieder fand und, gleich dem Rattenfänger von Hameln, die Kinder ihren Eltern entführte und mit ihnen durch die Gewölbe der Ruine und die verschlungenen Waldpfade eilte. Jetzt sah er ihrer einige wieder, die noch seiner und jenes Tages gedachten, ihn schneller erkennend, als er sie. Denn sie waren aus den Kinderschuhen getreten und gingen jetzt in mancherlei anderem Schuhwerk, mitunter auch auf Stelzen, mit den unsicheren Schritten jener Altersstufe, die bei den beiden Geschlechtern verschiedene Namen trägt. Am bekanntesten ist wohl der der „Backfische", wiewohl die Naturforscher noch nicht einig sind über das Zwitter-Element, in welchem die Kiemen oder Lungen dieser Species athmen.

Wie aber auch die Kinder und, in minderem Maße, ihr alter Freund sich verändert hatten: die Burg und ihre Umgebungen besaßen noch den vollen Reiz der Natur und der Romantik. Von den Zinnen schweifte der Blick über die zahllosen Baumwipfel nach der dunklen Waldseite hin, über das hier so schön hervortretende Profil der ganzen Bergreihe, und dann wieder in die Ebene hinaus, in welcher rechts ein weites Meer fluthete, auf dessen Uferrunde wir jetzt standen.

Damals aber schaute auf die großartige Scene noch kein Menschenauge voll Verständniß und Empfindung. Die Uferländer waren noch von Thiergattungen bevölkert und beherrscht, deren Verwandte jetzt großentheils nur noch in fernen Zonen leben. Wir wissen nicht, wann zuerst der ahnungsvolle Schrecken vor dem neuentstandenen Geschlechte der Zweihänder und die durch die bangen Stimmen der Flüchtlinge verbreitete Kunde seiner Uebermacht die Thierwelt durchschauerte, verscheuchte, verwildete.

Nächst dem Schlosse von Auerbach ist wohl sein „Fürstenlager" der bekannteste Theil der schönen Umgebungen dieser Stadt. In neuester Zeit soll es gleichsam der Salon der feinen und der feingekleideten Kurgäste geworden sein. Viel eigenthümlicher und naturwüchsig reizender ist das nahe „Hochstädter Thal" mit seiner Fülle von Waldesdämmerung und hellen Wiesenstreifen, mit seinen idyllisch an murmelndem Bache liegenden Mühlen, deren Anblick und fernhin hörbares Geräusch uns an zahlreiche schöne Müllerlieder der Wort- und Tondichter erinnert. In diesen und ähnlichen Thalmühlen gedeiht auch noch der ächte Müllersel, der anderwo auszusterben beginnt oder gar im Bereiche der Dampfmühlen zum mythischen Thiere geworden ist, wie sein edlerer Vetter Arborak im Orient.

Verwandten Charakters mit diesem Hochstädter Thale sind z. B. die Thäler von Erbach bei Heppenheim, von Balkhausen, theilweise auch von Stettbach bei Jugenheim. Anderer Gattung aber ist das

Digitized by Google

originelle, weiterhin bekannte Thal von Schönberg bei Bensheim, über dessen bürgerlichen Gebäuden auf zweien Berggipfeln die Kirche und die Residenz eines blühenden Grafengeschlechtes thronen. Von allen diesen Thälern abweichend gestaltet ist das Orbisthälchen, eigentlich nur ein schmal und steil aufsteigender quellenreicher Wiesenstreif im Beginne des Waldes bei Zwingenberg, dieser alten Stadt, welcher die dicht an ihr ragenden Höhen mit dem (fälschlich Melibocus genannten) Malchen im Hintergrunde eigenthümlichen Reiz verleihen. Die Burg Zwingenberg ist nur noch in wenigen Resten vorhanden. Desto weiter sichtbar ist die Kirche des Städtchens, welche auf einem Stücke steilen Himmelweges erstiegen werden muß, dafür aber die emporstrebenden Gläubigen und Ungläubigen durch die Aussicht von ihrem schönen gartenartigen Hofe aus reichlich lohnt.

Lohnt sich indessen der Aufstieg zu solchen Höhen der Bergstraße vorzugsweise ästhetisch, so verspricht euch der Niederstieg zu den Karawanserais am Fuße der Berge eine, wenn auch materiellere, Vergeltung des vergossenen Schweißes und den nöthigen Ersatz für die verwendete Lebenskraft. Die Spender desselben wollen wir nicht nennen, um ihrer Bescheidenheit nicht zu nahe zu treten und um den praktischen Wegweisern, zu welchen wir nicht gehören, nicht in ihr pflichtmäßiges Geschäft zu pfuschen, dessen Wichtigkeit wir indessen durch erfreuliche eigene Erfahrung vielfach kennen gelernt haben.

Aber bei einem dieser anziehenden Ruhepunkte und Wanderziele wollen wir noch etwas länger verweilen, weil er auf verhältnißmäßig kleinem Raume die reichsten und mannichfaltigsten Genüsse darbietet und selbst schon wochenlang anwesende Besucher zum Range der Entdecker erhebt, ohne daß sie ihre Wanderkraft übermäßig anzustrengen brauchen. Der Name dieses theuerwerthen Ortes ist Jugenheim.

Wir kommen aus der Ebene. Vor uns liegt ein wunderlicher Ort, nicht Dorf noch Stadt, ein Gemisch von vielen kleinen, durch Landleute älterer und Speculanten heutiger Zeit erbauten Häusern, und von schönen, großentheils malerisch gelegenen Villen. Hinter dem Ganzen hat ein allmächtiger Künstler Waldberge coulissenartig ineinandergeschoben. Gar einträchtig fügen sich hier die kleinen Werke der Menschen mit den größeren einer Natur zusammen, die jene nicht durch Alpenhoheit niederdrückt, sondern mütterlich an ihre Busenhöhen heranzieht.

Die höheren Straßen des Ortes schmiegen sich um den Heiligenberg, dieses Labyrinth von Wegen, Nah- und Fernsichten und von Gartenanlagen, zu welchen auch eine im Gebüsche versteckte Klosterruine gehört, in deren Stein- und Laubwänden wir die Außenwelt in anderer Weise vergessen dürfen, als die Bewohnerinnen ihrer verschwundenen Zellen vor ungefähr fünf Jahrhunderten dieß sollten und vielleicht wollten. Die meisten derselben hatten vielleicht nur wenig zu vergessen und noch viel weniger zu denken; diesen Eindruck macht uns wenigstens das erhaltene Bildniß einer Nonne auf ihrem Grabsteine.

Die aufsteigenden Terrassen des Heiligenberges tragen zunächst die kleine helle Ortskirche und einige Häuser; höher oben ein goldstrahlendes Kreuz, das Denkmal der Großherzogin Wilhelmine von Hessen; auf einer breiten Vorstufe höheren Waldgebietes das anmuthige Schlößchen des Prinzen Alexander von Hessen, welchem Jugenheims Bewohner und Besucher so vielen Dank schulden. Vergessen wir aber auch nicht der Dankbarkeit gegen den jetzt regierenden Großherzog von Hessen, dessen Geschmack die Waldhöhen der ganzen hessischen Bergstraße zu einem Parke umschuf, in welchem Monarchisten und Republikaner, Klein- und Großdeutsche ihre politischen Gedanken und Träume gar oft gegen beschränktere, aber schönere austauschen.

Auf zweien Seiten wird der Heiligenberg durch (schon oben erwähnte) schmale Thäler von höheren Bergzügen getrennt, die nach den Dörfern Stettbach und Balkhausen benannt sind. Das letztere übertrifft das erstere an Reizen. Alle Höhen und Tiefen werden mühelos auf wohlgebahnten Wegen erreicht, welche sich weit hinauf erstrecken, bis auf den Felsberg mit seinem Felsenmeere und auf den Malchen, das Haupt dieser Gebirge. Wegweiser führen und verführen den Spaziergänger; zahlreiche Ruhebänke lassen ihn die wachsende Ausdehnung seines Weges vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Das norddeutsche Schiff „Lesmona" von chinesischen Seeräubern überfallen.

Die neueste Ueberlandpost bringt, wie schon gemeldet, die Nachricht, daß die Schonerbark „Lesmona", Capitän Steinicke, von Bremen, südlich von Hainau von chinesischen Seeräubern überfallen und angebohrt ist. Der „Weser-Ztg." geht über den Fall eine Zuschrift von einem der an Bord der „Lesmona" befindlich gewesenen Seeleute zu, der sie das Nachfolgende entnimmt, wobei sie nicht unterlassen will, zu bemerken, daß das Schreiben sich wiederholt sehr energisch über den Mangel an Schutz der norddeutschen Handelsflagge in jenen Gewässern beklagt.

Hongkong, Ende Juni 1868.

Herr Redacteur!

Die „Weser-Zeitung" hat so oft eine Lanze für den Schutz deutscher Interessen in Ost-Asien gebrochen, daß ich zu hoffen wage, Sie werden folgenden Zeilen ein bescheidenes Plätzchen in Ihrem vielgelesenen Blatte nicht versagen.

Die an deutschen Schiffen in China verübten Seeräubereien sind kein Geheimniß mehr und dennoch erfreut sich die drittgrößte Handelsmarine der Welt, der Angehörige Norddeutschlands, das ebenso volkreich wie Großbritannien und Nordamerika ist, keines andern Schutzes, als dessen, den die Kriegsschiffe Englands, Frankreichs und Amerikas, jetzt auch Chinas, denselben zu gewähren vermögen. Es ist notorisch, daß die chinesische Küstenschifffahrt (abgesehen von Dschonken) hauptsächlich in deutschen Händen sich befindet; erklärlich ist es daher, wenn unsere Rivalen unwillig werden, mit ihrem Gelde und Blute uns zu beschützen, und sich die öffentliche Meinung und Presse hier draußen veranlaßt sieht, ihrer Protection eine reichliche Beimischung von Hohn und Spott nicht vorzuenthalten.

Welch niederschlagenden Eindruck die mit letzter Post empfangene Nachricht vom „Stelle" des Bundesraths in Marineangelegenheiten hier draußen gemacht hat, erlassen Sie mir zu beschreiben; was uns deutsche Seeleute anbetrifft, so sind wir alle gute Patrioten; aber sich mit kaltem Blute von chinesischen Kehlabschneidern zu der großen Reise in's Jenseits ausklariren zu lassen, das kann der Zehnte nicht vertragen.

Gleichzeitig mit der obenerwähnten Nachricht fing das Gerücht hier an zu circuliren, daß wieder ein deutsches Schiff ausgeraubt wäre — und in der That, die Bremer Bark Lesmona, Capitän Steinicke, ist auf der Reise von Hongkong nach Saigon, südlich von Hainau von einer Macao Lorcha genommen worden. Nachdem die Seeräuber die Mannschaft gezwungen, alles kostbare werthe auszuliefern, haben die Halunken für gut befunden, die Besatzung und Passagiere wie Heringe in den kleinen Raum für die Ankerkette im Vorschiffe einzupferchen, die Luken mit allerlei schweren Gegenständen zu verbarrikadiren und mit Eintritt der Nacht das Schiff anzubohren. Nach fast übermenschlichen Anstren-

Digitized by Google

gungen gelingt es den einem furchtbaren Tode Geweihten, auszubrechen — um sämmtliche Boote in halbvernichtetem Zustande und das unglückliche Schiff im Sinken begriffen zu finden. Ein Ertrinkender greift nach einem Strohhalm. Die Löscher des am wenigsten zerstörten Bootes werden mit Bettzeug dicht gestopft, Decken darum genagelt und Todesangst erhält es flott. Die Hälfte der Mannschaft rudert, die andere Hälfte darf nicht aufhören, mit Eimern das Wasser fortwährend „auszubsen"; so, während zweier Tage unter glühender Tropensonne, zweier Nächte voller Regenböen, schlagen sie sich nach Hainau durch, wo sie sofort von den Strandläufern wie von hungerigen Wölfen angefallen und ihres Zeuges vom Leibe beraubt worden. Von Brandblasen und eiternden Wunden bedeckt, werden sie endlich am fünften Tage im Hafen von Kiuchifu von einem chinesischen Kanonenboot aufgenommen, dessen Commandant, Franzose (Marci heißt der Ehrenmann) von Geburt und „Gentleman every inch", alles Mögliche zur Erleichterung der Armen gethan und dieselben nach Honglong gebracht hat....

Mannichfaltigkeiten.

(„Es will Frühling werden in Deutschland".) Die Mainlinie ist überschritten. Ein etwas verspätetes „Eingesandt vom Tegernsee" zum 3. Juli in der „Kreuzzeitung" bringt nachstehenden Gruß an den „Einsiedler vom Varzin", wahrscheinlich aus der Feder eines Mitarbeiters des „Schwäbischen Merkurs", der das Schwabenalter noch nicht hinter sich hat und an dessen, durch die Sommergluth erhitzten Schädel die Landluft vergeblich ihre abkühlende Wirkung versucht hat. Der Poet, dessen Erguß wir allen officiösen und national-liberalen Blättern und Blättchen zum Abdrucke und Commentar empfehlen, läßt sich also vernehmen:

Graf Bismarck i' grüeß Di'
Bo der Alma hoch drob'n
Und mit Deutschland wird's richti'
Bal ma Di' no lang hobn.

Deßweg'n wünsch i Dir a guati G'sundheit
Und allweil frisch Bluat,
Weils sonst mit der deutschen Einheit
Gar koaner moant guat.

Und weil Du so a Schneid hast,
Thn i' Di' so verehrn,
Daß Du Dir nix g'fallu laßt
Und thust an Uebermuth wehrn.

D' Franzosen derfn kemma,
Mer ferchtens net mehr. —
Unser Bismarck soll leben!
Der rett' unser Ehr.

Die Lektüre dürfte ein gutes Mittel sein, die Schlaflosigkeit von dem Bette des Einsiedlers wenigstens für eine Nacht zu verscheuchen.

Sechstes mittelrheinisches Musikfest.

Darmstadt, 8. August.

Die Feier des sechsten mittelrheinischen Musikfestes tritt näher heran. Die ganze Residenz mit ihrer großen Zahl musikliebender Einwohner freut sich auf dasselbe und die Vorbereitungen dazu gehen ruhigen aber sicheren Schrittes ihren Weg. Daß sich zu diesem Zweck ein größeres Comite gebildet, haben Sie bereits gemeldet; an der Spitze desselben steht der durch seine vielen ausgezeichneten Kupferstiche weit berühmte Professor Felsing, der mit großer Energie und geistiger Frische die Leitung des schwierigen Unternehmens kräftig in die Hand genommen hat. Das Comite besteht aus nicht weniger als 60 und einigen auserlesenen Vertrauensmännern unserer Stadt, unter denen sich auch der Bürgermeister und mehrere Gemeinderäthe, sowie Vertreter aller Classen unserer Bevölkerung befinden; Civil und Militär namentlich reicht sich brüderlich die Hand. Es haben sich bereits gebildet: eine Finanz-, eine Musik-, eine Empfangs- und Einquartierungs-, eine Bau- und Decorations-, eine literarische und eine Vergnügungs-Commission, deren meiste schon eine ersprießliche Thätigkeit begonnen haben. Das Fest wird im großherzoglichen Zeughause stattfinden, also in demselben Local, in welchem bereits zweimal — 1844 bei Gelegenheit der Einweihung unserer Ludwigssäule und 1856 bei Beginn der mittelrheinischen Musikfeste — größere Musik-Aufführungen veranstaltet wurden, die noch heute in bester Erinnerung sind. Die Militärbehörden, denen die Ausräumung des gerade jetzt sehr gefüllten Locals selbstredend viele und große Mühe macht, haben gleichwohl dießmal mit bestem Entgegenkommen das Comite unterstützt; so darf man wohl hoffen, daß der Erfolg auch bei dem sechsten mittelrheinischen Feste nicht fehlen werde. Mitwirken bei dem Feste werden zunächst die zu dem mittelrheinischen Verband gehörenden Städte Darmstadt, Mainz, Wiesbaden und Mannheim; von letzterem Orte soll bis jetzt zwar noch keine definitive Zusage eingelaufen sein, doch darf wohl nicht im Geringsten an Mannheims Theilnahme gezweifelt werden. Außerdem sollen, wie wir hören, auch die gemischten Gesangvereine der bedeutendsten Städte Hessens: Gießen, Worms, Alzey ꝛc., zur Mitwirkung eingeladen werden. Man glaubt annehmen zu können, daß die Zahl aller Mitwirkenden sich auf etwa 700 Sänger und Sängerinnen und ein Orchester von ca. 130 Musikern belaufen wird. Es wird bedauert, daß die Zeit des Festes etwas spät fällt (Ende September); doch erklärt sich dieser Umstand leicht durch zwei gewichtige Umstände: einmal durch die für das zweitägige Fest selbst nothwendigen sehr zeitraubenden Proben und sodann durch die in den Monat September fallenden Divisionsmanöver, welche nicht gestatten sollen, daß das Zeughaus vor denselben geräumt werde. Uebrigens wurde auch das dritte mittelrheinische Musikfest in Wiesbaden (1858) in der letzten Septemberwoche abgehalten. Nach Allem Gesagten sieht man guten Muths dem neuen Feste entgegen, welches hoffentlich eine ununterbrochene Reihe der mittelrheinischen Feste eröffnet.

Frankfurt, 13. August.

Das 25jährige Stiftungsfest des hiesigen Gesangvereins Teutonia wurde vorgestern im Saale des Kaufmännischen Vereins gefeiert und nahmen an selbem nahezu 200 Personen Theil. Die ehemaligen Directoren des Vereins, die Herren Reeb und Siellert, hatten für das Fest eigens, ersterer eine Festcantate, letzterer einen Chor „zum Feste" componirt, der jetzige Director, Herr Schuler, ein Lied auf die Germania. Die hiesigen Gesangvereine drückten ihre Theilnahme an dem Jubelfeste theils durch Gratulationsschreiben, theils durch Uebersendung von Ehrengeschenken aus. Der Liederkranz ließ eine meisterhaft gearbeitete Gedenktafel überreichen; das Lichtensteiner Quartett, der Liederverein in Sachsenhausen, der Hermannsverein je einen silbernen Becher; der Arion zwei silberne Clavierleuchter und eine silberne Schelle; ein Ehrenmitglied in Darmstadt ein Fahnenband mit Widmung. Außerdem liefen noch eine Menge telegraphischer Begrüßungen ein. Das Fest verlief in der heitersten Weise und wurden sämmtliche Chöre und Lieder mit der größten Präcision vorgetragen.

Noch zeitig genug zur Badesaison erscheint bei A. Goldschmidt in Berlin als neueste Nummer der Grieben'schen Reise-Bibliothek, ein **Führer durch „Kissingen"**. Gut geordnet und mit praktischen Anweisen versehen, wie alle diese Führer, wird er auch diesen Sommer noch seine Liebhaber finden. Ein Kärtchen dient als Orientirung.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 14. August. **Der Liebestrank.** Komische Oper in 2 Akten. Nach dem Italienischen des Romani von Georg Ott. Musik von Donizetti.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 213.)

Samstag, 15. August. Zum ersten Male: **Ein Wort an den Minister,** Genrebild in 1 Akt von Anton Langner. Hierauf zum ersten Male: **Ein delicater Auftrag,** Lustspiel in einem Akt nach dem Französischen von A. Aicher. Zum Schluß neu einstudirt: **Wiener in Paris,** Genrebild in 1 Akt von Holtei.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 214.)

Sonntag, 16. August. **Don Juan,** Große Oper in 2 Akten. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 215.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 226. Samstag, den 15. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Es war wenige Tage vor ihrem Tode, als die Kranke, welche sich heute auffallend frei und leicht gefühlt hatte, Clärchen bat, neben ihr Platz zu nehmen.

„Geben Sie mir Ihre Hand, Kind", sagte sie, „lassen Sie mich in Ihre Augen sehen, Sie glauben nicht, wie wohl mir das thut. Armes Kind, Sie müssen auf rauhen Pfaden durch's Leben gehen, aber Sie sind jung, gesund und schön — — das macht den rauhesten Weg doch sonnig, mein Pfad aber war ein unbesonnter, ein rauher, ein trüber. — Sie können nicht denken, was ich dadurch litt, daß ich nicht schön war, das war der Jammer meines Lebens, das macht das Sterben mir hart. — Sie sehen mich erstaunt an, Kind, daß eine Frau, die am Rande des Grabes steht, noch einen so frivolen Wunsch haben sollte. Mädchen, daß ich nicht schön war, das war meine Sünde. Ich hatte eine Schwester, sie war es, sie war schön wie eine Maibtume, Du hast etwas, Kind, was mich an sie erinnert, so blond und so wellig war ihr Haar, der Schnitt Deines Gesichtes, Dein Mund — Alles erinnert mich an sie. — — Ich liebte diese Schwester, ich war stolz auf ihre holdselige Erscheinung — und dennoch, dennoch, Du kannst es glauben, Mädchen, verwandelte die Eifersucht meine Liebe fast in Haß. Ich war es gewöhnt, seit den Tagen meiner Kindheit sie mir vorgezogen zu sehen, wer in's Haus kam, Freunde und Bekannte, Alles schmeichelte ihr, meines Vaters strenge, herrische Stimme ward mild, wenn er mit ihr redete, die Dienstboten vergötterten sie und dennoch blieb sie bescheiden und liebevoll, ja sie konnte es bleiben, denn ihr war ja Alles, was des Weibes Herz begehrt, in reichem Maße zugemessen. — — Mir aber — o Gott, ich darbte an der Tafel des Lebens, ich hungerte, meine Seele schrie nach Nahrung, aber ich verstand es nicht, darum zu werben, ich stand im Winkel, und die Trauer, die sich über mich legte, sie machte mich noch reizloser, als ich war. Weit, weit in meinen Erinnerungen stand das Bild einer Frau, die mich geherzt, die mir Schmeichelnamen gesagt, deren Stimme weicher klang, wenn sie mit mir geredet; ich wußte, daß es meine Mutter gewesen, diese Mutter aber war lange todt und es war keine Liebe geboren worden, mir die ihre zu ersetzen. Ach, Mädchen, jetzt, seit ich so viel an die alte Zeit gedacht, so viel, daß mein armes Hirn fast darüber zerbrach, jetzt weiß ich, daß meine schöne Schwester sich Mühe gegeben, mein Herz zu erringen, aber ich verstand sie nicht und sie mich nicht, ich hielt ihre Liebe für das Almosen, das sie, die Reiche, der Bettlerin zuwarf; ich wollte ihr Mitleid nicht, sie aber hielt mich für hoffärtig und ich war es wohl auch, denn ich hatte Manches errungen an Kenntnissen, Manches, dessen sie nicht bedurfte, der es bestimmt schien, wie eine Sommerwolke über den lichten Himmel hinzugleiten. — — Da trat Einer in mein Leben, einerlei, wer es war, genug, es war Einer, den ich liebte, liebte mit all' der Gluth meines ungestillten Verlangens, mehr als mein Leben, mehr als meine Seele. Und er war gütig mit mir, er trat in meinen Winkel, er hatte Verständniß für mich, ich erwachte unter dieser Freundschaft, die ich für Liebe hielt, ich kam meiner Schwester entgegen und ich sehe noch immer das dankbare Lächeln, mit dem sie meine Liebe aufnahm. „Du bist so gut", sagte sie, und ihre warme Seele lag in ihrem Auge, wenn ich jetzt neidlos ihr schönes Haar mit der Hand glättete — es war die einzige Zeit meines Glücks, ich dachte nur an mein Glück, an meine Liebe, weiter sah ich Nichts. Er war arm und ich war reich, mit Wollust dachte ich es mir aus, daß ich Alles, Alles hingeben würde, ihm dienen wollte, als dem Schöpfer meines Leben. Da, als er einst wieder gut und freundlich mit mir gesprochen, da verrieth mein überströmendes Herz ihm das Geheimniß meiner Liebe, das meine Augen ihm hätten verrathen müssen — und er — — Gott bewahre Dich, Kind, vor den Qualen, die ich erlitten! — er gestand mir, daß schon seit Monden ein Liebesband ihn und meine Schwester vereinige, er hatte nicht um meine Liebe, er hatte um meine Freundschaft, um meinen Schutz für diese Liebe geworben. — — Meine Liebe, mein Stolz lag mir in Scherben vor den Füßen, ich knirschte mit den Zähnen, ich wüthete gegen mich, daß ich mich so weit erniedrigt, ich war wahnsinnig, ich haßte ihn und sie. Also auch Das hatte sie mir genommen, die Arglistige, wie ich die Unschuldige in meiner Seele nannte. So sollte denn Kampf sein zwischen ihr und mir. — Ich verrieth dieses Verhältniß dem stolzen Vater, der für sein Lieblingskind hohe Pläne getragen. O ich hatte nicht umsonst viel gelernt und meinen Geist geübt; jetzt schärfte ich ihn, wie einen Dolch, um sie zu tödten, und es gelang. — Ich konnte meines Vaters Herz nicht beherrschen, aber ich beherrschte seinen Stolz, ich bediente mich meines hochmüthigen Bruders, welchem das Geld der Götze war, dem er diente; auch Das gelang, aber der Kalte, Berechnende, er war scharfblickender als mein Vater, er erkannte die Quelle, aus welcher mein Haß floß, unsägliche Liebe zu Dem, den ich doch zu verderben strebte, das ward die Kette, an der ich mich hielt, daran bin ich als seine Sclavin gelegen lebenslang. — Ich wollte mich seiner bedienen, er bediente sich meiner, mir war es das Weh verschmähter Liebe, ihm war es einzig und allein um's Geld. Mädchen! Mädchen!" und die Kranke rang stöhnend die Hände, „Mädchen, ich half auch da, so sehr auch meine Seele widerstrebte, — ich war meines Bruders Sclavin geworden; wie ich meine Schwester aus ihres Vaters Hause gedrängt, so drängte ich sie auch aus ihres Vaters Erbe, und sie war ja doch die Tochter der Mutter gewesen, die mich so sehr geliebt. — —"

Digitized by Google

Die Kranke brach erschöpft zusammen; Clärchen beugte sich über sie, sie ließ den Thränen freien Lauf, die dieses schmerzensvolle Bekenntniß ihr entlockt.

„Kommen Sie zu sich, Fräulein", bat sie, „die Schwester vergab gewiß, es mußte der Tag kommen, der ihr die Wirrniß enthüllte."

„Nein, nein!" sprach die Kranke, und ihre Stimme klang dumpf und heiser, „nein, er kam nicht, sie starb in Weh' und Elend, und ihn verschlang das Leben."

Die Kranke hielt inne und lehnte sich in die Kissen ihres Divans zurück.

Es war stille in dem Zimmer, so stille, daß man von unten herauf das Klingen der Gläser hören konnte, denn der Consul gab heute ein großes Diner.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der hessischen Bergstraße.

Von Lorenz Diefenbach.

(Fortsetzung.)

Besonders bequem und lohnend für geringe Anstrengung ist der Tannenberg, an dessen Saume ein breiter Weg nach Seeheim (Dorf und Schloß mit Park) führt. Die grünen duftenden Hallen dieses Berges, aus lebendigen Buchen und Tannen gewölbt, könnten allein schon als würdige Wanderziele gelten, wenn sie nicht zugleich an bevorzugte Stellen führten, deren höchste die Trümmer der einst von den Frankfurtern zerstörten Tannenburg bilden.

An einem neu angelegten Ruheplätzchen auf dem Wege vom Tannenberge nach Seeheim fanden wir auf einem Pfeiler folgende sinnige Worte mit Bleistift angeschrieben:

Es ist so schön und herrlich hier,
Doch Namen hat dieß Plätzchen keinen.
Das muß so sein, so denk' ich mir,
Und gebe ihm deßwegen meinen:

Emmas Ruhe.

Dieser tief gefärbte Tannenberg ist zu den meisten Tageszeiten ein Ruhepunkt für die lichtmüden Augen, auch von mehreren Stellen des inneren Dorfes aus sichtbar, wie namentlich von der Veranda des neuen schönen Gasthofes „Zur Post", des freundlichen Nebenbuhlers der altbewährten „Krone". Manches Mal saßen wir dort kurz vor Sonnenuntergang mit Freunden und Angehörigen, durch einen kühlen Abendtrunk erfrischt, in heiterem Gespräche, in welches jedoch schon bald die Nähe der Trennung wehmüthig hineinklang. Gesang ertönte aus dem Inneren des Hauses; die Bäume und Zierpflanzen des niederen Vordergrundes hoben sich in dem röthlichen Schimmer der sinkenden Sonne von dem in ernster Ruhe dahinter emporsteigenden dämmernden Tannenberge ab, der hier den Gesichtskreis abschließt.

Werden wir uns hier wieder sehen, ihr lieben Genossen, oder nirgends und nimmer? Wie es auch sei, genießen wir des Augenblickes — eine Kunst, welche in unserem rastlosen Jahrhundert selten mehr geübt wird!

Die Touristenfluth schwemmt hier und an ähnlichen Orten schneller, als anderswo, die alten Eigenheiten der Volksstämme weg: Sprache, Tracht und Sitten. Indessen blieb noch manches Alte, theilweise mit Neuem gemischt, was dem Fremden auffällt, am meisten dem von Norden kommenden Städter. In manchem Städtchen der Gegend erschallt noch das Hirtenhorn, welches die Hausthiere zur Weide ruft. Alsbald darnach vernahmen wir neulich verwandte, jedoch kunstgerechtere und modernere Klänge, deren Rufe eine muntere Kriegerschaar folgte. Idyll und Epos zogen vorüber; beide Töne werden einst überall verhallt sein. In einer anderen Stadt geleitete der Knall der Böller und der Flinten als Stimme des Friedens und der Liebe nach alter dörflicher Weise einen zur Kirche wandelnden Brautzug; aber das Brautpaar und seine Begleiter waren nach der neuesten städtischen Mode gekleidet. Der Bauer nennt zwar noch jetzt unter seines Gleichen Stettbach „Schtiwwich" und Jugenheim „Jurrem", würde es aber vermuthlich übel nehmen, wenn der Vornehmere ihn nach dem Wege zu diesen Orten unter jenen volksthümlichen Namensformen fragte. Doch wird der aufmerksame Forscher der Volkssprache, der „treuverworrenen" Erhalterin antiker Wörter, noch manche kostbare Reliquie ablauschen. Die Bekleidung ist im allgemeinen städtisch geworden, wenigstens an den Hauptstraßen des Landes. Häufiger indessen ist hier und in einigen angränzenden Gebieten noch die negative Fußbekleidung der jungen Barfüßer beiderlei Geschlechtes, die sich mit der eigenen Haut als Sommerüberzug begnügen. Wir finden diesen Anzug freilich nicht mehr ganz zeitgemäß, aber doch naturgemäßer, als den der civilisirtesten Menschen, welche alle vier Extremitäten in Häute anderer Thiere einzwängen und für die unteren dadurch eine chinesische Umgestaltung gewinnen. Zwischen dieser und dem affenartigen Kletterfuße des Australiers soll denn doch der beschuhte und bestiefelte Fuß des gebildeten Europäers die rechte Mitte halten.

Die nach dem Vorgange der größeren Städte in der Bergstraße überall entstandenen „Verschönerungsvereine", welche hier der erwähnten Wirksamkeit des Regenten die Hand reichen, gelten zwar zunächst den Wegen und den Wohnungen, wirken aber allmählich auf die Menschen selbst ein, schon indem sie den Schönheitssinn überhaupt wecken und pflegen. Wer mag in schönen Umgebungen noch häßlich aussehen — vorausgesetzt, daß er diese beiden Qualitäten erkennen und unterscheiden gelernt habe. Freilich rechnen wir nicht zum Schönheitssinne den Unsinn der Mode, der jene gequetschten Finger und Zehen zu Händedrücken wie zu Fußtritten, zu allen eindringlichen Geberden der Freundschaft und der Feindschaft unfähig macht, einen verschnürten Wespenoberleib aus einem Stahlreifenfasse entwickelt, und den s. v. Chignon nur ablegt, um Struwwelpeters Hauptschmuck auf seiner würdige Köpfe zu setzen.

So reizend uns „Fanchons Négligé" und ein in natürlicher, von der Hand des Friseurs noch nicht entweihter Lockenfülle flatterndes Haupthaar ist: um so widerwärtiger ist uns absichtliche, zumal durch mühevolle Künstelei in Scene gesetzte Nachlässigkeit der Tracht und der Geberde, auch der Schreibart. Minder „verstimmt die Absicht", wann sie eine wirklich künstlerische Gestaltung zu Wege bringt. Ein ehrliches Gefallenwollen vollends achten wir als einen natürlichen Kunsttrieb, und die ungewaschene, ungekämmte Naivetät wird noch häßlicher, wenn sie wirkliche Reize verdeckt und incrustirt.

Unsere Verknüpfung physiognomischer und kosmetischer Studien oder, deutscher ausgedrückt, die Aufmerksamkeit, welche wir den durch Naturmitgabe und durch Geschmack zugleich wahrhaft geschmückten Menschengestalten widmen, wurde öfters reichlich durch den Inhalt gelohnt, den wir beim Nähertreten in dem Innersten dieser Gestalten fanden. Allerdings sahen wir auch in einzelnen Fällen bald ein, daß „Nichts dahinter" war, als ein gewisser Formensinn und die Geschicklichkeit der Nachahmung guter Vorbilder, durch mäßige Gunst angeborenen Naturreizes unterstützt.

Unsere Leser werden zum Schlusse hoffentlich nicht ohne Theilnahme der Mittheilung aus dem Leben einiger Personen folgen, zu welchen uns anfänglich eben nur ihre äußere Erscheinung hinzog, die aber darnach unsere Sympathie durch ihr eigentliches Wesen und durch ihr Geschick fesselten, als wir näheren Einblick ge-

Digitized by Google

wannen. Was wir theils durch ihr Vertrauen, theils durch Zufall erfuhren, geben wir hier wieder, gefaßt auf die Beschuldigung, entweder jenes Vertrauen zu mißbrauchen, oder eine Novellette vorzutragen. Wir sind zufrieden, wenn einige lebenskundige Leser unsere Wahrheit anerkennen.

In einem jener Nebenthäler der Bergstraße erschien uns eine Vision: Maria mit ihrem Kinde und ihrem Joseph, dazu mit dem Esel, auf welchem ihr Knabe saß. Bei näherer Beschauung aber überzeugten wir uns, daß die Gruppe weder dem ersten Jahrhundert unserer Aera noch dem Morgenlande angehörte, wenn nicht etwa Marias dunkle Augen mit ihren schöngezeichneten Brauen und der tiefschwarze Bart des mächtig gestalteten Mannes auf orientalische Abstammung deuteten. Des schon ungefähr zehnjährigen Knaben feines Antlitz glich dem seiner Schwester oder Mutter (ihre Jugend ließ das Erstere, ihre Blicke auf das Kind das Letztere vermuthen). Der Esel war entschiedener Occidentale und glich in Nichts dem morgenländischen Ideale seiner Gattung.

Mit stummem Gruße zogen die Orientalen an uns vorüber bergauf; wir Beide gingen zu Thale und suchten uns einen schattigen Platz, auf welchem wir die wärmer werdenden Vormittagsstunden noch lesend und plaudernd verbringen wollten. Vor uns lag die Höhe, zu welcher der Weg der kleinen Karawane hinaufführte, hier und da in seinen Windungen sichtbar, ein breiter heller Streif zwischen dem Waldesgrün.

Wir mochten zwei Stunden hier gesessen haben und rüsteten uns zum Heimgange, als wir nicht gar weit von uns auf jenem Bergwege die zurückkehrenden Wanderer erblickten, jedoch ohne Joseph, den uns vielleicht noch der Wald verbarg. Die Anderen gingen dießmal beide zu Fuß, der Esel natürlich ebenfalls, von dem Knaben am Zügel geführt. Dieser schien uns zu erkennen, denn er deutete nach uns hin und sprach dabei mit seiner Begleiterin. Wieder verschwanden sie und mußten nun nahe bei uns sein. Wir beschlossen, sie zu erwarten, da ihr Weg an uns vorüber führte, und vielleicht ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen.

Ein Doppelschrei schreckte uns auf, das Unisono der Frauen- und der Knabenstimme. Wir eilten aufwärts und sahen alsbald den Knaben hastig auf uns zulaufen. „Kommt", rief er winkend, als er uns erblickte, „und helft uns!"

„Was ist vorgefallen?"

„Die Mutter — der Esel — gestürzt — die Beine gebrochen!" Mit diesen verworrenen Ausrufen lief er zurück und winkte uns, ihm zu folgen.

In diesem Augenblicke kam auch schon die junge Frau zum Vorschein, glücklicherweise auf offenbar ungebrochenen Füßen rasch herabgehend. „Verzeihen Sie", sagte sie, als wir zusammentrafen, „daß mein thörichter Knabe sie erschreckt hat!" Sie lächelte dabei, doch zitterte ihre Stimme und sie holte tief Athem.

„Ach, der arme Esel, wo liegt er?" unterbrach sie der Kleine.

Der beklagte Verunglückte antwortete persönlich mit kraftvoller Stimme in seiner Sprache: daß er noch lebe.

Wir erfuhren nun, daß das gute Thier an einem Abhange einen Salto mortale kopfüber gemacht hatte, bei welchem es allerdings nicht die Beine, wohl aber den Rückgrat brechen konnte. Es hatte sich schneller von dem gemeinsamen Schrecken erholt, als Maria und ihr Sohn. Wir fanden den Wackeren in der geringen Tiefe mit seiner Ernährung beschäftigt und führten ihn auf einem Umwege wieder auf die gebahnte Straße.

(Schluß folgt.)

Napier in London.

Wenn der abyssinische Feldzug kein leichtes Unternehmen war und besonders für den Oberbefehlshaber neben den Sorgen des Amtes viel Anstrengungen und Strapazen mit sich brachte, so darf man darum nicht glauben, daß mit dem Falle von Magdala die Anstrengungen für den siegreichen Führer zu Ende waren. Lord Napier of Magdala kehrte heim, als die Wogen der gesellschaftlichen Saison hoch gingen, die zerstreuungsbedürftigen Kreise der Hauptstadt betrachteten den sonngebräunten Krieger als willkommene Beute, bekränzten ihn mit Lorbeeren und schleppten ihn von Gastmählern zu Festen und Gelagen und überhäuften ihn so sehr mit Ehren, daß der General die Strapazen der Gesellschaft schwerer zu ertragen fand, als die Beschwerden seines Feldzuges. Uebrigens ließen sich kurz nach Erstürmung Magdala's Stimmen vernehmen, die aus dem vorhandenen sehr spärlichen Material den Beweis zu führen suchten, daß man dem Könige Theodor gegenüber in den Verhandlungen über Auslieferung der Gefangenen nicht billig verfahren sei. Bekanntlich ließen eingehende Berichte aus dem Hauptquartier lange auf sich warten und manche Kleinigkeiten wurden in der Zwischenzeit bekannt, die den Gerüchten, der König sei getäuscht worden, wenigstens den Schein der Möglichkeit verliehen.

Während der ersten Wochen der Anwesenheit des siegreichen Oberbefehlshabers verstummte das Gerede unter Festreden und Lob; indessen hat Lord Napier jetzt, nachdem er etwas Ruhe gefunden, die erste öffentliche Gelegenheit, wo ihn die Stadt Welspool in Wales mit einem Bankett feierte, benützt, um sich von den angedeuteten Vermuthungen zu reinigen. Einmal mit dem Commando der Expedition zur Befreiung der Gefangenen betraut, erklärte er in einem Rückblicke auf die Ereignisse des Kriegszuges, habe er sich selbst überzeugen müssen, daß seine Pflicht mit der Erreichung dieses Zieles nicht zu Ende sei, sondern daß er Theodors Macht brechen müsse; „Englands Ehre erheische, daß derselbe gestürzt werde".

Unter diesen Umständen war es von Bedeutung, sich nicht in Unterhandlungen mit dem Feinde einzulassen und es reifte bei dem General der Entschluß, alle Vorschläge von Seiten Theodors mit der Forderung um Rückgabe der Gefangenen zu erwidern und nach Sicherung dieses Erfolges den König selbst in seine Gewalt zu bringen.

„Er habe denn auch — bemerkte er im Vortrage seiner Rede — keine Verhandlungen gestattet, die nicht mit diesem Plane im Einklange gewesen wären. Nichts sei geschehen, den König zu erbittern oder ihn zur Verzweiflung zu treiben. Man habe ihm für den Fall der Uebergabe ehrenvolle Behandlung versprochen, sich aber übrigens wohl gehütet, die Hoffnung bei ihm rege zu machen, als stehe eine Herabminderung der gemachten Forderungen zu erwarten. Wenn Theodor nach der Niederlage am Charfreitage den kleinsten Fetzen ausgehängt hätte, um seine Absicht, sich zu ergeben, kund zu thun, so würde er geschont worden sein."

Sämmtliche Blätter vernehmen diese Aeußerungen Lord Napiers mit Befriedigung. Die „Times" freuen sich über das stolze ehrenfeste Wort: Englands Ehre erheischte Theodors Sturz. „Daily News" fühlt sich erleichtert, daß die Gerüchte von Vorspiegelungen, die man dem Könige gemacht habe, unbegründet seien, und alle übrigen Blätter stimmen mit den beiden genannten darin überein, England Glück zu wünschen, daß seiner Ehre und der Menschlichkeit in gleicher Weise Rechnung getragen worden sei.

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Letzte Gastdarstellung des Fräul. Ilma v. Murska.

Ungefähr fünf Minuten vor Beginn der Ouvertüre betraten wir das Haus und blieben staunend an der Thüre stehen. Leer die Logen aller Ränge, leer sämmtliche Sperrsitze; im Parterre ungefähr fünfzig Menschen, etliche auf der Gallerie! Ah, da findet wohl die angekündigte Vorstellung nicht statt; der Gast singt nicht! Doch — der Theaterzettel, den wir zu Rathe zogen, belehrte uns, daß wir mit dieser Vermuthung irrten. In unveränderter Ruhe strahlte er uns entgegen: Martha als letzte Gastrolle des Frl. von Murska. Ergeben in unser Schicksal, traten wir ein, harrend der Dinge, die da kommen sollten, noch immer von der stillen Hoffnung erfüllt, plötzlich werde der Regisseur erscheinen und wegen Unpäßlichkeit des Gastes eine Aenderung der Vorstellung ankündigen. Doch er kam nicht und die Einleitung der Ouvertüre begann. Während derselben und der darauffolgenden ersten Scene kamen aber doch noch einige Zuhörer in die Logen und auf die Sperrsitze, wodurch der Anblick des Hauses wenigstens ein etwas freundlicherer und ermuthigenderer wurde. Wir hatten mithin vollkommen Recht, als wir gleich nach dem ersten Auftreten des Frl. von Murska den Zweifel aussprachen, ob die Theaterleitung wohl daran gethan habe, bei der jetzigen Jahreszeit und Temperatur das Abonnement aufzuheben und die Eintrittspreise zu erhöhen.

Die Langeweile und üble Laune auszudrücken, welche Lady Harriet Durham (alias Martha) bis zu dem Augenblick quält, wo sie den Entschluß faßt, als Magd verkleidet den Markt zu Richmond zu besuchen, mag aus oben angegebenem Grunde dießmal dem verehrten Gast nicht eben schwer geworden sein. Nur schien uns dieser Ausdruck zu lange festgehalten, wenigstens länger als das Buch vorschreibt. Der Beifall des Publikums war aber auch Anfangs nur matt, nach dem Liede von der „letzten Rose" jedoch sehr lebhaft, erhob er sich nach den eingelegten Proch'schen Variationen, die mit seltener Vollendung und Fertigkeit ausgeführt wurden, zu einem wahren Sturme, dem nur durch das dreimalige Erscheinen der Künstlerin und die Wiederholung der Schlußvariation Genüge geleistet werden konnte. Im Ganzen genommen halten wir den im ersten Referate über die Künstlerin gefällten Ausspruch fest, worin wir den Bravourgesang als ihr eigentliches Fach bezeichneten, in welchem sie Außerordentliches zu leisten vermag. Gerne fügen wir hinzu, daß sie im Verlaufe ihres Gastspieles sich auch als routinirte Darstellerin zeigte, die den Charakter der Rolle entsprechend wiederzugeben bemüht ist.

Die übrige Besetzung der Oper verträgt keine ernste Kritik. Wenn wir auch zugeben wollen, daß Herr Offenbach sich mit der Rolle des Plumkett nach Kräften abzufinden weiß, so wird uns doch jeder Besucher beistimmen, daß die Leistung des Herrn Cassio (Lyonel) an diesem Abende eine sehr unglückliche und in der Ausführung der Nancy durch Fräulein Oppenheimer auch nicht eine Spur von heiterem Scherze, oder gar leckem Muthwillen, wie dieß doch sein sollte, zu finden war. Hiebei wollen wir nicht vergessen, das Ersuchen an die Dame zu stellen, die Cadenz in ihrem „Jägerliede" mit einer geschmackvolleren und ihren Mitteln entsprechenderen zu vertauschen oder ganz zu streichen.

Schließlich wollen wir nur auf zwei Regie-Mängel aufmerksam machen. Im Buche heißt es, nachdem Martha und Nancy vergebliche Spinn-Versuche gemacht haben: „Plumkett setzt sich ans Rad. Lyonel steht daneben, die Lady bedeutend." Dadurch gruppiren sich die übrigen zuschauenden Mitwirkenden nicht nur ganz hübsch an den einen Spinnenden, sondern auch das Quartett geht präciser und wird wirkungsvoller, während die, nicht allein hier, übliche Abweichung, welche beide Männer an den entgegengesetzten Enden der Bühne spinnen läßt, den malerischen Effect gänzlich, den musikalischen zum Theil zerstört. Ebenso dünkt es uns unrichtig und ist abermals gegen die Vorschrift des Buches, daß der Richter von Richmond die „Privilegia sigillata regia" auswendig herschreit, während er sie von einer Pergament-Rolle ablesen soll. Damit entspräche er mehr der Achtung vor dem Gesetze und könnte dann erst mit Recht die Bauern-Schlingel zum Hutabnehmen zwingen. △

Frankfurt, 14. August.

Die hiesige Künstlerschaft hat beschlossen, daß der Zutritt zu der Kunstausstellung für den hiesigen Dombau vom nächsten Sonntag an unentgeltlich sein soll. Die Ausstellung befindet sich in dem Erdgeschoß des alten Bürgervereins in der Eschenheimergasse. An neu hinzugekommenen Bildern sind vor Allem „Die trauernden Mönche" von Cornicelius und die „Wallfahrt in der Campagna" von Prof. Hausmann in Hanau hervorzuheben. Unser berühmter Landsmann Schreyer in Paris hat dem Comite angezeigt, daß er eine Kohlenzeichnung für die Dombaulotterie bestimmt und bereits abgeschickt habe. Nach allen von auswärts eingelaufenen Nachrichten steht zu hoffen, daß von den 7000 Loosen kein einziges unverkauft bleibt. Für die Nachfrage in unserer Stadt hat das Comite jedoch noch etwa 200 Loose zurückbehalten, da nach bekannter Erfahrung dergleichen Glücksloose erst dann am eifrigsten gesucht, wenn sie am wenigsten angeboten werden. Herzog Adolph von Nassau hat auch der Dombaulotterie gegenüber gezeigt, daß er für die Blüthe und die Wohlfahrt der Stadt Frankfurt ein reges Interesse hat, und sich bei der Lotterie mit einer nahmhaften Zahl von Loosen betheiligt. Auch der Fürst von Thurn und Taxis hat die Begräbnißstätte vieler seiner Ahnen nicht vergessen und das Unternehmen der Künstlerschaft durch Abnahme von Loosen unterstützt. Die Ausspielung der Kunstwerke findet wahrscheinlich am 29. Aug. statt, da bis dahin auch die nach auswärts versandten Loose, welche die Zahl von 1000 nicht sehr hoch übersteigen dürften, abgesetzt sind. Diese Thatsache gibt aufs Neue den erfreulichen Beweis, wie sehr der Frankfurter seine Vaterstadt liebt und daß die Künstlerschaft nicht fehl gegriffen hat, wenn sie die Dombaulotterie vorzugsweise als eine innere häusliche Angelegenheit betrachtete nnd bei dem Absatz ihrer Loose es verschmäht hat, den nicht mehr ungewöhnlichen Weg der Zeitungsreclame einzuschlagen. Der jetzt schon glänzende Erfolg der Dombaulotterie beweist aber auch, daß der Frankfurter nicht nur den schönen Zweck der Dombaulotterie, sondern auch die Kunst selbst zu würdigen und ehren das Bestreben und die Thatkraft in sich trägt.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Newyork. Während Fanny Janauschek in voriger Saison die stolzen Räume der Academy of Music zum Tempel deutscher dramatischer Kunst erhoben und gleich Dawison eine Reihe von Triumphen gefeiert hatte, lag in unserem Musentempel an der Bowery der Schwerpunkt der Saison mehr in den leichteren Kunstgattungen, der Operette und dem Lustspiel. Um so mehr soll uns dagegen im „Stadttheater" für die kommende Saison an dramatischen Kunstgenüssen geboten werden. Herr Hermann Hendrichs wird gegen den 20. August hier eintreffen, um Anfangs September in der Titelrolle von Meyern's Drama „Herzog Albrecht" zum ersten Male aufzutreten. Frau von Bärndorff wird Mitte October hier ein Gastspiel beginnen, während auf Februar und März Herr Friedrich Haase uns als Gast in Aussicht gestellt ist. Daß Frau Marie Seebach diesen Winter ebenfalls unsere Gestade aufsuchen und uns mit einem Gastspiele beglücken wird, ist mehr als zweifelhaft. Seitens der Direction des Stadttheaters war ihr ein brillanter Contract angeboten, von derselben aber nicht angenommen worden. Im vorigen Monat versuchte Frau Seebach ihrerseits Unterhandlungen wegen eines Gastspiels anzuknüpfen, aber in Rücksicht auf die bereits erwarteten Gäste sah sich die Direction des Stadttheaters zur Ablehnung genöthigt.

„Das Lincolnmonument" von A. Glaeser (Frankfurt, Diesterweg) ist eine sehr lehrreiche Schrift, welche an das auf dem Titel genannte (dem Fräulein Vinnie Ream zur Ausführung übertragene) Kunstwerk einen kritisch-biographischen Abriß der Kunstgeschichte Amerikas anknüpft, die wir Europäer bis dahin noch fast gar nicht, oder nur in absprechenden Urtheilssprüchen und in Bruchstücken kannten.

Frau Ida Gräfin **Hahn-Hahn** hat wieder einen zweibändigen Roman vollendet, der den Titel führt: „Die Erbin von Cronenstein". Derselbe erscheint im Oktober bei H. Kirchheim in Mainz.

Roderich Benedix, der Unermüdliche, hat ein neues Lustjpiel in 4 Akten vollendet, welches den Namen „Die relegirten Studenten" führt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 15. August. Zum ersten Male: **Ein Wort an den Minister**, Genrebild in 1 Akt von Anson Langner. Hierauf zum ersten Male: **Ein delicater Auftrag**, Lustspiel in einem Akt nach dem Französischen von A. Ascher. Zum Schluß neu einstudirt: **Wiener in Paris**, Genrebild in 1 Akt von Holtei.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 214.)

Sonntag, 16. August. **Don Juan**, Große Oper in 2 Akten. Musik von W. A. Mozart.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 215.)

Für die Redaction verantwortlich: J. S. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Roßm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 227. Sonntag, den 16. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Das erschütterte Mädchen wagte endlich die Stille zu brechen mit der Frage:

„Gibt es kein Mittel mehr, dieses Weh zu sühnen?"

„Ich hab' es versucht", sprach Wilhelmine, „ich wollte mich dem Glauben in die Arme werfen, aber er verhüllte sich vor mir, denn ich hatte an der Liebe gesündigt und die Hoffnung verloren, und mein Bruder wußte jede Regung zu nichte zu machen, die mich antrieb, meine Sünde zu sühnen. Vielleicht, vielleicht ist es noch möglich. Ich habe einen Brief geschrieben an einen ehemaligen Freund meines Vaters, der sich im Groll von ihm getrennt um der Härte willen, die derselbe gegen seine Lieblingstochter bewiesen. Dir will ich diesen Brief geben, Kind, Du wirst mich nicht an den Bruder verrathen, wie sie es Alle gethan, die er in meine Nähe gebracht."

Clärchen schauderte, indem sie daran dachte, daß der Consul ihr ja die gleiche Rolle bei der Unglücklichen bestimmt; der Blick, welchen sie auf ihre Herrin richtete, sprach lauter als Schwüre, daß sie ihr Vertrauen rechtfertigen würde.

„Ich habe Dir vertraut vom ersten Augenblicke an", sprach Wilhelmine Dornen, „warum mein Bruder Dich mir ließ, ich weiß es nicht. Du wirst diesen Brief besorgen, Kind, ich weiß es, und Du wirst Das, was ich Dir geben werde, bewahren, bis es Dir abgefordert wird." Mit diesen Worten übergab die Kranke dem Mädchen einen Brief. „Trage ihn selbst auf die Post und merke Dir genau die Adresse."

Clärchen las:

„An den Justizrath Mylius. — Dieser Name ist mir nicht fremd, ich habe den Herrn Justizrath ab und zu gesehen als Kind, er besaß in meiner Heimathstadt ein Gartengut, welches er im Sommer bewohnte."

„Um so besser", sagte Wilhelmine, „dann kannst Du dieses Paquet in seine Hände legen, wenn ich selbst verhindert wäre, es zu thun. — Nimm hier, Kind, ich hoffe, daß Du es nicht lange zu hüten brauchst; daß ich es nicht selbst in meinem Schreibtische länger verwahren will, dazu habe ich meine triftigen Gründe, die mir aber zu schmerzlich sind, Dir zu enthüllen. Es ist ein heiliges Vermächtniß, das ich in Deine Hände gebe, Du sollst es bewahren, bis ich oder der Justizrath Mylius, den ich in diesem Briefe darum gebeten habe, es Dir abfordern werde, — nur ihm oder mir darfst Du es verabfolgen; willst Du mir das schwören, Kind?"

„Fräulein", sagte das Mädchen ernst, „das Vertrauen, welches Sie mir geschenkt, knüpft mich stärker an Sie, an Ihren Wunsch und Willen, als der feierlichste Schwur es vermöchte, aber . . ."

„Ich verstehe Dich", unterbrach sie Wilhelmine, „Dein Aber will fragen, ob Du dieses Paquet vor meinem Bruder verheimlichen darfst. Ja, Du sollst es verheimlichen. Glaube mir, er und seine Tochter haben sich ihre einstigen Rechte auf meinen Besitz, und noch weit mehr darüber, zu wahren gewußt. Mir ist nur der Opferpfennig geblieben, mit dem ich versuchen will, meine Schuld zu lösen, ich kann aber auch dieses nicht, wenn . . . Kind, dränge mich nicht zu Geständnissen, die nicht mich allein demüthigen würden."

Clärchen war jung, unerfahren und warmen Herzens, das Alles trieb sie an, der Frau, die ihr soeben noch den Jammer ihres Lebens enthüllt, zu dienen und zu helfen mit voller, hingebender Seele. Sie hatte zuerst zaudernd dieses unüberschriebene, versiegelte Paquet angenommen; denn, wenn sie auch den Inhalt nicht kannte, so sagte ihr doch die Sorge, welche ihre Gebieterin darum trug, daß er werthvoll sein müsse. Die flehende Bitte derselben: „Verweigerst Du es mir, dann habe ich Niemanden, dem ich vertrauen kann", brachten sie jedoch dazu, der heftig darnach verlangenden Kranken den geforderten Schwur zu leisten.

„Ich werde noch nicht sterben", rief die Kranke hastig, „ich weiß es, daß meine Stunde noch nicht da ist, ich weiß es, ich werde Mylius noch selbst das Paquet empfangen sehen."

Clärchen besorgte den Brief.

Zwei Tage brachte die Kranke in der fieberhaftesten Aufregung zu, sie schien den Brief Stunde für Stunde auf seinem Lauf zu verfolgen, sie zählte die Tage, welche möglicherweise Mylius bedurfte, um zu kommen, und immer kürzer stellte ihr aufgeregter Wunsch diese Frist.

„Morgen muß er kommen, er wird morgen hier sein, gewiß, gewiß — und dann kann ich leicht sterben", sagte sie in der Nacht zu Clara, die neben der Schlaflosen sorgenvoll am Bette saß. — Es waren ihre letzten Worte.

— — — — —

Der Consul nahm die Nachricht vom Hinscheiden seiner Schwester wie eine Sache auf, die man nicht nur seit langem erwartet, sondern mehr noch, die sich über die Gebühr verzögert hatte.

Er nahm sich kaum Zeit, eine conventionelle Trauermiene an zunehmen, das war Sache der Majorin, welche der Trauer um die einsam gestorbene Tante in Crepp und Schmelz genügend Ausdruck geben konnte; er selbst begann sogleich die Ordnung des Nachlasses der Verstorbenen, und zwar, damit keine Form verletzt würde, in Gegenwart eines dazu berufenen Gerichtsbeamten, welchem er ein in aller Form gefertigtes Testament der Verstorbenen, das in seinem Verschluß sich befunden, vorlegte, nach welchem er selbst oder nach seinem Ableben seine Tochter in den vollständigen Besitz aller Hinterlassenschaft derselben eingesetzt war.

Die Sache war so klar und einfach als möglich, und das Ordnen des Nachlasses würde eine eben so einfache Arbeit gewesen

Digitized by Google

sein, da das ganze Vermögen Wilhelminens im Geschäft des Bruders angelegt war. Aber der Consul wußte, daß seine Schwester noch ein nicht ganz unbedeutendes Capital in Staatspapieren hatte, welches sie eigensinnig, wie Kranke zu sein pflegen, ihm stets vorenthalten hatte, so oft er ihr auch dargelegt, daß es ein offenbarer Verlust sei, hier nur 4 Procent zu empfangen, statt der 15 Procent, welche er ihr gutschrieb. Wilhelmine aber hatte in diesem einen Punkte ihm einen unbesiegbaren Widerstand entgegengesetzt, welchen sie nur damit erklärte, daß es ihr unheimlich sei, wie eine Bettlerin keinen Pfennig in der Lade zu besitzen. Achselzuckend hatte der Consul nachgegeben, in der letzten Zeit jedoch war er mehrmals auf diese Papiere wieder zurückgekommen, ja hatte dieselben herrisch drohend gefordert. Es hatte eine heftige Scene gegeben, in welcher zum erstenmale in ihrem Leben die gebrochene, kranke Schwester den Sieg über den unerschütterlichen Bruder davongetragen hatte.

Nach diesen Papieren suchte nun der Consul; er ließ die Feder des geheimen Faches im Schreibtisch spielen, Nichts lag darin, als ein dürres, fast in Staub zerfallenes Blumenbouquet. Verächtlich warf er es fort; er suchte, suchte mit zitternder Hand und fiebernder Stirn, umsonst, er fand es nicht.

„Emilie", wandte er sich an seine Tochter, welche dem Gerichtsbeamten in der Schätzung des Mobiliars und der sonstigen Inventarienstücke behülflich war. „Emilie, lasse die Thüren schließen, es ist hier ein Diebstahl begangen worden, es fehlt das Paquet mit den Staatspapieren, welche, wie ich weiß, noch vor acht Tagen da waren, und ich finde keinen Ausweis darüber, wo dieselben sein könnten."

Die elegante Frau, welche den kostbaren aber altmodischen Schmuck, der noch von der Mutter der Verstorbenen herrührte, gemustert, und es sich in Gedanken überrechnet hatte, wie hoch wohl die Umfassung dieser Steine kommen könne, wandte sich gleichmüthig um, indem sie sagte:

„Aber wie ist das möglich, Papa?"

Der Gerichtsbeamte kam eilig herbei und dem Buchhalter, welcher die Notizen niederschrieb, entfiel vor Schrecken über diese ungewohnte Aufregung des Principals die Feder. Ein Diebstahl im Hause Joachim Dornen seel. Erben — aber das war ja ganz unmöglich! —

„Haben Sie Verdacht, Herr Consul?" fragte der Beamte.

„Leider ja. Es war ein Mädchen, halb als Dienerin, halb als Gesellschafterin bei meiner Schwester, von welcher ich heute noch nicht begreife, wie es mir in den Sinn kommen konnte, sie für meine Schwester zu engagiren, denn der erste Eindruck, welchen sie auf mich machte, hatte etwas außerordentlich Unangenehmes."

„Ganz meine Empfindung, Papa", sprach die Majorin und ließ eine schöne Bernsteinkette mit künstlichem Filigranschloß durch die feinen Finger gleiten; „die Person hat etwas Verschmitztes, und sie war ja Tag und Nacht allein hier; man müßte vorerst bei ihr nachsuchen."

„Die gnädige Frau haben ganz Recht", sagte der geschmeidige Beamte, „in diesem Falle ist eine Durchsuchung der Effecten der Hausgenossen nicht nur statthaft, sondern sogar geboten."

Der Buchhalter sagte nichts, aber da sein Herr Principal und die gnädige Frau diesen Verdacht ausgesprochen, so war es seine Pflicht, denselben ebenfalls zu hegen; er murmelte nur, indem er seine Feder wieder aufhob:

„Und solch' ein hübsches Kind."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der hessischen Bergstraße.

Von Lorenz Diefenbach.

(Schluß.)

Maria — wir wollen sie vorläufig noch so nennen — erzählte uns auf dem nun in unserer Gesellschaft zurückgelegten Heimwege: daß sie vorhin ihrem Gatten das Geleite gegeben habe, der sie und ihren Sohn Carlo vorgestern hier untergebracht hatte, heute schon wieder abgereist war, und den Odenwald ein wenig durchkreuzen wollte, bevor er wieder an seinen Wohnort zurückginge.

„Ich bin nur froh", sagte sie lachend, „daß er unsere Schreckensschreie vorhin nicht hören konnte, denn er würde uns tüchtig ausgescholten haben. Und doch", — fuhr sie ernster und mehr nur zu sich selbst sprechend fort —, „ist er so unendlich nachsichtig und liebevoll gegen mich, der sonst so strenge Mann!"

Seitdem theilte sie fast täglich unsere Spaziergänge. Sie hatte unsere Zustimmung erbeten, weil sie hier ganz fremd sei. Uns blieb sie eine interessante und liebenswürdige Erscheinung, in welcher Färbung und Stimmung sie auch auftrat. Denn diese wechselten bisweilen ohne sichtbaren Anlaß, was freilich nicht eben eine Tugend ist. Bald war sie ein Kind mit ihrem Kinde, haschte sich mit ihm, ließ sich von ihm beleidigen und versöhnen. Dann kamen aber auch, nicht Stunden, doch Minuten, in welchen ihre herrlichen Augen verschleiert erschienen, ein wehmüthiger Zug um ihren Mund hervortrat und sie selbst in ferne Zeiten und Räume versenkt sein mochte. Sie sammelte sich immer wieder schnell und suchte gleichsam unsere Verzeihung für ihre Zerstreutheit durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Freundlichkeit zu verdienen.

Eines Tages bei schon begonnener Dämmerung kam sie in unsere Wohnung, den unzeitigen Besuch entschuldigend und unsere Begleitung auf einem hoffentlich nur kurzen Wege erbittend. Carlo hatte nämlich mit mehreren theilweise älteren Knaben, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, einen Ausflug längs der Bergstraße vorgenommen, von welchem er entweder zu Fuß oder eher mit dem letzten Omnibus vor Sonnenuntergang zurückkommen sollte. Seine Mutter hatte ungern seinen Bitten nachgegeben, obgleich der Vater eines der jungen Wanderer diese begleitete. Nun war sie in der bangsten Unruhe, weil dieselben weder mit jenem Omnibus noch auch bis jetzt zu Fuße zurückgekommen waren, und wollte dem nächsterwarteten Abendwagen entgegen gehen. Daheim hatte sie Anordnungen für den Fall getroffen, daß derweile Carlo zu Fuße anläme.

Wir waren noch nicht weit mit ihr gegangen, als der Omnibus heranrollte. Auf ihre Bitte gingen wir schneller, um ihn am aufsteigenden Wege zu erreichen, wo er langsamer fahren mußte, damit sie dann Carlo herausrufen und mit sich nehmen könne. Ihrem wiederholten lauten Rufe seines Namens antwortete keine Knabenstimme, sondern nur die eines Mannes, welcher dem Kutscher zu halten befahl.

„Mein Gott! Mein Gott!" seufzte sie halblaut in dem Schmerze der Enttäuschung, doch nicht in dieser Empfindung allein, wie wir bald vermuthen durften.

Der Wagen hielt, fuhr aber sogleich weiter, nachdem ein schlanker Mann mit noch jugendlicher Behendigkeit herausgesprungen war.

„Wer ruft mich? Täuschen mich meine Sinne? Metella, meine Metella!"

So rief er mit anschwellender Stimme und sah nach uns hin, ohne uns noch deutlich unterscheiden zu können, da wir im tiefen Schatten einer Allee standen und Maria schon bei jenem ersten Rufe des Mannes weiter zurückgetreten war.

Sie hielt sich schweigend an uns fest; wir fühlten das Zittern ihres ganzen Körpers.

Digitized by Google

„Eine Täuschung?“ fragte ich leise.

„Nein!“ antwortete sie ebenso, aber mit entschiedenem Tone. Der Fremde trat zögernd näher.

„Soll ich für Sie sprechen?“ fragte ich sie.

„Ich danke Ihnen, nein“, antwortete sie, trat entschlossen vor und sagte laut in italienischer Sprache: „Carlo, ich bin es, Metella, aber nicht mehr Deine Metella. Mein Schicksal, mein Wille ist gebunden!“

„Aber nicht Dein Herz?“ fragte der Fremde.

Sie zog zwar die Hand nicht zurück, die er ergriffen hatte, sagte aber mit fester Stimme:

„Doch auch mein Herz, das in dankbarer Liebe an meinen Gatten gefesselt ist und mit den glücklichsten Banden an seinen und meinen Sohn Carlo, dem vorhin mein Ruf galt“.

„An Deinen Sohn Carlo?“ rief der Fremde mit leidenschaftlicher Betonung dieses Namens aus. „Warum trägt er meinen Namen? Metella, Du liebst mich noch!“

„Ich gedachte Dein“, sagte sie sanft, „als ich ihm diesen Namen gab, und ich will Dein immer gedenken, aber wir sind für dieses Leben getrennt!“

Der Mond war aus Wolken hervorgetreten und beleuchtete hell die beiden schönen Gestalten. Auch wir Beide waren vorgeschritten, und ich sagte, um nicht unberufen die Geheimnisse des Paares zu belauschen, auf Italienisch zu Metella:

„Sollen wir ein Stückchen vorausgehen und Sie erwarten?“

„Nein, meine Freunde“, antwortete sie in deutscher Sprache, „wir bleiben zusammen; ich fühle, daß ich Euch vollkommen vertrauen kann. Was ich meinem Jugendfreunde oder — ich habe keine Ursache, es zu verhehlen — meinem Jugendgeliebten mitzutheilen habe, sollt auch Ihr hören. Er wird mich, ich bitte und hoffe es, in Ruhe anhören, aber auf raschem Gange, damit ich mich bald überzeuge, ob mein Carlo, der kleine nämlich, der mein bleibt — setzte sie mit leise bebender Stimme und doch wie im Scherze hinzu —, ob er auf anderem Wege sicher heimgekommen sei, wie ich hoffen darf.“

Carlo der Aeltere konnte oder wollte diese Aufforderung nicht ablehnen.

Indessen fasse ich lieber in kurzen Bericht zusammen, was wir unterwegs und späterhin durch Maria-Metellas Vertrauen erfuhren, und bemerke nur zum Voraus: daß wir alle Drei sie bis an das Bett ihres bereits ruhig schlafenden Söhnchens begleiteten.

Im Ganzen war Metellas Schicksal nicht gar außergewöhnlich. Die in Italien geborene Tochter deutscher Eltern, hatte sie in zarter Jugend Carlo kennen und lieben gelernt, den Sohn eines norddeutschen Banquiers in Venedig. Beide Eltern begünstigten die Annäherung der jungen Leute, und ihre Lebenspfade schienen in sichtbarer Zukunft ungehemmt sich in Einen zu verschmelzen. Aber Carlos italienische Mutter hatte ihm den ganzen Haß ihres Volkes gegen die Oesterreicher einzuflößen gewußt, und er ließ sich in Verschwörungen ein, die ihn auf den Spielberg geführt hätten, wenn er nicht übers Meer geflohen wäre.

Von dieser Zeit an erkaltete die Freundschaft zwischen den Eltern. Es ist möglich, daß Briefe von Carlo an Metella zwar in die Heimath gelangten, aber in einem oder dem anderen beider Häuser nicht zufällig verloren gingen und nicht an ihre Adresse kamen. Es kann jedoch auch sein, daß Carlo vor den eigenen Eltern später verschollen war, und sogar, daß er seine Liebe zu dem unerreichbar fern zurückgebliebenen jungfräulichen Kinde in Neigungen und Leidenschaften vergaß, die dem gereiften heißblütigen Manne vorübergehende Befriedigung und Betäubung verschafften, jedoch späterhin mit ihrer vergifteten Lava das Paradies der ersten Jugend in seiner Erinnerung nur durch eine dünne Schichte verdeckten. Denn diese Erinnerung war es, die in dem nach langen Jahren Heimgekehrten zur Sehnsucht erwuchs und ihn aus dem elterlichen Hause forttrieb, um Metellas Spur in Deutschland zu verfolgen. Wir waren die Zeugen seines Wiederfindens, das aber nur ein Wiederverlieren werden sollte. Wenn ihn auch kein gesetzliches Band fesselte, das ihm verboten hätte, aufs Neue um den Besitz der Geliebten zu werben, so war er doch ungebunden genug, um Metellas gesetzlichen Bund zu zerreißen, wenn sie ihm hätte folgen wollen.

Auf ihrem schönen Antlitz lag ja noch der Marienglanz unentweihter Jugend, obgleich die Blüthe zur Frucht geworden war. Aber vielleicht schied doch ihr Kind Carlo stärker von ihr, als der ihm unbekannte Gatte dieß vermochte. Wir sahen ihn an jenem Abend vor dem schlummernden Knaben stehen und ihn lange betrachten; Metella hatte ihm erlaubt, mit uns sie bis an diese heilige Stätte zu begleiten. Sie hatte ihm und uns gesagt: „Carlos Vater ließ ohne Widerspruch meine Wahl dieses Namens zu, weil er dessen Bedeutung in meinem früheren Leben kannte und weil er meiner Treue hinreichend gewiß war, um mir den Widerhall des verschwundenen Glückes zu gönnen“.

Und dazu trug der Knabe Metellas Züge. Aber für Carlo war er immerhin das Kind des anderen Mannes, dem alles Glück zu Theil geworden war, welches er selbst einst besessen und weiter zu gewinnen gehofft hatte. Er hauchte einen Kuß auf des Kindes Stirne, drückte Metellas Hand lange an seine Lippen, und ging alsbald den nächtlichen Weg zurück auf die Bahnstation, von welcher er gekommen war. Sein Abschiedsgruß lautete: „Auf Wiedersehen in ruhigem Alter, im Schimmer unserer Abendröthe!“

Metellas Gatten haben wir bis heute nicht persönlich kennen gelernt. Aber wir wissen, daß er das in ihrem Besitze gefundene Glück verdient, und wir glauben, daß Carlo ihr nie den Herzensfrieden und den milden Lebenssonnenschein verbürgen konnte, den ihr die warme Neigung und der von tiefer Achtung beseelte Aufblick zu dem „edelsten Manne“ gewährte, wie sie selbst ihren Gatten nannte.

Mannichfaltigkeiten.

(Frau Doctorin Eugenie.) Von den französischen Bourbonenkönigen wußte der Volksglaube zu erzählen, daß sie durch einfache Handauflegung die Fallsucht heilen könnten, und noch Karl X. hat vor seiner Expedition nach Holywood eine Probe dieser Kunstfertigkeit abgelegt. Wie es scheint, will der Imperialismus dieser „berechtigten Eigenthümlichkeit“ des ci-devant Königthums, vorläufig in Bezug auf Psychiatrie, Concurrenz machen. Der „Constitutionell“ berichtet allen Ernstes von einer gelungenen Kur (ebenfalls durch Handauflegen), die Frau Eugenie am vorletzten Donnerstag in dem Centralasyl des Seinedepartements für Geisteskranke vollzogen hat. „In der Werkstätte, wo die Geisteskranken zu Handarbeiten angehalten werden, befand sich ein von tiefer Melancholie Heimgesuchter, den man lange Zeit vergebens zu heilen versucht hatte. Von seiner tiefen Traurigkeit ergriffen, legte die Kaiserin ihre Hand auf seine Schulter und richtete mehrere Fragen an ihn, auf die er anfänglich nicht Acht zu geben schien. Bald aber erwachte, von den wohlwollenden Worten der Kaiserin hervorgelockt, die schlummernde Vernunft des Unglücklichen. Er schien aus einem Traum zu erwachen und Thränen entstürzten seinen Augen. Mit Erkenntlichkeit antwortete er auf die Fragen, welche die Kaiserin an ihn richtete.“ Hält man es in den officiösen Kreisen des Empire bereits für geboten, das Prestige desselben durch diese Mittel wieder aufzufrischen?

(Rochefort.) Ueber die Persönlichkeit und den Lebensgang Henri Rocheforts schreibt ein Pariser Correspondent der „Köln. Ztg.“: Rochefort, 1830 geboren und Sohn des Marquis de

Digitized by Google

Rochefort-Lucay, ist ein großer, schlanker Mann mit hoher, vorspringender Stirne, kleinem schwarzem Schnurrbart und für den ersten Moment hartem Blick. Er ist einfach, liebenswürdig gegenüber seinen Genossen, ohne jede Anmaßung, muthig bis zur Tollkühnheit, aber leider ein Spieler. Rochefort war seltsamer Weise 1851 einer der Angestellten des Seinepräfecten Haußmann. Im Jahr 1863 war er sogar Inspector der schönen Künste, ein Posten, welchen er nur verließ, um bei dem „Charivari", später bei dem „Nain Jaune" mitzuarbeiten. Bei letzterem verblieb er bis 1865, zu welcher Zeit er beim „Figaro" eintrat, wo er durch einen Bericht über ein kleines, am Hofe von Fontainebleau aufgeführtes Lustspiel Aller Aufmerksamkeit auf sich zog. Nach einer kurzen Thätigkeit bei der Redaction des „Soleil" kehrte er wieder zum „Figaro" mit einem Gehalte von 2000 Franken monatlich zurück, und verließ diesen erst, um seine „Lanterne" zu gründen, nachdem ihn Billemessant in Folge einer Verwarnung des Ministers des Innern entlassen mußte. Auch seine Duelle — er hatte deren drei — haben seinem Namen eine gewisse Verbreitung verschafft, insbesondere jene, die er mit dem Prinzen Murat und Granier de Cassagnac dem Jüngeren hatte.

(Ein Engländer über deutsches Schießen.) Der Wiener Special-Correspondent, welcher der „Times" über das dritte deutsche Bundesschießen berichtet, bemerkt u. A.: „Nach den neueren Vorbildern bemessen, steht daß Schießen, wie gut es auch in seiner Art sein mag, hinter der Kunst der englischen Freiwilligen zurück. Es ist noch nicht lange her, daß eine Entfernung von 100—150 Yaeds (zu drei Fuß) als non plus ultra angesehen wurde. Von 100 Yards plötzlich auf 1000 überzugehen, wäre ein so gewaltiger Sprung gewesen, daß er die meisten deutschen Schützen von dem Beitritt zu dem Vereine abgeschreckt hätte; überdieß wären viele Mitglieder dadurch practisch ausgeschlossen gewesen, da sich die meisten neue Büchsen hätten anschaffen müssen. Die alte schweizerische und tyrolische schwere Büchse, die allgemeine Waffe vor der Erfindung der Enfields und Whitworts, war und bleibt in den Händen fast aller Mitglieder. Wenn man an den Schießgalerien vorbeigeht und die Gewehre ansieht, so glaubt man eine Curiositäten-Sammlung alter Waffen zu sehen. Freilich finden sich einzelne den Begriffen der Neuzeit näher kommende Büchsen, die meisten aber sehen aus wie alte Familien-Erbstücke. Besonders die Tyroler führen Waffen, die augenscheinlich noch aus Steinschloßgewehren umgewandelt worden sind. So sieht es denn schon fast nach einer Revolution aus, daß der Verein es wagte, neben der gewöhnlichen Entfernung von 175 Metern eine solche von 300 Metern einzuführen. Eine noch größere Neuerung wäre sicherlich fehlgeschlagen. Wie weit man hier in diesen Dingen noch zurücksteht, läßt sich daraus ersehen, daß nicht nur Tyroler oder andere dergleichen naturwüchsige Leute, die nie aus ihren Bergen oder Thälern herausgekommen sind, sondern selbst gereiste und gebildete Männer die Frage stellen, ob man denn in England wirklich auf 800, 900 und 1000 Yards schieße, und wenn dieß bejaht wird, hinzufügen, daß sie das doch gern einmal sehen möchten — was wie eine höfliche Andeutung klingt, daß sie Einem nur glauben wollen, wenn sie es mit eigenen Augen sehen."

(Ein furchtbarer Wolkenbruch) suchte am Freitag, den 24. Juli, die Stadt Baltimore heim. Der Regen begann Morgens früh in Strömen zu fallen und dauerte bis zum späten Nachmittage fort. Von Mittags an begannen die Straßen total überschwemmt zu werden, und das Wasser stieg so reißend schnell — zwei Zoll in der Minute — daß die Fluthen mehrere Fuß hoch durch die Straßen rauschten und in Northstreet, ihrer ganzen Länge nach, sogar die Höhe von 8—9 Fuß erreichten. Die im Erdgeschoß der Häuser befindlichen Läden und Waarenlager wurden natürlich ebenfalls überschwemmt und in den meisten hatte man kaum noch Zeit, um die Waaren ins obere Stockwerk zu schaffen. Viele Oxhofte Molasses und andere auf den Werften und auf den Straßen lagernde Guter wurden von den Fluthen weggespült und die in Waarenhäusern liegenden, wie z. B. Zucker, zum Theil verdorben. Die Gasfabrik wurde überschwemmt und die Wasserleitung an einigen Stellen unterbrochen. Glücklicherweise gingen nur sechs Menschenleben verloren. Nach Aufhören des Regens am Abend floß die „Sündfluth" ebenso schnell wieder ab, als sie gekommen war, und jetzt konnte man den angerichteten Schaden erst in seiner ganzen Größe übersehen. Man schätzt ihn auf wenigstens drei Millionen Dollars.

(Huhn oder Ente?) Ein patriotisch gesinntes Berliner Kind wollte jüngst einen Versuch machen, ob der vaterländische märkische Sand während der dießjährigen Sommerhitze nicht dieselbe Brütkraft entwickeln könne, wie derjenige in den Wüsten Afrikas. In Ermangelung von Straußen-Eiern verschaffte er sich sechs Stück hier gelegte Hühner-Eier, brachte sie in einer mit Sand vom Kreuzberge angefüllten Cigarrenkiste unter und stellte letztere den ganzen Tag über in die Sonne. Am 22. Juli ging er ans Werk und sah dasselbe schon am 9. d. mit Erfolg gekrönt. Am 9. kam eins, am 10. ein zweites, drittes und viertes und am darauf folgenden Tage das fünfte und sechste Ei aus. Die Küken befinden sich ganz wohl und werden mit kleingehackten Eiern und Hirse gefüttert. Die alte Henne brütet meist 21 Tage, die Sonne brauchte deren nur 19, um das erste auszubrüten.

„Robert Clive, der Eroberer von Bengalen", historischer Roman von A. Müßelburg, 5 Bände, (Leipzig, E. J. Günther). Ein gut und ruhig geschriebenes Werk, das in zweckmäßiger Mischung von Geschichte und Dichtung unsere Theilnahme für die Charakterschilderung und das Geschick einzelner Menschen in Anspruch nimmt. Schon die drastisch beschriebenen ersten Jugendjahre des Helden lassen uns seine Zukunft ahnen, in welcher seine ungewöhnlichen Kräfte und der edle Grund seiner Gesinnung uns auf seine Seite stellen, wo seine Mängel — für welche auch wir nicht blind sind — von seinen Feinden übertrieben und lügenhaft dargestellt werden, um ihn zu verdammen. Neben ihm steht der treue, an Leib und Seele gesunde Bill Starlow, und in manchen Beziehungen über allen übrigen Gestalten die idealisirte der Inderin Adora. Ihr letztes Wiedersehen mit Clive ist in einfachen Zügen ergreifend gezeichnet. Den Engländern, wie im Ganzen auch den Hindus, widerfährt ihr Recht; schon keimt das Walten der Nemesis, dessen furchtbare Wirkungen in unserem Jahrhundert hervortraten.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

H. Bürkel in München: Winterbild am Ammersee in Oberbayern. — Franz Quaglio in München: Ein Münchener Hafenbinder. — Hugo Kauffmann in Kronberg: Die Schaafheerde. — Nach der Ziehung zum Militär. — E. Döring in Frankfurt: Blumen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 16. August. **Don Juan,** Große Oper in 2 Akten. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 215.)

Montag, 17. August. Zum ersten Male wiederholt: **Das Stammschloß,** Schauspiel in 5 Akten von A. Ray.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 216.)

Dienstag, 18. August. Neu einstudirt: **Die Zwillinge,** oder: **Ein Pariser Schusterjunge,** komisches Original-Charakterbild in 4 Akten von Trautmann.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 217.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kly. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 228 und 229. Dienstag, den 18. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Clärchen saß indessen, nichts ahnend von dem Unwetter, das sich über ihr zusammenzog, an dem Bette der Leiche, sie, die einzige Trauernde; ihre Augen waren die einzigen, welche um die Verstorbene weinten.

Sie hatte in der Aufregung über dieses plötzliche Sterben jenen Auftrag ganz vergessen, urplötzlich aber trat ihr dessen Gefährlichkeit vor Augen, als der Consul ihre Schlüssel verlangte; sie ward glühend roth und ihre Stimme zitterte, als sie um Aufklärung einer solchen auffallenden Maßregel bat.

„Ihr Benehmen zeigt, daß Sie den Grund derselben sehr gut kennen", sprach der Consul hart, und zu dem Beamten sich wendend, forderte er diesen auf, kraft seines Amtes dem Mädchen die Schlüssel abzuverlangen."

„Ich werde diese Schlüssel nicht von mir geben", sprach das Mädchen mit Festigkeit, „ja ich weiß, um was es sich handeln mag, und ich beklage tief, daß meine Unerfahrenheit und die namenlose Verlassenheit der Verstorbenen, welche mich tief rührte, Veranlassung war, daß ich einen Schwur leistete, einen mir übergebenen Gegenstand, dessen Inhalt ich, ich schwöre es vor Gott, nicht kenne, an mich genommen habe, um denselben nur einer mir bezeichneten Person zu übergeben. Meine unglückliche Herrin erwartete den Tod nicht so schnell . . ."

„Ein ganz artiges Märchen", unterbrach der Consul sie höhnisch, „nur schade, daß dasselbe nicht den Vorzug hat, ganz klar und verständlich zu sein. Geben Sie die Schlüssel."

„Aber mein Gott, Papa, welche Umstände mit einem solchen Geschöpf, lassen Sie einige von den Arbeitern heraufkommen und die Schlösser aufbrechen."

„Ich habe geschworen, dieses Paquet nicht an Sie auszuliefern; Herr Consul, mag die Verstorbene dafür ihre Gründe gehabt haben, ich kenne diese nicht, aber so weit meine Kraft geht, will ich diesen Schwur halten."

„Und wem sollten Sie dieses Paquet übergeben?"

„Dem Justizrath Mylius."

Der Consul zuckte unmerklich zusammen und der Beamte fragte:

„Sie haben dann unzweifelhaft eine Vollmacht der Verstorbenen in Händen?"

„Nein, mein Herr."

„Aber in welcher Weise wollen Sie dann die Richtigkeit Ihrer Behauptung uns beweisen?"

„Fräulein Dornen hatte nicht die Absicht, mir dieses Paquet bis zu ihrem Tode in Aufbewahrung zu geben, sie erwartete den Justizrath Mylius, an welchen ich einen Brief zur Post gegeben, in den nächsten Tagen, — statt seiner kam der Tod."

„Allerdings sehr unangenehm für Sie, denn so kommt die Untersuchung, ehe Sie Zeit hatten, Ihren Raub in Sicherheit zu bringen", sagte der Consul. „Ich denke nicht, Herr Commissär, daß auf die Ausflüchte dieses Frauenzimmers Werth zu legen sei."

Der Beamte zuckte die Achseln, und sich zu Clärchen wendend, welche bei dem Wort Raub zusammengezuckt war, als hätte sie eine Schlange gestochen, sagte er milder:

„Geben Sie mir die Schlüssel, Kind, vielleicht findet sich ein Umstand, welcher diesen verdächtigen Besitz in Ihren Händen zu Ihren Gunsten aufklärt."

Schluchzend übergab ihm Clärchen die Schlüssel.

„In der obersten Schublade der Commode", sagte sie.

Der Beamte öffnete. — Obenauf lag das versiegelte unüberschriebene Paquet; er nahm es mit den Worten heraus:

„Ist es dieses, Herr Consul?"

„Dasselbe."

„Es ist keine Adresse darauf."

„Ich dachte es mir wohl, das Märchen ist unhaltbar."

„Es ist entsetzlich! entsetzlich!" rief der Buchhalter.

„Sie sind, wie Sie wohl einsehen werden, des Diebstahls überführt, junge Person", sagte der Consul, zu Clärchen sich wendend, „danken Sie es meiner Nachsicht, wenn ich Sie nicht den Gerichten überantworte, aber entfernen Sie sich augenblicklich aus meinem Hause. — Herr Commissär, ich bitte, daß diese häßliche Sache unter uns bleibt. — Wollen Sie mir das Paquet geben?"

Die Majorin hatte mehr durch Geberden, als durch Worte ihre Entrüstung kundgegeben; jetzt aber, als Clärchen vortrat, nahm sie die Falten ihrer seidenen Robe zusammen, um nicht in eine beschmutzende Berührung mit der Diebin zu kommen.

„Mein Gott, welche Frechheit!" rief sie, als Clärchen, statt geknickt vorbei zu schleichen, hochaufgerichteten Hauptes und flammenden Auges gegen den Consul vortrat, welcher die Hand nach dem Paquet ausstreckte. Der Heldenmuth der Unschuld sprach aus dieser Haltung und unwillkürlich trat der Consul einen Schritt zurück.

„Herr Consul", sprach das Mädchen fest, „Sie haben nicht das Recht, mich als überführte Diebin aus dem Hause zu weisen, Sie haben kein Recht, hier Großmuth zu üben, Sie haben kein Recht an dieses Paquet, bis das Gericht es Ihnen zuspricht. — Mein Herr", wandte sie sich an den Beamten, während der von einer solchen Sprache ganz verblüffte Consul schwieg, „mein Herr, arretiren Sie mich, thun Sie, was Ihres Amtes. Ich bin verdächtig, ja, aber nicht schuldig, ich scheue die Untersuchung nicht."

„Sind Sie von Sinnen", rief der Consul, welcher offenbar die Oeffentlichkeit scheute; „gehen Sie, gehen Sie und wir

Digitized by Google

wollen die Sache auf sich beruhen lassen", und er machte mit der Hand eine hochmüthige Bewegung nach der Thüre hin.

„Aber mein Gott, Papa, wenn diese Person eine solche Sehnsucht nach dem Zuchthause hat, warum ihr nicht willfahren? Ich finde das als ein sehr einsichtsvolles Erkennen ihrer Bestimmung", rief die Majorin.

Niemand antwortete auf diese frivolen Worte.

Clärchen wandte sich nochmals an den Beamten.

„Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, aber ich will die Gewißheit haben, daß auch dieses Paquet in die Hände des Gerichts kommt."

„Das geht nicht, das geht nicht!" rief der Consul eifrig.

Der Beamte, ein unentschlossener, von der Wichtigkeit und dem Reichthum des Consuls imponirter Mann, zauderte, was er thun solle.

„Wenn Sie es vor Ihren Vorgesetzten verantworten können", rief das junge Mädchen, in welchem die Pein und die Schutzlosigkeit ihrer Lage einen Muth entflammte, der als bester Anwalt für sie eintrat.

„Allerdings, allerdings, es wird wohl nicht anders zu machen sein; ich bedauere außerordentlich, Herr Consul . . ."

„Auch ich bedauere, Herr Commissär, daß Sie sich von der Frechheit dieser Person so sehr einschüchtern lassen, indessen thun Sie, was Ihres Amtes ist und was Sie für gut finden. . . . . Komm' Emilie!" Mit diesen Worten bot der Consul seiner Tochter den Arm und verließ offenbar sehr mißgestimmt das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

C. W. Petersen's Rettungsboot.

Die „Hamburger Nachrichten" bringen einen ausführlichen Bericht über die mit dem Rettungsboot angestellten Versuche:

„Kürzlich erregte ein zweimastiges kleines Fahrzeug auf der Elbe durch die eigenthümliche Bauart sowohl, wie auch durch die von ihm geführte Flagge großes Aufsehen; letztere war die bislang hier noch unbekannte Flagge der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" in Bremen. Das Fahrzeug selbst war das erste Rettungsboot, welches der Erfinder, Capitän C. W. Petersen, für seine Rechnung unter Beihülfe der Bremer Gesellschaft und Schiffsrheder in Altona hatte erbauen lassen, und welches an diesem Tage seine Wasserprobe bestehen sollte. Das Fahrzeug ist 32 Fuß lang, 10 Fuß 4 Zoll breit und 4 Fuß tief gehend, eingerichtet für neun Mann zur Bedienung und kann ungefähr vierzig gerettete Personen in drei mit Luftventilatoren versehenen und wasserdichten Räumen aufnehmen. Das Princip der Selbstentleerung von eingeschlagenem Wasser ist in vervollkommnetem Maße angewandt, ebenso das Princip der Selbstaufrichtung. Hierzu wird eine neu construirte Hebekraft angewandt, welche zwischen zwei hohen Kajütewänden, im Mittelpunkte des Fahrzeuges angebracht ist, und durch ihre Beweglichkeit das Umschlagen des Fahrzeuges gänzlich verhindert, oder wenn dieß wirklich einmal durch ein außergewöhnliches Naturereigniß geschehen sollte, es sofort wieder aufrichtet. Diese beiden Eigenschaften, der Selbstentleerung und der Selbstaufrichtung, waren es besonders, welche von den Commissionen geprüft werden sollten. Die Direction der Hamburg-Amerikanischen Paketschifffahrt-Actiengesellschaft hatte bereitwilligst bei der großen Wichtigkeit dieser Erfindung für die Schifffahrt das Schiff „Hammonia", dann einen Leichter mit der Dampfwinde und eine Anzahl Mannschaften zur Verfügung gestellt. Am Bord der „Hammonia" waren die Mitglieder beider Commissionen und eine Anzahl von Capitänen und sonstigen Sachverständigen anwesend, während von der Brücke, dem Lande und den großen Speichern eine große Masse Neugieriger dem seltenen Schauspiel zusahen.

Es wurden zuerst aus dem Fahrzeuge die Masten herausgenommen, ein starkes Tau, welches von der Raanock des Vordermastes der „Hammonia" herunterlief, um das Rettungsboot befestigt und nun von der Dampfwinde angezogen; das kleine Fahrzeug wurde dadurch vollständig aus dem Wasser gehoben und kopfüber hineingestürzt; doch fast in demselben Moment, wie es auf dem Kopfe stand, hatte es sich auch wieder aufgerichtet, und kam in normaler Lage wieder an die Oberfläche; allerdings ganz bis an den Rand mit Wasser gefüllt; in zwölf Secunden aber entleerte dieses sich wieder vollständig, und das Fahrzeug war wasserfrei. Hierauf wurden 16 Mann beordert, zuerst alle zusammen auf der Railing des Steuerbordes, darauf des Backbordes zu stehen, doch machte diese große Belastung einer Seite keinen besonderen Eindruck. Dann wurden die Masten eingesetzt und befestigt, die beiden großen Segel daran aufgezogen und dann noch zwei Mal in sehr langsamem Tempo das Ueberstürzen des Fahrzeuges durch die Dampfwinde vorgenommen; trotzdem nun, daß die großen nicht gereffteten Segel dem Wasser bei dem Wiederaufrichten einen bedeutenden Widerstand leisten, geschah dennoch die Wiederaufrichtung fast ebenso schnell, wie ohne Masten, die Entleerung in derselben Zeit. Bei diesem mehrmaligen Ueberstürzen erwiesen sich zwei als Luft-Ventilatoren angebrachte Gummischläuche als zu dünn; sie wurden von der Kraft des Wassers in die Oeffnungen, in denen sie sitzen, hineingetrieben, und dadurch kam etwas Wasser in die Mittelkajüte, welches bei Messung sich auf 5½ Zoll stellte. Dagegen blieben Vorder- und Hinterkajüte wasserfrei. Diese ersten Versuche fielen zur allgemeinen Befriedigung aus.

Die Herren der beiden Commissionen waren am Bord der „Hammonia", um noch andere Versuche anzustellen. Auf deren Verlangen hatte der Erfinder 28 Säcke, je mit 135 Pfund Sand gefüllt, als Repräsentanten ebenso vieler gerechneter Personen in die Mittelkajüte gebracht und dort befestigt. Mit dieser Beschwerung und mit vollen Segeln ward dann die Ueberstürzung des Fahrzeuges vorgenommen, trotzdem Capitän Petersen erklärte, ein Seemann werde nie zum Segeln ausgehen mit einem Fahrzeuge, in welchem die Befrachtung über der Wasserlinie liegt und kein Ballast im Grunde des Fahrzeuges vorhanden sei. Er wollte deßhalb als Aequivalent Wasserballast einnehmen, doch die Herren der Commission lehnten dieses ab, und so ward das Fahrzeug wieder kopfüber geworfen. Bei dem niedrigen Wasserstande bohrten sich aber die 18 bis 22 Fuß langen Masten in den Grund und hielten das Fahrzeug mehrere Minuten nieder, als aber dann das Tau von der Dampfmaschine anzog und die Masten frei machte, hob sich sofort mit Schnelligkeit das Fahrzeug und stand in seiner normalen Lage mit Masten und Segeln. Hierauf ließ Capitän Petersen 44 Cubikfuß Wasser als Ballast durch seine Ventile ein, erhielt 35 Mann der „Hammonia" auf sein Fahrzeug und mit diesem Gesammtgewicht von annähernd 17,000 Pfund belastet, blieb das kleine Fahrzeug noch mit seinem Deck sechs Zoll über Wasserlinie. Verschiedene Manöver dieser starken Bemannung konnten weder im Vorder- noch Hintertheil des Fahrzeuges eine Veränderung in dieser Lage bewirken.

Dann kam die letzte Prüfung so wie Capitän Petersen sie vorschrieb; die Belastung mit den 28 Sandsäcken und den 44 Cubikfuß Wasserballast blieben, ebenso die Masten mit den aufgespannten Segeln. Gegen diese Ueberbelastung aber, wie der Erfinder vorher erklärt hatte, war die Kraft der Dampfmaschine zu gering, sie konnte wohl das Rettungsboot auf der einen Seite heben, aber nicht zum Kentern bringen; sie wandte alle ihre Kraft an, doch vergebens; das Fahrzeug widerstand in herrlichster Weise, nur das Tau, mit dem es aufgewunden worden, ein ganz neues vierzölliges, konnte

Digitized by Google

nicht widerstehen, sondern riß mit einem lauten Knalle. Allseitig ward diese letzte Probe als das glänzendste Resultat anerkannt.

Die Berichte der beiden Commissionen in dieser so höchst wichtigen Angelegenheit werden später veröffentlicht werden.

Auch die „Hamburger Börsenhalle" spricht sich sehr anerkennend über die erstaunlichen Leistungen des Fahrzeuges, was Stabilität und Aufrichtungskraft betrifft, aus. Freilich müsse sich noch bewähren, daß diese Eigenschaften nicht auf Kosten anderer von einem Rettungsboot zu fordernden Eigenschaften und Einrichtungen erreicht seien.

Die Ueberschwemmung in Baltimore.

Dem „Baltimore Wecker" entnehmen wir folgende Einzelheiten über die große Ueberschwemmung, welche die Stadt und Umgegend von Baltimore am 24. Juli heimgesucht hat:

„Der Schaden, welcher unzähligen unserer Mitbürger durch das plötzliche und unerwartete Austreten der Jones Falls zugefügt wurde, ist weder mit Tausenden noch Hunderttausenden zu ersetzen, sondern beläuft sich auf viele Millionen. Seit dem Jahre 1837 hat Baltimore keine solche Fluth gesehen, und die meisten Personen hatten deßhalb gar keine Ahnung, daß das Wasser so hoch steigen und sich so weit verbreiten könne, und erfuhren dieß später zu ihrem großen Nachtheile. Die starken Regengüsse der letzten Tage hatten bereits das sonst seichte und unbedeutende Flüßchen Jones Falls sehr angeschwellt, aber da ein Austreten des Wassers aus seinem Bette ziemlich zu den Seltenheiten gehörte, so fürchtete man Vormittags weiter keine Gefahr, trotzdem es von Morgens 4 Uhr an heftig und anhaltend geregnet hatte. Erst gegen Mittag sahen Diejenigen, welche an den den Falls entlang laufenden und in den benachbarten Straßen wohnten, unmittelbar Gefahr und begannen, ihre Güter zu retten; doch das Wasser kam so plötzlich über sie, daß die Meisten keine Zeit hatten, das Nothwendigste zu bergen, und ehe sie sichs versahen, standen sie in ihren Läden bis unter die Arme im Wasser, und einige mußten die Bogenfenster einschlagen, um ins Freie zu gelangen; viele flüchteten sich in die höheren Stockwerke, um nur das Leben zu retten, ihr ganzes Betriebs-Capital den Fluthen Preis gebend.

Mit riesiger Gewalt brachen die Fluthen in Calvert-, North-, Harrison- und Frederickstreet hinein; in Zeit einer halben Stunde wogten sie an unserer Office vorüber nach der Baltimorestraße, und in den am Flußbette zunächst gelegenen Straßen stieg das Wasser in kurzer Zeit bis an die zweite Etage und an den Läden riß die Strömung Fenster und Thüren fort, Hausecken stürzten ein und machten die Gebäude für die in die zweiten Stockwerke geflüchteten Bewohner unsicher, weßhalb man sie mit Kähnen aus ihrer Lage befreite. An eine Rettung von Möbeln und Gütern war bereits in den am meisten gefährdeten Straßen gar nicht mehr zu denken, Viele waren froh, daß sie das nackte Leben ins Trockene bringen konnten. Ein Stadt-Eisenbahnwagen der rothen Linie wollte, nachdem das Wasser bereits von der Saratoga- nach der Harrisonstraße lief, noch durchfahren, weil die Gaystraßen-Brücke noch feststand; die Gewalt des Wassers hob jedoch den Wagen aus der Schiene, die sechs bis acht Passagiere wurden nur mit Mühe gerettet, die Pferde aber kamen in den Wogen um. Außer dem Bahnwagen, der gestern Abend noch halb auf den Schienen der Gaystraße stand, war schon vorher ein anderer in die Strömung gerathen, der die Harrisonstraße hinunterschwamm; mehrere Passagiere befanden sich auf dem Wagen und einige retteten sich auf ein Schutterdach, wovon zwei in einem Kahne gerettet wurden; als man den anderen Mann retten wollte, brach das Gerüst zusammen und der Mann wurde fortgerissen. An der Ecke von Prattstreet- und Marsh Market Space sah man einen Mann sich an einem Telegraphenpfosten anklammern, den die Wogen später fortrissen.

Auf der nordöstlichen Seite des Falls bot sich ein ähnliches furchtbares Schauspiel dar. Das Wasser stand weit herauf in der Hillenstraße, lief die Frontstraße entlang und beschädigte viele Häuser auf beiden Seiten. Der ganze Strich zwischen Calvert-, Lexington-, Frederick-, Fayette-, High-, French- und Madisonstraße glich einem großen See, aus welchem die Häuserviertel wie Inseln herausragten, durch die Straßen, in welchen sonst reges geschäftliches Leben pulsirte, fuhren Polizisten und Andere in Kähnen, um diesem oder jenem Bedrängten Hülfe zu bringen, um noch den einen oder den anderen Stall zu öffnen, und so den Pferden Gelegenheit zu geben, sich zu retten.

Das Strombett der Falls bot gegen zwei Uhr einen furchtbaren Anblick; Fragmente von Häusern, Wagen, Blöcke, todte Thiere, Pferde, Hunde und Kühe, welche noch um ihr Leben kämpften, trieben pfeilschnell vorüber, Zucker-Orhofts, Branntweinfässer und Möbel aller Art schwammen in den Fluthen, um an den Brückenjochen oder an den Häuserecken zu zerschellen. Der Gewalt der Strömung konnte kein Boot widerstehen, und Die, welche in den Kähnen fuhren, mußten Vorsicht gebrauchen, um nicht in den Hauptstrom zu gerathen. Kurz vor zwei Uhr begann die eiserne Brücke an der Fayettestraße zu wanken. Der Anblick war ein furchtbarer. Das Wasser hob die Brücke haushoch, und wie Laub flogen die schweren Platten und Röhren nach allen Richtungen; einige Minuten später war von der Brücke keine Spur mehr vorhanden. Kurz vorher, ehe das Unglück passirte, sah man drei Männer auf der Brücke stehen, und man fürchtet, daß sie bei der Katastrophe ums Leben kamen. Die Gewalt des Wassers riß auch noch einige Gebäude in der Nähe der Brücke an der Ost-Fayettestraße mit. Die Gaystraßen-Brücke konnte dem Andrange der Wogen ebenfalls nicht widerstehen und hob und schob sich; das Wasser und die zahlreichen Balken von den anderen Brücken demolirten die Geländer, und vor der Brücke staute sich eine riesige Trümmermasse auf.

Die Hillenstraßen- und die Madisonstraßen-Brücke hinterließen keine Spur. Eine Zeit lang bildete die solide Steinbrücke an der Eagerstraße die einzige Verbindung zwischen der Stadt, Altstadt und Ost-Baltimore. Zahlreiche Pferde in dem mit Stallungen reich gesegneten Stadttheile zwischen der Calvertstraße und den Falls ertranken entweder in den Ställen oder waren störrig, als man sie retten wollte, und wurden fortgerissen. In der Harrisonstraße wurde ein Mann in seinem Laden ertrunken gefunden; solche Fälle sind vermuthlich noch mehr vorgekommen. Die Fluth zerstörte die Gasleitungen in gewissen Gegenden, und in dem am schlimmsten heimgesuchten Stadttheile herrschte ägyptische Finsterniß.

„Der Schaden, den die Ueberschwemmung verursachte, beträgt mehrere Millionen. Neun Brücken über Jones Falls wurden weggerissen. In Ellicot City wurden 30 Häuser zerstört. In einigen von ihnen befanden sich ganze Familien, die im Wasser ihren Tod fanden. Am Relay House, acht Meilen von Ellicot City, hat man neun Ertrunkene gefunden. In Baltimore sind, so viel man weiß, sechs Menschen ertrunken, deren Leichen man gefunden hat. Die Anzahl der in der Ueberschwemmung zu Ellicot City vermißten und ertrunkenen Personen ist 37. Etwa 200 Ballen Baumwolle sind aus dem Wasser herausgefischt worden."

Mannichfaltigkeiten.

(Kühlungsmittel in Indien.) Das „Journ. des Débats" erzählt uns, wie die Engländer in Indien sich trotz der drückendsten Temperatur Kühlung zu verschaffen wissen. Unsere heurige

Digitized by Google

durchschnittliche Temperatur von 25 Grad Wärme ist beinahe kühl zu nennen im Vergleich zu derjenigen, welche die Bewohner der Ufer des Ganges empfinden. Für die Einwohner Calcuttas ist vierzig Grad (doch wohl nur in der Sonne!) Wärme noch eine sehr erträgliche Temperatur. Dagegen hat man in diesem Lande Mittel, sich der Hitze zu erwehren, die in Europa unbekannt sind. Jeder in Calcutta wohnende, einigermaßen vermögende Engländer besitzt ein mit Vorhof versehenes Haus. Im Erdgeschoß desselben befindet sich der Speisesaal und das Badecabinet, in der ersten Etage ein vor den Sonnenstrahlen geschützter Balcon, der gleich seinem Dache von schlanken, den freien Zutritt der Luft nicht hindernden Säulen getragen wird. Jeder in Calcutta ansässige Europäer hat in seinen Gemächern und Schlafzimmern einen „Panka" genannten Apparat. Es ist dieß ein großer, ein Rechteck bildender Fächer, der zu dem Zwecke in Bewegung gesetzt wird, in dem abzukühlenden Zimmer den Zu- und Rücktritt der Luft zu bewerkstelligen. Das Spiel des Fächers ist ein sehr einfaches. Die wechselnde Bewegung desselben wird vollkommen geräuschlos vermittelst einer Seidenschnur zu Wege gebracht, welche ein eingeborner Diener außerhalb des Gemachs handhabt. Dieser Apparat ist Tag und Nacht unter den Händen der sich ununterbrochen abwechselnden Bedienung in Bewegung und ist die Temperatur des Zimmers hierdurch eine weit niedrigere, als die der Außenluft. Man wendet in Calcutta auch noch ein anderes Mittel an, sich Kühlung zu verschaffen. Wenn sich nämlich der Wind bemerklich macht, spritzt man Wasser gegen die als Vorhänge dienenden Matten, welche die offenen Fenster bedecken; das Wasser wird durch die Bewegung der Außenluft in Dunst aufgelöst und vermindert sofort die Wärme des Zimmers. Während des Tages hält man alle Zugänge dicht verschlossen. Beim ersten Morgengrauen besteigen die reichen Engländer, Herren wie Damen, ihre Pferde, um im Freien „Luft zu trinken"; wenn die Sonne über dem Horizont erscheint, kehren sie zurück. Abends, kurz vor Sonnenuntergang, beginnt die Promenade von Neuem und verlängert sich bis gegen neun Uhr, wo die Hauptmahlzeit des Tages stattfindet.

(Blitzschlag.) Man schreibt aus Leobschütz, 10. August: „Ein ungewöhnliches Naturphänomen hat heute unsere Stadt in gewaltige Aufregung versetzt. Morgens halb neun Uhr bei ganz heiterem Himmel und Nordost- und Ostwind, ohne daß sich ein Gewitter entlud und unter keinen anderen Erscheinungen, als denen einer drückenden Schwüle, hörten wir auf einen Blitz unmittelbar ein so heftiges Krachen des Donners, daß Jeder glaubte, in seiner unmittelbaren Nähe seien ganze Häuser eingestürzt. Auch nicht ein Tröpfchen Regen war gefallen. Bald darauf verbreitete sich die Schreckenskunde, der Blitz hätte in dem sogenannten Engelsgäßchen am Niederthore in einem Hause eingeschlagen, und viele, unweit unter dem Schatten einer gewaltigen Pappel mit Fabrikarbeit gerade beschäftigte Personen, worunter auch einige Kinder, seien vom Blitze getroffen worden und halb todt. Alsbald eilten drei Aerzte an die Stätte des Unglücks und hatten vollauf zu thun, um den Unglücklichen Hülfe zu leisten. Sieben Personen sind vom Blitze mehr oder weniger beschädigt worden, worunter zwei Mädchen mit lebensgefährlichen Erscheinungen, Bewußtlosigkeit und Krämpfen. Andere waren an den Gliedmaßen wie versengt. Es waren Leute aus drei aneinander stoßenden Häusern, die theils im Freien unter der Pappel sich aufhielten, theils im Zimmer waren. Glücklicher Weise ist Hoffnung vorhanden, daß Sämmtliche davonkommen werden. Der Blitz scheint zuerst in einem Hause eingeschlagen zu haben, zertrümmerte alle Fenster desselben und der Nachbarschaft, fuhr bald wieder heraus mit seiner zickzackförmigen Abzeichnung der Mauern, und im selben Momente drang er in eine gegenüber stehende Pappel, deren Rinde von unten auf vollständig trennend, und fuhr in die benachbarte größere Pappel, welche stellenweise gespalten wurde."

(Ein Fensterstock als Halskrause.) Bei Straubing machte kürzlich in einem Dorfe ein Bursche einen Kammerfenster-Besuch. Als er den Kopf durch das Fenstergitter gesteckt, um mit der Heißgeliebten zu sprechen, rief der wachehaltende Kamerad: „Hanns, a Gendarm!" Der Hanns brachte im Schrecken den Kopf nicht mehr aus dem Gitter, ein kräftiger Ruck und der Fensterstock hing an seinem Halse, womit er auch davonlief. Andern Tages brachte er den Fensterstock dem Bauer und sagte: „Sad's nöt bös".

Frankfurt, 17. August.

Der Vorstand des Vereins zur Förderung des öffentlichen Verkehrslebens hat vor einiger Zeit geeigneten Ortes die ausgedehntere Eröffnung einiger der anziehenderen Sammlungen (naturhist. Museum, Städel'sches Kunstinstitut, städtische Gemäldesammlung) befürworten zu müssen geglaubt. Bereits ist ihm die Direction der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft in dieser Beziehung mit anerkennungswerther Bereitwilligkeit entgegen gekommen. Nach erfolgter Rückäußerung hängt die Erfüllung dieses Wunsches nur von einer entsprechenden Vermehrung materieller Leistungsfähigkeit der Gesellschaft ab. Daß in der Sache selbst das zur Zeit Mögliche geschieht, geht daraus hervor, daß vom 1. Juli d. J. an das Museum außer zu den bisherigen Stunden (Mittwoch Nachmittag und Freitag Vormittag) auch an einem Sonntage jeden Monats während der Vormittagsstunden geöffnet sein wird. — Nach der bei der Direction bestehenden günstigen Disposition für weitergehende Eröffnung der reichen Sammlungen wird es nur des Beitrittes einer Anzahl neuer Mitglieder bedürfen, um die so reichen Sammlungen öfter als bisher, ja täglich, der öffentlichen Beschauung erschlossen zu sehen. Möchten sich dieß insbesondere diejenigen wohlhabenderen Bürger und Einwohner Frankfurts gesagt sein lassen, welche bis jetzt wohl nur zufällig einer der anziehendsten Anstalten hiesiger Stadt mit ihrer Unterstützung fern gestanden haben.

Literatur-Notizen.

„Tile Kolup (der falsche Friedrich) und die Wiederkunft eines ächten Friedrich, Kaisers der Deutschen". Historische Studie von B. Meyer. (Königsberg, Br. Meyer). Dieses vielfach anziehende Buch führt uns in eine jammervolle Zeit des deutschen Volkes zurück, in welcher dieses voll messianischer Hoffnung auf einen neuen Herrscher war, der es von seinen Tyrannen: Junkern und Pfaffen, erlösen sollte. Es gewinnt jetzt wieder langsam die im 16. Jahrhundert erhaltene Ueberzeugung, daß es selbst das Beste bei dieser Befreiung zu thun hat, wie ja keine wahre Erlösung gänzlich von außen kommen kann. In jener Zeit (13. Jahrh.) nun, als Friedrich II. im Banne des falschen Hohepriesters von Rom gestorben war und sein Nachfolger Rudolf von Habsburg sich als frommer Knecht der Kirche erwies, hoffte das unglückliche Volk, zugleich indessen auch mancher selbstsüchtige Parteigänger, nicht bloß auf einen würdigen Nachfolger Friedrichs II., sondern auch auf dessen eigene Wiedererscheinung, weil kein wahrer Messias wirklich sterben kann. Auf diesen Volksglauben stützten sich die mehrfach auftretenden falschen Friedriche, möglicherweise aber auch einer oder der andere auf den Glauben an die eigene Berufung und Fähigkeit, durch einen frommen Betrug das arme Volk zu erlösen. Unser Verfasser nimmt dieß zwar bei Tile Kolup, dem bedeutendsten dieser Impostoren, der zu Wetzlar tragisch endete, nicht an, erwägt aber doch die Möglichkeit. Er betont namentlich das Edle in der Erscheinung dieses Mannes, in dessen Lebensgeschichte auch seine fleißige und kritische Forschung noch manches Räthsel ungelöst lassen muß. Jedenfalls verdient seine schöne Arbeit unsern Dank, und seine Hoffnung auf Deutschlands Zukunft Verwirklichung.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 18. August. Neu einstudirt: **Die Zwillinge**, oder: **Ein Pariser Schusterjunge**, komisches Original-Charakterbild in 4 Akten von Trautmann.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 217.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 230. Mittwoch, den 19. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Der Beamte machte sich einige Notizen, während Clara sich rüstete zum schwersten Gange ihres Lebens.

„Wie heißen Sie?"

„Clara Schwarzholz", sprach das Mädchen mit Festigkeit, denn sie war entschlossen, komme jetzt was da wolle, ihren eigentlichen Namen zu nennen.

„Schwarzholz?" sprach der Beamte zögernd, „mich dünkt, der Consul nannte einen anderen Namen."

„Mamsell Auracher", sagte nachhelfend der noch anwesende Buchhalter.

„So nannte ich mich nach meiner Pflegemutter, mein eigentlicher Name ist Schwarzholz."

„Sie scheinen sich in sehr räthselhaften Verhältnissen zu bewegen", sprach der Beamte härter als bis jetzt der Fall gewesen, denn Clara's große Schönheit, ihr festes, muthiges Auftreten hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, welchen dieser Doppelname wieder zu zerstören drohte. „Sie müssen gestehen, daß Ihr Auftreten hier unter falschem Namen zum mindesten sehr bedenklich erscheint, und ihre Verhaftung nach dieser Seite hin rechtfertigt."

Clara erblaßte, aber sich wieder fassend, sagte sie:

„Ich bin bereit, auf jede Frage dem Gerichte Rechenschaft abzulegen."

Inzwischen hatte sich durch das Kammermädchen der Majorin die Kunde von dem Vorgefallenen im Hause verbreitet und die Dienerschaft sich am Fuße der Treppe aufgestellt, um das erwünschte Schauspiel der Demüthigung eines Mädchens zu genießen, dessen Schönheit und feines Benehmen sie außerhalb ihrer Kreise gestellt, obschon auch sie nur eine Dienende gewesen. Nicht ein Wort des Mitgefühls ward laut, wohl aber freche und hämische Reden und vor allem die Bemerkung, daß man dieses der Mamsell von je her zugetraut.

Das Stubenmädchen war so eifrig, dem soeben erst hinzugekommenen Kutscher die ganze Geschichte zu erzählen, daß Beide es vollkommen überhörten, daß hinter ihnen die Glasthüre, welche vom Hofe hereinführte, sich geöffnet und ein Herr in die Flur getreten, welcher somit unfreiwilliger Zuhörer dieser Diebstahlsgeschichte wurde, da das im Eifer des Erzählens und Hörens versunkene Paar schon mehrere Anreden des Fremden außer Acht gelassen hatte. Köchin und Reitknecht, welche, um besser die Ankommenden zu sehen, sich auf einer der oberen Stufen postirt, riefen jetzt herab: „Sie kommen, sie kommen!" und die Untenstehenden reckten die Hälse, um ja frühe genug die Sünderin zu erblicken; und sie kamen, — aber den Neugierigen war der größte Genuß versagt. Clärchen, die so einfach und ruhig die Treppen herabstieg, schien so gar nicht die Heldin eines solchen Dramas im niedrigen Genre zu sein und noch viel weniger irgend welche Notiz von dem zu beiden Seiten aufgestellten Dienstpersonal zu nehmen, machtlos schienen die hämischsten Blicke und die laut genug geflüsterten Hohnreden an ihr abzugleiten, es war, als finge der Engel ihrer Unschuld diese giftigen Pfeile mit krystallenem Schilde auf.

Ruhig schritt sie die Treppe herab, nichts war an ihr auffallend und außergewöhnlich, als die blässere Färbung des schönen Gesichts und vielleicht der noch erhöhtere Glanz der dunkeln Augen.

In dem Augenblicke, als Clärchens Fuß die untersten Treppenstufen berührte, machte der Kutscher, wahrscheinlich um ihr besser in's Gesicht starren zu können, eine halbe Wendung, sein breiter Rücken hatte die Gestalt des hinter ihm stehenden Fremden verdeckt. Clärchen wandte sich zur Seite und Auge in Auge trafen sich zwei Menschen, die sich ein einzigesmal gesehen, um sich nicht wieder zu vergessen: Felix Tedesco und Clara.

Das Mädchen starrte ihn an, wie er so vor ihr stand, das glänzende Haar von einem rosigen Lichtstreif aus der durchleuchteten Glasthür getroffen, als sei sein Bild wieder wie jenesmal eine Gestalt ihrer Phantasie, als müßte es zerfließen wie dieses. Dann aber sah sie ihn auf sich zutreten, sie hörte ihren Namen von seinen Lippen tönen: „Clara!" und in diesem Ruf lag ein so jammervoller Aufschrei, sie sah in sein Auge und in seinem Blick lag ein so entsetzlicher Zweifel, daß die mühsam aufrecht erhaltene Kraft jäh zusammenbrach, die Wogen ihres Weh's schlugen über ihr zusammen und mit einem Stöhnen, das wie ein Todesseufzer klang, brach sie ohnmächtig neben dem Geländer zusammen, an welches sie sich schwindelnd gelehnt.

Mit einem Sprunge war der Künstler neben ihr und hob den leblosen Körper auf. Er hielt das regungslose Mädchen in seinen Armen, er sah in dieses schöne, reine Gesicht, das lauter als Schwüre für ihre Unschuld zeugten, und das blos künstlerische Wohlgefallen, welches er bei der ersten Begegnung für das Mädchen empfunden, verwandelte sich jetzt, da sie ihm so hülflos, so schutzlos den Verläumdungen und Verdächtigungen preisgegeben, im Arme lag, in das Gefühl einer starken, vertrauenden Liebe; sie konnte nicht schuldig sein, in solcher Schrift schrieb die Natur das Zeugniß der Reinheit und Keuschheit auf keine Stirn, damit die befleckte Seele sie Lügen strafe.

Fester drückte er den schönen Leib an sich und sein Herz that den Schwur: ich will nicht von Dir lassen, ob auch Alle Dich verdammen! — Dann sich umwendend, fragte er das gaffende Gesinde:

„Ist Niemand bereit, mir Hülfe zu leisten?"

In der Köchin hatte sich beim Anblick der Leblosen das weibliche Mitgefühl geregt, sie war überdieß schon über die Jahre hinaus, welche das Kammer- und Stubenmädchen so eifersüchtig auf

Digitized by Google

Clärchens Schönheit werden ließen; sie kam herbei und half dem Bildhauer die Ohnmächtige in ihre nebenan gelegene Kammer tragen.

„O Gott, o Gott, welch' ein Glück", murmelte dieser, „daß des Amerikaner's Bestellung mich hierher kommen ließ, ich hätte nicht daran gedacht, heute in dies Haus zu kommen und dann — dann — —", er vollendete nicht. „Mein Herr", wandte er sich an den mit eingetretenen Beamten, „wollen Sie mir diese Sache erklären, ich nehme den tiefsten Antheil an der Unglücklichen und — wie ich mich verbürgen möchte — Unschuldigen."

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Mein Name ist Felix Tedesco, ich kam hierher, um von dem Consul die Genehmigung zu erbitten, die Copie einer Statue, welche er gewissermaßen als sein Eigenthum betrachten kann, anzufertigen. Hier haben Sie meinen Namen, mein Gewerbe und die Ursache meines Hierseins. Aber nun um Gotteswillen, was ist mit dem Mädchen?"

„Sie ist Ihnen bekannt?"

„Ich habe sie nur ein einzigesmal gesehen, aber wäre es meine Schwester, ich nähme kein wärmeres Interesse an ihr. Herr, haben Sie Mitleid, und sagen Sie mir, halten Sie eine Schuld dieses Engels für möglich?"

Der Beamte zuckte die Achseln.

„Es ist ein eigenthümlicher Fall. Der Herr Consul wollte sie ohne Aufsehen entlassen, aber das Mädchen verlangte selbst vor Gericht gestellt zu werden."

„Gott sei Dank, Gott sei Dank!" jubelte der Künstler, „so ist sie unschuldig. Berief sie sich auf Niemand, nannte sie Niemand?"

„O doch, lassen Sie sehen, der Name — ja, da ist er in meinen Notizen — Justizrath Mylius."

„Gerettet, gerettet!" jauchzte der Künstler. „Clara, Geliebte, Du bist gerettet! Justizrath Mylius ist hier, er ist mein Freund. Mein Herr, statt in's Verhörlocal, fahren Sie mit mir und Ihrer Gefangenen zu dem Justizrath, um der Barmherzigkeit willen thun Sie es!"

„Mit dem größten Vergnügen", sagte der gutmüthige Beamte, „wenn der Herr Justizrath Mylius eine Auskunft geben kann . . ."

„Nun kommt sie wieder zu sich", sagte die Köchin, welche sich inzwischen mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „ja, ja, wenn man noch jung ist, wirft einem eine Feder hin, wenn man einmal alt ist . . .", sie vollendete diesen Satz nicht, welcher sich in ihren Gedanken auf eine sehr eigenthümliche Weise mit nicht ganz correcten Marktrechnungen verband und jedenfalls in Gegenwart des Commissärs nicht ohne Gefahr weiter ausgeführt werden konnte.

Clara hatte die Augen geöffnet, aber es bedurfte erst einiger Zeit, ehe sie sich ihrer Lage entsann und die Gegenwart des Künstlers sich klar machte. Dann aber war sie nicht mehr jenes heldenmüthige Mädchen, das dem Consul gegenüber ihre Würde vertheidigte, sie war das in Scham und Schmerz gebeugte Weib, das den Augen des Geliebten als eine Sünderin erscheinen muß.

Schluchzend verhüllte sie ihr Gesicht und der bebende Mund stammelte:

„Ich bin unschuldig."

„Clara, Clara!" rief Felix, auf sie zueilend und die Gebeugte mit seinen Armen umschlingend, „nicht mir ist diese Versicherung nöthig, ich habe nicht gezweifelt an Dir, aber auch die Anderen sollen es nicht, Mylius ist hier."

„Mylius ist hier!" rief das Mädchen, sich erhebend und zu dem jungen Manne emporblickend mit einer Scheu und Andacht, als schaue sie in das Antlitz eines Götterboten; dann faltete sie die Hände. „Mein Retter! und abermals mein Retter!" flüsterte sie und machte eine Bewegung, als wolle sie vor ihm in die Kniee sinken.

Felix fing sie in seinen Armen auf.

„Geliebte, Geliebte! süßes Mädchen, fasse Dich; es soll Alles gut sich wenden!"

(Fortsetzung folgt.)

Der große Ausbruch des Mauna Loa auf Hawaii.

Auf Hawaii, der größten und südöstlichsten Insel der Sandwichgruppe, befinden sich allein noch thätige Vulcane (die übrigen Inseln sollen älteren Bildungen angehören), d. h. hauptsächlich einer, der 13,760 Fuß hohe Mauna Loa, da der Mauna Kea (13,950') für erloschen gilt, und der dritte Hualalai (10,000') seit 1801 nicht thätig gewesen ist. Neun frühere Ausbrüche, meist des Kilauea, sind bekannt aus den Jahren 1789, 1801, 1823, 1832, 1840, 1843, 1852, 1855 und 1859; der diesjährige ist der bedeutendste, von dem man Kunde hat. Die ersten Spuren zeigten sich am 27. März um halb 6, als die Wallfischjäger, die in Kawaihae vor Anker lagen, eine dichte Rauchsäule meilenhoch emporsteigen sahen, begleitet von einem glänzenden Schein. Nach wenigen Stunden verschwand die Säule, und die Nacht darauf sah man keinen Lichtschein. Am 28. März begannen heftige Erdbeben; man fühlte in Kona an einem Tage 50—60 verschiedene Stöße, in Kau gar 300 in derselben Zeit und nahe dem großen Krater von Kilauea soll die Erde mehrere Tage in fortwährendem Zucken gewesen sein; dazwischen immer einzelne Stöße, die den Eindruck machten, als würde gerade unter einem ein Felsblock gegen den Boden gestoßen. Zwischen dem 28. März und 11. April wollen die Bewohner von Kau 2000 Stöße empfunden haben. Am 2. April 4 Uhr Nachmittags erfolgte ein Stoß, der alles Gemäuer niederwarf und auf Hawaii gewaltigen Schaden anrichtete, während man ihn auch auf den übrigen Inseln sehr deutlich fühlte. Alle Kirchen stürzten ein, und zwar in unglaublich kurzer Zeit; man spricht von 10 Secunden! Die wogenden Stöße gingen von NW. nach SO.; die kurzen zuckenden dauerten 2 Secunden; die oben beschriebenen, wo man das Gefühl hatte, als würde ein gewaltiger Felsblock gegen die Erdrinde gestoßen, endeten auch schnell; bei allen drei hörte man ein Getöse wie fernen Donner.

Am 2. April fand auch der Schlammausbruch von Kapapala statt; in dem schönen mit Hütten, Hainen und Heerden geschmückten Thale, 15 Meilen vom Kilaueakrater, riß plötzlich die Erdrinde und aus der Spalte brach, nachdem mit fürchterlichem Krach zuerst Steine herausgeflogen waren, ein gewaltiger Strom rothen Schlammes im Bogen heraus; 1800 Fuß von der Oeffnung beginnt der Schlammhaufen und dehnt sich drei Meilen weit, eine oder eine halbe Meile breit an verschiedener Stellen, in einer Dicke von 2 Fuß an den Rändern und 20—30 in der Mitte. Aus zwei Spalten, die sich gegenüber lagen, wurde diese Masse in zwei Minuten befördert und das ganze Thal vernichtet; 31 Menschen kamen um und viel über 500 Stück Vieh. Der hervorgeschleuderte Schlammstrom floß so schnell, daß er fliehende Ziegen einholte und begrub; Baumstämme stecken darin noch stehend, die Wipfel aber wie weggeschossen. Jetzt ist es ein feiner rother Boden, und aus der Spalte fließt ein Strom kühlen, klaren Bergwassers; bleibt dieß, so hat der Besitzer des Thales, der 15,000 Dollar an Eigenthum eingebüßt hat, Aussicht auf reiche Ernten, da der ausgeworfene Boden sehr fett ist. Unmittelbar auf diese Explosion und das Erdbeben folgte eine gewaltige Fluthwelle, 50 Fuß hoch, die ein ganzes Oertchen, Keauhou, im Handumdrehen wegfegte, und mehrere andere Flecken an der Küste ebenso arg verwüstete. 81 Menschen sollen dabei umgekommen sein; so ist die ganze Südspitze von Hawai,

Digitized by Google

der Distrikt Kau, vernichtet, die Küstenplätze durch das Meer, die Dörfer im Innern durch das Erdbeben.

Der Lavaausbruch aus dem Mauna Loa füllte ein 500 Yards breites und 10 Meilen langes Thal; die Lavamasse verbreitete sich am Meere zu 2—3 Meilen; der Ausfluß begann am frühen Morgen des 7. April. Ein zweiter Ausfluß, etwas tiefer, bedeckte schnell ein bewohntes Plateau, so daß sich die Einwohner (es war 5 Uhr Nachmittags) noch eben retten konnten, ehe ihre Häuser verbrannt und eingehüllt wurden; nach 10 Minuten war der Pfad, über den sie entkommen waren, schon verschwunden unter der Lava. 4 enorme Fontainen, scheinbar verschieden, aber eine Linie von einer Meile nach N. und S. bildend, spieen aus der Oeffnung die Lava; die Strahlen waren blutroth und flüssig wie Wasser, immer wechselnd in Höhe und Stärke; bald verbanden sich zwei, bald alle vier zu einer einzigen meilenlangen Fontaine. Dieser Strom aus dem unteren Krater floß 2—3 Meilen über das Plateau, folgte dann der Landstraße eine Stunde und stürzte sich endlich in einem Winkel von 30 Grad einen Abhang hinab der See zu, 8—10 Meilen lang und stellenweis eine halbe Meile breit. Der reißende Lavastrom schleppte große Felsblöcke mit; dann stürzte sich der Feuerfluß, dessen Schnelle zwischen 10 und 25 Meilen die Stunde wechselte, ins Meer. In der Nacht war der Anblick der Gluth über alle Beschreibung großartig, da sich der Schein der rothen Feuerfluth in den dunklen Wolken von Rauch und Gas spiegelte, die darüber hingen; dazwischen zuckten Blitze und scharfe Donnerschläge wurden hörbar, eine der großartigsten Naturscenen, die man sich denken kann. Die Berichterstatter behaupten, die ausgespieene Lava habe eine nach Süden rotirende Bewegung gehabt und vergleichen die Schnelligkeit mit der des Connecticut, wenn er im Frühling aufgeht und das Eis über die Stromschnellen dahinreißt. Der aus dem Krater aufsteigende Dampf war sehr mit Schwefel geschwängert; die ganze Luft war weithin mit Rauch erfüllt; an der Küste, wo die Lava sich ins Wasser stürzte, bildete sich in der See eine kleine kegelförmige Insel aus Schlamm und Sand, die bald durch einen Lavadamm mit dem Lande verbunden war. Am 6., also einen Tag vor dem Ausbruche des 7., hatte ein Regen von Asche und Bimstein stattgefunden, der das Land 10—15 Meilen nach allen Richtungen bedeckte, meist nur 1—2 Zoll hoch, an einigen Stellen aber auch 15 Zoll.

Furchtbar war der Lärm des Ausbruches, der von den ausgeworfenen Felsstücken herrührte; auch blitzte es die ganze Nacht über dem Krater und einzelne Donnerschläge ertönten dazwischen. Entsetzlich anzusehen war es, wenn ein Lavastrom eine Viehherde erreichte; die armen Thiere, die zu Hunderten auf dem schönen Grasplateau weideten, waren bald umringt und rührten sich nicht vom Fleck, obgleich die nahende Hitze sie unruhig machte; plötzlich fielen sie in den Strom, eine schnell aufsteigende Rauchwolke war Alles, was man von ihnen noch sah; so kamen 200 um. Nur ein schönes Pferd, das an einen Pfahl gebunden war, rettete sich, als die Lava den Strick verbrannt hatte, zwischen zwei Strömen auf dem richtigen Auswege. Die Stöße des Erdbebens waren so jäh, daß sich nichts auf den Beinen erhalten konnte, weder Mensch noch Thier; ein Reiter fand sich z. B. im Umsehen mit dem Pferde platt auf dem Boden liegend wieder.

So viel man bis jetzt hat beobachten können, ist die Lava übrigens an beiden Stellen des Mauna Loa nur aus langen Spalten getreten und nicht aus den eigentlichen Kratern, die aber alle bedeutend eingesunken sein sollen nach dem Ausbruch. Die Lavamassen sind lange nicht so bedeutend gewesen, als die beim Ausbruche von 1859 heraufgeförderten, aber der vorangehende Bimsteinauswurf war sehr reichlich und die Gas- und Dampfmassen, welche den Ausbruch begleiteten, unglaublich stark. Große Einstürze zeigten sich in dem alten Krater des Kilauea und die glühende Lavamasse schien plötzlich um 100 Fuß gesunken, als hätte man den Vulcan abgezapft; aber thätig war der Vulcan seit langer Zeit zum ersten Male wieder, so daß die Bewohner des dort errichteten Vulcanhauses dasselbe zu verlassen genöthigt waren.

Die Bevölkerung des Kaudistrictes hat sehr gelitten durch die Angst, die Anstrengungen, die Entbehrungen und das Schlafen im Freien bei oft rauhen Winden und Regengüssen. Das ganze Gebiet ist eine Wüste und man schätzt den Schaden oberflächlich auf 500,000 Dollars.

Deutsche Nordpolfahrt.

Die „Weser-Zeitung" schreibt aus Bremerhaven, den 14. August:

„Der hier am 9. d. binnen gekommene Grönlandsfahrer „Bienenkorb", Capitän Hagens, ein der Firma F. W. Wenke gehörender Schraubendampfer von 186 Last, bringt ein neues Lebenszeichen von der deutschen Nordpolfahrt, aber auch nur ein solches, denn leider fügte es der Zufall, daß der „Bienenkorb" nicht in Verkehr mit Capitän Koldewey treten konnte. Die letzten Nachrichten von der „Germania" (in Bergen unter dem Namen „Grönland", ausclarirt) überbrachten, wie bereits mitgetheilt, englische Walfischfänger (die „Diana" und respective die Bark „Atibi", Capitän Mackie). Darnach war das Schiff am 8. Juni bis 75° 19′ nördlicher Breite und 12° 48′ westlicher Länge vorgedrungen. Durch Stürme war es dann am 16. Juni bis auf 73° 47′ nördlicher Breite und 15° 40′ westlicher Länge südwärts getrieben worden und war am 20. Juni auf 73° 20′ nördlicher Breite und 16° 18′ westlicher Länge im Eise besetzt. Von diesem Tage stammen jene Nachrichten. Der „Bienenkorb", Capitän Hagens, traf nun die „Grönland" in der Nacht vom 23./24. Juni wieder vom Eise befreit, und zwar auf 74° 25′ nördlicher Breite und 15° westlicher Länge, am Rande des Eises ost-nord-ost hinsegelnd, in einer Eisbucht, deren Ränder ost-nord-ost und süd-ost ausliefen. Capitän Hagens hielt die „Grönland", welche, als er sie zuerst erblickte, nicht flaggte, für ein ihm bekanntes Fischerfahrzeug aus Hammerfest. Später hatte die „Grönland" die norddeutsche Flagge aufgehißt, wegen des herrschenden Nebels mag sie schon eine Zeit lang geflaggt haben, ehe Capitän Hagens es bemerkte. Derselbe hielt sofort darauf zu, indessen wurde dieß nun wieder von der „Grönland" aus nicht bemerkt, die vielmehr abhielt und ost-nord-ost wegsegelte. Wenigstens steht so viel fest, daß die „Grönland" wieder frei geworden und über einen Grad nördlich, wenn auch weniger westlich vorgedrungen war. Sachverständige rechnen, daß die „Grönland" gegen Anfang August spätestens das Land, die Ostküste von Grönland, werde erreichen können.

Der „Bienenkorb" war bis 88½ Grad nördlicher Breite hinauf, er fand den Stand des Eises bedeutend westlich zurückgewichen. In der Breite von 74 Grad lag beim Aussegeln das Eis bis auf 10 Grad westlicher Länge, während später bei der Rückkehr freies Wasser bis auf 14 Grad westlicher Länge war.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Roman aus den höchsten Gesellschaftsregionen) ist in eine neue Phase getreten. Die „Riga'sche Ztg." meldete dieser Tage die Ankunft des Herzogs Nicolaus von Leuchtenberg in jener Stadt, mit dem Hinzufügen, Se. k. Hoh. habe sich sofort nach Libau begeben, um die dortigen Bäder zu gebrauchen. Jetzt will man wissen, oder vielmehr man weiß, daß der Prinz seine

Digitized by Google

Umgebung zu täuschen verstand und ein englisches Schiff bestieg. Das Ziel seiner Reise kennt man zwar hier nicht, aber man ahnt es, da die Dame, um derentwillen der Prinz nun seit etwa einem Jahre schon so manches Abenteuer bestanden, in einem Badeorte an der franz. Nordküste weilt. Die Maßregeln, um die Reise des Prinzen nach dem Auslande zu verhindern, sollen mit vielem Geschick combinirt gewesen sein, — aber Amor hat sie hintertrieben. Die Dame ihrerseits hatte lange Zeit keinen Paß fürs Ausland erlangen können, weil man eben besorgte, das junge Paar möchte sich dort treffen und heirathen. Erst kurz vor der Abreise des Monarchen und auf die Verwendung eines der höchsten Staatsmänner des Reiches, ihres Onkels, erhielt die Dame die Erlaubniß zur Reise ins Ausland, nachdem gedachter Onkel gewissermaßen das Versprechen gegeben, daß keine Intrigue bezüglich des Prinzen im Spiele sei. Das Versprechen wurde natürlich de bonne foi gegeben, aber die Frau Nichte (sie ist verheirathet!) wird sich wohl über die Verlegenheiten ihres Onkels hinaussetzen, da ihr jugendlicher Anbeter darauf besteht, sie ehelichen zu wollen.

(Eine tollkühne That) wird aus Elbing gemeldet, die auf der Ostbahn vor einigen Tagen zwischen Elbing und Bromberg vorgekommen ist. Viol, ein als Wagehals bekannter Gärtner, welcher sich auf einer Reise nach Rußland befand, verlor, als er während der Fahrt aus dem Eisenbahn-Coupé hinausschaute, seinen Hut. Die Thür des Coupés öffnen, aus demselben hinausspringen, war ein Moment. Man hatte den tollkühnen Sprung bemerkt, ohne aber über das Schicksal, welches den Springer ereilt, Nachricht zu erhalten. Deßhalb fuhr auf erfolgte Anzeige ein Beamter von Schlobitten per Lore zur Ermittelung des Thatbestandes die Strecke entlang. Viol wurde in dem in der Nähe der Bahn belegenen Kruge zu Marienfeld wohlbehalten, nur mit etwas geschundener Kopfhaut, angetroffen, wo er aus Freude über den wiedergefundenen Hut und um den empfangenen Schreck zu verscheuchen, einen kräftigen Schluck that. Viol bedauerte nur, daß die Schnelle des dahinlaufenden Zuges es ihm nicht vergönnt hatte, denselben, nachdem er seinen Hut aufgenommen, etwa mittelst Luftsprunges wieder zu besteigen, um weiter reisen zu können.

(Für Bergsteiger.) Vor einigen Tagen hat ein Engländer, Namens Brown, den Montblanc von dem Col du Miage aus bestiegen, welcher Weg bis jetzt als unpraktikabel galt. Eine andere interessante Gletscherfahrt fand von Zermatt aus statt. Dort wurde am 25. Juli von einem anderen Engländer, Namens Elliot, in Begleitung der Führer Knubel und Lochmatt, ebenfalls auf einem neuen Wege die Besteigung des Matterhorns ausgeführt. Ebenso wurde in den letzten Tagen von den Brüdern Buignier und Peter Betrison von Evolens die Aiguille de la Za erstiegen, welche bis jetzt noch kein menschlicher Fuß betreten hatte.

Correspondenzen.

Bad Dürkheim, 16. August.

In der erfreulichsten Weise beginnen sich die Hoffnungen, welche man in den letzten Jahren auf ein Emporblühen unseres freundlichen Kurortes setzte, zu verwirklichen. Bekanntlich hat die städtische Verwaltung das Salinenanwesen acquirirt und sofort zum Nutzen und Frommen der Kurgäste Aufmerksamkeit und Fürsorge entwickelt. Dieser Umstand sowie die vortrefflichen Eigenschaften unserer Soolquelle, ferner unser an Naturschönheiten und interessanten Punkten so reiches Thal sichern den Gästen Heilung, Annehmlichkeit und edlen Genuß. Das wonnevolle Sommerwetter hat uns bereits eine große Menge von Besuchern zugeführt und die in diesem Jahre jedenfalls sehr früh eintretende Traubenkur wird voraussichtlich eine ungewöhnlich große Anzahl von Kurgästen nach unserem Städtchen locken. In der üppigsten Fülle lachen die Weinberge und Weingärten dem Beschauer entgegen und ihre Früchte werden ohne Zweifel von ganz besonderen Güte sein. Die schattigen Anlagen und Laubgänge der majestätischen Abteiruine Limburg und die romantische Hartenburg laden zum Besuche ein; mit Entzücken schweift von diesen Punkten aus das Auge über die weite, schöne Rheinebene.

Graach, vom 14. August.

Die Mosel hat einen äußerst niederen Wasserstand. Von Schifffahrt ist nicht mehr die Rede. Es wird jetzt schwer, an mehreren Stellen mit größeren Kähnen überzusetzen; ja, an vielen kann man den Fluß durchwaten. Wie geringe nun aber auch der Wasserstand ist, können wir doch hier unser Moselfest nicht mehr feiern, weil der hier in der Gegend wohlbekannte Kumpenstein verschwunden ist. Es war dieses ein Felsblock, welcher nur bei tieferen Stande des Flusses, also in Sommerjahren, zum Vorschein kam, in denen der Wein wohl zu gerathen pflegte. Auf der Höhe des Steines befand sich eine künstliche oder natürliche Vertiefung, eine Kumpe, zu welcher in den ersten Tagen des Augustmonates Wallfahrten, besonders von Frauen guter Familien der Umgegend, veranstaltet wurden. In der Kumpe wurde dann eine kalte Schale angesetzt, und diese von den versammelten Gästen feierlich genossen. Fernee wurde das Festjahr zum Gedächtniß auf dem Kumpenstein eingegraben. Die Jahre 1811 wie 1822 legten den ganzen Stein mit all seinen Zeichen vor Augen. Leider ist er jetzt verschwunden. Die Steinbauten, welche während der letzten Jahrzehnte zur Begünstigung der Schifffahrt unternommen wurden, haben die Strömung an dieser Stelle wahrscheinlich so stark gemacht, daß sie den Kumpenstein fortriß und zertrümmerte. So verliert die Gegend ein schönes Fest und eine eigenthümliche Strommarke.

Frankfurt, 18. August.

Unser trefflicher Carl Hill wird uns nun schon in einigen Tagen verlassen, um seine neue Stellung als gr. mecklenburgischer Hofkammersänger in Schwerin anzutreten. Es ist begreiflich, daß die hiesigen musikalischen Vereine, denen Hill stets mit der größten Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit entgegenkam, seinen Abgang schwer empfinden werden und daß in diesen Kreisen der Wunsch laut wurde, noch einen Abend mit dem scheidenden Freunde zu verbringen. Diesem kam der „Liederkranz" am vergangenen Samstag entgegen, indem er eine Nachenfahrt nach dem Sandhofe und ein Souper in dem Saale des Forsthauses arrangirte, an welchem auch die Directoren des Theaterorchesters, des Museums und Cäcilienvereins, des Rühl'schen und philharmonischen Vereins und der Vorsitzende der Mozartstiftung theilnahmen. Daß es dabei an ernsten und heiteren Toasten und Scenen nicht fehlte, ist wohl selbstverständlich. Hill dankte für die ihm in reichem Maße gewordenen Huldigungen in einfachen, aus warmem Herzen kommenden Worten, denen er im Laufe des wirklich schönen und stimmungsvollen Abends noch eine Reihe seiner besten Lieder folgen ließ. Hoffen wir, daß die Musen, die ihn bisher so treulich begleiteten, ihn auch auf der neuen Laufbahn nicht verlassen, und daß er, wie einer der Redner mit Recht hervorhob, stets das bleiben möge, was er ist — ein ächter Künstler, dessen ganzes Streben dahin geht, das Höchste in der Kunst nur um der Kunst selbst willen zu erreichen!

„Sätze aus der theoretischen und praktischen Philosophie" von H. K. v. Leonhardi (Prag, Tempsky). Der hochachtbare Verfasser (bekanntlich ein Frankfurter) erläutert hier eine Reihe interessanter Aufgaben für den von ihm auf den 26. Septbr. d. J. nach Prag berufenen Philosophencongreß in allgemein verständlicher Weise.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 19. August. **Die Entführung aus dem Serail**, große Oper in drei Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart. (Abonnement-Vorstellung Nr. 218.)

Donnerstag, 20. August. Zum ersten Male wiederholt: **Ein Wort an den Minister**, Genrebild in 1 Akt von Anton Langer. Hierauf zum ersten Male wiederholt: **Ein delicater Auftrag**, Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen von A. Ascher. Zum Schluß: **Wiener in Paris**, Genrebild in 1 Akt von Holtei. (Abonnement-Vorstellung Nr. 219.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 231. Donnerstag, den 20. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

4

Der Consul sollte am heutigen Tage nicht zur Ruhe kommen, denn kaum war er, ärgerlich über diesen widerwärtigen Zwischenfall, welcher ihm den ruhigen, schnellen Antritt der Erbschaft störte, in sein Zimmer getreten, als ihm gemeldet wurde, ein Geschäftsfreund wünsche ihn zu sprechen und zwar innerhalb der nächsten Stunden.

„Das ist nicht möglich", fuhr der Consul den meldenden Commis an, „haben Sie nicht Tact genug, um an dem Tage, da meine Schwester gestorben ist, derartige Meldungen von mir fern zu halten?"

„Ich dachte . . .", wandte der Commis verlegen ein.

„Sie dachten Nichts. — Wer ist es?"

„Der Lohndiener kannte keinen Namen."

„So lassen Sie um die Karte des Herrn bitten; aber für heute bin ich nicht zu sprechen."

Der erschreckte junge Mensch zog sich schleunigst zurück und als nach einer halben Stunde ein fremdartig aussehender Herr im Comptoir erschien und ziemlich kurzangebunden forderte, man solle unverzüglich seine Karte dem Consul hinauf bringen und zugleich melden, daß der Besitzer derselben bereits hier sei und sofort eine Unterredung mit dem Consul wünsche, als dieses geschah, da wagte der junge Commis sich nicht noch einmal in die Höhle des brüllenden Löwen, sondern sandte wohlweislich den jüngsten, arglosen Lehrling zu dem Gestrengen.

„Geben Sie her", sagte der Consul, der, im höchsten Grade ärgerlich, auf seinem Divan lag, „der Mann soll warten."

Lässig nahm er sein Augenglas vor und blickte auf die Karte, aber dann, wie von einer Viper gestochen, schnellte er empor, sein Gesicht ward erdfahl und seine sonst so feste Stimme zitterte, als er sagte:

„Sagen Sie, Max, ich sei krank, nein, nein, sagen Sie, ich — ich — — Mein Gott, was stehen Sie da?" rief er plötzlich, in wilde Heftigkeit ausbrechend, „führen Sie den Herrn herauf."

Der Lehrling war froh, fort gehen zu dürfen und dachte, wie vorhin der Commis, der Schmerz um die gestorbene Schwester äußere sich bei dem Herrn Consul in eigenthümlich erschreckender Weise. Er wäre noch mehr in dieser Ansicht bestärkt worden, hätte er gesehen, wie der Consul, da er kaum die Thüre hinter sich zugezogen, die Hände vor das Gesicht schlug, und aussah, wie ein Mensch, der im Begriff steht, das Kostbarste, was er besessen, zu verlieren.

„Und jetzt dieses Capital, auf welches ich so sicher zählte, in den Händen der Gerichte, — es ist zum rasend werden. — — Alte Schleicherin!" murmelte er grimmig und ballte die Faust gegen das Zimmer, wo die Leiche der Schwester lag. „Einen Brief an Mylius — ja, das sieht ihr ähnlich — — warum auch mußt' ich diese schöne Schlange bei ihr lassen? — — Jetzt dieses Capital in Händen und ich müßte nicht in Angst vergehen vor dem, was die nächste Stunde mir bringt. Aber Muth, Muth! Glück, launische Göttin, verlasse mich jetzt nicht!"

Nach diesem eigenthümlichen Selbstgespräch trat der Consul an seine luxuriös ausgestattete Toilette und goß den Inhalt einer halben Flasche Kölnischen Wassers auf sein Taschentuch, er befeuchtete Stirn und Schläfen damit, und als er wieder in sein Empfangszimmer zurück kam, hätte Niemand in seinem Aeußeren eine andere Veränderung erblickt, als diejenige, welche bei dem liebenden Bruder natürlich war, der vor kaum achtzehn Stunden die einzige ihm noch gebliebene Schwester verloren. Von dem entsetzten Ausdruck, welchen seine Züge kurz vorher getragen, war nichts mehr geblieben, als eine sanfte elegische Stimmung und Färbung, welche wie eine blasse Wolke auf dem sonst so festen, unerschütterlichen Gesichte lagerte.

Aber dennoch, trotz aller Beherrschung, flog wieder dieses verrätherische Muskelspiel über sein Gesicht, als jetzt ein schwerer Tritt die Treppe herauf kam; aber ehe der Heraufkommende noch an die Thür gelangt war, hatte der Consul diese zuvorkommend geöffnet und mit einigen verbindlichen Worten in englischer Sprache den Umstand beklagt, welcher den geschätzten Freund genöthigt, zum zweiten Male eine Unterredung zu erbitten, welche — diese letzte Phrase kam in eigenthümlicher Hast über die Lippen — welche schon so lange zu den sehnlichsten Wünschen des Consuls gehört; aber er hatte nicht geglaubt, so unvorbereitet die Ehre zu haben, die persönliche Bekanntschaft eines der Chefs des ehrenwerthen Hauses zu machen.

Die große beflissene Höflichkeit des Consuls stach grell ab gegen die eisige Kälte des Fremden, welcher ohne Umstände in das Zimmer getreten war und seinen großen, verwetterten Hut nachlässig auf einen der Sammetsessel geworfen hatte: ja es schien, als höre er nicht einmal auf diese Fluth höflicher Redensarten, denn er hatte sein Gesicht halb abgewendet; jetzt aber, mit einer brüsken Bewegung, wandte er sich um und schnitt die Phrasen des Consuls kurz ab.

„Reden wir deutsch, Herr Consul, ich bin dieser Sprache mächtig."

„Ah, Mr. Blakwood, wie Sie wollen; in der That, ich konnte das nicht voraussehen", sagte der Consul, dessen Gesicht wieder um einen Schatten blässer geworden. „Wollen Sie Platz nehmen?"

Der Amerikaner schob sich ohne Umstände einen Sessel an den

Digitized by Google

Tisch, aber er setzte sich nicht, er blieb, mit der Hand auf der Lehne desselben, stehen.

„Sie kennen den Zweck meines Hierseins?“ fragte er. Die Frage konnte nur dem Consul gelten, aber sie ward nicht gegen diesen gesprochen; Mr. Blakwood hatte eine wahrhaft beleidigende Art, abgewendet zu stehen und seine düsteren Blicke auf irgend ein Etwas zu richten, was ihm ziemlich gleichgültig sein konnte.

Der Consul hatte sich gesetzt, er spielte mit einem goldenen Stift und zog, wie um Notizen zu machen, ein Blatt Papier an sich.

„Ich glaube den Zweck Ihres Hierherkommens zu kennen“, sagte er, „und Niemand als ich kann aufrichtiger bedauern, daß demselben eine so mißliche Ursache zu Grunde liegt. Wir konnten mit diesem Geschäfte in keine ungünstigeren Zeitverhältnisse kommen, und — glauben Sie mir — indem ich rasch handelte, behütete ich Ihr Haus vor weit größerem Schaden. Ich hätte mir die Ehre gegeben, die Leiter Ihres Hauses zu einer persönlichen Einsichtnahme der Sachlage einzuladen, wenn nicht die Entfernung zwischen hier und Valparaiso eine so große, und übrigens das Renommée meines Hauses nicht ein so fest und wohlbegründetes wäre, daß Sie den Versicherungen des Chefs desselben nicht unbedingten Glauben schenken dürften nach dem unbegränzten Vertrauen, mit welchem von beiden Seiten diese Verbindung eingegangen worden. — Die letzte Correspondenz zwischen Ihrem und meinem Hause war, ich gestehe es Ihnen, Mr. Blakwood, ebenso peinlich für mich, als sie unserem Hause neu war.“

(Fortsetzung folgt.)

Sechs Monate im Eise.

Von F. C. Petersen.

Irländische Blätter berichten über die Abenteuer und unerhörten Leiden der Mannschaft des Huller Wallfischfahrers „Diana“, der durch sechs Monate in der Davisstraße im Eise stak und unlängst in Limerick binnen lief.

Die „Diana“ war mit einer Mannschaft von fünfzig starken und robusten Leuten im Maimond 1866 von Hull abgefahren. Bei ihrer Ankunft in Limerick waren an Bord nur fünf Mann im Stande, zu arbeiten. Andere waren an Bord gestorben. Einzelne von den Ueberlebenden konnten vor Erschöpftheit kaum noch Athem holen.

Am 3. September blieb das Schiff im Eise stecken. Capitän Greville kürzte der Mannschaft sofort die Rationen, die auf das kleinste Maß herabgesetzt wurden. Allein nicht nur der Munddvorrath drohte auszugehen, man nahm auch mit Schrecken wahr, daß der Steinkohlenvorrath kaum für die Dauer eines Monates ausreichen werde. Die Mannschaft lebte also mit der traurigen Aussicht, die sechs Wintermonate in der entsetzlichsten Lage verbringen zu müssen, die man sich denken kann, da sowohl der Mund- als Kohlenvorrath, vorausgesetzt, daß man sich die härtesten Entbehrungen auferlegte, schon nach Verlauf von höchstens acht Wochen ausgehen müßte.

In den sechs Wintermonaten erlegten die Jäger etwa sechzig Seehunde, drei Eulen, einen Raben, zehn Wallrosse und einen Bären. Die erlegten Thiere waren nicht so bald abgebalgt und ausgeweidet, als man sie auch schon heißhungrig verzehrte. Sich zu wärmen oder ihr Essen zu kochen, verbrannte die Mannschaft in der Verzweiflung alles Holz, das sie vom Schiffe losmachen konnte.

Sechzig Tonnen von je 210 Gallonen Gehalt wurden zuerst als Brennmaterial verwendet; dann speiste man den Feuerherd mit den Schaluppen-Tragbölzern, den Vorrathssegelstangen, den Focksegelstangen, den gebrauchten Segelstangen, die in dem Maße von den Masten heruntergeholt wurden, als die Noth dringender ward den Schaluppenruderstangen, den Toppsegelstangen, einer Marssegelstange, einem Theil der großen Raa, kurz, sämmtlichen Gegenständen, die das Schiff im Nothfall entbehren konnte.

Die ganze Zeit über erschien die Sonne jeden Tag am Himmel; an den kürzesten Tagen ging sie um halb sieben Uhr Morgens auf und um zwei Uhr Nachmittags unter. Dessen ungeachtet war die Kälte so groß, daß der Athem der Schlafenden an den Kajütendecken und Wänden zu Reif gefror. Die in Flaschen aufbewahrten Arzneimittel waren zu Eis erstarrt, und um sich derselben bedienen zu können, war man genöthigt, sie ans Feuer zu stellen.

Das Schiff war mit dem Eise wie zusammengewachsen. Ringsum dehnte sich, soweit das Auge reichte, eine schaurige Einöde aus, hoch mit in der Sonne glitzerndem, blendend weißem Schnee bedeckt, der Schiff und Mannschaft in ein eisiges Leichentuch zu hüllen drohte. Zeitweise fiel der Schnee in dichten Massen und häufte sich auf dem Verdeck des Schiffes an. Mitte December ward Capitän Greville krank. Ein Gehirnleiden trat hinzu und am 26. December gab er den Geist auf.

Viele von der Mannschaft sahen sich genöthigt, Tag und Nacht in ihrer Schlafkajütte zu bleiben. Zu all den Leiden, welche der Skorbut erzeugt, gesellte sich eine von der strengen Kälte hervorgerufene überaus schmerzhafte Steifheit in den Gliedern. Ende December meinte man nicht anders, als ein Drittheil der Mannschaft werde unterliegen. Am 17. März waren nur noch vier, fünf Mann im Stande, auf das Verdeck zu steigen.

Den nämlichen Tag endlich stellte sich ein gelinder Wind ein. In die Meeresfluthen kam durchgreifende Bewegung. Das Eis rings am Schiffe brach los, und dieses ward frei. Die Gunst des Augenblickes benutzend, ging die „Diana“ nach Shetland unter Segel; allein sie kam nur ungemein langsam vorwärts.

Der Gefahr im Eise glücklich entronnen, hätte die Schiffsmannschaft frischen Muth schöpfen können, wenn nicht jeden Tag der Tod etliche von den Kranken hingerafft hätte. Dann that sich in der Nähe des Kiels ein Leck auf, wodurch das Wenige, was noch an Lebensmitteln übrig blieb, unter Wasser gesetzt wurde. Und es waren mit dem vielen seiner nothwendigsten Bestandtheile beraubten Schiff noch 1800 englische Meilen zurückzulegen!

Am 2. April entdeckten die Unglücklichen bei Roneß-Voe Land; sie waren überzeugt, daß das Schiff sich keinen Tag mehr über Wasser erhalten hätte. Roneß-Voe ist ein kleines, von nur fünf Familien bewohntes Dorf, und die Dörfler erblickten die „Diana“ erst, als diese ein Kap umsegelt und sich mehr der Küste genähert hatte. Sofort sprang einer von den Landbewohnern in eine Schaluppe und lootste das Schiff in den besten Hafen der Bai.

Sämmtliche Einwohner des Dorfes, etwa vierzig Personen, beeilten sich, an Bord zu gehen. Während die Einen sich an die Pumpen stellten, ließen die Anderen es sich angelegen sein, die noch fußfassenden Leute an Land zu bringen und die Kranken mit frischen Lebensmitteln zu versehen.

Die Leichen der unterwegs Gestorbenen, im Ganzen vierzehn, waren an Bord. Einige hatte der Schiffszimmermann eingesargt, Andere waren in Leinwand eingehüllt. Mit Hülfe der Dorfbewohner und der von Limerick hergesandten Verstärkung ward das Schiff in den Stand gesetzt, nach letztgenanntem Seehafen zu segeln, wo man der unglücklichen Mannschaft die beste Pflege angedeihen ließ.

Digitized by Google

Ein Opfer des Spiels.

Vor dem Schwurgerichtshofe der Provinz Lüttich fand kürzlich eine jener interessanten, leider oft vorkommenden Verhandlungen statt, in welchen Personen aus den respectabelsten Familien vorgeführt werden, die, nachdem sie ihr Vermögen in Börsenspeculationen verloren oder „am grünen Tisch" vergeudet, auf Verübung der raffinirtesten Betrügereien verfallen, um sich hierdurch die Mittel zu verschaffen, ihr verschwenderisches Leben nach wie vor fortzusetzen, insbesondere aber ihre Spielwuth zu befriedigen.

Der Angeklagte, dessen bisheriges Thun und Treiben und dessen deßhalb erfolgte Verurtheilung schon um deßwillen auch in den deutschen Polizeikreisen bekannt zu werden verdient, weil er sich in den letzten Jahren häufig in Deutschland aufgehalten hat und hier ein Opfer der „Roulette" in Wiesbaden, Homburg und Baden-Baden geworden ist, heißt Alexis Gommaire Marie Joseph Melchior van der Wyngaert, und ist 1841 in Lier in Belgien geboren. Er wurde im Bankfache ausgebildet und übernahm gegen Ende des Jahres 1862, als alleiniger Chef, das Bankgeschäft seiner Mutter. Sein Leichtsinn aber, mit dem er das Geschäft fortführte, seine Verschwendungs- und insbesondere seine Spielsucht, die ihn häufig nach Spaa, Wiesbaden, Homburg und Baden-Baden trieb und dort enorme Summen zwar oft gewinnen, aber endlich doch immer wieder verlieren ließ, hatten zur Folge, daß er bereits im Monat December 1864 seine Zahlungen einstellen und mit seinen Gläubigern accordiren mußte. Nach seiner Auseinandersetzung mit denselben verließ er sein bisheriges Domicil und begann nunmehr ein abenteuerliches Leben, das ihn von Stadt zu Stadt, von einer Spielhölle zur anderen und endlich auf die Verbrecherbank führte. Schon am 12. Juni 1866 wurde er wegen Verausgabung von ihm gefälschter Wechsel vom Tribunal zu Mecheln in Belgien zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Er entzog sich aber der Vollstreckung dieser Strafe durch die Flucht und wandte sich nach Holland, woselbst er sich bis zum Monat August 1867 versteckt hielt. Um diese Zeit verließ er Holland und lebte bis zu seiner, gegen Ende 1867 in Huy in Belgien erfolgten Verhaftung, überall aber unter den verschiedensten Namen, theils in Wiesbaden und Homburg, theils in Baden-Baden und Heidelberg, indem er dort allenthalben die bedeutenden Geldsummen verspielte und verschwendete, die er sich durch Ausstellung und Discontirung falscher Wechsel zu verschaffen gewußt hatte. Das System, welches er bei seinen Fälschungen beobachtete, bestand darin, daß er Tratten auf wirklich existirende oder fingirte Bankhäuser zog, aber an Ordre von vornehmen Personen stellte, die er, wenn auch nur oberflächlich und vorübergehend, unterwegs kennen gelernt, von denen er aber in Erfahrung gebracht hatte, wie ihre Bankiers hießen, durch die sie ihre Geldmittel bezögen. Jedenfalls suchte er die Handschriften dieser Herren, mit denen er unterwegs bekannt geworden, zu Gesicht zu bekommen, und wenn ihm solches gelungen, stellte er an ihre Ordre Tratten nach namhaften Beträgen aus und fälschte, vermöge der ihm eigenen Gewandtheit in Nachahmung fremder Handschriften, das auf seinen Namen gestellte Giro. Mit diesen Falsificaten, oft noch mit gefälschten Empfehlungsschreiben versehen, machte er sich alsdann sofort auf den Weg, um die betreffenden Bankiers dieser Herren in ihren oft weit entlegenen Domicilen aufzusuchen. Der Erfolg war durchgehends für ihn ein günstiger; überall, in Brüssel, Mecheln, Antwerpen, Paris und in anderen Städten, wurden die falschen Papiere discontirt, weil der Indossant den betreffenden Bankiers als „gut" bekannt war und sein Giro für echt gehalten wurde. Die von Wyngaert auf diese Weise verübten Fälschungen belaufen sich auf die Zahl von mehr als fünfzig; die Unsummen aber, die er sich dadurch erschwindelte, und mit denen er nach ihrem jedesmaligen Empfange nach Wiesbaden ꝛc. zurückkehrte, verschlang sammt und sonders der grüne Tisch, denn, abgesehen von einigen größeren Gewinnen von 25,000 bis 50,000 Francs, welche Wyngaert gemacht und wieder verspielt haben will, erwiesen sich seine Spielsysteme, mittelst deren er die Spielbanken zu sprengen gedachte, als bittere Täuschung.

Der Polizei in Huy gelang es schließlich, den Betrüger in einem dortigen Café zu verhaften. Er wurde wegen verübten qualificirten Betrugs vom Schwurgerichtshofe zu einer Gefängnißstrafe von sechs Jahren verurtheilt.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine furchtbare Scene) bildete Samstag Abends im Pester Stadtwäldchen den Abschluß der ersten Production der Seiltänzerin Euphrosine Braatz; es waren bereits die sämmtlichen Nummern des Programms ausgeführt, als Fräulein Braatz, durch den Beifall des massenhaft anwesenden Publikums ermuntert, noch eine gymnastische Extratour auf dem Seile zu produciren sich veranlaßt sah. In der Mitte des Weges legte sich das Fräulein rücklings auf das Seil und — verlor das Gleichgewicht. Ein Angstschrei aus tausend und aber tausend Kehlen durchgellt die Luft, die Balancirstange fällt zu Boden und die Seiltänzerin ihr nach. Im entscheidenden Moment gelingt es der Letzteren, das Seil zu erhaschen, und nun schwebt sie eine Weile zwischen Himmel und Erde, zwischen Leben und Tod. Dem Publikum schnürt die Angst die Kehlen zusammen, und das Verhängnißvolle des Augenblicks läßt Niemanden einen rettenden Gedanken einfallen. Man sieht, wie der Armen dort oben die Kräfte schwinden, und jubelt innerlich auf, da sie sich endlich bis zu den das Hauptseil spannenden Querseilen hinabarbeitet. Jetzt erfaßte sie dieselben. Aber die Seile gehen nach unten auseinander und von den Herren Arrangeuren hat Niemand so viel Verstand, eines derselben abzuschneiden und damit näher zu gehen, damit die in Todesgefahr Schwebende sich hinablassen kann. Wenige Secunden später versagen der Unglücklichen die Kräfte und unter einem Aufschrei des Publikums, wie er entsetzlicher nicht gedacht werden kann, stürzte sie von der furchtbaren Höhe zu Boden. Das Publikum überspringt zu Tausenden die Schranken, um der Gefallenen zu Hülfe zu eilen. Nach einer Viertelstunde erscheint endlich die Tänzerin im Wagen, von vier Personen umgeben, unter welchen ein Arzt, welcher ihr während der Fahrt kalte Umschläge an den Händen anlegt; die Stricke haben ihr die Hände furchtbar zerschnitten, sonst scheint ihr kein Unfall zugestoßen.

(Gott schütze uns vor unseren Freunden.) Die „Herm. Ztg." erzählt folgenden Vorfall: Unlängst verfiel eine Frau aus Kleinscheuern auf den Gedanken, ihre Büffelkuh zu verkaufen, welche sie seit ihrer Kindheit, eigentlich „Kalbheit", auferzogen. Weib und Büffelkuh waren daher seit Jahren an einander gewöhnt. Letztere ließ sich also ohne Anstand und Widerstreben von ihrer Herrin nach Salzburg treiben. Allein kaum war das Thier auf dem Viehmarkte eingetroffen, so nahm es, ergriffen von einer dunkeln Ahnung, daß man es verkaufen wolle, Reißaus und den Weg im Büffelgalopp nach Toporcsa. Die Eigenthümerin lief dem Thiere nach; doch weder Drohungen, noch zärtliche Zurufe vermochten es zum Stehen zu bringen. Unweit von Toporcsa macht die verfolgte Kuh plötzlich Kehrt, wendet sich gegen ihre Herrin, stößt diese mit den Hörnern nieder und stampft wüthend auf sie los. Auf das Geschrei des armen Weibes eilen mehrere Bauern mit eisernen Gabeln, Messern und Stöcken bewaffnet herbei, um die in höchster Lebensgefahr schwebende Frau zu retten; allein die wüthende Kuh wirft sich mit der ganzen Wucht ihres schweren Körpers auf das auf

Digitized by Google

der Erde liegende Weib und läßt sich weder durch Schläge, Stiche, noch durch angezündete und seine Rhinoceroshaut bestreichende Holzspäne, bewegen aufzustehen. Die Leute mußten die Kuh auf dem Körper der Frau buchstäblich todtschlagen und mit improvisirten Hebebäumen fortschaffen. Die Frau selbst ist zwar noch am Leben, befindet sich aber in einem bedauernswerthen Zustande.

(Neu entdeckte Höhle.) Aus Thüringen wird der „D. Allg. Ztg." geschrieben: Die am 9. Juli d. J. in der Nähe des Harzstädtchens Ellerich entdeckte Höhle ist viel großartiger, als die Baumanns und Bielshöhle, nämlich 500 Fuß lang, 200 Fuß breit und 150 Fuß hoch. Sie liegt im Uebergangskalk, im Gyps und Kalk der Zechsteinbildung. Das sehr feste Dach besteht aus wasserfreiem Gyps. Ein krystallheller Fluß durchströmt dieselbe. Beim Verfolgen dieses Flusses entdeckte man noch eine kleinere Höhle, welche 144 Fuß lang ist. Leider will die Magdeburg-Leipziger Eisenbahn-Gesellschaft diese Höhle zum Tunnelbau benutzen und die Bahn durchführen, was allgemein beklagt wird. Da dieselbe in einer schönen Gegend liegt, das „Himmelreich" genannt, so ist deren Erhaltung sehr wünschenswerth und würde sich auch für die Bahn gut rentiren. Denn die ohnehin schon stark besuchte Gegend würde noch mehr Besucher hinziehen, wie es schon jetzt der Fall ist. Seit der Entdeckung haben schon Hunderte diese Wunderhöhle besichtigt; 10 Minuten entfernt liegt der Burgberg mit den herrlichsten Aussichten, eine halbe Stunde davon die Kloster-Ruinen Walkenried.

(Ueber die im gegenwärtigen Sommer in Nord-Amerika herrschende große Hitze) theilt die „Trierische Volks-Ztg." aus einem Briefe Folgendes mit: „D..... (Jowa), den 24. Juli. ... Ein Sommer, wie der diesjährige, ist seit mehreren Menschenaltern hier nicht erlebt worden. Statistischen Angaben zufolge soll es (hier im Norden) der heißeste Sommer seit 1779 sein. Das Thermometer variirt schon seit circa vier Wochen zwischen 92 — 104 Grad Fahrenheit (26 — 28 R.) im Schatten, mit kaum 2 oder 3 Grad Abnahme des Nachts. Hunderte von Arbeitern, die in der Sonne arbeiten, z. B. Feldarbeiter, erlagen in D. und der unmittelbaren Nähe dem Sonnenstich. Ich sage Dir, es ist kaum zum Aushalten. Feldarbeiter erhalten jetzt hier während der Erntezeit 3 Dollars und Kost per Tag. Indessen selbst zu diesem Preise ist es schwer, Arbeiter zu erhalten, da die Leute ihr Leben nicht aufs Spiel setzen wollen..... Die Ernte hier zu Lande soll die ergiebigste sein, welche je dagewesen."

Correspondenzen.

Darmstadt, 17. August.

Das in den nächsten Wochen hier stattfindende mittelrheinische Musikfest nimmt die Thätigkeit der erwählten Comite-Mitglieder stark in Anspruch. Der Anschluß an die für Ende September bestimmte landwirthschaftliche Ausstellung läßt einen zahlreichen Besuch von auswärts erwarten, so daß man hofft, den auf ca. 10,000 fl. veranschlagten Kostenaufwand durch die Einnahme beiläufig decken zu können. Vorsorglich ist jedoch an den Stadtvorstand das Ersuchen gerichtet, für ein etwaiges Deficit einstehen zu wollen, zu dessen, mindestens theilweisem Rückersatz durch im Laufe des Winters zu veranstaltende Concerte die zwei bedeutendsten hiesigen Musikvereine sich verbindlich machen wollen. Obgleich die Stadtkasse im laufenden Jahr schon mannichfach unvorhergesehene größere Ausgaben zu bestreiten hatte, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß der Stadtvorstand zur Ehre und im Interesse der hiesigen Bürgerschaft die beantragte Verwilligung gewähren wird. Mehrere früher hier engagirte renommirte Sänger und Sängerinnen, u. A. Frau Petschka-Leuthner, Hr. Nachbauer ꝛc. haben ihre Mitwirkung zugesagt; auch die Anwesenheit der russischen Kaiserfamilie, welche bis dahin in dem benachbarten Orte Jugenheim residirt, wird zur Erhöhung der Festlichkeit beitragen.

Frankfurt, 19. August.

Der erste Kindergarten in Frankfurt.

Das Neue findet in Frankfurt nur langsam Aufnahme, und erst, wenn es sich als gut bewährt hat. Nachdem in den meisten Städten Deutschlands schon seit Jahren Kindergärten bestehen, wurde ein solcher erst vor drei Monaten in Frankfurt errichtet. Da bekanntlich der Character des Menschen sich nicht erst nach der Entwickelung der Verstandeskräfte, sondern schon früh in den ersten Jahren der Kindheit bildet, so muß schon das Kind von 2—3 Jahren anfangen durch Uebung, namentlich unter seines Gleichen, zu lernen, seine verschiedenen Triebe, Neigungen und Gefühle richtig zu gebrauchen, damit es einst unter seinen Mitmenschen geachtet und glücklich zu leben wisse. Die gemeinsame Spiele der Kinder unter der Aufsicht der Kindergärtnerin sind nichts Anderes, als die practische Bildung ihres Characters. Da die wahre Bedeutung des Kindergartens dem größeren Publicum noch so wenig bekannt ist, so wäre es sehr zu wünschen, daß Eltern sich durch eigene Anschauung von dem Wesen und den Resultaten diese wahrhaft humanen Instituts überzeugten und sind die Leiterinnen der Anstalt, die sich Pfingstweide 20 befindet, gerne zu jeder Auskunft bereit. Wir wünschen dem jungen Institute, im Interesse der guten Sache, die es vertritt, die lebhafteste Beachtung und Betheiligung und den regsten Fortgang.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wien, 11. August. Gestern fand im Naßthal die Hochzeit des Componisten v. Flotow statt. Derselbe, von seiner Frau geschieden, heirathete seine Schägerin. Zahlreiche Verwandte und Freunde des Componisten der „Martha" hatten sich zu diesem feierlichen Act im Naßwald eingefunden.

Mannheim, 17. August. Gegenwärtig gastirt Hr. Possart von München auf unserer Bühne und zwar mit außerordentlichen Erfolge. Die „N. Bad. Landesztg." schreibt über sein erstes Auftreten: „Um das Sachliche zuerst zu erwähnen, wollen wir constatiren, daß Herr Possart als Franz Moor einen Erfolg errungen hat, wie wir ihn, bei einem Schauspieler, auf den Brettern dieses Theaters selten gesehen haben. Das Publikum erwärmte sich für den Gast von Act zu Act und so ungestüm wurde die allgemeine Theilnahme, daß sie sich am Schlusse der voeletzten Scene in einem, wenn wir nicht irren, dreimaligen Hervorrufe Luft machte. Das Geheimniß dieses Erfolges liegt in der originellen Auffassung und Wiedergabe der Rolle durch Herrn Possart. Sein Franz lehnt sich an kein Vorbild; frei und gewaltig steht er da, für sich, wie er aus dem Gehirn des Dichters entsprungen und von der Phantasie und dem Genie des jugendlichen Schauspielers erfaßt worden ist. Sein Franz ist consequent durchgeführt von Anfang bis zu Ende. Der Franz ist fertig als Bösewicht, schon in der ersten Scene des Stücks; er bleibt sich gleich bis zum verderblichen Ende. Dee Zuschauer hat nicht den ekelhaften Proceß des Schlechtwerdens auf der Bühne durchzumachen, er weiß gleich von Anfang an, wo er dran ist. Selbst die Feigheit kommt nicht erst dann, nachdem das Verbrechen begangen, sie ist immanent bei Franz, Theil von ihm, und nicht erst durch Aeußerlichkeiten hervorgerufen. Nur der Schwäche, der Ohnmacht gegenüber zeigt er Kraft und Stärke.

Frankfurt. Die hinterlassene Bibliothek des verstorbenen Consistorialrathes Dr. A. F. C. Vilmar in Marburg, bekanntermaßen eine der werthvollsten Bibliotheken im Gebiete der deutschen Literatur, kommt demnächst dahier durch die Buch- und Antiquariatshandlung von K. Theod. Völcker zur Versteigerung. Der berühmte Verfasser der Literaturgeschichte hat Jahre lang an der Bibliothek gesammelt, die im Fach der gesammten deutschen Literatur alles Bessere aufzuweisen hat. Es befindet sich in der Bibliothek — nebst werthvollen Manuscripten, Autographen und literarischen Seltenheiten — eine vollständige Literatur über Hessen und dürfte eine solche Sammlung von Hassiaca's nicht leicht wieder in dieser Reichhaltigkeit vorkommen. Der Katalog wird demnächst versandt und werden die Literaturfreunde im Voraus darauf aufmerksam gemacht.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 20. August. Zum ersten Male wiederholt: **Ein Wort an den Minister**, Genrebild in 1 Akt von Anton Langer. Hierauf zum ersten Male wiederholt: **Ein delicater Auftrag**, Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen von A. Ascher. Zum Schluß: **Wiener in Paris**, Genrebild in 1 Akt von Holtei.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 219.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 232 Freitag, den 21. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Der Consul war immer ruhiger geworden, je länger er sprach, ja zuletzt war sein Ton so überlegen, daß er jedem Hörer imponiren mußte, denn es klang daraus der ganze Stolz des Kaufherrn, dessen Haus schon über ein Jahrhundert makellos und stolz vor der Welt als Zierde seiner Stadt bestand; es klang daraus der Vorwurf des Ehrenmannes, dessen Handlungen und Worte angezweifelt worden waren.

Ob Mr. Blakwood dasselbe empfand, ließ sich nicht bestimmen, denn er stand unbeweglich, mit halbabgewendetem Gesichte da, und der Consul hatte seine Blicke auch nicht auf diesen, sondern auf die Gravirung des Petschaftes gerichtet, welches den Knopf des Goldstiftes bildete; es war, als lese er seine Worte von demselben ab; jetzt drehte er es herum und schraubte die Bleifeder in die Höhe.

„Ich werde Ihnen annähernd einige Berechnungen aufstellen, deren Richtigkeit Ihnen meine Bücher bestätigen werden", sagte er, indem er das Papier näher heran schob.

„Lassen Sie das sein", unterbrach ihn der Amerikaner rauh, „wir werden noch darauf zurückkommen. Jetzt eine Frage: kennen Sie mich?"

„Mr. Blakwood, vom Hause Lopez & Blakwood in Valparaiso", sagte der Consul mit einer kühlen Verbeugung, „ich zweifle nicht . . ."

„Sehen Sie mich an", sagte der Andere hart, indem er dem Chef des Hauses Dornen voll das Gesicht zuwandte, „kennen Sie mich?".

Der Consul blickte in dieses broncefarbige, hagere Gesicht mit den tiefliegenden, düsteren Augen; er hatte den Mann nie gesehen, oder doch? wo in seinem Leben war ihm schon dieser glühende Strahl aus diesen schwarzen Augen entgegen geflammt? wo hatte er aber anders, anders diesen kühnen Zug des Profils schon gesehen, wo? wo? — Aus den Schatten der Vergangenheit tauchte wohl ein Gesicht empor, — aber das war unmöglich, und „unmöglich", sagte er auch, als er mit der bebenden Hand an seine erblassende Stirn fuhr.

„Und doch möglich!" sprach der Andere mit einem kurzen, herben Lachen. „Ich sehe, Sie haben mich erkannt, mein Schwager."

Der Consul fuhr auf, aber wie kraftlos sank er wieder in den Sessel zurück.

„Sie wären . . .?"

„Conrad Schwarzholz, — sprechen Sie es nur aus."

„Wie wagen Sie es . . .?"

„Als Blakwood mit Ihnen abrechnen zu wollen? Ah, Ihr brüderliches Benehmen machte mir diese Uebersetzung ja leicht. Geben Sie sich keine Mühe, zweifeln zu wollen, ich bin Blakwood und ich bin Schwarzholz, und Sie werden wissen, um was, ich gekommen bin, — abzurechnen, wir haben eine lange, lange Rechnung auszugleichen."

Der durch diese Eröffnung fassungslose Consul murmelte einige unverständliche Worte, dann stand er auf und sprach nicht ohne Anstrengung:

„Sie werden mir nicht zumuthen, an dem heutigen Tage, der mir so Schmerzliches gebracht, auch noch an Tage mich erinnern zu sollen, die des Schmerzlichen so viel für mich hatten, lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen, und ich werde Ihnen Rede stehen."

„Glauben Sie?" rief der Andere bitter; „meinen Sie wirklich, ich glaubte an ein menschliches Gefühl in Ihnen. Was war Ihnen dieses arme Weib, deren zerbrochene Hülle da oben liegt? Was war Ihnen diese mißhandelte Schwester mehr als die Gemordete? — ja die Gemordete", rief er mit wilder Stimme und legte seine knöchernen, stahlharten Finger um das Handgelenk des Consuls; „hier bleibst Du, Schurke, hier rechnen wir ab; meinst Du, ich hätte umsonst Jahre, Jahre lang gekämpft mit dem Elend und der Noth, ein Leben ertragen, das mir zum Ekel war und das ich nur hinschleppte, weil ich mich noch nicht gerächt, weil ich, Du kalter, teuflischer Räuber meines Glücks, von Dir die Güter fordern wollte, die Du mir gestohlen."

„Lassen Sie meine Hand los!" rief der Consul, der sich wand unter diesem eisenharten Griff; „ich werde um Hülfe rufen, ich werde die Polizei gegen einen Wahnsinnigen aufbieten, der mich in meinem eigenen Hause überfällt, gegen einen Abenteurer . . ."

„Der aber dennoch Blakwood vom Hause Lopez und Blakwood in Valparaiso ist; sie haben das vergessen, mein Herr kaiserlich brasilianischer Consul, und der Sie in's Zuchthaus bringen wird."

Mit diesen Worten ließ der finstere Mann die Hand des Consuls los, aber zugleich schleuderte er ihn von sich, als habe sich ein giftiges Reptil an ihn gehängt.

Der Consul hielt sich taumelnd am Tisch; er zog das Taschentuch hervor und rieb sich die Stirne, auf der kalte Schweißtropfen perlten, er war halb ohnmächtig, nur der starke Duft des zuvor darüber gegossenen Kölnischen Wassers brachte ihn wieder zu sich.

Es war todtenstill im Zimmer, denn die Wuth, die so entsetzlich in dem Conrad Schwarzholz aufgeflammt, sie war wieder diesem finsteren, schweigenden Groll gewichen, der die einstmals so schönen Züge so tief durchfurcht.

„Setzen Sie sich", sagte er zu dem gebrochenen Mann, „was ich Ihnen zu sagen habe, das ist die Erzählung eines Lebens voll Elends, das hoffnungsvoll begonnen und das Sie vernichtet. — An den glühenden Ufern des Sacramento, deren Sand ich mit

Digitized by Google

der Schaufel des Goldgräbers durchwühlt, in der Verkommenheit der Hütte des Minirers, in den Spielhöllen San Franciscos, auf den weiten, öden Prairien Texas, als Häutehändler von Hacienda zu Hacienda wandernd, in der Gefangenschaft der Indianer, überall, überall durch Hunger, Sünde und Blut hielt mich der Gedanke an diesen Tag aufrecht, um ihn zu erleben, habe ich gearbeitet, um ihn zu genießen, habe ich jedem Genuß entsagt; meine Rache, das war die Göttin, der ich diente; Dich, der Du mich in's Elend stießest, im Elend zu sehen, das war der Traum, der an meinem harten Lager stand, das war das Ziel, an dem ich arbeitete und — ich hab' es erreicht."

Es war eine wilde, furchtbare Freude, die aus diesen Augen sprach. Wie der Dämon der Rache stand er da, der verlorene, vergessene, vom Schicksal mißhandelte Mann, aber wunderbar, die Schönheit seiner jungen Tage leuchtete wieder hindurch und es war Etwas in ihm, das den entsetzten Consul an jene Tage mahnte, da er sich so schwer an ihm versündigt, an jene Tage, da seine zarte Schwester Reichthum und Familie aufgegeben, um dem Sohne der Tyrolerin zu folgen, und was er gethan, stand ihm in furchtbarer Deutlichkeit vor Augen. Er wußte, daß er keine Gnade zu erwarten habe von dem Manne ihm gegenüber. Es war unnöthig, daß ihm derselbe es wiederholte, wie er sich der kränklichen, leidenschaftlichen Schwester bedient, um den Vater aufzubringen, wie er mit einem verächtlichen Worte ihn selbst und Antonie gebrandmarkt, wie er sie aus dem Hause des Vaters getrieben, aus seinem Testamente gestoßen, und wie er, um den gehaßten Eindringling in die Patricierfamilie ganz zu vernichten, jede Anstrengung desselben, sich emporzuringen, vereitelt, wie sein Achselzucken den Credit des jungen Mannes erschüttert, wie er der Erste gewesen, der dessen Wechsel zurückwies, wie seine Creaturen es waren, die erbarmungslos das Aeußerste über den Verfolgten verhängt, wie er, er es war, der jenes junge Weib in ein frühes Grab, den Mann in den fernen Westen geschleudert, — es war unnöthig, ihm das Alles zu wiederholen; der Consul wußte es, wußte es mit grausamerer Deutlichkeit, als der K. L. Schwarzholz es ihm sagen konnte — — und jetzt war der Tag der Abrechnung da, und C. Blakwood war über den Ocean gekommen und der Consul wußte warum; da war kein Mitleid, keine Rettung zu hoffen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue ostindisch-holländische und deutsche Literatur.

Wenn die schöne Literatur Hollands bis vor Kurzem des Genießbaren wenig bot und sich deßhalb fast einzig und allein auf das Inland beschränkte, wenn sich die Uebersetzer durchaus nicht an dieses „Dornröschen" wagten und die deutschen Verleger sich fast mehr als ablehnend dagegen verhielten, so muß es auffallen, daß in letzterer Zeit eine bedeutende Wandlung in dieser Beziehung eingetreten ist, die Ursache und Wirkung fast gleichmäßig umfaßt.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß vorzüglich der Theil der holländischen Literatur, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, angenehm und womöglich zugleich belehrend zu unterhalten, seit zehn bis fünfzehn Jahren von einem freieren, leichteren Geiste durchweht wird. Die schwere, pedantische Breite, die trockene, moralisirende Prosa, die man immer noch häufig genug findet, wurde anfänglich da zurückgedrängt, wo ein gebildeter forschender, wir möchten noch hinzufügen, männlicher Geist, sich mit ernsten, am liebsten geschichtlichen Gegenständen beschäftigte. Dann trat eine heitere Behandlung des alltäglichen Lebens siegreich und kämpfend mit jener Erdschwere und Pedanterie in die Schranken; siegreich in so fern, als sie sich unglaublich schnell eine ungeheure Popularität errang; kämpfend aber, weil auch sie sich nicht ganz von der alten Unart frei machen konnte, und so mit der eigenen Hinneigung zur detaillirtesten Kleinigkeitsmalerei zu ringen hatte, bis ein geistreicher, kühner Schriftsteller, mit allen alten Vorurtheilen brechend, den Materialismus und die realistisch prosaische Richtung seiner Landsleute in scharfen Umrissen hinzeichnete und geißelte. Dieser Anstoß kam von Java her — der Autor war ein indischer Beamter.

So war ein neuer Weg eingeschlagen, denn da des Letzteren Buch mit durchschlagender Gewalt wirkte, versuchten bald andere Autoren denselben mit mehr oder weniger Glück und Muth zu folgen. Gewiß ist, daß man sich immer mehr aus den alten einschnürenden Banden heraus zu wickeln bemühte und daß auch wirklich Erzählungen erschienen, die recht gemüthlich, anziehend und unterhaltend sind. Hildebrand, Cremer, Schimmel und Andere veröffentlichten Erzählungen, die theils das holländische Familien-, Stadt- und Landleben in seiner ganzen Eigenthümlichkeit schildern und ein lebendiges Bild von dem ächten Niederland geben, theils historische Studien sind, die ein tiefer gehendes Interesse bieten.

Von diesen Erzählungen wurden eine ganze Anzahl in das Deutsche übersetzt, denn so wie die schriftstellerischen Erzeugnisse genießbar wurden, fanden sich auch Uebersetzer dafür. Jetzt aber trauten die Verleger der Sache noch nicht, sie fürchteten das Vorurtheil des Publikums, das erst auf andere Weise geheilt werden mußte. In verschiedenen Zeitschriften erschienen Proben dieser neuen Literatur (z. B. in der „Europa", den „Westermann'schen Monatsheften" ꝛc. von C. Senden übersetzt) und Aufsätze im „Ausland" und „Magazin für die Literatur des Auslandes" wiesen darauf hin. Dann, nach einigen Jahren, kamen „Niederländische Novellen" von A. Glaser und ein sehr verkürzter Roman von van Lennep, „Hänschen Siebenstern", heraus, und so wurde die Aufmerksamkeit nach und nach erweckt und erhöht. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diesen noch kleinen Anfängen sich bald mehr und größere Arbeiten anschließen werden, da sie einerseits viel Beifall fanden und andererseits früher van Lennep und Frau Bosboom-Toussaint fast die einzigen Romanschriftsteller waren, während ihnen jetzt Schimmel und Cremer mit Glück den Rang ablaufen.

Ein anderer ergiebiger Arm des literarischen Stromes ist aber die indische Literatur. Wir finden hier in erster Linie van den Hoevel, van Rees und Ten Brink. Die beiden Letzteren sind neue und ergiebige Schriftsteller, es ist erfreulich, daß sie einen guten Uebersetzer und nun auch Eingang in Deutschland gefunden haben. Denn von den beiden Ersteren brachte zuerst das „Ausland" Skizzen und Auszüge, dann das „Sonntagsblatt", „Familienjournal" ꝛc. Jetzt erscheinen sie vollständig.

Amerika ist so vielfach geschildert und dargestellt worden, daß die Deutschen das Leben der Hinterwäldler und Ansiedler, der Groß- und Kleinstädter aus tausend Beschreibungen, Reiseskizzen, Romanen und Erzählungen kennen, aber die indische Natur, mehr noch die Sitten und Gebräuche der europäischen und halb europäischen Gesellschaft, der Zustand und Charakter der Eingeborenen, das Leben, Arbeiten und Genießen, die Gefahren und die Einwirkungen des Klimas ꝛc. kennt man nur höchst unvollkommen. Es ist demnach ein dankenswerthes Unternehmen, daß durch diese Schriften und ihre Uebersetzungen Jedem die Gelegenheit geboten wird, sich auf leichte und dabei unterhaltende Art damit bekannt zu machen. Die beiden ersten Werke dieses Genres erschienen bereits von W. Berg übersetzt bei Denicke in Leipzig; ihnen wird, wie wir hören, bald ein drittes von van Rees folgen, so daß sie den Anfang zu einer ganzen Reihenfolge bilden, die theilweis gleichzeitig holländisch und deutsch herausgegeben werden wird. Dies ist ein noch nicht dage-

Digitized by Google

wesenes Unternehmen und um so auffallender, wenn man bedenkt, daß vor fünf Jahren auch nicht ein einziges dieser selben Bücher einen Verleger fand.

(Schluß folgt.)

Die schwedische Polar-Expedition von 1868.

Das neueste Heft von Petermann's Mittheilungen bringt einen Auszug aus dem Originalberichte des Führers dieser Expedition, Professor A. E. Nordenskjöld, welcher von dem ganzen Unternehmen, welches nun schon in vollem Zuge ist, ein klares Bild gibt. Professor Nordenskjöld wandte sich Anfangs des letztverflossenen Frühlings an einen für die Förderung von Wissenschaft und Kunst in Schweden vielfach verdienten Mann, den Grafen C. A. Ehrensvärd. Er stellte ihm vor, wie gegenwärtig von mehreren anderen Nationen Polar-Expeditionen ausgerüstet würden, und wie Schweden, das gerade in neuerer Zeit sich durch eine Reihe wissenschaftlicher Expeditionen um die Kunde der Polarregionen vor allen anderen europäischen Nationen verdient gemacht habe, die Früchte dieser Initiative verlieren würde, wenn es nicht jetzt ebenfalls mit einer neuen Expedition vorangінge. „Nur wir", rühmt Nordenskjöld in seiner Eingabe an Graf Ehrensvärd, „können z. B. eine Expedition aussenden, bei welcher jeder Mann, von dem Chef herab bis zum Cajüttenjungen, so vertraut ist mit dem Klima und den Treibeisfeldern des Polarmeeres, daß er mit sicherer Zuversicht diesen Beschwerden und Gefahren begegnen kann."

Als Hauptaufgabe der Expedition bezeichnet Nordenskjöld, so weit als möglich gegen Norden vorzudringen. Der Herbst sei erfahrungsmäßig die einzige Zeit, in welcher das Meer nördlich von Spitzbergen einigermaßen eisfrei sei. Im Sommer sei das Eis theils durch die Wärme zerschmolzen, theils durch Strömungen südwärts geführt worden, neues Eis bilde sich, wie sämmtliche Ueberwinterungsjournale ergeben, erst gegen Ende Januar und im Februar. Es sei also wahrscheinlich, daß man in dieser Jahreszeit von einem der Häfen an der Nordwestküste Spitzbergens unbehindert weit gegen Norden vordringen könne. Auch sei es höchst wahrscheinlich, daß um diese Jahreszeit das Meer eisfrei sei, entweder westlich nach Grönland zu oder ostwärts in der Richtung nach dem bedeutenden arktischen Continent zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlä. Für den Fall, daß diese Vorhaben in Folge ungünstiger Eisverhältnisse oder aus sonstigen Gründen nicht ausführbar sein möchten, solle der Reiseplan so angelegt werden, daß der spätere Theil des Sommers zu rein wissenschaftlichen Forschungen verwendet wird. In dieser Rücksicht hebt Nordenskjöld besonders hervor: 1) eine bei der Hinaufreise ausgeführte Untersuchung der Flora und Fauna der Bäreninsel; 2) eine genaue Untersuchung der tertiären Lager auf der Bäreninsel, am Eisfjord und an der Kingsbai (Spitzbergen); 3) Nachforschungen nach postmiocenen Lagern auf der Halbinsel zwischen Bel-Sound und dem Eisfjord (Spitzbergen); 4) eine vollständigere Untersuchung der Saurierlager am Cap Thordsee; 5) Untersuchung der Wallfischskelett-Fragmente, welche an den Gestaden von Spitzbergen angetroffen werden; Erforschung der jetzt erst unvollständig bekannten Algenflora des Meeres; Anstellung von magnetischen und meteorologischen Beobachtungen ꝛc. Nordenskjöld legte einen Reiseplan vor, welcher auf ein Segelschiff und auf den Abgang der Expedition zu Anfang des August berechnet war. Es wurde aber von der Regierung ein Dampfer zur Verfügung gestellt und die Expedition ging schon Anfang Juli (7. Juli) von Gothenburg in See.

Mit den durch diese Veränderungen und durch die umfassendere Ausrüstung des Schiffes bedingten Modificationen wurde der von Nordenskjöld ausgearbeitete Reiseplan beibehalten. Zunächst wird der Curs von Tromsö auf die Bäreninsel gerichtet. Nach einigem Aufenthalte hier geht die Reise nach der Kingsbai, von da nach der Kobbe-Bai (Spitzbergen). Von hier aus soll gegen Ende September oder im October nordwärts vorgedrungen werden. Um Mitte November würde dann die Rückkehr nach Norwegen erfolgen. Der von der Regierung auf Ansuchen Nordenskjöld's zu der Expedition gestellte Postdampfer „Sofia" ist ein als Schuner getakelter, 80 Lasten großer Dampfer von 60 Pferdekraft. Durch besondere Vorrichtungen können die Cajüten von den Maschinenräumen aus erwärmt werden. Die Wände der Schlafcajüten sind wottirt; im Logis der Mannschaft ist ein Kamin angebracht. Das Fahrzeug liegt 5 Fuß über Wasser, aber das Deck ist so beschaffen, daß es sich leicht wird eisen lassen, was für Polarfahrten sehr wichtig ist. (Höhere Seiten würden den Nachtheil haben, daß diese mit mehr Eis bedeckt und das Fahrzeug dadurch hinabgedrückt werden würde). Der ganze Ueberbau ist bei der Zurüstung des Fahrzeugs zu der Reise, welche in Carlskrona vorgenommen wurde, mit dickem geölten Segeltuch bekleidet. Das Schiff ist mit Proviant für 16 Monate versehen. Die Jagd auf Rennthiere in Spitzbergen, die Fischerei in den Gewässern Spitzbergens, welche nach Malmgren's, einer der Theilnehmer der Expedition von 1861, Angaben sehr ergiebig sein muß und für welche alle möglichen Apparate mitgenommen werden, wird die Vorräthe vervollständigen. In Tromsö werden für die ganze Reisegesellschaft nach der Façon der Eskimos zugeschnittene Pelze mitgenommen. — Für die Expedition ist ein besonderes Schiff mit Kohlen nach Spitzbergen geschickt und der Kohlenvorrath am Strande der Cobbebai oder Amsterdam-Insel (Nordwestecke von Spitzbergen) niedergelegt worden. Die von Tromsö abgegangene Expedition besteht im Ganzen aus 29 Personen. Darunter sind vom König zu der Expedition commandirt: Professor Nordenskjöld, Capitän Freiherr v. Otter, Befehlshaber des Fahrzeugs, Lieutenant Palander. Ferner: Dr. Nyström, Arzt, die Botaniker Fries und Berggren, die Zoologen Dr. Malmgren, Dr. Smitt und Dr. Holmgren, der Physiker Dr. Lemström, der Geologe Rauchhoff, außerdem: 4 Maschinisten und Heizer, 1 Aufwärter und Conservator, 9 Matrosen aus Carlskrona und 4 norwegische Spitzenbergenfahrer (Fangmänner). Ein Theil der Gelehrten wird entweder mit einem der norwegischen Fischerfahrzeuge oder mit einem der Kohlenfahrzeuge der Expedition bereits im September zurückkehren. Der Plan ist in Folge der Anweisung eines Dampfers an Stelle eines Segelfahrzeugs noch durch einen Abstecher nach Ostgrönland erweitert worden, welcher vor der Hinaufreise noch West-Spitzbergen unternommen werden soll, besonders zum Zweck der Erforschung der maritimen Fauna und der Flora jener Küste. Der Expedition sind, um dies schließlich zu erwähnen, von der Universität Helsingfors und von der geographischen Gesellschaft in London vortreffliche physikalische Instrumente zur Verfügung gestellt worden und es ist selbst electrisches Licht mitgenommen worden, um in dunkeln Nächten die nächste Umgebung des Schiffes übersehen zu können.

Mannichfaltigkeiten.

(Auch er war in Arkadien gewesen.) Aus Lissa wird folgendes Curiosum gemeldet: Der Professor T. vom hiesigen Gymnasium besuchte mit seinen beiden Töchtern gegen Anfang des vorigen Monats das Bad Landeck. Bei seiner Rückkehr von dort ließ er seine Töchter noch für einige Zeit zurück. Eine fällig gewordene Geldsumme, die er zu erwarten hatte, bestimmte er nach „Bad Landeck (Arkadia)" unter seiner Adresse zu senden. Letzteres geschah auch pünktlich seitens des Verpflichteten. Aber nun denke

Digitized by Google

man sich, daß dieser Geldbrief auf dem kürzesten Wege nach dem Bade Landeck in Arkadien (Griechenland) befördert wurde. „Arkadia", der Name des Wohnhauses — wie bekanntlich alle Wohnhäuser in den Badeorten besondere unterscheidende Namen tragen — galt für Arkadien in Griechenland. Der Brief ging auch richtig über Wien, Triest, per Adria nach Morea und kam nach dieser langen Irrfahrt nach Berlin mit dem Poststempel aller jener größeren Speditionsorte und der schließlichen Bemerkung zurück, „daß kein Bad Landeck in Arkadien zu finden sei". Demnächst erfolgte die Absendung des Briefes nach Bad Landeck und gelangte auch glücklich noch an seine Adresse, nachdem immerhin „auch er war in Arkadien" gewesen.

(Mädchen-Markt bei Calcutta.) Im „Shome Prokash", einer der vornehmsten Zeitungen, welche in der Hindu-Sprache erscheinen, enthält ein Brief folgende Mittheilungen: „Ich wünschte mir einen Bazar zu Mannickgunge anzusehen und ging einen Pfad zwischen zwei langen Budenreihen entlang, als ich an einer Stelle eines großen Gedränges von Menschen ansichtig wurde. Ich fragte einen Gentleman nach der Ursache und erhielt die Antwort: „Dort werden kleine Mädchen verkauft." Ich entgegnete, er spaße nur wohl, denn wir ständen unter englischer Regierung. Seine Antwort war: „Wie? Wissen Sie nicht, daß diesem Bazar die Erlaubniß zum Verkaufe junger Mädchen ertheilt worden ist? Sehen Sie selbst!" Ich näherte mich der Stelle und hatte die nackte Wirklichkeit vor mir, eine Schaar junger Mädchen im Alter von etwa 13 Jahren zum Verkauf ausgestellt. Ich sah einige Makler hin und hergehen und Kunden anlocken. Um ein Mädchen zu kaufen, mußte man sich zuerst an diese Würdigen wenden, welche für jedes abgeschlossene Geschäft 10 Procent Provision und sehr oft noch besondere Extra-Spesen zu erhalten haben. Eines der Mädchen zeichnete sich durch außerordentliche Schönheit aus, und die Gruppe der Umstehenden war in schweigender Bewunderung verloren. Neugierig geworden, fragte ich nach dem Preise, als ein alter Mann, unzweifelhaft 70 Jahre alt, dem Makler ein Gebot von 750 Rupien zuflüsterte — etwa 500 Thaler Courant! Darauf fragte ich nach dem „Preise" eines siebenjährigen Mädchens. Ihr „Herr" fixirte den Preis auf 450 Rupien. In einem anderen Theil des Bazars wohnte ich einem „Austausch von Töchtern" zwischen verschiedenen Elternpaaren bei. Gewöhnlich einigte man sich hier sehr bald über ein „Geschäft".

Correspondenzen.

Bockenheim, 18. August.

Von dem schönsten Wetter begünstigt, fand am verflossenen Sonntag die Grundsteinlegung der katholischen Kirche statt. Die erhabene Feier, an welcher die Spitzen der Behörden, darunter Herr Landrath von Scheötter aus Hanau, sowie mehrere auswärtige geistliche und weltliche Herren von Rang, ferner die Bürgerschaft Bockenheims und der Nachbarstädte, ohne Unterschied der Confession, Theil nahmen, begann mit dem Gottesdienste im Betsaale, worauf sich der Festzug nach dem Kirchbauplatze in Bewegung setzte. Festlich geschmückte, fahnenschwingende Knaben eröffneten den Zug, ihnen folgten die jugendlichen Träger des Kreuzes für den Grundstein, begleitet von Fahnenträgern, ferner die Schuljugend, Jünglinge und Sänger aus Bockenheim, der Frankfurter Gesellenverein mit seinem Banner, Frankfurter Sänger, Instrumentalmusik, blumenstreuende, weißgekleidete Jungfrauen, blumengeschmückte Kinder, Körbchen mit sich führend, in welchen Münzen und Urkunden für den Grundstein lagen, die Geistlichkeit, der Baumeister der Kirche Herr Schenk, der Bauführer, der Stadtvorstand, der Vorstand der katholischen Gemeinde, Deputationen von nah und fern ꝛc. Eine unabsehbare Menge aus allen Ständen beschloß den imposanten Zug, in dessen verschiedenen Abtheilungen kirchliche Embleme, Fahnen und Standarten effectvollen Eindruck machten. — Innerhalb des mit Blumen-Guirlanden, Fahnen und Wimpeln geschmückten Kirchbaues hatten sich bereits die geladenen Gäste versammelt, als der schöne Männergesang: „Mit dem Herrn fängt Alles an!" den Festzug empfing. Der geistliche Rath Herr Stadtpfarrer Thissen aus Frankfurt hielt die Festpredigt in ergreifender, tief zum Gemüthe sprechender Rede. Das geistig durchdachte, beflügelte Wort des hochbegabten Redners über den Aufbau eines Gotteshauses und dessen hohe Bedeutung für den Glauben, die Sittenreinheit und den Seelenzustand des Volkes, ergriff, in sichtbarer Rührung, das gesammte, in den verschiedenen Confessionen vertretene Auditorium. Nach ihm betrat Herr Pfarrer Hungari von Rödelheim, welcher von seiner zwanzigjährigen Amtsthätigkeit her in Bockenheim noch im besten Andenken steht, die provisorisch hergerichtete Kanzel; er wies, in einem klaren und populären Vortrage, das hohe Verdienst des verstorbenen Herrn Bernhard Brentano nach, welcher vor 20 Jahren den Bau der katholischen Kirche angeregt und gefördert hatte; ihm, so wie seinen an Edelsinn ebenbürtigen Nachkommen, der Familie Brentano, welche der Kirche sowohl, als auch der Schule eine reiche Quelle milder Wohlthätigkeit geworden, wie auch ferner dem ebenfalls hülfreich bewährten Vorstande der katholischen Kirchengemeinde zu Frankfurt am Main, brachte er in warmen, beredten Worten den Zoll der Anerkennung und dankbarer Erinnerung dar. Nach dem, durch Herrn Stadtpfarrer Thissen vollbrachten, Weiheact der Grundsteinlegung kehrte der Festzug unter den Klängen des Te Deum laudamus zum Betsaale zurück, um sich dort aufzulösen. — Den Kennern kirchlicher Musik ist jedenfalls das herrliche Quartett „Sanctus", welches nächst anderen Gesängen zwölf Mitglieder der Frankfurter Oper, unter Leitung des Herrn Hölzel, so trefflich ausführten, ganz besonders aufgefallen. Wenigen dürfte jedoch der talentvolle Compositeur der Messe bekannt sein, welche kürzlich in dem Dom zu Fulda zur Aufführung kam, und welcher dieses „Sanctus" entnommen. Es ist der Herr Pfarrer Müller zu Bockenheim, der, zu seinem und seiner Gemeinde innigem Bedauern, eines Augenübels wegen behindert war, an dem Feste Theil nehmen zu können. — Ein solennes Mahl beschloß den festlichen Tag. — Möge das tolerante Wort des geistlichen Herrn: „Friede sei auf Erden, wenn die katholischen Glocken mit den evangelischen zusammenklingen" auf fruchtbaren Boden fallen.

F.

Literatur-Notizen.

Von der Hempel'schen „National-Bibliothek der Deutschen Classiker" liegen wiederum eine Anzahl Werke vollendet vor: Schillers Gedichte nebst Biographie, Lessing's Gedichte und Dramen nebst Biographie, Heinr. v. Kleist's Werke, Theodor Körner's Werke, die Hauptwerke Wieland's, Seume's Werke, sämmtlich mit Biographien ausgestattet, Jean Paul's Hesperus ꝛc. ꝛc. Dieselben bekunden aufs Neue die große Sorgfalt, welche dem Unternehmen sowohl von den Herausgebern als auch dem Verleger gewidmet wird. Wir begegnen unter den Herausgebern den geachtetsten Namen.

„Aus meiner Festungszeit" von G. Rasch (Pest, Hartleben.) Der Verfasser gibt in diesen anecdotischen Mittheilungen eine Beleuchtung der „preußischen Reaction" unter Manteuffel, deren Schärfe theils durch Komik und Humor gemildert wird, theils durch die Anerkennung der Theilnahme und Freundlichkeit, welche Rasch und seine Lebensgenossen auch bei mehreren Dienern der Gewalt fanden. Ersterer trägt keineswegs den bleichen Heiligenschein des Märtirthums; er selbst bekennt mit Freuden seinen Trotz gegen seine kleinen Tyrannen und ohne sonderliche Discretion seine kleinen Abenteuer zarter Gattung. Besonders anziehend sind seine Mittheilungen über viele Mitarbeiter des großen Werkes von 1848. Die wichtigste Moral des Ganzen fassen wir in die Mahnungen an alle Sieger in politischen Kämpfen zusammen: Ehret die Besiegten! Morgen könnt Ihr es sein!

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 21. August: **Der Waffenschmied**, komische Oper in 3 Acten. Musik von Lortzing.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 220.)

Samstag, den 22. August (zum ersten Male): **Aus der Gesellschaft**, Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 221.)

Sonntag, den 23. August: **Margarethe**, große Oper in 5 Acten. Nach Goethe von J. Barbier und M. Carré. Musik von Gounod.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 233. Samstag, den 22. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von C. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Lopez und Blakwood in Valparaiso hatten mit dem Hause Joachim Dornen seel. Erben ein Geschäft entrirt, eine große, werthvolle Sendung Wildhäute war von dem amerikanischen Hause abgesandt worden; es sollte ein Compagniegeschäft sein: das eine Haus lieferte die Waare, das andere übernahm die Fracht und der Gewinn sollte zu gleichen Theilen beiden Parteien gehören. Aber statt Gewinn war dem amerikanischen Hause Verlust geworden; das deutsche Haus, oder viermehr der Chef desselben, hatte bittere Klagen über die schlechte Qualität der gelieferten Waare sowohl, als über die ungünstigen Zeitverhältnisse, welche eingetreten seien, geführt. Das Haus in Valparaiso wollte die behauptete schlechte Qualität der Häute nicht anerkennen und verlangte endlich, daß diese Partie bis zur weiteren Verfügung lagern solle. Da aber fand sich, daß die Waare schon verkauft sei und zwar zu einem sehr niedrigen, dem wahren Werthe in keiner Hinsicht entsprechenden Preise.

Dieses war die Ursache, worum die ärgerliche Correspondenz sich entsponnen; aber warum drohte Schwarzholz mit dem Zuchthause? was wußte er, was konnte er wissen? wo waren Beweise, wenn er selbst Etwas ahnen sollte? Etwas, das allerdings .... aber hinweg mit diesen muthlosen Gedanken!

Der Consul strich sich wieder mit dem parfümirten Taschentuche über die bleiche, feuchte Stirn; allen Muth, alle Kälte, die er je besessen, rief er zu Hülfe; jetzt galt es.

„Ich gestehe", sagte er, „daß Ihre plötzliche Enthüllung für mich etwas Erschütterndes hatte. Aber was wollen Sie von mir? welches Recht haben Sie dazu, sich an mir rächen zu dürfen? Es ist wahr, wir sind nie Freunde gewesen, und in Ihrer damaligen Stellung war ich es der Ehre meines Hauses schuldig, einem Verhältnisse, wie demjenigen meiner unglücklichen Schwester zu Ihnen, entgegenzutreten. Daß dieses vielleicht in etwas lebhafterer Form, als wünschenswerth gewesen, geschehen, ich beklage es wirklich. Im Punkte seines Vermögens, resp. seines Testamentes, war mein Vater frei, zu thun, wie er wollte. — Was Ihre geschäftlichen Beziehungen zu uns anbelangt, so haben wir diese nur geschäftlich aufgefaßt, und von diesem Standpunkte aus konnten wir allerdings Ihrer Firma kein größeres Vertrauen entgegen bringen."

Der Consul hatte kühl gesprochen, anscheinend mit der sicheren Ruhe des vornehmen Mannes, trotzdem es in seinem Inneren stürmte und zuckte.

Conrad Schwarzholz knirschte mit den Zähnen und preßte die harte Hand an die dunkle Stirn, es war, als empfinde er diese kühle Gelassenheit wie eine ihm körperlich bereitete Qual.

„Und da mein Weib schrieb", preßte er endlich mühsam hervor, „da ihre keusche, reine Seele schmerzzuckend sich wand vor dem Bruder, und um Hülfe schrie — faßten Sie das auch geschäftlich auf?"

Der Consul zuckte die Achseln, aber der bleiche Schatten auf seinem Gesichte ward fast grünlich.

„Wie die Sachen lagen, allerdings, aber ich stellte es meiner unglücklichen Schwester frei, in mein Haus zurückzukehren."

Schwarzholz lachte grimmig auf.

„Ja, als arme Sünderin, als das Weib des entlaufenen Bankerotteurs, — das Grab war barmherziger. — — Ich habe sie verloren, verloren am schauerlichsten Tage meines Lebens, ich habe mein, ihr Kind verloren, ich habe mich selbst verloren auf dem Wege, den ich gemacht, achtzehn lange Jahre, von Newyork bis Valparaiso; ich komme heute, um Alles zu fordern, was ich verloren habe, mein Weib, mein Kind, mich selbst . . ."

Der Consul hob bedauernd die Hand und ließ sie wieder sinken.

„Ich sehe kein Mittel, Ihnen gerecht zu werden."

Schwarzholz hatte sich wieder gesetzt; jetzt beugte er sich über den Tisch, daß sein dunkles Gesicht mit den sprühenden Augen fast das bleiche Antlitz des Consuls berührte.

„Es handelt sich noch um eine Partie Häute", sagte er.

„Nun, endlich kommen Sie zur Sache", sprach der Kaufherr, „glücklicherweise kann ich Ihnen hier Beweise und Auskunft geben."

„Wie hoch verkauften Sie? und an wen?"

„Ich habe Ihnen die Summe angegeben, aber ich nenne Ihnen dieselbe noch einmal: 11,500 Thaler; an wen ich verkaufte, stand mir nach unserem Vertrag frei, ohne daß ich gezwungen bin, die Firmen, an welche es geschehen, zu nennen, — und ich werde ein derartiges Ansinnen, als der Ehre meines Hauses, der Ehre meiner selbst zuwiderlaufend, mit Entrüstung von mir weisen."

Ein höhnisches Lächeln glitt über die dunklen Züge ihm gegenüber.

„Sie werden nicht in den Fall kommen, das thun zu müssen. Ich kenne die Firma, an welche Sie verkauften, ich kenne den wahren Preis, um welchen Sie es thaten, in meinen Händen sind die Copien Ihrer Correspondenz mit Jacques Leveillier fils. — Was starren Sie mich an, Mann, wie entgeistert? meinen Sie, ich käme über den Ocean ohne eine Waffe im Gewande, nur mit eitlen Drohungen im Munde? Ich habe es mich viel kosten lassen, um das zu erfahren, viel, viel, — aber ich habe ja nur erworben, um Dich zu vernichten. Mit diesen Correspondenzen in der Hand, werde ich Jacques Leveillier zwingen, vor Gericht zu beschwören, daß er dem Hause Joachim Dornen seel. Erben 11,500 Thaler übermachte, dem Consul Dornen jedoch den bedungenen Mehrwerth von 8700 Thaler. Ich werde dem Gerichte unsere Correspondenz vorlegen und dann . . . ."

Digitized by Google

Und dann? Der Consul hatte mit weitaufgerissenen Augen dagesessen und der Nemesis in das drohende Antlitz gestarrt, die ihm in der Gestalt dieses Mannes erschienen — und dann, dann, wenn diese Drohung Wahrheit geworden, wenn diese Correspondenz vor Gericht lag, wenn man seine Bücher forderte, dann, dann erfuhr die Welt, daß Joachim Dornen seel. Erben seit Jahren falsche Bücher geführt, daß das alte, stolze Haus seit Jahren bankerott sei und sich nur erhalten durch — — durch was? — durch Manipulationen, auf welchen das Zuchthaus stand, und sich gegenüber sah er diesen Mann, der sein Ankläger war, diesen Mann, welchen er selbst in den Bankerott getrieben. Er konnte nicht mehr denken, seine Sinne verwirrten sich.

„Haben Sie Erbarmen", stöhnte er, „ich habe eine Tochter, einen Enkel . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die neue ostindisch-holländische und deutsche Literatur.

(Schluß.)

Van den Hövel, der erste von den drei genannten Namen, ist Politiker und schrieb seine „Skizzen aus dem indischen Leben" für die indische Zeitschrift, gab sie aber später nochmals gesammelt heraus. Durch sie wollte er im Mutterlande eine richtige Kenntniß der Colonie verbreiten, durch genauere Kenntniß aber ein erhöhtes Interesse erwecken und zur Abstellung mancher Uebelstände hinwirken. Da er Jahre lang auf Java lebte, einen hellen Kopf, Beobachtungsgabe, einen frischen, lebhaften schnellen Geist und ein warmes Herz für das sanfte, lenksame Volk der Eingeborenen mit großer Empfänglichkeit für Naturschönheit verbunden hat, so konnte es nicht fehlen, daß diese Skizzen, deren jeder ein bestimmter Gedanke zu Grunde liegt, der ohne Abschweifung oder unnöthiger Ausdehnung klar und abgeschlossen ein lebendiges Bild gibt, ihren Zweck erreichten. Aber wenn auch noch mehrere der gerügten Uebel wie bereits die Sclaverei zu den überwundenen Standpunkten gehören würden, so wird dennoch dieses Buch seinen inneren Werth nicht nur behalten, sondern immer noch ein treues Spiegelbild in der bestimmten Zeitepoche sein, in der es entstand, weil es den Stempel der Wahrheit trägt. Der Autor führt den Leser durch die fruchtbarsten, angebautesten Gegenden, aber auch durch wunderbare Urwälder, deren wilden Bewohnern man lieber im Buche als in der Wirklichkeit begegnet, auf hohe Berge, durch Grotten und Thäler, man begegnet dem Aberglauben, der demüthigen Unterwürfigkeit und der seltsamen Resignation der Eingeborenen, die aus ihrem Glauben an Vorherbestimmung entspringend, sie bald Alles dulden, bald der Gefahr fast gleichgültig entgegengehen läßt. Ohne Reflexion, ohne unnütze Erklärungen, wird der Leser zum Begleiter des Autors gemacht und meint mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören. Es versteht sich von selbst, daß nicht alle Skizzen von gleichem Werthe sind, zu den schwächeren gehören „Vierzehn Tage", „Die Verdächtigen in Indien" und noch einige andere.

Ganz anderer Art ist Ten Brink. Obgleich er auch aus eigener Anschauung schildert, obgleich er einen reichen Beitrag zur Sittengeschichte der europäischen Gesellschaft in Indien liefert, obgleich er den Leser in eine fremde Natur versetzt und ihn ungesucht mit Bildern, mit Zuständen und Gewohnheiten bekannt macht, die höchst originell und deßhalb interessant sind, um so interessanter, weil man fühlt, daß diese einzelnen Glieder einer großen Kette im engen Zusammenhange mit einander stehen und auf einander gegründet sind, obgleich er Charaktere vorführt, die fast typisch in Indien sind, die man kennen muß, um ihre treue Schilderung zu würdigen, obgleich er dieß Alles thut, gibt er doch kein so durchaus wahres Bild, wie van den Hövel, denn dieser schilderte Erlebtes, während Ten Brink, die Romanform wählend, Erfundenes darstellen oder einmischen konnte. Aus vier Novellen, die allenfalls einzeln für sich bestehen können, aber durch dieselben in fast allen wiederkehrenden Personen unter sich verbunden sind, rundet sich der Roman, den er „Ostindische Damen und Herren" nennt.*) Aus der Art und Weise, wie diese Damen und Herren auftreten, wie sie im ziemlich unvollkommenen Familienleben hin vegetiren, und Genuß in fast täglichen Bällen und Festen suchen, lernt man die Geschäftsleute, die schnell erwerben, reich werden, bis dahin auch arbeiten und zugleich genießen wollen, wie die Damen kennen, die wohl das Letztere, sonst aber nur dumpf hinträumen, sich putzen und tanzen wollen. Alle Schattirungen der Eingewanderten und Angesiedelten werden dem Leser vorgeführt. Da fehlt weder der Baar (Neuling), noch Oudgast (Altgast), noch Klimaatschieter (Acclimatisirte), weder der gebildete junge Mann, der voll Eifer und sanguinischen Hoffnungen über das weite Meer kömmt, aber ohne gehörige Vorbereitung und Lebensklugheit überall anstößt, kühle Geschäftsmiene und leichtsinnige Coquetterie da findet, wo er Freundschaft sucht, und endlich an Verhältnissen zu Grunde geht, denen er nicht gewachsen ist, bis zu dem gewandten Abenteurer, der munter oben aufschwimmt und sich immer wieder in einer Gesellschaft Eingang zu verschaffen weiß, die ihn erst verstieß, aber nicht schwierig in ihren Anforderungen ist, bis er es gar zu toll treibt und den Faden seiner Intriguen verliert. Aber auch gebildete junge Mädchen kämpfen dort, weit von der Heimath und den Ihrigen, um deren und ihre eigene Existenz, denn dringende Gründe können nur einen so kühnen Schritt rechtfertigen. Sie müssen sich den Launen ihrer dummen, leichtfertigen, auf die gut erzogenen Niederländerinnen eifersüchtigen Gebieterinnen beugen, die ihre Kinder ihnen und den Leuten überlassen. Und neben ihnen und den europäischen Beamtenfrauen treten Frauen und Mädchen hin, die im besten Falle ein paar Jahre in einer europäischen Erziehungsanstalt nichts lernten, die ebenso vergnügungssüchtig und geistarm wie ihre indischen Mütter, um ihrer rasch vergehenden Schönheit und um ihres bleibenden Reichthums willen geheirathet werden oder wurden. Man ist praktisch. Geld gibt Ansehen und Genuß und die Aussicht auf eine dereinstige Rückkehr nach Europa. Daß diese aber oft eben durch solche Heirath unmöglich wird, bedenkt man nicht.

Schade ist es, daß Ten Brink sich nicht in mancher Beziehung kürzer faßte. Es ist nicht nöthig, daß der Leser alle die vielen Bälle mitmacht, um zu glauben, daß sie die Leidenschaft der indischen Damen sind; noch gleichgültiger ist es ihm, in welcher Reihenfolge die Gäste bei Tische sitzen oder gar wie die Damen jedesmal gekleidet sind. Doch nein, wir wollen ihm nicht Unrecht thun, es ist wahr, dieß ist eine sehr wichtige Sache, die auch beliebte deutsche Schriftsteller beherzigen, indem sie ihre Heldinnen wie Kinder ihre Puppen an und umkleiden. Daß der Roman kein künstlich angelegter und verwickelter ist, sieht man schon aus seiner Zusammensetzung. In jeder Novelle spielt sich eine Intrigue, oder das Schicksal der Hauptpersonen ziemlich einfach ab, ohne jedoch des Interesses zu entbehren, das durch das Fremdartige der Welt, in der es spielt, bedeutend erhöht wird. Ob diese Figuren, die als Typen hingestellt sind, richtig als die wichtigsten erwählt wurden, oder ob der Autor nicht andere, wichtigere aus der bunten Gesellschaft hätte heraus greifen können, wollen wir dahin gestellt sein lassen.

Gehen wir nun zu van Rees über, von dem nächstens „Die Erinnerungen eines ostindischen Offiziers" zu erwarten sind, so finden wir in ihm das Mittelglied zwischen den beiden zuerst genann-

*) Auch im „Roman-Magazin" von O. Janke frei übersetzt erschienen.

Digitized by Google

ten Schriften. Seine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse im Innern des Landes, seine Erfahrungen in Bezug auf die eingeborene Bevölkerung, deren Charakter, Lasten und Bedrückungen treten klar und lebendig aus der leicht entworfenen Lebensskizze heraus. Anspruchslos und liebenswürdig erscheint der junge Offizier, menschenfreundlich und tüchtig, ein erfahrener Jäger, den man so gerne auf seinen Jagdabenteuern wie auf seinem Kriegszuge begleitet. Es ist ein ungemein frisches Bild, das er entwirft, das in hellen kräftigen Farben gemalt ist und dabei des rechten Hintergrundes nicht entbehrt. Er gehört, wie die beiden Anderen, einer freien Richtung an und unterrichtet sich genau nach der Lage der Arbeiter mit denen er beim Festungsbau in stete Berührung kömmt. Weit von der Hauptstadt entfernt, tritt der Leser in eine erst entstehende Niederlassung, in der viel gearbeitet wird, wo Jeder seinen Mann steht und nicht für sich, sondern für das Ganze da ist und wirkt. Am wenigsten gelungen sind die sentimentalen Stellen. Wir sind gewiß, daß Jeder das Buch gerne lesen wird.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem Karlsbader Badeleben.) Dr. J. Walter theilt in der „Presse" interessante Züge aus der Karlsbader Gesellschaft mit. Wir entnehmen daraus Folgendes: Die Großfürstin Helene weilt seit etwa zwei Wochen in Karlsbad. Die hohe Frau — eine württembergische Prinzessin — hat sich von jeher um die Pflege deutscher Cultur und Wissenschaft verdient gemacht. Ihr berühmtes Palais in Petersburg war stets der gastliche Vereinigungspunkt deutscher Künstler und Dichter, die dankbar erzählten, wie erquickend und ermuthigend der warme Frühlingshauch des edlen Gemüthes und hohen Geistes dieser ächt deutschen Frau auf ihr Streben und Schaffen wirkte mitten unter so fremdartigen und nicht immer freundlichen Elementen. Auch hier im Bade ist die hohe Frau stets der Krystallisationspunkt der besten Gesellschaft in des Wortes edelster Bedeutung; bedeutende Menschen, Ritter vom Geist, Künstler und Dichter bilden ihren Kreis. In dem Salon im Erdgeschoß des Hauses, das sie auf der Höhe des Schloßbrunnenweges bewohnt, wo sich das Panorama der terrassenförmig aufsteigenden Stadt entrollt, vereinigt sich allabendlich, wenn das Kurpensum aufgearbeitet ist, ein kleiner ausgewählter Kreis um die hohe Frau. Dort hält sie Cercle, ungezwungen und anspruchslos; Jeder kommt und geht, wenn und wie er mag. Da liest Berthold Auerbach ein Capitel aus seinem neuesten Romane: „Das Landhaus am Rhein"; die junge Regan singt Schubert's Lieder, begleitet von ihrer berühmten Lehrerin, der Unger-Sabatier; Door spielt Mendelssohn oder Schumann und Laub's Zaubergeige tönt süß in die warme Sommernacht hinaus. Der Thee wird servirt und Schlag 10 Uhr trennt man sich, um sich des Morgens Früh wieder beim Brunnen zu vereinigen.

(Eine periodisch erscheinende Insel.) In dem Ilsing-See in Livland ist eine Insel, die periodisch erscheint und wieder verschwindet. Der Grund davon ist, daß der Boden ein altes Moor ist. Darin entsteht während der wärmeren Jahreszeit eine außergewöhnlich starke Entwicklung von Kohlen-Wasserstoffgas, und in Folge dessen steigt der Boden gleich einer halb offenen Blase über die Oberfläche des Wassers. In langen warmen Sommern bedeckt sich diese sonderbare Insel sogar mit Gras und Wasserpflanzen. Sobald es aber kalt wird und die ersten Nachtfröste eintreten, hört die Gas-Entwicklung allmälig auf. Die große Blase wird schwer, fällt zusammen und die Insel sinkt wieder auf den Boden des Moores, um dort, wie man in der Umgegend sagt, ihren Winterschlaf zu halten.

(Cholera in London.) Dr. Farr, von dem statistischen Bureau, hat einen längeren amtlichen Bericht über das Auftreten der Cholera in London während des Jahres 1866 angefertigt, aus dem mit Sicherheit angenommen werden darf, daß die Hauptursache in der Nachlässigkeit der East-London-Water-Company zu suchen ist. Dieselbe hatte nämlich unfiltrirtes Wasser in die Häuser ihres Districtes geleitet, und in diesem Districte kamen bei weitem die meisten Cholerafälle vor. Etwa 4500 Personen fielen der Epidemie zum Opfer, und während die Sterbefälle in den anderen Wasserdistricten von 3—15 pro 10,000 der Gesammtbevölkerung variirten, beliefen sie sich in dem Districte besagter Compagnie auf 73. Am stärksten wüthete die Cholera vom 26. Juli bis 1. August, wo die täglichen Sterbefälle 157, 130, 160, 154, 144, 178 und 173 waren.

Literatur.

Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. Von Karl Gutzkow. Band 1—5. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Wenn einmal in später Zukunft forschende Geister die literarischen Annalen des neunzehnten Jahrhunderts durchwühlen, werden sie auf ein fremdartiges Wesen stoßen, das diesem eigenthümlich ist, von dem weder vorher noch nachher eine Spur zu finden sein wird: den historischen Roman. Die Beneidenswerthen — es wird ihnen gehen, wie uns mit den Idyllen und Schäfergedichten, mit den Gellert'schen Fabeln und den Klopstock'schen Oden. Vorbei, ihr Schatten — gewesen seid ihr, Niemand wartet eurer Auferstehung! Der rasche Flügelschlag der Zeit geht über alles Hohle, über alles Unwahre hinweg, keine momentane Disposition der Geister, keine Macht eines tonangebenden Jageniums kann ihn aufhalten, wenn er das innerlich unberechtigte Dasein vernichtet. Der historische Roman ist eine unberechtigte Kunstform, denn die Geschichte will die Wahrheit, die absolute Wahrheit, und der Roman will die Lüge, die verklärte Lüge, die Lüge nach dem Leben — beide zusammen heben sich auf. Darum wird weder die Kunst Walter Scott's den historischen Roman für ewige Zeiten vor der Verdammniß retten, noch werden ihn geistreiche Franzosen wirksam genug mit dem satyrischen Mantel verhüllen können — er wird in seine Atome zurückkehren und das kommende Jahrhundert wird Nichts mehr von ihm finden. Dieß Verhängniß halten Die nicht auf, welche noch in den letzten Momenten die Mißgeburt umtaufen und zum culturhistorischen Roman erheben, die Louise Mühlbach's und wie sie alle heißen — nein, diesem Lauf der Dinge trotzt selbst Der nicht, dem wohl von allen Lebenden der historische Roman am Meisten verdankt, Karl Gutzkow. Wir halten dafür, daß schon heute der Moment gekommen ist, wo die Species anfängt, sich zu incrustiren und aus der Puppe dann der Schmetterling in verschönter Form hervorgeht. Die „culturhistorischen Sittenbilder", das wird die neue und wahrhaftigere Form sein, in der die Zukunft sich in geschmackvoller Idealisirung mit der Geschichte abfindet. Raum genug für den ächten Poeten, die Gestaltenfülle seines Innern in die Erscheinung treten zu lassen, in diesem begränzten Rahmen nicht auf Kosten der Geschichte, wohl aber zu ihrer menschlichen Würdigung und Erhebung die Conturen zu ziehen. Der Moment ist da, das hat uns auf's Neue die Lectüre des bedeutendsten Werkes der neuesten Zeit auf diesem Gebiete, Gutzkow's Hohenschwangau, gelehrt. Als wir vor längerer Zeit die ersten Bände desselben besprachen, mußten wir schon auf den vom Autor selbstgefühlten Dualismus hinweisen, der sich in der Bezeichnung „Roman und Geschichte" aussprach. Wie lauten mit diesem etwas unheimlichen Gefühle näher hinzu und, siehe da, von Band zu Band, von Buch zu Buch ward das Gefühl von uns weggenommen, der Boden ward fest unter unseren Füßen — wir halten nur noch die ungemischte Freude an der Wahrheit und lebendigen Wirkung des wirklich Gewesenen. Das ist kein Roman — das ist Geschichte, Geschichte aus Einem Guß — und dem Verfasser hat nur die Leihbibliothek einen Streich gespielt, als er den „Roman" als Epitheton ornans dazugab. In der That, eine bessere Handhabe für unser Meinen, daß dem historischen Roman das Grab gegraben, konnte sich nicht finden lassen — der Dichter hat nicht dem Namen, aber der Sache nach unzweifelhaft die Tradition beseitigt und das „Culturbild" zu seiner Devise gemacht. Ein Culturbild ist Hohenschwangau, ein vollendetes, mustergiltiges, in Farbe und Ton unvergleichliches. Wir würden wahrlich nicht in die Hyperbel gerathen, wenn wir nicht genau wüß-

Digitized by Google

ten, daß das heutige deutsche Publikum keinen Maßstab für die Beurtheilung dieses Werkes hat. Das Werk ist viel zu schwer und gigantisch für die Zeit; es gibt keinen größeren Hintergrund und keinen lehrreicheren für uns, als diese erste Wiegenzeit der Reformation — darüber haben wir uns schon ausgesprochen. Aber wo ist das Verständniß? Das werden sich alle Diejenigen mit Wehmuth fragen, welche die Gefahr der Bahnen erkennen, in denen sich momentan nicht nur der Geschmack des Publikums, sondern auch der der Autoren bewegt. Mit Ausnahme gewisser socialer Regungen hat der zeitgenössische Roman so gut wie keine Tendenz. Und gerade die Tendenz ist es, wodurch sich Gutzkow von jeher über das Gros der Romanschreiber erhoben hat; ein Gedanke ist der Vater eines jeden seiner Romane. Der Gedanke im „Hohenschwangau" aber ist nun offenbar ein unfaßliches für die Zeit, die so viel nach der Form fragt und keine außerclassische gelten läßt. Originalität ist eine Gabe, die auch in Deutschland mehr und mehr von sich abstößt. Gutzkow ist aber mit jedem seiner Werke origineller geworden. Hohenschwangau hat die Form ganz abgeworfen; hier tritt der Verfasser nur in der Zeit, die er schildert. Die Chamäleonnatur, die unbehagliche Rückenwendung des Erzählers hindert ihn zuweilen, er muß doch auch vor sich sehen, er sieht die ihm Folgenden ohnedieß stets in respectvoller Entfernung: da läßt er sich wie der Olympier zu ihnen herab, hundertmal spricht er mit verbindlicher Unterbrechung seines selbstvergessenen Dialogs: „Die Zeit kannte das nicht anders, die Zeit liebte diese Ungeheuerlichkeiten" — was wundert Ihr Euch darüber, was wird man über Euch einst sagen? liest man zwischen den Zeilen. Er redet auch meist im Imperfect, läßt sich fast nie die Vorzüge des Präsens und Perfect zu Theil werden. Kurze, prägnante Sätze, lebhafte und immer plastisch gerundete Situationen, eine merkwürdige Unruhe und ein Umherfahren in der Erzählung beweisen, daß es dem Verfasser zuweilen unbehaglich eng wird in seinem Rahmen, der nicht Alles gleichzeitig fassen kann, was er fassen soll. Er muthet dem Gefäße mehr zu, als es von dieser Gestaltenfülle, diesen unerschöpflichen sprudelnden Massen aus dem Quell der Geschichte aufnehmen kann. Und doch ist das ganz richtige Gefühl dabei, daß nur das Detail, die scheinbar unbedeutendste Notiz, Perle an Perle gereiht, ein Bild geben kann; daß alle Allgemeinheit zu vermeiden ist, alle philosophische Abstraction. Mit gutem Gewissen läßt sich deßhalb gerade hier dem Erzähler kein Vorwurf machen und wenn man jene zahlreichen kleinen Allotria genau ansieht, so gehören sie recht nöthig zur Sache. Nur im Heranziehen von Nebenpersonen, die kommen um zu verschwinden, hat er vielleicht zu viel gethan. Wir möchten z. B. das Intermezzo mit Namensscherzen, wie die Fuchsgenealogie im vierten Band, durchaus nicht tadeln, zumal es sehr niedlich in der Form ist; aber eine ganze Anzahl zudringlicher, wie Marionetten auftauchender Gäste würden wir gern vermissen. Dann werden wieder andere, ganz hervorragende Erscheinungen der Zeit fast mit Schweigen übergangen, wie der poeta laureatus des Frankenlandes Eoban Hesse, der doch gerade damals zu Marburg starb (1540), als in Würzburg die kraftvollen Gestalten kamen, die Gutzkow im Anfang des 4. Bandes so meisterhaft schildert. Freilich hat er dann später Hesse, der eine so einflußreiche Persönlichkeit war, mit einem sehr hübsch wiedergegebenen Poem im Vorbeigehen eingeführt. Man kann allerdings darüber streiten, ob es die Aufgabe des Dichters sei, in seinen Kreis von handelnden Personen alles aufzunehmen, was bedeutsam war. Im Culturbild liegt eine gewisse Verpflichtung vor, weniger im Roman. Gutzkow hat dieß auch durchweg anerkannt und durchgeführt, und dieß ist wieder ein bewußtes Gefühl der Lossagung vom Roman. Die „Erfindung" will uns überhaupt nirgends recht überzeugend entgegentreten. Blos über den Helden des Ganzen, Ottheinrich Stauff, breitet sich ein mystisches Dunkel, und doch ist seine Verknüpfung mit den Personen und Begebenheiten eine solche, daß er fast dem Leser unerträglich würde, wenn er erfahrt, dieser muthige, durchweg edle Character, der sich vom Kaufmannsdiener zum Praedicanten aufgeschwungen hat und schließlich ohne Ehrgeiz in diesem ehrbaren Dasein aufgeht, ist ein Phantom, das nur den Begleiter unseres eigenen modernen Gewissens durch alle diese Greuel des Bürgerkrieges darstellt. Der Verfasser hütet sich wohl, in seinen historischen Noten auf ihn irgend etwas zu beziehen. Stauff ist der Mittelpunkt des Romans in der Intention, als der wahre dramatische Mittelpunkt aber entpuppt sich immer mehr der Ritter Wilhelm von Grumbach; so sehr, daß wir am Schlusse ganz kalt bleiben, wo Ottheinrich Stauff gelassen wird, aber aufs tiefste von dem gräßlichen Ende Grumbachs berührt sind. Sogar Markgraf Albrecht von Brandenburg, überall, wo er auftritt, der dämonische Mann, der mit wenig edlerer Anlage der Befreier des protestantischen Deutschlands hätte werden und dessen Abhängigkeit von der Wiener Hofburg hätte abwenden können, die Gutzkow so tief beklagt, — sogar er ist unserem Herzen näher als der Staufer. Hohenschwangau's neues Geschlecht, die Freiherren v. Baumgarten, gehen auch nicht ohne unsere Theilnahme ihrem Untergang entgegen, vor allem nicht die capriciöse Tochter des Hauses Gundula. Alles hat Leidenschaften, hat Fleisch und Blut, handelt seinem Verderben zu, nur der Held nicht — das macht uns ihm etwas fremd. Aber deßhalb ist er doch eine für die Zeit typische Figur und ein natürliches Bindeglied. Seine Geschichte läßt sich sehr leicht erzählen; wir unterlassen es. Ist doch gerade diese Gestalt etwas, woran auch der geschichtskundigste Leser, in ihren Beziehungen zu den bekannten Persönlichkeiten Gefallen finden wird; das wird man dem Verfasser nicht herausreißen wollen. Die Entwicklung Stauff's geht mit dem Ton der Erzählung auf eine auffallende Weise zusammen. Im ersten und zweiten Bande vollkommene Ruhe und Plastik, Alles bewegt sich fast auf einem Punkt; der Verfasser muß erst den Boden für den Leser präpariren. Selbst noch im dritten Band, als schon die Scene Augsburgs durch die Königin Maria dramatisch bewegt wird, kommt noch die minutiöse Erzählung eines ganzen Tages, die sich selbst unterbricht und Stauff seine Gänge und Erlebnisse rückerzählen läßt. Hier ist der Gipfelpunkt des Stillstands. Von da an bewegt sich die ganze Scene plötzlich vorwärts, hochdramatisch durch die Catastrophe im Fuggerhaus. Der Ton wird ein ganz anderer, bewegt, ohne Rückhalt fortschreitend. Die Diction bekommt selten mehr jene livide homerische Färbung. Sie ist frei und bleibt's bis zum Ende. Der Leser, der bis zum dritten Bande vorgedrungen ist, wird sich belohnt fühlen. Der Fluß der Erzählung hat nun etwas von der lange gleichmäßig anhaltenden Stimmung des Helden, die der Verfasser einmal sehr schön charakterisirt: „als säße sein ganzes Dasein nur wie mit Adlerflügeln im Käfig eines Stubenvogels." Selbst die wilde Zeit des Albertinischen Krieges, die Jammerscenen der Belagerung Schweinfurts und Gothas können uns nicht höher erheben — wir folgen dem Strudel willenlos. — Hohenschwangau ist ein tief durchdachtes Zeitgemälde, vor Allem ächt deutsch. Dieses Buch wird kein Fremder ohne Verlust seines Wesens in seine Sprache übersetzen. Es gibt eine gar vollsverständliche, glatte, formbewußte, im Grunde doch geistlose Richtung in unserer neuesten Literatur, wir möchten sie nach ihrem hervorragendsten Vertreter die Freytag'sche nennen — die ist sortsonabel bis zum Exceß; man erwartet auf jedem ihrer neuen Titel die Worte zu finden: Uebersetzungsrecht in alle fremden Sprachen vorbehalten. Ihr gegenüber steht, wie früher Jean Paul, heute vorzüglich Gutzkow — er vertritt die deutsche Art. Aber diese Art ist im Aussterben — wir werden verwünscht kosmopolitisch!

H.

Frankfurt, 21. August.

Es war schon mehrmals der Wunsch geäußert worden, daß die Gallerie des Städel'schen Institutes auch Samstags den größeren Publikum zu freiem Eintritte geöffnet werden möchte. Einem deßfallsigen Ersuchen des Vorstandes des Vereines hat nunmehr die Administration des Institutes mit sehr dankenswerthem Entgegenkommen entsprochen. Es sind Anordnungen getroffen, daß sortan täglich während der Vormittagsstunden von 10 bis 1 Uhr die Gallerie für Jedermann frei zugänglich ist, während nach der für den Aufseher bestehenden Instruction durchreisenden Fremden ausnahmsweise auch an Nachmittagen der Zutritt gewährt wird. Damit dürfte nunmehr dem kunstliebenden Publikum im Allgemeinen, insbesondere aber den Frankfurt besuchenden Fremden, in liberalster Weise Gelegenheit zur Beschauung unserer reichen Kunstsammlungen geboten sein.

Eingesandt. Unter den Correspondenzen in der Didaskalia Nr. 231 ist ein kleiner Artikel, überschrieben: „Der erste Kindergarten in Frankfurt", zu lesen. Es wird heißen sollen: Der erste Kindergarten in Frankfurt nach Ronge, denn ein Kindergarten nach Fröbel besteht schon seit 28 Jahren in hiesiger Stadt, welches der Verfasser besagten Artikels nicht zu wissen scheint.

Von Wolfgang Müller von Königswinter werden eben zwei neue einaktige Stücke versendet, betitelt: „Amor und Psyche" und „Um des Kaisers Bart".

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 22. August (zum ersten Male): Aus der Gesellschaft, Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 221.)

Sonntag, den 23. August: Margarethe, große Oper in 5 Acten. Nach Goethe von J. Barbier und M. Carré. Musik von Gounod.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kit. — Druck und Verlag: Hetler und [illegible] in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 234. Sonntag, den 23. August 1863.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Die Rache war Konrad Schwarzholz' einziges Ziel gewesen, um sie zu erlangen, hatte er gedarbt und gearbeitet, war er durch die Höhlen des Lasters, durch die Schrecknisse der Wüste gegangen; er glaubte sich hart und gestählt, er malte sich in den entsetzlichsten Momenten seines Lebens die Wollust aus, die er empfinden würde, wenn er diesen Mann vernichtet vor sich sehen würde, der sein Vernichter gewesen; aber dieses Ziel lag weit, weit. Endlich nahte er sich demselben, denn nur durch und mit Geld konnte er dazu kommen: der verwilderte Goldwäscher, der düstere, menschenscheue Steppenjäger gewann das Vertrauen eines reichen Haciendenbesitzers, und Senhor Lopez y Gualtierra gründete mit ihm das Handelshaus Lopez & Blakwood, und die Glücksgöttin, die den jungen, liebenden Mann, der für Weib und Kind sorgen gewollt, geflohen, sie schüttete jetzt dem Verdüsterten, nur auf Rache Sinnenden, ihre Gaben vor die Füße.

Der Tag war da, nach welchem sich Conrad Schwarzholz gesehnt, er sah den Gehaßten wimmernd vor sich, um Gnade flehend, Alles war da, wie er es berechnet, nur Eins hatte er nicht mit in Rechnung gezogen: sein eigenes, stolzes und edles Herz, von dem er wähnte, es sei ausgebrannt bis auf den letzten Funken. Dieß stolze, edle Herz sprach sein: „Bis hieher und nicht weiter". Der Feind war besiegt und gebrochen, das entwand ihm selbst die Waffe. Es lag so viel Demüthigung darin, in diesem Ruf nach Erbarmen, um der Tochter, um des Enkels willen, und Konrad Schwarzholz konnte nicht über den Leib des Dahingestreckten schreiten.

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, Sie zu befriedigen, aber ersparen Sie mir die Schmach einer gerichtlichen Verhandlung", flehte der Consul mit zuckenden Lippen.

„Ich will daran denken, daß Sie meines Weibes Bruder waren, und die Heilige bittet um Erbarmen. Ich will es üben, nicht um Ihretwillen, Herr Consul, sondern um des Mutterleibes willen, der zwei so ungleiche Kinder getragen."

Der Consul blickte auf, er hatte diese Begnadigung nicht erwartet; der Ruf um Erbarmen, der zugleich das Bekenntniß seiner Schuld enthielt, war ihm fast unwillkürlich entflohen, er hätte ihn zurückrufen mögen, da er geschehen; denn welche Kraft schrieb er einem Schrei nach Erbarmen zu, er, der selbst nie welches geübt, er, der kalt geblieben bei dem Wimmern der von ihm Zertretenen? Und dennoch, das Unglaublichste geschah: der Mann, an dessen Leben er sich so schwer versündigt, der Kaufmann, welchem seine betrügerische Handlungsweise einen nicht unerheblichen Schaden verursacht, er wollte Erbarmen üben! Dem Manne, welchem sonst der Ausdruck so leicht zu Gebote stand, hier versagte er ihm, und der Gedanke, daß er von dem Erbarmen dieses Mannes leben sollte, schnürte ihm die Kehle zu. Das war ein furchtbarer Tag der Abrechnung. Was waren dagegen all' diese Mühsale, von welchen sein Gegner die Spuren trug, die Furchen, die wie Narben in sein broncenes Gesicht gegraben waren? Dem Consul schien es, als sei das Wonne dagegen, er warf einen scheuen Blick um sich: diese luxuriös, weiblich üppige Einrichtung, sie war Zeuge seiner tiefen, entsetzlichen Schmach geworden, aus dem Spiegel ihm gegenüber sah ihn ein Gesicht an; war das das seine, dieses fahle, zusammengefallene Gesicht? Wenn er wieder auf der Börse erschiene, man mußte die Schmach von seiner Stirn ablesen können, sie mußten mit den Fingern auf Den deuten, den nur das Erbarmen seines Feindes vor dem Zuchthause schützte, man würde ihm das nächste Mal sagen, daß hier sein Platz nicht mehr sei, daß sein Tritt den Boden verunreinige; er wollte dieses Erbarmen nicht, er wollte Dem, der es wagte, mit Emil Dornen Mitleid haben zu wollen, das Erbarmen in's Gesicht schleudern, er wollte — — aber die Stimme versagte ihm, wild brauste das Blut ihm gegen den Kopf, er meinte es kommen zu fühlen, wie der ungebändigte Strom jetzt die Schläfen sprengte.

Da kam ein rascher Tritt die Treppe herauf, ein rücksichtsloser Finger pochte hart an die Thüre. Was war das? kam ein neuer Mahner, trat wieder Einer auf, der Zeugniß abgab wider ihn?

Das in den Schläfen kochende Blut drang wieder beklemmend zum Herzen und aus dem prachtvollen Pariser Spiegel sah den Consul wieder diese graue, todtfahle Maske seines Selbst an. Es war nur ein unarticulirter Laut, welchen er hervorbrachte; war es Abwehr, war es eine Aufforderung zum Hereinkommen? — keinenfalls hatte der Außenstehende darauf gewartet, denn eine rasche, ungeduldige Hand öffnete die Thür und — Justizrath Mylius trat in das Zimmer.

Der Jurist war in großer Aufregung und dieser war es zuzuschreiben, daß er den Fremden nicht beachtete, welcher nach den letzten Worten, die er gesprochen, wie um der gewaltig ringenden Bewegungen in seiner Seele Herr zu werden, in den Schatten des Erkers getreten war.

Die Augen des Consuls drückten sein maßloses Staunen, seinen Schrecken aus; er hatte nicht nöthig, diesen Worte zu geben, Mylius kam ihm zuvor.

„Erlauben Sie, daß ich sogleich zur Sache komme, Herr Emil Dornen", sagte er; „Sie wissen, wie wir vor Jahren schieden, und um welcher Ursache willen; es hat sich seit Jahren nichts so sehr geändert, weder Sie noch ich, daß ich mich veranlaßt sehen könnte, als Freund Ihr Haus wieder zu betreten."

Ueber des Consuls erschlaffte Züge glitt ein herbes Lächeln, mühsam erhob er sich und indem er eine Handbewegung gegen

Digitized by Google

das anstoßende Cabinet machte, gab er dem Justizrath das Zeichen, dort einzutreten.

„Bleiben Sie", sprach der Justizrath, „es sind nur wenige Worte, die ich Ihnen zu sagen habe. Sie ließen diesen Mittag ein junges Mädchen verhaften . . ."

Der Consul nickte, er wollte reden, aber es war, als sei die Zunge ihm zu Blei geworden; nur qualvoll brachte er ein „Ja" hervor.

„Dieses Mädchen, in dessen Besitz Werthpapiere gefunden worden, beruft sich auf einen Brief, welchen Ihre verstorbene Schwester an mich geschrieben haben soll, ich habe bis jetzt noch keinen Brief empfangen; der Brief ging wohl nach meinem Wohnort, aber ich bin seit Wochen hier. Nichtsdestoweniger werden sie dieses Mädchen frei lassen, — dieses Mädchen, dessen Vater und Mutter Sie so unbarmherzig verfolgten, dieses Mädchen — das Ihre Nichte ist . . ."

„Meine Nichte?"

Diese zwei Worte wurden gesprochen, aber es war, als hätte irgend ein seelenloser Mechanismus sie hervorgepreßt und dem Consul selbst, über dessen bleiche Lippen sie glitten, war es, als seien sie weit von ihm entfernt gesprochen worden, weit fort, wo ein brausendes Chaos von klingenden und schwirrenden Stimmen sie verschlang; und die klingenden, schwirrenden Stimmen kamen näher, sie schrieen ihm gellend in die Ohren, daß der Tag des Gerichts gekommen sei und dunkle, gestaltlose Formen bliesen seine Stirne mit glühendem Höllenodem an. Und durch die Stimmen hindurch hörte er den Vorhang am Erker rauschen, durch die dunklen Gestalten, die sich auf ihn senken wollten, sah er die dunkle Gestalt mit den glühenden Augen, sah er Konrad Schwarzholz auf sich zuschreiten, er hörte diese Stimme, die vorhin gesagt hatte, sie wolle Erbarmen üben, sagen: „Seine Nichte, wer ist das?" — Und eine andere Stimme, — wer war es? wem gehörte sie an? — antwortete: „Clara Schwarzholz, das Kind des verschollenen K. L. Schwarzholz". Der Consul hätte lachen mögen. Verschollen! verschollen! — Da stand er ja, er war nicht verschollen der K. L. Schwarzholz stand immer hinter ihm, — und da griff er nach seinem Arm, mit einer Hand, wie eine eiserne Schraube:

„Mein Kind, mein Kind lebt, und Du sandest mein Kind in's Gefängniß? — Du, Du in's Gefängniß!"

Das war nur Eine von den schreienden Stimmen, etwas lauter frellich als die andern; aber was that das, die Spertinge würden es sich ja zupfeifen von den Dächern, und auf dem Dache der Börse saßen immer ganze Schaaren von Sperlingen, die schrieen es gellend herab: „Du, Du in's Gefängniß!" — Wer? der Consul Emil Dornen, der kaiserlich brasilianische Consul, und Joachim Dornen seel. Erben? — — Der Wind fegt über die Gassen, er streicht durch das öde, öde Haus und singt: „Du, Du in's Gefängniß!" — eine eintönige Melodie.

Es ist ein kalter, öder Wind, der durch den Corridor streicht. Zwei Männer sind hastigen Schrittes aus des Consuls Zimmer gegangen, sie haben die Thüre nur angelehnt, der Wind stößt sie auf, der Wind singt dem Consul diese Melodie vor, diese eintönige Melodie mit dem grausigen Text: „Du, Du in's Gefängniß!" aber leiser, immer leiser, wie ein Schlaflied, und die Schatten werden dunkler und dunkler, sie sinken nieder, wie ein schwerer, schwerer Teppich, und nun ist Nacht und Stille, — des Consul's Haupt ist vornüber auf den Tisch gesunken.

Unten an der Treppe stand die Köchin. Der eine der Herren, die aus des Consuls Zimmer herab kamen, sagte zu ihr:

„Gehen Sie hinauf, Ihr Herr scheint unwohl."

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Von Arthur von Deich.

I.

Wenn Heinrich Heine vom Cimetière Montmartre unter seiner weißen Marmorplatte hervorkriechen und sich von Neuem in den Strudel der „Metropole des Weltalls" stürzen könnte, um für Ihr geschätztes Blatt „Pariser Briefe" zu schreiben, so würde er zweifellos mit demselben Satz in die Arena treten, den er in etwas modificirter Form an die Spitze seiner vielbewunderten Reisebilder stellte: Pariser Briefe werden um so interessanter sein, je weniger sie von Paris handeln.

Ich werde Ihnen nicht die prächtige Façade der berühmten Cité-Cathedrale beschreiben, noch erzählen, wie viele Millionen der Arc de Triomphe gekostet hat. Noch weniger werde ich Ihnen mein Ehrenwort darauf geben, daß die großen Boulevards über eine Stunde lang sind, während ich seiner Zeit die Berliner Linden bequem in zwölf Minuten hinabschlenderte. Mit einem Wort, ich werde Ihnen nicht Bädeker exerpiren. Lassen Sie uns lieber ein Stündchen plaudern, wie alte Freunde.

Ich gebrauchte vorhin den etwas trivialen Ausdruck „in die Arena treten". Sie erkennen hierin die nachgelassenen Eindrücke eines seltenen Schauspiels, das seit einigen Wochen die kindlichen Pariser wahrhaft rührend begeistert. Ich meine das sogenannte Stiergefecht in Havre.

In der deutschen, französischen und englischen Presse vielfach besprochen, haben diese Kämpfe bei den Schiffen, wenn man aufrichtig sein will, immer noch nicht ihren eigentlichen Homer gefunden. Gestatten Sie mir, diese schmeichelhaften Functionen zu übernehmen.

Es ist eine wirklich ächt importirte, unverfälscht spanische Gesellschaft von Picadores, die von dem ehrwürdigen Maire von Havre die Erlaubniß ausgewirkt hat, Stiergefechte zu geben, und zwar in einer eigens hierzu erbauten großen Arena; jedoch unter der kategorischen Bedingung, daß bei besagten Stiergefechten zu Havre in keiner Weise mit den Stieren gekämpft würde, widrigenfalls sie sofort die Concession verlieren sollten.

Ein Anderer, besonders einer unserer lieben Landsleute, wäre hier rathlos gewesen; allein die Spanier sind geriebene Burschen. Der Chef der Gesellschaft bedankte sich verbindlich und sagte beim Gehen: „Monsieur le maire, lassen Sie mich nur machen!"

Jeden Sonnabend rollen nun auf den trains de plaisir 2000 Pariser nach der berühmten Hafenstadt, und am anderen Morgen speien die Dampfschiffe fast eben so viele Söhne Englands an den belebten Quai's aus. Riesige Plakate verkündigen an allen Straßenecken, daß man um 4 Uhr mit dem in Frankreich unerhörten Schauspiele beginnen werde.

Schon um zwei Uhr strömt eine unabsehbare Menschenmenge nach dem riesigen Bretterverschlage, der unweit der „Boulevards", ganz im Styl der altclassischen Arena, wie dieselbe noch jetzt in Spanien üblich ist, erbaut, und somit an allen Punkten den Strahlen einer afrikanischen Sonne ausgesetzt ist.

Schon beim Eintritt steigen wunderbare Reminiscenzen in uns auf; man hat das Gefühl, als könnte von der einen Seite Andocclus, von der anderen sein Löwe in die Runde treten; als müsse das „Caesar, morituri te salutant!" der Gladiatoren jeden Augenblick an unsere Ohren tönen; — in unserem Busen erwacht etwas, wie Blutdurst.

Nachdem man eine geraume Frist in einer Temperatur von + 34° R. geschmort, inzwischen auch seinen Hut, Stock oder Schirm unter der Bank weg ins Gebälk des Unterbaues hat fallen lassen, von wo ihn eigens auf diese Industrie lauernde Speculanten gegen ein entsprechendes Trinkgeld hervorholen; nachdem man die weißen,

Digitized by Google

entsetzlich blendenden Taschentücher, die sich unsere Vordermänner zur Abwehr der indiscreten Sonnenstrahlen über den Kopf binden, aus tiefstem Herzensgrunde verwünscht hat — da erschallt endlich von einer Art Tribüne herab ein Trompetenstoß, die Militärmusik beginnt ihre wüthenden Weisen, und unter dem endlosen Jubel der entzückten Menge sprengen zwei Picadores auf Pferden, die unabweisbar an ihren Landsmann und Collegen Rocinante erinnern, in die Schranken.

Auf den ersten Blick sehen diese berittenen Lanzenträger ungemein wohlbeleibt aus, — ein Wunder bei ihrer aufregenden Lebensweise! — doch bald entdeckt man, daß sie bis unter die Arme bandagirt sind, um ihren Körper gegen die Hörner des zornigen Thieres zu schützen. Schreckliche Bilder von aufgeschlitzten Pferdebäuchen und heraushängenden Gedärmen durchzucken unser Hirn. Nachdem die Picadores ein paar Mal auf- und abgetrabt, kommt nach und nach auch das übrige Personal, prachtig gekleidet, mit einer Unmasse von farbigen, vorzugsweise rothen Tüchern auf dem Arm, in den Circus.

Die Erwartung und Spannung erreicht eine fieberhafte Höhe. Da ertönt ein zweiter Trompetenstoß und die Thüre des Stierbehälters öffnet langsam ihre breiten Flügel. Todtenstille kennzeichnet diesen großartigsten aller Momente.

Aber es vergeht Secunde um Secunde, und wer nicht erscheint, das ist unser Stier. Nur von ferne lassen dumpf klatschende Schläge die Bemühungen seiner Peiniger ahnen, die ihn in Güte nicht zum Hervorkommen zu bewegen vermögen. Endlich vernimmt man ein schwerfälliges Tappen, und verdrießlich, jedoch völlig harmlos, tritt der ungeduldig Ersehnte auf den Kampfplatz.

Er macht den Eindruck, wie Jemand, der sich gähnend den Schlaf aus den Augen reibt. Gutmüthig, gränzenlos gutmüthig, dreht er den Kopf erst nach der einen, dann nach der anderen Seite; unbeschreiblich gelangweilt, leckt er sich die Nase; pflegmatisch fängt er an zu kauen, und plötzlich, als ob ihm eine gute Idee käme, rüttelt er sich auf, macht Kehrt und trabt in decidirter Weise seinem Stall zu.

Vergebliche Hoffnung! An der Stelle, wo der Enttäuschte einen Port des Friedens wähnte, tritt ihm jetzt der Ernst des Lebens in Gestalt eines Plagegeistes entgegen, der ihm seinen purpurrothen Mantel über den Schädel wirft. Mit stoischer Ruhe entledigt er sich dieses unangenehmen Hindernisses, und macht einen neuen Versuch, sich zurückzuziehen, der in gleicher Weise vereitelt wird. Es scheint, als fühle der Stier das Lächerliche seiner Situation, als wisse er, daß seine Hörner durch große aufgeschraubte Holzkugeln unschädlich gemacht sind. Den Picadores, deren stumpfe, aber unangenehm plumpe Lanzen er aus seiner Praxis bereits kennt, weicht er mit einer eisernen Consequenz aus; höchstens rennt er einmal ein paar Schritte hinter den Banderilleros her, wenn zufälligerweise die bänderverzierten Pfeile, die sie dem unglücklichen Wiederkäuer in den Nacken stechen, die dicke Haut durchdringen und ihn so etwas empfindlicher berühren. Ermüdet und augenscheinlich exnuyirt, macht das Thier Anstalt, sich niederzulegen.

Da erschallt aus tausend Kehlen der Ruf „fuego!“ (Feuer). Dieser spanische Kunstausdruck, den die Franzosen sich natürlich sofort angeeignet haben, ohne ihn jedoch auch nur annähernd richtig aufzusprechen, drückt den Wunsch des Publikums aus, eine Art Raketenpfeile angewandt zu sehen, die allerdings sehr geeignet sind, auch einen friedliebenden Ochsen aus seiner Lethargie aufzuschrecken. Kaum an seinem Halse hängend, explodiren diese Dinger unter colossalem Spectakel und veranlassen ihn so zu den komischsten Bocksprüngen. Bald jedoch legt sich auch dieser Sturm, und schließlich erscheint der Matador, d. h. der Tödter. Er hält statt des blanken Stahls eine kleine weiße Papierscheibe in der Hand und seine Kunst besteht darin, diese Scheibe dem Stier da aufzukleben, wo sonst der Todesstoß applicirt zu werden pflegt. Der Stier kennt seine Leute und läßt sich diese Operation mit einer Hingebung gefallen, um die ihn manche Dame unter den Händen ihres Zahnarztes beneiden könnte.

Dieses Schauspiel wiederholt sich von A bis Z mit sehr geringen Modificationen vier bis sechs Mal. Nur ein einziger Stier brachte eine kleine Abwechselung in das monotone Programm. Der scharfsinnige Sohn der Normandie hatte nämlich offenbar mit Verständniß beobachtet, mit welcher Leichtigkeit die Banderilleros und Consorten über die Barriere setzen. Er benutzte daher einen unbeobachteten Augenblick, um das Gleiche zu versuchen, blieb jedoch unter dem unendlichen Gelächter der Zuschauer mit den Hinterbeinen auf der Brüstung hängen, und mußte erst durch die hülfreiche Hand seiner Gegner befreit werden. Indeß schien dieser Fiasko ihn nicht abzuschrecken. Kaum von Neuem in die Arena getrieben, probirte er die Sache von Neuem, und dießmal mit besserem Erfolg. Zum unbeschreiblichen Ergötzen der Corona trabte er außen um die Barriere herum, während die Herren Spanier, etwas verblüfft, im Innern standen und mit ihren langen Gesichtern zu der Lebhaftigkeit ihres Publikums einen ergötzlichen Contrast boten. Nach nochmaliger Wiederholung dieses Kunststückes ward der Stier abgeführt. — Timothé Trimm vom „Petit Journal“ würde sagen: „Er schien zu lächeln.“

Ich bin überzeugt, wenn in Frankfurt oder Berlin Jemand riskiren wollte, solche Farcen für Stiergefechte auszugeben, und sich fünf bis acht Francs für den Platz bezahlen zu lassen, man würde ihn nach den ersten zehn Minuten der Vorstellung lynchen. Die Franzosen finden dieß jedoch charmant, ravissant. Das Applaudiren und Bravorufen war hirnverwirrend. Und als nun gar einer dieser unsalonfähigen Vierfüßler, ich glaube es war ein Vollblutspanier, ohne jede Rücksicht auf die zahlreich anwesenden Damen, eine Beschäftigung vornahm, die er lieber im Stalle hätte abmachen sollen (ich sah hierin einen Beweis der Verachtung für seine Gegner und Zuschauer), da erreichte der Beifallssturm eine wahnsinnige Höhe, der Glanzpunkt des Tages schien eingetreten, und die hübschen Pariserinnen klatschten in ihre niedlichen kleinen Händchen, als ob sie der Patti reizendste Coloraturen gehört oder Fräulein Nilson in den trefflichsten Momenten ihrer Mimik gesehen hätten.

Dafür sind es eben Pariserinnen!

Mannichfaltigkeiten.

(Die Verschiebung von Häusern) ist kürzlich in San Francisco wiederum in großartigem Maßstabe geübt worden. Die rasch aufblühende Hauptstadt Californiens wird nämlich regulirt, was bei ihrer ersten willkürlichen, fast zufälligen Errichtungsweise sehr nothwendig sein mag. Zur Erweiterung einer Hauptstraße wurden Millionen aufgewendet, um eine ganze Häuserreihe wegzuschaffen, zurückzuschieben oder abzubrechen, welche dann durch sehr stattliche Gebäude ersetzt wurde. Bei einem der größten Häuser wendete man die hydraulische Kraft an, um dasselbe 30 Fuß zurückzuschieben und einige Fuß zum neuen Niveau der Straße zu heben. Bei solchen Riesenarbeiten zeigen sich die Amerikaner in ihrem Element; die Anwendung der hydraulischen Kraft bei solchen Arbeiten ist eine hiesige Erfindung, die denn auch nirgends mehr als hier (in San Francisco) und in Chicago ausgebeutet wird. Zwei mäßige Räder werden von vier Männern gedreht, um durch zolldicke eiserne Röhren den dünnen Wasserstrahl gegen die Straßen zu drücken, was so unscheinbar und doch mit solcher Gewalt geschieht, daß die mehrere Millionen Pfund wiegende Steinmasse einen Fuß per Stunde fortbewegt wird, ohne daß sich die Be-

Digitized by Google

wohner des Hauses in ihren Beschäftigungen stören lassen, in welchem Alles an seinem Platze bleibt. (?)

(Einträgliche Frömmigkeit.) Kürzlich starb in St. Gallen eine Frau Nägeli, welche von ihrem Manne Diem in Herisau geschieden war und sich in St. Gallen durch Nähen, hauptsächlich aber durch Betteln, ihren Unterhalt erworben. Sie gehörte zu den Frommen, wurde deßhalb hauptsächlich von den vornehmen pietistischen Familien stets als Näherin gebraucht und wesentlich unterstützt, wie denn in dieser Hinsicht die Betreffende gar manchen Wunsch äußerte, der ihr aber dann stets gern erfüllt wurde; daß aber die fromme Näherin sich unrechter Weise etwas aneignete, glaubte man in den vornehmen Familien nicht, obgleich man in der Stadt schon früher dieß und das gemunkelt hatte. Nach ihrem Tode fand sich nun ein Vermögen nicht bloß von 10,000 Francs, sondern auch werthvolle Geräthschaften, Uhren, Silberzeug, feine Wäsche, Kleidungsstücke ꝛc., nebstdem aber noch eine Menge Hauptschlüssel, Dietriche ꝛc. Es scheint somit, daß sie aus ihrer Frömmigkeit ein sehr einträgliches Geschäft gemacht hat. Bemerkenswerth ist noch, daß die betreffenden Familien sich gar nicht um die ihnen gestohlenen Sachen melden, denn sie schämen sich, daß sie sich von der schlauen Heuchlerin haben an der Nase herumführen lassen. Schließlich wird der Staat die ganze Erbschaft einziehen.

Correspondenzen.

Offenbach, Mitte August.

Sie kennen unseren Schlosser'schen Maingarten und wissen, daß wir daein ein öffentliches Etablissement besitzen, wie in dieser Art keine unserer Nachbarstädte. Besonders in dem diesjährigen so ungewöhnlich heißen Sommer ist es außerordentlich stark besucht, auch von Ihrer Stadt aus, und Tausende suchten und fanden in diesem Asyle Zuflucht und Erquickung an den kühlen und lachenden Gestaden des Maines, dessen politisch-trennende Bedeutung man gerne an diesem reizenden, gesellschaftlichen Vereinigungspunkte vergißt. Am 8. und 10. waren es die Klänge des Parlow'schen Corps, welche unsere ganze schöne Welt hierherlockten; am 16. die zahllose Festgenossenschaft der Jubelfeier des 25jährigen Bestandes unseres Turnvereins. Namentlich aber der Parlow'schen Abende gedenken wir als wahrhaft unvergeßlicher, italienischer Nächte! Dieses Ensemble zahlreicher und trefflicher Instrumente, so mächtig erschütternd im Forte, so flüsternd und hingehaucht in den Pianos, in jenen herrlichen Sommernächten, bei der rivalisirenden Beleuchtung hunderter von Gasflammen, rothglühender Ballons und eines zauberhaften, vom zitternden Wasserspiegel hundertfach reflectirten Mondlichtes, — wahrlich, es hatte Etwas von einer Sommernacht in Sorrent oder auf Capri! Aber nicht nur der Garten selbst, auch das angränzende und gegenüberliegende Gestade waren von hunderten von Menschen besetzt, die dem Concerte die ganze Nacht hindurch lauschten, und vor Allem war der Strom selber belebt von der fröhlichen Regatta unzähligee Boote und Kähne jeder Größe und Gestalt, viele von ihnen mit faebigen Lampions beleuchtet, oder dann und wann ein kleines Privatfeuerwerk in die Nacht aufleuchten lassend, zwischen dem Gewühl wie Schwalben blitzschnell, fast geisterhaft hindurchschießend die spitzen, schmalen grönländischen Canoes mit ihrer lautlosen, einsamen Bemannung. Was nun die Parlow'schen Programme betrifft, so hat es uns gewundert, daß ein so ausgezeichneter Dirigent in den von ästhetischem Standpunkte durchaus zu verwerfenden Potpourris, in „Phantasieen" und theilweise recht flachen Tänzen dem Geschmack des sogenannten „großen Publikums" weit mehr Rechnung trägt, als selbst eine sehr liberale Auffassung gutzuheißen vermag. Dem Tagesgeschmack muß man schon wohl in Parlows Stellung einige Rechnung tragen, im Uebrigen aber soll, wer die wahre Kunst auf seine Fahne geschrieben, das Publikum nicht nur zu unterhalten, sondern auch zu bilden streben. — Mit Vergnügen hören wir, daß die Parlow'sche Capelle nach den Mandoern nachmals ein Concert im Schlosser'schen Garten veranstalten wird.

Kunst-Notizen.

Die Nilson. Den Bewohnern Wiesbadens und der Nachbarstädte steht in dieser Saison noch ein seltener Kunstgenuß bevor. Die berühmte schwedische Sängerin Christine Nilson, die in der gesammten Kunstwelt als glänzendes Gestirn am musikalischen Himmel gilt, wird nämlich am 12. September auf Einladung der Kurhaus-Administration ein einziges Concert in Wiesbaden geben, zu welchem Behufe ihr von der Direction der großen Oper zu Paris ein ausnahmsweiser dreitägiger Urlaub bewilligt worden ist. Da die Oper „Hamlet" mit Fräulein Nilson als Ophelie jetzt in Paris an der Tagesordnung und selbe stets vor ausverkauften Häusern gegeben wird, so kann natürlich der Urlaub der Dame nur ein sehr kurzer sein, und ist also Wiesbaden vorläufig der erste und einzige Ort Deutschlands, der die berühmte Sängerin hören wird. Fräulein Nilson ist für das nächste Jahr, nach Beendigung ihres Contractes mit der großen Oper zu Paris, ein Engagement für Amerika, mit einem garantirten Einkommen von 600,000 Francs für 10 Monate, offerirt worden; an eine größere Kunstreise der Dame duech Deutschland ist daher vor Erfüllung ihrer überseeischen Verpflichtungen nicht zu denken.

Literatur-Notizen.

„Enthüllungen aus bayerischen Klöstern aus der neueren Zeit" von St. Gätschenberger (Würzburg, Selbstverlag.) Diese urkundlichen Mittheilungen werden hoffentlich, wenn auch nicht leicht, in jene Volksklassen dringen, welche bisher durch Betrüger und Betrogene in Unwissenheit und Irrthum jeder Art gefangen gehalten wurden. Aber auch die gebildeteren Kreise und selbst die regierenden Staatsmänner sollten alle Zeugnisse dieser Art für die völlige Unverträglichkeit des kirchlichen Kastenwesens mit der Gesundheit des Staates und der Familie besser beachten, als sie zu thun pflegen.

Von dem vortrefflichen „Geographischen Jahrbuch", das E. Behm im Perthes'schen Verlag herausgibt, liegt uns der zweite Band (vom Jahr 1868) vor. Wir haben bei dem ersten Erscheinen dieses Werkes die Zeitgemäßheit desselben hervorgehoben; es ergänzt bis zu einem gewissen Grade Petermann's Geographische Mittheilungen. Periodische Berichte, statistische Materialien werden hier vorgelegt, die eine umfassendere Grundlage benöthigen als sie die Monatsschrift geben kann. Der Originalbeiträge sind in diesem Bande eine große Anzahl; sie einzeln zu nennen ist hier nicht am Platze. Sehr brauchbar für den Verkehr ist der Artikel „Hülfstabellen" von Debes, der eine vollständige Darstellung der Maase der verschiedenen Länder gibt.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Ausschmückung eines Weinberghauses von Heinrich Hasselhorst. — Aus den Sammlungen der Instituts: Handzeichnungen von Raphael, Rubens, Holbein ꝛc.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 23. August: **Margarethe**, große Oper in 5 Acten. Nach Goethe von J. Barbier und M. Carré. Musik von Gounod.

(Außer Abonnement.)

Montag, 24. August (zum ersten Male wiederholt): **Aus der Gesellschaft**, Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 222.)

Dienstag, 25. August. **Iphigenie auf Tauris**, Schauspiel in 5 Acten von Goethe.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 223.)

Mittwoch, 26. August. **Die Hochzeit der Figaro**, Oper in 3 Acten, Musik von W. A. Mozart.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 224.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 235 und 236. Dienstag, den 25. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

5.

In gleicher Waage messen die Götter Freude und Leid, wir aber glauben nicht an die gleiche Waage, denn die Schale des Weh's scheint uns so überfließend voll, so schwer gegen der leicht emporschnellenden Schale des Glücks; und dennoch bleiben die Wägenden gerecht.

Clara hatte noch so wenig Freude erfahren, ihr Leben war arm, aber sie hatte es mit jungem Muthe ertragen; dieser letzte Schlag, er war ihr fast vernichtend. So dankbar sie dem Bildhauer auch war, sie erlöst zu haben, so sehr auch mit der wunderbaren Magie der Liebe ihr Herz ihm entgegen flog, so sehr erfüllte es sie mit Scham und Verwirrung, in dieser unklaren Lage ihm zuerst wieder entgegen getreten zu sein, und Felix war zartfühlend genug, um nicht jetzt abermals einem Gefühl Worte zu geben, das er im überströmenden Drange des Herzens, in der Aufregung des Augenblicks verrathen; aber dieser Zwang, welchen er sich auferlegte, machte ihn schweigsam und die arme Gepeinigte glaubte aus diesem Schweigen seine Verachtung erkennen zu müssen.

Mylius war glücklicherweise in seinem Hotel anwesend, als der Wagen mit dem Mädchen und den beiden Männern anlangte.

Das bleiche, erschöpfte Mädchen wurde unter der Obhut der Wirthin, welche durch alle möglichen gutgemeinten, aber indiscreten Fragen den Zweck dieses Besuches zu erforschen strebte, belassen, und der Künstler begab sich in Begleitung des Beamten zu dem Justizrath.

„Nun, bringen Sie mir das Amulett?“ rief dieser dem Eintretenden hastig entgegen, „geben Sie her!“

„Um's Himmelswillen, Herr Justizrath, es handelt sich nicht um diesen Scherz, es hängt die Ehre eines Menschenlebens von Ihrer Aussage ab. Haben Sie einen Brief von Fräulein Wilhelmine Dornen erhalten?“

„Nein.“

„Nicht?!“ rief der Bildhauer und das peinlichste Erschrecken malte sich auf seinen Zügen, während der mittlerweile eingetretene Beamte höchst bedeutungsvoll mit den Achseln zuckte.

„Ich habe schon seit Jahren alle Beziehungen mit dieser Familie gebrochen. Was schrieb Fräulein Dornen?“

„Ich weiß es nicht, Fräulein Dornen ist todt; dieser Brief, an dessen Existenz ich nicht zweifeln kann, enthielt wahrscheinlicher Weise ein Vermächtniß oder dergleichen . . .“

„Wilhelmine Dornen todt?“ rief der Justizrath, „aber nun erklären Sie mir, wie kommen Sie dazu, Interesse daran zu nehmen?“

„Erlauben Sie mir, Herr Justizrath“, wandte jetzt der Beamte ein, indem er seinen Namen nannte, „Ihnen diese Sache zu erklären“, und in der dürrsten Form theilte er dem Justizrath das uns Bekannte mit.

„Und wie heißt das Mädchen? Sie sagen, dieselbe sei aus H., — ich kenne so ziemlich alle Namen der kleinen Stadt.“

„Clara Schwarzholz, genannt Auracher.“

„Clärchen Auracher, Clara Schwarzholz, hier im Hause des Consuls Dornen? aber das ist unmöglich! Mein Herr, ich verbürge mich für dieses Mädchen, trotz des nicht empfangenen Briefes, und in weniger als einer halben Stunde werde ich Ihnen des Consuls Bereitwilligkeit erklären, von jeder weiteren Verfolgung des Mädchens abstehen zu wollen.“

— — — — —

Die halbe Stunde verfloß. Felix, welcher in peinlichster Aufregung am Fenster gestanden, sah endlich den Justizrath in Begleitung des Amerikaners die Straße herab kommen, der Anblick desselben rief ihm seine Statue und die Bestimmung, welche dieselbe gehabt, wieder in's Gedächtniß zurück.

„Und an diesen Menschen, welcher das lebendige Original mißhandelte, an diesen wollte ich meine Copie verschachern? Nein, mein Herr Consul, eher höbe ich den Hammer und schlüge mein Bild in Trümmer. Aber auch Du sollst es nicht haben“, murmelte er grimmig, indem sein Blick die dunkeln Augen des Amerikaners traf, welche dieser zu dem Fenster, an dem der junge Mann stand, emporhob. „Mein, mein ist diese Göttin, die ich träumte; mein, mein soll dieses süße Mädchenbild sein, mein Original und Abbild; ich gönne Euch nicht den Schatten dieses süßen Gesichts.“

Er sah den Justizrath mit dem Fremden in's Haus treten, und rüstete sich innerlich zur Abwehr jedes Ansinnens, eine Copie dieses Kopfes zu machen, aber seine Energie sollte nicht auf die Probe gestellt werden. Er hörte wohl den Justizrath mit dem Fremden die Treppe heraufkommen, aber diesen in das Zimmer neben an treten, wo er mit schweren Tritten auf und nieder ging, zuweilen stöhnend, als litte er unsäglichen Schmerz.

Mylius war inzwischen zu dem zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden, seiner heftigen Gemüthsbewegung fast erliegenden Mädchen getreten.

„Mein gutes, armes Kind, meine kleine Landsmännin“, sagte er, indem er ihr beide Hände bot, „warum sagten Sie mir nicht, daß Sie hierher gehen wollten, in diese Stadt, in dieses Haus?“

„Sie waren fern“, stammelte das Mädchen mit von Thränen unterdrückter Stimme, „und ich war einsam, ich wollte mein Leben verdienen, — ach! es läßt mich rauhe Pfade gehen . . .“

„Zum Glück“, sprach der Justizrath bewegt. „Wußten Sie, wo Sie waren? — im Hause Ihrer nächsten Verwandten, bei dem Bruder Ihrer Mutter.“

Digitized by Google

„Ich wußt' es nicht, ich sollte meiner Mutter Namen erst später erfahren. Aber um Gott, Herr Justizrath, lassen Sie mich nicht mehr dahin zurückkehren! Die Einzige, die ich geliebt, die mich geliebt haben würde, sie ist todt, — lassen Sie mich meines Vaters Tochter sein."

„Sie sollen es sein, und seien Sie stark, mein Mädchen; die Lösung Ihres Schicksals drängt sich in den Raum weniger Stunden; Ihr rauher Pfad führte über Dornen, aber, ob er auch verworren schien, er führte zum Ziel, — ich führe Ihnen den lang verlorenen Vater zu."

„Meinen Vater? meinen Vater?" schrie das Mädchen und preßte die Schläfen mit beiden Händen. „Lassen Sie mir Zeit, das zu begreifen, damit, wenn es Wahrheit ist, ich dem Glück nicht unterliege. O, Sie ahnen nicht, was ich gelitten habe, dadurch, daß ich keiner Familie angehören sollte, — Niemand hatte Theil an mir und ich Theil an Niemanden. Des Weibes Glück und Bedürfniß: die Familie, es ward mir nicht zu Theil, ich lehnte mein Haupt in keiner Mutter Schooß, mein Vater war eine Sage geworden, ein verschollen Traumbild. Und ich, die Paria, die Bettlerin, wo ich am tiefsten mich gedemüthigt gesehen, soll ich das Höchste erlangen? Scherzen Sie nicht mit mir, Herr? O Gott, es wäre kein Ruhm, denn ich habe nie die Hoffnung auf ein Finden verloren und ich glaube an dieses Wunder, sei es auch märchenhaft — so sollen die Wunder ja sein; ich will nicht fragen, wie es geschehen, ich nehme es an wie eine Gnadenspende. — — Führen Sie mich zu meinem Vater."

„Mein Kind", sprach der Justizrath, und legte seine Hand beschwichtigend auf den Arm der Erregten, „mein Kind, Ihr Vater ging rauhe Pfade, das Ringen um die Existenz hat seiner Seele Narben aufgedrückt, Sie werden einen verbitterten Mann finden."

„Sei es", rief das Mädchen fast schwärmerisch, „um so mehr wird er der Liebe bedürfen. In den Träumen meiner Kindheit dachte ich mir den fernen Vater in Gestalt eines mißhandelten Sclaven, den Rücken gebeugt unter der schweren Last und die Striemen von Peitsche und Kette an seinem Leibe tragend; ich weinte kindliche Thränen, weil meine Kraft ihm die Last nicht erleichtern, mein Odem seine Wunden nicht kühlen konnte. Ist mein Traum Wahrheit geworden und kehrt mein Vater zurück mit den Wundenmalen, die das Leben ihm geschlagen, o so lassen Sie mich nicht säumen, ihm das zu sein, was meiner Kindheit Traum gewesen."

„Kommen Sie", sprach der Justizrath und geleitete die zarte Gestalt die Treppe hinan. Er öffnete eine Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Schützenwesen.

Schützen und Soldaten! Wie viel haben beide Gemeinschaftliches, und doch welcher Unterschied! Beide haben und hatten als ihren obersten Zweck den der Landesvertheidigung, wenn auch die Letzteren meist nur dazu dienen, um dynastischen Begehren Ausdruck und Nachdruck zu verleihen, was man — in diplomatische Phrase übersetzt — auch Landesvertheidigung nennt. Bis wir dahin gelangt, daß wir, wie die Schweizer, das militärische mit dem Schützenwesen in Eins gebracht haben und das Eine das Andere ergänzt, wird es noch gute Weile haben — doch ein Voll muß, wie beim Frankfurter Schützenfeste der alte Curti sagte, Geduld haben, ein Voll kann aushalten, wenn es sich nur des Ernstes der Sache allmählich bewußt wird.

Um aber des Ernstes, der im deutschen Schützenwesen liegt, sich bewußt zu werden, muß man die Geschichte zu Hülfe nehmen und nachforschen, welcher Bedeutung die deutschen Schützengenossenschaften und Feste in früheren Jahrhunderten sich erfreuten, und welche die Ursachen ihres allmählichen Verfalles waren, um so mehr, als das Schützenwesen als eine Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft, die wie diese selbst zur Erreichung eines gemeinsamen Zweckes eine gemeinsame Vereinigung gleichartiger Kräfte verlangt, weit mehr geeignet war, in die Culturströmung der Zeit wirksam und nachhaltig einzugreifen, als Erscheinungen, deren innere Kraft nur in vereinzelten Thatsachen oder in Individualitäten ruht.

Die Entstehung der Schützengesellschaften reicht hinauf in die älteste Geschichte des deutschen Kriegswesens. „Krieg", sagt A. Barack in der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, Jahrgang 1856", „war der Deutschen Losungswort, und so alt der Gebrauch von Bogen und Pfeil, von Armbrust und Bolzen ist, so alt ist auch das deutsche Schützenthum. Zu eigentlicher Bedeutung und zu der Organisation, in der uns das Schützenwesen in der späteren Geschichte Deutschlands entgegentritt, gelangte es jedoch erst, nachdem die Deutschen ihre herumziehende Lebensart aufgegeben und feste Wohnsitze zu behaupten angefangen hatten. Mit der Gründung von Dörfern, Flecken und Städten wurde auch der Grundstein zur Verallgemeinerung und festen Organisirung des Schützenwesens gelegt. Den Bewohnern fester Plätze mußte vor Allem daran liegen, Wohnungen und Habe gegen feindliche Gewalt zu schützen und zu vertheidigen. Sie umgaben deßhalb die Städte mit Mauern, Thürmen, Thoren und Basteien, hinter denen Jeder der Beschützer seines Eigenthums war und zur Zeit eines Aufgebotes die Waffen zur Vertheidigung der Stadt ergreifen und die Interessen der Gemeinde durch Sicherung der Heerstraßen wahren und fördern helfen mußte.

Diese bürgerlichen Wehranstalten, nothwendige Maßregeln, so lange nicht stehende Heere das Geschäft der Vertheidigung übernahmen, brauchten in einer Zeit, in der Recht und Ordnung noch so vielen Störungen ausgesetzt waren, nicht lange, um sich aus ungeordneten, zum Zwecke gemeinsamer Nothwehr vereinigten Haufen zu einer geordneten Wehrkraft herauszubilden. Dieß geschah um so rascher, je mehr sich einerseits seit Heinrich I. die Städte in ihrer Selbstständigkeit kräftigten und je mehr auf der andern Seite nach Beendigung der Kreuzzüge es zur Nothwendigkeit wurde, sich gegen die herumschweifenden Horden und gegen die Raub- und Stegreifritter in Wehre zu setzen."

Aber nicht bloß die ritterlichen und unritterlichen Raubbanden, auch die Eifersucht und Anmaßung, mit der Adel und Fürsten den emporblühenden Städten entgegentraten, machten es diesen zur Pflicht, sich ihres jungen Lebens zu wehren, und nichts war natürlicher, als daß sie mit aller Kraft nach dem den Lehensleuten und freien Landeigenthümern bisher allein eigen gewesenen Vorzug, Wehr und Waffen tragen zu dürfen, strebten. Die Geschichte lehrt, daß sie zur Vermehrung ihres Ansehens sich selbst einen Einfluß auf Kriege und andere öffentliche Angelegenheiten zu verschaffen suchten, worin sie von den fränkischen Kaisern, namentlich Heinrich IV., wegen Anhänglichkeit und bewiesener Treue nicht wenig unterstützt und begünstigt wurden.

Zeichnet uns die Geschichte jene Zeit der Fehden nur als eine höchst traurige Erscheinung im Entwicklungsprozesse des deutschen Staatslebens, so führte sie doch das Gute herbei, daß in ihrem Drange die Selbstständigkeit der Städte sich hob, in ihrem Wellenschlage der Boden für die Pflanzstätten der Cultur festen Fuß gewonnen hatte, und weiterhin jene für die Cultur so ersprießlichen Verbindungen von Städten zur Vertheidigung ihrer Rechte und zur Sicherung und Förderung des Handels, wie die Hansa, hervorgerufen wurde.

Zu diesen Umständen, geeignet genug, die Wehrkraft der Städte in guten Stand zu bringen, kamen noch die Vervollkommnung der

Digitized by Google

Waffen und sonstige Verbesserungen im Kriegswesen, besonders durch Heinrich I., der zu diesem Zweck schon im Jahre 934 das erste Turnier nach Magdeburg ausschrieb. Diese Kriegsübungen betrieb der deutsche Adel mit großer Liebe und nach fest geregelter Form, wovon uns die verschiedenen Turniergesetze Zeugniß geben. Nebenbei liefen die Uebungen der Bürger, und während der Adel zur Zeit der Befehdung aufzusitzen hatte, diente der Bürger mit seltenen Ausnahmen zu Fuß. Als ordentlicher Soldat hatte er zur Zeit des Aufgebotes mit auf die Heeresfolge zu ziehen, zur Friedenszeit dagegen übte er sich auf gleiche Weise wie der Adel und, wie dieser, nach vorgeschriebenen Ordnungen in seinen Waffen. Diese Uebungen der Bürger fanden allmälig immer größere Verbreitung, je mehr sich das Städtewesen hob und je mehr die Macht des Adels sank. Das Beispiel der größeren Städte wirkte fast auf alle kleineren, und so kam es mit dem Sinken des Adels, daß an die Stelle der Adelsturniere die verschiedenartigen Schießübungen als Turniere der Bürger traten. Jene, zu Ansehen gelangt durch das Feudalwesen, entfalten uns den kriegerischen Geist, die Macht, den Glanz, die Sitten und Denkungsweise des Adels; in diesen dagegen, die unmittelbar an die Entstehung des Bürgerthums geknüpft sind, zeigen sich die frischen Blüthen der sich entfaltenden bürgerlichen Freiheit. Die Städter wußten recht wohl, daß sie, mit ihrer Armbrust oder Büchse bewaffnet, in Eintracht zusammenstehend, eine furchtbare Macht bildeten, die dem Adel und den Fürsten trotzen konnte.

Darin lag eben die große Bedeutung des alten Schützenwesens, daß der Bürger eine Waffe in die Hand erhielt, die er handhaben lernte und durch welche er die Forderungen seines Standes nöthigenfalls im Kampfe selbst zu erstreiten und zu vertheidigen vermochte. Diese Macht aber war zersplittert, sie konnte nichts thun, da sie in kleine Theile zerspalten war, wenn sie nicht Ein Geist beseelte und zu Einem Körper gestaltete. Auch diesen Zweck hatte das alte Schützenwesen vor Augen und es suchte ihn durch seine Schützenfeste zu erreichen, wie dieß aus einem Ladbrief hervorgeht, den die Stadt Frankfurt zu ihrem im Jahre 1582 abgehaltenen großen Schützenfest erließ und der, unseres Wissens, nur noch in sehr wenigen Exemplaren existirt.

Dort heißt es:

„Allen und jeden, in was Standt, würden, Ehren und wesen die seyen, insonderheit aber allen Schützenmeistern und Schießgesellen, denen dieß unser Außschreiben fürkomt, Entbieten wir Bürgermeister und Raht, deß heiligen Reichs Statt Francfurt von Main, nach eines jeden Gebür, unser underthenigst, unterthenig, gutwillig, nachbarlich, gestissen, freundlich Dienst, und gruß, auch günstigen geneigten willen, und alles gutes, zuvorn, Und geben denselben hiemit zu vernemen, Ob wohl nicht ohn, daß sich hin und wider allerhandt sorgliche Läufe erregen, und sonsten solche schwere unbeständige zeiten seind, unn schier allenthalben dermaßen beschaffen ist, daß man nicht unbillich nachdenckens haben möchte, bey solchen Zeiten von Läufften, einige Kurzweil anzufahen. Jedoch, dieweil das Staal und Büchsen schiessen, nit Prachts und Wollust halben erdacht worden, Auch nicht nur sonderlicher Kurzweil halben angefangen und gebraucht werden, sondern auch zum theil um künstlicher, redlicher, und löblicher übung willen, zum theil aber, und zwar fürnemlich zu pflanzung, mehrung und erhaltung, guter nachbarlicher einigkeit, vertrauwens, Correspondents, Freundschafft, und guten willens, zwischen allerhand Standen und benachbarten (darzu wir dann unsers theils ganz begierig, geneigt und gestissen seind) und dann unseren Schützen und Schießgesellen, in etlichen Jaren anhero, von vielen fürnemmen, underschiedlichen Orten, auff derselben gehaltenen Haupt, und Gesellen schiessen, etliche Kränz, gemeinem brauch nach, uns zu behendigen und darneben auch etwan gleiche kurzweil, und zusammenkunfft anzustellen, uns zu erinnern, seind gegeben, und zugestellt worden, Welches wir dann zu sonderlichen ehren, freundtlichem und nachbarlichem Willen, verstanden und angenommen."

Die Phrase, „zu Erhalt- Fortpflantz- und Vermehrung Nachbarlichen Vertrauens" findet sich auch in den uns erhaltenen Ladbriefen zu den großen hiesigen Schützenfesten in den Jahren 1671 und 1707.

Man sieht also hieraus, daß unsere Altvordern die Bedeutung solcher gemeinsamer Schießen wohl zu würdigen wußten. Die Bürger der verschiedenen Städte sollen sich kennen lernen, sie sollen sich mit einander befreunden, damit das Gefühl des Zusammengehörens gestärkt werde. In ernsten Zeiten besprach man sich über die Weltlage und tauschte seine Ideen darüber aus, was man glauben und thun solle.

Fischart in seiner „glückhafften" Fahrt, womit er die Züricher Fahrt nach Straßburg besingt, zeigt deutlich, welche Bedeutung die Gebildetsten der Nation den Schützenfesten zuerkannten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Die Bahn zum stillen Ocean), Central-Pacific-Bahn, ist jetzt in die Ebene östlich vom Sierra Nevada-Gebirge vorgerückt und dehnt sich mit großer Schnelligkeit über das Salzsee-Bassin aus. Eine in solcher Zahl noch nie versammelt gewesene Arbeiterarmee arbeitet am Bau der Bahn und bereits ist eine Strecke von 200 Meilen, der schwierigste und kostspieligste Theil der Bahn, vollendet. Alle Hülfsmittel der Compagnie werden energisch benutzt, um das große Unternehmen zu einer baldigen und zufriedenstellenden Vollendung zu bringen. Einer der hervorragenden Executivbeamten der Central-Pacific-Eisenbahn hat dieser Tage geäußert, daß die Bahn, zum vollen Betriebe eingerichtet, bis 4. Juli 1869 bis zum Salzsee gebaut sein würde. Dieser Aeußerung zufolge werden also am 4. Juli 1869 Passagiere ununterbrochen auf die Eisenbahn über den Continent von San Francisco nach Newyork reisen können. So merkwürdig das Versprechen lautet, so wenig läßt es sich widerlegen. Die beiden Compagnien haben die größten Schwierigkeiten ihrer Bahnlinien bereits hinter sich. Jede hat den Gipfel der höchsten in ihrem Weg befindlichen Bergketten überstiegen und in jetzt auf dem Wege thalabwärts. Die Witterung des nächsten Winters wird daher nicht mehr wie bisher die Arbeiten verzögern können. In den tiefen Bergeinschnitten konnte nur eine beschränkte Arbeiterzahl verwendet werden, aber jetzt auf der Ebene und im offenen Lande können Schaaren von Männern an verschiedenen Punkten vertheilt werden. Brigham Joung hat, wie es scheint, nicht bloß den Bau der Bahnsection östlich vom Salzsee, sondern auch eine große Strecke der Central-Pacific-Eisenbahn westlich vom Salzsee contraktlich übernommen. Präsident Stanford war vor einigen Tagen dor, und hat mit Young deßhalb unterhandelt. Eine große Sendung Schienen, 5000 Tons, sollen über den Isthmus gesandt werden und ein Dutzend Schiffe sind gechartert, um Schienen via Cap Horn zu bringen. Die Pioniere, welche in den Jahren 1849 und 1850 den Chagres-River hinauffuhren, dachten schwerlich daran, daß wenige Jahre später Ladungen von Schienen über den Isthmus transportirt würden, um eine Bahn heimwärts über den Continent zu legen. Bis vor Kurzem bezweifelte man noch die Zusage, daß die ganze Bahn bis Juli 1870 vollendet sein würde, aber jetzt, nach einem Jahre, zeigt es sich schon, daß zu der Annahme, sie werde schon im Juli 1869 vollendet sein, guter Grund vorhanden ist. Zwei mächtige Compagnien sind von den stärksten Interessen angespornt, ihre betreffenden Linien in kürzester Frist zu

Digitized by Google

completiren. Es müssen an beiden Bahnen zusammen 25,000 bis 30,000 Mann, mit Schaufel, Axt und anderen Werkzeugen bewaffnet, beschäftigt sein, welche sich nach einem gemeinsamen Ziele bewegen und nur gegen Berge und Hügel kämpfen. Sollte dieses große Werk so bald, wie man es voraussagt, nämlich am 4. Juli 1869, vollendet werden, so wird dies ein denkwürdiger Tag für San Francisco und Newyork sein und in passender Weise zugleich mit der Unabhängigkeitserklärung gefeiert werden.

(Garatshausen.) Einem Münchener Briefe in der „N. Fr. Pr." entnehmen wir: Der Kaiser von Oesterreich befindet sich nun schon einige Tage in Garatshausen und hat sich dort sehr schnell eingewohnt. Es ist aber auch ein reizender Platz, dieses Garatshausen. Zu Füßen liegt der Starnberger See in seinem grünen Lichte, hinter ihm bauen sich die Alpen auf, die mit ihren schneebedeckten Stirnen herüberglänzen in das Flachland. Auf den beiden Ufern des Sees steigen kleine reizend geformte Hügelketten auf, die mit würzigen Tannenwäldern oder mit prächtigen Buchengruppen, wie man sie in gleicher Größe und Schönheit selten findet, bedeckt sind. Das Schloß selbst stammt aus dem 16. Jahrhundert, während das kleine Dorf, welches dasselbe umgibt, schon im 7. und 8. Jahrhundert gestanden hat. Lange Zeit war das Schloß öde und leer, und nur ein alter Geistlicher, ein gewisser Herr v. Maffei, der Herausgeber einer bekannten italienischen Grammatik, hatte da sein klosterhaftes Logement aufgeschlagen. Erst vor zwei Jahren kaufte es der ältere Sohn des Herzogs Max, Herzog Ludwig. Unter diesem nahmen Schloß und Garten schnell eine andere Gestalt an, und es ist wahrhaft wunderbar, wenn man sieht, wie sich die Ruine und verödete Gegend wie mit einem Zauberschlage in einen der reizendsten Plätze, wo man die Hitze des Sommers und die Mühen des Lebens vergessen kann, verwandelt hat. Ringsum duftige Gärten, schattige Anlagen, lauschige Plätzchen, gekühlt von den allzeit regen Seewinden, und dazu das Schloß mit seinen alterthümlichen Thürmchen und Vorbauten, still, freundlich und einladend, ein ächter Herrschaftssitz. Kaum eine halbe Stunde davon entfernt liegt Possenhofen, der Sommeraufenthalt der herzoglichen Familie; diesem gegenüber, getrennt durch den hier etwa eine Stunde breiten See, zieht sich am Ufer langausgestreckt Leoni hin, wo die Ex-Königin Marie von Neapel wohnt. Der Kaiser erhält häufige Besuche von unserem König, der von Berg aus mit seinem leichten, eleganten Dampfschiff fast täglich um die Mittagszeit hinüberfährt nach Garatshausen. Das kaiserliche Gefolge ist zum Theil bei den Müllern und Fischern des Dorfes einquartirt, und manche gestickte Uniform thut sich hier in diesen kleinen, niedrigen Zimmern leicht, da sie das Bücken von langer Zeit her gewöhnt ist.

(Wider den Hervorruf.) Die Direction des Karlsruher Hoftheaters erläßt folgende Bekanntmachung: „Um eine empfindliche Störung der künstlerischen Täuschung und des Fortganges der dramatischen Handlung ferner zu vermeiden, ist es den Mitgliedern des großherzogl. Hoftheaters nicht mehr gestattet, einem Hervorruf bei offener Scene Folge zu leisten. Das hochverehrte Publikum wird deßhalb ersucht, die Ehre des Hervorrufes den Mitgliedern nur angedeihen zu lassen, sobald der Haupt- oder Zwischenvorhang gefallen ist. Karlsruhe, den 20. August 1868."

(Aus der bayerischen Pfalz.) Sonntag, den 30. August, findet unter Mitwirkung vieler Gesangvereine der Vorderpfalz die Einweihung des in diesem Jahre neu erbauten Thurmes auf dem Plateau der „Kalmit" bei Edenkoben statt. Durch diesen Thurm bietet die Kalmit (2096' Pariser) nun die ausgedehnteste Rund- und Fernsicht der Pfalz von Straßburg bis zum Taunus, von den Bergen des Odenwaldes und Schwarzwaldes, Hohenasperg ꝛc. bis an den Hundsrücken, so daß, zumal ein bequemer Weg hinaufführt, diese seltene Aussicht jedem Touristen empfohlen werden kann.

(Eine neue Patti in Sicht.) Eine dritte Schwester der Patti, Amalie, die Gemahlin des Impresario Hrn. Strakosch, wird diesen Winter in der italienischen Oper in Paris auftreten. Sie ist Contra-Alt.

Eine Erinnerungsschrift.

Das Wiener Schützenfest ist vorüber und hat die Idee der deutschen Einheit von neuem belebt und die Ueberzeugung befestigt, daß nie Deutsche — auch Oesterreicher nicht — mit dem Auslande gegen Deutschland künftig sich verbinden werden. Als Symbol dieser herrlichen Idee ward die deutsche Schützenfahne begrüßt, die Herzen näherten sich und manche Schranke fiel. Das erinnert an das am 18. October 1867 gefeierte Burschenschaftsfest auf der Wartburg, das eben jetzt durch eine höchst interessante Schrift wieder ins Gedächtniß gerufen worden ist; denn auch da ward ein Symbol deutscher Einheit begrüßt, nämlich die alte schwarz-roth-goldene Burschenschaftsfahne von 1816, denn jeglichenfalls knüpfte sich von Anfang an in der Burschenschaft an diese Farben der Glaube, daß sie die Farben des deutschen Reiches seien. Und daß sie allein die Führerin bei allen Zügen war, das war ein Vorzug vor dem Burschenschafts-Jubiläum von 1865, wo die Zersplitterung Deutschlands in den vielen (selbst durch Farben sich unterscheidenden) Fahnen der verschiedenen Burschenschaften sich traurig darstellte. Darum ward von dem Wartburgs-Festcomite 1867 jede andere Fahne aus den Zügen verbannt. Und im Angesichte dieser Fahne der Urburschenschaft sprach am Feuer Dr. Robert Keil aus Weimar die Worte, die stets gelten mögen: „Möge das Ausland es wissen, daß eine Einmischung desselben alle, alle Parteien und Stämme geeint sich gegenüber sehen, daß ein Angriff auf den kleinsten Fleck deutschen Bodens das gesammte deutsche Volk, Nord- und Süddeutschland, wie ein Mann zum heiligen Kampfe die Waffen ergreifen sehen würde!" und auch die Herzen näherten sich, denn was der Festredner am Abend des 17. Octobers (Diak. Schmid aus Lobeda) am Schlusse seiner Rede als Hoffnung aussprach, daß das Fest die Herzen nähern, die Geister beleben und die Gegensätze ausgleichen würde, das erfüllte sich und offenbarte sich in den sehr vielen neu gegründeten brüderlichen Verhältnissen, und unter alten Burschenschaftern verstand sich, wie schon 1865, unabhängig von der Verschiedenheit des Alters, das traute Du fast von selbst. Deßhalb darf mit der Freude über das Wiener Schützenfest die Erinnerung an das Wartburgfest von 1867 und an das in Bezug auf Ernst und Tiefe noch nicht erreichte Wartburgfest von 1817 wohl von neuem lebendig werden. Und das bewirkt eine so eben erschienene Schrift, welche die beiden Feste von 1817 und 1867 zur interessanten Vergleichung, namentlich zur Erkennung des Rück- oder Fortschrittes in einem halben Jahrhundert, neben einander stellt: „Die burschenschaftlichen Wartburgsfeste von 1817 und 1867. Erinnerungsblätter von Robert und Richard Keil, mit Originalbeiträgen von Hofmann, Riemann und Zober und dem Facsimile der Präsenzliste von 1817. Der Reinertrag ist zu einem Grabdenkmal für Scheidler bestimmt. Jena, Mauke's Verlag (Hermann Dufft) 1868."

Leipzig, 18. Aug. Wie man hört, beharrt Hr. v. Witte auf seinem Wunsche, mit Ablauf des ersten Jahres (28. Januar 1869) die Direction des hiesigen Stadttheaters niederzulegen, um allein der Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit zu leben. Zugleich haben sich die Aussichten gemehrt, daß Dr. Heinrich Laube die Direction für eigene Rechnung übernimmt und unter den bereits bekannten Begünstigungen in Hrn. v. Witte's Contract eintritt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 25. August. **Iphigenie auf Tauris**, Schauspiel in 5 Acten von Goethe.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 223.)

Mittwoch, 26. August. **Die Hochzeit der Figaro**, Oper in 3 Acten, Musik von W. A. Mozart.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 224.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 237. Mittwoch, den 26. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

„Hier bringe ich Ihnen Ihre Tochter", sagte der Justizrath im Eintreten.

Der Mann, welcher in der Fensterbrüstung gelehnt, wandte sich um, ein paar dunkel glühende Augen trafen das Gesicht des Mädchens.

„Antonie!" rief Konrad Schwarzholz und hielt sich taumelnd am Tisch.

„Mein Vater!" sprach das Mädchen, sich ihm nähernd, nichts als diese zwei Worte: „mein Vater"; aber in ihnen lag alle Innigkeit, all' diese keusche Liebeskraft einer verlangenden Seele, es war ein Ruf und ein Ton, den der vereinsamte Mann zu vernehmen nie gehofft.

Er wandte sich um, und als wär' es das Stöhnen eines zum Tode Verwundeten, so rangen die Worte sich los:

„Kind — Ihr Kind — — und ich ließ Dich todt? — — Vergib mir, was ich an Dir gesündigt, daß ich dem Haß nachjagte und der Rache, und nicht nachgeforscht, ob es wirklich wahr, daß der zürnende Gott meinem Leben die letzte Blüthe genommen!"

Das Mädchen schmiegte sich an ihn.

„Mein Vater", bat sie, „lasse mich jetzt bei Dir bleiben und in Dir auch die Mutter lieben."

Weiter hörte der Justizrath nichts. Leise zog er die Thüre an sich und begab sich in das anstoßende Zimmer, wo er den ungeduldigen Künstler seiner wartend traf; er theilte ihm in großen Umrissen die Verkettung und Entwirrung der Schicksale des Mannes mit, der soeben seine wiedergefundene Tochter im Arme hielt, war aber sehr erstaunt, statt der Sympathie, welche er bei dem Künstler vorausgesetzt, nur eine bittere, fast feindselige Stimmung gegen den so unvermuthet aus der Vergessenheit aufgetauchten Vater zu finden. Er sprach sich in fast harten Ausdrücken gegen den Mann aus, der es über sich vermocht, auf eine so vage Nachricht hin das Leben des Kindes aufzugeben, ja die Nachricht von dem Tode desselben vielleicht mit einer gewissen Genugthuung aufgenommen habe, da es seinem Hasse gegen den Consul neue Nahrung gegeben.

„Sie urtheilen streng, wie die Jugend zu urtheilen pflegt", sprach der Justizrath, „ich bitte Sie, treten Sie mit etwas weniger Voreingenommenheit dem Manne gegenüber, der, ich zweifle nicht daran, Ihnen gerne dankbar sein möchte, Ihnen, der einzig und allein der verfolgten Tochter sich angenommen . . ."

„Lassen wir das", unterbrach ihn der Künstler herb, „ich fordere keinen Dank, den einzigen, den ich annehmen möchte, Schwarzholz wird ihn nicht zahlen wollen; — was bin ich ihm? ein junger Mensch ohne Mittel und Namen, der Sohn eines Fremdlings."

„Ich glaube, es steht nur bei Ihnen, das nicht mehr zu sein", sprach der Justizrath mit Bedeutung. „Aber was ist das? Sie wollen fort?"

Diese letzte Frage wurde hervorgerufen durch die lebhafte Weise, mit welcher der Künstler aufgestanden war und nach seinem Hut gegriffen hatte. Er hatte eine Bewegung im Nebenzimmer gehört, welche ihn vermuthen ließ, daß der Amerikaner mit seiner Tochter das Zimmer verlassen und möglicherweise hieher kommen würde, und er wollte sich dieser Begegnung entziehen.

„Grüßen Sie mir Clara und sagen Sie ihr . . . nein, sagen Sie ihr nichts, als . . . ."

Die innere Bewegung erstickte ihm die Stimme; er machte eilig ein paar Schritte gegen die Thüre.

Der Justizrath kam ihm zuvor.

„Aber lieber junger Freund, was wollen Sie, welche Ursachen haben Sie zu einer so schleunigen Flucht, zu der es überhaupt zu spät ist?"

Und in der That, es war zu spät, denn schon war Schwarzholz mit der Tochter unter der Thür erschienen, sein Händedruck und wenige Worte dankten dem jungen Manne. Er sprach von keinem Preis seiner Dankbarkeit, aber in des Mädchens feuchtschimmernden Augen, in der Geberde, mit welcher sie dem jungen Retter und Schützer ihrer Ehre die Hände entgegenstreckte, lag die Hoffnung für den jungen Mann, daß sie den Preis ihm nicht vorenthalten würde, lag die Bitte, jetzt nicht scheiden zu wollen.

Der Abend sah in des Justizraths Zimmer, welches, da sein zeitweiliger Besitzer es liebte, auch in der Fremde einen gewissen häuslichen Comfort um sich zu verbreiten und daher sehr wenig an ein Gastzimmer erinnerte, eine kleine Gesellschaft um den Theetisch versammelt, welche am Morgen nicht geahnt hatte, was der Abend ihr bringen sollte.

Konrad Schwarzholz hielt die Hand der Tochter in der seinen, aber der Mann, welchen das Glück so lange geflohen, dessen Gedanken sich jahrelang nur von den Erinnerungen an seine harten Erlebnisse genährt, er, der keinen Anspruch an Glück und Liebe mehr zu machen glaubte, er konnte sich auch jetzt, da ihm Beides so unvermuthet geschenkt ward, nicht darein finden. Er hörte auf die Erzählungen Clara's aus ihrer Kinderzeit, aber er hörte nur immer den Vorwurf daraus, daß er sein Kind verlassen habe; der Groll, der den unglücklichen Mann so lange in seine Fesseln geschlagen, er drohte, in eine tiefe Schwermuth sich zu verwandeln, die Kraft, Glück und Freude zu begreifen und zu fühlen, schien er fast ganz verloren zu haben.

Digitized by Google

Felix Tedesco dagegen hörte auf dieses anmuthige Geplauder, auf diesen Bericht einer Kindheit unter den alten Leuten, als sei es ein Märchen voll Poesie und Duft, das sich vor ihm entfaltete.

Clärchen erzählte von dem alten, einsamen Geiger, dem sie Alles verdanke, was von höherem Wissen ihr geworden, sie erzählte von der dunklen Hyacinthe, die sie dem alten Manne auf die kalte Brust, von der steinernen Lilie, neben welche die Tante Auracher diese gelegt.

„Und wissen Sie, daß wir uns damals schon begegneten", sprach der junge Künstler, „mit dieser Lilie und dem Wappenschilde, das ich gefertigt, sprach mein Vater, welchem dieser Sarkophag der Prinzessin übertragen worden, mich als Lehrling ledig. — Ich wünsche sehr, dieses Grabmal nochmals zu sehen, es war meines Vaters beste und letzte Arbeit."

„Ihr Vater hat diesen Sarkophag gefertigt?" sprach der Justizrath mit eigen bewegter Stimme; „gönnen Sie es mir, da wir heute durch unsere Erlebnisse nothwendig an vergangene Zeiten uns erinnern mußten, Ihnen eine Geschichte aus der Vergangenheit zu erzählen; lassen Sie sich dadurch nicht beirren, daß dieselbe anscheinend in gar keinen Beziehungen zu uns steht, die Fäden unserer Schicksale laufen oft wirr durcheinander, verlieren sich in der Ferne, und dennoch greifen sie ineinander, wie die Glieder einer festen Kette. . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Schützenwesen.

(Fortsetzung.)

„Als mit dem Ende des 16. Jahrhunderts auch das Ende für die Turniere herangenaht war, sehen wir", sagt A. Barack in der oben angegebenen Zeitschrift, „nachdem schon seit geraumer Zeit sich eine allmälige Verschmelzung angebahnt hatte, Adel und Bürger gemeinsam zu diesen Schießübungen vereinigt; diese hatten aber auch mit der Veränderung des Kriegswesens und dem allmäligen Aufkommen stehender Heere eine wesentliche Modification erhalten, insoferne sich ihr ursprünglicher Zweck allmälig verwischte oder doch wenigstens in ein untergeordnetes Verhältniß trat zu dem persönlichen Interesse, das sie den Theilnehmern gewährten", wozu die an die Schützenfeste sich immer mehr von dieser Zeit an anreihenden Lustbarkeiten aller Art einen großen Theil beitrugen. Mußte so mit der Zeit der ursprüngliche Zweck des Schützenthums größtentheils dem Vergnügen weichen, so kann man gleichwohl den Werth solcher Verbindungen von Bürgern, betrachtet man sie von culturgeschichtlicher Seite, nicht hoch genug anschlagen. Denn ist schon in der Vereinigung der waffenfähigen Bürger einer Stadt zum Schutze gegen äußere Anfeindungen eine in ihren Folgen höchst wohlthätige Einrichtung zu erkennen, insofern sie als Grundlage ächten gemeinsamen Volkssinnes ein festes Band in allen Lebensverhältnissen um die Bürger schlang, so wurde sie durch Herbeiziehung von Schützen anderer Städte zu gemeinsamen Schützenfestlichkeiten neben dem Handel ein zweiter mächtiger Hebel zu wechselseitigem Verkehre der Städte nach allen Richtungen des Culturlebens.

Die Städte, zwischen denen gemeinsame Interessen und gemeinsames Streben schon den Weg zu einer freundschaftlichen Annäherung gebahnt hatten, kamen durch die auf Schützenfesten gemachten Personal-Bekanntschaften in eine noch nähere und bestimmtere Verbindung, und wie fördernd diese durch gegenseitigen Austausch von Ideen und Erfahrungen für den Fortschritt der Gesittung war, bedarf wohl keiner näheren Begründung für eine Zeit, in der die gesellschaftlichen Bande nur erst in schwachen Schattenrissen gezogen waren und der Strom der Cultur noch Mühe hatte, sich durch die gezogenen Schranken sein Bett zu reißen.

Am längsten hielt sich die ursprüngliche, d. h. durch alleinige Pflegung des Waffenhandwerks und gegenseitige Unterstützung in Gefahr, auch politische Bedeutung der Schützenvereine im Süden und Südwesten unseres Vaterlandes (Zürich, Straßburg, Frankfurt), bis sie auch hier ihre ursprüngliche Bedeutung verloren und zu bloßen Vergnügungs-Gesellschaften (vergl. den Ladebrief der Stadt Frankfurt von 1707, worin zum erstenmal hervorgehoben wird: „daß denen herrn Schützen, Zeitwährendem Schiessen nicht allein mit gutem Quartier, Essen und Teinken um einen billigen Preiß aufgewartet, sondern auch mit Music, Kurtzweil, und allerhand erlaubten Divertissements und angenehmer Zeit-Vertreib an Handen gegangen werden" soll) herabsanken, die nur durch ihre besondere Uniform, den gemeinschaftlichen Besitz eines Schützenhauses und einer Schießbahn, auch wohl sonstigen, durch Vermächtnisse und Geschenke einer früheren Zeit angesammelten Grund- und Capitalbesitz zusammengehalten wurden, bis durch die gelegentlich des vom 8. bis 11. Juni 1861 in Gotha abgehaltenen deutschen Schützen- und Turnfestes die Gründung des allgemeinen deutschen Schützenbundes angeregt und durch die Feier der deutschen Schützenfeste in Frankfurt (Juli 1862) und Bremen (Juli 1865) die Hoffnung auf ein allmäliges Wiederaufleben der politischen Bedeutung der deutschen Schützenfeste genährt wurde, die zwar durch die Ereignisse von 1866 einen harten Schlag erfuhr, aber durch das Schützenfest in Wien neue Nahrung erhalten hat — wenn eben nicht die Phrase und die Vergnügungssucht die politische Bedeutung allmählich wieder in den Hintergrund drängen.

Nachdem ich nun in Vorstehendem die geschichtliche Entwicklung der Schützengenossenschaften und deren allmählichen Verfall kurz geschildert, komme ich auf das Wesen der von ihnen abgehaltenen Feste und diese selbst.

Beabsichtigte eine Stadt oder eine Genossenschaft ein Schießen zu veranstalten, so wurde dieß zunächst den eigenen Mitgliedern durch ein Ausschreiben bekannt gemacht, welches einen gedrängten Auszug der Schützenordnung enthielt und das zu erschießende „Best" und die übrigen „Gewinneter, Kleinoder und Gaben" näher beschrieb. An befreundete Genossenschaften anderer Orte, sowohl in der Nähe, wie in der Ferne, wurden schriftliche Einladungen, d. i. Ladbriefe oder Ladschreiben gesandt, die ebenfalls den Text des einheimischen Ausschreibens enthielten. Da aber die fremden Gäste noch besonders mit dem dortigen Herkommen und Schützenrecht vertraut gemacht werden mußten, so wurde in den Ladbriefen Alles, was sich auf die Abhaltung des Festes bezog, möglichst genau angegeben (bei Büchsen das vorgeschriebene Kaliber, bei der Armbrust die Dicke und Größe des Bolzens, ja einzelne Ladbriefe waren zum besseren Verständniß mit Holzschnitten versehen, welche die Dicke des Bolzens und das Maß des „Blattes und Cirkels", d. i. das Schwarze in der Scheibe, bildlich veranschaulichten), damit sich die fremden Schützen darnach richten und sich das nöthige „Schießzeug" anschaffen konnten. Das Gleiche haben wir jetzt noch, auch jetzt werden „ordonnanzmäßige" Stutzen und Hinterlader verlangt, nur bedarf es keiner „Ladbriefe" mehr, dieß Geschäft besorgen die Zeitungen.

Die Ladbriefe wurden bald im Namen des Schützenmeisters und der Schießgesellen, bald im Namen des Bürgermeisters und Raths, bald von Beiden gemeinsam erlassen und bewegen sich mehr oder weniger in dem damals üblichen floskelreichen, ceremoniellen Styl (siehe oben den Ladbrief zum Schützenfest von 1582).

Einen sichern Blick auf das allmähliche Herabsinken der Schützenfeste von Staats- auf Privatunternehmungen gewähren die uns

Digitized by Google

vorliegenden Ladbriefe zu den Frankfurter Schützenfesten von 1582, 1671 und 1707. Während in dem von 1582 noch der „Bürgermeister und Raht“ seinen „freundlichen Dienst vnd gruß“ den „Schützenmeistern vnd Schießgesellen“ entbietet, thuen dieß 1671 „auf Eines Wol-Edlen und hochweisen Raths dieser deß h. Reichs-Stadt, Franckfurt am Mayn, unserer Großg. gebietenden Hochgeehrten lieben Obrigkeit, Großg. Bewilligung“ die „Schützenmeister und Schießgesellen“ und 1767 erläßt einfach die „löbliche Schützen-Gesellschaft der Kayserl. Freyen- Reichs- Wahl- und Handels-Stadt Franckfurt am Mayn“ ein „allgemeines Ausschreiben“ an „andere auffenwärtige Schützen-Gesellschaften“.

Nachdem die Ladbriefe erlassen sind und das Fest, zu dem sie einluden, nahe gekommen, wurde, um uns modern auszudrücken, ein Schießcomite, d. h. die „Neuner“ oder „Siebener“, je nach Anzahl der Mitglieder, gewählt, welche auf die genaue Befolgung der Schießordnung zu sehen, bei dem Armbrustschießen die Bolzen und bei dem Büchsenschießen die Gewehre zu prüfen hatten. Waren die Bolzen geprüft und für richtig befunden worden, so wurden sie von dem Schützenschreiber „beschrieben“ und die Neuner hatten streng darauf zu sehen, daß Keiner sich beigehen ließ, mit einem unbeschriebenen Bolzen oder mit einer ungeprüften Büchse zu schießen.

Waren nun diese Vorbereitungen getroffen, so konnte das Fest beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Eisenbahnunglück bei Abergele.

London, 22. August.

Ueber die entsetzliche Katastrophe auf der Chester-Holyhead-Bahn liegen heute genaue Berichte vor. Sie fand am 20. d., Nachmittags (nicht, wie es in einigen Berichten hieß, um Mitternacht), jenseits der Station Abergele in der Nähe von Llaandulas statt. Der irische Postzug, der London um 7¼ Uhr Morgens verließ, hatte um 1 Uhr die genannte Station in gewöhnlicher Weise passirt. Etwa eine halbe Stunde vorher war von Abergele in gleicher Richtung ein Güterzug abgegangen. Auf dem letzten Wägen desselben befand sich eine volle Ladung Petroleum. Das Unglück wollte, daß ein Theil der Wagen dieses Zuges oder wenigstens der letzte sich von den übrigen loskoppelte und, da die Bahn an dieser Stelle ziemlich stark bergan geht, zurück und dem Postzug entgegen lief. Auf dem Postzug, einem Schnellzug, der mit einer Geschwindigkeit von circa 50 englischen Meilen per Stunde fährt, wurde man des Zufalls zu spät gewahr — die Bahn soll hier eine nicht unbedeutende Curve machen — und der Zusammenstoß ward somit ein um so furchtbarerer. Das Petroleum, wahrscheinlich durch das Feuer der Locomotive entzündet, explodirte, und in wenigen Minuten standen die Locomotive, der Tender, der Postwagen, zwei Passagierwagen erster und einer zweiter Classe in vollen Flammen. Von sämmtlichen Personen, die sich in diesen Wagen befanden, sind nur der Locomotivführer, der im letzten Moment hinabsprang, und ein Conducteur mit dem Leben davongekommen.

Die Zahl der Todten ist bis jetzt nicht genau ermittelt worden und wird es vielleicht nicht werden. Der amtliche Bericht der Eisenbahnverwaltung zählt 21 auf, es ist aber leider wahrscheinlich, daß der Opfer mehr sind. Fast alle Leichen waren bis zur vollsten Unerkennbarkeit verkohlt und manche mögen ganz zu Asche verbrannt sein. Die Todtenschaujury hat deßhalb die Identificirung aufgegeben.

Constatirt ist bis jetzt der Tod des Lord Farnham, von dem eine seine Inschrift tragende goldene Uhr aufgefunden wurde, der Lady Farnham, als deren Eigenthum einige Goldsachen und Juwelen recognoscirt sein sollen, des Sir Nicholas Chinnery mit zwei Damen und eines Capitäns Townsend mit seiner Frau. Die Herzogin von Abercorn und Lord Hamilton befanden sich in den von dem Feuer verschont gebliebenen Wagen und sind mit geringen Verletzungen davongekommen, die sie nicht verhindert haben, ihre Reise nach Irland fortzusetzen. Auch in den letzten Wagen soll die Wirkung des Zusammenstoßes noch eine außerordentlich gewaltige gewesen sein. Es ist daher anzunehmen, daß er auf die unglücklichen Passagiere der ersten Wagen so betäubend wirkte, daß sie bewußtlos eine Beute des Feuermeeres wurden.

In der That will der in der Nähe der Katastrophe befindliche Eisenbahnwärter nicht den mindesten Angstruf vernommen oder irgend welchen Versuch, sich zu retten, gesehen haben.

Bei der Katastrophe wurden auch die Telegraphendrähte beschädigt, so daß die Kunde davon den benachbarten Stationen erst spät zuging. Zu helfen war allerdings nicht mehr. Von Chester und Crewe wurden dann sofort Locomotiven, Krähne und Mannschaften nach der Unglücksstätte abgeordnet. Die Leichen wurden nach der Prestatyn Station geschafft, dort in Särge gelegt und in der Kirche zu Abergele aufgestellt. Die Eisenbahndirection sandte sofort vier Aerzte aus Abergele und Rhye ab. Gegen 6 Uhr Nachmittags war die Linie geräumt und der Verkehr wieder hergestellt.

Alle Blätter bringen heute Leitartikel, Eingesandts von Londoner Verwandten muthmaßlich Vermißter und Telegramme. Für die Hälfte der Leichen fehlt es bis jetzt noch an jedem Schlüssel, um die Persönlichkeit festzustellen. Die Gluth war so entsetzlich, daß Niemand sich der Brandstätte auf mehr als 18 Fuß Entfernung zu nähern im Stande war, ohne lebendig geröstet zu werden. Man sah während des Brandes nur hin und wieder die calcinirten Leiber der Passagiere in verschiedenen Lagen und Stellungen im Innern der Waggons, von welchen nach erfolgter Löschung, welche mit Fluthen Wassers endlich bewerkstelligt wurde, nur die eisernen rothglühenden Gerippe übrig blieben. An Zuschauern des grausigen Unglücks fehlte es nicht, da die Gegend keine öde ist und ohnedies die Katastrophe sich am hellen Mittag ereignete. Aber, wie gesagt, kein Hülferuf, keine ausgestreckte Hand kam aus der Gluth — Tod und Verkohlung war das Werk einer Minute. Nur der Geistesgegenwart der Schaffner ist es zu danken, daß sie durch Entsendung von Boten längs der Linie und Lärmsignale Zusammenstöße mit zwei anderen Bahnzügen verhinderten. Der Bahndienst auf dieser Strecke galt immer als sicher.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Erfindung.) Ein Berliner hatte eine merkwürdige Erfindung gemacht, nämlich einen Briefkasten, der nicht bloß Sendungen aller Art entgegennimmt und dieß sofort dem Eigenthümer anmeldet, sondern auch unfrankirte Briefe bei der Annahme augenblicklich bezahlt und über den Empfang recommandirter Schreiben sowie Depeschen quittirt, Alles unter sofortiger Meldung. Die Sache, welche sich wunderlich genug anhört, ist, wie bei den meisten Erfindungen, höchst einfach und verhält sich folgendermaßen: Der selbstthätige Briefkasten besteht aus zwei Theilen, einem äußeren mechanischen, und einem inneren, bloßen Aufnahmeraum. Ersterer, mit einer Messingplatte verkleidet, mißt etwa 8 Zoll im Geviert und hat unten eine horizontale Klappe, mit der Firma des Besitzers, die sich in einem Charnier bewegen läßt, aber durch

Digitized by Google

Federn geschlossen gehalten wird; sobald man nun dieselbe zurückdrückt, um einen Brief hineinzuwerfen, setzt sie ein Schlagwerk in Thätigkeit, welches entweder unmittelbar an die Thür oder auch in einem entfernter liegenden Zimmer wirken kann, wenn es mit diesem durch einen pneumatischen oder electrischen Klingelzug in Verbindung gesetzt worden ist. Soll der Kasten eine unfrankirte Sendung bezahlen, dann steckt der Briefträger den ihm gegebenen Schlüssel (einen passe-partout für alle Kasten seines Reviers) in das Schlüsselloch unten rechts, dreht ihn um und es rollt unter Anschlagen der Glocke eine metallene Groschenmarke in ein vorspringendes Schälchen. So oft der Schlüssel gedreht wird, fällt eine solche Marke unter einmaligem Glockensignal heraus. Sollen Sechser erhoben werden, dann wird dieselbe Manipulation mit dem links unten befindlichen Schlüsselloche vorgenommen und es rollen Sechsermarken hervor. Diese Marken tragen die laufende Nummer des Briefkastens, die ihm von der Postbehörde ertheilt wird, und sie müssen gleich anderen Marken vom Besitzer des Kastens bei der Post gekauft werden; sie haben nur Werth für ihren legalen Besitzer und die Postanstalt, da ihre Entwendung durch Nachschlüssel oder ihre Unterschlagung für die Betreffenden gar keinen Nutzen hätte. Das Quittiren für recommandirte Briefe wird dadurch bewirkt, daß der Briefträger mit seinem Schlüssel das oben links befindliche Schlüsselloch benutzt, worauf sich unter Glockenschlag eine von außen (hinter Glas) sichtbare Papier-Rolle umdreht und ihm einen gummirten Abschnitt in die Finger schiebt, den er vollends abreißt und der Post abliefert, die ihn in ein dazu bestimmtes Buch klebt. Dieser Abschnitt zeigt in jeder seiner vier Ecken die laufende Nummer des Kastens und in der Mitte die laufende Nummer der Kasten-Quittung. Der Besitzer kann, wie angedeutet, stets von außen sehen, ob eine Nummer, z. B. während seiner Abwesenheit entnommen ist oder nicht, wofern er sich die zuletzt sichtbare gemerkt hat. Dieselbe Manipulation wie der Briefträger macht der Telegraphenbote, wenn er eine Depesche abzuliefern hat, nur daß er sich hierzu des Schlüsselloches rechts oben bedient und außerdem das oben am Kasten befindliche Uhrwerk auf die Stunde stellt, in der er die Sendung ablieferte. Das Zifferblatt zählt von 1—24, um die Angabe von Vor- oder Nachmittag zu ersparen, und jeder Punkt zwischen den Stundenzahlen bedeutet 5 Minuten. Mit Hülfe dieses Kastens ist die Ablieferung von Depeschen oder expressen Briefen auch während der Nachtzeit möglich, ohne daß der Adressat deßhalb gestört zu werden braucht. Die Erfindung ist in sämmtlichen bedeutenden Staaten patentirt, soll aber durch Errichtung einer Fabrik in Berlin ausgebeutet werden. Die in diesem Sommer in Wien versammelt gewesene Telegraphen-Conferenz hat sich lobend über diesen Briefkasten ausgesprochen und die norddeutsche Telegraphen-Behörde ist für die (natürlich vom freien Willen des Publikums abhängig bleibende) Einführung dieser Vorkehrung innerhalb ihres Gebietes sehr günstig gestimmt, die norddeutsche Postbehörde bis jetzt jedoch noch nicht, wahrscheinlich wegen der für sie damit verbundenen ersten Herstellungskosten der metallenen Marken und der Weiterungen, welche die Ausgabe der laufenden Kasten-Nummern veranlassen muß. Für die Briefträger dürfte die Einführung der selbstthätigen Kasten indessen große Vortheile haben, da man ja an ihre postalische Anerkennung die Bedingung knüpfen könnte, dieselben stets zur ebenen Erde, im Hausflur, anzubringen, wodurch die geplagten Boten nicht bloß Zeit, sondern auch Treppensteigen ersparten.

(Die deutsche Nordfahrt.) Capitän Lübbers, Commandeur des norddeutschen Grönlandfahrers „Hannover", am 20. d. auf der Weser angekommen, berichtet: Sonntag, den 28. Juni, Abends, bei aufklärender Luft, sahen auf 75° 20′ N. und 12 W. ein Fahrzeug, welches auf einer Eisbucht auf uns zuhielt. Als es langsseit war, hörten wir, daß es die auf einer Entdeckungsfahrt nach dem Norden begriffene norddeutsche Yacht „Grönland" von Bremen war (Grönland ist der eigentliche Name des Schiffes; dem Wunsche des Dr. Petermann, es Germania zu nennen, konnte, weil er zu spät geäußert wurde, nicht mehr willfahrt werden) und Capitän Koldewey kam im Boote zu uns. Wir beschlossen, die Nacht über einander nah zu bleiben und er ging an Bord zurück, um Briefe zu schreiben. Morgens konnten wir zuerst wegen dichten Nebels nichts mehr von der „Grönland" gewahr werden; aber nachdem wir mehrfach durch Kanonenschüsse signalisirt hatten, kamen wir einander wieder in Sicht. Leider war inzwischen eine so frische Briese mit starkem Seegange aufgekommen, daß es unmöglich war, ein Boot auszusetzen, und wir mußten, ohne die Briefe erhalten zu können, Abschied nehmen. — Auf der „Grönland" war Alles im besten Wohlsein. Koldewey wollte, nachdem sein erster Versuch, die grönländische Küste auf 75° N. zu erreichen, mißlungen war, bis auf 80° N. und auf dieser Breite noch einmal nach Westen vorgedrungen, um so mehr, da Commandeur Lübbers ihm mittheilte, daß er im Nordwesten von Spitzbergen die See in diesem Jahre fast ganz eisfrei gefunden hatte. Im Uebrigen glaubt der Letztere, daß die Lage des Eises an der Ostküste von Grönland zur Zeit eine höchst ungünstige sei und Koldewey deßhalb schwerlich seinen Zweck erreichen werde. Im Frühjahre habe sich zwar durch die vorherrschenden starken westlichen Winde das Eis an der Küste gelöst und weit nach Osten vorgeschoben; in der letzteren Zeit dagegen sei es durch den fortwährenden Ostwind so eng und fest und massenhaft auf die Küste gedrängt, daß es Koldewey schwerlich gelingen werde, durchzukommen.

(Frauenmuth.) „Ich habe", sagt ein excentrischer Schriftsteller, „Frauen gekannt, welche nicht den Muth hatten, zu reiten, weil sie fürchteten, das Pferd könne mit ihnen durchgehen; andere, die sich scheuten, eine Wasserfahrt mitzumachen, weil sie fürchteten, das Boot könne umschlagen, und andere, die Abends nicht spazieren gehen wollten, weil sie glaubten, der Thau könne fallen; niemals aber habe ich eine gesehen, welche nicht den Muth gehabt hätte, zu heirathen, obschon dieß ein weit gewagterer Schritt ist, als alle anderen zusammengenommen."

Das Augustheft von **„Westermann's illustrirten deutschen Monatsheften"** ist vorzugsweise reich an interessanten naturwissenschaftlichen Abhandlungen, unter denen der Artikel des berühmten Astronomen Mädler, der sich auf die Sonnenfinsterniß im August bezieht, besonders wichtig ist. Der Aufsatz des thierkundigen Naturforschers Brehm über „schlafende Thiere" muß gleichfalls hervorgehoben werden; namentlich auch der schönen Leutemann'schen Illustrationen wegen. Die große Erzählung von Julius Grosse „Untreu aus Mitleid" ist zum Schluß gekommen, während der holländische Roman „In der Fremde" von Adolf Glaser erst im September zu Ende geht. Andere Beiträge in literarischer, literarhistorischer und ethnographischer Richtung ergänzen den Inhalt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 26. August. **Marie**, oder: **Die Regimentstochter**, komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von Carl Gollmick. Musik von Donizetti. (Außer Abonnement.)

Donnerstag, 27. August. **Die Hochzeit des Figaro**, Oper in 3 Acten, Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 224.)

Freitag, 28. August. Zu Goethe's Geburtsfeier: Neu einstudirt: **Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand**, Schauspiel in 6 Acten von Goethe.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 225.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 238 Donnerstag, den 27. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

„Dieses Grabmal, Freund Tedesco", fuhr der Justizrath fort, „an welchem Sie und Ihr Vater arbeiteten, war das einer Prinzessin von H. S. Mein Vater war fürstlicher Amtmann bei dem damals noch reichsfreien Fürsten. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit noch sehr wohl der anmuthsvollen Erscheinung der Prinzessin, für welche, als ihre Erbtochter, die fürstlichen Eltern und mit ihnen das kleine Land eine große Zukunft träumten. — — Der Fürst gehörte zum Rheinbund traurigen Andenkens, und er war mit Gemahlin und Tochter in Erfurt, als Napoleon dort auf ein Parterre von Fürsten herabblickte. Man erzählte sich in unserem kleinen Lande, der Fürst sei um ein Haar in die allerhöchste Ungnade des Imperators gefallen, da Prinzessin Isabelle dem Ansinnen Napoleons, ihre Hand einem der kaiserlichen Brüder zu reichen, unbesiegbaren Widerstand entgegen gesetzt hatte; dann sprach man von einer Vermählung mit einem Großfürsten, und endlich mit einem Erzherzog; dieses Gerücht hielt sich am längsten, da der Fürst mit seiner Familie schon längere Zeit in Wien anwesend war. Mich, der ich noch ein Knabe war, interessirte das Alles ziemlich wenig, dagegen ist mir noch lebhaft jenes andächtige Entzücken erinnerlich, mit welchem der alte Stadt-Organist im Hause der Eltern mittheilte, daß seine ehemalige hohe Schülerin, Prinzessin Isabelle, den Unterricht Haydn's genösse und ihn von Haydn brieflich gegrüßt habe, auch habe sie ihm geschrieben, daß Haydn der Mama seinen liebsten Schüler empfohlen habe, um mit ihr à quatre mains zu spielen. Das war Alles, was wir von dem Aufenthalt in Wien Sicheres erfuhren, von einem Erzherzog stand Nichts in dem Briefe an den alten Musikanten. Dann hieß es, die Fürstin sei brustkrank und müsse den Winter in Italien zubringen, sie haben sie auch dort begraben; der Fürst kam allein zurück. Er folgte dem Heere der Cosen. Der Krieg fluthete über uns hin, und ich glaubte, nur sehr Wenige dachten mehr an die Prinzessin, welche mittlererweile stets in Italien lebte. — Unser Fürst starb, und erst nach seinem Tode kehrte die Prinzessin zurück, aber als eine Andere: Jugend und Heiterkeit schienen abgewelkt zu sein unter dem Himmel Italiens, krank und düster kehrte sie zurück, man sagte, ein hoffnungslos in sie verliebter italienischer Principe habe ihr ein schleichendes Gift beibringen lassen; man sprach von stillem Wahnsinn, bis man sie vergaß, denn sie wurde vergessen und zumeist in den Reihen ihrer Standesgenossen. Auch ich hatte sie vergessen; mein Wohl und Beruf hatten mich an den größeren Nachbarstaat gefesselt, doch brachte eine Erbschaftsangelegenheit, in welcher ich mit thätig war, mich nach Jahren wieder mit der Prinzessin zusammen; ich fand in ihr einen hellen, begabten und gebildeten Geist, aber ein Wesen, welches viel gelitten hatte und unter der Maske der Bizarrerie sich vor der Berührung von einer Welt abschloß, in welcher sie mannichfache Kränkungen erlitten. Sie ließ mich, da ich mich später als Advocat politischer Ursachen halber in H. niedergelassen, manchmal mit ihren Geschäften betrauen, besonders mit der Absendung nicht unbedeutender Summen an ein italienisches Handelshaus; zu welchem Zweck, war mir unbekannt. Ich verfaßte das Testament der Prinzessin, ihr Privateigenthum war nicht so groß, als man hätte annehmen dürfen, doch bedachte sie ihre Diener und Beamten nach Möglichkeit. Ueber eine nicht unbedeutende Summe testirte sie indessen zu Gunsten eines gewissen Albert Römer, eines Musikers, welcher zuletzt bei der Kapelle der Sixtina angestellt gewesen; überdieß sollte derselbe, falls er es wünsche, einen bleibenden Wohnsitz in dem Schlosse beanspruchen können. Mir war eine Summe angewiesen für treue Dienste und solche, welche ich noch nach dem Tode der Prinzessin leisten würde. — Was damit gemeint sei, ich wußte es nicht, und die Lösung sollte mir erst nach dem Tode der Prinzessin durch deren treue Dienerin — Ihre Pflegerin, liebes Clärchen, die Tante Auracher, — werden. . . . . Und nun, junger Mann", wandte sich der Justizrath an den Künstler, „nun bitte ich Sie, falls Sie dasselbe in Besitz haben, mir jenes zerbrochene Madonnenbildchen zu zeigen, von welchem Sie redeten."

„Sie sind hartnäckig", sprach der Künstler, „und ich schäme mich fast, daß ich einwillige. — Hier haben Sie diese Spielerei." Mit diesen Worten öffnete er seine Brieftasche und entnahm derselben ein längliches Elfenbeinplättchen, welches gewaltsam zerbrochen schien; auf der einen Seite zeigte es den oberen Theil eines ziemlich flüchtig gemalten Muttergottesbildes, der Körper des heiligen Kindes war gerade in der Mitte durchbrochen.

Hastig griff der Justizrath nach dem Elfenbeinplättchen, und eine dunkle Röthe flammte über sein Gesicht.

„Das muß es sein", murmelte er vor sich hin, „und es ist es!" rief er fast triumphirend und deutete auf die Rückseite, wo mit einer flüchtigen Hand, mit einer zwar vergilbten Tinte, aber doch noch immer leserlich, das Wort „bella" stand. „Wissen Sie, was das ist, junger Mann, wissen Sie, wer Sie sind? Nach diesem Bildchen erkläre ich Ihnen: Sie sind der Enkel Isabellen's, der Prinzessin von H. S. — und Albert Römer's."

Der Künstler lachte ungläubig.

„Ich fürchte, Herr Justizrath, daß Sie das Glück zu sehr versuchen. Sie haben einem Vater seine Tochter zugeführt . . ."

„Das war Zufall, Schickung, nennen Sie es wie Sie wollen", unterbrach ihn der Justizrath ernst, „Ihnen aber suche ich nach seit langen Jahren, Ihrem Vater vielmehr, und doch war er mir so nahe; aber ich fragte jenesmal nicht nach dem Namen des Künstlers, der den Sarkophag gefertigt, man sagte, es sei ein italie-

Digitized by Google

nischer Stuccator; ich ahnte nicht, daß der Sohn das Grabmal der Mutter fertige. — — Sehen Sie hier", und der Justizrath nahm aus einem besonderen Verschluß seiner Brieftasche ein Elfenbeinplättchen, fast von der gleichen Größe des ersteren, er fügte es aneinander und, merkwürdig, die gewaltsam auseinander gebrochenen Hälften mit ihren zahnigen Splittern fügten sich in Eins, daß man fast keinen Spalt bemerkte. Der Justizrath wandte das Plättchen um, und auf der Rückseite, wie ungetrennt, stand der Name „Isabella".

„In der That", sprach der Künstler überrascht, „das fügt sich, als sei es nie getrennt gewesen. — Aber nun die Lösung der Geschichte, da Sie offenbar doch dazu bestimmt sind, der deus ex machina hier zu sein."

(Schluß folgt.)

Deutsches Schützenwesen.

(Fortsetzung.)

Versuchen wir an der Hand einer gedruckten Beschreibung des Frankfurter Festes von 1671 *) eine kurze Schilderung eines solchen.

Dienstag den 19. Mai begann das Fest. Um 6 Uhr wird von der „Stadt-Soldateska Drommelschläger" Reveille geschlagen. Die Soldaten versammeln sich „in der Gasse, von wegen ihres geraden Strichs die Zeil genannt", bei dem Zeughaus. Um 8 Uhr sind zwei Compagnien zusammen und ziehen unter Commando ihres „wohlbestellten" Capitäns nach dem Rathhofe. Vom gleichen Orte kamen nach „gehaltener allda" auch gewöhnlicher Morgen-Predigt" auch die „Schützen und Schießgesellen", sowohl „einheimische als fremde" zusammen, wie auch „etliche 60 in weissen Hembdern angethan, und mit allerhand farbigen seydenen Bändern umbunden, auch mit Lorbeerkränzen gekrönte Knaben, sammt den darzu bestellten Musikanten und anderen Bedienten". Die jetzt üblichen Festjungfrauen wurden also damals durch Masculina vertreten. Um 10 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Voran der Capitän mit seinen Soldaten, sodann die Zeiger mit den 4 Scheiben (Farb-, Karten-, Bürschl- und Haupt-Scheibe). 2 Trommelschläger und 1 Pfeifer, nach diesen 5 Musikanten, 3 mit Posaunen und 2 mit Zincken. Sodann folgen die 60 Knaben mit den Gabenfahnen. Darunter zwei „mit 2 Adlern, der eine mit einem zweiköpffigen und den Flügeln ausgespannten schwarzen Adler, als das Kayserliche Reichswappen, mit vergüldeten Kayserlichen Krone über den Häuptern, und mit dem Oesterreichischen schilde auff der brust; Diese Krone, wie auch die äusserste spitzen der Federn an den Flügeln, waren auff beyden seyten mit 60 rechten und gantz neuen Reichsthalern, allesammt Frankfurter-gepregs, besteckt, zum gewinn für Denjenigen, welcher mit der Musquet das beste in der Hauptscheibe thun würde. Der ander Knabe trug einen auch von Holtz geschnitzten, und mit den Flügeln außgespannten, aber einfachen und weissen Adler, als der Wol-Löbl. Kayserlichen Freyen Reichs- Wahl- und Handels-Stadt, Franckfurt am Mayn, gewöhnliches Wappen, welcher eben auch an den Flügeln und Federn mit 24 dergleichen Reichsthalern, als das Nechstbeste für den, welcher nach dem ersten und besten in der Haupt-scheibe der nächste seyn würde, besteckt war." Nach den Knaben folgte ein „kleines Feuerwerk, mit Pferden auff einer Schleiffe gezogen; war sonsten gestaltet wie ein schroffiger Felß, und inwendig mit unterschiedlichen kunstfeuern angefüllet, auch mit einem Constabel versehen, welcher solches alles nach und nach auff gewissen plätzen anzünden muste". Auf das Feuerwerk folgte der Pritsch-Meister, halb in weiß und halb in roth gekleidet. *) Nun kamen die Schützen, fremde und einheimische, die fremden in der Mitte, zu beiden Seiten von den einheimischen escortirt. Nachdem auf dem Römerberg der Zug vor dem Rathe defilirt hat, ging es auf den etwa eine viertel Meile von der Stadt entfernten Schießplatz vor dem Eschenheimer Thor. Auf diesem Platze „stunden hier und dar unterschiedliche grosse und kleine Zelte und Laubhütten, worinnen so wohl Zuseher, als Schützen, sich bei dem zu der Zeit anhaltendem Sommerheissen wetter mit essen und trinken erquicken konnten: Massen die Schützen- und Platzmeister bei zeilen einen keller zum Truncke graben, und auch eine Küche zum sieden und braten aufschlagen lassen. So waren auch andere Kramläden zum feylhaben aufgerichtet. Gegen mitternacht hin vor dem aufgeackerten Felde stund eine lange schießhütte, für die Herren, Schützen und Schießgesellen, ihre büchsen Darinnen auszuputzen und zu laden, und vor derselbigen, nächst an dem acker, waren etliche stände zugerichtet, den Schuß darinnen über den acker nach den scheiben in das freye feld zu thun. Hinter dieser schießhütte und auff der seyte gegen abend war ein viereckiges Theatrum von balcken und brettern, etwan eine, zwo oder drithalb elen hoch von der Erde auffgebauet, auff welches man von den beyden enden gegen morgen und abend auff erhöheten brücken gehen konnte."

Als sich die Schützen, Musikanten, Knaben und Soldaten nach vorgeschriebener Ordnung aufgestellt hatten, erschien der Stadtschultheiß mit den Schoffen und Rathsherren und nahm auf dem Theatro Platz, „allwo dann die fremden Herren und Schützen, im Nahmen einer Löblichen Schützen-Gesellschaft der Stadt Frankfurt durch seines Wol-Edlen und Hochweisen Raths Kanzeleiverwandten, Herrn Georg Fichwirthen, seiner sittsamen Bescheidenheit nach, gar höflich empfangen wurden". Hierauf wurde das zu diesem Feste erlassene „Ausschreiben" öffentlich verlesen.

Das Schießen begann am 20. Mai und endigte am 30. Am 1. Juni wurden die Gaben durch die „Siebener" vertheilt, wobei der Kanzeleiverwandte ebenfalls eine „höffliche" Rede hielt. „Hierauff ward zu Dreyen unterschiedlichen mahlen, bei öffentlichem Drommelschlage außgeruffen, daß, wo einer oder der andere sich über Unbilligkeit und Ungleichheit zu beschwören möchte, er gegenwärtig seine Klage vorbringen solte". Niemand meldete sich, worauf das „Kränzlein **) sammt der Krantzfahne" der Stadt Nürnberg überliefert wurde. Hiermit war das Fest beendet und man zog in die Stadt, in den „Hoch-Fürstl. Landgräfl. Darmstädtische Hof und ergötzte sich daselbst noch weiter mit speise und trank."

Dieß in kurzen Zügen die Beschreibung, wie es auf den früheren Festen hergegangen.

(Schluß folgt.)

*) Ein Unicum der deutschen Literatur, das sich im Besitz eines hiesigen Rentiers Sp. befindet.

Die Sonnenfinsterniß vom 18. August.

Die ersten Nachrichten über eine gelungene Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 18. kommen aus Paris. Dort nämlich ist am 21. ein Telegramm des Herrn Janssen angekommen, der von

*) Der Pritsch Meister war in Einer Person zugleich Herold, Festordner und Festaufseher, Pedell, Improvisator, Reimdichter, Historiograph und auch Lustigmacher, insofern er es verstehen mußte, dem Ernste bei gegebener Veranlassung die lustige Seite abzugewinnen.

**) Der Schütze, welcher das Beste erschoß, erhielt außer dem Preis einen Kranz und eine Fahne. Der Vaterstadt des besten Schützen wurde der Ehrenkranz zu Theil, womit die Verpflichtung verbunden war, damit die Ehrenkränze nicht verdorren und verderben, bald ein Schießen zu veranlassen, was auch in den meisten Fällen als Ehrensache betrachtet und ausgeführt wurde.

Digitized by Google

Seiten des französischen Längenbüreaus und der Akademie der Wissenschaften in Paris nach englisch Indien gesendet worden ist, um das großartige Phänomen zu beobachten. In seinem Telegramm meldet Herr Janssen, daß es ihm gelungen sei, die röthlichen Protuberanzen (dies bekannte von Arago bei der Sonnenfinsterniß vom 8. Juli 1842 beobachtete Phänomen röthlicher Flammen, die von verschiedenen Punkten der Peripherie der dunklen Mondscheibe während der Verfinsterung hervorspringen) mit seinem Spectroscope, dessen Führung er so meisterlich versteht, genau zu beobachten. Er hat den Beweis gefunden, daß diese Körper gasartiger Natur sind. „Die durch das Spektrum der Sonne gewonnenen Streifen", sagt das Telegramm, „sind von sehr großer Wichtigkeit und unerwartet" (inattendues). Soll nun dieser Ausdruck heißen: über alle Erwartung den bisherigen Annahmen der Wissenschaft günstig oder gegen die gehegten Erwartungen, das müssen erst spätere Berichte aufklären.

Jedenfalls wird die diesjährige Expedition viel dazu beitragen, den Weg genauer zu bezeichnen, welchen die Beobachtungen in den beiden nächsten totalen Sonnenfinsternissen einzuschlagen haben werden, die im Jahre 1869 stattfinden werden.

Neben der Mission des Herrn Janssen fand noch eine zweite von Paris aus statt, welche Herr Stephens leitet, und die im chinesischen Indien auf dem Territorium des Kaisers von Siam stationirt war. Dieser Monarch hegte gegen die Expedition Anfangs gerechtes Mißtrauen, denn irgend ein weißer, als Orakel benutzter Elephant mochte wohl durch Ohrenschütteln ihm gesagt haben: „Warum beobachten denn diese Barbaren die Sonnenfinsterniß nicht bei sich zu Hause; wenn sie sich solche Reisekosten machen, muß wohl was anderes dahinter stecken." Schließlich aber schützte doch der Monarch mit den goldenen Füßen eine Liebe zur Wissenschaft vor, wie sie mehr als einem gekrönten Haupte Europas Ehre gemacht hätte, und sprach, von Neugier bewogen, den Wunsch aus, den Beobachtungen beizuwohnen. Bisher hatten ihm seine Hof-Astrologen nur immer den Mond gezeigt und zwar durch eine mit Wasser angefüllte Flasche; jetzt wollte er wenigstens die Gelegenheit benutzen, auch einmal die Sonne genauer anzusehen. Nur auf diese Weise wurden die Schwierigkeiten, welche der Expedition des Herrn Stephens sich entgegengestellt, überwunden.

(Zukunft.)

Mannichfaltigkeiten.

(Einen eigenthümlich kleinstaatlichen Schaden) bringen die Zeitungen im württembergischen Ehegesetz zur Entdeckung. Es war im Jahr 1806, als der damalige Kronprinz, nachmaliger König Wilhelm, mit einer jungen, von ihm zärtlich geliebten Stuttgarter Dame heimlich die Residenz verließ, um sich nach Paris zu begeben. Sein Vater Friedrich gerieth hierüber außer sich, denn er fürchtete, der Kronprinz wolle die Bürgerliche zu seiner Gemahlin erheben. Aber lange Scrupel waren nicht die Sache des „dicken Königs". Rasch gefaßt erließ er eine Cabinetsordre des Inhalts, daß jedes von einem Württemberger ohne vorherige Einholung der landesherrlichen Erlaubniß im Auslande eingegangene Eheblindniß null und nichtig sei, und da er besorgt war, der Kronprinz habe den unbesonnenen Schritt bereits gethan, so ward unter den Erlaß ein früheres Datum gesetzt. Das geschah im Jahre 1806, und dieses dem Lande octroyirte Gesetz besteht heute noch in voller Strenge. Beweis dafür sind verschiedene in den Archiven der württembergischen Gerichte aufbewahrte Ehescheidungs- und Erbschaftsprocesse. Es kam nämlich schon mehrmals vor, daß sich Württemberger im Auslande mit Erfüllung aller dort geltenden kirchlichen und bürgerlichen Vorschriften verehelichten, ohne, aus Unkenntniß des abenteuerlichen heimischen Gesetzes, vorher die Erlaubniß des Landesvaters einzuholen. Mehrere kehrten später wieder ins Vaterland zurück, und es war nun schon mehr als einmal der Fall, daß wenn der Mann starb, die Verwandten desselben, von dienstwilligen Rechtsfreunden berathen, das Erbrecht der Wittwen und der Waisen bestritten, weil das Verhältniß der Gatten nach dem Wortlaute des Gesetzes unter den Begriff Concubinat falle und die Kinder somit keine ehelichen seien. Wenn sich dann die so schwer beleidigte Frau an die Gerichte wandte, so wurde sie von diesen, wenn auch mit bedauerndem Achselzucken, zurückgewiesen, da gegen den klaren Buchstaben des Gesetzes nichts zu machen war. Ja, in einem dieser Fälle, der in der neuesten Zeit spielte, wurde der Frau und den Kindern die Weiterführung des Familiennamens verboten. Aber dieses Gesetz hat auch schon Nichtswürdigkeiten zum Deckmantel gedient, wie denn in einem dem Berichterstatter bekannten Fall ein Württemberger, der sich im Ausland verehelichte, von dem Gesetz Umgang nahm, um vorkommenden Falls sich der ihm vertrauenden Frau ohne Mühe wieder entledigen zu können. Der Fall trat ein. Der Ehrenmann beredete seine Gattin, mit ihm nach Württemberg zu ziehen, wo er sie mit Berufung auf das mehrerwähnte Gesetz ohne weiteres verstieß, um eine ihm vortheilhafter dünkende Partie einzugehen.

(Ein junger Lebensretter.) Herr Erzgießer v. Miller hatte vorige Woche seine sämmtlichen Arbeiter zu sich in die, Allen, welche den Starnberger See je befahren haben, wohlbekannte Villa Miller geladen. Während der freundliche Wirth mit seiner Familie in Mitte der Gäste zu Tische sitzt und die heiterste Stimmung sich über die ganze Gesellschaft verbreitete, dringt plötzlich vom See herauf der Schreckensruf: „Es ertrinkt Jemand!" Alles springt auf und als der Erste voraus Herrn v. Miller's wackerer Sohn Ferdinand. In wenigen Augenblicken ist er am See und erblickt einen seiner Arbeiter mit den Wellen ringend und eben untersinkend. Ohne sich zu besinnen und auf das eigene Leben zu achten, stürzt er sich in den See und bringt den schon bald Ohnmächtigen ans Land. Hier hatte der Letztere noch so viel Kraft, seinem Retter zu sagen, daß ein Zweiter bereits am Grunde des Sees liege. Dieses hören und mit gewohnter Meisterschaft in die Fluthen tauchen, das ist das nächste Werk des edlen jungen Mannes und siehe! das Glück begünstigt den Muth. Er trifft den rechten Punkt und fördert mit Aufwendung der letzten Kraft einen zweiten Arbeiter zu Licht. Zum Glücke ist ein Arzt zugegen und nach zweistündigen Bemühungen gelingt es zum Jubel der Anwesenden, auch ihn zum Leben zurückzurufen. Die Beiden hatten sich nämlich, trotz ausdrücklicher Warnung, unmittelbar nach Tisch die Wohlthat eines Seebades verschaffen wollen, das ihnen aber ohne den edlen Muth ihres jungen Herrn, der das Leben seiner Arbeiter höher schätzt, als sein eigenes, übel bekommen wäre.

(Das Eisenbahnunglück bei Abergele.) Die genaueren Berichte zeigen, daß die Vermuthungen bezüglich der Anzahl der Todten noch zu günstig waren. Im Ganzen stehen 33 Särge mit menschlichen Ueberresten in der Kirche von Abergele, alle so verbrannt und entstellt, daß bei der größeren Mehrzahl an eine Feststellung der Identität nicht zu denken ist; und wo eine solche sich ermöglichen läßt, begründet sie sich auf kleine Ueberreste von Kleidern, so wie auf die vorgefundenen Schmuckſachen. Von Fleisch ist nicht die geringste Spur übrig geblieben, und in vielen Fällen sind selbst die Knochen nur eine Hand groß. Die drei Wundärzte, welche mit der gerichtlichen Untersuchung beauftragt waren, konnten nur in 23 Fällen das Geschlecht entdecken, und auch dies meist nur auf äußere Anzeichen hin. Doch selbst diese große Zahl scheint das Unglück noch nicht ganz zu erschöpfen, 31 Personen, welche den Zug benutzt hatten, sind bereits als vermißt angezeigt.

Digitized by Google

und es ist zu fürchten, daß die nächsten Tage die Liste noch um einige Namen verlängern werden. Bis zur Bestattung liegen die Leichname — wenn man von solchen reden darf — in der Kirche von Abergele, welche einen grausigen Anblick bietet. Auf der einen Seite stehen die Särge, und auf der anderen liegen 33 Stücke alten Theertuches, von einer Masse bedeckt, die Allem eher ähnlich sieht, als menschlichen Leichnamen. Von Morgen bis Abend langen trauernde Verwandte an, um die Leichname der Ihrigen wiederzusehen und — unverrichteter Dinge wieder zurückzukehren, während der Telegraph Tag und Nacht beschäftigt ist, um alle die Fragen und Antworten bezüglich der Todten und Vermißten zu übermitteln.

(Honorar für Auerbachs neuen Roman.) Die Redaction der „Presse" zeigt an, daß sie das jüngste Werk des Schriftstellers Berthold Auerbach, einen Roman in 5 Bänden mit dem Titel: „Das Landhaus am Rhein", angekauft hat, und nächstens mit dem Abdruck desselben beginnen werde. Für dieses Werk soll der Autor das Honorar von 12,000, sage zwölftausend Thaler Courant, erhalten. Unseres Wissens das höchste Honorar, das jemals einem deutschen Schriftsteller, in welchem Fache immer, zugestanden wurde. Wenn man annimmt, daß das Werk ein ganzes Jahr hindurch das Feuilleton ausfüllen werde, also 300 Nummern, so entfällt auf die Nummer 40 Thaler. Wenn jedes Feuilleton circa 300 Zeilen umfaßt, so ist die Zeile mit 4 Silbergroschen oder 20 Neukreuzer klingend bezahlt. Man kann hieraus zugleich entnehmen, welche Aenderung in der Speculation mit Zeitungen vorgegangen ist. Kein Journal Deutschlands, vielleicht mit Ausnahme der „Kölnischen Zeitung", gewährt Honorare, wie sie seit den letzten Jahren in Wien zu dem Budget der großen Blätter gehören. Alles aber wird von diesem neuesten übertroffen, wobei zugleich der Verfasser das Recht hat, sofort nach der Vollendung des Abdruckes in der Zeitung den Roman als Buch erscheinen zu lassen. Die Cotta'sche Verlagshandlung übernimmt laut bestehendem Contract den Verlag.

(Tödtung durch einen Hahn.) Ein Kind wurde in London unlängst von einem Hahn getödtet. Dasselbe, ein 23 Monate altes Mädchen, ging auf die Straße, um zu spielen und hatte dabei ein Stück Brod in der Hand. Der Hahn eines Nachbars, durch das Brod angezogen, griff das Kind an, warf es nieder und verwundete es mit dem Schnabel derart auf dem Hinterhaupte und auf der Brust, daß es einige Tage darauf starb. Das Schwurgericht gab folgendes Gutachten ab: „Gestorben an Kopfwunden, die ihm von einem Hahne beigebracht wurden, während es auf der Straße spielte."

(Theures Frühstück.) Die „Suisse Radicale" erzählt als ein Curiosum, die Königin von England habe auf dem Bahnhof zu Basel für ein aus Kaffee, Butter, Brod und kaltem Fleisch bestehendes Frühstück für dreißig Personen 700 Francs, d. h. 23 Francs für die Person, zahlen müssen.

Frankfurt, 26. August.

Der Cäcilien-Verein hat Herrn Carl Hill in Anerkennung seiner Verdienste um den Verein zu seinem Ehrenmitgliede ernannt.

Literatur-Notizen.

Friedrich Spielhagen, von einem Unwohlsein, das ihn längere Zeit ans Krankenbett fesselte, genesen, weilt gegenwärtig zu seiner vollständigen Erholung in Bad Ilmenau. Sein neuer dreibändiger Roman, „Hammer und Amboß", wird, wie gemeldet, binnen einigen Wochen im Feuilleton der Wiener „N. fr. Pr." beginnen, zugleich aber in Wachenhusen's „Hausfreund" zu Berlin erscheinen, und zwar vom 1. October an, wo der neue Jahrgang des genannten Journals anfängt. Hans Wachenhusen, von seinen weiten Reisen (nach Paris, London ꝛc.) nunmehr dauernd nach Berlin zurückgekehrt, wird dem „Hausfreund" wieder seine ungetheilte Thätigkeit widmen; bereits hat er eine dritte Reihe seiner amüsanten „Berliner Photographien" begonnen.

Petermann's Mittheilungen VIII. umfassen Berichte über die Californische Halbinsel (nebst Karte); die Fortsetzung der Reise in Tibet; Warrens Ausgrabungen in Jerusalem; Schimper's Gefangenschaft in Abessinien (u. a. Theodoros Gräuelthaten); die Schwedische Polarexpedition; Geographische Notizen aus Rußland, und Literaturbericht, in welchem namentlich Bewsher über Mesopotamien, dieses einst so fruchtbare, nun durch die Mißherrschaft der Türken — gleich so vielen anderen Ländern — zu Grunde gerichtete alte Kulturgebiet.

„Gaea" IV. 6 enthält: Bericht von R. v. Schlagintweit über die Besteigung der Himalaya-Gipfel; M. Beschoren über die Gestalt der Continente und der Oceane; C. Buchner, die Spectralanalyse der Himmelskörper; Frestel über Witterungsberichte; A. Snell, der Mensch der Eiszeit in Schwaben; eine Menge kleinerer Nachrichten über die neuesten Forschungen der Naturwissenschaft und ihre praktischen Erfahrungen.

Aus dem thätigen Verlag von J. J. Weber in Leipzig sind wieder einige für die deutsche Künstlerwelt sehr werthvolle Erscheinungen zu erwarten. Devrient läßt erscheinen: Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich; Laube: Das Burgtheater, ein Beitrag zur deutschen Theater-Geschichte. Von Richard Wagner's „Oper und Drama" erscheint schon die zweite vermehrte Auflage.

Aus alten Tagebüchern" von J. v. Wickede. 3 Bände. (Jena, Costenoble). Dieses Werk schließt die (in d. Bl. 1867 Nr. 277 angezeigte) Chronik einer „deutschen Bürgerfamilie", und umfaßt die preußischen Kriegsgeschichten von 1791 bis zur Schlacht von Waterloo. Der Chronist zeigt sich fortwährend als ein strenggeschulter, aber gemüthlicher, altpreußisch-royalistischer Soldat und Patriot, der bald den sittlichen Kern in jedem Menschen herausfindet, bald über Oesterreicher, Franzosen, Juden, Schriftsteller und Künstler schimpft. Eine Ausnahme macht ihm Goethe, dessen Begegnungen mit ihm nicht ohne Interesse sind. Ueberall verweben sich seine Anecdoten aus dem Privatleben mit solchen aus dem vaterländischen Heere, dessen zeitweilige Mängel er oft rückhaltlos kritisirt. Die einheitliche Form der Erzählung ist gut durchgeführt.

Kinder können nicht wohl frisch und froh gedeihen, wenn sie bloß von der rauhen Luft der Wirklichkeit umweht und ihrem Geiste nur trockene Schulweisheit als Nahrung gereicht wird. Wir begrüßen darum die in zweiter Auflage erschienenen und von den Gebrüdern Grimm empfohlenen **„Kindermärchen"** von L. Wiese mit 8 fein colorirten Bildern von Sonderland (Elberfeld: Langewiesche) auf's Beste. Ist doch das Märchen eine unersetzliche Erquickung für den Geist des Kindes, und der Herausgeber hat es verstanden, aus dem reichen Schatz des deutschen Volks die anerkannt lieblichsten herauszufinden und in gefällige Reime zu bringen.

Der neue Jahrgang von **„Berthold Auerbach's deutschem Volkskalender"** bringt nach langer Zeit einmal wieder zwei neue Dorfgeschichten vom Begründer dieser Gattung, die von Paul Meyerheim, einem Künstler, der sich binnen kurzer Zeit den Rang eines der ersten Maler der Gegenwart errungen, mit eben so schönen als ergreifenden Original-Zeichnungen geschmückt sind.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 27. August. **Die Hochzeit des Figaro**, Oper in 3 Acten, Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 224.)

Freitag, 28. August. Zu Goethe's Geburtsfeier: Neu einstudirt: **Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand**, Schauspiel in 6 Acten von Goethe.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 225.)

Samstag, 29. August. Zum ersten Male wiederholt: **Günstige Vorzeichen**, Lustspiel in 1 Act von Roderich Benedix. Hierauf zum ersten Male wiederholt: **Garibaldi!** Schwank in 1 Act von Julius Rosen. Zum Schluß: **Das Versprechen hinter'm Heerd**, eine Scene aus den österreichischen Alpen, mit Nationalgesängen von A. Baumann.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 226.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 239. Freitag, den 28. August 1868.

Auf rauhen Pfaden.

Erzählung von E. Diethoff.

(Schluß.)

„Was wollen Sie, mein junger Freund", sagte der Justizrath zu dem Künstler, „die Lösung ist einfach: eine Liebe zwischen einem begabten Künstler und einer enthusiastischen Prinzessin. Eine heimliche Ehe der Protestanten von einem katholischen Pater eingesegnet — die allerdings keine Gültigkeit hatte und auch nicht lange dauerte, denn der leichtverletzliche Künstler glaubte sich von der heimlich Angetrauten hochmüthig behandelt; es folgten schlimme Scenen und — — Albert Römer trennte sich im Groll von der Prinzessin, ehe diese einem Knaben das Leben gegeben. — Der fürstliche Vater drängte zur Rückkehr, wo sollte man das Kind lassen? — mit tausend Thränen übergab die Prinzessin es ihrem Kammerdiener, derselbe sollte es einstweilen bei braven Leuten unterbringen. Jammernd küßte die Prinzessin ihr Kind und suchte umsonst an dem wohlgestalteten Körper desselben nach einem Maal, das ihr die Erkennung leichter machen würde, sie fand keines. Die Amme aber, eine fromme Italienerin, fand einen Ausweg, sie nahm ein geweihtes Madonnenbildchen, das ihr selbst am Halse hing, und zerbrach es gewaltsam in zwei Stücke, nachdem sie die Prinzessin veranlaßt, zuerst ihren eigenen Namen auf die Rückseite zu schreiben. Nach ihrem frommen Glauben mußten die beiden getrennten Hälften des heiligen Bildes sich wieder zu vereinigen streben, und so Mutter und Kind wieder zusammenfinden. Die Prinzessin reiste ab, ohne den Aufenthalt ihres Geliebten erfahren, aber in der festen Hoffnung, ihr Kind sorgsamen Händen anvertraut zu haben. Diese Annahme aber sollte sich nicht bewahrheiten, denn jener Kammerdiener, welchem sie mit einer großen Summe, dem Erlös aller ihrer Juwelen, das Kind anvertraut, unterschlug diese, und seine wie des Kindes Spur war verloren. Nichtsdestoweniger gab die Prinzessin die Hoffnung auf ein Wiederfinden nicht auf, jene Summen, welche theilweise auch durch mich nach Italien befördert wurden, sollten einestheils dazu dienen, den verlorenen Knaben zu suchen, anderntheils für denselben als Capital niedergelegt werden. — Die zweite Hälfte jenes Muttergottesbildchens sollte das Erkennungszeichen sein."

„Und so glauben Sie demnach, mein Vater hätte ein Anrecht gehabt auf diese Summen, er, dessen Genius im Kampfe mit der Armuth unterlag?" rief der Künstler aufspringend und in heftiger Erregung auf- und abgehend; „diese Erbschaft kommt zu spät, sie kann keinen Segen mehr bringen."

Schwarzholz selbst schien an dieser Erzählung, welche ihn im Anfang wenig interessirt, theilgenommen zu haben.

„Das Leben entschädigt Sie für die Kinder, die, wie ich höre, Ihnen versagt, dadurch, daß es Sie Kinder auffinden läßt", sagte er zu dem Justizrath.

„Ja, aber es ist ein Ersatz, welcher mir wenig Garantien bietet, daß er mir ein dauernder bleiben möge", antwortete dieser.

„O glauben Sie mir", rief Clärchen innig, indem sie dem alten Manne die Hand bot, „ich werde meines Dankes nie vergessen sein."

„Und Sie, junger Mann", sagte der Justizrath, zu dem Künstler sich wendend, der noch immer im Zimmer auf und ab schritt, „danken Sie mir nicht, daß durch meine Vermittlung Ihnen ein Vermögen und ein Namen, und aus dem Italiener Tedesco ein Deutscher Römer wird?"

„Ich weiß es noch nicht", sprach Felix sich umwendend, „der Gedanke ist mir bitter, daß Jener, dem dieß Erbe bestimmt war, im Kampf mit der Armuth unterlag, und es ist mir peinlich, einen Besitz ergreifen zu sollen, an dem meine Arbeit keinen Theil hat."

„Aber Ihre Arbeit soll Theil daran haben, mein Freund", rief der Justizrath lebhaft, „diese Summe ist nicht so groß, daß sie die Arbeit ausschlösse, aber sie macht Sie frei von Jenen, deren Einfällen und Launen auch der beste Künstler sich beugen muß, wenn er um's Brod arbeitet. — Sie können Ihre Nymphe in Marmor ausführen, lockt Sie das nicht?"

Eine glühende Röthe flog über die Stirn des jungen Mannes, sein feuriger Blick traf Clärchen und die Röthe, die auf seiner Stirne gebrannt, schien auf ihrem lichten Antlitz einen Widerstrahl zu finden. Ihre Verlegenheit zu verbergen, wandte sie sich gegen den Justizrath.

„Und Albert Römer?" fragte sie, „das war der namenlose Geiger, der mir einst seines Lebens Märchen erzählt, der müde und krank, dem Lichte nachging, das an ihrem Sarge brannte..."

„Er war es", sprach der Justizrath, „es lagen viel Irrungen in diesem Bunde, die der Tod erst lösen sollte."

* * *

Konrad Schwarzholz schien, seit er den Widersacher seines Lebens gedemüthigt, seit er diesen Tag, auf welchen hin er so lange unausgesetzt gearbeitet hatte, erlebt, ein Anderer geworden zu sein. Es war, seit dieses dunkle Feuer nicht mehr in ihm brannte, dieser eine Willen ihn nicht mehr erfüllte, der seine Muskeln und Nerven zu Stahl gemacht, als empfinde er jetzt erst die furchtbaren Anstrengungen, welche es ihn gekostet, bis hierher zu gelangen. Gleichgültig hörte er es, daß der Consul einem Schlaganfall erlegen sei, daß über seine Hinterlassenschaft die Gant ausgebrochen sei; die überangespannten Nerven des Mannes versagten den Dienst,

Digitized by Google

seine Kraft brach zusammen, er verfiel in ein hitziges, nervöses Fieber.

Tage und Nächte kam Clärchen nicht von dem Bette des Vaters und nur ihrem linden Zuspruch, ihrer weichen Hand war es vergönnt, die wilden Phantasien zu besänftigen, welche sein Hirn marterten.

Es waren lange, lange Nächte, die sie an dem Bette des Kranken zubrachte; schwere, trübe, kummervolle Tage, ihr rauher Pfad schien sich noch immer nicht ebnen zu wollen. Aber doch war ein Sonnenstrahl da, der einen ganzen Frühling ihr wachrief, das waren die wenigen Momente, in welchen es ihr vergönnt war, den Künstler zu sehen, der zuweilen kam, um sich nach ihres Vaters Befinden zu erkundigen und ihr seine Dienste anzutragen; es waren kurze Momente, aber sie schlossen eine Welt von Glück in sich ein.

Langsam verrannen die Tage, aber langsam, wie der erste dämmernde Schein am Winterhimmel stieg die Hoffnung, die verloren schien, an dem Krankenbette wieder empor.

Konrad Schwarzholz sollte genesen, aber wie in der langen Nacht der Krankheit sein Leib mit dem Tode gerungen, so rang jetzt in den langen Tagen der langsamen Genesung seine Seele mit dem Gotte, der einst Israel überwunden, und er erkannte es, daß die Liebe stärker sei, als der Haß.

Aber auch Felix kam, die Zusicherung einer Liebe zu empfangen, an welcher er nicht zweifelte, er kam mit der Frage zu Clärchen:

„Willst Du mein Weib sein?"

Sie reichte ihm die Hand hellen Blickes, und er sah, daß sie ihm vertraue für's Leben.

„Aber — noch zwei Jahre", bat sie, „mein Vater hat so viel gelitten, daß er an der Freude gezweifelt, so glühend gehaßt, daß er an keine Liebe geglaubt, und soll mein Scheiden ihm die Hoffnung nehmen? — Zwei Jahre noch, Geliebter . . ."

Und nach zwei Jahren, da klang die Glocke eines Dorfkirchleins in einem stillen Schweizerthal und über die grünen Matten, die das weiße, kleine Haus des Amerikaners umgaben, schritt ein kleiner aber glückseliger Hochzeitszug.

Felix und Clara, die Namen prangten, von Alpenblumen umwunden, über der Schwelle des Hauses, und die Geisbuben liefen herzu und die armen Leute von weit und breit, um das süße Gesicht der Braut zu sehen, um ihr Segen zu wünschen, die des ernsten, schweigsamen Vaters reiche Mittel in so lieblicher Weise zu verwenden verstand.

Und am Abend, als der Kuhreihen von den Bergen klang, als die Firnen sich leise rötheten, und den Wiesen und Matten der Duft entstieg, wie von Opferaltären, da hob der Justizrath sein Glas und brachte den Trinkspruch aus auf die ewige Liebe, die starke und unüberwindliche, die weise die Schicksale des Menschen leitet, und sei es auch auf rauhen und verlorenen Pfaden, dennoch Das zusammenbringt, was sich finden soll, und wäre es selbst am Grabe, den Sohn zur Mutter führt, durch Haß und Verzweiflung die Tochter zum Vater, damit das Verworrene schön sich löse.

Deutsches Schützenwesen.

(Schluß.)

Nun noch zum Schluß einige Notizen*) über früher bestandene Vereine und gefeierte Feste in den Städten Südwestdeutschlands:

Frankfurts ältester Schießplatz war auf dem Wollgraben, und bereits im Jahre 1367 wurde, wie Lersners Chronik meldet, „ein Schießen um die Meisterschafft allhier" gehalten, „darbey seynd vieler Städte Schützen gewesen". Die Verlegung dieses ältesten Schießplatzes der Stahlschützen mit Bogen und Pfeilen nach dem Graben am 10. (resp. 14.) August 1468 gab Gelegenheit zur Gründung einer neuen Schützengesellschaft, der „Ursschützen", welche noch jetzt besteht und sowohl durch Gaben als durch Mitglieder bei dem Wiener Schützenfest repräsentirt war. Diese ursprünglich aus Armbrustschützen bestehende Gesellschaft verwandelte sich um 1600 in Büchsenschützen und die älteste mit Pulver und Blei geschossene, noch im Besitz der Gesellschaft befindliche Scheibe datirt von 1611. — Auf einem zweiten „privilegirten" Platz, dem Fischerfeld, wurde mit glatten Büchsen geschossen, und auf dem dritten, dem „Maynzer Wall", exercirte man sich mit gezogenen Büchsen. — Außer dem oben Erwähnten finden wir in den Chroniken und im Archiv noch folgende Nachrichten aufgezeichnet von größeren allhier gehaltenen Schießen: 1422 ein Schießen, zu dem 26 Städte geladen wurden. Am 13. November 1496 begann hier ein Schießen mit Handbüchsen, welches drei Tage währte und an dem sich 108 Schützen betheiligten. 1500 war auf dem Fischerfeld ein Schießen mit Handbüchsen, wobei 70 Schützen. 1506, nach Bartholomäi, wurden zwei Schießen von „Stahl- und Büchsen" abgehalten, welchem, wie der Chronist sagt, „viele Chur-Fürsten, Fürsten, Grafen, Herren und Städte beygewohnet". Das Beste war je 100 fl. Den Kranz erhielt die Stadt Augsburg. — Das nächste größere Schießen war ebenfalls ein Armbrust- und Büchsenschießen. Das erstere begann am 29. Juli 1582 und dauerte bis 8. August, das letztere währte vom 13. bis 18. August. Das Beste war 101 Reichsthaler, welche der Rath zu diesem Zweck schlagen ließ und von denen sich noch Exemplare in hiesiger Stadtbibliothek vorfinden. Im Armbrustschießen erhielt ein Nürnberger den ersten Preis, die Stadt Eßlingen aber Kranz und Fahne, und beim Büchsenschießen errang den ersten Preis (101 Reichsthaler) ebenfalls ein Eßlinger. Nach dem Hauptschießen war noch für Diejenigen, welche keine Preise erhalten hatten, ein kleines Nachschießen, Ritterschießen genannt, wobei ein Straßburger den zweiten Preis erhielt. Der Schütz, welcher am weitesten zum Fest zu reisen hatte, war ein Oesterreicher, Hans Baumer aus Mölk. — Am 3. October 1630 ist „durch Verwilligung E. E. Raths denen Schützen-Gesellen ein frey Gesellen-Schiessen mit Masqueten, Lenden, Rohren" von der Bürgerschaft gegeben worden, wozu an 130 Städte und Flecken geladen, aber nicht mehr denn 14 Fremde erschienen „wegen des eingefallenen guten Herbst, bösens Wetters und Kriegs-Wesens". Das Beste war 51 Reichsthaler, die ein Erfurter sich erschoß. — Weitere größere Schießen fanden noch dahier statt: 4. October 1652, 11. August 1662 und 1665. — Von hervorragender Bedeutung ist das oben ausführlich erwähnte, im Jahre 1671 dahier vom 10. bis 22. Mai a. St. (19. Mai bis 1. Juni) abgehaltene Schießen. An demselben betheiligten sich Schützen aus 162 Städten und Orten, darunter Schützen aus Aachen, Ansbach,

*) Nachdem das Schützenwesen unzweifelhaft schon mehrere Jahrhunderte in einer großen Anzahl deutscher Städte mehr oder weniger geordnet bestanden hatte, soll nach den bis jetzt bekannten Nachrichten Herzog Boleslaus, der Streitbare, von Schweidnitz, auch Bolko I. genannt, der Erste gewesen sein, der ein großes Schießen nach dem Vogel im Jahre 1256 veranstaltete (vid Zeller, itiner. Germ. C. XXX. S. 649).

Digitized by Google

Aschaffenburg, Augsburg, Baden, Bamberg, Bonn, Braunschweig, Cassel, Coblenz, Cronweissenburg, Darmstadt, Durlach, Erfurt, Eisenach, Fulda, Göttingen, Gotha, Hannover, Hildesheim, Jena, Kitzingen, Leipzig, Mannheim, Marburg, Mainz, Mühlhausen, Naumburg, Nürnberg, Paderborn, Regensburg, Schmalkalden, Schweinfurt, Speyer, Straßburg, Tübingen, Ulm, Wetzlar, Weimar, Wien, Worms, Würzburg und Zweibrücken. Vom 23. bis 26. Mai a. St. (2. bis 5. Juni) fand ein Armbrust- und Stahlschießen an dem Hirschgraben statt, allwo, wie es in der gedruckten Beschreibung heißt, „die Herren Patricii, oder Adeliche Geschlechter, und andere vornehme Bürger, zu gewissen und beliebigen Zeiten, solch Ritterliches Exercitium zu halten pflegen". — Unter den weiteren hier abgehaltenen Schießen von 1707, 1742 und 1754 ist das von 1707 das bedeutendste, das sich auch dadurch auszeichnet, daß in seinem Ladbrief außer dem Geschäftlichen zum ersten Mal nicht allein „gutes Quartier, Essen und Trinken um einen billigen Preis", sondern auch „Musik, Kurzweil und allerhand erlaubte Divertissements und angemessener Zeit-Vertreib" versprochen wird.

Mainz. Hier finden sich bereits Spuren einer Armbrust-Schützen-Gesellschaft gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Auf den Tag der elftausend Jungfrauen wurde hier ein Schießen gehalten, wobei das Beste war: drei Ochsen, darneben Geld und Kleinodien.

Marburg. Eine Büchsenschützen-Gesellschaft, welche im April 1629 ein Büchsenschießen ausschrieb: das Beste war 50 fl.

Speyer. Hier begegnen wir Armbrustschützen, auf deren am 5. November 1569 gefeierten Fest sich die Frankfurter an 70 fl. Werth am Besten hoben.

In Straßburg bestanden schon Ausgang des 14. Jahrhunderts Gesellschaften von Armbrustschützen, zu denen später die Büchsenschützen kamen. Fischart schildert, wie oben erwähnt, das Schützenfest der Stadt Straßburg vom Jahr 1576 und der Züricher Schützenfahrt dahin. In Zürich schifften sich nämlich am 20. Juni 1576 früh 54 Armbrustschützen auf der Limmat ein und erreichten Abends gegen 9 Uhr Straßburg. Zum Beweise, daß „sie ihren Freunden in Noth Hülfe bringen könnten, ehe ein Hirsenbrei kalt werde", hatten sie einen Kessel voll dieser Speise in ihr Schiff genommen und lieferten ihn richtig noch warm zur Tafel des Ammeisters ab. Bei diesem Schießen erhielt die Stadt Frankfurt den Ehrenkranz.

Aus Stuttgart wird uns Kunde von einem großen Schießen, das Herzog Christoph von Würtemberg 1560 daselbst veranstaltete, durch ein Prachtexemplar der Beschreibung dieses Schießens, welche der Pritschmeister Lienhard Flexel von Augsburg anfertigte und dem Frankfurter Rathe zum Geschenke machte. (Von dieser Handschrift sind nur noch 3 Exemplare vorhanden, 1 auf der Bibliothek zu Heidelberg, 1 auf der Stuttgarter Hofbibliothek und 1 auf dem Frankfurter Archiv.)

Weitere sichere Nachrichten von ehemals dort bestandenen Schützengesellschaften und Vereinen hat man von Höchst a. M. (1463), Hanau (1464), Elsfeld (1471), Heidelberg (1476) und Worms (1575).

Frankfurt a. M., im Juli 1868. =*.

Ueber den Mont-Cenis.

Der „Kölnischen Zeitung" wird aus Susa von einer Fahrt mit der neuen Bahn über den Mont-Cenis von einem Reisenden eine Schilderung gemacht, der wir Folgendes entnehmen:

„Ich ließ mich nach Modane bringen, wo ich eben noch vor Ankunft des ersten Zuges eintraf. Man darf hier obgleich die Bahn seit dem 15. Juni in Betrieb ist, erst seit dem 1. August einsteigen, muß aber noch für die Strecke St. Michel mitbezahlen. Erst mit dem 5. August sollten die Zwischenstationen förmlich eröffnet werden, und wird die Bahn von da auch Eilgut befördern.

Der Zug hatte nur drei Wagen erster Classe; etwas niedriger wie auf den gewöhnlichen Bahnen, jeder für 12 Passagiere. Sie sind nach Art der Omnibus in der Mitte getheilt, so daß die Reisenden seitwärts sitzen. Man steigt hinten ein, doch haben alle Wagen unter sich Verbindung, wie die würtembergischen. Die Bahn selbst ist reichlich einen Fuß weniger breit, als die gewöhnlichen, unterscheidet sich aber im Uebrigen von denselben nur durch die Mittelschiene. Diese, etwa einen Fuß höher als die Seitenschienen, ruht auf eisernen Böcken, welche auf einer soliden Längsschwelle befestigt sind. Sie ist etwa so stark, wie die beiden anderen Schienen zusammen, und hat beinahe die Form einer gewöhnlichen Schiene auf die Seite gelegt. Da, wo die Bahn horizontal läuft oder wenig steigt, was bis Lans le Bourg sehr viel eintritt, fehlt die Mittelschiene ganz, während da, wo Bahn und Chaussee sich kreuzen, was jeden Augenblick geschieht, der Wärter sie ausbebt, sobald der Zug passirt ist. Unter jedem Wagen, so wie unter der Locomotive befinden sich je zwei Paar horizontal gestellte Räder in der Höhe der Mittelschiene, welche von den Bremsern von beiden Seiten beliebig stark gegen dieselbe gepreßt werden können. Sie geben dem Zuge den nöthigen Halt gegen das Entgleisen und Durchgehen und vermindern auch das Schütteln bei den engsten Curven ganz bedeutend. So wie man sich die Sache nur ansieht, bekommt man sofort ein Gefühl der Sicherheit. Auch später, als wir an der italienischen Seite ziemlich rasch hinab sausten, zeigte keine der im Zuge befindlichen Damen die mindeste Furcht, obgleich die beiden Bremser (meines Erachtens müßte jeder Wagen einen haben) oft unruhig genug durch die Wagen hin- und herliefen, um sich zu verständigen.

Von Lans le Bourg an, wo die Chaussee eigentlich erst anfängt, das Joch in Serpentinen zu ersteigen, kann die Bahn derselben nicht mehr ganz folgen. Namentlich muß sie meistens um die Ecken herum einen größeren Bogen machen, wodurch nicht selten ein Durchbruch durch den Felsen oder gar ein kleiner Tunnel erforderlich wird. Noch höher hinauf, wo im Winter die Lawinen zu fallen pflegen, ist die Bahn, erst hier und dort, dann aber fortlaufend und ohne Unterbrechung, von einer Holzgallerie geschützt, deren Dach aus gewölbtem Eisenblech besteht. Dieß ist für den Hochsommer die einzigste Unannehmlichkeit der ganzen Fahrt. Da nämlich der Rauch der Maschine nicht entweichen kann, so müssen die Wagen geschlossen werden, damit er nicht zu sehr eindringe. Nun prallte aber die Sonne der Art gegen das Eisendach, daß die Hitze unerträglich wurde. Lieber Schwefel athmen, als ein russisches Dampfbad nehmen, meinten die Damen; allein es ging nicht. Der Rauch war so lästig, daß namentlich die kleine niedliche Italienerin von einem Krampfhusten befallen wurde, der nicht eher weichen wollte, als bis sie mit vieler Grazie ein gebratenes Hühnchen verzehrte.

Wir freuten uns aufrichtig, als wir endlich die Höhe passirt hatten und an der italienischen Seite diese Schnitt-Tunnels bald los wurden. Glücklicher Weise ist gerade oben, wo die Gallerie jede Aussicht versperrt, abgesehen von dem kleinen See, auch am wenigsten zu sehen. Jetzt, wo die Chaussee Anfangs mehrere kurze Serpentinen über einander beschreibt, entfernte sich die Bahn zum ersten Male in einem großen Bogen erheblich von derselben, um sie dann bis in den Bahnhof von Susa nicht wieder zu verlassen, immer freilich die Ecken mit einem größeren Bogen umschreibend.

Es ist nicht meine Absicht, die landwirthschaftlichen Schönheiten

zu beschreiben; man hat eben bei jeder Wendung eine neue Aussicht, entweder hoch oben auf die Schneespitzen und kleinen Gletscher, oder tief unten auf brausende Wasser und malerische Dörfer. Nur d s Fort Bramant d'Esillon, welches imposant und drohend halbwegs zwischen St. Michel und Lans le Bourg die Straße sperrt, will ich erwähnen, weil es später, wenn es nach dem Abtretungsvertrage gesprengt sein wird (bis jetzt scheint das Geld zu fehlen), eine malerische Ruine bilden muß.

Um 6 Uhr 30 Minuten, ziemlich genau 5¼ Stunden nach der Abfahrt, kamen wir in Susa an. Wir hatten für die 52 Kilometer hinauf etwa 3¾, für die 25 Kilometer hinab etwas mehr als 1½ Stunden gebraucht, eingerechnet mehrmaligen Aufenthalt, wie es schien wegen zu großer Erhitzung der Hemmräder."

Mannichfaltigkeiten.

(Dürre und Entwaldung.) Der „Constitutionnel" will für die Dürre, mit welcher in diesem Sommer fast ganz Europa heimgesucht ist, die zunehmende Entwaldung unseres Erdtheils verantwortlich machen. Südeuropa ist ganz kahl gelegt: in Griechenland und Italien ist fast nichts von Belang an Waldungen geblieben, in Spanien wird jetzt noch verwüstet, was an einigen Stellen verschont geblieben war. Wo sonst Wald Schatten und Kühle verbreitete, starren jetzt erhitzte Flächen, und der Süden des Abendlandes gleicht bald dem trostlos und öde gewordenen Morgenlande, das einst so herrliche Wälder und Fruchtfelder besaß. In Algerien, wo die Entwaldung fast den höchsten Grad erreicht hat, ist eine Hitze von 30 Grad erschlaffender, als eine Hitze von 35 Grad in Gegenden, wo die Luft fortwährend durch Waldflächen gefrischt und der Boden an einer allgemeinen Erhitzung verhindert wird, wo die Nächte kühl sind und Wolken und Wind sich bewegen. Die Entwaldung begünstigt lange Hitzezeiten, denen dann jähe Wolkenbrüche mit Hagel folgen. Kurz, die Waldverwüstung hat das europäische Gleichgewicht vernichtet, und die furchtbaren Wetter, die sich jetzt an den Bergen entladen, spülen den Rest der Pflanzenerde fort und die Flüsse treten jählings über und verwüsten auch die Niederungen. Von Südeuropa rückt diese Wüstlegung mit jedem Jahr weiter nach Norden, und man sollte sich darum weniger wundern und desto mehr sich entsetzen, daß die Völker so leichtsinnig und die Regierungen noch so blind und träge in einer Sache sind, über welche die Wissenschaft längst im Reinen ist und über die sie schon so oft ihre warnende Stimme erhoben hat. (Der „Constitutionnel" übertreibt; die Entwaldungen haben gewiß Einfluß auf das Klima, aber keinen solchen vehementen und plötzlichen. Warum sind denn die Vereinigten Staaten mit ihren colossalen Waldflächen dieses Jahr von noch größeren Hitzegraden betroffen worden, als Europa?)

(Englische Höflichkeit.) Eine Dame bemerkte gegen Lord Chesterfield, daß die Franzosen höflicher seien als die Engländer. Der Lord verneinte dieß. — „Die Engländer geben es selbst zu", äußerte darauf die Dame. — „Das ist eben ein Beweis, daß sie höflicher sind, als die Franzosen", erwiderte der Lord.

Correspondenzen.

Spaa, 25. August.

Das Badeleben ist hier auf seinem Glanzpunct angelangt. Alle Nationen scheinen sich hier Rendezvous gegeben zu haben, denn sowohl in den Promenaden wie an den Tables d'hôte hört man so viele Sprachen durcheinander, daß man glauben könnte, man befände sich zur Zeit des babylonischen Thurmbaues, wenn nicht die Annehmlichkeiten des hiesigen Platzes, die prachtvollen Häuser und Villen und die im ganzen Leben und Treiben vorherrschende Harmonie den Besucher daran erinnerten, daß er sich an einem Sammelplatz der vornehmen Welt und des ausgesuchtesten Luxus befindet. Was die gesellschaftliche Stellung der diesjährigen Besucher unseres heilkräftigen Badeortes anbetrifft, darf man kühn behaupten, daß in keinem anderen Bade so viele Gäste von hohem Rang und hervorragender Stellung sich eingefunden, wie hier. Unser Platz ist zwar nicht von Kaisern und Königen besucht, aber von der vornehmen Welt aller Länder, und die ausgedehnten eleganten Privathotels sind nicht im Stande, den fortwährend noch steigenden Nachfragen nach Unterkommen zu genügen. Neben der Heilkraft der Quellen verdankt unser Platz die diesjährige starke Frequenz namentlich dem seit einigen Wochen eröffneten prachtvollen Bade-Etablissement, das man füglich wohl Bade-Palais nennen könnte, da es an äußerem Ansehen, zweckmäßiger innerer Einrichtung und Elegany Alles übertrifft, was bisher in balneologischer Beziehung irgendwo geboten wurde. Das Gebäude imponirt durch seine monumentalen Verhältnisse. Eine großartige Freitreppe führt in ein ausgedehntes Vestibule, an dessen beiden Seiten reich decorirte und luxuriös ausgestattete Salons sich befinden. Rechts und links davon liegen in zwei Etagen die Badecabinette, die einen für Herren, die anderen für Damen. Mehrere dieser Badecabinette sind mit kleinen Salons verbunden, wo man nach genommenem Bade der Ruhe pflegen kann. Aber außer den Mineralbädern, die durch Reservoirs gespeist werden, in welche die Heilquellen 3000 Metres weit geleitet sind, besitzt das Etablissement auch alle anderen Bade-Einrichtungen, die man nur wünschen kann. Es wurde bei Herstellung der Anstalt eben nichts gespart, um allen Ansprüchen in der ausgedehntesten Weise zu genügen, und die mit großen Kosten hergestellten Leitungen aus den verschiedenen Mineralquellen alimentiren das Bade-Etablissement so reichlich, daß zwischen 1000 und 1500 Bäder täglich gegeben werden können. So ist Spaa jetzt mehr als je Luxus- und Heilbad zugleich, und wenn es einerseits der Sammelplatz der vornehmen Welt ist, gewährt es anderseits den Kranken, welche der Heilkraft seiner Quellen wegen es besuchen, die vollkommensten Einrichtungen für die Herstellung der Gesundheit der Genesung Suchenden. Erst seit einigen Wochen eröffnet, drängen sich täglich Hunderte von Badegästen in den Räumen des prachtvollen Etablissements und der Zufluß steigert sich fortwährend. Dank der Herstellung des Bade-Palais, ist jetzt die Saison hier in vollem Gange, während dieselbe an anderen Badeplätzen bereits in Abnahme begriffen ist. Die officielle Einweihung der Anstalt, welche am 16. d. stattfand, war mit großen Feierlichkeiten verbunden, welche viele Tausende von nah und fern herbeizogen. Concert und brillante Illumination verherrlichten das Fest, das gleich bedeutsam für die Fremden wie die Bewohner, welche letztere die Wichtigkeit dieses Ereignisses durch prachtvolle Schmückung aller Straßen anerkannten. Voraussichtlich wird die starke Frequenz unseres Badeortes mindestens noch bis zu dem Herbst-Wettrennen andauern, das am 28. September stattfinden wird und für welches schon jetzt eine sehr große Betheiligung angemeldet ist.

Methfessel. In dem Befinden des vom Schlage gerührten Componisten Methfessel ist eine Wendung zum Besseren eingetreten, obgleich das linke Auge so entzündlich geworden, daß der Kranke nun fast gänzlich erblindet ist. Auch die Sprachorgane sind so sehr gelähmt, daß er kaum sechs Worte zusammenhängend sprechen kann; außerdem ist der linke Arm wenig und der linke Fuß mehr gelähmt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 28. August. Zu Goethe's Geburtsfeier: Neu einstudirt: **Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand**, Schauspiel in 6 Acten von Goethe.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 225.)

Samstag, 29. August. Zum ersten Male wiederholt: **Günstige Vorzeichen**, Lustspiel in 1 Act von Roderich Benedix. Hierauf zum ersten Male wiederholt: **Garibaldi!** Schwank in 1 Act von Julius Rosen. Zum Schluß: **Das Versprechen hinter'm Heerd**, eine Scene aus den österreichischen Alpen, mit Nationalgesängen von A. Baumann.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 226.)

Sonntag, 30. August. **Tannhäuser und Der Sängerkrieg auf der Wartburg**, große romantische Oper in 3 Acten von Richard Wagner.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lutz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 240. Samstag, den 29. August 1868.

Leiden einer Frankfurter Patricier-Familie.

Von Dr. G. L. Kriegk.

Zu den ausgestorbenen Frankfurter Patricier-Familien gehören die Steffan von Cronstetten, deren Namen wohl für alle Zeiten durch eine sehr reiche Stiftung, das adelige von Cronstett- und von Hynspergische evangelische Damenstift, erhalten bleiben wird.

Diese Familie, welche ursprünglich blos Steffan hieß, stammte aus der Stadt Bingen und ließ sich in der Mitte des 15. Jahrhunderts in Frankfurt nieder. Ihr erstes Wohnhaus war der goldene Kopf in der großen Sandgasse (Nr. 12 neu), welcher gleich nach ihrer Einwanderung von ihnen neu aufgebaut wurde. Zuletzt wohnten sie auf dem Roßmarkt in dem sogenannten Kranchhof (Nr. 17 — 19 neu). Sie trieben ursprünglich Handel und verdankten, gleich manchen anderen Familien, dem durch diesen erworbenen Reichthum und Ansehen ihren Eintritt in die Reihe der hiesigen Patricier-Geschlechter. Ihr nur aus drei spitzwinkelig zusammengesetzten Linien bestehendes Wappen erinnert an den früheren Stand dieser Familien; denn dasselbe war höchstwahrscheinlich ursprünglich nur ein sogenanntes Petschier, d. h. ein in Handelsgeschäften gebrauchtes Siegel. Schon 1550 erhielten sie vom Beherrscher des Reiches einen Wappenbrief; 1621 aber erhob Kaiser Ferdinand II. sie in den Adel, wobei er ihnen den Zunamen von Cronstetten ertheilte.

Diese Familie blieb bis zu ihrem Aussterben 1731, in welchem Jahre ihr Mannesstamm erlosch, oder 1766, wo ihr letzter weiblicher Sprößling starb, angesehen und reich. Sie hatte jedoch, wie es im menschlichen Leben zu geschehen pflegt, trotz ihres mehr als dreihundertjährigen Wohlstandes und Ansehens, ja zum Theil sogar wegen desselben, manchen Schlag des Schicksals zu erleiden.

Der Vater des letzten Sprößlings dieser Familie, der Schöff Johann Adolf Steffan von Cronstetten, hatte einst das Unglück, in einer einzigen Woche drei Kinder durch den Tod zu verlieren, und ging selbst mit dem Bewußtsein, daß seine Familie bald ganz aussterben werde, in den Tod.

Ein anderer Steffan von Cronstetten, der nachherige Schöff und Bürgermeister Johann Hieronymus, wurde zu Paris 21 Monate lang in der Bastille gefangen gehalten. Er war im 21. Lebensjahre (1635) nach Frankreich gegangen, um die Sprache dieses Landes zu erlernen, und ward dort schon einen Monat nach seiner Ankunft auf Richelieu's Befehl verhaftet, weil man seinem Vater, dem damaligen Stadtschultheißen, den Uebertritt Frankfurts von der schwedisch-französischen Partei zur kaiserlichen Schuld gab. Ungeachtet vieler Verwendungen, welche die Familie von Seiten hochstehender Personen erwirkte, blieb der junge Mann sieben Vierteljahre gefangen, und er lag dabei, obgleich er gut behandelt wurde, überdies noch lange bettlägerig krank. Erst die Fürbitte des als Feldherrn berühmten Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar bewirkte 1637 seine Freilassung.

Auch zwei Frauen dieser Familie hatten ein trauriges Schicksal zu erleiden, und zwar war bei der einen ihr Reichthum die Ursache davon. Diese beiden Frauen waren Marie Euphrosyne, die Tochter Johann Adolf's, Bürgermeisters von 1644, 1653, 1657 und 1663, und Justine Katharine, die Tochter des gleichnamigen Bürgermeisters von 1693, 1701 und 1707.

Marie Euphrosyne Steffan von Cronstetten, geboren 1626, heirathete 1645 den nach einander in französischen, schwedischen und bayerischen Kriegsdiensten gestandenen und als Rittmeister zurückgetretenen Burchard Berthold von Siverdes, den ersten dieser westphälischen Familie, der sich in Frankfurt niederließ. Als derselbe im Jahre 1658 gestorben war, bewarb sich alsbald ein anderer ausgedienter Kriegsmann um sie. Dieß war Constantin Stellmacher, seit 1754 vom Kaiser als Edler von Reichenkron geadelt. Er hatte als kaiserlicher, spanischer und venetianischer Oberst viele Kriege mitgemacht und sich nachher in Frankfurt niedergelassen. Der einzige Grund seiner Bewerbung war der Reichthum der Wittwe Siverdes. Um sie zur Gattin zu erhalten, hielt er um so mehr jedes Mittel für erlaubt, als er überhaupt jedes sittlichen Gefühles ermangelte und sich ohne Scheu mit Lastern der verschiedensten Art befleckte. Es bedurfte jedoch für ihn keiner besonders großen Anstrengung, weil die Eltern der Frau Siverdes ihm ein leichtes Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen, darboten. Johann Adolf Steffan von Cronstetten und seine Gattin waren nämlich sehr geizig und strebten nach einem reichen zweiten Mann für ihre Tochter. Auf diesen Umstand gründete Stellmacher seinen Plan, die Eltern und die Tochter durch Betrug für sich zu gewinnen, und leider bot ihm eine sonst stets ehrenwerthe reformirte Familie in Frankfurt die Hand dazu. Er wußte nämlich ein hiesiges Bankhaus dahin zu bringen, daß dasselbe 12,000 Gulden in einer eisernen Kiste, als angeblich ihm gehörend und in seinem Namen, den Eltern zur Aufbewahrung übergab. Die Letzteren ließen sich wirklich täuschen, und gaben sich nun selbst Mühe, die Verheirathung ihrer Tochter mit Stellmacher zu Stande zu bringen. Nach der Hochzeit (1661) ließ das Bankhaus sein Geld wieder abholen, und die Eltern sahen dann zu spät ein, daß sie betrogen seien. Stellmacher selbst warf die bisher vorgehaltene Maske bald ab und gab sich als das zu erkennen, was er war, nämlich als einen rohen und sittenlosen Menschen oder, wie ein patricischer Schriftsteller aus der nächsten Zeit nach ihm ihn nennt, als einen gewissenlosen Bösewicht. Er bereitete seinen Angehörigen und seinen Mitbürgern manches Leid, und es ist für seine Frau als ein Glück anzusehen, daß sie, schon drei Jahre nach der Verheirathung mit ihm, starb.

Ein Schicksal anderer Art ward der Justine Katharina Steffan von Cronstetten, welche später lebte, durch einen Militär bereitet.

Digitized by Google

Diese im Jahr 1677 geborene Dame war etwa zwanzig Jahre alt, als einer jener abenteuernden Offiziere, deren es im 17. Jahrhundert so viele gab, sich um ihre Hand bewarb. Andreas von Graß oder Craß, in Preußen geboren und zuletzt als Capitän in holländischen Diensten stehend, hatte sich, als er aus diesen entlassen worden war, nach Frankfurt begeben, um von da aus irgend einen anderen Dienst als Ingenieur zu suchen. Er erhielt Zutritt in den Häusern angesehener Familien und lernte dadurch Justine Katharine Steffan von Cronstetten kennen. Er verliebte sich in dieselbe, und nach Allem, was wir von ihm erfahren, beseelte ihn nicht Eigennutz und Habgier, sondern wirkliche und noch dazu innige Zuneigung. Er hatte jedoch das Unglück, daß er keine Gegenliebe fand. Fräulein Steffan war und blieb ihm abgeneigt, sie entfernte sich sogar überall, wo er erschien, und alle Versuche des Capitäns, sie zu gewinnen, scheiterten an ihrem Widerwillen. Vergebens hielt er mehrmals um ihre Hand an, vergebens bemühten sich Andere, unter ihnen auch eine vornehme Dame, das Herz der Fräulein Steffan umzustimmen. Da faßte endlich Graß einen verzweifelten Entschluß, welcher ihn selbst in's Verderben stürzte und zugleich auf das ganze spätere Leben seiner Geliebten einen entscheidenden Einfluß ausübte. Er beschloß, die Widerstrebende auf gewaltsame Weise zu entführen.

Der 28. Februar des Jahres 1700, ein Sonntag, ward von ihm zur Ausführung bestimmt. Er miethete auf diesen Tag einen geräumigen Nachen, ließ sein Gepäck in denselben bringen, und befahl dem Fährmann, Nachmittags 3 Uhr am Gutleuthof seiner zu warten. Außerdem bestellte er eine Kutsche, welche um dieselbe Zeit an einer Weede oder Roßschwemme halten mußte, die sich mitten auf dem Roßmarkt, dem Steffan'schen Hause gegenüber, befand. Fräulein Steffan pflegte nämlich jeden Sonntag am Nachmittag die Betstunde der Katharinenkirche zu besuchen, und bei der Rückkehr aus derselben wollte Graß sie entführen. Als sie an jenem Tage von der Betstunde heimkehrte, eilte Graß plötzlich auf sie zu, warf seinen Mantel über sie, trug sie rasch in die Kutsche und befahl dann dem Kutscher zuzufahren. Dies geschah; allein das Schreien der Dame im Wagen und die Rufe der Leute, welche in der Nähe waren, bewirkten, daß die Kutsche bald von der zusammenströmenden Menge angehalten wurde. Man bemächtigte sich des Entführers und brachte ihn auf die benachbarte Hauptwache.

Am nächsten Morgen (1. März) berichtete der ältere Bürgermeister das Vorgefallene dem Rathausschusse, welcher alle wichtigen Gegenstände vorzuberathen hatte. Dieser erkannte in dem Geschehenen das Verbrechen des Menschenraubes, und ließ den Verhafteten, an Hand und Fuß geschlossen, auf den in der Fahrgasse stehenden Bornheimer Thurm bringen, welcher eines der damaligen Gefängniß-Locale für Verbrecher war. Jedoch befahl er, daß die Fesseln dem Delinquenten im Gefängniß selbst abgenommen und nur, so oft man ihn zum Verhör in den Römer führe, wieder angelegt werden sollten. Außerdem ließ man sogleich den beim Raube betheiligten Kutscher und den Bedienten des Capitäns verhaften, sowie die dabei zufällig gegenwärtig gewesenen Leute und (nach eingeholter Erlaubniß seines Fürsten) einen in die Sache mitverwickelten homburgischen Lakaien zur Vernehmung vorladen.

Graß wurde hierauf jeden Tag im Römer verhört; seine Ueberbringung dahin zog jedoch stets eine solche Menge von Menschen herbei, daß man besondere Maßregeln ergreifen mußte. Es wurde angeordnet, daß der Delinquent, um weniger Aufsehen zu erregen, künftig nicht mehr gefesselt durch die Straßen geführt, dagegen aber durch eine starke Zahl Soldaten begleitet und die am Römer sich sammelnde Menge durch Bürger-Militär weggedrängt werden solle.

(Schluß folgt.)

Die Walkenrieder Höhle.

Von G. A. Leibrock.

Oestlich von Walkenried, eine Viertelstunde von dem Orte entfernt, erhebt sich eine der gewaltigen Gypsmassen, an denen der südliche Vorharz so reich ist, unter dem vielverheißenden und der Schönheit dieses Punktes vollkommen entsprechenden Namen: das Himmelreich. Die blendend weißen Felsen, bis zu einer Höhe von 240 Fuß steil aufragend, sind auf dem Gipfel von einem herrlichen frischen Laubwalde bedeckt, der wie ein grüner Kranz erscheint, oder wie eine smaragdne Krone auf der bleichen Stirn eines Bergriesen. Am westlichen Fuße dehnt sich ein weites, tiefes Wasserbecken um die Wurzeln der Felsen und bildet eine Bucht, welche ziemlich weit in die Bergmasse hineinschneidet und die Breite derselben an dieser Stelle um mehr als die Hälfte verringert. Dieß große, einem kleinen See ähnliche Wasserbecken, der Itel genannt, hat scheinbar keinen Abfluß, doch wußte oder vermuthete man längst, daß das Wasser durch irgend eine Spalte in die Felsmasse des Himmelreichs eindringe und dasselbe sei, welches auf der entgegengesetzten Bergseite aus einer Höhlung, das Gänseloch, wieder herausrete und den Teich mit Wasser versorge, welcher dort unter dem Namen Pontel den östlichen Fluß des Himmelreichs bespült. Die geringe Breite des Bergrückens zwischen Itel und Pontel ließ es zweckmäßig erscheinen, beim Bau der Bahn zwischen Walkenried und Ellrich hier einen Tunnel anzulegen, und bei dem Bau desselben geschah es, daß die Arbeiter Staudt, Haberland und Röhrig am 9. Juli d. J. auf eine Höhle stießen, die sich südlich von der Arbeitsstrecke weit in das Gebirge hinein erstreckte und, wie sich herausstellte, eine nicht unbedeutende Ausdehnung hatte.

Die in Folge dieser Entdeckung in die Zeitungen hinausposaunten Angaben, obwohl sie übertrieben erschienen, mußten gleichwohl das Verlangen erwecken, das neuerschlossene Wunderwerk selbst in Augenschein zu nehmen, um ein eigenes Urtheil fällen und etwaige Uebertreibungen berichtigen zu können.

So traten wir denn Sonntags, den 2. August, unter der freundlichen Führung des Baumeisters, welcher den Bau dieser Strecke leitet, erwartungsvoll unsere Wanderung durch den Tunnel an, aus welchem uns eine eisige Luft entgegenwehte. Etwas über 200 Schritte in demselben fortschreitend, sahen wir plötzlich die Wände an den Seiten und die Decke über unserem Haupte aus unserem Gesichtskreise verschwinden; die Höhle war erreicht; wir befanden uns an der nordöstlichen Seite derselben, wie wir allerdings erst später zu erkennen im Stande waren. Denn nicht im ersten Augenblicke, nicht auf einmal war es uns möglich, den Umfang des hohlen Raumes zu ermessen; so weit der Schein unserer Grubenlichter reichte, nur so weit reichte auch unser Blick, und so kam es, daß im ersten Momente mir der Raum ein ähnlicher erschien, wie der der ersten Abtheilung der Baumannshöhle; der dunkle Bogen um den erhellten Lichtkreis schien Wand und Decke der Höhle zu bilden. Erst als wir die Grubenlichter hoch emporhoben und dennoch das spähende Auge die Decke nicht fand, erst als vorausgeschickte Arbeiter mit ihren Lichtern sich nach verschiedenen Richtungen hin immer weiter von uns entfernten, als ihre Lichter südlich weit von uns und westlich hoch über uns nothdürftig einen Theil der Wände erhellten, erst da kam uns eine Ahnung, daß hier eine Höhle vor uns lag, die in Wahrheit alle übrigen bisher bekannten Höhlen des Harzes an Umfang weit übertraf, und es trieb uns, weiter vorzudringen in den geheimnißvollen dunkeln Raum.

Das Gefühl, welches man in einer nicht genügend erhellten Höhle empfindet, ist, sie mag größeren oder geringeren Umfanges

Digitized by Google

sein, fast immer dasselbe. Selbst der Muthigste wird sich eines leichten Grauens nicht erwehren können, wenn er, das freundliche Licht des Tages hinter sich lassend, in die dunkle unheimliche Nacht hineindringt, in die Nacht, deren Schauer ihn fröstelnd anwehen, ohne daß das Auge sie zu durchdringen vermag, in die Nacht, wo unbekannte Schrecknisse und Gefahren, wo die finstern und tückevollen Geister der Tiefe vielleicht des Augenblicks harren, ihn zu verderben und für das kecke Eindringen in die Geheimnisse ihres Reiches zu strafen. Hängen doch die Steinmassen so drohend über unserem Haupte; werden sie sich nicht lösen, uns zu zerschmettern oder den Rückweg aus diesem weiten Felsengrabe zu versperren? werden die Steine unter unseren Füßen nicht wanken, wird nicht ein Fehltritt uns in eine bodenlose Tiefe stürzen?

Das ist der Eindruck, welchem, während der ersten Minuten der Wanderung in diesen ungewöhnlichen Regionen, ein Jeglicher unterliegt, und hier in weit höherem Grade, als in der Baumannshöhle; denn während wir in letzterer auf leidlich glattem Pfade hingehen, wandern wir hier fortwährend auf Steinschutt und Getrümmer, welches überall massenhaft den Boden bedeckt und selbst Hügel und Berge innerhalb der Höhle bildet. Wie nahe liegt doch der Gedanke, daß all dieß Getrümmer herabgestürzt ist von der lockeren Decke über uns, und daß jeder Augenblick ähnliche Massen hernieder senden kann.

Zwei hervorragende Eigenschaften dieser unterirdischen Hallen treten hinzu, das Grauen des Eindringlings zu vermehren: die Finsterniß und die Stille; die Finsterniß, welche jenseits der engen Lichtkreise ihre schwärzesten Schleier um uns ausspannt, und die Stille, die schwere, grauenvolle, -leblose Stille, welche auf diesen kalten Räumen lagert. Das ist nicht wie die Finsterniß einer wolkigen Sommernacht, nicht wie die Stille eines einsamen Waldes, das ist Grabesfinsterniß und Grabesstille.

Wir suchen sie zu unterbrechen durch Worte, durch Weiterschreiten, durch Umherleuchten, aber nicht so leicht lassen sich die Schauer der Erdnacht beschwichtigen. Unsere Worte, wie hallen sie so dumpf und hohl, wie beängstigend klang das Gepolter und Rollen der Steine, die unter unseren Schritten sich lösten und tiefer in die Höhle hineinrollten, und das Umherleuchten mit dem Grubenlichte, wie diente es nur dazu, das Bangen womöglich noch zu erhohen! Denn jetzt erst sahen wir, daß die gewölbeartige Decke über uns vielfach zerrissen und geborsten war, daß mächtige Gypsschalen sich an den Wänden bereits losgelöst hatten und kaum noch im Zusammenhange mit dem übrigen Gesteine waren; jetzt erst sahen wir, daß hier und dort noch schwarze Spalten gähnen, die die Zugänge bilden mögen zu anderen noch unbetretenen Räumen.

Diese Schlünde sowohl, als die ringsum in der Höhle lagernden Felsblöcke machen übrigens in dem magischen Halbdunkel, welches durch unsere Lichter an die Stelle der dichten Nacht getreten ist, einen noch unheimlicheren Eindruck. Es scheint sich ein geisterhaftes Leben zu entfalten. Es streifen Schatten an den Wänden vorüber, es schimmern lichte und luftige Gestalten momentan aus der massigen Finsterniß, die grauen Wölkchen, welche den Grubenlichtern entsteigen, kräuseln sich in flüchtigen Ringen und stets wechselnden Formen wie bewegliche Schattengestalten durch das Gemisch von Nacht und Helle. Das ist Alles gerade so, wie wir es auch in der Baumannshöhle empfinden, und doch tritt hier ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Höhlen hervor. In der Baumannshöhle scheint der Hintergrund der Dämmerung sich allerorten, wohin wir auch schauen, mit zahllosen, seltsamen und phantastischen Gestalten zu beleben. Da sehen wir deutlich nicht bloß in der Aufregung der Phantasie, sondern in Wirklichkeit mit unseren leibhaftigen Augen allerlei Bauwerk emporragen, Königsschlösser und mächtige Thürme, Capellen und Kanzel und Orgel und herrlich geformte Säulen; da blicken längst verstorbene Fürsten, da blicken betende Nonnen und fromme Kirchgänger von den Wänden zu uns herüber; Knochengerippe und Todtenköpfe gähnen uns an, Baldachine und Fahnen hängen von den Wänden hernieder. Diese Gebilde, die Tropfsteinbildungen, welche die Phantasie der Besucher der Baumannshöhle so sehr beschäftigen und ihre Bewunderung erregen, sie fehlen hier. Dagegen fanden wir hier Erscheinungen, welche wiederum diese Höhle vor der Baumannshöhle auszeichnen und ihr einen großartigeren Charakter verleihen, einen großartigeren, besonders aber einen wilderen: das sind die Steinmassen, welche den Boden bedecken, furchtbare Massen, von denen der Leser sich nur schwer einen genügenden Begriff machen wird. Den meisten Lesern ist wohl das wilde Getrümmer der Roßtrappschurre bekannt, das läßt sich noch am besten mit diesem Getrümmer vergleichen. Hier wie dort liegen Tausende und Hunderttausende von Steinbrocken und Felsblöcken über und neben einander, hier wie dort wandern wir durch dieselben an einem steilen Berghange hin; ein Theil der Massen zieht sich rechts neben uns an dem Berge empor; links dehnen sich gleiche Massen nieder in die Tiefe; hier wie dort lagern zwischen dem Getrümmer von kleinern, kaum fußgroßen Steinbrocken größere gewaltige Felsblöcke, nur sind diese großen gewaltigen Felsblöcke in der Höhle ungleich zahlreicher als an der Roßtrappschurre und von ungleich bedeutenderen Dimensionen, mehr dem Brockenkrater ähnlich, aber noch riesiger. Es sind Blöcke darunter, die von einem Ende zum andern 40 Fuß halten.

(Schluß folgt.)

Charlotte Birch-Pfeiffer †.

Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, welche, wie telegraphisch gemeldet wurde, am 25. August zu Berlin verschieden ist, war im Jahre 1300 zu Stuttgart geboren, von wo ihr Vater, der Domänenrath Pfeiffer, 1806 nach München ging, um als Oberkriegsrath in bayerische Dienste zu treten. Als er im Jahre 1809 erblindete, wählte er seine jüngste Tochter Charlotte vorzugsweise zur Vorleserin, und der Geist des Mädchens erhielt durch die gewählte classische Lectüre eine frühe Reife, zugleich aber erwachte in ihr eine große Liebe zur dramatischen Kunst. Früh, wie ihr Geist, hatte sich auch ihr Körper ausgebildet und schon mit 13 Jahren, im Jahre 1813, konnte sie, nach langem und hartnäckigem Kampfe mit den widerstrebenden Eltern, die Hofbühne zu München als Prinzessin Thermutis in Lindpaintners Melodram: „Mosis Errettung" betreten. Man zollte ihr in dieser, wie in den folgenden Rollen so reichen Beifall, daß sie sich bald eine für ihre große Jugend ungewöhnliche künstlerische Stellung errang. Unter der Leitung des Intendanten de la Motte und des in Schröders Schule gebildeten Hofschauspielers Zuccarini machte sie nun rasche Fortschritte. 1818 erhielt sie das ganze Fach der tragischen Liebhaberinnen und jugendlichen Anstandsdamen und blieb in diesem Wirkungskreis bis 1820. In diesem und den nächsten Jahren unternahm sie größere Kunstreisen.

In Hamburg lernte sie den Schriftsteller Dr. Chr. Birch aus Kopenhagen kennen, mit welchem sie sich 1825 in München, wo er eine Anstellung bei der Hoftheater-Intendantur erhielt, vermählte.

In den folgenden Jahren machte Charlotte Birch-Pfeiffer abermalige Kunstreisen.

Anfangs 1838 gastirte sie in Zürich und nahm die Direction des dortigen Theaters an, welches sie in anerkennenswerthester Weise bis 1843 leitete, um dann schließlich am Berliner Hoftheater

Digitized by Google

Engagement als Schauspielerin zu finden, dem sie bis an ihr Ende treugeblieben ist.

Frau Birch-Pfeiffer gehörte einst zu den begabtesten Darstellerinnen jugendlicher tragischer Rollen in Deutschland. Aelter geworden, gab sie das tragische Fach auf und wendete sich ausschließlich dem Lustspiele, den Rollen der sogenannten „komischen Alten" zu. Ihren ersten Versuch als Schriftstellerin machte sie 1828 mit einem mißlungenen Spektakelstücke: „Herma" (nach Van der Velde's Wlaska). Glücklicher war sie mit dem „Wartthurm", „Fra Bartolomeo", „Schloß Greifenstein" und „Pfefferrösel" (nach einer Döring'schen Novelle), von denen besonders das letztere schnell die Runde über alle deutschen Bühnen machte. Von nun an entwickelte sie bis in ihre letzten Lebensjahre eine wunderbare dramatische Thätigkeit. Die Gesammtzahl ihrer Bühnenwerke beträgt etwa 80; sie sind zum großen Theil nach Erzählungen anderer Autoren gearbeitet. Frau Birch-Pfeiffer war es nämlich besonders, welche die mit Hinsicht auf die Rechte des geistigen Eigenthums freilich noch zweideutige Sitte der „freien Benutzung" von Romanen und Novellen zu Bühnenstücken in Deutschland in Flor brachte. Berthold Auerbach hat, als sie auch seine „Frau Professorin" (in „Dorf und Stadt") dramatisirt hatte, gegen dies Verfahren, jedoch ohne Erfolg, prozessirt. Von bekannteren Namen, welche sich eine derartige „freie Benutzung" Seitens der Charlotte Birch-Pfeiffer gefallen lassen mußten, nennen wir außer B. Auerbach noch Frau v. Palzoow (in „Thomas Thyrnau"), V. Hugo (im „Glöckner"), Friederike Bremer (in „Mutter und Sohn"), Alexander Dumas (in „Anna von Oesterreich"), Currer Bell (in der „Waise von Lowood"), G. Sand (in der „Grille") u. s. w. Außer den genannten Stücken sind noch zu erwähnen: „Die Marquise v. Villette", „Steffen Langer aus Glogau", „Magdala", „Ein Billet", „Ein Ring", „Der Pfarrherr", „Wie man Häuser baut", „Die Lady v. Worsley Hall", „Fräulein Höckerchen", „Der Leiermann und sein Pflegekind", „Isfland" und „Der Goldbauer". Unbestritten besaß Frau Birch-Pfeiffer eine seltene Productionskraft und hatte genaue Kenntniß Dessen, was auf den Brettern Effect macht. Höhern, bleibenden Werth haben indeß ihre Arbeiten nicht, und die meisten derselben entbehren der künstlerischen Durchbildung. Dennoch haben sie das Publikum angezogen, da sie nicht bloß derb, sondern auch sentimental sind und nicht selten Lichtblitze entschiedenen Talents verrathen. Auch ist anzuerkennen, daß ihre späteren Stücke die früheren an Reife und Durchbildung weit übertragen.

Mannichfaltigkeiten.

(Chorinsky.) Die „Wiener Presse" ließ sich aus Kronach schreiben, daß Gustav Chorinsky, welcher auf der Festung Rosenberg seine Strafe abbüßt, dort sehr bequem leben, drei mit eigens von Wien gebrachten Möbeln ausgestattete Zimmer bewohnen, mehrere Diener zur Verfügung haben und alle Sonntag in die Stadt zur Kirche fahren soll. Die Hofmann'sche Correspondenz in München hat hierüber neue Erkundigungen eingezogen. Auf Grund derselben kann sie folgende authentische Mittheilungen machen: der Festungssträfling Gustav Chorinsky befindet sich in einem vergitterten und mit dreifachem Verschluß versehenen Sträflingslokal, welches mit einer Casernbettlade, einem Caserntisch, einem Stuhl, einem von demselben gemietheten alten Canapee und einer alten Commode versehen ist. Die Verpflegung wird von ihm selbst bestritten und erhält er Speise und Trank, wie die übrigen Sträflinge, von dem Casernhausmeister, und zwar um denselben Preis und im gleichen Maß. Der Profosengehülfe bringt ihm das Essen; eine weitere Bedienung hat er nicht. An Sonn- und Feiertagen besucht er die Festungskirche, welche mit den Sträflingslokalen durch einen Gang in Verbindung steht, gleich den übrigen Sträflingen. Freie Bewegung ist ihm mit den übrigen Civilsträflingen auf dem Walle rückseits der Stadt unter strenger Beaufsichtigung Vor- und Nachmittags je eine Stunde gestattet; außerdem ist er eingeschlossen. Seine Behandlung richtet sich ganz nach der bestehenden Hausordnung, und wird derselbe nicht im mindesten bevorzugt. Die Beschäftigung des Gustav Chorinsky besteht in Situations- und Freihandzeichnen.

Frankfurt, 26. August.

Das Wort des Psalmisten: „Der Wein erfreut des Menschen Herz" in Verbindung mit dem kräftigen Humor des bekannten Roahliedes von A. Kopisch gab einem unserer Künstler, H. Hasselhorst, einen glücklichen Vorwurf für die ihm von einem Privaten gewordene Aufgabe, die Vorhalle des Weinberghauses desselben bei Soden malerisch auszuschmücken. Von den im Städel'schen Kunstinstitut aufgestellten Bildeen zeigt das mittlere in Rundform den königlichen Sänger David, welcher sich über seiner Harfe am Becher labt, während die Seitenstücke den Erzvater darstellen, da der Herr ihm auf sein Brandopfer mit der Rebe aus dem Paradiese dankt und wie der alte Zecher sich an der selbst gezogenen Gottesgabe erfreut. Breit und kräftig gemalt, befriedigt namentlich das letztere. Der leicht erkennbare Unterschied der Behandlung in der Stärke des Farbenauftrags hat jedenfalls seinen Grund in der Verschiedenheit der Beleuchtung des Raums, welchen die Bilder im Einzelnen an Ort und Stelle einzunehmen haben.

Ueber die allgemeine deutsche Kunstausstellung, welche mit Anfang September in Wien eröffnet wird, schreibt man der „Kunstchronik", daß infolge der zahlreichen Anmeldungen die Ausstellungsräumlichkeiten durch einen am Künstlerhaus aufgeführten Annex vergrößert werden mußten. Ueber die Art der Aufstellung wurde bestimmt, daß jede einzelne Genossenschaft (Schule) ihren eigenen Raum erhält und das Recht hat, ihre Kunstwerke durch ihre Abgeordneten selbst aufstellen zu lassen. Die Räume sind übrigens alle gleich gut, hell und groß. Die Eintheilung nach Kunstgattungen wird folgende sein: im Erdgeschoß Zeichnungen, Cartons, Aquarellen, Kupferstiche und schwere plastische Werke; im großen Treppenhaus mit seinen Gallerien Plastik leichterer Art, Reliefs und dergleichen; in der oberen Etage und im Annex die Oelgemälde. Die Ausstellung wird im Wesentlichen Schöpfungen lebender Meister enthalten; in Betreff der Vertretung verstorbener Künstler wurde bestimmt, daß nur Werke solcher Verstorbener, welche nicht vor der letzten allgemeinen deutschen Ausstellung gestorben sind, Aufnahme finden können. Unter den verschiedenen Schulen werden — so viel man bis Anfang August übersehen konnte — die Wiener und nach ihnen die Münchener am zahlreichsten vertreten sein. Erstere beanspruchen für 500 angemeldete Kunstwerke von 170 Künstlern allein mehr als 8000 Quadratfuß, letztere für 213 Werke von 76 Künstlern etwa 4500 Quadratfuß Flächenraum. Es folgen Düsseldorf mit 33 Werken von 41 Künstlern (2500 Quadratfuß), Dresden und Leipzig zusammen mit 51 Werken (2000 Quadratfuß), Berlin mit 40 Werken von 34 Künstlern (über 1000 Quadratfuß), Frankfurt a. M. mit 30 Werken von 23 Künstlern, Karlsruhe mit 37 Werken von 12 Künstlern. Außerdem werden durch ihre besten Kräfte repräsentirt sein die Kunstschulen und Genossenschaften von Stuttgart, Breslau, Hamburg, Darmstadt, Weimar, Braunschweig, Kassel, Nürnberg, Erfurt ꝛc.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 29. August. Zum ersten Male wiederholt: **Günstige Vorzeichen**, Lustspiel in 1 Act von Roderich Benedix. Hierauf zum ersten Male wiederholt: **Garibaldi!** Schwank in 1 Act von Julius Rosen. Zum Schluß: **Das Versprechen hinter'm Heerd**, eine Scene aus den österreichischen Alpen, mit Nationalgesängen von A. Baumann.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 226.)

Sonntag, 30. August. **Tannhäuser und Der Sängerkrieg auf der Wartburg**, große romantische Oper in 3 Acten von Richard Wagner.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kih. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 241. Sonntag, den 30. August 1868.

Leiden einer Frankfurter Patricier-Familie.

Von Dr. G. L. Kriegk.

(Schluß.)

Graß befand sich in einem entsetzlichen Zustande. Er nahm acht Tage lang keine Speise zu sich, wies die Anklage auf beabsichtigten Menschenraub zurück, und erklärte: er habe mit dem Fräulein nur reden wollen, wozu er bisher nie habe gelangen können, wolle man jene Anklage aufrecht erhalten und ihn zum Tode verurtheilen, so werde er sich bereitwillig in sein Schicksal fügen, da er ja seinen Zweck erreicht und das Fräulein umarmt habe. In Betreff der Enthaltung vom Essen sagte er, eines Theils esse ihn die Gefängnißkost an, anderen Theils aber sei er entschlossen, in Liebe zu sterben.

Uebrigens hatte er gleich Anfangs um Zusendung eines Beichtvaters gebeten.

Pfarrer Dieffenbach hatte ihn hierauf besucht, und ihm dabei in Auftrag der Fräulein Steffan die Versicherung gegeben, daß diese ihm verziehen habe. Dessenungeachtet hatte er keine Speise genommen, weil er entschlossen blieb, zu sterben.

Auch den damaligen Senior der lutherischen Kirche, Arcularius, hatte er zu sprechen gewünscht; die Behörde stellte es jedoch diesem angesehenen Geistlichen der Stadt anheim, ob er dem Gesuche entsprechen wolle, und man weiß nicht, ob dieß geschehen ist.

Erst als am neunten Tage der Rath, wahrscheinlich auf den Wunsch der Familie Steffan, beschlossen hatte, die Sache nicht in Form eines Criminalprozesses behandeln zu lassen, sondern den Delinquenten blos unschädlich zu machen, verstand dieser sich dazu, wieder etwas zu essen.

Am 16. März wurde das vom Rath gesprochene Urtheil dem Delinquenten im Römer vorgelesen: Graß wurde auf immer aus Frankfurt verbannt, und mußte sowohl einen vom Vater der Fräulein Steffan zur Sicherheit seiner Familie entworfenen Revers unterschreiben, als auch eidlich versprechen, nie wieder in die Stadt zurückzukehren; sein Diener wurde aus der Haft entlassen, der Kutschernecht aber, welcher offenbar den Zweck der beabsichtigten Fuhre gewußt und Geld erhalten hatte, auf acht Jahre verbannt. Den erwähnten Eid leistete Graß nur mit Widerstreben, da er seine Liebe noch nicht aufgegeben hatte; er rief dabei mehrmals aus: „So soll ich schwören und muß ich schwören!"

Am 19. März wurde er durch einige Soldaten vom Römer aus zum Eschenheimer Thor hinaus bis an die Friedberger Warte geführt und dort seinem Schicksale überlassen. Man hatte seine Habseligkeit Denen, welchen er noch Geld schuldig war, überlassen, für ihn selbst aber mehrere Ducaten als Zehrpfennig zurückbehalten.

Vier Wochen später sandte er von Düsseldorf aus ein schriftliches Gesuch um Aufhebung des Verbannungs-Urtheils. Es wurde abgeschlagen, und nun beging der verzweifelte Mensch das Wagniß, nach Frankfurt zurückzukehren.

Am 17. April wurde er von einem Frankfurter Offizier am Junghof gesehen. Dieser nahm ihm sogleich den Degen ab und führte ihn auf die Hauptwache. Von hier brachte man ihn noch an demselben Tag geschlossen auf den Bornheimer Thurm.

Diesmal wurde er (11. Mai) zu einer einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, die er im Hospital zum heil. Geist verbüßen sollte. Hier bat er gleich Anfangs um Feder, Tinte und Papier, weil er sich mit Ingenieur-Arbeiten beschäftigen wolle, sowie um ein Messer zum Essen und um eine Scheere für seinen Bart und sein Kopfhaar. Man gewährte sein Gesuch, jedoch so, daß er nur ein stumpfes Messer erhielt und dieses, sowie die Scheere, nach jedesmaligem Gebrauch sogleich zurückgeben mußte. Seine Bitte hatte nur den Zweck gehabt, sich die Mittel zum Entweichen zu verschaffen.

In der That machte er nach einigen Wochen den Versuch, durchzubrechen, und in Folge davon wurde sein Zimmer besser verwahrt, zugleich aber auch das ihm gewährte Zugeständniß zurückgenommen. Schon am 25. Juni machte er einen zweiten Befreiungsversuch. Nun ließ man sein Gefängniß noch besser verwahren und ihm zugleich andeuten, daß er im Wiederholungsfall auf einen Thurm werde gebracht werden. Am 22. Juli suchte er wieder durchzubrechen. Diesmal würde sein Versuch auch gelungen sein, wenn nicht, als er bereits frei war, eine ihn erblickende Dienstmagd Lärm gemacht hätte, die er dann in seinem Zorn mit einem Stück Eisen verfolgte. Jetzt brachte man ihn auf den diesseitigen Brückenthurm. Hier blieb er dann bis zum Ablauf seiner Strafzeit sitzen.

Ende Mai 1701 wurde er entlassen. Man hatte ihn vorher auf Kosten der Armenhäuser und des Heiliggeist-Spitals neu gekleidet, außerdem aber ihn seine Rückkehr verschwören lassen und in Betreff derselben ernstlich verwarnt. Zwei Soldaten brachten ihn zu Schiff nach Bingen; hier setzten sie ihn an's Land, indem sie ihm im Namen des Raths ein Zehrgeld gaben.

Jetzt suchte Graß, um seine immer noch nicht aufgegebene Absicht zu erreichen, Hülfe beim Reichskammergericht in Wetzlar. Er verklagte im August 1701 bei diesem die Stadt Frankfurt, und es wurden ein halbes Jahr lang hierüber Schriften gewechselt, dann aber die Klage als unstatthaft zurückgewiesen.

Als auch dieser Ausweg versperrt war, brachte die Liebe den Unglücklichen um seinen Verstand. Er erschien am 21. März 1702 am hellen Mittag ohne Hut, Perrücke und Degen und, wie es im Protocoll heißt, in einer gar elenden Gestalt an einem der Stadtthore, um in die Stadt zurückzukehren, wurde aber von der Wache sogleich festgenommen. Schon am nächsten Tage fällte man das Urtheil, daß er als Wahnwitziger in das Tollhaus eingesperrt werden solle. In diesem blieb er dann bis zu seinem im December 1709 erfolgten Tode.

Digitized by Google

Die Dame, welche der Gegenstand seiner Verehrung gewesen war, hatte ungeachtet der starken Beweise einer unerschütterlichen Liebe ihre Abneigung gegen ihn nicht überwinden können. Dagegen machte die ganze Sache einen solchen Eindruck auf sie, daß sie dadurch zu dem Entschluß, ein eheloses Leben zu führen, bewogen worden sein soll. Diesem Entschlusse blieb sie auch getreu, und derselbe gab zugleich Veranlassung zu einer der reichsten Stiftungen in Frankfurt. Da nämlich Justine Katharine Steffan von Cronstetten der letzte Sprößling ihrer Familie war, so verwandte sie ihr sehr bedeutendes Vermögen zu mildthätigen Zwecken.

Sie gründete zum Besten der Ganerbschaft Alt-Limburg ein Stift, welches, nach dem Namen ihrer Eltern, das adelige von Cronstett- und von Hynspergische evangelische Damenstift genannt wurde, und das über ein Vermögen von mehreren hunderttausend Gulden zu verfügen hat. Dasselbe erhielt seinen Sitz in dem Steffan von Cronstetten'schen Familienhaus auf dem Roßmarkt, ward Universalerbe des Vermögens dieser Familie, und vorzugsweise zum Nutzen und Besten der Ganerbschaft Alt-Limburg gegründet, in deren Hände auch die Leitung und Verwaltung gelegt wurde.

Die Hauptverwendung seiner Zinsen geschieht für unverheirathete oder verwittwete Damen von Alt-Limburg, welche im Stiftsgebäude standesmäßige Wohnung und Beköstigung erhalten. Außerdem machte die Stifterin noch eine Anzahl anderweitiger Legate, nämlich 100 fl. jährlich für den jedesmaligen Senior des lutherischen Ministeriums und 50 fl. für einen Arzt, wofür Beide auf Begehren der Stiftsdamen sich der Körper- und Seelenpflege derselben unterziehen sollen, 160 fl. jährlich für einen lutherischen Candidaten, welcher dafür armen Kindern als Katechet dienen soll, ein Stipendium von je 150 fl. auf vier Jahre für einen Studirenden aus der Gesellschaft Alt-Limburg, je 100 fl. auf vier Jahre für einen Studiosus der Theologie aus der Bürgerschaft, je 100 fl. für einen Bürgerssohn, welcher Jura studirt, auf ebenso lange, 100 fl. jährlich zur Vertheilung an zehn arme Gymnasiasten, 400 fl. jährlich zur Unterstützung des städtischen Verbesserungshauses, 100 fl. jährlich zur Vertheilung an Hausarme, die Zinsen von 4000 fl. zu Brennholz für Arme, 50 fl. jährlich als Braut-Legat einer Bürgerstochter, das auf der kleinen Gallengasse gelegene Haus Nr. 15 zur freien Wohnung von Bürgerswittwen (es ist jetzt vermiethet, und der Miethzins wird an Wittwen ausgetheilt), 25 fl. jährlich zur Austheilung an arme bekehrte Juden, 75 fl. alle drei Jahre als Lehrgeld für einen Bürgerssohn, welcher Juwelier wird, und je 100 und 75 fl. jährlich zur Beschenkung der beiden Bürgermeister mit silbernen Waschbecken. Endlich verfügte die Stifterin noch, daß der Ueberschuß der jährlichen Einnahmen zum Besten des Reiches Christi, sowie für arme Prediger und Lehrer oder deren Wittwen und Waisen verwendet werden solle.

Diese Stiftung ward 1753, dreizehn Jahre vor dem Tode der Stifterin, gemacht. Der Kaiser bestätigte sie 1767 und gewährte zugleich den Stiftsdamen ein besonderes Ordenszeichen. Die Stifterin selbst starb 1766 und wurde in der dreihundert Jahre früher von einem ihrer Ahnherrn erbauten Steffans-Capelle der Barfüßerkirche bestattet, bei dem zwanzig Jahre nachher erfolgten Abbruch dieser Kirche aber auf den St. Petershirchhof begraben.

Die Verwandtschaft dieser Dame mit der Patricier-Familie v. Hynsperg und die Verewigung des Namens der Letzteren durch die erwähnte Stiftung veranlaßt uns, mit wenigen Worten noch der kläglichen Art zu gedenken, wie dieses Patricier-Geschlecht untergegangen ist.

Die von Hynsperg siedelten 1458 von Kaiserslautern nach Frankfurt über, und starben hier 1770 im Mannsstamm, sowie 1800 weiblicher Seits aus. Der letzte männliche Sprößling, Johann Hektor, geboren 1708, war blödsinnig und ward 1738 so schwach im Verstand, daß man ihn auf der Mehlwage gefangen halten mußte. Von dort wurde er 1746 ins Armenhaus gebracht, und in diesem blieb er bis zu seinem Tode 1770. Er hatte sich 1748 in dasselbe förmlich eingekauft und vermachte ihm auch sein geringes Vermögen. Die zwei letzten weiblichen Sprößlinge hatten ein noch weit traurigeres Geschick. Es waren dies die beiden Schwestern Anna Maria Friederike Susanna Katharina, geboren 1738 und Margaretha Philippina, geboren 1739. Ihre Mutter, eine geborene von Röder von Thierspurg, war so sittenlos, daß sie mit einem Menschen geringen Standes auf und davon ging. Dieselbe gerieth dadurch alsbald in solches Elend, daß sie schon 1747 den Frankfurter Rath durch ein von ihr so bezeichnetes „weh- und demüthiges" Memoriale um ein Almosen ansprechen mußte. Dieses gewährte, und ein Jahr später wiederholte Bittgesuch war jedoch wenigstens mit der Fürsorge für ihre verlassenen Töchter motivirt. Sie selbst starb einige Jahre nachher auswärts im Elend. Der Vater hatte, aus Schmerz über das schmähliche Benehmen seiner Gattin, beschlossen, nach Amerika auszuwandern. Er war zu diesem Zweck nach Holland gereist, und hier soll er 1747, als er in ein Schiff steigen wollte, ins Wasser gefallen und ertrunken sein. Er war in seinem Besitzstande sehr zurückgekommen und nach seiner Entfernung geriethen seine beiden, noch im Kindesalter stehenden Töchter, in die äußerste Armuth.

Es gereicht den Anverwandten derselben, insbesondere der oben erwähnten Justine Katharine Steffan von Cronstetten, welche mit dem Großvater der beiden Mädchen Geschwisterkind war, zur Unehre, daß sie sich ihrer nicht annahmen.

Die zwei acht und neun Jahre alten Mädchen waren, für das der Mutter bewilligte Almosen, dem Gerichtsschreiber Lismann in Kost und Pflege gegeben worden. Im Jahre 1749 ließ der Rath sie im Armenhause unterbringen. Später (etwa 1758) gab man der älteren Tochter eine Conventualinnen-Stelle im Katharinen-Kloster, sowie der jüngeren die Anwartschaft auf die nächste erledigt werdende Stelle daselbst. Die Erstere blieb in jenem Kloster, bis sie 1767, als die Steffan von Cronstett- und von Hynspergische Damenstiftung in's Leben trat, als Stiftsdame in diese aufgenommen wurde. Sie starb als solche im Jahr 1800. Ihre Schwester Margaretha Philippina dagegen konnte aus sittlichen Gründen nicht in das Katharinen-Kloster aufgenommen werden. Man hatte sie vom Augenblick ihrer Anwartschaft an dort einstweilen am Essen Theil nehmen lassen; aber sogar dieß mußte bald wieder unterlassen werden, weil sie im Armenhaus bereits als junges Mädchen zu sehr entartet war. Das Letztere kann uns nach Allem, was wir vom damaligen Zustande des Armenhauses erfahren, nicht befremden. Die jüngere von Hynsperg mußte sogar einst in der Anstalt Gefängnißstrafe erleiden, weil sie mit mehreren anderen Mädchen derselben insgeheim nach Oberrad gegangen war und sich dort unsittlich benommen hatte. Sie sank immer tiefer herab. Zuletzt (1780) heirathete sie den Hutstaffirer Castorff, und starb noch vor ihrer Schwester, ohne Kinder zu hinterlassen.

Uebrigens ist es für den Geist der Zeit bezeichnend, daß die beiden Hynsperg als Alumnen des Armenhauses, auf Betreiben ihrer Familienangehörigen, an den Spaziergängen, zu welchen die Kinder zwei- bis dreimal wöchentlich geführt wurden, nie hatten Theil nehmen dürfen.

Die Walkenrieder Höhle.

Von C. A. Leisrock.

(Schluß.)

Die Getrümmer und die Blöcke bilden ein unbeschreiblich wildes und wüstes Chaos, um so mehr, als sie nicht eine feste Lage haben, sondern auf dem losen Geröll nur unsicher zu liegen schei-

Digitized by Google

nen, zum Theil fast nach dem Abgrunde herniederhängen und stets der Furcht Raum geben, daß ein Schurren des Gesteins auch sie in Bewegung setzt und von dem schrägen Abhange in eine größere Tiefe hinabrollen läßt. Es läßt sich nichts Schauerlicheres denken; die Hölle mit ihren Schlecken scheint hier aufgethan, die Hölle mit ihrem weiten, finster gähnenden Rachen, die Hölle, — dieser dunkle furchtbare Raum unter dem lichten wonnereichen Himmelreich. Es ist mir, als dürfe es für diese Höhle keinen andern Namen geben, als den Namen: „Hölle!"

Dieser schaurige Eindruck wich selbst dann noch nicht ganz, als unser freundlicher Führer die Anordnung traf, daß an einem fernen schräg über uns liegenden Punkte bengalische Flammen angezündet wurden. Wie die rothen Flammen aufglüheten und den dunkeln Raum erhellten, da nahm allerdings die Pracht dieser Erscheinung im ersten Augenblicke alle unsere Sinne gefangen; aber als die Flamme größer, der blutrothe Schein intensiver wurde und das Getrümmer mit dunkler Feuergluth übergoß, so daß es wie brennendes Gestein, wie erstarrende aber noch glühende Lava erschien, da drängte sich wieder der Vergleich auf mit den brennenden Gluthen der Hölle inmitten der infernalischen Finsterniß. Diese Beleuchtung gab uns übrigens zuerst eine flüchtige Idee von der Größe und der Gestalt der Höhle. Ueber uns dehnte sich die Decke in einer Höhe von etwa 60 Fuß, gleich dem Gewölbe einer Kirche; von unserem Eintritte an erstreckte sich die mächtige Halle in einer Ausdehnung von etwa 200 Fuß gen Süden, endigte aber dort nicht, sondern wandte sich nun nach Westen, abermals eine gleich lange, aber durch das Getrümmer etwas verengte Halle bildend. Im Anfang scheint der Boden der Höhle eine horizontale Fläche zu bilden, bald aber wandeln wir auf einer schrägen Halde dahin, aus den gedachten Gesteinen gebildet und gegenwärtig mit einem nur einigermaßen geebneten Pfade noch nicht versehen; der rechts über uns liegende Theil der Halde zieht sich etwa 70 Fuß schräg in die Höhe, der links unter uns liegende Theil senkt sich etwa 40 bis 50 Fuß tief schräg hernieder. Wo er dort den Grund der Höhle berührt, schlingt sich neben diesem und der Höhlenwand ein dunkles, aber, wenn man näher hinzutritt, wunderklares Gewässer, ein Bach, der wohl als unterirdischer Canal bisher die Verbindung des Iteis mit dem Pontel vermittelte. In dem Lehmboden, welcher sich am Ufer desselben abgesetzt hat, zeigen sich zahlreiche Fährten von Fischottern, wie denn auch bei der Entdeckung der Höhle die Arbeiter noch eines dieser scheuen Geschöpfe darin antrafen. Eine sichere Wohnung allerdings und bequem für ihre Fischliebhaberei; denn wie ihre von gleicher Fischliebhaberei beseelten Nachbarn auf der Oberwelt, die Mönche von Walkenried, der Sage nach, ihr Fischwasser durch die Klosterküche leiteten, um die leckern Forellen und Karpfen dort an Ort und Stelle zu fangen, so bot sich den Fischottern hier in ihrer eigenen Wohnung gleiche Gelegenheit. Die Arbeiter wollen bei dem ersten Eindringen Karpfen in dem Gewässer gefunden haben, und zwar auch zwei Karpfen ohne Kopf. Sonst findet sich von lebenden Wesen in der Höhle keine Spur, dagegen vielfach Fledermausgerippe; Thierknochen, wie in der Baumannshöhle, der Scharzfelderhöhle und der Heimkehle, sind hier weder gefunden, noch zu vermuthen, da die Höhle größere Oeffnungen nach Außen nicht gehabt zu haben scheint. Kleinere Spalten dagegen scheinen sich hinaufzuziehen, wie denn z. B. fast am westlichen Ende der Höhle aus der Decke Wasser herniederdringt, nicht wie in andern Höhlen in einzelnen Tropfen langsam niederfallend, sondern in dünnen Wasserstrahlen ziemlich laut plätschernd. Eine nochmalige bengalische Beleuchtung an dieser Stelle zeigte uns, daß hier nahe am Ende der Höhle die herabgestürzten Felskolosse am zahlreichsten und größten waren und daß sie scheinbar erst vor nicht gar langer Zeit sich von den Decken und Wänden losgelöst hatten, denn noch waren die Stellen, welche sie früher eingenommen hatten, zu erkennen und ihre Bruchflächen waren noch frisch und fest; noch hatten keine zersetzenden Einwirkungen die Oberflächen derselben verändert, wie bei den übrigen herumlagernden Gypsstücken.

Was die Größe der Höhle betrifft, so ist es schwer, genaue Angaben darüber zu machen, denn es kommt gar zu sehr darauf an, welche Punkte zum Vermessen gewählt werden; will man gerade die höchsten Punkte der Decke und die tiefste Rinne des Baches wählen, so ist das Resultat ein anderes, als mißt man die Höhe bis zu der Decke, die gerade über uns liegt. Letztere mag, wie schon angeführt, 60 bis 80 Fuß betragen; die ganze Höhe beträgt dagegen 117 Fuß. Da der Gipfel des Himmelreichs circa 240 Fuß über dem Fuße des Gebirges liegt, so ist die Decke der Höhle noch immer auf eine Dicke von circa 120 Fuß anzuschlagen. Die Länge der Höhle beträgt 45 Ruthen, und die ganze Höhle nimmt eine Grundfläche ein von 4½ Morgen. Eine genaue Beschreibung der Höhle, ihrer geognostischen und Größenverhältnisse, wird Herr Eisenbahnbaumeister Monscheuer, welcher sie natürlich am gründlichsten zu durchforschen Gelegenheit hatte, demnächst veröffentlichen und dadurch dem Publikum, besonders aber der Wissenschaft, einen großen Dienst erweisen.

Aus obigen Angaben erhellt, daß diese Höhle alle übrigen Höhlen des Harzes, namentlich die Baumannshöhle, bei Weitem übertrifft, selbst wenn mehrere Abtheilungen der letzteren zusammengelegt würden; auch läßt sich nicht leugnen, daß der Eindruck, den sie macht, ungleich großartiger und erschütternder ist; dennoch aber wird sie sich schwerlich jemals einer solchen Berühmtheit und eines so massenhaften Besuches erfreuen, als jene. Trotz ihrer Größe, trotz der Schönheit der hellen, oft in feenhafter Weise schimmernden Gypswände und trotz des wild erhabenen Charakters der Felsentrümmer ist sie doch wenigee befriedigend, ich möchte sagen eintöniger, als jene Stalaktitenhöhlen, wo der Geist immer neue und neue Gegenstände findet, die ihn anregen und mit denen er sich in voller Sicherheit beschäftigen kann. Dieß Gefühl der Sicherheit, wenn auch wir, denen das Glück einen so ausgezeichneten Führer gewährte, uns dessen erfreuen konnten, wird den nächsten Besuchern fehlen; aber gerade dieß Gefühl ist nöthig, wenn der Besuch einer Höhle ein allgemeiner werden soll. Dennoch wäre es zu beklagen, wenn dieser interessante Palast der Unterwelt nach Vollendung des Tunnels und nach Eröffnung der Bahn, wie sich fast besorgen läßt, wieder verschlossen und unzugänglich gemacht würde. Gestattet die Weite des Tunnels und die Sicherheit der Bahn auch keinen Zutritt von dieser Seite her, so dürfte doch leicht von einer andern Stelle aus ein Eingang hergestellt werden können, damit Walkenried, dessen prachtvolle Ruinen für die Reisenden einen bedeutenden Anziehungspunkt bilden, um eine große Naturmerkwürdigkeit reicher werde. Denn unserm Walkenried gehört diese Höhle, wenn auch der Elricher Patriotismus dieselbe schon voreilig als Elricher Riesenhöhle in die Welt hinausgeschrieen hat. Sie liegt Walkenried am nächsten, sie liegt auf Walkenrieder Territorium, im alten Stiftsgebiete, darum kann auch nur der Name Walkenrieder Höhle ihr gebühren, wenn man ihr nicht, wie oben angedeutet ist, den Namen „Hölle" beilegen will. (Braunsch. Tagbl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein theurer Arzt.) Die „Königsb. Ztg." theilt über den durch die Behandlung des Botschafters Grafen v. d. Goltz bekannt gewordenen Pariser Arzt Dr. v. Schmidt Folgendes mit: Einen theureren Arzt dürfte es schwerlich in der Welt geben, als den Dr. v. Schmidt in Paris. Ein Pelzkaufmann, der sich ebenfalls

Digitized by Google

an den Dr. v. Schmidt wendete, erhielt von dem Secretär des Letzteren folgendes Schreiben, das wir verbotenus schon deßhalb wiederzugeben Anlaß finden, weil sich darin ein hoher Grad von Charlatanerie kundgibt. Das Schreiben lautet: „Paris, den 21. Juli 1868. Werther Herr! Ich habe die Ehre, Ihnen anzukündigen, daß der Hr. Dr. v. Schmidt Ihren Brief, vom 16. Juli datirt, erhalten hat, worauf er mich beauftragte, Ihnen zu antworten, daß diese Krankheit für ihn wohl heilbar, jedoch mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, überhaupt von der Ferne. Jedoch zweifle ich nicht. Wenn Sie also bereit sind, Ihre Tractamente zu unternehmen, so bitte ich, mir eine Ihrer Photographien zu senden, damit der Herr Dr. v. Schmidt Ihre Constitution und Ihren Charakter ausstudiren kann, was von großer Bedeutung ist. Indessen unterzeichne ich mich hochachtungsvoll. 236 Rue de Rivoli. Dr. v. Schmidt, Secretär (Name unleserlich). NB. Der Preis der Consultationen mit Mitteln für einen Monat, wöchentlich zweimal beantwortet, kostet 10,000 Franken. Wenn Ihnen dieses gefällig ist, so bitte, diese Summe zu senden, und Sie werden in der kürzesten Zeit Ihre Mittel nebst Anordnungen bekommen. Dr. v. Schmidt." Wir dürfen wohl nicht bemerken, daß der betreffende Kranke nach solchem Briefe von dem Verlangen, sich durch Dr. v. Schmidt behandeln zu lassen, gründlich geheilt worden ist. In dem früheren Antwortschreiben der königl. preußischen Botschaft in Paris heißt es: „Dr. v. Schmidt kann seine Kranken nur in Paris selbst behandeln, den Ort aber nicht verlassen", während sich Hr. Dr. v. Schmidt nun schon, jedenfalls im Interesse der leidenden Menschheit, besonnen hat und seine Patienten auch aus der Ferne behandeln will.

(Vor kurzem wurden Schillers „Räuber") [Masnadieri] in der Arena Goldoni in Florenz aufgeführt. Franz Moor hatte eine roth und schwarz bemalte Nase, war bucklig, hinkte und spielte die Rolle, wie man in Wien die grinsenden Possenteufel zu sehen bekommt, Karl Moor (Director Salesini) trat mit einer großen Pfeife im Mund sehr phlegmatisch auf die Scene. Sämmtliche Personen trugen das Kostüm des vorigen Jahrhunderts; den Schweizer gab ein sehr hübscher junger Mann, den Hermann ein alter Mime, der leibhaftige Wiener Grundwachter, die Rolle Schufterle's sprach Schweizer! — der aber natürlich in der nächsten Scene wieder zum Vorschein kommt — dabei erzählt Spiegelberg die Scene im Nonnenkloster — zum nicht geringen Ergötzen der Gallerie — complet, und der Abgesandte war ein leibhaftiger Frater. Trotz alledem macht die Comödie ungeheuren Effect. Wie sich das Publikum verhielt? Es war über Franz so erbittert, daß man laut rufen hörte: „va via Canaglia! va via!" dazu wurde auf Schlüsseln gepfiffen. Franz wurde verhöhnt, nur in der Todes-Scene erhielt er Beifall. Das Schönste aber kommt erst im letzten Act: Franz erhängt sich, das Schloß wird gestürmt, unter den Mordbrennern erscheinen auch Karl und der alte Moor im Saale. Karl und Amalie fallen einander in die Arme, der alte Moor nimmt ihre Hände und will sie vereinigen, da bekennt sich Karl als Hauptmann der Räuber. Dieß touchirt den alten Moor aber gar nicht, die Räuber hingegen murren und erinnern Karl an seinen Schwur, während Amalie ihren Geliebten um keinen Preis mehr loslassen will. Da tritt denn der alte Moor als Theater-Vater und Vermittler auf, er verspricht der ganzen Bande Pardon und gibt ihr kund und zu wissen, er wolle die Herrschaften sämmtlich auf seinem Schlosse anstellen, wenn sie versprechen, honnette Leute zu werden; — die Herren Räuber nehmen dieses geschätzte Anerbieten bereitwillig an, Karl und Amalie kriegen sich und unter allgemeiner Rührung fällt der Vorhang — es fehlt nur noch der in den Ballet-Programmen übliche Schluß „und fröhliche Tänze beschließen das Ganze! . . ."

(Hundepoesie.) Unsere der lehrhaften Dichtungsweise im Ganzen abgeneigte Zeit hat doch neuerdings in dieser Richtung ein staunenswürdiges Werk hervorgebracht. Ein dichterischer Genius, der sich gedrungen fühlt, seine Zeitgenossen über die Erziehung des Hundes zu belehren, hat für diesen Unterricht die poetische Form gewählt. Das ganz ernsthaft gemeinte Buch ist in Stuttgart bei Cohen und Risch erschienen und führt den Titel: „Der wohlerzogene Hund, oder Kynopädie, Lehrgedicht von Seb. Auf mit 15 Abbildungen von Losher." Ueber den Zweck des Werks sagt dieser Dichter: „So wird gewissenhaft des Hundes Lebensgang nach Körper und nach Geist geschildert im Gesang. Wie auch sein Unterricht, die Heilung der Gebreste verhandelt werden soll nach Kräften auf das Beste." Zuerst kommt die physische Erziehung, dann medicinischer Unterricht, z. B. „Hat er mit Würmern Noth, wird Leindl sie vertreiben, In seine Mahlzeit magst Hagbutten Du vertreiben" ꝛc. Möglich immerhin, daß vielen leidenschaftlichen Hundefreunden diese versificirte Beschwichtigung ihrer Sorgen und Kümmernisse willkommen ist.

(Die burschikose Affaire Thesmar) — der bekannte Jubelpaukant — hat das Bonner Universitätsfest überlebt. Bekanntlich war dem unermüdlichen alten Burschen von der Ulkgesellschaft in Haspe für seine erheiternden Strebungen der nicht mehr ungewöhnliche Orden zu Theil geworden. Derselbe bedankt sich jetzt in einem Kreuzzeitungsinserat mit folgenden Versen:

An den alleinigen Inhaber der Gesellschaft „Ulk" Herrn Schmidt in Haspe, aus Anlaß seiner letzten verunglückten Ordensverleihung.

Die Launen des Witzes,
Wer kennet sie nicht?
Es trägt sie in Haspe
Herr Schmidt im Gesicht.

Nicht zürne dem Meister,
Wenn er nicht behagt,
Es hatten die Geister
Für diesmal versagt.

Köln, den 24. August 1868. Dr. Thesmar.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Director Veit in Mainz: „Judith" aus der von Quandt'schen Sammlung. — Professor A. Bromeis in Kassel: Abendlandschaft, Motiv aus dem Habichtswalde bei Kassel; Mondbild, Motiv bei Selinunt in Sicilien. — Hottenroth auf dem Johannisberg: Kreidezeichnung. — Anna Peters in Stuttgart: Frühlingsblumen, Herbstblumen, Rosenbouquet. — W. Rümpler in Erfurt: Genrebild. — Richard Fresenius in Frankfurt a. M.: Landschaft

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Leben im Freien, Marmorfigur von Körner in Hanau. — Auffindung des erschlagenen Abel, Relief in Gyps von F. Gastell in Schwanheim. — Photographie nach dem Relief „Kaiser Rudolphs letzter Ritt". — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach Correggio von Toschi, Dalco, Raimondi, Silvani u. A.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 30. August. **Wilhelm Tell**, große Oper in 4 Acten. Musik von Rossini. (Außer Abonnement.)

Montag, 31. August. **Die guten Freunde**, Lustspiel in 4 Acten, nach Sardou's „Nos intimes" für die deutsche Bühne bearbeitet. (Abonnement-Vorstellung Nr. 227.)

Dienstag, 1. September. **Des Teufels Antheil**, komische Oper in 3 Acten. Nach dem Französischen des Scribe. Musik von Auber. (Abonnement-Vorstellung Nr. 228.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Fitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 242 und 243. Dienstag, den 1. September 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

4.

Spazierritt um die Landfestungsmauern Konstantinopels. — Das Panair von Balikli.

Ein schöner Apriltag lag über den Gestaden des Bosporus. Milde Luftströmungen, von Bithyniens Küsten und vom Archipel kommend, hatten den seit einer Woche vom schwarzen Meere und vom Balkan her wehenden Nordost verdrängt. Die Sonne schien warm und glänzend in die engen, dunstigen Straßen Pera's herein. Alle Fenster meiner Wohnung waren den beiden willkommenen Boten des nahenden Vorsommers, dem in intensiven Goldfarben strahlenden Sonnenlichte und der warmen Luft, geöffnet. Seit mehreren Stunden mit der Ausarbeitung meines dienstlichen Berichtes beschäftigt, war ich eben zum Schlusse gekommen und schickte mich an, vor dem Dejeuner noch einen Spaziergang zu machen. Da öffnete mein Diener die Zimmerthüre und ein junger, mir befreundeter Türke trat mit den Worten herein:

„Bu gün Balikli Panair hekim baschi (heute ist das Kirchenfest von Balikli, Doctor!). Montons à cheval et allons-y!"

Heute (24. April 1846) war der Hauptag dieses Lieblingsfestes der Konstantinopolitaner. Das wundervolle Wetter und die reizende Lage von Balikli bestimmten mich, auf den Vorschlag Osman Effendi's *) einzugehen.

Nachdem wir einen Imbiß zu uns genommen, stiegen wir zu Pferde und ritten langsamen Schrittes den steilen Abhang Pera's ans Ufer des Bosporus nach Topchana hinab, durchzogen die schmutzige, volksbelebte Hauptstraße der großen christlichen Vorstadt Galata und überschritten auf der auf Flößen ruhenden, 1500 Fuß langen Brücke den Meerbusen des goldenen Hornes. Auf dem jenseitigen Ufer angekommen, beschlossen wir, nicht den kürzesten Weg durch Stambul (die eigentliche Stadt) einzuschlagen, sondern uns auf der um die romantischen Festungsmauern der Landseite herumführenden Straße nach Balikli zu begeben.

Um an den Anfang der Landmauern, an jenen Punkt, wo diese am nordwestlichen Stadtende mit den Hafenmauern **) zusammenstoßen, zu gelangen, mußten wir durch die längs des Ufers des goldnen Hornes sich hinziehenden Stadttheile reiten. Wir kamen zuerst durch das griechische Stadtviertel Fanari, wo der ökumenische Patriarch, die Bischöfe der Synode und die griechischen Aristokraten wohnen, Letztere meist Abkömmlinge von Hospodaren der Walachei und Moldau, verschmitzte Intriguanten, die vom Wiederauferstehen des byzantinischen Kaiserthums träumen und durch Rußlands Hülfe ihre Träume zu verwirklichen suchen. Dann kamen wir durch das düstere Judenviertel Balat, dessen Häuser alle grau angestrichen sind, und nach ihm an Haiwan Serai Kapusi, das letzte Thor der Hafenseite. Hier stand früher das Amphitheater für die Thierkämpfe, weßhalb dieses Thor den Namen Thierpalastthor erhielt.

Wir ritten durch dasselbe aus der Stadt hinaus, berührten die noch am Ufer des goldenen Hornes liegende türkische Vorstadt der Töpfer und gelangten, landeinwärts uns wendend, an die Stelle, wo die Hafenmauern mit den Landmauern rechtwinklig sich verbinden.

Zu unserer rechten Seite erhob sich malerisch aus dem mannichfaltigen Grün von Cypressen, Pinien, Platanen, Mandel-, Pfirsich-, Aprikosen- und Granatbäumen die türkische Vorstadt Ejub mit ihrer alten ehrwürdigen Moschee und ihren vielen Mausoleen, das heilige Ejub genannt, weil sich in der Moschee das Grab Ejubs, des Fahnenträgers des Propheten, befindet. In dieser Moschee werden die Sultane nach der Thronbesteigung mit dem Säbel Osmans umgürtet und schwören vor dem Scheich Islam und den Großwürdenträgern, stets die Religion und das Reich zu vertheidigen.

An Ejub vorübereitend, schlugen wir die um die Außenseite der Landmauern herum bis zum südwestlichen Stadtende führende Straße ein, die an Länge, wie die der Landmauern, eine Stunde gemessenen Schrittes beträgt. Auf der rechten Seite der Straße zogen sich mit Unterbrechungen bis zum Castell der „sieben Thürme" türkische Begräbnißstätten hin. Aus ihren zahlreichen Gruppen dunkelgrüner, hochwipfeliger, in Wellenlinien spitz zulaufender Cypressen leuchteten, vom Golde der Mittagssonne beschienen, allenthalben die weißen Sarkophage mit den aufrecht stehenden Kopf- und Fußsäulen hervor. Die Cypressen waren von hunderten von Nachtigallen *) belebt, die den im Schooße der Erde Ruhenden süße

*) Dieß ist nicht sein wahrer Name. Die Indiscretion von Feuilletonisten hat schon manchen Türken in Unannehmlichkeiten gebracht. Wie ich aus den Zeitungen ersah, hat sich mein Bekannter eine hohe Stellung errungen und ist dabei seinen Grundsätzen treu geblieben; denn er wird stets als der Partei des Fortschrittes angehörend bezeichnet.

**) Die Stadt Konstantinopel bildet ein von Mauern eingeschlossenes Dreieck. Zwei Seiten desselben sind vom Meere umgeben, die eine von der Propontis (Marmora-Meer), die andere vom Meerbusen des goldenen Hornes. Da der letztere den Hafen von Konstantinopel bildet, pflegt man die Mauern dieser Seite auch Hafenmauern zu nennen.

*) Die Nachtigall nistet im Orient am liebsten in Cypressen. Der türkische Dichter Fasli singt in seinem romantischen Epos „Gül u Bülbül" (die Rose und die Nachtigall) von der Vorliebe der Nachtigall zur Cypresse: „Der anmuthig schwankende Cypressus, der Thorhüter der Stadt Rosenhain, war's, welcher Bülbül (Nachtigall) groß gezogen, so daß Bülbül ihm stets treu ergeben blieb und sich beständig auf seinen Schultern und Armen aufhielt."

Digitized by Google

Schlummerlieder sangen. In saftiger Fülle zog sich der Rasen zwischen den Gräbern hin, und an den Rainen blühten mannigfache Gesträuche und mischten ihre zarten Düfte mit den würzigen Ausdünstungen der Cypressen.

Auf der linken Seite der Straße erhoben sich die den Krümmungen, Senkungen und Hebungen des Bodens sich anschmiegenden Landmauern.

Während die Stadt auf den Meerseiten von einer einfachen Mauer ohne Graben umgeben ist, bilden die Mauern auf der Landseite eine dreifache, durch Gräben getrennte Umwallung. Die Landmauern sind, wie die Wassermauern, durch massive Vertheidigungsthürme flankirt. Die Wasser- und Landmauern haben zusammen 530 Thürme. An jedem Thurme befindet sich eine Steintafel mit dem Namen des Erbauers.

Die Mauern wurden theils durch Belagerungen, theils durch Erdbeben mehrmals zerstört und wieder neu aufgebaut.

Konstantinopel hat 29 Belagerungen erlitten, ist aber nur acht Mal eingenommen worden. Der erste Eroberer war Pausanias (478 v. Chr.), der letzte Mahomed II. (1453 n. Chr.).

Die allenthalben aus den Mauern herausschauenden antiken Friese, Knäufe, Säulenschäfte, heidnische und christliche Altäre und Grabsteine legen Zeugniß ab von dem hohen Alter der Mauern und von dem Fanatismus und der Barbarei einiger ihrer Erbauer. Konstantin der Große und Theodosius zerstörten die Göttertempel und bauten mit den Trümmern dieser Kunstwerke die Mauern wieder auf, und die Paläologen ließen christliche Kirchen einreißen, um Quadersteine zum Bau von Vertheidigungsthürmen zu bekommen. Dagegen zerstörte Mahomed II. nach der Einnahme der Stadt keine einzige Kirche, nur wandelte er acht der schönsten Kirchen in Moscheen um, so daß uns diese herrlichen Denkmäler *) neugriechischer Baukunst erhalten blieben. Die Steine zum Wiederaufbau der durch die Belagerung zertrümmerten Mauern ließ er aus Kleinasien kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomische Plaudereien.

Das Auge.

Letzter Abschnitt.

Der Sinn für das Licht ist durch die gesammte organische Schöpfung verbreitet. Die Kartoffel im dunklen Kellerbehältniß treibt ihre Frühlingsschossen viele Ellen weit dem matten Strahl des Tages entgegen, der durch die schmale Lucke sich hereinstiehlt, klettert an der Wand hinauf und entfaltet, kaum in's Freie gelangt, aus dem bleichsüchtigen Triebe einen gesunden lebhaft grünen Blätterbusch. Die meisten Blüthen öffnen ihre Kelche nur dem morgenlichen Sonnenstrahle und falten die zarte Hülle bei einbrechender Dämmerung sorgsam über den Staubfäden zusammen, ja einige besonders sensitive Blattpflanzen, wie die Mimosen, klappen sogar das empfindliche Fiederlaub an einander oder kehren es mit fast willkürlicher Beweglichkeit nach Außen, je nachdem eine Wolke das Tageslicht schwächt oder der volle Strahl des belebenden Elementes sich über sie ergießt.

In gleicher Weise zeigen sich auch alle thierischen Organismen, von den niedersten, auf halb vegetativer Stufe befindlichen, bis zu den entwickeltsten hinauf in hohem Grade empfänglich für das Licht. Selbst diejenigen, welchen kein eigentliches, ausgebildetes Sehorgan die Formen der Außenwelt zum Bewußtsein bringt, unterscheiden in Folge deutlicher Nervenreize zwischen hell und dunkel und geben dieß durch ihre Bewegungen kund, wie z. B. die Polypen und Quallen.

Das thierische Auge ist in seiner einfachsten Entwicklung ausdruckslos, rein receptiv, und spiegelt keinerlei seelische Vorgänge wieder, ganz entsprechend der nieder organisirten Nervatur. Es ist, um der allseitigen Beweglichkeit willen, entweder auf Stielen befestigt, wie bei den Schnecken, wo es zugleich die Stelle des Tastorganes vertritt, oder facettirt, wie bei den Insecten, wo seine ungeheure Vielzahl den Mangel freier Beweglichkeit ausgleicht, oder in beschränkterer Anzahl vorhanden, aber über verschiedene Theile des Kopfes vertheilt, um einen mehrseitigen Umblick zu ermöglichen, wie bei den Spinnen, immer aber ist es eintönig in seinem äußeren Ansehen.

Erst bei den Fischen tritt ein einfaches kugelförmiges, allerdings wenig bewegliches, aber doch mit Linse und Iris ausgestattetes Auge auf, welchem man Spuren eines eigentlichen Blickes zuerkennen kann. Der Fisch äugt ganz merklich, indem er durch Flossenbewegung den übrigen Körper, dem starren Sehorgan anbequemt, er neigt sich links und rechts, aufwärts und abwärts, und sein Auge bekommt in Folge der Strahlenbrechung wirklich eine gewisse Modulation des Glanzes, welcher sich bei den höheren Stufen des Fischtypus bis zum charakteristischen Ausdruck steigern kann. Aus dem Auge des leicht zähmbaren Karpfens bricht es in der That zuweilen wie ein Schimmer von Seelenleben hervor. Doch bleibt das Fischauge immer starr und blöd und rechtfertigt die metaphorische Uebertragung seines Namens auf ein ausdrucksloses Menschen-Auge.

Deutlicher tritt der Blick am Amphibium in die Erscheinung; das bewegliche Naturell der Eidechse spricht unverkennbar aus den glänzenden Aeuglein, das tückische Wesen der auf den jähen Ueberfall ihrer Beute angewiesenen Natter spiegelt sich in dem unsteten, schielenden Schlangenblicke, der in Momenten der Erregung förmlich Funken zu sprühen scheint, wieder, und selbst das Glotzauge der Kröte ist nicht ohne charakteristischen Ausdruck. Jenen Schlangenblick findet man annähernd bei den Loretten wieder, jenen verlorenen Geschöpfen, die herz- und gemüthlos, nur auf Genuß und Sinnentaumel bedacht, schlangenähnlich mit immer strafferen Ringeln das erkorne Opfer umstricken und nicht eher wieder loslassen, bis sie ihm Hab' und Gut, Gesundheit und nicht selten Seele und Leben abgepreßt, ausgesogen haben. Daß sie ihre Beute nicht auch noch verschlucken, ist der einzige Unterschied. Das alte Volksmärchen liebt es, reizende Prinzessinnen in Schlangen zu verzaubern, die Lorette aber ist die in eine geputzte Prinzessin verwandelte Schlange, und während dort ein einziger Kuß urplötzlich den Bann löst, schälen hier viele Küsse der Wollust allmählich die alte Schlangen-Natur aus der gleißenden Hülle heraus.

Eine Stufe höher, und wir stehen vor dem Käfig des zahmen Papageis, der uns mit ganz eigenthümlichem, zugleich drolligem und schlauem Auge musternt. Der alte Patron hat einen gar scharfen Blick, er ist weit in der Welt herumgekommen, hat viel gesehen, vielleicht mehrere Generationen von Besitzern überlebt, und wie er so behaglich auf seinem Messingringe sich schaukelt, die Nickhaut träumerisch über das eine der rothsternigen Augen herabgezogen, das andere unverwandt auf den Beschauer gerichtet, scheint er bei sich zu denken: „O ihr schönen Palmenwälder meiner Jugend, euer größter Vorzug war doch der, daß mich keine Menschen-Physiognomie verdrießen durfte!" Schalkhaftigkeit, feine Beobachtungsgabe und Gourmandise vereinigen sich in diesem Vogelauge, und man kann jeden einzelnen Charakterzug wahrnehmen, wenn

*) Als Mahomed II. in der Sophienkirche einen Soldaten traf, der das Kostbare, in Wellenlinie, silbern glänzende Marmorpflaster aufbrach, um es als Beute fortzuschleppen, gab er ihm einen Säbelhieb und rief entrüstet aus: „Bestien, die Schätze der Stadt habe ich euch preisgegeben, aber die Gebäude und Kunstdenkmäler sind mein!"

Digitized by Google

man das Thier betrachtet, wie es sich den Kopf kratzen läßt oder, lustig umherkletternd, seine eingelernten Sprüchlein daherkrächzt, wie es, ruhig dasitzend, doch von allen Bewegungen und Vorgängen in seiner Umgebung die genaueste Notiz nimmt, ja sogar sein Mißfallen oder Vergnügen deutlich zu erkennen gibt, wie es endlich unter allen Leckerbissen in seinem Freßnapf sorgfältig den leckersten ausklaubt.

(Schluß folgt.)

Die deutschen Künstlerfeste.

Bekanntlich wird eben in Wien das 10. deutsche Künstlerfest gefeiert. Zur Geschichte dieser Feste findet sich in der Wiener „Presse" folgende mittheilenswerthe Zusammenstellung:

Im Jahre 1856 versammelten sich auf Anregung der Düsseldorfer Künstler, insbesondere des kürzlich in Amerika verstorbenen Historienmalers Lentze, sowie Hermann Beckers und Achenbachs, in Bingen gegen 140 Künstler zu einem fröhlichen Herbstfeste. Unter Anderm wurde auch der Gedanke, eine allgemeine deutsche Künstlerversammlung zu versuchen, ausgesprochen und sofort zur Ausführung des Planes geschritten.

1857 wurde die erste Versammlung in Stuttgart unter Betheiligung sämmtlicher deutschen Kunststädte abgehalten. Man beschloß eine allgemeine, fest organisirte deutsche Künstlergenossenschaft zu gründen und im Jahre 1858 in München eine große deutsche Kunstausstellung zu veranstalten, ferner einen Gesetzentwurf für den Schutz des artistischen Eigenthums auszuarbeiten und den betreffenden deutschen Regierungen vorzulegen.

1858 fand die große historische Ausstellung in München statt und war — so weit dieß überhaupt möglich — von gutem Erfolg gekrönt. 10,000 Gulden wurden erübrigt, welche die gleichzeitig tagende, sehr zahlreich besuchte Künstlerversammlung einem Garantiefonds für künftige nationale Ausstellungen zu widmen beschloß. Ferner ward von der Versammlung die allgemeine Künstlergenossenschaft in der Art organisirt, daß jede deutsche Stadt, welche einiges Kunstleben aufweist, eine Local-Genossenschaft zu bilden habe. Von diesen Genossenschaften werden Delegirte gewählt, welche für die Plenar-Versammlungen die Anträge vorbereiten und sich alljährlich versammeln. Der Gesetzentwurf für das artistische Eigenthumsrecht wurde ausgearbeitet und ging seiner weiteren Wanderung in den verschiedenen Vaterländern entgegen. Ein allgemeiner Wittwen- und Waisen-Fonds als „Albrecht Dürer-Stiftung" wurde in Aussicht genommen.

Hierauf folgten 1859 und 1860 die allgemeinen Versammlungen in Braunschweig und Düsseldorf, welche in jeder Beziehung zufriedenstellend waren. Der Jacobi'sche Garten und das neugebaute Künstlerhaus wurden beide durch eine allgemeine deutsche Künstler-Lotterie, d. h. eine von dieser veranstaltete Verloosung geschenkter Kunstwerke, für den Düsseldorfer Künstlerverein „Malkasten" erworben und ihrer Bestimmung feierlich übergeben. Sodann wurde der Beschluß gefaßt, einem der Vorkämpfer der neuen deutschen Kunst, nämlich Carstens, ein Denkmal in Kiel zu errichten und im nächsten Jahre in Köln zur Feier der Eröffnung des Wallraff'schen Museums die zweite allgemeine deutsche Kunstausstellung, und zwar in diesem Museum selbst, zu veranstalten.

Auch die Kölner Ausstellung gelang in vorzüglicher Weise und lieferte einigen Ueberschuß. Gleichzeitig fand daselbst die Künstlerversammlung statt, bei welcher der Anschluß jenes Theils der belgischen Schule erfolgte, der, wie beispielsweise J. Swerts und G. Guffens, es sich zur Aufgabe gestellt hatte, der deutschen Kunstrichtung in Belgien Boden zu gewinnen. Ein Gesammtausflug nach Antwerpen, wo den Künstlern ein ungemein festlicher Empfang bereitet ward, schloß diese Versammlung.

1862 fand die Versammlung in Salzburg statt. Hier kam man den Künstlern mit großer Herzlichkeit entgegen; reizende Feste, z. B. das Volksfest auf dem Mönchsberge, wurden veranstaltet und gelangen vortrefflich. In geschäftlicher Beziehung erledigte die Versammlung vor Allem die Organisirung der „Albrecht-Dürer-Stiftung".

1863 folgte Weimar als Fest- und Versammlungsort. Diese Zusammenkunft ward durch das schöne Fest auf der Wartburg verherrlicht. Die Versammlung beschloß hier, daß nur alle zwei Jahre ein allgemeiner Künstlertag stattfinden solle; dagegen sollten alljährlich die Delegirten der Local-Genossenschaften zusammentreten und die eigentlichen Geschäfte erledigen, d. h. die besonders wichtigen für die allgemeinen Versammlungen vorbereiten; ferner faßte die Versammlung den Beschluß, den Bau einer protestantischen Kirche in Salzburg durch eine Lotterie von hiezu gespendeten Kunstwerken zu fördern, zu welchem Behuf sich in Weimar ein ständiges Comité bildete. Das Ergebniß waren 31,148 Thaler und die Kirche ist bereits vollendet.

1864 fand eine Delegirten-Versammlung in Weimar statt, dann

1865 ein Künstlertag in Kiel zur Feier der Enthüllung des Carstens-Denkmals.

Hier folgte 1866 (im October) die Delegirten-Versammlung in Kassel, beschickt von allen Local-Genossenschaften. Ungeachtet der eben vorgefallenen politischen Ereignisse wurde dort der Beschluß gefaßt, daß 1868 die allgemeine deutsche Kunstausstellung und Künstlerversammlung in Wien stattfinden solle. Für diese Ausstellung wurde der Annex mit dem Aufwande von 10,000 fl. gebaut. Die Einsendungen vertreten alle deutschen Kunststädte in charakteristischer Weise.

Mannichfaltigkeiten.

(Auch eine Wette.) Berliner Blätter erzählen folgende in ihrer Art spaßhafte Geschichte: In dem Verein junger Kaufleute, welcher sich „Treubund" nennt, weitere am 20. August ein junger Mann St. mit einem anderen, daß letzterer nicht im Stande sei, eine Stunde lang vor einer Wanduhr zu sitzen und bei dem jedesmaligen Hinüber- und Herübergehen des Perpendikels Tick, Tack zu sagen, ohne sich von den Umstehenden durch ihre Allotria beirren zu lassen. Die Wette, welche 10 Thaler galt, wurde eingegangen und kam Abends zur Ausführung. Der junge Mann saß, umgeben von drei seiner Bekannten, unter welchen auch St., in seiner Wohnung vor der Wanduhr und begann Schlag 8 Uhr mit den Schwingungen des Pendels Tick, Tack, Tick, Tack u. s. w. Fragen der verschiedensten Art konnten den auf dem Stuhle Dasitzenden aus seinem Tick, Tack nicht herausbringen, das Geheul seines Pudels, welchen man lauf. irritirte ihn nicht; bei dem Kitzeln, welches ihm durch eine Federpose im Ohre verursacht ward, schüttelte er sich zwar, ließ sich aber in seinem Tick, Tack nicht unterbrechen. Da zog ihm, es war schon eine halbe Stunde glücklich vorüber, St. seinen Commodenschlüssel aus der Tasche, schloß die Commode auf, nahm ein Chemisette heraus und begoß es vor seinen Augen mit Tinte; allein auch dadurch ließ er sich in seinem Tick, Tack nicht stören. Endlich machte St. den Vorschlag, frisches Wasser aus der Küche zu holen, um ihn zu bespritzen; sprach's und ging. Die Stunde war vorüber, der Tick-, Tackzählende hatte die 10 Thaler gewonnen; doch folgte noch eine Ueberraschung. St. hatte vorher, bei dem Herausnehmen des Chemisettes aus der Commode, zugleich die Brieftasche seines Freundes heimlich genommen,

Digitized by Google

worin, wie er wußte, 78 Thaler von einem Gewinn der letzten Frankfurter Ziehung waren, und sich damit aus dem Staube gemacht, angeblich, um Wasser zu holen. Die Wette war um des Diebstahls wegen gemacht.

(Ein Geschenk nach der Mode.) Bekanntlich ist die Bretagne die frömmste Provinz von Frankreich, und diejenige, welche zum Kampf für die „weltliche Gewalt" den General Lamoricière und die meisten Krieger stellte. Die gut katholische Provinz hatte den Brauch eingeführt, alljährlich zum Feste der Himmelfahrt Mariä dem heiligen Vater fromme Geschenke zu schicken, welche im Kirchenschmuck, heiligen Geräthschaften ꝛc. bestanden. Dieses Jahr ändert die Bretagne die Natur ihrer Spenden, und schickt nach der ewigen Stadt — eine Kanonen-Batterie, deren Anfertigung sie in Belgien bestellt hat.

(Zur fuselosophischen Quacksalberei.) Ein Schnapskünstler in Hamm hat einer Sorte die Aufschrift „Norddeutsche Bundestropfen" aufgeklebt. Das ist nicht überraschend. Aber daß ein Beamter der Medicinalpolizei mit seiner Namensunterschrift öffentlich dabei als Gevatter stehen mag, ist doch selbst in Norddeutschland ungewöhnlich. Die Reclame, in welcher dem Daubitz und ähnlichen Beglückern der Menschheit Concurrenz angekündigt wird, lautet: „Dem Kaufmann ꝛc. ꝛc. hier habe ich eine Verordnung zu einem sogenannten Magenbitter, bezeichnet: „Norddeutsche Bundestropfen", bestehend aus aromatischen Kräutern, Wurzeln und Rinden, zur Anfertigung übergeben. Anderweitige Bestandtheile, als die aus dem Pflanzenreiche stammenden Ingredienzien, sind nicht darin enthalten. Dieser Magenbitter empfiehlt sich besonders bei Erschlaffung der Schleimhäute des Magens und Darmcanals, insbesondere bei Neigung zu Durchfall, und ist derselbe in letzterer Beziehung ganz besonders wirksam. Hamm a. d. Lippe, den 16. Juli 1868. (L. S.) Der kgl. Kreisphysikus und Sanitätsrath Dr. Jehn."

(Der „Saure Gurkenzeitgenosse") behauptet: Es wäre jetzt gar nichts los. Was aber sagt der „Unverbesserliche Wortspieter"? Nichts los? Jetzt, wo Alles arbeitslos, nahrungslos und brodlos, die höhere Planlosigkeit zweifellos, die Gesetzlosigkeiten zahllos, die Kopflosigkeit geheimnißlos, die Schlaflosigkeit hülflos, die Ruchlosigkeit rastlos, die Gewissenlosigkeit schamlos, die Rücksichtslosigkeit schrankenlos, die Verdienstlosigkeit angstlos, die Sittenlosigkeit bodenlos, die Verfassungslosigkeit sorglos, die Geschmacklosigkeit beispiellos und die Muthlosigkeit endlos ist?

(Ein vielseitiger Mann.) Man liest im „Westph. Anzeiger" folgende Anzeige: „Von meiner Reise nach Mecklenburg und Pommern, wo ich mich nebenbei als Declamator und Improvisator mit Anerkennung nützlich und angenehm zu machen gesucht habe, zurückgekehrt, werde ich wiederum von Morgens 9 Uhr bis Abends 9 Uhr mit nöthigen Pausen in verschiedenen Sprachen, in der Mathematik, im Zeichnen ꝛc. unterrichten und Abends von 9 bis 11 Uhr declamiren und improvisiren, Letzteres als Dilettant. Die Sonn- und Festtage denke ich zum Kirchenbesuch und zum Verkauf gedruckter, von mir selbst verfaßter Gedichte, theils hier, theils in der Umgegend zu benutzen. Honorar für Alles mäßig. Hamm, den 17. August 1868. August Wolff, geprüfter Candidat des höheren Schulamts."

(Mißverständniß.) Aus Essen berichtet der „W. M.": Vor Kurzem fuhr ein Zug von zwanzig Kutschwagen aus hiesiger Stadt zum Bahnhofe. Ein bekannter Fuhrherr hierselbst hatte eine telegraphische Depesche von einem Krupp'schen Beamten aus Coblenz erhalten, die folgendermaßen lautete: „9 Uhr 20 Wagen am Bahnhof." Dem Fuhrherrn lag der Gedanke nahe, daß es sich um einen hohen Besuch des russischen Kaisers bei Krupp handele; indessen hatte die Depesche nicht auf 9 Uhr 20 Wagen, sondern auf 9 Uhr 20 Minuten einen Wagen bestellen sollen.

(Dr. Thesmar) — ohne Zweifel doch der Bonner „Jubelpaukant" — ist auch Poet. Nach einer in der „Elberf. Ztg." mitgetheilten Probe aus seiner Gedichtssammlung zu urtheilen, verläugnet letztere in keiner Weise ihren Ursprung. Das mitgetheilte Poem lautet:

Der moderne Materialismus.

Motto: Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Bogt,
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.
Schillers Tell.

Nimm, du großer Urschleimvater,
Diesen Dank für deine Kraft,
Die aus Kröte, Molch und Kater
Schließlich noch den Menschen schafft.

Bist, bis du zur Erd' gekommen,
In dem Wasser, in der Luft
Als Atom herumgeschwommen,
Und zerstobst als Aff' in Duft.

Correspondenzen.

Freiburg, 28. August.

Der in letzter Zeit erfolgte Temperaturwechsel, welcher uns kühlere Tage bringt, übt auch auf die Touristenwelt ihren Einfluß, und die in unserer Umgebung liegenden Höhepuncte: der Feldberg, Belchen, Blauen und Kandel, erfreuen sich zahlreichen Besuches, da die geläuterte Atmosphäre die ausgedehnteste Fernsicht von genannten Höhen gestattet. Wir wollen nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, sowie, daß die Zugänge zu diesen Puncten möglichst erleichtert wurden. Ueberall hin führt der Weg durch majestätische Tannenwälder, welche dem Wanderer Schutz gegen die Sonne gewähren und durch ihre Ausdünstung einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit üben. Von Freiburg aus bietet sich täglich Reisegelegenheit nach dem Feldberg durch das wildromantische Höllenthal an dem schön gelegenen Titisee vorbei. Nach dem Belchen führt durch das Münsterthal von Krozingen über Staufen die neue Kunststraße, die sich herunterzieht nach Schönau und Todtnau, von wo aus man Gelegenheit hat, durch das Wiesenthal nach Schopfheim und Lörrach zu gelangen. Ebenso führen Wege von Badenweiler aus durch die Sirnitz nach dieser durch herrliche Aussicht lohnenden Höhe. Ueber Bürglen auf der Höhe führt der Weg auf den Blauen. Mit Leichtigkeit und in kurzer Zeit erreicht man von Waldkirch aus den Kandel, der eine nicht minder schöne Aussicht bietet. Vom Kandel gelangt man an den Zwerybach mit seinem herrlichen Wasserfall. Der vielen andern schönen Aussichtspuncte, als: Hochfürst bei Neustadt, der Krischona bei Lörrach, dem Thurner bei St. Märgen, einem in letzter Zeit viel besuchten Luftkurorte ꝛc. wollen wir nur im Vorbeigehen erwähnen, da wir keine Beschreibung solcher Höhenpuncte beabsichtigen. Wir wiederholen nur, daß jetzt, nach eingetretenem Temperaturwechsel, der Besuch der genannten Gebirgshöhen mit einer Fernsicht in reichstem Maße lohnen wird.

Kunst-Notizen.

(Wagner's Musik in Paris.) Das Théâtre Lyrique zu Paris, unter Leitung des Herrn Pasdeloup, wird mit „Rienzi" von Richard Wagner seine neue Thätigkeit eröffnen. Mögen die Pariser mit diesem Tonwerk des Zukunftsmusikers glimpflicher verfahren, als sie mit dem „Tannhäuser" verfahren sind.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 1. September. **Das Stammschloß**, Schauspiel in 5 Akten von A. May.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 228.)

Mittwoch, 2. September. **Des Teufels Antheil**, komische Oper in 3 Acten. Nach dem Französischen des Scribe. Musik von Auber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 229.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 244. Mittwoch, den 2. September 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

Wir ritten langsamen Schrittes zwischen den Cypressenhainen der Begräbnißstätten und den hohen Festungsmauern hin und erinnerten uns gegenseitig bei der Beschauung der letzteren an die an sie sich anknüpfenden geschichtlichen Vorgänge. Gut erhaltene Mauerstrecken wechselten mit solchen, die ein wildschönes Bild des Zerfalles *) und der Verwüstung darboten. Hier rankte sich Epheu an den altersbraunen Streitthürmen oder verwitterten Festungsmauern bis zu den halbeingestürzten Zinnen hinauf und umschlang sie als grünes Band. Dort wurzelten auf den Zinnen oder in Mauerritzen Johannisbrod- und wilde Oelbäume. An einigen Stellen lagen in dem Graben durch Erdbeben herabgestürzte colossale, mit Moos und Immergrün überzogene Mauertrümmer, während über ihnen einzelne Quadern, nur durch Schlingpflanzen an den noch stehenden Mauern festgehalten, in der Luft zu schweben schienen. Ein hoher, dicker Thurm, durch einen weitklaffenden Sprung von oben bis unten gespalten, neigte sich gegen den Festungsgraben über. Auf den verlassenen Zinnen saßen da und dort große Geier, die sich bei unserem Herannahen mit rauschendem Flügelschlage in die Lüfte erhoben. In dem 25 Fuß tiefen und 100 Fuß breiten, in Gärten und Ackerland umgewandelten äußeren Festungsgraben wechselten in bunter Mischung Getreidefelder, Gemüsebeete, Obstbäume, Platanen, Sykamoren, mit Epheu umrankte schlankstämmige Pinien ꝛc.

Das erste Thor der Landseite, an welchem wir vorüberkamen, war Egri Kapu, das krumme Thor, zur Zeit der byzantinischen Kaiser das Thor des Charsias genannt. Durch dieses Thor hielt Justinian der Große seinen glänzenden Triumpheinzug, und vor diesem Thore schlug der Eroberer Konstantinopels, Mahomed II., als er am 6. April 1453 mit einem Heere von 250,000 Mann vor der Stadt erschien, sein Zelt auf.

Dann ritten wir an dem Thore von Adrianopel vorüber — früher Polyandros, das Thor der vielen Männer genannt, weil hier die von Theodosius dem Jüngern mit dem Wiederaufbau der Mauern beauftragten Parteien der Rennbahn zusammenkamen und von da sich an ihre Arbeitsplätze begaben —, und überschritten das Flüßchen Lykos, welches Konstantin der Große zur Bespülung der Canäle in die Stadt geleitet hatte.

Hier drangen aus der Ferne langgezogene, sich oft wiederholende Aman (Wehe oder Ach) an unser Ohr. Als wir näher kamen, sahen wir zwei türkische Frauen am Rande des Weges im Schatten der Cypressen im Grase gelagert. Etliche 50 Schritt von ihnen entfernt saß ein Artillerist auf einem Sarkophage und sang. Die Frauen hatten die Ueberwürfe abgelegt und die Schleier gelüftet (demi-monde) und lauschten dem Gesang mit freudestrahlenden Gesichtern.

Wir hielten unsere Pferde an und hörten dem Sänger einige Zeit zu. Der junge Mann hatte eine kräftige, klangvolle Baritonstimme und sang mit vielem Gefühle ein erotisches türkisches Volkslied. Nach jeder Strophe wiederholte er die Melodie des Liedes auf einer Nagra (arabischen Klarinette). Die Melodie war einfach, rührend, in langsamem Maße und weicher Tonart. Ich ließ mir später von Osman Effendi den Text des Liedes sagen und schrieb ihn in mein Notizbuch. Ich gebe hier eine Strophe in Prosa wieder:

„Aman! Aman! Aman! Ich brenne. Deine schwarzen Augen haben mich entzündet. Mein Herz wird von glühenden Flammen verzehrt. Aman! Aman! Aman! — — Stürzt' ich mich auch in des Meeres tiefste Abgründe, die Flammen würden erlöschen nimmermehr. Aman! Aman! Aman!"

Beim Wegreiten konnte sich Osman Effendi, der, wie fast alle Türken, trotz des religiösen Verbotes, Musik und Gesang leidenschaftlich liebte, nicht enthalten, dem Soldaten ein „Aferim, Aferim oghlan!" (Bravo, Bravo, mein Junge!) zuzurufen.

Bald hatten wir Top Kapu erreicht, das in geschichtlicher Hinsicht merkwürdigste von allen Thoren. Früher hieß es das Thor des heiligen Romanus. Die Türken wandelten seinen Namen in Kanonenthor um, weil Mahomed II. bei der Belagerung vor ihm die Riesenkanone *), welche Steinkugeln von zwölf Centner schleuderte, und zwei kleinere Kanonen, von denen jede Kugeln von anderthalb Centnern schoß, aufgestellt hatte.

Durch diese Geschütze wurden die Mauern des Romansthores zertrümmert.

Bei dem allgemeinen Sturme am Morgen des 29. Mai 1453

*) Der jetzige Chef des großen preußischen Generalstabes v. Moltke, welcher als Oberst einige Jahre im Dienste der Pforte stand, hatte, von Sultan Mahmud beauftragt, einen vortrefflichen Plan zur Wiederherstellung der Festungswerke der Hauptstadt ausgearbeitet. Nach ihm sollte die Vertheidigungsfähigkeit der Landseite auch durch befestigte Kasernen und Vorwerke erhöht werden. Dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Nach Mahmuds unerwartetem Tode wurde er als schätzbares Material in die Archive des Kriegsministeriums deponirt, wo er bis heute unbelästigt ruht.

*) Der Durchmesser ihres Kalibers war zwölf Hand breit. Ihr Donner wurde noch in der Entfernung von mehreren Stunden gehört, die Kugel eine Meile weit fortgetrieben und bohrte sich, wo sie niederfiel, eine Klafter tief in die Erde ein. Diese Kanone konnte täglich nur sieben- bis achtmal abgefeuert werden, weil man zwei Stunden zum Laden brauchte. Der im Dienste Mahomeds II. befindliche Ungar Urban hatte sie und die beiden andern Geschütze gegossen und commandirte die türkische Artillerie vor dem Romansthore.

Digitized by Google

drangen die Janitscharen hier in die Stadt und hier fiel im Kampfe gegen sie als Held Konstantin, der letzte der byzantinischen Kaiser. Durch dieses Thor zog am Mittage desselben Tages Mahomed II., umgeben von seinen Veziren, Pascha's, Bey's und Leibwachen, von denen Jeder (wie ein byzantinischer Geschichtschreiber als Augenzeuge erzählt) stark wie Herkules, gewandt wie Apollo und im Kampfe Zehn vom Geschlechte gewöhnlicher Sterblichen gleich war, in die eroberte Stadt ein, begab sich zuerst in die Sophienkirche, wo er auf dem Hochaltare sein Gebet verrichtete, und von da nach dem gegenüberliegenden Kaiserpalaste, durchschritt die von den Soldaten ausgeplünderten, verödeten Gemächer und recitirte, ergriffen von dem Anblicke gefallener Fürstengröße, das persische Distichon*):

„Die Spinne webt den Vorhang an dem Thore des Kaiserpalastes,
Und die Eule läßt das Wachtlied**) erschallen auf den Thürmen von Efrasiab."

Nach dem Kanonenthor kamen wir an das neue Thor und dann an das von Siliwri. Hier war es auf den Straßen sehr lebhaft. Das Volk strömte zu Fuß, zu Roß und zu Wagen nach der Capelle von Balikli.

Wir ritten auf der längs der Festungsmauern sich hinziehenden Straße weiter bis zum Castelle Jedi Kule (die sieben Thürme, früher Kyklopion), der berüchtigten türkischen Bastille, die mit ihren weißen Thürmen und Mauern recht tückisch-freundlich aus dem Dunkelgrün der sie umgebenden Cypressen und Sykomoren herausschaute. Hier waren wir an das Ende der Land- und den Anfang der Meermauern gelangt.

Zu unsern Füßen brachen sich die Fluthen der Propontis schäumend an den steilen Ufern. Mit vom Südwinde aufgeblähten vollen Segeln fuhren die Schiffe pfeilschnell an uns vorüber. Delphine sprangen scherzend aus den Wellen empor. Schaaren milchweißer Möven umkreisten die Ufer, strichen an der Oberfläche des Wassers hin und tauchten, nach Beute haschend, da und dort unter.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomische Plaudereien.

Das Auge.

(Schluß.)

Das klare Auge des Falkengeschlechtes, das blitzschnell hin und wieder blickt und stets zu spähen scheint, ist sprüchwörtlich geworden, das Taubenauge aber straft die gute Meinung Lügen, denn die Taube ist ein neidisches, gegen Schwächere unverträgliches und gewaltthätiges Thier, dem nur sein glattes, schöngezeichnetes Gefieder und die Anmuth und Behendigkeit seines Fluges die Gunst des Menschen verschafft hat, und trügerisch ist der anschmiegende, sanfte Blick, mit dem die geängstigte Taube beim Menschen Schutz sucht, oder die hungrige ihm das Futter aus der Hand und vom Munde pickt. Gewohnheit, Gefühl der Sicherheit und Freßgier sind die wesentlichen Ursachen dieses zahmen Verhaltens.

Die Augen der Säugethiere endlich, zumal der höheren Ordnungen und der Hausthiere, sind bereits so vollkommen gebaut, daß bei vielen die Menschenähnlichkeit nicht in Frage gestellt werden kann.

Das schöne große, feurige Auge des edeln Pferdes, der sprechende, überaus modulationsfähige Blick des Hundes, das stolze, selbstbewußte Dareinschauen des Löwen, das schlaue Auge des Füchsleins sind so bekannt, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Der Sprachgebrauch hat sich dieser charakteristischen Eigenthümlichkeiten bemächtigt und einerseits den Thieren menschliche Charakterzüge beigelegt, wie die alte deutsche Thierfabel gleich satyrisch als ergötzlich thut und Kaulbach im Reinecke Fuchs so geistvoll illustrirt hat, andererseits den Ausdruck des thierischen Auges auf das menschliche übertragen, und man spricht demzufolge bildlich von Adleraugen, Taubenaugen, Katzenaugen, Schweinsäuglein ꝛc.

Zweierlei aber verdient hervorgehoben zu werden, was eine strenge unüberschreitbare Gränzlinie zwischen Mensch und Thier zieht.

Dem Thiere gehen jene feinen Nuancen des Antlitzes ab, welche auf dem höchst complicirten Muskel- und Nervensystem des menschlichen Hauptes beruhen; es fehlen ihm weitaus die zahllosen Fältchen und Linien der Oberhaut und des Zellgewebes, welche auf Befehl des Gehirns im Nu von den dienenden Nerven verkürzt, ausgedehnt, vertieft und verflacht werden können und in ihrem Gesammtspiel die Bewegungen des Auges höchst wirksam illustriren. All Das verschwindet, selbst wenn es rudimentär angelegt wäre, effectlos unter der Behaarung der Schnauze und des Wangentheils. Das Thier hat Züge, die es von andern seines Gleichen unterscheiden, d. h. aber seine Physiognomie ist nicht ins Detail modellirt, so zu sagen nur aus dem Rohen geschnitten; das Thier hat kein Mienenspiel. Daher ist auch die Sprache seines Auges eine unvollkommene, welche von Seite des überlegenen Menschen divinatorisch verstanden wird, aber auf andere Thiere ohne besonderen Eindruck bleibt, wogegen der Blick des Menschen auf die Seele des Thieres bestimmend, überwältigend, gleichsam überfluthend, vermöge der reichen Fülle und Mannichfaltigkeit des darin ausgedrückten Gedankens, wirkt.

Andererseits ist das thierische Auge stets einheitlich in seinem Ausdruck und gibt genau das Gesammtbild des Thiercharakters. Um es deutlicher zu machen: Das Auge des einzelnen Pferdes entspricht dem Auge aller Pferde so genau, daß wir aus ihm die ganze Summe der dem Pferdegeschlecht als solchem zukommenden Eigenschaften herauslesen können; im Auge jedes beliebigen Hundes spiegelt sich die unverfälschte hundische Natur, das Auge der Katze legt vollkommenes, unzweideutiges Zeugniß für Katzenart und Raubthier-Anlage ab; das Auge der Thiere hat, mit einem Worte, einen allgemeinen, übereinstimmenden Habitus, der sich noch nicht zu so subtiler Individualität zugespitzt hat, wie es beim Menschenauge der Fall ist. Dort ist nichts Unklares, nichts Verschleiertes, nichts Heuchlerisches, man kann jedem thierischen Auge bis auf den Grund sehen, und alle guten, wie alle üblen Eigenschaften der Art treten unverhüllt darin in die Erscheinung. Das Thier ist stets aufrichtig, stets wahrheitsgetreu, aus Naturnothwendigkeit; es gibt sich immer und nur so, wie es wirklich ist.

Auf dem Grunde des menschlichen Auges aber ruht etwas wie ein Schleier, der bald dichter, bald durchscheinender das seelische Innere einhüllt und vor indiscreter Durchforschung bewahrt. Dieser Schleier, der im Stande der Jugend und Unschuld bald unbewußt als naive Schalkhaftigkeit sich vor die Seele legt, bald halbbewußt als jungfräuliche Scham dem Blicke wehrt, wird später bewußt und durch Uebung zum Werkzeug der sogenannten Lebensklugheit, zum Deckmantel der Lüge, zur Maske der Heuchelei, zur Hülle böser Leidenschaften, zur täuschenden Draperie des verbreche-

---

*) Mahomed II. war ein großer Verehrer und Protector der Dichtkunst. Er selbst war Dichter und schrieb unter dem Namen Auni („Der Helfende", weil er ihn- und ausländischen Dichtern reichliche Unterstützung zukommen ließ). Seine Gedichte sind in die Blüthensammlung osmanischer Dichter aufgenommen.

**) In dem persischen Original steht Nobet, d. h. die Heermusik; die Musik der Heerwache erscholl täglich zweimal auf den Thürmen, einmal vor Sonnenaufgang und einmal kurz vor Sonnenuntergang, was unserer Tagreveille und unserm Zapfenstreiche entspricht.

Digitized by Google

ischen Gedankens. Höchst selten, vorzugsweise in Augenblicken jäher Ueberraschung oder tiefempfundener Aufwallungen oder bei Blutzeugen der ewigen Wahrheit, deren es aber nur wenige gibt, zerreißt dieser Flor und legt die wahre Gesinnung, die eigentliche Gestalt der Seele bloß.

Deßhalb hinkt auch das dichterische Gleichniß, daß das Auge der Spiegel der Seele sei, insofern, als dieser Spiegel nur allzuhäufig ein Zerrspiegel ist, aus dem eine Grimasse herausgrinst, und wir verstehen den tiefsinnigen Tadel des Gottes Momus, daß dem Menschen kein Fenster in die Brust gesetzt worden sei, auf daß man ihm in's Herz schauen könne.

Charlotte Birch-Pfeiffer †.

Ueber das Begräbniß von Frau Birch-Pfeiffer schreiben die „Hamb. Nachr." aus Berlin vom 29. August:

Gestern Nachmittag fand in dem Sterbehause die Trauerfeierlichkeit statt. In dem Arbeitszimmer, dem Schauplatze einer unermüdlichen Thätigkeit, und zugleich dem Sterbezimmer, stand in einem Wald von Grün und Blüthen der Sarg, überdeckt mit Lorbeerkränzen und Palmen; zu Häupten desselben lag ein goldener Lorbeerkranz, einst eine Spende zur Feier ihres goldenen Jubiläums; zu Füßen desselben ein weißes Atlaskissen mit dem Medaillon Friedrich Wilhelms III., des Großherzogs von Mecklenburg, des Herzogs von Coburg, der auch seinen Cabinetsrath Dr. Tempeltey eigens zum Begräbniß abgesandt hatte. Eine zahlreiche Trauerversammlung hatte sich aus den Kreisen der Gesellschaft, der Kunst und Literatur eingefunden. Prediger Wilhelm Müller von der Neuen Kirche hielt die Trauerrede, die eine ebenso erschöpfende als ergreifende Würdigung der Verdienste der Dahingeschiedenen in menschlicher sowohl als in künstlerischer Richtung war. Vor dem Trauerhause war eine große Menschenmenge versammelt und ein tiefer Ernst lag auf derselben, als der Sarg Derjenigen, die Manchem unter ihnen manche schöne Stunde bereitet hatte, aus dem Hause getragen wurde. Der Zug, dem Ehrenbeweise eines reichen Talentes vorgetragen wurden, bewegte sich nach dem Jerusalemskirchhofe. Am Eingange desselben harrten die Damen des königlichen Schauspiels und schlossen sich demselben bis zum Grabe an. Beim Nahen des Sarges ertönte der Choral: „Was Gott thut, das ist wohlgethan", und unter den Tönen desselben sank der Sarg hinab in das Bette der ewigen Ruhe.

Ueber die dramatische Thätigkeit der Vorstorbenen entnehmen wir der „Presse" folgende treffende Bemerkung:

In ganz Deutschland gibt es keinen Theatergänger, welcher den Namen dieser Frau nicht kennt. Durch Jahrzehnte lieferte sie Arbeiten für die deutsche Bühne, und kaum ist ein moderner Autor so viel gegeben worden, wie sie. Zählt man die Anzahl der Vorstellungen, die ein dramatischer Dichter jährlich erlebt, so steht Frau Birch-Pfeiffer gleich neben Schiller, welcher auf deutschen Theatern bekanntlich am häufigsten aufgeführt wird. Wären also Productivität und äußere Wirkung das Maß des Genies, so müßte Frau Birch-Pfeiffer zu den größten Dichtern aller Zeiten gezählt werden. Sie hat ganze Generationen lachen gemacht und ganzen Generationen Thränen entlockt. Während aber das große Publikum zu ihr stand und bis vor Kurzem nicht von ihr gelassen, hat sie vor der Kritik nie Gnade gefunden. Einen literarischen Maßstab verträgt sie allerdings nicht und die Literaturgeschichte wird nicht von ihr sprechen. Als Schauspielerin hat sie alle Quellen der Theaterwirkung gekannt und ohne viel Bedenken aus ihnen geschöpft. Was auf der Bühne geht und steht, wer wußte es besser als sie? Dabei verstand sie sich auf die Bedürfnisse des großen Publikums, d. h. jenes aus allen Schichten der Gesellschaft sich recrutirenden Mittelschlags der Bildung, welcher an die Bühne keine hohen ästhetischen Forderungen stellt, sondern von Herzen froh ist, sich selbst mit seinen hausbackenen Freuden und zahmen Unglücksfällen auf dem Theater wiederzufinden; dieses Verständniß des Publikums hat die „große dramatische Handelsfrau aus dem Norden" glückliche Griffe in die dramatische Stoffwelt thun lassen. An eigener Erfindung arm, holte sie sich ihre Vorwürfe meistens aus der zeitgenössischen Roman-Literatur. Freilich konnte dann ein Dichter nicht selten Ursache haben, über die dramatische „Behandlung", die er erfahren, in Klagen auszubrechen. Allein dem großen Publikum gefiel das Ding, denn Alles war ordentlich vergröbert, und der dramatische Effect wirkte wie mit Knütteln. In ihren letzten Jahren ist der vielgewandten Frau dieser Publicumsinstinkt abhanden gekommen, und nicht selten ist sie gerade von Denen ausgelacht worden, die ihr früher zugejubelt. Vielleicht wird man einige ihrer besseren Stücke noch zehn Jahre spielen, und eine neue Generation wird danach nur noch aus dem Munde der Großmutter erfahren, daß einst eine gesunde, derbe Frau, die Alles mehr als poetisch gewesen, die deutsche Bühne beherrscht habe.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Opfer der Alpen.) Ueber den schon kurz berichteten Tod des Grafen Cambacerès erhält die „France" aus Chamounix Näheres: Der Graf unternahm einen Ausflug nach dem Col de Balme. Als er von der Herberge auf der Spitze des Col herabkam, um sich nach dem Gletscher du Trient zu begeben und durch das Thal de Tête-Noire zurückzukehren, machte er auf einem der längs einem der tiefsten Abgründe sich hinziehenden Fußpfade einen Fehltritt, der ihn in die Tiefe stürzte. Der ihm folgende Führer, der ihn aus Vorsicht von seinem Maulthier hatte absteigen lassen, versuchte ihn noch am Rande des Abgrunds zurückzuhalten, aber er vermochte nicht mehr, den furchtbaren Sturz von etwa 100 Metern zu verhindern, wobei der Graf, von Fels zu Fels kollernd, bis zu unterst in den Abgrund kam. Der Führer stieg nun eilends nach, um ihm Hülfe zu bringen, fand ihn jedoch, wie er eben den letzten Seufzer ausstieß. Da die Leiche auf schweizerischem Gebiete lag, mußte sie bis zur Besichtigung der Behörden von Martigny liegen bleiben und konnte erst nach Erfüllung dieser gesetzlichen Förmlichkeit nach Chamounix gebracht werden, wo die Gräfin voll Angst die Rückkunft ihres Gemals erwartete, auch bald genug das Unglück erfuhr. Graf Ludwig von Cambacerès war der Sohn des Grafen Stephan, früheren Deputirten des Aisne-Departements und Neffe des Herzogs von Cambacerès, Senators und Großceremonienmeisters. Er war gleichfalls von den Jahren 1857 bis 1863 Deputirter für dieses Departement gewesen. Seine Wittwe ist eine geborne Prinzessin Mathilde Bonaparte, jüngste Tochter des 1861 verstorbenen Fürsten von Canino. Die Leiche wird einbalsamirt und nach Paris gebracht.

(Eine Ratten-Invasion.) Man schreibt aus Lüttich, 20. August: Die Sage vom Mäusethurm Hatto's, welche im Rheinlande herrscht, scheint hier im Lande der Maas sich geschichtlich bestätigen zu wollen. Jüngst schon, da ein Theil des alten Palastes abgetragen wurde, drangen Tausende von Mäusen und Ratten, welche in dem alten öden Baue gehaust hatten, in die nächsten Nachbarhäuser und fielen über Alles her, was nagbar war; jetzt, da auf dem Fischerwerfte das alte Schlachthaus aufgegeben ist, dringen Heerschaaren von Ratten, welche dort täglich ihr Futter zu finden gewohnt waren, vor Hunger schreiend, in der Runde umher und suchten Wohnung und Obdach. Alle Katzen und Hun-

Digitized by Google

scher sind mit Arbeit überbürdet, und todte Ratten werden centnerweise in die Maas geworfen.

(Annehmlichkeiten einer Weltstadt.) Man schreibt aus London: Kaum vergeht ein Tag, an welchem die langen Polizeiberichte nicht 2, 3, ja 5 bis 6 Raubanfälle auf offener Straße berichteten. Wie Alles, so ist auch der Straßenraub hier der Mode unterworfen; Einbruch und Garrottiren sind schon längst altfränkisch und die neueste Mode besteht darin, dem sorglosen Fußgänger in den belebtesten Straßen Uhr und Kette vom Leibe zu nehmen und sich davon zu machen. Gewalt erfordert diese neue Methode kaum, und gerade dadurch läßt sie sich in aller Oeffentlichkeit und fast unter den Augen der Polizei ausführen, ohne daß die letztere, trotz aller Wachsamkeit, wirksame Gegenhülfe gewähren könnte.

(Ein neuer Industriezweig.) Jüngst erschien ein junger Mensch in Paris vor dem Polizeigericht unter der Anklage des Vagabundirens. Auf die Frage nach seiner Profession erklärte er sich als Ausbürster von dürren Zwetschgen. — Der Präsident (in tiefes Erstaunen versunken): Aber mein Gott! Was ist denn das für ein Gewerb? — Herr Präsident, das ist ganz einfach. Die Zwetschgen sind mit einer weißen Kruste bedeckt, worin sich eine Menge kleiner Thierchen aufhalten. Ich bürste sie ab und verkaufe den Stoff an die Professoren zu ihren mikroskopischen Untersuchungen.

(Haydn's letzter Schüler.) Carl Frhr. v. Toussaint starb unlängst in Michelstadt (Hessen). Haydn, welcher in seinem hohen Alter principiell keinen Unterricht mehr ertheilte, nahm mit Rücksicht auf die persönliche Freundschaft zu dem nachmaligen Generalpolizeicommissär von Illyrien, Carl Frhr. v. Toussaint, sich dessen obengenannten talentvollen Sohnes noch allein an. Der Verstorbene — auch ein Schüler Beethoven's — war Zeuge der ersten Aufführung der „Schöpfung".

(Ein Schützenfest in Heidelberg 1554.) Zu dem interessanten Aufsatz über deutsches Schützenwesen sei folgender Nachtrag gestattet. Jacob Micyllus, der treffliche Humorist und Dichter des 16. Jahrhunderts, lange Zeit als Leiter des Frankfurter Gymnasiums thätig, wurde dann Professor in Heidelberg und hat als solcher neben vielen anderen kleinen Dichtungen die verschiedensten Gegenstände behandelt, auch eine poetische Beschreibung eines Schützenfestes uns hinterlassen. Der alte Churfürst Friedrich von der Pfalz hatte es im November 1554 in Heidelberg veranstaltet. Eine große Anzahl fremder Schützen strömte herzu aus Speyer, Worms, Mainz, Straßburg, Oesterreich, aus der Schweiz. Der Churfürst selbst vertheilte die Preise, ein Frankfurter erhielt den ersten Preis, er hatte 11 Mal die Mitte der Scheibe getroffen. Das erzählt der auch in der Ferne mit dem Orte seines früheren Wirkens eng verbundene Dichter mit behaglicher Freude; das ganze Fest aber erinnert den classisch Gebildeten an Scenen des Alterthums, „wo sich einst die edelsten Helden an solchen Kampfspielen erfreuten." (Vgl. Classen: Jakob Micyllus S. 195 flg.)

Dr. Ludwig Geiger.

Correspondenzen.

Baden-Baden, 29. August.

Unsere Saison ist auf dem Höhepunct. Der vornehmen Gäste kommen jeden Tag neue. Wir zählen darunter den schon seit längerer Zeit anwesenden russischen Staatskanzler Gortschakoff, neu angekommen den Prinzen Joinville, den Grafen v. Paris, den Herzog v. Aumale, den Herzog v. Ujest, den Prinzen Achille Murat, den Herzog v. Hamilton, Grafen Nesselrode, Herzog v. Saragossa ꝛc. ꝛc. — Die Tage der Comédie française neigen sich ihrem Ende zu. Uebermorgen (2. September) ist die letzte Vorstellung. Dann beginnen die deutschen und italienischen Opernvorstellungen. Das Orchester bildet die Elberfelder Capelle vom Johannisberg, das Orchester des unter der Direction des Hrn. Küpper stehenden Elberfelder Stadttheaters. Diese Capelle besitzt in der Person des Hrn. Langenbach einen trefflichen Dirigenten. Nichts destoweniger wird der ehemalige kgl. württembergische Hofcapellmeister Eckert das Badener Orchester leiten. Als Impresario wirkt Hr. Pollini von Mailand, als Regisseur Theaterdirector Mutée von Straßburg, die Orchesterproben leitet Capellmeister Schöneck aus Freiburg. Für die deutsche Oper sind engagirt die Herren Fricke, erster Baß vom kgl. Hoftheater in Berlin, Niemann, Betz von Berlin, Schultz von Stuttgart, Baumann von Frankfurt, Wachtel und Carnot, die Damen Mallinger, Bertram-Mayer, Tellheim und v. Murska; für die italienische die Herren Tasca, Scaria, Arnoldi und Steller, die Damen Fricci-Baraldi, Grün und Arnoldi. Zur Aufführung kommen am 5. Sept. Lohengrün, 7. Sept. Don Juan, 9. Sept. Martha, 12. Sept. Postillon von Lonjumeau, 14. Sept. Norma, (it.) und 17. Sept. La Favorita (desgl.). — Für nächstes Jahr ist ein großer Schachcongreß, verbunden mit einem Schachtournier, in Aussicht genommen. Bereits hat sich ein dirigirendes Comite gebildet, bestehend aus dem Fürsten Stourdza, Ivan Turgenjeff, Kolisch, Hofmaler Grund, Baron Maytheny, H. v. Haber, Oberst Morgan und Th. Brih. Der Congreß soll sich mit Revision und Feststellung der gegenwärtig bestehenden Regeln befassen, dann wird ein großes internationales Schachtournier zwischen den stärksten Spielern der Gegenwart, ein Handicaptournier zwischen Spielern verschiedener Stärke, telegraphische und Consultationspartien und endlich ein Bankett zu Ehren der Sieger folgen. Der Congreß wird am 15. Juni 1869 stattfinden. Der Preis des Haupturniers beträgt 3000 Frs., der Einsatz 50 Frs. Die Einsätze werden nebst den übrigen verfügbaren Geldern zu Bildung eines 2. und 3. Preises verwendet. Die Preise zum Handicap werden aus den je 20 Frs. betragenden Einsätzen gebildet. — Das große Militärconcert sämmtlicher badischen Militärmusiken ist nun definitiv auf Freitag den 4. Sept. d. J., Nachmittags von 3 bis 6 Uhr, festgesetzt. Zur Aufführung kommen u. A. die Ouvertüren zu Tannhäuser, Tell, Nachtlager von Granada und Freischütz, Scenen aus Lohengrün, Faust ꝛc.

Schwerin, 28. August.

Unter der sehr zahlreichen Betheiligung von verschiedenen Gesang- und Turnvereinen ist die neue Gedenkhalle Theodor Körner's am 26. d. in Wöbbelin eingeweiht worden. Der Hofrath Dr. Förster aus Berlin, der Freund und Waffengefährte Körner's, hat zu diesem Feste verschiedene Andenken an den Dichter eingesandt: den Czako, seine Feldmütze, ein Paar Stiefeln mit Sporen, ein Becherglas und einen Briefbeschwerer von Alabaster, von ihm selbst gearbeitet und seiner Mutter im Jahre 1809 als Geburtstagsgeschenk verehrt. Vom Gutsbesitzer Freydank zu Notzog in Hinterpommern ist, als ein weiteres Andenken, eingegangen das Schwert, welches der heldenmüthige Dichter führte, als ihn das tödtende Geschoß ereilte. Sämmtliche Andenken sind in der Körnerhalle zu Wöbbelin aufgestellt.

Aus Wien berichtet die „Österreichische Correspondenz": „Dr. Heinrich Laube hat nunmehr das Gesuch, seine Pension außerhalb der österreichischen Monarchie, speciell in Leipzig, verzehren zu dürfen, eingereicht."

Miau. Vom 1. October ab erscheint im Verlage von H. Albrecht in Berlin ein neues humoristisches Volksblatt unter dem Titel „Miau", redigirt von Paul Hochegger. Dasselbe wird der Ankündigung zufolge „weder ein Abklatsch des Kladderadatsch noch ein Organ der Blut- und Eisenpolitik oder der feudal-reactionären Partei" sein, sondern nur die liberalen Tendenzen der Fortschrittsmänner verfolgen. Der „Miau" wird jeden Sonnabend früh ausgegeben und expedirt. Der Abonnementspreis beträgt 20 Sgr. ordinär oder 15 Sgr. netto baar.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 2. September. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Acten. Nach dem Französischen des Scribe. Musik von Auber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 229.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Lix. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 245. Donnerstag, den 3. September 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

Wir ritten noch eine Strecke längs der Propontis hin und schlugen dann den Weg rückwärts nach der Capelle Balikli ein, wo, wie bereits gesagt, das Panair gefeiert wurde.

Die feierlichen Aufzüge der byzantinischen Kaiser nach den Kirchen an großen Festtagen hießen Panegyris. Jetzt bezeichnen die Griechen damit die Wallfahrten an dem Jahrestage eines Heiligen oder eines Ajasma*). An solchen Kirchenfesten strömt immer viel Volk zusammen und gibt sich schwärmerischer Andacht und ausgelassener Lustigkeit hin. Die Türken, welche diese Kirchen- und Volksfeste nicht nur dulden, sondern auch sie fast eben so zahlreich wie die Christen besuchen, haben das griechische Wort Panegyris in Panair umgewandelt.

Eines der besuchtesten Panair ist das von Balikli. Die Capelle liegt auf einer Anhöhe, dem ehemaligen goldenen Thore gegenüber. Dieses Thor war früher das letzte an dem südwestlichen Ende der Landmauern. Hier hielten gewöhnlich die Triumphatoren ihren Einzug in die Stadt. Lange schon vor der türkischen Eroberung ist es zugemauert worden, weil eine Prophezeihung verkündet hatte, die Lateiner würden durch dieses Thor in die Stadt einziehen. Die Prophezeihung hat sich bis auf den heutigen Tag unter dem griechischen Volke erhalten, nur mit der Modification, daß gerade durch dieses Thor die rechtgläubigen Befreier der morgenländischen Christen in die Stadt einziehen und dann den byzantinischen Kaiserthron wieder aufrichten werden.

Auf der Stätte von Balikli befand sich früher der kaiserliche Sommerpalast Philopation mit einem Parke und an ihn angebaut die berühmte Kirche „unserer lieben Frau vom Quelle".

Palast und Kirche waren bereits zur Zeit Mahomeds II. nicht mehr vorhanden. Ueber den heiligen Quell wurde später die jetzige Capelle gebaut. Da sich in dem Quelle zur Zeit der byzantinischen Kaiser Goldfische befanden, setzte die Geistlichkeit wieder Fische hinein und knüpfte an das erfolgte Wiedererscheinen der Fische ein Wunder, von welchem ich weiter unten sprechen werde. Der Fische halber erhielt die Capelle von den Türken den Namen Balikli, d. h. Kirche mit Fischen (von balik = Fisch und der Postposition ile oder le = mit).

Um die Capelle herum liegen griechische und armenische Kirchhöfe. Auf einem der letzteren befindet sich das Grab des heiligen Comidas, eines schismatischen Armeniers, der im Jahr 1707 des Hochverrathes angeklagt und hingerichtet wurde. Die armenische Geistlichkeit behauptete, er sei unschuldig gewesen, und versetzte ihn deßhalb unter die Zahl der armenischen Heiligen. Da sein Jahrestag mit dem Kirchenfeste von Balikli zusammenfällt, wallfahren an diesem Tage auch die mit den Griechen sonst nicht sehr befreundeten Armenier nach Balikli.

Als wir in Balikli ankamen, waren die kirchlichen Feierlichkeiten bereits vorüber und die weltlichen Lustbarkeiten hatten begonnen. Wir stiegen vom Pferde und drängten uns durch die dichte Volksmenge, um zur Capelle zu gelangen und dort den wunderthätigen Quell und die heiligen Fische zu sehen.

Die Capelle ist mit einer Mauer umgeben, vor dem Eingangsthore der Mauer bildeten Hunderte von griechischen Bettlern und Gresihaften ein Spalier, sangen in näselndem Tone Klagelieder, forderten Almosen und hielten Jene, die nicht gleich die Börse zogen, an den Kleidern zurück.

Diese Bettler sind eine wahre Plage in den christlichen Vorstädten. Allenthalben belagern sie die Straßen und belästigen die Vorübergehenden mit ihrer Zudringlichkeit. Fast alle sind Griechen; denn der griechische Arme ist faul und bettelt lieber, als daß er arbeitet, und der Wohlhabende ist hartherzig und thut nichts für die Unterkunft der Hülfebedürftigen seiner Nation in Wohlthätigkeitsanstalten.

Armenische und jüdische Bettler findet man selten in den Straßen, türkische nie; höchstens sieht man einen alten blinden Türken schweigend unter dem Thore einer Moschee sitzen, vor sich einen Teller, auf welchen alle Eintretenden ein Almosen werfen, für das sich dieser jedesmal höflich bedankt.

In keinem Lande wird so viel für die Armen, d. h. für die muhammedanischen, durch öffentliche und Privat-Wohlthätigkeit gethan, wie in der Türkei; denn die Türken sind von Natur gutmüthig und zum Wohlthun geneigt. Auch bildet die Tugend der Wohlthätigkeit eine der fünf Grundlehren der muhammedanischen Religion.

Der Vorhof der Capelle wimmelte von griechischen Geistlichen mit mörserartiger Kopfbedeckung, in Locken auf die Schultern herabfallenden Haaren und langem, struppigem Barte; in der einen Hand hielten sie reichvergoldete Muttergottes- und Heiligenbilder, in der andern Teller zum Geldsammeln. (Da der byzantinische Clerus keinen Gehalt bezieht, ist er auf die Ausbeutung der Gläubigen angewiesen.)

Die eintretenden Griechen bekreuzten sich vielmal, küßten die Bilder und warfen reichliche Gaben auf die Teller, während sie ihre Krüppel vor dem Thore nur spärlich oder gar nicht beschenkt hatten.

Die Capelle war mit andächtig Betenden angefüllt. Sie ist von acht Marmorsäulen getragen und hat sonst nichts Ausgezeichnetes.

*) Heiliger, wunderthätiger Quell, Weihbrunnen. Solcher Ajasma gibt es viele um Konstantinopel herum, denn die Wallfahrten dahin tragen den Geistlichen viel Geld ein.

Digitized by Google

Dem Volke folgend, stiegen wir auf einer Treppe in ein unterirdisches, von Kerzen beleuchtetes Gewölbe hinab, in welchem sich der in ein Marmorbassin gefaßte wunderthätige Quell befand. Die Fische waren keine Goldfische, sondern etwas röthliche Barben, welche in dem krystallhellen Quelle munter hin- und herschwammen. Auch hier standen wieder mehrere Geistliche mit Heiligenbildern, Tellern zum Geldsammeln und Gefäßen zum Wasserschöpfen. Alle Wallfahrer tranken von dem heiligen Wasser. Es war sehr frisch und mundete uns, die wir von dem langen Ritte in der heißen Sonne sehr durstig geworden waren, vortrefflich. Viele Frauen, unter diesen auch Türkinnen, ließen sich ihre mitgebrachten Flaschen füllen, denn das Wasser dieses Weihbrunnens steht im Rufe, durch seine Wunderkraft alle Krankheiten zu heilen.

Wir waren im Begriffe, das Gewölbe zu verlassen, als ein junger, hochaufgeschossener Diakon mit hagerem, knochigem Gesichte, erdgelbem Teint und großen, schwarzen Augen, die aus ihren tiefen Höhlen unheimlich hervorblitzten, den anwesenden Wallfahrern die Legende von den heiligen Fischen in salbungsvollem Predigerton zu erzählen begann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Königin Isabella.

Die „Köln. Ztg." erhält aus Madrid nachstehende Schilderung der gegenwärtigen Beherrscherin Spaniens:

Da die Königin Isabella eines der wenigen gekrönten Häupter ist, welche im vorigen Jahre zur Ausstellung in Paris nicht erschienen, so wird es nicht ohne Interesse sein, ihr Bild mit einigen Pinselstrichen zu zeichnen.

Die Königin ist erst 38 Jahre alt und doch erscheint sie viel älter; sie hat das gemein mit den Bourbonen, die, es sei aus Temperament in Folge ihrer Lebensweise, von der ersten Jugend gleich zum reifen Alter gelangen, ohne jeden anderen Uebergang als rasche Fülle des Leibes und vorzeitige Runzeln. Das Gesicht der Königin Isabella ist rund, ihre Züge sind grob, die Nase ein wenig aufgestülpt, die Augen klein und blau, die Haare kastanienbraun und die Gesichtsfarbe sehr ausgeprägt. Zu ihrem Glücke hat sie nicht die ausnahmsweise Nase ihres Vaters geerbt, welche diesem den Spitznamen des Narizotas (des Berüsselten) einbrachte, aber zu ihrem Unglücke besitzt sie auch nicht die Grazie ihrer Mutter, der Königin Christine; sie hat weder Aehnlichkeit mit der Einen noch dem Anderen, überhaupt nichts vom Typus der Spanierin; ihre Physiognomie trägt keine Spur von Intelligenz, ihre Stimme ist stark, etwas heiser, und sie klingt beinahe männlich; ihre Manieren sind gewöhnlich, ohne Feinheit und ohne Größe.

Ludwig XVI. war ein vortrefflicher Schlosser, Karl IV. ein ausgezeichneter Tischler, Christine eine Maler-Dilettantin von Geschmack und eine vortreffliche Stickerin; die Königin Isabella hat weder Neigung zu Handarbeiten, noch fühlt sie sich zur Literatur und den schönen Künsten hingezogen. Sie kleidet sich reich, aber ihre Kleider tragen nicht den Stempel der Eleganz; ihre Mutter gab in ihrer schönen Zeit einer Farbe den Namen: das Christinenblau; kein Stoff, kein weiblicher Flittertram, keine Farbe hat jemals in Spanien den Namen Isabella's II. getragen.

Die Lebensart der Königin ist eine bequeme, aber keine der Gesundheit zuträgliche; sie verlängert die Süßigkeit der Ruhe über die vernünftige Dauer hinaus, zwischen 1 und 2 Uhr frühstückt sie ziemlich stark, und sehr häufig hört sie die Messe erst gegen 4 Uhr Nachmittags, was die Stellung ihrer Almoseniere zu keiner angenehmen macht, da diese bis zu jener späten Stunde nüchtern bleiben müssen. Gegen Abend macht sie eine Promenade in dem abgeschlossenen Theile des Retiro und manchmal in den besuchteren Alleen der Promenade von Madrid. Am Samstag geht sie in die Basilika von Atocha, das Kloster des Paters Diaz, des berühmten Astrologen Karl's II.; so oft sie auf ostensible Weise den Palast verläßt, geschieht es jedesmal in einem mit sechs Pferden bespannten Galawagen mit einer Begleitung von Reitern denen 4 bis 6 von Maulthieren gezogene große Wagen folgen, Wagen, die denen gleichen, deren sich die römischen Cardinäle bedienen. Beim Einbrechen der Nacht kehrt die Königin wieder in den Palast zurück und ißt in der Regel etwas mehr als genug. Zuweilen wohnt sie den Vorstellungen der königlichen Oper bei, und dann umgibt sie sich auch mit der unvermeidlichen Begleitung von Reitern, von ungeheuren Wagen, von Maulthieren, von Lakaien, die fleischfarbige Strümpfe tragen und jene großen Hüte, wie man sie sonst nur noch auf den Köpfen der päpstlichen Stallknechte sieht, und doch liegt das Theater kaum einen Pistolenschuß weit vom Palaste. Nach der Vorstellung zieht die Königin sich zurück; hierauf führt sie den Vorsitz im Ministerrathe, dann versammelt sie ihre geheime Camarilla, und schließlich überläßt sie sich ganz jenen vertraulichen Unterhaltungen, die sie besonders liebt.

Wenn die Priester zu bedauern sind, welche die Messe für die Königin zu lesen haben, da sie bis 4 Uhr Nachmittags nüchtern bleiben müssen, so sind es jene Beamten und Würdenträger noch mehr, die dem in Spanien noch üblichen Hofgebrauche gemäß genöthigt sind, mehreremal im Jahre vor der Königin Isabella II. zum Handkusse zu erscheinen. Wenn die Hand, die man küßt, eine junge, schöne Frauenhand ist, wenn dieselbe fein, zart und wohlgeformt, dann sträubt sich wohl kein Mann, seine Lippen daraufzupressen; aber wenn sie geschwollen, übelgeformt und roth und von gelblichen Schuppen bedeckt, dann ist es wohl anders. Diese Schuppen auf der Hand Isabella's kommen von einer Krankheit, an welcher sie leidet. Der Bruder des Königs, der Infant Don Enrique, hat in seinen in Paris veröffentlichten Briefen viel über diesen Gegenstand gesprochen. Die Königin ist ganz das Gegentheil ihres Gemahls; sie hat männliche Manieren, der König weibliche; sie ein männliches Aeußere, er weibliche Formen. Sie hat eine Contra-Altstimme und er eine Discantstimme; sie liebt gewaltige Leibesübungen, er hat Angst, zu Pferde zu steigen, weil die Schwäche seiner Muskeln ihn häufig dem Sturze aussetzt. Dieser Contrast verschwindet im Prinzen von Asturien und in den Prinzessinnen, die keine Aehnlichkeit weder mit ihrer Mutter, noch mit deren königlichem Gemahl haben.

Das Königspaar pflegt mit den oben geschilderten Lebensgewohnheiten zu brechen, so oft es die Nonnenklöster besucht, welche die Egeria des Königs, die Schwester Patrocinio, mit Hülfe des Paters Claret, des Beichtigers der Königin, in der Umgebung von Madrid gegründet hat. Sie wissen, daß Pater Claret, in Anerkennung seiner großen Tugend und Frömmigkeit, in diesem Jahre vom Papste die goldene Rose zugesendet bekam.

Mannichfaltigkeiten.

(Graf Mörner), welcher dieser Tage in Stockholm in einem Alter von 87 Jahren mit Tod abgegangen ist, war im Jahr 1810 im kräftigsten Lebensalter und der Sprosse eines angesehenen Adelsgeschlechts. Er hatte früher mehrere Jahre in französischen Diensten gestanden und Gelegenheit gehabt, in Paris Verbindungen anzuknüpfen. Als Prinz Karl August wenige Monate nach seiner Ernennung zum schwedischen Thronfolger mit

Digitized by Google

Tod abging; reiste Graf Mörner direct nach der französischen Hauptstadt und offerirte dem Marschall Bernadotte auf eigene Hand die schwedische Königskrone. Unter solchen Verhältnissen erwachte in Bernadotte die erste Idee zu der Meldung als Candidat für die Wahl eines schwedischen Thronfolgers, und nach seiner Rückkehr nach Schweden wirkte Graf Mörner mit größtem Eifer für die Berücksichtigung des Marschalls, ohne von dem Unwillen Notiz zu nehmen, welches sein eigenmächtiges Auftreten bei dem König und in der ganzen offiziellen Welt Schwedens wachrief. Nach der Ankunft Karl Johann's (Bernadotte's) auf schwedischem Boden wurde Graf Mörner sein Adjutant, und der schwedische Geschichtsschreiber von Cruseństolpe erzählt, daß Mörner der Einzige war, den König Johann duzte. Als Militär avancirte der Verblichene zum Obersten, worauf er später verschiedene Civil-Bedienungen bekleidete. An dem finnländischen Krieg (gegen Rußland) hatte er in seiner Jugend mit Ehren Theil genommen und mehrere schwere Wunden davongetragen.

(Auf dem Transport entsprungen.) Aus Limburg an der Lahn (Nassau) wurde vor einigen Tagen mit dem Personenzuge ein angeblich wegen Falschmünzerei Verhafteter, Namens Louis v. Frechen, durch einen Gendarm in Posen eingebracht, um von dort aus per Post nach der polnischen Gränze und Warschau transportirt zu werden. Auf der langen Tour von Limburg bis Posen hatte sich der Delinquent, wie die „P. Z." berichtet, sehr ruhig betragen, in seiner Handlungsweise aber, wie es scheint, die Absicht verfolgt, die Beamten sicher zu machen, um im günstigen Augenblicke entspringen zu können. Dafür sprechen wohl Redensarten, wie die: „Wozu sollte ich entfliehen? Mein Vergehen ist so gering, daß ich keinen Grund habe, die Strafe zu fürchten". Er war daher bis Posen dem Beamten in Allem folgsam, hier jedoch wendete sich das Blatt. Während der Gendarm mit einem Gepäckträger wegen eines dem Verhafteten gehörenden Koffers Rücksprache nahm, war dieser, der bis dahin neben ihm gestanden, im Gedränge plötzlich verschwunden. Wie die Ermittelung ergeben, ist derselbe durch ein Wartezimmer in den Bahnhofgarten gegangen, von hier über den Zaun gesprungen, um sich in den Kartoffelfurchen zu verstecken. Als er daselbst von Jungen gesehen wurde, die ihm nachschrieen: „Ein Dieb! ein Dieb!" versuchte er, sich hinter den in der Buckerstraße gelegenen Eisenbahnschienen zu verkriechen, wohin ihm aber auch die Jungen folgten. Da erblickte er einen Wagen mit einem Viergespann auf der Buckerstraße, von Posen kommend, dem eilte er entgegen und bat die auf demselben sitzenden Damen, ihn doch mitzunehmen, was denn auch geschah. Nachdem der Beamte kurze Zeit darauf dies Alles erfahren hatte, jagte er sofort auf einem Bauernwagen dem Flüchtlinge nach, ohne ihn aber einzuholen. Beim Rittergutsbesitzer v. T., dem jener vierspännige Wagen gehörte, wurde ihm gesagt, der Mann sei kurz vor Eduardsfelde abgestiegen und querfeldein gegangen. Die Verfolgung wurde unter Hinzuziehung anderer Beamten fortgesetzt bis Stenschewo, und obgleich man dem Flüchtling mehrmals auf der Spur war, konnte man seiner doch nicht habhaft werden. Es ist wohl gewiß, daß der Delinquent nur deßhalb in Posen entsprungen ist, weil er in dieser Gegend Verbindungen hat, durch deren Unterstützung er weiter befördert wird.

(Eine der bekanntesten Stadtfiguren von Paris), die man kurzweg mit dem Namen „der Perser" bezeichnete, ist gestorben. Jeder Besucher der großen Oper, jeder Flaneur der Boulevards kannte den in einen langen schwarzen Ueberwurf gekleideten, mit der persischen Astrachanmütze bedeckten Greis mit wallendem Barte, welchen die Einen Abbas Mirza, die Anderen Ismael-Khan nannten und dessen geheimnißvolle Erscheinung ihn schon bei Lebzeiten in das Reich der Legende erhob. Er war ein persischer Fürst, der die Stadt Herat den Engländern verrathen haben und dafür von der englischen Regierung eine große Pension beziehen sollte; nach einer andern Version hätte er wegen eines todeswürdigen Verbrechens sein Vaterland meiden müssen. In früheren Jahren soll er mehrere Beiträge, Uebersetzungen aus dem Persischen, für die „Revue des Deux-Mondes" geliefert haben. Er bewohnte ein Hotel in der Rue de Rivoli und war Abonnent der großen und der komischen Oper, wo seine schönen Hände und besonders seine ganz unglaublich kleinen Füße oft den Neid der Damen erregten. Er entblößte niemals sein Haupt und niemals sah man ihn mit einer andern Person sprechen, höchstens gab er bisweilen der Logenschließerin einen stummen Wink, worauf ihm diese eine Schale Gefrorenes darreichte. Sein Dienstpersonal bestand ausschließlich aus Engländern. Dem Todtenschein zufolge hätte er ein Alter von 82 Jahren erreicht, vor einem Menschenalter aber hatte er schon dasselbe Aussehen, denselben weißen Bart, dieselben feierlich gemessenen Bewegungen, wie in seinen letzten Lebenstagen.

(Ordnung regiert die Welt.) Am 9. August, an einem Sonntage, brach in einem Gehöft eines dicht an der preußischen Gränze gelegenen russischen Dorfes Feuer aus. Es wehte zwar der Wind gehen das Dorf, doch das Gehöft lag ziemlich isolirt und das Feuer hätte leicht auf seinen Heerd beschränkt werden können, wenn nur eine Spritze zur Hand gewesen wäre. Aber wo nun eine Spritze hernehmen? Doch, wo die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten! Die rettende Spritze erscheint; sie eilt aus dem nächsten preußischen Dorfe herbei und kam in 10 Minuten an der Brandstelle sein. Sie kommt an die Gränze; aber die Mannschaften haben keine Paßkarten, sie müssen halten und zusehen, wie etwa anderthalb Tausend Schritte vor ihnen ein zweites, drittes ꝛc. Gehöft vom Feuer ergriffen wird und endlich ein ganzes Dorf niederbrennt, während sie, so gern zur Hülfe bereit, müßig stehen müssen. Eine zweite Spritze hatte dasselbe Schicksal; sie stand, wie ihre Vorgängerin, müßig an der Gränze, der Erlaubniß harrend, diese überschreiten zu dürfen. Endlich nach 2½ Stunden langt die Erlaubniß vom Hauptamte an. Die Spritzen kommen zur Stelle, aber da war nichts mehr zu löschen; das Dorf war bis auf drei getrennt liegende Bauernhöfe niedergebrannt und die armen Bewohner standen traurig um die rauchenden Trümmer ihrer Habe.

(Nationalitätenhaß.) Dem Wiener „Tagblatt" wird aus Königinhof geschrieben: Eine empörende Brutalität ereignete sich hier vor einigen Tagen bei Gelegenheit einer Tanz-Unterhaltung im Hanka-Garten gegen den seit kurzer Zeit hier ansässigen Ernst Z. Derselbe wurde ohne irgend welchen Anlaß auf die gemeinste Weise beschimpft. Als er ersuchte, daß man ihn in Ruhe lassen möge, verlangten anwesende Czechen, er möge die czechische Volkshymne singen, oder er würde sonst todtgeschlagen; auf seine Weigerung stürzten siebenzig bis achtzig Czechen auf ihn mit den Rufen: „Tod dem deutschen Hund! Tod diesem Wiener!" Der Angefallene wehrte sich verzweifelt, konnte jedoch gegen die Uebermacht nichts ausrichten. Mit sechs Wunden am Kopfe erreichte er mühsam die Thüre, um sich nach Hause zu begeben; er wurde jedoch außerhalb des Locals neuerdings angefallen und mißhandelt, doch entrann er noch lebend seinen Angreifern.

(Das Wetter) bietet in diesem Jahre innerhalb der Gränzen Rußlands die auffallendsten Contraste dar. Während im größten Theile Rußlands, wie auch im übrigen Europa, die größte Hitze und Dürre herrschten, haben einige Striche im Süden Rußlands furchtbar von der Nässe zu leiden gehabt. Aus Wolsk wird vom 13. August gemeldet, daß es daselbst vom 17. Mai bis 5. August jeden Tag geregnet hatte. Nur fünf Tage waren ohne Regen. Die ältesten Leute erinnern sich nicht eines so regnerischen Sommers.

Digitized by Google

Auch aus Orenburg vom 17. August berichtet man: Die ältesten Personen entsinnen sich nicht eines so regnerischen und kalten Sommers, wie der dießjährige es ist. Kürbisse waren erst Tags vorher auf dem Markt erschienen und an reife Arbusen ist noch nicht zu denken, obgleich diese Früchte sonst um diese Zeit massenweise zum Verkaufe auslagen. Außerdem hat sich in Folge der Feuchtigkeit ein Viehsterben eingestellt.

(Die fliegende Katze.) Auf dem letzten Meeting der asiatischen Societät zu Bombay war das getrocknete Fell eines höchst sonderbaren, bis jetzt namenlosen Thieres ausgestellt, welches Herr Alexander Gibson, ein Mitglied der genannten Societät, in den Punch Mehals geschossen hatte. Es ist unter dem Namen „fliegende Katze" bekannt und wird von den Bheels „panca billee" genannt. Herr Gibson glaubt, daß das Thier eine wirkliche Katze, und nicht eine Fledermaus oder ein fliegender Fuchs sei, wie Viele behaupten wollen. Es maß 18 Zoll in der Länge und ebenso viel in der Breite, wenn es ausgestreckt in der Luft sich bewegte. Da der Kopf des Thieres demolirt ist, dürften Naturforscher auf Schwierigkeiten stoßen, das Genus desselben zu bestimmen. „Wäre nicht Herr Gibson uns als ein Mitglied der asiatischen Societät hinlänglich bekannt", bemerkt der „Friend of India", „so würden wir geneigt sein, die sonderbare Katze für ein „Präparat" zu halten."

Frankfurt, 2. September.

Unsere städtische, in den Räumen des Saalhofes befindliche Gemäldegallerie ist wiederum durch verschiedene Bilder bereichert worden. Zunächst nennen wir vier von Hans Holbein dem Jüngern (geb. 1495, gest. 1554) auf Holz gemalte Oelbilder, welche die Leidensgeschichte Christi darstellen, nämlich: 1) Christus am Oelberge, 2) die Geißelung, 3) die Dornenkrönung und 4) die Kreuzigung. Dieselben befanden sich sämmtlich in früherer Zeit im Dominikanerkloster. Dann hat die städtische Gallerie weiter erhalten zwei auf Leinwand gemalte Bilder von Bartholome Nazzari (Nazari), Maler und Radirer, der 1699 zu Bergamo geboren wurde. Im Jahre 1744 wurde er nach Frankfurt gerufen, um das Bildniß Kaiser Karl's VII. und seiner Gemahlin zu malen. Die vorerwähnten zwei Bilder hatte damals eine Fürstin von Taxis von Nazzari malen lassen und sie den Carmelitern geschenkt. Das eine zeigt das Haupt des mit Dornen gekrönten Heilands und das zweite Maria Magdalena in tiefem Schmerz bei Betrachtung der Dornenkrone. Endlich hat die städtische Gallerie eben noch empfangen die Porträte des Malers und Gallerieinspectors Tischbein in Oel, so wie die des Malers Franz Schütz und des Malers und Radirers B. Nothnagel, beide letztere von Chandelle in Pastell gemalt.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wien. Der ehemalige Director des Burgtheaters, Herr Laube, welcher nachgesucht hat, seine Pension im Auslande genießen zu können, wird das Leipziger Theater in Compagnie mit Herrn Behr von Mainz übernehmen. Die finanzielle Leitung wird gemeinschaftlich sein, die künstlerische Leitung führt für das Schauspiel Herr Laube, für die Oper Herr Behr. Der bisherige Pächter des Theaters, Herr Witte, hat von den neuen Unternehmern eine Ablösung von 40,000 Thalern erhalten.

Der „Post" schreibt man aus **Braunschweig**: Die Sammlungen des herzoglichen Museums sind, wie man leider erst jetzt entdeckt hat, Jahre hindurch im großartigsten Maßstabe beraubt worden und haben dadurch unersetzliche Verluste erlitten. Dieser Kunstraub ist in systematischer Weise von früheren Beamten verübt worden. Namentlich ist die Münzsammlung sowie das Kupferstichcabinet arg mitgenommen. Der Director des Museums, Professor Blasius, äußert sich in der Vorrede zu dem kürzlich herausgegebenen Verzeichniß der Gemäldesammlung, die ebenfalls nicht verschont geblieben ist, folgendermaßen: „Von den im Jahre 1817 von dem damaligen Museumsdirector Emperius speciell als vorhanden bezeichneten Gemälden würde man jetzt 90 Stück vergeblich suchen, und unter diesen fünf Dürer, drei Cronach, drei Tizian und viele andere von bedeutendem Ursprunge, wie Giorgone, Paul Veronese, Murillo, Velasquez, van Dyk u. s. w." Von den kostbaren Radirungen Rembrandt's, wovon die Kupferstichsammlung eine vollständige Folge gehabt haben soll, sind nur acht Stück vorhanden, die übrigen sowie viele von Albrecht Dürer und anderen Meistern sind ganz verschwunden und theilweise mit schlechten Nachbildungen ohne Werth vertauscht. Von der früheren Sammlung chinesischer Figuren in Speckstein ist fast keine Spur mehr zu finden. Die sehr bedeutende Münzsammlung soll fast sämmtlicher römischer Gold- und vieler antiker Silbermünzen beraubt sein."

Offenbach ist unermüdlich; er componirt schon wieder an neuen Operetten, und zwar gleich an dreien, wie verlautet. Alle drei sollen Parodien der griechischen und römischen Geschichte sein; man nennt eine „Lucretia", einen „Alcibiades" und einen „Krieg von Theben".

Von Otto Müller erscheint demnächst ein neuer biographischer und culturgeschichtlicher Roman, unter dem Titel: **Petrus Lotichius, „ein deutsches Dichterleben aus dem sechzehnten Jahrhundert."** Lotichius, der berühmteste Schüler Melanchthons, war zu Schlüchtern bei Gelnhausen geboren, machte den Schmalkaldener Krieg mit und starb als gekrönter Dichter und Professor der Medicin und Botanik in seinem 32. Lebensjahr zu Heidelberg, wo er in der Peterskirche begraben liegt neben seinem Freunde Jakob Micyll, dem berühmten Rector des Frankfurter Gymnasiums, und der gefeierten Olympia Morata, die ihm fünf Jahre vorausging. Lessing und Goethe machten gelegentlich auf ihn aufmerksam. Wer kennt ihn heutzutage noch? Er schrieb und dichtete eben in lateinischer Sprache. Otto Müllers Roman zerfällt in zwei Theile. Der erste Band behandelt das akademische Leben des Helden zu Bologna, woselbst er vergiftet wurde und in Folge hievon Zeit seines Lebens krank und elend blieb; der zweite seinen Aufenthalt als hochgefeierter Lehrer an der deutschen Hochschule am Neckar und seinen Tod. In die Handlung des letzteren Theiles fällt der Bau des berühmten Ott-Heinrichs-Palastes, der noch jetzt den Glanzpunct der Heidelberger Schloßruine bildet und einer Sage gemäß nach einem Plane Michel Angelo Buonarotti's ausgeführt wurde.

Bei Th. Fischer in Kassel erscheint ein **„Cauer-Album"**, Abbildungen der plastischen Werke von Emil, Carl und Robert Cauer. Es ist bekannt genug, wie sich diese Künstlerfamilie in der Plastik der neueren Zeit hervorgethan hat, und wie namentlich das Genre in ihren Arbeiten so hübsch individuell behandelt ist. Einige derselben sind nicht ohne Genialität. Wir für unseren Theil möchten nur dagegen einwenden, daß sich das Genre zu allem Andern eher eignet als zur Darstellung durch die todten farbenfeindlichen Formen des Steins. Davon abgesehen ist eine ganze Welt von Gedanken und mehr oder weniger zarten Empfindungen den Schöpfungen der Gebrüder Cauer eingehaucht. Der Blätter, die nun davon in Photographie und Photolithographie erscheinen sollen, sind an Zahl 25. Mit dem bekannten sehr empfundenen „Dornröschen" ist das erste Heft eröffnet. Die Ausgabe in Photolithographie ist nicht frei von einer gewissen Nüchternheit in der Farbe, die diese Darstellungsart so unliebsam von der ächten Photographie unterscheidet.

„Die Kaiserstadt an der Donau. Wiener Photographien" nennt sich ein Buch, das vor Kurzem bei Wörl in Zürich erschienen ist. Wie schon der Titel sagt, bringt es Ausschnitte aus dem Wiener Leben, die wenn auch nicht ohne eine gewisse Manier, doch mit Humor geschrieben sind. Der anonyme Verfasser zeigt dem Leser die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Kaiserstadt, ihre Bevölkerung in einzelnen Typen, ihre öffentlichen Vergnügungen und alles das, was den Fremden reizen kann, in kleinen, abgeschlossenen Bildern. Das Buch ist deßhalb Denen besonders zu empfehlen, die Wien besuchen wollen, oder auch Denen, die nach der Rückkehr eine kleine Nachlese des Erlebten anzustellen lieben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 3. September. König Heinrich der Vierte, (erster Theil), Schauspiel in 5 Acten von Shakespeare. Uebersetzt von A. W. v. Schlegel, für die Bühne eingerichtet von L. Tieck.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 230).

Freitag, 4. September. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von Richard Wagner.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 231.)

Samstag, 5. September. Aus der Gesellschaft, Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 232.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 246 Freitag, den 4. September 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

„Zwei Asceten (Einsiedler)", erzählte der Diakon, „waren am Tage vor der Einnahme der Stadt hier mit Braten von Fischen beschäftigt. Sie besprachen dabei die Vorkehrungen der Osmanen zum allgemeinen Sturme. Der Eine war der Ansicht, der Sturm werde gelingen, der Andere entgegengesetzter Meinung: „„Die Osmanen werden so wenig die Stadt nehmen, als unsere halbgebratenen Fische in den heiligen Quell springen und darin schwimmen werden.““ — Kaum hatte er seine Rede geendet, so sprangen die halbgebratenen Fische aus der Pfanne in den heiligen Quell und schwammen darin umher. Am folgenden Tage waren die Osmanen Herren der Stadt. So strafte Gott den Kaiser und das Volk für den Abfall von dem Glauben der Väter, für die Wiedervereinigung mit den Azymiten*). (Der hochwürdige Herr warf hiebei einen hämischen Seitenblick auf uns; da wir miteinander französisch sprachen, hielt er uns wahrscheinlich für Franzosen im Dienste der Pforte.) Es sind dieß hier dieselben Fische, sie wurden von Gottes Allmacht vier Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag zur Warnung erhalten."

Die griechischen Frauen hörten dem Pappas mit großer Aufmerksamkeit zu. Eine derselben verlangte auch, die berühmte Wunderkerze zu sehen, welche seit Jahrhunderten brennt, ohne kleiner zu werden, und die Niemand ausblasen kann.

Der Pappas bedeutete ihr, daß sie nur am heiligen Pfingstfeste gezeigt werde.

Da Osman Effendi nicht, wie ich, der neugriechischen Sprache kundig war, bat er mich, ihm die Erzählung des Geistlichen mitzutheilen. Nachdem ich dieß gethan, sagte er, statt über die Leichtgläubigkeit der Griechen zu lachen, ganz ernst:

„Tout comme chez nous! Auch unsere Türken*) glauben jeden Unsinn, den ihnen ein heuchlerischer Derwisch vorschwätzt. Je unwahrscheinlicher, je unglaubbarer etwas ist, desto eher glaubt es das Volk."

Wir stiegen wieder an die Oberwelt hinauf und begaben uns auf den armenischen Kirchhof zum Grabe des heilgen Comidas. Das mit Blumen geschmückte Grab umstanden betend armenische Männer, Frauen und Kinder. Viele nahmen beim Weggehen von dessen Erde mit, denn sie wirkt, in Säckchen angehängt, wie das heilige Wasser von Balikli, wunderthätig gegen alle Krankheiten, aber wohlgemerkt, nur gegen die der Armenier; denn der heilige Comidas war Partikularist.

Nun mischten wir uns unter das auf den schattigen Kirchhöfen sich belustigende Volk. Die christlichen Kirchhöfe sind nicht, wie die der Türken, mit Cypressen (den Bäumen der Freiheit), sondern mit Linden, Eschen, Platanen und Maulbeerbäumen bepflanzt. Unter diesen Bäumen waren Zelte, Kaffeebuden, Schaukeln, Gaukelspiele ꝛc. aufgeschlagen. An den Wegen standen lange Reihen von Wagen. Auf den grünen Rasen gelagert, aßen, tranken und sangen Griechen und Armenier; an mehreren Stellen spielten Musikbanden zum Tanze auf. Am meisten wurde die Romäka, der neugriechische Nationaltanz, getanzt. Es ist dieß ein wirklich schöner Tanz. Dreißig bis vierzig junge Leute bilden, sich gegenseitig an den Händen fassend, eine Kette, die sich unter Musik und Gesang langsam vorwärts bewegt, mannichfaltige Windungen macht, zeitweise still steht und dann wieder weiter schreitet. An der Spitze der Kette schwebt der Vortänzer, das Gesicht und den Körper dem Kreise der Tanzenden zugekehrt, schwingt in der freien Hand ein bunt farbiges Tuch und führt verschiedene künstliche Sprünge und Drehungen aus.

Ein widriges Schauspiel dagegen boten die Tänze der Kötschek (öffentlichen Tänzer). Griechische Knaben von 12—15 Jahren, weibisch in weitfaltige, reich mit Gold gestickte Gewänder von hellen Farben gekleidet, die langen, gelockten Haaren mit Blumen bekränzt, die Wangen geschminkt, in den Händen Castagnetten oder Tambourins schwingend, ahmten im Tanze die Bewegungen der Freudenmädchen nach.

Dasselbe Volk, welches sich vorher in der Capelle hundertmal bekreuzt, andächtig die Heiligenbilder geküßt und viele Gebete hergemurmelt hatte, sah jetzt mit innigem Vergnügen den unzüchtigen Tänzen dieser Schandbuben zu.

Wie die Romäka dem antiken kretischen Tanze des Labyrinths entspricht — Homer nennt ihn den Ringeltanz —, so

*) Spottname, welcher den römischen Katholiken von der griechischen Kirche gegeben wurde, weil diese sich beim Abendmahle des ungesäuerten Brodes bedienen. Um Hülfe vom Abendlande zu erlangen, unterzeichnete Kaiser Konstantin die Vereinigungsurkunde mit der römischen Kirche. Der päpstliche Legat, Cardinal Isidor, celebrirte hierauf in dem Sophiendome ein Hochamt, nach welchem beiden Nationen das Abendmahl mit gesäuertem und ungesäuertem Brode gespendet wurde. Der heilige Gennadios — der abgesetzte und in ein Kloster verwiesene Patriarch, derselbe, welcher drei Tage nach der Einnahme der Stadt von Mahomed II. unter großen Ehrenbezeugungen zum Patriarchen eingesetzt wurde — hierüber vom Volke befragt, gab zur Antwort: „Unglückliche, warum wollt ihr die Wahrheit verlassen? Warum, statt auf Gott zu bauen, euer Vertrauen auf die Lateiner setzen? Indem ihr euren Glauben verliert, werdet ihr eure Stadt verlieren!"

*) Die Türken nennen sich nicht Türken, sondern Osmanli; mit „Türk" bezeichnen sie einen rohen, ungebildeten Menschen. In der mehrfachen Zahl wird das Wort zur Bezeichnung des niedern und vornehmen Pöbels gebraucht.

Digitized by Google

finden wir in den Tänzen der Kölschek die der phrygischen Cymbeln wieder.

Unter den Zuschauern trieben sich alte Zigeunerinnen umher und boten ihre Kunst, die Zukunft zu schauen, an. Die griechischen Mädchen reichten ihnen willig die Hände und ließen sich aus deren Linien alle möglichen glücklichen Ereignisse, besonders reiche Heirathen, herauslesen.

Die Griechinnen waren unverschleiert und meist europäisch gekleidet. Nur trugen sie auf dem Kopfe das orientalische Fes mit goldener Quaste. Sie allein mischten sich unter die Zuschauer, während die Türkinnen und Armenierinnen von den Männern separat saßen und verschleiert waren. Jene erkannte man an der gelben Fußbekleidung und dem grünen Feredsche (weiter Mantel von Merino), diese an der rothen Fußbekleidung und dem Feredsche von dunklen Farben.

Die Türken saßen von den Christen ganz getrennt auf den erhöhten Stellen der Kirchhöfe, wo sie einen Ueberblick über das Ganze hatten. Ihre langen Pfeifen rauchend und Kaffee schlürfend, sahen sie ernst und schweigend dem Getümmel zu.

Militär war zur Ueberwachung der großen Volksmenge — es mögen bei 50,000 Menschen hier versammelt gewesen sein — nicht aufgestellt. Nur hie und da erblickte man Cawasse (Gendarmen), robuste, breitschulterige Kerle, mit dem blitzenden Yatagan oder krummen Säbel an der Seite und Pistolen im Gürtel, gravitätisch unter der Menge auf- und abschreiten, nach Dieben und Raufbolden spähend, ohne aber sonst Jemanden zu belästigen.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Xaver Schnyder v. Wartensee.

Mit Schnyder's am 27. August erfolgtem Hinscheiden ist eine Persönlichkeit aus unserer Mitte geschwunden, die ein halbes Jahrhundert hindurch auf das musikalische, wissenschaftliche und gesellige Treiben in unserer Vaterstadt einen nicht unbedeutenden, belebenden Einfluß geübt hat. Von der Natur leiblich und geistig in überschwänglichem Maße ausgestattet, und vor Allem von einem unverwüstlichen, in dem Streben nach Wahrheit und in herzlichem Wohlwollen wurzelnden Frohgefühl durchdrungen, das ihm in den mißlichsten Lagen, in den schwersten Schicksalsschlägen treu blieb, verstand er es, wie Goethe, mit dem er die gleiche höchste Altersstufe erreichte, dem seltenen Thätigkeitsdrang, der sein Wesen erfüllte, durch stets sich gleich bleibende Mäßigkeit, durch strenge Ordnungsliebe und gewissenhafte Benutzung der Zeit vollauf zu genügen, die Vielseitigkeit seiner Bestrebungen mit Klarheit und Gründlichkeit zu verbinden, den sinnlichen Genuß geistig zu durchwürzen und in der Geistesarbeit selbst den höchsten Genuß zu finden. So gelang es dem Polyhistor oder, wie er sich selbst scherzhaft nannte, dem Omniphagen, von den bedeutenden Männern jeglichen Faches, mit dem er sich beschäftigte, als würdiger Genosse geachtet zu werden; so gelang es vor Allem in der Musik dem großen Theoretiker, gründlichen Geschichtsforscher und vielseitigen Componisten, als Autorität Anerkennung zu finden bei den Fachmännern und Größen der verschiedensten Richtungen; so gelang es dem biedern und freisinnigen Manne, dem welterfahrenen und weltgewandten Gesellschafter in seiner Heimath, wie überall, wo ihn die Wanderlust auf kürzere oder längere Zeit hinführte, in den schlichten Kreisen des Volkes, wie in den anspruchsvolleren Kreisen ächter und vermeintlicher Bildung eine stets gern gesehene Erscheinung zu sein; so gelang es endlich dem treuen, theilnehmenden Freunde, sich ein liebendes Andenken zu erhalten bei Allen, denen er in vertrautestem Umgang sein reiches Herz erschloß, und selbst Irrungen, wie sie menschliche Schwäche und Leidenschaftlichkeit auch bei den Besten hervorruft, mit redlichem Willen auszugleichen.

Eines so bedeutenden Mannes Leben, das durch achtzig Jahre hindurch so viele Gebiete umspannt und sich in so verschiedene andere Lebenskreise verschlungen hat, der Mit- und Nachwelt treu darzustellen, erfordert eine reichliche Muße und sorgfältige Prüfung und Benutzung der vielumfassenden Materialien. Die Verehrer des Dahingeschiedenen wird die Nachricht erfreuen, daß er selbst eine vortreffliche, zuverlässige Grundlage dazu gegeben, indem er in seinem 78. Jahre angefangen hat, der treuen Gefährtin seiner späteren Tage mit immer frischem Humor und bewunderungswürdig sicherem Gedächtniß die Erlebnisse der ersten dreißig Jahre in die Feder zu dictiren, und als ihm das bei zunehmender Körperschwäche im vorigen Sommer zu beschwerlich wurde, gelegentlich erzählend die folgenden Jahre zu schildern, was von der Liebenden sodann getreulich zu Papier gebracht wurde. Wir deuten für unseren Zweck, dem ausgezeichneten Manne einen ehrenden Nachruf zu widmen, nur in Umrissen die Hauptepochen seines Lebens an.

Franz Xaver Joseph Peter Schnyder von Wartensee, „der Linie eines alten Luzernischen Patriciergeschlechtes aus Sursee angehörig, die von ihrem Schloßgute am Sempacher See das Prädicat „von Wartensee" anzunehmen berechtigt war", wurde in Luzern am 18. April 1786 geboren. Sein Vater, Jost Schnyder v. Wartensee, war zur Zeit der Geburt dieses seines ersten Sohnes als Offizier unter den Schweizertruppen in französischen Diensten in Corsica abwesend. Später privatisirte derselbe in der Heimath und wurde in den Rath der Vaterstadt gewählt; er starb 1826. In fast ungestörter Gesundheit wuchs der ungewöhnlich kräftige Knabe heran und war körperlich und geistig seinen Genossen stets voraus. Die innige Freude an der Natur, der feine Sinn für Musik und die ungemeine Wißbegierde entwickelte in dem von Gesundheit strotzenden Körper gleichmäßig Herz und Verstand, und der einfache, fromme Sinn des Hauses war schon früh einem harmonischen Lebensgange äußerst förderlich. Waren die äußeren Verhältnisse auch nicht glänzend, so boten sie doch dem nach Selbstständigkeit durch eigene Kraft ringenden Knaben reichlich die Mittel, sich alles Das anzueignen, was ihm eine sichere, geachtete Stellung im Leben verschaffen konnte. Die furchtbaren Bewegungen und politischen Umwälzungen, unter deren unmittelbarem Einfluß der lebendige Knabe aufwuchs, entwickelten rasch seinen Charakter, und der eifrige Dienst in der Militärschule verlieh ihm eine Selbstständigkeit, die ihn bei dem regsten Sinn für Geselligkeit doch unabhängig machte von der Gesellschaft, eine Unabhängigkeit, die er in seine spätesten Tage bewahrt hat. Bei aller Freude an den Wissenschaften erkannte er doch schon früh in der Tonkunst seinen eigentlichen Beruf und verwandtschaftliche Beziehungen förderten das musikalische Talent in ihm. Zur Vollendung seiner Studien ging er auf einige Zeit nach Zürich und wanderte dann nach Wien, um unter den dortigen Meistern seine selbstständige Laufbahn zu beginnen. Er konnte dorthin schon schöne Beweise seiner Productionsgabe mitbringen und war bald in den tüchtigsten Kreisen herzlich aufgenommen und als vielversprechender Künstler anerkannt. Um ungestört an seiner ersten Oper arbeiten zu können und zugleich die herrliche Natur zu genießen, zog er im Sommer des Jahres 1812 nach Baden; durch den furchtbaren Brand, der im Juli fast das ganze Städtchen und auch seine Wohnung in Asche legte, während er zur Feier des Ammentages nach Wien gegangen war, wurde ihm der fernere Aufenthalt gestört. Rasch entschlossen, packte er zusammen, was ihm in Wien geblieben war, und kehrte mit der ersten Gelegenheit in die Heimath zurück. Wohl war's ihm schwer, sich loszureißen von geliebten Freunden und

Digitized by Google

Kreisen gewordenen Kreisen; aber auch nach Hause zog es ihn mit heiliger Gewalt, denn dort hatte er eine heißgeliebte Braut zurückgelassen, die seiner mit Sehnsucht gedachte. Seine Wanderung vom Bodensee in die Vaterstadt, das Wiedersehen der Geliebten, die auf seinen Wunsch ihm bis Küßnacht entgegengeeilt war, sein Empfang beim Vater, den er von seiner Rückkunft nicht in Kenntniß gesetzt hatte: dieß Alles schildern seine eigenen Aufzeichnungen so einfach und wahr, so lebhaft und innig, daß man in dem 78jährigen Greis noch den 26jährigen kräftigen und doch auch sentimentalen Jüngling unverändert und in ungeschwächtem Frohsinn erkennt.

Die nächsten zwei Jahre verflossen in vielfachen Bemühungen, das eigene Hauswesen zu gründen. Sein Ruf als Musiker verbreitete sich im Vaterlande und in den Aufführungen der Schweizerischen Musikgesellschaft wurden seine größeren Compositionen mit reichem Beifall belohnt, wie seine Lieder und Quartette weithin sich beliebt machten. Das hinderte ihn nicht, dem Vaterlande und der Vaterstadt auch mit seinem besonnenen Muth, mit seiner imponirenden Persönlichkeit zu dienen, wo sie in Gefahr waren durch Aufruhr im Innern und Kriegsstürme von außen. Die Luzernische Regierung hatte ihn kurz vorher zum Hauptmann ernannt. Unmittelbar, nachdem die Ordnung hergestellt schien, am 1. August 1814, feierte er seine Hochzeit mit Karoline v. Hertenstein. Das glückliche Paar verlebte selige Monate, sich selbst überlassen, in dem Schlößchen Wartensee. Aber schon im Frühjahr erkrankte die Frau und ins Krankenzimmer, wo er ihrer sorgsam wartete, drang ihn erschreckend, der Ruf der Regierung, sich an seinen Posten zu begeben. Napoleon hatte seinen Siegeslauf wieder begonnen und neuer Kriegslärm erfüllte Europa.

Aufschub wurde dem jungen Ehemann freundlich gewährt und als die Gefahr näher rückte, war die Genesung so weit fortgeschritten, daß er die Theure in der Stadt bergen und seiner Pflicht nachkommen konnte. Auch diesmal aber blieb die Schweiz bei dem rapiden Verlauf des Krieges unbehelligt. Nun drohten aber Wolken anderer Art am Himmel seines Glückes. Die Besitzung Wartensee mußte durch Schuld des Vaters aufgegeben werden und der Sohn sah sich genöthigt, ein Amt zu suchen, das ihn und seine Frau ernähren konnte. Bei Pestalozzi in Ifferten, den er von früh wohl kannte und verehrte, fand er, was er wünschte; er wurde unter Bedingungen, die für seine Zeit glänzend waren, Leiter der musikalischen Erziehung in seinem Knabeninstitute und in Niederer's Mädchenanstalt und war fast 2 Jahre hindurch der vertraute, hochgeschätzte Genosse dieser beiden Männer und ihrer jüngeren Gehülfen, ein unschätzbares Glied der reichen Geselligkeit, und Knaben und Mädchen und wer sonst mit den Anstalten in Berührung war, schlossen sich mit Begeisterung an den klar denkenden und innig fühlenden Lehrer und Freund an. Unter letzteren wurde ihm besonders Ackermann, der nachherige, noch in gesegnetem Andenken stehende Lehrer an unserer Musterschule, innig vertraut und blieb es bis zu seinem Tode.

Für die Dauer konnte ihn aber eine solche Wirksamkeit doch nicht fesseln, so sehr sie ihn geistig förderte durch den Umgang mit den dort lebenden geistreichen Männern und die Bekanntschaft bedeutender Persönlichkeiten, die der weltberühmten Anstalt aus allen Ländern zuströmten, und so sehr sie sein ungemeines Lehrtalent entwickelte. Er vermißte schmerzlich den Genuß großer Musikaufführungen und der vereinzelte Besuch eines Musikfestes konnte ihn nicht [illegible]. Dazu kamen die Zerwürfnisse zwischen den Leitern der Anstalten, die ein baldiges Zerfallen drohten. Er entschloß sich, seine Stelle aufzugeben und in eine der bedeutenderen deutschen Städte überzusiedeln.

(Fortsetzung folgt.)

In Baden-Baden.

Damen-Toiletten.

Einen verrückteren Carneval, als in diesem Jahre, hat noch keine frühere Saison gesehen. Ich bin weit davon entfernt, in den Chor der verdammenden, mäkelnden, krittelnden Berufstheiler mit einzustimmen, welchen hier eine besonders willkommene Gelegenheit geboten wird, sich im Feuer ihrer eigenen Buß- und Tadelpredigten zu berauschen. Sie bedürften freilich kaum einer solchen überreichlichen Veranlassung. Denn für sie möchten die armen hübschen Frauen zur Hülle ihrer zierlichen Leiber und zur Bedeckung ihrer Köpfchen wählen, was sie wollten — sie würden immer gleichen Stoff zu ihren Capuzinaden gefunden zu haben glauben. Dieß Bedürfniß ist sicher so alt, wie das erste Feigenblatt und die erste Korallenschnur, und seine Entwicklung hat zu allen Zeiten durch alle Wandlungen des Geschmacks und der Sitte hindurch mit der Ausbildung jener beiden weiblichen Urtrachten bis zu deren heutiger Höhe gleichen Schritt gehalten. Lassen wir ihnen das durch seine Fruchtlosigkeit dennoch nie abgeschwächte, harmlose Vergnügen des Predigens, wie — den Damen das ihrige. Das der letzteren ist nicht so unbedingt vergnüglich, wie es wohl aussieht, wenn das Kunstwerk fertig und vollendet nun vor uns erscheint.

Es mag eine nicht gering zu schätzende ehrliche Mühe und Arbeit nöthig sein, um das drei- bis viermal täglich (unter drei darf es bei den auf den Preis der Eleganz Anspruch Erhebenden hier wohl kaum geschehen) fertig zu bringen. Denn der Schnitt und das Arrangement der Damen-Toilette, wie sie hier zur Ausstellung kommt, ist so complicirt und geheimnißvoll verwickelt geworden, daß es dem Zeichner schon die größten Schwierigkeiten macht, sich auf eine heutige elegante Schöne oder auf ihre treffliche Umhüllung „auszukennen", um wie viel mehr aber noch den betreffenden Damen selbst, sich davon einzukleiden. So groß die Willkür und Anarchie auf diesem Gebiet längst schon geworden ist, — einige allgemeine charakteristische Züge lassen sich doch auch diesmal wieder festhalten.

Die lange, die Schleppprobe scheint entschieden aus dem Felde geschlagen, ihren letzten Todeskampf zu kämpfen. Der Sieg gehört auf der Promenade wie leider auch bereits in der Gesellschaft dem kurzen Kleide. Das mag bequem sein, aber jedenfalls verlieren die Gestalten damit den besten Theil ihrer künstlerischen Wirkung; nichts unglücklicher, als wenn unter dem rund abstehenden Saum die oft so kümmerlichen Beinchen und Stiefelchen hervorzappeln! Aber wenn die Gatten und Väter aus der unleugbaren Thatsache des Schleppenverschwindens auf eine selige Periode eines ermäßigten Steuerdrucks schließen zu dürfen glaubten, so sind sie bitter enttäuscht worden. Der unaustilgbare weibliche Trieb, irgend wo und nach irgend welcher Richtung hin immer über das bescheidene Maß der Natur hinauszugehen, hat sich auch hier in einer Meisterschöpfung wieder glänzend bewährt. Das ist das Ueberkleid mit seinen zahllosen Abarten, seinen unerhörten Ausladungen, Besätzen, Aufpuffungen, Zattelungen ꝛc., seinen gänzlich unberechenbaren, launenhaften Verwendungen jeder Stoffgattung und jedes Farbentons. Daß letzterer immer von dem des Unterkleides auf's Entschiedenste getrennt wird, macht bei nur einigermaßen vorhandenem Farbengefühl bei der Besitzerin oder ihrer Schneiderin das Hübsche und Erfreuliche daran aus, und mit wenigen entsetzlichen Ausnahmen kann man dem Geschmack der Schönen in diesem Punkt nur Anerkennung zollen. Das Blond auf Strohgelb, das Schwarz auf Roth, das Kornblau auf Goldbraun, das Grün auf Schwarz, das silberstreifige Weiß auf Erise gibt die prächtigsten Effecte. In den Manieren aber, das Oberkleid zu schneiden, zu fallen, zu stecken und zu puffen herrscht die abenteuerlichste Tollheit, und das

Digitized by Google

scheinbar in die Rumpelkammer geworfene Roßhaar feiert wieder, wenn auch zu kürzern und nur localen Ballons verwebt, hier unterhalb der Taillen seine fröhliche Auferstehung.

Dabei will ich nicht unerwähnt lassen, daß, wie ehemals die interessanten Zustände der französischen Landesmutter die Crinoline in das Leben riefen, gegenwärtig eine Rückgratschwäche derselben hohen Frau, welche sie zu etwas vorn übergebeugtem Gange zwingt, diesen Gang und damit das Herausbiegen der Rückenlinie in der Taille grand genre gemacht hat. Eine glühende Verehrerin dieses berühmten Musters hoher Weiblichkeit zeigte sich vor einigen Tagen zu großem Erstaunen des Promenadenpublikums bemüht, durch eine directe Aufpolsterung und einen wahren Schleifenberg diese Kreuzstelle noch energischer plastisch herauszuarbeiten. Zu den immer mehr der Unsichtbarkeit zustrebenden hübschen und feingeschmückten Deckelchen haben sich gegenwärtig die Japanesischen Strohdeckel in Concurrenz gesetzt, die täglich mehr Terrain in der Gunst der Damen zu gewinnen drohen, und das Gebäude ihrer heutigen Eleganz am würdigsten krönen!

Das Haar aber wallt in immer freieren Fluthen am Rücken hinunter, zottelt in immer unlöslicheren Weichselzöpfen um den Schädel, vermengt mit Blumenguirlanden, Schmetterlingen, Aehrengarben und langen grünen Grasbüscheln, welche Hut, Haupt und Nacken überwehen. Auffallend bemerklich macht sich das plötzlich eingetretene Ende der Mode des rothen und röthlich-blonden Haares. Mit einem Schlage sind jene Hunderte von Rothköpfen verschwunden oder auf ein blond geborenes halbes Dutzend zusammengeschrumpft.

Ich war in meiner Unschuld ganz verwirrt, als ich zuerst die schöne Baronin Talleyrand, die Besitzerin jener herrlichsten dunklen Augen und Brauerbogen, die je unter einer weiblichen Stirn bräuten und glühten, im Concert mit dunklen, fast schwärzlichen Locken wiederfand, sie, deren Schönheit sonst in dem Contrast jener Augen mit dem lichtgoldenen Haar einen pikanten Beisatz mehr suchte und fand.

Von den herkömmlichen Pariser Figuren fehlt manche auf dem Felde ihrer ehemaligen Siege, vielleicht führen auch sie die erste Septemberwoche und die Rennen in derselben wieder hierher. Aber wenn sie auch für immer abgetreten sein sollten: „la terre en produit de nouveau"; es ist kein Mangel an den brillantesten Vertreterinnen ihrer Species, und so fern, wie die Welt, scheint auch die Halbwelt noch vor ihrem Ende zu sein! (Fr.-Bl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Fanatische Gräuelthat.) Aus dem durch seine mittelalterlichen Barbareien berüchtigten Rumänien wird nunmehr wieder folgender Gewaltact gemeldet: Einem serbischen Juden, Namens Isaak Salomon, starb vor 3 Jahren sein Weib, welches ihm einen Säugling im Alter von einigen Wochen zurückließ. Der unglückliche Vater, der einen Bruder in Konstantinopel hat, übergab sein Kind einem ebenfalls in Konstantinopel domicilirenden griechischen Weibe gegen monatliche Bezahlung zur Ernährung und Pflege. Vor einigen Wochen schrieb Isaak Salomon an seinen Bruder in Konstantinopel, er möchte sein nunmehr dreijähriges Kind aus dem Hause der Griechin wegnehmen und seinem Freunde, Herrn Raphael Mesulam aus Belgrad, übergeben. Dieser reise eben von Konstantinopel in seine Heimath, und werde aus Freundlichkeit das Kind mitnehmen. Herr Raphael Mesulam, ein wohlgelittener, biederer Geschäftsmann mit einem ordentlichen serbischen Reisepasse versehen und im Besitze der Briefe an Isaak Salomon, dem er sein Kind aus Gefälligkeit mitführte, reiste Ende Juli von Konstantinopel ab. Auf dem Schiffe lenkte das dreijährige, seiner gewohnten Umgebung entzogene und deßhalb viel weinende Kind die Aufmerksamkeit der Passagiere auf sich. Da das Kind auch nur die Sprache seiner Pflegemutter, nämlich griechisch und nicht jüdisch, verstand, tauchte bei der Reisegesellschaft, die meist aus Rumänen bestand, der Gedanke auf, es sei dies ein gestohlenes Christenkind, das der Jude zum österlichen Blutschmause nach Belgrad führe. Ein solcher von einem der Mitreisenden ausgesprochener Verdacht erhitzte die Gemüther Aller. Stürmische Querfragen und leidenschaftliche extemporirte Verhöre, die vielfach an Raphael M. gerichtet wurden, ließen denselben schon nichts Gutes ahnen. Bald sollte seine Ahnung sich in traurigster Weise verwirklichen. Als das Schiff am 5. August in Turn-Severin angelangt war, fielen die Rumänen mit gräulichen Schlägen über den armen Juden her, schleppten ihn vom Verdecke des Schiffes und zerrten ihn unter wildem Geschrei eines mittlerweile angesammelten Volkshaufens, aus vielen Wunden blutend, durch die Gasse. Der herbeigeilte Stadtdirector (Präfect) ließ den Pöbel gewähren, trotzdem er sich durch die ihm übergebenen Reisedocumente des Raphael M. von dessen Unschuld hinreichend überzeugt halten mußte. Ja, noch mehr. Auf Befehl eben dieses Herrn Directors wurde Raphael M., der nicht einmal gerichtlich verhört worden war, nachdem die Schergen sein Haar gleich einem verurtheilten Verbrecher abgeschoren hatten, in den Kerker geworfen, wo er die jämmerlichste Marter und Prügelei erleiden mußte. Das Kind, welches nun ganz verlassen dastand, wird über Anordnung des Directors in einem christlichen Hause festgehalten. Dieser Vorgang und das jetzt von Mund zu Mund cursirende aufgefrischte Märchen vom Gebrauche des Christenblutes an jüdischen Ostern versetzte die ganze Stadt in die größte Aufregung, die derart gefahrdrohend für die dortigen jüdischen Familien wurde, daß die meisten derselben ihr Heil in der Flucht suchten. Einer der Flüchtlinge telegraphirte von Orsova an das serbische Consulat in Konstantinopel, welches auch sogleich amtlich die Wahrheit der Aussagen des Raphael M. und dessen gänzliche Unschuld telegraphisch bestätigte. Doch die Präfectur in Turn-Severin kümmerte sich wenig um dieses amtliche Telegramm eines serbischen Consulats und wagt es, ohne Beweis und Rechtsgrund, einen serbischen Unterthan zu verhaften und zu mißhandeln.

Drei **Vorträge** über verschiedene, aber sämmtlich die großen Entwickelungsfragen unserer Zeit angehende Gegenstände haben wir unsern Lesern zu nennen. „**Die Volksschule**" von Uhlich (Gera, Strobel) heißt ein schon nahezu vor einem Jahre am Arbeitertage zu Gera gehaltener lichtvoller Vortrag, der jeden ehrlich Denkenden für sich gewinnen muß. „Die nationale Bedeutung des **Protestantenvereins** für Deutschland" (Berlin, Lobeck) wurde am 15. Mai d. J. von Bluntschli im Unionsverein besprochen, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes verdient. „**Vortrag**", gehalten im Frauenbildungsverein zu Leipzig 15. Juli d. J. von Henriette Goldschmidt (Leipzig, Matthes), gilt zunächst dem 25jährigen Schriftstellerjubiläum der edeln Frau Louise Otto Peters, selbstverständlich zugleich auch der Thätigkeit und Bildung der Frauen überhaupt, und sei von uns allen gebildeten und freisinnigen Frauen angelegentlich empfohlen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 4. September. **Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg**, große romantische Oper in 3 Acten von Richard Wagner. (Abonnement-Vorstellung Nr. 231.)

Samstag, 5. September. **Aus der Gesellschaft**, Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld. (Abonnement-Vorstellung Nr. 232.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 247. Samstag, den 5. September 1846.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

Osman Effendi ersuchte mich, eine Tour längs der an der Straße aufgestellten Wagen zu machen. Hier befanden sich in mit weißen, reich verzierten Ochsen bespannten Araba (Wagen mit Kissen und Teppichen belegt) die vornehmen türkischen und armenischen Frauen. Die Hareme der türkischen Großen waren von berittenen schwarzen Eunuchen bewacht. Unter der weißen Umhüllung der leichten Mousselinschleier sah man Diamantengeflimmer von Halsgeschmeide und von Ringen an zarten, weißen Händen, und durch die offene Stelle der Schleier das Funkeln schwarzer Augensterne.

Manchmal ließ sich eine Dame Scherbet oder Eiswasser reichen und bot bei der Lüftung des Schleiers dem Vorübergehenden einen flüchtigen Anblick ihres lieblichen Gesichtes.

Die Söhnchen von Paschas galoppirten auf kleinen, feurigen, mit goldgestickten Schabraken belegten, von der Insel Mytilene stammenden Ponys auf und ab.

Osman Effendi ließ gegen die türkische Sitte fortwährend seine Blicke über die mit Frauen besetzten Wagen gleiten. Da ich als Arzt öfters in sein Haus gekommen war, kannte ich seine Familienverhältnisse. Seine Mutter hatte ihm eine junge konstantinopolitanische Türkin ausgesucht *), mit welcher er in der glücklichsten Ehe lebte. Er brachte seine ganze vom Dienste freie Zeit im Kreise seiner Familie zu, die aus der alten Mutter, seiner Frau und einem Kinde bestand. Ich konnte mir deßhalb sein Herumspähen nicht erklären und fragte ihn im Scherze, ob er etwa noch eine Frau zu heirathen beabsichtige. Nach einigem Zaudern gestand er mir erröthend — der Türke spricht in Gesellschaft nie von seinem Harem, und es ist sogar unanständig, sich nach dem Befinden seiner Frau oder Kinder zu erkundigen —, daß seine Mutter und seine Frau sich mit einigen Bekannten hier befinden und daß er sich nach ihrem Wagen umsehe. Nachdem wir einige Male auf- und abgegangen waren, stieß er mich plötzlich an und flüsterte mir zu: „Dort sind sie". Wir gingen an dem Wagen in der Entfernung von etlichen zwanzig Schritten schweigend vorüber; eine Begrüßung wäre ein arger Verstoß gegen den Anstand gewesen. Ein leichtes Kopfnicken und ein liebevoller Blick aus zwei großen, schwarzen Augen zeigten dem jungen Ehemanne an, daß man ihn erkannt habe, und das genügte ihm. „Wir wollen jetzt etwas ausruhen und Kaffee trinken", sagte er nun, „aber laß uns einen Platz fern von dem wüsten Lärme aufsuchen."

Gegen die Propontis hin hatte ein alter Türke auf einer etwas erhöhten Stelle unter zwei prachtvollen Linden zwischen den Gräbern eine Kaffeebude improvisirt, welche den Blick auf die Stadt und auf das Meer gewährte.

Hier ließen wir uns nieder, verlangten Pfeifen und Kaffee und genossen die herrliche Aussicht.

Die Aussicht war wirklich bezaubernd. Meminisse voluptas! Einundzwanzig Jahre sind bereits verflossen, seitdem ich Konstantinopel verlassen habe, und heute, indem ich dieß niederschreibe, überfällt mich wieder mit aller Macht die Sehnsucht nach den Gestaden der Propontis und des Bosporus, an welchen ich 9 Jahre verlebt habe.

Zu unserer Linken lag die altergebräunte, epheubekleidete Festungsmauer, hinter der sich die Siebenhügelstadt mit ihren vielen schlanken Spitzthürmen, vergoldeten Moscheenkuppeln, Palästen und Tausenden von mit grünenden Bäumen umgebenen Häusern amphitheatralisch erhob; vor uns der breite Wasserspiegel der Propontis, von einer prachtvollen Sonne beleuchtet, aus ihm die reizende Gruppe der neun Prinzeninseln auftauchend, und im Hintergrunde die in einen leichten Dunstschleier gehüllte asiatische Küste mit dem mythischen schneebedeckten Olymp. Ueber uns wölbte sich ein reiner, wolkenloser Himmel, dessen Azurbläue mit dem frischen Grün der uns umgebenden üppigen Vegetation einen schönen Contrast bildete. Aus der Ferne drang von der Propontis herauf das matte Getön der Wellenbrandung. Von einem kühlenden Seewinde bewegt, flüsterten die uralten Linden über den Gräbern geheimnißvoll und schienen sich Geschichten längstvergangener Tage zu erzählen. Auch wir konnten uns hier geschichtlicher Erinnerungen nicht erwehren. Am 6. April 1453 begann Mahomed II. die Belagerung der Stadt Konstantins des Großen und am 29. Mai zog er als Sieger in sie ein. Hier, wo heute (24. April 1846; — das Fest dauert bis zum 27. April) das griechische Volk sich ausgelassenen Lustbarkeiten hingab, als wolle es die Erinnerung an den Untergang des mehr als tausendjährigen byzantinischen Reichs durch Freudenfeste feiern, ertönte vor nahezu 400 Jahren statt Tanzmusik die kriegerische Musik der Trompeten, kupfernen Becken, großen Trommeln und Cymbeln der Janitscharen, statt Gesang und Jauchzen der wilde Schlachtenruf der Osmanen „Lailah Illahah!" und das „Kyrie eleison" der Griechen, widerhallte die Luft von dem Donner der Kanonen, dem Geschrei des Schmerzes der Verwundeten und dem Stöhnen der Sterbenden. In dieser Gegend bis zum Romanusthore hin war der Kampf am heftigsten, das Ge-

*) Wenn sich ein Türke verehelichen will, sucht ihm seine Mutter oder eine Anverwandte eine Frau aus. Er selbst sieht seine Frau zum ersten Male unverschleiert nach der Hochzeit. Beim Eintritt in die Gemächer des Harems reißt sich die Neuvermählte den Schleier herunter, worauf ihr der Mann seine Hochzeitsgeschenke überreicht und ihr dann den ersten Kuß gibt. Die türkischen Mädchen kommen vor der Verehelichung außer ihrem Vater mit keinem Manne in Berührung. Sogar vor ihren erwachsenen Brüdern dürfen sie nur verschleiert erscheinen.

Digitized by Google

fecht am heißesten. Der, 100,000 Mann starke, rechte Flügel der türkischen Armee zog sich von der Propontis bis jenseits des Romanusthores hin. Hier commandirte Sultan Mahomed II. in eigener Person und ihm gegenüber auf dem Walle Kaiser Konstantin und der Genuese Giustiniani. Die Gräben und die Breschen waren mit Leichen von Erschlagenen ausgefüllt, über welche die Nachstürmenden emporkletterten.

Bei Balikli liegen allein 6000 hier gefallene Türken begraben. Zur Erinnerung an sie sammeln an dieser Stätte mit Erlaubniß der Regierung während der drei Festtage türkische Soldaten milde Gaben, die zur Unterstützung von Invaliden der regulären Armee bestimmt sind. Kein Türke ging an ihnen vorüber, ohne eine Münze, oft sogar ein Goldstückchen, auf die Teller zu werfen.

Die dem Untergange sich zuneigende Sonne mahnte uns zum Aufbruche.

Wir verließen unser einsames, liebliches Plätzchen und kehrten auf den Festplatz zurück, um unsere Pferde aufzusuchen. Dort war inzwischen der Lärm noch größer geworden. Es machte sich bereits der Einfluß des nationalen Gottes bemerkbar. Jauchzende Griechen und Armenier tanzten in wilder Lust auf den Gräben der Ihrigen, die zahlreich vertretene griechische demi-monde schaute ihnen zu, sich in lasciven Scherzen ergehend; da und dort lagen auf den Denkmälern der Todten Trunkene wie todt, und die Cawassen waren beschäftigt, raufende Griechen, welche Messerstiche austheilten, zu trennen und Verhaftungen vorzunehmen.

Die Wagen mit den vornehmen türkischen und armenischen Frauen hatten sich bereits entfernt. Auch die Türken schickten sich an, den Festplatz zu verlassen.

(Schluß folgt.)

Franz Xaver Schnyder v. Wartensee.

(Fortsetzung.)

Zunächst dachte Schnyder an sein liebes Wien; die Aussichten aber, die ihm von seinen dortigen Freunden gemacht wurden, waren ihm, dem Verheiratheten, zu unsicher. Da wurde ihm durch Niederer's warme Vermittlung eine lockende Aussicht in Frankfurt a. M. eröffnet. Niederer schrieb an Engelmann, den Vorsteher eines blühenden Mädchen-Instituts in dieser Stadt, mit dem er früher in Ifferten bekannt und befreundet worden war, und empfahl ihm dringend den jungen Musiker. Engelmann genoß das unbedingte Vertrauen der angesehensten Familien und in seiner Anstalt wurden ihre Töchter und die reicher Auswärtigen erzogen, ganz im Sinne Pestalozzi's, so daß es in einem rühmenden Bericht über sein Institut in dem „Morgenblatt" heißt: „So wie Pestalozzi sagte, ich will mich der Armen erbarmen, so sagte Engelmann zu den Reichen." Alsbald forderte Engelmann den Empfohlenen auf, zu kommen, er wolle ihm mehrere Zöglinge zum Unterrichte geben, und das Weitere werde sich finden. Ob aber auch ein ausgezeichnetes Orchester in Frankfurt wäre, das hätte der besonnene Künstler gerne gewußt, ehe er zusagte. Ein glücklicher Zufall, der gerade in diesen Tagen einen angesehenen Frankfurter, Herrn de Bary, zum Besuch seiner Söhne nach Ifferten führte, gab die bejahende Entscheidung.

In wenigen Wochen war das junge Paar wieder in Luzern; die Frau, die, ihrer noch nicht hergestellten Gesundheit wegen, die Mühen einer Reise und die Sorgen einer neuen Hauseinrichtung nicht übernehmen konnte, richtete sich bei der Mutter ein; Schnyder aber rüstete sich mit großer, für unsere Zeit unbegreiflichen Umständlichkeit zu der gewaltigen Reise. Den Versuchen, ihn im Lande zu halten, widerstand er; weder die Luzerner, noch der berühmte General Laharpe, den er kurz vor seiner Abreise von Ifferten persönlich in Lausanne kennen gelernt hatte, konnten seinen Entschluß ändern, und auch die Versuchungen unterwegs, namentlich in Freiburg, wo Frau v. Krüdener ihn an sich fesseln wollte, machten ihn nicht irre. Nach einer erquickenden Fußreise von Luzern nach Zürich, die ihm auf dem Rückweg Friedrich Rückert zuführte, verließ er mit dem jüngeren Bruder seiner Frau, den er von Ifferten mitnahm, um ihn dem Frankfurter Gymnasium zu übergeben, seine Vaterstadt und begrüßte nach einer nicht allzuraschen Reise, bei der er in den Aufenthaltsstädten interessante Bekanntschaften machte, wenige Tage vor der glänzenden Feier des 18. October 1817 mit freudigster Hoffnung die Stadt, in der er, als seiner zweiten Heimath, aus dem Schulmeister, wie er selbst sagte, ein Künstler werden sollte.

Schnyder's zusammenhängende Dictate aus seinem Leben reichen nur bis zu seinem Eintritt in die freie Stadt Frankfurt; die Ereignisse des Sommers 1866 unterbrachen die gemeinsame Thätigkeit in dem friedlichen Hause und er ließ sich nicht bewegen, den Faden in der Weise wieder aufzunehmen. Doch erzählte er, als der Sturm vorüber war und sein Interesse an der Politik überhaupt erlosch, der Gattin, die ihm nicht von der Seite wich, gelegentlich gern und ausführlich Einzelheiten aus den spätern Jahren. Sie hat auch diese getreulich niedergeschrieben und geordnet und so manche interessante Episode aus der Zeit bis 1836 erhalten. Außerdem hat er selbst im sechzigsten Jahre begonnen, ein Tagebuch zu führen, so daß sein Lebensbeschreiber in diesen Quellen, in den Briefen und den musikalischen und poetischen Werken des Stoffes genug findet zu einem vollständigen treuen Lebensbilde, das den Freunden diesseits und jenseits des Oceans eine willkommene Gabe der Erinnerung sein wird.

Beinahe hätte Schnyder gleich beim Eintritt in Frankfurt seinen Plan geändert. Im Weidenhof, in welchem er abstieg, wurde an dem Abend eine musikalische Aufführung abgehalten, zu der er sich auch ohne Karte Eingang zu verschaffen wußte. Das Orchester, auf das er sein Hauptaugenmerk gerichtet hatte, fand er ungenügend; aber sein neuer Freund de Bary bemerkte ihm, das sei nicht das Theaterorchester; er beruhigte sich und hatte es nicht zu bereuen.

In kurzer Zeit wurde er in Frankfurts musikalischen und geselligen Kreisen bekannt und konnte sich einer geordneten, einträglichen Berufsthätigkeit hingeben. Seine gewichtigen Empfehlungen an Dr. Engelmann, Geh. Rath v. Willemer, Staatsrath v. Bethmann, den Kunsthändler Wenner und andere bedeutende Persönlichkeiten, die in Frankfurt heimisch waren oder, wie Bürgermeister Smidt und Minister von Wangenheim, in diplomatischen Geschäften hier verweilten, wie nicht minder sein vielgebendes Umgangstalent führten ihm viele Freunde und Gönner zu; bei Künstlern und Gelehrten wurde er als würdiger Genosse heimisch und in der Gesellschaft war er gern gesehen. Schelble, Spohr zählten zu seinem täglichen Umgang; an den musikalischen Bestrebungen der Stadt, die in jenen beiden außerordentlichen Männern ihren Mittelpunkt fanden (1818 wurde der Cäcilien-Verein gegründet; die Museums-Abende waren in kleinerem Maßstabe schon im Gang), nahm er den regsten Antheil. Da er mit großer Fertigkeit das Clavier, die Orgel, die Bratsche spielte und überall gern mitwirkte, wurde er vielfach zu Concerten bezogen; auch das Theater regte seine Theilnahme an, und er spielte gleich in dem folgenden Jahre bei den ersten Aufführungen des Spohr'schen „Faust", in welchem Schelble die Titelrolle unvergleichlich sang, in der Kirchenscene die Orgel. Eine eigenthümliche, sein tiefes Gemüthsleben bezeichnende Liebe

Digitized by Google

führte ihn zu der damals Aufsehen erregenden Glasharmonika; er wußte sie ausgezeichnet wirksam und ergreifend zu spielen und erfreute in Concerten öfter durch den Vortrag eigener Compositionen oder geeigneter Lieder auf derselben. Seine Lieder-Compositionen fanden viel Beifall und Schelble sang einige besonders gern.

„In finsterer Sommernacht", heißt es in den Aufzeichnungen seiner Frau, „zwischen 11 und 12 Uhr ging Schnyder an der Leonhardskirche vorüber. Er war nicht wenig erstaunt, zu dieser Stunde sein Lied von Novalis: „weinen muß ich, immer weinen ꝛc." in der Kirche singen zu hören. Er blieb an der geschlossenen Thüre stehen und lauschte andächtig dem unvergleichlich schönen, künstlerischen Vortrag seiner Composition. O, dachte er, das ist Schelble, der herrliche Sänger, das kann Niemand anders sein, als Schelble. Als Alles verklungen war, entfernte sich Schnyder. Er war nicht so abergläubisch, um den Hergang für eine Vision zu halten, die ihm seinen Tod anzeige. Am andern Morgen traf er Schelble auf der Zeil an. Lächelnd sagte dieser: „Sie können schwerlich errathen, an welchem Ort ich gestern Nacht Ihr schönes Lied: weinen muß ich ꝛc. gesungen habe." „„Das war in der Leonhardskirche."" „Sa? hat Ihnen Wenner das schon mitgetheilt?" „„Nein, ich ging zufällig an der Kirche vorbei."" Schelble erzählte nun, daß in der Abendgesellschaft bei Herrn Wenner dessen Gattin den Wunsch geäußert habe, ihr Lieblingslied in stiller Nacht im Gotteshause singen zu hören. Das kann leicht geschehen, sagte Herr Wenner, ich gehöre zum Kirchenvorstand und meine Druckergehülfen können unser Tafelclavier in die nahe Kirche tragen. Dann gehen wir alle hin und hören das Lied, welches Herr Schelble zu singen die Freundlichkeit haben wird. Gesagt, gethan! Das Clavier wurde hintransportirt, die Gesellschaft folgte nach, und das Schnyder'sche Lied wurde wiederholt gesungen."

Schnyder ordnete, da die Anfragen um Unterricht sich häuften, seine Zeit in der Weise, daß er von 7 bis 1 Uhr und von 2 bis 4 Uhr regelmäßig Unterricht ertheilte in Gesang, Clavierspiel, Theorie, den ganzen Abend aber sich frei hielt, und da er stets haushälterisch mit der Zeit war, auch seiner starken Natur viel zumuthen konnte, blieb ihm nicht nur für die Composition und mancherlei wissenschaftliche Beschäftigung, sondern auch für den Spaziergang, die gesellige Unterhaltung und den Theater- und Concertbesuch immer reichliche Muße. Die Mitternacht konnte ihn, ausnahmsweise, noch im lebhaften Gespräch finden und schon der frühe Morgen sah ihn wieder in ernster Thätigkeit. Sein Lehrkreis umfaßte Anfangs die Institute von Engelmann und Frau Bunsen und die Häuser, in denen er empfohlen war, dehnte sich aber besonders in der Theorie bald auch auf junge Talente aus, die ihn auch von auswärts, namentlich aus England und Amerika, suchten, und um seines Unterrichtes willen Jahre lang verweilten. An Allen behielt er bis in die späteste Zeit das lebhafteste Interesse.

Die musikalischen Vereine zählten ihn zu den aufmerksamsten und wohlwollendsten Besuchern und sie schätzten seine Aufmunterung und sein Urtheil, indem sie ihm die Ehrenmitgliedschaft ertheilten. Besonders war es der unter Schelble aufblühende Cäcilienverein, in dem er unzählige genußreiche Stunden verlebte; später wandte er seine Theilnahme mehr dem unter seiner lebhaften Mitwirkung gegründeten Rühl'schen Verein zu. Auch an den Museums-Concerten, wie sie sich nach langem Kränkeln des ursprünglichen Instituts seit etwa dreißig Jahren gestaltet haben, war er eifriger Theilnehmer und mehrere seiner Compositionen, namentlich die erste Symphonie A-dur, wurden in denselben mit Beifall gehört. Ebenso schenkte er dem Instrumentalverein seine Aufmerksamkeit. Der Liederkranz aber fand in ihm von seinem Entstehen an (1828) eine wesentliche Stütze und der Festausschuß desselben bewies ihm sein hohes Vertrauen dadurch, daß er ihn, auf Anregung Wilhelm Speyers, zum Präsidenten des im Jahre 1838 unternommenen ersten deutschen Sängerfestes ernannte. Seiner besonnenen, unermüdlichen Thätigkeit verdankt das herrliche Fest einen wesentlichen Theil seines Gelingens und auch die aus dem Feste als gesunde Frucht hervorwachsende Mozartstiftung, das Werk seines Freundes Speyer, hat ihre Gestalt durch seine eifrige Mitwirkung beim Entwurf der Statuten erhalten. Eine seiner reichsten und in der Form vollendetsten Compositionen, die den umfangreicheren Chorcompositionen für Männerstimmen Bahn brach, die Cantate „Zeit und Ewigkeit", deren Text er nach Oden seines Lieblingsdichters Klopstock selbst zusammenstellte, bildete mit Spohr's Psalm von Klopstock das Programm des Kirchenconcertes am ersten Tage.

Das Sängerfest gab den Anstoß zur Stiftung zahlreicher Sängervereine in der Stadt und weithin in der Umgegend; als erstere sich vor wenig Jahren in den Bund der vereinigten Männergesangvereine zusammenschlossen, war es eine erste Pflicht des Bundes, den Altvater Schnyder zum Ehrenmitgliede zu ernennen. Schnyder konnte bei der Anordnung jenes Festes um so hülfreicher sein, da er die Sängerfeste in seinem Vaterlande wohl kannte und, so oft es ihm möglich war, selbst besuchte. Blieb doch sein Herz und Gedanke stets dem theuern Vaterlande zugewandt, und wie er an dessen politischen Kämpfen und Umwandlungen lebhaftesten Antheil nahm, so wirkte er auch aus der Ferne und bei öfteren längeren Aufenthalten daselbst, wie vor Allem von 1844—49, mit begeisterter Hingabe für die neue reichere Entfaltung des musikalischen Lebens bei den schweizerischen Musikfesten sowohl, wie bei den cantonalen und allgemeinen Sängerfesten daselbst, bei welchen letzteren er öfter als Präsident des Schiedsgerichtes das entscheidende Wort durch sein gewichtiges Urtheil herbeiführte. Ueberall in der Schweiz war er daher bei den Freigesinnten hochgeachtet und bei den Musikalischen mit und ohne höhere Bildung geehrt und gefeiert und seine eigne Herzensverbindung mit der Vaterstadt bekundete sich jederzeit in Rede, Schrift und werthvollen Schenkungen an die Bibliothek in Luzern. Die allgemeine Klage um seinen Hinschied wird Zeugniß davon ablegen, daß die Schweiz in ihm einen ihrer edelsten und begabtesten Söhne erkannte und ehrte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Moralische Zwangsmittel.) Vom Achensee wird uns geschrieben: In Pertisau besitzt das Benedictanerstift Fiecht ein Gasthaus, welches das Fürstenhaus genannt wird. Die liebliche Lage des Hauses, dicht an den Ufern des Sees, lockt so manchen Fremden aus Nah und Fern herbei, und man verweilt gern einige Tage dort. Um aber für sein Geld geduldet zu werden, muß man sich hübsch der Hausordnung fügen, und namentlich der Köchin, welche zugleich Wirthschafterin ist, zu Gesicht stehen, sonst läuft man Gefahr, ausgewiesen zu werden, wie ein Beispiel neuester Zeit beweist. Die Frau eines Wiener Fabrikanten war vor einigen Tagen hier und traf sechs Herren aus Wien, Bekannte der Familie. Die Dame ließ sich einigemale beifallen, mit den Fremden ihres Mannes spazieren zu gehen. Dieses Benehmen fand die Köchin unanständig und unsittlich, kündete der Dame die Wohnung und schrieb gleichzeitig dem abwesenden Abt nach Fiecht. Dieser eilte alsogleich selbst nach Pertisau und kündete der Dame schriftlich die Wohnung mit dem Beisatze, daß er sie nöthigenfalls moralisch zur Abreise zwingen werde. Die übrige Gesellschaft, von diesem Vorgange empört, stellte den Herrn Abt zur Rede und forderte ihn, sowie die Köchin auf, zu erklären, was sie an der Dame Unanständiges oder Unsittliches bemerkt haben; Beide jedoch wußten keine

Digitized by Google

Thatsachen anzugeben. Schon hatte sich ein ebenfalls fremder Gast, ein Hofrath aus Wien, der Dame angenommen und wollte gegen den Abt eine Ehrenbeleidigungs-Klage beim Gerichte Schwarz einbringen, als sich endlich der Abt bewogen fand, seine Kündigung zurückzuziehen. Auf die weitere Frage, wie er denn den moralischen Zwang durchführen wolle, erklärte der Herr Abt, er werde ihr die Wohnung am ersten Tage mit 5 fl., am zweiten mit 10 fl., am dritten mit 20 fl. und so fort berechnen. Also das nennt Herr Abt Pirmin von Fiecht moralisch zwingen!

(Auch ein Trinklied.) Auf der in Düsseldorf gegenwärtig tagenden Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure wurde beim Festessen u. A. nachstehendes sinnige Trinklied (nach der Melodie des allbekannten „Grad aus dem Wirthshaus ꝛc." vom Cultusminister v. Mühler) gesungen:

Mädchen, vor Einem Wort hüte Dich sehr:
Daß ich nicht trinken soll, sage nicht mehr.
Blicke doch rings um Dich in der Natur,
Funkelnden Sonnenstrahl bietet die Flur!
Brunnen und Quellen trinkt durstig die Au,
Und in dem Blumenkelch blinket der Thau.
Trinken die Lüfte nicht würzigen Duft?
Schau, und der Falter trinkt wieder die Luft.
Fliegen die Bienen doch durstig ins Feld,
Und um die Sonne schwebt trunken die Welt.
Ja, selbst die Sonne trinkt kühlende Fluth,
Wenn sie im Meeresgrund rastet und ruht.
Mädchen, drum sag' mir nicht: „Trinke nicht mehr!"
Trinkt doch die ganze Welt rings um mich her.
Reiche den Becher mir, schenke mir ein,
Bin ja auf Erden sonst nüchtern allein!

(Eine Gräuelthat.) Lufus Ludwig, dem Namen nach ein Deutscher, ward im vorigen Monate zu Salisbury in Nord-Carolina wegen Ermordung seiner Frau hingerichtet. Ueber die Umstände, unter welchen das Verbrechen, wegen dessen er den Tod erlitt, verübt wurde, finden wir in einem amerikanischen Blatte folgenden Bericht: „Ludwig nahm seine Frau nach der Hochzeit in das Haus seiner Mutter. Diese erklärte nach wenigen Tagen, daß sie ihre neue Schwiegertochter nicht ausstehen könne und daß er sie umbringen müsse. Er weigerte sich Anfangs, aber seine Mutter und seine Schwester Jane bestanden darauf, daß sie sterben müsse. Er nahm sie dann mit sich zum Fischen an den Fluß, nicht weit vom Hause, und als sie nichts ahnend am Ufer saß, schoß er sie von hinten durch den Kopf. Sie fiel in den Fluß. Er wähnte sie todt, kehrte nach Hause zurück und erzählte seiner Mutter, was er gethan. Der Unmensch meinte, es wäre besser, er sähe nochmals nach, ob sie auch wirklich todt sei, und schaffte dann die Leiche zur Seite. Alle Drei gingen dann an den Platz und fanden, daß die arme Frau sich wieder aus dem Wasser geschleppt hatte, unter einem Baume saß und schmerzlich jammerte. Der Mann und die Mutter blieben in einiger Entfernung stehen und sandten die Schwester hin, der Armen mit einem Fleischmesser, das sie mitgebracht, den Hals abzuschneiden. Die Schwester sprang hin und machte einen Schnitt in den Hals der jungen Frau, dieselbe wehrte jedoch mit den Armen ab und erhielt eine tiefe Schnittwunde in einen derselben. Jetzt kam die alte Hexe und der Kerl zu Hülfe und hielten der Unglücklichen die Hände, bis die Schwester den Hals derselben durchschnitten. Die Leiche ward dann in den Fluß geworfen, wo man sie einige Tage später fand. Die That ward kund und der Schurke Ludwig zum Tode verurtheilt. Er nahm ein schreckliches Ende. Zuerst weigerte er sich, den Wagen zu verlassen und das Schaffot zu besteigen, und ward hinauf geschleppt. Dann sprang er auf die entgegengesetzte Seite hinunter, ward aber wieder ergriffen und hinauf geschleppt. Ein furchtbarer Kampf entspann sich zwischen ihm und dem Sheriffspersonal. Endlich gelang es, ihm die Schlinge um den Hals zu legen und die Kehle zuzuschnüren. Der Sheriff stieß dann eine Stütze der Fallthür fort und das Scheusal schwebte zwischen Himmel und Erde. Da der Fall ihm nicht das Genick brach, so starb er den Tod des Strangulirens."

(Ein Beefsteak in der Sonne gebraten.) Die „Scientific Review" schreibt, daß es am 22. Juli d. J. an der Südseite der Westminsterbrücke in London möglich war, ein Beefsteak vermöge der Hitze der Sonnenstrahlen zu rösten. Der dazu verwendete Apparat war von äußerst einfacher Beschaffenheit; er bestand in einer leeren Cigarrenkiste, deren innere Seite schwarz angestrichen, und deren Oeffnung durch 3 Zoll lange Glasscheiben verschlossen war. Im Verlaufe von 20 Minuten war das Beefsteak auf beiden Seiten vollständig durchgebraten, und gleichzeitig auch einige Kartoffeln um dasselbe herum geröstet worden.

Literatur-Notizen.

Alexander Daguet, **Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft**, von den ältesten Zeiten bis 1866. Autorisirte deutsche Ausgabe nach der neubearbeiten sechsten Auflage, mit Nachtrag. (Aarau, Sauerländer.) Eine ordentliche philosophisch abgefaßte Universal-Geschichte der Schweiz existirt noch nicht: auch Johannes von Müller hat sie nicht geschrieben. Herr Daguet, der Verfasser des vorliegenden Werkes, hat sie gewiß nicht geschrieben. Aber was er geleistet hat, ist doch anzuerkennen; es ist ein brauchbares Compendium. „Unbefangen", wie der Verfasser selbst seine Arbeit in der Vorrede rühmt, wollen wir auch noch zugeben. Aber warum es in's „Deutsche" übersetzt worden ist, sehen wir nicht recht ein; in der französischen Literatur hätte es allenfalls noch eine Stelle einnehmen können. Die ganze Schweizer Geschichte ist doch nur ein Appendix der deutschen und der französischen. Die culturhistorischen Abschnitte sind recht gründlich; namentlich alles, was die Reformation angeht. Auch hat der Verfasser einen, freilich sehr dürftigen und etwas ängstlichen, Versuch gemacht, die „Urzeit" der Schweiz statt aus der Bibel aus den Pfahlbauten ꝛc. aufzuhellen. Wenn in irgend einem Lande, so kann doch sicher nach diesem Gesichtspunct in der Schweiz und namentlich in dem vorrömischen Helvetien mit einer gewissen Klarheit und Uebersicht schon heute geschichtlich gesondert werden.

„G. A. Bürger und Elise Hahn", ein Ehe-, Kunst- und Literaturleben, von F. W. Ebeling (Leipzig, Wartig). Der Verfasser ergänzt und berichtigt durch diese ausführlichere und größtentheils urkundliche Darstellung sein eigenes Urtheil über das unglückliche Paar, das er früher in seiner Geschichte der komischen Literatur aussprach. Ja, unglücklich waren beide Gatten und ihre Ehe, aber keineswegs durch die ausschließliche Schuld der begabten Frau, die wir älteren Bewohner Frankfurts noch in ihrem letzten und traurigsten Lebenszeitraum kannten. Aber auch wir konnten ihr eigentliches Wesen und Leben nicht so nahe kennen lernen, wie dieß jetzt durch Ebelings mitleidsvolle und durch viele Briefe, Gedichte u. s. w. begründete Schilderung geschieht.

„Gustav Wasa", historischer Roman von L. Gräfin von Robiano. 2 Bände. (Jena, Costenoble). Die Verfasserin hat einen äußerst interessanten Stoff gewählt: die mit der Geschichte seines Volkes verschmolzene eines Königs, dessen Tugenden seine Schwächen weit überragen, und der noch jetzt dem schwedischen Volke als Heros und als Begründer seiner Freiheit und Bildung gilt, obgleich es noch bei unserem Gedenken den letzten Herrscher aus seinem Geschlechte entthronte. Allerdings ist in diesem Buche überall die zarte Frauenhand sichtbar, welche die Lücken der Chronik mit Romantik füllt und weichere Farben anwendet, als ein männlicher Schilderer rauher Zeiten thun würde. Aber wenn wir deßhalb auch ihr Werk nicht als ein ganz zuverlässiges Zeitgemälde preisen, stellen wir es doch unbedenklich in die Reihe der zugleich anziehenden und belehrenden Literaturerscheinungen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 5. September. **Aus der Gesellschaft**, Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 232.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 248. Sonntag, den 6. September 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Schluß.)

Nachdem wir unsere Pferde gefunden, traten wir den Heimweg an. Wir wählten jetzt den kürzeren Weg durch Konstantinopel. Durch das Thor von Adrianopel ritten wir in die Stadt hinein und zogen uns dann eine Strecke längs der inneren Festungsmauer hin.

Hier kamen wir durch ein Zigeunerdorf, dessen elende Hütten an die morschen Festungsmauern angeklebt waren. Vor den Hütten brannten Kohlenfeuer, an welchen rußige Zigeuner Hufeisen schmiedeten und Kessel flickten. Um sie herum spielten im Sande ganz nackte schmutzige Kinder.

Bald waren wir von braungelben Zigeunermädchen mit kohlschwarzen, seidenglänzenden Haaren und schwarzen, glühenden Augen umringt, welche unsere Pferde anhielten und einen Bakschisch (Geschenk) verlangten, wofür sie uns wahrsagen wollten. Um sie los zu werden, warfen wir ihnen einen Piaster hin und ritten weiter.

Diese Zigeuner sind angeblich Muhammedaner, besuchen aber die Moscheen selten. Sie verkehren außer ihrem Geschäfte mit den Türken und Christen wenig und sprechen unter sich die Zigeunersprache, die bekanntlich hindostanischen Ursprungs ist. Ein Pariser weilt täglich mehrere Stunden in dem Dorfe, um ihre Sprache zu studiren.

Dann kamen wir nach Tekfur Serai, der Ruine des von Konstantin dem Großen erbauten und von seinen Nachfolgern erweiterten Palastes Hebdomon, so genannt, weil er auf dem siebenten Hügel der Stadt liegt. Wir machten einen kleinen Halt und besahen uns die Ruine. Es sind noch die Mauern von 3 Stockwerken vorhanden. Die Flurhalle ist von römischen Säulen getragen. Ueber dem Eingange stehen die griechischen Buchstaben *Π* und *X* (Polychronous, der Glückwunsch vieler Jahre, der Ruf: „vive domine imperator in multos annos!", womit die Kaiser bei ihrem öffentlichen Erscheinen vom Heere und Volke begrüßt wurden.) An einem Marmorgesimse erblickt man einige noch gut erhaltene Löwenköpfe. Auf der Rückseite des zweiten Stockes befindet sich ein vorspringender steinerner Erker, von dem man eine herrliche Aussicht auf die Stadt hat. In dem an ihn anstoßenden Saale stand früher der Kaiserthron. Im Innern der moderigen Ruinen hatten Juden ihre Hütten aufgeschlagen. Vor den Thüren saßen einige bleiche Frauen mit ausdrucksvollen Gesichtern und viele schmutzige, zerlumpte Kinder. Alle hatten geröthete Augenlider, wahrscheinlich von dem fortwährenden Aufenthalte in der dumpfen, feuchten Luft. Die Männer waren in der Stadt auf Schacher. Die Juden Konstantinopels sind meistens Karaiten. Von den Türken geduldet, von den Armeniern verachtet, von den Griechen und katholischen Levantinern bei jeder Gelegenheit schmählich mißhandelt, schleppt dieß unglückliche Volk sein freudenloses Dasein in Schmutz und Elend hin.

Von Tekfur Serai wendeten wir uns links abwärts und erreichten wieder Haiwan Serai, wo wir unsere Pferde zurückließen und in einer Gondel über den Meerbusen des goldenen Hornes nach der türkischen Vorstadt Kassim Baschi fuhren.

Am jenseitigen Ufer angekommen, forderte der Kajikdschi (Gondolier) *), ein Grieche, das Vierfache der gesetzlichen Taxe. Entrüstet sprang Osman Effendi auf ihn zu, ergriff ihn bei der Jacke und rief:

„Ne bok jedin Pesewonk? (Was für Koth hast Du gegessen, gemeine Seele?) Du hältst uns Beide wahrscheinlich für Franken und glaubst uns deßhalb betrügen zu können? Marsch, auf die Wache!"

Da fiel ihm der Grieche zu Füßen, flehte und jammerte so erbärmlich, daß ich Mitleid mit ihm bekam und Osman Effendi bat, ihn loszulassen.

„Deinetwegen will ich ihn laufen lassen", antwortete er mir, „aber Du thust Unrecht. Ein anderes Mal wird der Kerl wieder denselben Betrug versuchen. Diese Menschen kann man nur durch die erlittene Strafe vom Zurückfallen in denselben Fehler abschrecken.

Osman Effendi war kein Fanatiker, er haßte nicht die Armenier und Griechen wegen ihres Glaubens, aber er verachtete sie wegen ihrer niedrigen Gesinnung, wegen ihrer Kriecherei, Falschheit und Unredlichkeit.

Wir stiegen nun die Anhöhen von Kassim Baschi hinauf, wo sich uns abermals eine prachtvolle Aussicht darbot. Zu unseren Füßen lag das Arsenal, die Schiffswerfte und der Hafen mit seinem Mastenwalde, am jenseitigen Ufer Stambul, von dem scheidenden Lichte der Sonne in vergoldeten Purpur getaucht; zu unserer Rechten auf den Höhen von Chassköi der große baumlose Judenkirchhof, welcher mit seinen vielen Steinblöcken aus der Ferne einer versteinerten Stadt glich; zu unserer Linken und hinter uns die Hügel der christlichen Vorstädte Galata, Pera und St. Di-

*) Das Corps der Kajikdschi besteht aus Türken, Griechen, Armeniern und einigen Juden; die Gesammtzahl beläuft sich auf 22,000, die der Gondeln auf 18,000. Die zuverlässigsten und ehrlichsten sind die Türken. Sie überfordern nie, halten sich stets strenge an die Taxe. Auch ist es für sie eine Ehrensache, Den, welcher sich ihnen anvertraut hat, wohlbehalten an seinen Bestimmungsort zu bringen, und sie gehen im Sturme eher mit ihm unter, als daß sie ohne ihn ankommen. Dagegen sind die Fälle nicht selten, wo Griechen in gefährlichen Stürmen sich durch Schwimmen zu retten suchen und die Passagiere ihrem Schicksale überlassen. Ferner sind Fälle vorgekommen, wo Griechen Fremde austraukten und dann ins Meer warfen.

Digitized by Google

mitri, über deren zahlreichen Häusern sich stellenweise die Wipfelpyramiden schlanker Cypressen erhoben.

An Derwischklöstern, alten, von silbersäuligen Riesenplatanen beschatteten Moscheen und zerfallenen Grabdenkmälern, — auch diese Gegend ist den Türken eine heilige, weil hier die Gebeine der in den sieben arabischen Belagerungen gefallenen Araber ruhen —, an rauschenden, durch Schluchten dem Meerbusen des goldenen Hornes zueilenden Bächen, Cypressengruppen und Buschwerk voll Nachtigallengesang, Kaffeebuden und griechischen Tabernen, aus welchen die Klänge jonischer Cythern, Trink- und Liebeslieder erschollen, vorüberziehend, bald auf-, bald abwärts steigend, kamen wir eine gute Stunde nach Sonnenuntergang, sehr ermüdet von unserm langen Ausfluge, wieder in Pera an.

Franz Xaver Schnyder v. Wartensee.

(Schluß.)

In den wissenschaftlichen Vereinen unserer Stadt fehlte aber auch Schnyders Wirksamkeit nicht. Der naturforschenden Gesellschaft und dem physikalischen Verein gehörte er an und wurde Vorstandsmitglied des letzteren, in welcher Stellung er Veranlassung gab zur Errichtung der Normaluhr und an allen Bestrebungen desselben sich eifrigst betheiligte. Die Astronomie war seinem auf das Große, Ewige gerichteten Geist eine ernst-erhebende Gefährtin durch das Leben, und manche glückliche Stunde bereitete ihm der Gebrauch seines trefflichen Teleskops.

Zu Ende der dreißiger Jahre bildete sich der gesellige Verein, der von seinen humoristischen Stiftern „Ganges“ genannt wurde, und in seinen allwöchentlichen Zusammenkünften, „wo die Brahmanen in der heiligen Fluth des Ganges sich erfrischten“ unter dem Vorsitz Brahma's selbst und der Protocollführung Vischnu's mancherlei Ernst und Scherz zu Tage förderte. Künstler und Gelehrte vereinigten sich in demselben, und Auswärtige, welche die Stadt berührten, waren als Besucher hoch willkommen. Schnyder war einer der gewissenhaftesten Badenden, und in der sehr gelungenen, humoristisch aufgefaßten Bleistiftzeichnung, in welcher ein Künstler-Mitglied sämmtliche Genossen in ein Bild gruppirt hat, ragt er, nicht nur als der körperlich Größte, aus den Andern hervor, er, der Dichter des Sonnettenkranzes zu Ehren „der Gletscher-Jungfrau“, der dem Brahma-Amte mit besonderer Würde vorzustehen wußte. Das Gedeihen der Schillerstiftung verfolgte er als Mitglied des hiesigen Vorstandes mit Freuden.

So wandelte er fest und freudig, ein immer Strebender und immer Genießender, durch das Leben, Gott, den Allmächtigen, den Ewigen, den Alliebenden, den Herrn der Herrlichkeit mit Ehrfurcht und Entzücken schauend und fühlend in der Natur, die seine vertraute, in ihrer ganzen vollendeten Schönheit erkannte Freundin war durch das ganze Leben, ihn suchend und findend in der Welt des Geistes und mit Begeisterung erfassend in den herrlichsten, reiferen Blüthen derselben, seiner schaffenden Nähe in dem eigenen Busen sich bewußt und seinem wahren Dienste sich weihend und heiligend. Das ewige Gotteshaus, dessen Größe und Herrlichkeit kein Menschengeist ermessen kann, war seine Kirche, in der er anbetete sein Leben lang mit den Gläubigen aller Zeiten.

Hier fand er auch Trost und Erhebung in den Stürmen die sein Leben nicht verschonten. Hatte ihn die unverschuldete Bedrängniß der äußeren Verhältnisse, die ihn nach Frankfurt brachte, wenig anfechten können, so griff die zunehmende Kränklichkeit seiner geliebten Karoline um so tiefer in sein Gemüthsleben. Im Jahre 1820 hatte er sie in seine neue Heimath geholt aus dem Kreise ihrer Familie und fühlte sich überaus glücklich in dem selbstgeschaffenen häuslichen Kreise. Aber bald kehrte dies schleichende Uebel verstärkt wieder und führte nach jahrelangem Siechthum zur endlichen Auflösung im Jahre 1827. Mit ausdauernder Geduld, wie sie nur wahre, Alles überwindende Liebe verleihen kann, pflegte er das Weib seiner Jugend in den furchtbaren Beängstigungen der Krankheit, bis sie in seinen Armen den schweren Lauf vollendet hatte. Tief erschüttert von dem Verlust, ertrug er die Schickung mit männlichem Muth und innigem Gottvertrauen.

Ganz nun seinem Berufe hingegeben, belebte er seine Vereinsamung durch den regsten Verkehr mit den Wissenschaften und der Welt. Nicht selten benutzte er einen großen Theil des Sommers zu größeren Reisen und längerem Aufenthalt in seiner Heimath. Und da seine äußeren Verhältnisse sich günstig gestaltet hatten, erfaßte er in den 40er Jahren, angezogen von den Entwicklungskämpfen seines Vaterlandes, den Gedanken, dort wieder seinen dauernden Wohnsitz zu nehmen. Er erbaute sich auf mäßiger Höhe am Luzerner See ein Landhaus und siedelte 1844 dorthin über. Während dieses bis 1849 dauernden Aufenthaltes widmete er sich mit ausharrendem Eifer der Veredlung des musikalischen Lebens und besonders der Hebung des Volksgesangs.

In dieser Zeit fand er auch die Gefährtin seiner späteren Tage, Josephine Jahn von St. Gallen. Als Kind hatte sie den jugendlichen Künstler schon in ihrem väterlichen Hause gesehen, und da sie sich später der Musik widmete und im Claviersspiel eine hohe künstlerische Fertigkeit erlangte und eine sehr geachtete Stellung als Lehrerin einnahm, so waren die Wege geebnet, die sie nun zu innigerer Verbindung zusammenführten. Herzliche Liebe und innige Verehrung, vollkommenes gegenseitiges Verständniß, ein harmonisches Zusammenklingen der Seelen, machte die Wanderung durch die beschwerlicheren Strecken des Alters zu einem ununterbrochenen Genuß. Als ihn zunehmende Körperschwäche an das Zimmer fesselte, da verließ auch sie nur selten das Haus; sie waren sich allein genug und in beseligenden Stunden durchwanderten sie, er erzählend, sie niederschreibend, die Zeiten, die längst entschwunden waren.

Sollen wir nun noch versuchen, Wesen und Charakter des Mannes zu schildern? Die Lebensskizze, die wir aus den Erinnerungen eines vieljährigen Umgangs und seinen eignen Aufzeichnungen gegeben haben, überhebt uns vieler Worte. Was er als Musiker gewesen, werden Musiker würdigend darstellen. Er war ein ächter Sohn der Schweiz, ein nacheifernder Genosse Pestalozzi's. Sein derbes, oft schroffes und unbiegsames Wesen ruhte in einem reichen Gemüth und sein durchdringender Verstand wurde geleitet durch eine alle Zweifel besiegende Religiosität. Ein wahrer Freund des Volkes, und insbesondere seines Volkes, arbeitete er für die Befreiung des Volkes, indem er sich überall den Männern zugesellte, die es geistig frei machen wollten durch Bildung.

So lebte er hochgeachtet und glücklich, als einer der Würdigen auf Erden. Und so wurde ihm auch die Gnade, als ein Glücklicher zu scheiden. Das letzte Jahr verlebte er fast ausschließlich zu Bette. Ein Band nach dem andern, das ihn an das Leben fesselte, fiel ab, ohne daß er es beklagte, wie denn überhaupt kaum eine Klage über seine Lippen kam und eine unendliche Geduld sein Scheiden verklärte. Gern entsagte er zuerst dem politischen Treiben der Gegenwart. Dann schied er äußerlich von seiner treuesten Lebensgefährtin, der Musik, da ihm der Sinn versagte. Eines Tages ließ er sich von seinem geliebten Weibe die Partitur von Haydn's Jahreszeiten auf das Bett bringen und las sie mit wahrem Hochgenuß von Anfang bis zu Ende, öfter die geweihte Stille unterbrechend durch Ausrufe des Entzückens. Als er geendet hatte und das Werk wegzunehmen bat, sagte er gerührt: „Die Menschen sollen Gott danken, daß er ihnen den Haydn gegeben hat.“

Immer enger wurde sein Kreis; ein Erdenlicht nach dem an-

Digitized by Google

deren erlosch; zuletzt standen noch an seinem Lebenshimmel die beiden ewigen Lichter, die Liebe und der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit. Und die Liebe pflegte den Scheidenden und erquickte seine Seele mit ihrem Himmelsbalsam, daß sie nicht erlag unter den ermattenden Kämpfen der Trennung. „Wann kommt doch die Ewigkeit?" sagte er voll verlangender Sehnsucht zur Gattin, „sie ist doch so nahe." Wenige Stunden darauf hatte er ausgeathmet, still und leicht, wie ein Kind entschläft.

Am Morgen vor dem Geburtstage Goethe's, der in seiner Seele lebte und wirkte durchs ganze Leben, schlummerte er ein. Am darauf folgenden Sonntagmorgen geleiteten zahlreiche Deputationen der Vereine, Freunde und Verehrer seine Hülle zu ihrer Ruhestätte. Stadtpfarrer Thissen würdigte, nach Vollendung der kirchlichen Weihe, sein erfolgreiches Streben, der Musik ihre Würde zu wahren, als der beredtesten, machtvollsten Vermittlerin zwischen dem Ewigen und Irdischen, in geistvollen, tiefergreifenden Worten; Musikdirector Rühl schilderte als innig vertrauter, dankbarer Freund und Berufsgenosse aus eignem, vieljährigem Mitgenießen schlicht und wahr und aus dem Herzen sein geistiges und gemüthliches Wesen und musikalisches Wirken; Dr. Volger, als Obmann des freien deutschen Hochstiftes, umfaßte in lebendiger, poesie- und gedankenreicher Rede den ganzen freisinnigen Menschen, wie er sich freudig stets als thätiges Glied der großen Volks- und Menschenkette fühlte und zeigte, und legte den mit den deutschen Farben gezierten Eichenkranz als Dankeszeichen auf das Grab des Meisters; und ein Schweizer, Herr Dreyfuß, Präsident des hiesigen Schweizervereines, rief ihm als Lebewohl den Ehrengruß seines Volkes nach, das in ihm einen seiner edelsten Bürger nie vergessen werde, und dankte der Stadt Frankfurt, daß sie ihn als den Ihrigen aufgenommen hatte. Die verbündeten Männergesangvereine aber, die in ihm den Altvater der Sängervereine verehrten, weiheten die Feier mit ihren Trauerchören. Nur sein eigenes Schlummerlied, die zarteste und reinste Perle seiner Goethe'schen Musikdichtungen, das so unzählige Male in früheren Jahren die Gemüther still entzückt hatte, es ertönte nicht, es goß seinen wunderbaren Frieden nicht über die geschlossene Gruft, über die scheidende Versammlung, über die ernste Gottesflur. Einige Stunden später aber, in der Feierversammlung des Hochstiftes *), wo man der Geburt des Dichterfürsten gedachte, erklang an der Weihestätte das Lied Beider und vereinigte sinnvoll das ehrende Andenken an den einen Geschiedenen mit dem Preis des Andern ewig in seinem Volke Lebenden. „Warte nur, balde ruhest Du auch!" Wie oft mag der Engelsgruß sein Herz erquickend berührt haben in den letzten Stunden der Sehnsucht!

So ehrte die Stadt Frankfurt den Dahingeschiedenen, der durch seinen vieljährigen wirkungsvollen Aufenthalt in derselben sich das Bürgerrecht im edelsten Sinne des Wortes erworben hat; sein Andenken wird bei Allen, die mit ihm lebten, unvergessen bleiben.

Dr. H. Weismann.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein amerikanisches Duell in Prag.) Man liest in der „Bohemia" vom 31. August: „Gestern Früh verbreitete sich auf der Altstadt die Nachricht, es habe sich ein k. k. Hauptmann in Folge eines sogenannten amerikanischen Duells erschossen. Wir sind in der Lage, über diesen tragischen, von eigenthümlichen Nebenumständen begleiteten Vorfall nachstehende Mittheilung zu machen. In der Nacht auf gestern gegen 3/4 3 Uhr wurde die Familie des städtischen Bezirkswundarztes Herrn U. durch einen in einem Nebenzimmer ihrer Wohnung (Nr. 557—1, Obstmarkt) abgefeuerten Schuß erschreckt. Als Herr U. sich schnell erhob, um nachzusehen, was es gebe, begegnete er im Vorzimmer einem fremden Herrn, welcher ihm mittheilte, der k. k. pensionirte Hauptmann Leo von K....sti (der bei Herrn U. ein möblirtes Zimmer bewohnt) habe sich erschossen, worauf sich der Fremde von dem Dienstmädchen über die Treppe leuchten ließ und sich entfernte. Herr U. hatte sich inzwischen in das betreffende Zimmer begeben und fand den Hauptmann v. K. (welcher sonst nur Civilkleider trug) in Uniform auf einem Sessel vor einem Tischchen sitzend, in aufrechter Stellung. In der Stirne hatte derselbe eine schwere Schußwunde, und soviel sich nach der erste Untersuchung erkennen ließ, war das Nasenbein zerschmettert, die Kugel durch das linke Auge gedrungen und im Schädel sitzen geblieben. Der Verwundete, ein starker Mann von kaum vierzig Jahren, befand sich bei vollem Bewußtsein. Auf dem Tische lag der Revolver und in der Tischlade eine kleine schwarze Holzkugel nebst einem Blatt Papier, auf welchem, anscheinend von der Hand des Verwundeten, folgende Worte geschrieben waren: „Lieber Freund Jäger! Ich habe die schwarze Kugel gezogen, vernehme, wie ein Pole stirbt." — Hauptmann v. K. hat bisher über seinen Gegner oder über die Ursache des Duells keine Angabe gemacht, sondern nur einem Doctor med. gegenüber geäußert, falls er in Folge der Wunde oder einer Operation sterben sollte, sei ihm dies sehr gleichgültig, ein Mensch, der im Leben so viel Unglück erfahren, wie er, könne nicht am Leben hängen. Seine Transportirung ins Militärspital gab er nicht zu und wurde über Verlangen in der Wohnung belassen. Eigenthümlich ist, daß bei dem tragischen Vorfall eine zweite Person unmittelbar gegenwärtig war und die That ruhig geschehen ließ. Die Hausleute machen hierüber folgende Angaben: Hauptmann v. K. war gegen 2 Uhr Nachts mit einem fremden Herrn nach Hause gekommen und Beide seien sehr aufgeregt, polnisch sprechend, ja manchmal schreiend, im Zimmer herumgegangen. Plötzlich sei es gegen halb 3 Uhr ruhiger geworden und bald darauf fiel der Schuß. Unmittelbar nach dem Schuß hörte man längere Zeit an der Thür rütteln und endlich (von Innen) das Thürschloß abreißen, worauf der fremde Herr heraustrat. Die Thür war von Innen verschlossen gewesen und der Schlüssel wahrscheinlich zum Fenster hinausgeworfen worden, denn der Verwundete selbst gab Früh an, ein Suchen des Schlüssels sei nutzlos. Bemerkenswerth ist auch weiter, daß Hauptmann v. K. den Abend vor der That seinen Diener mit seinen sämmtlichen Habseligkeiten mittels der Staatsbahn fortgeschickt hat. Von Seite des Platzcommandos wurden die nöthigen Erhebungen über den mysteriösen Vorfall bereits eingeleitet.

(Gaunerstreich.) Nach der „K. Ztg." wurde vor einiger Zeit in Madrid ein verwegener Gaunerstreich ausgeführt. In dem Augenblicke, als sich der nach Alicante fahrende Bahnzug in Bewegung setzte, schwingen sich zwei bewaffnete Männer vom Perron aus in den Gepäckwagen und knebeln den Conducteur. Ohne Zweifel hatten die Strolche in Erfahrung gebracht, daß sich auf dem Zuge 50,000 Frs. in Gold befanden, deren Besitz ihnen eines kühnen Streiches werth erschien. Allein der in der Nähe des Conducteurs sich aufhaltende Schmierer hatte sie bemerkt, hielt es jedoch als Einzelner am gerathensten, fremde Hülfe herbeizuholen. Als nun der Zug aus dem Bahnhofe herausfuhr, sprang er herunter und setzte den Bahnhof-Inspector von dem Geschehenen schleunigst in Kenntniß. Der Telegraph spielte und bald saß die Nemesis in Form einer bemannten Locomotive den Dieben auf den Fersen. Um der Gefangennahme auszuweichen, versuchten dieselben ein

*) Die humoristische Beschreibung des Begegnens und der Rückreise mit Rückert aus den in voriger Nummer erwähnten Aufzeichnungen des Dahingeschiedenen hat das Hochstift, in welchem er sie vorlas, vor längerer Zeit veröffentlicht.

Digitized by Google

Letztes, indem sie die Casse ins Freie spedirten und derselben nachsprangen. Unterdessen hatte die Locomotive den Zug völlig erreicht der geknebelte Conducteur ward befreit, das Dampfroß braust eiligst zurück und man fand denn auch glücklicher Weise den Raub bis auf 200 Frs. wieder.

(Das „Buch der Lieder), gedruckt in diesem Jahr", worin Graf Bismarck von seinen poetischen Verehrern auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Lyrik verherrlicht wird, ist um eine Nummer reicher geworden. Die „Hallesche Zeitung" enthält folgendes Gedicht:

An den Grafen Bismarck.

Ein Maulwurf grub — wo war es doch?
Nun, bei Varzin, sich jüngst ein Loch,
Gar tief und finster, denn das Licht
Liebt solch ein dunkler Klausner nicht.
Nun beaust heran Dein schneller Ritt,
In Klausners Gruft welch schlimmer Tritt!
Hilf Himmel! wie Dein edles Roß
Die fürchterlichste Lerche schoß
Und Du betäubt dahingestreckt,
Mantauflich „sieben Fuß" bedeckt.
Doch, Dank dem Himmel! aufgerafft
Hast Du Dich bald in alter Kraft.
Und starke Schmerzen fühlst Du nur
In Deines Leib's Muskulatur.

Nun, theure Leser, nehmt die Lehr'
Aus diesem einen Fall daher,
Was man für Weh' und Schmerz kann haben,
Wenn Finsterlinge Löcher graben.

(Eine Anzahl „Blaustrümpfe") versammelten sich in Chicago am 5. August auf einem Meeting und nach einer halbstündigen Berathung gelangten dieselben zu dem Beschlusse, daß „die Männer ihre Unfähigkeit, zu herrschen und das Regiment zu führen, an den Tag gelegt hätten (!) und daß die Zügel der Regierung den Frauen überlassen werden müßten." Eine weibliche Ligue wurde gebildet, und jedes Mitglied mußte den folgenden Eid ablegen: „Wir, das Volk und die Einwohner von Amerika, sind bereit, sich zusammen zu schaaren, und zu unterstützen eine neue und göttliche Regierung von Staat und Kirche — eine vereinigte theokratische und demokratische Regierung — die Männer den Staat und die Frauen die Kirche repräsentirend — die Kirche den Staat controlirend". — Die Hitze muß sehr groß gewesen sein.

(Aus der Schweiz) wird folgender republikanische Zug einer armen Frau berichtet: Die Königin von England besuchte jüngsthin Goldau. Ihr Gefolge durchspürte den Bergschutt, sie blieb bei einem Fels zurück und zeichnete. Nach einer Weile rief sie einer am Wege stehenden armen Frau, schickte sie nach ihrer Begleitschaft aus und gab ihr dann ein Trinkgeld. Als die Gesellschaft herbeikam, bedeutete Victoria der Frau, sie könne nun gehen. „Göhnd Ihr", erwiderte diese, „ich bi do deheime."

(Ein neuer Planet) ist in Amerika am 15. August Abends entdeckt worden; diesmal von Professor Watson in Detroit. Er erschien wie ein Stern zehnter Größe.

Correspondenzen.

Jugenheim (Bergstraße), Ende August.

Die Anziehungskraft, welche unser Ort als idyllischer Landaufenthalt schon seit Jahren auf die Bewohner der Nachbarstädte an Rhein und Main ausübt, hat sich wohl noch nie so glänzend bewährt, wie in dem nun zu Ende gehenden Sommer. Die beiden Gasthäuser zur „Krone" und zur „Post", so wie die eleganten Villen und Privathäuser, die für den Fremdenbesuch eingerichtet sind, waren fast stets gefüllt und an manchem Tage war kaum ein Unterkommen zu finden. Tragen zu dieser sich von Jahr zu Jahr steigernden Frequenz auch das Wesentlichste die herrliche Lage des Ortes, die lieblichen Umgebungen und vor Allem die mit der größten Liberalität dem Publikum geöffneten Anlagen des Heiligenberges (Wohnsitz des Prinzen Alexander von Hessen) bei, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß sowohl der Gemeindevorstand wie die Einwohner Jugenheims Alles aufbieten, selbst den verwöhnteren Fremden zufrieden zu stellen. Auch in diesem Sommee ist wieder eine ganze Reihe niedlicher Häuser errichtet worden, die meistens am Eingange des Ortes, zu beiden Seiten der Chaussee auf etwas erhöhtem Terrain liegen und vermöge ihrer freien Lage einen gewiß behaglichen Aufenthalt bieten werden. Namentlich sind es aber die bekannten vier Villen des Herrn Eppnetter, welche sich der besondeeen Gunst des Publikums erfeeuen. Am westlichen Abhang des Gebirges gelegen, elegant und solid eingerichtet, bieten sie einen entzückenden Blick nach der Rheinebene, dem Taunus, dem Donnersberg und der Haardt, der an der ganzen Bergstraße nicht leicht seines Gleichen findet. Eine der Villen ist eben für die Großfürstin Michael von Rußland gemiethet worden, wie denn überhaupt die Anwesenheit des russischen Kaiserpaares auf dem Schloß des Prinzen Alexander eine große Zahl distinguirter Russen hierher gezogen hat, wodueh die jetzige Spätsaison zu einer wahrhaft glänzenden erhoben wird. Eine Errungenschaft, welche uns durch den Besuch der russischen Herrscherfamilie geworden ist, nämlich die provisorische Errichtung einer Telegraphenstation, hoffen wir übrigens dauernd zu behalten und wenn es dann noch gelingen sollte, einen der benachbarten Aerzte zu veranlassen, seinen Wohnsitz wenigstens für die Dauer der Saison hier zu nehmen und gleichzeitig für die Errichtung einer Filialapotheke gesorgt würde, so wäre damit das fernere Blühen und Wachsen unseres Ortes wesentlich gefördert. Ohne Opfer werden sich diese Wünsche allerdings nicht realisieen lassen; allein sie entsprechen einem vielfach empfundenen Bedürfniß und deßwegen sollte es nicht versäumt werden, sie fortwährend im Auge zu behalten.

Karlsruhe, 4. September.

Im hiesigen Hoftheater kommt am 9. dieses Monats zur Feier des Geburtsfestes des Großherzogs eine neue Oper zur Aufführung. Es ist dies die sactige, erst kürzlich vollendete Oper des aus Sachsen gebürtigen, frühee in Straßbueg ansässigen und dann nach Paris übergesiedelten Componisten Ludwig Liebe. Das Werk führt den Titel „Die Beaut von Azola". Es wied gegenwärtig unter der Leitung des Componisten dahier einstudirt.

In Nürnberg geht man mit der Absicht um, Hans Sachs ein ehernes Monument zu setzen. Es ist zu diesem Zwecke ein Comite dort zusammengetreten, das zu Beiträgen auffordert. Die Kosten des Denkmals werden auf 20,000 Gulden veranschlagt.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

C. Keller in Karlsruhe: Tod Philipps II., Königs von Spanien. — Gehde in Weimar: Landschaft. — Friedenberg in Frankfurt: Genrebild. — Antonio Wecker in Frankfurt: Fahrt zur Kirchweih. — August Seidel in München: Partie am Chiemsee in Mondbeleuchtung. — Adolf Rothen in Düsseldorf: Zigeunerlager. — Nachzügler der großen Armee von 1812. — Patrouille des österreichischen Regiments „König von Preußen". — Schlafendes Mädchen. — Der Vorsteh Hund. — (Aquarellgemälde).

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 6. September. **Dinorah**, oder: **Die Wallfahrt nach Ploërmel**, romantisch-komische Oper in 3 Acten, nach dem Französischen des M. Carré und J. Barbier von Gründaum. Musik von Meyerbeer. (Außer Abonnement.)

Montag, 7. September. **Aschenbrödel**, Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix. (Abonnement-Vorstellung Nr. 233.)

Dienstag, 8. September, **Der Liebestrank**, komische Oper in 2 Acten. Nach dem Italienischen des Romani von G. Ott. Musik von Donizetti. (Abonnement-Vorstellung Nr. 234.)

Mittwoch, 9. Sept. **Robert der Teufel**, große Oper in 5 Acten. Text von Scribe und Dalavigne. Musik von Meyeebeer. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiß. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 249 und 250. Dienstag, den 8. September 1846.

Der Gemeinsinn der Frankfurter Bürger in früheren Zeiten.

Von G. L. Kriegk.

Einer der schönsten Charakter-Züge, welchen die Frankfurter Geschichte uns darbietet, ist der in der Bürgerschaft waltende Gemeinsinn. Er zeigt sich in allen Jahrhunderten der städtischen Vergangenheit und hat erst zu unserer Zeit insofern zu schwinden begonnen, als seine Aeußerungen seltener und schwächer geworden sind, obgleich auch noch vor unseren Augen einzelne glänzende Beispiele desselben sich entfaltet haben. Früher dagegen war er größer und allgemeiner, besonders in der Zeit des Mittelalters. In diesem Zeitraum knüpfte er sich, wie alle Regungen des geistigen, sittlichen und politischen Lebens, an die Religion an. Das leitende Princip bei dem, was der Einzelne damals für seine Mitbürger that, war nicht weniger als jetzt die bei dieser zu erwerbende Ehre, oder das Wohlgefallen an der Blüthe und dem Glanze der Vaterstadt, oder die in jenen Zeiten als Begriff und als Motiv des Handelns unbekannte Humanität oder allgemeine Menschenliebe, welche überhaupt erst dem Geiste des vorigen Jahrhunderts als eine seiner schönsten Blüthen entsprossen ist. Der Gemeinsinn des mittelalterlichen Bürgerthums ging hauptsächlich aus dem sittlich-religiösen Bedürfnisse hervor. Was man damals für Andere that, wurde theils, wie der Ausdruck lautete, „durch Gott", d. h. weil Gott die thätige Liebe geboten hatte, gethan, theils um des eigenen Seelenwohles willen, weil das jenseitige Glück ohne Frömmigkeit und Mildthätigkeit nicht zu erwerben war. Unsere Zeit vermag sich keinen rechten Begriff von der Innigkeit des religiösen Gefühles im Mittelalter zu machen und wird in ihrem Urtheile namentlich durch die damals nicht seltenen Ausbrüche von Rohheit und Ruchlosigkeit irre geleitet, indem man nicht in Anschlag bringt, daß die Tiefe und Wärme des Gefühles an und für sich allein nicht gegen sittliche Entartung zu schützen vermag. Das Mittelalter beurtheilte sich selbst richtiger, indem es jede Entartung oder Sünde als eine Entfernung von Gott ansah, indem es zugleich sowohl der Schwäche des menschlichen Wesens sich bewußt war, als auch in dem Unglück eine Strafe für jene Entfremdung erkannte und nur durch Religionsübung und thätige Liebe sich vor den Folgen der angeborenen Schwäche retten zu können glaubte. In diesem Zeitalter herrschte eine Beziehung aller menschlichen Dinge auf das Höhere, oder jener zum Himmel gerichtete Blick, welchen Dante meint, wenn er folgende Worte als einen auf seiner Wanderung durch die jenseitigen Räume empfangenen Zuruf ausspricht:

Euch rufend hält der Himmel euch umfangen,
Der ewig schön rings seine Kreise zieht;
Doch euer Blick bleibt an der Erde hangen,
Und deßhalb schlägt euch Der, der Alles sieht.

Die jener mittelalterlichen Ansicht entsprungenen Handlungen der Menschenliebe und des Gemeinsinnes waren, zum großen Unterschied von unserer Zeit, so häufig und umfassend, daß damals ein Staat oder eine Stadt keine laufenden Aerar-Ausgaben für Kirchen, Schulen und Armenpflege zu machen hatte, sondern nur in einzelnen Fällen eine Spende ertheilte *). Für alles Dieß genügte Dasjenige, was die einzelnen Bürger als freiwillige Handlungen verrichteten und was als eine unablässige Aeußerung des herrschenden Geistes immer wieder vorkam. Dieser Geist war recht eigentlich der Gemeinsinn jener Jahrhunderte. Er konnte es aber auch sein, weil, abgesehen von den überall nur in geringer Zahl vorhandenen Juden und von dem zu allen Zeiten vorkommenden Unterschied des Standes und des Besitzes, jedes damalige Gemeinwesen ein in Betreff des inneren wie des äußeren Lebens gleichmäßiges, ein in sich enge verbundenes Ganzes war, und namentlich weil es in ihm weder verschiedene Confessionen gab, noch auch Staat und Kirche einander gegenüber, ja in der Regel nicht einmal als zwei besondere Institute neben einander, standen, sondern einander durchdrangen. Das Letztere war bis zu dem Grade der Fall, daß jeder einigermaßen wichtige Act des Staats- oder Gemeindelebens unter Mitwirkung der Kirche stattfand, sowie andererseits jede kirchliche Feier ein politisches oder Gemeinde-Fest war. Es kamen, weil Kirche und Staat ein in sich verschmolzenes Ganzes bildeten, sogar Dinge vor, welche in unseren Tagen unmöglich sind: der Staat bediente sich z. B. der Kanzel zu denselben Zwecken, zu welchen heut zu Tage die Zeitungen und Intelligenzblätter dienen, er ließ nämlich zur Zeit des Gottesdienstes durch einen Geistlichen oder sogar auch durch einen weltlichen Beamten seine Verordnungen verkündigen oder auch wohl zur Rückgabe von verloren gegangenen Dingen auffordern **).

Es würde jedoch ein großer Irrthum sein, wenn man wegen dieser Beziehungen meinte, die milden Spenden und Stiftungen im Mittelalter seien nur für die Kirche und für die Armen gemacht worden. Im Gegentheil, es wurden sehr oft Schenkungen für rein weltliche Zwecke gemacht, und zwar mit der ausdrücklichen Erklärung, dieß geschehe Gott zu Liebe und um des eigenen Seelenheiles willen. Die Stiftungen für Zwecke des politischen Gemeinwesens wurden nicht weniger, als die für Kirchen und Armen, als Gott wohlgefällige und das jenseitige Glück des Menschen bedingende Handlungen angesehen; man erkennt daher gerade hieraus

*) Die erste Ausgabe, welche die Frankfurter Stadtcasse für Schulen zu machen beschloß, fällt in das Jahr 1519 und bestand darin, daß man einen Lehrer anstellte, ihm den Gehalt eines Söldners gab und deßhalb fortan einen Söldner weniger hielt (Lersner II, 2, 107).

**) Bumeisterbuch von 1445 F. 68 heißt es aus Anlaß der stattgehabten Frohnarbeiten im Stadtgraben in Betreff der dabei zum Theil abhanden gekommenen städtischen Werkzeuge: „6 Heller des pherners knecht geschenckt, als er ließ des Rades gerawe „uff der kanzel heischen", die im graben an der stede dube verzockt worden ist."

Digitized by Google

wieder, wie innig das politische und das kirchliche Leben miteinander verbunden waren. Die Menschen jener Zeit waren so verständig, jede zum Wohle Anderer vollbrachte That als eine Gott wohlgefällige Handlung anzusehen, mochte sie nun auf die höheren Zwecke des Lebens gerichtet sein, oder den unabweisbaren äußerlichen Bedürfnissen dienen. Ja sogar zum bloßen sinnlichen Vergnügen von Mitmenschen machte man damals mitunter testamentarische Stiftungen. So kommt z. B. in dem 1518 gemachten Testament des reichen Patriciers Claus Stallburg vor, daß dieser neben anderen Legaten eine ganze Reihe anderer zum bloßen Vertrinken machte, nämlich für den Stadt-Hauptmann und die Söldner zu Pferde, für die Soldaten zu Fuß und ihren Hauptmann, für alle in der Stadtcanzlei angestellten Beamten, für alle in den Wirthshäusern als Kellner dienenden sogenannten Weinknechte und für jede einzelne Zunft. Man denkt sich überhaupt die Menschen des Mittelalters gar zu leicht als Leute, welche einseitig in einer einzigen oder in einigen wenigen Richtungen befangen und deßhalb, zum großen Unterschied von unserer vorzugsweise realistischen und praktischen Zeit, beschränkt im Urtheil und unpraktisch im Handeln gewesen seien: während doch auch damals manche praktische Einrichtungen gemacht wurden und das Mittelalter uns eine Reihe geistiger Schöpfungen hinterlassen hat, welche zu den bedeutendsten aller Zeiten gehören. Was namentlich die damalige Erkenntniß des menschlichen Wesens und der Lebensverhältnisse betrifft, so geht deren Tiefe, Sicherheit und Umfang nicht nur aus den Werken von Männern, wie Dante hervor, sondern auch aus vielen mittelhochdeutschen Fabeln und Satyren, sowie aus unseren unzähligen Sprüchwörtern, welche größtentheils im Mittelalter entstanden sind *).

(Fortsetzung folgt.)

Ein russischer National-Heiliger.

„Durch Einheit zur Knute!"

In der römisch-katholischen Kirche werden die Seligen vom Papste heilig gesprochen, welcher dadurch vorzugsweise — wenn auch nicht die um die Religion und die Sache der Menschheit, doch — die um die Priesterherrschaft erworbenen Verdienste belohnt. In der griechisch-katholischen oder russisch-orthodoxen Kirche dagegen repräsentirt bialy czar, der weiße höchste Herrscher, den Allweisen und Allmächtigen unmittelbar.

Der Kaiser ist es, welcher die Heiligen ernennt, und gibt es auch hier verschiedene Rangstufen. Wenn Einer zum Heiligen erster Classe ernannt ist und entspricht den von ihm gehegten Erwartungen nicht mehr oder hat auf irgend eine Art das Vertrauen der gläubigen Menge verloren, dann wird er in eine geringere Classe zurückgestellt. Der Machtspruch des Kaisers gilt als Gebot Gottes, ja noch mehr, er ist der Erdengott, zu dem das Volk betet. Der einzelne Russe ist gegen Andersglaubende sehr tolerant und verleugnet auch im äußerst besoffenen Zustande die liebenswürdige Eigenschaft nicht. Wenn aber der Czar befiehlt, wird er zum fühllosen Fanatiker, wie jetzt in Polen, wo es gilt, die katholische Religion auszurotten.

Stupai, Stupai! „Vorwärts!" heißt jetzt die Parole im heiligen Rußland, und wenn der Erbe des Titels und der Macht der gewaltigen orientalischen Czare von Babylonien und Assyrien es befiehlt, geht es auch vorwärts. Das ist freilich eine andere Sache, und mit welchen Mitteln, dieß ist den Gewalthabern höchst gleichgültig. Wohl fühlen sie aber, gleich Nebukadnezar, daß das gewaltigste Reich auf thönernen Füßen steht, selbst wenn die blinde Unterwürfigkeit der Massen es stützt, es sei denn, daß ein gemeinsames Streben oder ein gemeinsamer Glaube sie verbindet. Dieses Streben ist die Größe des heiligen Rußlands, und der Mittelpunkt des Glaubens ist der Czar.

Stolz und sich selbst genügend schaut der Russe auf die Nachbarvölker herab, welche noch nicht zu ahnen scheinen, welche furchtbare Macht die disciplinirte Halbcultur in den Händen eines Eroberers ist. Die Principien, nach welchen bei Machterweiterungen verfahren wird, wurzeln natürlich im Volke selbst. Schon der gemeine Russe hält Den für arm an Verstand und Klugheit, der nicht zu stehlen versteht oder sich beim Stehlen erwischen läßt. Die Höheren haben noch weniger Rücksichten zu nehmen, die Gewalt ersetzt das Recht. Die Welt gehört Gott, und der Czar ist sein Stellvertreter. Was der Czar befiehlt, sei es im östlichen Asien oder an der Westgränze von Europa und darüber hinaus, ist Gottes Gebot. Der gemeine Russe hält den Diebstahl, die Großen Raub und Erpressung für ehrlich, was Jenem gegen den Einzelnen, ist Diesem gegen die Völker erlaubt. Und dieses Alles wird von der russischen Regierung kräftig unterstützt. Z. B. wenn ein russischer Soldat gestohlen hat, so wird er blos darum gestraft, daß er die gestohlenen Sachen nicht ordentlich bei Seite geschafft hat (spartanische Art). Ein anderes Beispiel: Wenn ein Dieb zum Beichten zum russischen Pope (Pfarrer) geht und sagt, er habe gestohlen, so muß er als Strafe eine Kerze für den unten erwähnten heiligen Mitrew Iwanow um 3 Kopeken kaufen, muß sich hundert Mal bekreuzen und mit der Stirne auf den Boden stoßen! — auf diese Weise wird er dann absolvirt.

Soeben wird ein edles Volk vollends abgeschlachtet, und die übrigen harren stumpfsinnig und mit stieren Augen, bis die Reihe an sie kommt. Den Polen hat man ihr Vaterland, ihre Güter und ihre Freiheit genommen, jetzt nimmt man ihnen ihre Sprache und ihren Gott. Wer zu einem polnischen Heiligen betet, ist des Hochverraths schuldig, dafür werden der polnischen Nation russische Heilige aufgezwungen.

Ein solcher ächtrussischer National-Heiliger erster Classe ist der genannte Mitrew Iwanow. Derselbe war, als er noch seine irdische Laufbahn wandelte, monach — Klosterbruder. Er verließ nur zur Nachtzeit sein Kloster und kehrte Morgens, stets mit den verschiedensten Gegenständen belastet, in seine Zelle zurück; denn der heilige Geist hatte ihn stets so glücklich geführt, daß er diese Sachen gefunden hatte.

Das Stehlen ist nämlich dem Russen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß selbst der ertappte Dieb nie gesteht, er habe gestohlen, sondern nur, er habe die Sachen gefunden.

Das Wunder aber, welches unmittelbar zur Heiligsprechung dieses Klosterbruders führte, war folgendes: Eines Abends ging er mit einer Pferdehalfter aus dem Kloster, und siehe da, am anderen Morgen, zum ehrfurchtsvollen Staunen seiner ehrwürdigen Collegen, hält Mitrew Iwanow mit einem Pferde vor dem monaster — Kloster — und begehrt Einlaß. Von dem Archiire — Bischof — befragt, woher er das Pferd habe, gab er zur Antwort: „Der heilige Geist hat es mir eingegeben, mit der Pferdehalfter auszugehen. So that ich auch und fand in der Nacht das Pferd." — Ueber diese besondere Gnadenbezeugung des heiligen Geistes wurde an die kirchliche Oberbehörde und von da an den Kaiser berichtet,

*) Ich theile bei dieser Gelegenheit einen noch unbekannten Denkvers mit, welchen die Familie Glenburg im Jahr 1403 auf einen von ihr gestifteten Altar der Michaels-Capelle (auf dem Pfarrefen) eingraben ließ. Er lautet:

Wer in sein eigen Herze sicht,
Der gedenkt dem Andern Arges nicht.
Laß' jedermann sein, Der er ist,
So sagt Dir Niemand, wer Du bist.

Digitized by Google

und wurde der monach demzufolge zum Heiligen erster Classe ernannt und landesherrlich bestätigt.

Jetzt noch wird er an geweihter Stätte verehrt. In Lebensgröße prangt allda sein Bild, wie er hier mit der leeren Halfter ausgeht, und dort hoch zu Roß angeritten kommt. Dieser Heilige ist der Schutzpatron aller Derjenigen, denen es nach fremdem Eigenthume gelüstet. Zu seinem Heiligthume wallfahrten Tausende von Pilgern. Jeder Andächtige zahlt am Portale 5 Kopeken und erhält dafür eine geweihte Kerze, die er aber nicht anzündet, sondern im Innern des Heiligthums einem Popen als Opfer übergibt. Für das Beten zahlt er sodann eine beliebige Anzahl Kopeken, je nach der Wichtigkeit der Unternehmung.

Das Gebet des Russen ist sehr einfach. Es besteht unter vielen Kreuzzeichen und zahllosen Verbeugungen aus den bald stärker, bald schwächer gemurmelten Worten: Hospodi pomiloi! Herr, erbarme Dich unser! Selbst der Pope hält es in der Regel in Anbetracht der Einwirkungen des Wodky für gefährlich, sein Hirn mit der Erlernung längerer Gebetformeln in Versuchung zu führen. Man denke sich nun die vielen Popen, die da um guten Lohn eifrig beten. Gelingt die Unternehmung nicht, so war nicht genug gezahlt und deshalb das Gebet der Priester nicht kräftig genug. Da muß eben noch mehr bezahlt und noch mehr gebetet werden. Fürwahr! Der heilige Mitrew Iwanow wird sein großes Vaterland noch größer machen. (Zukunft.)

Finis Poloniæ.

Der Londoner Correspondent der „N. Fr. Presse" theilt einen interessanten Fund mit, der just in dem Augenblicke gemacht worden ist, wo die Rapperswyler Einweihungs-Feierlichkeit stattgefunden hat, nämlich eine letztwillige Verfügung Kosciuszko's, die soeben in den Vereinigten Staaten von Amerika aufgefunden worden ist und während eines halben Jahrhunderts vergraben und vergessen in dem Clerk's Office eines Gerichtshofes zu Albemarle lag. Sie ist vom 5. Mai 1798 datirt und wurde am 12. Mai 1819 von Thomas Jefferson persönlich dem erwähnten Gerichtshofe, als derselbe unter dem Vorsitze des Richters Archibald Stuart versammelt war, übergeben.

Jefferson bezeugte damals, daß die Urkunde ganz von der Hand seines Freundes, des Generals Thaddäus Kosciuszko, geschrieben sei. Die Testaments-Vollstreckung lehnte er wegen seines hohen Alters ab.

Der Schreiber, der damals die Eintragung machte, Herr Wilhelm Wertenbaker, gegenwärtig an der Virginia-Hochschule, bekräftigt die vollkommene Authenticität in einem Schreiben, welches die mit der letzten amerikanischen Post angekommenen Zeitungen enthalten.

Folgendes ist der Inhalt der (zum Theil in unorthographischem Englisch geschriebenen) letztwilligen Verfügung:

„Ich, Thaddäus Kosciuszko, im Begriffe der Abreise nach Amerika stehend, erkläre und verfüge hiemit, daß, falls ich keine andere testamentarische Bestimmung über mein Vermögen in den Vereinigten Staaten treffen sollte, ich hiermit meinen Freund Thomas Jefferson ermächtige, dasselbe ganz zum Ankaufe von Negern, sei es unter seinen eigenen oder anderen, zu verwenden, ihnen in meinem Namen die Freiheit zu geben, ihnen eine Erziehung für gewerbliche oder andere Beschäftigung zu ertheilen und sie für ihre neue Lebenslage in den Pflichten der Sittlichkeit unterrichten zu lassen, durch welche gute Nachbarn, gute Väter und Mütter, Gatten und Gattinnen gebildet werden, ihnen auch ihre Bürgerpflichten zu lehren, damit sie als Vertheidiger der eigenen und der Landesfreiheit und der guten gesellschaftlichen Ordnung handeln, und sie in jeder Beziehung glücklich und nützlich zu machen; und ich ernenne den genannten Thomas Jefferson zum Vollstrecker des Gegenwärtigen.

5. Mai 1798. T. Kosciuszko."

Dem Testamente ist eine von „Johann Carr, C. C." unterzeichnete, vom Circuit Court der Grafschaft Albemarle, den 12. Mai 1819, datirte Beglaubigung beigefügt.

Kosciuszko, während seines Lebens bekanntlich ebenfalls eine zeitlang Besitzer von Leibeigenen, die er später freigab, hatte in dieser Weise durch das in Jefferson's Hände gelegte Testament auch zeigen wollen, wie er die wahre republikanische Freiheit Amerikas auffasse. Es spricht dies für sein Herz wie für seinen politischen Verstand.

Indem Herr Wertenbaker seine Mittheilung macht, unterläßt er nicht (wer thäte es auch?), den berühmten Ausspruch „Finis Poloniæ" zu wiederholen, den Kosciuszko auf dem Schlachtfelde von Macieowice gethan. Er nennt diesen Ausspruch einen „prophetischen". Prophetisch kann er gleichwohl nicht sein, da er nie gethan worden. Es ist eine von den zahlreichen, wie es scheint, unausrottbaren Lügen, die in der Geschichte spuken, daß der polnische Heerführer so die Zukunft einer ganzen Nation mit seinem eigenen Leben für gleichbedeutend gehalten und erklärt habe. Ohne Zweifel ist der angebliche Ausruf von russischer Seite zuerst in Umlauf gesetzt worden, um die Hoffnungen auf Polens Wiedererstehung in der öffentlichen Meinung Europas und in dem Glauben des polnischen Volkes selbst zu knicken. Die Unwissenheit und die Sucht, dramatische Situationen festzuhalten, haben dann das Ihrige gethan, um dies sogenannte „historische Wort", welches, wie die meisten historischen Worte, falsch ist, zu verewigen.

Kosciuszko selbst hat einst in einem Briefe an den Grafen Ségur, der in einer von ihm verfaßten Geschichte auch jenen erfundenen Ausruf mittheilte, in den stärksten Ausdrücken des Unwillens gegen das ihm zugeschobene Wort protestirt. Er sank auf dem Schachtfelde von Macinowice verwundet und besinnungslos vom Pferde, noch ehe der Ausgang der Schlacht entschieden war. Es war also eine körperliche und moralische Unmöglichkeit vorhanden, daß er jenen Ausruf gethan haben könne. Im Munde eines jeden Polen, ganz besonders aber in dem seinigen — so fuhr er in jenem Briefe fort — wäre aber eine derartige Aeußerung, wie „Finis Poloniæ", geradezu eine verbrecherische gewesen und würde eine gröbliche Lästerung (une blasphémie) gegen die Zukunft seiner Nation enthalten haben. Er bat daher den Grafen Ségur, bei der zweiten Ausgabe seiner Geschichte jene fälschliche Unterstellung wegzulassen. Das Original des betreffenden Briefes ist in den Archiven der Familie Ségur aufbewahrt. Obwohl nun zu wiederholten Malen öffentlich der richtige Thatbestand unter Mittheilung des Wortlautes jenes Kosciuszko'schen Schreibens hergestellt worden ist, so läuft die Lüge, über welche der polnische Verbannte mit Recht so ungehalten war, fortwährend um und wird von Fremden Polens, die nicht zu ahnen scheinen, was sie eigentlich thun, immer von neuem wiederholt — so eben jetzt wieder in Amerika von dem Manne, der persönlich das Kosciuszko'sche Testament in die Register des Gerichtshofs zu Albemarle eintrug! Hatte nicht der erste Napoleon — der sich darauf verstand — Recht, als er sagte: eine Lüge, einmal geboren, sei nicht mehr zu tödten?

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Duell.) Der „Figaro" enthält Näheres über das Duell zwischen Lissagaray und Paul de Cassagnac. Beide Kämpfer gingen mit eben so viel Kaltblütigkeit als Bravour zu Werke. Cassagnac zog Pantoffeln und ein Flanellhemd an und bediente sich eines Fechthandschuh's, während Lissagaray auf letzteren verzichtete und seine Stiefeln anbehielt. Das Duell selbst, das in dem mit Mauern eingefaßten Garten einer noch unbewohnten Villa im Vesinet stattfand, währte nahe an 25 Minuten. Lissagaray, der schon von Anbeginn an einen kleinen Ritz an der Hand erhalten hatte, wurde sichtlich müde. Auch schien es in der Absicht seines in der Führung der Waffe überlegenen Gegners zu liegen, ihn abzumatten. Zweimal entglitt das Floret der Hand Lissagaray's, zweimal wurde der Kampf unterbrochen, bei welcher Gelegenheit die Gegner Wasser tranken und sich abwuschen. Endlich erhielt Lassagaray von Cassagnac einen Stich unter der rechten Brust. Er hatte während des Duells denselben Ausfall mit großer Gewandtheit parirt, allein seine Hand war inzwischen so geschwollen, daß er kaum noch im Stande war, die Waffe zu halten. Die Zeugen fingen ihn auf und lehnten ihn, bis der Arzt herbeieilte, an die Mauer. Cassagnac trat sehr höflich heran und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken." — „Nein", antwortete Lissagaray. — „Indeß", erwiderte in anständiger Weise Cassagnac, „ist dieß ja nur eine Frage der Bravour." — „Es ist eine Frage des Princips und der politischen Würde." — „Ich bedauere es", brach Cassagnac ab, „denn ich wäre glücklich gewesen, Ihnen die Hand zu reichen."

(Schwierig zu beantworten.) Als der englische Missionär Stern nach Abyssinien kam, frug ihn Theodorus, was er wolle. „Die Juden bekehren", lautete die Antwort. „Gibt es in England auch Juden?" — „In Menge." — „Warum fängst du denn nicht mit der Bekehrung der Juden in deinem Lande an?" — Nicht so übel für einen Abyssinier.

(Lamartine.) Der „Figaro" schreibt: „Aus Macon laufen höchst betrübende Nachrichten über das Befinden des armen Lamartine ein, Nachrichten, welche die vielen Verehrer des Dichters vor noch etwas Schlimmerm als dessen Tode zittern machen. Es scheint nämlich, daß der Geist des berühmten Mannes in dem Maße abnimmt, als sein Körper erstarkt und daß er kindisch zu werden anfängt. Besonders erschreckt die Aerzte die außerordentliche Gefräßigkeit des früher so zarten und mäßigen Dichters. Der Inhalt der Schüsseln verschwindet förmlich vor seinem Heißhunger. Auch zeigt der Greis sich immer verdrossener und unfähiger zur geistigen Arbeit. Man fürchtet ernstlich ein Verlöschen des Lichts vor dem Verlöschen des Lebens in dem rüstigen Körper."

Literatur-Notizen.

„Ein schöner Dämon", Roman von G. Höcker. 4 Bände. (Leipzig, J. Günther). Dieser Name bedeutet ein Weib, das neben seinen dämonischen Eigenschaften doch auch zu viele menschliche hat, um sein schweres Schicksal zu verdienen. Indessen steht es nicht eben im Vordergrunde, welchen oft eine Anzahl unheimlicher und widerlichen Gestalten füllt. Der begabte Verfasser hat die unseligen Widersprüche in der menschlichen Natur zu einem Hauptstudium gemacht. Der Humor, mit welchem er sie darstellt, verstärkt den Eindruck. Oft zeichnet er in einfachen und raschen Zügen ergreifende Bilder; ausführlicher indessen das ergreifendste unter allen: Sauls Sterbestunde (III. 136 ff.). Ueberhaupt schreitet er rasch und entschlossen vor, und räumt mit wenigen Federstrichen Menschenleben und Zeiträume weg, deren Chronik die spannende Entwickelung der Geschichte hemmen würde.

„Der Hochlandspfeifer", Erzählung von B. Möllhausen. 6 Bände. (Jena, Costenoble). Nur der Titel und die ersten Abschnitte führen uns in das schottische Hochland, und zwar, wie es scheint, in einen bereits anglisirten Theil desselben. Nach den düstern Scenen der Natur wie des physischen und moralischen Menschenlebens, welche uns hier vorgeführt wurden, lassen wir uns gerne in das gemüthliche deutsche Landleben versetzen, wo ein würdiger Landedelmann mit einigen kleinen adetigen Schwächen, und eine treffliche Pfarrersfamilie ihre Theilnahme auf den Helden der Geschichte concentriren, welcher nicht der Hochlandspfeifer ist. Doch auch hier naht sich Gräuliches und Trauriges. Neben der, allzugebildet redenden, büßenden Magdalene steht die edelste Gestalt des Stückes, die holde Pfarrerstochter. Nun begleiten wir den Helden in die großartige Natur der nordamerikanischen Seen, wo wir erst noch die haarsträubendsten Vorgänge erblicken, bevor wir mit Jenem wieder in sein gelobtes Land Deutschland zurückkehren. Der phantastische Charakter des Ganzen würde durch größere Bündigkeit nur gewonnen haben.

„Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert, herausgegeben von Tittmann. 2. Theil (3. Band der „Deutschen Dichter des 16. Jahrh." Leipzig, Brockhaus). Die Einleitung bespricht ausführlich den Zeitraum des deutschen Schauspiels, in welchem die englischen Schauspieler und Dichter (unter ihnen Shakespeare) einen wohlthätigen Einfluß auf die Entwickelung zu üben begannen. Die alte Zeit vertritt in diesem Bande der Organist Bath. Krüger durch eine in ihrer Art großartige Dichtung „von dem Anfang und Ende der Welt"; die neubeginnende J. Ayrer in Nürnberg durch drei Spiele. Dankenswerth ist ein angehängtes Verzeichniß der unter dem Texte erklärter Wörter, wie denn überhaupt der Germanist die Schauspiele des 16. Jahrh. sehr zu beachten hat.

„Ausgewählte Fabeln des Hitopadescha" von A. Bolz, (Leipzig, Haessel), und „Indische Sprüche", übersetzt von O. Böhtlingk, in einer Blütenlese her. von seiner Schwester (Leipzig, Brockhaus), zwei kleine Schriften, welche eine Anzahl sorgsam ausgewählter sinniger Proben des ostindischen Volksgeistes der Vorzeit in den täglich wachsenden Kreis der deutschen Bildung einfügen. Die Herausgeber bieten uns keine Nachahmungen, sondern wirkliche Verdeutschungen; Bolz noch außerdem den Urtext in lateinischer Umschrift, aus welchem schon der Laie einigermaßen die Eigenthümlichkeit und Herrlichkeit der Sanskritsprache kennen lernen kann.

Goethe's Faust ist auch in portugiesischer Uebersetzung erschienen, und zwar von dem früheren Secretär der portugiesischen Gesandtschaft in Berlin, Agostinho d'Ornellas. Die Deutsche Zeitung in Porto Alegre (Brasilien) berichtet darüber: Ornellas wohnte zu Berlin im Sommer 1860, als er noch eine sehr mangelhafte Kenntniß der deutschen Sprache besaß, im Theater einer Vorstellung des Faust bei, die ihn so mächtig ergriff, daß er beschloß, fertig Deutsch zu lernen, um den Faust zu übersetzen. Und so that er. Die uns vorliegende Uebersetzung lasen wir mit vielem Vergnügen, und wenngleich das große Werk unseres Altmeisters der Dichtkunst in der fremden Sprache einen gar verschiedenen Eindruck macht, so können wir doch nicht umhin, anzuerkennen, daß d'Ornellas mit Lust und Fleiß gearbeitet und mehr geleistet hat, als zu erwarten stand. Seine Uebersetzung steht unzweifelhaft höher, als die französischen Uebersetzungen des Faust, die wir kennen. Sie hat vor allen einen Vortheil, nämlich daß sie so wortgetreu wie nur irgend möglich ist; der Uebersetzer hat sich fast keine Freiheiten erlaubt und sich so viel wie möglich an den Text gehalten, was einerseits gewiß ein großer Vortheil ist, während es andererseits manchmal zu seltsam klingenden Phrasen führt. Wäre der Geist der deutschen Sprache dem Uebersetzer bekannter und zugänglicher gewesen, würde er wohl noch Anderes geleistet haben. Immerhin aber ist es dankenswerth, daß Goethe durch diesen ersten Versuch nun auch dem portugiesischen Publikum zugänglich wird. Möge d'Ornellas fortfahren und auch Nachahmer finden, welche die Werke des größten Dichters Deutschlands in die Sprache Camoen's übertragen.

„Der Reichspalast zu Ingelheim" von J. Hilß (Mainz, Le Roux). Geschichtliche Notizen begleitet der deutschgesinnte Verfasser mit epischen Gedichten.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 8. September, Der Liebestrank, komische Oper in 2 Acten. Nach dem Italienischen des Romani von G. Ott. Musik von Donizetti. (Abonnement-Vorstellung Nr. 284.)

Mittwoch, 9. Sept. Robert der Teufel, große Oper in 5 Acten. Text von Scribe und Delavigne. Musik von Meyerbeer. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Litz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 251. Mittwoch, den 9. September 1868.

Der Gemeinsinn der Frankfurter Bürger in früheren Zeiten.

Von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Von den kirchlichen Stiftungen, welche aus dem Gemeingeiste der früheren Frankfurter hervorgegangen sind, brauchte man eigentlich gar nicht zu reden, da deren unzählige waren und jede einzelne Kirche der Stadt ihrer eine Menge aufzuweisen hat. Außerdem waren auch solche Stiftungen im Mittelalter allenthalben eine niemals endende, niemals unterbrochene Erscheinung. Ja alle deutschen Klöster und Kirchen bestritten während des Mittelalters ihre Ausgaben lediglich aus den Erträgnissen dieser Stiftungen. Am häufigsten scheinen solche rein kirchlichen Stiftungen und Vermächtnisse im 13. Jahrhundert gewesen zu sein, in welchem, nach einer Bemerkung Bodmanns, die meisten Klöster deutscher Städte gestiftet worden sind und dem auch die drei Frankfurt'schen Mönchsklöster angehörten. Auch noch in den beiden folgenden Jahrhunderten waren die Vermächtnisse für Kirchen so häufig und reichhaltig, daß in Frankfurt die große Zahl der vielen in die todte Hand gekommenen Grundstücke und Erbzinsen für das volkswirthschaftliche Interesse bedenklich wurde, und daß sowohl 1376 Kaiser Karl IV., als auch 1470 Kaiser Friedrich III. und 1477 sogar der Papst selbst gesetzliche Vorschriften erließen, damit die Stadt Frankfurt durch die vielen Vermächtnisse an die Kirche nicht Noth leide. Die Stiftungen und Legate für die Kirche dauerten als die am häufigsten vorkommenden in Frankfurt bis 1522 fort. Erst in diesem Jahre fingen sie, in Folge der Reformations-Bewegung, an seltener zu werden. Mehrere Jahre nachher hörten sie für einige Zeit ganz auf und an ihre Stelle traten die Vermächtnisse für den bürgerlichen Almosenkasten.

Wie allgemein und groß der Eifer der Menschen im Mittelalter war, wenn es die Unterstützung kirchlicher Zwecke galt, geht am klarsten aus den Angaben hervor, welche Batton, nach den Urkunden und Acten des Bartholomäus-Stiftes, über die freiwilligen Beiträge zu der in den Jahren 1315—1338 ausgeführten Erweiterung der Frankfurter Bartholomäus-Kirche mitgetheilt hat. Der Rath ermahnte damals die Einwohner der Stadt zu Schenkungen und Legaten für diese Erweiterung, das Bartholomäus-Stift selbst erwirkte in Rom einen Ablaß für die Unterstützer des Baues, und nun erfolgten unabläßig Spenden und Vermächtnisse dafür. Zur Annahme und Bewachung der Ersteren ward vom Stifte ein besonderer Beamter angestellt, welcher seine Wohnung in dem damals dem Stifte gehörenden Hause zum Fraßkeller erhielt, und den Tag über vor dem auf dem Kirchhofe befindlichen Martelbilde oder Oelberge saß. Er führte hiervon den Titel „Bildwärter". Ihm brachten die Leute nicht nur baares Geld, sondern auch Hausrath und Kleidungsstücke, ja sogar Kälber, Schweine, Hühner und andere lebendige Thiere, für welche bei jenem Bilde ein besonderer Behälter angebracht war. Die Bäckerzunft übernahm es, die geschenkten Schweine unentgeltlich so lange zu mästen, bis sie geschlachtet werden konnten. Jeden Samstag hielt der Bildwärter eine Versteigerung alles Dessen, was außer dem Gelde geopfert worden war, und oft hing ein Mann seinen Harnisch oder sein bestes Kleid, eine Frau ihren besten Rock Freitags am Martelbild auf, um es am nächsten Tage wieder zu ersteigern.

Nächst der Kirche waren es natürlich die Armen und Kranken, welche der fromme Sinn der Menschen mit Spenden bedachte. Auch für sie wurden fortwährend so viele Stiftungen gemacht, daß die Armenanstalten und Spitäler weder, wie meistentheils heut zu Tage, eines Staatszuschusses, noch der Erhebung jährlicher Beiträge, noch auch für besonders bedeutende Fälle der erst in der neueren Zeit aufgekommenen Haus-Collecten bedurften. Der Letzteren wird in der Frankfurter Geschichte zum ersten Male 1555 gedacht, wo man der Gemeinde Soden erlaubte, in der Stadt von Haus zu Haus Beiträge für ihren Kirchenbau zu sammeln, und im Jahre 1556, wo man für abgebrannte Einwohner Frankfurts eine Sammelbüchse umhertragen ließ. Nur bei neu zu schaffenden Anstalten, wie z. B. für das am Ende des Mittelalters errichtete Pestilenzhaus, nahm man die nöthigen Gelder aus der Stadtcasse. Sonst genügte das in der Bürgerschaft waltende Streben, sich durch Mildthätigkeit das jenseitige Wohlergehen zu sichern oder, wie Johann Wiesebeder, der Stifter des Almosenkastens, in seinem Testament (1428) sich ausdrückte, „von den Armen den ewigen Lohn zu erwerben".

Von den alten Patricier-Familien gab es keine einzige, die nicht durch Stiftungen ihren Namen verewigt hätte. Die beiden bekanntesten derselben, die Holzhausen und Glauburg, haben fast alle Frankfurter Kirchen mit reichen Schenkungen bedacht, und in den noch erhaltenen älteren Kirchengebäuden sind deßhalb ihre Wappen zu sehen. Die Holzhausen allein haben z. B. Altäre und Vicarien zum Dienst an denselben in der Michaels-Capelle, in der Leonhardskirche, im Weißfrauenkloster u. s. w. gestiftet, was jedesmal eine sehr große Summe Geldes kostete; sie haben im Letzteren eine ganze Capelle (welche jetzt als Sacristei dient) erbauen lassen, sowie in der Leonhardskirche das sogenannte hangende Gewölbe; im Karmeliterkloster befand sich ein von ihnen gestiftetes Fresco-Gemälde, das Schifflein Peters darstellend, welches neuerdings (in der französischen Zeit) zerstört worden ist; von ihnen rührt ferner der einträgliche Nieder-Erlenbacher Zehnten, welchen der allgemeine Almosenkasten zu beziehen hatte; anderer ihrer Stiftungen nicht zu gedenken. Von den Patriciern überhaupt wurden allein in den 41 Jahren von 1438—1479 52,586 fl. für milde Stiftungen ausgegeben; diese Summe war jedoch weit größer, als sie uns scheint,

Digitized by Google

da zu jener Zeit in Frankfurt das Malter Korn durchschnittlich nur etwa $^2/_3$ Gulden kostete und der für ein neugeschaffenes Pfarramt angewiesene Jahresgehalt sich bloß auf 75 fl. belief, jene 52,586 fl. also nach dem heutigen Geldwerth gegen 370,000 unserer Gulden ausmachten.

Neben den lediglich auf Frömmigkeit und Sorge für die Armen beruhenden Schenkungen kamen, wie schon bemerkt, auch reiche Spenden zu den verschiedenartigsten anderen Zwecken vor. Da diese Erscheinung uns das Mittelalter namentlich auch von der ihm oft abgesprochenen praktischen und verständigen Seite her zu erkennen gibt, so wollen wir ihrer etwas ausführlich gedenken. Für die idealen, sittlichen und wissenschaftlichen Zwecke des Lebens enthalten einzelne Testamente besondere Vermächtnisse, und manche Leute waren auch schon zu ihren Lebzeiten für dieselben bedacht. Stipendien für Schüler kommen vor, und zwar sowohl für Kinderschulen, als auch für Universitäten. In Betreff der Letzteren führen wir als Beispiel das Stipendium für vier in Köln studirende junge Leute an, welches der Frankfurter Arzt Wiesebeder im 15. Jahrhundert gestiftet hatte. Vermächtnisse von Büchern, einer noch während der ersten Jahrzehnte des Bestehens der Buchdruckerkunst pecuniär sehr kostbaren Sache, geschahen, um den Fortschritt der Wissenschaft zu fördern. Anfangs wurden sie an Klöster und geistliche Stifte gemacht, weil nur diese, nicht aber die politischen Gemeinden, Büchersammlungen besaßen. So vermachte 1440 der Frankfurter Syndicus Heinrich Welder dem Bartholomäus-Stift eine geschriebene Bibel, welche er gekauft und gewiß mit Hunderten von Gulden bezahlt hatte. Etwa fünfzig Jahre früher (1397) hatte ein Deutschordens-Herr dem Franciskanerkloster zu Wetzlar eine Anzahl Bücher vermacht, welche ebenfalls von großem pecuniären Werthe waren, und in Betreff deren er daher vorschrieb, daß sie in der Kloster-Bibliothek nicht bloß aufgestellt, sondern auch an Ketten befestigt werden sollten. Gelegentlich bemerke ich, daß auch auf der Frankfurter Stadt-Bibliothek bis zum Jahre 1690 die meisten Bücher an Ketten lagen. Diese Stadt-Bibliothek selbst ward von einem Patricier gegründet. Ludwig zum Paradies nämlich, welcher 1502 als der Letzte seiner Familie starb, vermachte in seinem 1484 niedergeschriebenen Testament seiner Vaterstadt den größten Theil der von ihm gesammelten Bücher, und zwar, wie die Worte des Testaments lauten, „zu einem anhabe einer Liberie in der Stadt Frankfurt ufzurichten", d. h. um als Anfang zu einer zu gründenden Stadt-Bibliothek zu dienen. Er war also der erste Frankfurter, welcher die Nothwendigkeit erkannte, eine für Laien bestimmte Büchersammlung zu schaffen, und deßhalb durch ein pecuniär sehr bedeutendes Vermächtniß für die geistige Bildung seiner Mitbürger Sorge trug.

(Fortsetzung folgt.)

Die Freimaurerei.

Der Wiener „Presse" geht „von einem Freimaurer" die folgende Mittheilung zu:

Wenn nach Angabe einiger Autoren der Ursprung der Freimaurerei in das graue Alterthum fällt; wenn Viele das Entstehen derselben vom Tempelbaue unter König Salomon Ben Daud (David's Sohn) herleiten, wo eine erste Verbrüderung der Maurer, Steinmetze und Zimmerleute mit den Graden Lehrlinge, Gesellen und Meister unter der Leitung ihres Ingenieurs Adoniram geschichtlich nachweisbar ist; wenn man behauptet, die moderne Freimaurerei beginne mit Ende des 17. Jahrhunderts, so handelt es sich hier nicht, dergleichen Angaben zu widersprechen. Daß es aber weder eine alte, noch eine moderne Freimaurerei gibt, wird daraus ersichtlich, daß dieser Bund sich gleichförmig unter denselben Grundgesetzen und Bestrebungen seit Jahrhunderten erhalten und verbreitet hat.

Seine erste geschichtliche Nachweisbarkeit fällt in's 16. Jahrhundert, da am 24. Juni 1535 der erste Freimaurer-Congreß zu Köln abgehalten wurde, an dem sich die Logen von London, Edinburgh, Wien, Amsterdam, Paris, Frankfurt, Hamburg, Antwerpen, Gent, Rotterdam, Madrid, Venedig, Königsberg, Brüssel, Danzig, Middelburg, Bremen und Köln betheiligten.

Die Abgeordneten dieser Logen erließen und unterfertigten eine Charte, bestehend in dreizehn Artikeln, welche in Copie an die betreffenden Logen zur Richtschnur und Danachhaltung eingesendet wurde. Es ist somit eine ausgemachte Sache, daß schon im Jahre 1535 eine Loge zu Wien bestanden habe.

Der Freimaurerbund ist keine geheime Gesellschaft, er hat kein Geheimniß und kann heutzutage kein Geheimniß haben, denn ein Bund, der nach Millionen Mitgliedern, auf dem ganzen Erdballe verbreitet, zählt, dessen Geschichte, Organisation, Grundgesetze und Bestrebungen mit der Bewilligung der Logen zur allgemeinen Kenntniß auch der Nichteingeweihten gebracht worden, ist kein geheimer Bund, sondern eine geschlossene Gesellschaft — geschlossen für Diejenigen, die in dieselbe nicht aufgenommen sind.

Aber die Freimaurerei ist eine allgemeine Gesellschaft, denn sie ist nicht französisch in Frankreich, englisch in London, schottisch in Edinburgh, preußisch oder deutsch in Berlin, amerikanisch in Amerika oder türkisch in Konstantinopel; sie ist eine und dieselbe, eine allgemeine Verbrüderung ohne Unterschied der Nationalitäten und Confessionen. Schon das Wort Loge entspricht diesem Sinne, denn Loga in der Sanskrit-Sprache bedeutet die Welt, und wenn je nach der Verschiedenheit des Ritus das Centrum der Actionen verschieden ist, so gibt es nur ein einheitliches Centrum, und alle Gebräuche, so verschieden sie unter sich sein mögen, sind aus derselben Quelle entsprungen und haben dieselben Grundgesetze und Bestrebungen.

In diesen Grundgesetzen liegt auch das Ziel der Bestrebungen der Freimaurerei und durch dieselben wird es klar und deutlich, daß sie ein Bund sei, der weder gegen Religion, noch gegen das Vaterland arbeitet, sondern im Gegentheile die allgemeine Entwicklung und Gleichberechtigung unterstützt.

Diese Grundgesetze sind in dem Zwölftafelgesetze der Freimaurerei zusammengefaßt, und es mag von Interesse sein, sie gerade in der gegenwärtigen Aera dem Publikum, welches von dieser Gesellschaft eine irrige Anschauung hat, zur Kenntniß zu bringen. Dieselben lauten:

1) Sei gerecht, denn die Gleichberechtigung und Billigkeit sind die Grundgesetze der menschlichen Gesellschaft.
2) Sei gut, denn die Güte fesselt die Herzen.
3) Sei nachsichtig, denn Du bist selbst schwach und fehlerhaft und lebst mit Geschöpfen, die ebenso schwach und fehlerhaft sind.
4) Sei sanft, denn Sanftmuth gewinnt Dir die allgemeine Zuneigung.
5) Sei dankbar, denn die Dankbarkeit begründet und fördert die Güte.
6) Sei bescheiden, denn Eitelkeit und Ehrgeiz erfüllt nur eigendünkliche Geschöpfe.
7) Verzeihe Beleidigungen, denn die Rache verewigt den Haß.
8) Thue nur Gutes Dem, der Dir Unrecht thut, um Dich größer zu zeigen als Jener und Dir einen Freund zu erwerben.

Digitized by Google

9) Sei zurückhaltend, mäßig und keusch, denn die Sinnlichkeit und Unenthaltsamkeit verderben Dich und machen Dich verachtenswerth.

10) Sei ein guter Bürger, denn das Vaterland ist für den Bestand, die Sicherheit und das allgemeine Wohlsein nöthig; sei treu und ergeben dem legitimen Staatsoberhaupte und den Gesetzen, denn sie sind zum Bestande der Gesellschaft nöthig, sowie Du der Gesellschaft, die den Staat bildet, bedarfst.

11) Vertheidige Dein Vaterland, denn das Vaterland macht Dich glücklich; in ihm liegen all die Bande, die Dich an Geschöpfe fesseln, die Deinem Herzen nahe stehen; aber vergiß nie, was Recht und menschlich ist.

12) Reiche nie die Hand zur Unterdrückung Deines Vaterlandes, denn es ist der gemeinsame Boden des Einzelnen, wie der Gesammtheit. Ist man aber in Deinem Vaterlande ungerecht gegen Dich, so entferne Dich stillschweigend, ertrage mit Muth und Ausdauer Dein Mißgeschick, enthalte Dich aber stets, die öffentliche Ordnung zu stören.

Ueber die französischen Jagden

bringt die „Europa" einen längeren Artikel, dem hier nachstehende Notizen entnommen sein mögen.

Zu dem Wild der Wälder, den Hirschen, Rehen, Wildschweinen und Hasen, kommt in Frankreich noch der Wolf. Wer eine gute Jagdeinrichtung haben und erhalten will, muß ihr jährlich 30,000 bis 40,000 Francs widmen. Das Pachtgeld für die Jagd selbst und die Entschädigungen für Wildschäden sind dabei nicht mitgerechnet. Einem Einzelnen sind diese Kosten gewöhnlich zu hoch und es bilden sich daher Jagdgesellschaften, deren Mitglieder Morgens von Paris abreisen und Abends wieder zurück sein können, nachdem sie im Walde von Chantilly eine Hetzjagd mitgemacht haben.

Der Kaiser hat die verschiedenen Forsten der Krondotation zu seiner Verfügung. Seine Pferde und Hunde sind die besten in Frankreich, seine Jagden im großen Stil gehalten. Kostspielig ist das Jagen für ihn sehr, denn man übertreibt nicht, wenn man die Ausgaben, die er für diese Leidenschaft macht, auf jährlich 900,000 Francs veranschlagt.

Der ächte französische Jäger zieht die Moorjagd jeder anderen vor. Wie schädlich sie für die Gesundheit ist, erkennen die Jäger gewöhnlich zu spät, wenn sie sich Gicht und Rheumatismus zugezogen haben.

Einige große Jagdbesitzer unterhalten Fasanerien, in denen nicht bloß Fasanen, sondern auch Rebhühner gezogen werden. Man sammelt die Fasaneneier und läßt sie von gewöhnlichen Hühnern ausbrüten. Die jungen Thiere werden mit Ameiseneiern oder mit einem Gemengsel von gekochtem Rindfleisch, harten Eiern, Brod und wilder Cichorie gefüttert. Die Kosten der Errichtung einer Fasanerie gibt man auf etwa 23,000 Francs, die der jährlichen Unterhaltung auf 7000 Francs an und den jährlichen Ertrag schätzt man auf 8700 Francs.

Für Wildschaden hat der französische Jagdliebhaber viel zu bezahlen.

In den Forsten des Staats werden die Jagdreviere auf neun Jahre für 830,000 Francs verpachtet. Auch die Gemeinden und die meisten Grundeigenthümer verpachten die Jagd auf ihrem Grund und Boden. Die Zahl Derjenigen, welche jährlich Jagdkarten lösen, beträgt 300,000, die Zahl Derer, welche dies unterlassen, 500,000. Es gibt mithin in Frankreich 800,000 Jäger. Schätzt man den Werth des Wildes, das jeder Jäger erlegt, auf 50 Fr., so gelangt man zu einer Gesammtsumme von 40 Millionen. Seit der Revolution hat man mit den Grundsätzen, von denen man das Jagdrecht regeln läßt, zwölfmal gewechselt. Die Jäger klagen nach wie vor über die Abnahme des Wildes, daneben nehmen allen Verordnungen zum Trotz die Jagdfrevel zu. 1845 kamen 14,000 vor und 1864 über 20,000.

Mannichfaltigkeiten.

(Das sinnige Trinklied), welches bei dem Festmahl der Hauptversammlung des deutschen Ingenieur-Vereins in Düsseldorf nach der Melodie von dem Mühler'schen Lied: „G'rad aus dem Wirthshaus komm' ich heraus", gesungen wurde (vergl. Nr. 247 der Didaskalia), ist aus dem „Schenkenbuch von Friedrich Hornfeck". Wir glauben vielen unserer Lesern und den Freunden der Sangeslust einen Gefallen zu erweisen, wenn wir sie auf die ausgezeichneten Compositionen dieses und anderer Lieder aus dem „Schenkenbuch" aufmerksam machen, welche Capellmeister Vincenz Lachner in Mannheim unter dem Titel: „Scherz und Ernst" bei B. Schott's Söhnen in Mainz veröffentlicht hat. Beiläufig sei noch bemerkt, daß die zweite Strophe des Liedes fehlerhaft abgedruckt worden ist, die richtige Lesart heißt:

Blicke doch rings um Dich
In die Natur,
Funkelnden Sonnenstrahl
Trinket die Flur!

(Einen blutigen Calembourg) findet man in der „Eclipse". Man kann daraus ersehen, wie nahe für den Pariser das Grausige bei dem Witzigen liegt. Es ist vom Staatsstreiche die Rede. Ein Ordonnanz-Offizier kommt am 4. Dec. zu General Arnaud und verlangt dringlich Verhaltungsbefehle; man baut an der großen Barrikade der Porte St. Denis. General St. Arnaud ist gerade von einem furchtbaren Keuchhusten befallen und, wüthend darüber, daß ihn die Beklemmung nicht ungehindert sprechen läßt, stößt er mühsam die Worte hervor: „Mein verwünschter Husten!" — Der Offizier erlaubt sich eine Bemerkung über die große Menschenmenge, welche die Boulevards erfüllt. Neuer Krampfanfall bei dem General, der nochmals seinen unglückseligen Husten verwünscht. Der Offizier eilt fort und die Action des 4. Decembers beginnt. Die gräßliche Pointe dieser offenbar erfundenen Anecdote wird nur im Französischen bemerkbar. Der General rief: „Ma sacrée toux!" Der Offizier verstand: „Massacrez tout!"

(Eine gefährliche Schwimmtour.) Die „Triester Ztg." schreibt: Ein aus Dalmatien gekommener Verpflegsbeamter Namens Glaser badete am 1. September in der Nähe einer hiesigen Badeanstalt im offenen Meere. Plötzlich hörten zwei Herren, die sich in der Nähe Glaser's mit Schwimmen vergnügten, den Letzteren einen furchtbaren Schrei ausstoßen, und sahen zugleich, wie er offenbar nur mit aller Anstrengung sich mehr über dem Wasser erhalten konnte. In der Meinung, daß Glaser den Krampf bekommen oder plötzlich unwohl geworden sei, schwammen sie auf ihn zu, um ihm beizuspringen. Unterdessen hatte einer der Badewärter dem Sinkenden das eine Ende eines Strickes zugeworfen, den derselbe auch die Geistesgegenwart hatte, sich schnell einige Male um die Hand zu schlingen. Trotzdem bedurfte es der vereinten Kräfte des Badewärters, der auf dem Floße stand, und der beiden Schwimmer, um den Sinkenden zur Stiege zu bringen und aus dem Wasser zu heben, in welchem er wie durch eine unsichtbare Gewalt zurückge-

Digitized by Google

haben war. Zugleich fühlten die beiden Schwimmer unter ihren Füßen eine feste compacte Masse, die sich aber allmählich senkte und endlich ganz in der Tiefe verschwand. Als man Hrn. Glaser endlich herauszog, bemerkte man, daß ihm ein Haifisch vom Oberschenkel des rechten Fußes bis hinab an die Ferse beinahe das ganze Fleisch herabgerissen und die Knochen der Ferse selbst völlig zermalmt hatte! Auch der andere Fuß ist schwer verletzt. Der Unglückliche wurde sogleich in das Militärspital gebracht, wo man den rechten Fuß amputiren will. Natürlich wurde das Baden an der ganzen Rhede verboten, durch Austrommeln und Anschlagezettel das Publikum gewarnt und für das Einfangen eines Hais im Hafen von Triest eine Prämie von 50 fl. ausgesetzt. — Nachschrift: Durch den Telegraphen kommt die Nachricht, daß der Haifisch, welcher Triest in Alarm versetzte, bei Izola (an der Küste von Istrien, mit dem Dampfschiffe zwei Stunden von Riva entfernt) gefangen worden.

Reise-Literatur.

Scandinavien ist für uns Deutsche noch gar zu sehr eine terra incognita. Das, was man von Schweden, Norwegen, Lappland weiß, ist vornehmlich dem eifrigen Bemühen der Engländer zu danken. Ein Buch wie Karl Vogt's Schilderung von der Berna'schen Expedition gehört schon zu den Seltenheiten, und dieses ist doch nur aus flüchtigem Besuch erwachsen. Gründlichere Schilderungen sind fast gar nicht vorhanden, namentlich sind wir bei Schweden ausschließlich auf die Engländer, auf Laing, Thomson, Acerbi angewiesen. Kaum daß des Dänen Molbech im Jahre 1812 erschienene Briefe über Schweden und einige wenige Neuere etwas Besonderes zur Kenntniß des Landes beigetragen haben. Wie erfreulich und versprechend muß es also sein, daß endlich einmal eine deutsche Feder sich mit dieser „ultima Thule" befaßt. Wir haben Ludwig Passarge's jüngst erschienene Wanderstudien: **„Schweden, Wisby und Kopenhagen"** im Auge. (Leipzig, Brandstetter.) Das Buch ist das Werk eines Künstlers, wie bei näherer Bekanntschaft Jeder finden wird, der sich auf die Stimmung eines Autors etwas versteht und auch nicht gleich die meisterhaft gezeichneten fünf Ansichten (Stahlstich) als des Verfassers Eigenthum erkennt. Eine höchst individuelle, lebhafte und phantasievolle Darstellung dringt uns Bild auf Bild vor die Augen; wir werden von Stralsund nach Malmö, nach Lund, nach dem Wettersee, dann in die großen Städte des Landes, Stockholm, Wisby, Gothenburg, endlich zum guten Abschluß nach der Hauptstadt des Dänenreiches, nach Kopenhagen geführt. Keine einförmige Wanderfahrt, kein peinliches Beschreiben von Weg und Steg — der Verfasser geht mit künstlerischem Blick in das Wesen des Landes und der Bewohner, in die geistigen Strömungen ein, die gar nicht unergiebig fließen. Beweis dafür seine Schilderungen der wissenschaftlichen und künstlerischen Production, sein liebevolles Verweilen bei dem Poesieen Tegner's. Auch selbständige kleine Uebertragungen, z. B. einer ganzen Reihe ächt scandinavischer Gedichte von Geyer, gibt er im Vorbeigehen. Der Leser, der am Schlusse ankommt, findet sich über die mannichfachsten Seiten des Landes unterrichtet und auf's Beste unterhalten. Passarge's Werk ist als einer der interessantesten und gediegensten Beiträge zur Literatur über Schweden zu verzeichnen.

Ein Schweizer, O. Rietmann, hat **„Wanderungen in Australien und Polynesien"** (St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer) herausgegeben, die einer weiteren Verbreitung werth sind. Einfach und schlicht gibt darin der Reisende seine Erlebnisse als Auswanderer, aus einem nicht unbeträchtlichen Zeitraum, worin er so ziemlich die bewohnten Theile Australiens und auch die Südsee-Inseln aus eigener Anschauung und theilweise als ächter Colonist unter harter Arbeit kennen gelernt hat. Wir werden nirgends von einer treuen und scharfen Beobachtungsgabe, wie sie dem nicht wissenschaftlichen Reisenden eigen sein muß, wenn er etwas Neues bringen will, verlassen; in häufigen Fällen hat der Verfasser sogar die besten Qualitäten des Touristenstils, der an sich nicht einzig beschreibend, sondern, wie etwa der Gerstäcker'sche, auch reflectirend sein kann. Die Bildung des Reisenden ist umfassend genug, um manches wissenschaftlich Interessante und Räthselhafte wenigstens zu berühren. Solcher Art Touristen sind selten und wenn wir zu ihnen den Anspruch mitbringen, gut unterhalten und gleichzeitig belehrt zu sein, so gehen wir nicht fehl — die Kunst dieser epischen Reisebeschreibung ist bei weitem größer als die der wissenschaftlich descriptiven.

Die klimatischen Kurorte kommen von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme. Madeira, Pau, Cairo und andere günstig gelegene Orte an den südlichen Küsten laufen sich gegenseitig den Rang ab. Man hat angefangen förmlich neue zu entdecken. Die „Insel Corsica" wird neuerdings in einem besonderen sehr interessanten Schriftchen eines Harburger Arztes, Dr. Biermann, empfohlen. (Hamburg, Richter.) Besonders Ajaccio erfährt hierin eine eingehende Betrachtung, die sich allen Seiten der physischen Vorzüge des Ortes zuwendet. Die Empfehlung macht einen überzeugenden Eindruck, namentlich da der Verfasser selbst als Patient spricht. Die meteorologischen Mittheilungen tragen gleicherweise dazu bei. Die Schrift ist dem Prinzen Napoleon als Protector des Kurortes gewidmet.

Die schönen Ufer des Genfersee's, des modernen Tempe, haben bekanntlich eine ganze Reihe wahrhaft unvergleichlicher klimatischer Kurorte aufzuweisen. Genf, die Hauptstadt des Leman selbst, ist in dieser Hinsicht der Hauptsammelplatz Europa's. Es ist schon viel über diese Cosmopolitin geschrieben worden, sie verdient ihre eigene Literatur; sie verdient auch, daß sich erprobte Federn mit ihr befassen, solche, wie die des Historikers R. Rey, der eben unter dem Titel „Genève et les rives du Léman" (Paris, librairie internationale) eine ganz vortreffliche Studie herausgegeben hat. Man kann nicht wohl eingehender und liebenswürdiger die Geschichte und das Lokal dieser Stadt beschreiben, als es Rey gethan hat. Seine Schrift wird für gesunde und kranke Besucher Genfs eine wahre Erholungslectüre sein.

Nicht minder von Interesse ist eine Schilderung des weitbekannten **„Montreux am Genfersee"** von Dr. Biersreund. (Basel, Schweighauser'scher Verlag.) Als Monographie wird sie gewiß Vielen von Werth sein, da, wie der Verfasser versichert, noch nichts über diesen Kurort geschrieben ist. Auch die Trauben- und Molkenkur von Montreux ist besonders behandelt. — Mitten in den Alpen, im Veltliner Thal, liegen bekanntlich die heißen Quellen von Bormio. Auch diese haben jetzt eine sehr gründliche Behandlung von zwei erprobten Alpenkennern, Prof. Theobald und J. Weilenmann, gefunden in einer Schrift, deren erster Theil unter dem Titel **„Die Bäder von Bormio"** (St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer) erschienen ist. Es sind Landschaftsbilder, Bergfahrten und naturwissenschaftliche Skizzen, recht gründlich und in gutem, zugleich unterhaltendem Ton vorgebracht. Wenn das Werkchen vollendet vorliegt, wird es sicher eine der besten Specialarbeiten über diesen Theil der Süd-Alpen darstellen.

Im Vornherein empfohlen von der bekannten künstlerisch nobeln Ausstattung, die alle Publicationen des Dürr'schen Verlags in Leipzig kennzeichnet, ist eine zweite Auflage von Freiherr v. Maltzan's vierbändigem Werk **„Drei Jahre im Nordwesten von Afrika"** erschienen. Dieses Buch ist verdienstlich wegen seiner durchaus selbständigen Anschauung, mit der aus Autopsie die sonst wenig von deutschen Reisenden beachteten Länder Algerien und Marokko vorgeführt werden. Dabei ist es vortrefflich geschrieben, im besten Unterhaltungston, ohne die gediegene Forschung außer Augen zu lassen. Wir sind überzeugt, daß dieser neuen Auflage, welche auch eine große Detailkarte erhalten hat, viele neue Freunde zufallen werden.

Die Reisehandbücher nach dem Modell Bädeker's werden jedes Jahr zahlreicher in Deutschland. Für den Rhein ist bis jetzt wenig Concurrenz vorhanden, neuerdings hat indeß ein Buchhändler in Kreuznach, R. Voigtländer, mit unbestreitbarem Erfolg diese Concurrenz aufgenommen. Sein **„Rheinbuch"** ist seit dem Jahr 1865 in den Händen der Reisenden und hat eine achtungswerthe Verbreitung gefunden. Die dritte, revidirte und vermehrte Auflage liegt uns vor. Sie zeichnet sich durch große Genauigkeit und sauberes Detail aus. Die Karten sind recht gediegen. Die Erweiterung auf die Pfalz, Moselgegend, Taunus ist nur zu billigen. Wir hoffen, daß dem Buch auch im Spätjahr, das überhaupt für Rheintouren die passendste Jahreszeit ist, manche neue Freunde zugeführt werden. H.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 9. Sept. **Robert der Teufel**, große Oper in 5 Acten, Text von Scribe und Delavigne. Musik von Meyerbeer.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 252. Donnerstag, den 10. September 1868.

Der Gemeinsinn der Frankfurter Bürger in früheren Zeiten.

Von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Wenn auf solche Weise erst am Ende des Mittelalters die Freigebigkeit reicher Bürger die Wissenschaft in Frankfurt zu fördern suchte, so hatte sich dieselbe dagegen schon früher auch der Kunst zugewandt. Doch sind leider aus dem Mittelalter nur noch verhältnißmäßig wenige Denkmale derselben erhalten, woran hauptsächlich der Umstand schuld war, daß Frankfurt bis zu unserem Jahrhunderte eine dem Handel gewidmete Stadt war, in welcher die rein gewerblichen Rücksichten gar häufig bauliche Veränderungen veranlaßten. Deßhalb haben sich von Baudenkmalen der früheren Zeiten fast nur die kirchlichen erhalten; denn auf sie übten jene Rücksichten keinen Einfluß aus. In welch hohem Grade die Wohngebäude den Handels-Interessen unterworfen waren, kann man daran erkennen, daß in früheren Zeiten an den meisten Häusern der Altstadt das Erdgeschoß aus einer Reihe von Gewölben mit ebensovielen Eingangsthoren bestand, damit dasselbe zu Meßläden vermiethet werden konnte. Noch jetzt zeigt sich dieß an manchen Häusern, und in anderen erklären sich bloß hieraus auffallende Erscheinungen. So ist es z. B. befremdend, daß im Thoreingang des steinernen Hauses nur der hinterste Theil gewölbt ist; es hat dieß aber den einfachen Grund, daß der ganze vordere Theil seines Erdgeschosses ursprünglich aus Hallen bestand, welche in der Messe als Kaufläden benutzt wurden.

Dieses steinerne Haus hat 1464 der Stammvater des Patriciergeschlechtes von Melem erbaut. Von einem anderen alten Privathause, dem Fürsteneck, welches schon 1424 so benannt war, weiß man nicht, wer es erbaut hat. Noch andere als Kunstwerke zu betrachtende Häuser von Patriciern des Mittelalters, wie der kleine Römer oder das Haus Lichtenstein auf dem Römerberg und die vereinigten Häuser zum Paradies und zum Krimmvogel auf dem Liebfrauenberg, sind längst umgerissen und durch Neubauten ersetzt. Die letzteren beiden Häuser waren 1367 als ein einziges schloßähnliches Gebäude neu errichtet und, um dem Ganzen ein stattliches Ansehen zu verschaffen, mit einem angebauten Thurm versehen worden. Im Jahre 1775 wurde dieses stolze Gebäude, welches der Schultheiß Sifrid zum Paradies hatte aufführen lassen, niedergerissen und an seiner Stelle das jetzt da stehende Haus erbaut. Auch ein anderes, offenbar großartigeres Privatgebäude, das Haus Stallburg auf dem großen Kornmarkt, erlitt das nämliche Schicksal, indem es 1789 abgebrochen wurde, damit auf seinem Grund und Boden die jetzige deutsch-reformirte Kirche erbaut werde. Dieses Gebäude hatte ebenfalls ein schloßartiges Ansehen, war mit Thürmen und Zinnen versehen und enthielt schöne Wandgemälde, sowie in der Hauscapelle ein schönes, großes Altarbild, welches 1813 durch den Krieg vernichtet wurde und von dem nur noch die beiden Seitenflügel, die lebensgroßen Bilder des Stifters und seiner Gattin darstellend, erhalten sind. Wie die reiche Familie der Stallburger, so verschönerten auch andere Patricier ihre Wohnhäuser durch Kunstwerke. Ja, das Streben, im Wohnhause auch der Phantasie Nahrung zu gewähren, zeigt sich besonders noch in einer eigenthümlichen Sitte der damaligen vornehmen Welt, welche schon längst völlig verschwunden ist. Es waren nämlich damals in jedem größeren Hause sowohl die einzelnen Zimmerthüren mit dem Bilde eines Thieres bemalt, als auch über der Hausthür eine dem Namen des Hauses entsprechende gemalte Figur angebracht. Nach jenen Bildern wurden die verschiedenen Zimmer oder, wie man damals sagte, Kammern des Hauses, benannt. So erwähnt z. B. ein Testament der Geuch'schen Familie von 1536 die rothe Kammer zum Bären, die Kammer zum Hirsch, die zur Eule, die zum Storch und die zum Ochsen, sowie ein Jahr nachher das Testament Philipps vom Rhein die Kameeltammer und die Hirschkammer. Diese Sitte erhielt sich noch bis in die erste Zeit des 17. Jahrhunderts hinein, wo z. B. die Zimmer des Limburgischen Gesellschaftshauses in einem Inventar unter folgenden Namen angeführt werden: zum Wolf, zum Bock, zum Reh, zum Einhorn, zum Hirsch, zum Roß, zum Affen, zum Kranich, zum Papagei, zum Greif und zum Bären.

Das, was die Patricier zur Verschönerung ihrer Stamm- und Wohnhäuser thaten, ist freilich nur ein Zeichen, daß sie Wohlgefallen an den Werken der Kunst hatten, und brauchte eigentlich hier, wo bloß von ihrem Gemeinsinn die Rede ist, nicht erwähnt zu werden. Allein diese Familien waren auch für öffentliche Kunstdenkmale mit Freigebigkeit thätig. Nur darf man hierbei nicht an Dasjenige denken, was jetzt in Bezug auf öffentliche Kunstwerke die Hauptsache ist, an die zum Gedächtnisse wichtiger Ereignisse oder zu Ehren verdienter Männer errichteten Denkmale auf öffentlichen Plätzen und an die jetzt fast in jeder Stadt bestehenden Kunstsammlungen. Jene Denkmale stellte das Mittelalter, mit seltenen Ausnahmen, nur auf Friedhöfen und in Kirchen auf; und was die Sammlungen betrifft, so gab es zwar schon am Ende des Mittelalters Private, welche Kunstschätze sammelten, allein an eine öffentliche Kunstsammlung oder auch nur an eine Ausstellung der im Privatbesitz befindlichen Kunstwerke, dachte man in unserem Frankfurt erst in der neuesten Zeit. Die erste öffentliche Kunstsammlung der Stadt ward 1815 durch die großartige Stiftung Städels geschaffen, wenn man nicht etwa die kurz vorher vom Fürsten Primas und vom Senator Brönner der Museums-Gesellschaft geschenkten Gemälde und Kupferstiche als einen Vorläufer von dieser betrachten will. Die erste öffentliche Ausstellung von Privat-Kunstwerken aber fällt in die 70er Jahre des vorigen Jahr-

Digitized by Google

hunderts; sie bestand darin, daß der Kunstliebhaber Joh. Christian Kaller seine Sammlungen in einem Saale des ehemaligen Barfüßer-Kreuzganges zur Meßzeit jeden Vor- und Nachmittag, außerdem aber wöchentlich zweimal dem Publikum unentgeltlich ausstellte. Kaller selbst nannte diese Ausstellung den öffentlichen Frankfurter Bildersaal.

Für das Mittelalter müssen wir die Kirchen und Friedhöfe besuchen, um die Kunstwerke zu finden, welche der Gemeinsinn der Bürger gestiftet hatte. Noch jetzt erinnern die Namen von Capellen, Altären und Chören in einzelnen Kirchen an ihre Stifter im Mittelalter, wie die Glauburgische Capelle in der Peters-Kirche, die Holzhausen'sche Capelle zu Weißfrauen, die Scheids-Capelle im Dom, das Brommen-Chörlein zu St. Leonhard, das Nygebur-Chörlein in der Barfüßerkirche, die Stephans-Capelle ebendaselbst ꝛc. Außer kirchlichen Bauten wurden aber auch Gemälde und Bildhauereien von einzelnen Bürgern gestiftet. Von ihnen sind vor Allem zwei Stiftungen des Schöffen Jakob Heller hervorzuheben, beide 1509 gemacht. Die eine ist der noch jetzt auf dem nördlichen Theile des Dom-Kirchhofes stehende sogenannte Calvarienberg, die andere ein von Heller bei Albrecht Dürer bestelltes Altarbild der Dominikaner-Kirche, beide zugleich ein Zeichen des feinen Kunstsinnes und Geschmackes Dessen, der sie gestiftet hatte. Der Calvarienberg gehört zu den bedeutendsten Bildhauerwerken, welche Frankfurt besitzt. Das Bild von Albrecht Dürer aber, eines der besten Gemälde dieses Meisters, würde sogar geradezu als das größte Kunstwerk der Stadt angesehen werden, wenn es sich erhalten hätte. Leider hat jedoch der Unverstand der Mönche des Dominikanerklosters dieses kostbare Werk der Stadt entzogen. Die Dominikaner überließen dasselbe, nachdem noch kurz vorher Kaiser Rudolph II. ihnen vergebens 10,000 fl. dafür hatte bieten lassen, 1613 dem Herzog Maximilian von Bayern für eine jährliche Rente von 400 fl., welche ihnen nachher schon um 1648 nicht mehr ausgezahlt wurde. So wanderte das unschätzbare Gemälde aus Frankfurt nach Bayern und ward es 1673 bei einem in München ausgebrochenen Brande ein Opfer der Flammen. In Frankfurt blieb nur eine Copie des Bildes zurück, welche auf der Stadt-Bibliothek aufbewahrt wird. Auch das Grab des kunstsinnigen Stifters der genannten beiden Meisterwerke war mit einem „sehr künstlich ausgearbeiteten" Tode von Messing geschmückt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Genrebilder aus Dalmatien.

Aus Cattaro vom 1. September wird der Wiener „Presse" geschrieben:

Wenn man an den steinigen Küsten des südlichen Dalmatiens vorüberfährt und in den Landungsorden die abenteuerlichen, oft prachtvollen Costüme der Einwohner, diese selbst und ihre Behausungen sieht, gelangt man allmählich zu dem Glauben, daß man sich hier nicht mehr in Europa, sondern so recht im eigentlichen Oriente befinde. In dieser Ansicht wird man auffallend bestärkt, wenn man durch sein Schicksal gezwungen ist, in dem südlichsten Winkel dieser Provinz, in den gepriesenen, meist von Völkerschaften griechischer Religion bewohnten Bocche di Cattaro zu existiren und allda ein Leben voll Entsagung und Selbstverleugnung zu führen. Hier fehlt die bequeme Straße, welche die menschlichen Wohnungen verbindet; wie Adlernester hängen die einzelnen Behausungen an den gigantischen Felsen oder spiegeln sich an der Küste mit ihrem reichen Blätterschmucke im Meere.

Manch kühner Seefahrer lebt hier, in Ruhe sein Geld verzehrend, das er auf mühevollen Meeresfahrten erworben, wohl auch in wilden Kriegszeiten seinen Feinden abgenommen; doch auch nicht selten bekommt man auf die Frage, wen dieses oder jenes Haus beherberge, zu hören, daß dort jener brave Mann wohne, welcher vor nicht undenklicher Zeit diesen oder jenen Schiffscapitän ausgeraubt hatte und den Nachforschungen der Behörden lange Zeit erfolgreich zu trotzen wußte; oder daß jenes verlassene Haus einem wilden Bocchesen gehörte, welcher vor Jahren sein Weib mit sieben Stichen in die Brust ermordete und alsdann nach Montenegro gegangen ist.

Derlei Vorfälle sind in diesem kleinen, kaum 35,000 Einwohner zählenden Districte nichts Seltenes.

Anfangs Juli wurde hier in der Nähe von Tragal der berüchtigte Räuber und Mörder Mato Mitrov Bozurovich von Gendarmen ertappt, welchen die Behörde seit 1861 verfolgte. Von mehreren Kugeln getroffen, brach er in einem Kukurutzfelde zusammen, wo ihm endlich ein Bajonnetstich den Garaus machte, nachdem er noch sterbend seine Pistole auf seine beiden Verfolger abgedrückt hatte. Zu seinem Begräbnisse wurden in übertriebener Humanität seine Verwandten zugelassen. Sie erschienen denn auch, ein zahlreicher bewaffneter Kriegerhaufe, schütteten Mais und Wein in sein Grab, und wehklagend trugen sie dem Todten auf, den Niko, den Spiro und all die anderen Ehrenmänner zu grüßen, welche in der Ausübung ihres Berufes gleich ihm gefallen und vorangegangen sind, und welchen er nunmehr sicher bald in den Räumen der ewigen Glückseligkeit begegnen wird. Von Niemandem, selbst von dem Popen wurde nicht ein Wort des Tadels über seine Verbrechen ausgesprochen; war er doch als ein Mann im Kampfe gefallen, hatte er doch so viele Jahre mit Kraft und Schlauheit den Nachstellungen seiner Feinde zu trotzen gewußt; er war demnach ein Held, ein Märtyrer, der nicht getadelt, sondern gepriesen und geächtet zu werden verdient. Die guten Leute faßten auch die Gendarmen scharf ins Auge, und Jedermann ist überzeugt, daß binnen Kurzem mindestens Einer derselben als Opfer der Blutrache fallen wird.

Man muß gestehen, daß solche Zustände und die Ohnmacht, mit der die Behörden denselben gegenüberstehen, für einen österreichischen Staatsbürger etwas Befremdendes haben; sie sind allerdings danach angethan, die muthigsten Beamten einzuschüchtern. Die Blutrache, so wie sie hier der Entdeckung der Verbrechen hindernd entgegenwirkt, bedroht auch den Urheber der Bestrafung unnachsichtlich mit dem Tode.

Hoffentlich werden sich die Dinge unter dem neuen Regime bessern; unser neuer Statthalter wird an der sittlichenden Gewalt der Cultur nicht verzweifeln und einem Volke gegenüber, welches Raub und Mord als — ehrliche Beschäftigung betreibt, durch nachsichtslose Strenge das Ansehen und die Macht der Regierungs-Organe zu wahren suchen.

Die Sonnenfinsterniß am 18. August.

Einem Privatbrief des Dr. Hermann Vogel (Lehrer der Photographie an der Gewerbe-Akademie zu Berlin und Mitglied der norddeutschen Sonnenfinsterniß-Expedition), geschrieben an Bord des Dampfers, welcher die Expedition nach Suez zurückführte, d. d. 23. August, entnimmt die „Karlsr. Ztg." Folgendes:

Am 18. August verließen wir früh um 4 Uhr unser Lager (in Aden, wo die Expedition ihre Beobachtungen anstellte). Etwa neun Zehntheile des Himmels waren bewölkt. Resignirt machten wir uns an die Arbeit.

Digitized by Google

Unsere Aufgabe war es, innerhalb der drei Minuten eine möglichst große Zahl von Bildern des Phänomens zu erhalten. Für diesen Zweck hatten wir uns förmlich an dem photographischen Fernrohr einexerzirt, gerade wie Artilleristen vor ihren Kanonen. Dr. Fritsche machte die Platte in dem ersten Zelt, Dr. Zenker schob die Kassette in das Fernrohr, Dr. Thiele exponirte und ich entwickelte in dem zweiten Zelt. Wir hatten festgestellt, daß es in dieser Weise möglich sei, in 3 Minuten sechs Bilder zu machen. Der entscheidende Moment kam immer näher, der mit banger Sorge von uns betrachtete Wolkenhimmel zeigte zu unserer Freude jetzt einige Lücken, durch welche die breite, theilweise vom Mond bedeckt als Sichel erscheinende Sonnenscheibe sichtbar wurde. Die Landschaft erschien in dem seltsamsten Lichte, beinahe ein Mittelding zwischen Sonnen- und Mondlicht. Die chemische Lichtstärke erwies sich auffallend schwach. Eine Probeplatte gab mit einer Steinheil'schen Aplascatlinse-Mittelblende erst in 15 Secunden ein anexponirtes Bild der Wolken.

Immer kleiner wurde die Sonnensichel und die Wolkenlücke schien sich noch mehr zu öffnen, — wir schöpften Hoffnung!

Die letzte Minute vor der Totalität der Sonnenfinsterniß (völlige Verfinsterung), welche um 6 Uhr 20 Minuten eintrat, verging im Fluge. Dr. Fritsche und ich krochen eilig in unser Zelt und blieben daselbst; von der Totalität haben wir leider unter diesen Umständen nichts gesehen.

Unsere Arbeit begann. Die erste Platte wurde probeweise 5 und 10 Secunden belichtet, um zu sehen, welche Zeit ungefähr die richtige sei. Muhamed, unser schwarzer Diener, brachte mit die erste Kassette ins Zelt. Ich goß den Eisenentwickler klar über die Platte, gespannt der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Da erlosch meine Lampe. — „Licht! Licht!" rief ich „Licht!" Aber Niemand hörte; Alle hatten vollauf zu thun. Da griff ich selbst zum Zelt mit der Hand hinaus — in der linken die Platte haltend — fand glücklich eine kleine Oellampe, die ich mir für alle Fälle brennend bereit gestellt hatte, und jetzt sah ich das Sonnenbildchen auf meiner Platte erscheinen: die dunkle Sonnenwand war umgeben mit einer Reihe eigenthümlicher Erhebungen auf der einen Seite, auf der anderen zeigte sich ein seltsames Horn. Beide Erscheinungen vollkommen analog in beiden Bildern. Meine Freude war nicht gering.

Doch es war keine Zeit zum Freuen. Bald war die zweite und eine Minute später auch die dritte Platte in meinem Zelt.

„Die Sonne kommt!" rief Zenker; die Totalität war vorüber. Alles erschien aber als das Werk eines Augenblicks, so rasch war uns die Zeit verflossen.

Die zweite Platte zeigte bei der Entwicklung sonderbarer Weise nur ganz schwache Spuren eines Bildes. Vorüberziehende Wolkenschleier hatten im Augenblick der Exposition die photographische Wirkung fast gänzlich verhindert. Die dritte Platte zeigte wieder zwei gelungene Bilder der Protuberanzen am untern Rand.

Trotz des Erreichten wurden die Platten gewaschen, fixirt, lackirt — freilich mit sehr unvollkommenen Hülfsmitteln — einige Copien auf Glas genommen, die, um Verlusten zu begegnen, separat nach Europa geschickt werden sollen.

Mannichfaltigkeiten.

(In Bologna) ist ein vorlauter Tonsetzer auf den Einfall gekommen, den „Barbier von Sevilla" mit einer neuen Composition zu versehen und dies Wagniß dadurch einigermaßen zu entschuldigen, daß er Rossini ersuchte, die Widmung dieser Oper anzunehmen. Der alte Meister hat zustimmend mit den folgenden schalkhaften Bemerkungen auf den Brief Dall' Argines — so heißt der Bologneser — geantwortet. „Herr Maestro Dall' Argine! Da Ihr Name mir nicht ganz unbekannt ist, indem der glänzende Erfolg Ihrer Oper „Die beiden Bären" auch bereits bis zu mir gedrungen ist, gewährt es mir eine wahre Befriedigung, zu sehen, daß Sie, „kühner junger Mann", (wie Sie sich selbst nennen!), mir durch die beabsichtigte Widmung Ihrer eben vollendeten Oper einigermaßen Ihre Achtung bezeigen wollen. In Ihrem liebenswürdigen Schreiben finde ich nur das Wörtchen „kühn" überflüssig; ich hielt mich wahrlich nicht für „kühn", als ich nach dem Vater Paisiello das reizende Sujet von Beaumarchais (binnen zwölf Tagen) in Musik setzte. Warum sollten Sie sich dafür halten, da Sie nach einem halben Jahrhundert und noch dazu mit neuen musikalischen Formen einen „Barbier" schaffen wollen? Jener Paisiello's wurde erst unlängst in einem der Pariser Theater aufgeführt, und zwar mit einem Erfolge, wie ihn dieses geist- und melodienreiche musikalische Kleinod vollkommen verdient. Viel wurde bereits und wird noch zur Stunde zwischen den Kunstfreunden über den Vorzug der älteren und neueren Tonkunst polemisirt. Sie, mein Herr, sollten sich, ich rathe es Ihnen, an das alte Sprüchwort halten, daß zwischen zwei Streitenden der Dritte am besten fährt. Euer Wohlgeboren sind, Sie dürfen davon überzeugt sein und ich wünsche es auch von Herzen, jener glückliche Dritte. Möge denn Ihr neuer „Barbier" als ein großer Bär, im Vereine mit Ihren bereits componirten „Die beiden Bären" ein musikalisches Triumvirat bilden und Ihnen sowie unserm gemeinsamen Vaterlande einen unvergänglichen Ruhm sichern. Diese innigen Wünsche hegt für Sie der greise Pesarese, der sich nennt Rossini." — Den Humor des alten Meisters recht zu verstehen, muß man wissen, daß die „beiden Bären" von Dall' Argine eine Possenmusik von geringstem Werthe ist, die einen kaum erkennbaren Erfolg gehabt.

(Aus Macao) laufen Berichte über eine Reihe entsetzlicher Gräuelscenen an Bord eines Schiffes ein, die selbst in der Geschichte blutiger Schiffsmeutereien ihres Gleichen sucht. Das italienische Schiff „Theresa" war am 3. Februar vorigen Jahres mit 296 Kulis und einem allgemeinen Cargo von Seide, Thee u. s. w. von Macao nach Calao abgegangen. Nach einer friedlichen Reise von 52 Tagen kam Land in Sicht, wie sich ergab Neuseeland, und die Bemannung war auf dem Vordertheile des Fahrzeuges beschäftigt. Diesen Augenblick benutzten die Kulis, drangen in die Kajüte, bemächtigten sich der Waffen und in weniger als 10 Minuten tödteten sie 13 von der Bemannung, welche sie gräulich verstümmelten, viertheilten und über Bord warfen. Der zweite Steuermann wurde durch einen Schuß in den Kopf getödtet und der erste Steuermann erhielt 17 Wunden, wurde in Ketten gelegt und auf die abscheulichste Weise 80 Tage lang gemartert, indem sie ihm Nägel in den Kopf schlugen u. s. w., bis sie ihn zwei Tage vor der Ankunft an der chinesischen Küste tödteten. Damit nicht zufrieden, begannen sie auch unter sich selbst zu morden, in weniger als zwei Stunden waren 50 von ihnen die Köpfe abgehauen; diese wurden in Kisten verpackt und im untersten Schiffsraume aufgestapelt, so daß der entsetzlichste Geruch von der Welt, der mit jedem Tage unausstehlicher wurde, das Fahrzeug zwei Monate lang durchzog. Noch dazu wurde die Frau des Capitäns im Zwischendeck eingesperrt. Die Kulis, welche wahrscheinlich Seeräuber waren, denn sie verstanden den Gebrauch des Compasses und der Karte, leiteten das Schiff nach dem Hafen von Tin-pack, wo sie dasselbe unter reger Theilnahme seitens der Mandarine gänzlich ausplünderten, die Namen von sämmtlichen Booten auslöschten und sich davon machten. — Das Schiff kam mit 8 Leuten (darunter die Frau des Capitäns) wieder in Macao an.

Digitized by Google

(Eine Wittwen-Verbrennung.) Die Journale von Pondichery (Indien) erzählen den Fall eines „suttee“ (Wittwen-Verbrennung) von wahrhaft entsetzlichem Ausgange. Eine Frau, welche ihren Mann verloren hatte, verkündigte, dem Herkommen gemäß, daß sie sich lebendig auf einem Scheiterhaufen verbrennen werde. Alles wurde für die Ceremonie vorbereitet, welcher, da sie sich in einem District vollziehen sollte, der der englischen Ueberwachung allzufern lag, von Seiten der Europäer keine Schwierigkeiten entgegengesetzt wurden. Als die Stunde des Todes geschlagen hatte, bestieg das unglückliche Opfer muthig den von den Verwandten und Freunden der Wittwe umgebenen Scheiterhaufen. Eine große Menge von Hindus drängte sich in begieriger Erwartung des schauerlichen Schauspiels hinzu. Zunächst verlief Alles in gewöhnlicher Weise; das Feuer wurde durch einen der jüngsten Anwesenden an den Scheiterhaufen gelegt und stieg knisternd zu seinem Opfer empor. Als indessen die Flammen die dem Tode geweihte Wittwe berührten, überwand der Schmerz die Willensstärke des Opfers und sie sprang instinctmäßig unter die Menge, um dem Feuer zu entgehen. Die Hindus, welche laut diese Unterbrechung des Opferfestes verwünschten, die ihrer abergläubischen Ueberzeugung nach großes Unglück über ihre Häupter bringen müßte, bildeten einen Kreis um die Unglückliche und vermochten dieselbe durch Vorstellungen und Drohungen, den Scheiterhaufen von Neuem zu besteigen. Diesmal erduldete sie standhaft die gräßliche Pein; allein während sie sich im schrecklichsten Todeskampfe wand, rollte sie vom Scheiterhaufen zur Erde nieder. Die Hindus wichen erschreckt zurück. Keiner von ihnen wagte es, das Opfer zu berühren, sei es, um ihm zu helfen oder in die Flamen zurückzustoßen. Sie flüchteten sich bestürzt vor Furcht über die unausbleiblichen schlimmen Folgen dieser unterbrochenen Opferweihe, welche der Himmel über sie verhängen würde. Diese Hindus waren „Zemindars“, d. h. Männer von hohem Range. Als die englische Polizei von dem Vorfall unterrichtet wurde, war ihre Intervention zu spät, als daß sie noch etwas hätte nützen können. Aber der Gouverneur forderte die englisch-indische Association auf, sofort ein großes Meeting zu berufen, das sich mit aller Energie gegen die Sitte des „suttee“ aussprechen sollte. Die Mitglieder der Association ertheilten den bei dem schrecklichen Drama betheiligten Hindus einen scharfen Tadel und zeichneten bedeutende Summen, um eine thätige Propaganda gegen das „suttee“ ins Werk zu setzen. Der Raja von Radjpoutanas in Ulwer, ein junger, sehr intelligenter Mann und eifriger Anhänger europäischer Civilisation, hat sofort die Degradation über den District ausgesprochen, wo die That stattfand, außerdem wurden die Hauptmitschuldigen zu zehnjähriger Einkerkerung verurtheilt.

Correspondenzen.

Baden, 6. September.

Die paar letzten Nummern des Badeblattes enthielten weniger große Namen als sonst, doch führt die heutige Liste auf: den Prinzen Moritz von Hanau, die Grafen Laroche-Foucauld und Lauriston aus Paris, Gesch aus München, Lewenhaupt aus Stockholm ꝛc. ꝛc. — Das mit so vieler Spannung erwartete Monstre-Militär-Concert hat am Nachmittag des 4., vom schönsten Wetter begünstigt, vor einer ungeheueren Menschenmenge und, sagen wir es gleich, mit einem vollständigen Erfolg stattgefunden, der um so höher anzuschlagen ist, als mehrere Umstände obwalteten, welche rin Gelingen ziemlich zu beeinträchtigen im Stande waren. Zuvörderst waren die Musikbanden durch die unmittelbar vorausgehenden Manövertage außerordentlich angestrengt und ermüdet, sodann war ihnen nur eine Probe am Donnerstag in Rastatt vergönnt; bei der Aufführung in Baden kam noch hinzu, daß eine auf starke 8000 Köpfe geschätzte Menschenmenge naturgemäß viel Lärm zu machen pflegt, zumal sie viel Franzosen zählte, welche sich gerne lärmend und scherzhaft geben und den Werken großer Meister nicht mit der Pietät entgegenzukommen pflegen, wie die Deutschen; endlich konnten die 310 Musiker natürlich nicht im erhöhten durch mancherlei Umstände die Klangwirkung verstärkenden Musikpavillon untergebracht werden, sondern mußten auf dem gleichen Niveau, wie die Zuhörerschaft, aufgestellt werden, was der Entwicklung der colossalen Tonmasse hinderlich war. Trotz dieser ungünstigen Momente war, wie gesagt, der Erfolg rin vollständiger durch die Präcision und rhythmische Schärfe im Zusammenspiel und die große Sauberkeit und Festigkeit in den Soloparthien. Mehrere Stücke wurden da capo verlangt. Am meisten excellirte die Musik des Leibgrenadier-Regiments (Karlsruhe, Capellmeister Burg) dieselbe, welche sich bei dem vorjährigen Concours in Paris große Ehren holte. Von ganz gewaltiger Wirkung waren die von sämmtlichen 310 Mann ausgeführten 5 Ensemblestücke. Wie wir hören hat Herr Dupresoir die einzelnen Capellen mit werthvollen Preisen bedacht, so daß auch der materielle Erfolg der wackern Künstler ein zufriedenstellender ist. — Der Zudrang des Publikums zu der gestrigen Aufführung des Lohengrin (König Heinrich, Finke aus Berlin, Lohengrin Nachbauer von München; Elsa, Fräul. Mallinger von da; Telramund Betz von Berlin; Ortrude, Mad. Bertram-Mayrr von Wiesbaden) war so stark, daß die Administration eine Wiederholung der Oper veranstalten wird, sofern dieß die Urlaubr der gastirenden Künstler ermöglichen. — Den Verehrern des edlen Schachspirls wird dir Nachricht von Interesse sein, daß Hr. Kolisch, der Sieger im großen internationalen Schachtournier von Paris, heute Nachmittag 4 Uhr im Wintergarten des Conversationshauses eine öffentliche Sitzung veranstaltet. Wir werden darüber in unserer nächsten Mittheilung berichten. — Herr Könnemann, der Director des ausgezeichneten, seit diesem Jahre verstärkten Orchesters, gibt nun jeden Donnerstag Nachmittag von 3 bis 5 Uhr Sinfonieconcerte bei freiem Eintritt.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Leipzig. Dr. Heinrich Laubr ist in Sachen unserer Theaterfrage hier eingetroffen, und wird unsere Theatrdirection ihm zu Ehren nächsten Mittwoch die „Bösen Jungen“ zur Aufführung bringen.

Aus Coburg meldet Röders „Monitrur“ unter dem 1. September: Mit heutigem Datum treten der General-Intendant, Baron v. Meyern, so wie Hofschauspieldirector Friedrich Haase aus ihren Aemtern. Ersterer übernimmt nur noch die Ueberwachung des Etats, steht jedoch in keinerlei Beziehung zum artistischen Theile der Verwaltung, welche in die Hände S. H. des Herzogs übergeht, der mit Hülfe einer Mittelsperson, des Cabinetsrathes Dr. Tempeltey, und des Oberregisseurs Rawezinski die oberste Leitung des Hoftheaters selbst übernimmt. Dr. Tempeltey wird das mittheilende Organ der höchsten Willensmeinung, der Oberregisseur die executive Behörde sein, dem der Regisseur des Schauspiels und der Oper untergeordnet sind. Herr Friedrich Haase bleibt mit dem Prädicat: „Hofschauspieldirector“ dauerndes Ehrenmitglied der herzoglichen Hofbühne, ohne jedoch in einem Engagementsverhältniß zu stehen.

„Grundzüge der musikalischen Klanglehre“, leichtfaßlich dargestellt von B. Widmann, mit 20 Holzschnitten (Leipzig, Merseburger). Der rühmlich bekannte Verfasser gibt hier rine sehr unterrichtende Arbeit, welche weit über den Kreis der Musiktreibenden hinaus Theilnahme und Verständniß finden wird. In bescheidener Weise nennt er überall die Männer der Wissenschaft und der Kunst, an welche seine Darstellung sich anlehnt, an ihrer Spitze Helmholtz. In demselben Verlage erschien „Die Musik als Gegenstand des Unterrichts und der Erziehung“ von L. Ramann. Diese in Nürnberg gehaltenen Vorträge beleuchten einen wichtigen Gegenstand von verschiedenen Seiten, oft mit sehr scharfen Streiflichtern, welche auf einzelne Fachgenossen des Verfassers fallen und ihm gleich scharfe Antikritiken zuziehen werden. Wir haben das Werkchen hier nur zu registriren und dürfen uns kein Schiedsgericht anmaßen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 10. September. Minna von Barnhelm, oder: Das Soldatenglück, Lustspiel in 5 Acten von Lessing. (Abonnement-Vorstellung Nr. 235.)

Freitag, 11. September. Tannhäuser und die Keilerei auf Wartburg, große Zukunftsposse in 3 Acten von J. Nestroy. Musik von Carl Binder. (Abonnement-Vorstellung Nr. 236.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 253. Freitag, den 11. September 1868.

Der Gemeinsinn der Frankfurter Bürger in früheren Zeiten.

Von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Ein Gemälde, welches die Anbetung der heiligen drei Könige darstellt, ließ ein anderer Patricier, Klaus Stalburg, den seine Mitbürger nur den reichen Klaus nannten, 1514 durch einen vorzüglichen Künstler anfertigen und an die Wand des Kreuzganges der Karmeliter malen. Eines von Holzhausen in dasselbe Kloster gestifteten Gemäldes ist bereits oben gedacht worden. Von der nämlichen Familie rührte ein Bildwerk der Michaels-Capelle (jetzt im Dom) her, nämlich die steinernen Statuen des 1393 gestorbenen Johann von Holzhausen und seiner Gattin. Auch von anderen Familien wurden steinerne Bildnisse einzelner Angehöriger als Statuen oder in Relief errichtet: so von der Familie Frosch die des Stifters der Kathrinen-Kirche, Wicker, noch zu dessen Lebzeiten (1360) und eines andern Wicker, welcher 1378 starb; beide Denkmale sind nach dem Abbruch der alten Kathrinen-Kirche in die jetzige versetzt worden. Ebenso befand sich in der ehemaligen Allerheiligenkirche das steinerne Bildniß ihres Stifters, des Patriciers Jakob Neuhaus, von 1369, und in der ehemaligen Spitalskirche die als Porträts behandelten Steinbilder des bekannten Siefried zum Paradies und seiner zweiten Gattin aus den Jahren 1378 und 1386. Die beiden Letzteren befinden sich jetzt in der Nikolai-Kirche. Aehnliche Denkmale ließen sich noch mehrere anführen. Der über der Eingangsthür des Kreuzganges der Bartholomäus-Kirche stehende h. Bartholomäus war offenbar von einem Brun von Brunfels gestiftet worden, weil an ihm das Brun'sche Wappen nebst einem anderen, welches wohl das seiner Gattin war, angebracht ist. In derselben Kirche befindet sich ein anderes aus 13 Figuren bestehendes steinernes Kunstwerk, welches den Tod der Maria darstellt und von der zur Gesellschaft Frauenstein gehörenden Familie von Werstatt in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gestiftet worden ist. In der Barfüßerkirche stiftete Jakob Inkus zu Schwanau, mit welchem 1473 dieses Geschlecht ausstarb, ein das jüngste Gericht darstellendes Fenstergemälde. Am nördlichen Eingang in dieselbe Kirche befand sich ein Marien-Bild, welches nach dem darunter befindlichen Wappen von einem Weiß von Limburg herrührt. Ein Mitglied der nämlichen Familie ließ 1497 ein steinernes Crucifix vor dem Eschenheimer Thor errichten.

Die angeführten Kunstwerke sind nur ein Theil derer, welche von Patriciern gestiftet worden waren, und es ließen sich sogar aus den noch jetzt vorhandenen noch mehrere solcher Denkmale anführen. Aber auch die Handwerksfamilien der Stadt bethätigten in jenen früheren Zeiten den gleichen mit Frömmigkeit verbundenen Sinn für die Kunst, wenn sie auch nicht die Mittel besaßen, um, wie jene, viele kostspielige Werke errichten zu lassen. Schon 1372 hatten die Metzger Heil und Johann Biß in der Spitalskirche einen Altar errichten und mit einem (jetzt nicht mehr vorhandenen) Gemälde ausschmücken lassen, welches Maria, Anna und das mit einem Vogel spielende Christuskind darstellte. Einem anderen Metzger, dem Rathsgliede Andreas Hirde, ließ seine Familie 1518 im Dom ein schönes, steinernes Denkmal errichten: es stellt die Verspottung Christi dar und steht jetzt nahe dem nördlichen Eingang in die Kirche. Auf dem Peters-Kirchhof endlich befindet sich noch jetzt als das größte der dortigen Denkmale ein auf hohem Postament errichtetes Crucifix von Sandstein, umgeben von den Figuren der Maria und des Johannes: es ward 1509 von dem Gärtner Hartmud Nestern gestiftet.

Wir wenden uns zu denjenigen Stiftungen des Mittelalters, welche nicht der Kirche oder der äußeren Noth wegen gemacht wurden. Den Uebergang zu ihnen mögen die Vermächtnisse bilden, welche immer noch irgend eine Beziehung zur Religion oder Armenpflege haben. Für das Begraben armer Leute vermachte ein gewisser Arnold 1267 eine Summe Geld, damit deren Familien nicht in Unkosten gezogen würden. Noch weiter ging der um 1320 lebende Albrecht auf der Hofstadt, welcher durch ein Legat dafür sorgte, daß den Leichen armer Sachsenhäuser auch brennende Kerzen vorgetragen wurden. Wie das letztere Vermächtniß schon für etwas, was gewissermaßen zum Luxus gehörte, Sorge trug, so war dieß auch mit einem Legate der Gele Ruhart der Fall, welche 1493 einen Gürtel, einen Pelz, einen Schleier, einen Mantel, einen Weiberrock und ein Handtuch für arme Frauen zum Gebrauche bei Kindtaufen vermachte, und zwar so, daß eine der geschworenen Hebammen diese Geräthschaften aufbewahren und unterhalten und jeder Armen, welche dieselben verlange, zur Benutzung bei der Taufe leihen sollte. Auch die Legate zur Ausstattung armer Bräute gehen bis in das Mittelalter zurück. Der durch seine reichen Stiftungen berühmt gewordene Arzt Wiesebeder vermachte seiner bejahrten Dienstmagd die für jene Zeit beträchtliche Jahressumme von 20 fl., nach dem Tode derselben aber sollte der Rath dieses Geld jedes Jahr zwei armen Jungfrauen als Hochzeitsgeschenk reichen. Einem rein sittlichen Zwecke war ein 1501 gemachtes Legat des reichen Klaus Stalburg gewidmet, in dessen Testament sich nämlich folgender Artikel findet: „Da in vielen Theilen der Stadt leichtfertige Frauen wohnen, welche durch ihr böses Beispiel andere Frauen und die Töchter der Bürger leicht zur Untugend reizen, so soll eine Beisteuer von 200 Gulden dem Rath gegeben werden, falls derselbe ein besonderes Haus bauen lassen will, in welches zu ziehen alle jene Weiber gezwungen werden sollen."

Auch die testamentarische Fürsorge für die Dienstboten ist noch zu den aus sittlichen Motiven gemachten Stiftungen zu rechnen. Sie ward früher, und zwar noch bis nahe zu unserer Zeit, als

Digitized by Google

eine Dankespflicht aller einigermaßen vermögenden Leute angesehen und trug nicht wenig dazu bei, daß die Dienstboten einst treuer, anhänglicher und aufopfernder waren, als sie jetzt im Allgemeinen sind. Diese größere Fürsorge für die Dienstboten rief am Ende des Mittelalters in Frankfurt auch den Gedanken hervor, ein besonderes Spital für männliche und weibliche Dienstboten zu errichten, der jedoch aus unbekannten Gründen nicht ausgeführt wurde. Die Kunde von diesem Vorsatze findet sich im Testament der Wittwe des Paternosterers, d. i. Rosenkranzmachers, Andres von 1486, in welchem zu einem solchen vom Rathe beabsichtigten Spital 10 fl. vermacht wurden. Wenn wir in diesem Falle schon eine Frau des niederen Gewerbstandes auf das Wohl der dienstthuenden Classe bedacht sehen, so zeigt sich das Gleiche noch mehr bei den reichen Bürgern im Mittelalter. Diese beschenkten in ihren Testamenten jeden ihrer Dienstboten, ja mitunter sogar auch Leute, welche, ohne Dienstboten gewesen zu sein, für sie gearbeitet hatten. Der soeben erwähnte Klaus Stalburger machte in dieser Hinsicht in seinem ersten Testament (1501) folgende Legate, deren Geldbetrag man, um sie dem heutigen Geldwerth entsprechend zu finden, mindestens um das Zehnfache erhöhen muß: seinem Schreiber einen Weingarten und die Hälfte des Hauses Werdenberg, seinem Knecht einen Weingarten und 50 fl., seinem Weingärtner den Erlaß der Summe für den an ihn verkauften Weingarten, der Köchin 10 fl., der Dienstmagd 20 fl., der zweiten Dienstmagd 10 fl., dem Sackträger, der die Geld- und Waarentransporte des Stalburg'schen Handelsgeschäfts besorgte, 26 fl., der Tochter der (offenbar nicht mehr lebenden) Näherin 10 fl. mit der Verfügung, dieselbe, weil sie lahm sei, dafür in ein Kloster oder Begineuhaus einzukaufen, dem Schlosser des Hauses 10 fl., der hinterlassenen Tochter seiner Säugamme 5 fl. und der Dienstmagd seines Stiefsohnes 20 fl.

Nicht wenige mittelalterliche Stiftungen und Vermächtnisse waren auf die Freiheit und Blüthe der Vaterstadt oder auf das rein äußerliche Wohlergehen der Mitbürger gerichtet. Solche Spenden wurden, was die Erblasser sehr oft auch als ihre Absicht aussprachen, ebenso als zum ewigen Wohle der Seele dienend angesehen, wie die Legate für Kirchen, Spitäler und Arme; und diese Ansicht, nach welcher gemeinnützige Werke jeder Art Gott wohlgefällig seien und gleich der Frömmigkeit Jenseits belohnt wurden, war so allgemein und feststehend, daß z. B. im Jahre 1300 eine Anzahl Bischöfe einen Ablaß für alle Die verkündeten, welche einen Beitrag zur Unterhaltung für die Frankfurter Main-Brücke geben würden. Solche dem praktischen Interesse der Bürgerschaft dienende Stiftungen galten am häufigsten der genannten Brücke und den Befestigungswerken der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Selbsthülfe auf dem Gebiete der Geheimpolizei.

Unter den mannichfachen, für die Gesellschaft wohlthätigen und bei uns verhältnißmäßig noch wenig gekannten Einrichtungen in den Vereinigten Staaten ist die der privaten geheimen Polizei vielleicht die unbekannteste. Der unleugbar praktische Sinn des Amerikaners, unterstützt durch den Vortheil einer nach jeden freien Richtung freien Bewegung, hat sich mit aller Ruhe eines Gebietes bemächtigt, dessen Bearbeitung nach der Ueberzeugung eines jeden loyalen Deutschen doch einzig und allein der hohen Regierung zukommt. Eine private Geheimpolizei ist denn doch geradezu etwas Unerhörtes. Und doch stimmt dies so ganz mit dem amerikanischen help your self überein. Die Gesellschaft hilft sich eben selbst.

Die gigantische Ausdehnung dieses jungen Riesenstaates sowohl, als auch die gemischten, durchaus nicht sehr lauteren Elemente seiner Bevölkerung bieten allerdings für den Verbrecher jeder Art und demnach auch für den Polizisten ein ganz besonders verlockendes Feld nutzbringender Thätigkeit.

Unter den verschiedenen Anstalten nun, welche ihre Aufgabe darin suchen, Verbrecher, besonders solche gegen das Eigenthum, sowie Falschmünzer auszukundschaften und den Gerichten zu überliefern, steht diejenige von Allan Pinkerton in Chicago durch ihren Umfang sowohl, als durch ihre intelligente und ehrenhafte Leitung jedenfalls an der Spitze.

Bald hier, bald dort wird eine Express Company (Privat-Unternehmung für Transport von Geldern und Paketen, da die Stadtpost nur Briefe befördert) auf eine so geheimnißvolle, wie raffinirte Weise einer großen Summe Geldes beraubt. Telegraphische Berichte darüber erscheinen in allen Zeitungen, doch da augenscheinlich jeder Schlüssel zu dem Verbrechen fehlt, so verschwindet die Affaire nach kurzer Zeit wieder aus dem Tagesgespräch.

Plötzlich jedoch liest man in den Blättern ein kurzes Telegramm:

„Allan Pinkerton hat die Räuber eingefangen und das Geld wieder dem Eigenthümer zugestellt."

Das einemal kommt diese Nachricht aus einer Stadt am Atlantischen, das andere Mal aus einer solchen am Stillen Ocean. Das einzige Factum, welches das Publikum erfährt, ist, daß die Diebe verhört und verurtheilt wurden. Pinkerton selbst und seine Thatigkeit bleiben in Dunkel gehüllt.

Dieser Mann ist der Gründer, Eigenthümer und Leiter eines unabhängigen Polizei-Bureaus, welches seinesgleichen in der Welt nicht hat. Es ist ein Unternehmen, das während der sechszehn Jahre seines Bestehens gestohlenes Geld und Eigenthum im Betrage von nahezu 9 Millionen Dollars (18 Millionen Gulden) entdeckt und zurückerstattet hat. Die Auslagen beliefen sich für das Jahr 1866 auf 157,000 Dollars (314,000 fl. Silber) und bereisten die Angestellten des Bureaus während desselben Jahres die ungeheure Strecke von 850,000 englischen Meilen.

Pinkerton hat sein Geheimpolizei-System auf den Grundsatz der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit basirt. Er hat sechszehn Jahre hindurch bewiesen, daß ehrliche Menschen die besten Geheimpolizisten abgeben, und dadurch die Ansicht über den Haufen geworfen, daß es eines Spitzbuben bedarf, um einen anderen Spitzbuben zu fangen.

Pinkerton wurde im Jahre 1820 zu Glasgow in Schottland geboren. Durch die Armuth seiner Eltern von Kindheit auf zu körperlicher Arbeit angehalten, wäre seine Erziehung gänzlich vernachlässigt geblieben, wenn nicht ein Mann, Namens Niel Murphy, welcher ihn beschäftigte, an dem aufgeweckten Knaben Interesse genommen und ihm einigen Unterricht hätte geben lassen. Nachdem er später das Binderhandwerk erlernt hatte und er sich auf der Wanderschaft befand, wurde er mit in die damals auf ihrer Höhe sich befindende Chartisten-Bewegung verwickelt. Da dieselbe bekanntlich Fiasco machte und England in Folge dessen für ihre Theilnehmer ein etwas unbequemer Aufenthalt wurde, so sah Pinkerton sich veranlaßt, in den Vereinigten Staaten eine neue Heimath zu gründen.

Er ließ sich in Dundee, Kane County, Illinois, nieder, wo er einige Jahre hindurch seinem Gewerbe oblag. Während dieser Zeit wurde er zu öfteren Malen von dem Sheriff seines County als Beistand beim Einfangen von Pferdedieben, Falschmünzern ꝛc. verwendet und zeigte bei diesen Gelegenheiten so viel Schlauheit, Gewandtheit und Muth, daß er zu gleichen Diensten öfters nach Chicago entboten wurde.

Digitized by Google

Dies brachte ihn zu dem Entschlusse, die Geheimpolizei als einen Beruf zu erwählen, und hier haben wir wiederum einen dieser amerikanischen self made men vor uns, welcher sich trotz der mangelhaftesten Erziehung durch die eigene Kraft seines Geistes, seinen durchdringenden Verstand und strenge Ehrlichkeit zum Wohlthäter seiner Mitmenschen gemacht und einen bekannten und geachteten Namen errungen hat.

Seine nächsten Uebungen auf dem neuen Gebiete machte er als Special-Agent für die nordwestlichen Staaten im Dienste des Post-Office-Departements und errichtete hierauf vor sechszehn Jahren in Chicago ein selbstständiges Polizei-Bureau, bekannt unter dem Namen „North Western Police Agency". Die Operationen und der Ruf desselben wuchsen von Jahr zu Jahr, es heißt jetzt „National Police Agency" und besitzt Zweig-Institute in Newyork und Philadelphia.

Als der größte und weittragendste Erfolg von Pinkerton's unermüdlicher Thätigkeit ist unter allen Umständen die durch ihn bewirkte Vereitlung des Mordanschlages auf Abraham Lincoln im Frühjahr 1861 zu betrachten.

Pinkerton kam zu dieser Zeit mit einem Theil seiner Leute einem Rebellen-Complot auf die Spur, dessen Absicht es war, die Brücken der Bahnstrecke Philadelphia-Washington (die damals einzige Bahnverbindung zwischen Washington und dem Norden und daher von der größten Wichtigkeit) abzubrennen, und bei dieser Gelegenheit von einer Verschwörung, den Präsidenten während seiner Fahrt von Philadelphia nach Washington in Baltimore zu ermorden, Kenntniß bekam. Er benachrichtigte sogleich Mr. Judd davon, welcher sich in Begleitung des Präsidenten befand, und theilte ihm die näheren Umstände mit. Derselbe hatte schon vorher unbestimmte Warnungen erhalten, dies war jedoch die erste genaue Darlegung. Auf sein Ersuchen traf Pinkerton die wirkungsvollsten Maßregeln zur Vereitlung des Anschlags und escortirte selbst den Präsidenten in der Nacht vom 22. auf den 23. Febr. sicher durch Baltimore nach Washington.

Beim Ausbruch des Krieges wurde er von der Regierung mit der Organisation und Leitung der geheimen Kriegspolizei betraut. Die Geschichte derselben und seine eigene wechselvolle Thätigkeit während dieser Zeit sind von ihm ausführlich beschrieben worden.

Die „National Police Agency", deren persönliche Leitung er nach Beendigung des Krieges wieder übernahm, ist ein durchaus unabhängiges und privates Unternehmen, in keiner Weise verbunden mit einer gouvernementalen Autorität oder von einer solchen controlirt. Die Ziele desselben sind zweifacher Art: das Vereiteln und das Entdecken von Verbrechen.

Das Bureau läßt sich auf kein Unternehmen ein, dessen Beweggründe nicht gerecht und lauter sind, und wirkt überhaupt nur zu dem Zwecke, die Justiz zu unterstützen und Verbrecher zur Strafe zu bringen. Jeder Beamte, ob männlich oder weiblich, bevor er in den Dienst des Bureaus tritt, muß sich schriftlich verpflichten, von keiner Seite irgend welche Geschenke der Dankbarkeit oder Erkenntlichkeit anzunehmen. Der Beamte erhält dieselbe Zahlung, mochte die Person, über die er nachforschte, schuldig oder nichtschuldig sein. Die Zahlungen der Parteien an das Bureau, in deren Auftrage dasselbe Operationen unternimmt, werden nach einem festen Satze regulirt und müssen geleistet werden, mögen dieselben von Erfolg sein oder nicht.

Die Bureaux selbst in Chicago, Newyork und Phyladelphia sind niemals geschlossen. Tag und Nacht, jahraus jahrein sind sie dem Publikum geöffnet. Das Centralbureau, in Chicago nimmt ein achtes Haus ein.

Die erste Etage enthält die Hauptkanzlei, so wie die in 240 großen Bänden à 400 Seiten gesammelten Berichte, welche die genaue Darstellung sämmtlicher seit dem Bestehen des Unternehmens untersuchten Fälle enthalten. Jeder Beamte steht unter dem Befehl Pinkerton's, des Oberdirectors und der Unterdirectoren und hat, während er mit dem Nachspüren eines Verbrechens beschäftigt ist, täglich geschriebene Berichte über den Stand der Sache einzuschicken. Ist dieselbe beendigt, so werden die Berichte gesammelt und den übrigen beigefügt. Der Name irgend eines Mannes oder einer Frau, welcher zu irgend einer Zeit durch einen Beamten des Bureaus verhaftet oder beobachtet wurde, kann daher nebst allen Nebenumständen in wenigen Minuten gefunden werden. Es kam in letzterer Zeit öfters vor, daß das Bureau von nahen und entfernten Plätzen eine telegraphische Anfrage über den Charakter irgend einer Person erhielt. Die Berichte wurden zu Rathe gezogen und nach fünf Minuten war constatirt, daß der Mann ein Verbrecher war. In weiteren 10 Minuten waren die Thatsachen des Falles herausgeschrieben und den Fragestellern telegraphirt. Das Resultat war, daß ehrliche Leute davor bewahrt blieben, von Gaunern beschwindelt zu werden.

Die Zahl der Angestellten des Bureaus variirt zwischen 140 und 190. Sie sind beiderlei Geschlechts und repräsentiren sämmtliche europäischen Nationalitäten, was jedenfalls von außerordentlichem Vortheil ist; Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Moralität werden bei ihnen vorausgesetzt. Die Disciplin ist ungemein streng. Ein Compromiß zwischen der Polizei und Verbrechern, wie es bekanntlich in Paris und London nicht ungewöhnlich ist, kommt nicht vor.

Allan Pinkerton ist ein Geheimpolizist par excellence. Das Bewunderungswürdige an ihm ist das Systematische in allen seinen Handlungen. Er unternimmt nie etwas auf's Gerathewohl. Sein Leben ist während der letzten 16 Jahre ein an Ereignissen und Abenteuern sehr reiches gewesen. Zu verschiedenen Malen wurden Versuche gemacht, ihn meuchlings zu ermorden, und oft hatte er sein Leben gegen Pferdediebe, Falschmünzer, Eisenbahnräuber und andere Schufte zu vertheidigen, von denen er mehrere getödtet, andere für's Leben gezeichnet hat. Im Augenblicke der Gefahr entwickelt er eine überraschende Ruhe und Kaltblütigkeit, die ihm zu den vielen Erfolgen verhelfen, welche seine Thätigkeit gekrönt haben. (N. fr. Pr.)

Mannichfaltigkeiten.

(Mysteriöser Vorfall.) Von Allon, im Canton Waadt, berichtet man folgenden mysteriösen Vorfall: In der Nähe eines Pächterhauses bei Vornet bemerkte man vor einigen Tagen eine feingekleidete Dame von vornehmer Haltung an einem einsamen Platze sitzen. Anfänglich glaubte man, sie ruhe sich von einem Spaziergange aus, bald aber nahm man wahr, daß sie von einem großen Kummer niedergedrückt sein müsse, und als sie auch bei anbrechender Nacht die Stelle nicht verließ, sprachen sie die Leute des Pachthauses an, ihr Gastfreundschaft anbietend. Weinend lehnte sie die Einladung ab und bat flehentlich, man möge sich nicht um sie kümmern, sie wolle sterben. Auch die Annahme von Speise und Trank verweigerte sie auf das Bestimmteste. So blieb sie die ganze Nacht und auch den folgenden Tag an jener Stelle, ohne zu essen und zu trinken. Von der Anwesenheit der geheimnißvollen Fremden berichtet, begaben sich der Friedensrichter und Gemeindevorsteher von Allon in Begleitung eines Arztes zu derselben. Auch diesen verweigerte sie die Annahme von Speise und Trank, sowie jede Auskunft über ihre Person und ihre Familie. Alles, was sie nur sagte, war: „Es laste ein schreckliches Geheimniß auf ihr; zwinge man sie zur Rückkehr in ihre Familie, so würde dieß derselben großes Unglück bringen. Das wolle sie durch ihren Tod verweiden." Erst Abends 10 Uhr ließ sie sich, halb freiwillig,

Digitized by Google

halb gezwungen, bestimmen, daß man sie mit einem Wagen nach Allon brachte, wo sie sich unter strenger Bewachung bei Tag und bei Nacht, da sie mehrere Selbstmordversuche gemacht hat, noch in diesem Augenblicke befindet, ohne daß man Näheres über ihre Person erfahren konnte. Laut dem Ausspruche der Aerzte ist die erst 20 Jahre alte Dame vollständig Herrin ihrer Sinne. Sie spricht fließend Französisch, wenn auch mit etwas deutschem Accent.

(Die Sängerin Fräulein Mallinger) hat, Dresdener Blättern zufolge, in Dresden, wo man ihr 8000 Thaler Jahresgage bot, außerdem noch folgende Bedingungen aufgestellt: Vier Monate Urlaub, Stellung aller Garderobe, selbst für die Conversationsoper, inclusive Handschuhe, Ueberlassung sämmtlicher Garderobestücke zum Gebrauche bei ihren auswärtigen Gastspielen, einen Staatswagen zu ihrer Verfügung für Probe und Aufführung, zu jeder Vorstellung drei Billette in eine Parketloge; Engagement an der Dresdener Hofbühne für ihren Lebensretter Hrn. v. Düringsfeld. Die Klage über die ungemessenen Forderungen der Sängerinnen ist übrigens nicht neu. So schlug die Cuzzani von der italienischen Oper in London zur Zeit Händel's ein Engagement mit 60,000 Ducaten in Italien aus, weil sie sich in London besser stand. Einst wünschte sie eine nicht sehr werthvolle Spitzengarnitur zu besitzen, und als ihr ein galanter Lord eine solche sehr kostbare und einer Königin würdige überreichte, warf sie dieselbe ins Feuer, weil es nicht die von ihr gewünschte sei. Eines jungen, sehr reichen und liebenswürdigen Edelmannes Hand schlug sie aus und heirathete einen Goldarbeiter-Lehrling, mit dem sie sehr unglücklich lebte. Sie starb im tiefsten Elende, nachdem sie Stimme und Schönheit verloren und ungeheure Summen vergeudet hatte.

(Eine versunkene Stadt.) Man schreibt der „Ess. Ztg.": „Der verehrlichen Einwohnerschaft der Stadt Essen und ihrer Außenbezirke, mit Ausnahme der Bewohner des Grundeigenthums von Zeche Ver. Hoffnung und Secretarius Aak, theilen wir ergebenst mit, daß sie, laut einer amerikanisch-deutschen Zeitung des neuesten Datums, mit Mann und Maus, Kind und Kegel versunken ist. Eine deutsche Zeitung aus Chicago, im Staate Illinois, gibt nämlich unter dem Titel „Geschichte einer versunkenen Stadt" eine interessante Beschreibung vom allmählichen Sinken und endlichen Untergange der Stadt Essen a. d. Ruhr. Zu dieser Beschreibung gehört eine Illustration, die sich ungefähr ausnimmt, wie folgt: Auf einem hervorragenden, steilen Bergrücken, dessen Umgebung offenbar durch irgend ein Naturereigniß stark gesunken ist, steht erhaben, burgähnlich, die Zeche Ver. Hoffnung mit hoch in die Luft ragenden Schornsteinen. Am Fuße des steilen Abhanges ist die Oberfläche des Stückes Erde, auf dem früher die Stadt Essen gestanden haben muß, mit einem geraden Striche angedeutet. Ueber diesem Striche ist weder Baum noch Strauch, sondern nur die Köpfe der beiden höchsten Krupp'schen Kamine und die Hähne der katholischen Kirche St. Johannis und der evangelischen Kirche, letztere merkwürdiger Weise mit einem Blitzableiter versehen. Alles Andere ist verschwunden."

(Schattenseiten der Großstadt.) In jedem Jahre werden in Berlin ungefähr 450 Neubauten begonnen. Alle diese Gebäude wurden von 23 Gesellschaften mit 213,359,500 Thalern versichert und ihr Miethsertrag überstieg 21,750,000 Thaler, die von mehr als 150,000 Miethern gezahlt wurden. Von ihnen entrichten: 47,200 Miether unter 50 Thlr., 54,000 zwischen 50 und 100 Thaler, 18,150 zwischen 100 und 150 Thaler, 10,000 zwischen 150 und 200 Thaler, 10,000 zwischen 200 und 300 Thaler, 5000 zwischen 300 und 400 Thaler, 3000 zwischen 400 und 500 Thaler, 4000 zwischen 500 und 1000 Thaler und 1600 über 1000 Thaler Miethe. Also fast ein Drittel aller Berliner wohnt in Räumen, die jährlich weniger als 50 Thaler Miethe kosten, d. h. in dumpfen, ungesunden Löchern! Daher kommt es denn auch, daß in Berlin erst der zehnte junge Mann zum Militärdienste körperlich brauchbar ist.

(Franzosen-Geographie.) Der „Siecle" führt einige erbauliche Stellen aus einer Geographie für Volksschulen an, die von einem Hrn. Pinet, „Offizier des öffentlichen Unterrichts, Inspector des Volksschulwesens, Delegirten an der Centralschulverwaltung" herausgegeben worden ist. Die dritte Auflage dieses schätzbaren Lehrbuchs ist 1864 erschienen und wurde, wie auf dem Titelblatt bemerkt wird, durch die Subscription einer bestimmten Anzahl von Exemplaren von Seiten des Unterrichtsministeriums ausgezeichnet. Hr. Pinet selbst, der Verfasser, wurde am 15. August d. J. durch das Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet. Nachfolgend einige Stellen, um den Werth dieses Buches, wie überhaupt das gegenwärtig in Frankreich herrschende Streben, den Volksunterricht zu heben, in das geeignete Licht zu setzen. Seite 139 heißt es: „Das heut zu Tage so berühmte Californien gehört zu Mexiko; seine Hauptstadt heißt San Francisco." Auf derselben Seite steht: „Leon an dem Ufer des Niagarasees, dessen Wasserfall berühmt ist." Seite 137 liest man: „Der Laplata entspringt in Brasilien und mündet in den Meerbusen von Mexiko." Auch in den eingestreuten geschichtlichen Bemerkungen ist dieses Schulbuch dritter Auflage sehr gediegen. So heißt es: „Franz I. fügte durch seine Heirath mit Anna von Bretagne (Mutter seiner Frau Claudia!) die Bretagne zu Frankreich." — Jedes Kind, sagt ein gefälliger College zur Empfehlung des Werks in dessen Vorrede, jedes Kind, welches dieses Büchlein besitzt, erhält durch dasselbe hinreichende Kenntnisse."

(Die Krankenregister) der verschiedenen Londoner Hospitäler stellen dem Genus „Mensch" kein allzu günstiges Zeugniß aus. Ein Menschenfeind hat ausgerechnet, daß während der beiden letzten Monate 124 Personen wegen Bißwunden in den Krankenhäusern untergebracht wurden, und daß unter den Uebelthätern, an deren Spitze die Hunde mit 85 stehen, die Menschen in zweiter Reihe mit 18 rangiren. Dann erst kommen Pferde, Katzen, Esel und Affen. Das Geschlecht der menschlichen Beißlustigen hat der Herr Statistiker nicht angegeben.

Literatur-Notizen.

Die zahlreichen Verehrer der criminalistischen Literatur werden in zwei neuen Publikationen ihrer Leidenschaft genügt sehen. Die eine ist die bei Brockhaus gegenwärtig bandweise erscheinende populäre Auswahl aus dem „Neuen Pitaval", herausgegeben von A. Bollert unter dem Titel: **„Die interessantesten Criminalgeschichten** aller Länder aus älterer und neuerer Zeit." Es ist eine Sammlung, deren besondere Empfehlung Niemand erwarten wird, der die vortreffliche Redaction des „Pitaval" kennt. Die zweite erscheint bei Costenoble in Jena und heißt: **„Die Opfer mangelhafter Justiz."** Gallerie der interessantesten Justizmorde aller Völker und Zeiten, von Dr. Karl Löffler. Dieses nicht unverdienstliche Unternehmen, das den humanen Zweck, die Bekämpfung der Todesstrafe, an der Stirn trägt, umfaßt zwei Bände mit reichem Inhalt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 11. September. **Tannhäuser und die Kellerei auf Wartburg**, große Zukunftsposse in 3 Acten von J. Nestroy. Musik von Carl Binder. (Abonnement-Vorstellung Nr. 236.)

Samstag, 12. September. Zum ersten Male: **Ein schlechter Mensch**, Original-Lustspiel in 3 Acten von J. Rosen. Hierauf: **Fortunio's Lied**, komische Operette in 1 Act von Hector Cremieux und L. Halévy. Deutsche Bearbeitung von C. Ernst. Musik von J. Offenbach. (Abonnement-Vorstellung Nr. 237).

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 251. Samstag, den 12. September 1868.

Der Gemeinsinn der Frankfurter Bürger in früheren Zeiten.

Von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Die Schenkungen und Legate für die Unterhaltung der Main-Brücke kommen so oft vor, daß sie in den städtischen Einnahmebüchern manchmal besonders rubricirt sind. In diesen wird bei ihnen auch meistens bemerkt, eine solche Spende sei „für die Seele" des Gebers oder der Geberin oder „durch Gott", d. i. Gott zu Liebe, gereicht worden. Auch hierbei gab Derjenige, welcher kein Geld zu geben hatte, ein Kleidungsstück, eine Waffe u. dgl. m. Dabei waren es nicht bloß reiche Leute, welche an die Brücke Geld schenkten, sondern auch arme. Neben einer Spende von 10 Pfd. Hellern z. B., welche ein Bürger 1358 gab, kommt 1356 die ein halbes Pfund Heller betragende Spende einer Dienstmagd vor. Was die Stadtbefestigung betrifft, so war es früher geradezu Sitte, daß reiche Leute in ihren Testamenten dieselbe bedachten, und es ließen sich viele Beispiele davon anführen. Der mehrerwähnte Jakob Heller z. B. legirte ebenso für den Stadtbau, wie er Kunstwerke in Kirchen errichten ließ. Von den Schöffen Orth zum Jungen berichtet das Bumeisterbuch, daß er 1506 120 Pfund Heller (d. i. 100 fl.) und der Wollenweber Schefferhenn sechs Pfund vermacht hätten, um die Stadtmauer von der Kathrinen-Pforte an bis zum Weißfrauenkloster in Bau und Besserung zu erhalten. Nach dem Raths-Protokoll hatte kurz vorher (1494) Johann zum Jungen noch bei seinen Lebzeiten 100 fl. für den Mainzer Thurm und für die Stadtmauer, und zwar „um Gottes willen", geschenkt. Auch Frauen gedachten der städtischen Festungswerke in ihren Testamenten, wie z. B. Anna von Hynsberg 1513 für dieselben 20 fl. vermachte. Sogar noch im 17. Jahrhundert kamen solche Legate vor, wie z. B. das des Dr. med. Hartmann Beyer vom Jahre 1624.

Außer der Brücke und den Befestigungen wurden auch die Landstraßen und Feldwege, sowie die Viehweiden in Testamenten bedacht. Der oben erwähnte Klaus Stalburg wies in seinem Testament von 1501 nicht weniger als 400 fl. an, um „die bösen Wege zwischen der Stadt und der Landwehr auszubessern", und Elisabeth von Heringen, die Gattin des letzten Sprößlings der Familie zum Paradies, vermachte 1502 100 fl. zur Verbesserung des Weges nach Preungesheim. Einige Jahrzehnte später (1537) erhielt der Rath, in Gemäßheit eines Legates des Schöffen Philipp vom Rhein, 200 fl., um dafür drei Aecker am Rüstersee zu kaufen und sie in eine gemeine Weide umzuwandeln, sowie noch weitere 100 fl., um ebendaselbst einen neuen Graben machen und durch ihn die Laierbach oder Löherbach (jetzt fälschlich Lehrbach genannt) wieder in den Rüstersee leiten zu lassen.

Daß alle dergleichen Dinge nicht oder in der Regel nicht geschahen, um zu glänzen und sich einen Namen zu machen, läßt sich nicht bloß aus den in den Testamenten ausgesprochenen Motiven schließen, sondern auch aus vielen anderen Umständen und Handlungen, welche uns theils die Verwendung des Ueberflusses zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken als eine allgemein anerkannte Religions- und Bürgerpflicht zu erkennen geben, theils aber auch zeigen, wie sehr man zu jener Zeit bedacht war, mit dem Bewußtsein der gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten aus dem Leben zu scheiden. Was namentlich das Letztere betrifft, so sind die Beispiele von ängstlicher Bedachtsamkeit, selbst insgeheim nichts Unverantwortliches zu thun und das etwa mit oder ohne Wissen und Willen Gethane noch im Tode wieder gut zu machen, sehr häufig und mitunter wahrhaft rührend. Es ist Pflicht des Historikers, diesen Charakterzug hervorzuheben, weil man gar leicht über die im Mittelalter vorkommenden Rohheiten die besseren Seiten dieses Zeitraumes übersieht und nicht bedenkt, daß heutzutage zwar weniger Mordthaten und Räubereien begangen werden, daß dieß aber nicht bloß in der Verfeinerung der Sitten, sondern auch in der größeren Leichtigkeit des Lebens und in den besseren polizeilichen Einrichtungen seinen Grund hat. Auch sollte man wohl beachten, daß die Redlichkeit damals eine häufiger vorkommende Tugend war, als heutzutage. Einige Beispiele mögen das Gesagte bezeugen.

Gar nicht selten geschah es, daß Geistliche der Stadtbehörde Geld brachten, welches beim Abgabenzahlen insgeheim zurückbehalten und als unrechtmäßiges Gut ihnen in der Beichte gegeben worden war. Im Jahre 1356 betrug die Summe, welche als vorenthaltenes Ungeld aus Gewissenhaftigkeit an die Stadt abgeliefert wurde, nicht weniger als 500 Gulden (Rechenbuch: Petzemann der ungeldir antwurtete vouff hundirt gulden, die inne gefallin warin von luden her und dar, daz sie der stad an dem ungelde vor behalden hatten und durch irer sele heil widderkarten). In diesem Falle hatten also die Defraudanten selbst ihren Betrug zur Anzeige gebracht. In einem anderen Falle half sich ein Bürger damit, daß er eine vorenthaltene bedeutende Summe in den Almosenstock warf, welcher auf der Main-Brücke für Almosen aufgestellt war, und dann durch seinen Beichtvater dieß der Behörde anzeigen ließ (Rechenbuch von 1465: 258 fl. 7 schilling 4 heller fanden in dem stocke zu Sachsenhusen under dem nuwen bruckentorn, als wir den dorch offenbarunge eins priesters iczunt offgeschlossen han, über 6 fl., die wir dem selben priester davon geschankt han). Im Jahre 1471 glaubte ein Beamter, der Richter Klas Schonau, der Stadt ein Stück Geld sogar für den Fall vermachen zu müssen, daß er ohne sein Wissen in seinem Amte etwas veruntreut habe (Rechenbuch: 3 fl. han geben Clasen Schonauwe des richter erben, als derselbe Clas in sinem testament besaczt hatte, obe er sich in sinem ampt ubergriffen hette, das domit offczuheben). Ein andermal (1495)

Digitized by Google

schaffte ein Bürger das unterschlagene Geld durch mehrjährige Ersparungen, die er an seinem Leibe machte, herbei, und lieferte es nach und nach durch einen Priester an die Stadtcasse ab (Rechenbuch von 1495: 30 fl. 1 schill. 4 hell. hait her Johann Wilnauwe, prior zu den Predigern, von eyner personen wegen (bezahlt), die sich in irem conscientz und gewißen erkennt hait, daß sie etlich gelt gemeyner stat zugehorende hinder ire habe, ime solich geld den rechenmeistern von gemeiner stat wegen zu liebern befehel gethan, und doby gesagt, das die persone uß keynem boßhafftigem fursatz solich gelt gehabt, sonder sich dester kerglicher gehalten und daß an irem liebe erspart habe, und konne oder moge zu dieser zyt nit meher geben, wie wole eß noch umb eyn klein somme, die sie dem Rat zu thun (hier fehlt ein Wort), were sie doch irs vermogens, wo ire die hant erstreckt wurde, dem Rate zubetzalen willig, und ist vormals zum ersten male vom prior 72 fl. 22 schill. 3 hell. in anno 92, darnach 91 fl. 15 schill. in anno 93 auch den rechenmeistern von benelter personen wegen überliebert worden). Endlich noch ein der reichsten Classe Frankfurter Bürger entnommenes Beispiel, von welchem Fichard nicht ganz mit Unrecht gesagt hat, dasselbe zeige uns aus dem Jahre 1474 einen Zug von Rechtlichkeit, der unseren merkantillischen Zeitgenossen eben so fremd sei, als er ihnen lächerlich scheinen werde. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatten die Brüder Klaus und Kraft Stalburg mit ihrem Schwager Hans Bromm ein Handelsgeschäft gegründet, welches glänzend gedieh und beide Familien zu den reichsten der Stadt machte. Als Klaus Stalburg 1474 in der Zeit der höchsten Blüthe dieses Geschäftes starb, vermachte er u. A. seinen beiden Associés 200 fl. mit dem Beifügen: „obe ich mich ie in der gesellschaft (d. i. in dem gemeinschaftlichen Handelsgeschäft) vergessen hette, davon myr doch nyt wissen ist." Eine solche in der That ängstliche kaufmännische Gewissenhaftigkeit kommt heutzutage allerdings selten vor.

(Schluß folgt.)

Die Union-Pacific-Eisenbahn.

Ueber die größte Eisenbahn der Welt, welche den atlantischen mit dem stillen Ocean verbinden soll, bringt die „Newyorker Handels-Ztg." folgende specielle Mittheilungen:

Die Union-Pacific-Eisenbahn rückt sehr rasch durch die sogen. große „amerikanische Wüste" westlich von Omaha vor. Die Schnelligkeit und zugleich die Solidität, womit der Bau dieser Bahn ausgeführt wird, sind Staunen erregend; eine Beschreibung des dabei in Anwendung gebrachten Arbeiter-Systems dürfte daher nicht ohne Interesse sein.

Die Erdarbeiter mit Hacke und Schaufel bilden den Vortrab und bereiten auf Meilen weit das Bahnbett vor, dann folgen die mit Gradirung und Legung des Geleises beschäftigten Arbeiter, die Construction-, Schlaf- und Verpflegungszüge. Die Waggons der letzteren sind 80 Fuß lang, einige mit Betten versehen, andere als Speisezimmer, Küchen, Vorrathskammern und Bureaux eingerichtet. Zur Essenszeit werden die Waggons bis zum Ende des gelegten Geleises geschoben und die Arbeiter nehmen ihr Mahl in ihnen ein, Abends wiederum so weit, wie das Geleise gelegt ist, so daß der Arbeiter am anderen Morgen sich gleich am Anfangspunkte seiner Arbeit befindet. Die Unter-Contrahenten arbeiten in Sectionen von je 2 Meilen und beinahe fünfhundert Mann werden an jeder Section beschäftigt, um die Bahn für die Legung des Geleises vorzubereiten. Die Constructionszüge sind mit Schienen, Verbindungsstücken, Schwellen, Bolzen, Schienenstühlen und allen sonstigen zur Arbeit nöthigen Materialien beladen. Mehrere Constructionszüge stehen fortwährend hinter den Verpflegungs- und Schlafwaggons, welch letztere beim Beginn der Arbeit auf ein Nebengeleise geschoben werden. Die Schwellen werden durch von Maulthieren gezogene Wagen längs der Bahnstrecke vorausgeschickt, die Schienen und deren Eisen-Materialien auf kleineren Packwagen bis zum Ende des Geleises transportirt. An jeder Seite des Geleises stehen zehn Männer. Einer derselben wirft eine Schiene vom Wagen herab auf Rollen, drei andere ziehen sie an die Stelle, wo sie befestigt werden soll. Unterdessen sind die „Stühle" unter die vorher gelegte Schiene placirt worden. Zwei Männer passen die Schiene in den Stuhl der zuletzt gelegten ein, während das Kopfende derselben von den anderen gehalten wird. Auf den Ruf des Aufsehers „Nieder" (down) lassen die Arbeiter die Schiene fallen, und so ist auf jeder Seite eine Schiene gelegt, welche dann mit Bolzen auf den Schwellen befestigt wird; der Schienenkarren rückt sogleich weiter vor und die Operation beginnt von neuem. Die Bahn wird dann zwischen und neben den Schienen mit Kies befahren und ist zur Benutzung fertig. Ist der Schienenkarren leer, so wird er vom Geleise geschafft und der nächstfolgende beladene nachgeschoben; auf diese Weise geht es Stunde für Stunde, Tag für Tag fort, alle 30 Secunden wird auf beiden Seiten des Geleises eine Schiene gelegt, einerlei, ob Regen oder Sonnenschein. Die Arbeiter sind wohlgemuth und die Contrahenten stets thätig. Gegenwärtig werden innerhalb 24 Stunden zwei und eine halbe Meile Bahnstrecke vollendet; man hofft aber durch neue Einrichtungen von jetzt an vier Meilen den Tag fertig zu bringen und erwartet mit Sicherheit, daß die Bahn um Weihnachten bis zur Salzseestadt, 1051 Meilen von Omaha und etwa 330 Meilen vom jetzigen Endpunkte der Bahn, vorgerückt sein wird. Die Werkstätten der Bahn in Omaha bedecken ein Areal von 8 Acres am Missouri-Ufer und sind aus Backsteinen gebaut. Sie bestehen aus Maschinen- und Reparatur-Werkstätten, Eisengießereien, Waggon-Fabriken, kurz, allen Etablissements zur Herstellung der beim Eisenbahnbetriebe gebrauchten Artikel. Fast alle von der Bahn benutzten Waggons — Fracht-, Constructions- und Passagierwagen — werden dort gebaut und sind denen anderer Bahnen völlig gleich. Hier werden Locomotiven und Maschinen reparirt und alle gußeisernen Artikel angefertigt. So vollständig sind die Werkstätten, daß von der Handkarre bis zur Locomotive Alles dort construirt werden kann. Die Compagnie hat bis jetzt noch keine Locomotiven für sich gebaut, wird dies aber in zwei Jahren thun. Die kürzlich in der Nähe der Linie entdeckten „Iron Mountains" liefern das nöthige Eisen. Die bewegende Kraft wird durch eine Dampfmaschine von 45 Pferdekraft erzeugt. Vierhundert Arbeiter, deren Tagelohn zwischen 3 Doll. 25 Cent. bis 4 Doll. 50 Cent. variirt, werden in diesen Werkstätten beschäftigt. Außerdem besitzt die Compagnie bedeutende Werkstätten längs ihrer Linie in Grand Island, North Platte, Sidney, Cheyenne und Laramie. Kohlen wurden am Endpunkte der Bahn vor Kurzem durch einen armen Irländer entdeckt, welcher seinen Anspruch an einen Speculanten in Omaha für nur 200 Dollars verkaufte. Dieser schloß mit der Compagnie sofort einen Contract auf mehrere tausend Tonnen ab und öffnete die am Abhange eines Berges liegenden Kohlen-Adern.

Vom Vierwaldstätter See.

** Beggenried, 9. September.

Das prachtvolle Wetter des diesjährigen Septembermonats lockt erneuert aus allen Weltgegenden die Luftreisenden vorzüglich nach der Schweiz, und besonders an den Thuner, Brienzer, Luzerner

Digitized by Google

und den Züricher See. Schon in den schönen, aber sehr heißen Tagen der Monate Mai, Juni, Juli und während der ersten Hälfte des Augusts bildete sich bei uns eine wahre Völkerwanderung von Touristen. Dazu tragen sicher viel bei die durch verschiedene Eisenbahndirectionen veranstalteten Vergnügungsfahrten auf den nach der Schweiz hinführenden Eisenlinien und den damit verbundenen Dampfbooten der Schweizerischen Centralbahngesellschaft. Diese Direction in Vereinigung mit der hessischen Ludwigs-, den Pfälzer Bahnen und den französischen Ostbahnen sind (gewiß auch zu ihrem eigenen Vortheile) so rührig in Veranstaltung billiger Fahrten, daß eine große Zahl von Menschen die Luft anwandeln muß, auf ein Paar Wochen in der Schweiz Rundschau zu halten oder auch mehrere Tage an den ausgezeichnetsten Punkten ruhig zu weilen. So wird auch die gegenwärtig von der Direction der hessischen Ludwigsbahn veranlaßte Vergnügungs-Rundreise von Mainz über Worms, Ludwigshafen, Weissenburg, Straßburg nach Basel, und im Anschluß daran die äußerst billige Rundreise auf der Schweizerischen Centralbahn nach dem Berner Oberlande und an den Vierwaldstätter See sehr lebhaft vom Publikum benutzt. Das prachtvolle Wetter begünstigt diese Fahrten ungemein. Punkte, wie der Thuner See, Interlaken, der Giesbach am Brienzer See, Lauterbrunnen und der Gründelwald mit seinem Faulhorn, dann wieder der Rosalauigletscher, Reichenbach mit seinem mächtigen Wasserfall, der Brünig, Stanzstadt, Luzern, Wäggis, Beggenried, Luzern ꝛc. sind immer wieder die bevorzugten Zielpunkte des großen Touristenstroms. Selbst die Besteigung eines höheren Berges, wie des Faulhorns, des Pilatus, des Rigi's oder des Seelisberges war den Vergnügungsreisenden während der zugemessenen 15 Tage ermöglicht.

Gegenwärtig weilen meist Deutsche an den Ufern unseres historisch interessanten, pittoresken See's; Engländer, Russen und Franzosen sind seltener. Die Königin Victoria von England, die von „Pension Wallis" in Luzern aus fast jeden Tag eine andere Partie in die schöne Umgegend machte, hat heute (9. September) Luzern wieder verlassen, nachdem sie noch am Sonntag den Pilatus bestiegen und gestern Nachmittag eine Fahrt nach Brunnen und Fluelen unternommen hatte. Auf letzterer Fahrt fuhr sie mit dem für ihren ganzen Aufenthalt am Luzerner See gemietheten Dampfboot, dem „Winkelried", bis Brunnen, dann per Vierspänner auf der schönen Achsenstraße, die durch viele kleine Tunnel längs des rechten Seeufers von Brunnen bis Fluelen hinzieht.

Beggenried (auch Beckenried) am nördlichen Fuße des Buochsenhorns, liegt insofern für einen Aufenthalt der Fremden günstiger am linken Seeufer, als Luzern, Wäggis, Gersau und Brunnen am rechten Ufer zu viel der heißen Sonnengluth während des Tages ausgesetzt sind. Auch besitzt Beggenried zwei recht freundlich gelegene Gasthäuser, die „Sonne" und den „Mond". In letzterem ist man sehr freundlich bedient; man findet darin einen guten billigen Mittagstisch und annehmbare Pensionsverhältnisse.

Eins der elegantesten Pensionshäuser dieser Gegend bildet der Curort „Sonnenberg" auf dem Seelisberg oberhalb des unten am Ufer liegenden Grütli. Dies ausgedehnte Gasthaus, von dem aus man das schräg gegenüber liegende Städtchen Brunnen und im Hintergrunde die Hauptstadt des Kantons Schwyz (am Fuße der beiden zackigen Mythen) erblickt, wird sehr stark von reicheren englischen und deutschen Familien, besonders Baselern und Frankfurtern, zu längerem Aufenthalte erwählt, ist aber auch ausgezeichnet, was Lage und Restauration betrifft. Geht man von Beggenried östlich bergaufwärts drei Viertelstunden bis auf Schönegg, einem kleineren Gasthaus des Besitzers der Pension „Sonnenberg", so bietet sich dem Reisenden die schönste Aussicht auf Rigi-Scheidegg, Rigi-Kulm, Rigi-Staffel und Rigi-Kaltbad. Am besten und schnellsten ist der Seelisberg von Axis (seinem kleinen Stationsorte am linken Ufer, Brunnen gegenüber) zu erreichen. Gute Bergsteiger erreichen „Sonnenberg" in drei Viertel-, auch einer halben Stunde.

Mannichfaltigkeiten.

(Die sibirische Pest.) Aus Petersburg schreibt die „P. Z.": Die erhöhte Aufmerksamkeit und energische Thätigkeit bei dem Erscheinen der sogenannten sibirischen Pest hat eine Menge officieller Berichte über das Auftreten und den Verlauf dieser Epizootie in den verschiedenen Theilen des russischen Reichs zur Folge gehabt. Wir entnehmen daraus Nachstehendes: Im Olonez'schen Gouvernement verlor ein Hufschmied sein Pferd durch die Pest. Obgleich er sehr gut die ansteckenden Folgen bei der Berührung mit dem Cadaver eines an der Pest gefallenen Thieres kannte, und trotz des strengen Verbotes der Landespolizei, wollte er doch wenigstens etwas von dem Thiere retten und nahm ihm daher die Hufeisen ab. Einige Stunden darauf zeigten sich bei ihm alle Kennzeichen der Krankheit und in der Nacht starb der Unglückliche in den schrecklichsten Qualen. Ein anderer Bauer verlor sein einziges Pferd an der Seuche. Voll Kummer warf er sich auf das todte Thier und nahm weinend von ihm Abschied. Auch er war nach einigen Stunden, trotz aller angewandten Hülfsmittel, eine Leiche. In einem Dorfe des Balachnin'schen Kreises war ebenfalls die Krankheit ausgebrochen. Statt dem Kreisarzt die Mittheilung zu machen, ließen die Bauern einen als Zauberer bekannten Einwohner eines anderen Dorfes kommen. Dieser nahm verschiedenen Hokuspokus mit dem Vieh vor, ließ es in die Mitte des Dorfes treiben, streute auf die Straße die Asche eines lebendig verbrannten Hundes aus, steckte rund um das Dorf Pfähle von jungen Eschenbäumen in die Erde und ließ jeden Bauer ein Pfund Salz und einen Eimer Wasser in einen großen Kübel gießen. Aus diesem Faß sollte dann das Vieh später getränkt werden. Nachdem der Zauberer, reichlich belohnt, abgereist war, machte die Seuche in Folge des Zusammentreibens der gesunden mit den kranken Thieren die größten Fortschritte und fast das ganze Vieh der Gemeinde ging zu Grunde. Das Mißtrauen der Bauern in den meisten Ortschaften gegen die Veterinärärzte und gegen die sanitätspolizeilichen Maßregeln ist eine der größten Schwierigkeiten bei der Thätigkeit der Beamten, und es bedarf großer Energie und vieler Aufmerksamkeit, um die vorgeschriebenen Instructionen auch nur theilweise ins Leben treten zu lassen.

(Die Schlacht bei Samarkand.) Durch die indische Post erhält man Kenntniß von einem Briefe über die Ereignisse in Bokhara, den Mir Mura Beg, ein Lehensmann der Afghanen aus der turkestanischen Provinz Balk, nach Kabul an Azim Khan gerichtet hat. Datirt vom 31. Mai, gibt er nach der Erzählung von neun Mullahs einen Bericht über die am 22. Mai geschlagene Schlacht bei Samarkand. Der Emir von Bokhara hatte Sikandar Khan, den Sohn des Sultans Jan von Herat, an die Spitze seiner aus 400 Afghanen und 8000 Mann Hülfsvölker bestehenden Streitkräfte gestellt. Die Russen standen diesem Heere mit 8000 Mann und 16 Kanonen gegenüber und die Schlacht dauerte von Sonnenaufgang bis zum Frühmahl und kostete 3- bis 400 Mohamedanern das Leben, während weitere 200 verwundet wurden. Des Emirs ältester Sohn Tora Kalan war mit auf dem Schlachtfelde und wollte mit Sikandar die Citadelle vertheidigen, allein die Einwohner der Stadt schlossen ihnen die Thore vor der Nase zu und Sikandar streckte die Waffen. Tora Kalan floh nach Bokhara, während der Emir selbst in Kermina blieb. Tags darauf rückten die Russen ein, feuerten am Grabe Timur's eine Salve und nahmen das Fort nebst Vorräthen

Digitized by Google

und 23 Geschützen in Besitz. Das geschlagene Heer kehrte nach Kermina zurück und der Verfasser des Briefes bejammerte, daß Timur's Stadt den ungläubigen Russen in die Hände gefallen sei. Bokhara, bemerkt er, wird bald dasselbe Schicksal haben. Die Turkomanen haben die Bazare von Karschi Scherabad und Kunghrat geplündert und im ganzen Lande herrscht Anarchie. Weiter heißt es, der Emir werde vom Volke den Russen ausgeliefert werden, wenn er sich nicht mit den letzteren einige. Nachrichten, die bis Ende Juli gehen und durch die Eingeborenen über Peschawur nach Calcutta gelangten, erklären, daß die Russen damals nur 12 Meilen von Bokhara standen.

(Eine interessante Urkunde.) Durch folgenden, von französischen Blättern veröffentlichten Erlaß, welcher sich durch den naiven patriarchalischen Ton auszeichnet, hat Karl IX. 1570 die Oper von Paris gegründet. Das Actenstück lautet: „Wir Karl, von Gottes Gnaden König von Frankreich, entbieten allen Mitlebenden und Nachgeborenen Gruß. Da Wir es uns immer angelegen sein ließen, nach dem Beispiel des Königs Franz, Unseres Vorfahrs sehr guten und sehr lobenswerthen Angedenken, dem Gott die Sünden verzeihe, in Unserem Königreich die Literatur und die Wissenschaft blühen zu sehen und deßgleichen in Unserer Stadt Paris, wo es eine große Anzahl von Menschen gibt, welche täglich darauf ihre Arbeit und ihr Studium richten, und da es von großer Wichtigkeit für die Sitten der Bürger einer Stadt ist, daß die im Lande geläufige und gebräuchliche Musik gewissen Gesetzen unterworfen werde, um so mehr, als die meisten Geister der Menschen sich nach ihr bilden und richten, derart, daß, wo die Musik ausgelassen ist, auch die Sitten gern ausarten und wo sie geregelt ist, auch die Menschen wohl gesittet sind. Aus diesen Gründen und nachdem Wir das Gesuch an Unseren Privatrath gesehen, welches eingebracht: haben Unsere theueren und vielgeliebten J. A. de Baif und die J. T. de Courville, und welches die Angabe enthält, daß sie sein drei Jahren mit großem Fleiß und ausdauernder Anstrengung zusammengearbeitet an dem Fortschritt der französischen Sprache, welche sowohl auf die Bildung von Poesie, als auf die Natur und Regelung der Musik anzuwenden ist, wie sie vor Alters von Griechen und Römern getrieben wurden. Mit dem Wunsche, die Gnade zu vervielfältigen, welche Gott ihnen erwiesen — stelle ich ihnen frei, zu errichten nach dem Vorbilde der Alten eine Akademie oder Gesellschaft, bestehend sowohl aus Componisten, Sängern und Spielern auf musikalischen Instrumenten, als aus ehrenwerthen Zuhörern, welche nicht nur eine Pflanzschule bilden sollen, aus welcher man eines Tages Poeten und Musiker nehmen wird, sondern welche auch dem Publikum zu Gute kommen sollen. Karl."

(Ein Geschäft.) Aus Wien geht dem „Ung. Ld." die nachstehende Mittheilung zu: Der hiesigen Polizei-Direction liegt ein Concessionsgesuch vor, auf dessen Erledigung man in weiteren Kreisen gespannt ist. Es hat sich nämlich ein Unternehmer gefunden, welcher, um dem allgemein gefühlten Bedürfnisse endlich einmal gründlich abzuhelfen, willens ist, hier ein allgemeines Heirathsbureau zu errichten. Was bisher in den höheren und niederen Schichten der Gesellschaft im Geheimen von ehrbaren oder minder ehrbaren Matronen in Sachen der gegenseitigen Annäherung von Heirathscandidaten und Candidatinnen getrieben wurde, will der Unternehmer offen, officiell und gewissenhaft in die Hand nehmen und jede andere Intervention überflüssig machen. Natürlich verspricht der Unternehmer strengste Discretion u. s. w. Zur Pousfirung seines Gesuches beruft er sich unter Anderm auf die Staatsgrundgesetze und die Entreprise des pompes funèbres, deren Concession als Präcedens bezeichnet wird. Aehnliche Commissionsgesuche, welche allerdings verfänglicheren Inhaltes waren, sind in den früheren Jahren zurückgewiesen worden. Der Statthalter Chorinsky soll auch dem hier in Rede stehenden nicht hold gewesen sein. Nun er aber zurückgetreten ist, glaubt der Bewerber „liberaleren Anschauungen" bei Hrn. v. Weber zu begegnen.

(Heruntergekommen.) Wie weit ein Mensch herunterkommen kann, davon gibt der 40jährige Arbeitsmann Tuche in Berlin einen Beweis. Seit 17 Jahren obdachlos, hat er diese ganze Zeit mit Ausnahme mehrerer Monate im Gefängnisse und verschiedene Nächte im Polizeigewahrsam fast nur im Freien zugebracht, hat an allen den Stellen, die zur Verbergung eines Menschen sich eignen, oftmals geschlafen und ist jetzt so weit reducirt, daß er, um sich Nachts zu erwärmen, in Düngerhaufen kriecht. Aus einem solchen, der sich hinter dem Jerusalemer Kirchhofe in Berlin befindet, in welchem er wie ein Maulwurf lag und fürchterlich schnarchte, grub ihn ein Revierwächter am 5. September Morgens um halb 4 Uhr heraus und transportirte ihn nach der Wache.

Frankfurt, 10. September.

Im Saalbau findet Samstag den 19. und Montag 21. September, Abends 7 Uhr, eine dramatische Soirée, veranstaltet von den Herren Dr. Rudolph Bieleck aus Wien und Arthur Wittich aus London, statt, in welcher dieselben von ihnen verfaßte Dramen vorlesen.

Kunst-Notizen.

Leipzig, 10. Sept. Die „D. A. Z." meldet: Die Angelegenheit wegen Uebernahme des hiesigen Theaters durch Dr. Heinrich Laube hat einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Wir erfahren darüber von zuverlässiger Seite Folgendes: Laube übernimmt das Theater allein und für eigene Rechnung vom 29. Januar 1869 an — hat auch für diesen Fall sich schon bereit erklärt, der jetzigen Direction das gesammte Inventar für 30,000 Thaler abzukaufen — unter der Bedingung, daß die Stadt ihm beide Theater pachtfrei überläßt und die Contractzeit vom 29. Januar 1869 bis 30. Juni 1876 ausdehnt. Die freie Verfügung auch über das alte Theater ist von ihm als eine conditio sine qua non aufgestellt. Der Rath hat beschlossen, diese Bedingungen zu genehmigen; die Sache geht nun an die Stadtverordneten. Noch erfahren wir, daß für den Fall der Uebernahme des neuen Theaters Laube gewillt sei, die zwei letzten Reihen der Bänke des Parquets in ein numerirtes Parterre (für 15 Ngr. den Platz) umzuwandeln.

Ein „statistischer Rückblick auf die königlichen Theater zu Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden im Jahre 1867", der im Auftrage des Generalintendanten v. Hülsen von dem Regisseur v. Lavallade aus amtlichen Quellen verfaßt ist, liefert den Nachweis, daß im vorigen Jahre die Berliner Hofbühne im Ganzen 510 Vorstellungen gegeben hat, und zwar 272 Schauspiel-, 166 Opern-, 44 Ballet- und 28 gemischte Vorstellungen, welche aus 87 verschiedenen Dramen, 48 Opern und 8 Ballets bestanden. Außerdem spielte eine französische Schauspielergesellschaft an 49 Abenden im Concertsaale des k. Schauspielhauses. Zum ersten Male aufgeführt wurden 10 Stücke mit zusammen 28 Acten und 1 Oper; neu einstudirt wurden 4 Stücke und 4 Opern. Vorstellungen classischer Dramen und Opern wurden 170 gegeben, und kamen auf die 272 Schauspielaufführungen 105 Darstellungen classischer Dramen, darunter 43 Shakespeareabende, auf die 166 Opernvorstellungen 65 Aufführungen classischer Opern.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 12. September. Zum ersten Male: **Ein schlechter Mensch**, Original-Lustspiel in 3 Acten von J. Rosen. Hierauf: **Fritzchen und Lieschen**, oder: **Französische Schwaben**, Musikalisches Genrebild in 1 Act von P. Henrion. Musik von J. Offenbach.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 237).

Sonntag, 13. September. **Der Prophet**, große Oper in 5 Acten nach dem Französischen des Scribe. Musik von Meyerbeer.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 255. Sonntag, den 13. September 1868.

Der Gemeinsinn der Frankfurter Bürger in früheren Zeiten.

Von G. L. Kriegk.

(Schluß.)

Wir kehren von der Betrachtung einer schönen Seite des sittlichen Lebens im Mittelalter zur Darstellung von Handlungen des früheren Frankfurter Gemeinsinnes zurück, jedoch bloß um zu zeigen, daß dieser Geist nicht auf jenes Zeitalter beschränkt geblieben ist. Es sollen nämlich noch aus dem 17. und 18. Jahrhundert zwei Beispiele hiervon gegeben und zur Nacheiferung ins Gedächtniß der Bürgerschaft zurückgerufen werden.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte in Frankfurt ein kleiner Kaufmann, Peter Kaspar Gläser, zubenamt von Gläserthal. Dieser in Nürnberg geborene und 1673 dahier Bürger gewordene Mann wohnte in einem am Nikolai-Thurme gelegenen Hause und trieb einen Handel mit Spielzeugen, Messinggeräthschaften und anderen Nürnberger Waaren, welcher nach und nach der erste seiner Art in Frankfurt ward. Dieser Mann hatte mit geringen Mitteln angefangen, war aber unablässig thätig, dabei sehr verständig und als tüchtiger Handelsmann nicht auf kühne Unternehmungen mit raschem großem Gewinn, sondern vielmehr auf Benutzung der Umstände und Verhältnisse, selbst der geringfügigen, bedacht gewesen. Er selbst erzählte öfters, den Grund zu seinem Reichthum habe er dadurch gelegt, daß er arme Kinder gegen Bezahlung zum Aufsuchen von Stecknadeln und Messingstücken in Flüssern und Kehrichthaufen veranlaßt und das so gesammelte Messing centnerweise nach Nürnberg verkauft habe. Als in den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts die Franzosen die Schwäche des deutschen Reiches zur Eroberung des linken Rheinufers zu benutzen begannen und dieses Land nachher immer Härteres erleiden ließen, verwandte Gläser seine Capitalien dazu, um von den fliehenden Einwohnern und den raubgierigen französischen Soldaten Messing, Kupfer und andere Metalle, sowie auch Wein um geringes Geld zu erkaufen.

Gläser ward auf solche Weise alsbald so reich, daß er zu gleicher Zeit sich ein neues großes Haus erbauen und seinen Mitbürgern eine glänzende Stiftung machen konnte. Das von ihm erbaute Haus ist der jetzt noch seinen Namen tragende Gläsernhof zwischen der Kerben- und Karpfengasse, welcher seit mehreren Jahren die orthographisch falsche Aufschrift Gleisernhof hat. Dieses Gebäude hatte im Mittelalter aus zwei Häusern, Laneck und zum jungen Frosch genannt, bestanden, welche 1437 bei seinem Neubau miteinander vereinigt worden waren und seitdem zusammen den ersteren Namen allein geführt hatten. Als Gläser das Haus kaufte, war wieder eine vollständige Erneuerung nöthig. Er führte deßhalb 1682 das jetzt dastehende Gebäude auf, an welchem jedoch, nach der über dem Thoreingang befindlichen Aufschrift, 1732 noch einmal eine Veränderung vorgenommen worden zu sein scheint. Noch erblickt man über dem Hausthor des in der Kerbengasse stehenden Hintergebäudes, welches, wegen seiner Aussicht auf den Römerberg, früher als das Vorderhaus angesehen wurde, sein und seiner zweiten Gattin Wappen. Der Ankauf und der Neubau hatten etliche 20,000 fl. gekostet. Es wäre wünschenswerth, daß man den auch in amtlichen Schriften vorkommenden Ausdruck Gleisernhof nie mehr gebrauchte und durch Anwendung des ächten Namens Gläsernhof das Andenken eines achtungswerthen und verdienten Mannes der Nachwelt erhielte.

Die von Gläser gemachten Stiftung reicht ihm zu besonderer Ehre. Sie gibt zugleich Zeugniß von der Art, wie man früher einen Theil des erworbenen Reichthums verwenden zu müssen geglaubt hatte. Als die im Jahre 1678 abgebrochene Katharinen-Kirche nach zwei Jahren wieder auferbaut worden war, so daß sie am 20. Februar 1681 eingeweiht werden konnte, ließ Gläser auf seine Kosten die drei großen achtarmigen Messingleuchter machen, welche noch jetzt von der Decke der Kirche herabhängen. Jeder derselben ist mit dem Wappen des Stifters versehen. Wer wird nicht sogleich den sinnigen Gedanken des Letzteren erkennen, welcher, um seine Dankbarkeit gegen die Vorsehung zu bethätigen und sich im Andenken der Bürgerschaft zu erhalten, drei kostbare Kirchen-Geräthschaften aus demselben Metall verfertigen ließ, durch dessen Kauf und Verkauf er hauptsächlich reich geworden war. Das Todesjahr dieses Mannes ist mir nicht bekannt. Sein noch vorhandenes Grabmal auf dem Peters-Kirchhof hatte er selbst 1678 durch den Nürnberger Bildhauer und Kunstgießer Sebast. Deimer errichten lassen. Seine beiden Gattinnen waren eine 1672 gestorbene Finck und eine Rasor. Ob noch Nachkommen von ihm leben, weiß ich ebenfalls nicht. Um 1740 kommt unter den Einundfünfzigern ein Joh. Christian Gläser von Gläserthal vor, welcher wahrscheinlich sein Sohn war.

Dieselbe Katharinen-Kirche besitzt noch zwei Stiftungen, welche das Andenken an eine andere zu gleicher Zeit reich gewordene Familie erhält. Diese Familie ist die Barckhausen'sche. Ihr Ahnherr war Franz Barckhaus, welcher in der westphälischen Stadt Herforden als Sohn eines Rentmeisters und als Enkel eines Leinewebers geboren war. Er kam sehr jung nach Frankfurt, um in dem angesehenen Sonnemannischen Geschäft, welches im Haus zur goldenen Waage auf dem Markt betrieben wurde, die Handlung zu erlernen. Nach damaliger Sitte mußte er als Lehrjunge, wie er später öfters erzählte, nicht nur den Laden, sondern auch die Straße vor demselben kehren. Er zeigte sich zugleich fleißig und verständig und erhielt in Folge davon 1651 die einzige Tochter und Erbin Sonnemanns zur Ehe, sowie mit ihr das große Vermögen und die Handlung desselben. Er setzte die letztere in dem-

Digitized by Google

selben Hause fort, welches erst sein Sohn 1699 verkaufte. Franz Barckhaus muß ein intelligenter und gewandter Geschäftsmann gewesen sein. Dieß geht sowohl aus dem bereits Angegebenen hervor, als auch daraus, daß er 1678 vom Herzog-Bischof von Osnabrück zu dessen Rath und Residenten ernannt wurde und später auch braunschweig-lüneb. Rath und Resident ward. Er starb 1682, nachdem er zwei Jahre vorher durch Kaiser Leopold I. als „von Barckhausen" in den Adelsstand erhoben worden war. Im letzten Jahre seines Lebens stifteten er und seine Gattin in die neue Katharinen-Kirche den prachtvollen marmornen Altar und die marmorne Kanzel. Beide Werke waren durch den Bildhauer Sattler von Idstein verfertigt worden und hatten das erstere 2300, das letztere 1300 fl. gekostet. Das Andenken an diese reiche Stiftung ist durch die an dem Altar angebrachten Wappen der Sonnemann'schen und der Barckhausen'schen Familie verewigt.

Franz von Barckhausens Sohn Heinrich, welcher Tuchhändler war und in die adelige Gesellschaft Frauenstein aufgenommen ward, kam 1684 in den Rath, ward 1693 Schöff und war 1700, 1706 und 1713 älterer Bürgermeister. Er erbaute das noch so heißende Barckhausen'sche Haus am Eck der Zeil und der Eschenheimergasse (Zeil 74) und machte dasselbe zu einem Fideicommiß. Sein Sohn Heinrich Bernhard hatte das Glück, daß Kaiser Karl VII., welcher während seiner langen Anwesenheit zu Frankfurt in jenem Hause wohnte, ihn sehr liebgewann. Auf des Kaisers Empfehlung und Weisung wurde er 1744, nachdem er in den letzten zwei Jahren viermal in der Kugelung durchgefallen war, ohne Kugelung in den Rath aufgenommen: ein Fall, welcher außerdem insofern nur noch einmal vorgekommen ist, als 1730 Johann Georg Schweitzer auf Veranlassung Kaisers Karl VI. ohne Kugelung zum Schöffen gemacht worden war.

Heinrich Bernhard starb schon 1745. Ein ihn überlebender Vetter Heinrich, welcher 1752 starb, war Reichs-Hofrath. Da derselbe keine Kinder hatte, so nahm er den Sohn seiner Schwester, Karl Andreas von Wiesenhütten, an Kindes Statt an, und dieser erhielt dabei den Namen Heinrich Karl von Barckhausen, genannt von Wiesenhütten, welchen Geschlechtsnamen auch dessen Nachkommen führen mußten.

Der erwähnte Heinrich von Barckhausen vermachte der Stadt-Bibliothek 6000 fl. zur Anschaffung von Schriften über die deutsche Geschichte und 1000 fl. zur Honorirung des Bibliothekars; die von den Zinsen dieses Legats angeschafften Bücher werden alle mit dem Barckhausen'schen Wappen versehen.

Die Barckhausen'sche Familie starb auf eine klägliche Weise aus. Der Letzte derselben, Friedrich Hektor, welcher zuerst in französischen Kriegsdiensten gewesen war und 1788 in den Rath kam, wurde 1799 wegen leichtsinniger und ehrloser Streiche zum Austritt aus demselben gezwungen, sowie aus der Gesellschaft Frauenstein ausgestoßen, saß nachher als Schuldgefangener eine Zeitlang auf der Mehlwaage und starb 1815 allgemein verachtet und dem Wahnsinn nahe.

Dieses traurige Ende eines glänzend begonnenen Geschlechtes ist ein, wie im menschlichen Leben überhaupt, so auch beim Frankfurter Patriciat öfters vorkommendes Geschick. Um so erfreulicher ist es bei Geschlechtern, welche entehrt untergehen oder in Armuth und Niedrigkeit herabsinken, wenn einzelne ihrer Glieder sich um ihre Mitbürger dauernd verdient gemacht und so dem Familiennamen ein ehrenvolles Andenken gesichert haben.

Ein Glöcklein.

Es klingt aus früh'ren Tagen dir
Ein Glöcklein süß und wehmuthsreich:
Erinn'rung! deines Alters Zier,
Ob Glück dein Loos, ob nietengleich.

O hüte es im Busen stets,
Den Freund, den Tröster halte wach!
Was gilt drin Sein? der Sturm verweht's,
Und bricht ein Herz — wer fragt darnach?

Ergeht ein Ruf zur Ewigkeit,
Dann läutet deines Glöckleins Klang
Zu Grabe wohl so Glück als Leid,
Doch nie der Hoffnung ächten Drang!

Philipp Berle.

Die anglikanische Kirche der Gegenwart.

In keinem Lande der Welt ist der religiöse Eifer ausgebreiteter und allgemeiner, als in Großbritannien. Obwohl man jeden Augenblick eine Kirche oder Kapelle passirt, sind der Gotteshäuser doch zu wenige, um alle Andächtigen zu fassen. Ein Mensch, der am Sonntag keinem Gottesdienst beiwohnt, ist kaum fähig, sich hier in besserer Gesellschaft zu bewegen. Dem Engländer scheint es, gleich Essen und Trinken, ein Bedürfniß zu sein, wenigstens einmal am Sonntag zur Kirche zu gehen, und scheut dabei Wind und Wetter nicht, ebensowenig ihn das Wetter von einer einmal festgesetzten Vergnügungsfahrt abzuhalten vermag.

Man sollte vielleicht denken, daß in Folge der im weitesten Sinne des Wortes herrschenden Religionsfreiheit und der dadurch entstandenen vielen Secten, von Kirchenbesuch weniger die Rede sei, aber selbst der, alle Grundsätze des christlichen Glaubens verwerfende Swedenborgianer erachtet es als seine erste Pflicht, der sonntäglichen Versammlung im Meeting-House beizuwohnen.

Die englische Staatskirche zerfällt, wie bekannt, in zwei Parteien, die hoch- und nieder-kirchliche, und hat sich in Folge der zwischen diesen beiden Theilen immer größer werdenden Kluft auch noch eine dritte, die sogen. breit-kirchliche Partei, als Mittelding gebildet.

Die nieder-kirchliche Partei neigt sich mehr und mehr dem calvinistischen Cultus zu und ihr Gottesdienst ist höchst einfach, dagegen verwerfen die breit Kirchlichen (broad-church men) diese zu weit geführte Einfachheit, ohne jedoch den Pomp der Hochkirche zu billigen.

Die Hochkirche (high-church) aber, von der hier besonders die Rede sein soll, nimmt täglich eine größere römisch-katholische Tendenz an. Die dem englischen Volke eigene Leidenschaft für alles Neue zeigt sich auch in dieser kirchlichen Angelegenheit, und da es besonders die Aristocratie ist, welche diese Umbildung der protestantischen Kirche begünstigt, so ist es in letzter Zeit geradezu fashionable geworden, der hochkirchlichen Partei anzugehören.

Um einen Begriff zu haben, wie weit diese Partei in ihrem religiösen Eifer geht, will ich versuchen, eine kleine Skizze von dem Gottesdienst am Ostertage in der St. Mathias-Kirche zu geben.

Die Kirche war gedrängt voll und hatten wir eine Stunde vor Anfang des Gottesdienstes unsere Plätze einzunehmen. Die Männer sitzen getrennt von den Frauen. Die ganze Kirche war mit Guirlanden und Inschriften geschmückt, eine Communionbank [illegible]

Digitized by Google

das Publikum vom Altar, welcher, gleich den römisch-katholischen, mit einem prachtvollen Crucifix und bordirten seidenen Decken und Behängen verziert ist. Rings um das Crucifix und den Altar befinden sich Wachskerzen, ferner ist vor dem Altar, der etwas erhöht steht, ein Schemel zum Knieen für den Priester. Um 11 Uhr fing die Orgel an zu spielen und gleich darauf sahen wir eine Prozession mit Gesang aus der Sacristei kommen. Voran ging ein Kreuzträger in rothem Gewande mit weißem Ueberwurf, dann folgten zwei das Rauchfaß schwingende Meßbuben in gleichem Anzug, begleitet von ihren den Weihrauch tragenden Trabanten; ferner eine Anzahl Choristen in schwarzen Priesterröcken mit weißem Ueberwurf. Einer der Letzteren trug eine große bunte Fahne mit der heil. Jungfrau auf der einen und den Kelch auf der Rückseite. Ein Anderer schwang die Flagge mit dem heil. Mathias. Den Schluß des Zuges bildeten drei Priester in reichen bunten Gewändern. Der erste Priester trug den verdeckten Kelch, den er, nachdem sich alle bei der Prozession Betheiligten demüthigst vor dem Crucifix verbeugt hatten, auf den Altar niederstellte. Nachdem nun der Priester die Stufen des Altars bestiegen und mehrere Male von der einen zur anderen Seite gegangen war, begann der eigentliche Gottesdienst, darin bestehend, die im englischen Gebetbuch vorgeschriebenen langen Gebete und Litaneien abwechselnd mit dem Volke zu singen und nicht, wie dieß in anderen Kirchen gebräuchlich ist, zu lesen. Dann erhob der Priester nach einigen stillen Gebeten das Sakrament gen Himmel, machte verschiedene Kniebeugungen und speißte alsdann die beiden übrigen Priester, zuletzt wurde dem Volk das Abendmahl gereicht.

Von Anfang bis zu Ende war der Gottesdienst eine getreue Copie der katholischen Messe. Ein Theil der hoch-kirchlichen Partei glaubt sogar an die Verwandlung des Brodes und Weines, dagegen wird diese Lehre von den Uebrigen, als nicht aus dem Gebetbuch ableitbar, verworfen, denn ich muß bemerken, daß die Hochkirchlichen alle diese, an den römischen Kultus gränzenden Ceremonien und Gebräuche aus dem alten Gebetbuch abzuleiten sich anmaßen.

Daß ein solches Abgehen von den unter Eduard VI. niedergesetzten Gebräuchen der anglikanischen Kirche und die Einführung des vor der Reformation gebräuchlichen Gottesdienstes von der Kirchenjustiz nicht geduldet werden kann, liegt auf flacher Hand. Es wurden sehr bald zwei, in ihrem Eifer zu weit gehende Pastoren zur Verantwortung vor den ecclesiastischen Gerichtshof gezogen, um sich dem Spruche eines Richters zu unterwerfen, dessen nieder-kirchliche Tendenz allgemein bekannt ist. Diesem Verfahren widersetzten sich die beiden Herren und verlangten, daß Sir Philimore gegen sie zu Gericht sitze. Philimore jedoch ist ein Unterstützer der Hochkirche und schlug das Amt ab, wurde aber von der Regierung genöthigt, diesen eigenthümlichen Rechtsfall zu untersuchen. Sir Philimore, als unparteiischer Richter, war natürlich nicht fähig, im Gebetbuch, das bei allen Streitigkeiten als Basis angesehen wird, eine Stelle zu finden, in der Wachskerzen, Weihrauch u. s. w. vorgeschrieben sind, und mußte daher, obwohl gegen seinen Willen, für Unterlassung aller dieser Mißbräuche entscheiden. Die beiden Angeklagen begnügten sich jedoch mit diesem Urtheil nicht, sondern werden binnen Kurzem an das Oberhaus, als oberste Instanz, appelliren.

Wie auch der Entschluß der Peers ausfallen möge, das steht sicher, eine großartige Bewegung ist im Gange und früher, als wir vermuthen, wird die anglikanische Kirche eine Umwälzung erfahren, die darin endigen wird, daß der protestantische Theil der britischen Bevölkerung vollständig katholisch wird, ohne jedoch die Oberhoheit des Papstes anzuerkennen, denn mit England hat es der römische Stuhl auf ewig verdorben; die Nation kennt ihre Geschichte zu genau, um die ihr in früheren Jahrhunderten durch Rom zugefügte Schmach zu vergessen.

Noch ein Fall verdient Erwähnung, der einen schlagenden Beweis von der veränderten Meinung der Nation gibt.

Es wurde nämlich bei dem unlängst stattgehabten Besuche des Prinzen von Wales in Irland auch der katholische Bischof von Dublin zur königlichen Tafel geladen und nahm seinen Rang, gleich den englischen Bischöfen, vor dem Adel.

Eine solche Aufmerksamkeit wurde dem katholischen Clerus seit der Reformation nicht zu Theil, und wer die Stellung kennt, welche die Regierung noch bis vor Kurzem gegenüber dem Katholicismus beobachtet hat, kann nicht umhin, zu staunen. Selbstverständlich wurde dieser außerordentliche Vorfall von verschiedenen Seiten einer scharfen Kritik unterzogen.

London. Christian Schmitz.

Wie in Athen Justiz geübt wird.

Aus Athen berichtet ein Correspondent der Wiener „Presse" folgende Geschichte, welche von den Zuständen in Griechenland einen hübschen Begriff gibt:

„Vier junge Griechen, der höchstgestellte von ihnen war seines Zeichens ein Kellner, gingen vor ungefähr acht Jahren nach Aegypten, um dort ihr Glück zu suchen. Durch Fleiß, Ausdauer, Sparsamkeit, durch namenlose Entbehrungen, hat es jeder von ihnen dazu gebracht, sich eine für seine Verhältnisse bedeutende Summe zu ersparen; in ungetrübter Freundschaft fest zusammenhaltend, wollten alle vier die Ersparnisse gemeinschaftlich in Griechenland verwerthen, nach welchem sie ein gewaltiges Heimweh hinzog. Sie vertrauten ihr gemeinschaftliches Vermögen, im Werthe von ungefähr 16,000 Francs, zweien von der Gesellschaft an, welche nach Griechenland gingen, mit der Vollmacht, in Athen oder im Pyräus irgend ein Geschäft oder eine Unternehmung an sich zu bringen, wohin dann die Zurückgebliebenen nachkommen sollten. Beamte von der Athener Polizei hatten von der Ankunft dieser jungen Leute, und davon, daß sie eine so bedeutende Summe in Gold mit sich führten, Wind bekommen. Beim Landen wurden die zwei jungen Leute von Polizei-Beamten in Empfang genommen, man nahm ihnen ihre Päße und das Geld ab, und sie wurden ohne allen Grund und ohne alles Verhör in den Kerker gesperrt. Dort hielt man sie bei schlechter Kost, hartem Lager und anderen empfindlichen wirklichen Martern, die man ihnen zufügte, ohne sie zu verhören, über sechs Wochen, indem man ihnen jede Mittheilung mit der Außenwelt unmöglich machte. Nach dieser Zeit erklärte man diesen schwergeprüften jungen Leuten, sie sollten sich glücklich schätzen, mit dem Leben davonzukommen, gab ihnen Päße auf andere Namen, und wollte sie mit Gewalt auf einem nach Smyrna segelnden Schiffe einschiffen. Die Gefangenen leisteten Widerstand, behaupteten, man könne ihnen nichts Strafwürdiges vorwerfen, ließen sich durch keine Drohungen einschüchtern, verlangten verhört zu werden; und man mußte sie in's Gefängniß zurückbringen. Nun gelang es ihnen auch, Mittel zu finden, mit der Außenwelt in Verkehr zu kommen; ein sehr geachteter Advocat in Athen, der auch Deputirter ist, wurde von Allem in Kenntniß gesetzt, und nahm sich der armen Gefangenen an. Als die Sache ruchbar wurde, entfloh der Polizei-Commissär, der die ganze Angelegenheit eingefädelt und geleitet hat, der Bruder des Polizei-Directors in Athen. Die armen Burschen wurden in Freiheit gesetzt, aber das Geld wurde ihnen nicht zurückgegeben. In der Kammer wurde eine Interpellation an den Minister-Präsidenten und Minister des Innern, den alten Bulgaris, gerichtet; dieser antwortete mit der ganzen Kraft „sittlicher Entrüstung" und

Digitized by Google

versprach schnelle und volle Genugthuung; der Polizei-Director wurde am Namenstage der Königin nicht zur Hoftafel geladen, aber sonst ist nichts geschehen. Es sind nun darüber schon bald zwei Monate vergangen, man hört von keiner Untersuchung, und die armen Opfer dieses Gewaltstreiches dürften unwiederbringlich um ihr Geld gekommen sein, um die Frucht jahrelanger harter Arbeit. Damit zahlen sie ihr Heimweh, ihr Verlangen, im Vaterlande leben zu wollen."

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Pfarrer als Romanheld.) Die Grazer „Tagespost" erzählt folgende erbauliche Geschichte: Im Dorfe T. (Commune Lorenzana), Provinz Pisa, lebte Fräulein B., ein siebzehnjähriges Mädchen von seltener Schönheit, tadellosem Benehmen, ein Liebling der Eltern und aller Derjenigen, die sie kannten. Eines schönen Morgens, am 19. v. M., erbat sich dieselbe von ihren Eltern die Erlaubniß, nach Livorno zur Schwester reisen zu dürfen. Der Vater willigte ein, seither aber warten die Eltern vergeblich auf die Rückkehr ihrer Tochter; diese hatte auch nicht ihre Schwester besucht. Was war aus ihr geworden? Hier die saubere Geschichte. Als der Zug von Acciuolo in dem Stationsorte Colle Salvetti anhielt, stieg ein Mann in den Waggon, in dem sich die junge B. befand. Die Beiden reisten mit einander, man weiß nicht wohin. Die Nachforschungen ergaben, daß B. in Gesellschaft eines Mannes von etwa 25 Jahren entflohen ist, und dieser niemand Anderer ist, als der Pfarrer des Dorfes T., der, wie es scheint, das Mädchen entführt hat. Mit dem Verschwinden des Pfarrers fällt auch die Beraubung der Madonna in der Dorfkirche zusammen. Der Muttergottes kamen nämlich einige Ringe, eine Perlenschnur und andere werthvolle Votivgegenstände abhanden.

(Gefahrlose Vernichtung des Nitro-Glycerin.) Der königliche Erlaß, welcher die Fabrikation und den Transport des Nitro-Glycerin in Belgien verboten, hat gleichzeitig die Zerstörung aller vorhandenen Vorräthe angeordnet. Sich dieser letzteren Anordnung zu fügen, war indessen nicht so leicht. Auf welche Weise sollte man eine so schwer zu behandelnde Masse vernichten, welche bei dem geringsten Stoße explodiren kann und die selbst im Wasser so furchtbare Wirkungen hervorbringt! Die Regierung hat sich nach Einholung eines Gutachtens von Sachverständigen für die Anwendung des nachstehenden Mittels entschieden: Man zieht das Nitro-Glycerin in ein Gefäß, taucht dann so viele Blätter Papier hinein, bis die Flüssigkeit davon absorbirt ist. Diese Blätter werden alsdann auf der Erde ausgebreitet; man zündet sie an und sie verbrennen auf eine ganz gefahrlose Weise sammt dem Stoffe, mit dem sie getränkt sind.

Doré's Bibel.

Schon vor einigen Jahren — so lasen wir jüngst in einem Feuilleton — tauchte in Paris das Gerücht auf, daß Gustav Doré trotz seiner an's Fabelhafte gränzenden Productivität ein vollständiges Werk von mehreren hundert Blättern in seiner Mappe liegen habe. Er selbst leugnete beharrlich, allein das Gerücht konnte nicht zum Schweigen gebracht werden und eines Tages erschien der Buchhändler Mame von Tours in dem Atelier des Künstlers. „Sie haben die Bibel illustrirt", rief er — die Illustrationen sind mein; fordern Sie dafür, was Sie wollen". Doré leugnete standhaft. Wo sollte er, obgleich er täglich zehn Stunden zeichnete, nach der Menge der von ihm veröffentlichten Blätter noch die Muße hergenommen haben zu einer solchen Riesenarbeit wie die Illustration der ganzen Bibel? Der Buchhändler blieb bei seiner Behauptung und Doré gab deren Richtigkeit endlich zu und zeigte Jenem die Blätter unter der Bedingung, daß von einer Veröffentlichung nicht weiter die Rede sei. „Sehen Sie", sagte er, „eine von mir illustrirte Bibel würde in den Augen des großen Publicums als eine Profanation gelten. Man weiß, daß ich ein Lebemann bin — man würde mir am Ende ein Heiligenbild verzeihen — aber die ganze Bibel? Das Vorurtheil würde den Erfolg schon beim ersten Blatte vereiteln. Paris würde die Neuigkeit mit einem homerischen Gelächter begrüßen, daß Gustav Doré den Augenblick mit aller Sehnsucht seines Herzens herbeiwünscht, wo er nur Heiligenbilder malen darf. Der Caricaturenmaler des „Journal pour rire", der Madonnen malt! Sie sehen, es ist unmöglich" — „Aber um des Himmels willen, wann haben Sie denn dies Alles gearbeitet .... über 200 Blätter?" — „In meinen Mußestunden zwischen 12 und 3 Uhr Nachts." — Hr. Mame hörte nicht mehr auf ihn, und nachdem er lange in dem Anschauen des riesigen Werkes versunken gewesen, bot er dem Künstler 400,000 Frcs. Monate lang sträubte sich Doré; endlich gab er nach und es geschah, wie er vorausgesagt. Das Publikum, die Kritik ergingen sich in heiteren Bemerkungen, als das Werk angekündigt wurde. Als es zu erscheinen begann, schwiegen sie erst verblüfft, dann ward Doré's Genie auch auf diesem Gebiete glänzend anerkannt.

Was an dieser Erzählung wahr ist, wissen wir nicht. Thatsache ist jedenfalls, daß Gustav Doré, der productivste und interessanteste Zeichner, den Frankreich je besessen, „in seinen Mußestunden" Zeit gefunden hat, die ganze Bibel zu illustriren, und daß die deutsche Prachtausgabe dieser Bibel seit Ende vorigen Jahres in Stuttgart (Druck und Verlag von Ed. Hallberger) erscheint. Wir haben bereits früher Gelegenheit gehabt, auf diese Publication, deren äußere Ausstattung allein schon dem deutschen Buchhandel zur größten Ehre gereicht, wiederholt aufmerksam zu machen. Die zweite Abtheilung (Lieferung 6—10), welche uns jetzt zur Besprechung vorliegt, rechtfertigt vollkommen und in jedem Puncte die günstige Aufnahme, welche die Kritik schon nach den ersten Lieferungen dem Doré'schen Werke zu Theil werden ließ. Doré ist kein akademisch-correcter Zeichner, aber er ist ein durch und durch genialer Künstler; keiner besitzt, wie er, das Geheimniß der Farbenwirkung mit dem Stifte, des „Stimmunggebens". Auch die Blätter seiner Bibel sind vollständige Gemälde von glühendem Colorit. Man kann sagen, daß seine Zeichnungen der Holzschneidekunst eine ganz neue Bahn eröffnet haben; vor ihm hat man es wenigstens unseres Wissens nicht verstanden, die merkwürdigen Licht- und Schatteneffecte, die uns auf jedem Doré'schen Blatte frappiren, durch die Xylographie hervorzubringen.

So sehr Doré auch bestrebt gewesen ist, seine muthwilligen Excentricitäten aus diesen Kunstwerke zu bannen, so wird trotzdem ein strenger Richter hier und da die gar zu moderne Auffassung der biblischen Gestalten und den weltlichen Prunk der mise-en-scène bemängeln können. Nicht durch die schlichte, hehre Einfachheit, die wir auf den Schnorr'schen Bibelbildern bewundern, nicht durch die ideale Keuschheit in den Linien und in der Composition, die die alten Meister ihren Heiligenbildern zu geben wußten, werden wir an die Doré'schen Compositionen gefesselt — die Wirkung dieser Zeichnungen ist eine ganz andere. Die herrliche Phantasie des Künstlers, der mit allen Traditionen gebrochen hat, schafft aus dem alten Stoffe ganz neue Gebilde, deren moderner Geist uns frappiren kann, deren Großartigkeit uns aber zum wenigsten interessiren muß.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Ludwig Gebhard in München: Partie am Chiemsee. — Ernst Kunde in München: Wandernde Musikanten. — Von Eckenbrecher in Düsseldorf: Das Wetterhorn. — Eugen Klimsch in Frankfurt: Ein Ehrendiplom des Frankfurter Liederkranzes. — A. Hoffmann in Frankfurt: Landschaft aus dem Taunus. — Eugen Peiferts: Aquarellgemälde.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 13. September. **Der Prophet**, große Oper in 5 Acten nach dem Französischen des Scribe. Musik von Meyerbeer.
(Außer Abonnement.)

Montag, 14. September. **Pech-Schulze**, Original-Posse mit Gesang und Tanz in 3 Acten von H. Salingré. Musik von A. Lang.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 236.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiß. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 256 und 257. Dienstag, den 15. September 1868.

Aleide von Hölgeest. *)

Historische Erzählung von W. Bennecke.

1.

Es war im Juni des Jahres 1357. Vor dem herzoglichen Schloß im Haag standen dichte Gruppen von Bürgern, Landleuten und Soldaten; hie und da sah man finster blickende Edelleute mit rother Mütze durch die Menge schreiten, welche mit düsterem Schweigen zu dem Schloß hinauf starrte und nur in gedämpftem Geflüster ihre Meinung austauschte.

Herzog Wilhelm von Holland war schon vor mehreren Tagen von England zurückgekehrt, wohin er sich begeben, um sich mit seinem königlichen Ohm zu versöhnen. Nach seiner Rückkehr hatte er sich, ohne Rücksicht auf die ihn bewillkommenden Edelleute und Bürger zu nehmen, in seine Gemächer zurückgezogen; Alle, die sich ihm zu nahen versuchten, abweisend, sich einem dumpfen Brüten hingegeben.

Die Nachricht von dem plötzlichen Tiefsinn des Herzogs hatte sich schnell verbreitet und die großen und die kleinen Politiker in dem damals von Parteien zerrissenen Holland fingen an, ihre Combinationen über den Ausgang dieser Umwandlung in dem Charakter des Herzogs zu machen.

Endlich schien es den treuen Anhängern Wilhelms, seinen „Kabeljauen", gelungen zu sein, ihren Herrn aufzurütteln; heute wollte er sie wieder empfangen und sich dem Volke zeigen: daher die erwartungsvolle Menge vor dem Schloß.

„Der wird auch wissen, was ihn drückt", flüsterte Wilhelm, der Seifensieder, dem langen Windmüller zu.

„Willst Du schweigen!" gab der Angeredete zurück. „Siehst Du nicht vor uns des Arkels Leute?!"

„Arkel hin, Arkel her! Es wird sich auch einmal ausarkeln! Mutterfluch —"

Des Windmüllers lange Finger legten sich auf den Mund des Seifensieders, seine weiteren Worte erstickend.

In diesem Augenblicke wurde eine Bewegung unter den an den Fenstern des Schlosses sichtbaren Edelleuten bemerkbar. Unwillkürlich drängte das Volk näher gegen das Schloß hin; plötzlich wich es bestürzt zurück; zu den Thoren des Schlosses heraus, die engen Truppen herunter drängten sich grau bemützte Ritter und Höflinge. Mit bleichen, entsetzten Mienen stürzten sie sich unter die Menge, welche ihnen scheu Platz machte; sie riefen nach ihren Pferden, ihren Dienern.

Den Umstehenden wurde klar, es mußte etwas Außerordentliches im Schlosse geschehen sein. Die Edelleute mit den rothen Mützen schlossen sich aneinander, und mit höhnischer Miene sich auf ihre Schwerter stützend, bildeten sie zu den blassen, fliehenden Höflingen, zu dem erschrocken zurückweichenden unruhigen Volk um sie her einen seltsamen Contrast.

„Windmüllerchen", sagte der Seifensieder zu seinem Nachbar, „da ist was passirt! habe ich Dir's nicht gesagt? Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht! Der Arkel — da — siehst Du — da kommt Jan, der Rottmeister der flandrischen Reiter! Jan! he! Rottmeister, was geht drin vor?"

Diese Worte wurden an einen Soldaten gerichtet, der, die größte Aufregung in den gebräunten Zügen zeigend, aus dem Schloß kam und sich seinen Weg durch die Umherstehenden bahnte. Als er sich angerufen hörte, wandte er den Kopf, und ohne aufzuhören mit den Ellenbogen nach rechts und links zu arbeiten, stieß er die Antwort hervor:

„Ach, mein guter Herr von Wateringen, es ist entsetzlich, er muß von Sinnen sein!"

„Wer? Wer?" schrieen mehrere Stimmen.

Umsonst! der Rottmeister war in dem Strom, gegen welchen er schwamm, verschwunden.

„Nun, Windmüller, wissen wir es nun? Von Sinnen muß Einer sein, das scheint mir auch; aber wer?"

Diese Worte wollte der Seifensieder wieder an seinen Nachbar richten, aber er fand ihn nicht mehr neben sich; das Hinundherwogen der Menge hatte ihn von seiner Seite gerissen.

— — — —

Während das Volk vor dem Schlosse gaffend und erwartungsvoll gestanden hatte, waren die Säle desselben mit Edelleuten und Soldaten gefüllt gewesen. Alle trugen die graue Mütze, das Zeichen der „Kabeljaue", der ergebenen Diener Wilhelms des Fünften. In dem Saale zunächst den Gemächern des Fürsten standen vor allem Anderen, die ihnen willig Platz machten, Johann von Arkel, Johann von Egmont, Gerhardt von Hemskerke und Gerhardt von Wateringen.

Gerhardt von Hemskerke lehnte sich an ein Fenster und blickte theilnahmlos auf das Volk vor dem Schloß; da auf einmal faßte er Gerhardt von Wateringen beim Arm und zog ihn zu sich. Auf den Schloßplatz deutend, flüsterte er ihm zu:

„Siehst Du sie dort, die rothen Herren? Sie haben sich wieder herbei gemacht."

Wateringen musterte die mit rothen Mützen versehenen Edelleute, welche zwischen den Bürgergruppen umhergingen.

„Jan von Arkel", rief er dann, sich umwendend, in den Saal hinein, „da ist der alte Brederode wieder!"

Neugierig drängten die Edelleute nach den Fenstern; doch in diesem Augenblicke wurden die Thürvorhänge vor des Herzogs Gemach gehoben und Wilhelm der Fünfte von Holland trat vor seine Getreuen.

*) Vor Nachdruck wird gewarnt.

Digitized by Google

Der Herzog war ein großer, stark gebauter Mann, langes, blondes Haar hing ihm ungeordnet bis auf die Schultern, seine Augen waren gerötheт und eingesunken, seine Lippen zuckten unaufhörlich, seine Füße schienen bei jedem Schritt, welchen er that, ihren Halt verlieren zu wollen.

Als Wilhelm in dem Saal erschien, begrüßten ihn die Höflinge und Soldaten durch laute Willkommrufe.

Bis in die Mitte des Saales gewankt, blieb der Herzog stehen und starrte, wie es schien, ohne Etwas zu unterscheiden, um sich; dann rief er mit schneidender Stimme:

„Was soll das Geheul?"

Gerhardt von Wateringen, dem Herzog zunächst stehend, trat auf diesen zu.

„Mein Herzog", begann er, „es sind Deine Getreuen, welche Dich willkommen heißen."

„Sieh' da Wateringen!" wandte sich der Herzog an den Höfling. „Spielst Du nicht Schach, mein Sohn? Nicht wahr, Du bist ein starker Spieler? Wir wollen Eins mit Dir versuchen. Mein Ohm von England hat uns einen Zug gelehrt, den wollen wir Dir zeigen." Sich zu den Pagen wendend, herrschte er: „Bringt Schach herbei, ihr Knaben!"

Es wurden Tisch und Stühle, sowie Schachbrett und Figuren vor den Herzog hingestellt; er und Wateringen setzten sich zum Spiel, die Höflinge drängten sich an Beide heran. Des Herzogs Blicke irrten auf dem Schachbrett umher, mit zitternder Hand that er Züge, unverständlich und kindisch. Mit Vorsatz schonte ihn Wateringen, da entblößte der Herzog seine Stellung völlig.

„Ihr seid bedroht, mein Fürst", flüsterte Wateringen.

„So, so?" entgegnete Wilhelm der Fünfte. Seine Blicke flogen verwirrt über das Bret. „Ja, ja! Jetzt, Wateringer, paßt Acht! Jetzt zeig' ich Euch den Zug, den mich mein Ohm gelehrt: — Matt!"

Und mit Blitzesschnelle den Dolch, der an seinem Gürtel hing, aus der Scheide reißend, stieß er, ehe selbst die Nächststehenden es hindern konnten, die Klinge in Gerhardt von Wateringens Brust; dann aufspringend und den Arm schnell wieder erhebend, schien er zu neuem Morde bereit; jedoch Johann von Arkel, Egmont, Hemskerke, noch den Augenblick zuvor starr über das Geschehene, warfen sich auf den Herzog, der wüthend ringend, sich von Teufeln bedroht glaubte, bis er unter Zuckungen ohnmächtig zusammenbrach. Wilhelm der Fünfte von Holland war wahnsinnig geworden!

Dieß waren die Vorgänge im Schlosse, welche das Auseinanderstieben der Edelleute und die Verwirrung des Volkes vor dem Schlosse zur Folge hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Christine Nilsson.

Von Arthur von Deich.

Paris, 9. September.

Da Christine Nilsson in diesen Tagen zum ersten Male in Deutschland singen wird, so wird es von Interesse sein, einige Details über die gefeierte Sängerin zu erfahren, die mit der wunderbaren Weihe des Genius die liebenswürdigsten und erhabensten Eigenschaften des Herzens und Charakters vereinigt, und so den alten Satz bewahrheitet, daß ächte Größe immer gut und edel ist.

Christine Nilsson ist bekanntlich schwedischer Abkunft. Xavier Aubryet sagt von ihr die charakteristischen Worte:

„Mlle. Nilsson ist die incarnirte Poesie des Nordens; sie ist Gretchen, Mignon, die Träumerei, das Ideal. — Ihr Gesang hat unbeschreibliche Uebergänge, die an das geheimnißvolle Flüstern und Rauschen der Unendlichkeit mahnen."

Wer Fräulein Nilsson sieht und hört, wird diese Ueberschwänglichkeit begreifen und mitempfinden. In ihrer hellblonden, ächt skandinavischen Schönheit, die mehr fesselt, als blendet, schlank und mild, wie eine Thorwaldsen'sche Grazie, ist sie um so entzückender, als ein Zug reinster Herzensgüte aus den sinnigen, himmelblauen Augen leuchtet und um den sanften, etwas starken Mund spielt.

Wenn sie nicht spricht oder singt, hat ihr Gesicht oft die keusche Ruhe und Heiligkeit des Marmors. Sobald es sich jedoch belebt, gießt sich ein unaussprechlicher Ausdruck von Melancholie und Schwärmerei über ihre ganze Erscheinung.

Ihr Lächeln hat etwas Wehmüthiges und Sehnsuchtsvolles. Adelina Patti mag man mit einer Monatsrose vergleichen; Christine Nilsson ist die Lilie, deren Haupt „ein lieblicher Gedanke hin- und herwiegt". Und doch verbirgt sich hinter dieser zarten Außenhülle eine Fülle von Willenskraft und Ausdauer. Sie studirt und arbeitet mit einem eisernen Fleiß; was sie für schön und gut erkannt hat, darnach ringt sie mit einer fast männlichen Energie. Sie hat etwas von der naturwüchsigen, trotzigen Kraft ihrer vaterländischen Felsengebirge.

Christine Nilsson bewohnt mit ihrer Tante eine bescheidene Entresol-Wohnung unter den Arkaden der Rivoli-Straße. Wer sollte glauben, daß die erste Sängerin an der großen Oper von Paris, der man für eine Kunstreise nach Amerika 600,000 Francs Einnahme garantirt hat, jetzt erst anfängt, von diesen Schätzen etwas für sich zu sammeln?

Die Sängerin hat Diejenigen, die sich ihrer in den Tagen des Kampfes angenommen, nicht vergessen.

Der brave Dorfschullehrer von Stanien, der zuerst in ihr den göttlichen Funken weckte, genießt jetzt durch die Güte seiner dankbaren Schülerin einen behaglichen Wohlstand. Sie hat ihm ein großes, wohnliches Haus gekauft und ihm die nöthigen Mittel in die Hand gegeben, mit voller Muße seinen Lieblingsstudien nachzuhängen.

In ähnlicher Weise bedenkt sie Alle, die sie auf ihrer Künstlerlaufbahn gefördert oder sich ihrer Armuth freundlich angenommen haben.

So verschwendet Christine Nilsson.

In einer Soirée bei dem Baron von R***** drückte ihr ein älterer Freund seine Freude darüber aus, daß sie nicht nur eine étoile argentée, sondern auch dorée sei.

„Gewiß", erwiderte sie erröthend, als falle ihr ein, was aus ihrem Gold geworden sei, „auch ich freue mich darüber, und um so mehr, als ich mich voll Dankbarkeit für mein Geschick an die Zeit erinnere, da ich, als slavisches Bauernmädchen, die schwedische Hauptstadt durchzog, und froh war, wenn ich des Abends mit meinem Gesang ein paar Franken verdient hatte."

Mit einer liebenswürdigen Einfachheit, fern von jeder Ostentation, plauderte sie über die Verhältnisse ihrer Vergangenheit. Aus jedem ihrer Worte leuchtet jene ungeheuchelte Wärme der Empfindung hervor, die ihr ganzes Wesen kennzeichnet.

Als Jenny Lind ihrer Zeit Europa begeisterte, da lag ihr eine schwärmerische Jugend zu Füßen, die aus den Gardinen eines Hotelzimmers, wo sie gewohnt hatte, Cocarden schnitt, und sich um den Rest des Weines balgte, von dem sie getrunken hatte.

Diese Art der Huldigung wäre für Christine Nilsson zu trivial.

Nur ein Beispiel, wie dieses „Mädchen aus der Fremde" die Gefühle ihrer Anbeter zu läutern weiß.

Digitized by Google

Der Gesandte eines südamerikanischen Staates, — also ein „quelqu'un", dessen Bewunderung auch einer Primadonna der Pariser Oper schmeicheln darf, verließ vor Kurzem Paris, um in seine Heimath zurückzukehren. Durch eine ganz besondere Verkettung der Umstände hatte derselbe erst einige Tage vor seiner Abreise Fräulein Nilsson zum ersten Male, — und zwar als Ophelia gehört.

Die Rolle der Ophelia ist nun für die träumerische Schwedin wie geschaffen. Es scheint, als könne sich hier die weiche Elegie ihrer Seele einmal so recht in Tönen ausweinen. So wenig der Componist verstanden hat, den Kern der tiefsinnigsten germanischen Dichtung zu interpretiren, so sehr wissen sich seine Melodien in einzelnen Details den Stimmungen anzuschmiegen.

Der Gesandte, ein noch ziemlich junger Mann, schlich nach diesen Eindrücken umher, wie der Jüngling, der den Schleier des Bildes von Sais gehoben. Einem Freunde, dem Grafen E., versicherte er in glühender Beredtsamkeit, „er habe gar nicht geahnt, daß so Etwas in der Welt existire". Am letzten Tag bat er ihn, die Besorgung eines Briefes an die Ophelia zu übernehmen, und reiste dann ab, ohne sie ein zweites Mal zu sehen.

Man überlege nun: In dem durch und durch sinnlichen Paris schreibt ein junger Mann von distinguirter Stellung einer Sängerin der großen Oper ein duftiges Billet!

Wer meint darin nicht die Anfänge eines ziemlich realistischen Romans zu erkennen? Und werden Sie mir glauben, daß er sie darin in den überschwänglichsten Ausdrücken seiner Verehrung, um die Annahme einer von ihm verfaßten Uebersetzung des „verlornen Paradieses" von Milton bittet, und für seine Gefühle keinen besseren Ausdruck findet, als die Worte Calderons: „Du bist das Weib, das nicht mehr zu den Sinnen spricht!" —

Als Fräulein Nilsson diese im edelsten Sinne *seine* Schmeichelei las, schaukelte der uneigennützige Bewunderer bereits auf den Wellen des atlantischen Oceans. Ein Umstand, der den Werth dieser Huldigung offenbar erhöhte.

Ich bezweifle, daß Adelina Aehnliches erlebt hat.

Zum Schluß noch einige prosaische Notizen.

Vor jedem Auftreten trinkt Fräulein Nilsson ein Glas Porter. Indiscrete Spione behaupten, daß sie viel Umstände mit ihrer Garderobe habe, und eine bedeutende Zahl von Nähterinnen beschäftige, die alle Augenblicke auftrennen und umarbeiten müßten.

Sie spricht geläufig französisch, mit einem leisen Anflug von Dialect, der ihre Unterhaltung besonders anmuthig macht.

Was ihre Beziehungen zu dem übrigen Theaterpersonal betrifft, so versichert man uns, daß vom ersten Tenor bis zum Maschinisten Jedermann ihr wohlwolle, — ein bis jetzt in den Annalen der großen Oper unerhörter Fall.

Zu rein, zu himmlisch für den Neid, ist sie der Liebling Aller, wie sie für den Geringsten ihrer Mitmenschen einen freundlichen Blick oder ein tröstendes Wort zu haben pflegt.

Ganz Paris, und mit ihm die ganze fühlende und gebildete Welt, wünscht ihr aus vollem Herzen, daß Gott sie segnen möge!

Edwin A. Stevens,

von Hoboken (bei Newyork), starb in der Nacht des 7. August zu Paris in seinem 73. Lebensjahre. Er war der jüngste Sohn des im Jahre 1838 verstorbenen John Stevens, welcher ein Dampfboot zu derselben Zeit construirt hatte, wie Fulton das seinige, und seinen Kindern den Grund und Boden hinterließ, auf welchem sich jetzt die Stadt Hoboken erhebt. Seine vier Söhne, Edwin A., Robert L., John C. und James Stevens, trafen eine Vereinbarung, wonach das ganze Eigenthum an Ersteren überging, welcher nun einen Freibrief zur Incorporation der „Hoboken Land and Improvement Company" herausnahm und als Leiter derselben die öden, sumpfigen Uferstrecken bebaute. Wo jetzt die deutschen Dampfer und andere Schiffe ankern, fuhr damals kaum ein Fischerboot. Eine seiner ersten Unternehmungen war ferner die Beförderung der Vereinigten Staaten Post zwischen Newyork und Philadelphia, zuerst per Postwagen, bald darauf durch die von ihm gegründete, unter dem Namen: „Camden- und Amboy-Eisenbahn" am besten bekannte Transportations-Compagnie. Von seinem Vater hatte Edwin ein gewisses Talent für das Ingenieurfach überkommen und bekundete dieses durch den Entwurf der ersten je gebauten Yacht, der „Amerika", deren Bauart die Bewunderung Schifffahrtkundiger hier und in Europa erregte. Nachdem er schon im Jahre 1841 im Verein mit seinem Bruder Robert den Bau eines eisengepanzerten Dampfers begonnen, baute er später mit einem Kostenaufwand von 750,000 Dollar eine schwimmende Batterie, welche bis Ausbruch des Bürgerkrieges fast vollendet war, aber unvollendet blieb, obwohl die Idee später so erfolgreich aufgefaßt und ausgeführt wurde. Zur Blockade des Südens stellte Herr Stevens zwei seiner Fahrboote, „Hoboken" und „Chancellor Livingston", bereitwillig zur Verfügung der Regierung. Er gründete den Newyorker „Yacht-Club", zu dessen Commodore er zuerst und in späteren Jahren, zuletzt von 1860 bis 1866, erwählt wurde. Trotz der hin und wieder in Circulation gesetzten gegentheiligen Behauptungen muß anerkannt wernen, daß Stevens sein fürstliches Vermögen auf eine seinen Nebenmenschen nützliche Weise anwendete und, ohne damit öffentlich zu prunken, im Stillen viele Wohlthaten an Bedürftige zu spenden pflegte. Ihm hat die schnell aufblühende Stadt Hoboken zum großen Theil ihre Prosperität zu verdanken. Die elyseeischen Felder, einer der angenehmsten Sommer-Vergnügungsplätze in der Nähe Newyork's, überließ er unentgeltlich dem Publikum zur Benutzung. Auch ist es eine Thatsache, daß seine „Land Improvement Company" oft Jahre lang bedürftige Leute, welche die Miethe nicht zahlen konnten, in ihren Häusern beließ, wie er denn in allen Geschäftstransactionen einen liberalen Charakter zeigte. Er errichtete und erhielt auf seine Kosten eine freie Schule in Hoboken, ließ der „deutschen Akademie" von Hoboken bedeutende Schenkungen zufließen und bewies überhaupt großes Interesse für das Gemeinwesen Hoboken's. Seit April v. J. hatte Herr Stevens sich mit seiner Familie in Europa, den letzten Winter über in Nizza, zur Stärkung seiner schwankenden Gesundheit aufgehalten. Das seiner Frau und acht Kindern durch seinen Tod zufallende Vermögen schätzt man auf 12 bis 16 Millionen Dollars. Sein ältester Sohn aus zweiter Ehe, welcher erst 13 Jahre alt ist, wird durch Familienarrangements mit seiner Volljährigkeit den größeren Theil des ungeheueren, von seinem Vater hinterlassenen Vermögens antreten und bis dahin wird Herr W. W. Shippen, dessen umsichtige und zuvorkommende Führung der Steven'schen Geschäfte ihn seit Jahren bei uns populär gemacht hat, vom Verstorbenen zum Testamentsvollstrecker ernannt, das Vermögen verwalten. (Newyorker Hdlsztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Philippika gegen die Frauen.) Karl Heinzen in Boston, der kein Blatt vors Maul zu nehmen pflegt, eifert im „Pionier" gegen die Verleihung politischer Rechte an Frauen und hält dabei folgende Strafpredigt: „Die unbedenkliche, gewissenhafte, sklavische Fügsamkeit, ja, der cultusartige Eifer, womit das weibliche Geschlecht jeder Mode huldigt und sich auch für die abscheulichste

Digitized by Google

Verunstaltung begeistert, die ihm von Paris aus oder anderswoher dictirt wird, zeugt von einer Gedankenlosigkeit, unselbständigkeit und kindischen Gesinnung, die in der That an Kinder oder an Wilde erinnert und wohl im Stande ist, die Frage hervorzurufen, wie solche Wesen fähig und berufen sein können, in ernsten Fragen des Staatslebens und öffentlichen Wohles eine Stimme abzugeben. Wenn nicht bloß die halbkindische Negerin, oder die flitterstolze Stubenmagd, nein, wenn die feine Lady, die auf der „Akademie" Aesthetik und Astronomie studirt und die Classiker gelesen hat, nicht leben kann, ohne sich jeden Fetzen umzuhängen, den sie an einer anderen gesehen, und sich durch einen auf das halbe Gesicht geklebten Deckel und einen auf den Hinterkopf gepflasterten Haarberg für einen Maskenball unter Hottentotten zuzubereiten, so ist man versucht, alles für Traum zu halten, was man je von weiblicher Anmuth, weiblichem Geist und weiblichem Geschmack gehört hat, und Den für wahnsinnig zu halten, der solche Maskenballfiguren in das Staatsleben einführen will.

„Wollt ihr wiss:n, was sich schickt,
So fraget nur bei edlen Frauen an." (Goethe.)

Wo sind denn die „edlen Frauen", die euch sagen, es schicke sich nicht, daß sie sich durch solchen Spitzbubendeckel auf den Augen und solchen Weichselzopf auf dem Kopfe entstellen, daß sie halbe Tage lang einem Stoff für einen Unterrock nachrennen und ein solches Vermögen für Spinnengewebe (Spitzen) verschleudern, daß sie stundenlang in einem Stuhle gedankenlos spaziren, schaukeln und mehr Zuckerwerk essen, als Fleisch und Gemüse? „Schickt sich" für Frauen nicht alles und jedes, was unsinnig und verderblich, geschmacklos und abscheulich, aber — Mode ist? Und dennoch Emancipation? Dennoch Gleichberechtigung? Dennoch Stimmrecht?" Soweit K. Heinzen, der hier wie immer mit Donnerkeulen gewappnet ist. Möchte es ihm doch gefallen, eine derselben jenem Theile des „stärkeren" Geschlechts zu Gute kommen zu lassen, der an „cultusartigem Eifer und sklavischer Fügsamkeit" gegen die Mode, an Gedanken- und Charakterlosigkeit dreist in Concurrenz treten kann mit der „halbkindischen Negerin" und der „flitterstolzen Stubenmagd". Leider ist diese Sorte von Halbmännern fast überall stärker verbreitet, als es im Interesse der selbstbewußten Fortentwickelung des freiheitlichen Gedankens taugen will.

(Jesuiten als Wilderer.) Aus Klagenfurt wird berichtet: Vergangenen Sonntag um 10 Uhr Vormittags, statt der Messe und Predigt in St. Andrä beizuwohnen, gingen zwei Jesuiten auf die Hühnerjagd in A. Offner's wildreiches Revier bei Thürn, um zu wildern. Bei diesem Geschäfte wurden die Herren Jesuiten, welche Laienbrüder waren, von dem Revierjäger ertappt und ihnen das Gewehr abgenommen. Herr Offner, als Jagdinhaber, hat bereits gegen die Beiden die Klage angestrengt und ist man auf den Ausgang der Sache sehr begierig.

Frankfurt, 14. September.

„Von der Pflege des sittlichen Momentes in der Schule" von S. R. Hirsch. Dieses neueste Schulprogramm der hiesigen israelitischen Religionsgesellschaft empfehlen wir angelegentlich allen Confessionen. Es verhandelt den Schwerpunkt aller Religion und Religiosität: die innige Verbindung des sittlichen Willens mit dem Wissen, und Beider mit dem wahren Lebensglück. Der geistreiche Verfasser wird viele Leser durch die Citate aus den heiligen Schriften der Juden überraschen, in welchen er die wichtigsten allgemein menschlichen Wahrheiten wiederfindet. Zugleich stellt er sich durch seine Sätze über die Bedeutung der Bibel und der Wunder, sowie besonders über das allgemeine Priesterthum auf die Höhe der Zeit und über die confessionelle Erziehungslehre. Pastor Knaak und seine hohen Gönner werden ihm einen ehrenvollen Bannspruch nicht verweigern.

Nationalökonomisches.

Grundsätze der Volkswirthschaftslehre vom Standpunkt der socialen Reform gemeinverständlich entwickelt von Dr. Heinrich Maurus (Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung). Wir haben es hier mit dem Werk eines selbständigen ökonomischen Denkers zu thun, deren wir gerade nicht eine übergroße Zahl in Deutschland haben. Es ist eine auffallende Thatsache, daß unsere Nationalökonomen an Gediegenheit und Wissenschaftlichkeit den englischen und französischen nicht nachstehen, während wir doch wenig oder gar keine neuen Systeme, überhaupt revolutionäre Gedanken aufweisen können. Was wollen unsere Adam Müller, Stahl u. s. w. gegen die großen Engländer sagen? Es kommt wohl von der geringen Gewöhnung, mit diesen Materien auf philosophischem Wege zu Ende zu kommen und sich nicht bloß in die Detailforschung zu vertiefen. Die Absicht des Verfassers ist zwar zunächst nur, die sociale Reform im Anschluß an die bestehende volkswirthschaftliche Lehre überallhin zu verfolgen und zu ihrer Erweiterung beizutragen, aber hierbei verfährt er durchaus analytisch. Er entwickelt eine Anzahl Doctrinen, über Güterproduction und Güteraustausch, die wir noch nicht so einfach und doch so erschöpfend entwickelt gefunden haben. Dabei ist er überall philosophisch gründlich und manchmal vollkommen originell. Das Einzelne nachzuweisen ist hier nicht der Ort; aber nur darauf wollen wir aufmerksam machen, daß in dem ganzen Buche höchst selten Autoritäten citirt werden, namentlich nicht ausländische. Es ist dies in deutschen Büchern selten genug und dient nach unserer Ansicht zur Empfehlung des Verfassers.

Einer der eifrigsten Förderer der Diätetik, Stadtbaurath Hobrecht in Stettin, hat **„über öffentliche Gesundheitspflege"** eine Schrift geschrieben (Stettin, von der Nahmer), worin er die Bildung eines Centralamtes für öffentliche Gesundheitspflege im Staate befürwortet. Die Betrachtungen des Herrn Hobrecht sind so eingehend und rationell, daß sich Niemand, der das Schriftchen bis zu Ende gelesen hat, vor der Conclusion verwahren wird, der Staat müsse mehr als seither für diese Sache thun. Ob gerade ein sogenanntes Centralamt das Erforderliche sein wird, möchten wir nicht ohne Weiteres entscheiden. Die Communen müssen sich selbst helfen, das ist die Hauptsache und das übersieht auch der Verfasser keineswegs (cf. p. 32). Die modernen Casernenwohnungen sind das Grundübel. Diese sind in den großen Städten des Nordens ohne Verhältniß zahlreicher als im Süden. Daher denn auch von dort die meisten und besten Vorschläge zur Abhülfe kommen. Im Ganzen ist Süddeutschland mit der öffentlichen Hygieine noch wenig in Berührung gekommen, obschon es einen Pettenkofer aufzuweisen hat.

Professor Wagner in Würzburg hat **„Technologische Studien"** von der Pariser Ausstellung von 1867 (Leipzig, Otto Wigand) veröffentlicht. Sie verbreiten sich über Chemie, Technik und Fabrication. Das Urtheil ist überall sehr eingehend und instruirt vollkommen, so daß die Herausgabe auf Veranlassung des bayerischen Handelsministeriums gerechtfertigt erscheint.

Des Franzosen Courcelle-Seneuil **„Theorie und Praxis des Geschäftsbetriebs** in Ackerbau, Gewerbe und Handel" wird jetzt von G. A. Eberbach in deutscher Bearbeitung herausgegeben. (Stuttgart, Grüninger.) Steinbeis hat ein „Fürwort" dazu geschrieben. Die Schrift ist wohlrenommirt, hat eine Summe eigener Gedanken und begrüßen wir die erste Lieferung dieser Ausgabe, die von selbstständiger Bearbeitung zeugt, als eine vielversprechende Bereicherung unserer nationalökonomischen Litteratur.

Die Schriften über Frauenemancipation nehmen unverkennbar neuerdings eine practischere und durchdachtere Richtung. Doch muß man immer noch gegen alle die mißtrauisch sein, die von Frauenhand herrühren. Empfehlen können wir indeß eine solche, **„Zur Frauenfrage"** betitelte. (Hannover, Rümpler.) Sie stützt sich namentlich auf die Grundsätze der Minna Pinoff, doch auch auf Holtzendorff und Andere. Beachtenswerth ist namentlich, was über neue Erwerbsquellen des weiblichen Geschlechts gesagt wird. H.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 15. September. **Die Entführung aus dem Serail**, große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart. (Abonnement-Vorstellung Nr. 239).

Für die Redaction verantwortlich: J. S. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 258 Mittwoch, den 16. September 1863.

Alcide von Pölgeest.

Historische Erzählung von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

Wilhelm der Fünfte von Holland war im Jahre 1330 zu Frankfurt am Main geboren; er war der Sohn Kaiser Ludwigs des Bayern, jenes hochherzigen Mannes, welcher den Thron mit dem überwundenen Gegner, Friedrich von Oesterreich, theilte. Seine Mutter, die Kaiserin Margarethe, war die Schwester Wilhelms des Vierten von Holland. Der Kaiser hatte seine Gemahlin nach dem Tode ihres Bruders mit dessen Landen belehnt und seinen zweitältesten Sohn Wilhelm zu deren Nachfolger bestimmt. Als 16jähriger Jüngling war Wilhelm, als Page verkleidet, mit dem Grafen von Katzenellnbogen nach Holland zu seiner Mutter gereist. Dort eingetroffen, wußte er bald durch sein leutseliges, gutmüthiges Wesen die Gunst der Adeligen und des Volks zu erringen, so daß schon drei Jahre später die Kaiserin, den Bitten ihres Sohnes nachgebend, ihm die Herrschaft über Holland gegen eine jährliche Zahlung von zehntausend Schildthalern abtrat.

Wilhelm, an dem einfachen bayerischen Hof erzogen, hatte sich plötzlich inmitten des Luxus und der raffinirten Genüsse des mächtigen, reichen Amsterdams versetzt gesehen; das glänzte, rauschte und lockte um ihn herum — nun als selbstständiger Herr von Holland glaubte er nicht länger widerstehen zu brauchen, er stürzte sich blindlings in Ausschweifungen. Die jungen Adeligen des Hofes jubelten ihrem Herrn zu. Da schien auf einmal ein Stillstand in den Banketten, Jagden und Gelagen einzutreten: der Tag, an welchem Wilhelm von Holland das Jahrgeld seiner Mutter zahlen sollte, war herangerückt. Waren die jugendlichen Kräfte des neunzehnjährigen Fürsten auch noch nicht erschöpft, so war es doch seine Casse. Wilhelm schwankte; sollte er den ihm noch neuen Freuden schon jetzt entsagen? sollte er seinen Pflichten als Fürst und Sohn getreu handeln oder — —

Die Einflüsterungen der Höflinge scheinen den Ausschlag gegeben zu haben: Wilhelm zahlte das Jahrgeld nicht nur nicht, sondern er verlangte von seiner Mutter, daß sie förmlich darauf verzichte.

Die Kaiserin bestand auf ihrem Recht, sie verlangte Zahlung oder Wiederabtretung Hollands.

Wilhelm konnte sich zu keinem von beiden verstehen und es kam zum offenen Krieg zwischen Mutter und Sohn. Ganz Holland theilte sich in zwei Parteien.

Uebermüthig nannten sich die Anhänger des Sohnes „Kabeljaue", die, wie jene gefräßigen Wölfe der Tiefe, Alles verschlingen würden. Die trotzige Entgegnung der Freunde Margarethens war, daß sie sich mit dem Angelhaken, welcher den Fischen den Tod bereitet, vergleichend, den Namen „Haken" beilegten.

Was bei den Yorks und Lancasters in England die weiße und rothe Rose, das war bei den Kabeljauen und Haken die graue und rothe Mütze. Grau bei den Anhängern des Sohnes, roth bei denen der Mutter.

An der Spitze der Kabeljaue standen Johann von Arkel, Johann von Egmont, Gerhardt von Wateringen, Gerhard von Hemskerke. Auf Seite Margarethens kämpften die Brederode's, die Binkhorsts, die von der Leek.

Waren in Deutschland und Italien bei dem Ruf „Hie Welf, hie Waibling" Leichen auf Leichen gethürmt, hatte in England das Schlachtgeschrei „Hie York, hie Lancaster!" das Gestöhn der Opfer einer Margarethe und eines Richard des Dritten übertönt, so schickte man sich jetzt an, bei dem Klange „Hie Kabeljau, hie Hake!" Holland mit Blut zu düngen.

Zuerst Siegerin, hatte die Kaiserin dennoch der wachsenden Macht der Kabeljaue weichen müssen, sie floh nach England zu dem Könige Eduard dem Dritten, ihrem Schwager.

Während Margarethe dort ein Heer warb und eine Flotte ausrüsten ließ, begannen die Kabeljaue in Holland ihre Anhänger zu vertilgen: 17 Schlösser der Hake'schen Edelleute wurden der Erde gleich gemacht, ihre Bewohner grausam getödtet — da erschien die Kaiserin mit ihrer und der englischen Flotte am Eingang der Maas.

Noch einmal schien ihre Sache siegen zu wollen, sie schlug die Flotte Wilhelms bei Veere; als sie jedoch ihren Sieg zu verfolgen suchte und die Maas hinauf vordrang, verlor sie im Jahr 1351 die Schlacht bei Briel.

Mit den Trümmern ihrer Flotte kehrte sie nach England zurück, den König dieses Landes anflehend, daß er einen Vergleich zwischen ihr und ihrem Sohne bewerkstellige. Alles, was Eduard bei Wilhelm von Holland erzielen konnte, war eine Amnestie für die Haken und die Gestattung der Rückkehr Margarethens nach Valenciennes. Dort starb die Kaiserin bald darauf, ihren Sohn mit dem Mutterfluch beladend.

War Margarethe nun gleich todt, war die Streitfrage gleich erledigt, Haken und Kabeljaue blieben dennoch! Mit höhnischen Blicken sich messend, pochten jene auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, diese auf ihre Macht, und waren jeden Augenblick bereit, aufeinander loszubrechen. Die Kluft war im Volk gerissen und die Leiber Vieler von beiden Seiten kostete es, bis sie ausgefüllt war. Zwei Jahre nach dem Tode seiner Mutter unternahm Wilhelm, man könnte sagen seine Bußfahrt nach England, um sich mit seinem Ohm, an dessen Anerkennung als Herzog von Holland ihm viel gelegen war, zu versöhnen.

Was zwischen Eduard und seinem Neffen vorgegangen, hat die Geschichte noch nicht ergründen können; zerrütteten Geistes kehrte Wilhelm von Holland zurück.

Digitized by Google

Kurz nach seiner Rückkehr ereignete sich jene Scene, welche am Anfang geschildert wurde.

Als die Kabeljaue an sich, den furchtbaren Beweis des Wahnsinns ihres Herzogs empfunden hatten, zögerten sie nicht länger, ihn der Regierung für unfähig zu erklären und seinen Nachfolger als Regenten einzusetzen. Dieser Nachfolger war des kinderlosen Wilhelms jüngster Bruder Albrecht von Straubing. Noch bei klarem Verstand hatte Wilhelm der Fünfte seinen Bruder zum Erben bestimmt und der Kaiser ihn bestätigt.

Albrecht traf alsbald in Holland ein; die Regentschaft übernehmend, suchte er das Gleichgewicht zwischen Haken und Kabeljaue herzustellen. Er vertheilte die öffentlichen Aemter gleichmäßig und schlug jeden Widerstand der Kabeljaue kräftig nieder. Es schien, als ob es ihm gelingen sollte, die Wunden des Landes zu heilen. Inzwischen war Wilhelm der Fünfte nach Valenciennes in Verwahrsam gebracht. In derselben Stadt, wo seine Mutter einsam, ihn verfluchend, starb, schleppte er sich dreißig Jahre lang in dumpfem Wahnsinn dem Grabe entgegen, und als er gestorben war, stellte man seinen Sarg neben den der Kaiserin.

(Fortsetzung folgt.)

Peter von Calabrien.

Das in einer Bucht am Meerbusen von Neapel gelegene Städtchen Sorrento, als Geburtsort Torquato Tasso's berühmt, zählt zu seinen Söhnen auch jenen berüchtigten Brigantenhauptmann, der durch lange Zeit unter dem Namen Peter von Calabrien in einem Theile von Unter-Italien die Landstraßen unsicher machte und das Landvolk mit Angst und Schrecken erfüllte.

Als zwanzigjähriger Jüngling lebte Peter, der schon damals, wie die Verfasser eines nach authentischen Quellen geschriebenen, wenig bekannten Buches: „Der Brigantentödter“ *), berichten, in dem Rufe stand, ebenso körperstark als zornmuthig und unbezähmbar zu sein, daselbst ruhig bei seinen Eltern, deren ganzes Hab und Gut ein Weingarten, ein Olivenfeld und etliche Stücke Ackerlandes waren. Vom Vater, der in Calabrien geboren, sollte er den Beinamen erben, unter dem er es späterhin zu einer so traurigen Berühmtheit gebracht.

Peter war ein stattlicher Bursche, aber Betreffs seines Aeußeren von der Natur ziemlich stiefmütterlich behandelt. Auf seinem umfangreichen Haupte wucherte ein üppiger Haarwuchs; das knochige Antlitz, darin damals ein rother Bart keimte, die stark hervortretende Nase, die kleinen, tiefliegenden Augen, die großen weißen Zähne, Alles an ihm ließ auf eine ungemeine Thatkraft schließen. Seine umfangreichen, muskulösen Glieder redeten einer seltenen Körperstärke das Zeugniß.

Den hochgewachsenen, von Jedermann gefürchteten Burschen beherrschte gleichwohl Jemand, und das war ein junges Mädchen, ein Kind, vor dem er zitterte, wie Espenlaub. Was dieses schöne Kind, Rosita, die Wäscherin, seine Jugendgespielin, die kleine Nachbarin, wie er sie nannte, ihm zu thun hieß, das that er ohne Widerrede.

Die beiden Kinder waren einander herzlich zugethan, und bis zu der Zeit hatten Beider Eltern in diesem aus dem nachbarlichen Zusammenleben hervorgegangenen Verhältniß ein freundschaftliches Etwas, und nichts Anderes, erblickt.

Allein der junge Mann liebte wirklich seit einiger Zeit, und er that Alles, was in seinen Kräften stand, um sich Rositens Gegenliebe zu erwerben.

Stolz auf ihre Herrschaft über Petern, mißbrauchte Rosita dieselbe manchmal, um ihn an Festtagen, zu Messe und Vesper, auf Spaziergängen nicht von ihrer Seite zu lassen. Sie spielte mit der Gewalt, die sie über ihn hatte, nicht aus Coquetterie, sondern lediglich, weil sie stolz darauf war, eine so wilde und starke Natur bändigen, in Fesseln schlagen zu können.

Die Italienerinnen sind nicht gefallsüchtig; sobald sie ernstlich lieben, gehört ihr Herz ganz dem Geliebten. Deswegen fährt auch die Liebe gut in dem Lande.

Wenn Peter sterblich in Rosita verliebt war, so hatte sie ein blindes Vertrauen zu ihm. So geschah es, daß die beiden Liebenden, trotz der Sorgfalt, womit die Mutter Rositens sie überwachte, häufig ohne Vorwissen der Eltern zusammenkamen, und ihre Zusammenkünfte einen immer intimeren Charakter annahmen.

Peters Vater würde in eine Verbindung seines Sohnes mit der Tochter unbemittelter Eltern nie gewilligt haben, weßhalb Peter und Rosita Alles thaten, um ihre Liebe geheim zu halten.

Eines Abends jedoch erzählte Rosita dem Geliebten mit thränenden Augen, wie der Herr Pfarrer zu ihrer Mutter gekommen, sie, Rosita, wohlweislich in ein anstoßendes Zimmer getreten sei, und Alles gehört habe. Das Kommen des Herrn Pfarrers hatte einfach zum Zweck gehabt, ihre Mutter zur Mitwisserin dessen zu machen, was das Liebespaar als sein Geheimniß betrachtet hatte.

Alsobald begab sich Peter zu dem Geistlichen und drohte ihm mit seinem Zorn, falls er weiter ein Wort äußern würde.

„Es ist mir sehr lieb, daß Ihr kommt, junger Mensch“, meinte der Pfarrherr. „Gerade wollte ich zu Euch gehen, um Euch mitzutheilen, daß Seine Hochehrwürden der Bischof den Willen geäußert, Ihr sollt Euren Fehler wieder gut machen, und stehenden Fußes eile ich zu Eurem Vater.“

Das that denn der Pfarrer auch. Er beschwerte sich bei dem Calabreser laut über das Aergerniß, das sein Sohn der Stadt Sorrento gebe.

Der Calabreser beschied Petern vor sich und bearbeitete ihm den Rücken ganz gehörig mit einem Rohr.

Am Abend des Tages fand man den Pfarrer in seinem Blute schwimmend auf seinem Zimmer; mit einem großen Schlachtmesser, das ihm der Mörder durch den Hals gestoßen, hatte ihn derselbe buchstäblich an den Fußboden festgenagelt. Auf dem entseelten Körper lag ein Stück Papier mit den Worten: „Kümmert euch nicht um Dinge, die euch nichts angehen!“

Nachdem er sein Verbrechen verübt, flüchtete Peter mit Rositen in's Gebirge und ward Brigant.

Zu jener Zeit war das Bilden einer Räuberbande in jenen Gegenden ungemein leicht. Die neapolitanische Regierung konnte an ein Verfolgen der Banden kaum denken. Sie hatte einen furchtbaren Krieg mit den Sansculotten und Barfüßern der französischen Republik, die just in Italien eingerückt waren, auf dem Halse. Diese hatten bereits Piemont, Mailand, Venedig, Toskana und Rom in ihrer Gewalt; die Vorhut des Heeres unter Championnet campirte bei Capua. Die Bourbonen zu Neapel hatten den Staatsschatz mit Festlichkeiten und Orgien erschöpft, so daß ihnen kein Ducat zum Besolden ihres Heeres übrig blieb. Angesichts zweier gleich furchtbaren Feinde ließ der König von Neapel sich in Unterhandlungen mit den Briganten ein, nahm sie in Sold und bildete Guerillabanden aus ihnen, welche das Heer der Republikaner während des Feldzuges und der Occupation fortwährend neckten.

Alle diese calabresischen Banden entstanden unter der Leitung des Cardinals Ruffo und bildeten, was die Italiener auf den Namen der „Glaubens-Compagnie“ getauft haben. Jede Bande

*) Le Tueur de Brigands, histoires anecdotiques des principaux bandits de l'Italie, par Charles Vincent et David. Paris, librairie Nouvelle.

Digitized by Google

hatte ihren Hauptmann, der, je nach den Umständen, mit seiner Bande allein oder im Verein mit anderen Banden handelnd vorging. Eine ward von dem berüchtigten Nodio, eine andere von Roccaromano, diese von Sciarga, jene von Pronio, noch andere wurden von Nunziante, Salomo, Michel Pezza (Fra Diavolo) und Peter von Calabrien, der ein Jahr nach seiner Flucht in's Gebirge zum Hauptmann ernannt wurde, befehligt.

Diese Banden schlugen sich bald mit dem französischen Heere, bald beunruhigten sie die Einwohnerschaften; sie verwüsteten ohne politischen Zweck, lebten von Räubereien und verübten beständig die haarsträubendsten Gräuel. Massena verlor, als er mit seinem Heere in Calabrien einrückte, viele seiner Soldaten durch die Kugeln, welche im Hinterhalt lauernde Briganten hinter unzugänglichen Felsen hervor den Vorüberziehenden zusendeten. Die Räuberbanden fanden im Gebirge Zufluchtsstätten, die geradezu uneinnehmbar waren.

Die Anführer der „Glaubens-Compagnie" gingen in ihrer Verwegenheit so weit, daß sie einen Plan entwarfen, der nichts Geringeres bezweckte, als Rom den es damals besetzt haltenden Franzosen zu entreißen. General Garnier lieferte ihnen jedoch am Fuße der Anhöhe von Albano ein Treffen, schlug sie in die Flucht und ließ ohne Gnade niedermachen, was niedergemacht werden konnte. Nach dieser derben Züchtigung warfen sich die Anführer ins Gebirge und trieben fortan das Räuberhandwerk auf eigene Rechnung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Bismark als Seladon.) Ein jüngst erschienenes Büchlein „Der Frühling von Meran" von Heinrich Noë erzählt bei Gelegenheit eines Streifzuges in das Thal von Ulten eine Liebesgeschichte, deren Held vor nahezu 30 Jahren niemand Anderes war als Graf v. Bismarck-Schönhausen. Nach Aussage vieler Zeitgenossen in Ulten ist der Sachverhalt kurz folgender: „Zu Anfang der vierziger Jahre hatte der damalige Besitzer des „Mitterbades", Holzner, eine Tochter Josepha, die schönste und sittsamste Jungfrau des Ortes. Mehrere Jahre hindurch fand sich unter den Badegästen auch ein norddeutscher Edelmann ein, der seine Wohnung im Obermais nahm und dem Mitterbade regelmäßige Besuche abstattete. Er nannte sich Otto v. Bismarck-Schönhausen und war bei seinen kaum dreißig Jahren ein schöner, ritterlicher Mann. Allmählich entspann sich zwischen ihm und Josepha ein herzliches Verhältniß und ein sehr lebhafter, durch den (heute noch lebenden) „Badhiesl" vermittelter Briefwechsel. Endlich kam es zu einem förmlichen Heirathsantrage; der märkische „Junker" warb, allen Standesvorurtheilen zum Trotz, um die Hand Josepha's. Aber Holzner lehnte den Schwiegersohn ab, weil derselbe nicht katholisch war. Das ist der einfache Hergang der Liebesgeschichte, an welcher auch nicht der geringste Umstand ist, der nicht den dabei betheiligt gewesenen Leuten zur Ehre gereichte. Josepha wurde bald darnach von Alois Schmid, einem Beamten der landesfürstlichen Stiftung in Salzburg, heimgeführt; jetzt ist sie schon seit vielen Jahren heimgegangen dorthin, wo es keine Glaubensunterschiede gibt." Die ganze Erzählung wird der Bestätigung bedürfen.

(Die Ebergenyi.) Der „Passauer Ztg." werden einige Daten aus einem Besuche in Neudorf, wo die Ebergenyi ihre Strafzeit verbüßt, mitgetheilt. Der Besucher trat, begleitet von der Oberin, in einen großen Saal, dort war etwa ein Dutzend weiblicher Sträflinge mit der Anfertigung weiblicher Handarbeiten, mit Stricken und Nähen beschäftigt. Er sah in der Schaar umher, um diese Person, welche in einem gewissen Zeitraum so oft genannt und an allen Buch- und Kunsthandlungen in effigie ausgestellt war, zu erkennen. Allein es gelang ihm nicht. Erst durch den Wink der Oberin erfuhr er, daß Nr. 7 die Betheiligte des berüchtigten Giftmordes war. Das Gesicht mit seinen widerlichen Zügen hatte alle Farbe verloren und die Haut war wie Leder. Das Haar trug die Ebergenyi, wie es alle anderen Strafgenossen tragen, ohne Kamm, ohne Schmuck, jedoch nicht abgeschnitten, wie das in den bayerischen Zuchthäusern geschieht, wo weibliche Sträflinge untergebracht sind. Die ganze Gestalt schien gebeugt zu sein, nur die Augen glänzten forschend und unheimlich und verriethen den rastlosen Geist. Im Weggehen sagte ihm die Oberin noch, daß sich die Ebergenyi in hohem Grade durch ihr heuchlerisches und denunciatorisches Betragen auffällig mache und bei jeder Gelegenheit eine außerordentliche Vorliebe für Lügen entwickle. Im Uebrigen sei sie stiller und mehr in sich versunken als in der ersten Zeit ihrer Haft.

(Eine unterbrochene Künstlerlaufbahn.) Die Wiener „Presse" erzählt: Der „Schani" hatte es so gut zu Hause. Er war der Augapfel seiner Eltern, die ihm nichts abgehen ließen und ihn hätschelten, wie gute Leute ihren einzigen Sprossen, welcher drei Häuser und die Selcherei seiner Ahnen zu übekommen hat, nur hätscheln können. Da hat auf einmal der Schani einen Sporn bekommen. Eine Liebhaberin des Meidlinger-Theaters vollführte das Zauberwerk, die neunzehnjährigen Augen des selcherischen Stammhalters zu öffnen und das himmlische Feuer in seiner Brust anzufachen. Schani bekam es plötzlich satt, Habitué des Meidlinger Theaters zu sein, er fühlte sich zu etwas Höherem berufen, dazu winkte noch der Geliebten verführerisches Bild, die ganz ihm gehören sollte, und resolut, wie die Selcherischen schon einmal sind, stand er eines Tages mit beiden Füßen unter den Comödianten. Die nahmen ihn mit offenen Armen als Genossen auf. Er nahm an den Proben Antheil, studirte mehrere Heldenrollen, und schon war der Tag festgesetzt, an welchem der neugebackene Mime dem staunenden Publikum Shakspeare's größte Gestalt, „Hamlet", vorführen sollte. Doch leider sollte dieser glückliche Tag für den kunstbegeisterten Jünger nicht erscheinen. Das bittere Schicksal griff ein. Schani's Vater, dem das merkwürdige Treiben seines Sohnes in letzter Zeit und seine Vernachlässigung des Geschäfts schon manches Kopfweh verschafft hatte, hatte endlich Wind von der Sache bekommen, und resolut, wie auch er der Vater ist, ihr ein Ende gemacht. Der Herr Sohn befand sich eben auf der Probe, es war die Generalprobe, er begann gerade den großen Monolog: Sein oder Nichtsein . . . als des Alten grimmige Gestalt aus der Coulisse stürmte und dem schreckerstarrten Sohne mit einem Ochsenziemer die Antwort über den Rücken schrieb. So tragisch endete noch keine „Hamlet"-Vorstellung als diese Probe. Eilenden Fußes verließ Schani den Tempel Thaliens, um ihn nie wieder zu betreten. Die Schaam hält ihn zu Hause am väterlichen Herde. Verhüllten Antlitzes trauert die Muse von Meidling um einen ihr geraubten Jünger und die Liebhaberin sucht mit stiller Resignation Trost in dem Refrain eines alten Wiener Liedes: „'ne andre Mutter hat a auch ein lieb's Kind."

(Ein Mord in Konstantinopel.) Vor einigen Tagen wurde in Konstantinopel ein griechischer Advocat, Nicolas Anthonocspulo, ermordet. Der Advocat hatte mit dem Mörder kürzlich prozessirt und den Prozeß gewonnen. Es handelte sich hierbei um 1000 Pfd. Sterl., welche der Mörder, wie man sagt, einem Türken schuldete. Der Mörder lud nun den Advocaten zu sich in's Haus, unter dem Vorwande, daß er mit ihm über die streitige Angelegenheit sprechen wolle. Der Unglückliche begab sich dahin, fand daselbst seinen Prozeßgegner, Stephano Dino, und noch

Digitized by Google

einen Bruder desselben und wurde während seiner Unterredung mit den beiden Brüdern durch einen Pistolenschuß ermordet, welchen Stephano von hinten auf den Kopf des Advocaten abfeuerte, als dieser im Begriffe war, den Act des Compromisses aufzusetzen. Der Mörder versuchte hierauf, den Cadaver in einen Koffer einzupacken, und da dieser zu klein war, so schnitt er mit einem Rasirmesser den Kopf ab. Hierauf suchte er mit einem Schwamm die Blutspuren abzuwaschen, und verließ dann mit seinem Bruder das Haus. Die Hauseigenthümerin aber, welche im Erdgeschoß wohnte, schöpfte Argwohn, als sie die zwei Brüder ohne den Advocaten fortgehen sah. Die Polizei wurde rasch informirt und nach einer Stunde waren beide Brüder in dem Gewahrsam des Polizeimeisters von Konstantinopel, des Granel zaptié. Da das Opfer und die Schuldigen griechische Unterthanen sind, so wurden die beiden Brüder Dimo zur weitern Haft dem griechischen Consulat übergeben und es ist wahrscheinlich, daß die Sache vor einen griechischen Assisenhof kommt. Die Angelegenheit macht in Konstantinopel ungeheures Aufsehen, da die Brüder Dimo sehr reiche Leute sind und der Advocat Anthonocopulos im ganzen europäischen Viertel zu den ehrenwerthesten und beliebtesten Persönlichkeiten zählt.

(Eine neue Bergbahn.) Gegenwärtig baut man einen Schienenweg nach dem Gipfel des Mount Washington in New-Hampshire. Der Stationshof am Ausgangspunkte liegt 2700 Fuß über dem Meere, und die Bahn, wenn fertig, wird zwei englische Meilen und 260 Ruthen lang sein, 3000 Fuß steigend bis zum Tiptop-House, welches 6300 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Die durchschnittliche Steigerung beträgt 1280 Fuß auf die Meile, aber an einigen Stellen mehrt sie sich bis 1760 auf die Meile oder auf 1:3 Fuß. Auf dieser Bahnstrecke konnten die Arbeiter trotz der scharfen Spitzen an ihren Schuhen, die sie am Fallen verhindert, nur 25 Fuß per Tag bauen. Es liegen drei Schienen, davon die mittlere aus Schmiedeisen, mit Zähnen oder Nadeln, welche Zähnen im Triebrad entsprechen. Der Train besteht aus der Locomotive mit einem Tender und einem Passagierwagen. Der Locomotive ist eine Dampfbremse und eine Handbremse angefügt, deren jede den Zug augenblicklich hemmen kann, und beim Anstieg greift eine starke schmiedeiserne Klammer (dog) in die Zähne des Triebrades, um das Rückwärtsgleiten zu verhindern. Bei der Niederfahrt ist der Dampf weggesperrt und die Maschine wird durch den Gebrauch comprimirter Luft erleichtert. Eine neuliche Versuchsfahrt fiel sehr gut aus, und die Bewegung war sanft. Der Anstieg von der ersten bis zur zweiten Station, 5300 Fuß über dem Meere, geschah in einer Stunde 20 Minuten, mit Einschluß eines zweimaligen Haltes zur Wassereinnahme. Die Niederfahrt dauerte 38 Minuten.

(Die räthselhafte Fremde.) Die „N. Zür. Z." schreibt: „Von der räthselhaften Fremden in Ollon hat man bis dahin herausgebracht, daß sie 25 Jahre alt und die uneheliche Tochter einer Dame von hoher Geburt ist, welche sich in Deutschland verheirathet hat, ohne ihren Gemahl von dem Dasein dieser Tochter in Kenntniß zu setzen. Die Letztere war in einem Kloster zu Paris in Pension und entfloh daselbst, weil man sie zwingen wollte, den Schleier zu nehmen. Als sie in Ollon ankam, war sie fast ganz entkräftet; sie hatte drei Tage keine Nahrung zu sich genommen und einen langen Weg zu Fuß gemacht. Sie scheint sich allmählich besser in ihr Schicksal finden zu können."

(Nelaton.) Die Persönlichkeit des berühmten Pariser Chirurgen Nelaton beschäftigt mehrfach die Presse, seitdem derselbe zum Senator ernannt worden ist. Er ist ungeheuer reich; man schätzt sein jährliches Einkommen auf 600,000 Francs. Von Haus aus schon im Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens, hat er durch eine lange Reihe von Jahren hindurch sich mit seinen Operationen fabelhafte Summen verdient. „Für die Stoiker — sagte eines Tages einer seiner Schüler — war der Schmerz nur ein Name; für Nelaton ist er ein Capital."

Correspondenzen.

Wiesbaden, 14. September.

Das am 12. d. M. im Kursaal stattgehabte, durch die Vermittlung des Herrn Steinitz von Paris arrangirte Concert von Christine Nilsson hatte Alles, was Wiesbaden und die Nachbarstädte an eleganter und musikliebender Welt besitzt, in die glänzend erleuchteten Räume des Kursaals geführt. Die Spannung des Publikums auf den neuen, mit so großem Glanze aufgegangenen Stern der großen Oper zu Paris ward auf eine ziemlich harte Probe gestellt, da Fräulein Nilsson erst am Ende der ersten Abtheilung erscheinen sollte. Die erste Nummer, in welcher sie in Gemeinschaft mit Herrn Lefort auftrat, war ein Duett aus der vielbesprochenen neuen Oper „Hamlet" von A. Thomas, welche hauptsächlich durch ihre Mitwirkung in der letzten Saison so große Erfolge in Paris erzielt hatte. Wir dürfen nicht verhehlen, daß dieser erste Eindruck eine Enttäuschung insofern war, als diese musikalisch überaus insignifiante und langweilige Nummer Nichts zu bewundern Gelegenheit gab, als den wunderbaren Glockenklang der Stimme von Fräulein Nilsson. Erst zu Beginn der zweiten Abtheilung eroberte die gefeierte Sängerin ihr Auditorium mit der Wahnsinnsscene der Ophelia aus der genannten Oper. So wenig diese Scene, die besonders auch auf Spiel und Mimik basirt ist, an und für sich im Concertsaal an ihrem Platz ist, so sehr wußte uns doch Fräul. Nilsson in dem Vortrag derselben einen Begriff von ihrer hohen Künstlerschaft zu geben. Sie sang diese Scene mit einer Vollendung in dramatischer und musikalischer Beziehung, sie entwickelte eine Leichtigkeit und Sicherheit in den schwierigsten Passagen, einen Geschmack und eine Feinheit in den Nuancirungen des Vortrags, wie sie nur Kräften allerersten Ranges eigen zu sein pflegen. Dabei wirkte der silberhelle Klang der nicht allzu starken, aber wunderlieblichen Stimme wie ein süßer Zauber auf unser Ohr. Als besondere Specialität müssen wir noch das Pianissimo hervorheben, das wie das leise Tönen einer fernen Aeolsharfe verklingt. Der Beifallssturm erreichte seinen Höhepunkt bei dem Vortrag des schwedischen Volksliedes, das in die Wahnsinnsscene eingelegt ist. Zu einer eingehenden Beurtheilung gibt uns jedoch weder diese Nummer, noch die zwei unbedeutenden Liedchen, die Fräul. Nilsson noch sang, Veranlassung. Man war darüber einig, daß die Wahl der vorgetragenen Nummern eine ungünstige und nicht geeignet war, die große Künstlerin in ihrem vollen Glanze erscheinen zu lassen. Die hervorragenden Leistungen der übrigen Mitwirkenden, der Herren Wilhelmj, de Vroye und Lefort sind allgemein bekannt und in diesen Blättern schon oft besprochen worden. Besonders theilt sich der Erstgenannte mit Fräul. Nilsson in die Ehre des Abends. Wir hoffen, daß Fräulein Nilsson recht bald wieder in Deutschland auch in andern als Hamlets-Nummern auftreten möge.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 16. September. Zum ersten Male wiederholt: **Ein schlechter Mensch**, Original-Lustspiel in 3 Acten von J. Rosen. Hierauf: **Aus Liebe zur Kunst**, Schwank in 1 Act von G. von Moser. Musik von A. Conradi.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 240.)

Donnerstag, 17. September. **Die guten Freunde**, Lustspiel in 4 Acten, nach Sardou's „Nos intimes" für die deutsche Bühne bearbeitet.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 241.)

Freitag, 18. September. Erste Gastdarstellung des Herrn Naudin aus Paris. **Die Favorite**, große Oper in 4 Acten von Scribe. Musik von Donizetti. — Fernando: Herr Naudin.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 259. Donnerstag, den 17. September 1868.

Aleide von Pölgeest.

Historische Erzählung von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

2.

Wer in dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts von Amsterdam nach Rotterdam reiste, mußte einige Stunden von Amsterdam entfernt, unweit der Heerstraße, auf einer kleinen Anhöhe, ein befestigtes Haus bemerken. Rings um das Haus zog sich ein schattiger Park und dieser war wieder von starken Mauern und tiefen mit Wasser gefüllten Gräben umschlossen. Es war das Besitzthum des Ritters Johannes von Pölgeest.

An einem sonnigen Augustmorgen des Jahres 1384 schritt durch die Gänge des Parkes eine jugendliche schlanke weibliche Gestalt. Das Gesicht der Dame mit dem üppigen, lachenden Mund, der etwas hervorspringenden Nase, der hohen Stirn, umrahmt von den blonden Locken, welche, gegen die Sitte der Zeit, lose auf den weißen Nacken fielen, würde dem Beobachter in ihr nur ein sorgloses, muthwilliges Mädchen haben erkennen lassen, wäre dieß Antlitz nicht von zwei blauen Augen beherrscht worden, in deren Tiefe es von Zeit zu Zeit wie Wetterleuchten aufblitzte und welche zu erkennen gaben, daß tiefe Leidenschaften sich im Innern dieses Mädchens regten.

Adelheid von Pölgeest war es, die 19jährige Tochter des Burgherrn, welche, einen Kranz von wilden Reben in den Händen, ein flämisches Liedchen vor sich hersummend, den Park ihres Vaters durchwandelte.

Plötzlich schrack sie verstummend zusammen. Vor ihr, wo ein kleiner Pfad in den Weg, den sie entlang schritt, mündete, erschien ein Jüngling. Schlank und zierlich gebaut, mit regelmäßigen Zügen, blondem, krausem Haar und lichtem Bart, stand er da und blickte mit ernstem, fast wehmüthigem Ausdruck auf das Mädchen. Hatte Adelheid bei dem plötzlichen Erscheinen des ganz in Schwarz gekleideten Mannes gestutzt, so brach sie im nächsten Augenblick in ein fröhliches Lachen aus, und auf ihn zueilend, rief sie:

„Wilhelm, Wilhelm, was hast Du mich erschreckt! Was führt Dich gelehrten Herrn wieder einmal hierher? Fielst Du von einem Stern oder stiegst Du aus der Erde? Doch gleichviel! Sei willkommen!"

Und die Hand des jungen Mannes ergreifend, schüttelte das Mädchen sie lebhaft.

Auf dem Gesicht des mit Wilhelm Angeredeten ging keine Veränderung vor, ruhig und wehmüthig blickte er auf die vor ihm Stehende, dann sprach er mit sanfter, wohlthuender Stimme:

„Aleide, ich komme, von Dir Abschied zu nehmen!"

„Abschied nehmen! Immer Abschied nehmen! Man muß glauben, Du kämst immer nur hierher, um zu sagen, daß Du schleunigst wieder gehen müßtest", entgegnete das Mädchen, ihr Gesicht schmollend verziehend.

Ein Sonnenstrahl schien auf das Gesicht des jungen Mannes zu fallen. Lebhaft fragte er:

„Thut es Dir leid, Aleide, daß ich gehe?"

„Welche Frage?!" rief sie lebhaft. „Die ganze Zeit hab' ich gewünscht, Du kämest einmal. Wir könnten dann wieder etwas ausführen, wie früher. Wir fischten, wir schössen nach der Scheibe; ach, es ist zu langweilig, wenn man so etwas allein thun muß. Weißt Du, wir werden wieder einmal ein Turnier zwischen den Bauernjungen veranstalten, auf meines Vaters alten Rüden müssen sie ein Ringelstechen ausführen! Das wird prächtig! Doch wo denk ich hin? Du kommst zu spät, Wilhelm, auch ich ziehe fort, nach dem Haag — an den Hof."

„An den Hof!" rief Wilhelm, dessen Gesicht sich wieder verfinsterte. „Was willst Du an dem Hof? Geh' nicht hin! Das ist kein Weg für Dich!"

„Kein Weg für mich!?" entgegnete Adelheid, die Hände erstaunt zusammenschlagend. „Und das sagst Du mir, der die ganze Zeit im Haag liegt?"

„Höre mich, Aleide!" unterbrach sie der junge Mann mit einer Hast, die einen schnell gefaßten Entschluß verrieth. „Wir sind zusammen aufgewachsen, wir haben zusammen gespielt. Du bist das erste weibliche Wesen, dem ich mich mit ganzer Seele angeschlossen. Dir gehört mein ganzes Ich! Oft habe ich es Dir gesagt, wie sehr ich Dich liebe. Komm, werde mein Weib! Du kennst die Reichthümer meines Vaters; an den Ufern des Sees sollst Du wohnen, Du sollst Jagd, Fischfang — Alles haben. Denk' nicht an den Haag. Sei mein!"

Das Knie beugend, blickte er flehend zu Adelheid empor. Das Mädchen sah ihn einen Augenblick schweigend an, dann laut auflachend, entgegnete es:

„Du, Wilhelm, Du mein Geliebter, mein Gatte? Mit dem ich alle Kinderstreiche durchgeführt, Du als strenger Ehegemahl, das ist zu spaßhaft!"

Erbleichend erhob sich der Jüngling.

Als das Fräulein von Pölgeest seinen Schmerz bemerkte, legte sie die Hand auf seine Schulter und sprach:

„Verzeih mir, Wilhelm, ich wollte Dir weiß Gott nicht wehe thun. Aber im Ernst, wir passen nicht für einander! Höre", fuhr sie mit gedämpfter Stimme, nachdem sie sich scheu umgesehen hatte, fort: „Ich will Dir Etwas vertrauen, was kein Mensch noch weiß. Ich fühle Etwas in meinem Innern, was mich keine Ruhe im Hause, möge es das meines Vaters oder meines Gemahls sein, finden lassen wird. Es wäre besser, Wilhelm, ich wäre ein Mann! Erinnerst Du Dich noch, wenn wir als Kinder spielten und Du mir den Rosenkranz aufsetztest und alle die Kinder der Hörigen sich vor mir beugten und mich umtanzten, da dachte ich schon, wenn

Digitized by Google

Du groß bist, dann müssen wirkliche Ritter sich so vor Dir beugen, das muß schön sein! Du weißt, ich war in Amsterdam. Dort sah ich die Edelfrauen, wie sie umschwärmt wurden, wie nach jedem Blick ihrer Augen gehascht wurde. Wilhelm, ich bin nicht weniger schön als Manche von ihnen, ich fühle Muth, ich fühle den Drang in mir, zu herrschen, ich will hinaus. Gestern kam nun der Junker von Arkel mit Botschaft von der Herzogin: sie wünscht mich unter ihren Hofsräulein zu sehen und bat meinen Vater, mich ihr zu überlassen. Jetzt kannst Du begreifen, daß ich freudig diese Gelegenheit ergriff, um diesem Einerlei zu entfliehen!"

„Und denkst Du nicht an Deinen kranken Vater?" warf Wilhelm, welcher stumm bisher zugehört hatte, ein.

„Möge Gott ihm beistehen", antwortete kalt das Fräulein von Pölgeest. „Da ist der alte Jörg und die noch ältere Klära, die pflegen ihn besser, als ich es kann. Und nun, Wilhelm, siehst Du, daß wir nicht zusammen passen; aber ich habe Dich doch recht lieb, ich werde Dir stets eine Freundin bleiben!"

Sie war im Begriff, ihren Arm um den Hals Wilhelms zu legen, als der Sand des Weges unter Schritten knirschte; sie wandte sich schnell ab und blickte nach der Gegend hin, woher das Geräusch kam.

„Der Junker von Arkel!" murmelte sie. „Wilhelm, leb wohl!"

Ehe sie sich jedoch von dem regungslos dastehenden Wilhelm entfernen konnte, trat ihr schon die von ihr bemerkte Person entgegen.

Johann von Arkel, der Neffe des unter Wilhelm dem Fünften von Holland allmächtig gewesenen Jan von Arkels, war ein noch junger Mann, sein bartloses Antlitz mit scharf gezeichneten Formen war gebräunt, über der modischen, mit Pelz verbrämten Kleidung trug er ein güldenes Gnadenkettlein. Als Arkel Adelheid bei Wilhelm erblickte, umspielte ein spöttisches Lächeln seine Lippen, dann aber sprach er, sich tief vor dem Fräulein von Pölgeest verneigend:

„Fräulein, der Herr Ritter erwartet Euch!"

„Ich folge Euch sogleich, Herr Junker", entgegnete Adelheid, und sich flüchtig zu Wilhelm wendend, rief sie ihm, mit der Hand winkend, zu:

„Lebt wohl Wilhelm Kuser. Vergeßt mich nicht ganz!"

Dann schritt sie an der Seite Johann von Arkels dem Hause ihres Vaters zu.

Wilhelm Kuser, der Sohn des reichen Kuser von Amsterdam, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Nach wenig Augenblicken jedoch wandte er sich um und verließ schnell den Park.

(Fortsetzung folgt.)

Peter von Calabrien.

(Fortsetzung.)

Peter kehrte nach Calabrien zurück und ward der Schrecken des Landes. Seine Gemüthsart war noch wilder geworden, seit er durch den Tod Rosita verloren hatte. Von riesenhafter Körperstärke, trat er Anfangs ganz allein auf, plünderte Reisende aus und erpreßte in Flecken, Dörfern, manchmal sogar in Städten, von den Leuten Geld. Dann bildete er eine Bande, vor der Hand aus zehn der verwegensten Briganten, und mit dieser Handvoll Gesellen bot er nicht selten den von Murat gegen ihn ausgesendeten Truppen Trotz. In einem dieser Scharmützel fiel der General Decamps. Peter ließ den Gefallenen entkleiden, legte dessen Soldatentracht an, schnallte dessen Degen um und zeigte sich fortan stets in Generalsuniform. Bald kannte seine Verwegenheit keine Gränzen mehr. So ließ er eines Tages dem Könige von Neapel, Murat, sagen, er solle ihm doch andere Generale schicken, damit er sich eine neue Uniform zulegen könne. So belagerte er Potenza und befahl den umwohnenden Landleuten, binnen 48 Stunden eine beträchtliche Summe Geldes herbeizuschaffen, widrigenfalls er das Land ausplündern und mit Feuer und Schwert verheeren würde.

Die italienische Halbinsel war buchstäblich der Raubsucht und Willkür der Briganten preisgegeben. Eine solche Sachlage durfte nicht länger andauern. Die neapolitanische Regierung sah sich, dem Treiben der Briganten ein Ende zu machen, genöthigt, dem General Manhès, den das Wildentschlossene seines Charakters als zur Ausführung eines solchen Unternehmens wohl befähigt erscheinen ließ, die unumschränkteste Vollmacht, eine Art Dictatur, zu ertheilen.

Der General schlug denn auch gehörig darauf los, und ein einziges Beispiel kann lehren, mit welcher furchtbaren Strenge derselbe bei Ausrottung der Briganten zu Werke ging.

Der Erste, der Manhès in die Hände fiel, war ein Hauptmann von der Glaubens-Compagnie mit Namen Benincasa. Der Gefangene ward gefesselt und geknebelt nach Cosenza abgeführt. Dort ließ ihm der neapolitanische General öffentlich die Hände abhacken, man verband die blutigen Stumpfen und führte den Verstümmelten, nachdem ihm die abgehackten Hände an einer Schnur an den Hals gehängt waren, zu Fuß nach San Giovanni in Fiore, seiner Heimath, wo er kurz darauf, von seinen Landsleuten seiner brutalen Unerschrockenheit wegen — während jener schrecklichen Operation war seinem Munde auch nicht die leiseste Klage entfahren — bewundert, starb.

Vom General Manhès wie ein wildes Thier gehetzt, zog sich Peter in die Wälder von Vicastro zurück. Manhès folgte ihm unverzüglich dahin und vernichtete nach und nach neun Zehntheile seiner Bande, die nur noch aus einem Weibe und fünf ergebenen Briganten bestand. Trotz seiner Schlauheit und Umsicht gerieth Peter in einen Hinterhalt und büßte dabei den Rest seiner Mannschaft ein. Bis aufs Aeußerste verfolgt und seine Truppe allein überlebend, ward er von mehreren Schüssen am Dickbein verwundet. Nun vertheidigte er sich, mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt, mit der Wuth eines angeschossenen Löwen, und so groß war der Schrecken, den er einflößte, daß seine Angreifer nicht sich ihm zu nähern wagten. Nicht lange, so fiel er vor Erschöpfung nieder. Man hielt ihn für todt, und trat auf ihn zu, seine Kleider zu durchsuchen; allein mit Einem Satze erhob sich der Gefallene wieder, streckte mit zwei Schüssen zwei Soldaten nieder und erdolchte einen dritten. Die übrigen entflohen, und Peter benutzte die Schatten der Nacht, um sich bei Freunden, die er im Herzen des Landes hatte, zu verbergen.

Als seine Wunden geheilt waren, ging er nach Salina und organisirte eine neue Bande, womit er durch mehrere Jahre in den pontinischen Sümpfen sein Wesen trieb.

Es währte nicht lange, so wußten die Landbewohner, daß sie einen Herrn in ihm hatten. Peter versprach ihnen, sie gegen die Steuereinnehmer des heil. Vaters zu beschützen, drohte aber, Jeden, der ihn verrathen würde, über den Haufen zu schießen. Die Leute verhielten sich discret, und Peter zeigte sich ihnen gegenüber nicht undankbar. Konnte Einer seine Steuern nicht bezahlen und es kam der Steuereinnehmer, so erhielt dieser die Weisung, bei dem Steuerpflichtigen nicht einzukehren. Hatte Einer ein Hühnchen mit der Ortsjustiz zu pflücken, flugs wurden Richter und Procurator aufgefordert, den Gefangenen in Freiheit zu setzen, sintemal es Meister Peter beliebte, ihn für unschuldig zu halten. Diesen gab er Geld, Jenen etwas Anderes, das sie gerade brauchten und er besaß. Kurz, er trat in den Ortschaften ganz auf, wie ein in aller Form sein Land bereisendes Staatsoberhaupt. Fehlte es der Bande an Brod, so säumten die Bauern gewiß nicht, ihr welches zu

Digitized by Google

backen, da sie stets versichert sein konnten, bei Heller und Pfennig bezahlt zu werden.

Jeder Bauer war gleichsam eine Schildwacht, die Petern über Alles unterrichtete, was vorging, was im Dorfe oder in Rom gesagt wurde. Auf diese Art erfuhr er, daß die und die Familie die pontinischen Sümpfe passiren mußte, und konnte er immer mit Muße Anstalten treffen, dieselbe zu überfallen und auszuplündern.

Peter von Calabrien lebte so durch einige Jahre wie ein Lehnsherr inmitten seiner Vasallen, trat aber doch im Allgemeinen ziemlich gelinde auf, und nahm zum Morden nur dann seine Zuflucht, wenn sein Kopf auf dem Spiele stand. Die Reisenden, im Voraus gewiß, in den pontinischen Sümpfen überfallen und ausgeplündert zu werden, kauften sich durch Entrichtung einer mäßigen Summe von der Gefahr los und passirten vermittelst der ihnen vom Hauptmann mitgetheilten Losung überall frei. Es sah fast aus, als ob Peter sich auf ewige Zeiten in dem Gebirge festgesetzt und die päpstliche Regierung, im Gefühl ihrer Ohnmacht dem gefürchteten Räuber gegenüber, beschlossen hätte, ihn in Frieden sterben zu lassen.

Allein Peter hatte einen Feind, der ihn nicht aus den Augen verlor, und, um seine Sorglosigkeit noch größer zu machen, that, als ob er ihn ganz vergessen hätte. Uebrigens befand sich Peter im Kirchenstaat, und war er der Ansicht, daß er daselbst von den Anschlägen des General Manhès Nichts zu fürchten habe. Dieser hatte gleichwohl ein wachsames Auge auf ihn; er hatte geschworen, ihn todt oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben in Peru und Ecuador.

„Eine merkwürdige Erscheinung wurde am 15. August bei San Pedro im südlichen Californien beobachtet. Eine Reihe von Fluthwellen begann die Küste ungefähr 63 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand zu überschwemmen und trat dann um eben so viele Fuß unter den gewöhnlichen Wasserstand zurück. Das Steigen und Fallen wechselte alle halbe Stunde ab und dauerte mehrere Stunden."

Diese kurze Mittheilung, welche vor einigen Tagen durch die Zeitungen lief, mag wohl, zusammenhanglos wie sie da stand, manchem Leser schon aus dem Gedächtnisse entschwunden sein. Dennoch ließ sie auf ein elementares Ereigniß von auffallender Stärke schließen. Von einem die Tiefen des Stillen Weltmeeres aufwühlenden Sturme verlautete nichts, und es lag mithin die Vermuthung zunächst, daß eine unterseeische Gewalt die Wogen in so ungemeine Wallung versetzt habe.

Das atlantische Kabel hat für diese Annahme eine Bestätigung der furchtbarsten Art gebracht. Dieselbe Erschütterung, welche das Meer 63 Fuß hoch an das Gestade Californiens hinanklettern ließ, wälzte auch fern im Süden die Wellen über die Küste von Ecuador und Peru hin. Und leider mehr als das. In der Gestalt eines gewaltigen Erdbebens hat sie in wiederholten Stößen, welche sich über den Zeitraum vom 13. bis zum 16. August erstreckten, die beiden süd-amerikanischen Freistaaten mit entsetzlichem Unheile heimgesucht.

Von vielen Städten, welche dieser unerbittliche Feind, der schrecklichere Angriffswaffen führt als Riesenkanonen und Zündbomben, jenen Berichten zufolge in Trümmerhaufen verwandelt hat, werden vorerst nur wenige mit Namen aufgeführt. Von Süden her gezählt, ist die erste Iquique, deren günstige Küstenbeschaffenheit im Vereine mit den im Inlande entdeckten reichen Fundstätten von Salpeter und Borax sie aus einem winzigen Fischerdorfe zur belebten Hafenstadt erhoben hat. Nordwestlich von ihr ragt der 17,000 Fuß hohe Vulcan Isluga empor, aus dessen oft erschütterten Wänden unterirdisches Getöse hervordröhnt. Der zweite Schauplatz der Zerstörung ist die freundliche Seestadt Arica mit 4000 Einwohnern, welche, vor 35 Jahren durch ein Erdbeben vernichtet, erst wieder aus den Ruinen entstanden ist und sich eines sehr lebhaften Verkehrs erfreut. Ins Land hinein, auf schöner Ebene, liegt das den Handel mit Bolivien vermittelnde, rasch aufblühende Tacna, mit 12,000 Seelen; nördlich von ihm am Fuße der Anden das ungefähr die Hälfte der Einwohner zählende Moquegua, eine schön gebaute und besonders durch ihre geschmackvollen Kirchen ausgezeichnete Stadt. Islay ist der fünfte Ort in der unglücklichen Liste, der Hafenplatz des sechsten, der 40,000 Seelen zählenden, in fruchtbarster Umgebung gelegenen, aber noch in diesem Jahrhundert durch mehrere Erdbeben zertrümmerten Stadt Arequipa, über welche der Vulcan gleichen Namens sein schneebedecktes Haupt erhebt. Sie gilt für den schönsten und lieblichsten Aufenthaltsort des ganzen Staates. Weiter nördlich im Innern thront auf stürmisch-kalter Gebirgsebene Huancavelica, mit seinen ehemals weit berühmten, jetzt aber fast verödeten Quecksilberbergwerken; es zählt 5000 Einwohner. In noch höherer Lage auf der östlichen Cordillere — und höher ragt wohl keine Stadt der ganzen Erde in den Luftkreis hinein — windet sich das schlecht und weitläufig über seinen unerschöpflich reichen Silberminen erbaute Cerro de Pasco, dessen auf 14,000 Köpfe geschätzte Bürgerschaft, californischen Ansiedlungen ähnlich, ein buntfarbiges Gemisch von Nationalitäten darbietet, Creolen, Nordamerikaner, Europäer aller Länder, dazu die eingeborenen Indianer und Mischlinge; die große Mehrzahl der Bevölkerung rohes, sittenloses Gesindel, welches sich in das rauhe und gefährliche Clima hineinwagt, um schnelle Reichthümer zusammenzuscharren. Diese acht Orte gehören sämmtlich zu Peru; und es folgt nun in der nördlichen Richtung eine große Lücke, innerhalb welcher, zum mindesten in jener Kabelnachricht, keine Stätte des Unheils namhaft gemacht wird. Erst im Norden von Ecuador gelangen wir zu Tacunga, nicht gar weit vom Fuße des Chimborasso entfernt, welches eine der besseren höheren Lehranstalten Südamerika's besitzt und 16,000 Einwohner zählt, die sich meist mit der Salpetergewinnung und der Pulverfabrikation beschäftigen. Nennen wir noch Ibarra, dessen Bewohner, 13,000, sich durch Gewerbfleiß vor ihren Landsleuten auszeichnen, so haben wir die beiden einzigen aus Ecuador erwähnten Ortschaften aufgeführt.

Es ist befremdend, aber vielleicht durch einen Zufall oder durch die Unkenntniß der Berichterstatter zu erklären, daß aus Peru so viele, aus Ecuador so wenig zerstörte Städte namhaft gemacht werden, während doch die Zahl der verlorenen Menschenleben in ersterem Lande nur auf 2000, in dem letzteren auf 20,000 angeschlagen wird. Die anderen Nachrichten, welche von 30,000 oder gar 60,000 Opfern sprechen, verwerfen wir ohne Weiteres, indem wir den erprobten Erfahrungssatze folgen, daß bei Unglücksfällen solcher Art die niedrigste Schätzung der Wahrheit zunächst steht. Aber auch die unbestimmtere Natur des Berichtes über Ecuador, der Mangel an Einzelheiten erlaubt den Schluß, daß die Zahl 20,000 sich gleichfalls auf einen unbestimmten Ueberschlag stützen und durch die später zu erwartenden eingehenderen Nachrichten auf ein geringeres Maß zurückgeführt werden dürfte.

Diese Folgerung, die man so gerne ziehen möchte, läßt sich allerdings nur auf die Beschaffenheit der Nachricht selbst begründen; und man darf sich nicht dabei verhehlen, daß manche Erdbeben eben so große und noch schrecklichere Verwüstungen angerichtet haben, so, um aus vielen wenige hervorzuheben, in Catania im Jahre 1693, in Lissabon im Jahre 1755, in der Provinz Quito im Jahre 1797, welche zusammen über 120,000 Opfer forderten.

Digitized by Google

Und noch im Gedächtnisse fast der jüngsten unserer Leser wird das Erdbeben von 1855 verzeichnet sein, welches Konstantinopel und Rhodus sehr beschädigte und Brussa ganz in einen Schutthaufen niederlegte, oder der Erdstoß, welcher zwei Jahre später Calabrien in ein Land der Todtenklage verwandelte.

In Callao, der Hafenstadt Lima's, wüthete, wie es in der Unglücksbotschaft weiter berichtet wird, am zweiten Tage des Erdbebens eine heftige Feuersbrunst. Man könnte glauben, daß hier die unterirdische Umwälzung auch unmittelbar die Brandstifterin gewesen sei; denn es schlagen manchmal aus dem gewaltsam bewegten Boden Flammensäulen empor. Ihr Feuer aber, gleich den Irrlichtern der Sümpfe, zündet nicht; und der Brand wird also auf andere naheliegende Ursachen zurückzuführen sein. Von Bedeutsamkeit jedoch ist die Art und Weise, wie Callao hier erwähnt wird; denn es geht daraus fast mit Sicherheit hervor, daß diese Stadt, wenn auch vielleicht erschüttert, doch der zerstörenden Kraft des furchtbaren Naturereignisses entgangen ist. Dasselbe wird von Lima und Quito, den Hauptstädten Peru's und Ecuadors, sowie von den allbekannten Hafenplätzen Trujillo, Pisco und Guayquil gelten. Jedenfalls wäre es unverzeihlich von den Berichterstattern, Orte von verhältnißmäßig geringerer Bedeutung aufzuzählen und so wichtige Städte keiner Beachtung zu würdigen, wenn die letzteren das Schicksal der ersteren in der That getheilt hätten. Von den an der See gelegenen Orten, die als zerstört bezeichnet werden, ist Islay das nördlichste; der größere Theil des Küstenstriches von Pern und Ecuador scheint also nicht der Schauplatz der stärksten Erschütterung gewesen zu sein; und dadurch unterscheidet sich dieses Erdbeben, das sich, den namhaft gemachten Punkten zufolge, mit seiner vollsten Gewalt über die lange Doppel-Gebirgskette der Anden Peru's und Ecuadors fortpflanzte, von den meisten andern, deren Verheerungen sich gerade über das Küstenland hin erstreckten.

Wie furchtbar es unter der Erdrinde gährte und wie gewaltig die zurückgehaltene Kraft war, welche durch ihre gewöhnlichen Sicherheitsventile, die Vulcane von Peru und die noch zahlreicheren von Ecuador, keinen gefahrlosen Ausweg mehr fand, bewiesen die Fluthwellen, welche an die Chincha-Inseln und muthmaßlich an die ganze Länge des nördlichen Gestades von Süd-Amerika anprallten, der Schifffahrt Vernichtung bringend und große Dampfer weit ins Land hinein schleudernd. Ja, die im Eingang erwähnte Thatsache läßt sich, da die Gleichzeitigkeit hier fast mit Nothwendigkeit auf eine gemeinsame Ursache zurückweist, nicht anders erklären, als daß der Meeresboden noch weit nach Norden oder Nordwesten hin erschüttert worden ist; denn eine bloße Fortpflanzung der Fluthwellen vom Ecuador bis nach Californien in solcher Stärke und in so kurzer Zeit ist schwerlich anzunehmen.

Ganz ähnliche Erscheinungen sind überdieß bei andern Erdbeben wahrgenommen worden. Von den beiden Erschütterungen, welche 1755 und 1761 Lissabon verwüsteten, bemerkt Alexander v. Humboldt, daß das Meer bis in die neue Welt hinüber in Aufruhr gerieth; so an der Insel Barbados, die über 1200 Meilen von der portugiesischen Küste entfernt ist. In Cadix sah man auf 8 Meilen weit aus der offenen See einen 60 Fuß hohen Wasserberg anrücken; er stürzte sich auf die Küste und zerstörte eine Menge von Gebäuden, ähnlich wie die 80 Fuß hohe Fluthwelle, welche am 9. Juli 1586 bei dem Erdbeben von Lima den Hafen von Callao überschwemmte. (Köln. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Der Petroleum-Brand in Ofen.) Der „Presse" schreibt man aus Ofen: Außerhalb der Mauthlinie an der Stuhlweißenburger Straße in Ofen, eine Viertelstunde vom Blocksberg, zwischen der Donau und der Straße nach Sachsenfeld, liegt die Petroleum-Raffinerie-Fabrik einer hiesigen Actiengesellschaft. Die Fabrik ist dem Ausbau nahe, bloß ein Theil des Daches ist noch nicht eingedeckt, und Baugerüste stehen noch um das Fabriksgebäude. Etwa zwanzig Klafter von dem Gebäude entfernt liegt der Gasometer der Fabrik, der bereits vollständig fertig und eingerichtet war. Gegen 3 Uhr erfolgte plötzlich ein Knall, der einem Kanonendonner gleich war. Die Detonation war so heftig, daß der Aufseher der fast tausend Schritte entfernten Wasserleitungsmaschine der Ofener Actien-Ziegelfabrik und ein Finanzwächter an der Mauthlinie zu Boden geworfen wurden. Es zeigte sich bald, daß ein Unglück in dem erwähnten Gasometer der Petroleum-Raffinerie-Fabrik geschehen sei, dessen Ursache bisher nicht näher bezeichnet werden konnte. Der Gasometer, welcher eine Doppelmauer hatte, wurde zerstört und aus der Oeffnung, einem Krater von etwa 4 Klaftern im Durchmesser, drang bald eine riesige Flammen- und Qualmsäule hoch empor. Das Feuer hatte die Lagervorräthe an Petroleum, das in rohem Zustande vorhanden war, ergriffen und fand reiche Nahrung. Wie groß diese Vorräthe waren, konnten wir nicht erfahren, man weiß nur, daß eine Ladung von drei Schleppschiffen für die Fabrik eintraf, wovon bis auf etwa hundert Fässer, welche noch am Donau-Ufer liegen, alles Uebrige in den Fabriksräumen eingelagert wurde. Das Feuer, welches wir an Ort und Stelle mehrere Stunden lang beobachteten, nahm an Extensität immer mehr zu, und in der Entfernung von fünfhundert Schritten war die Hitze noch sehr empfindlich. Daß an ein Löschen des entfesselten Elements nicht zu denken war, ist von selbst verständlich, und beschränkten sich denn auch die getroffenen Maßregeln auf die Abwendung der Gefahr durch Ausbreitung des Feuers, von welchem in der That bis zum Schluß unseres Berichtes, in später Abendstunde, das Fabriksgebäude auch glücklich verschont blieb, indem die Flammen in gerader Linie aus dem Krater des zerstörten Gasometers emporschlugen und glücklicherweise kein Luftzug die Gefahr erhöhte. Die Verbindungen des Gasometers mit den übrigen Fabrikräumen sind, wie wir hören, so viel als dies thunlich war, zerstört und abgeschnitten worden, bei welcher Arbeit Graf Edmund Szechenyi sich besonders hervorthat. Das Feuer wird voraussichtlich so lange anhalten, als die davon ergriffenen Vorräthe an Petroleum ihm Nahrung bieten; möglicherweise dürfte dies noch vierundzwanzig Stunden lang währen. Ueber die durch die Katastrophe herbeigeführten Verluste an Menschenleben und sonstigen Unglücksfällen konnten im Augenblicke keine genauen Erhebungen gepflogen werden. Leider ist bisher der Tod von drei Menschen und 4 bis 5 Verletzungen außer Zweifel gesetzt. Einer der Unglücklichen, welcher vom Feuer ergriffen wurde, lief schnurstracks in die nahe Donau, wo er sich in die Fluthen stürzte und seinen Tod fand. Wenn das Unglück keine weitere Ausdehnung nimmt, wird der Schaden für das Unternehmen kein sehr erheblicher sein.

Frankfurt, 16. September.

Die von uns schon angekündigten Vorlesungen der Herren Dr. Rudolph Bieleck aus Wien und Arthur Wittich aus London finden Samstag den 19. und Montag den 21. September im Saalbau statt und werden in denselben von den genannten Herren verfaßte Dramen zum Vortrag kommen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 17. September. **Die guten Freunde**, Lustspiel in 4 Acten, nach Sardou's „Nos intimes" für die deutsche Bühne bearbeitet. (Abonnement-Vorstellung Nr. 241.)

Freitag, 18. September. Erste Gastdarstellung des Herrn Raudin aus Paris. **Die Favorite**, große Oper in 4 Acten von Scribe. Musik von Donizetti. — Fernando: Herr Raudin. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 260 Freitag, den 18. September 1868.

Aleide von Pölgeest.

Historische Erzählung von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

3.

Als Adelheid von Pölgeest zuerst am Hofe sich zeigte, drängten sich Alle um die neue Erscheinung, der männliche Hofstaat sie mit lüsternen Augen betrachtend, der weibliche sie mit eifersüchtigen Blicken bewachend. Adelheid jedoch, ihre Gunst gleichmäßig vertheilend, stets gleich anmuthig, gleich reizend, wußte das weibliche Mißtrauen zu entwaffnen, die männliche Begierde in Schranken zu halten, bis sie plötzlich ihre ganze Aufmerksamkeit Johann von Arkel zuzuwenden schien. Dieser jugendliche Repräsentant eines mächtigen Geschlechts hatte sie aus ihres Vaters Haus an den Hof geleitet, dort war er jedem ihrer Schritte gefolgt, jeden Blick ihrer Augen, jedes Lächeln ihres Mundes begierig auffangend. Adelheid schien es längere Zeit nicht zu bemerken; sie prüfte Alles um sich, und als sie gefunden hatte, daß Arkel der Mann war, welcher alle Wünsche eines weiblichen Herzens, selbst die ehrgeizigsten, befriedigen konnte, da zögerte sie nicht, seinen Bewerbungen Gehör zu schenken.

Schon hoffte Arkel in kurzer Zeit an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, als Herzog Albrecht mit seinem Sohne, dem Grafen von Ostervant, von der Belagerung Dortrechts nach dem Haag zurückkehrte. Neben dem Glanz, welchen der Erbe Hollands um sich verbreitete, erblaßte Arkels Gestirn, Adelheid wandte sich von ihm dem jungen Prinzen zu, dessen Aufmerksamkeit sie zu gewinnen suchte.

Als Arkel dieses Benehmen gewahrte, zog er sich von dem Fräulein von Pölgeest zurück; er sah klar: Diejenige, mit welcher er sein Spiel hatte treiben wollen, hatte ihn selbst in Ermangelung eines besseren zu ihrem Spielzeug gemacht; jetzt dachte er nur noch daran, die Kühne zu züchtigen, ihr das Handwerk zu legen.

— — — —

Es war große Reiherbeize in der Nähe vom Haag, auch die Herzogin mit ihrem Hofgesinde hatte sich daran betheiligt und Adelheid von Pölgeest war darunter.

So oft der Graf von Ostervant seinen Falken steigen ließ und Alle ehrerbietig zögerten, warf das Fräulein von Pölgeest keck seinen grauen Falken nach und geberdete sich mit kindischer Freude, wenn der Vogel, wie es beinahe jedesmal geschah, den des Grafen überholte. Was Wunder, daß Albrechts Sohn sich nach der Rivalin umschaute.

Johann von Arkel hielt sein Pferd dicht neben dem des Herzogs; seinen funkelnden Augen entging keine Bewegung Adelheids.

Die Jagd war zu Ende, der Zug bewegte sich heimwärts, Arkel ritt noch immer neben Albrecht von Holland.

„Mein Herzog", flüsterte er, „habt Ihr bemerkt, wie Eures Sohnes Falke stets von einem grauen ausgestochen wurde? Das war der Falke des Fräulein von Pölgeest. Sie ist eine kühne Jägerin und jagt am Hof auf Männerherzen, keins ist ihr zu hoch. Sie reitet jetzt neben dem Grafen, nehmt ihn in Acht, sie scheut sich nicht, auch das seine noch zu erlegen."

Albrecht runzelte die Stirne, er erblickte die Beiden vor sich; dem Pferde die Sporen gebend, sprengte er an sie heran. Arkel hielt sich in geringer Entfernung hinter seinem Herrn.

„Mein Fräulein von Pölgeest", rief der Herzog, den Zorn schlecht unterdrückend, mit lauter Stimme, „Ihr seid sehr kühn, mit Eurem Falken königliche Thiere überflügeln zu wollen! Ihr scheint hochfliegende Pläne zu haben!"

„Mein Herzog", entgegnete Adelheid eben so laut, „wenn Ihr meinen Falken mit meinen Plänen vergleicht, so habt Ihr gesehen, daß sie sich eben so hoch versteigen können, wie fürstliche, ja noch höher! Doch im Ernst! Ich habe eben dem erlauchten Grafen, Eurem Sohn, meinen Dank abgestattet und meine Bewunderung ausgedrückt, wie galant die fürstlichen Falken dressirt sind, daß sie das schwache Spielzeug einer Dame respectiren und ihr die Freude des Sieges lassen!"

Herzog Albrechts Auge hatte fest auf Adelheid geruht, der Ausdruck seines Gesichts hatte sich gemildert, seine Antwort ward mit leiser Stimme gegeben und bald war der Herzog und das Hoffräulein in lebhaftem Gespräch begriffen.

Der Graf von Ostervant schwenkte theilnahmlos sein Pferd und ritt an des zurückgebliebenen Arkels Seite, der dumpf brütend im Sattel saß.

Seit diesem Tag schien Ostervant, Arkel und die ganze Ritterschaft für Adelheid gleichgültig zu sein, ihre Augen waren stets auf den Herzog gerichtet.

Zwei Jahre später starb die Herzogin. Adelheid von Pölgeest blieb im Schloß zu Haag — sie war die Geliebte Herzog Albrechts von Holland geworden! In ihren Händen lagen die Geschicke Hollands; Albrechts stolzes Herz schien unter ihrem Einfluß weiches Wachs zu werden; sie theilte Gunst, Aemter und Würden aus und gab Holland den Frieden.

Spröd zogen sich die Haken vom Hof zurück, es unter ihrer Würde haltend, noch ferner dort zu verkehren, während Arkel und die Kabeljaue sich an Adelheid anzuschließen schienen.

Arkel haßte die Dame von Pölgeest, aber ebensosehr fürchtete er ihre Macht, und ihren gewaltigen Einfluß auf den Herzog ermessend, scheute er sich, etwas gegen sie zu unternehmen; aber er wollte ihr die Herrschaft nicht allein lassen. Sich mit seiner Partei eng mit ihr verbindend und ihre Interessen theilend, suchte er Adelheids Macht mit der der Kabeljaue identisch zu machen.

Digitized by Google

Adelheid selbst betrachtete anfänglich Arkel mit mißtrauischen Blicken; aber ringsum fand sie Niemand, auf den sie sich hätte stützen können, während Arkel und die Kabeljaue zu ihrem Dienst bereit standen — da machte sie die Partei der Kabeljaue zu der ihrigen!

Vier Jahre herrschte Adelheid von Pölgeest über Holland und vier Jahre überhäufte sie die Kabeljaue mit Stellen, Gunstbezeugungen und Wohlthaten.

Während Adelheid die Kabeljaue hob und kräftigte, die Anschläge der erbitterten Haken unschädlich machte, wußte sie ihren mächtigsten Gegner vom Haag zu entfernen. Dieser Gegner war der Graf von Ostervant, der Sohn Albrechts!

Der Herzog, welchen er schon in frühester Jugend auf den Kriegszügen begleiten mußte, hatte zeitig in seinem Herzen den Ehrgeiz geweckt, und der Jüngling brannte nun vor Begierde, Theil an den Regierungsgeschäften zu nehmen; da stellte sich Adelheid ihm hindernd in den Weg. Sein Bemühen, seinen Vater für sich zu gewinnen, war vergebens; die Dame von Pölgeest wußte es sogar zu erlangen, daß er auf Reisen gesandt wurde und zum Begleiter gab sie ihm Wilhelm Kuser.

Glaubte Adelheid vielleicht, diese Umgebung würde ihn sanfter für sie stimmen?

So stand das Fräulein von Pölgeest nach Außen auf der Höhe seiner Macht, aber in seinem Innern stiegen schwarze Schatten auf. Auf allen Gesichtern glaubte Adelheid zu lesen: Du bist doch nur eine Buhlerin! Und dann — Albrecht war dreißig Jahre älter als sie, nach menschlicher Berechnung stieg er vor ihr in seiner Ahnen Grab; und dann — sein Nachfolger ihr Feind! Sie sah sich, verhöhnt vom Volk, bespöttelt von dem Adel, in ein Kloster verbannt. Sie durfte noch nicht stillstehen! War sie die Wittwe Albrechts, dann war Alles anders! Ein Priester mußte ihren Bund mit dem Herzog segnen — deßhalb vorwärts — weiter!

(Fortsetzung folgt.)

Peter von Calabrien.

(Fortsetzung.)

General Manhès wußte um die Schwachheiten des Briganten, wußte, daß dessen Herz sehr für gewisse zärtliche Neigungen empfänglich war, und als seines Erachtens der günstige Augenblick gekommen war, entsendete er in die pontinischen Sümpfe ein junges Mädchen von Procida, einer kleinen Insel am Misenischen Vorgebirge, berühmt wegen der Schönheit ihrer Frauen. Durch Versprechen einer Summe Geldes, davon die Hälfte, 1000 Ducaten, ihrer Familie sofort ausgezahlt ward, war das junge Mädchen bewogen worden, die ihr zugedachte Rolle zu übernehmen. Kaum zwanzig Jahre alt, besaß sie eine seltene Thatkraft und eine Schlauheit, der nichts gleichkam. Ihre Aufgabe bestand darin, sich von den Räubern gefangen nehmen zu lassen und vermittelst der Eifersucht den Hauptmann mit seinen Lieutenants zu entzweien.

Sie verließ Neapel auf dem Wege nach Terracina. Als sie nun so allein auf einem Maulthier in den pontinischen Sümpfen dahinritt, redete sie ein Mann an, der ihr seiner Kleidung nach ein Contadino zu sein schien. Der Mann trug seine Jacke auf der Schulter und in der Hand einen Stock.

„Ei, guten Morgen, Signorina Bellissima!"

„Guten Morgen, Signor!"

„Wohin so mutterseelenallein?"

„Ich gehe nach Rom, mir vom heil. Vater die Begnadigung meines Bruders zu erbitten, den man um einer kleinen Sünde willen ins Gefängniß geworfen hat."

„Ich gehe auch nach Rom. Ich bin müde und ruhte da aus. Meine Füße wollen mich schier nicht mehr tragen, und wenn Ihr so barmherzig seid, als schön, so laßt Ihr mich hinter Euch aufsitzen."

„Gern", versetzte das junge Mädchen, „aber unter einer Bedingung."

„Und die wäre?"

„Daß Ihr mir nicht in Einem fort unterwegs Albernheiten auftischt. Ihr scheint mir eine ziemlich lose Zunge zu haben, Ihr seid noch jung, und die Männer sind so falsch!" sagte sie mit einem herausfordernden Seitenblick auf den in Etwas aus der Fassung gerathenden Wandersmann.

„Einverstanden! Aber auch ich setze eine Bedingung daran."

„Sprecht!"

„Die, daß Ihr mich nicht mehr so ansieht. Eure Augen glühen wie das Feuer im Vesuv, und . . ."

„Ich sehe wohl, daß ich Unrecht gehabt habe, Euch anzuhören. Indessen gleichviel; nur aufgestiegen, aber bedenkt, daß ich Euch bei der geringsten Freiheit, die Ihr Euch gegen mich herausnehmt, mit dieser Nadel den Rock an die Rippen nähe." Damit zeigte sie ihm ein zweischneidiges Stilet.

„Ihr seid ein Staatsweib fürwahr, und sollte ich mich jemals zur Heirath bekehren, so möchte ich Eine finden, die Euch ähnlich sähe. Die würde doch ihre Ehre, und die meinige obendrein, vertheidigen können."

„Ich bin von Procida, wo noch kein Mädchen, keine Frau gefehlt hat."

Der Contadino schwang sich hinter die Procidanerin auf das Maulthier, und dieses zog nach einigem Sträuben mit der Doppellast weiter.

Eine Stunde verging dem Paare unter Gesprächen über Dieß und Das, bis zuletzt auch die Furcht vor den Räubern, die sie ganz gut überfallen könnten, auf's Tapet kam.

„Wie wäre es", meinte der Gefährte des jungen Mädchens, „wenn wir, um von den Halunken nicht bemerkt zu werden, einen Feldweg einschlügen? Sie würden uns für Leute aus der Nachbarschaft halten und in Frieden ziehen lassen."

„Wißt Ihr auch auf dem Wege Bescheid?"

„Ich müßte ihn nicht hundertmal gegangen sein."

„So führt mich, ich verlasse mich auf Euch."

Das sagend, warf das junge Mädchen auf den Contadino rasch einen musternden Blick, und sofort stieg der Verdacht in ihr auf, das dürfte einer von den Leuten Peters, oder wohl gar der Hauptmann selbst sein.

„Und doch", meinte sie in Gedanken, „doch hat man ihn mir als sehr häßlich geschildert, und der da ist ein ziemlich schmucker Bursche, Gleichviel, ich bin auf gutem Wege. Ich verdiene meine zweitausend Ducaten und trage zur Ausrottung eines Spitzbubenhaufens bei."

Sie mochten durch Gestrüpp und Röhricht etwa anderthalb Stunden geritten sein, als sie einen Gebirgspfad erreichten, wo Beide abstiegen, um den steilen Weg neben dem ermüdeten Maulthier zu Fuß hinauf zu gehen.

Nach kaum einer halben Stunde Gehens erblickten sie plötzlich, als sie eben ein dichtes Gehölz umschritten, am Wege ein halbzerfallenes Haus, vor dessen Thüre zwei kleine Kinder spielten und eine Schaar Hühner eine Hand voll frisch hingeworfenes Futter aufpickte.

Bei dem lautwerdenden Hufschlag erschien auf der Schwelle des Hauses ein altes Mütterchen, das beim Anblick des Contadino in die Worte ausbrach:

„Sieh' da, Du bist es, Peppo?"

„Freilich, Mutter; wir wollen einen Augenblick bei Euch aus-

Digitized by Google

ruhen. Bringt vor Allem der Signora Milch und frisches Brod, wenn Ihr welches habt; mir gebt eine Fiachette nebst einem Käschen! Hernach mögt Ihr auch für das Maulthier sorgen."

Das alte Mütterchen kehrte in's Haus zurück, stellte das Verlangte auf einen schwarzen, schmutzigen Tisch, und die Ankömmlinge frühstückten mit gutem Appetit.

Sie waren eben mit Frühstücken fertig geworden, als ein Dutzend Männer von verdächtigem Aussehen den Raum betraten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gewitter auf dem Faulhorn.

Der Berner „Bund" erhält folgende Mittheilung eines deutschen Touristen aus Meiringen vom 13. September:

Am 11. d. M. hatte ich mit mehreren anderen Reisenden das furchtbar großartige Schauspiel eines Gewitters auf dem Faulhorn, wie man uns sagte, seit vierzig Jahren das erste Ereigniß dieser Art.

Etwa von 5 Uhr 45 Minuten bis gegen 6 Uhr stand das Gewitter über dem Brienzer-See, tiefer als die Faulhornspitze. Das von der Sonne hell beleuchtete Ufer des Brienzer-Sees, die dunkeln, Blitz und Donner bergenden Wolken zu unseren Füßen gewährten einen Anblick von wunderbarer Erhabenheit.

Gegen 6 Uhr war die electrische Spannung so stark, daß die Haare auf den Köpfen krisperten; ja es schien uns, als ob die Köpfe der letzten, auf der Spitze stehenden vier Herren sogar electrisch leuchteten. Das erregte selbst in den Herzen der muthigsten Zuschauer ein gewisses Grauen und Alles zog sich eiligst ins Gasthaus zurück.

Gleich darauf fing es an zu hageln, Blitz auf Blitz zuckte rings um uns auf und Schlag auf Schlag erdröhnten die furchtbaren Donnerschläge und das Echo gab jeden derselben von den Alpen her doppelt und dreifach zurück.

Gerade um 7 Uhr traf ein kalter Blitzschlag den nächst dem Nebengebäude der Faulhornwirthschaft befindlichen Schweinestall und erfüllte die im anstoßenden Gebäude befindliche Küche und das Gastzimmer der Führer mit Schwefelgeruch. Fensterscheiben waren entzwei gedrückt, eine Bank zersplittert, die Mauern durchbrochen, in der Küche alles Geschirr zertrümmert, die Köchin und fünf Führer wurden besinnungslos in's Haupthaus getragen.

Unter den Reisenden — es waren vier deutsche Damen und sieben deutsche Herren, vier Engländerinnen und zwei Engländer oben — herrschte natürlich großer Schrecken und Verwirrung und Jeder bangte um das Leben des Andern. Gott sei Dank, es fanden sich Alle wieder, wenn auch einer von den Reisenden, ein Rheinländer, der sich zufällig noch im Freien befand, leichte Contusionen erhalten hatte. Am anderen Morgen war Alles wieder reisefähig — nur die Köchin mußte noch das Bett hüten.

Mehreren Führern waren die Schuhe vollständig zerrissen, einem das Beinkleid von der Hüfte an verbrannt und zerrissen, gleichzeitig hatten sie leichte Brandwunden und noch etwas Kopfschmerzen. Im Stalle, welchen der Blitz getroffen, fand man zwei Schweine getödtet.

Mannichfaltigkeiten.

(Königsreisen.) Die „Hamburger Nachrichten" melden über die Dienerschaft des eben in Schleswig-Holstein reisenden Königs von Preußen folgende Details aus Kiel vom 13. d. M.: Die hier gestern und heute eingetroffene Dienerschaft besteht aus 6 Mundköchen, 2 Campagneköchen, 1 Bratenspiker, 1 Küchendiener, 1 Küchenfrau, ferner 1 Inventariumaufseher, 2 Kellereidienern, 1 Silberverwalter, 2 Silberdienern, 2 Silberwäscherinnen, 1 Caffetier, 1 Kaffeeküchenfrau; also im Ganzen 21 Personen für Küche und Keller. Dazu kommen noch 1 Hoffourier, 10 Jäger und Lakaien und 1 Amtsdiener. In der unmittelbaren Begleitung des Königs befinden sich noch 1 Kammerdiener, 1 Garderobier, 2 Leibjäger und 1 Kammerlakai. Außer diesem Dienstpersonal führen noch die hohen Beamten und Offiziere ihre Diener bei sich. Das mitgeführte Silberzeug ist in 23 Kisten angekommen.

(Eine haarsträubende That.) Das „Leipz. Tagblatt" schreibt aus Leipzig vom 15. September: Eine haarsträubende That, die wir auf Grund der stattgehabten Erörterungen in Folgendem wiedergeben, ist in vergangener Nacht hier verübt worden. Ein in der Karolinenstraße wohnhafter Lohnkellner, Namens Karl, verheirathet und Vater von 5 Kindern im Alter von 1½ bis 9 Jahren, erschien heute Morgen in der ihm zunächst gelegenen Polizeibezirkswache und machte die schreckliche Mittheilung, daß er seine gesammte Familie, auf die er die ganze Nacht vergeblich gewartet, in seinem Garten im Johannisthale, wo er sie schließlich aufgesucht, in ihrem Blute liegend, ein Kind todt, die andern schwer verwundet und bewußtlos, gemordet von seiner eigenen Frau, die sich übrigens gleichfalls zu tödten versucht, angetroffen habe. Man konnte glauben, es mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben; leider sollte sich aber diese Anzeige im traurigsten Umfange bewahrheiten. Als man nach dem Karl'schen Garten in der zweiten Abtheilung des Johannisthales geeilt, bot sich den in das Gartenhaus Eintretenden ein entsetzlicher Anblick dar. Sämmtliche 5 Kinder, zwei Knaben von 9 und 7 Jahren und drei Mädchen von 5, 3 und 1½ Jahren, lagen blutend am Boden ausgestreckt, das dreijährige Mädchen mit eingeschlagener Hirnschale bereits todt, die übrigen Kinder mit schweren Kopfverletzungen bewußtlos, während die eigene Mutter ebenfalls mit blutenden Kopfverwundungen auf dem Sopha saß. Ein am Boden liegender blutiger Hammer zeigte sich als das Werkzeug, mit dem das Entsetzliche verübt worden war, mit dem eine unglückliche Mutter, umnachtet von Wahnsinn, sich und ihre Kinder aus dieser Welt hatte schaffen wollen. Ohne Zeichen des Schmerzes oder der Reue bekannte sich die Unglückliche, welche allein noch Bewußtsein zeigte, zu dieser That. Es scheint fast zweifellos, daß die verehelichte Karl, eine Frau von 31 Jahren, im Zustande der Geistesstörung gehandelt hat. Jedenfalls werden über alle bis jetzt noch dunkeln Punkte die gerichtlichen Ermittelungen das Nähere ergeben. Leider soll wenig Hoffnung vorhanden sein, die verletzten Kinder am Leben zu erhalten. Die ebenfalls erheblich verwundete Frau, welche, kaum glaublich, noch die Kraft gehabt, den mit dem Blute ihrer schuldlosen Kinder bedeckten Hammer endlich auch nach der eigenen Stirn zu führen, hat man später im Georgenhause untergebracht.

(Zwei Zeitungs-Anzeigen.) Mehrere Münchener Blätter brachten vor einigen Tagen folgende Meldung: „Mathilde Mallinger, königl. bayerische Hofopernsängerin, und Otto Ferdinand Schimmelpfennig v. d. Oye, königl. bayerischer Hofschauspieler, beehren sich, Freunden und Bekannten ihre Verlobung anzuzeigen." — Diese Nachricht warf in den Spalten der „Neuesten Nachrichten" schon am Tage vorher ihren Schatten voraus durch nachstehende Erklärung, zu der sich Baronin Ida v. Rheinsberg-Düringsfeld veranlaßt sah: „Um endlich einmal allen unangenehmen Anfragen definitiv durch die Presse zu begegnen, erkläre ich hiermit, daß der Schauspieler Otto Ferdinand Schimmelpfennig v. d. Oye, jüngster Sohn des preußischen Generals außer Dienst dieses Namens, geboren 1838 in Wreschen, nach 3jährigem Dienste im ostpreußischen Cürassier-Regiment Nr. 3, als gemeiner Cürassier

Digitized by Google

entlassen, 1866 zur Reserve des schlesischen Cürassier-Regiments Nr. 1 eingezogen und, ohne ein Gefecht mitgemacht zu haben, als Gefreiter beurlaubt, in der Zwischenzeit unter dem widerrechtlich angenommenen Namen „v. Düringsfeld" an verschiedenen Bühnen engagirt, zuletzt im Frühjahr 1868 vom Hoftheater zu Gotha plötzlich entfernt, nur insofern mit mir verwandt ist, als seine Mutter Natalie, geborne v. Frankenberg-Proschlitz, meine Cousine war." So wäre denn das Publikum durch die Gefälligkeit der Frau Baronin v. Düringsfeld über die Biographie des glücklichen Verlobten aufgeklärt.

(Brutaler Fanatismus.) Von katholischer Kirchenzucht erzählen die „Evangelischen Blätter aus beiden Hessen und Nassau" folgende empörende Geschichte: Die Tochter eines höheren Beamten in Kassel, katholischer Confession, hatte sich mit einem evangelischen Beamten verlobt, und sollte die Trauung dem Gesetze gemäß von dem evangelischen Geistlichen vollzogen werden. Es war bis dahin von dem katholischen Militär-Geistlichen, zu dessen Gemeinde die Familie der Braut gehört, kein Hinderniß der Verheirathung in den Weg gelegt worden, namentlich auch mit keiner Sylbe von einem Versprechen der Braut, ihre etwaigen Kinder katholisch werden zu lassen, die Rede gewesen. Am Morgen des Trauungstages geht nun die Braut zur Kirche, um dort zu beichten. Im Beichtstuhle erwartet sie nicht der Militär-Geistliche, sondern ein junger Caplan. Dieser nun setzt alle Hebel an, um von der Braut das oben erwähnte Versprechen zu erhalten. In welch zarter und schonender Weise dies geschehen sein mag, erhellt daraus, daß die Braut ohnmächtig wird; der Caplan läßt sie liegen; als sie wieder zu sich kommt, fährt er da fort, wo er aufgehört hat, und redet ihr auf's Neue ins Gewissen, daß die Arme zum zweiten Male ohnmächtig wird; der Caplan läßt sie auch diesmal ruhig liegen, und als sie die Augen aufschlägt — man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist so — setzt er zum dritten Male an, ihr das besagte Versprechen zu erpressen! Die Braut wird zum dritten Male ohnmächtig und schlägt diesmal mit dem Hinterkopfe so heftig auf, daß andere in der Kirche anwesende Leute erschreckt herbeieilen und der Gefallenen aufhelfen. Die Braut war standhaft geblieben und hatte das Versprechen nicht gegeben. Und nun? Zum Schlusse, als der Caplan seine Mühe vergeblich sieht, verlangt er ein anderes Versprechen, nämlich zu Hause nicht zu erzählen, daß er ihr die Absolution verweigert habe.

(Eine resolute Kuh.) Die „Köln. Ztg." schreibt aus Bern, 9. September: Eine drollige Geschichte ist heute hier Tagesgespräch. Eine Kuh hat gestern Vormittag den Bären im Bärengraben eine Visite abgestattet. Auf dem Viehmarkt in seiner Nähe zum Verkauf ausgestellt, muß dieselbe von irgend etwas unangenehm berührt worden sein, kurz, sie fand es für gut, die Flucht zu ergreifen und mit einem wahren „Harrassprung" in besagten Graben sich dem Gewühl des Marktes zu entziehen. Diese Kühnheit hat dem Bärenpaar offenbar imponirt. Frau Braun zog sich vor dem frechen Eindringling in ihre Hofburg sofort höchst bestürzt in das Innere ihrer Gemächer zurück, nur Herr Braun, der wegen seiner wilden Grausamkeit gegenüber dem armen dänischen Kapitän Lork in ganz Europa übel berüchtigte „Mani", wagte einen schwachen Versuch, das Hausrecht zu behaupten, wich aber vor den spitzen Hörnern, mit welchen die heldenmüthige Milchspenderin ihm entgegentrat, bald ebenfalls brummend in das Innere seiner Behausung zurück, deren Thore muthmaßlich auf seinen Befehl jetzt geschlossen wurden. Leider hatte die als Siegerin auf dem Platze bleibende Kuh ihrer Lorbeeren sich nicht lange zu freuen. Für schnödes Gald an einen Metzger verhandelt, war ihr Leben wenig Stunden darauf dem Beile verfallen.

(Die Sonnenflecken.) Die letzte Sitzung der Alade Wissenschaften in Paris war, nach französischen Blättern, bemerkenswerth durch eine Mittheilung Hrn. Camille Flammarion's über die Sonnenflecken. Nach den Beobachtungen dieses Astronomen hat während der letzten drei Monate eine Erhöhung in Bezug auf Zahl und Ausdehnung der Flecken stattgefunden. Einige dieser Flecken haben auf Grund angestellter Messungen eine dreimal größere Ausdehnung als die der Erde ergeben. Die Beobachtungen Hrn. Flammerians führten ferner zu der interessanten Entdeckung, daß ein großer Sonnenfleck sich in zwei Theile schied, deren einer nach Verlauf dreier Tage verschwunden war. Die Zeichnungen, welche der Rechenschaftsbericht der Akademie über dieses Phänomen veröffentlicht hat, zeigen das Aussehen der gedachten Flecken im Teleskop von einem Tage zum andern. Welches der Einfluß dieser Flecken auf die Temperatur ist, was sie uns über die Naturgeschichte der Sonne lehren, das sind Fragen, welche die Astronomen schon lange beschäftigen, die indessen ihrer Lösung noch ziemlich fern sein dürften. Sollten wir vielleicht der Zunahme dieser Flecken in dem glühenden Dunstkreis der Sonne die anhaltend trockene Hitze zu verdanken haben, der wir seit drei Monaten unterworfen sind?

(Naive Antwort.) „Mein Fräulein mit wem habe ich die Ehre zu tanzen?" — „Mit mir."

Frankfurt, 17. September.

Der königliche Hofschauspieler Gustav Müller von Wiesbaden (Sohn des beliebten Mitgliedes der Mannheimer Bühne, Herrn Carl Müller) wird demnächst hier einen Cyklus dramatischer Vorlesungen beginnen. Dem Künstler geht Ruf voraus und wir zweifeln nicht daran, daß auch hier seinen Leistungen die Anerkennung zu Theil werden wird, die ihm in andern Orten zu Theil geworden ist. — Berliner, Hamburger, Dresdener und Mannheimer Kritiken sprechen sich günstig über die Müller'schen Vorlesungen aus.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Hermann Hendrichs hat am 1. September sein Gastspiel in Newyork mit der Rolle des Herzogs Albrecht in dem gleichnamigen Stück von M. Meyr begonnen. Nach der „Newyorker Handelszeitung" überzeugte „seine imposante Gestalt, sein volltönendes, mächtiges Organ, sein edler Anstand seine alten Freunde sofort, daß er noch derselbe Künstler geblieben, den sie in der Heimath so oft bewundert. Ein donnernder, nicht endenwollender Applaus, prachtvolle Blumenkörbe und allgemeiner Enthusiasmus begrüßten Hendrichs bei seinem Erscheinen und der ungekünstelte Beifall des Publikums manifestirte sich wiederholt bei offener Scene und nach jedem Aktschlusse." Als weitere Rollen werden „Wilhelm Tell" und „Don Ramiro" in der Raupach'schen „Schule des Lebens" genannt.

Bei Otto Janke in Berlin ist für das Jahr 1869 ein **„Deutscher Volkskalender"** erschienen, der sich zunächst durch seine Wohlfeilheit auszeichnet, indem derselbe bei sechszehn Bogen und mit zahlreichen Illustrationen nur fünf Silbergroschen kostet. Der Inhalt ist mannichfaltig genug; er bietet neben Erzählungen von Max Ring und Steffens auch kleine populäre wissenschaftliche Artikel: „Über die Lehre Darwin's und die Abstammung des Menschen" von Dr. Steiner und „Wissenschaft und Glaube" von Karl Ruß, der den Knak'schen Streit behandelt. Auch für die Freunde des Humor's ist durch die beigegebenen „Schwänke und Schnurren" gesorgt; Schmidt-Weißenfels gibt eine hier und da nur etwas gar triviale „kurze Darstellung der fünften Zeitereignisse".

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 18. September. Erste Gastdarstellung des Heern Naudin aus Paris. **Die Favorite**, große Oper in 4 Acten von Scribe. Musik von Donizetti. — Fernando: Herr Naudin.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 261. Samstag, den 19. September 1868.

Aleide von Pölgeest.

Historische Erzählung von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

Adelheid hatte keine Zeit zu verlieren, jeden Tag konnte Ostervant zurückkehren und die Zahl ihrer Gegner verstärken; sie beeilte sich, den Herzog für ihre Pläne zu gewinnen. Albrecht schwankte und Adelheid erkannte bald, daß es leichter für das einfache Hoffräulein gewesen wäre, Herzogin von Holland zu werden, als für die allgewaltige Geliebte.

Der Graf von Ostervant traf im Haag ein und Albrecht zögerte immer noch. Die Dame von Pölgeest entschloß sich, einen entscheidenden Schritt zu thun und ließ Arkel zu sich rufen. Als der Parteiführer erschien, empfing ihn Adelheid mit so schmeichelnder Zuvorkommenheit, daß sich Arkel vornahm, auf seiner Hut zu sein.

„Ihr könnt Euch nicht beklagen", fing die Geliebte des Herzogs das Gespräch an, „Ihr, Herr Ritter, und Eure Freunde nehmen, seitdem ich Einfluß auf den Herzog, meinen Herrn, ausübe, eine ganz andere Stellung als früher ein."

„Sie wird Etwas von mir verlangen", dachte Arkel, „sie möge zuerst ihre Karte zeigen."

„Ihr müßt mir gestehen", fuhr Adelheid fort, als Arkel beharrlich schwieg, „ich habe Viel für Euch gethan und hoffe, daß, wenn es nöthig ist, ich mich auf Euch verlassen kann. Heute bedarf ich Eures Rathes!"

„Meines Rathes bedarf sie?" sagte Arkel zu sich. „Ihr Einfluß muß an Macht verloren haben, sie mag weiter reden."

Adelheid sah Arkel, auf Entgegnung wartend an, aber stumm, wie zuvor, gab ihr der Ritter den fragenden Blick zurück; sie mußte von Neuem beginnen.

„Setzt Euch, Ritter", sagte sie, „die Angelegenheit ist wichtig für mich — für Euch! Ihr wißt, ich herrsche in Holland, ich halte den Frieden hier aufrecht — aber ich bin immer nur eine Freundin des Herzogs. Es würde meinen Werken einen festeren Halt, meinen Freunden eine höhere Stellung geben, wenn ein anderes Band mich mit dem Herzog, meinem Herrn, vereinigte — wenn ich — ich sage es Euch frei heraus — wenn ich seine Gattin wäre!"

Arkel sprang überrascht auf, seine Augen bohrten sich tief in die Adelheids.

„Bleibt sitzen, Ritter", sprach diese, ruhig den Blick aushaltend. „Ich habe bereits mit dem Herzog darüber geredet. Albrecht von Holland gibt viel auf Euren Rath. Geleitet mich zu ihm, unterstützt meine Bitte. Ihr wißt, wie viel für Euch, für die Kabeljaue und für mich selber davon abhängt. Kommt!"

„Sie hat den Schlag zu führen gewagt, Albrecht hat ihn parirt; sie ist im Fall begriffen! Ich soll den letzten Halt ihr geben oder mit ihr sinken!"

Diese Gedanken durchkreuzten blitzschnell das Gehirn Arkels; er trat fest auf die erwartungsvolle Adelheid zu.

„Aleide von Pölgeest", sagte er rauh. „Ich hielt dem Herzog meinen Eid schlecht, wenn ich ihm rieth, seine Buhlerin zu seinem Ehegemahl, zur Herzogin von Holland zu machen. Dir aber rathe ich, hüte Dich, von einem Ritter so schmachvolle That zu verlangen?"

Aleide war bei Arkels Worten erbleicht; sie stützte sich auf die Lehne ihres Stuhles. Minuten lang herrschte Stille; dann, sich aufraffend, rief sie:

„Ritter von Arkel, ich danke Euch für Euren Rath; ich werde mich seiner erinnern! Geht!"

Arkel verneigte sich tief und verließ das Gemach; er trug den Kopf hoch und sein Gesicht nahm einen triumphirenden Ausdruck an. Er sah im Geiste Adelheid gestürzt und die Fülle der Macht in seine Hände fallen.

Im Schloßhof begegnete ihm der Graf von Ostervant, der hastig an ihm vorüber wollte.

„Ihr habt große Eile, Graf!" rief ihm Arkel zu. „Wollt Ihr Eure neue Mutter begrüßen?"

„Meine neue Mutter?" fragte der Graf, erstaunt stehenbleibend.

„Nur ja: Herzog Albrechts zweites Weib!" versetzte Arkel scheinbar theilnahmlos.

„Wer ist des Herzogs zweites Weib?" fuhr Ostervant heftig auf.

„Wenn es die Dame von Pölgeest noch nicht ist, so gedenkt sie es doch bald zu werden!" antwortete Arkel ruhig und schritt weiter.

Der Graf stand einige Minuten regungslos, dann sprang er die Treppe hinauf, welche zu seines Vaters Gemächer führte. Sich durch die Trabanten drängend, stürzte er in des Herzogs Arbeitszimmer.

Albrecht war mit seinem Hauscaplan in eifrigem Gespräch, als sein Sohn vor ihm erschien.

„Du hast sonderbare Eile, mein Sohn!" rief der Herzog dem geräuschvoll Eintretenden entgegen.

„Das habe ich, Vater!" entgegnete Ostervant. „Ich habe Eile zu erfahren, ob das Unglaubliche, was man sich auf den Gängen und Höfen des Schlosses erzählt, wahr ist, ob Ihr die Dame von Pölgeest zu Eurer Gemahlin machen wollt?"

Albrecht sah seinen Sohn ernst an.

„Und wenn ich es wollte", sagte er ruhig, „was ging es Dich an?"

„Was es mich angeht!" eiferte der Graf. „Ist es nicht Schmach

Digitized by Google

genug für mich, meinen Vater das Andenken an meine Mutter in den Armen einer Buhlerin vergessen zu sehen! Ich glaube, ich habe ein Recht, meine Stimme zu erheben. Wer steht dem Herrscher näher als sein Sohn? Wenn die Last des Herrschens zu schwer auf seinen Schultern liegt, so ist es des Sohnes stolze Pflicht, diese Last dadurch, daß er sie theilt, zu erleichtern. Was thut Ihr nun, Vater? Habt Ihr darum mich in der frühesten Kindheit in den Feldlagern herumgeschleppt, daß ich jetzt müßig zusehen soll, wie die Günstlinge einer Dirne Eure Truppen befehligen — wie sie selbst den Staat lenkt — —?"

Genug!" unterbrach ihn der Herzog drohend. „Meiner Verbindung mit dem Fräulein von Pölgeest widme ich selbst das tiefste Nachdenken. Ich bedarf Deines Rathes nicht. Was aber das Regieren anbelangt, so fühle ich mich noch stark genug, die Last allein zu tragen; auch steht mir das Bild meiner kaiserlichen Mutter noch frisch vor Augen, die voll mütterlicher Zärtlichkeit die Herrschaft dem Sohn überließ und einsam zu Valenciennes starb. Ich will der Welt das entsetzliche Schauspiel, Holland die Schmach ersparen, zu sehen, wie, nachdem Sohn gegen Mutter gekämpft, innerhalb derselben fünfzig Jahre auch ein Sohn gegen seinen Vater das Schwert entblößt. Geh'! Verlaß mich und rede nie wieder davon!"

Der Graf von Ostervant stürmte aus dem Gemach seines Vaters; eilig suchte er sein Zimmer auf, wo er Wilhelm Kuser fand. Aufgeregt erzählte er, was vorgegangen, redete von der ihm angethanenen Schmach, von der Rettung Hollands und der Beseitigung Adelheids, welche er bewerkstelligen wollte.

Kuser hörte ihn ruhig an, dann sagte er:

„Ehe Ihr etwas beginnt, will ich mit Adelheid von Pölgeest selbst reden, ich will versuchen, sie zu bestimmen, auf die ehelose Stellung, die sie einnimmt, zu verzichten!"

„Kennst Du denn Aleide von Pölgeest?" fragte Ostervant höhnisch.

„Sie war die Gespielin meiner Kindheit. Ich will sehen, was ich noch über sie vermag", entgegnete Kuser und verließ das Gemach.

Der Graf starrte ihm nach.

„Sollte er ein Spion sein, den sie an mich gekettet", murmelte er. — „Aber Nein! Er ist zu ehrlich! Doch Vorsicht!"

(Fortsetzung folgt.)

Peter von Calabrien.

(Fortsetzung.)

„Was machst Du hier, Unglücksvogel?" rief in barschem Tone einer der Eingetretenen.

„Ich leiste der Signora Gesellschaft, wie Ihr seht", versetzte der Gefährte der Procidanerin.

„Wer ist sie? woher kommt sie? was will sie hier? wer hat sie hierher geführt?"

„Sie kommt von Neapel, sie geht nach Rom, ich führte sie hierher."

„Und doch hatte ich befohlen, kein Weib gefangen zu nehmen!" rief der Andere mit einer Donnerstimme.

„Beruhigt Euch, Signor!" sprach hier das junge Mädchen. „Der Herr hat mir keine Gewalt angethan; er bot mir seine Führerdienste an, und ich folgte ihm, weil ich ihn für einen ehrlichen Städter hielt. Ich habe mich geirrt, wie es scheint, und bin unter die Leute Peters von Calabrien gerathen, den die Hölle verschlingen möge!"

„Was hat Dir Peter gethan, daß Du ihm so Schönes wünschest?" fragte der Andere in etwas sanfterem Tone.

„Ist es denn nicht genug, daß ich mich unter Leuten Eures Gelichters befinde? Muß ich, um Euch mit allen möglichen Verwünschungen aufzuwarten, vielleicht erst nahe daran sein, ermordet zu werden? Wenn Ihr nur einen Funken Achtung vor einer Frau besitzt, so führt Ihr mich sofort auf den rechten Weg. Es verlangt mich, nach Rom zu kommen. Der Mensch da hat mich irregeführt, und wenn Peter es wüßte . . ."

„Nur nicht so spröde gethan, mein Täubchen! Ich bin Peter. Dich wieder auf den rechten Weg führen? warum nicht gar! Finde ich auf der Landstraße einen Ducaten, so behalte ich ihn, und mache mir den Henker aus Dem, der ihn verloren. Heute finde ich eine Perle, und sie gehört mir."

„Ihr wolltet mir Gewalt anthun? so wäret Ihr eine Memme!" rief sie, ihren Dolch ziehend.

„Fein sachte und nicht geschmält, mein Hühnchen! Ich bin Wittwer. Die Vorsehung führt Dich mir in den Weg, und ich nehme Dich zum Weibe. Gleich den Abend lasse ich den Pfarrer zur Trauung holen. Das soll eine Hochzeit geben! unter freiem Himmel, mit den Sternen als Zeugen!"

Die Procidanerin fühlte bei den Worten voll Hohn und Spott doch ihren Muth in Etwas sinken. Sie fing an, einzusehen, daß das Lösen ihrer Aufgabe mit Gefahren verknüpft sei, von denen sie sich bis dahin Nichts hatte träumen lassen. Entschlossen jedoch, dem Sturme Trotz zu bieten, näherte sie sich dem Räuber und sprach:

„Nicht wahr, Signor Peter, das ist Euer Ernst nicht!"

„Beim Blute Christi, mein voller Ernst!"

„Das würde aber Alles, was man von Eurem ritterlichen Benehmen gegen Frauen erzählt, Lügen strafen. Dann habe ich einen Bräutigam, den ich liebe; und, aufrichtig gestanden, wenn ich die Wahl hätte, nähme ich doch lieber meinen Führer.

„Dein Führer ist mein Lieutenant."

„Das ist mir gleich! er ist jung, und Ihr seid . . ." Damit sandte sie dem jungen Räuber einen Blick zu, der ihn vom Scheitel bis zur Sohle erzittern machte.

Von Peters Herzen hatte die Eifersucht Besitz genommen.

Das junge Mädchen bemerkte es und fuhr fort:

„Es ist natürlich, daß ein junges Blut liebt, was jung ist."

„Auf!" rief Peter barsch. „Ihr, Signora, dürft uns nicht mehr verlassen. Ließe ich Euch ziehen, so würdet Ihr aus der Schule plauschen. Ihr könnt unter uns leben, wie es Euch gefällt, und um Euch jedes Mittel zur Flucht zu benehmen, wollen wir gleich heute Abend Euer Maulthier verspeisen. Aus dem, was übrig bleibt, machen wir Bologneser Würste", fügte er, über seinen Scherz lachend, hinzu.

Und die neue Judith mußte ihrem Holophernes in's Gebirge folgen.

Durch vierzehn Tage brachte die schöne Procidanerin heute den Hauptmann, morgen den Lieutenant zur Verzweiflung. Die beiden Männer mißtrauten einander; es bedurfte nur noch eines geringen Anlasses, damit eine blutige Rauferei daraus entstehe. Damit war aber dem jungen Mädchen nicht gedient; sie wollte Peters lebendig ausliefern.

Eines Morgens, als der Hauptmann auf ihre Bitten einen deutschen Maler, den die Räuber als ihren Gefangenen erschießen wollten, freigegeben hatte, wandte sie sich von Neuem an ihn.

„Da Ihr so liebenswürdig gegen mich gewesen seid", flüsterte sie, „so möchte ich, mein Herr und Gebieter, Euch noch eine Bitte, nur nicht im Beisein Aller, ans Herz legen."

Sie sprach diese Worte in einem so sanften, einschmeichelnden Tone, daß Peter von Calabrien, der von Natur sehr mißtrauisch

Digitized by Google

war, einen Augenblick dachte, das junge Ding könne doch wohl etwas Schlimmes gegen ihn im Schilde führen. Allein sofort auch entschlug er sich des Gedankens wieder.

„Sprich", sagte er, als er mit der Procidanerin allein war, „und wenn Du nicht Unmögliches forderst, so soll Dir Deine Bitte gewährt werden."

Damit richtete er auf das junge Mädchen einen durchdringenden Blick, und dieses versetzte lebhaft:

„Weßhalb mich nur so ansehen, Hauptmann? Was ich Euch zu sagen habe, ist ganz einfach. Es sind jetzt vierzehn Tage, daß ich Eure Gefangene bin. Meine Familie muß meines langen Ausbleibens wegen bekümmert sein; mein Bruder sitzt im Gefängniß; kurz, ich wünsche, meine Eltern und mich selbst zu beruhigen."

„Schreibe ihnen; ich will dafür sorgen, daß Dein Brief in ihre Hände kommt."

„Ihr versteht mich nicht; ich möchte . . ."

„Du möchtest davon gehen", unterbrach sie Peter lebhaft.

„Nicht doch", versetzte die Procidanerin; „ich will nicht fliehen; das Leben hier ist freilich nicht besonders angenehm, aber es hat, ich weiß nicht weßhalb, einen gewissen Reiz für mich. Ich würde mich gern daran gewöhnen, wenn Ihr nur . . ."

„Wenn ich nur . . . . Vollende!"

„Wenn Ihr nur nicht so zornmüthig wäret. Eure Zornsausbrüche machen mir bange. Und warum zornig werden? Müßte ein Mann von Eurem Ansehen und Eurem Muthe nicht ganz anders auftreten? Ihr würdet in meinen Augen wahrhaft schön sein, wenn Eure Züge nicht so oft der Zorn entstellte."

Carlotta — so hieß die schöne Procidanerin — schlug bei dem halben Geständniß wie verschämt die Augen nieder.

Peter erbebte, und erhob zu dem jungen Mädchen seinen wilden Blick.

„Deine Bitte ist wohl sehr zarter Art, daß Du mich so zu umstricken suchst?"

„Undankbarer!"

(Schluß folgt.)

Vom Brienzer See.

2. *)

** Bönigen, 15. September.

War der Aufenthalt von etwa vier Tagen am Vierwaldstädter See, bei der schönen, heiteren, erfrischenden Luft und der schon an Herbstliche streifenden Witterung für uns ein wahrhaft erholender, so waren die folgenden Tage, die wir zur Ueberfahrt über den Brünigpaß und zum dreitägigen Aufenthalt am Brienzer See und in Interlaken mit der Partie nach Lauterbrunn und an den Grindelwald bestimmt hatten, zwar etwas strapaziöser, aber auch lohnender.

Der Brünig, den Schreiber dieses vor dreizehn Jahren zu Fuß bestiegen hatte, ist eine der wichtigsten Verbindungsstraßen für die mittlere Schweiz, die den Thuner See, die Brienzerstraße mit dem Luzerner See verbindet. Von Alpnach am südwestlichen Theile des Vierwaldstädter See's führt diese Straße über Sarnen, Sarein, Lungern, an dem kleinen Sarner See und dem Lungernsee vorbei, über den Brünig (1859 Fuß hoch) rechts nach Brienz hinab, oder links nach Meiringen und Reichenbach und von da in's schöne anmuthige Haslithal. Es ist dies eine ganze Tagereise per Wagen oder Post.

Wir fuhren von Beggenried über Buochs, Stans, Sarnen ꝛc. bis Brienz. Wer je einmal durch Stans (die Hauptstadt des Kantons Unterwalden) kommt, der versäume es ja nicht, das erst seit etwa drei Jahren auf schönem freien Platze neben der Kirche dort aufgerichtete Winkelried-Denkmal aus mattem Marmor (den Sieg der Schweizer in der Schlacht von Sempach 1386 gegen Herzog Leopold von Oesterreich darstellend) in Augenschein zu nehmen. Baedecker hat dessen in seinem Reisehandbuch noch nicht erwähnt; es ist aber sehr sehenswerth. Das Ganze bildet nur drei Figuren und steht in einer Nische mit rothem Hintergrunde. Winkelried liegt, zusammensinkend, in der Mitte, von vielen Lanzen durchbohrt; vor ihm der niedergeschlagene Feind und hinter ihm der nachrückende und über ihn hinwegeilende Sieger, die einfache, aber schön durchdachte, und noch schöner ausgeführte Idee des Schlachtensieges.

Naht man nun weiter auf dieser schönen Straße der eigentlichen Brünighöhe, über dem Haslithale gelegen, und kommt in das einfache, hölzerne Gasthaus des Hrn. Nägeli „zum Brünig", so bietet sich an diesem Punkte den Reisenden über das nahe Thal ein prachtvoller Ausblick dar. Man sieht von dieser Höhe Meiringen und Reichenbach mit seinem mächtigen Wasserfalle; dann weiter unten rechts im lieblich sich hier ausbreitenden Haslithale die Aare mit ihrer kalkweißlichen Farbe nach Brienz zufließen; über uns, in südwestlicher Richtung, die verschiedenen nahe liegenden Berge, vor allen das trefflich zur Rundschau und zum Anblick der ganzen Schweizer Alpenkette gelegene Faulhorn ꝛc. ꝛc.

Brienz, das am See gleichen Namens gelegene industriöse Städtchen (fast in jedem Hause desselben werden die bekannten feinen Schweizer Holzschnitzwaaren fabricirt) erreicht man, wenn man von Luzern oder von Beggenried Morgens frühzeitig aufbricht, so zeitig, daß man entweder per Dampf- oder mittels eines Ruderbootes noch hinüber nach dem Giesbach und auf das treffliche Giesbach-Hotel gelangen kann, um an der Abendtafel, die um 7 Uhr beginnt, noch Theil nehmen zu können. Die comfortabel eingerichteten und hell erleuchteten Säle dieses Hotels bieten mit ihrer freundlichen weiblichen Bedienung eine seltene Ueberraschung. Nach Schluß der Abendtafel, gegen halb 9 Uhr, schlägt das Läuten einer großen Glocke freudig an die Ohren der zahlreich versammelten Gäste, die dann auf die geräumige Plattform oder Terrasse des Hotels, vor das kleinere, vordere Restaurationsgebäude unterhalb des großen eilen, um die besten Punkte zu erobern, von welchen aus man am schönsten die bengalische Beleuchtung des Giesbachfalles bewundern kann. Je öfter man den Giesbach sieht, je schöner findet man ihn. Er ist eines der großartigsten Naturschauspiele. Die Herren Gebrüder v. Rappard, zwei vermögende Norddeutsche, sahen vor jetzt etwa 14 Jahren (der eine der beiden Brüder mußte sich 1849 wegen Theilnahme am Stuttgarter Rumpfparlament in die Schweiz flüchten) ein, daß hier dem großartigen Gebilde der Natur viel nachzuhelfen sei, um es besser und bequemer in seiner unmittelbaren Nähe, und den Wasserfall selbst an dessen verschiedenen Abstufungen, von seiner höchsten Höhe bis zu seinem Einstrom in den See, besichtigen zu können. Die Idee der beiden v. Rappards, von unten bis hinauf auf die bedeutende Höhe gangbare Wege mit Brücken unter und über den verschiedenen Fällen anzulegen; dann aber auch nahe dabei eines der großartigsten Fremdenhotels zu erbauen, wie kein ähnliches in der Schweiz auf hohem Punkte, — wurde glänzend ausgeführt, und die ganze Schweiz ist den beiden v. Rappards (einer der beiden Brüder ist unterdessen gestorben) für ihre großartige Schöpfung viel Dank schuldig, denn es ist hier der Hauptsammelplatz und der größeste Anziehungspunkt der vornehmeren Reisenden, die hier in dem nahen Interlaken, dem Grindelwald, und an den reizenden Punkten des Luzerner See's Jahr aus Jahr ein viel

*) Siehe Nr. 254 der Dioskalia: 1) Vom Vierwaldstädter See.

Digitized by Google

Wohlstand verbreiten. Gegenwärtig ist das Hotel „Giesbach", so wie auch das schön gelegene Hotel in Interlaken „Der Jungfraublick", Eigenthum der schweizerischen Central-Eisenbahn-Gesellschaft, die gewiß mit beiden großartigen Anlagen lucrative Geschäfte macht.

Dem Giesbach gegenüber, über Brienz, liegen die Brienzer Gebirge, der lange Grat und das Brienzer Rothhorn, auf welchem seit Kurzem ebenfalls ein Gasthaus auferbaut ist, von dem aus man eine ganz vortreffliche weite Aussicht genießen soll, die sich bis zum Bodensee erstreckt. In der Nähe unseres augenblicklichen Wohnortes, dem eine halbe Stunde von Interlaken entfernt liegenden Dorfe Bönigen, liegt die 5800' hohe schynige Platte, die zu den ersten Aussichtspunkten des Berner Oberlandes gehört, auf welcher ebenfalls jetzt ein schönes Gasthaus erbaut ist, das „Hotel Alpenrose". Auch die „schynige Platte" wird jetzt von Interlaken aus stark besucht, und von ihr kann man östlich weiter auf das Faulhorn gelangen.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein originelles Bankett) wird von Karl Vogt, der gegenwärtig in England weilt, in der „K. Z." beschrieben. Vogt spricht von Norwich, wo eine Naturforscher-Versammlung tagte. „Ich hatte eine Karte erhalten", erzählt er, „auf welcher ein scharlachrother Wappenlöwe von phantastischer Gestalt vor einer Gesellschaft von Fröschen zu fliehen schien, die mit großer Energie in einem Sumpfe quakten, mit der Unterschrift: Discutirende Philosophen. Auf der Rückseite der Karte stand: „Die Fütterung der Thiere findet Montag Abends 6 Uhr in der Menagerie des Royal Hotel statt." Dort angekommen, fand ich alle Spitzen der wissenschaftlichen Gesellschaft, Rankine als Präsidenten, Sir John Lubbock und Huxley als Vice-Präsidenten, hundert meist jüngere Männer — freilich auch einige bemooste graue Häupter und sogar einige, deren Moos schon dem Silberscheine einer Glatze Platz gemacht hatte. Die Saalthür geht auf, die Kellner stehen zu beiden Seiten gereiht, der Präsident erscheint in der Thür, ruft: Löwen, zur Fütterung! und ein hundertstimmiges Gebrüll erschallt, von Einigen so täuschend nachgeahmt, daß die Kellner erschrocken zurücktaumeln und zu glauben scheinen, die ganze Gesellschaft sei plötzlich närrisch geworden. Beim Dessert folgen die Toaste, alle launig und humoristisch gehalten. Ein „Löwe" trägt eine kurze Abhandlung über eine neue Wissenschaft „die Erythroleontologie" vor — der erste Toast gilt „der großen Löwin, die eben ihre Höhle verlassen und in den Eisgrotten der Schweiz Kühlung gesucht hat", und nachdem so die Königin gefeiert ist, folgen Toaste auf die „Löwen-Ammenhöhlen" (die Universitäten), „die erratischen Löwen" (die Fremden), „die acclimatisirten Löwen" (in England ansässige Fremde). Statt des gewöhnlichen „Hört, hört!" wird ein kurzes Gebrüll ausgestoßen, statt Klatschens nimmt man den Rockschoß in die Hand, schwingt ihn im Kreise und brüllt so laut als möglich dazu. Denjenigen, welche dieses Schwanzwedeln vergessen, wird imperatorisch „tail, tail" zugerufen. Ein Redner beginnt: Herr Präsident! Fürchterliches Hohngebrülle erschallt, das in Beifallbrüllen und Schwanzwedeln umschlägt, sobald er, sich verbessernd, den Präsidenten mit dem officiellen Titel „König Löwe!" anredet. Je tollere Sprünge der Humor eines „Löwen" macht, je launiger er irgend einen anderen „famosen Löwen" durchhechelt, desto lebhafter wird er bewedelt. Darwin's Theorie liefert vielen Stoff, die Entwicklung der organischen Form vom Infusorium zum Menschen einerseits und von diesem zu der höheren Stufe des rothen Löwen andererseits findet mannichfache Commentatoren. Nun kommen auch Cigarren und Pfeifen hervor — ein alter Löwe beklagt sich über die Atmosphäre, ein junger Löwe beweist ihm unter Hohngebrülle der Menge, daß Androkles mit seinem Löwen schon die Friedenspfeife geraucht habe — schließlich aber geht es denn doch nach Hause, und in dem Augenblicke, wo man die Schwelle überschreitet, verwandelt sich der rothe Löwe in einen ehrsamen Naturforscher, der ruhig und bedächtig seiner Wege geht und vielleicht darüber nachdenkt, was es wohl morgen in der Section sagen wolle. Am anderen Tage aber war die ganze Stadt voll von wunderbaren Sagen über wunderbare Begebenheiten, die bei der Gesellschaft vorgefallen sein sollten, und die erste Frage war stets: „Haben Sie auch gestern mit den rothen Löwen gebrüllt?"

(Die Gefräßigkeit des Hechts) erhält durch englische Blätter in Nachstehendem einen neuen Beleg. Ein Fischer aus Hereford fing am 21. August einen Hecht in einem Netze, in dessen Maule man beim Zurichten nicht weniger als siebenzig kleine ein bis zwei Zoll lange Fischchen fand, unter denen nur wenige von den Zähnen des Räubers verletzt waren. Trotzdem der Magen des Hechtes noch mit frischer Beute gefüllt war, hatte er doch im Vertrauen auf seine ausgezeichnete und schnelle Verdauung sich schon mit neuem Vorrathe versehen, diesen merkwürdigerweise aber selbst nach seiner Gefangenschaft im Netze und während seines Todeskampfes nicht losgelassen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Die Weimar'sche Kammersängerin Fräulein Anna Reiß gastirte auf dem k. k. Hofoperntheater in Wien mit vielem Erfolg als: Regimentstochter, Isabella in Robert und Nachtwandlerin und hat in diesen Rollen, welche mehr oder minder Gelegenheit geben, die virtuose wie die cantilene Seite des Vortrags zu entfalten, große künstlerische Begabung gezeigt; besonders aber auch durch das Anspruchslose ihres Wesens, durch das Vorwalten von Bildung und Intelligenz, das keine ihrer Leistungen verläugnete, einen schönen, sympathischen Eindruck gemacht.

Brüssel, 16. Sept. In der großen Oper hier will man es, wie verlautet, mit „Lohengrin" von Richard Wagner versuchen.

Petermann's Mittheilungen IX. geben einen sehr interessanten, besonders die düstren Seiten und Folgen der englischen Expedition in Abessynien schildernden Bericht ihres Begleiters G. Rohlfs nebst Karte; Lühdorf über das Amurland, mit wichtigen Rathschlägen für dessen Zukunft, woran sich auch Miscellen aus diesem und anderen Grüngebieten Chinas anschließen; Tagebücher der deutschen Nordpolexpedition, nebst Karten; Miscellen u. A. aus Bosnien und Herzegowina, Serbien, Schweden, der Südseewelt, Notizen über Jagors vielversprechende Reise nach Hinterindien u. s. w., über die Höhe der Erdatmosphäre.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 19. Sept. Zum ersten Male: **So muß man's machen**, Lustspiel in 1 Act, nach dem Französischen von Förster. Hierauf zum ersten Male: **Ein Autographensammler**, Charakterbild in 1 Act von W. v. H. Zum Schluß: **Fritzchen und Lieschen**, oder: **Französische Schwaben**, musikalisches Genrebild in 1 Act von P. Henrion. Musik von J. Offenbach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 242.)

Sonntag, 20. Sept. **Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand**, Schauspiel in 6 Acten von Goethe.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 243.)

Montag, 21. Sept. Zweite Gastdarstellung des Herrn Raudin aus Paris. **Rigoletto**, Oper in 4 Acten nebst einem Vorspiel in 1 Act. Nach dem Italienischen des F. M. Piave von J. C. Grünbaum. Musik von Verdi. Der Herzog: Herr Raudin.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 262 Sonntag, den 20. September 1868.

Aleide von Pölgeest.

Historische Erzählung von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

Wilhelm Kuser schritt den Frauengemächern zu. Dort angelangt, begehrte er Einlaß bei Adelheid. Er ward ihm gewährt.

Die Geliebte des Herzogs lag nachdenklich in einem Sessel; als Kuser bei ihr eintrat, rief sie ihm entgegen:

„Willkommen, Wilhelm! Bist Du glücklich zurück? Was macht Dein Begleiter, ist er noch so feindlich gegen uns gesinnt?"

„Hast Du Etwas gethan, ihn freundlicher zu stimmen? Du raubtest ihm das Vaterherz, Du nahmst ihm die Theilnahme an der Herrschaft, Du willst Dich ihm als Mutter aufdrängen!" war Wilhelms Antwort.

„Du bist immer noch der schwärmerische Knabe", warf Adelheid leicht hin.

„Aleide von Pölgeest", sprach Kuser feierlich weiter, „seit Du Deines Vaters Haus verlassen, habe ich bis heute nicht mehr mit Dir geredet. Dein Vater starb. Mit dem letzten Hauch seiner Stimme rief er Dich. Du tanztest wohl zu eben derselben Stunde einen verliebten Reigen mit dem Herzog. Du hattest die Bahn betreten, von der ich im Voraus sah, daß sie Dich zum Verderben führen mußte. Du glaubst Dich auf der Höhe Deiner Macht — ich sehe Dich am schrecklichen Abgrund stehen, in welchen Du stürzen mußt, wenn Du nicht umkehrst. Fällst Du aber aus jener Höhe, auf welcher Du Dich zu befinden glaubst, dann denk' an den Hohn! Man wird Dir die goldenen Locken abschneiden, Dich in ein Kloster stecken, Dir die Geißel in die Hand drücken und Alles um Dich her wird grinsen: „Seht die Fürsten-Dirne!"

Kuser war, währen er sprach, lebhafter geworden, seine Empfindungen schienen ihn mit sich fortzureißen.

„Genug!" unterbrach ihn das Fräulein von Pölgeest. „Das wird langweilig."

„Adelheid, ich liebte Dich einst", fuhr Wilhelm fort und seine ganze Seele schien in den Worten zu liegen, „ich liebe Dich noch jetzt! Kehre um, überwinde Dich selbst. Du sollst in Freuden leben, mein Erbtheil sei Dein! Ich selbst will in die Ferne ziehen, und sollt' ich dort darben müssen, der Gedanke würde mich trösten, daß Adelheid sich überwand und glücklich lebt!"

Die Dame betrachtete den Sprechenden mit verächtlichem Blick.

„Was kindisches Zeug, Wilhelm!" rief sie. „Geh! Kannst Du nichts weiter reden, so verlaß mich. Du wirst mir lästig!"

Kuser senkte, tiefe Trauer in den Zügen, den Kopf und verließ das Gemach.

4.

Der Graf von Ostervant unterließ in Folge der geschilderten Vorgänge Nichts, um sich eine Partei zu schaffen, und wo konnte er besseren Stoff dazu finden als bei den Haken. Der Unzufriedene gesellte sich zu den Unzufriedenen. Sein Zweck, die Pölgeest und die Kabeljaue, welche als deren Anhang galten, zu stürzen, war auch ihr Zweck; aber in der Wahl der Mittel, welche zur Erreichung dieses Zweckes dienen sollten, konnte man sich noch nicht einigen. Ostervant verlangte den Tod Adelheids von Pölgeest, und zwar als Einleitung zum Sturze der Kabeljaue; energisch wiesen die Haken diese Zumuthung, ihre Degen mit Weiberblut zu besflecken, zurück, besonders Johann von Brederode, das älteste Glied der Haken'schen Edelleute, das Haupt der Partei, erklärte, nie seine Hand zu einem Morde herzugeben.

Während Ostervant die Haken aufstachelte und zu gewinnen suchte, war Adelheid von Pölgeest völlig rathlos; seitdem Arkel sich geweigert, sie zu unterstützen, haßte und fürchtete sie die Kabeljaue; sie nannte sich feig, weil sie weder den Muth hatte, ihren Plan bei dem Herzog allein durchzuführen, noch die Kraft, die Kabeljaue zu stürzen. Sie suchte Mittel, das Volk zu gewinnen, sich den Haken zu nähern — aber sie fand keine.

Am 20. September 1396 forderte sie ihr Gefolge auf, einen Spazierritt mit ihr nach dem Meere zu machen; Adelheid von Pölgeest wollte sich zerstreuen.

Es fing an zu dämmern, als sich die Cavalcade wieder den Thoren vom Haag näherte, da kam ihr ein schöner 13jähriger Knabe, auf einem ritterlich gezäumten Pferde reitend, von drei bewaffneten Dienern begleitet, entgegen. Sobald die Dame von Pölgeest den jugendlichen Reiter erblickte, lenkte sie ihr Pferd auf ihn zu.

„Ihr seid ein stattlicher Ritter! Euer Name?" fragte sie scherzend.

„Ich bin Gerhard von Brederode, des alten Johann von Brederode Sohn!" entgegnete der Knabe nicht ohne Selbstgefühl.

Adelheid heftete ihre Augen fest auf den Sprechenden, die Vorsehung schien ihr einen Wink zu geben.

„Du gefällst mir, Junker!" lächelte sie den jungen Reiter an. „Ich will Dich zu mir an den Hof nehmen, dort sollst Du Unterricht erhalten im Waffenhandwerk und im Dienst der Damen. Willst Du zu mir kommen?"

„Den Waffendienst lernte ich schon daheim", entgegnete der junge Brederode, Adelheid betrachtend, „aber eine so schöne Frau, wie Ihr, sah ich noch nicht auf unserer Burg!"

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf Adelheids Gestalt und schienen in tausend Fünkchen von ihrem goldenen Haar wieder abzuspringen, dazu ein wildes, sich bäumendes und stets gezügelt werdendes Roß, die romantische Tracht des vierzehnten Jahrhunderts — Alles trug dazu bei, daß die Dame von

Digitized by Google

Volgeest noch immer und besonders in diesem Augenblick einen tiefen Eindruck auf den vor ihr Stehenden machen mußte.

„So kommt an den Hof, Junker!“ rief sie jetzt, und eine goldene Kette, die sie um den Hals trug, losmachend, befestigte sie dieselbe dem erstaunten Knaben an den Arm und fügte hinzu: „Dieß schenkt Dir Dein Herzog Albrecht durch mich. Morgen sende ich Boten an Deinen Vater, welche Dich zurück nach dem Haag geleiten sollen. Leb wohl!“

Adelheid und ihr Troß sprengte weiter.

Die Geliebte des Herzogs glaubte einen Anknüpfungspunkt zur Annäherung an die Haken gefunden zu haben: Gerhard von Brederode, des alten Brederode Sohn.

(Fortsetzung folgt.)

Peter von Calabrien.

(Schluß.)

„Nun wohl, ich höre Dich an“, sprach sanfteren Tones der Brigant zu der Procidanerin.

„Laßt mich nach Molo di Gaëta gehen, und ich schwöre Euch, daß ich hierher zurückkehren will.“

„Was willst Du in dem verdammten Lande thun? Willst Du mich verrathen?“

Die Procidanerin erbleichte und verlor einen Augenblick die Fassung; allein sie erholte sich bald wieder und versetzte ruhig:

„Nochmals, Ihr seid ein Undankbarer! Seht Ihr denn nicht, daß Ihr mir seit meinem Eintreffen hier ein Gefühl der Bewunderung eingeflößt habt, das es mir unmöglich macht, Euch zu verlassen? Ja, so ist es, wenn es Euch auch wundern mag, daß in dem Herzen einer sittsamen Jungfrau wahre Liebe zu einem Mann von Eurem Schlage entstehen konnte.“

„Rasch, rasch! vollende!“ mahnte Peter, dessen Erregtheit sein geheimes Denken und Hoffen verrieth.

„Ich würde einwilligen, die Eure zu werden, wenn Ihr mir versprächet, diese Berge zu verlassen und mit mir nach Toscana zu gehen, wo wir von unserer Hände Arbeit ruhig leben würden.“

„Ist das Dein voller Ernst, Carlotta? O, sage es noch einmal!“

„Ihr willigt ein?“

„In Alles, was Du von mir forderst!“

„Nun wohl, ich habe in Molo eine Verwandte. Ihr Gatte, ein Fischer, bringt jede Woche seinen Fang nach Neapel. Er kommt durch Procida. Ich will meine Angehörigen nicht länger um mich sich ängstigen lassen. Versprecht mir, mich zu meiner Verwandten gehen zu lassen, damit ich sie bitten kann, meinen Eltern Nachricht von mir zu geben, und zu melden, daß ich in Terracina eine gute Stelle gefunden habe, und daselbst bleiben werde. Sobald ich das besorgt habe, komme ich zurück, ich schwöre es Euch.“

„Wer soll Dich aber begleiten! Du kannst doch nicht allein gehen?“

„Euer Lieutenant“, versetzte sie schalkhaft, „er hat mich hierher geführt, er . . .“

„Er!?“ rief Peter, auffahrend wie ein angeschossenes Raubthier. „Nein, ich selber begleite Dich!“

„Nun gut, morgen!“ sprach Carlotta.

„Nein, sofort!“ meinte Peter; „wir haben einen weiten Weg, vor Tagesanbruch kommen wir schwerlich an. Wirst Du aber auch so weit gehen können?“

„Ich stütze mich auf Euch, mein Geliebter.“

Peter war überselig. Er traf sofort Anstalten zur Abreise, theilte seinen Leuten mit, daß er sich auf achtundvierzig Stunden entfernen werde, und trat gleich darauf mit Carlotta die Fahrt nach Florenz an.

An der Gränze blieb der Brigantenhauptmann unschlüssig stehen. Carlotta sah es und meinte:

„Ihr fürchtet, erkannt zu werden. Verbergt Eure Waffen in diesem Busch, schneidet Euch einen Stock ab, hängt Euren Zwergsack daran, und man wird uns für Mann und Frau halten und glauben, wir gehen unseren Geschäften nach. Wer kennt Euch hier übrigens? Seit fünf oder sechs Jahren denkt nun nicht mehr an Euch.“

„Du hast Recht!“ Damit legte er seinen Stutzen, seine Pistolen ab, und behielt im Gürtel nur sein Stilet.

Es schlug sechs Uhr, als sie die Molo di Gaëta beherrschende Anhöhe erreichten. Die Dämmerung begann zu weichen, und auf dem mittelländischen Meere lag das Frührоth der aufgehenden Sonne.

An Peter's Ohr schlug ein Geräusch, wie vom Hufschlag mehrerer Pferde. Er fuhr zusammen und drehte sich rasch um.

„Seltsam!“ murmelte er, „die ganze Nacht durch meinte ich hinter uns Tritte zu hören.“

In diesem Augenblicke drang durch die Morgenstille der schauerliche Ruf einer Eule.

„Sollte dieser vermaledeite Vogel mir ein Unglück verkünden?“

Durch einige Minuten schritt er allein, nachdenkend, auf dem jähen Gebirgspfade weiter. Plötzlich wurden hinter ihm Stimmen laut. Rasch wandte er sich um: etwa zwanzig Soldaten rückten heran, augenscheinlich in der Absicht, ihn zu umzingeln.

Der Brigantenhauptmann brach in ein Wuthgebrüll aus.

„Carlotta!“ heulte er, außer sich vor Zorn.

Carlotta antwortete nicht.

Er suchte sie mit den Augen. Da sah er, wie sie, ihre Kleider unten zusammenhaltend, mit Lebensgefahr sich den jähen Abhang hinabgleiten ließ, an dessen Fuße die Häuser von Molo sich erheben. Kein Zweifel, er war an Manhès verrathen! — —

Einen Augenblick hielt er unschlüssig den Schritt an. Plötzlich durchfuhr es sein Gehirn wie ein Rachеblitz. Da und dort lagen an dem Berge zerstreut mächtige Felsblöcke. Etliche davon aus der Bettung reißen und sie der Fliehenden nachsenden, war für ihn das Werk weniger Secunden.

Ein Mark und Bein durchdringender Aufschrei, — die Procedanerin war zerschmettert. — —

„Gut“, murmelte der Räuber; „das Satanskind hat seinen Lohn.“

Fünf Minuten nachher ergriffen ihn die neapolitanischen Soldaten, deren Anführer Niemand anders war, als Peter's eigener Lieutenant, der mit Carlotte im Einverständniß gewesen.

Nach Neapel und vor Manhès geführt, ward der Gefangene noch den nämlichen Tag erschossen.

So endete Peter von Calabrien.

F. C. Petersen.

Mannichfaltigkeiten.

(Auch ein Mortara-Fall.) Als seiner Zeit in Italien der Judenknabe Mortara seinen Eltern weggestohlen wurde, um ihn katholisch zu machen, gab sich darüber allgemein eine gerechte Entrüstung kund: am lautesten in England. Gegenwärtig wird nun ein ähnlicher Fall in London verhandelt oder todtgeschwiegen, was so ziemlich dasselbe ist; „aber von Entrüstung, sagt ein Correspondent der „Allg. Ztg.“, können wir keine Spur entdecken. Man zuckt die Achseln und kaum wagen einige radicale Blätter darauf

Digitized by Google

hinzudeuten, daß England keine Ursache habe, sich so laut über die Intoleranz in Spanien und Italien zu entrüsten." Einem in Cardiff (Südwales) ansässigen und geachteten Israeliten, Namens Lyons, wurde seine einzige 19jährige Tochter Esther geraubt oder heimlich hinweggelockt. Der bekümmerte Vater fand endlich ihre Spur, welche nach dem Hause einer christlichen Predigerfamilie führte. Die Gattin des Geistlichen scheint die Hauptrolle in dem Bekehrungswerke gespielt zu haben. Das Verlangen des Vaters, daß ihm seine Tochter zurückgegeben werde, wurde zurückgewiesen, mit der Behauptung: Esther folge ihrer freien Entschließung. Die Sache erregte jedoch Aufsehen, und die christlichen Judenbekehrer sahen sich genöthigt, dem Vater eine Zusammenkunft mit seiner Tochter zuzugestehen. Ihren Aufenthaltsort vermochte er nicht zu erfahren, und die Gerichte wollten oder konnten ihm nicht helfen. Die Zusammenkunft fand in London und im Beisein der selbstconstituirten Vormünder der entführten Jüdin statt. Heute erzählt der Vater im „Star" den Verlauf der Zusammenkunft. Seine Tochter war nur noch ein Schatten von dem blühenden und heitern Mädchen, das sie in ihres Vaters Haus gewesen. Sie weinte, und erklärte, daß sie nahe daran sei, den Verstand zu verlieren als der Vater sie bat, zu ihrer Familie zurückzukehren. Die anwesenden Zeugen verhinderten jedoch eine Wiedervereinigung, indem sie die Bekehrte hinwegführten, als die Aussprache mit ihrem Vater eine ihnen unangenehme Wendung zu nehmen drohte.

(Eine Bekehrungsgeschichte.) Der Augsb. „Allg. Ztg." schreibt man aus Rhodos vom 3. Sept.: Folgende Thatsache hat sich so eben in Makri (Küste von Kleinasien in der Nähe von Rhodos) zugetragen. Eine junge Muselmanin liebte einen griechischen Christen, und wurde wieder geliebt. Sie schwuren sich gegenseitige Treue, und sollten sich heirathen. Die junge Muselmann erklärte daher förmlich, daß sie zur Religion ihres Geliebten übertrete, und ließ sich taufen. Darob gerieth die fanatische muselmanische Bevölkerung in Aufregung, und der Statthalter ließ die Bekehrte in's Gefängniß werfen. Nun hielt der griechische Consular-Agent, als christliche Autorität, sich für verpflichtet, in's Mittel zu treten: er begab sich zum Statthalter, stellte ihm das Ungerechte und Willkürliche seines Benehmens vor, und es gelang ihm, die Freilassung des Mädchens zu erwirken, unter der Bedingung jedoch, daß sie ein Verhör und eine Prüfung bestehe, damit man die Ueberzeugung gewinne, ob sie vollkommen freiwillig Christin werden wolle. Sie bestätigte dieß mehrmals, und verharrte so auf ihrem Willen. Da sie nun aber Mißhandlungen fürchtete, ging sie in die Wohnung des französischen Consular-Agenten A. Casilli, und bat um französischen Schutz, weil sie — mit Recht — glaubte, er werde wirksamer sein, als der griechische. Herr Casilli willfahrte ihrem Wunsch, und begab sich dann mit der Bekehrten zum Statthalter, bei welchem man sie einem neuen Verhöre unterzog, mit demselben Ergebniß, wie das frühere. Das hierüber aufgenommene Protocoll ward an den Pascha von Mula befördert, dessen Gerichtsbarkeit sich über mehrere Theile der kleinasiatischen Küste erstreckt. Dieser erstattete Bericht an den Pascha von Smyrna, dem er untergeben ist, beschuldigte darin den französischen Consular-Agenten, das junge Mädchen zum Uebertritt beredet zu haben, und behauptete: mit Zustimmung desselben hätten Christen die Muselmanin mit Gewalt gezwungen, dem Glauben ihrer Väter zu entsagen. Auf diese Beschuldigung hin setzte Herr Casilli den französischen General-Consul in Smyrna, Herrn Benti voglio, von dem wirklichen Thatbestand in Kenntniß, und nun muß sich das Mädchen mit ihrem künftigen Gatten nach Smyrna begeben, und nochmals eine Prüfung bestehen; damit aber wird die Sache zum endlichen Austrag gebracht sein.

(Yankee-Blödsinn.) In New-Jersey macht eine Erfindung eigenthümlicher Art Aufsehen. Ein Deutscher, Herr Vester, hat einen „Sicherheitssarg" erfunden, welcher ermöglicht, daß Personen, welche scheintodt begraben wurden, sich selbst aus dem Grabe befreien, oder doch vermittelst einer Klingel die Todtengräber herbeirufen können. Der Sicherheitssarg ist dieserhalb mit einem kleinen Proviantmagazin, und einem weiten Kamin ausgestattet, durch welch letzteren der Begrabene vermittelst einer Leiter ins Freie gelangen kann. Der Erfinder, von dem Grundsatze ausgehend, daß „Thatsachen beweisen", läßt sich vor den Augen einer zahlreichen Zuschauermasse, welche ein anständiges Eintrittsgeld erlegt, buchstäblich begraben. Die Scene geht in einem Biergarten vor sich, und zu den Klängen eines wehmüthigen Trauermarsches, bringt das Publikum dem Seelentröster Gambrinus reichliche Opfer (wie ginge das auch anders, da Herr Vester über zwei Stunden im Grabe bleibt und der wehmüthige Eindruck der Trauermusik doch auf irgend eine Weise paralysirt werden muß), bis zum großen Ergötzen der aufgeheiterten Menge der Auferstandene ans Tageslicht kriecht und sich von seinen Bekannten pflichtschuldigst umarmen läßt.

(Der Arm der Gerechtigkeit ist lang.) Die „Westliche Post" berichtet: Der als Mörder seiner Frau in Newyork verhaftete Heinrich Schäfer von Bretzenheim war erst vor zwei Monaten in Amerika angelangt. Von Paterson, wo er Arbeit gefunden hatte, schrieb er an einen Jugendfreund in Bretzenheim und gab diesem seine volle Adresse unter der Voraussetzung, daß dieser reinen Mund halten würde. Er hatte sich aber getäuscht; der Freund theilte die Adresse der Gerichtsbehörde am 30. Juli mit, und diese telegraphirte sofort per atlantisches Kabel an den Consul für Hessen-Darmstadt, Herrn Kentgen in Newyork, der die Depesche am 31. Juli empfing und die Verhaftung des Mörders veranlaßte, die am 1. August stattfand. In diesem Falle hat sich die Wichtigkeit und Nützlichkeit der telegraphischen Verbindung mit Europa wieder recht eclatant gezeigt; binnen zweimal 24 Stunden nach erfolgter Anzeige in Hessen-Darmstadt hat den in dem 4000 Meilen entfernten Orte Paterson weilenden Mörder bereits die Hand der Gerechtigkeit gefaßt!! Schäfer befindet sich bereits unterwegs nach Europa und wird in kürzester Frist den Mainzer Gerichten zur Bestrafung überliefert werden.

(Zur Geschichte der Wurst.) Schon bei den alten Griechen und Römern ist die Wurst eine beliebte Speise gewesen. Aus der griechischen Benennung der Wurst (allas), welches Wort an allium (Knoblauch) erinnert, scheint hervorzugehen, daß die Alten Knoblauchwürste fabricirt haben. Auch bei den Römern erzählt Martial und Seneca vom botularius oder Wursthändler. Die Blutwurst scheint zuerst zur Zeit des morgenländischen Kaisers Leo IV. (886—911) das Licht der Welt erblickt zu haben. Genannter Kaiser erließ nämlich gegen dieses harmlose Fabrikat folgenden wahrhaft blutwurstigen Erlaß: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Menschen geradezu so toll geworden sind, theils des Gewinnes, theils der Leckerei wegen, Blut in eßbare Speise zu verwandeln! Es ist uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Eingeweide, wie in Röcke, einpackt, und so als ein gewöhnliches Gericht dem Magen zuschickt. Wir können nicht länger ausstehen und zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung blos aus Schlemmerei freßlustiger Menschen geschändet werde. Wer Blut zur Speise umschafft, er mag nun dergleichen kaufen oder verkaufen, der werde hart gegeißelt und zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren. Auch die Obrigkeit der Städte sind wir nicht gesonnen, frei ausgehen zu lassen; denn hätten sie ihr Amt mit mehr Wachsamkeit geführt, so wäre eine solche Unthat nie begangen worden. Sie sollen (jetzt kommt die Moral) ihre Nachlässigkeit mit 10 Pfund Goldes büßen." Da noch heute die Blutwurst nicht ausgestorben ist, scheint doch dieses furchtbare Edict den allerunterthänigsten Unterthanen sehr — „Wurscht" gewesen zu sein!

Digitized by Google

(Wirth und Bruder.) Folgendes wörtlich aus der „Newyorker Handelszeitung“: „Les extrêmes se touchent. John Allen, Wirth eines der gemeinsten Tanzhäuser und bekannt als „The wickedest man of Newyork“, hat gegen Mitternacht letzten Sonnabend seine Spelunke geschlossen und dieselbe Sonntag Morgens als ein Bethaus eröffnet, in welchem er selbst als Prediger fungirt. Umgeben von Pfaffen und ohne Zweifel von den „Frommen“ gut bezahlt, wird John Allen jetzt seine frühere Kundschaft zu bekehren suchen und bei diesem Geschäft voraussichtlich eine bessere Rechnung finden, als bei seiner früheren Wirthschaft. Such is life in Newyork.“

(Endloser Druckfehler.) Ein bayerisches Blatt meldete: „Se. königl. Hoh. der Knorprinz haben sich von München nach K. begeben. Am andern Tage brachte das Blatt die Berichtigung: im gestrigen Blatte müsse es statt „Se. königl. Hoh. der Knorprinz“ heißen: Se. königl. Hoh. der Kornprinz. Der dritte Tag brachte die endliche Richtigstellung des Wortes von Knor- und Kornprinz in Kronprinz, aber die Berichtigung führte die Ueberschrift: „Dreckfehler“.

Correspondenzen.

Mainz, 14. September.

Die Katastrophe, welche die unglückliche einjährige Episode des hiesigen Actientheaters über unser Theater brachte, ist nun glücklich überwunden. Die Anmeldungen zur Uebernahme der Direction für die bevorstehende Saison zeigten bereits, daß das Vertrauen in die Rentabilität desselben wieder zurückgekehrt; und es ist als ein Glück für das Institut zu betrachten, daß ein Mann von so bewährter Tüchtigkeit, wie Herr Behr, dasselbe wieder übernommen. Das dieser Tage veröffentlichte Verzeichniß der engagirten Mitglieder eröffnet uns die Aussicht auf eine sehr befriedigende Saison, und zwar sowohl, was die Oper, als auch was das Schauspiel betrifft. Dem entsprechend hat sich das Abonnement mit Ausnahme des ersten Ranges äußerst günstig gestaltet, so daß Publikum wie Direction mit freudiger Hoffnung der am 16. d. M. stattgefundene Eröffnung des Theaters entgegensehen können. Da die billigen Forderungen des Orchesters, deren seiner Zeit in diesen Blättern Erwähnung geschah, nunmehr ebenfalls befriedigt sind, so ist dies eine Garantie mehr für ein zufriedenstellendes Debut unserer Oper, deren erste Grundlage ja doch immer das Orchester ist. Allerdings wäre es sehr wünschenswerth, wenn dasselbe dadurch, daß es ein ständiges, städtisches Institut wurde, aus seiner immerhin precären Lage herauskäme. Da aber dazu vor der Hand keine Aussicht ist, so muß es als ein bedeutender Schritt zum Besseren begrüßt werden, daß die Gründung eines Pensionsfonds für dasselbe in Angriff genommen und jedem Mitgliede die Pflicht auferlegt wurde, nach Maßgabe der Besoldung monatliche Beiträge zu demselben zu liefern, während die Erträgnisse der dem Orchester bewilligten 2 Benefiz-Vorstellungen ebenfalls diesem Fonds zufließen sollen. Und von vornherein derz Fonds eine ansehnliche Grundlage zu verschaffen, haben die hiesigen Gesangvereine sich mit Freuden bereit erklärt, mit dem Orchester und bedeutenden Solisten ein großes Concert zum Besten des Fonds zu geben. Dasselbe soll in der ersten Hälfte des October unter der Leitung des rühmlich bekannten Dirigenten Herrn Capellmeister Lux stattfinden, und wir verfehlen daher nicht, schon jetzt um so mehr darauf aufmerksam zu machen, als es nicht allein sehr bedeutende künstlerische Genüsse verspricht, sondern auch deßhalb alle Aufmerksamkeit der Kunstfreunde verdient, weil Alles, was zur Sicherung der Zukunft der Mitglieder eines solchen Kunstinstitutes geschieht, am Ende immer der Kunst selbst und ihren Verehrern zu Gute kömmt, indem die Berufsfreudigkeit, welche dadurch erhöht wird, immer bessere Leistungen mit sich bringt, und anderseits junge Kräfte sich mehr veranlaßt sehen, dem Institute sich zuzuwenden.

Frankfurt, 19. September.

Diese Woche fand die 8. ordentliche Generalversammlung des Orchester-Vereins statt. Aus dem Jahresbericht ergab es sich, daß die allgemeine Lage des Vereins eine sehr erfreuliche ist. Herr Concertmeister Max Wolff, seither mit der musikalischen Leitung des Vereins betraut, ist wegen überhäufter Geschäfte zurückgetreten und wurde derselbe einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt. Zum künftigen Director wurde Herr Carl d'Ester erwählt und bürgt uns dessen Namen dafür, daß der Verein auch künftighin wird vorwärts schreiten. Der Wiederbeginn der regelmäßigen Vereinsproben ist auf Montag den 21. d. M. festgesetzt.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Webers Jubel-Ouvertüre. Heute, am 20. September, feiert die „Jubel-Ouvertüre“ C. M. v. Weber's ihr 50jähriges Jubiläum seit dem Tage ihrer ersten Aufführung in Dresden (componirt zur Feier der 50jährigen Regierung Friedrich August's, 20. September 1818). Das in seinen Verhältnissen wunderbar harmonisch aufgebaute, hinreißend schwungvolle Werk, das seit seinem Erscheinen wohl Millionen frohbewegter Menschen als Ausdruck der höchsten Begeisterung gedient hat, vollendete der damals tief bedrückte und kränkliche Meister in den Tagen vom 2. bis 11. September in Dresden, nach der Rückkehr von seinem Landaufenthalt zu Hosterwitz. Die umfängliche Jubel-Cantate wurde durch den Einfluß der Gegner deutscher Musik von dem Programm des Galaconcerts im Hoftheater zurückgehalten, ob sie gleich Weber eigens hierzu componirt hatte. Die Ouvertüre indeß wurde aufgeführt — und wir alle kennen ihr glänzendes Geschick seit jenem Tage. Kann man sich aber des Lächelns erwehren, wenn man heute die Namen der Italiener liest, die damals dem ersten deutschen Volkstondichter als „Gegner“ vorgezogen wurden? Nach der Jubel-Ouvertüre brachte das Programm des Festes am 20. September 1818: Arie aus „Boadicea“ von Morlachi; Violin-Concert von Pollebro; Duett von Nicolini u. s. w. — lauter Sterne, verblaßt an der Sonne des Weber'schen Ruhmes. — Wird man des Jubiläums am 20. September gedenken?

Wien. Die Oper „Mignon“ von Ambroise Thomas soll im Hofoperntheater im nächsten Monat zur Aufführung kommen.

Nicht uninteressant ist die Notiz, wonach der Vater der jüngst verstorbenen Frau Ch. Birch-Pfeiffer, Oberkriegsrath Pfeiffer in München, ein Mitschüler und Freund Schiller's auf der Karlsschule gewesen ist. Er war es, der das Manuscript der „Räuber“ in das Stroh seines Bettes versteckte, um dasselbe vor den Spionen des Herzogs zu retten.

„Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde“, herausgegeben von Krone (Berlin, D. Reimer) III. 4 enthält: A. v. Franzius über die klimatischen Verhältnisse Central-Amerika's (ausführlich); Aseverzon, der Berg Orjen an den Bochle di Cattaro (belehrend und unterhaltend); Kiepert, schöne Karte des Nordpolargebietes, nebst Erläuterungen von Koner; Hartmann, die wilden Säugethiere NO.-Afrikas (Forts.); Miscellen aus Australien, Afrika, und eine Bevölkerungsstatistik der französischen Colonien (nicht Algeriens); Literatur- und Sitzungsberichte.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Georg Wittemann in Geisenheim: Die Friedberger Warte, der Kuhhorn's Hof bei Frankfurt a. M. — Hermann Kauffmann in Hamburg: Waldlandschaft im Winter. — Hans Thoma in Düsseldorf: Landschaft. — E. Lugo in Freiburg: Herbstlandschaft, Abend. — Fr. v. Hoven in Frankfurt a. M.: Zwei Aquarelle. — P. Becker in Frankfurt a. M.: Landschaft. — H. Hoffmann in Frankfurt a. M.: Am Thunersee.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 20. Sept. **Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand**, Schauspiel in 6 Acten von Goethe.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 243.)

Montag, 21. Sept. Zweite Gastdarstellung des Herrn Naudin aus Paris. **Rigoletto**, Oper in 4 Acten nebst einem Vorspiel in 1 Act. Nach dem Italienischen des F. M. Piave von J. C. Grünbaum. Musik von Verdi. Der Herzog: Herr Naudin.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Lit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 263 und 264. Dienstag, den 22. September 1868.

Aleide von Pölgeest.

Historische Erzählung von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

Der junge Brederode brauchte nicht mehr lange zu reiten, um in seines Vaters Haus zu gelangen; in voller Freude eilte er zu seinem Vater und erzählte ihm seine Begegnung mit der schönen Dame.

Der alte Brederode schien die Freude seines Sohnes nicht zu theilen, bald blickte er diesen, bald die Kette an, dann rief er einen der Diener, welche seinen Sohn begleitet hatten, herbei.

„Kanntest Du die Dame, welche mit meinem Sohn sprach, Kurt?" fragte er diesen.

„Ja, gnädiger Herr!" stotterte der Knecht, verlegen seine Mütze in den Händen drehend.

„Wer war sie?" fragte Brederode eifrig weiter.

„Mit Verlaub zu sagen, Eure Gnaden, das gnädige Fräulein von Pölgeest!" war die Antwort.

Der alte Brederode erbleichte, seine Hände ballten sich, er ging lebhaft im Zimmer auf und ab.

„Laß Alle sattlen und sich rüsten", befahl er plötzlich, „und schicke Wehring, den Stallmeister, zu mir!"

Bald stand der alte Wehring vor seinem Herrn.

Brederode erfaßte die Hand seines Sohnes und legte sie in die des Stallmeisters.

Der Knabe hatte die Scene mit Erstaunen beobachtet, aber nicht gewagt, ein Wort zu reden; auch jetzt schwieg er.

Der alte Brederode redete seinen Stallmeister feierlich an:

„Du bist der älteste Diener meines Hauses, Dir will ich dessen letzten Sproß anvertrauen — hier, diesen meinen einzigen, letzten Sohn. Nimm so viel Knechte als Du für nöthig hältst und bringe ihn nach Rotterdam zu meiner Schwester. Er wird verfolgt, die Dirne Pölgeest streckt ihre gierigen Finger nach ihm aus zu meiner und seiner Schmach! Sollte er in Rotterdam nicht mehr sicher sein, so geh nach England zu den Vettern, und sollte es Dir nicht gelingen, dann lieber —" — der Herr von Brederode neigte sich zu seines Dieners Ohr und flüsterte einige Worte in dasselbe — „dann zerbrich die Lanze und meinen Schild!" fuhr er lauter fort. Sich zu seinem Sohne wendend, sagte er: „Gott schütze Dich, mein Kind, leb wohl!"

„Vater", wagte jetzt zum ersten Mal der Knabe laut zu werden, „morgen sollte ich nach dem Haag zu der schönen Dame und heute schickst Du mich nach Rotterdam. Ich ging so gern zu Hof. Die Dame war so gütig!"

Brederode sah seinen Sohn mit einem fürchterlichen Blick an.

„Sie hat ihn umstrickt!" schrie er wie verzweifelt. „Weg mit ihm! Wehring, habe gut Acht auf ihn und eile Dich!"

„Verlaßt Euch auf mich, gnädiger Herr!" sagte der alte Diener, und zum Knaben gewandt, den er an der Hand hielt, fügte er hinzu: „kommt, Junker, wir müssen reiten!"

Als sein Sohn mit dem Stallmeister das Zimmer verlassen, blieb Brederode einige Zeit in Gedanken versunken. Er sah in Adelheids Benehmen gegen seinen Sohn einen tief angelegten Plan, ihn und die Haken zu vernichten. Adelheid hatte gefunden, daß die Haken nicht zu beugen seien und daher aufgegeben, diese selbst unter ihr Joch zu bringen. Sie wollte sich nun an die künftige Generation halten — ihre Kinder wollte sie an den Hof ziehen, diese zu ihren Kreaturen heranbilden und so sie unschädlich machen! Das war der Gedankengang Brederode's. Am meisten jedoch erregte es die Wuth des alten Mannes, wenn er daran dachte, daß die Geliebte des Herzogs seinen Sohn, einen Brederedo, zu ihrem Pagen hatte bestimmen können. Diesen Plan zu stürzen, fühlte er sich Alles zu thun für fähig. Auf der Höhe der Aufregung angelangt, schwang er sich in den Sattel und sprengte dem Haag zu.

5.

Am Abend des 20. September waren in dem Gemach des Grafen von Oostervant eine Anzahl Männer versammelt, welche mit größter Aufmerksamkeit den Reden des jungen Prinzen lauschten; unter ihnen befanden sich Binkhorst und die van der Leek. Aufs Neue verlangte der Graf ihren Beistand gegen Adelheid und die Kabeljaue, aufs Neue bewies er, daß zur Rettung des Staates ein Opfer fallen müsse.

Als er schwieg, erhob sich Binkhorst:

„Erlauchter Herr!" sprach er mit Ruhe. „Wir fühlen die Schmach, die Euch trifft, im tiefsten Inneren mit, sie trifft auch uns. Aber sinnt auf andere Mittel; das meuchlerisch vergossene Blut eines Wehrlosen bringt keinen Segen! Ruft Holland zu den Waffen und wir werden zu Euch stehen wie Ein Mann! Aber so — es geht nicht! Schon ist Brederode, der uns stets den richtigen Weg gezeigt, nicht hier mit uns erschienen. Ihr habt gehört, was er gesagt. Wir sind so gut Ritter als er und tauchen unsere Schwerter in kein Weiberblut. Ersinnt ein Anderes, dann ruft uns, wir werden kommen!"

Alle Haken hatten sich erhoben und der Graf, welcher die letzte Hoffnung, seinen Plan auszuführen, schwinden sah, starrte sie wild und unzufrieden an. Da wurde der Thürvorhang zur Seite gerissen, der alte Brederode stürzte in das Zimmer und Wilhelm Kuser, welcher ihn eingelassen, lehnte sich neugierig an den Thürpfosten. Der Herr von Brederode sah aus, als ob er mit Aufbietung aller Kraft und in größter Eile noch auf einem Schlachtfelde habe eintreffen wollen, ehe der entscheidende Schlag gefallen. Er trug den vollen Brustharnisch und ein breites Schwert flog an seiner Seite, seine Reiterstiefel waren mit Koth bespritzt, seine Sporen

Digitized by Google

von Blut gerdthet, sein weißes Haar vom Winde zerzaust, seine Wangen waren fieberhaft gefärbt, aus seinen Augen sprühte ein unheimliches Feuer.

„Habt Ihr zugesagt?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Nein! Nein!“ tönte es hastig von den Lippen der Haken.

„So thut es jetzt!“ rief Brederode eben so hastig.

Erstaunt blickten die Edelleute auf ihren Führer.

Der Graf von Ostervant war aufgesprungen und auf den Greis zugetreten.

„Ich bin der Eure“, sagte dieser, dem Sohne Albrechts die Hand reichend, „dieses Weib muß sterben! Und noch diese Nacht!“

„Was ist geschehen?“ flüsterte Binkhorst Brederoden zu.

„Was geschehen ist?“ schrie dieser in wilder Extase. „Diese Dirne scheut sich nicht, das Heiligste zu schänden! Meine weißen Haare gedenkt sie mit Schmach zu beladen! Aber beim lebendigen Gott, es wird ihr nicht gelingen! Vier Söhne habe ich Holland geopfert. Zwei fielen im Kampfe für das Recht, für die Kaiserin; zwei brachte ich zu meinem Herzog und sie fielen für seine Sache; und den fünften, die Freude meines Alters, der letzte Sproß meines Geschlechts, den — Ritter von Holland verhüllt das Antlitz! Was mich betroffen, kann Euch eben so treffen; in mir vertheidigt Euch! — diesen, meinen Knaben, verlangt die Dirne als — Page, als ihren Knecht!“

„Nimmer! Nimmer! Sie sterbe!“ tönte es aus dem Munde der entrüsteten Edelleute.

„Sie sterbe!“ rief Ostervant, in die Hand Brederode's einschlagend.

„Noch heute Nacht!“ fügte der Greis hinzu. „Ich habe den Knaben in Sicherheit gebracht, er ist auf dem Weg nach Rotterdam. Morgen will sie ihn holen lassen. Ihre Trabanten werden das Schwert der Brederode fühlen und sollte diese Hand an den Galgen zu hängen kommen!“

„Tod Aleide!“ war der wilde tönende Ruf der Anwesenden.

„Wir sind einig! Setzt Euch!“ sagte Ostervant.

Unter langem Gemurmel setzten sich die Haken. Es wurde beschlossen, um Mitternacht die That auszuführen. Der Graf wollte sich die Männer wählen — ein Theil Edelleute, ein Theil Soldaten —, auf welche er sich verlassen konnte. Die Anderen sollten mit gesattelten Pferden vor dem Schloß warten, um, wie auch die Sache ausfalle, bereit zu sein. Graf Ostervant selbst wollte auf geheimem Weg die Verschworenen in Adelheids Gemach führen. Die Zeit bis zur Mitternacht sollte Jeder in Vorbereitung und Ruhe zubringen.

Wilhelm Ruser hatte während dessen scheinbar theilnahmlos an dem Thürpfosten gelehnt. Alles schien ihm ein Traum; die Geliebte seiner Jugend, die ihn von sich gewiesen, verstoßen, beschimpft hatte, sie sollte unter den Degen der Edelleute verbluten! Hatte sie Besseres verdient? Sein Innerstes sträubte sich dagegen. Noch einmal wollte er versuchen, sie zu retten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimniß der eisernen Maske

ist auf's neue untersucht worden von J. Loiseleur, Bibliothekar der Stadt Orleans, in der „Revue contemporaine“. Die Resultate seiner Untersuchung geben wir in Folgendem.

Man hat unter der eisernen Maske nach und nach folgende Persönlichkeiten entdecken wollen: den Patriarchen Arwedicks, den Grafen von Vermandois, Bastard Ludwigs XIV., den Herzog von Beaufort, den Herzog von Monmouth, den zweiten Sohn Cromwells, Fouquet, den Grafen Matthioli, Agenten des Herzogs von Mantua, endlich einen Bruder Ludwigs XIV. Der Verfasser hält sich nur an die beiden letzten, weil für sie die größte Wahrscheinlichkeit spricht, die aber auch bei einer genaueren Prüfung schwindet. Matthioli's Gefangenschaft war kein Geheimniß; er starb im Fort Exiles, spätestens im Januar 1687. Was die zweite Hypothese betrifft, so ist es gewiß, daß die Mutter Ludwigs XIV. im Jahre 1631 heimlich von einem Kinde entbunden wurde; gewiß ist es auch, daß sie nach dem Tode ihres Gemahls noch mehrere Kinder geboren. Niemand weiß jedoch, was aus dem 1631 geborenen Kinde geworden, und was die nach 1643 geborenen Kinder betrifft, so gestatten sie nur vage Vermuthungen. Der einzige Grund, in dem Gefangenen eine Person von hohem Range zu vermuthen, liegt in der Ueberlieferung von dem tiefen Respekt, den ihm seine Wächter bewiesen haben sollen. Allein bei genauer Untersuchung schwindet auch diese Ueberlieferung in Nichts. Das einzig sichere Resultat ist folgendes: Saint-Mars, Commandant des Donjon von Pignerol, hatte daselbst die Ueberwachung von Fouquet und Lauzun, und außer anderen Gefangenen befand sich auch der Graf Matthioli in der Festung. Als Saint-Mars später zum Gouverneur des Fort Exiles ernannt wurde, führte er Matthioli mit dahin, der daselbst starb. In Exiles empfing Saint-Mars einen neuen Gefangenen, dessen Namen man nie erfahren hat. Er folgte Saint-Mars nach Sainte-Marguerite, und weil seine Person unerkannt bleiben sollte, transportirte man ihn in einer Sänfte, welche dicht mit Wachsleinwand verschlossen war, so daß der Mangel an Luft dem Gefangenen eine Krankheit zuzog. Im Jahre 1698 erhielt Saint-Mars den Posten eines Gouverneurs der Bastille, wohin er auch seinen Gefangenen mitnahm. Statt ihn wieder in einer festverschlossenen Sänfte zu transportiren, ließ er ihn aus Menschlichkeit in einer offenen reisen, doch mit einer Sammetmaske vor dem Gesicht. Ueber seinen Aufenthalt in der Bastille besitzen wir ein directes Zeugniß des königlichen Lieutenants du Jonka, der eine Art von Tagebuch geschrieben hat. Nach diesem wurde der immer noch maskirte Gefangene in dem Thurm La Bertaudière und zwar im dritten Stockwerke eingesperrt, wo er im Jahre 1703 starb. Man beerdigte ihn auf dem benachbarten Begräbnißplatze von St. Paul unter dem Namen Marchiali, wie der noch existirende Todtenschein beweist. Das Gerücht von dem Luxus, den man ihm gestattet, und dem Respekt, den man ihm erwiesen haben soll, widerlegt sein Aufenthalt in dem Thurm La Bertaudière. Hier wurden gewöhnlich nur Spione eingesperrt; Zimmer, die für Personen höheren Standes bestimmt waren, befanden sich in dem Thurme nicht. Die Sammetmaske erklärt sich daraus, daß man seine Person nicht bekannt werden lassen wollte. In der Regel durften Gefangene seiner Art weder mit anderen Personen verkehren, noch das Zimmer verlassen. Aus Rücksicht auf die Kränklichkeit des Gefangenen erlaubte man ihm zuweilen, die frische Luft zu genießen, nur mußte er, damit das Geheimniß bewahrt bleibe, die Sammetmaske anlegen. Diese Vorsicht war in Venedig bei allen Staatsgefangenen gebräuchlich; in Frankreich war es etwas Neues und erregte daher die Verwunderung und die Neugierde des Volkes. Man vermuthete in dem Gefangenen irgend eine vornehme Person, während er wahrscheinlich nur ein politischer Spion von der Art des Grafen Matthioli war. Die Sammetmaske verwandelte sich in der Phantasie der Leute in eine eiserne Maske, und das geheimnißvolle Dunkel, womit die damalige Regierung ihr Verfahren gegen politische Verbrecher zu umhüllen pflegte, förderte die Entstehung der verschiedenen Mythen von dem Manne mit der eisernen Maske, der nach allem eine ziemlich unbedeutende Persönlichkeit gewesen zu sein scheint.

Digitized by Google

Die Sonnenfinsterniß am 18. August.

Von einem Mitgliede der zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom 18. August ausgesendeten österreichischen Expedition, Dr. Edm. Weiß, wird in der „N. Fr. Pr." ein Bericht veröffentlicht, dem wir Folgendes entnehmen:

Am Tage der Finsterniß war der Himmel, als wir aufstanden, fast völlig bedeckt und besonders im Osten lagen dichte Wolkenbänke. Hoffnungslos gingen wir daher an die Vorbereitungen für die Beobachtungen, schöpften jedoch wieder etwas Muth, als gegen 6 Uhr Morgens in der Nähe der Sonne einige Wolkenlücken sich zeigten. Endlich erblickten wir etwa 10 Minuten vor dem Eintritt der Totalität in einer solchen die schon recht schmale Sonnensichel auf einige Augenblicke, aber erst 5 Minuten vor dem so lang ersehnten Momente der totalen Finsterniß trat das Doppelgestirn in eine klarere Stelle des Himmels, in welcher es während der ganzen Dauer der Totalität verweilte und uns so die Ausführung aller Beobachtungen ermöglichte, die wir uns vorgenommen hatten. Es traten bei dieser Finsterniß außer dem schmalen hellrothen Saume, welcher stets wenige Augenblicke vor dem Beginn und Ende der Totalität den dunklen Mondrand durch weite Strecken an beiden Seiten jener Punkte umkränzt, wo der letzte Sonnenstrahl erlischt und der erste wieder hervorbricht, in Aden nur noch drei größere Protuberanzen auf. Die bemerkenswertheste dieser Protuberanzen war eine scharfbegränzte, im lebhaftesten Karminroth glänzende fingerförmige, deren Länge beiläufig den achten Theil des Sonnenhalbmessers betrug. Sie blieb nicht nur während der ganzen Dauer der Totalität sichtbar, sondern wurde erst einige Minuten nach dem Ende derselben unseren Blicken durch vorüberziehende Wolken entzogen.

Von jedem dieser drei Gebilde haben Dr. Theodor Oppolzer und ich selbst Messungen der Position und Größe angestellt, welche sehr gut mit einander harmoniren. Außerdem wendete ich auch meine Aufmerksamkeit der Corona zu, welche im Allgemeinen eine gewisse Aehnlichkeit mit jener zeigte, die bei der Sonnenfinsterniß am 18. Juli 1860 in Spanien aufgetreten war, indeß nicht so vollkommen beobachtet werden konnte, als ich wünschte, da die längeren in ihr auftretenden Strahlen größtentheils durch Wolken verdeckt waren.

Die Spectral-Untersuchungen führte Schiffslieutenant Rziha aus und bemerkte beim Eintritte der Totalität ein plötzliches Verschwinden aller dunklen (Fraunhofer'schen) Linien, und es ging dadurch das Spectrum in ein allerdings blasses, aber noch vollkommen deutlich sichtbares sogenanntes kontinuirliches über. Gegen Ende der Totalität, als ein dünner Wolkenschleier sich über die Sonne gezogen hatte, durch den die Corona verdeckt wurde, die Protuberanzen aber noch hindurchleuchteten, verschwand im Spectroskope der stärker brechbare Theil des Spectrums fast vollständig, und es blieben nur noch eine Reihe rother, durch breite dunkle Zwischenräume von einander getrennter Bänder zurück.

Kurz nach dem Ende der Finsterniß hörten wir mit Vergnügen, daß auch die Bemühungen unserer lieben norddeutschen Collegen, welche einige hundert Klafter von uns entfernt, ihre photographischen Apparate aufgestellt hatten, vom besten Erfolge gekrönt worden seien, da ihnen während der Totalität mehrere treffliche Aufnahmen gelungen waren.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine elegante Dame.) Vor einigen Tagen hat die Berliner Polizei einen eigenthümlichen, vielleicht, wie die „Staatsb. Ztg." meint, einen sehr wichtigen Fang gemacht. Unter den mit dem Zehn-Uhr-Zuge Morgens auf der Anhalter Bahn in Berlin eingetroffenen Reisenden zeichnete sich besonders eine Dame durch ihre hohe, schlanke Figur, sowie durch die Eleganz ihrer Toilette aus; gewichtige Koffer wurden ihr nachgetragen. Ohne ein Wort zu sprechen, schritt sie weiter nach dem Halteplatze der Droschken, ließ auf eine derselben ihr Gepäck legen und sagte beim Einsteigen zum Kutscher: „Nach dem Hamburger Bahnhof!" Einer der Commissionäre war der Dame bis hieher gefolgt, sein Hotel, als das einzige, wo eine Dame vom Stande logiren könne, anpreisend, ohne einer Antwort gewürdigt zu sein. Die zum Kutscher gesprochenen Worte überzeugten ihn nun zwar, daß für ihn kein Geschäft zu machen sei, der Klang der Stimme kam ihm aber so tief und barsch vor, daß in ihm der Gedanke aufstieg, unter dieser Hülle verberge sich ein Mann. Er theilte seine Vermuthung dem nahestehenden Polizeiwachtmeister Thiedemann mit, der die eben im Abfahren begriffene Dame nach ihrer Legitimation fragte. Stumm öffnete sie einen mit Damen-Toiletten-Gegenständen gefüllten Koffer, aus welchem sie dem Schutzmann einen ganz richtigen, auf eine Dame im Alter von 23 Jahren lautenden Paß überreichte. Da jedoch der Schutzmann so ungalant war, der Dame zu sagen, er halte sie für 28 bis 30 Jahre alt, und sie keine anderen Beweismittel für die Richtigkeit obiger Angabe zur Hand hatte, so wurde sie genöthigt, dem Beamten nach der Dienststube zu folgen, wo denn auch in der That sich die Dame als ein veritabler Mann entpuppte. Wer der geheimnißvolle Reisende, der natürlich vorläufig am Weiterreisen verhindert wurde, ist, konnten wir nicht erfahren, wir erwähnen jedoch der Curiosität halber, daß sich auf dem Bahnhofe sofort das Gerücht verbreitete, der Unbekannte sei kein Anderer als — Graf Chorinsky. — Der vermeintliche Chorinsky nannte sich auf der Criminal-Polizei August Brisch. Er will ein ehemaliger Diener aus Stettin sein, der später nach Berlin gekommen, hier ausgewiesen worden, dann in Wien auf mehreren Bühnen als Dame aufgetreten wäre und sich schließlich so sehr in die Weibertracht verliebt habe, daß er nur noch darin erscheinen wollte. Am Tage nach seiner Verhaftung, nachdem er sich durch einen Barbier die Spuren eines keimenden stattlichen Vollbartes aus dem Gesicht hatte tilgen lassen und seine etwas derangirte Coiffure geordnet, sah er wirklich einem Frauenzimmer nicht unähnlich. Die Criminal-Polizei vermuthet, vielleicht nicht mit Unrecht, daß die zahlreichen Wäschestücke, die er bei sich trug und die mit dem Zeichen einer adeligen Familie versehen waren, irgendwo gestohlen worden sind.

(Ein Schwergeprüfter.) Aus Naumburg schreibt man der „Magdeb. Ztg.": Vor etwa 1½ Jahren war der Kreisfeldwebel Riegler aus Kölleda plötzlich flüchtig geworden. Riegler hinterließ einen Brief, in welchem er mittheilte, daß bei Abschluß der Casse, welche er in der Eigenschaft als Zahlmeister im Kriegsjahre 1866 zu führen gehabt, ein Minus von über 1000 Thalern sich herausgestellt habe, daß er an diesem Defecte vollständig unschuldig, aber nicht in der Lage sei, irgendwelchen Umstand zur Erklärung dieses traurigen Vorkommnisses anzuführen. Er wisse, was ihn erwarte; er wisse namentlich, daß die Betheuerung seiner Unschuld vollständig vergeblich sein werde. Seine Dienst- und Familienehre öffentlich gebrandmarkt zu sehen durch das Schauspiel einer strafrechtlichen Verhandlung und Verurtheilung, könne er nicht ertragen, und deßhalb bleibe ihm nichts übrig, als der verzweifelte Schritt heimlicher Entweichung. Der Fall machte in allen Kreisen tiefen Eindruck. Riegler, welcher während seiner langjährigen Dienstzeit sich als ein Mann von der peinlichsten Gewissenhaftigkeit erprobt hatte, erfreute sich bei seinen Vorgesetzten des unbedingtesten Vertrauens. Freimüthig, aber höchst wohlwollend in seinem ganzen Wesen, genoß er sowohl bei seiner Compagnie, wie bei allen Kreiseingesessenen die hingebendste Verehrung. Riegler hielt auf

Digitized by Google

den Dienst, aber auch auf den Dienenden, er half, wo Hülfe sich empfahl, und war ein trefflicher Vater seiner Familie, die er unter Herzbrechen zurückgelassen hatte. Die Versuche, den Entwichenen zu erreichen, waren vergeblich und mußten vergeblich sein, da Riegler 800 Meilen hinter Newyork Anker geworfen hatte. Unter allen nur denkbaren Leiden des Menschendaseins, zuletzt als Kärrner bei einem hartherzigen Farmer, hat der Unglückliche sein Leben im Exil zugebracht. Jetzt ist derselbe zurückgekehrt, da die Superrevision seiner Rechnung die vollste Richtigkeit derselben ergeben hat, indem der vermeintliche Defect lediglich auf einem error in calculo beruht. Riegler hat sich der competenten Militärbehörde in Erfurt freiwillig gestellt, nachdem er vorher seiner schwergebeugten Frau und seinen Kindern die namenlose Freude seines Wiedersehens gemacht hat.

Correspondenzen.

Darmstadt, 20. September.

Das Programm des sechsten mittelrheinischen Musikfestes zu Darmstadt, das am 27. und 28. September unter Leitung des großherzoglich hessischen Hofmusikdirectors C. A. Mangold stattfindet, ist wie folgt festgesetzt: Erstes Concert. Samson, Oratorium von G. F. Händel. Die Soli vorgetragen von Frau Peschka-Leutner, erster Sängerin des Stadttheaters zu Leipzig, Fräulein Helene Hausen, Mitglied des Hof- und Nationaltheaters zu Mannheim, Herrn A. Ruff, Concertsänger aus Köln und Herrn B. Greger, Mitglied des großherzoglich hessischen Hoftheaters zu Darmstadt. Zweites Concert. Sinfonie A-dur von L. van Beethoven. Arie von J. Haydn. Motette: Lob und Ehr' von J. S. Bach. Ouvertüre und Scenen aus Frithiof, dramatisches Gedicht für Soli, Chor und Orchester von C. A. Mangold. Die Soli vorgetragen von obengenannten Damen und Herren.

Heidelberg, im September.

Neubauten haben hier zu mancherlei interessanten Funden und Entdeckungen geführt. Die Häuser der neuen Sophienstraße werden gerade über den alten Wallgraben längs der Westseite der Stadt gestellt. In der Mitte, wo dieser verschüttete Graben von der westlichen Hauptstraße durchschnitten wird, stand vor Zeiten das Speyerer Thor nebst Brücke. Vor demselben wurden im dreißigjährigen Krieg gegen den heranrückenden Tilly neue Befestigungswerke errichtet, woran Bürger und Beamte, Professoren und Studenten, Weiber und sogar Kinder Tag und Nacht mitarbeiteten, und hier fand bei der Einnahme der Stadt durch ihn ein Hauptsturm statt. Durch die Neubauten wurden nun sowohl die alte Speyerer Brücke als die weitläufigen Grundmauern des befestigten Thors bloßgelegt, und es fanden sich theils unten, theils zu beiden Seiten der Brücke eine ganze Rüstung, dabei das Stück eines Schwerts und ein Sporn, eine Anzahl alterthümlicher Schießgewehre, ein eiserner Ringkragen, drei kleine eiserne Kanonen, ein Schädel und andere menschliche Knochenreste u. A. m. Alles dies im Schlamme des alten Wallgrabens, der sich durch seine Schwärze bemerklich machte. Noch merkwürdiger vielleicht ist das in der St. Peterskirche Aufgedeckte und Gefundene. Diese seit Kurzem im Aeußeren so herrlich erneute gothische Kirche hatte bei einer Breite des Schiffs von nur 50 Fuß in älterer Zeit eine niedriggewölbte, in neuerer nur eine flache Decke, und erhält jetzt eine gothische Säulenstellung, wodurch sie in drei Schiffe abgetheilt wird. Man ist jetzt am Fundamentlegen für diese Säulenstellung und mußte tief graben, um auf gewachsenen Boden zu kommen. Dabei stieß man denn im östlichen Theil des Schiffes, vor der südlich angebauten alten Universitätscapelle, auf zahlreiche noch unvermoderte Särge mit ihren Gerippen. Auf den Schädeln befanden sich meist noch die Haare, zum Theil von bedeutender Länge, wir selbst sahen mehrere davon, darunter einen mit langem blondem Lockenhaar. Ob sich wohl die Köpfe, welche diese Haare trugen, jemals träumen ließen, daß sie auf solche Weise aus dem Grab auferstehen würden? Es wurde natürlich Alles wieder in die Tiefe versenkt. Da keines dieser Gräber gemauert war, die Särge in der bloßen Erde lagen, waren sie offenbar in dem Kirchhof des alten Kirchleins der „seligen Jungfrau in der Einöde", der späteren Universitätscapelle, beerdigt, und als die St. Peterskirche an diese angebaut ward, wurden sie von derselben bedeckt und dadurch so trocken gehalten, daß sich daraus die unvollständige Verwesung erkläet. Auch ein schöner Gewölbschlußstein wurde im Schutte vor der Universitätscapelle gefunden. Er ist gemalt und stellt auf Goldgrund das Bild des heiligen Petrus mit mächtig großem silbernem Himmelsschlüssel in der Rechten dar. Auf dem Band, welches sich um den Rand herumschlingt, steht gleichfalls gemalt die Jahreszahl: Anno Dni MCCCC. Der Schluß der Zahl fehlt in Folge Beschädigung des Steins, ohne Zweifel war es aber dieselbe Zahl 1488, welche sich noch auf dem Capital eines Pilasters der Universitätscapelle vorfindet. Man darf annehmen, daß bei der Zerstörung Heidelbergs durch die Franzosen das Dach und Gewölbe der Capelle einstürzte und der fragliche Schlußstein im Schutt verloren ging. Leider haben durch Einwirkung des Lichts und der Luft seine Farben, die beim Ausgraben ganz frisch und kräftig waren, sehr gelitten, doch ist das Bild des h. Petrus immer noch kenntlich.

Frankfurt, 21. September.

Eine naturhistorische Seltenheit erster Größe ist seit einigen Tagen dem Publikum zur Schau geboten: eine in den Gewächshäusern des Kunstgärtners Hrn. J. G. Schmidt (Haideweg 11) zur schönsten Blüthe gekommene Victoria regia. Nachdem durch größtmögliche Mühe und Sorgfalt die Pflanze ihre riesigen Blätter ausgebreitet hatte, stieg im Laufe der vorigen Woche die erste Blüthenknospe aus dem Wasser hervor, zeigte sich erst in blendender Weiße, verschloß sich nach Verlauf von 12 Stunden der Sonne, um nach wiederum 6 Stunden in noch wunderbarerer Gestalt und Farbe sich wieder zu erschließen. Kaum war vorgestern die erste Blume verblüht, als gestern die zweite Knospe, noch stolzer als die erste, sich über dem Wasser erhob und vor den Augen zahlreich versammelter Zuschauer wie die erste sich entfaltete. Wir versäumen nicht, das für Naturschönheiten empfängliche Frankfurter Publikum auf diesen gewiß seltenen Genuß aufmerksam zu machen. Schon zeigt sich die dritte Knospe etwas über dem Wasser, die höchst wahrscheinlich Ende dieser Woche sich entfalten wird.

Paris. In der großen Oper zu Paris beschäftigt die Wiederaufnahme der „Hugenotten" in das Repertoire alle Kräfte; man wird nicht nur die Costüme und die Decorationen erneuern, sondern beabsichtigt auch, das Orchester zu verstärken u. s. w. Die Sängerin Nilsson, welche am Donnerstag einen kurzen Ausflug nach Deutschland gemacht, kehrte von dort dahin zurück, um im „Hamlet" zu singen. — Am Donnerstag hat Herr Pasdeloup vom Theater Lyrique Besitz genommen. Er schritt unverzüglich zur Organisation des Chores und des Orchesters. Sämmtliche Contracte wurden gezeichnet, und hat diese Formalität von Mittags bis halb sechs Uhr Abends gedauert. Herr Pasdeloup hat das gesammte frühere Personal im Engagement behalten. Die Eröffnung findet am 1. October statt. — Wenn der „Independance" zu glauben ist, so wäre dem Theater Châtelet die Aufführung des „Theodoros" nur unter der Bedingung gestattet, daß der Name des einen der Verfasser, Rochefort, auf dem Zettel nicht erscheine.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Fünf Pferdestücke von J. G. Prestel in Mainz. — Project für den Domausbau von Hermann Walther. — Lithographie von Bal. Schertle nach Rethel's Kaiser Maximilian auf der Martinswand. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach Raphael von Michel Angelo.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 22. Sept. **Aus der Gesellschaft,** Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 244.)

Mittwoch, 23. Sept. Gastdarstellung des Herrn Raubin aus Paris. **Margarethe,** große Oper in 5 Acten (6 Bildern). Nach Goethe und J. Barbier und M. Carré. Musik von Gounod. — Faust: Herr Raubin.

(Außer Abonnement.)

Donnerstag, 24. Sept. **Kabale und Liebe,** bürgerliches Trauerspiel in 5 Acten von Schiller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 245).

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Hellet und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 265. Mittwoch, den 23. September 1868.

Aleide von Pölgeest.

Historische Erzählung von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

Mitternacht war nicht mehr fern, als Wilhelm Kuser, in einen Mantel gehüllt, das Schloß verließ. Er eilte nach dem Haus Johann von Arkels. Die Thüren desselben waren geöffnet und in der Vorhalle saßen schlaftrunkene Diener.

Kuser fragte sie nach ihrem Herrn; die Antwort lautete, er sei bei Egmont zum Nachtmahl und noch nicht zurück.

Kuser machte sich auf den Weg nach Egmonts Absteigequartier; ehe er es noch erreichen konnte, traf er auf einen Edelmann, der, von einer Schaar Dienern mit Windlichtern umgeben, an ihm vorbeiwanken wollte; er erkannte Johann von Arkel. Laut dessen Namen rufend, drängte er sich durch die Knechte. Arkel blieb stehen und legte die Hand an das Schwert; jedoch Wilhelm erkennend, fragte er mit lallender Zunge:

„Kuser, was wollt Ihr?"

„Ein Wort mit Euch allein reden!" entgegnete Wilhelm mit Hast.

„Zurück, Ihr Schelme!" fuhr Arkel die sich herandrängenden Diener an. „Glaubt Ihr, ich fürchte mich, mit diesem bleichen Gesellen allein zu sein? Zurück! Und Ihr — sprecht!"

„Bewaffnet Euch und die Eurigen, Ritter von Arkel! Eilt zum Schloß, um Mitternacht soll Aleide gemordet werden!"

Arkel suchte festzustehen; lange starrte er Kuser mit seinen umflorten Augen an, er schien das Gesagte nur mühsam fassen zu können; dann fragte er:

„He? Wer will sie denn morden?"

„Die Haken, an ihrer Spitze der Graf von Ostervant!" war die schnelle Antwort.

Diese Worte schienen ein Blitzstrahl zu sein, der auf Arkel herniederfuhr; er zuckte zusammen, seine Augen wurden starr, die rothe Weinfarbe schwand von seinen Wangen, er schien nicht fähig, ein Wort zu reden.

Plötzlich lachte er gellend auf.

„Das ist zu plump, Kuser", schrie er, „zu plump! Ich soll aufs Schloß rücken, Alles in Bewegung setzen, schreien: „der Ostervant will Aleide morden!" und wenn ich ankomme, liegt Albrechts Sohn im tiefsten Schlummer auf dem Bett und der Arkel —? Was wird mit dem Arkel gemacht? Kuser, man kennt Euch als des Ostervants Vertrauten! Geht!"

„Ich schwöre Euch, was ich sagte ist wahr! Rettet das Mädchen!" flehte Kuser. „Gerade weil ich Ostervants Vertrauter bin, kann ich es wissen. Ich will Euch geräuschlos und unbemerkt in das Schloß führen und eben so daraus entfernen, wenn, was ich gesagt, nicht vollständig zutrifft. Johann von Arkel, Ihr seid ein Ritter, thut Eure Pflicht! Wehret dem Mord! Rettet Adelheid von Pölgeest!"

Arkel schien seiner Sinne allmählich wieder völlig Herr zu werden; er betrachtete den mit Wärme Redenden aufmerksam und schien eine Zeit lang zu überlegen, dann schob er Wilhelm Kuser bei Seite.

„Geht, Mann!" sagte er. „Ihr habt Adelheid einst geliebt, Eure Sinne sind erregt, Ihr träumt! Geht und legt Euch schlafen. Ueberlaßt es Albrecht, sein Liebchen zu beschützen, er hat die Macht dazu. Geht schlafen!"

Arkel schritt vorwärts, die Diener drängten sich um ihn, und Kuser, zurückgestoßen, eilte im schnellsten Lauf zum Schloß zurück.

Als Johann von Arkel an sein Haus kam, befahl er seinen Dienern, zu satteln und sich zu rüsten; in seinem Gemach angelangt, sagte er zu seinem Leibdiener:

„Gieß mir Wasser über den Kopf, Georg, und reite vor's Schloß. Sollte sich dort etwas ereignen, so komm zurück und melde es mir! — Adelheid, heut werden wir quitt!"

— — — —

Als Wilhelm Kuser wieder am Schloß anlangte, schlug es Mitternacht. Es war zu spät, um den Herzog zu wecken. Kuser blickte empor, durch die Fenster von Adelheids Schlafgemach schimmerte Licht, sie war noch wach!

Kuser stürzte in das Schloß, wo er zu jeder Stunde Einlaß fand, er eilte nach jenem Gange, durch welchen Graf Ostervant die Mörder in Adelheids Gemach führen wollte und der auch ihm bekannt war, er fand ihn noch frei. Das Ende des Ganges bildete eine Mauer, und nur der Kundige konnte den Ort erkennen, welcher, durch einen Druck darauf, diese Mauer zur Thüre machte, die zum Gemach der Geliebten des Herzogs führte. Wilhelm Kuser berührte die Feder, die Wand drehte sich um eine Angel und öffnete den Zutritt in Adelheids Zimmer.

Sie saß im Nachtgewand mit aufgelöstem Haar vor ihrem Spiegel, nachdenklich das Haupt in die Hand gestützt. Bei dem Geräusch, welches Kusers Eintritt verursachte, fuhr sie auf; als sie Wilhelm erblickte, zeigte sich tiefes Erstaunen in ihren Zügen. Sich erhebend, rief sie zornig:

„Wilhelm! diese Kühnheit ist unerhört? Du zwingst mich zu thun, was ich gern vermeide! Was soll das!?"

Kuser sank ihr zu Füßen.

„Rette Dich Aleide! Flieh'! die Mörder folgen mir auf den Fußen! Flieh!" stöhnte er.

Adelheid betrachtete den vor ihr Knieenden theilnehmend.

„Mußte es so weit kommen!" sagte sie. „Leg Dich zu Bett, Wilhelm, Du fieberst!"

„Aleide, ich rede wahr! Fliehe! die Haken und Ostervant! Jede Minute können sie kommen! Horch! Hörst Du? Flieh oder schrei nach Hülfe!"

Digitized by Google

Wirklich hörte man dumpfe Schritte.

Alleide lauschte, ihr Antlitz wurde bleich, ihre Hand ergriff den Schellenzug, dann, einen Blick auf Kuser werfend, ließ sie ihn wieder fahren und wollte dem Hauptausgang des Zimmers zueilen. Ehe sie ihn noch erreichen konnte, öffnete sich die geheime Thüre und eine Anzahl mit Schwerter und Jagdspießen bewaffnete Männer drängten in das Gemach: ein Theil von ihnen war vermummt, Andere zeigten ihre Gesichter frei.

Bei dem Erscheinen der Verschworenen änderte Adelheid ihren Entschluß. Mit Hoheit sich aufrichtend, schritt sie auf die Eindringlinge zu.

„Wer wagt es zu dieser Stunde bewaffnet in mein Gemach zu dringen!?" rief sie den Männern entgegen. „Ihr werdet meinem Herrn, dem Herzog, Rede darüber stehen!"

„Stehe uns Rede, Buhlerin!" schrie eine mächtige Stimme aus dem Haufen. „Was hast Du aus Holland gemacht? Eine Pfründe für eine Dirne und ihren Anhang von Kabeljaue! Was willst Du aus unseren Kindern machen? Schleppträger einer Metze! Erfahre jetzt, daß es noch Männer in Holland gibt, die dem ein Ende machen können!"

Adelheid wickelte die Glockenschnur um die Hand, mit aller Kraft zog sie — man hörte die Gänge vom Klang der Glocken dröhnen, da riß die Schnur. Sie ihren Gegnern zu Füßen schleudernd, schrie die Dame von Pölgeest:

„Feige, elende Haken! Könnt Ihr Nichts als wehrlose Weiber zu schrecken versuchen? Noch eine Minute und Ihr könnt Euren Herzog zur Rede stellen, wenn Euer Muth so groß ist! Pfui, ich verachte Euch!"

„Sie höhnt! Vorwärts!" tönte es aus dem Haufen.

Alle drangen auf Adelheid ein. Wilhelm Kuser hatte sich neben die Gespielin seiner Jugend gestellt; als die Verschworenen ihre Waffen gegen die Geliebte des Herzogs richteten, warf er sich zwischen sie und ihr Opfer. Mit aller Kraft dem Nächsten den Speer aus den Händen reißend, führte er verzweifelte Stöße nach allen Richtungen hin. Einige Sekunden klirrten die Eisen aneinander, dann sank Wilhelm Kuser durchbohrt zu den Füßen der Dame von Pölgeest, diese mit seinem Blute bedeckend und mit brechendem Auge das Ihrige suchend.

(Schluß folgt.)

Die Pionniere von Rochdale.

Die Entstehung dieser Cooperativgenossenschaft, ihr Wachsen und ihre Ausbreitung nach verschiedenen Richtungen ist in Deutschland zu sehr bekannt, als daß wir eine Charakteristik derselben zu geben brauchten. Im Folgenden sei nur auseinandergesetzt, was sie und die mit ihr verbundenen Vereine bereits geleistet haben und was sie in der nächsten Zeit anzustreben gedenken.

Die Rochdaler Pionniere, die im Jahre 1844 28 Mitglieder zählten und über 28 Pfd. Sterl. Capital verfügten, hatten am Abschlusse des Jahres 1867, bei einer Mitgliederzahl von 6823 Personen, ihr Capital auf 128,435 Pfd. Sterl. erhöht und erzielten bei einem Absatze von 284,910 Pfd. Sterl., einen Gewinn von 41,619 Pfd. Sterl. Auch in diesem Jahre hat sich ihr Geschäftsumsatz abermals gehoben und wird allem Anscheine nach die Summe von 300,000 Pfd. Sterl. übersteigen.

Diese Ziffern erschöpfen jedoch nicht die ganze Geschäftsthätigkeit des Vereins, sie umfassen nur die Umsätze in der Hauptniederlage und den zehn Zweigniederlagen. In allen diesen werden Spezerei- und Fleischerwaaren, in zwei oder drei noch außerdem Schnittwaaren verkauft. Die Departements für Kleidungsstücke und Schuhwerk haben je ihre eigene Niederlage. Namentlich der Fleischverkauf hat eine große Ausdehnung, obwohl derselbe zur Zeit der Rinderpest stark gelitten, und erfahrene Fachmänner besorgen den Vieheinkauf auf den besten Märkten des Königreiches.

Schon seit einer Reihe von Jahren stellte sich bei stets wachsendem Geschäftsbetrieb die Unzulänglichkeit der alten Räumlichkeiten heraus und im Jahre 1866 baute die Genossenschaft ein neues Steingebäude, welches für die Energie und den Geschmack derselben gleichmäßig Zeugniß ablegt. Diese neue Niederlage ist drei Stockwerke hoch und besitzt einen geräumigen Keller zum Lagern schwerer Frachtgüter. Das Erdgeschoß enthält eine Anzahl Räume für den Verkauf von Spezereiwaaren, Schnittwaaren und Schuhwerk. Auf der ersten Etage befinden sich eine Mehlniederlage, ein Schnittwaarenladen, die manchem eleganten Etablissement im Westende Londons nicht nachstehen, und die Bureaux. Das zweite Stockwerk umfaßt zwei Comitezimmer, einen Wartesaal und eine Bibliothek von 7000 Bänden, in Verbindung mit einem Lesezimmer. Letzteres ist mit einer großen Auswahl von Tage- und Wochenblättern, Monats- und Vierteljahrsschriften, sowie mit einer Nachschlagebibliothek von 150 Bänden versehen. Außerdem besitzt die Association in den Zweigniederlagen getrennte Lesezimmer, deren Benützung den Mitgliedern freisteht. Die Bibliothek enthält außer den Hauptwerken auf den Gebieten von Geographie und Geschichte, Philosophie und Theologie, Poesie und den schönen Künsten eine hübsche Sammlung wissenschaftlicher Apparate: Erd- und Himmelsgloben, ein achromatisches Mikroskop, mit einer Vergrößerungskraft von 130,000 Diam., ein Teleskop, durch welches die Trabanten des Jupiter deutlich sichtbar sind u. s. w. Bibliothek und Lesezimmer werden durch einen besonderen Fonds unterhalten, für welchen 2½ pCt. des Reingewinnes bestimmt sind. (So wurden während des vergangenen Halbjahres 402 L. 18 Sh. 9 D. bei Seite gelegt.) Das dritte Stockwerk schließlich enthält einen 88 Fuß langen und 66 Fuß breiten Saal zur Benützung seitens der Mitglieder und — wenn von dem Vereine nicht gebraucht — zu öffentlichen Zwecken.

Die mit der Association in Verbindung stehende „cooperative Mühlengesellschaft" gedeiht vortrefflich und liefert den Arbeitern von Rochdale nach wie vor gutes, unverfälschtes Mehl zu billigen Preisen. Ihr Capital beträgt jetzt 89,000 L. und der Umsatz des vergangenen Jahres erreichte die Höhe von 356,000 L. Augenblicklich errichtet die Gesellschaft Malzdarren, mit einem Kostenaufwande von 10,000 L. und ein Backhaus zur Versorgung der Mitglieder mit nahrhaftem und billigem Brod. Das Nächste wird wahrscheinlich die Einrichtung einer Milcherei sein.

Auch die „cooperative Baumwollfabrikations-Gesellschaft" hat Aussichten, die Gefahren, welche in letzter Zeit ihre Existenz bedrohten, zu überleben. Dieselbe besteht jetzt 13 Jahre; in 1855 machte sie mit 95 Webestühlen den Anfang und jetzt besitzt sie zwei Mühlen mit 50,000 Spindeln und 870 Webestühlen.

Fast alle Arbeiter sind Actionäre. Noch hervorzuheben ist, daß die Mühlen der Gesellschaft zu den wenigen gehörten, welche zur Zeit der Baumwollkrise in Thätigkeit blieben und mit Profit arbeiteten.

Das Gesammtcapital der Rochdaler Arbeiter in ihren verschiedenen Associationen übersteigt eine halbe Million Pfund Sterling.

Ein Brief über Wien.

In der „Köln. Ztg." finden wir den Brief eines Deutschen, der die Eindrücke aufrichtig wiedergibt, welche die Reichshauptstadt auf ihn gemacht. Der Verfasser, dessen ganze Auffassung klares

Digitized by Google

und unbefangenes Urtheil zeigt, sagt unter Anderem, nachdem er die feindselige Sprache berührt, die „draußen im Reich“ über die österreichischen Zustände geführt wird:

„Kommt man nach Wien, so ändert sich das Bild und man möchte eher an eine blühende Prosperität des Reiches glauben, welches eine solche Hauptstadt hat. Ueberall herrscht eine überraschende Regsamkeit, auf die Stockung der früheren Jahre ist in Handel und Industrie ein neuer Aufschwung erfolgt, ein neuer Muth zu Unternehmungen zeigt sich überall, das alte sprüchwörtliche Phäakenthum ist zwar nicht ganz zu Ende gegangen, und das ist recht gut, aber es hat keineswegs mehr die Oberherrschaft. Die Geister regen sich manchmal etwas fieberhaft und der Fortschritt ist geradezu Mode geworden. In Wien herrscht die liberale Partei augenblicklich unumschränkt, so sehr, daß man der Existenz der reactionären Parteien, des Adels und des Clerus und alles dazu Gehörigen fast vergessen zu haben scheint, und unter der Herrschaft der liberalen Partei und der Hoffnungen, die man darauf setzt, gewinnt die ganze Gesellschaft ein neues Zutrauen. Das Capital wagt sich wieder hervor und fördert die geschäftliche Speculation; der Staatscredit hat sich gehoben, die Münzverhältnisse haben sich gebessert und im täglichen kleinen Verkehr circulirt jetzt gerade so viel Kupfer- und Silbergeld als Papier. Die Erweiterung der Stadt hat eine ungeheure Bauthätigkeit zur Folge gehabt, die trotz alledem, was schon geschaffen ist, noch immer fortdauert; colossale Bauten sind theilweise schon vollendet, theilweise noch im Werke, wobei der größte Luxus entfaltet wird, der Reichthum der Stadt und der Einwohner tritt glänzend zu Tage. Zwar sind die Steuern überaus hoch, aber so lange diese hoffnungsvolle Meinung herrschend bleibt, beklagt sich Niemand darüber, man erzählt sich die schauerlichen Steuer-Executionsgeschichten aus der Provinz mit Achselzucken und selbst die bedenkliche Bedeutung einiger tragischen Vorfälle der jüngsten Zeit wird mit den schönsten Argumenten hinweg erklärt. Das alte üppige, lebenslustige Wien ist noch dasselbe, aber seine Lebendigkeit und Lebenslust hat sich eine andere, bessere Bahn gebrochen, die gutmüthige Trivialität von früher tritt nicht mehr so unverhüllt zu Tage, die Wiener behaupten, sie hätten ihr Phäakenthum endlich abgeschüttelt und sind sehr stolz darauf, daß sie es gethan haben. Aber Wien ist nicht der Kaiserstaat, nein, Wien ist eben die Seele und der Kern des deutschen Oesterreich, und darin beruht die niemals aufgegebene Hoffnung auf eine einstige Regeneration des Staates auf deutscher Grundlage. . . .“

Mannichfaltigkeiten.

(Sonderbare Heilige.) Bekanntlich deutet Madame Ernst, die Frau des berühmten Violinspielers, ihr schönes Talent aus, französische Verse vorzutragen. Auf ihren Wanderungen kam neulich Madame Ernst, welcher sich einige Freunde angeschlossen hatten, in das Dörfchen Orcy, welches in den Bergen der Auvergne wie verloren liegt und dessen Bewohner durch eine Einfachheit der Sitten sich auszeichnen, welche am besten durch den Umstand charakterisirt wird, daß im ganzen Dorfe nur ein Regenschirm sich findet, der dem Pfarrer gehört und Allen zur Verfügung steht. Von der patriarchalischen Gutmüthigkeit des Pfarrers kann sich schwer einen Begriff machen, wer die diplomatischen Fertigkeiten der Geistlichen unserer Tage vor sich zu haben gewöhnt ist. Da in dem Dorfe keine Merkwürdigkeit aufzusuchen war, begaben die Reisenden sich in die ärmlich aussehende Kirche, um da vielleicht etwas zu finden, das der Aufmerksamkeit werth wäre. Und siehe da, in der That zogen zwei kleine Statuen, welche den Altar schmückten, die Blicke der städtischen Besucher auf sich. Und je näher die Reisenden die Steinbildchen betrachteten, desto größer wurde ihr Erstaunen, das allmälig in eine lebhafte Heiterkeit sich verwandelte. Der Herr Pfarrer, welcher sich die Ursache der eingetretenen Stimmung nicht erklären konnte, war verblüfft, vielleicht ein wenig verletzt durch die Haltung der Gesellschaft. Um nun der eingetretenen Spannung zwischen dem Cicerone und den Neugierigen ein Ende zu machen, richtete Madame Ernst an den Pfarrer die Frage, wen die Statuetten darstellten; der ehrwürdige Mann nannte zwei Heilige. „Sie irren sich“, entgegnete freundlich die Dame, „den Altar dieser Kirche schmücken die Abbildungen von Voltaire und Jean Jaques Rousseau.“ Der Pfarrer that einen Ausruf des Entsetzens und hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Profanation aus dem Heiligthum zu entfernen. Einige Tage nachher kamen die Reisenden von einem Ausflug in die umliegenden Ortschaften zurück, und um zu sehen, wie die entfernten Statuetten ersetzt wurden, besuchten sie abermals die kleine Kirche. Sie trauten ihren Augen nicht, als sie die kaum entfernten Statuetten der beiden Philosophen an den früheren Stellen auf dem Altare fanden. Wieder wurde der Pfarrer befragt, und zwar wie es denn komme, daß die beiden Männer, welche von der Kirche nichts weniger als heilig gesprochen wurden, die Ehrenplätze auf dem Altar wieder einnahmen. Der Pfarrer gab folgende Erklärung: „Vor einigen Tagen brach ein Gewitter los, welches den Feldern verderblich wurde, und die Bauern, welche am Sonntag bemerkt hatten, daß die beiden Statuen verschwunden waren, schrieben das Unglück der Entfernung der Heiligen zu und drangen stürmisch auf die Zurückstellung derselben; ihr Wille mußte geschehen und geschah.“

(Vielfach wechselnde Schicksale) hat eine verwittwete Hauptmann D. erfahren, von welcher der „Publ.“ erzählt: Vor vielen Jahren war sie mit ihrem Manne nach Mexico ausgewandert, woselbst er nach mancherlei Abenteuern endlich zum Hauptmann avancirte und im Kampfe gegen die Aufständischen fiel. Aller Mittel beraubt, kehrte die Wittwe nach Berlin zurück und gerieth bald in solche Noth, daß sie im Arbeitshause aufgenommen werden mußte. Inzwischen hatte Kaiser Maximilian den Thron bestiegen und die Frau D. erhielt eines schönen Tages die Entlassung aus dem Arbeitshause mit der freudigen Nachricht, daß ihr eine Pension von jährlich 1000 Thaler, d. h. die halbe Gage eines Commandant de Bataillon ausgesetzt sei. Nun ernährte sie sich damit einige Jahre lang, bis der Tod des Kaisers ihrer Pension ein Ende machte. Jetzt ist sie wieder so weit heruntergekommen, daß sie am Donnerstag Abend nach dem Berliner Polizeigewahrsam gebracht wurde, weil sie bei einem Bäcker um — einen Salzkuchen gebettelt hatte.

Correspondenzen.

Darmstadt, 22. September.

Obgleich im Verlaufe dieses Sommers durch mancherlei Feste und Versammlungen, unter andern durch das Abbé-Vogler-Concert, vom Kölner Männergesangverein künstlerisch vollendet ausgeführt, und vor Kurzem durch die 25. Wanderversammlung der deutschen Imker, die Gastlichkeit unserer freundlichen Residenz stark in Anspruch genommen wurde, so werden wir von Neuem von der Mitte dieser bis zur Mitte nächster Woche durch die Versammlung der Mitglieder der drei hessischen landwirthschaftlichen Provinzialvereine, welche vom 24.—26. d. M. mit einer Maschinen- und Viehausstellung verbunden ist, wie durch das sechste mittelrheinische Musikfest am 27. und 28. d. M. (Sonntag und Montag) in den vollen Strom des öffentlichen Lebens gezogen werden. Für beide Feste sind große Anstrengungen gemacht worden und sie werden hoffentlich einen recht starken Anziehungspunkt für die industrielle wie kunstsinnige Bevölkerung unserer benachbarten Städte bilden. Das großherzogliche Zeughaus mit seinem großartigen Raume wird dießmal wiederum nach langen Jah-

Digitized by Google

ren die akustische Arena sein wo ein Orchester von 150 Instrumentalisten und ein Chor von über 600 Sängern und Sängerinnen mit den Solisten: Frau Peschka-Leutner von Leipzig, Fräulein Hausen, Hofopernsängerin von Mannheim (welches dießmal seine musikalische Mitwirkung trotz des alten mittelrheinischen Musikverbandes leider versagt hat), Herr Ruff, Concertsänger von Köln und Herr Greger von Darmstadt, unter des Musikdirectors C. A. Mangold einheitlicher und alleiniger Leitung ihre musikalische Kräfte messen werden, und zwar Sonntag, den 27., in Händels großartigem Oratorium Samson, wie am zweiten Tage, Montag den 28., in der A-dur Sinfonie von Beethoven, in einer Arie von Mozart, einer Motette von Bach, in der Ouvertüre und Scenen aus Frithjof von C. A. Mangold. Das Sonntagsconcert beginnt um 11 Uhr und endet um 2½ Uhr Nachmittags; das Montagsconcert findet Nachmittags von 1 bis 4½ Uhr statt. Die verschiedenen Preise von 4 fl. erster Platz, zweiter Platz 2 fl. 30 kr., dritter Platz 1 fl. 45 kr. und vierter Platz 1 fl. lassen auf die allgemeinste Betheiligung, namentlich des hiesigen Publikums, hoffen; der Kunstsinn ist hier durch die vielen Vereine für alle Stände Gemeingut geworden. Die drei größten hiesigen Gesellschaftskörper halten für die Mitglieder der Gesangvereine Galla ab, zu denen die fremden Zuhörer durch Einführung leicht Zutritt haben, wie auch den Sängern eine famose Festknelpe in Aussicht gestellt ist. Auch die Eisenbahndirectionen haben ihre oft bewiesene Liberalität dießmal bewährt. Die Main-Neckarbahn, die Taunusbahn und die hessische Ludwigsbahn haben sowohl für die activen Mitglieder wie für die Concertbesucher eine Fahrpreisermäßigung in der Weise eintreten lassen, daß sämmtliche einfache Billets bis zum Schlusse des Festes zur freien Rückfahrt berechtigen; auch haben sie den Gratistransport der Instrumente bewilligt. Die Main-Weserbahn wird wohl diesem Beispiele nachfolgen. Die Legende, welche über dem Zeughause angebracht werden soll, tadet mit folgendem friedeathmenden Distichon alle Gäste aus der Nähe und Ferne ein:

„Mächtiger Chor entsteigt des Janus offenem Tempel,
Ist es wieder der Krieg, der hier sprengte das Thor?
Nein, die Tonkunst herrscht, des Friedens liebliche Botin,
Drängte aus eigenem Haus den gewaltigen Gott,
Ladet zum Friedensfest in des Krieges Räume die Gäste.
Wie dies heute geschah, bleib' es für immerdar!"

Frankfurt, 20. September.

Kaiser Max auf der Martinswand (Ostermontag 1492)
Kreidezeichnung von B. Schertle nach dem Oelgemälde von A. Rethel, in der Größe des Originals.

Von dem heutigen Tage an ist in dem Städel'schen Kunst-Institut die neueste Arbeit Schertle's ausgestellt, eine Original-Handzeichnung nach dem im Besitze der Familie v. Saint George befindlichen Gemälde Rethels. Der leider so früh der Kunst und nach jahrelangem erschütternden Siechthum auch dem Leben entrissene geniale Künstler hat dies Bild in den glücklichen Jahren reich sich entfaltender Jugendkraft hier in Frankfurt gemalt, wo ihn die hochgebildete, ernst-künstlerische Persönlichkeit Ph. Veits fesselte und ein vertrauter Kreis frohstrebender Genossen, wissenschaftlich gebildeter Freunde und kunstliebender Familien seinem rastlosen Schaffensdrang in heiterstem Lebensgenuß einen erquickenden Ruhepunkt gewährte. Hier wurde ihm sein Beruf klar, der ihn in der spärlichen Reihe der Historienmaler unter die ersten gestellt hat, und mit ausdauerndem Fleiß drang er an der Hand eines wohlbewanderten Freundes in die verworrensten Gebiete der Geschichte ein, um aus ihnen die großen Stoffe seiner Darstellungen zu gewinnen. Seine „Nemesis", das Meisterbild, das durch die Photographie nach Schertle's vortrefflicher Originalzeichnung neuerdings erst recht bekannt geworden ist, und „Kaiser Max auf der Martinswand", das im Jahr 1839 gemalt wurde, ferner „die Auffindung der Leiche Gustav Adolphs" und „Karl's V. Eintritt in's Kloster" bilden gleichsam den Uebergang zu den großen historischen Compositionen, welche in dieser Zeit geschaffen wurden und den höchsten Forderungen historischer Kunst entsprechen, seinem „Zug Hannibals über die Alpen", einem Cyclus großartiger Zeichnungen, der „Ankunft Alboin's in Italien", den „Fresken aus dem Leben Karls des Großen" im Rathhaussaale zu Aachen, und, als verhängnißvollem Schluß, dem „Todtentanz" aus dem Jahr 1848. Unsere Stadt besitzt, außer dem „Daniel in der Löwengrube" im Städel'schen Institut, noch zwei werthvolle Bilder, „die Auferstehung", Altarbild in der Nikolaikirche, und „die Buße Heinrichs vor seinem Bruder Otto dem Großen", im Bürgermeisterzimmer auf dem Römer. — „Kaiser Max auf der Martinswand", nach der allbekannten Sage, die, vielfach dichterisch bearbeitet, z. B. von Collin, in der Darstellung von Anastasius Grün in seinem Romanzenkranze „der letzte Ritter" am meisten verbreitet worden ist, gehört zu den gelungensten Compositionen Rethels im Gebiete des höheren Genre. Die Aufgabe, das Grausen der Situation fühlbar zu machen, ist, soweit dies die bildende Kunst vermag, durch Perspektive und Färbung glücklich gelöst. Der Fuß des Kaisers, der von dem schmalen Felsenvorsprung über die gräuliche Tiefe hinausragt, erhöht den Abstand des Felsens von dem Thal und läßt die Miniatur-Gestalten in der Tiefe natürlich erscheinen; die äußerste Ermattung drückt sich in der ganzen Gestalt des Kaisers deutlich aus und mit Entsetzen weilt das Auge auf dem rechten Arm, der kaum in der Felsspalte sich halten kann. Dagegen beruhigt wunderbar die frei und sicher in die Luft ragende, die Dämmerung mit geheimnißvollem Licht durchdringende hehre Gestalt des rettenden Hirten. Schertle's Zeichnung ist ein neuer Beweis seiner Meisterschaft und es wäre nur zu wünschen, daß das Originalbild der Zeichnung zur Seite stünde, damit man sich von der Treue und Vollendung des Nachbildes überzeugen könnte. Hoffentlich dürfen wir eine Vervielfältigung erwarten.

Frankfurt, 22. September.

Fräulein Anna Trüschler, Hofopernsängerin von dem k. Theater in Hannover, wird auf ihrer Durchreise nach Wien im Anfange nächsten Monats im kleinen Concertsaale des Saalbaues eine musikalische Soiree unter Mitwirkung der Herren Ruppert Becker (Violine), Siedentopf (Cello) und Anton Urspruch (Piano) veranstalten. Es wird diese Mittheilung von den hiesigen Kunstkreisen, welche die jugendfrische, sympathische Stimme und die ausgezeichnete Methode des Fräulein Anna Trüschler vor zwei Jahren in dem Concerte einer hiesigen Künstlerin zu würdigen Gelegenheit hatten, gewiß mit lebhaftem Interesse aufgenommen werden.

Kunst-Notizen.

Im Victoria-Theater zu Berlin ist eine Bearbeitung des Romans: **„Das Geheimniß der alten Mamsell"** von E. Martitt in Scene gegangen und hat trotz der mangelhaften Bearbeitung, welche die Aehnlichkeit des Stoffes mit der „Waise von Lowood" auffallend hervortreten ließ, lebhafte Wirkung geübt.

Frankfurt, 22. September.

Ich habs in Nr. 255 der Didaskalia gesagt, die Familie von Barckhausen sei 1815 mit Friedrich Hektor ausgestorben. Man hat hieran aus dem Grunde Anstand genommen, weil acht Jahre später ein Herr von Barckhausen in Darmstadt gestorben sei, und es ist deßhalb folgende nachträgliche Bemerkung nöthig. Dieser 1828 gestorbene Herr von Barckhausen gehörte nicht der gleichnamigen Familie, sondern der Familie Wiesenhütten an; denn sein Vater war der Schwestersohn des Heinrich von Barckhausen und vom Letzteren adoptirt worden. Es würde allerdings erfreulich sein, wenn dieser Mann, welcher als verdienstvoller hessen-darmstädtischer Staatsminister anerkannt ist, als der letzte männliche Sprößling der Familie Barckhausen angegeben werden könnte; denn es ist stets schmerzlich, berichten zu müssen, daß eine die ehrenwerthesten Mitglieder enthaltende, durch große Verdienste ausgezeichnete Familie mit einem Manne ausgestorben sei, der sich des Namens derselben unwürdig gezeigt hat. Eine Familie selbst wird natürlich durch ein solches Mitglied nicht entehrt.

G. L. Kriegk.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 28. Sept. Gastdarstellung des Herrn Naubin aus Paris. **Margarethe**, große Oper in 5 Acten (6 Bildern). Nach Goethe und J. Barbier und M. Carré. Musik von Gounod. — Faust: Herr Naubin. (Außer Abonnement.)

Donnerstag, 24. Sept. **Kabale und Liebe**, bürgerliches Trauerspiel in 5 Acten von Schiller.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 245).

Freitag, 25. Sept. **Der Roman eines armen jungen Mannes**, Schauspiel in 5 Acten nebst einem Vorspiel von Octave Feuillet. Für die deutsche Bühne bearbeitet von E. Juin und P. J. Reinhard.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 246.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 266. Donnerstag, den 24. September 1868.

Aleide von Pölgeest.

Historische Erzählung von W. Bennecke.

(Schluß.)

Bei dem Fall Kusers und dem Anblick des spritzenden Blutes schrie Adelheid laut auf, sie sank auf die Kniee und, sich über Kuser beugend, rief sie: „Wilhelm! Wilhelm!"; dann, sich an die Haken wendend, sprach sie gefaßt:

„Laßt mich beten! Ich will Gott bitten, daß er mir meine Sünden vergebe! Habt Ihr nie so gebetet? Habt Ihr nie Unrecht gethan? dann stoßt zu!"

Die Verschworenen wichen zurück.

Adelheid neigte ihr Haupt bis zur Erde. Sie schien zu beten, mehrmals schlug sie das Kreuz; dann sprang sie plötzlich auf, und ihr Nachtgewand von einander reißend, den Eisen ihren unbedeckten Körper entgegenwerfend, rief sie:

„So stoßt zu und wenn Ihr um ein Mädchen freit, so vergeßt nicht, ihr zu sagen, daß Eure Hand das Blut des schönsten Weibes in Holland vergossen hat! Stoßt zu!"

Kein Degen, kein Speer bewegte sich, da wurde heftig an die Thüre des Zimmers gepocht — die Stimme des Herzogs verlangte Einlaß, den er, da die Thüre von Innen verriegelt war, von Außen nur mit Gewalt erzwingen konnte.

Als Adelheid die Stimme ihres Geliebten hörte, eilte sie der Thüre zu.

Einer der Verschworenen kam ihr zuvor; mit dem Worte „Zurück!" rannte er den Spieß in die Brust des Fräuleins von Pölgeest. Ein furchtbarer Schrei gellte durch das Gemach, alle Verschworene drängten sich um die Gefallene, alle Waffen blitzten, noch ein zweiter Schrei, schriller als der erste — dann das Krachen einer eingeschlagenen Thüre, ein Auseinanderstieben — und Albrecht von Holland stand vor dem mit Wunden bedeckten Leichnam seiner Geliebten, ihm gegenüber die Mörder.

„Allmächtiger Gott! Wer hat das gethan?" schrie er, bei dem Körper der Geliebten niedersinkend und ihre Hand ergreifend.

Das Leben war entflohen.

„Todt! todt!" stöhnte der Herzog. „Und ich mußte Deinen Todesschrei hören und konnte Dir nicht helfen!"

„Möge Euch das Todesgeschrei aus dem Schlaf gerissen haben, in welchen Euch diese nun bleichen Lippen gelullt hatten! Möge er Euch in die Ohren gellen, so lange, bis Ihr Euch ermannt und Holland Euch selbst als Herrscher wieder gebt!" rief eine Stimme aus den Reihen der Verschworenen.

Bei diesen Worten fuhr Albrecht, welcher bis jetzt die Mörder nicht bemerkt zu haben schien, empor; mit Tigerblicken maß er sie und die Hellebarde einem seiner mit ihm herein getretenen Trabanten entreißend, schrie er: „Nieder mit ihnen!" und stürzte auf den Sprecher zu.

Dieser, mit der einen Hand das vom Blute Adelheids geröthete Schwert dem Herzog entgegenhaltend, mit der anderen die Maske abnehmend, rief mit gräßlichem Hohn:

„Versucht es, mich zu tödten!"

Albrecht von Holland brach zusammen; vor ihm stand sein Sohn! Die Trabanten hielten ein.

Vom Ende des Ganges tönten Schritte. Graf Ostervant gab seinen Genossen ein Zeichen, ihm zu folgen und schritt dem Gange zu.

Als die Verschworenen an ihm vorübereilten, ermannte sich Albrecht.

„Ihnen nach!" rief er seinem Gefolge zu. „Ergreift sie! Schont Keinen, und wäre es mein Sohn!"

Die Trabanten drangen in den Gang nach, einige Secunden lang hörte man Waffenklirren, dann wichen des Herzogs Soldaten in das Zimmer zurück und zwischen ihnen hindurch schritt Johann von Arkel, gerüstet, das bloße Schwert in der Hand.

„Ich erfuhr, daß Bewaffnete in das Schloß gedrungen, und eile herbei, meinen Herzog zu schützen!" sagte er, sich vor Albrecht verneigend.

„Hast Du sie ergriffen?" rief ihm dieser entgegen.

„Ergriffen? Wen?" erwiderte Arkel mit gut gespieltem Erstaunen. „Der Graf von Ostervant begegnete mir. Wie hätte ich Hand an den Sohn meines Herrn legen können?"

„So setzt ihnen nach, ich befehle es!" donnerte Albrecht den Soldaten und Edelleuten zu, die das Zimmer anfüllten. Man suchte dem Befehl Folge zu leisten, und bald war das Zimmer leer, bis auf Arkel und den Herzog.

„Sieh her!" sprach der Letztere, Arkel an der Hand ergreifend. „Sieh, das haben sie mir gethan! Aber ich will ein fürchterliches Gericht über sie halten. Inzwischen will ich für kurze Zeit die Last des Regiments auf Deine Schultern legen; Dich ernenne ich zum Statthalter von Holland."

Nach diesen Worten verließ Albrecht wankend das Gemach seiner Geliebten.

Als Arkel von seinem Herrn an den Leichnam Adelheids geführt wurde, war er unwillkürlich erbleicht, jetzt rötheten sich seine Wangen, seine Augen leuchteten wieder.

„Statthalter von Holland!" rief er. „Ich danke Dir, Adelheid, Dein Tod bringt mir das höchste Leben! Armes Weib! Konntest Du Dich nicht mit Herzen begnügen, mußtest Du auch nach Kronen greifen!?"

6.

Die Ermordung Adelheid von Pölgeests hatte ganz den entgegengesetzten Erfolg gehabt, als den von Ostervant und den Ha-

Digitized by Google

ken erwarteten. Nicht die Kabeljaue waren gestürzt worden, sie selbst hatten sich vernichtet. Zwar entkamen sie glücklich Alle, aber der erzürnte Herzog sprach die Verbannung über sie aus und nur durch seine Siege über die Friesen konnte Ostervant Begnadigung für sich von seinem Vater erlangen. Die stolzen Häupter der Haken starben auf fremder Erde; aber ein Rächer sollte ihnen erwachsen in Gerhard von Brederode, des alten Brederode's Sohn. Als in späteren Zeiten der Himmel Hollands sich vom Brande der Schlösser der Arkels und Egmonts röthete, schwang jener Knabe, zum Feldherrn gereift, den Commandostab. Wohl gedachte er dann auch der schönen Dame, die gütig dem Knaben die goldene Kette um den Arm gewunden und zu deren Tod er den entscheidenden Anlaß gegeben hatte, gedachte der schönen Aleide von Pölgeest.

Vom Brienzer See.

3.

Bönigen, 16. September.

Heute verließen wir dieses freundlich am See gelegene sinnige Schweizer Dörfchen. Ich wohnte hier schon einmal auf meiner Schweizer Reise im Jahr 1855 *), und zwar in demselben, jetzt auf beiden Seiten vergrößerten Pensionshause, früher „Pension Schuhmacher", jetzt „Pension Seiler". Alte Anhänglichkeit an dies Pensionshaus trieb mich auch diesmal dahin. Es hat sich gar Manches seit diesen dreizehn Jahren daran und darin verändert. Ganz nahe Verwandte von Dr. Carl Vogt (dem Naturhistoriker, der sich aus diesem Pensionshause seine Frau holte) hauseten früher in diesem. Jetzt traf ich darin als Gäste eine ganze vornehme Sängergesellschaft unter der Direction des renommirten Concert-Sängers Stockhausen, mit mehreren seiner befähigtsten Schüler und Schülerinnen, u. A. einem Fräulein Hausmann aus Hannover, das eine ganz vorzügliche Stimme entwickeln soll. Diese musikalisch gebildete Gesellschaft war in diesem Hause während mehrerer Monate mit Gesangübungen beschäftigt, und heiter und vergnügt dabei. Die Pensionshäuser haben sich seitdem auch hier um zwei vermehrt. Der am äußersten südwestlichen Theil des See's liegende Ort wird in der hohen Saison gerne von Fremden aufgesucht und bewohnt von Leuten, die ein ruhiges Leben einige Monate oder Wochen verbringen wollen und dem geräuschvollen Städteleben entfliehen. Das Brienzer Dampfboot „Giesbach" fährt mehrmals des Tages hier an auf der Tour von und nach Interlaken-Brienz und dem Giesbach. Bönigen ist ein ebenso trauliches Oertchen am Brienzer, wie Beggenried am Vierwaldstätter See: schattenreiche Plätzchen, gute und billige Pensionshäuser, der beste Punkt zu den nahen schönen Ausflügen, nach kleine Seepartien, über Zweilütschinen nach Lauterbrunn, dem Staubbach, auf das Alpendorf Mürren (5018 Fuß hoch), auf die Wengeralp, die Jungfrau mit ihrem Silber- und Schneehorn, nach dem Grindelwald, die kleine und große Scheideck, das Faulhorn ꝛc. Auch kalte Bäder, Ruderboote und Einspänner sind hier zu haben.

Das ganz nahe (½ Stunde) von Bönigen gelegene pittoreske Interlaken bietet den Kurgästen dieses Ortes die schönsten, anmuthigsten Zerstreuungspunkte und schöne kürzere Spaziergänge: die Aussicht über das sogenannte „Bödeli", den Strich Landes, welcher zwischen den beiden Seen, und auf welchem Interlaken mit dem an dieses sich anschließenden Städtchen Unterseen liegt, und das wieder mit dem Dorfe Aarmühle zusammenhängt, nur durch zwei Aarbrücken getrennt; dann die Spaziergänge nach dem Jungfrauenblick, auf den kleinen Rugen, auf die Heimweh-Fluh, nach den Burgruinen Unspunnen und Weissenau, auf den Hohbühl, auf die Goldei, das Hardermannli; dann wieder auf den Thurmberg von Golzwyl (wohl die schönste Aussicht östlich auf den Brienzer See und westlich über ganz Interlaken), über Felsenegg auf der neuen Straße nach Brienz ꝛc. Die glanzvolle, schneebedeckte Jungfrau mit ihrem männlichen Nachbar: dem Mönch und dem Silberhorn, dem Aletschenhorn ꝛc. ragt auf diesen Aussichtspunkten überall mehr oder minder hervor. Interlakens schönste Straße, auf welcher sich auch die vornehmsten und großartigsten Hôtels befinden, ist der sogen. Höheweg mit seiner schönen, doppelt angelegten Nußbaumallee, auf welcher den ganzen Tag über großes Leben herrscht durch Fuhrwerke aller Art, besonders zahlreiche Omnibusse, die fortwährend von einem See zum andern hin- und herfahren, sobald Dampfboote an den beiden See-Endpunkten ankommen oder abgehen. Elegante Verkaufsbuden aller Art finden sich hier, und hinter ihnen, am Fuße des Hardermannli-Felsen, steht in einer Halbrunde der einfache, aber sehr einladend nach Schweizer Art erbaute Kursaal, von den Gastwirthen Interlakens gemeinschaftlich erbaut. Jeder ankommende, dort logirende Fremde muß 1—2 Frcs. Beitrag für den Kursaal entrichten. Gegenwärtig noch, bis zu Ende der Saison (Mitte October) spielt dort ein Baseler Musikcorps ganz vortrefflich executirte Concert-Piecen. Es ist ein großes Stück Leben in Interlaken in den Hauptsommermonaten, fast zu geräuschvoll für eine so anmuthig und lieblich gelegene „Sommerfrische". Viele lieben dies zwar; aber auch Vielen ist dadurch der Aufenthalt auf längere Dauer unangenehm, und diese ziehen sich deßhalb an ruhigere Plätzchen, wie an die reizenden Orte des Luzerner, Brienzer und Thuner See's, zurück. Letzterer ist an seinen schönen Ufern mit prachtvollen Landhäusern und Sommervilla's reicher Privaten geschmückt, wie bei Oberhofen, Thun ꝛc.

Auch in Bönigen, wie in Beggenried am Vierwaldstätter See, finden die Kurgäste leichte Gelegenheit, auf dem See mit kleinen Ruderbooten an's jenseitige Ufer oder nach dem Giesbach zu fahren, und in erfrischender Luft hin und her schaukeln zu können. Alle diese Annehmlichkeiten bieten dem sinnigen Naturfreunde hier einen Vorzug, selbst vor dem in Interlaken. Der bei Zweilütschinen vereinigt aus dem Lauterbrunner Thal und aus dem unteren Grindelwaldgletscher wild herabströmende Lütschinenfluß fließt hier bei Bönigen mit seinem kalten Eiswasser in den Brienzer See.

Von Bönigen machten wir mittels eines Einspänners (der für solche kleinere Touren mir immer das beste und angenehmste Fortschaffungsmittel bildet), die Tour auf Lauterbrunn und auf den Grindelwald. Es war am 13. Sept., bei dem klarsten Himmel am Morgen genannten Tages. Jene beiden, jetzt vielbesuchten, vielleicht künftig noch mehr besucht werdenden reizenden Punkte sind schon so oft von den verschiedensten Touristen besprochen und so bekannt, daß ich füglich kurz darüber hinweggehen kann. Der vielbewunderte Staubbach-Wasserfall fällt von seiner bedeutenden, 925 Fuß hohen Felswand, durch den diesjährigen, gewiß nicht sehr regenreichen, aber anhaltend heißen Sommer (fast ununterbrochen von Anfang Mai bis 20. Sept.) veranlaßt, gegenwärtig sehr dünn herab, so daß, wenn man seinem unteren Becken ganz nahe steht, man nicht leicht, wie sonst bei vollerem Wasserstrom, Gefahr läuft, von thauähnlichem feinem Regen benetzt zu werden. Doch ist der Staubbach immerhin noch reizend genug, besonders des Vormittags bei Sonnenschein, wann die Sonnenstrahlen auf seinen Felsenfuß und seinen Wasserstaub fallen und dann die bekannten Regenbogenfarben bilden. Der Weg nach und zurück vom Staubbache bei Lauterbrunn, an Zweilütschinen vorüber, ist in so ferne ein überraschend schöner, als man die

*) Siehe „Didaskalia", Jahrgang 1855, Nr. 184—190 vom Monat August: „Ein Ausflug in die Schweiz."

Digitized by Google

mit Schneefeldern reich bedeckte, züchtige, deßhalb wahrscheinlich von Nebelflohr auch oft verschleierte „Jungfrau", eins der schönsten Gebirge des Berner Oberlandes, hier so nahe bei sich fühlt! Ein erfrischender Luftstrom, ein wohlthuender Odem, zumal bei etwa 24 Grad Hitze, weht hier den warm und heiß schlagenden Männerherzen entgegen, — von ihr, der „Jungfrau", herab, in das Lauterbrunner Thal. Dieser keuschen, schlanken Gebirgsnymphe, umgeben und bewacht von dem „Mönch" und dem „Eiger" (alle drei über 12,000 Fuß hoch, beide letztere jedoch von der „Jungfrau" um mehrere 100 Fuß überragt), möchte man, so mächtig zieht sie an, bei ihrem Anblicke schnell entgegen eilen und ihr beide Hände zum Willkomm reichen zum ewigen Bunde mit der reizenden Alpenwelt, gerade an dieser Stelle des Lauterbrunner Thals, wo von der rechten Felsenhöhe der leichte, durchsichtige Wasserschleier des Staubbaches herabfällt, wie vor den schlanken Gestalten eines schönen sittigen Brautpaares am Altar. Schön, frisch und, wann von der Sonne bestrahlt, glanzvoll in ihrem blendend weißen Teint, den reinen Schneefeldern, steht die holde Jungfrau hier vor uns, und wirft die günstigsten Schattenumrisse in Morgenbeleuchtung um sich her, gleichsam in netter Morgentoilette.

Abwärts von Lauterbrunn geht der Rückweg (über Zweilütschinen) eine große Strecke durch schattigen Wald, zur Rechten des Weges immerfort der wild-brausende Strom der weißen Lutschine in das Thal abfließend. In Lauterbrunn selbst ist gar manches neue Hotel seit etwa zwölf Jahren erstanden, in welchem man gut logiren und speisen kann. Doch ist vor dem ältren Wirthshause, dem „Hotel Lauterbrunn", der stärkste Reiseverkehr.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Mädchenhandel.) Man schreibt dem „Ung. Al." aus Wien: In einer der vielen hiesigen sogenannten Opernschulen, deren Thätigkeit nicht selten die Aufmerksamkeit unserer jeunesse dorée auf sich zieht, wird nicht erst seit gestern der Menschenhandel in verfeinerter Form getrieben, ohne daß die hohe Obrigkeit da besonders störend einwirkt. Diese Hochschule, welche in Bezug auf Reclame das Ihrige leistet, beginnt ihre Operationen meistens in den Provinzen durch Agenten, welchen es nur zu bald gelingt, bei entsprechend wohlgeformten jungen Mädchen eine herrliche Stimme zu entdecken. Diese Schmeichelei im Verein mit den glänzenden Aussichten, welche sich nach den Gemälden des Agenten für das junge Mädchen in einem Residenz-Theater als Primadonna darbieten, genügt nur zu oft, die Einwilligung unbemittelter und um die zukünftige Existenz ihrer Kinder besorgter Eltern zum Verlassen des Vaterhauses zu erlangen. Hier angekommen, wird die Stimme von dem Herrn Director X. über alles Lob erhaben gefunden. Es würde zu weit führen, die ferneren Instanzen, welche die Gefangene durchzumachen hat, hier anzuführen. Es genüge, daß unseres Wissens seit drei Jahren keine einzige „Schülerin" jener Opern-Akademie auf die Bretter gekommen ist, wohl aber laut polizeilichen Ausweises im Laufe dieses Jahres drei ehemalige Schülerinnen des famosen Institutes per Schub von Wien entfernt wurden. Ein Professor dieser Akademie hat sich unlängst nach Ungarn auf Kunstreisen begeben, um dort „schöne Stimmen" für die beginnende Saison zu suchen; möge vorstehende kurze Warnung das Treiben des Gauners zeitig genug unschädlich machen.

(Ueber die Verheerungen der Bären) im Scarlthal zu Graubünden erfährt der „Rhätier" fernere Einzelheiten. Die Zahl ihrer Opfer beträgt 14 Rinder, 2 Pferde und eine Unmasse Schafe. Diese uneingeschwornen Jäger fangen auch an, ihre Industrie im höhern Style, aber keineswegs mit Schwindel zu betreiben. Sonst greifen sie nie Pferde an, diesen Sommer haben sie im Scarlthal zwei, darunter eins der schönsten in der dortigen Sömmerung, getödtet. Ein Bär fuhr unter den Augen eines Jägers mitten durch eine Schafheerde und trieb eine Anzahl Schafe als seine Beute eine Anhöhe hinauf, wie ein Faustritter eine überfallene Karavane. Die Bären sind bekanntlich eine Merkwürdigkeit, um nicht zu sagen, Naturschönheit unseres Landes, zu welcher größere Sorge getragen wird, als zu den armen Gemsen und Murmelthieren. Man respektirt in ihnen gleichsam die höhere Würde einer selbstständigen Existenz in kräftig bewahrter Unabhängigkeit, und weil sie ihr Hausrecht besser zu wahren wissen, als die schwachen Gratthiere, an denen jeder Sonntagsjäger seinen Muth beweist, so wird dasselbe auch höher respektirt. Sonst wäre es jetzt doch Zeit, auch diese gemeindesouveränen Herren wenigstens zur Militärinstruction einzuberufen und sie zu disciplíniren.

(Ein Findelkind.) An der Statue des General-Feldmarschalls Grafen v. Schwerin auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin wurde neulich Morgens frühzeitig ein Knäblein, eingehüllt in einige wollene Lappen, von einem Arbeiter gefunden. Derselbe, unkundig, mit neugeborenen Kindern umzugehen, rief die des Weges Daherkommenden um Hülfe an, zugleich ihnen seinen Fund entdeckend. Unter diesen befand sich auch das Hausmädchen der Gräfin v. R., welche die Bitte an den glücklichen Finder ergehen ließ, ihr das Kind zu übergeben, es würde bei ihrer Herrschaft, die ohne Nachkommen sei und schon längst sich einen Liebling gewünscht habe, ganz gut aufgehoben sein. Die Bitte wurde zwar gewährt, doch wollte sich das versammelte Publikum erst von der Sachlage überzeugen. Die Wallfahrt begann: die Trägerin des Findlings voran und eine nicht unbeträchtliche Menschenmenge folgte bis zu dem angegebenen Hause. Die Klingel ward gezogen, das Mädchen eilte durch die geöffnete Pforte und — der Findling hatte in Ermangelung eines Berliner Findelhauses ein besseres Asyl gefunden, als es ihm an der Wiege gesungen worden war.

Frankfurter Theater.

Erste und zweite Gastdarstellung des Herrn Raudin.

Seit der letzten Gastrolle des Fräulein v. Murska, mithin seit mehr als einem Monate, befanden wir uns nicht in der Lage, über die Opernleistungen unserer Bühne zu berichten, obwohl die während dieser Zeit erfolgten Wiederaufführungen der Opern: Don Juan, Waffenschmied, Hochzeit des Figaro, des Teufels Antheil und Robert der Teufel, worunter die beiden Meisterwerke Mozarts wohl allzulange dem Repertoire entzogen waren, Gelegenheit hierzu gegeben hätte. Da wir aber über jene, mit etwaiger theilweisen Ausnahme von Lortzing's und Auber's Opern, wenig Günstiges sagen konnten, so benutzten wir diese nicht. Erst das vor wenig Tagen begonnene Gastspiel des Herrn Raudin bestimmt uns, die Feder wieder zu ergreifen.

Herr Raudin ist für uns Frankfurter keine neue Erscheinung mehr. Wir hatten oft Gelegenheit, ihn in Wiesbaden und Homburg zu hören. Nichtsdestoweniger ist es von Interesse, ihn auch auf unserem Theater auftreten zu sehen. Ist er doch einer von den wenigen, gegenwärtig berühmten italienischen Tenören! Obwohl der Klang seiner Stimme uns deutlich sagt, daß die Zeit ihrer Blüthe vorüber sei, so verfügt er immer noch über hinlängliche Mittel, die er ausgezeichnet zu verwerthen versteht. Er war, so viel uns bekannt ist, früher Tenore di grazia, wie die Italiener diese Gattung nennen, und dadurch nur auf das Feld des eigentlichen, theils lyrischen, theils colorirten Gesanges angewiesen. Erst später mögen ihn Repertoire- oder Engagementsverhältnisse (wie z. B. die der großen Pariser Oper) veranlaßt haben, auch in das dramatische Fach hinüberzugreifen und der ursprünglich etwas blassen Tonfarbe durch Aufsetzung schärferer Lichter und dynamischer Drücker kräftigere Wirkung zu verleihen. Als Beweis

Digitized by Google

für unsere Behauptung möge die Wahrnehmung dienen, daß er den meisten Erfolg mit zarten Rollen erzielt oder durch den plötzlichen Uebergang von großer Kraft zu zierlichem Gesäusel hervorbringt, daher ihm die Arie oder das Duett, mit bescheidener Instrumental-Begleitung, am bequemsten ist und er im Ensemble manchmal sogar unhörbar wird. Die angeborne, oder dem Nationalcharakter entsprechend erworbene Lebhaftigkeit hilft ihm über so manche Klippe hinweg und ermöglicht auch die Erzielung sogar bedeutender dramatischer Effecte, wie im 3. Acte der Favorite. Seine Gesangsmethode ist die modern-italienische mit allen ihren Vorzügen und Schwächen, sein Spiel ohne sonderliche Bedeutung. Der Erfolg seines Auftretens war bisher ein ungewöhnlich günstiger. Das hörbegierige Publikum erfüllte nicht nur dichtgedrängt alle Räume des Hauses, sondern war auch äußerst freigebig in den lebhaftesten Beifallsbezeugungen. Die erste Rolle, in welcher der berühmte Gast uns am meisten gefiel, war die des Fernand in der oben bereits erwähnten Donizetti'schen „Favorite", die zweite jene des Herzogs in Verdi's „Rigoletto". Die Art der Mitwirkung der Mitglieder unserer Bühne in beiden Opern haben wir früher schon besprochen, können sie daher diesmal vorübergehend als anerkennenswerthe bezeichnen. △

Frankfurt, 23. September.

Die wissenschaftlichen Vorträge in der Museumsgesellschaft sind für kommenden Winter auf 10 festgesetzt und beginnen am 2. October. Folgende Vorträge sind bereits zugesagt: Professor Hettner aus Dresden über Raphael's Stellung zur Religion und Kirche; Robert Prutz aus Stettin über ein deutsches Dichterleben, Joh. Christian Günther (1695—1723); Professor Pauli aus Marburg über König Richard III.; Professor Holtzmann aus Heidelberg über die Ansiedelung des Christenthums in Rom; Professor Rudolf von Raumer aus Erlangen über deutsche Rechtschreibung; dann die Vorträge der Professoren Moritz Carrière aus München, Professor Bartsch (Germanist) aus Rostock und Professor Janssen dahier. Ueber die Themen der drei Letztgenannten, sowie über die folgenden Vorträge sind die Unterhandlungen noch nicht geschlossen und werden die demnächst zur Vertheilung kommenden Programme das Nähere hierüber, sowie über die Reihenfolge der Vorträge u. s. w. enthalten.

Wie uns mitgetheilt wird, werden gegen Mitte des kommenden Monats die Soiréen unseres trefflichen Quartetts ihren Anfang nehmen. Es gereicht uns um so mehr zur Genugthuung, dies zur Kenntniß des Publikums bringen zu können, als das Zustandekommen dieser Aufführungen, in denen die Kunst im strengsten Sinne des Wortes vorzugsweise Pflege findet, einen Augenblick durch den Abgang des seitherigen Cellisten gefährdet erschien. Es ist indeß die entstandene Lücke auf das glücklichste ausgefüllt. An Stelle des Hrn. Lübeck tritt Hr. Valentin Müller, der Cellist des Morin'schen Quartetts in Paris; die übrigen Instrumente bleiben den altbewährten Theilnehmern des Quartetts, den Herren Hugo Heermann, Ruppert Becker und Ernst Welker anvertraut. Es werden, wie seither, sechs Soiréen und zwar in dem kleinen Concertsaale des Saalbaues stattfinden.

Die Kieferraupe (Psilura monacha Linné)

zeigt sich im Augenblick in unsern Waldungen. Einige Notizen über dieselbe dürften daher willkommen sein. Von älteren Naturforschern wird dieselbe „die Nonne" (Liparis monacha), auch „Fichtenspinner" genannt. Die beste Abbildung dieses, manchmal ganze Wälder zerstörenden Insects liefert Hübner's kostbares Werk: Bombices Tal. 19. Fig. 74. (foem.) und dessen Raupenwerk Bomb. III. C. c f. 2. a. Der Hinterleib des Schmetterlings ist gegen den After rosenroth und hat das Weib einen überaus langen Legestachel (seine Eier abzusetzen); Grundfarbe der Flügel weiß mit schwarzen Punkten, Mondflecken und Zackenlinien gezeichnet. Die Raupe lebt Juni und Juli auf Nadelhölzern, deren Nadeln sie gierig verzehrt. Besondere Leckerbissen sind die Föhren, (Pinus sylvestris); auch verschmäht sie nicht die Eichen, Aepfel- und Birnbäume! G. Koch's geographische Verbreitung der Schmetterlinge sagt darüber: „Monacha gehört zu den wandernden Insecten. Obgleich dieser Spinner im Allgemeinen nicht zu den Seltenheiten gehört, indem er überall vorkommt, so verdient doch bemerkt zu werden, daß er zuweilen eine Reihe von Jahren aus einer Gegend gänzlich verschwindet und dann plötzlich wieder und in großer Menge erscheint. Nicht selten verfolgt er gewisse Richtungen, so daß ein Sachkenner mit ziemlicher Gewißheit diesen gefährlichsten Gast unserer Nadelholzwälder auf Jahre im Voraus melden kann. Jedenfalls scheinen klimatische Verhältnisse seine Fortpflanzung wesentlich zu bedingen, indem er in einer Scala von Klimaten lebt; indessen dürfte es nur langjährigen und nur den schärfsten Beobachtungen glücken, die nähere Ursache hiervon festzustellen. Um sich nur einigermaßen einen Begriff der ungeheueren Verbreitung dieser Species zu machen, erinnern wir daran, daß er, außer über den ganzen Continent von Europa, auch über einen großen Theil von Asien, ja selbst auf einigen hierzu gehörenden Inseln der Sundewelt, getroffen wird. Ein interessantes Beispiel hierzu befindet sich im Reichsmuseum zu Leyden, wo Monacha aus Amboina aufbewahrt wird." (C. Koch's geogr. Verbreitung der Schmetterl. Leipzig 2. August 1857. p. 87.)

Kunst- und Literatur-Notizen.

Ein neues Stück von Benedix. Ein Berliner Blatt schreibt über ein neues Stück von Roderich Benedix: „Der 88. Geburtstag", das Familienbild in drei Aufzügen von Roderich Benedix, welches am Samstag auf dem Wallner-Theater in Scene ging, dreht sich um eine reiche Mutter-Großmutter-Urgroßmutter, die eine äußerst brave Frau ist, ihre unwichtigen Erlebnisse, hausbackenen Lehren und trivialen Urtheile aber mit einer Prätension und Ausdehnung vorträgt, welche uns Zuschauer, die wir keine Erbschaft von ihr zu erwarten haben, ungeduldig macht. Eine Handlung hat das Stück nicht: alle Personen gehen in der alten Drei-Mutter auf, die im dritten Aufzuge ihren 88. Geburtstag feiert und gelegentlich der Gratulationen sämmtliche kleinen und größeren Familien-Conflicte, ohne daß diese in einen Kampf treten, wie ein Iffland'scher und Kotzebue'scher letztactiger absoluter Fürst von Gottes Gnaden löst. Es ist viel Erzählung, ein gutes Stückchen Benedix'scher „Vetter", viel Herzlichkeit, Gemüth, Moral und Redseligkeit in diesem „88. Geburtstag", aber — erschrecklich wenig Geist und außerordentlich breiter Dialog.

„Der fünfte Mai", ein Lebensbild von der Unterelbe. Roman in 4 Bänden von C. Reinhardt, mit Illustrationen von demselben. (Leipzig, G. Wigand.) Bereits 1866 erschien der erste Band dieses jetzt vollendeten Romans, welcher die gute Stadt Hamburg uns in vielseitigen Spiegel- und Hohlspiegelbildern vor Augen führt. Das Buch könnte auch „Geheimnisse von Hambueg" heißen und ist an spannenden Verwickelungen so reich, wie nur irgend ein Buch dieser Kategorie. Der Verfasser selbst (seinem Hauptberufe nach Maler) nennt es einen „humoristisch-satyrischen" Roman, und mit Recht. Die bittere Schärfe der nicht von Einseitigkeit freien, oft aber treffenden Satyre findet in dem Humor ein wohlthuendes Gegengewicht. Unser Dichter und Maler sprudelt nämlich von naturwüchsigem, Jedermann verständlichem und ergötzlichem Witze, der uns viel lieber ist, als der mit einigem Geiste aber noch mehr Mühe zu Tage gebrachte mancher vornehmen Literaten. Diese Gabe und Neigung, bei allen Erscheinungen die lächerlichen Gegensätze aufzufinden, erstreckt sich auch auf ernste, ja mitunter auf tief tragische Ereignisse, welche jedoch der Verfasser auch mit ergreifendem Ernste zu schildern weiß. Letzteres gilt auch von der Darstellung geschichtlicher Vorgänge, wie von Davousts Infamie, dem großen Brande der Stadt, auch einer Sturmfluth (Schluß des 2. Bandes). Desto gemüthlicher und heiterlauniger sind z. B. die Zeichnungen der Brüder Laarsen, der Hamburger Sonntagsfeier (I. 368 ff.), des braven, sonst ziemlich carrikirten „Uhus" und seines rein menschlichen Familienglückes. Poesie und Phantasie zeigt der Verfasser namentlich in der Beseelung lebloser Dinge. Die Kritik der Gesellschaft und des Staatswesens geht oft auch weit über Hamburgs Gränzen hinaus. Die poetische Gerechtigkeit wird schonungslos geübt. Einige antike Namen und Fremdwörter könnten correcter geschrieben, viele Uebertreibungen gemildert sein; aber die kraftvollen Eigenschaften des Ganzen überwiegen weit seine Schwächen, und deßhalb hat unsere Anzeige größeren Raum in Anspruch genommen, als den uns sonst gestatteten.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 24. Sept. **Kabale und Liebe**, bürgerliches Trauerspiel in 5 Acten von Schiller.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 245).

Freitag, 25. Sept. **Der Roman eines armen jungen Mannes**, Schauspiel in 5 Acten nebst einem Vorspiel von Octave Feuillet. Für die deutsche Bühne bearbeitet von C. Juin und P. J. Reinhard.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 246.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Lix. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 267. Freitag, den 25. September 1868.

Kirchweih-Skizze.

Von W. Herold.

Es herrscht jetzt allenthalben in den Dörfern ein fröhliches Treiben. Gratis schallt die ländliche Musika, dröhnender Paukenschlag, gellender Pfeifenklang dem Sonntagsnachmittags-Touristen ins Ohr. Aber der Landmann hat ein sauer erworbenes Recht auf seine herbstlichen Concerte, denn eine mühevolle Zeit der Arbeit und steter Sorgen liegt hinter ihm. Drum darf er sich gütlich thun! Und nun noch, wenn wie dieses Jahr sein Schaffen und Hoffen mit reichem Segen gekrönt ist, wenn Speicher und Scheunen bis zum Firste angefüllt sind! Das müßte ein sauerlöpfischer Griesgram sein, der dem Bauer verargen wollte, wenn er, in überströmendem Freudengefühl, wohl auch etwas überlaut jubilirt. Zum Kukuk, macht's doch erst einmal nach, ihr finsteren Tadler hellklingender Fröhlichkeit; versucht's zuvor, so einen Jauchzer hervorspringen zu lassen, der zum Himmel ertönt. Ja, wenn die Kravatte nicht beengte und die Schnürbrust nicht zwängte! Wenn's Euch nur möglich wäre, noch einmal recht kinderlustig zu sein; nach allen Genüssen und Abspannungen wieder, wie ehedem in der Jugend, Tage mit einem Herzen von seligster Wonne berauscht Euch herumzutummeln. Das wäre Lerchenlust, das wäre Freiheitshauch! dann würdet Ihr auch eben so jauchzen und jodeln können, wie die singende Königin im Himmelsblau und wie der Alpensohn auf luftiger Höhe.

Darum sollte auch billigerweise das ostgehörte Goethe'sche Wort aufhören, ein beliebtes Citat zu sein: „Die Leute toben wie vom bösen Geist besessen und nennen's Freude, nennen's Gesang." Nein, viel empfänglicher für solche glückliche Aeußerungen ungebrochener, ungemessener Heiterkeit, weit verständnißinniger für des Volkes natürlichen, kraftvollen Frohsinn sind jedenfall's Seume's sinnige Verse: „Wo man singet, laß Dich ruhig nieder; Bösewichter*) haben keine Lieder". Wo man singet und wär's auch ein wenig in brausendem Ungestüm, in hellauf loderndem Jubelfeuer; wär's auch, wie es gegenwärtig allsonntäglich in den Dörfern die Luft durchschmettert!

Aus dieser von dem Aufgebot aller disponibeln Begeisterung getragenen Ouvertüre wird der Hörer entnehmen können, daß hier Diejenigen nicht Tadel, sondern aufmunterndes Lob treffen soll, die sich, von der derben, aber reichen Belustigungsart des deutschen Bauers angezogen, oftmöglichst an Ort und Stelle begeben, um unter Frohen wahrhaft froh zu werden. Allein, wer zu glauben geneigt wäre, auf derlei Ortschaften gar nichts anders als hallenden Sang, Trommelfell erschütternde Lachausbrüche hören zu können; wer meinen könnte, an diesen Tagen nur von der Freude glühend roth gefärbten Gesichtern zu begegnen, der befände sich, um mit Fritz Reuter zu reden, „in 'n Düstern up en Knüppeldamm". Es zittert auch wohl leise ein Seufzer aus leidmüthigem Herzen, hie und da perlt eine Thräne auf bleicher Wange. Solch ein tiefer Schmerz, den der Träger verheimlichen will und doch nicht verbergen kann, tönt inmitten fröhlicher Laute doppelt rührend ins Ohr. Aber wie von allen unsern innigen Liedern am ergreifendsten die Scheidegrüße, Adewünsche und Heimwehklänge die Seele durchbeben, so ist überhaupt des deutschen Volksthums ureigenster, rührendster, ja ich möchte sagen, herrlichster Schatz: die Wehmuth. Die läßt sich auch im Kirchweihjubel antreffen. . . . Horch, eben läuten die beiden Glocken des Barkiler Kirchthurms aus dem Nachmittagsgottesdienst! Man merkt es den friedlich schwebenden Accorden nicht an, wie sich unten die Schulknaben am Seile herumzerren. Ei, war das Bethaus spärlich besucht! nur ein paar humpelnde Mütterchen trippeln aus den Thüren. Aber wie konnte auch der Herr Pastor den allzugestrengen Seelsorger-Eifer so weit treiben, heute, am fröhlichen Kirmestag, eine Aschermittwochs-Bußlitanei loszulassen. „Am Nachmittag wolle er sogar förmlich gegen das sündhafte Tanzen kanzeliren", hatte der ehrliche Küster, der es wohl aus des Predigers eignem Munde haben mochte, der aufblühenden Männerwelt vertraut, als sie gestern Abend bei ihm, dem sangeskundigen Schulmeister, die letzte Probe des Liedes mit den vielen Fragezeichen: „Was ist des Deutschen Vaterland?" abgehalten hatte. Aber die Bursche wußten Rath: „Wer von Euch Mädchen zur Vesperkirche geht, mag Abends mit einem Besenstiel tanzen", lautete die Parole in der noch spät anberaumten Spinnstube. Wirklich war es dem Pfarrer dießmal gründlich geglückt, seine Heerde aus der Kirche hinausgepredigt zu haben, so gründlich, daß selbst den vorerwähnten Matronen die Bannbulle gegen das „geile Hopsen" — so war die pastorale Bezeichnung — gar zu überschroff erschien und sie in oppositioneller Regung die alten Beine in rascheren Tritt setzten, um gewiß beim Eröffnungsreigen an der Linde zugegen zu sein und, im Anschauen der sich drehenden schmucken Dirnen, sehnsüchtig der längstentschwundenen Zeiten zu gedenken, wo der Großvater die Großmutter nahm!

Ja dazumalen! Anders und gemessenen Schrittes wandelten die Paare, feierlich die Runde machend nach dem langsamen Takte der krächzenden Geige. Jetzt thut sie's allein nicht mehr. Klarinette und Trompete zum wenigsten bilden das verstärkte Orchester, und rascher, feuriger ruft der Ton der zusammenstimmenden Instrumente die Tanzenden zum leichten, beschleunigten Drehen. Und doch bei allem drängenden Ungestüm, das die eiliger lebende Neuzeit auch den Bewegungen der volksthümlichen Ländler aufprägte, hier ist noch immer ein gut Theil ruhigerer Würde, anschmiegenderer Grazie, noch mehr verständige Sitte, als auf manchen wie Kollet

*) So heißt das richtige Citat!

Digitized by Google

so Dekorum ablegenden Bällen der fashionabeln Welt. — Hopsa, da hebt ein stämmiger Bursche seine Schöne hoch empor und schwenkt sie wirbelnd im Kreise, daß die Zöpfe wehen und die netten Röcke flattern. Aber prüfe doch Jemand unparteiisch, ob solcher Moment, von der übersprudelnden Wallung männlichen Kraftgefühls geboren und herzinnige Neigung des Pärchens bekundend, nicht viel sittsamer, nicht viel lieblicher anzuschauen, als die öfters cancanartigen, anstands- und schönheitsbaren Sprünge moderner Quadrillen.

Ob die angekommene und zuschauende Stadtbevölkerung dieß auch dachte oder fühlte? Der gestriegelte, dünnbeinige Herr Lieutenant mit ordonnanzmäßigem Haar- und Hosenschnitt sieht wenigstens nicht sehr befriedigt aus. Einige Rothlappen vom benachbarten Polytechnikum sitzen gespreizt vor einem reich mit Flaschen bedeckten Tische, zeigen aber trotz des schon bedeutend gesteigerten Consums höchst bedaignirende Gesichtszüge: Horazens leckre Maus kann nicht verschmähender das Näschen rümpfen!

(Fortsetzung folgt.)

Vom Brienzer See.

3. (Schluß.)

Nun ging es über Zweilütschinen hinauf nach dem Grindelwald, um den dortigen kleinen oder sogen. „unteren Gletscher" zu besuchen. In den ersten Tagen des laufenden September erst wurde auf diesem Gletscher eine Eisgrotte vollständig erschlossen, die durch ihre seltene Schönheit bei Einheimischen und Fremden geradezu Aufsehen erregt. Sie ist etwa, nach meinem Ermessen, zwanzig Schritte tief: der vordere Gang etwa sieben bis acht Schritte lang; dann kommt ein Rundgang zum Ausweichen der in der Grotte sich Begegnenden von etwa zehn Schritten in der Runde, und die letzte Abtheilung der Grotte wieder etwa acht Schritte lang, und fünf bis sechs Schuh breit das Ganze. Am Eingange der Grotte muß man über eine kleine Brücke, da gerade unter derselben der tiefe Abgrund sich eröffnet, aus welchem der wilde Strom der schwarzen Lütschine sich in das Thalbecken ergießt. Die Grotte wird jedesmal, wann Fremde darin anwesend sind, im äußersten Hintergrunde durch bengalisches rothes Licht erleuchtet, und dies gibt, bei dem bläulich durchsichtigen Glanze des reinsten Eises, auf den Wänden der Grotte solche prachtvolle Widerscheine, daß die Seitenflächen theilweise wie große, mächtige Rubinsteine erscheinen. Es ist Einem hier eine ganz neue Welt aufgeschlossen, ein wohlthätig kaltes Aufenthalt im Eise, wie am Nordpol! Schön, sehr schön! Wie mag es erst auf dem über diesem Gletscher drei Stunden weiter oben liegenden, auch vielbesuchten sogenannten Eismeere sein?! Den Besuch dieser Höhen überließ ich jedoch gerne jüngeren und kräftigeren Steigern. Mir machte schon der Gang auf diese Höhe, der etwa nur eine Stunde hin und zurück dauerte, sehr heiß. Bemerkenswerth sind auch die schönen und mächtigen roth-weiß-schwarzen Marmorlagen, die sich mit dem seit dreizehn Jahren am Fuße des Grindelwalds sehr zusammengeschmolzenen kleinen Grindelwald-Gletscher wieder erschlossen; denn man weiß und hat Spuren davon, daß schon vor etwa hundert Jahren dieser Gletscher ebenso, wie jetzt, in Abnahme gekommen, und daß eben diese damals schon erschlossenen Marmorschichten früher herausgearbeitet und bearbeitet wurden. Es ist ein sehr schöner Marmor, der hier zu Tage liegt und gewiß für die dortige Gegend sehr lucrativ gemacht werden kann. Die Länge der Abnahme dieses Gletschers beträgt etwa eine halbe, und die Höhe etwa eine Viertelstunde; was sonst mit Eis gefüllt war, bildet jetzt einen steinigen Thalkessel, durch den die Lütschine mächtig herabfließt.

Der obere Grindelwald-Gletscher hat keine so schöne Eisgrotte, wie der untere, ist aber an seiner äußeren Fläche reiner, als letzterer, der auf seiner Oberfläche viel schmutziger erscheint. Der früher vielbewunderte Rosalaui-Gletscher hat ähnlich, wie der untere Grindelwald-Gletscher, an seinen Eislagen (Moränen) abgenommen, und wird deßhalb gegenwärtig nicht mehr so stark von den Reisenden aufgesucht, als der untere und obere Grindelwald-Gletscher.

Auch auf dem Grindelwald sind, neben den älteren Wirthshäusern, dem „Bären" und dem „Adler", mehrere neue erstanden. Das „Hôtel du Glacier", dem Aufgang zur Eisgrotte am Nächsten liegend, beherbergte uns in seinen nicht sehr großen Räumen. Vor dem Hause große Reisewagen-Frequenz. Auf dem Rückwege überraschte uns ein lang ersehnter Regen; wir aber saßen, wohlgeschützt, im Einspänner!

Es folgten überhaupt jetzt (vom 16. bis 18. Sept.) in Interlaken und Bönigen ein Paar wohlthätige Regentage, abwechselnd mit Sonnenschein. Ein überaus fruchtbares Wetter ist seither in der Schweiz gewesen, denn sie hatte mehr Regen und Frische auch Ende August, als wir in Deutschland. Hier in der Schweiz ist ein Reichthum an Obst, Gemüsen, Trauben ꝛc. vorhanden, wie nur in den seltensten Jahren. Der Birnmost wird am Luzerner See halb verschenkt, und die nur zu Most geeigneten Birnen dieser Gegend haben gar keinen Werth mehr, so eine Ueberfülle davon ist vorhanden. Man muß aber auch nur die Aepfel- und Birnbäume hier sehen, wie voll und schön sie von Früchten geziert dastehen, besonders im Kanton Unterwalden und am Luzerner See.

In Bönigen sind auch zwei Holzschnittwaaren-Fabriken erstanden, von denen ich die Firma Ammann und Mühlemann empfehlen kann, da ich deren Atelier dort besucht und billige, ausgezeichnete Waare darin gefunden habe.

Berichtigend muß ich noch zu meiner Bemerkung in Bezug auf das Winkelried-Denkmal in Stanz (Nr. 261 der „Did.") nachtragen, daß Baedecker, der verlässige Reiseführer, in seinem neuesten Schweizer Reisehandbuch (11. Auflage) allerdings dieses Denkmals erwähnt, aber nur in zwei Zeilen: „Das sehr sehenswerthe Denkmal Arnold's v. Winkelried, Marmorgruppe von Schlötter, in unschöner Nische." Letzterem muß auch ich zustimmen.

Bewährt habe ich wieder auf dieser Reise den alten Reise-Trostspruch von Ph. v. Sittewald (1650) bei meinem Uebergang über den Brünig ꝛc. gefunden:

Wer reisen will,
Der schweig' fein still;
Geh' steten Schritt,
Nehm' nicht viel mit!
Tret' an am frischen Morgen,
Und lasse heim die Sorgen!

Ein naturgeschichtliches Räthsel.

Daß die Nahrung der Frösche außerhalb des Wassers aus Fliegen, Mücken und anderen Insecten besteht, die sie in raschem Sprunge geschickt zu fangen wissen und innerhalb des Wassers aus Gewürm und kleineren Schaalthieren, ist eine bekannte Sache, daß sie aber auch ihre eigene Gattung anfallen und verschlingen, darüber fehlen bis jetzt alle Beobachtungen und die folgende Thatsache liefert einen neuen Beweis, daß in der Naturgeschichte noch manches Räthsel zu lösen ist.

Digitized by Google

Eine langjährige Gewohnheit, mich an warmen Sommertagen durch ein erquickendes Bad im freien, offenem Strome zu erfrischen, hatte mich bestimmt, das Städtchen K. zu meinem Domicil zu wählen, welches, am Zusammenfluß zweier bedeutender Ströme belegen, hierzu die günstigste, von mir auch fast täglich benutzte Gelegenheit bot. So hatte ich auch eines Tages mit einem derselben Gewohnheit huldigenden Freunde den Kahn bestiegen, um in die Mitte des Stromes zu rudern und daselbst in die erfrischende Tiefe zu tauchen, als mich mein Freund auf einen auffallend großen und dicken Frosch aufmerksam machte, der am Ufer schwerfällig hin und her schwamm; da jedoch ein großer Frosch an dem von zahllosen Fröschen bewohnten Ufer eben keine Seltenheit war und ich mich nach der Kühle des Bades sehnte, so schenkte ich jenem, obgleich mir seine Größe auffiel, doch keine weitere Aufmerksamkeit, sondern ruderte uns nach der Mitte des Stromes, wo wir mit Auskleiden, Abkühlen, Baden und Wiederankleiden wohl länger als eine Stunde zubrachten und dann nach dem Ufer zurückfuhren.

In dessen Nähe angelangt, erblickten wir sofort denselben großen Frosch, der noch ebenso schwerfällig, wie früher, am Ufer herum schwamm und bemerkten zugleich, daß ihm ein kleiner Gegenstand aus dem Maule heraushing. Dieß reizte unsere Neugier und um zu untersuchen, was für ein verschlucktes Etwas es sei, erfaßte ich mit raschem Griffe den Frosch und war nicht wenig verwundert, als ich in dem aus dem Maul hängenden Gegenstand die äußerste Fußspitze eines anderen Frosches erkannte. Diese Erscheinung war seltsam, und um darüber ins Klare zu kommen, ergriff ich die Fußspitze und versuchte daran zu ziehen; sie gab nach, ich zog stärker und siehe, da kam erst ein Froschbein, dann ein zweites und zuletzt ein ganzer Frosch zum Vorschein, fast ebenso groß, als der war, aus dessen Innerem ich jenen hervorzog und der nun seinerseits bedeutend am Umfange verloren hatte.

Der wieder zu Tage gebrachte Frosch war von derselben Gattung, welcher der andere angehörte, war nirgends verletzt, sondern nur etwas mit grauem Schleim überzogen und zappelte vor Verlangen, wieder in sein nasses Element zurückkehren zu dürfen. Wir erfüllten dieses Verlangen, setzten ihn ins Wasser und sahen, wie er munter davon schwamm, als sei gar nichts vorgefallen; aber ebenso munter schwamm jetzt auch der Andere davon, augenscheinlich froh, einer Bürde wieder entledigt zu sein, die er aus Hunger oder Haß, Zärtlichkeit oder Unvorsichtigkeit in zu großer Begierde in sich aufgenommen hatte und die zuletzt vielleicht durch die zu innige Vereinigung des Verschlingenden und des Verschlungenen ihren beiderseitigen Tod herbeigeführt haben würde.

Seiffart.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Ferdinand, der eigentlich eine Leopoldine ist.) Im Jahre 1846 ließ ein Privatier in der Pfarre St. Ulrich im Bezirke Neubau (Wien) ein Kind taufen, welches ein Mädchen war und Leopoldine genannt werden sollte. Der Taufact ging mit den hiebei gewöhnlich stattfindenden Festlichkeiten zur allgemeinen Zufriedenheit vorüber und die kleine Leopoldine wuchs zur Freude ihrer Eltern zur stattlichen Jungfrau heran. Um einen Taufschein kümmerte sich die Familie um so weniger, als solche Documente bei der schöneren Hälfte des Geschlechts zumeist dann erst benöthigt werden, wenn Gott Hymen seine Rechte fordert. Auch diese Zeit nahte bei unserer Leopoldine heran. Der Taufschein wurde behoben, und jetzt erst erfuhr man, daß die Leopoldine eigentlich Ferdinand heiße und militärpflichtig wäre, daß sie daher als Ferdinand jeden Augenblick gefaßt sein müßte, vor die Assent-Commission gerufen zu werden. Die Angehörigen des weiblichen Neuen-

ten erschracken nicht wenig und hatten daher nichts Eiligeres zu thun, als um die Berichtigung des Taufprotokolls nachzusuchen, in welches auf eine ganz unerklärliche Weise der Versloß sich eingeschlichen hat. Der Pfarrer unterstützte das betreffende Gesuch auf das Bereitwilligste bei der competenten Behörde — aber in dieser Beziehung ist der Vorgang ein sehr langsamer; der Staat braucht seine Ferdinande zu nothwendig und jeder halbwegs taugliche Ferdinand vom Bezirk Neubau trägt auch das stolze Bewußtsein in sich, dem heimathlichen Regimente „Hoch- und Deutschmeister" als ächtes Wiener Kind eingereiht zu werden. Zum großen Malheur für Leopoldine leben von den bei dem Taufact zugegen gewesenen Personen nur mehr die Mutter und ein Bruder derselben. Es müssen daher noch umständliche Erhebungen eingeleitet werden, bis die Leopoldine Schwarz auf Weiß mit dem Pfarrsiegel versehen die Bestätigung erhält, daß sie nicht Ferdinand — vielleicht aber Ferdinande Leopoldine heißt.

Naturwissenschaftliches.

In keiner Disciplin muß man so behutsam bei der Aufnahme neuer sogenannter origineller Lehren und Systeme verfahren, so ängstlich die Nichtkenner warnen, als in der Naturwissenschaft, namentlich der physikalischen und kosmischen. Alle Augenblicke kommen „Entdeckungen" und „neue Lehren" zum Vorschein; am meisten werden, was man im neunzehnten Jahrhundert kaum glauben sollte, die Elemente unserer physikalischen Weltanschauung in Zweifel gezogen. Nach unserer Ansicht hat die Presse die Pflicht, solche Erscheinungen zu besprechen, da sie sonst durch das mystische Dunkel, in dem sie verharren, in den Köpfen vieler Ununterrichteten großen Unheil anrichten. So haben wir jetzt wieder einen, schon vor Knak's weithistorischem Ausspruch, in zweiter Auflage (!) bei Gummi in München erschienenen „Unumstößlichen Nachweis, daß die Erde nicht um die Sonne herumgehe" vor uns liegen. Der Verfasser ist ein Herr Xaver Schechner, Assistent der Physik an der k. polytechnischen Schule in München, der sein Vorwort mit dem jederzeit in solchen Schriften zu findenden treuherzigen Geständniß beginnt: „zwar bin ich weder Astronom noch Mathematiker von Fach" ꝛc. Er will den Fixsternen und folglich auch der Sonne eine „repulsive" Kraft zuschreiben und protestirt gegen die attractive und tangentiale Kraft derselben — die arme Sonne kann leider nicht auch protestiren, wenn sie schon einmal repulsiv sein soll. Uebrigens ist dem Verfasser nicht abzustreiten, daß er die Anfangsgründe der Mechanik inne hat und daß er keiner der bloßen Kosmosfabrikanten aus Liebhaberei ist. Dagegen haben wir in einem andern gleichfalls in der Hauptstadt des Bayernreiches (Druck von Mühlthaler) erschienenen Schriftchen eines Dr. Recht „das Entwicklungsgesetz der Natur" bei aller Bemühung auch nicht einmal einen systematischen Gedanken herausfinden können, es sei denn, daß die Lehre von einer Atomenelasticität als Kraft der Kräfte einen Gedanken darstelle, der sowohl neu wie originell ist. Dabei spielt ein „Doppelspiralelement" eine höchst mystische Rolle, und der Autor macht nicht die geringste Schwierigkeit, einen „saltum mortale", wie er buchstäblich sagt, von seiner Theorie zur Entstehung der Materie und des Menschen, den er, höchst subtil gedacht, als ursprüngliches Linsenatom definirt, zu vollführen. Trotz alledem sind wir nicht ganz sicher, ob nicht auch dieses Ideenconglomerat eine zweite Auflage erlebt.

Zu den bemerkenswertheren neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der kosmischen Naturforschung gehört eine Schrift des Professor Spiller, „die Weltschöpfung vom Standpunkt der heutigen Wissenschaft." (Berlin, Carl Duncker.) Zunächst hat dieselbe den Zweck, die Kosmogenie im Allgemeinen populär vorzuführen; dieß geschieht in selbständiger Weise, nicht ohne luminöse Deductionen. Besonders finden wir in den Capiteln über die Meteoriten, die der Verfasser als kleinere Asteroiden und aus der Zersprengung eines großen Planeten entstanden definirt, viel Eigenthümliches, wenn auch nicht immer durchaus Acceptables. Gleichzeitig hat dieses letztere Thema, ein neuerdings überhaupt vielfach ventilirtes, Dr. R. O. Meyerbeer in einer besonderen Schrift: „Der Novemberschwarm der Sternschnuppen (Berlin, Lüderitz'sche Buchhandlung) behandelt. Dieß ist eine gründliche Untersuchung auf durchaus neue, zum Theil erst im Jahr 1846 bei dem großen Novemberphänomen entdeckte Thatsachen gestützt. Hypothese ist des Verfassers Ansicht, daß es eigentlich keine Grenze der Atmosphäre gibt, sondern daß eine dünne Luft sich durch das ganze

Digitized by Google

Sonnensystem verbreitet; die Beweise für diese Hypothese, mit Scharfsinn gesammelt, sind jedenfalls beachtenswerth.

Die Professoren Hallier in Jena und Rochleder in Prag haben eine vortreffliche Monographie über „die Pflanze", die für Meyer's Conversationslexikon geschrieben ist, in besonderem Abdruck herausgegeben. An Vollständigkeit und Güte der Darstellung läßt dieselbe nichts zu wünschen. Illustrationen sind eine reiche Zahl zur Erläuterung beigegeben. — Gleichzeitig wollen wir auf eine jüngst erschienene speciellere Untersuchung auf diesem Gebiete hinweisen: **„Betrachtungen der Pflanzen und ihrer einzelnen Theile** von Dr. W. Neubert. Mit 10 Tafeln Abbildungen. (Stuttgart, Weise.) Diese Arbeit ist in dem „Deutschen Magazin" zuerst erschienen. Recht genau und fleißig, wenn auch mitunter etwas zu bündig, ist das Detail behandelt. Neues haben wir nicht gerade herausfinden können.

Bei J. Rothschild in Paris sind zwei interessante Novitäten erschienen: G. Pennetier, **l'Origine de la vie,** und Henri de Parville, **Causeries scientifiques.** Ersteres Werkchen ist von Pouchet eingeleitet. Es enthält eine ganze Reihe bemerkenswerther mikroskopischer Studien, durch gute Holzschnitte erläutert, und plaidirt für die Generatio spontanea, die der Verfasser mit Pouchet „heterogenesis" nennt. Natürlich steht er mit seinen Forschungen zunächst auf den Schultern seiner Landsleute und Pasteur ist fast auf jeder Seite citirt. Doch sind ihm auch deutsche Forscher nicht unbekannt. Wir finden z. B. einen unserer ausgezeichnetsten jüngeren Mikroskopiker, Professor Hoffmann in Gießen, dann auch Treviranus, Ehrenberg, Schaafhausen berücksichtigt. Recht brauchbar ist die am Schluß beigefügte bibliographische Uebersicht über sämmtliches Material der Generatio spontanea. Das Buch des Herrn de Parville hat einen andern Charakter; es ist eine periodische Publication, die schon im 7. Jahr erscheint. Eine Uebersicht über die naturwissenschaftliche Production, dann eine ganze Reihe gut geschriebener und populärer Aufsätze über die verschiedensten Novitäten der gesammten Naturwissenschaft. Die technischen nehmen darunter einen großen Platz ein. Deutschland figurirt hier mit mannichfachen Pieces, der Otto'schen Gaskraftmaschine, der Krupp'schen Gußstahlkanone u. a. Auch dieses Werkchen hat der Verleger mit Illustrationen versehen und gut ausgestattet. — Ein deutsches Unternehmen von recht gediegener, durchaus populärer Anlage erscheint jetzt bei Richter in Hamburg: Dr. J. Stinde, **Blicke durch das Mikroskop.** Es hat photographische Illustrationen. Die erste Lieferung producirt verschiedene Theile der Stubenfliege. „Bilder und Skizzen aus der kleinen Welt" nennt der Verfasser seine Publication und die Einleitung, sowie der erste Essay über die Stubenfliege gibt ihm Recht. Das sind Bilder und Skizzen, nicht mehr und nicht weniger, und auf dieser Stufe hat der Verfasser etwas ganz Anerkennenswerthes geleistet. Sein Buch, das sich auch durch eine splendide Ausstattung hervorthut, kann für Schule und Haus recht brauchbar werden.

Der bekannte Volksschriftsteller Roßmäßler hat kurz vor seinem Tode eine kleine Sammlung von Aufsätzen, die in seiner Zeitschrift „Aus der Heimath" successive erschienen waren, in einer Auswahl zusammengestellt. Sie erscheint jetzt, von Dr. Reichenbach besorgt und mit einer kurzen Lebensskizze des Verfassers versehen, bei Trewendt in Breslau unter dem Titel **„Für freie Stunden".** Obwohl wir die novellistische Form, mit der Roßmäßler seine kleinen Arbeiten verbrämte, nicht nachahmungswerth finden oder auch nur für geschmackvoll halten, so steckt in diesen so barock bezeichneten Abschnitten (wie „baare Spenden", „der Kinder wegen", „Appellationen an Herz und Verstand") doch manche höchst sinnige und gediegene Beobachtung. Das muß anerkannt werden; im Uebrigen ist nicht viel mehr darüber zu sagen, als daß hier abermals die Gabe des bescheidenen Mannes zu Tage tritt, spielend zu belehren und dabei doch, namentlich wo er seine meisterhafte mikroskopische Forschung verfolgt, nie den Ernst der Wissenschaft aus den Augen zu lassen. H.

Correspondenzen.

Darmstadt, 24. September.

Unser sechstes mittelrheinisches Musikfest, Sonntag und Montag, am 27. und 28. September, wird sich nicht allein durch die Auswahl der großen vorzuführenden musikalischen Kunstwerke, wie das Oratorium Samson von Händel, die Werke von Beethoven, Haydn und Bach, sondern auch durch die nach allen Richtungen hin bis ins Kleinste getroffenen Vorbereitungen für gesellige Genüsse und den Comfort der Festgenossen, zu denen wir auch die fremden Zuhörer rechnen, auf das Vortheilhafteste auszeichnen. Bei allen Veranstaltungen macht sich auch diesmal unbeschränkte Liberalität geltend. Das Central-Comite (darin besonders der Präsident Wondra, der Secretär Zernin, Oberforstsecretär Braun und Stadtbaumeister Hechler u. s. w.) hat in der That alle Schleußen aufgezogen, um den Strom der geselligen und künstlerischen Genüsse, so weit sie die schon unbeständig werdende Jahreszeit und die in der That reichen Hülfsquellen unserer gastfreundlichen Residenz zu bieten vermögen, in ungedämmter Fülle auf die Mitwirkenden und Zuhörer sich ergießen zu lassen. Nicht allein daß an den drei Festtagen zu den großherzoglichen Sammlungen im Residenzschlosse, der Gemäldegallerie, dem neugeordneten prachtvollen Naturaliencabinet, dem Antikensaal, der Waffen- und Trachtensammlung und der Hofbibliothek der Eintritt frei ist, wie in die Gesellschaftsräume der drei hiesigen geschlossenen Gesellschaften „Bürgerverein", „Eintracht" und „vereinigte Gesellschaft", welche sämmtliche Festgenossen als bei ihnen eingeführte Gäste betrachten, werden auch die Reunion in den oberen Räumen der „vereinigten Gesellschaft" am Samstag Abend, die den Gesangvereinen und einzelnen Virtuosen Gelegenheit zu musikalischen Vorträgen bietet, wie am Sonntag Abend die gesellige Zusammenkunft (Festkneipe) in der städtischen Turnhalle, wie am Montag Abend die zwei Festbälle des „Bürgervereins" und der „Vereinigten Gesellschaft" die längstbewährte Gastfreundlichkeit unserer Stadt im schönsten Lichte erscheinen lassen. So sehr auch sonst bei den Darmstädtern conservative Ruhe im geselligen Verkehr vorzuherrschen scheint, so kommt doch, wenn einmal durch eine ungewöhnliche Vornahme in Bewegung gesetzt, bei ihnen eine unerschöpfliche Fülle liebenswürdiger Geselligkeit und heitern Humors zum Durchbruch, der Alle ansteckt und mit fortreißt. Und wir dürfen im Voraus versichern, daß dem reichen Damenkranz gegenüber, zu dem Alzey ein Contingent von 24, Darmstadt von 164, Gießen von 36, Mainz von 35, Wiesbaden von 30 und Worms von 24, also im Ganzen ein Chor von 359 Damen stellt, gerade hundert mehr als Sänger (die Wissenschaft der Statistik ist sogar bis auf dieses Feld vorgedrungen!), der gesellige Philistrismus von der Gesellschaftsbühne vollständig verbannt sein wird. Man wird sich gut, ja „in ungeheurer Heiterkeit" ganz köstlich amüsiren! Das großherzogliche Hoftheater ist mit seiner Festspende nicht hinter allen Opferern zurückgeblieben; es hat für drei Abende, an welchen Gounods „Romeo und Julie", R. Gottschalls ergreifendes Trauerspiel „Katharina Howard" und wahrscheinlich eine Wiederholung des „Freischütz" mit gewohntem Glanz und künstlerischer Präcision zur Aufführung gelangen, eine beliebige Anzahl Plätze zur freien Verfügung gestellt. Nun saget, was wollt ihr von Darmstadt noch mehr?!

Frankfurt, 24. September.

Die Feldberghaus-Commission ist dieser Tage durch eine zu Gunsten des Hauses von einem in Wetzlar verstorbenen Freunde des Feldbergs (Ludw. Sulzer) getroffene testamentarische Verfügung angenehm überrascht worden. Ist auch der materielle Werth des vermachten Gegenstandes, in einer Sammlung von 30 eingerahmten Bildnissen berühmter deutscher Männer bestehend, nicht gerade hoch anzuschlagen, so verdient doch die durch den Verewigten bethätigte freundliche Gesinnung für das Feldberghaus alle Anerkennung. In sofern für die innere Ausstattung des Hauses, abgesehen von dem dabei dem Gasthalter und Eigenthümer zukommenden Theil, noch Manches zu thun erübrigt, neuerdings auch eine Erweiterung der ganzen Anlage, verbunden mit einem Neubau des Thurmes (welch letzterer sodann öffentliches Eigenthum werden dürfte) im Werke ist, so würden ebenwohl auch größere Gaben und Vermächtnisse an Geld willkommen sein und zweckmäßige Verwendung finden können. Die Controle des Feldberghauses untersteht bekanntlich dem Vereine für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M., vertreten zur Ausübung derselben durch oben erwähnte Commission, dermalen bestehend aus den Herren Dr. Häberlin, Ed. Hager, Dr. Pfefferkorn, August Ravenstein und Christian Reichardt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 25. Sept. **Der Roman eines armen jungen Mannes,** Schauspiel in 5 Acten nebst einem Vorspiel von Octave Feuillet. Für die deutsche Bühne bearbeitet von L. Juin und P. J. Reinhard.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 246.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 268. Samstag, den 26. September 1868.

Kirchweih-Skizze.

Von W. Herold.

(Fortsetzung.)

Abseits von des Marktes alltäglichen Gesichtern steht, an einen Baum gelehnt, vor welchem ein Tisch mit Krug und Gläsern gerückt ist, ein hagerer Mann in einfach modischer Kleidung. Nicht das noch völlig schwarze Haar, wohl aber die tiefen Furchen der Stirne, auch die schon ein wenig gebeugte Haltung der Schultern bekunden ein höheres Lebensalter. Dazu die allseitig ihm werdende Ehrerbietung, seine überall hin erwiderten freundlichen Grüße verrathen, daß der Mann schon lange im Dorfe ansässig sei, Allen bekannt, werth, Alle kennend. Gewiß, der gebräunte Hals, die knochigen Hände im Verein mit Tracht und Benehmen sagen es deutlich: er ist ein Bauer der Thätigkeit, Städter der Stellung nach; Oekonom nennt man die Gattung, wohl Pachter des herrschaftlichen Landgutes. Beinahe scheint es, als ob er das Geschlecht der säbelschleppenden Friedenshelden nicht leiden möge; denn fast unwillig wendet er sich ab von dem Anblick des flanirenden Gardejünglings. Freilich, wer tiefer zusah, hätte bemerken können, wie über das wettergebräunte Antlitz ein Schleier der Trauer sich legte, der sicherlich aus zarteren, innerlicheren Fäden gewoben sein mußte, als aus dem allgemeineren Gefühle principieller Abneigung gegen den „theuren" Militärstand.

Aber der Gutsnachbar sollte heute nicht recht zur Kirchweihstimmung kommen. Wie er sich düsteren Auges von seinem höher gelegenen Standorte aus nach der dem tollen Lustgetriebe abgelegenen Dorfseite umsah, trat dem starken Manne, der jetzt unverwandt der menschenleeren Gasse entlang schaute, ein Thränenschimmer in den Blick. Dort unten ging an den niedrigen Häusern her, geradewegs auf die Kirche zu, einsam eine Bäuerin. Die Tracht konnte man von hier aus erkennen, wohl auch die dunkle Farbe des kurzen Rockes, der sich schlecht für ein Freudenfestgewand schickte. Sonst war aus der Entfernung des wie in sich versunken starr nachschauenden Oekonomen nichts Kennzeichnendes wahrzunehmen; und doch mußte er Gewißheit haben, wer die weibliche Gestalt sei, wie hätte ihm sonst die Freudenlose, die Einzige, welche heute die singende Menge mied, eine mehr als flüchtige Rührung entlocken können.

Und wahrlich, es ist nicht gewöhnliche Theilnahme des Augenblicks, die ihn sichtlich durchbebt. Gewaltsam ringt er, des Kummers, der ihn schier zu übermannen droht, wenigstens hier auf offener Straße und vor gaffenden Blicken, Herr zu werden. Jetzt ist auch das Weib dem Auge entschwunden. Zur Kirche oder zum Kirchhof bog sie ein.

Allmählich gelingt es dem Alten, die Trauer aus den Zügen fortzudrängen. Eben greift er zum Glas und dem schmerzstillenden Naß, da klopft ihm ein junger Bauer, der, von ihm ungesehen, schon geraume Weile zur Seite gestanden, leise auf die Schulter:

„Herr Pachter; Euer werthes Wohlsein!" Und während des Anklingens, fährt er halb flüsternd fort: „Habt Ihr die Marie dort unten gesehen. Jetzt wird sie an Eurem Rudolph seinen Grab sein. Ich hab nichts dagegen und — wenn ich selbst gewollt hätt' — ich hätt's nicht wehren können. Sie hat mich so zaghaft um Erlaubniß gefragt. Und zur Kirmes wär' sie doch nicht mitgezogen".

„Du bist ein braver Kerl", entgegnete handreichend der Angeredete, „weißt ja doch, daß sie Dir ein treu Weib ist allezeit. Komm', stoß mit an, Deiner Marie soll's gelten!"

Dann trank er rasch aus und mischte sich unter den dichtesten Knäuel lautfröhlicher, zechender Dorfbewohner.

Was für ein herbes Weh lastet dem gütergesegneten Manne auf dem Herzen, das er durch den ringsumher schallenden Frohsinn zu übertäuben sucht? Welch bittres Leid erfüllt am Freudentag des Dorfes ein junges Weib, daß es, den liebenden Gatten verlassend, auf dem Friedhof seine Trauer ausweinen muß?

Leise schluchzend, kniet sie, gebeugten Kopfes, an einem wohlgepflegten, blumenbekränzten Grabhügel. Nach einer Weile stillen Betens erhebt sie sich, noch einen Liebesdienst der friedlichen Wohnung des geliebten Todten erweisend. Sie hat einen frischen Blumenstock mitgebracht, der einen dürr gewordenen ersetzen soll. Habe Dank, du sinnige Blüthe, die du neidlos in theilnehmender Hingebung dich glücklich fühlst, als Leidestrost und Todesschmuck hier ungesehen zu verblühen, während deine Schwestern in glühender Schöne beim festlichen Reigen den bräutlichen Gürtel zieren! Und vor Allem Du sei uns gegrüßt, Du herrliches Weib, in der vollen Pracht einer aufbrechenden Knospe. Als Festeskönigin hättest Du jubeln können, Deines Mannes Stolz, der Gespielinnen Wonne. Doch einsam zogest Du hierher an diese ernste Stätte, den Manen eines theuer Entschlafenen Liebesopfer weihend. Hut ab vor solchem tiefen Schmerze; ehrfurchtsvoll aus dem Wege vor dieser einfachen Tochter des Volkes!

Wir blickten der langsam zum Dorf Zurückwandelnden nicht neugierig nach. Soviel hatte ein rascher Seitenblick erhascht, um Bewunderung wachzurufen über den schlanken Wuchs und die durch den Thränenflor um so reizender leuchtende milde Lieblichkeit der gesammten Erscheinung dieses Frauenbildes. Aber das war ja wohl kein vorlautes Drängen in fremdes Unglück, wenn es auch uns zum Hügel trieb, an welchem das jugendliche Weib kurz vorher gekniet, geweint und gebetet hatte.

Digitized by Google

Auf einem einfachen Marmorsteine standen in Goldbuchstaben die Worte:

Hier ruhe sanft in Frieden
Rudolph Eichhof,
geb. anno 1842,
den Studien gewidmet, an den Alpen das Vaterland vertheidigend,
erstochen von frevelnder Hand
am Kirchweihtage 1866.

(Fortsetzung folgt.)

Die spanischen Thronbewerber.

Wir gaben vor Kurzem eine in der „Köln. Ztg." enthaltene Charakteristik der Königin Isabella von Spanien wieder; demselben Blatte entnehmen wir eine Schilderung derjenigen Persönlichkeiten, welche als Ersatzmänner der Königin bei einer Umwälzung in Frage kommen konnten.

Daß der Kronprinz, Prinz von Asturien genannt, mit dem Prinz-Gemahle keinen Zug von Aehnlichkeit aufzuweisen hat, ist bekannt. Der Sohn der Königin, der im November sein 11. Jahr erreicht, ist bleich, immer kränkelnd und, was noch überraschender ist, aller Scharfsinn der Höflings-Schmeichelei hat weder in seinen Kindeszügen, noch in seinen Neigungen irgend einen Zug aufzufinden vermocht, der zur Prophezeihung berechtigte, er werde ein bedeutender König werden. Man denke sich das bevorzugteste Wesen elf Jahre lang in den Wänden eines Palastes und den vier Seiten einer Kutsche eingeschlossen, von einer künstlichen Welt umgeben, ohne irgend welchen Verkehr mit der wirklichen, und es wird ihm gehen, wie allen Denen, welche am spanischen Hofe erzogen sind. Am Hofe gibt es eine jener Puppen, welche, auch nur leise in Bewegung gesetzt, mit dem Kopfe hin und her wackeln und grüßen, bis sie ihren Schwerpunkt wieder gefunden haben. Die Nachahmung dieser Kopfbewegung, als das Muster eines majestätischen Grußes, ist das Erste, was die spanischen Prinzen lernen. Ein Geistlicher übernimmt es, sie nach seinen Ideen zu erziehen und nebenbei auch in der Kunst des Regierens zu unterrichten; einige Augenblicke nur überträgt er das Amt einem Soldaten, damit dieser ihm einige Routine im Soldatenthume gebe, das nur zur Spielerei bei den spanischen Prinzen dient, die schon in der Wiege nach Ordensbändern greifen, in kurzer Zeit Hauptleute und Generale werden, aber seit Philipp V. bis auf unsere Zeiten weder nah noch fern einer Schlacht beigewohnt haben. Man hat dem jungen Alphons einen Spielkameraden gegeben. Es ist dies der Sohn eines jener zahlreichen spanischen Generale, die nie eine Kugel haben pfeifen hören. Man führte eines Abends, wie gewöhnlich, Alphons von Bourbon mit seinem Kameraden in den für ihn besonders reservirten Theil des Retiro. Der Prinz forderte seinen Freund auf, ein Spiel vorzuschlagen. Dieser schlug ein solches in folgenden Ausdrücken vor: „Nehmen wir an, ich sei König und Sie General . . ." — „Dieses Spiel mag ich nicht", erwiderte Alphons naiv, weil er selbst im Scherze noch König sein will.

Der Herzog von Montpensier ist allbekannt in Europa; es wäre also unnöthig, noch ein Bild von ihm zu entwerfen. Seit jenem Tage des Februar 1848, an welchem Se. Hoheit plötzlich die Tuilerien verließ, seine theuere Ehehälfte daselbst vergessend, hat sich seine Physiognomie wenig geändert. Er ist von hoher Gestalt, 44 Jahre alt, hat sich noch vollständig gut erhalten, wie Leute, die sich mit dem Kopfe nicht überarbeiten, und obwohl er [illegible] seit langer Zeit in Spanien wohnt, spricht er doch noch schlecht Spanisch. Sein Haus verwaltet er vortrefflich, und sein Auge mustert die Küche so gut wie den Pferdestall. Als er gefunden hatte, daß dieser letztere zu gut ausgestattet war, verkaufte er die ihm zum Geschenke gemachten Pferde, weil er zweifelsohne nicht wußte, daß er darin den spanischen Gewohnheiten zu nahe träte.

Seine Frau, die Infantin Marie Louise Fernande, Schwester der Königin, ist 36 Jahre alt und hat sehr gealtert; seit ihrer Verbannung hat sie sehr zurückgezogen gelebt. Sie verdankt ihrem Gatten eine etwas bessere Erziehung, als die war, welche sie im Pälaste von Madrid erhalten hatte, bei ihrer Mutter, der Königin Christine. Dessen ungeachtet hat sie sich die Sympathien des Volkes nicht zu gewinnen vermocht, nicht einmal in Andalusien, wo sie seit so vielen Jahren wohnt.

Geschichten, wie die folgenden, sind alles, was man von ihr zu erzählen hat: Die Bürgerschaft von Sevilla gab einst auf dem neuen Platze ein Fest und wandte sich an den Besitzer des schönsten Hauses, damit dieser die Balcone zur Errichtung einer für die Infantin bestimmten Estrade hergeben möchte. Am Festtage erwartete der genannte Besitzer mit seiner Frau die Infantin am Fuße der Treppe und hatte für sie ein reich besetztes Buffet aufstellen lassen. Die Infantin nahm auf der Estrade Platz; die Dame des Hauses knüpfte über mannichfache Gegenstände ein Gespräch an, ohne eine Antwort Seitens der Infantin zu erhalten. Sie zerbrach sich den Kopf, einen Stoff zu finden, der geeignet wäre, ihrem Gaste zu gefallen. Diese wandte sich zu ihr und sagte: „Wissen Sie nicht, daß es gegen die Sitte ist, an eine Infantin von Spanien ohne vorherige Erlaubniß ein Wort zu richten?" Die Hausfrau zog sich sofort zurück und erzählte ihrem Manne den Vorgang. Dieser befahl, das Buffet abzusperren, nahm seinen Hut und seine Frau unter den Arm und ging auf die Straße. Nach einiger Zeit bemerkte die Infantin, daß das Haus leer war, und theilte ihre Wahrnehmung dem Herzoge von Montpensier mit. Dieser antwortete: „Es ist Hofsitte, eine Prinzessin ohne Einladung nicht anzureden; es scheint, daß die Herren dieses Hauses gewohnt sind, sich der Gesellschaft Derer zu entziehen, die ihnen Stillschweigen auferlegen." Eine unnütze Lection!

Alphons, noch nicht 11 Jahre alt, weist das Spiel seines Kameraden zurück. Noch im Alter von 80 Jahren wird man der Herzogin von Montpensier die vom Infanten von Spanien ertheilte Erziehung anmerken. Wenn aber die am Hofe von Madrid angewandte Erziehung schon kläglich ist, was soll erst von jener gesagt werden, welche man den Nachkommen der geächteten Prinzen gibt, die fortwährend auf einen Helfer warten, der ihnen den Thron verschaffen werde? Auf diese Weise ist erzogen: „Don Carlos, Marie die Schmerzensreiche, Jean, Isidore, Joseph, François, Quirin, Antoine, Michel, Gabriel, Raphael", der zum Ueberfluß seinen Vornamen noch den Titel eines Herzogs von Madrid beifügte. Diese Namensverschwendung erinnert an die in Spanien so volksthümliche Erzählung von dem Portugiesen und dem Galicier, welche beide über eine Brücke gehen wollten. Der Zolleinnehmer verlangt die Namen, der Portugiese nennt die seinigen, ein halbes Dutzend. Der Galicier, wohl wissend, daß das Zollgeld sich nach der Anzahl der Namen richtet, antwortet, als man ihn nach den seinigen fragt: „Kaum, daß ich den einen Namen Pierre führe."

Die lange Litanei von Namen wird Don Carlos schwerlich den Uebergang über die Brücke, welche von Oesterreich nach Madrid führt, erleichtern. Dieser Prätendent ist 20 Jahre alt; er ist gebürtig aus Ebenzeveir (Oberösterreich), Sohn Jean's de Bourbon und Neffe Don Carlos', desselben, der Isabella II. die Krone streitig machte. Verheirathet ist er mit Margarethe, Tochter des verstorbenen Herzogs Ferdinand von Parma. Der berühmteste satyrische Poet Spaniens, Quevedo, hat diesen Lehrsatz aufgestellt:

Digitized by Google

„Dumm sind alle Die, welche es scheinen, und die Hälfte Derer, welche es nicht scheinen." Don Carlos hat eine schmale Stirn, dichte, fast sich kreuzende Augenbrauen, herabhangende Wangen, den Mund offen. Man vergleiche nur, zu welcher Hälfte des Quevedo'schen Ausspruches dieses Bild paßt. Die Jesuiten hatten es übernommen, ihm den Geschmack zu den modernen Wissenschaften einzuprägen, die Guerilleros des letzten Bürgerkrieges haben ihn Moral gelehrt, die aus Parma vertriebene Familie die Kunst, sich bei den Völkern beliebt zu machen. Die Häupter des Carlismus haben es übernommen, ihm zu beweisen, daß nach den guten Principien des göttlichen Rechts es wenig darauf ankomme, ob Don Juan lebe und sein Sohn ihn ersetze. Seitdem er als Bewerber aufgestellt ist, führt er das spanische Wappen. Er hat aus Cordova einen auf andalusische Weise gekleideten Diener mitgenommen und er selbst ließ sich mit andalusischem Costume und kleiner, halb arabischer, halb spanischer Weste an der Seite seines Bruders als päpstlicher Zuave malen.

Dies ist die Gruppe der bis heute erklärten Thronbewerber. Es wäre kaum der Mühe werth, Isabella II. durch einen von diesen Bourbonen zu ersetzen.

Mannichfaltigkeiten.

(Ballerinen-Kampf.) Im Prinz-Amadeus-Theater in Castellamare fand vor Kurzem der folgende unerhörte Skandal statt: Während des Zwischenactes waren alle Tänzerinnen auf der Bühne und die Prima-Ballerina versuchte sich in Entrechats, um ihre Gelenke in richtige Verfassung zu bringen. Da betrat eine neu engagirte Koryphäe, das Röckchen mit silbernem Flitter bedeckt, Brillanten — natürlich falsche — in den Haaren und auf der Brust, die Bühne. Bei ihrem Anblicke ging ein Ruf der Entrüstung durch das schlecht costümirte Ballet, die Prima besonders schrie lauter als die Anderen: „Nieder mit den Diamanten, Du mußt Dich wie alle Anderen anziehen." Es erhob sich ein Geheul und Gekreisch, als sei die Hölle losgelassen, und die Ballerina, der „Stern Castellamare's, wüthete, daß eine miserable Choristin nicht besser als sie angekleidet sein dürfe. Die beleidigte Choristin zahlte dem „Stern" mit gleicher Münze. Auf das Gezänke stürzt der Director herbei und erschöpft sich in vergeblichen Versöhnungsanträgen; „Stern", Choristin und Corps de Ballet hören nicht auf ihn. Das Publikum seinerseits findet den Zwischenact zu lang und wird ungeduldig. Sein Unmuth steigt, als es hinter dem Vorhang wüstes Geschrei vernimmt. „Das Ballet! das Ballet!" ertönt es von allen Seiten. In diesem kritischen Momente erscheint die Prima Ballerina Assoluta mit aufgelöstem Haar und zerrissenem Gazeröckchen an der Rampe. Das Publikum schweigt, der „Stern" beginnt zu reden — von was wohl? — von der Choristin, ihren falschen Diamanten und dem Director. . . . . Das Publikum beantwortet den Speech des „Stern" mit einem Sturm von Pfeifen und Heulen. Der „Stern" fällt ohnmächtig in die Arme von Mutter und Schwester. Das Publikum fährt fort, wüthend zu pfeifen. In diesem Augenblick läßt der Schall von Maschinist die Gardine in die Höhe gehen. Und was zeigt die Scene? Ein Schlachtfeld in höchster Action, das ganze Corps de Ballet im Kampfe mit der rebellischen Choristin und einigen ihrer Freunde, welche der Bedrohten zu Hülfe geeilt waren. Da erscheint endlich die Polizei und schickt den „Stern", den Director und das Corps de Ballet au violon. Das war ein Ballet-Abend in Castellamare!

(Unglücksfall.) Solothurn wurde kürzlich durch eine erschütternde Trauerkunde überrascht. Ein polnischer Major, Namens Bednarsky aus Lublin, kaum 36 Jahre alt, der fünfzehn Schlachten mitgefochten, kam vor circa acht Tagen nach Zuchwyl, um am Grabe Kosztusko's dem edlen Helden seine Huldigung darzubringen, und miethete sich in einem Bauernhause ein. Neulich Abends, während der Scharfschießübungen einer Abtheilung Infanteristen, verließ er seine Wohnung, um mit seinem 1½jährigen Knaben auf dem Arme einen Spaziergang an das Aar-Ufer zu machen, und, wie dessen Frau glaubte, das Schießen und das Sausen der Kugeln zu hören, das von jeher eine eigene Anziehungskraft für ihn gehabt habe. Obgleich in einer Entfernung von ca. 2500 Fuß von dem Schießstandpunkt der Truppen entfernt, aber in der Schußlinie, durchbohrte eine Kugel, Brustkorb, Lunge und große Gefäße und rechten Oberarm verletzend, den Unglücklichen und streckte ihn zu Boden. Nach zweistündiger Abwesenheit wurden nach ihm auf den Wunsch seiner beunruhigten Frau Nachforschungen angestellt und man fand denn auch bald an der verhängnißvollen Stelle auf dem Felde den Leichnam und, auf demselben liegend, das Söhnlein, welches, wohl durch Weinen ermüdet, an der Brust seines todten Vaters eingeschlafen war. Glücklicherweise ist dessen Wittwe in günstigen ökonomischen Verhältnissen, ist aber tief erschüttert durch den Verlust ihres lieben, edlen und treuen Gatten.

(Frauenrechte.) Der „Temps" theilt eine sehr pikante Rede mit, welche in einer der letzten Versammlungen im Vauxhall in Paris (wo bekanntlich über die Arbeit der Frauen discutirt wird) von einer Dame, Mlle. Breuil, gehalten worden ist. Nachdem sie für die Frauen dieselben Rechte in Anspruch genommen, die der Mann in der Gesellschaft genießt, auch die politischen, wünscht sie jedoch nicht, daß letztere den Frauen jetzt bereits verliehen würden. Sie begründet dies in einer originellen, aber für das unschöne Geschlecht nicht eben schmeichelhaften Weise, indem sie sich mit folgenden Worten an die Männer wendet: „Ihr habt es selbst auf euere Kosten erfahren, was dabei herauskommt, wenn man diese gefährliche Waffe handhabt, ohne dazu durch vorhergehenden Unterricht vorbereitet zu sein; denn es ist im Herzen euerer Freunde, euerer Kinder, daß euch diese Waffe getroffen hat jedesmal, wo sie in euern ungeschickten Händen explodirte. Gebt also zunächst den Frauen Unterricht und tragt vorläufig allein die Verantwortlichkeit für die bedauerliche politische Unfähigkeit, die ihr bisher bewiesen habt. Im Angesichte dieser Unfähigkeit und der traurigen Folgen, die sie gehabt, ist es unsererseits keine Vermessenheit, zu behaupten, daß die Frauen Besseres geleistet haben würden, und es liegt ein großer Trost darin, zu denken, daß wir es wenigstens auf keinen Fall schlechter hätten machen können." Diese Worte wurden von der Versammlung mit Applaus aufgenommen, obgleich die Männer in derselben die große Mehrzahl bildeten.

(Französische Gehalte.) Herr Troplong bezieht als Präsident des Senats, als Senator, als Präsident des Cassationshofs und als Mitglied des Instituts zusammen 196,500 Francs (Amtswohnung und andere Emolumente hier wie in der Folge nicht gerechnet); Marschall Niel als Senator, Marschall, Großkreuz der Ehrenlegion und Kriegsminister 193,000 Francs; Marschall Mac Mahon, General-Gouverneur von Algier, 188,000 Francs; die Marschälle Baraguay-d'Hilliers, Regnaud de Saint Jean d'Angély, Canrobert und Bazaine je 163,000 Francs; Marschall Vaillant als Minister des kaiserlichen Hauses und Großmarschall des Palais 228,000 Francs; Marineminister Admiral Rigault de Genouilly 163,000 Francs; Staatsminister Rouher 160,000 Francs; die Minister Baroche und Magne je 130,000 Fr.; Persigny, Drouyn de Lhuys, Walewski und Labalette als Mitglieder des Geheimen Raths je 105,000 Francs; der General Goyon, Commandant eines Armeecorps, 108,000 Francs; General Montauban, desgleichen, 148,000 Francs; General Fleury 119,000 Francs; Edgar Ney 118,000 Francs; der Erzbischof von Paris, Mgr. Darboy,

Digitized by Google

181,000 Francs; die Cardinäle Donald, Mathieu, Donnet, Billet und Bonnechose je 61,000 Francs u. s. w. „Frankreich ist reich genug, um seinen Ruhm zu bezahlen."

(Amerikanische Späße.) Herr Jefferson Morry, früherer Redacteur einer eingegangenen californischen Zeitung, wird — so zeigte derselbe kürzlich in einer Annonce an — „morgen Abends in Mordount's Assembly Rooms eine große wissenschaftliche praktische Vorstellung zu geben die Ehre haben. Derselbe wird mit der rechten und linken Hand gleichzeitig zwei verschiedene Zeitungsartikel nach einem gegebenen Thema niederschreiben, ebenfalls gleichzeitig mit dem linken Fuße eine Wiege in Bewegung setzen, dem darin liegenden kleinen Bürger Californiens die Melodie „Heil dir Columbia" und den „Fraser Digger's song" vorsingen, sowie mit dem rechten Fuße das Feuer unter dem Theekessel in Ordnung halten. Sollten sich freigebige Gentlemen finden, welche Herrn Morry trinken sehen wollten, so wird er sechsunddreißig Gläser Grog in fünfzehn Minuten leeren und nachher mit dem Revolver auf zwanzig Schritte in sechs Schüssen viermal das Aß aus der Karte schießen. Entrée à Person 10 Cents."

(Hohes Alter.) In der Gemeinde Dámas im Bihárer Comitate lebt zur Stunde ein rumänischer Feldarbeiter, der 115 Jahre zählt, aber trotz dieses hohen Alters wie ein wohlerhaltener Sechsziger aussieht. Er ist noch im vollständigen Besitze seiner sämmtlichen Sinne und von einer körperlichen Beweglichkeit wie ein Jüngling. Die schwierigsten Gebirgswege legt er mit einer erstaunlichen Leichtigkeit zurück. Er war nur einmal verheirathet und seine Frau, welche gleichfalls ein sehr hohes Alter erreicht hatte, starb erst vor wenigen Jahren. Er hatte zehn Kinder, von denen indeß nur noch eines, ein Sohn, am Leben ist; der Letztere steht gegenwärtig im 70. Lebensjahre.

Correspondenzen.

Aus der Rheinpfalz, 24. September.

In dem Maße die verschiedenen Badeorte und die Schweiz sich ihrer Gäste entleerten, mehrte sich die Frequenz der Fremden an unserem rebenumkränzten Haardtgebirge. Ist es doch, als ob die scheidende Sonne ihre warmen Strahlen auf dieses gesegnete Ländchen länger herniedersende, als auf die anderen deutschen Gauen, da so Viele, insbesondere Leidende, welche aus dem Norden kommen, ihren Sommer noch um einige Zeit gerade hier zu verlängern gewohnt sind! — Die süßen Weintrauben sind es insbesondere, welche unsere Kurorte, namentlich Bad Gleisweiler, fortwährend von bester Gesellschaft bevölkert erhalten. Die äußerst milde, reizende Lage dieses Badeortes inmitten der vielbesuchten schönsten Punkte des obern Haardtgebirges, und am Eingang in die Pfälzer Schweiz, — die zu verschiedenen Kurzwecken besonders angepflanzten verschiedenen Traubensorten, welche in den Weinbeegen selbst bei guter Witterung bis zu Anfang November genossen werden können; die ungezwungene Geselligkeit, welche das Zusammenleben der vielen zum Theil alljährlich wiederkehrenden Traubenkurgäste unter einem Dache mit sich bringt; endlich die zweckmäßigen inneren Einrichtungen und sorgsame ärztliche Beaufsichtigung sind wohl als Ursache zu betrachten, daß Bad Gleisweiler alljährlich bis tief in das Spätjahr hinein sehr besucht war, und bei momentan noch ganz besetztem Hause wohl auch heuer besucht bleiben wird.

Frankfurt, 25. September.

Nächstens wird die Klage über Mangel an Unterhaltungsinstituten in Frankfurt nicht mehr zeitgemäß sein. Zu den verschiedenen Instituten, die im Laufe dieses Jahres hier entstanden sind, gesellt sich jetzt noch ein neues, ein Vaudeville-Theater, welches Herr Director Artmann im Circus eröffnen wird. Wir begrüßen die Idee des Hrn. Artmann, seine Thätigkeit auf Vaudevilles und kleine Operetten, besonders Offenbach'sche, zu beschränken, als eine sehr glückliche und dem Bedürfniß entsprechend. Ein zweites Theater wird hier nur bestehen können, wenn es sich einen ganz eng umschriebenen Wirkungskreis absteckt und in dieser Specialität etwas leistet. Da unser Stadttheater gerade den oben genannten Zweig der Bühnenaufführungen weniger cultivirt, so dürfte das neue Vaudeville-Theater, vorausgesetzt, daß seine Leistungen billigen Anforderungen entsprechen, gute Chancen haben.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Allgemeine deutsche Kunst-Ausstellung in Wien. Die Frankfurter Künstler scheinen in Wien viel Anerkennung zu finden. Der Kaiser von Oesterreich, welcher sich von Inspektor Maiß, der gerade dort anwesend war, in der allgemeinen Kunstausstellung die Frankfurter Abtheilung zeigen ließ, äußerte sich sehr beifällig über die Kunsterzeugnisse Frankfurt's. Auch mit dem geschäftlichen Ergebnisse ist man ziemlich zufrieden; u. A. hat Chr. Heerdt gleich in den ersten Tagen das eine seiner hübschen Bilder: „Morgen und Abend am Königssee" verkauft.

„Unauflösliche Bande", Roman von Luise Ernesti (Malvine v. Humpracht). 2 Bände. (Leipzig, Dürr.) Den Knoten schürzt ein Geheimniß, dessen beharrliches Verschweigen durch eine junge Frau, Estella v. Wallberg, ihr und ihres Gatten Glück zu vernichten droht. Erst am Schlusse der Erzählung erfährt Letzterer den Grund dieses Verschweigens, und die Harmonie der Ehe stellt sich wieder her. Estellas Vater hatte nicht bloß ihre Mutter, seine gesetzliche Gattin, durch Schwindel und moralischen Zwang ihrem Geliebten entrissen, sondern auch durch noch ärgeren Betrug die Schwester und die Eltern von Estellas Gatten in Unglück gestürzt. Eine zweite Namensfälschung dieses Elenden vermehrt die Verwickelungen, in welchen sich der Leser leichter zurechtfinden wird, wenn er die Erzählung ohne Unterbrechung liest und sich ihr mit gleicher Theilnahme hingibt, wie die empfindungsvolle Dichterin selbst. Auch muß er sich an manche (schon auf der ersten Seite sichtbare) Eigenheiten des Satzbaues gewöhnen, um nicht im Verständnisse gehemmt zu werden. Die ganze Erzählung ist gleichermaßen reich an Spannungen und erschütternden Vorgängen, wie an sehr ausführlichen, bald ernsten, bald launigen Schilderungen, und wird das dankbare Publikum ihrer Vorgängerinnen finden. Der Zufall wollte, daß gleichzeitig eine (uns noch nicht bekannte) Erzählung von Detlef den Titel „Unlösliche Bande" erhielt. Der Corrector der vorliegenden hat zahlreiche Druckfehler zu verantworten.

Geschichte des großherz. hess. evangelischen Schullehrer-Seminars zu Friedberg von Carl Christoph Steinberger, d. Z. Director. Wir haben hier ein Werkchen vor uns, das mit tiefem Verständniß einen Gegenstand behandelt, der von dem allergrößten Interesse ist für Hessens Lehrer und Hessens gebildete Schulfreunde, nämlich einen Theil der Geschichte des hessischen Volksschulwesens seit 1778. Der Herr Verfasser hat die sehr ergiebigen amtlichen Quellen, aus denen er seinen Stoff schöpfen durfte, in durchaus verständiger und tactvoller Weise benutzt und uns ein erhebendes Bild von jener Zeit frischer, lebhafter Begeisterung für Jugendbildung entworfen, aus dem uns die Charakterzeichnung eines Kirchenrathes Wagner, eines Carl Theodor Roth, eines Hesse und anderer Edlen wohlthuend entgegenleuchtet, die sich um das Schulwesen Hessens unsterbliche Verdienste erworben haben.

„Gaea" (Köln, E. H. Mayer) IV. 7 enthält den interessanten Schluß von R. v. Schlagintweit's Besteigung des Gamir; sodann von Beschoren's Vergleichungen zwischen Land und Meer; eine inhaltreiche Skize von Darwins Variationslehre; Klein über die Eiszeit; Witterung Europas 1867; Kometen-Spektra; Nekrolog Pouillet's; viele kleinere Aufsätze meteorologischen Inhalts und u. A. einen merkwürdigen über Infusorien.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 26. Sept. **Marie**, oder: **Die Regimentstochter**, komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von Carl Gollmick. Musik von Donizetti. (Abonnement-Vorstellung Nr. 247).

Sonntag, 27. Sept. Neu einstudirt: **Das bemooste Haupt**, oder: **Der lange Israel**, Schauspiel in 3 Acten von R. Benedix. Hierauf: **Die Zillerthaler**, Liederspiel in 1 Act von F. Reßmüller. (Abonnement-Vorstellung Nr. 248.)

Montag, 28. Sept. Letzte Gastdarstellung des Herrn Raubin aus Paris: **Die Afrikanerin**, große Opee in 5 Acten von E. Scribe. Deutsch von F. Gumbert. Musik von Meyerbeer. — Vasco: Hr. Raubin. (Außer Abonnement und mit erhöhten Eintrittspreisen.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 269. Sonntag, den 27. September 1868.

Kirchweih-Skizze.

Von W. Herold.

(Fortsetzung.)

Auch uns trat eine Thräne ins Auge. Da unten moderte ein junges Leben, das unversehens, mitten in Lachen und Scherzen vielleicht, hinweggerafft worden. „An den Alpen das Vaterland vertheidigend", das konnte nur im letzten Kriege, unglückseliger Erinnerung, geschehen sein, denn Ausgangs der fünfziger Jahre, zur Zeit des italienischen Kampfes, war der Verblichene kaum erst zum Jüngling herangereift. Jetzt wurden noch andere Beziehungen annähernd klar: der verhaltene Schmerz des Alten, den der junge Bauer als Vater des Geschiedenen bezeichnet hatte. War es ja doch heute gerade zwei Jahre her, daß der vielversprechende Sohn gewaltsam für immer geraubt worden. Kein Wunder, daß dieses heitere Kirmesfest ihm zum Trauertag werden mußte; daß alle Jubelklänge ihn nur an Den erinnerten, der früher ebenso, wohl am ungebundensten gejauchzt, wenn er auf kurze Weile den Collegien entsagend, zum Vaterhaus, ins Heimathland eingekehrt war. Wohl stieg auch eine Ahnung in uns auf, was der Früh-Entschlafene dem klagenden Weibe, was sie ihm gewesen.

Noch desselbigen Abends ward uns durch den gesprächigen Mund eines freundlichen Weißbarts aus dem Dorfe bei einem kühlen Trunke Gewißheit und zusammenhängende Aufklärung. Es ist eine alte Geschichte, wahrscheinlich aber ewig neu, weil öfters und vielorts sich ereignend; gewiß brach sie wenigstens Einem der Betheiligten das Herz entzwei.

Der Verstorbene war, so lautete des Kundigen theilnehmender Bericht, der einzige Sohn reich begüterter Eltern. Sorgfältige Erziehung, gediegener Unterricht hatten ihn zum strebsamen Jünger ernster Studien gebildet, der auf berühmter Hochschule unter Leitung ausgezeichneter Docenten der medicinischen Wissenschaft sich weihte. Aber alles Wissen und Können, alle Einsicht und Bildung vermochten nicht, sein einfach treues Dorfherz umzugestalten. Der Liebling von Alt und Jung, der Stolz der Gemeinde! Kam er aus den Vakanzen heim, wars ein Ereigniß. Und Sonntags füllte sich die unansehnliche Kirche bis zum letzten Raum. Nicht des Pfarrers wegen! Der Rudolph spielte seinem glücklichen Lehrer die Orgel. Freilich galten alle die herrlichen Triller und schwungvollen Läufe, die er beim Ausgang erbrausen ließ, eigentlich nur Einer. Doch das kam erst viel später zur allgemeinen Kenntniß. Und diese Eine, seine Jugendliebe, war ein schlichtes Bauernmädchen; zwar ein ächt weibliches Epheugemüth, das sich an dem hohen Stamme seiner Herzenswahl schon beträchtlich hinaufgerankt hatte in das Reich vermehrter Erkenntniß, feineren Wesens — aber eben immer doch ein armes Bauernmädchen und er ein reicher Pächterssohn, ein Studirender. Sein Vater galt ja Allen, auch ihm, als leutseliger, herzensguter Mann. Aber daß er in einer solchen Verbindung einen störenden Mißklang gefunden und eben deßhalb in seiner stets gesuchten Uebereinstimmung mit sich und der Welt denselben nimmer geduldet hätte, das wußte der Jüngling recht wohl. Auch Mariens Eltern hatten, wie das bekanntlich bei unseren Bauern nicht weniger im Schwange geht, als bei dem darob viel geschmähten Israel, so ziemlich entscheidend über der Tochter Zukunft verfügt. Sie sollte einem vermögenden Bewerber, demselben, den wir als ihren harmlosen Gatten bereits kennen gelernt, die Hand reichen. Damals aber war dieß ihr eben einfach unmöglich.

Anders geartet als tausend ihrer Kameradinnen, tiefer empfindend, erschien ihr bei einem Bunde auf Lebenszeit wahre Zuneigung erforderlich, und über die konnte sie doch nicht mehr verfügen, die hatte sie ja gänzlich hingegeben an den Mann, der — wie sie stolz-demüthig dachte — sie seiner Liebe gewürdigt. — So durften sie denn Beide ihre Herzensharmonie nur heimlich anstimmen: auf traulichen Spaziergängen und in spärlichen Briefen, die an der benachbarten Poststation von Marie abgeholt und aufgegeben wurden. Aber der Flor des Geheimnißvollen, der Reiz des Verbotenen erhöht erklärlicher Weise die Seligkeit jugendlicher Liebe. Die Beiden hofften eben, wie nur Verliebte, die von jedem neuen Morgen ein Wunder zu ihren Gunsten erwarten, hoffen können. Und kurz und gut: Von einander lassen konnten sie einmal nicht.

So kam das unselige Jahr heran, über welches die ewig-ruhige Clio selbst Thränen vergoß, als sie mit ehernem Griffel ein Wort in die Tafeln der Geschichte grub, dessen Buchstaben einst gleich giftgeschwollenen Nattern sich um die frevelnden Verschulder winden werden; es heißt: der deutsche Bruderkrieg.

Gewiß war der Kampf nicht danach angethan, Begeisterung anzufachen. Wohl aber trieb es Manchem die Zornesröthe ins Gesicht, als savoyardische Murmelthiere, von vaterlandsvergessener Politik herbeigerufen, das Bollwerk Süddeutschlands überklettern wollten.

Der Student der Medicin, Rudolph Eichhof, ließ es nicht bei dem Faust im Sacke machen bewenden. Eines Morgens kam an den Pächter zu Barkel ein kurzer Brief, worin ihm der Sohn seinen Abgang zur Armee der Tyroler Landesvertheidigung meldete.

„Zürne nicht, liebster Vater", hieß es ungefähr in der Motivirung, „aber ich habe nicht einmal mir eine Entschuldigung, Dir einen Trost zur Hand. Wer den Drang nicht spürt, nach seinen schwachen Kräften den Fluch abzuwenden, den Deutsche über das Vaterland gebracht, mag ruhig bleiben. Feigheit wäre es jedoch, ehrlose, der Ueberzeugung nicht Folge zu leisten."

Selbigen Tages ging Marie mit rothgeweinten Augen umher.

In Tyrol kam es zwar nicht zu ernstlichen Gefechten, indessen bleibt sich schließlich die Wirkung gleich und auch die Gefahr für den Einzelnen, ob ihm die Kugel in der Riesenschlacht entgegenpfeift oder in einsamer Waldschlucht. Rudolphs Detachement hatte

Digitized by Google

das Stilfser Joch, die berühmte Straße ins Etschthal, besetzt. In den letzten Tagen des Juni wagte eine verwegene Schaar Rothhemden, den Paß zu stürmen; und, obgleich mit geringem Verluste beiderseits, die Angreifer den Berg hinabgeworfen wurden, so hatte doch das „scherzhafte Scharmützel", wie es in einem Berichte hieß, unseren Helden zum Krüppel gemacht. Die linke Hand war ihm in Fetzen geschossen und bei Gott, das that gerade so weh, als wenn es bei Königgrätz geschehen wäre.

So treffen wir denn den feurigen Kämpfer nach kurzer Weile auf dem Siechbette im väterlichen Hause. Weiß nicht, wer größere Schmerzen erduldete: die geschlagenen Eltern, der Verwundete selbst oder ein drittes gebeugtes Herz? Die Aermste wurde noch von anderen Qualen geängstet. Immer aufsässiger wurden ihre Leute mit dem Ansinnen, die bisherige Halsstarrigkeit fahren zu lassen, „die Leichenbittermiene" abzuthun und endlich dem bereits ins dritte Jahr zäh geduldig werbenden Bauer als Ehegesponst zu folgen.

(Schluß folgt.)

Heimreise aus der Schweiz.

(Rundreise vom 5. — 18. Nov. *)

4.

** Frankfurt, 24. September.

Die fünfzehntägige Vergnügungs-Rundreise von Mainz aus nach dem Berner Oberlande und dem Vierwaldstätter See, mit Anschluß an die Vergnügungszüge der hessischen Ludwigsbahn und der Pfälzer und Elsässer Bahn nach Basel und auf derselben Route wieder zurück: sie kann als eine durchaus befriedigende und gelungene bezeichnet werden, zumal bei dem (vom 1. — 20. Sept.) vorherrschend gewesenen hellen Himmel und der nicht mehr so heiß von ihm herabstrahlenden, heuer uns so wohlwollenden Sonne!

Mit jener fünfzehntägigen Schweizer Rundreise war den Theilnehmern daran zugleich die Berechtigung zugestanden, alle beliebigen Eisenbahnzüge, selbst Schnellzüge, im Laufe des Tages zu benutzen, um zum Aufenthalte an allen Hauptstationen der genannten Bahnstrecken: in Basel, Olten, Herzogenbuchsee, Bern, Thun und Luzern, sowie auf den Dampfbootstationen Neuhaus (Interlaken), und Alpnach, oder Beggenried, Flüelen und Luzern verweilen zu können. Ueberdies war den Rundreisenden auch noch Zeit genug gewährt, eine oder auch mehrere der schönsten Gebirgshöhen, als: den Rigi, den Pilatus, das Faulhorn, den Gotthardts- oder den Brünigpaß, ersteigen zu können. Diejenigen Reisenden, welche die 1. oder 2. Classe für jene Lustreise bezahlt hatten, konnten noch weiter, vermöge ihrer erhaltenen Billets, den ersten Platz auf den Dampfbooten des Thuner- und Vierwaldstätter See's benutzen. Für Alles dieses hatte man in der Schweiz (Basel ab) für die 1. Classe 15 Fr. 65 C., für die 2. Classe 12 Fr. 5 C. und für die 3. Classe 8 Fr. 15 C. hin und zurück zu bezahlen; — für die Fahrt von Mainz über Worms, Ludwigshafen, Neustadt, Weißenburg-Strasburg, Basel ꝛc. und wieder auf demselben Wege nach Mainz zurück: 1. Classe 11 fl. 40 kr., 2. Classe 7 fl. 42 kr., und 3. Classe 4 fl. 54 kr.; — also mit der Schweizer Rundfahrt kostete die ganze fünfzehntägige Reise von Mainz bis ins Berner Oberland und an den Luzerner ꝛc. See, hin und zurück: 1. Classe 18 fl. 42 kr., 2. Classe 13 fl. 18 kr. und 3. Classe 7 fl. 57 kr.

Was will man nun noch mehr, um in der billigsten und bequemsten Weise eines der freiesten und schönsten Länder Europa's an seinen klassischen und reizendsten Punkten einmal besuchen und dabei sich auch noch auf die wohlthuendste Weise eine Zeitlang dort erholen zu können, wenn man es vorzieht, sich nicht zu übereilen und an aufgefundenen schöneren Punkten sich einige Erholungstage gönnen zu wollen? Man muß nicht jeden Tag weiter reisen, um in kurzer Zeit viel sehen zu können; dies ist ein falsches Princip!

Die Welt ist doch schön in ihren riesigen intellectuellen und materiellen Fortschritten! Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, das behäbigere Bewohnen der in neuerer Zeit viel comfortabler eingerichteten Gast- und Pensionshäuser (wie die in Interlaken, am Giesbach — dem Mustergasthaus — an dem Luzerner und Züricher See, in Bern und Basel ꝛc.) stehen den Reisenden in großer Zahl zu Gebote. Man kann in der Schweiz billig und theuer reisen und leben, wie man will, und sich ganz nach dem Inhalte seines Portemonnaies richten.

Es lebe daher der Fortschritt in der Vervollkommnung unserer Industrie, in der immer mehr sich erweiternden Erleichterung des Verkehrs und in der Verallgemeinerung von Kunst und Wissenschaften! Schafft überall Schulen, wie sie die Schweizer haben, die viel daran wenden, ihre wackeren jugendfrischen Nachkommen so heranzubilden, daß es eine Freude ist! Keine Kopfhängerei mehr! Frischer, freier Blick mit hellen Augen! Erhobenes Selbstbewußtsein eines freien, kräftigen und praktischen Volkes. Das bemerkt man überall in der Schweiz, an dem geringsten Bürger wie an dem intelligenten Kaufmann oder reichen Fabrikanten! Unser erfindungsreiches 19. Jahrhundert, wie viele unendliche Vortheile und Fortschritte hat es uns Allen gebracht. Wir müssen dies dankbar anerkennen!

Auf unsere Rückreise zurückzukommen: von Bönigen (Interlaken) ging sie über Thun (Neuhaus-Scherzlingen), Bern, Basel, Strasburg-Weissenburg, Ludwigshafen, Worms und Mainz. Worms, die alte denkwürdige Stadt am Rhein, besuchten wir noch zuletzt. Auch dies erlaubte uns der Rundreiseplan der hessischen Ludwigsbahn.

Wie bereuten den kleinen Abstecher nach Worms wahrlich nicht! Worms mit seinem riesigen Rietschel'schen Lutherdenkmal ist gegenwärtig ein täglicher Wallfahrtsort für viele Hunderte, ja Tausende von Verehrern des großen Reformators geworden. Luther steht hier: — erzfest, wie sein entschiedener unbeugsamer Charakter in seinem viel bewegten Leben gewesen, in der Kraft seiner gottbegeisterten Ueberzeugung und erhebenden Siegesgewißheit, den Blick nach Oben gerichtet, seine Rechte auf sein wichtigstes Weltwerk, die von ihm übersetzte Bibel, haltend, und umgeben von seinen hervorragendsten Glaubens- und Geisteshelden, kampfbereiten Mitstreitern (Fürsten wie Gelehrten) für das geläuterte Gotteswort: die heilige Schrift. Das wahrhaft prachtvoll (vom Jahr 1856 bis 1868) durch mehrere deutsche Künstler ausgeführte imponirende Denkmal wird jetzt täglich, wie man uns in Worms versicherte, von etwa 2—300 Menschen besucht, und an Sonn- und Feiertagen oftmals von einer noch viel größeren Zahl. Eine stundenlange Besichtigung desselben ist fast zu kurz, so schön und beschaulich sind die vielen interessanten Einzelheiten, die Basreliefs auf dem unteren eisernen Würfel (die oberen und unteren Würfel sind, wie die Statuen, ebenfalls in Bronceguß ausgeführt), sowie die vier Haupt-Nebenfiguren: Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen; Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen; Philipp Melanchthon und Johann von Reuchlin. Dann die vier Vorkämpfer der Reformation, der Franke Petrus Waldus († 1197); der Engländer Johann Wiklef († 1387); der Böhme Johann Huß († 1415); der Italiener Hieronymus Savonarola (1492). Luthers colossale Statue selbst überragt alle übrigen; sie ist 10½ Fuß

*) Siehe die Artikel „Vom Vierwaldstätter und vom Brienzer See" (Nr. 254, 261, 266 und 267 der „Didaskalia").

Digitized by Google

hoch. Unter den drei 6 Fuß hohen Städtefiguren hebt sich durch ihre Schönheit und ihren vielsagenden Gesichtsausdruck ganz besonders die trauernde „Magdeburg“ hervor; neben ihr auf der linken Seite „Augsburg“ mit der Friedenspalme, und im Hintergrunde die „protestirende Speyer“. Auf der Innenseite befinden sich die Wappen von 24 Städten angebracht, die für die Reformation gestritten und gelitten haben, darunter auch Frankfurt a. M. Die 4 Basreliefs stellen die Hauptthaten aus Luther's Leben dar: 2) Luther vor dem Reichstag zu Worms am 17. und 18. April 1521. 2) Anschlag der Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg am 31. October 1517. 3) Das Abendmahl in beiderlei Gestalt, von Luther gespendet, und die Priesterehe: Luther von Bugenhagen getraut. 4) Die Bibelübersetzung und die Lutherpredigt. — Von Rietschel, der leider schon am 21. Februar 1861 starb, wurden modellirt: Luther und Wiklef; — von A. Dondorf: Savonarola, Friedrich der Weise, Reuchlin, Petrus Waldus, die „Magdeburg“, 4 Portrait-Medaillons und 2 Basreliefs; — von G. Kitz: Huß, Philipp der Großmüthige, Melanchthon, „die Augsburg“, 4 Portrait-Medaillons und 2 Basreliefs; — von J. Schilling: „Die Speyer“. Gegenwärtig wird der Platz vor dem Monument mit Baum- und Strauchwerk von Gärtnern angelegt, was das Denkmal gewiß noch heben wird.

Am Abende des 17. September waren wir wieder am vaterländischen Rheine, in Mainz, im „Rheinischen Hofe“ angelangt. Andern Tags stand die Sonne, dieses Jahr die unvergleichliche Wonnespenderin, glanzleuchtend am blauen Himmel. Der schöne, größere, nach amerikanischer Art erbaute Rheindampfer: „Der Friede“ (ein holder Herold in dieser trüben Zeit des Zweifels und der unheimlichen Ungewißheit über Krieg oder Frieden!) lud uns freundlich in früher Morgenstunde ein zu einer kurzen erfrischenden Rheinfahrt nach Eltville zum Besuche der rebenbeglückten Orte des obern Rheingaues, nach Rauenthal zu Gasthalter Winter im „Nassauischen Hof“, und nach Walluf. Eltville, Walluf und Rauenthal mehr brauche ich den Kennern dieser rheinischen Perlen nicht zu sagen.

„Rauenthaler Berg“ (1862er) im neuen „Hotel Reisenbach“ (in der Nähe der Landungsbrücke für die Dampfboote) hatte uns Morenz beim Frühstück mit einem einzigen sogenannten „Frankfurter Schlegel“ (kleinere Flasche, als nassauisches Maas) für den ganzen Tag eine heitere Stimmung beigebracht. Wir waren ja wieder glücklich am lieblichen Rheingestade gelandet, nicht weit von „meinem lieben Frankfortchen“! . . . . .

Nach vielen, mitunter nicht sehr angenehmen Fahrten (Eisenbahnfahrten im Elsaß, die keinen Vergleich gegen die besseren deutschen und schweizer aushalten), waren wir wieder in Mitt des rebenumgränzten Rheingaues! Nach Rüdesheim zu gelangen, war uns, da wegen des augenblicklich schwachen Wasserstandes kein Dampfboot dort anlegte, leider versagt worden! Rüdesheim, das Dr. Hermann Presber schon in seinem 1856 erschienenen humoristischen Genrebild: „Ideal und Kritik“ durch manches Capitel dieses jugendlich-jovial gehaltenen Buches (u. A. die charakteristische Schilderung des „scheelen Caspers“ in Rüdesheim aus dem Jahre 1848) verherrlicht und auf den heiteren Markt des Witz und froher Laune gebracht, wofür seiner Zeit dem Dichter das brendste Diplom von der heiteren Westphalen-Gesellschaft in Hast, dem „All“, zu Theil wurde. Rüdesheim ist ja das drittglückliche vierblätterige Kleeblatt auf dem schönsten Strich Land im ehemaligen „Herzogthum Nassau“, eines der gesegnetsten Orte des Rheingaues, neben Johannisberg, Hochheim und Rauenthal. Das wußte und weiß der genialste Weinliederdichter, Verfier des humorreichen „Schenkenbuchs“, Friedrich Hornfeck, am sten zu würdigen! Seine neuesten, kernigen, blumenduftenden „Rheingauer Fresken“ *) wurden schon vielseitig nach Verdienst gewürdigt von Kennern ächter Lyrik. Sie werden gewiß auch in den Mund des Volkes übergehen.

Am Abende nach Eltville zurückgekehrt, um mit dem nächsten Schiff zu Berg wieder aufwärts nach Mainz zu fahren, hatten wir noch Gelegenheit, neuen 1868er rothen Most (von Burgunder Reben) zu kosten, der ganz vortrefflich mundete. Der 1868er, was wird der für Unheil anrichten unter den Fröhlichsten der Fröhlichen! Es gibt dieses Jahr eine seltene Herbstfreude! Gott Bachus wird wohl heuer für Jahrzehnte lange jubeln und oftmals ein Rad schlagen, wenn er des Guten nicht zu viel gethan!

Adieu! Ihr geduldigen Leser! A. H.

„Vom Baum der Erkenntniß.“

Karl Gutzkow hat unter dem obigen Titel ein kleines Buch erscheinen lassen, dessen Inhalt vielleicht genauer und deutlicher mit der herkömmlichen französischen Bezeichnung Aperçus, oder wenn man lieber will „Aphorismen der Lebensweisheit“ umschrieben werden kann. Die Zeit dieser Gedankenschnitzel ist bekanntlich vorüber und wir würden jedem debutirenden Schriftsteller, der sich heutzutage noch mit dergleichen einen Dank zu verdienen hofft, wohlmeinend rathen, lieber Hamann und Jacob Böhme zu commentiren oder die zahlreichen ähnlichen Producte aus den ersten Jahrzehnten unseres Säculums mit etwas moderner Vergoldung wiederaufzufrischen. Gar Wenige sind es, denen es gelingt, die Aufmerksamkeit des großen Publikums mit solchen Dingen noch zu fesseln. Zu diesen wenigen Vertretern des sogen. ästhetischen Geschmacks, der Geistreichen und der Feingebildeten gehörten noch, so lange sie bestanden, die Gutzkow'schen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, eine Zeitschrift von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf die ästhetische Debatte der vergangenen Jahrzehnte. Man suchte und fand dort keine philosophischen Abhandlungen, überhaupt wenig Abstraction, und doch war es das eigentliche Fahrwasser für eine gewisse tändelnde Philosophie des Lebens, die sonst nur den Franzosen eigenthümlich, auf deutschem Boden aber seit der classischen Epoche ziemlich ausgegangen war. Diese Maximen, „Anregungen“, wie sie dort hießen, Zwitterwesen von Poesie und Philosophie, hatten noch einen classischen Anflug; dennoch kann man es wohl begreifen, daß sie ernsten Geistern ebenso wie Goethe's Spruchweisheit ein Dorn im Auge waren. Principiell muß sogar gesagt werden, daß es eigentlich dem Poeten verwehrt sein sollte, solche Reflexionen über ethische und religiöse Probleme in die Welt zu setzen, wenn er sich nicht gleichzeitig als ächter Philosoph, wir sagen nicht als Schulphilosoph, ausweisen kann. Solcher Art war Böhme, war Jean Paul und Hamann, und ein solcher ist unter den Lebenden z. B. auch Bogumil Goltz, den wir weit höher stellen als es meist, mit zuweilgehender Verachtung alles Speculativen, heutzutage geschieht. Die Franzosen endlich, die dieses Genre, diese Abfälle der Moral von jeher cultiviren, haben einen bewundernswerthen Moralisten aufzuweisen, Montaigne, den uralten Montaigne, der in dieser Gattung heute noch unerreicht ist. Alle Neueren sind nicht werth, ihm die Schuhriemen zu lösen. Mit diesen drei, vier Namen getrauen wir uns, alles, was noch auf diesem Gebiete kommt, aus dem Felde zu schlagen und als pures Plagiat nachzuweisen.

*) 1) Unserer lieben Frauen von Rüdesheim; 2) Rauenthaler Bergslied; 3) Hochheimer Domprälem; 4) In der Johannisnacht im Steinberg; und 5) Im Keller zu Kloster Eberbach. Alle fünf Lieder erschienen zuerst im „Frankfurter Anzeiger“.

Digitized by Google

Diese Bemerkungen seien, nur ganz im Allgemeinen, vorausgeschickt, um — die Gutzkow'sche Sammlung zu empfehlen. Auf ihn sollen sie nicht bezogen werden, denn er macht nicht den Anspruch, wirkliche moralische Lebensweisheit in Form solcher Sprüchlein zu geben, sondern er hat, wie er in einem kurzen gereimten Vorwort andeutet, einfach nur im Lauf der Jahre gelegentliche Erfahrungen und Beobachtungen niedergeschrieben, wie sie sich ihm gaben, und daraus entstand denn manche kleine Perle für den „Häuslichen Herd". So fassen wir dieß Büchlein auf, dessen Einzelheiten Vielen gute alte Bekannte sein werden — sie werden auch Manchem neu und erquickend sein. Es ist eben kein philosophisches System. Aber gerade daraus, daß es kein solches ist, resultirt eine nicht zu verkennende Gefahr für eine solche Unternehmung. Die Gefahr ist die, daß bei der leichtverständlichen aphoristischen und doch so apodiktischen Fassung solcher Gedanken Jedermann versucht ist, seine Kritik daran zu üben und daß sie dann in den Augen weltlicher Moralisten gewöhnlich als zu leicht befunden werden. Im Anschluß an ein wirkliches System ist dergleichen nicht möglich. Die ganze Kunst, diese Gefahr abzuwenden, besteht aber darin, die Aussprüche als wahre Gedanken, aprioristisch gefaßt, nicht als Einfälle zu legitimiren. Wie weit dieß dem Dichter Gutzkow gelungen ist, möge man nach einigen wenigen Aperçus dieser Sammlung entscheiden, die wir, um hierüber aufzuklären, blind herausgreifen. Es heißt da:

„Im Alter nimmt nicht die Fülle der Ideen ab, nur die Lust, sie auszusprechen.

Jugendliche Weltanschauung schreitet jambisch, reife trochäisch.

Ein ganzes Unglück verdrießt uns nicht so sehr, wie ein zur Hälfte eingetroffenes Glück.

Wer immer getäuscht wurde und immer noch hofft, ist entweder ein Narr oder ein Engel.

Jedes Leben ist ein Versuch, begangene Jugendthorheiten wieder gut zu machen.

Verschiebe nur nicht das Ausspinnen eines Gedankens auf bessere freie Stunden! So kommt er dir nicht wieder, wie er im Augenblicke des Entstehens da war.

Durch die Ehe werden weit mehr die Männer als die Frauen enttäuscht. Nur verhindern unsere Institutionen, daß die ersteren davon so viel Aufhebens machen, als die letzteren.

Wess' das Herz voll ist — davon schweige der Mund!"

Aus dem Herzen gesprochen wird Manchem vielleicht folgende Betrachtung sein:

„Es ist eine oft vorkommende Erscheinung, daß Gemüthsmenschen für Verstandesmenschen und Verstandesmenschen für Gemüthsmenschen genommen werden. Das Mißverständniß entsteht daraus, daß der Gemüthsmensch fürchtet, in der Welt, wie sie nun einmal ist, mit seinem Gemüth nicht auszukommen. Dadurch wird er immer geneigt sein, seinen Verstand, soviel er davon eben besitzt, in lebhafteste Thätigkeit zu versetzen. Er setzt ihn aus Angst in Thätigkeit und bei oberflächlicher Beurtheilung kann er sogar als ein Dialektiker und Sophist erscheinen. Verstandesmenschen dagegen wirken um deßwillen oft wie gleichsam gemüthliche, weil sie sich vor den Gefahren des Gemüths vollkommen sicher wissen. Wehe jedoch Dem, der dieser gemüthlich behaglichen Ruhe, diesem Gemüth der Verstandesmenschen allzusehr vertraut! Sie können dein innerstes Herz schon in Stücke gerissen haben und dich mit Lächeln verenden sehen, während ihre erste Cigarre noch nicht ausgeraucht ist."

Genug der Proben! Das Gebiet der Moralphilosophie ist eben ein widerspruchsvolles und diese disjecta membra sind, wie gesagt, kein System. Etwas anders verhält es sich mit den Beobachtungen vom ästhetischen Feld; man lese z. B. die ausführlicheren Bemerkungen nach, die Gutzkow (pag. 209) über die Unterscheidungen von Roman und Novelle macht, Definitionen, die wirklich systematisch gedacht sind und etwas Solides an sich haben.

Wenn wir nicht sehr irren, wird diese ganze Collektion vorzugsweise eine Frauenlecture sein. H.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Jude als Kirchenpatron.) Dem „Pester Lloyd" wird aus Wien geschrieben: Ich bin heute in der Lage, Ihnen einen Beitrag zur Frage der Gleichberechtigung melden zu können, die von Interesse sein dürfte. Ich berichte die Thatsache, wie sie mir von lauterer Quelle zukommt. Ein Grundbesitzer mosaischen Glaubens kaufte vor einiger Zeit vom Grafem Julius Andrassy eine Herrschaft; selbstverständlich wurden in den Kaufcontract Paragraphe aufgenommen, nach welchen der Käufer alle Rechte und Pflichten des vormaligen Gutsbesitzers, also auch die eines Kirchenpatrons übernimmt. Auf einem Gute der erwähnten Herrschaft ist nun eine Pfarre vacant; da dem mosaischen Herrschaftsbesitzer das Besetzungs- und Vorschlagsrecht bezüglich der Stelle zusteht, so gedenkt er auch, davon den vollsten Gebrauch zu machen. Dagegen protestirt jedoch, dem Vernehmen nach, der Bischof von Neutra; privatim ist der Kirchenfürst wohl erbötig, dem jeweiligen Gutsbesitzer das Vorschlagsrecht einzuräumen, mehr nicht. Selbstverständlich wird dies nicht acceptirt, und so erscheint es nahezu wahrscheinlich, daß die Pfarre gegen den Willen des Herrn Bischofs ehestens besetzt wird, und dies um so schneller, als sich um der Posten eine größere Zahl Capläne bewerben. Da dies voraussichtlich zu einem Conflikt zwischen dem Gutsbesitzer und dem Bischof von Neutra führen muß, so ist es leicht möglich, daß die Angelegenheit von der ungarischen Reichsvertretung ausgetragen wird.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Hermann Philips in Frankfurt: Reiseseene. — A. Becker in Frankfurt: Genrebild. — C. Th. Reiffenstein in Frankfurt: Landschaft (Aquarell. — W. Lindlar in Düsseldorf: Abendlandschaft. — Hugo Kauffmann in Cronberg: Die Politiker. — Die wichtige Begebenheit. — Ammerling in Wien: Mädchenkopf.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Oesterreichischer Vorposten von W. Friedenberg. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach Raphael's Madonne.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 27. Sept. Neu einstudirt: **Das bemooste Haupt**, oder: **Der lange Israel**, Schauspiel in 3 Acten von R. Benedix. Hieran: **Die Zillerthaler**, Liederspiel in 1 Act von F. Neßmüller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 248.)

Montag, 28. Sept. Letzte Gastdarstellung des Herrn Naubin aus Paris: **Die Afrikanerin**, große Oper in 5 Acten von E. Scrib. Deutsch von F. Gumbert. Musik von Meyerbeer. — Vasco: Hr. Naubin.

(Außer Abonnement und mit erhöhten Eintrittspreisen.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 270 und 271. Dienstag, den 29. September 1868.

Kirchweih-Skizze.

Von W. Herold.

(Schluß.)

Allmählich war es Mitte September geworden und mit ihr nahte der Kirchweihsonntag. Zwei Bursche aus dem Dorfe hatten den Main-„Fehlzug“ mitgemacht, aber, mit heiler Haut zurückgekommen, waren sie jetzt auf Urlaub zu Hause. Die drangen auf lustige Feier, wie ehedem, und da überdieß seit Monatsfrist wieder die Friedensglocke klang, die Gemeinde auch keinerlei directen Kriegsschaden erlitten hatte, mußten auch Solche, welche, ernsteren Sinnes, dieses Jahr eine laute Fröhlichkeit nicht statthaft hielten, endlich nachgeben. Sogar Marie wurde halb willenlos zum Versprechen genöthigt, als Kirmesjungfer mittanzen zu wollen. Von Sehnsucht nach dem genesenden Geliebten, den sie während der zweimonatlichen Leidenszeit nur ein paar Mal aus der Ferne grüßen konnte, und in der Absicht getrieben, demselben die abgezwungene Verabredung mitzutheilen, um von ihm verzeihende Erlaubniß oder — und dann hätte sie auch den Willen besessen, noch in letzter Stunde abzusagen — Mißbilligung und Verbot entgegenzunehmen, ging sie am Vorabende nach dem Gutshofe.

Wann fände ein liebendes Weib nicht eine des Herzens Trachten bemäntelnde Auskunft? Sie brachte der Pachtersfrau einen duftenden Kirchweihkuchen und traf im Garten den so lange Vermißten, wie er, den zerschossenen Arm in Binden tragend, auf- und niederwandelte.

Während im Hause Mutter und Mägde beim Backen und Putzen beschäftigt waren, blieb das treue Paar ungestört. In dicht umrankter Geißblattlaube saßen sie endlich wieder einmal zusammen. Wer schon Aehnliches erlebt, kann ihre Seligkeit ermessen, wem sie noch unbekannt, bietet keine Beschreibung ein Verständniß. Weil aber neben dem „Himmelhochjauchzen“ das „zum Tode Betrübt“ stets in einem Säckchen steckt, weinte gar bald das Mädchen ihr zum Zerspringen volles Herz an Rudolphs Brust recht bitterlich aus.

Schluchzend berichtete sie das morgen bevorstehende leidvolle Vergnügen; aber sie war hoch erstaunt, als der Geliebte das Vorhaben billigte, ja selbst, da er so ziemlich genesen sei, zum Tanzplatz zu kommen versprach. Das gab denn tröstliche Aussicht; vollends zu lauteren Schlägen trieb ihr Herz sein Geständniß, dem „Hangen und Bangen“ ein baldiges Ende zu machen, vielleicht schon morgen den Seinigen seinen unumstößlichen Vorsatz kundzugeben, Marie als sein Weib heimzuführen. „Vorausgesetzt, daß Du noch den Krüppel lieb haben willst“, wollte er hinzusetzen, als ihm Küsse den Mund verschlossen.

Wie sollte das Alles doch ganz anders kommen!

Der Kirchweihtag hatte Gäste aus der nahen Garnisonsstadt herbeigerufen, unter ihnen auch einen neugebackenen Fähndrich, der in Böhmen mitgewesen war.

Als Rudolph gegen Abend zum Festplatz kam, war der Festgenossen Stimmung schon sehr belebt. An einem Tische hielt der Soldat in herausfordernder Weise Lobreden auf die siegreiche Armee; mit einem Seitenblick auf den Studenten, von dem er gehört haben mochte, ließ er — ein wenig großmüthiger Sieger — wuchtige Hiebe auf das geschlagene Heer fallen. Wenn nicht kindisch, war es jedenfalls taktlos, zumal in einem Lande, das auf Seiten dieser Besiegten gestanden. Doch wer die militärische Ehre herausstreichen zu müssen glaubt, kann auf derartige kleinliche Rücksichten nicht Bedacht nehmen.

So ruhig dachte leider der durch sein längeres Krankenlager, wohl auch durch die mancherlei seinen Wünschen entgegenstehenden Hindernisse etwas verdüsterte Zuhörer nicht. Erregt, ließ er in hitzigem Wortstreit dem Offizier eine derbe Abfertigung zu Theil werden. Das setzte böses Blut. . . .

Rudolph hatte sich wieder wegbegeben, um ein lieblicheres Gesicht zu suchen, und es war natürlich, daß Alle, die ihn sahen, zur Begrüßung und Beglückwünschung sich heranbrängten. „Unser Rudolph ist da.“

Das Bescheidtrinken, das kein Ende nahm, diente gerade auch nicht dazu, das heißwallende Blut ruhiger zu stimmen. So kam der junge Mann allmählich in die Nähe des Tanzplatzes. Dorthin hatte sich mittlerweile gleichfalls der rücksichtslose Gegner von vorhin begeben und wie er soeben der Raufluft mündlichen Ausdruck verliehen, so brachte er jetzt, von begehrender Gluth, Unmuth und Wein erhitzt, das zweite Attribut des vielgerühmten Ritterthums, die sogenannte Galanterie, zur Ausübung, allerdings nicht in zartester Weise. Ja, du lieber Himmel, Bauerndirnen darf man doch nicht mit Glacéhandschuhen anfassen. Kühn ersonnen, faßte er die Nächststehende um den Leib. „Ein Tänzchen, ein Küßchen, mein goldiger Schatz!“

Noch waren die Worte nicht ganz aus dem lecken Munde, als durch die dichte, halb verblüfft, halb lachend zuschauende Menge ein Drängen hin- und herwogte und ehe noch Marie — sie war unglücklicherweise das Opfer — sich gegen die freche Berührung zur Abwehr sammeln konnte, war das Unheil geschehen. Ein Ruck, ein Schlag hatten den Eindringling hinweggeschleudert. Aber im selben Momente blitzte ein blanker Stahl in der Luft. . . . Ein tödtlich Getroffener lag zuckend am Boden. Sein letzter Seufzer war: Marie.

— — — —

Mir fielen bei des Alten lebendigem Berichte die rührenden Schlußstrophen unseres großen Heldengesanges ein: „Mit Leid hat geendet das festlich frohe Lied, Wie stets die Freude Leiden zum allerletzten gibt.“

Digitized by Google

Soll ferner noch der Schrecken der Zuschauer, die Schilderung der wie mit einem Schlage so grausig verwandelten Scene, die Festnehmung des Thäters und seine nach halbjähriger Festungshaft erfolgte Rehabilitirung, das Staunen der Dörfler über die so unerwartet offenbarte Herzensliebe der beiden armen Seelen, der an Verzweiflung gränzende Gram der plötzlich verlassenen Braut und der beraubten Eltern ausschmückend hinzugefügt werden, so mag es der Maler thun. Mir galt's, Gehörtes nachzuerzählen. Darum nur noch die als Uebergang zum Beginne der Schilderung dienende Erklärung, daß das gebrochene Mädchen ein Jahr und länger in gränzenlosem Jammer dahinsiech und erst im Verlauf der großen Narbenzunäherin Zeit soweit sich aufraffte — denn es soll nicht als Zeichen völligen Gelnicktseins gelten, weil eine kerngesunde Natur, wie die ihre, sich erholen mußte — um dem noch immer werbenden Landmann vor den Altar zu folgen. „Ich will Dir treu sein unwandelbar und Dich lieben, so viel ich kann!" lautete am Abend vor der Hochzeit ihr Bekenntniß, und daß sie noch heute Schmerz im Busen trägt, hat ihr Kirchhofbesuch klar gezeigt.

Der alte Eichhof soll, obwohl er äußerlich noch ungebrochen dasteht, seit dieser Zeit seine Wirthschaft nicht mehr mit der früheren Umsicht betrieben haben; gewiß ist, daß er keinen „Kämpfer in Friedenszeiten" ohne düsteren Blick ansehen kann.

Wenn vielleicht eine Leserin seht unbefriedigt von dem etwas prosaischen Ausgang das Gebotene verließe, oder ihr der angeschlagene Ton manchmal zu nahe ans Humoristische zu streifen erschiene, so wolle sie dieß nicht dem Ueberlieferer anrechnen, sondern eben damit dem Galgenhumor der Wirklichkeit grollen, dessen Poesie nicht immer in Goldschnitt gebunden ist, und mit dem Leben, das öfters einer bunten Kirchweih gleicht.

Mittelrheinisches Musikfest.

Darmstadt, 27. September.

Das sechste mittelrheinische Musikfest führte uns am heutigen Sonntage, als dem ersten Festtage, das nach dem „Messias" größte Oratorium Georg Friedrich Händel's „Samson", innerhalb zweier und einer halben Stunde (von 11½ bis 2 Uhr Nachmittags) in würdiger Weise vor. Der Eindruck, den gerade dieses Oratorium (musikalisches Drama für bloß musikalische Aufführung, ohne theatralische Action) bei ausreichender instrumentaler und vocaler Besetzung hervorbringt, ist ein gewaltiger und erhabener, mitleiderregend und erschütternd, aber auch reinigend und erhebend, wie die Wirkung einer großartigen ächten Tragödie. Bei richtigem Vortrag der Oratorien Händel's vergessen wir aller theatralischen Aeußerlichkeiten; wir versenken uns in den Schmerz und die Freude, welche die Einzelnen ausdrücken; wir werden von den Fluthwellen der gewaltig daherrauschenden Chöre ohne Widerstand mit davongetragen; Händel ist mehr wie jeder andere Componist der Tragödiendichter in Tönen! Händel ist der musikalische Milton der Christenheit, der eigentliche Vollender der heiligen Musik (sacred music), welcher, der engbegränzten Sphäre des deutschen Klein- und Stilllebens, und damit der deutschen bürgerlichen Misère glücklich zu rechter Zeit entrückt, ohne Schädigung seines urdeutschen Genius, nach italienischer Durchbildung, im Jahre 1712 in die erfrischende Wellathmosphäre Englands versetzt, an Miltons vollendete religiöse Dichtungen „Messias" und „Samson Agonistes" seine erhabenen, vom poetischen Geiste des alten und neuen Testaments tief inspirirten Tondichtungen nicht allein durch die jenem größten christlichen Dichter entlehnten Texte mittelbar, sondern auch durch die jenem entsprechende tief religiöse Gefühls- und Ausdrucksweise, seinen Styl, unmittelbar anknüpfte. Beide wurden dann später vereinigt, die Führer und Wecker Klopstocks, dessen erhabene Anschauungs- und Ausdrucksweise in der Messiade und den Oden der Ausgangspunkt unserer neueren deutschen classischen Literatur wurde.

Haben Milton (in seinem „wiedergefundenen Paradies") und Händel in seinem „Messias" (1741) die Erlösung der sündigen Menschheit, den milden, friedfertigen, Alles verzeihenden Geist des neuen Testamentes, den Muth des Dulders, der die Verzeihung Gott anheimgibt, in Worten und Tönen gefeiert, so führen uns Beide in „Samson", im Geiste des alten Bundes, einen Helden der Rache vor, der für sein ganzes, von Jehovah auserwähltes Volk an den Nationalfeinden, den im Aberglauben trunkenen Philistern, den Act der Wiedervergeltung vollzieht. Samson (nach dem Buche der Richter, Kap. 13—16), der starke Kampfheld Israels (Agonistes), schmachtet zu Gaza im Gefängniß, durch die Frauentücke der Delila verrathen, des Augenlichtes beraubt, von den Philistern verlacht und beschimpft und zu niedriger Arbeit gezwungen. An einem Festtage des Seegottes Dagon erlaubt man ihm zu feiern und sich zu sonnen. Er tritt hinaus ins Freie, von einem Knaben geleitet, und schöpft mit vollen Athemzügen die reine Luft. Aber nicht lange dauert sein Behagen, „quälende Gedanken fallen ihn an, einem Heere von Heuschrecken gleich". Er denkt an Das, was er war, an Das, was er ist. Rührend erschallt seine Klage. So Vieles hat er verloren, was groß und schön war; aber das schwerste Unglück, das ihn beugt, ist das der Blindheit. Anstatt des Textbuches (erste Abtheilung, Recitativ und Arie: „O, süßes Licht"), welches für Händel der verballhornende Hamilton aus Milton ohne Schonung verstümmelte, glücklicherweise aber auf Händels Drängen die edelsten Motive beibehielt, führen wir diese Stelle, die Verherrlichung des Lichtes, die auch Vater Haydn in seiner Schöpfung später zu einem Glanzpunkte machte, und Milton selbst an:

„Blind unter Feinden sein, das ist ein Weh;
Furchtbarer als der Druck der Sklavenketten,
Des Alters Siechthum und der Armuth Schmach.
— — O, da das Leben nur im Licht gedeiht,
Da Licht das Leben ist, und Licht die Seele,
Warum hat die Natur den Quell des Lichts
Im zarten Bett des Auges eingeschlossen,
So leicht getroffen und so schnell zerstört?
Warum hat sie zum Sehen, wie zum Fühlen
Nicht jedem Gliede Kraft verlieh'n, daß frei
Des Tages Pracht durch alle Poren ströme?

Milton und Händel (1751) haben gerade an dieser Stelle ihrer elegischen Klage die vollste Strömung gelassen. Warum? Weil sie Beide in ihrem Alter erblindeten und ihr eignes herbes Schicksal zwar rührend, aber auch tröstend beklagten. Delila, Samsons Weib, erscheint und bittet um Verzeihung (in der zweiten Abtheilung); das treibt ihn zum Zornesausbruch; er weist jede Vergebung zurück. Die alte Samsonsstärke erwacht, als der Gefangene den Befehl erhält, auf dem Schauplatz zu erscheinen, wo die Festspiele zu Ehren Dagons begangen werden, und die edle Versammlung durch einige Kraftproben zu ergötzen. Samson geht (dritte Abtheilung) und kehrt nie zurück. Seine Mutter Micah ist fröhlicher Aussichten voll, schönere Tage werden kommen, ihr Sohn wird neue rühmliche Thaten vollbringen. Plötzlich verkündet ein furchtbares Getöse eine Katastrophe, die nun sein herbeieilender Vater Manoah erzählt. Samson hat, nachdem er zu seinem Gott gefleht, die beiden Säulen, auf denen des Daches Wölbung ruhte, aus ihrem Grund gerüttelt mit alter Riesenstärke; begraben liegt des Festes Herrlichkeit; begraben stolze Herren und eitle Frauen, Hauptleute, Priester und ihr Pomp, des hohen Adels ritterliche Blüthe, und

Digitized by Google

allen Städten der Gesandten Schaar, die hergeströmt, zu huldigen dem Götzen. Samson, er selbst, der Rächer Israels, versank in der Verwüstung grausigen Ruine; der Pöbel nur entkam, der draußen stand.

Die dem Samson zu Grund liegende Idee ist der Sieg der guten Sache, die endliche Niederlage der schlechten. Der Geist des alttestamentarischen Prophetenthums, das nie wankende Vertrauen auf den allmächtigen Gott spricht mit Macht aus den Einzelnen, rauscht mit unendlichem Siegesjubel aus den Chören des israelitischen Volkes. Aechte Heldentugend findet selbst im Untergang glorreichen Sieg, wie auch Milton in seinem letzten Chorgesang so herrlich singt:

Aechte Tugend, vergessen seit Jahren,
Scheinbar zu ruhmlosen Ende verdammt,
Gleicht dem Vogel (Phönix), dem wunderbaren,
Der aus Arabiens Wäldern stammt;
Einsam und müde geht sie zum Tode, der ihr feurig entgegenflammt;
Aber der Asche entsteigt sie, ein Bote
Ewiger Jugend, unsterblicher Kraft.
Finstrer Vernichtung, die sie bedroht,
Hat sie göttlichen Flugs sich entrafft.
Jubel sei're ihr Streben, nicht Klage,
Denn sie lebt bis an's Ende der Tage!"

Die musikalische Ausführung war vollendet, sowohl die Leitung des Ganzen durch den Musikdirector C. A. Mangold, der auch dießmal bewies, daß er ein Meister ist in der Beherrschung solcher Ton- und Stimmmassen, durch die Ausführung der unvergleichlichen Chöre, die in ihrer Herrlichkeit mit einheitlicher Kraft wie eine einzige Riesenstimme heranrauschten, gleich den Wellen des Meeres, die fluthen und ebben; vollendet durch den Vortrag der Solostimmen, die jene majestätische Rhythmik, durch welche Händel seinen Oratorien jene nur ihm eigenthümliche Großartigkeit und Erhabenheit verlieh, ohne einen Anflug von Gesuchtheit und Pedanterie ganz vorzüglich zur Geltung brachten. Wir haben selbst oft in der Paulskirche und der Exeterhalle in London, wie neuerdings im Glaspalast zu Sydenham die berühmtesten Oratorien Händels (im Ganzen 26) von gewaltigeren Instrumental- und Vocalmassen durch die bekannten, längst bestehenden Singgenossenschaften mit einer Energie, Einheit und Wirkung vortragen hören, wie es eben nur in England nach den Traditionen Händels selbst möglich ist; aber wir gestehen ohne Rückhalt, daß die würdig ausgeschmückten, akustisch vorzüglichen Räume des großartigen Zeughauses, die jedes einzelne Wort der Sänger, was auch unumgänglich beim Oratorium ist, verstehen ließen, die 619 Stimmen der Sänger und Sängerinnen in ihrem auserwählten Festschmuck, die andächtig lauschende Versammlung, welche 2000 Sitzplätze ausfüllte, die Anwesenheit des ganzen Hofes ein Bild bot, das an Großartigkeit und Schönheit mit jenem Englands sich messen konnte, das aber durch die hohe Weihe, mit welcher die begeisterten, guteingeschulten Dilettanten die Tonschöpfung vortrugen, in ihrer Gesammtwirkung übertraf. In England sind solche musikalischen Monstreproductionen bleibendes nationales Bedürfniß; denn die Engländer verdanken dem deutschen Händel nicht allein ihren stark entwickelten praktischen Musiksinn, sondern auch theilweise ihre positive religiöse Lebensstimmung; aber jene Productionen sind zugleich ein Geschäft der Spekulation, von bezahlten, professionsmäßigen Sängern ausgeführt, während sie bei uns von dem inneren Drang des Bedürfnisses hervorgerufen, von unbezahlten, nur von dem reinsten Schönheitsinn begeisterten, gutgeschulten Dilettanten ausgeführt werden.

Auch die Instrumentalwirkung, welche niemals weder die Stimm-Massen, noch die Solo-Stimmen deckte, sondern nur tragend unterstützte, war großartig und vollendet, namentlich thaten die 13 Contrabässe ihre volle Wirkung. Von den Solo-Stimmen waren Samson (Tenor) Herrn Ruff von Köln; Micah (Alt) Fräulein Helena Hausen von Mannheim; Manoah (Baß) Herrn Hoffänger Greger von hier und Delila (Sopran) Frau Peschka-Leutner von Leipzig anvertraut. Sie entledigten sich als dramatische Sänger ihrer schwierigen Aufgabe vortrefflich, und entzückten durch ihren getragenen Vortrag wie durch die wohlthätige Fülle ihrer Töne, namentlich aber Fräulein Hausen und Herr Ruff, von denen dem Letzteren in dem Recitativ und der Arie: „O, süßes Licht" in der ersten Abtheilung, dann in dem Recitativ und der Arie: „Herrlich erscheint im Morgenduft", der Ersteren im Recitativ der ersten Abtheilung: „Blickt her, die Helden schaut!" dann in der Arie der dritten Abtheilung: „Ihr Söhne Israels klagt nun, er ist dahin, der Euch beschirmt!" der rauschendste Beifall gezollt wurde. Herr Greger erzielte in dem schönen Recitativ der ersten Abtheilung: „Bedauernswerthes Loos!" und der Arie: „Dein Heldenarm", Frau Peschka-Leutner in dem Recitativ und der Arie der zweiten Abtheilung: „Vergib, o Held" und „Vertrau', o Theurer", glänzende Triumphe. Von den Chören, die alle unvergleichlich zum Ausdruck kamen (Dank der trefflichen Einschulung der Herren Musikdirectoren A. Fetchner von Alzey, Niederhof von Darmstadt, Mickler von Gießen, Lux aus Mainz, Freudenberg aus Wiesbaden, und Steinwarz aus Worms) überwältigten wahrhaft die Chöre der Israeliten: „O, alles Lichtes Quell" und „Zum glanzerfüllten Sternenzelt"; in der zweiten Abtheilung der Chor der Israeliten: „Hör' Jacobs Gott!" und der Doppelchor: „Ehret auf seinem ewigen Thron!"; den höchsten Preis des Beifalls aber errang sich der Vortrag des elegischen Chors der Israeliten in der dritten Abtheilung: „Ihr Thränen fließt in Strömen hin!"

Ehre, Dank und volle Anerkennung dem künstlerischen Zusammenwirken Aller, welche „der Reinheit" und Erhabenheit der Tonkunst heute ein den Zuhörern unvergeßliches Opfer dargebracht haben. Die vollendete Aufführung solcher unvergänglicher Tonschöpfungen sind ein Zeugniß des Geistes und ein Stolz unserer Nation, Schöpfungen, welche in Ewigkeit fortlebend, in allen nachfolgenden Generationen religiösen und sittlichen Ernst und Tiefe wecken und erhalten helfen.

Ein kriegerisches Programm. *)

Unbegreiflich! Während die Bestgesinnten aller Nationen schon seit Jahren bemüht sind, Frieden und Freundschaft unter einander anzubahnen, um die Geißel und Schande der menschlichen Gesellschaft, den Krieg, aus der Welt zu bannen, während in Bern die Friedens-Liga ihre humanistischen Conferenzen abhält, unterfängt sich ein Schulmeisterlein unserer „Weltstadt", in dem eben erschienenen Programm seiner Anstalt der Jugend auseinander zu setzen, daß der Krieg eine Fundamental-Institution des Staates, wie das Gesetz, sei, daß alle Institutionen des Staates von dieser Grundbedingung durchdrungen seien. Der Krieg sei zwischen Staaten der natürliche Zustand. Erst im Kriege erlange der Staat das rechte Bewußtsein von sich selbst, erlange der Bürger das rechte Bewußtsein seiner Zugehörigkeit zum Staate. Wer den Krieg beseitigen wolle, erschüttere die Fundamente aller Sittlichkeit.

„Das eiserne Zeitalter verlangt ein eisernes Geschlecht. Unsere Jugend, ruft er kategorisch aus, ist bestimmt, kriegerisch ausgebildet zu werden, um zur rechten Zeit kriegerische Tugend zu bewähren:

*) Aus der „Zukunft".

Digitized by Google

unsere Männer sind Krieger gewesen oder sind es noch. Die Jugend über diese Seite ihrer Bildung und ihres Berufes zu belehren, ist meine Absicht, darin die Beistimmung der Männer zu finden, meine Hoffnung."

Horribile auditu. So schreibt ein Schulmeister des neunzehnten Jahrhunderts? — Solche Themata behandelt man in dem „Jahresbericht" einer Berliner Realschule? — Ist die Spree plötzlich zum Eurotas und die gepriesene Stadt der Intelligenz zu einem harten Lacedämon geworden? — — — Unerhört! — Wahrhaftig, es geschehen Zeichen und Wunder. Fast möchte ich mit dem alten Nestroy ausrufen:

Da wird a'm halt angst und bang,
I sag', d'Welt steht auf ka' Fall mehr lang.

Doch, ich will versuchen — zu lachen, und damit es auch die erstaunte Welt mit mir kann, lasse ich eine Blumenlese aus den Lehren dieses neuen Staats- und Kriegs-Philosophaster folgen.

Hören Sie:

„Zwischen Staaten gibt es nur eine Form des Rechts: das Recht des Stärkeren, und da, so lange es Staaten gibt, es auch einen Streit von Staaten geben wird, der entschieden werden muß, so ist es durchaus der Vernunft entsprechend, daß zwischen Staaten Kriege geführt werden." —

„Es ist kein Rechtsgebot, Staatsverträge zu halten, aber es ist ein Gebot der umsichtigen Klugheit. — — Die Heiligkeit des Völkerrechts beruht schlechthin auf dem Bedürfniß; das sittliche Gefühl spricht erst an zweiter Stelle mit." —

„Ist durch den Bruch der Verträge von der Uebermacht ein neuer Zustand geschaffen worden, so hat derselbe die vollkommene Autorität eines neuen Rechtes, soweit sie der frühere Zustand hatte; darauf beruht die Bedeutung der vollendeten Thatsachen im Leben der Völker!"

„Der Krieg Aller gegen Alle dauert bis auf den heutigen Tag fort; er ist das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft. Sie führt ihre Vernichtungskriege gegen Einzelne wie gegen ganze Massen und Classen mit aller Stille und Geräuschlosigkeit und mit der ächten Begierde des Raubthieres."

„Er (der Staat) geht keineswegs in der Aufgabe auf, die Individuen, die Familie, die Gesellschaft zu schützen, vielmehr diese müsse ihm dienen. Gerade wegen seiner ihm eigenthümlichen Zwecke und wegen des tiefsten Grundes seines Bestehens ist der Staat auf den Krieg hingewiesen und zieht Familie und Gesellschaft sich nach in den Strudel des Krieges hinein. — — — Gerade in unseren Tagen ist es doppelt nöthig, zu betonen, daß der Staat nicht eine Anstalt für die Bequemlichkeit und den Frieden der Einzelnen ist, damit sie in Ruhe genießen können, kein Treibhaus, in dem jeder Pflanze ihr Mistbeetchen gesichert und ihre künstliche Wärme bereitet wird, damit sie recht üppig gedeihe und geile Schößlinge treibe, sondern daß er immer zunächst sich selber im Auge hat, als mächtiges umfassendes Ganzes. Mit der Cultur hat der Staat nichts unmittelbar zu schaffen."

„Eine Rechtsordnung, ein Gerichtshof, ein Zwang für das Verhältniß von Staaten unter einander ist nicht denkbar. Zwischen Staaten als intelligenten Naturwesen kann der Streit entschieden werden nur durch thätliche Gewalt. Der Krieg ist daher in den Begriff des Staates mitgesetzt. Will man den Krieg abschaffen, so muß man zunächst den Staat beseitigen oder, was auf dasselbe Ziel hinauslaufen würde, man muß die Vielheit der Staaten abschaffen und damit die Universaldespotie und die allgemeine Sklaverei einführen. Wir haben Viele, die den Krieg nicht wollen, in Verdacht, daß sie eigentlich den Staat nicht wollen. (Hört, hört!) Ohne den Staat wäre der Mensch nicht Mensch, ohne den Krieg der Staat nicht Staat; mithin ist der Krieg durch den Begriff der Menschheit selbst gegeben, nicht bloß wie sie war oder jetzt ist, sondern auch wie sie immer sein wird."

„Der Staat im Frieden ist kein wahrer Staat; seine volle Bedeutung offenbart er erst im Kriege." — —

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ulk.) In der letzten Nummer der „Didaskalia" wird in einer Reiseschilderung bei Erwähnung des Städtleins Rüdesheim auch des Dichters von „Ideal und Kritik" gedacht und erzählt, Dr. Hermann Presber sei wegen dieses lustigen Büchleins von der Gesellschaft Ulk „mit dem ehrendsten Diplom" ausgezeichnet worden. Der Verfasser jener Reiseschilderung — offenbar eine fröhliche durstige Seele — scheint in Erinnerung an den Rüdesheimer, Geisenheimer und alle die andern edeln -heimer und -einer des Rheingaus in einen kleinen süßen Rausch verfallen zu sein *), denn in Wahrheit wurde H. Presber wegen seines Genrebildes „Wolkenkukuksheim" von dem, von Künstlern gegründeten „allgemeinen Vereine der Carnevalsfreunde in Düsseldorf" zum Ehrenmitgliede ernannt. Diese kurze Berichtigung nur, weil Niemand mit der hochehrwürdigen Gesellschaft „Ulk" — Ulk treiben soll.

(Kinder haben Engel.) Vom Bodensee, 21. Sept., schreibt man der „Bad. Landesztg.": „Folgendes Ereigniß geht in diesen Tagen von Mund zu Mund. Am letzten Samstag Nachmittag unterhielten sich zehn bis zwölf Kinder in Rorschach damit, daß sie sich in einer Gondel in der Nähe des Hafens von den Wellen schaukeln ließen. Plötzlich erhob sich ein Südwestwind, der bald in Sturm überging; die Gondel wurde vom Lande weggetrieben und die Kinder waren hülflos dem Spiele der Elemente preisgegeben. Doch das Vatrauge Gottes wachte über den scheinbar ihrem sicheren Untergang entgegentreibenden Kleinen: nach langer, banger Irrfahrt gelangten sie in die Nähe von Friedrichshafen, wo ihre Noth bemerkt und das Landen ermöglicht ward.

(Das Paradies der Sperlinge.) Aus Newyork, Ende August, wird berichtet: Die aus Deutschland nach den Newyorker Parken importirten Sperlinge haben sich bereits ansehnlich vermehrt. Die fünf Parke der Stadt haben jetzt wohl doppelt so viele Sperlinge als im vorigen Jahre. Diese beschäftigen sich gegenwärtig mit der Vertilgung der Musquitos, von denen die Stadt in ungewöhnlich starken Schwärmen heimgesucht worden. Jedes von den 800 Vogelhäuschen in den Parken scheint bereits von zwei Sperlingspaaren bewohnt. Die junge Nachkommenschaft findet da keinen Platz mehr, und muß, sobald sie flügge geworden, sich Unterkunft im Freien oder andere Zufluchtsstätten suchen.

*) Gegen letztere Vermuthung glaube ich ernste Verwahrung an Stelle des Verfassers jener Reiseschilderungen einlegen zu müssen!
Der Setzer.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 29. September. Narciß, Trauerspiel in 5 Acten von Brachvogel.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 249.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 272. Mittwoch, den 30. September 1868.

Aspasia.

Essai von Arthur Stahl.

Wenn man aufgefordert wird, die Frauen des Alterthums und vorzüglich jene Griechenlands zu charakterisiren, so befindet man sich in einer peinlichen Verlegenheit: man ist verführt durch ihre Talente und zurückgestoßen durch ihr Betragen. Selten verdienten, in jener Epoche der Civilisation, die berühmten Frauen zugleich die Achtung mit der Bewunderung, und unter die unzählbaren Wohlthaten der christlichen Religion muß man auch die Einführung der edlen und reinen Sitten rechnen, welche den Frauen erlaubt, sich zu zeigen, ohne sich herabzuwürdigen, und ihre Talente zu entwickeln und ihre Seele zu offenbaren, ohne ihren Ruf zu beflecken.

Aspasia wurde zu Milet in Jonien geboren; sie war eine Tochter des Axiochus.

Man behauptet, daß die Frauen Vorderasiens schöner waren, als jene von Athen. Asien hat etwas Bewunderungswürdiges, das man unter tausend verschiedenen Formen wiederfindet. Eine andere jonische Schönheit, Thargelia, hatte vor Aspasia, mit aller Grazie ihres Geschlechts, das Beispiel gegeben von der seltsamen Vereinigung der Talente für Dichtkunst und Politik. Es scheint, daß Aspasia sie als Vorbild genommen hat, obwohl sie ihre Mittel, zu gefallen, meist dem Zwecke opferte, für den König von Persien Parteigänger zu gewinnen.

Die fremden Frauen waren sozusagen durch die athenienſischen Gesetze proscribirt, da ihre Kinder, selbst wenn sie in der Ehe geboren waren, nicht als legitim betrachtet wurden; dieser Umstand veranlaßte wahrscheinlich, Aspasia in die Classe der Hetären zu versetzen.

Wenn die socialen Gesetze ungerecht sind, so befreien sich oft die Individuen, auf welche sie drücken, gewaltsam von allen Schranken, gereizt, nicht unter den Gesetzen Schutz zu finden. In den Monarchieen hegt man Abneigung gegen die Frauen, die sich in öffentliche Angelegenheiten mischen; dort ist die Politik eine Carriere, ein Beruf Einzelner, und die Männer, welche ihn wählen, betrachten sie als lästige Nebenbuhlerinnen; aber in einer Republik, wo die Politik das erste Interesse aller Männer ist, würden sie im Grunde des Herzens nicht mit den Frauen verbunden sein, die dieses Interesse nicht theilten.

Aspasia beschäftigte sich also in einer bemerkenswerthen Art mit der Kunst der Gouvernements und vorzugsweise der Beredtsamkeit, der mächtigsten Waffe freier Länder. Plato in seinem „Dialog des Menexenes“ führt eine sehr schöne Rede der Aspasia an zu Ehren der bei Leuktra gefallenen Athener. Er sagt, daß sie dem Pericles die Redekunst gelehrt habe.

Der elegische Dichter Hermesianax schildert uns Sokrates in die Aspasia verliebt. „Venus — sagt er — rächte sich an ihm seiner herben Weisheit wegen, indem sie ihn für Aspasia entflammte, sein tiefer Verstand war nur noch mit den leichten Unruhen der Liebe beschäftigt. Immer erfand er neue Vorwände, um zur Aspasia zurückzukehren, und er, welcher in den verwirrten Sophismen die Wahrheit gefunden, konnte aus den Irrgängen des eignen Herzens den Ausgang nicht finden.“

Aspasia selbst richtete Verse an Sokrates, um ihn über seine unglückliche Liebe zu trösten; aber es ist wohl erlaubt zu glauben, daß sie sich ein wenig stolz machte auf eine Herrschaft, welcher Sokrates sich nicht nach seinem Gefallen entziehen konnte. Der wahre Ruhm des Lebens der Aspasia aber heftet sich an die tiefe und dauerhafte Zuneigung, welche sie dem Perikles einzuflößen wußte, diesem großen Manne, der zugleich Bürger und König einer Republik zu sein verstand. Man hatte ihn den olympischen Jupiter genannt und seine Gefährtin Aspasia Juno. Sie hatte einen natürlichen Sohn.

Indessen die Verbindung der Leidenschaft genügte nicht dem Glück des Perikles; es sollten innigere Bande ihn mit ihr vereinen, und er trennte sich von seiner Frau, um Aspasia zu heirathen. Plutarch erzählt, daß er für sie die tiefste eheliche Zärtlichkeit hegte; kann ein solches Gefühl von einer verderbten Frau eingeflößt werden?

Aspasia wurde beschuldigt, die Ursache zweier Kriege gewesen zu sein, zwischen Athen und Samos um Milet, ihre Heimath, und zwischen den Athenienſern und Lacedämoniern bei Gelegenheit der Stadt des Megares. Plutarch rechtfertigt sie von diesem Unrecht und Thucidides, welcher alle Ursachen des peloponesischen Krieges ausführlich erzählt, erwähnt ihres Namens nicht. Aristophanes dagegen bezeichnet Aspasia als deren Ursache. Aber Aristophanes griff alle Die an, deren Ruf in Athen Aufsehen machte, und er verdankt den Erfolg seiner Comödien nicht sowohl seinem glänzenden Verstande, als der Frechheit seines Charakters. Andererseits von dem Moment an, wo eine Frau Einfluß auf die Staatsoberhäupter übt, ist es unmöglich, daß man ihr nicht auch entgegengesetzte Einflüsse zuschreibt, die auf die öffentliche Sache oder auf Einzelne Bezug haben. Die Einbildungskraft übt auf die Fähigkeiten eine geheime Macht, die unberechenbar ist, und die Unglücklichen versuchen sich mit dem, was sie *leiden*, an dem zu rächen, was sie nicht *verstehen*.

Das Volk von Athen, gegen Perikles gereizt, erfand den Prozeß der Irreligiosität gegen Anaxagoras, Phidias und Aspasia. Es verfolgte die Personen seiner heißesten Zuneigung, da es ihn selbst nicht anzugreifen wagte. Perikles konnte weder Phidias noch Anaxagoras vor der Verbannung retten, aber Aspasia vertheidigend, vergoß er Thränen inmitten des Areopags. Das Mitgefühl, eine so starke Seele von einer so rührenden Liebe bewegt zu sehen, ent-

Digitized by Google

waffnete die Richter, Aspasia war gerettet und blieb bis zu seinem Tode mit Perikles vereint.

Perikles starb drei Jahre nach dem peloponesischen Kriege und man ist erstaunt, Aspasia, die Freundin des Sokrates, die Geführtin des Perikles, die Gefeierte des Alcibiades, sich in der Folge mit einem Manne verbinden zu sehen, der, jung und einfach, noch keinerlei Ansehens in Athen genoß. Aber bald durchdrang sie ihn mit ihrer Seele und er gewann nach kurzer Zeit Stellung und bedeutenden Einfluß. Sein Name war Lysikles.

Einige gleichzeitige satyrische Poeten haben Aspasia beschuldigt, eine Schule der schlechten Sitten zu unterhalten, in welcher sie selbst das Beispiel und die Unterweisung gäbe. Vielleicht haben ihre seltenen Talente und ihre glänzende Stellung diese Beschuldigungen durch den Neid vergiftet.

Man hat öfter in Frankreich wie in Italien gesehen, daß Frauen die ausgewähltesten Zirkel um sich vereinigen, und ohne welche die Männer von Geist das Vergnügen nicht hätten genießen können, auf ungezwungene Weise miteinander in Berührung zu kommen. Der Einfluß aber, welchen Aspasia übte, war ganz anderer Natur: man liebte, sie als Dichterin, als Rednerin zu bewundern, während in Frankreich das Wort nur ein leichtes und oberflächliches Spiel ist.

Aspasia influirte auch die ganze Nation, welcher sie sich mittheilen konnte; denn die Zahl der Bürger, die den politischen Staat von Athen bildeten, war sehr beschränkt.

Die schönen Künste offenbarten sich in Griechenland unter allen Formen. Nicht allein die Beredtsamkeit, auch die Regierungsformen waren, wenn man so sagen will, von künstlerischem Geist dictirt, welcher seinen Ursprung in den Sitten und der Religion der Griechen hatte. Die seltene künstlerische Begabung der Aspasia, im Verein mit der Imagination, deren Geheimnisse sie aber kannte, gab ihr so große Gewalt. Sich am Leben zu berauschen war fast eine Pflicht im Cultus der Athenienser.

Die Entsagung der Welt und ihrer Pracht war eine Tugend des Christenthums und der späteren Zeit; es ist unmöglich, zwei so gänzlich verschiedene Epochen in der Culturgeschichte der Völker nach denselben Grundsätzen zu beurtheilen.

Ein deutscher Dichter hat einer Frau den Namen „heilige Aspasia" gegeben. Es wäre in der That eine schöne Sache, wenn sich die Magie der poesietrunkenen griechischen Cultur mit der Strenge der christlichen Sitten, welche die Seele kräftigt und ihr Ernst und Tiefe gibt, vereinigen ließe. Der Name der Aspasia war so berühmt geworden, daß der junge Cyrus seine Geliebte Milto denselben annehmen ließ, um so den Enthusiasmus auszudrücken, den er für die Talente und die Reize der Aspasia empfand. Aspasia bedeutete die Liebenswürdigste der Frauen, wie Alexander den größten der Helden. Eine Frau Aspasia nennen, hieß fast sie mit irgend einer Gottheit der Fabel vergleichen, denn in Griechenland vermischten sich die berühmten Männer und Frauen leicht mit den Bewohnern des Olymps, welcher so nah die Erde berührte.

Ein kriegerisches Programm.

(Schluß.)

„Der Krieg erst ermöglicht die volle Entfaltung aller menschlichen Anlagen. Der Friede mag ein emsiges, ein geduldiges, ein liebenswürdiges Geschlecht erzeugen, aber die Kraft verkümmert, der Nerv erschlafft, die Seelengröße schwindet, die kleinen Zwecke des regelmäßig dahinfließenden Privatlebens verdrängen die großen Zwecke der Geschichte aus dem Gesichtskreise; der Egoismus in seiner engherzigsten Form zieht ein, und die Fülle der Güter erzeugt Ueppigkeit und das Streben nach weichlichem Behagen. Der Krieg dagegen ruft den schlummernden Dämon im Menschen wieder wach; da erfüllen sich große Geschicke, da erlabt sich der Blick an kühnem Thun, da waltet die rohere und die gebildetere Kraft im Dienste der höchsten Zwecke, bethätigt sich der Muth im Drange tödtlicher Gefahren, ersättigt sich die Phantasie an kühnen Abenteuern, webt die List des klugen Verstandes ihre feinen Netze; da wirkt der ganze Mensch auf einmal, nicht mit einer einseitigen Begabung, die ihm zugefallen ist, sondern aus der Fülle seines Wesens, mit der Grundkraft seines Lebensgefühls, die natürlich und geistig zugleich ist in untrennbarer Einheit. Der Krieg verlangt den ganzen Mann." — — Wahrlich, die Zunge des stolzesten Landsknechtes konnte nicht mit mehr Begeisterung und Wollust von dem Handwerk des blutigen Mars bramarbasiren, als es hier der vierte Oberlehrer der Luisenstädtischen Realschule sich vermessen hat zu thun inmitten der Söhne friedlicher Bürger. Er ist zum mindesten reif für — das Cadettenhaus.

Doch hören wir den modernen Lygurgos weiter an. Es muß auch solche Käuze geben.

„Kriegerische Ausbildung" — so deducirt Herr Dr. Lasson (auf den wir übrigens die Gesellschaft Ull in Haspe aufmerksam machen. D. Red.) auf der einundzwanzigsten Seite der famosen Abhandlung — „ist für jedes Volk ein Bad der Gesundheit, für alternde Völker ein Bad der Verjüngung. Ohne sie wird jedes Volk auch physisch ausarten. . . . Gerade für die socialen Verhältnisse unserer Gegenwart ist die kriegerische Erziehung der Massen von unüberschätzbarer Wichtigkeit. Sie allein ermöglicht die vollkommenere intellectuelle und moralische Ausbildung des gemeinen Mannes und die Fortsetzung des Werkes der Volksschule bis in die Jahre des beginnenden Mannesalters hinein. Daß die Mehrzahl der Menschen aus allen Ständen zur Zuchtlosigkeit neigt, selbst in hochgebildeten Völkern, beweist die Erfahrung. . . . Je mehr nun der wirthschaftliche Fortschritt die alte Geschlossenheit der Corporationen sprengt, um so größer ist die Gefahr eines falschen Gebrauches der Freiheit. . . . Soll der gemeine Mann mit einigem Verständniß seine Stimme in politischen Abstimmungen abgeben, so wird politisches Verständniß am ehesten von einem Mitgliede der Kriegsmacht erworben werden können, dessen Blick für die Auffassung allgemeiner Verhältnisse erweitert und dessen Neigung, dem Ganzen zu dienen, belebt worden ist. Man liebt es, Militarismus und Freiheit in einen Gegensatz zu stellen. Das ist äußerst verkehrt. . . . Der rechte Krieger ist der beste Bürger. — — Es bleibt doch wahr: die Kanone ist der wirksamere Theil des Webestuhls; denn ohne sie würde er bald still stehen oder wer an ihm webte, wäre ein Sklav, ein ehrloser Knecht des Fremden."

Nicht wahr? Sind das nicht sonderbare Geistesblumen? Nun, die folgenden duften noch stärker, noch eigenthümlicher:

„Der Staat ist nicht die Gesellschaft und ist auch nicht um der Gesellschaft willen. . . . Im Uebrigen aber ist er berufen, ihrem von Natur immer weiter um sich greifenden Streben zur rechten Zeit ein Halt zuzurufen. Sobald die bürgerliche Gesellschaft fett wird und die Existenz des Ganzen durch ihre geilen Triebe bedroht, muß der Staat mit der Macht und Autorität der vernünftigen Ordnung sich gegen sie wenden. Die Menschen sind nicht da, um sich ihres Lebens zu freuen, Güter zu produciren und zu genießen, zu freien und Kinder zu zeugen und es sich jeder in seinen vier Pfählen wohl sein zu lassen. Es ist nicht nöthig, daß die Menschen glücklich seien, sondern daß sie ihre Pflicht thuen. Jede entgegengesetzte Meinung ist gemein oder streift an das Gemeine." — —

„Fortschritt der bürgerlichen Gesellschaft ist von dem Standpunkt des Staates schlechterdings nur Zunahme der Steuerkraft

Digitized by Google

und kriegerische Macht des Staates. Dem Einzelnen gebührt gerade so viel Antheil an den erworbenen Gütern, als der Staat nicht für sich in Anspruch zu nehmen gezwungen ist." —

„Ein Kleinstaat hat keine Ehre, weil er keinen Beruf hat." —

„Ein Krieg darf geführt werden für politische Interessen, aber niemals für eine Idee." —

„Thoren und Schwindler lieben es, den Krieg, den der werdende Nationalstaat gegen die falschen, verkümmerten Afterstaaten führt, die das Werden des Nationalstaates hindern, als einen brudermörderischen zu bezeichnen. Im Gegentheil, unter allen Kriegen, die geführt werden, hat dieser Krieg die sittlichsten Ziele, dient dieser Krieg am meisten der inhaltvollen Freiheit, nicht der bloßen Unabhängigkeit vom Auslande, oder den bloßen Existenzbedürfnissen des Staates."

„Jede Nation ist berechtigt, jede andere zu hassen. Der Nationalhaß erhält die dauernde Möglichkeit des Krieges." — —

Nachdem nun Dr. Lasson bereits fünfundfünfzig Seiten lang über „das Culturideal und den Krieg" gesprochen, bedauert er noch, daß „die Knappheit" des ihm zugestandenen Raumes ihn zwinge, leider schon abzubrechen, und schließt sein unsterbliches Werk mit dem theilweise bereits zu Anfange gebrachten Satze: „Auch die genauere Abschätzung der Uebel des Krieges im Vergleiche zu seinen segensreichen Folgen kann kein anderes Resultat haben, als daß die Möglichkeit des Krieges als ein Gut sich bewährt. Wer den Krieg beseitigen will, erschüttert die Fundamente aller Sittlichkeit." — —

Und alles das steht zu lesen in einem Schulprogramm und ist dazu bestimmt, die „Jugend" zu belehren! — — Ich enthalte mich jeglichen weiteren Commentars über diese moderne „Schulweisheit" und schließe mit den Worten des Goethe'schen Faust:

„Sie ist gerichtet!"

Joseph Trippenbach.

Das Erdbeben in Südamerika.

Einem Briefe des englischen Viceconsuls in Arica (Küstenstadt in Peru, welche schon 1833 durch ein Erdbeben verwüstet worden war) entnehmen wir folgende Mittheilung:

Am 13. August, um 5 Uhr Nachmittags, wurden wir von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht; kaum hatte ich Zeit, meine Frau auf die Straße hinauszuführen, als auch schon mein Haus in sich zusammenstürzte. Gleichzeitig entstand ein 2—3 Zoll breiter Riß im Boden, aus dem Staub mit einem überwältigenden Gestank aufwirbelte. Die Luft verdunkelte sich plötzlich so sehr, daß ich auf 2 Fuß Entfernung weder Frau noch Kinder sehen konnte. Wir hätten nothwendig ersticken müssen, wenn die Luft sich nicht in ungefähr 2 Minuten wieder geklärt hätte. Nun sammelte ich aus den Trümmern das Werthvollste meines Hausrathes und wir wandten uns über den schwankenden Boden hinweg, den Hügeln zu, mitten durch fallende Häuser, erschlagene, verwundete, um Hülfe rufende Menschen. So ging es langsam vorwärts, denn der Zustand meiner Frau, die ihrer Entbindung nahe war, verbot die Eile. Da plötzlich ertönte ein furchtbarer Ruf so schrecklich, wie ihn Menschen selten gehört haben werden. — „Das Meer weicht zurück!" und nun, als ich die letzten Häuser der Stadt erreicht hatte, wandte ich mich um. Welch ein Schauspiel! — Allmächtiger Gott! Ich sah, wie alle Schiffe aus der Bucht mit einer Schnelligkeit von etwa 10 englischen Meilen per Stunde in die See hinausgeschleudert wurden. Wenige Minuten später, und die rückweichende Wassermasse wurde durch eine etwa 50 Fuß hohe, mit furchtbarer Schnelligkeit anrückende Welle gehemmt. Die Welle selber wälzte sich majestätisch heran, die eben hinausgeschleuderten Schiffe mit sich gegen das Ufer führend. Dieses überfluthend, zertrümmert sie den Molo, meine daneben stehende Amtswohnung, das Zollamt und weit ins Land hinein sämmtliche Häuser. Ich stand athemlos, dem grauenvollen Schauspiele zusehend. Was ich besessen und durch 22jährige harte Arbeit erworben hatte, war vernichtet. In wenigen Minuten was das Schreckliche geschehen. Von den zurückgeschleuderten Schiffen lagen einige als elende Wracks trocken auf dem Strande, andere umgeschlagen auf dem Wasser. Das peruvianische Kriegsschiff „America" verlor, wie sich später herausstellte, 85 Leute; auf dem amerikanischen Transportschiff „Fredonia" ging Mann und Maus zu Grunde; die britische Barke „Chanareillo" lag hoch oben auf dem Strande zerschmettert und mit dem Verluste ihrer halben Mannschaft; eine andere amerikanische, mit Guano geladene Barke war spurlos im großen Wassergrabe verschwunden. Nur der amerikanische Kriegsdampfer „Wateree" kam mit dem Verluste eines einzigen Matrosen davon. Es war ein leichtes Fahrzeug, das wunderbarer Weise auf dem Wellenkamme weit hinein ins Land getragen worden war. Betend, ohne Obdach und Nahrung, brachten wir die Nacht auf den Hügeln zu. Als der Morgen anbrach, wagte ich mich in die äußersten Straßen der Stadt hinein, woselbst ich unter Trümmern einige Bisquits, etwas Thee, Zucker und einen Theekessel auflas. Dann zogen wir weiter, eine traurige Karavane; gestern erst gelang es mir, mit Stöcken und Matten ein Nothzelt für mich und die Meinigen aufzurichten."

Mannichfaltigkeiten.

(Da werden Weiber zu Hyänen.) Sonntag, 20. September, wurde bei Hochstadt in Böhmen ein Weibermeeting abgehalten. Da das hiefür aufgestellte Programm behördlich als ungeeignet zur Verhandlung in einer Volksversammlung befunden worden, so wurde der Actuar Herr F. von der Bezirkshauptmannschaft als politischer Commissär nach Hochstadt beordert. Nachdem derselbe unter die dort versammelte Menge getreten war und sie auf den Paragraph des Vereinsgesetzes, nach welchem Versammlungen unter freiem Himmel verboten sind, aufmerksam gemacht, die Anwesenden sodann gemäß seiner Amtspflicht zum Auseinandergehen freundlich aufgefordert hatte, wurde er von der heulenden Meute und der in das Gebrüll einfallenden Musik am weiteren Sprechen gehindert. Er forderte nun auch die Musici auf, sich zu entfernen, was zur Folge hatte, daß ihn die Menge, die größtentheils aus Angehörigen des zarten Geschlechts bestand, umzingelte, mit Rippenstößen und Faustschlägen tractirte, hin- und herstieß, mehrmals umrannte und an dem Leibe zerrte, wobei ihm die Degenkuppel und Uniform zerrissen wurde. Den Degen nahm man ihm mit den Worten: „Zlamte mu tu kudlu" (zerbrecht ihm das Messer) weg. Herr F. suchte, sich diesen Mißhandlungen durch die Flucht in einen nahe gelegenen Steinbruch zu entziehen, ward aber von dem wüthenden Troß dahin verfolgt und von allen Seiten mit Steinen bombardirt. Er ward dabei durch einen Steinwurf am Hinterhaupte derart beschädigt, daß er eine blutende Wunde davontrug. Als er so mit Steinen beworfen wurde und man schrie: Zabte ho, zabte ho! (Schlagt ihn todt, schlagt ihn todt!), erhob sich eine menschenfreundliche Stimme, welche rief: Nezabte ho, to jest actuar F., on je Cech a ma 5 deti! (Schlagt ihn nicht todt, das ist der Actuar F., er ist ein Czech und hat 5 Kinder). Die wilde Horde zog den in Todesängsten schwebenden Commissär aus seinem Zufluchtsorte hervor und schleppte ihn auf den Versammlungsort zurück, von wo man ihn dann später

Digitized by Google

unter fortwährenden Schimpfreden und einer Katzenmusik in die Stadt führte. . . . . In rothen Röcken und schwarzen Jäckchen waren die Enkelinnen der Vlasta erschienen und sangen, und brachten „Slavas" der böhmischen Krone, den czechischen Abgeordneten und Redacteuren, daß es eine Lust war. Leider verschweigt die Chronik, ob hiebei auch Bier getrunken und Tabak geraucht wurde; nachdem jedoch auch ein 18 „Mann" hohes Frauen-Banderium mit einer Fahnenträgerin an der Spitze erschienen sein soll, dürfte es wohl an diesen zarten Genüssen nicht gefehlt haben.

(Feine Ironie.) Unlängst hat Herr v. Hülsen durch Aushang in den Foyers der beiden königlichen Theater zu Berlin an die Inhaber von Freibilletten „das Verlangen" gestellt, sich des Applaudirens zu enthalten und dies dem „zahlenden Publikum" zu überlassen. Einen solchen Aushang hat nun, wie das „Neue Allg. Volksbl." schreibt, kürzlich Jemand aus dem Corridor des zweiten Ranges genommen und in den ersten Rang vor die Thür derjenigen Loge gehängt, welche für den Polizei-Präsidenten bestimmt ist. Eine feine Ironie, die allerdings dem General-Intendanten recht ärgerlich sein muß. Er hat denn auch eine Belohnung für Denjenigen ausgesetzt, welcher ihm den Spaßvogel namhaft machen würde.

(Nationales aus Oesterreich.) Michael Rziha, Comptorist bei Herrn Spitzer in Wien, Sohn des Redactions-Dieners eines feudal-clericalen Organs, entwickelte eine merkwürdige Abneigung gegen Alles, was czechisch ist. So lebte er seit dem Jahre 1863 mit dem Tischlergesellen, damals noch Lehrling, Franz Wlk in stetem Hader, und es war wiederholt zu Thätlichkeiten gekommen, die jedoch außerhalb der Gerichtsschranken ausgetragen wurden, weil keine sichtlichen Folgen der gegenseitigen „Ovationen" zurückgeblieben waren. Anders war es jedoch am 24. Juni d. J. Rziha und Wlk begegneten einander, es kam zu einem Wortwechsel, man schlug sich und Rziha stach mit einer Papierscheere den Wlk in's Gesicht. Wlk verlor zwei Zähne und war einige (über 20) Tage berufsunfähig. Nachdem jedoch die Aerzte die Verletzung, welche er erlitten hatte, als eine an und für sich schwere kennzeichneten, wurde Michael Rziho des Verbrechens der schweren Verletzung angeklagt. In der am 24. Sept. in Wien geführten Schlußverhandlung war der Angeklagte geständig, und befragt, was er für einen Grund habe, so gegen Wlk vorzugehen, sagte er: „I waß nöt, aber mi reißt's, wann i so an böhmischen Schädel sieh." Wlk, befragt, ob er nicht wisse, weßhalb ihn Rziha so hasse, sagt: „I waß mich nit, wie war ich noch klanes Bub und sans mich kumme ban Maste, er hat schon der Rziha auf mich machen Zurn, und jetzt, wo sans mich größer, seine Zurn sie sans sich a g'wuchsen; meine Seel, mi sans me nit wissen, wu kummte her sulchene Zurn großmächtige, daß kunnte mich abstechen wie „Uchs" (Ochs). Ja, mich haben's mich g'litten Schmerz um paar etliche tausend Gulden und nix machen auf Arbeit." — Präs.: Beanspruchen Sie eine Entschädigung für ausgestandene Schmerzen? — Zeuge: Er muß mich geben drei Fünfe (Fünf-Gulden-Banknoten). — Präs.: Beanspruchen Sie auch eine Entschädigung für den Arbeitslohn, der Ihnen entgangen ist? — Zeuge: Da nimm ich Guldenzettel, war ihm nur ane Tag. — Der Gerichtshof erkannte, Michael Rziha habe sich des Verbrechens der schweren Beschädigung schuldig gemacht und sei deßhalb durch sechs Wochen im schweren Kerker anzuhalten und verpflichtet, dem Beschädigten die angesprochenen 16 Gulden zu ersetzen.

(Unfall auf der österreichischen Westbahn.) Man schreibt aus Salzburg, den 22. September: Die mit dem gestrigen Personenzuge von Wien nach Salzburg abgegangenen Passagiere schwebten in doppelter Gefahr. Es entgleiste nämlich dieser Zug inmitten des vor Melk befindlichen Tunnels, und mußte in Folge dessen in der dunklen Wölbung bis zur Flottwerdung gegen eine halbe Stunde anhalten. Die Aufregung der Reisenden war begreiflicherweise eine um so größere, als man einen Zusammenstoß mit dem nachfahrenden Schnellzuge in dem finsteren Tunnel befürchtete, und man den Reisenden nicht gestatten wollte, auszusteigen. Nachdem nun diese Angst beseitigt war und der Zug den Tunnel glücklich passirt hatte, erfolgte bei Melk selbst eine zweite Entgleisung und zwar gerade an jener steilen Felsstrecke, welche unmittelbar am Donau-Ufer vorbeiführte. Abermalige Schreie der Angst und des Entsetzens! Glücklicherweise kam man mit dem bloßen Schrecken davon, und hatte man außerdem nur das verspätete Eintreffen des Personenzugs in Linz von etwa anderthalb Stunden zu beklagen. Wie mir von einem Augenzeugen erzählt wurde, soll der Tender defect geworden sein, und daher die zweimalige Entgleisung verursacht haben.

(Eine humoristische Diebsfirma.) Dem Controlor M. in Neuhietzing bei Wien ward kürzlich Wäsche und Kleidungsstücke im Betrag von 700 fl. gestohlen. Dieser Tage nun wurde dem Controlor per Post ein seidenes Schnupftuch und ein Schreiben zugestellt, das eine Frauenhand verräth, und mit Galgenhumor abgefaßt, wörtlich folgendermaßen lautet: „Euer Wohlgeboren. Bei der Revision meines Waarenlagers, welche ich stets an dem Jahrestage meiner Etablirung vorzunehmen pflege, fand ich gestern zu meinem Aerger auch das beifolgende seidene Sacktuch, obgleich ich meinen Leuten schon vor geraumer Zeit verboten habe, dergleichen zu acquiriren, da Angebot und Ausgebot von Seide sehr schwankt und kein bedeutender Gewinn zu erzielen ist. Da ich nun selbst leider nur gewohnt bin, feinleinene Sacktücher zu benützen, erlaube ich mir, „mein Eigenthum" Ihnen hiermit wieder zur Verfügung zu stellen, mit der Bitte, die Unachtsamkeit meiner Commis zu entschuldigen. Ihr stets dankbarer Greif & Comp., am 13. September 1868."

Frankfurt, 29. September.

Letzten Samstag und Montag, den 19. und 21. d., fanden im kleinen Concertsaale des Saalbaues die bereits früher von uns angekündigten dramatischen Vorlesungen der Herren Dr. Rudolf Bielek aus Wien und Arthur Mittich aus London statt. Wenn wir den leider nur sehr spärlichen Besuch constatiren, so geschieht es mit dem Wunsche, dem zweiten Cyclus der Vorlesungen, welchen obengenannte Herren Samstag den 3. und Montag den 5. October, um 7 Uhr Abends, veranstalten werden, eine zahlreichere Theilnahme zugewendet zu sehen.

Wien. Im Burgtheater wurde zum ersten Male ein älteres französisches Lustspiel von Dumanoir unter dem Titel: „Seinen Namen, Madame?" gegeben. In den ersten Acten nahm es, unterstützt durch gutes Spiel des Fräuleins Baudius und des Herrn Baumeister, einen heiteren Anlauf zu gutem Erfolge. Der letzte Act aber verdarb den guten Anfang. Die Situation wiederholte sich zu oft, und die frivole Belustigung über einen alten, gutmüthigen Ehemann, dem eine Nase gedreht wird über ein Rendezvous seiner Frau, verletzte dermaßen, daß sich das frühere Wohlgefallen in Mißbehagen verwandelte.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 30. Sept. Auf vielseitiges Verlangen wird Herr Raudin aus Paris noch einmal auftreten. **Der Troubadour**, große Oper in 4 Acten von S. Cammarano. Musik von Verdi. — Manrico: Herr Raudin. (Außer Abonnement.)

Donnerstag, 1. October. **Ein schlechter Mensch**, Original-Lustspiel in 3 Acten von Julius Rosen. Vorher: **Ein Wort an den Minister**, Genrebild in 1 Act von Anton Langer. (Abonnement-Vorstellung Nr. 250.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kit. = Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 273. Donnerstag, den 1. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator. *)

Novelle von Hermann Hirschfeld.

Erste Abtheilung.

1.

„Platz für den gnädigen Herrn! Zieht Eure Kappen, Bursche, der kleine Graf macht seinen Morgenspaziergang."

„Der abgedankte kleine Graf!" schrie die Stimme des Schneiderlehrlings dazwischen in den wilden Chor der halbwüchsigen Buben und Mädchen der hoffnungsvollen Jugend des zum Schlosse Kerdingen gehörenden Dorfes gleichen Namens.

Es war ein lang aufgeschossener Jüngling von etwa zwanzig Jahren, der Pierre Lavergne, dem diese Rufe galten und der langsam den Dorfweg entlang der väterlichen Hütte zuschlenderte. Röthliches, kurz geschorenes Haar war unter der Wollenmütze sichtbar, die sein Haupt und die blendend weiße Stirn bedeckte, die nicht wie das Gesicht des jungen Mannes die Spur einiger Pockennarben trug.

Pierre Lavergne war sicher nicht schön zu nennen, zumal in der groben Tracht der bretonischen Bauern, die an und für sich nicht kleidsam ist und die seine magere Gestalt lose umschloß. Und dennoch lag ein unnennbares Etwas über sein ganzes Wesen ausgebreitet, das unwillkürlich die Aufmerksamkeit des tiefer Blickenden erregen mußte. Denn aus den grauen Augen Pierre's blitzte ein scharfer durchdringender Strahl, der von nicht gewöhnlicher Begabung zeugte, aber zugleich lag in ihnen ein Ausdruck des Hasses und der versteckten Wuth, sobald er sich allein und unbeachtet wähnte und sie nicht, wie er gewöhnlich pflegte, zur Erde gesenkt hielt.

Mit sanfter Hand wehrte er die Zudringlichsten der Rotte zurück.

„Laßt mich, Ihr lieben Freunde", sagte er mit schmeichelnder Stimme. „Glaubt mir, ich bin unglücklich genug, aus meinen Hoffnungen gestürzt zu sein, und hielte mich nicht die Freundschaft unseres jungen gnädigen Herrn aufrecht . . ."

„Ja, der gute junge Herr ist blind genug, sich von Deiner Heuchelei bestechen zu lassen!" rief ein flämmiger Bursche mit rothem, gutmüthigem Antlitz. „Ich aber, Jean Valour, ich sage: wir kennen Dich besser; gedenkst Du noch der Zeit, da Du oben regiertest, ehe unser alter Herr sich auf seine alten Tage zu einer Heirath entschloß und uns mißhandeltest und verachtetest, weil Du Dich in der Gunst des Grafen sicher glaubtest? Geh' jetzt hin in Deine Hütte und träume von Reichthum und Titel, Hochmüthiger."

„Sein Vater, der alte Lavergne, wird ihm schon die Träume mit dem Stock verjagen", rief ein Anderer, „denn Pierre ist ein Tagedieb, der dem jungen Herrn das Geld ablungert, um nicht nöthig zu haben, wie wir, zu arbeiten."

„Aber der Brunnen wird bald versiegen", meinte Jean Valour, „denn der gnädige Graf wird es nicht lange mehr machen, und seine Wittwe wird mit dem jungen Herrn wohl nicht auf Kerdingen wohnen bleiben, sondern nach Paris gehen, dann muß der kleine Graf arbeiten", tönte es schrill im Chore wieder.

Wohl vernahmen vorübergehende ältere Landleute die Rufe der Jugend, aber keinem von ihnen fiel es ein, denselben zu wehren, denn allgemein im ganzen Dorfe war Pierre verhaßt.

Jetzt hatte er die väterliche Hütte erreicht, hinter ihm schloß sich die morsche, zerfallene Thür, die ihn von seinen Verfolgern trennte und er stand auf der kleinen Flur, die man überschreiten mußte, ehe man die beiden einzigen Zimmer der Wohnung betrat.

Wie wild, wie tückisch funkelte der Blick des Jünglings, wie ballte sich die Faust, als wolle sie mit einem Schlage die Ueberlästigen zu Boden schmettern, in die Höhe streckte sich die etwas vornüber geneigte Gestalt, daß sie fast die niedere Decke erreichte.

„Spottet nur", grollte er mit halblauter Stimme, „einst kommt der Tag, und sei er noch so fern, wo ich den Fuß auf Euren Nacken setze, ihr giftiges Gewürm; einziehen will ich in jene Räume, woraus Uebermuth und Weiberlist mich verdrängte, einziehen als Herr, Rache nehmen an jenem Weib und ihrem Sprößling, da der Alte der Vergeltung entwischt; alles Dieses will ich erreichen, oder sterben, wie ein Hund."

„Bist Du endlich da, Du Tagedieb!" schrie eine rauhe Mannesstimme im angränzenden Zimmer. „Nun, hast Du die Löffel, die ich geschnitzt, im Flecken verkauft? Bringst Du Geld?"

Ohne zu antworten, trat der junge Mann in das niedere, verräucherte Gemach, das kaum mit dem Nothdürftigsten ausgestattet war und an dessen Fenster der alte Lavergne auf einem Holzstuhl saß, eine gedrungene untersetzte Gestalt mit rohem, vom Trunk gerötheten Antlitz.

Schweigend legte der Sohn einige Geldstücke auf die alte wurmstichige Commode nieder.

„Deine Schnitzereien liegen im Waldbach", sagte er dann, „ich bin es, der sie Dir für den Rest des Geldes, das mir letzthin der junge Graf schenkte, abgekauft. Geh' dafür in's Wirthshaus, bis der letzte Centime vertrunken ist, aber gönne mir hier Ruhe, denn ich brauche sie für meine Pläne."

„Seh' einer den Grünschnabel", höhnte der Alte, „schöne Pläne das, oder glaubst Du, daß der alte Graf noch im Sterben Weib und Sohn enterbt und Dir seinen Reichthum vermacht? Warum ließest Du Dich aus Schloß Kerdingen drängen? Warum gabst Du es zu, der Du die Zuneigung des alten Herrn besaßest, daß er auf die Brautschau ausfuhr?"

*) Vor Nachdruck wird gewarnt.

Digitized by Google

„Konnte ich's ändern?" murmelte Pierre. „Wer kann den Teufel besiegen, der sich ins Menschenherz einnistet; Ehrgeiz und Wollust hießen die bösen Geister in Kerdingens Brust, die spät erwachten, aber um so mächtiger. Für seine Sinne begehrte er ein Weib, jung und schön, für seinen Namen einen Sprossen — und ich mußte fort, gedemüthigt, verstoßen, aus dem Hause, wo ich mich als Herr geträumt hatte, der Larve eines hochmüthigen Weibes willen, das ihren Gatten am Gängelband leitete und mich von sich stieß, wie einen Hund."

„Und nun seit den acht Jahren, daß Du vom Schlosse fort bist, fällst Du mir zur Last", rief der alte Lavergne, „zwingst Du mich, den armen Mann, den letzten Bissen mit Dir zu theilen. Aber bei Gott, das muß ein Ende nehmen; fort sollst Du von hier, an anderer Stelle Dein Brod verdienen, oder", fügte er hämisch hinzu, „oder vielleicht gelingt es Dir nach dem Tode des alten Herrn, durch die Fürsprache Deines holden Schätzchens, der alten Brigitte, der Kammerfrau der Gräfin, eine Stelle als Lakai auf dem Schlosse zu erhalten."

Die Augen des jungen Mannes sandten Blitze der Wuth auf seinen Vater.

„Beschimpfe mich nicht", sagte er drohend, „oder bei Gott, Du sollst es bereuen."

Der Alte sprang auf.

„Nicht diesen Blick, ich kann ihn nicht ertragen!" schrie er, Du hast ihn von Deiner Mutter geerbt. So — und nun will ich Dir zeigen, wie der alte Lavergne die Drohungen seines Sohnes aufnimmt.

Und mit gehobener Faust stürzte er auf Pierre zu, der ihn ruhig erwartete.

„Schämt Euch, Lavergne", tönte plötzlich eine frische jugendliche Stimme vom Eingang her, „gebt Pierre frei, auf der Stelle!"

Der alte Mann wich zurück.

„Der junge Herr", murmelte er respektvoll und die zum Schlage gehobene Hand zog demüthig die Mütze vom Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Mittelrheinisches Musikfest.

M Darmstadt, 29. September.

Eine eines großen Musikfestes würdige Auswahl classischer Instrumental- und Vocalmusik unserer drei großen Tonmeister, vor Allem L. van Beethovens Sinfonie in A, dann die reizende Sopranarie aus der Schöpfung von Haydn (Recitativ und Sopranarie) [Gabriel], vorgetragen von Frau Peschka-Leutner, und die tiefernste und mächtig ergreifende Motette: „Lob und Ehre und Weisheit", für achtstimmigen Chor und vier Soli, von Johann Sebastian Bach, stand als die Hälfte der Aufgabe des gestrigen zweiten Festtages auf dem Programm.

Der Vortrag von Beethovens Sinfonie in A bot der Darmstädter Hofcapelle, welche den Stock der 128 Instrumentalisten bildete, an den sich treffliche Musiker aus Mannheim, Heidelberg, Wiesbaden, Mainz, Gießen, Köln, Elberfeld, Barmen, Offenbach, Hanau, Corbach, Bensheim, Havre und Düren angeschlossen hatten (26 erste und 26 zweite Violinen, 14 Violas, 17 Violoncelle, 13 Contrabässe, 6 Hörner, 4 Trompeten, 3 Posaunen u. s. w.), den vollsten Spielraum, die Präcision, die Einheit und Macht, die Vollendung ihres künstlerischen Zusammenwirkens im schönsten Lichte zu zeigen. Dem Vortrag der herrlichen Sinfonie, deren specifische Größe und musikalische Bedeutung gerade auf dem wunderbaren Zusammenspiel des gesammten Orchesters beruht, gebührt unstreitig die Palme des Tages. Die Wirkung auf die Zuhörer, die sich heute an Zahl noch etwas geringer wie am ersten Festtage eingefunden, dafür aber aus einem weiten Umkreis von Darmstadt, war eine wahrhaft bezaubernde, welche durch die vier Sätze des Vicace, Allegretto, Scherzo und Finale kaum zu Athem kommen ließ. Beethovens Genius war mitten unter uns; die edlen, aber ernsten Gesichtszüge des großen Tonmeisters, die seine durch die später eingetretene Taubheit (die noch schwerer als Händels Blindheit auf ihm lastete!) noch düsterer gewordene Gemüthsstimmung so charakteristisch verrathen, würden sich heute gewiß verklärt haben, hätte er seine eigene große Schöpfung von einer solchen, aus begeisterten Künstlern zusammengesetzten Capelle so vollendet ausführen hören. Wahrlich, heute konnte es selbst dem Laien in der Musik wieder so recht klar werden, daß wir nach dem Vorgang von Haydn und Mozart Beethoven als den gewaltigsten Herrscher und Vollender auf diesem Kunstgebiete zu verehren haben, das mit vollem Recht als das Hauptstück aller Kammermusik betrachtet wird. Gerade Beethoven hat in seinen zehn Sinfonien die höchste Meisterschaft in der Benützung und Beherrschung aller Instrumente, in den Künsten des Contrapunktes und der Fuge, und den höchsten Schwung des freien Styles bewiesen. Wie seiner berühmten Schlachtsinfonie die Schlacht von Vittoria, seiner Pastoralsinfonie das Idyll des Landlebens, seiner letzten großen Sinfonie in D-moll Schillers Lied an die Freude als bestimmte poetische Idee zu Grunde liegen, denn er wurde als großer Denker in Tönen von den großen politischen Ereignissen, den gewaltigen dichterischen Culturströmungen seiner großen Zeit, wie von den Zuständen und Stimmungen der Natur im tiefsten Innern mächtig aufgewühlt und erschüttert; so liegt auch der Sinfonie in A, diesem gewaltigen Liede ohne Worte, ebenfalls eine bestimmte poetische Idee zu Grund, eher ein Sieg als eine Hochzeitsfeier; aller Wahrscheinlichkeit nach, im Hinblick auf die Zeit der Composition im Jahre 1812, der zeitgemäße, von allen Vaterlandsfreunden im Herzen getragene und gepflegte Gedanke, daß das deutsche Volk, zwar noch unter dem Napoleonischen Joche schmachtend, also noch theilweise klagend und trauernd, aber schon aus den Träumen von Befreiung auffahrend, dann, in das Traumleben wieder zurücksinkend, auf den Ausbruch des hellen Tages sehnsüchtig harrt (im Allegretto), und im Vorgefühl der nahenden großen Stunde (im Scherzo, jedenfalls dem Glanzpunkte der ganzen Sinfonie) erst leise, dann wie aus einer geheimnißvollen Wurzel die hellste, jubelndste Begeisterung immer wieder von Neuem hervorbrechen läßt; dann (im Finale) wie auf tiefbewegter See herumgeschleudert, nicht Schiffbruch leidet, sondern endlich den glorreichen Sieg der Befreiung davonträgt, der sich in einem Siegesmarsch wahrhaft ausjubelt.

Nach der großartigen Sinfonie gestattete der Vortrag der Sopran-Arie (Gabriel, von Frau Peschka-Leutner mit würdiger Einfachheit, aber edler Sympathie vorgetragen) aus der „Schöpfung", welche das beseligende Gefühl des Engels über die idyllische Herrlichkeit der neugeschaffenen Natur so lieblich warm schildert, die glückliche Naturlautnachahmung des Lerchentrillers, das sanfte Liebesgirren des Taubenpaares und der sehnsuchtvolle Schlag der Nachtigall in Tönen, die nöthige und wohlthätige Erholung und Wiedersammlung für das Anhören der Motette vom Altmeister des deutschen evangelischen Kirchengesangs, dem ehrwürdigen Cantor der Leipziger Thomasschule, Johann Sebastian Bach, ein Tonstück, welches die unerschütterliche Urkraft des deutschen Christenglaubens in seinen Doppelchören und seinen zwei die gläubigen Seelen stärkenden Chorälen, die sich indessen nicht ununterbrochen rhythmisch fortbewegen, auf das Erquickendste empfinden läßt. Der Vortrag war meisterhaft.

Die zweite Abtheilung des Programms brachte zum Schluß die Ouvertüre und Scenen aus „Fritjiof", einem dramatischen

Digitized by Google

Gedicht nach Jesaias Tegnér, für Solo, Chor und Orchester componirt von C. A. Mangold, dem so verdienstvollen Leiter des sechsten mittelrheinischen Musikfestes. Seitdem nach dem Vorgange Englands die großen Nationalmusikfeste, namentlich am Niederrhein, sich auch bei uns bleibend eingebürgert haben und den reichsten Segen der Gemüthsbildung durch die Macht der Töne auf die Massen jährlich ausgießen, ist es mit vollem Recht Sitte geworden, nicht allein die großen Unsterblichen zu ehren, sondern auch den Lebenden und noch Strebenden ihr Recht angedeihen zu lassen. Und während durch die immer neue Vorführung der längst anerkannten classischen Tonwerke der ächte Geschmack gebildet und erhalten und der Maßstab der wahren musikalischen Vollendung immer von Neuem hochgehalten wird, ist den noch lebenden und strebenden Meistern der Kunst Gelegenheit geboten, durch irgend eine neue Schöpfung sich neue Geltung zu verschaffen oder wenigstens die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich hinzulenken. Darum freuen wir uns auch aufrichtig der Wahl, die man in C. A. Mangold's Fritjof getroffen, ob wir gleich dieses frische, von musikalischer Selbständigkeit in seinen reichen Motiven zeugende, durch eine feine und charakteristische Instrumentation vorzüglich gelungene und fesselnde Tonwerk bereits mehrmals, und zwar mit immer wachsenderer Befriedigung und Bewunderung, gehört haben. Die Vocalmusik und der musikalische Dilettantismus würden ohne Mangold in Darmstadt bald verwaist sein. Er hat, obgleich durch eine zersplitternde Thätigkeit vielfach unterbrochen, durch zahlreiche musikalische Werke sein wahrhaft schöpferisches, zukunftreiches Talent vollauf bewiesen; und doch hat ihm seine Heimath noch nicht die volle, für künstlerische Sammlung nothwendige Muse und bürgerliche Unabhängigkeit geboten. Darum freut uns die volle künstlerische Anerkennung, die ihm nach dem Urtheil Aller sowohl als musikalischem Leiter wie als genialem Componisten dießmal gebührt und aufrichtig zu Theil geworden ist. Sein Frauenchor „Seid gegrüßt im sonnigen Süden", der ein da Capo und die sympathievollste Zustimmung erfuhr, ist eine wahre musikalische Perle, ob wir gleich nicht verhehlen wollen, daß das ganze Werk als dramatisches Gedicht erst auf der Bühne seine vollste Wirkung hervorbringen würde. Mangold hat heute die Befriedigung gehabt, sich als Prophet in der Heimath wiederum von Neuem anerkannt zu sehen.

Es erübrigt uns nur noch schließlich hinzuzufügen, daß das sechste mittelrheinische Musikfest, durch dessen Abhaltung Darmstadt eine ältere Ehrenschuld mit reichen Zinsen abgetragen, künstlerisch wie gesellschaftlich nach allen Richtungen, noch mehr als alle Programme versprochen, zu allgemeinster Befriedigung zur Ausführung gelangt ist. Die Stadt hat, trotz eines kleinen Deficits, wiederum die Genugthuung, sich weithin ehrenvoll in ihrem Wirken anerkannt zu sehen, noch vielversprechender für die Zukunft, wenn man es, wie es dießmal geschehen, versteht, alle reichen geistigen Kräfte aus allen Kreisen in den Strom des öffentlichen Lebens zu ziehen.

Die beiden Isabellen.

Mehr als irgendwo steht augenblicklich in Paris die Isabellenfrage auf der Tagesordnung; die Pariser behaupten sogar, das Wetter, dem so viele Schattirungen zu Gebote stehen, habe sich für die Isabellenfarbe entschieden. Die Isabellenfrage bezieht sich aber keineswegs auf die Königin von Spanien allein, sondern ebensosehr auf die glänzend aufgedonnerte Bouquetière des Jokey-Clubs, welche mit den Rennpferden von Paris nach Baden gezogen ist und einen Schweif von Gentlemen hinter sich hergezogen hat. Beinahe wäre auch ihr eine Entthronung passirt; denn der Jokey-Club war auf dem Punkte, sein Pronunciamento zu Gunsten einer Nebenbuhlerin zu machen. Die Letztere beschäftigt die „kleine Presse" sehr stark.

Gabriele von Perine heißt dieser neue Stern am Pariser Himmel, welchen ein Redacteur des „Gaulois" in einem Zeitungsstoss entdeckt hat. Die jugendliche Schönheit ist Waise, Tochter eines, in den politischen Wirren seines Vaterlandes verunglückten spanischen Journalisten.

Kaum war die Aufmerksamkeit der eleganten Herrenwelt auf die reizende Zeitungsverkäuferin gelenkt, als sie die Löwin des Tages und von den Mitgliedern der fashionablen Clubs förmlich umlagert wurde. Sie darf nicht Zeitungsverkäuferin bleiben; nur ein Druck darf für sie existiren, nämlich der Eindruck, welchen sie auf ihre Gönner macht. (Das französische Wortspiel lautet: „Elle ne peut rester marchande d'imprimés, après avoir fait une impression si profonde.") „Rasch, gebt ihr Rosen in die zarten Finger", hieß es, „ein eleganter Anzug umschließe diese feine Taille, und lasset die ganze Pariser „Welt" zur Kundschaft des Geschäftes gehören, das man ihr gründen wird. Und wenn sie nichts als ein Lächeln zu verkaufen hat und die Erlaubniß, ihre rosigen Finger zu küssen! Aus ihren Rosen wird sie Brod machen durch ein ähnliches Wunder, wie das der heiligen Elisabeth."

Isabella vom Jokey-Club aber leistete energischen Widerstand. Ganz wie eine Königin hat sie auf ihre wohlerworbenen Rechte hingewiesen, sowie auf die allgemeinen Wahlen, aus welchen ihre Ernennung hervorging. Sie erinnerte an die Kämpfe, welchen sie angewohnt, an die Siege, welche sie verherrlichen half. Solltet ihr es wagen, mir die Krone zu rauben? sprach sie zu ihrem Volke; und dieses Volk, das nach jeder Seite hin galant sein will, sucht jetzt ein anderes Königreich, ein Portugal, um es der hübschen Spanierin zu geben, die nicht Königin von Spanien werden kann.

Ist es nicht eigenthümlich, — fragt Louis Ulbach, welcher diese Plaudereien zum Besten gibt, — daß die Laune der Pariser sich damit ergötzt, eine Parodie der ernsten Ereignisse in Scene zu setzen, welche jenseits der Berge vor sich gehen? Vielleicht möchte heute Isabella, die sehr katholische Majestät, mit Isabella, der Blumenverkäuferin, tauschen. Wenn man aber in den Annalen der Sportsmänner nachblättert, um zu erfahren, durch welche Eigenschaften die schöne Bouquetière ihr Glück gemacht hat, so muß man fürchten, daß die dicke Königin sich noch so artig anstellen dürfte, um ihre Rosen anzubieten, und doch entfernt nicht den Erfolg ihrer Namensschwester haben würde. Das ist trostlos; bald wird Isabella von Spanien die Zahl der Familienmütter ohne Beschäftigung vermehrt haben; ein Glück für sie, daß sie bei Zeiten begann, sich in fremden Banken einen Sparpfennig zurückzulegen, so ist sie der Nothwendigkeit enthoben, mit Isabella und Gabriele dem Jokey-Club Blumen verkaufen zu müssen. **

Ueber die Strandung der russischen Dampf-Fregatte „Alexander Newsky"

berichtet die „Lemdig Avis" vom 26. September, wie folgt:

Gestern Morgen wurden die Bewohner von Harboore durch einen Nothschuß vom Meere her geweckt; sie eilten zum Strande und sahen dicht außen vor Knopper ein großes Kriegsschiff (Dreimaster) auf dem äußersten Riff, circa 400 Ellen vom Lande. Es war die russische Fregatte „Alexander Newsky", ein Schiff von 50 bis 60 Kanonen, geführt von Capitän Kremer und mit einer Besatzung von 730 Mann; am Bord befand sich der jüngste Sohn

Digitized by Google

des Kaisers von Rußland, Großfürst Alexis, mit dem Vice-Admiral Posiet, Adjutant des Kaisers.

Vom Nordwest-Sturm und durch den Strom war das Schiff außer Cours getrieben, ohne daß man am Bord eine Ahnung davon hatte; der Capitän glaubte, oben im Slager Rak zu sein. Da stieß die Fregatte um 2 Uhr Morgens auf und saß fest, mit der Breitseite gegen die schäumenden Wogen.

Sofort wurden die Masten gekappt und die Kanonen am Backbord ins Meer geworfen, damit das Wrack nach Land zu überholen und so den Wellen besser widerstehen könnte.

Beim Tagesgrauen wurde das Rettungsboot der Fregatte mit 17 Mann von Bord gelassen; diese kamen auch glücklich ans Land; da aber das Boot seine Ruder verloren hatte, konnte es nicht wieder nach dem „Alexander Newsky" zurück. Als die am Bord Zurückgebliebenen dieß bemerkten, wagten es 10 von ihnen, trotz der gewaltigen Brandung, sich einem andern Boote des Schiffes anzuvertrauen; aber das Boot wurde auf dem Riff zertrümmert und 5 der Besatzung fanden ihren Tod in den Wellen, 3 wurden vom Schiffe aus gerettet und zwei trieben mit Trümmern des Bootes ans Land, wurden jedoch $1\frac{1}{2}$ Stunden von den Wellen umhergeworfen, bevor es gelang, sie zu retten.

Unter den Verunglückten befanden sich zwei Offiziere: Lieutenant Baron Iskul v. Gildenbant, Flügeladjutant des Kaisers, und Lieutenant Zorin. Bald kam der Raketen-Apparat und das Haoboorer Rettungsboot zur Stelle. Mit dem ersteren schienen aber die Leute am Bord nicht recht vertraut zu sein; erst am Nachmittag machten sie einen vergeblichen Versuch, dasselbe zu benutzen. Das Rettungsboot erreichte zwar das Schiff und brachte auch so viele ans Land, als es fassen konnte, aber beim Landen wurde ihm der Kiel zertrümmert und mehrere seiner Luftkasten wurden beschädigt, so daß es ferner nicht mehr gebraucht werden konnte. Etwas nach Mittag wurde das Meer inzwischen ruhiger, und nachdem das Rettungsboot des Schiffes wieder mit Rudern versehen worden war und drei Seeboote (eins von Thyboroeen und zwei von Harbooere) zur Stelle gekommen waren, glückte es diesen vier Booten, alle am Bord sich Befindenden ans Land zu bringen, bevor es dunkel wurde. Auf dem Strandufer hielt per Pope des Schiffes den Gottesdienst ab und die Besatzung dankte knieend dem Herrn für ihre Rettung.

Mannichfaltigkeiten.

(Predigt mit Husaren.) Man schreibt aus St. Veit in Kärnthen, 21. September: Auch St. Veit sollte sich eines kleinen politisch-religiösen Dramas erfreuen. Kerbler war hier. Kerbler, der Wanderprediger, Pfarrer, wie er sich nennt, in partibus infidelium, und zwar auf seiner Rückreise aus Tyrol. Hier erging's ihm besser. War er auch nicht so glücklich, einen Salon zu erwerben, um seinem freien Worte freien Raum zu schaffen, so fand er doch eine gewaltige Stütze im intelligenten Kreise der Herren Husaren-Offiziere. Es gefiel ihnen, sich durch Kerbler in ihrer Wohnung religiös amüsiren zu lassen. Das ist rührend, aber etwas provocirend war es, daß sie zum Schutze ungestörten Vortrages Husaren, mit Seitengewehren bewaffnet, ausrücken und fast den ganzen Platz vor dem Hause mit Husaren besetzen ließen. Welch Unheil hätte geschehen können, wenn irgend ein Fanatiker einen Stein ins Fenster geworfen oder sonst die versammelte Volksmasse zu einem Tumult veranlaßt haben würde. Als die erwähnte religiöse Uebung zu Ende war, zog Kerbler in der Mitte zweier Offiziere, von Husaren begleitet als Arrieregarde, vom Civile in anständiger Entfernung begleitet, ins Gasthaus Nagele. Der Herr Wirth, weniger religiös, war, trotz des Umstandes, daß Pfarrer Kerbler ihm mit der Geißel der Presse gedroht, nicht geneigt, den Salon zu öffnen, und so besetzte dessen militärische Begleitung unter Mithülfe genialer junger Leute aus der Nachbarschaft gegen den Willen des Wirthes das Salonchen im Garten, und Kerbler kam wieder zu Wort, vielleicht über die Bergpredigt.

Frankfurt, 30. September.

Die physikalischen Soiréen des Herrn William Finn aus London sind in unserer Stadt noch von früher in guter Erinnerung. Herr Finn ist wieder hier und führt an drei Abenden dieser Woche seine vortrefflichen Experimente im Saalbau vor. Die erste dieser Productionen hat gestern stattgefunden. Der Ruf des Herrn Finn hat sich nach und nach über ganz Deutschland verbreitet und es heißt etwas, wenn ihm sogar unsere Universitäten ihre volle Aufmerksamkeit zugewandt haben. Er weiß dieses Vertrauen zu würdigen und die großen angestellten durchaus neuen Versuche mit den Plücker'schen Glascylindern, die mit diversen Gasen gefüllt und in die electrische Leitung gebracht, ein intensives Farbenspiel wiedergeben, beweisen z. B., daß er diesen steten Verkehr mit unseren wissenschaftlichen Coryphäen nutzbringend zu machen versteht. Wir wünschen diesen gefälligen Productionen, die durch eine gewandte Experimentalkunst und einen für einen Ausländer auffallend reinen und eleganten Vortrag unterstützt werden, eine auch ferner so lebhafte Betheiligung des Publikums, wie es gestern der Fall war.

Wir verfehlen nicht unsere Leser auf die im nächsten Monat beginnende Vorlesungen über die Naturgeschichte des Menschen, gehalten von den Herren Dr. Louis Büchner und Dr. S. Th. Stein, aufmerksam zu machen. In allgemein faßlicher Form, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhend, sollen diese Vorträge ein Bild des gesammten menschlichen Lebens darstellen. — Der berühmte Name Büchner's, des Verfassers von „Kraft und Stoff", der „physiologischen Bilder" 2c. einerseits, sowie der Anklang, den die Stein'schen Vorträge in früheren Jahren dahier gefunden haben, andererseits, versprechen uns gediegene Leistungen und lehrreiche Abende, welche durch auszuführende Experimente und Demonstrationen auch mannichfache Unterhaltung bieten werden.

Ferdinand Chrudimsky, einst, zu weiland Guhr's Zeiten, neben Pischek eine Zierde unserer Oper, befindet sich gegenwärtig in unserer Stadt und wird kommenden Dienstag unter Mitwirkung mehrerer Künstler, darunter Frau Koralli, Concertsängerin aus Braunschweig, und Herr Capellmeister Fichtelberger, Organist aus München, in der Katharinenkirche ein großes Concert veranstalten. Es läßt sich erwarten, daß die alte Anhänglichkeit zu dem Concertgeber, der, wie wir hören, immer noch im Besitze einer frischen, klangvollen Stimme sein soll, sich bei dieser Gelegenheit durch recht zahlreiche Betheiligung Seitens des Publikums bethätigen werde, da zudem das Programm ein ausgewähltes sein soll.

Museums-Gesellschaft.

Freitag, den 2. October, Abends 7 Uhr:

Erster wissenschaftlicher Vortrag
im kleinen Saale des Saalbaues:

Herr Professor Hermann Hettner aus Dresden:
„Ueber Raphael's Stellung zu Religion und Kirche."

Einzelkarten für die Gallerie zu einem Gulden sind am Tage des Vortrages bei dem Hausmeister des Saalbaues zu haben.

Der Eingang zum Saal ist über die große Treppe; der Eingang zur Gallerie im nördlichen Bau.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 1. October. **Ein schlechter Mensch**, Original-Lustspiel in 3 Acten von Julius Rosen. Vorher: **Ein Wort an den Minister**, Genrebild in 1 Act von Anton Langer.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 250.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kih. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 274. Freitag, den 2. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Es war in der That die elegante Gestalt des sechszehnjährigen Victor von Kerdingen, die sich auf der Schwelle des Eingangs erhob und der, jetzt näher tretend, mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit Pierre die Hand entgegenstreckte.

Der junge Edelmann war von idealer Schönheit, dunkelblondes Haar wallte in reicher Fülle, ohne Band und Puder, um das schöngeformte Antlitz mit den leuchtenden blauen Augen und dem feinen, fast mädchenhaften Teint. Seine körperlichen Vorzüge stachen doppelt neben seines Gefährten Häßlichkeit hervor.

„Nicht wahr, er hat Dich nicht berührt, armer Pierre", sagte er mit wohlklingender Stimme. „Ist es Deine Schuld, wenn meine Eltern hart gegen Dich waren, Du armer Freund?"

„Ich segne die Prüfung, die Gott über mich verhängte", entgegnete Pierre mit schmeichelndem Tone, „denn durch sie lernte ich den treuesten, den edelsten Menschen kennen, dessen Freundschaft mich stolz macht."

„Es soll besser kommen", sagte Victor eifrig; „wenn ich erst Herr auf Kerdingen bin, dann, mein Freund, dann will ich die Lehren ausüben, die Du mir gepredigt in Waldeseinsamkeit oder in der Stille Deiner Wohnung, wenn sich der Adel der Umgegend im Schlosse zu rauschenden Festen vereinte und ich bei Dir saß und Deinen Worten lauschte. Freiheit heißt das Panier, das hoch und leuchtend auf meines Hauses Zinnen wehen soll, Freiheit und Menschenrechte."

Der Sohn des alten Lavergne blickte sich um. Die beiden jungen Leute waren allein, denn der Vater hatte, wie es gewöhnlich seine Art war, leise das Zimmer verlassen.

Ehrfurchtsvoll schob Pierre seinem vornehmen Gast den besten Stuhl der Wohnung hin, während er selber ihm zu Füßen auf einem Schemel Platz nahm.

„Wir stehen am Rande einer großen Zeit", nahm er nach einer kleinen Pause das Wort, „im ganzen Königreiche weht ein frischer Hauch durch das Volk und zum ersten Male lernen die Großen sich fürchten vor jener Masse, die sie bis dahin gewohnt waren, als wesenlose Dinge zu betrachten. Auch der dritte Stand, Graf Victor, macht seine Rechte geltend und mit den Waffen fordern wird er eines Tages, was ihm die Milde nimmermehr bewilligt."

„Und diese Forderung, ich billige, ich ehre sie", rief Victor ungestüm. Steht jenseits des Oceans nicht ein ganzes Volk in Waffen, sich seine Freiheit zu erkämpfen? Zieht nicht der edle Lafayette übers Weltmeer, sein Schwert für die Sache der Unabhängigkeit zu schwingen? O dürfte ich mit ihm, dürfte auch ich den Kranz des Ruhmes um mein Haupt schlingen für Völkerfreiheit und Völkerglück."

„Ich erkenne meinen Zögling", sagte Pierre freudig, „und doppelt glücklich macht mich der Gedanke, daß die Bildung, die ich im Hause seines Vaters genossen, mir ein Anrecht gibt, dem edelsten der Freunde die Gefühle meines Herzens zu eröffnen. — — Doch", unterbrach er sich nach einer Pause, „wie geht es meinem ehemaligen Wohlthäter. Brigitte, das Kammermädchen der gnädigen Gräfin, berichtete mir . . . ."

„Du bringst mich auf einen Gegenstand, Pierre", fiel ihm Victor in die Rede, „den zu erörtern lange meine Absicht war. Brigitte ist gut, sie ist meiner Mutter treu ergeben, und hütete meine früheste Kindheit. Aber ich möchte nicht, daß Du Dich ihr in der Weise näherteſt, wie man sie Dir nachsagt. Vergiß nicht, Brigitte ist Kammermädchen . . ."

„Wo bleibt die Gleichberechtigung?" erwiderte Pierre bedeutungsvoll.

Der junge Graf erröthete leicht.

„Und was bin ich?" fuhr der junge Mann fort, „ein armes, elendes Geschöpf, das an der Scholle klebt, wie die Schnecke an ihrem Haus, das körperliche Arbeit haßt, weil es an Thätigkeit des Geistes gewöhnt, und was, was wird dem Armen, Gehaßten die Zukunft bringen, welches Loos bewahrt für mich das Schicksal?"

„Du bist mein Freund, mein Lehrer!" rief Victor lebhaft, mich laß für Deine Zukunft sorgen. Dennoch bitte ich Dich, stelle Dein Verhältniß zu Brigitte ein. Sie ist bedeutend älter als Du und man spottet Deiner im Schlosse, wo man sich gewöhnt hatte, Deinen Namen zu vergessen; sieh', das thut mir weh'."

Eine Thräne der Rührung schimmerte in Pierre's Augen, da er die Hand des Freundes ergriff.

„Wisse denn, Victor", sagte er mit leiser, bebender Stimme, „um Deinetwillen ist es, daß ich um die Gunst der alten häßlichen Creatur nachsuche. Um Dir nahe sein zu dürfen, wenn ich lange nicht in Dein Auge gesehen, um von Dir zu hören, eine Luft mit Dir zu athmen, setzte ich mich gern dem Spott aus und dem Hohn. Mögen sie immerhin einen Stein mehr auf mich werfen, er trifft mich nicht, denn Deine Freundschaft legt sich wie ein Eisenpanzer um mein Herz und ihre giftigen Pfeile zerbrechen an ihm machtlos. — Doch, Sie wollten mir von Ihrem Vater erzählen, gnädigster Herr", unterbrach er sich plötzlich, den Ton wechselnd.

Victor seufzte.

„Schlimm", sagte er nach einer Pause. „Die Aerzte zweifeln an seinem Aufkommen; es ist ein langsames Siechthum, ein stetes Schwinden der Kräfte, das ihn in einer Stunde tödten kann und das ihn noch ein Jahr lang zwischen Erde und Jenseits hinzuschleppen vermag."

„Und wenn der Fall eintritt?" fragte Pierre nach einer Weile,

Digitized by Google

wird Ihre gnädige Mutter, wie es im Dorfe heißt, wirklich das Schloß Kerdingen verlassen, um nach Paris überzusiedeln?"

„So ist ihre Absicht, aber ich willige nicht ein; denn niemals werde ich das Haus meiner Väter aus anderem Grunde verlassen, als für die Sache der Freiheit zu kämpfen, niemals . . ."

Ein Pochen unterbrach die Rede des jungen Mannes.

Pierre erhob sich, um zu öffnen, und keuchend vom raschen Lauf, erschien ein bejahrtes Mädchen in einfach städtischer Kleidung; es war Brigitta, das Kammermädchen der Gräfin von Kerdingen.

Der junge Edelmann eilte ihr entgegen.

„Du bist in höchster Aufregung, Brigitta", rief er, „sprich, was ist geschehen?"

„Ich habe mich weggeschlichen, um Euch zu benachrichtigen, Herr Graf", erwiderte Brigitta hastig. „Eure Mutter sandte bereits Boten nach Euch aus, da ihr der Aufenthalt ihres Sohnes an diesem Orte ein Geheimniß bleiben muß. — — Der gnädige Herr liegt im Sterben."

Der Ausdruck einer unwillkürlichen Bestürzung malte sich in den Zügen des jungen Grafen, ein flüchtiger Strahl des Triumphs im Antlitz Pierre's.

„Großer Gott, das kommt unerwartet, wenn auch nicht unvorbereitet!" rief Victor. „Ich eile auf das Schloß, Du begleitest mich, Pierre.

„Verzeihung, gnädigster Herr, ich dürfte in diesem Moment dort wohl nicht am Platze sein", entgegnete Pierre. „Mich aber lassen Sie der Erste sein, der sie als regierenden Grafen von Kerdingen begrüßen darf und Ihre Unterthanen der gräflichen Milde empfiehlt."

Nicht meine Unterthanen, Freund, meine Brüder!" rief Victor eifrig. „Du sollst erfahren, ob ich ein getreuer Schüler war. — Leb' wohl, Pierre, und denke, daß mit dem heutigen Tage Dein Schicksal sich wendet."

Er eilte fort, Pierre mit Brigitta allein lassend.

Gedankenvoll blickte der junge Mensch dem Scheidenden nach.

„Gehe nur", murmelte er, „schließe dem Schändlichen die Augen, der mich bübisch um mein Glück bestahl; da er mir entrinnt, magst Du doppelt für ihn büßen. . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem katholischen Severinus-Kalender. *)

Wien, 23. September.

Im Sommer hält der Severinus-Verein bekanntlich Ferien, und zu versengendem Sonnenbrande und glühender Staubwüste gesellt sich noch die traurige Entbehrung, keinen einzigen Redner dieser Körperschaft seine so sublimen Ansichten über europäische Politik und Peterspfennig-Sammlungen, über Beust und Juden, Glstra und Entreprise des pompes funèbres öffentlich aussprechen hören zu können. Doch naht der Herbst und werden die Nächte länger, so nimmt auch der lichtfreundliche Severinus-Verein seine Thätigkeit wieder auf, alle Gesellschaftskreise Wiens sehen diesem Ereignisse mit Spannung entgegen, schon wird es in den elegantesten Badeorten stiller, die „Parteien" aller Billen eilen nach der Stadt und die frommen Concertgeber im Musikvereinssaale können ihre Productionen wieder beginnen — an heiterem Publikum auf den Gallerieen wird es nicht fehlen. Als einladendes Concertprogramm der frommen Herren flattert ein interessantes Büchlein: der Severinus-Kalender für 1869, voraus. In seiner äußeren Erscheinung bietet das Jahresorgan des Severinus-Vereins nichts Auffallendes, will man nicht die Anpreisung eines clericalen Wochenblattes auf dem Umschlage dafür nehmen. Doch ist es nichts Auffallendes, daß auch clericale Blätter pränumerirt werden wollen. Die Fasttäge in der Wiener Erzdiöcese sind mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit verzeichnet, auch der Thierkreis und die Normatage, bezüglich welcher der Kalender ohne jede polemische Bemerkung bloß der neuen Ministerial-Verordnungen gedenkt. Mit einiger Befriedigung wird auch die Thatsache constatirt, daß in diesem Jahre vier Finsternisse stattfinden, leider ist nur eine Mondesfinsterniß in Europa sichtbar, im Uebrigen scheint die Sonne über Gute und Böse weiter. „Zur Belehrung und Unterhaltung" betitelt sich die Rubrik, in welcher die vorzüglichsten Wallfahrtsorte Oesterreichs verzeichnet sind. Der übrige Theil des Büchleins ist mit unschuldigen Erzählungen und Gedichten ausgefüllt, die sich in der Moral gegen den Genuß von schädlichen Branntweinen und Romanen zuspitzen. Es geht ziemlich gelassen in diesen Productionen zu, man hat offenbar den naiven, noch nicht durch schändliche Zeitungslectüre verdorbenen Leser im Auge, der sich durch ein braves Märchen, durch eine treuherzige Parabel vielleicht dazu bringen läßt, seine Mitwirkung bei einem Autodafé von liberalen Ketzern bereitwilligst zuzusagen.

Weit derber geht der Hauptaufsatz des Kalenders, ein Artikel: „Die schlechte Presse" betitelt, ins Zeug. Es ist immerhin möglich, denken die Redacteure des frommen Severinus-Kalenders, daß das gütliche Zureden nichts nützt, fahren wir einmal zur Ehre Gottes mit zwölfpfündigen Grobheiten und Impertinenz-Gewehrfeuer darein. Der Artikel fängt mit stiller Wehmuth also an:

„Wie mit den Stiefmüttern in der Familie, so gehts auch in der großen Haushaltung der Welt. Das Fräulein „Buchdruckerei" wär' sonst ein gutes Mädel, wenn's nur an den rechten Mann käm'. Wär' diese Mamselle ehelich verbunden mit der „Wahrheit", vermählt mit der „Gerechtigkeit", copulirt mit der „Gottesfurcht", ja, es wär' ein herzgutes Weib, wofür man Gott nicht genug danken könnte. Würden nur christliche Bücher gedruckt, in denen der Glaube gepredigt, das Laster gegeißelt, die Tugend empfohlen, die braven Leute gelobt, die schlechten getadelt würden — da müßt's ein schönes Leben geben in der Welt! Da gäb's gläubige, brave, fromme, gute Kinder des Vaters, der im Himmel ist. Aber die rechten Burschе haben dieses Fräulein „Buchdruckerei" sitzen und schimmeln lassen. Da kam der Unglaube und nahm es sich zum Weib und erzeugt jetzt mit ihm die Kinder: Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit. Jetzt heißt's: „Frau Preß"."

Jetzt haben wir's! Der ganze Segen, den die culturfördernde, lichtbringende Kunst Gutenbergs in die Welt brachte, ist nichts als die schändliche Frucht eines illegitimen Verhältnisses — vielleicht gar einer niederträchtigen Civilehe? Wie sich das Mädel auch nur so wegwerfen konnte! Es hätte mit Mönchen und Aebten das herrlichste Leben von der Welt führen können, die Druckerei wäre Privilegium der Geistlichkeit geblieben, Goethe und Humboldt hätten höchstens Stellen als Radtreiber erhalten, man hätte später mit Schnellpressen und Dampfpressen nur das „Vaterland", den „Volksfreund", die Kirchenzeitung und den Severinus-Kalender gedruckt, und einmal im Besitze der mächtigen Buchdruckerkunst, wäre man leicht in den alleinigen Besitz des Telegraphen und der Eisenbahnen gekommen, so daß an keiner Station weltliche Depeschen aufgenommen würden, weil alle Linien für telegraphische Hirtenbriefe und Renitenz-Instructionen in Anspruch genommen sind; auf den Bahnen wären natürlich nur Pilger nach Rom und Maria-Zell befördert worden — höchstens auf der dritten Classe einige Juden als Colporteure der Erlässe des Herrn Cardinal Rauscher. Aber — wir lassen wieder den Severinus-Kalender sprechen — „Wie geht's jetzt zu bei dieser papierenen Großmutter? Ungläubige, jeder Art und Farbe, gründen beinahe alle Zeitungsblätter

*) Nach der Wiener „Presse".

Digitized by Google

und kaufen die bestehenden an sich um jeden Preis. Judenbuben benützen diese Blätter, um ihren alten Haß gegen Christus auszulassen, und besudeln jeden Glaubensartikel mit ihrem Spott. Getaufte Antichristen, die selber nicht mehr wissen, wann sie das letzte „Vaterunser" oder „Unser-Vater" gebetet haben, nennen die Lehre von der Erbsünde, von der Erlösung des Menschengeschlechts eine Fabel, einen Aberglauben aus falter Zeit. Ganze Gesellschaften haben sich im „Geheimen" verschworen, nicht mit dem Schwerte, nein! das geht nicht mehr in unserer Zeit, sondern mit Hülfe der verschiedenen Schriften die katholische und noch gläubige protestantische Kirche vom Boden der Erde zu vertilgen. Man kann es diesen bösen Gesellen nicht bestreiten, daß sie das Schurzfell zierlich anzuziehen, Zweispitz und Hammer gut zu handhaben wissen. Ueber die Klöster werden abscheuliche Dinge gedruckt, als seien sie die Werkstätten des Teufels, in welchen alle Sünden gleich tausendweise fabricirt werden. Die Jesuiten werden in den Blättern ausgemacht als der Abschaum der Menschheit, die man je eher je besser vom Boden der Erde vertilgen sollte. . . Weil diese Blätter die täglichen Neuigkeiten bringen, so schafft sich Jedermann sie an, und frißt mit den Neuigkeiten auch das Gift hinein. Wer sie sich nicht anschaffen kann oder will, leiht sie bei dem reicheren Nachbar und hält dann seinen Sonn- und Feiertag. Die Handwerker sind dann beinahe genöthigt, diese Schandblätter zu halten, um darin die Vergebung von Arbeiten, die Lieferung von Stoffen in die Anstalten, die Versteigerungen zu finden oder um ihre eigenen Meldungen darin zu machen. Das Weibervolk liest, wie die Juden, von hintenher, und sucht zuerst die angekündigten Verlobungen, die gehaltenen Hochzeiten, die Anzeigen von der Geburt eines Söhnchens, von Sterbefällen und die Danksagung für die zahlreiche Leichenbegleitung; dann die angekündigten Bänder, Shwals, Mäntel, Zeugstiefelchen, goldene Damen-Uhren, die weit unter dem Preise verkauft werden. Sind sie damit fertig und der Kaffee ist noch nicht aufgetragen, dann lesen sie das „Liebesgeschichtel" unter dem schwarzen Strich nnd werden dabei ganz „inbrünstig" — und dann lesen sie die abscheuliche Klostergeschichte, und werden darüber ganz „holdseligteuflisch". Weil die Kinder doch einmal lesen lernen müssen und weil man sie im Lesen nicht genug üben kann, so müssen sie die Zeitung mit all ihrem andern Inhalt vorlesen; die vernagelten Väter und Affenmütter freuen sich königlich, weil das Söhnchen und Töchterchen so ausdrucksvoll lesen kann, und merken nicht, daß das Herz über dem Gelese gottlos und unzüchtig wird" u. s. w.

Es wird dann im Kalender noch erzählt, daß manche hohe Beamte sich nicht geniren, die „Frau Tagespreß" eigenhändig vorzulesen, daß das Volk aufgehetzt werde, die Druckereien der ultramontanen Blätter zu zerstören, daß sie absichtlich durch unzüchtige Romane die Leser zur Hölle führe.

Daran schließt sich ein herzzerreißender Appell, ja nicht diese Schandblätter zu pränumeriren, sondern nur „gute" Zeitungen anzuschaffen. Der Severinus-Kalender geht in seiner Verzweiflung soweit, sogar den Protestanten ein Bündniß anzubieten, um dann vereint gegen Heiden und Juden losziehen zu können. Die bezügliche Stelle lautet:

„Gründen wir selbst eine „Lese-Bibliothek", gespickt mit guten Büchern! Dann, wenn wir volljährig sind und uns so auf die eigene Beine stellen, dann werden die Antichristen — anders pfeifen, denn sie wollen Geld verdienen! Gläubige Katholiken und Protestanten müssen hier einander die Hand reichen. . . ."

Wir haben vergessen, anzuführen, daß dieser merkwürdige Kalender auf seinem Titelblatte in auffallenden Lettern die Jahreszahl **1869** trägt. Sollte der Setzer sich nicht geirrt haben?

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Entführungsgeschichte.) Man schreibt der „Presse" aus Tarnopol, 20. September: Die Tochter einer angesehenen jüdischen Familie unterhielt seit längerer Zeit ein Liebesverhältniß mit einem jungen Manne. Beide wünschten nichts sehnlicher, als ihrem Bunde die Weihe des Priesters zu verschaffen. Nimmer aber durfte das Mädchen erwarten, von ihrem Vormunde — Eltern hatte sie nicht — die Einwilligung zu dieser Verbindung zu erlangen. „Die Liebe ist erfinderisch." Sie baute auch dießmal einen, wenn auch nicht ganz kühnen Plan. Als der Herbstanfang herangenaht war, zu welcher Zeit die Juden zu den Gräbern ihrer Todten eilen, um sie anzurufen, erbat sich unsere Liebesheldin von ihrem Vormunde die Erlaubniß, nach Brody zum Grabe ihres Vaters wallen zu dürfen. Der Vormund ist ein gottesfürchtiger Mann, er kann ihr den frommen Wunsch nicht weigern. Und sie zog hin bis ans Ende der Stadt, „wo die letzten Häuser stehen"; dort aber harrte des Mädchens der Geliebte, ein Wagen nahm Beide auf und brachte sie im raschen Fluge zur Kartschma (der Schenke) im nahen Dorfe. Hier fand sich für Geld und gute Worte bald ein armer Jude, der die vorgeschriebene Anzahl von Betern berief, den Traubaldachin durch ein über vier urwüchsige Holzstangen gespanntes Tuch ersetzte, die Trauformel sprach, den Ringwechsel und die übrige Ceremonie vollzog und die Liebenden dergestalt in die Pforten des heiß ersehnten Ehestandes einführte. Noch am Abende desselben Tages kehrten die Neuvermählten nach Tarnopol zurück. Der Vormund sah sich betrogen, tobte und tobte sich endlich aus. Er verstand es, mit der Thatsache zu rechnen und legte wenige Tage darauf selbst seine Hände segnend auf die Häupter des jungen Paares. Das ist so ein Vorfall, der, jedesmal nur unwesentlich modificirt, in hiesigen jüdischen Kreisen sehr häufig wiederkehrt. Es ist dieß ein uralter Uebelstand, dessen endliche Beseitigung zu wünschen wäre, der eben in dem jüdischen Glaubensgesetze begründet ist, wonach jeder Jude eine Trauung giltig vornehmen kann, — wie überhaupt jeder Jude Priester in seinem Volke ist.

(Eine Bierquelle.) Die „Köln. Z." meldet: In den guten alten Zeiten geschah es wohl, daß bei freudigen Haupt- und Staatsactionen, wenn ein Kaiser oder ein König gekrönt oder dem Lande ein Kronprinzchen geboren wurde, zur Erhöhung der allgemeinen Lust auf öffentlichem Platze ein Wein spendender Springbrunnen errichtet wurde, an welchem die Männlein und Fräulein aus dem Volke, sofern es ihnen mit Hülfe kräftiger Ellenbogen gelungen war, sich durch Sturm und Drang bis an die sprudelnde Quelle durchzukämpfen, ad libitum ihren Durst löschen konnten. Ein ähnliches Trinkgelage vollzog sich am Montag Abend auf dem Domhofe in Köln, das man fast als eine festliche Einweihung des gegenwärtig in voller Umgestaltung begriffenen Platzes ansehen könnte und wobei schließlich an stark bekneipten Zechern kein Mangel war. Es war ein Fest aus dem Stegreif, improvisirt vom tückischen Zufalle, der es wollte, daß gegen acht Uhr ein mit zwei Fuderfässer ächt bayerischen Bieres beladener Wagen den für seine jetzige Beschaffenheit zu spärlich beleuchteten Platz passirte und über einen zwei Fuß hohen Absatz neben den Fahrweg gerieth. Roß, Wagen und Fässer purzelten herunter, und eines der letzteren, sofort sich entleerend und mit dem edlen Naß den Boden tränkend, rollte weil ab, glücklicherweise, ohne irgend Unheil anzurichten. Das andere Faß, ebenfalls, jedoch weniger in defecten Zustand gerathen, wurde dem schnell sich ansammelnden Volke zur Beute. Gießkannen, Eimer, Kaffeekannen und alle möglichen Geschirre — wie behauptet wird, sogar unnennbare — wurden herbeigeschleppt, und dann ging's an ein Trinken und Schlürfen nach Herzenslust. Die

Digitized by Google

vollen Eimer und Kannen wanderten von Hand zu Hand, von Mund zu Mund, und die Rufe: „Reck' mer och enns erlüvver!", oder: „Lohß mich och enns suffe!" wurden vernommen. Das eifrigst betriebene Werk der Vertilgung ging wie ein Sturm von Statten und schließlich gerieth dabei mehr wie ein Trinker in Sturm.

(Befinden der Kaiserin Charlotte.) Ein Privatschreiben aus Brüssel spricht sich, wie die „Triest. Ztg." mittheilt, in besorgnißerregender Weise über den Zustand der Kaiserin Charlotte aus. Die Kranke ist abermals aus Furcht vor einer Vergiftung menschenscheu geworden: sie sitzt halbe Tage in irgend einem Winkel ihres Zimmers, spricht mit Niemandem und macht überhaupt insolange keine Bewegung, bis sich ihr Jemand naht; dann springt sie auf und sucht sich, laut um Hülfe rufend, zu flüchten. Selbst ihre vertrautesten Diener setzen sie in Angst und Schrecken. Trotz aller Sorgfalt der sie behandelnden Aerzte sind die Geistesstörungen der Kaiserin-Wittwe, welche derselben Charakter wie jene in Miramar tragen, nicht zu bannen, und sind in letzter Zeit wiederholt Consilien mehrerer der gewiegtesten Capacitäten abgehalten worden, deren Resultat jedoch kein erfreuliches gewesen sein soll. Auch das körperliche Befinden ist in Folge der gesteigerten Geistesverwirrung derart, daß dasselbe Anlaß zu gegründeten Besorgnissen gibt.

(Genrebilder aus der norddeutschen Weltstadt.) Aus Berlin schreibt man: Der herannahende Winter, der uns jetzt schon ziemlich frische Nächte bringt, nöthigt auch die Berliner Lazzaronis, sich allmählich nach wärmeren Schlafstellen umzusehen, als sie die „Mutter Grün" liefert. In der Nacht zum Samstage wurden nicht weniger denn acht Personen unter der Schillingsbrücke hervorgezogen. Außerdem wurden zwei Exemplare eines modernen Diogenes in leeren Tonnen, welche hinter der Busse'schen Brauerei auf der Schönhauser Allee liegen, entdeckt. Drei Burschen suchten sich gegen die Nachtluft dadurch zu schützen, daß sie vor dem Prenzlauer Thore bis an den Hals in einen Misthaufen krochen.

(Bergbesteigung.) Der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" schreibt man aus Zürich vom 22. September: „Dieser Tage wurde das 12,418 Fuß hohe Großhorn im Berner Oberland zum erstenmal erstiegen. Die kühnen Bergsteiger, Stud. med. Emil Ober und Stud. phil. Heinrich Dübi, machten sich in Begleitung der gewandten Gletscherführer Johann Bischof von Lauterbrunnen und Joseph Singer aus dem Wallis von Löschthal aus auf den Weg und erreichten die Spitze unter mannichfachen Gefahren. Die höchst anstrengende Expedition erforderte volle zweiundzwanzig Stunden."

(Zur Nachahmung.) In Bremen hat der Verein für öffentliche Gesundheitspflege beschlossen, den Grundwasserstand unterhalb des Bodens, auf welchem Bremen steht, von Tag zu Tag beobachten zu lassen. Man weiß, daß Pettenkofer und andere Gelehrte auf die Schwankungen des Grundwasserstandes die Empfänglichkeit einer Gegend für Cholera, Typhus und ähnliche Epidemien hauptsächlich zurückführen. Natürlich genügt es nicht, ein so ausgedehntes Terrain an einer einzelnen Stelle der Untersuchung zugänglich zu machen. Es sind acht verschiedene Punkte dafür ausersehen worden, sechs auf dem rechten und zwei auf dem linken Weserufer. Das Bohrloch ist der Regel nach bis 5 Fuß unter Null des dortigen Pegels hinabgeführt.

(Ein merkwürdiges Rechen-Exempel.) Die neueste Nummer der „Italie" bringt einen Leitartikel über Spanien und darin folgende mathematische Merkwürdigkeit: „Jener Concha, von dem wir gestern sprachen, ist der jüngere Bruder Don José, der, da er im Jahre 1800 geboren ist, heute 63 oder 64 Jahre zählt."

Correspondenzen.

Wildbad, 24. September.

Die wahrhaft wunderthätigen Thermen unseres reizenden Bades haben auch während des nun vergangenen Sommers Massen von Leidenden aus „aller Herren" Länder, so wie auch aus herrenlosen, herbeigezogen, denn auch die Schweiz und Amerika stellten ein zahlreiches Contingent. Sonderbar ist nur, daß Viele, und darunter selbst Aerzte, gar nicht zu wissen scheinen, daß auch im Herbste sich hier sehr gute Kuren machen, und man dafür dahier trefflich eingerichtet, während in der Regel die Witterung der Herbstmonde sehr schön und constant ist. — Was hinsichtlich der Quantität der Gäste jetzt fehlt, scheint die Qualität ersetzen zu wollen. Vorgestern traf der große Stratege Moltke hier ein und nahm zu einem vierwöchentlichen Aufenthalte in dem Hotel Klumpp Wohnung, das nach dem Urtheile aller Competenten ein Mustergasthof ist, und wo, beiläufig gesagt, vom nächsten Winter an eine liebenswürdige junge Frankfurterin als Wirthin walten wird. Ebendaselbst wohnen noch, außer einigen anderen europäischen Sommitäten, der Minister Earl of Clarendon, der Graf Nesselrode aus Petersburg u. s. w., während der regierende Fürst von Bückeburg mit sehr zahlreicher Familie seit längerer Zeit zu Wildbad weilt, wo alle diese Größen noch bis gegen Ende Octobers bleiben wollen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Leipzig, 29. Sept. Gestern war Prinz Georg von Preußen in strengem Incognito hier anwesend und wohnte in der Loge des Directors v. Witte, in welcher sich außer diesem auch noch Emil Devrient befand, der Aufführung seines Dramas „Phädra" bei. Die Darstellung und Ausstattung seines Werkes, welche den Prinzen überaus befriedigten, gaben demselben wiederholt Anlaß, Hrn. v. Witte in der liebenswürdigsten und schmeichelhaftesten Weise seine Anerkennung und Freude über unsere Bühne auszusprechen.

Das letzte Schauspiel Frau Birch Pfeiffer's: **„Wer ist sie?"** gelangt noch nicht zur Versendung an die Bühnen. Eine letzte Anordnung der Verfasserin verfügte nämlich, die Versendung möge erst nach erfolgter Aufführung am königlichen Theater in Berlin geschehen. Mitte October soll nun das genannte Schauspiel daselbst in Scene gehen.

Von der **„Kinderlaube"**, illustrirte Monatshefte für die deutsche Jugend" (Dresden, Meinhold) liegen uns wieder neue Fortsetzungen (bis Heft 9) vor, deren reicher Inhalt sich auf Erzählungen, Märchen, Erd- und Völkerkunde, Literatur, rc. erstreckt und Anleitungen zu Jugendspielen, Räthsel, Rebus, Preisaufgaben rc. bringt. Die „Kinderlaube" regt an, unterhält und sucht in Wort und Bild zur geistigen und moralischen Erholung der Kinderwelt beizutragen, was der umsichtigen Redaction auch in diesem neuen (6.) Band in steigendem Maße gelingt.

„Von den Karpathen zum Rhein", Bilder aus den Kämpfen des Jahres 1866 von O. v. Uechtritz. (Jena, Hermsdorf.) Dissolving views aus dem letzten deutschen Kriege, deren Vorgänger wir bereits in Nr. 328 vorigen Jahres dieser Blätter anzeigten. Der exclusiv preußische Gott tritt öfters leibhaftig hinter den Coulissen hervor. Der Siegesgang des tapferen Heeres wird verfolgt bis an den „tiefblauen" Mainstrom, jedoch nur bis Aschaffenburg, nicht bis zu der freilich nicht zu den „Kämpfen" gehörenden — Eroberung unseres Freistaates.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 2. October. **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Acten von Schikaneder. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 251.)

Samstag, 3. October. Neu einstudirt: **Die Braut von Messina**, oder: **Die feindlichen Brüder**, Trauerspiel mit Chören in 4 Abtheilungen von Schiller. — Isabella: Fräul. Schweigert vom k. k. Hofburgtheater in Wien als Antrittsrolle.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 252).

Sonntag, 4. October. **Marie**, oder: **Die Regimentstochter**, komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von C. Gollmick. Musik von Donizetti.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 253.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kl. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 275. Samstag, den 3. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Brigitta", fuhr Pierre mit lauterer Stimme fort, indem er sich an die Dienerin wandte, die mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Liebe in das von der Aufregung leicht geröthete Antlitz des jungen Mannes blickte, „Brigitta, Du hast bei Deiner Herrin Einfluß; alles, alles wirst Du aufbieten, daß die Gräfin von Kerdingen nicht das Schloß verläßt. Hier will ich sie haben, unter meinen Augen, jede ihrer Bewegungen überwachen, um die Hand auf den hochgeborenen Stamm zu legen, sobald der große Tag gekommen, wo die Eichen, die in die Wolken zu streben drohen, darniederstürzen, von kühner Hand langsam, aber sicher gefällt."

„Ich will's versuchen, mein Pierre", entgegnete Brigitta zärtlich, „müßte ich in diesem Falle doch auch von Dir scheiden, und nie vermöchte ich es, die Trennung zu ertragen. Oh nicht lange wird es dauern, und wir sind auf immer vereint. Ich spare Tag und Nacht, um Dir, sobald Du erst mein Gatte, die Sorge der Wirthschaft zu ersparen."

Mit halbem Ohr hörte Pierre auf den Redestrom der alten Dienerin. Er war an's Fenster des kleinen Zimmers getreten, und hielt seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erscheinung eines Mannes gerichtet, der vom Feldwege herkam, eine Ledertasche an der Seite und den Stieg einher schritt, der am Hause des alten Lavergne vorüber führte.

Es war Romont, der alte Botengänger, der aus dem nahen Städtchen die Briefe und Zeitungen für die Schloßherrschaft und die Bewohner des Dorfes Kerdingen zu besorgen pflegte.

„Geh'", sagte er, plötzlich sich umwendend, „und sende mir den alten Romont."

Gehorsam folgte Brigitta dem Wunsche ihres Geliebten; sie verließ nach zärtlichem Abschied die Hütte, die einige Augenblicke später der alte Botengänger betrat.

„Ihr wünscht Nachrichten aus Paris", schmunzelte der Alte, „wohl, ich habe deren eine ganze Tasche, brühwarm aus den Zeitungen und den Berichten des Postamtes des Städtchens; noch Keiner hat sie vernommen, aber vermögt Ihr meine Neuigkeiten auch zu bezahlen?"

„Nehmt", sagte Pierre, dem Alten einige Francs in die Hand drückend, „ich habe mir das Geld am Munde abgedarbt. Und nun laßt hören, ehe man uns stört."

„So staunt denn", berichtete der Alte, „der dritte Stand ist förmlich vom König anerkannt. Auf dem Marsfelde haben sie ein Versöhnungsfest gehalten, und Jubel und Eintracht herrscht in der Residenz."

Die Stirn des jungen Mannes verfinsterte sich.

„Sollte das dumme Volk abermals sich durch Blendwerk umstricken lassen?" murmelte er vor sich hin. „Aber nein, nein — Frankreichs Geschick ist reif."

„Und dennoch ist die Regierung nicht außer Sorgen", fuhr der Botengänger fort, des Eindrucks nicht achtend, den sein Bericht auf seinen jungen Zuhörer hervorbrachte. „Es wühlt und gährt im Volke, Männer wie Camilla Desmoulin, der Robespierre zu Arras, der Graf Mirabeau, den sein Vater verstoßen und verflucht, und der die Reihen des Adels verlassen, blasen in die bewegte Stimmung des Volkes, wie der Sturm in einen Ameisenhaufen, und schon verlassen viele Leute, die ihr Rang oder ihr Reichthum auszeichnet, das Land, denn ein finsterer Geist geht durch das Reich und blutig wird das achtzehnte Jahrhundert enden."

Der alte Mann schwieg. Sein Bericht, wahrscheinlich der wortgetreue Inhalt einer ihm zur Besorgung übergebenen Zeitung, war zu Ende und fieberhaft glühten des jungen Lavergne Wangen, wie verklärt leuchteten seine Blicke.

Stumm, wortlos, saß er auf seinem Platz, ein Meer von Gedanken wogte in seiner Brust.

Er hörte nicht den Fortgang des alten Botengängers, starr, in sich versunken, träumte er, bis ein dumpfer Glockenklang mit schrillem Ton die Gespinnste seiner Seele zersprengte.

„Die Todtenglocke des Schlosses Kerdingen!" rief er, aufspringend, mit lauter, mächtiger Stimme. „Nicht Dich allein, Otfried von Kerdingen, läuten sie in's Grab, es ist die Sterbeglocke Deines Geschlechtes und ich, vernimm es, ich Pierre Lavergne, bin sein Vernichter.

2.

In eiligem Laufe erreichte der junge Graf das Schloß, das, auf einer Anhöhe gelegen, stolz die zu demselben gehörenden Ländereien überblickte.

Er durchschritt den prächtigen Ehrenhof und stieg das obere Stockwerk empor, wo sich die Zimmer des alten Grafen von Kerdingen befanden.

Dort herrschte eine lautlose Unruhe. Lakaien huschten hin und her auf den weichen Teppichen, mit denen der Boden nach englischem Muster belegt war, jeder von ihnen hatte sein Antlitz in ernste Falten gelegt, wie es sich für den Augenblick schickte, und mit leiser stummer Verbeugung begrüßten sie den jungen Erben des Hauses, ihren künftigen Gebieter.

Durch die ihm geöffneten Thüren betrat Victor die Gemächer seines Vaters.

Im ersten Vorzimmer trat ihm die Gräfin entgegen, eine noch immer jugendliche, hochgewachsene Frauengestalt, in deren stolzen, aber schönen Zügen der Schmerz um den sterbenden Gatten wenig sichtbar war.

Digitized by Google

„Da bist Du endlich, mein Sohn", sagte sie mit vorwurfsvollem Ton; „ich bedarf Deiner in diesem Augenblick, auch Dein Vater wünscht dringend, Dich zu sprechen, ehe er scheidet, und nur durch diesen Wunsch allein, scheint die erlöschende Seele noch an dem Körper zu hängen."

Ein leises Stöhnen aus dem Nebenzimmer schien die Aussage der Gräfin zu bestätigen und rasch an seiner Mutter vorüberschreitend, betrat er das Krankengemach des greisen Otfried von Kerdingen.

Nur der gräfliche Leibarzt und ein alter Kammerdiener weilten am Bette des Leidenden, dessen Augen in den tief eingesunkenen Höhlen unheimlich leuchteten und auf dessen bleichem durchfurchtem Antlitz der Tod seine Züge mit leserlicher Hand geprägt hatte.

Erschüttert winkte der junge Mann dem Arzte.

„Woher die plötzliche Entscheidung?" fragte er mit bebender Stimme.

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Ich prophezeite es ja", sagte er leise, „es ist für ihn ein Glück, wie für die gnädige Herrschaft, daß seine Leiden zu Ende gehen."

„Victor!" tönte es leise, wie ein Geisterhauch, von den Lippen des Sterbenden.

Der junge Mann flog an das Bett des Vaters, der ihm die abgemagerte Hand entgegenstreckte.

„Ich erwartete Dich, mein Sohn", flüsterte Herr von Kerdingen mit verlöschender Stimme, denn ich habe mit Dir zu reden, ohne Zeugen, nur Deine Mutter. — Meine letzte Kraft, — ich sparte sie für diesen Augenblick."

Die Gräfin, die hinter Victor eingetreten war, kam langsam näher, während Arzt und Kammerdiener das Sterbezimmer verließen.

Die Dame nahm am Fußende des Bettes Platz, während Victor, die Hand des Vaters in der seinen haltend, in tiefster Bewegung sich über ihn neigte.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Walewski.

Paris, 29. September.

Die Schaar der getreuen Freunde des Kaisers lichtet sich immer mehr, denn wieder haben wir von dem Tode eines Mannes zu melden, der mit dem Kaiser durch die Bande der Blutsverwandtschaft verbunden und Napoleon III. auch sonst nahe gestanden. Graf Walewski starb vorgestern in Straßburg plötzlich vom Schlage gerührt. Wir entnehmen dem interessanten und lehrreichen Buche „Auf dem Vulkan" von Sigmund Kolisch eine Schilderung des Dahingeschiedenen:

Der unmittelbare Nachfolger des Herrn v. Morny auf dem Präsidentenstuhl des gesetzgebenden Körpers, Exminister Sr. Maj. Napoleons III., Senator, ist zu Walewice im Mai 1810 geboren. Er ist hochgewachsen, dabei gut und ebenmäßig gebaut. Sein Auftreten ist gezwungen und daher ohne jene Anmuth, die nur von der Natürlichkeit verliehen wird und aus der gänzlichen Sorglosigkeit um die eigene Haltung entspringt. Die Züge seines Gesichtes erinnern lebhaft an den Kaiser, seinen Vater, ob ihnen gleich die plastische Gewalt fehlt, die den Schnitt des kaiserlichen Kopfes auszeichnet. Sein Auge verräth weder Geist noch ungewöhnliche Energie und hat nichts Gebieterisches an sich. Leute von weit geringerer Männlichkeit als die unseres Jupiter von Weimar können diesen Blick ruhig ertragen.

Es ist aber auch leicht erkennbar, daß der Graf ein schöner Mann gewesen, bevor die Zeit ihm die Haare gebleicht und die jugendliche Frische abgestreift hat. Aeußerlich gewinnend, von feinem, rücksichtsvollen, wenn auch ein wenig gezierten Wesen und obendrein abstammend von dem Manne, dessen Thaten die Welt erfüllten und die gewiß dazu gemacht sind, auf die Einbildung wunderartig zu wirken, konnten dem Grafen ganz natürlich große Erfolge bei dem schöneren, erregbareren Geschlechte nicht ausbleiben und die ganze Anlage seines Charakters muß es begreiflich erscheinen lassen, daß er diesen Vortheil verwerthet und durch eine Heirath seinen herabgekommenen Vermögensverhältnissen emporgeholfen hat.

Kaum 21 Jahre alt, schlug er sich für Polen unter Skrinezki bei Grachan, und da die Nationalsache einen Vertreter, Unterhändler und Fürsprecher am englischen Hofe vonnöthen hatte und da Lord Palmerston der Sendung des Grafen Wielopolsky sich widersetzte, fiel die Wahl der Patrioten auf Walewski. Sie hatten hinreichend Vertrauen in die Gewandtheit des jungen Mannes, trotz seiner Jugend und der Mittelmäßigkeit seiner Geistesbegabung. Indessen lieferte der diplomatische Versuch zu Gunsten einer verlorenen Sache kein anderes Ergebniß, als daß er den Polengrafen den englischen Staatsmännern nahe brachte, mit denen er seitdem mehr oder weniger freundliche Beziehungen unterhalten. Unverrichteter Sache verließ Graf Walewski London, um sich nach Paris zu begeben, den geeigneten Schauplatz für das Talent, für ein großes Streben und vor Allem für Glücksucherei.

Bei dem um jene Zeit in Frankreich herrschenden Napoleoncultus konnte es dem jungen Grafen in Paris nirgends an einer entgegenkommenden Aufnahme fehlen. Der Thronerbe schloß sich ihm an und er wurde zum Hauptmann des 4. Husarenregiments ernannt. Er trat bald aus dem Regimente, um nach der Mode des Tages den Weg der Politik und der Literatur einzuschlagen, der glänzendere Ziele als jede andere Richtung versprach. Seine Mittelmäßigkeit versuchte sich auf der Bühne, im Journal, in der Flugschrift mit gleich geringem Erfolge. In diese Zeit fallen die nahen Beziehungen des Grafen zu der Schauspielerin Rachel, mit welcher er zwei Knaben hatte.

Im März des Jahres 1840 gelangte Herr Thiers, der Bewunderer Napoleons, zur Präsidentschaft des Ministeriums und begünstigte auf jede mögliche Weise den Grafen; er kaufte den „Messager" und betraute den Redacteur v. Walewski mit einer diplomatischen Sendung nach Aegypten. Von da ab bis zum Ausbruch der Februarbewegung, blieb der Graf auf kleinen diplomatischen Posten, die er hinreichend ausfüllte. Im Jahre 1848, da der Julithron gestürzt wurde, vertrat der Graf die französische Regierung zu Buenos-Ayres.

Von dieser untergeordneten Verwendung trotz aller Eingenommenheit für den Polen, läßt sich auf dessen staatsmännische Fähigkeit schließen.

Die Wahl des Prinzen Ludwig Napoleon zum Präsidenten der französischen Republik konnte das Geschick Walewski's nicht unberührt lassen. Die Verpflichtung der Dankbarkeit gegen die Orleans verhinderte ihn ebensowenig als den Grafen Morny, dem Bonapartismus zu schmeicheln und zu dienen. Im Jahre 1849 wird er als französischer Bevollmächtigter an den toskanischen Hof und bald darauf in derselben Eigenschaft an den Hof von Neapel geschickt. Der Staatsstreich war für ihn ein Glückswurf. In Berücksichtigung seiner Verbindung mit englischen Staatsmännern sendet ihn der Kaiser Napoleon 1854 als den Vertreter seiner Regierung nach London.

Am 7. Mai 1855 übernimmt der Graf die Leitung der äußeren Angelegenheiten an Stelle des Herrn Drouyn de Lhuys, der seine Entlassung genommen, weil die Zugeständnisse, die er zu Wien ge-

Digitized by Google

macht, nicht die Billigung des Kaisers erhalten haben. Walewski hat den Vorsitz im Congreß, der zu Paris stattfindet und aus welchem der Pariser Frieden als Abschluß des orientalischen Krieges hervorgeht. Aus Mißtrauen in das geistige Vermögen seines Ministers läßt der Kaiser einen Telegraphen errichten, der die Tuilerieen mit einem Seitengemach des Congreßsaales verbindet. Der Präsident hat die Pflicht, bei Behandlung der Einzelheiten wichtiger Fragen Weisungen einzuholen. Die Diplomaten haben sich nicht wenig darüber belustigt, daß ihr Vorsitzender bei jeder wichtigen Wendung die Verhandlungen unterbrach, sich in das Nebengemach begab, um anzufragen und die Antwort abzuwarten.

Was man in den politischen Anschauungen des Herrn v. Walewski am meisten vermißt, ist Klarheit. Wiewohl dem Bonapartismus verbunden und gewiß auch ergeben, verräth Herr v. Walewski legitimistische Neigungen, und seiner Staatsweisheit begegnet es gar nicht selten, daß sie über diesen Widerspruch stolpert, zum Ergötzen der Zeugen des Unfalles.

Der Diplomat läßt eine mit Brillanten besetzte goldene Dose, die er stets in der Hand hält, und ultramontane Gefühle und Sympathieen für Oesterreich vor den Augen der sich ihm Nahenden glänzen. Auch steht er zu Rom und bei Juwelenliebhabern gut angeschrieben.

Als im Jahre 1860 Louis Napoleon einen entschiedenen Ton gegen den Vatikan anschlägt, wird Graf Walewski von der Leitung der äußeren Angelegenheiten entfernt und durch Hrn. v. Thouvenel ersetzt. Er trat bald darauf an die Spitze des Staatsministeriums, dem er jedoch nicht lange vorstand. Dem Cabinette gänzlich entzogen, mußte er sich zu seinem großen Bedauern mit der Senatorswürde begnügen.

Von der letzten polnischen Bewegung, die beim Kaiser Napoleon unverhohlene Theilnahme gefunden, hoffte Walewski ein Emporkommen zur Leitung der Geschäfte. Natürlich gab er sich als einen warmen Anhänger der verzweifelten Sache. Er sprach im Senate mit einer ergreifenden Rührung und mit mehr Entschiedenheit, als man erwarten mochte, für Polen. Einer bei ihm anfragenden Deputation der polnischen Emigration gab er den schwer ins Gewicht fallenden Bescheid: „Alles soll ausziehen, Weiber, Kinder und Greise.“ Nachdem die polnische Bewegung trotz aller vorhergegangener Aufmunterung von Frankreich im Stich gelassen und von Rußland blutig überwunden war, sah sich der Kaiser Napoleon im Kreise seiner Getreuen um, den rechten Mann zu suchen, der auf dem Gesandtschaftsposten von St. Petersburg Rußland die üblen Absichten Frankreichs vergessen machen könnte. Und was geschieht, zur Ueberraschung selbst der wandelbarsten Höflinge, zum Hohngelächter aller vernünftigen Leute, die darum wußten? Graf Walewski bot sich für denselben an.

Niemand am Hofe stand dem Grafen Walewski schroffer entgegen als der Prinz Napoleon, der von vornherein die aufgeputzte Hohlheit, die mystisch geschmückte Geistes- und Charakterschwäche des Diplomaten widerstrebte. Von ihm kommt das giftige Wort, das von Mund zu Mund ging, und dem Rufe des Ministers erheblichen Schaden zufügte: „Son nom“, rief der Prinz, als von einer Note Walewski's in der italienischen Frage die Rede war, „a une syllabe de trop, Valew (valet) suffirait.“

Als Präsident des gesetzgebenden Körpers hat Graf Walewski sich selbst übertroffen, er hat nämlich so glänzende Proben von geistiger Unzulänglichkeit abgelegt, daß er noch während der Session den kaum eingenommenen Posten einem Nachfolger überlassen mußte. Der Kaiser, trotz seines Wohlwollens für den nahen Verwandten, trotz seines Widerstrebens gegen eine so verletzende, so beschämende Verfügung, sah sich gezwungen, den drängenden Vorstellungen des Staatsministers nachzugeben und die Entlassung anzuordnen. Zwar kannte der Fürst das politische Zerwürfniß, welches zwischen den Herren Rouher und Walewski bestand, allein eben so bekannt waren ihm die zahlreichen Ungeschicklichkeiten, welche der zum Ueberfluß harthörige Präsident bei wichtigen Kammerverhandlungen begangen hat und die den Beschwerden des ersten Redners eine unwiderlegliche Begründung gaben. Selbst die vollendete Dressur der Mehrheit in der Kammer, die der Leitung der Versammlung alle Schwierigkeiten benimmt, konnte den armen Grafen vor der Beschämung nicht bewahren.

Seither war der Graf in den Hintergrund getreten und beschäftigte sich in ostensibler Weise nicht mehr mit Politik. Er blieb aber bis zum letzten Augenblicke in der Gunst des Kaisers.

Mannichfaltigkeiten.

(Das Hundebellen.) In seinem Werk: „Naturtöne“, sagt Gardiner, daß die Hunde in wildem Zustande nie bellen, wie dies bei den australischen Hunden der Fall ist, sondern nur heulen, knurren und winseln; nur die zahmen Hunde hätten das eigentliche Gebell. Ebenso berichtet Sonini, daß die Hunde in Aegypten nicht bellen, während diejenigen, welche Columbus mit nach Amerika genommen, daselbst alle Neigung zum Bellen verloren. Bennet meint, das Bellen der Hunde sei etwas Erlerntes, ein Versuch, zu sprechen, der aus dem Umgang mit dem Menschen herrühre. Ein französischer Componist warf den Hund seiner Frau zum Fenster hinaus, weil er — unausstehlich falsch gebellt!

(Unglücksfall.) Wie der „Eidgenosse“ berichtet, ereignete sich am 26. Sept. bei der von Italien kommenden Gotthardspost unterhalb Göschenen ein bedauerliches Unglück. Ein mit sechs Personen besetzter Beiwagen stürzte über eine Felswand hinunter. Drei der Passagiere mußten nach Göschenen zurückgetragen werden, weil ihre Verwundungen die Weiterreise nicht erlaubten, die drei andern brachte die Post, weniger verletzt, nach Luzern.

Zur classischen Literatur.

Wir theilen durchaus nicht die Ansicht, die einer unserer geachtetsten Schriftsteller, Heinrich Laube, gelegentlich ausgesprochen hat, daß nicht viel auf ein Mehr oder Weniger bei der Hinterlassenschaft eines bedeutenden Dichters ankommt, daß die Wort- und Sylbentradition eine lächerliche sei. Es ist ein Unterschied zu machen, wem die Pietät des Buchstabens gelten soll. Daß man sie nicht bei uns Epigonen allzu häufig anzuwenden in Versuchung kommt, das glauben wir annehmen und empfehlen zu dürfen. Die Bemerkung war aber auf Heinrich Heine gemacht. Hier widerstreiten wir ihr auf das Entschiedenste. Je mehr wir von Heine erhalten — wir nehmen jedes Jota mit Respect entgegen. Heinrich Heine ist unser Aristophanes und er ist ein Unicum wie dieser. Er leitet in einer wahrhaft großartigen Weise in die neue, die politisch bewußte Epoche unseres Jahrhunderts ein. An seiner Hand lernt unsere heutige Generation gehen; sie hat ihm mehr zu verdanken als sie weiß — warum sollten wir einem solchen Pionnier nicht bis in die innerste Werkstätte des Gedankens folgen dürfen? Der Schalk hat uns selbst hinreichend Geduld gelehrt, er hat seinen Nachlaß tropfenweise hingegeben — und noch ist nicht Alles bekannt. Jedes Jahr bringt neue Schätze und mit keinem Namen der neueren Literaturgeschichte haben unsere Zeitschriften so viel zu thun als mit Heine. Die Gesammtausgabe seiner Werke ist schon lange nicht mehr vollständig. Jetzt haben wir endlich auch eine neue ausgiebige Quelle für sein Leben bekommen. Von Adolf Strodtmann, dem bekannten Sospitatore Heine's, erscheint bei Franz Duncker in Berlin **„Heinrich Heine's Leben und Werke“**. Der erste Band liegt vor; er enthält schon eine große Anzahl ganz neuer Mittheilungen. Heine's Jugend am Rhein, in Hamburg, seine Bonner Studienzeit — alle sind sie ausgiebig gezeichnet. Seine Jugendarbeiten, von den ersten lyrischen Versuchen in Düsseldorf und dem „Buch der Lieder“ an bis zu dem späteren „Rabbi von Bacharach“ — es ist das Alles an richtiger Stelle skizzirt und mit treffenden Urtheilen be-

Digitized by Google

leitet. Das Buch macht auf uns den Eindruck, wie etwa ein Prinzenerzieher, der seinen Zögling zur Universität geleitet; er hat stets das Gefühl, etwas Erhabenes und Kostbares unter seinen Augen zu haben und aufwachsen zu sehen. Die Verirrungen bleiben auch da nicht aus; man kennt Heine's leidenschaftliche Natur. Wir sind begierig darauf, wie der Verfasser in dieser Hinsicht mit der Pariser Zeit fertig wird. — Dicht neben Heine auf demselben Terrain finden wir einen andern Mann, der in mancher Beziehung ihn ergänzt: Börne. Auch sein Name wird uns jetzt wieder aufgefrischt. Karl Grün hat eine populäre und sehr wohlfeile Ausgabe von Börne's „sämmtlichen Schriften" (bei Tendler u. C. in Wien) besorgt. Eine dankenswerthe Publication; Börne ist das unentbehrliche Seitenstück zu Heine, noch mehr als er der Rufer im Streit. Der Herausgeber hat dieß auch in einem nur etwas zu stürmischen und athemlosen, wie ein Leitartikel aussehenden Epilog zu dieser Ausgabe ausgeführt. — Noch einen Dritten haben wir, dem jetzt auch sein Recht wird, aus derselben Auferstehungszeit des deutschen Geistes, freilich grundverschieden von jenen Beiden, einen Tyrtaeus, Friedrich Rückert. Unvergessen wie seine „Geharnischten Sonette", das Bild seiner Jugend, ist dieses Mannes Persönlichkeit und sein liebenswürdiges, fast typisches Greisenalter. Wir danken es einem ihm nahegestandenen Manne, Dr. C. Beyer in Coburg, daß jetzt die ausgiebigsten biographischen Nachrichten über sein Leben vorliegen. In diesen Tagen ist hier in Sauerländer's Verlag dieß Buch erschienen, betitelt: „Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Mit vielen bis jetzt ungedruckten und unbekannten Actenstücken, Briefen und Poesieen Friedrich Rückert's". Der Titel lügt nicht. Es ist in der That viel Neues in dieser Publikation, vieles Interessante, aber wie es in der Natur der Sache liegt, auch manches Unbedeutende. Merkwürdig — ein ganzer Abschnitt von noch ungedruckten Poesieen, ein volles Vierteljahrhundert, außerdem zahlreiche im Text eingestreute Gelegenheitsverse, mitunter aus der besten Zeit des Dichters, um 1814, und doch — kaum ein Stück, das poetischen Schwung und Empfindung in sich trägt, das man klassisch nennen könnte. Wenn wir zu Gunsten des „Meine Helden" überschriebenen, schon theilweise von der „Allg. Zeitung" veröffentlichten größeren Gedichtes eine Ausnahme machen dürfen, das 1814 gedichtet durch die Erlaubniß der Besitzerin Freifräulein Bertha von Rotenhan hier ganz erscheint, so geschieht es auch nur wegen der offenbar künstlerischen Abrundung einer an sich übeln reihenweisen Apotheose der Helden der Freiheitskriege und wegen einzelner Perlen desselben, wie diese über Blücher:

„Kein Auge blitzet
So kühnlich durch der Schlachten Wetterwogen;
Der ganze Kriegsgott sitzet
Gerüstet in des Eises Brauenbogen.
O Heldenleben!
Wie herrlich Deines Abends Glocken klingen!
Dir ward gegeben,
Für's Vaterland um höchsten Preis zu ringen,
Von wälscher Schande
Zu brechen die verfluchten Sclavenbande."

Das ist ganz der Ton der „Sonette". Aber, wie selten hat Rückert ihn später wieder gefunden! Die Nachrichten über sein Leben aber haben ein weitgreifendes Interesse. Der Dichter, der Gelehrte — sie sind überall gleichmäßig und mit Liebe geschildert. Es ist ein Poetenleben, — von der süßen Kindheit in den schönen fränkischen Auen in die römische Campagna bis wieder zurück in die Heimat — wo es fast auf der Scholle der Geburt endet.

Am dramatischen Himmel ist Shakespeare immer noch unser Pol und unsere Sonne; um ihn bewegen sich die deutschen Dramatiker und Dramaturgen noch wie zu Lessing's und zu Goethe's Zeiten. Wir haben eben nichts Besseres, nichts Vollkommeneres. Wir haben überhaupt in Shakespeares Sinne keinen deutschen Dramatiker. Darum ist Shakespeare so populär in Deutschland, daß wir ihn besser verstehen als der Engländer. Es sind vornehmlich drei hervorragende neue Publicationen, die wir anführen wollen, um zu beweisen, daß der Culminationspunkt, bis zu dem Shakespeare am deutschen Gesichtskreis steigen muß, noch nicht erreicht ist: einmal, eine populäre Ausgabe des englischen Textes aus der anerkannt vorzüglichen kritischen Recension unseres Delius, die Friderichs in Elberfeld herausgibt und die bereits bis zur 9. Lieferung gediehen ist; dann von den zahlreichen neuen Uebersetzungen, deren wir schon einige besprochen haben, eine, die an Umfang und kritischer Anlage wie Goedeke unter den Schiller-Ausgaben hervorragt: die der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, herausgegeben unter der Redaction von Ulrici. (Berlin, Reimer.) Endlich das periodisch erscheinende, jetzt im dritten Jahrgang vor uns liegende „Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft", herausgegeben von Karl Elze. (Berlin, Reimer.) Wir glauben, daß diese Aufzählung genügt, um zu zeigen, daß wir mit dem Shakespeare-Cultus noch lange nicht zu Ende sind. Das mag man nun bedauern oder nicht, es ist doch Etwas. Schon um den Delius beneiden uns Shakespeares Landsleute. Und wir wünschten nur, er wäre noch etwas mehr bei uns bekannt. Die philologische Methode ist nirgends meisterhafter auf einen Neueren angewandt worden, es sei denn bei Lachmann's Lessing, der aber doch wieder durch seine gar lakonische Behandlung einen starken Contrast zu Delius bildet. Nun hoffen wir sehr, es werde diese Volksausgabe eine größere Verbreitung des gediegenen Buches in Deutschland bewirken; die zahlreichen Gebildeten, die bei uns das Englisch wie Deutsch lesen, mögen nur ihre Bequemlichkeit bei Seite werfen und Shakespeare in seiner Sprache kennen lernen. Freilich, es läßt sich nicht leugnen, gerade von dem englischen Dichter haben wir eine Uebersetzung von Schlegel bekommen, die Einem die Wahl schwer macht, mindestens ebenso großes Anrecht auf Kenntnißnahme hat als das Original. Es konnte nichts correcter sein, als daß die Shakespeare-Gesellschaft, als es sich darum handelte, den Text nach dem neuesten Stande der Forschung neu zu ediren, die alte Schlegel'sche Version adoptirte und sie nur mit den allernothwendigsten Verbesserungen und Commentaren versah. Das war nicht nur eine Pflicht der Pietät gegen den Uebersetzer, sondern auch gegen den Dichter. Dieses Werk liegt also jetzt in seinen Anfängen vor; es ist auf einer breiten Basis angelegt, was man schon daraus erkennt, daß die beiden ersten Bände nur erst acht der Historien bringen. Zu jeder derselben werden aber auch ausgiebige Einleitungen und Noten gegeben; außerdem hat der erste Band eine meisterhafte allgemeine Einleitung von Ulrici, eine „Geschichte Shakespeares und seiner Dichtung". Vortrefflich ist auch die Untersuchung desselben Shakespeareforschers, die dem „Jahrbuch" als Einleitung dient: über Shakespeares Fehler und Mängel. Ulrici geht nicht glimpflich über dieß Thema hinweg. Wir schließen uns seiner meist strengen Beurtheilung an. — Kommen wir von dem englischen auf unseren deutschen Parnaß, so haben wir es bei den neuen Erscheinungen unseres Büchermarkts fast nur mit Vergangenem zu thun, die Gegenwart bietet gar wenig Tröstliches im Drama. Der Moment der neuen billigen Classikerausgaben sorgt aber auch reichlich für Entschädigung. Für jetzt sei nur auf zwei interessante Publicationen des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen hingewiesen: zunächst die größere kritische Schillerausgabe von Heinrich Kurz, deren wir schon mehrfach erwähnten und die inzwischen bis zum fünften Bande fortgeschritten ist. Sie umfaßt die unstreitig interessantesten Parthien der Schiller'schen Poesie, die Jugendarbeiten, jene leidenschaftliche Lyrik aus den Jahren 1776—86 und die ersten Entwürfe des Fiesco und der Räuber, die in sehr dankenswerther Weise vollständig mitgetheilt werden. Wer diese Poesieen aufmerksam chronologisch prüft, wird uns beistimmen, daß der Höhepunct der Schiller'schen Muse, jene philosophische Lyrik, die in den „Idealen" und in den „Göttern Griechenlands" gipfelt, gerade in diese Zeit, den Anfang der achtziger Jahre fällt, daß er hier am größten und unerreicht, mit Einem Wort, daß er weit mehr zum philosophischen Lyriker als zum Dramatiker angelegt ist. Die zweite Publication, die wir oben meinten, ist die auch von Kurz besorgt: Ausgabe der Werke Heinrich von Kleist's. Wir dürfen diesen wahrhaft großen Dramatiker mit gutem Gewissen unmittelbar neben Schiller stellen, er ist ihm nicht selten an Tiefe überlegen. Julian Schmidt hat bekanntlich viel für Kleist gethan und ihm zum Durchbruch verholfen. Wir können nicht sagen, daß die Kurz'sche Ausgabe die seine überbietet; aber sie nimmt in der Classiker-Bibliothek immer eine Stelle ein und war durchaus nöthig. Wir haben jetzt den Kleist, wie es das populäre „Käthchen von Heilbronn", wie es der dramatische „Michel Kohlhaas" verlangt, in einer guten billigen Ausgabe von fünf kleinen Bändchen — jetzt leset ihn und sorgt dafür, daß auf diesen herrlichen dramatischen Ansatz des neunzehnten Jahrhunderts bald ein noch herrlicherer Nachfolger erstehe. H.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 3. October. Neu einstudirt: **Die Braut von Messina**, oder: **Die feindlichen Brüder**, Trauerspiel mit Chören in 4 Abtheilungen von Schiller. — Isabella: Fräul. Schweigert vom k. k. Hofburgtheater in Wien als Antrittsrolle.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 252).

Sonntag, 4. October. **Marie**, oder: **Die Regimentstochter**, komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von C. Gollmick. Musik von Donizetti.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 253.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kit. = Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 276. Sonntag, den 4. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Victor", nahm der Sterbende das Wort, „ich hinterlasse Dir, was der Sinn des Sterblichen nur begehren kann, einen alten ruhmbestrahlten Namen und fürstlichen Besitz; der Sorge um Deiner und Deiner Mutter Zukunft überhoben, würde ich ruhig scheiden, aber die Sorge um die Zukunft unseres Geschlechtes erfüllt meine Seele mit Angst; in einsamen Stunden, dahingestreckt auf das Siechenlager, hat mir das Kommende vor die Seele, die reife Frucht einer unglückseligen Vergangenheit. Victor, bald gibt es weder Adel noch Besitz mehr im Königreich, die Gährung im Gefäße wird stark und stärker, bis sie überwallt und es zersplittert in Atome, in . . ."

Das Haupt des Sterbenden sank zurück, pfeifend drang der Athem aus seiner Brust.

„Schonen Sie sich, theuerster Vater", bat Victor dringend, „das Reden erschöpft Sie."

„Laß mich sprechen, bald bin ich auf ewig stumm", fuhr der Sterbende fort, mühsam seine Kräfte zusammenraffend. „Du hast einen Feind, der Dich tödtlich haßt, Dich hassen muß bei seinem Charakter, denn ich gab ihm Ursache dazu. — Pierre Lavergne ist es; hüte Dich vor ihm, Victor!"

„Ich beschwöre Sie, mein Vater, geben Sie sich nicht den düsteren Vorspiegelungen hin", bat Victor, „Sie irren, es gibt keinen treueren Menschen, keinen, der mich mehr liebt, als eben Pierre Lavergne. Es ist wahr, man hat nicht gegen ihn gehandelt, wie man sollte, und wäre seine Seele minder edel, er müßte bittere Klage führen über das Geschlecht der Kerdingen."

Der Ausdruck der Beängstigung wich nicht aus dem Angesichte des Sterbenden.

„Ich war menschenscheu geworden in meiner Einsamkeit", nahm der alte Graf von Neuem das Wort, „denn viel Schlimmes habe ich vom Leben erfahren. — Das Kind des alten Lavergne, das mir vielleicht absichtlich auf meinem Wege begegnete, fiel mir auf, es war klug und ich betrachtete sein Geplauder als Zerstreuung. Ich ließ ihn auf's Schloß kommen, gab ihm Lehrer, die seine Fähigkeiten ausbildeten und lehrte ihn, sich an den Genuß des Reichthums zu gewöhnen. Pierre war schmeichlerisch gegen mich, ein Tyrann gegen Die, die vordem seines Gleichen waren, und ich ließ ihn gewähren, ja ich freute mich seines Hochmuths. — — Ich war alt", fuhr der Sterbende fort nach einer langen Pause der Erschöpfung, „mit mir sollte nun unser Stamm erlöschen. — Da erschien in einer Nacht der Ahn meines Hauses und grollte mit mir und zeigte mir ein Mädchen von edlem Geschlecht, aber arm und gedrückt durch Verwandte. Und Ehrgeiz und Liebe, die ich lange erstorben gewähnt, sie loderten mächtig auf im Greisesherzen und ich ward um Deine Mutter und erhielt ihre Hand — ein Jahr später ward ich Vater. — Jenen Knaben aber wollte Deine Mutter nicht auf dem Schlosse dulden; vier Jahre noch weilte er auf Kerdingen, er sank von Stufe zu Stufe — und endlich war er fort, heimgekehrt in die Hütte seines Vaters — um mich zu verfluchen und Rache zu brüten gegen Dich — gegen meine Gattin — — hütet Euch — — hütet . . ."

Ein Röcheln unterbrach die zuletzt kaum noch gehauchten Worte des alten Herrn. Seine Gestalt streckte und dehnte sich — jetzt das letzte Zucken, das letzte Sträuben des Körpers, der gegen den erbarmungslosen Todesengel zu kämpfen scheint, und dann — vorbei — hinüber in's düstere, in's unergründliche Jenseits.

Tief ergriffen lag Victor von Kerdingen am Todtenbette des Vaters, dessen Wittwe, vollkommen gefaßt, die Thüren öffnete, durch die nun höhere und niedere Dienerschaft strömte, den Arzt an der Spitze, um einen letzten Blick auf den entschlafenen Gebieter zu werfen.

Dumpf trug das Trauergeläute die Sterbekunde weit über das Land hinaus.

3.

Vier Wochen waren seit jenem Tage verstrichen, als Victor von Kerdingen eines Morgens in die Hütte Pierre's trat. Er fand seinen Freund schreibend — und rasch an den Tisch heraniretend, gewahrte er einige Briefe mit dem Poststempel Arras und Paris versehen.

Der junge Lavergne, der in seinem Eifer das Kommen des Edelmannes nicht bemerkt hatte, fuhr jäh empor und warf dem Störer einen grimmigen Blick zu, vor dessen Blitz Victor unwillkürlich zurückwich. Aber sogleich nahm sein Antlitz wieder den altgewohnten glatten Ausdruck an und ein Tuch über die Correspondenz werfend, erhob er sich mit Ehrerbietung.

„Ich heiße den gnädigen Herrn willkommen in der Hütte seines Dieners", sagte er mit unterwürfigem Tone.

Der Graf reichte ihm die Hand.

„Ich sehe, Du zürnst mir, Pierre, daß ich so lange Deiner nicht gedacht", nahm er das Wort, „und fürwahr mit Recht; ich aber bin weniger schuldig, als Du denkst, denn seit dem Tage nach dem Tode meines Vaters lag ich in stetem Kampf mit meiner Mutter, der sich heute entschieden. Pierre, ich verlasse auf ihren Wunsch mein Vaterland auf einige Jahre und Du sollst Deinen Freund begleiten."

Pierre stand wie erstarrt da, die Kunde des jungen Grafen schien ihn wie ein Blitzstrahl zu treffen.

„Sicheren Nachrichten zufolge, die der Gräfin Kerdingen aus der Residenz zugegangen sind, greift die Revolution des Volkes

Digitized by Google

mit jedem Tage immer weiter um sich. Viele Mitglieder des Adels haben bereits Frankreich verlassen und auch mich will, trotz meiner Bitten, trotz meiner Vorstellungen, die Mutter nach Amerika senden, um den zu fürchtenden Ereignissen zu entfliehen. Wir waren hart aneinander. Offen theilte ich ihr meine Vorliebe für die Sache der Freiheit mit, schrankenlos kündete ich ihr meinen Unwillen über die Tyrannei, die die Aristokratie über unser armes Vaterland gebracht, und daß ich selber als Streiter eintreten wolle in die Reihen der Kämpfer für Licht und Freiheit. — — Laß mich von den Scenen schweigen, Freund, die auf Kerdingen vorfielen", endete er, düster vor sich hinstarrend.

„Und doch besiegt!" murmelte Pierre mit ironischem Tone.

„Was mich besiegte, es war die Liebe", redete der junge Graf weiter. „Seit einigen Tagen weilt der alte Marquis Chroisly als Gast auf unserem Schlosse. Sein Bruder, ein reicher Grundbesitzer, lebt in Boston mit einer einzigen Tochter. Pierre, ich sah ihr Bild, das Bildniß eines Engels. Nie fesselte mich ein Mädchen bis jetzt, nie drang eine leichte Regung in dieses Herz. Alice aber liebe ich glühend; um sie zu erringen übers Weltmeer, für sie in die Ferne!"

„Und was soll Euch der Freund, wo Euch die Liebe winket?" fragte Pierre.

„Du sollst es hören", entgegnete Victor. „Glaubst Du denn, daß ich nur in Müßiggang, in Liebeständeleien versunken, die zwei Jahre verstreichen lassen will, die mein Aufenthalt in Amerika währen soll? Du irrst Pierre. Auch drüben gibt es einen Kampf für die Freiheit und Unabhängigkeit. In den Reihen, die ein Lafayette anführt, will auch ich kämpfen, an Deiner Seite, Pierre, denn Du wirst mir folgen, Du wirst Deinen Freund nicht allein in die Ferne ziehen lassen."

Der Entschluß Pierre's war gefaßt.

„Ziehe hin denn, in die Ferne, Graf Victor von Kerdingen", sagte er mit feierlichem Tone, „ich aber will bleiben, wo meine Heimath ist, denn hier habe ich zu schaffen. Groß, gewaltig ist die heilige Sache der Freiheit, jeder Arm, jede Kraft, selbst die schwächste, vermag für sie zu wirken. Hier" — und er schlug das Tuch zurück, — hier sind Briefe von Marrat, dem hochherzigen Volksfreunde, dem Schrecken der Tyrannen, hier dieser vom heiligen Robespierre selber; ich bot ihnen meine Dienste an und sie verschmähten es nicht, sich mit mir in Verbindung zu setzen. — Mein Herz blutet bei dem Gedanken, von Dir zu scheiden, und doch gebietet mir die Pflicht, hier zu weilen. Kämpfe Du jenseits des Oceans, ich hier für die Freiheit, und die Glorie der Unsterblichkeit wird die Stirn des Grafen schmücken, wenn auch mein Name wie ein Espenblatt im Sturm der Zeit verweht."

„Wie bewundere ich Dich, Pierre!" rief der Graf leidenschaftlich, „wie klein, wie winzig klein komme ich mir vor neben Deiner Größe. Wohlan denn, bleibe in der Heimath; in Deinen Schutz gebe ich die Mutter, die hier das Kommende erwarten will, gebe ich mein Eigenthum. Du wirst mein Vertrauen nicht täuschen, und statt zu rächen das Unrecht, das Dir Ottfried von Kerdingen angethan, wirst Du feurige Kohlen auf das Haupt der Seinen sammeln."

Die Augen Pierre's leuchteten seltsam auf.

„Bei Gott, ich will!" rief er in überlautem Tone, „reiset unbekümmert, Graf Victor, meine Bahn ist hier vorgezeichnet!"

Die Freunde schieden nach langem, schmerzlichem Abschiede von Seiten Victors.

Kaum aber hatte sich hinter dem jungen Edelmann die Thür geschlossen, als Pierre den angefangenen Brief, der an den Advocaten Marrat zu Paris gerichtet war, vollendete und demselben das eben Vernommene hinzufügte.

„Der Tag des Gerichts bricht an", sagte er halblaut, während des Schreibens; „in meiner Hand die Gräfin, in meiner Hand der Besitz der Kerdingen. Der letzte Sprosse fort, auf Nimmerwiedersehen, und wagte er es, den Boden als Geächteter zu betreten, so mag er auf dem Schaffot seine Kühnheit bezahlen."

Er sprang auf, der Brief war vollendet.

Er steckte das Schreiben zu sich und ein altes Portefeuille, das mit Papiergeld von beträchtlichem Werthe gefüllt war.

„Das Revolutionscomite bezahlt seine Agenten gut", fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „aber sie sollen auch einen treuen Diener finden. Kein Sous dieses Geldes soll seiner Bestimmung entzogen werden. — Der Besitzende hat Recht und Gewalt, noch einen Monat freie Zeche für die Müßiggänger und Trunkenbolde, und Pierre Lavergne, der Verachtete und Verhöhnte, ist der beliebteste Mann des ganzen Umkreises und kann Euch führen, wohin es ihm beliebt."

(Fortsetzung folgt.)

Die südafrikanischen Goldfelder und die Colonie Natal.

Ueber die Entdeckung ausgedehnter Goldfelder in Südafrika an der Gränze der Colonie Natal, auf dem Territorium eines Häuptlings der Eingeborenen, scheint kein Zweifel mehr zu bestehen. Die Quarzriffe (Quartzreefs), in welchen das Gold gefunden wurde, erstrecken sich viele Meilen weit; „hunderte von Meilen", heißt es in dem ersten nach England gelangten Bericht, was eine Idee von der Größe der Oberfläche jener Goldregion geben mag und woraus wir schließen können, daß das Gold auch aus den die Gegend durchströmenden Flüssen gewonnen werden kann. Die Quarzadern in den Felsen sollen von bedeutender Breite sein und einige Quarzstücke oft Gold im Werthe von 1 bis 3 Pfund Sterling enthalten haben. Ein zur Untersuchung nach London gebrachtes Stück Quarz ergab bezüglich seines Goldgehaltes ein Verhältniß von 1185 Unzen feines Gold und 60 Unzen feines Silber zur Tonne von neun Centner Gewicht.

Von dem Hafen Durban (Natal) aus sind neuerdings mehrere Gesellschaften nach dem Innern abgegangen, um in den „Riffen" zu arbeiten, und wir dürfen daher mit den nächsten Posten ausführlicheren Berichten entgegensehen, welche noch mehr Licht über diese von einem deutschen Geologen, Namens Mauch, im December 1867 zuerst gemachten Entdeckungen verbreiten werden. Bereits im Mai letzten Jahres waren schon einige siebenzig Männer mit der Ausbeutung des Quarzgesteins beschäftigt und lauteten die Nachrichten über deren Erfolg sehr günstig. Sie hoben in ihren Berichten besonders hervor, daß das kostbare Metall „außerordentlich reichlich und in reiner und unvermischter Form in dem Quarz enthalten sei."

Wir halten es für verfrüht, ein Urtheil über die Wirkungen fällen zu wollen, welche diese neuen Entdeckungen auf den Stand des Goldpreises, welchen die californische und australische Goldproduction so sehr beeinflußte, ausüben werden. Nachdem sich Californien und Australien als goldproducirende Länder Südamerika und Rußland zugesellt hatten, wurden die ergiebigen Goldgegenden Neuseelands entdeckt und nun erscheint auch Südafrika in der Reihe der Goldländer, zwar als das jüngste, aber vielleicht als nicht unwichtigste derselben. Die große Masse Goldes, welche wahrscheinlich in nächster Zeit in Tausch gegen andere Artikel von Südafrika aus in den europäischen Verkehr kommen wird, muß jedenfalls zu einem weiteren Sinken des Goldpreises beitragen und der jeweilige Stand dieses Metalls für unsere Handelsverhältnisse von immer größerer Wichtigkeit werden.

Digitized by Google

Was uns zunächst interessirt, ist der Einfluß, den die Ausbeute dieser Goldregion auf die Colonie Natal haben wird. Natal liegt den Gegenden, wo sich das Gold findet, viel näher als das Capland. Der Hafen Durban ist nur 760 englische Meilen von den Goldfeldern entfernt und finden sich am Wege dahin Wasser und Wild in Menge. Die Erzeugnisse Natals: Getreide, Zucker, Kaffee, Tabak und Obst, werden den Goldsuchern zu Gute kommen und diese daher weder mit dem Ungemach, noch den Entbehrungen zu kämpfen haben, welche ähnliche Unternehmungen in Californien so sehr erschwerten und theilweise die Gesetzlosigkeit und Gewaltthätigkeiten hervorriefen, die das Leben und Treiben jener Pioniere kennzeichneten. Die Zustände, wie sie in Californien herrschten, werden, unter den größtentheils verschiedenen Verhältnissen Südafrika's, in dem neuen Goldlande wahrscheinlich keine Wiederholung finden.

Da der Häuptling des Territoriums wünscht, daß dieses unter britische Verwaltung gestellt werde, so kommen daselbst allem Vermuthen nach in der Kürze die britischen Gesetze zur Geltung.

Natal wird seine Producte in lohnender Weise an die einwandernden Goldsucher und Bergleute verwerthen, und wir glauben, daß, in Folge des hierdurch sich von Jahr zu Jahr mehrenden Handelsverkehrs, das Aufblühen der Colonie eben so verbürgt ist, wie dasjenige Californiens und Australiens. Natal hatte in den letzten Jahren bezüglich der Ausfuhr und Verwerthung seiner natürlichen Erzeugnisse mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Schon die Aus- und Einfuhrtabellen von 1862 bis 1865 weisen nach, daß die Einfuhr die Ausfuhr bedeutend übersteigt, welches ungünstige Verhältniß sich in Folge der Handelsstockung von 1866, die sich bis in die entferntesten Winkel der englischen Colonie fühlbar machte, noch nicht in dem Maße gebessert hat, als es in ruhigeren Zeiten wohl geschehen wäre. Die Colonie war seither, mit mehr Erfolg als früher, bestrebt, ihr Soll und Haben gleichmäßiger zu gestalten und ihren Handelsverkehr nach Außen zu vermehren. Die Colonisten haben nunmehr die fast sichere Aussicht, für das in früheren Tagen erlittene Mißgeschick hinreichenden Ersatz zu erhalten, denn außer dem Golde sind auch seit Jahresfrist bedeutende Kohlenlager aufgefunden worden, welche für die Schifffahrt an jenen Küsten von unberechenbarem Nutzen sein werden. Die Kohle soll nach den auf den dort stationirten Dampfern der königlichen Marine gemachten Versuchen von ausgezeichneter Güte sein. Um diese neuen unterirdischen Schätze ans Meer und in den Handel zu bringen, sind jedoch Eisenbahnen unumgänglich nothwendig, welche übrigens der englische Speculationsgeist, aller Wahrscheinlichkeit nach, schaffen wird.

Ueber den Weg zu den neu entdeckten Goldfeldern Südafrika's schreibt Herr J. Chapman aus Capstadt, ein Mann, welcher durch seine häufigen Reisen durch die Länder, in welchen die Goldfelder liegen sollen, eine besondere Autorität geworden ist, Folgendes: „Es gibt vier Wege, auf denen man die Goldregion erreichen kann, über Delagoa Bay, Natal, Algoa Bay und Walwich Bay. Der Weg über Delagoa Bay würde die Emigranten durch ein schrecklich ungesundes Land führen, in dem wahrscheinlich die Hälfte von ihnen dem gelben Fieber erliegen würde. Von Natal aus müßten sie Transvaal durchkreuzen. Wer je in diesem Lande war, kennt den tiefgewurzelten Widerstand der Boers gegen die Ausdehnung des britischen Einflusses in Südafrika. Es kommt hinzu, daß Pretorius durch Proclamation die Goldfelder seinem Territorium einverleibt hat. Wahrscheinlich wird daher die Reise britischer Unterthanen nach den Goldfeldern durch Transvaal Veranlassung zu Verwicklungen geben, welche den Einwanderern unbequemer werden könnten, als sie wünschen möchten. Von Walwich Bay aus würde man ein Land zu durchwandern genöthigt sein, das sich im Kriegszustande befindet, in dem man zugleich wenig Rücksicht auf europäisches Leben und noch weniger auf europäisches Eigenthum nimmt. Mangel an Wasser, Viehkrankheiten &c. würden sich ebenfalls als ernstliche Schwierigkeiten erweisen, besonders für größere Gesellschaften, welche nicht an das Leben in der rauhen Wildniß gewöhnt sind. Es bleibt nur noch die Linie über Algoa Bay, die nach meiner Ansicht die beste und sicherste, obgleich nicht die billigste ist. Gehen die Reisenden von Port Elizabeth über Colesberg, Hope Town, Kurman weiter nach Machen, so würden sie vergleichsweise mit wenigen Schwierigkeiten zu kämpfen haben und bei den Goldfeldern in guter Gesundheit und froher Laune ankommen, bereit das vor ihnen liegende Werk zu beginnen."

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Liebesroman.) Die „Gerichtszeitung" erzählt folgende Geschichte: In der Familie des Regierungs-Geometers St. in der Linienstraße in Berlin wurde vor einigen Tagen der Geburtstag des ältesten Sohnes festlich begangen. Unter den geladenen Gästen befand sich ein früherer Studiengenosse des Geburtskindes, ein junger Architekt Namens Paul W., ein sonst vortrefflicher, aber etwas excentrischer junger Mann, der schon zeit längerer Zeit der einzigen Tochter des Hauses angelegentlich den Hof machte, ohne bisher von der etwas launischen Schönen das Jawort zu erhalten. Der schwere Tischwein und die zahlreichen Toaste hatten die gesammte Gesellschaft etwas warm gemacht, und eben war man im Begriff, zum hundert und so und so vielsten Male auf die Gesundheit des Geburtstagskindes anzustoßen, als plötzlich im Nebenzimmer ein Pistolenschuß fiel, der den allgemeinen Jubel in Todesschrecken verwandelte. Die beherzten Herren stürzten in das betreffende Zimmer, aus welchem ihnen die Tochter des Hauses mit den Worten: „Dort — Paul!" — entgegeneilte, wobei sie auf das geöffnete Fenster zeigte. Ein Weiteres war aus dem zitternden Mädchen nicht herauszubringen; der Bruder desselben aber sprang ohne Besinnen durch das offene Parterrefenster in den Garten hinab, wo er eben noch seinen Freund Paul W. die Gartenmauer überklettern sah. Schnell eilte er dem Flüchtigen nach und erreichte ihn gerade noch rechtzeitig in der Nähe der Weidendammer Brücke, um ihn daran zu verhindern, sich in das Wasser zu stürzen. Seine Bemühungen, den Freund zur Rückkehr in sein, St.'s väterliches Haus zu bewegen, blieben ohne Erfolg; er begleitete den Freund daher nach seiner Wohnung und übergab ihn der Obhut seiner Wirthin, worauf er selbst nach Hause zurückkehrte. Nachdem die Gäste sich entfernt und die Schwester aus dem Munde des Bruders Aufklärung über den Verbleib W's. erlangt hatte, theilte sie die Ursache der Störung des Festes mit. Vom Weine aufgeregt, war der junge Mann ihr in das Nebenzimmer gefolgt, um aus ihrem Munde Gewißheit über den Erfolg seiner Bewerbung zu erlangen. Im Widerspruch mit ihren innersten Gefühlen hatte sie ihm in neckischer Weise eine ausweichende Antwort gegeben, die von W. so ernst aufgefaßt wurde, daß er ein Pistol aus der Tasche zog und sich damit erschießen wollte. Erschreckt warf sich das Mädchen dazwischen; der Schuß entlud sich, streifte ihr Kleid und ging durchs Fenster. In demselben Moment hatte W. sich von ihr losgerissen und war zum Fenster hinausgesprungen. Wie sich später herausstellte, war die Kugel in eine dem Fenster gegenüberliegende Hundehütte eingeschlagen. Der junge Architekt hat von der Aufregung jener Nacht eine Krankheit davongetragen, der er vielleicht unterliegen würde, wenn nicht die unverkennbaren Beweise einer herzlichen Zuneigung Seitens seiner gänzlich umgewandelten Geliebten vortrefflicher wirkten, als alle Medicamente.

Digitized by Google

(Ein schreckliches Unglück.) Aus Realp vom 26. September geht der „National-Ztg." über ein von uns bereits gemeldetes Unglück, das sich auf der Gotthardstraße an jenem Tage zugetragen, folgende Privatmittheilung zu: Ich war gegen 10 Uhr mit einem Führer von Amsteg aufgebrochen und die herrliche Straße in bester Stimmung und unter heiterm Himmel bis zwischen Wettingen und Gäschenen hinaufgegangen, als uns plötzlich der Postomnibus mit zwei Pferden bespannt entgegenkommt, im langsamen Schritt um eine Ecke biegend. Wir sind vielleicht fünfzehn Schritte von ihm: ich schaue mir den Postillon, einen hübschen Menschen, an, bemerke auch wohl, wie sich die Pferde etwas sehr weit rechts halten, als plötzlich der Postillon zusammenschreckt, das Leitseil schnell anzieht und offenbar die Pferde zurückhalten will. Das linke Pferd (vom Abgrunde am weitesten entfernt) stürzt auf die Hinterfüße, da rollt der Wagen langsam, ganz langsam nach, der Postillon springt vom Bock, stürzt unter das Vorderrad, rafft sich schnell, anscheinend unverletzt, auf, aber das linke Vorderrad gleitet über den Rand; ich, meinem Führer um einige Schritte voraus, springe hinzu und versuche, mit allen Kräften den Wagen zu halten; vergebens, schneller und schneller rutscht der Wagen, mein hinzugekommener Führer reißt mich zurück und donnernd stürzt der Wagen mit seinen Insassen in die Tiefe hinab. Auf der ersten Matte schlägt er auf, das Vordertheil löst sich mit den Pferden vom Wagen ab, der nun in gewaltigen Sätzen der Reuß zueilt. An einem mächtigen Stein bleibt er mit zerschellten Rädern liegen, während im Innern des Wagens sich entsetzliches Geschrei hören läßt. Wir standen einige Augenblicke starr vor Schrecken, dann sprangen und kletterten wir hinab bis zu dem Wagen, aus dem sich acht bis zehn blutige Gestalten herauswinden, arme Italiener, todt im Augenblicke noch keiner, aber Alle schwer verletzt, zwei wohl kaum den heutigen Tag überlebend.

Frankfurter Theater.

Dritte, vierte und fünfte Gastdarstellung des Herrn Naudin.

Als uns der Theaterzettel Hrn. Naudin in der Rolle des Faust ankündigte, konnten wir uns der Vermuthung nicht entschlagen: diese werde mit den beiden vorausgegangenen nicht auf gleicher Höhe stehen. Und — die Vermuthung wurde im Verlauf der Aufführung zur Gewißheit. Der berühmte Gast besitzt nach unserer Meinung äußerst wenig von jenen Elementen, denen die wahre Gestalt des Faust entstammt, weder in Stimme noch Darstellung. Die blasse, matte Zierlichkeit, die beinahe durchgehends in seiner Leistung vorherrschte, paßt durchaus nicht zu dem Charakter, den die Volkssage und Goethe's meisterhafte Dichtung geschaffen haben und welcher dem deutschen Volke bereits zur typischen Figur geworden ist. Durch sie wird er keines echten Gretchen's Herz gewinnen oder gar schon im ersten Augenblick mit dämonischer Gewalt ihres ganzen Wesens sich bemächtigen. Dieß kann nur voller, kräftiger und schöner Männlichkeit gelingen. Faust erhält sie wieder, nachdem er den Verjüngungstrank geleert, den des Teufels Küche braute. Vorher mag er immerhin verdrossen sich geberden und durch sein langes, fruchtloses Studium in seinem ganzen Auftreten wie zerbrochen erscheinen. Will es ihm doch „schier das Herz verbrennen", da er sieht, „daß wir nichts wissen können!" Herr Naudin erschien in der ersten Scene als Greis mit weißem Haare und Barte, hierin wahrscheinlich der französischen Auffassung folgend. Uns scheint diese nicht richtig. Faust kann nicht so alt gewesen sein. War er es wirklich, so konnten solche Wünsche nicht mehr in ihm entstehen und selbst der Macht des Satans dürfte es da schwer geworden sein, ihm alle die verlangten „Qualitäten" wieder zu verleihen. Die im ersten Acte unbedeutende Leistung gewann im dritten etwas an Leben und Reiz, ohne jedoch selbst in der Arie und dem folgenden Duette besondere Wirkung zu erzielen, was mit wenigen Ausnahmen auch noch von dem späteren Theile derselben gesagt werden kann. Selbst das äußerst zahlreich versammelte Publikum schien dies zu fühlen. Die Beifallsbezeugungen, die es dem hier so außerordentlich geschätzten Sänger zollte, waren wenigstens weit minder zahlreich und von geringerer Lebhaftigkeit, als an den beiden früheren Abenden.

Diese kleine Schlappe zog aber keine nachtheiligen Folgen nach sich; denn bei der nächsten Gastdarstellung (Vasco di Gama), die als letzte angezeigt wurde, war das Haus in allen Räumen dermaßen überfüllt, daß nach Beginn des ersten Actes keine Karten mehr ausgegeben wurden. Und dieß ereignete sich trotz aufgehobenen Abonnements und erhöhter Eintrittspreise. Allerdings ist hierbei auch die Schaulust des Publikums nicht gering anzuschlagen, die in dieser letzten Oper Meyerbeer's und bei einer Ausstattung, welche für die hiesigen Bühnenverhältnisse eine äußerst glänzende zu nennen ist, hinlängliche Befriedigung findet.

Hr. Naudin war, so viel uns erinnerlich, der erste, der die so äußerst schwierige und anstrengende Tenorpartie bei den Aufführungen der „Afrikanerin" in der großen Pariser Oper übernommen hatte. Damals mag er wohl auch über größere Stimmmittel zu gebieten gehabt haben, die sicherlich unter der oft wiederholten gewaltigen Anstrengung nicht wenig leiden mußten. Hier wenigstens wurde er an Stimmkraft von Frau Fabbri und Hrn. Pichler überboten. Dieß schließt selbstverständlich nicht aus, daß er ihnen in Feinheit und Zierlichkeit der Ausführung überlegen war und in der großen Arie des vierten Actes, dem Glanzpunkte seiner Leistung, durch seelenvolle Innigkeit bedeutende Wirkung erzielte. Der ihm dießmal gespendete Beifall war bedeutend wärmer, als in der letztbesprochenen Rolle.

Das sicherlich bedeutende Cassenergebniß mag wohl veranlaßt haben, daß dem letzten Auftreten „auf Verlangen" noch ein „allerletztes" zugegeben wurde. Man wählte hierzu Verdi's „Troubadour", worin Herr Naudin den Manrico sang und durch sehr lebhaften Beifall des abermals bei aufgehobenem Abonnement, aber nicht erhöhten Eintrittspreisen höchst zahlreich versammelten Publikums vielfach ausgezeichnet wurde. Um uns nicht wiederholen zu müssen, fügen wir nur kurz hinzu, daß diese Tenorpartie zu den sogenannten Schreirollen gehört, mithin nur zum kleinsten Theile in jener Sphäre sich bewegt, worin der scheidende Gast so Ausgezeichnetes leistet.

Einen wahrhaft drolligen Eindruck machte die während des besprochenen Gastspiels auf unserer Bühne herrschende Sprachmengerei. Herr Naudin sang natürlich italienisch, die Uebrigen deutsch, mit Ausnahme der Damen Fabbri und Sessi, die so freundlich waren, in den Duetten mit dem Gaste sich seiner heimathlichen Sprache zu bedienen. Und unser gutes Publikum hatte die Artigkeit, bei diesem Conterfei des babylonischen Thurmbaues nicht zu lachen! △

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

A. Stademann in München: Mondscheinlandschaft. — Winterlandschaft. — Antonio Becker in Frankfurt: Im Walde. — Mertz in Brüssel: Dame, Laute spielend. — Friedrich Schierholz in Frankfurt: „Mozart"-Büste. — C. Rumpf in Frankfurt: Portraitbüste.

Städel'sches Kunst-Institut.

Sonntag, den 4. October, ist die Gallerie geschlossen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 4. October. **Preciosa**, Schauspiel in 4 Abtheilungen von P. A. Wolff. Musik von C. M. v. Weber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 253.)

Montag, 5. October. **Ein delicater Auftrag**, Lustspiel in 1 Act, nach dem Französischen von A. Ascher. Hierauf: **Concertstück** für das Pianoforte (F-moll) von C. M. v. Weber, vorgetragen von Fräulein Bertha Fried. Zum Schluß: **Der Dorfbarbier**, komische Operette in 2 Acten von Weidmann. Musik von Schenk.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 254.)

Dienstag, 6. October. **Aus der Gesellschaft**, Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 255.)

Mittwoch, 7. October. Neu einstudirt: **Iphigenie auf Tauris**, große Oper in 4 Acten. Musik von Gluck.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 256.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 277 und 278. Dienstag, den 6. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

4.

Die entscheidenden Würfel waren gefallen über Frankreichs Geschick.

Anarchie und Gewalt hatte an dem uralten Königsthron gerüttelt und er war zusammengestürzt über den Häuptern der Gekrönten und unter seinen Trümmern hatte er auch die Säulen desselben, den Adel, mitbegraben.

Auf dem Schaffot hatte der letzte Ludwig geendet, seine Wittwe schmachtete im Tempel, in den Händen Simons sein Sohn und auf den einst Gott geweihten Altären thronte schamlos die entblößte Göttin der Vernunft, Théroigne de Méricourt, ein Marat, ein Robespierre, sprach Recht und Gesetz, und verdammt war, der einen Namen trug, den seine Vorfahren mit Ehre und Glanz zum Ruhme Frankreichs bedeckt hatten, verdammt Der, dessen Reichthum oder Besitz die Habsucht eines beutelustigen Pöbels, oder dessen Gattin oder Tochter durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit einer der Räthe jenes entsetzlichen Bluttribunals auf sich zogen.

Es war ein düsterer, unfreundlicher Herbstabend, an die hohen Mauern des alten Bendèrschlosses Kerdingen pochte Sturm und Regen, in ohnmächtiger Wuth Einlaß begehrend. Noch waren diese stark genug, der Macht der Elemente zu trotzen; würden sie es auch sein, der entfesselten Leidenschaft der Menschen Halt zu gebieten?

Schon war mehreren adeligen Familien der Umgegend der Prozeß gemacht; die aus der Residenz gesandten Commissäre hatten ihre Güter für National-Eigenthum erklärt und sie selber auf's Schaffot und in die Verbannung gesandt.

Längst waren die königliche Regierung und die von derselben angestellten richterlichen Autoritäten vernichtet, und ein Revolutions-Comitè tagte in dem Kerdingen benachbarten Städtchen, als dessen Agenten man öffentlich den jetzt 23jährigen Pierre Lavergne bezeichnete, der seit einiger Zeit in seiner Heimath zu einer gefürchteten Persönlichkeit geworden war.

Man wollte Beispiele wissen, daß Leute, denen er Feindschaft geschworen hatte, plötzlich als Anhänger der Aristokratie vor Gericht gefordert wurden und spurlos verschwanden und Jeder hütete sich, den Zorn des einst Verachteten zu reizen. Dazu kam, daß er sich unter den Bauern des Dorfes und der niederen Bevölkerung der Umgegend großen Anhang gebildet hatte; stets besaß er die Mittel — woher sie kamen, wußte Keiner — ihren Leidenschaften zu fröhnen, und wenn sie im Wirthshause auf das Wohl des Spenders tranken, wagte Keiner ihn zu stören, wenn er sich in Schmähungen gegen die Aristokraten vergaß und die durch Trunk und Spiel Erhitzten zu offener Gewaltthat anreizte.

An jenem Abende aber war es still im Dorfe Kerdingen, feuchter, dichter Nebel breitete sich aus über Fluren und Häuser, aus denen nur hin und wieder ein Lichtschimmer durch die geschlossenen Läden hervordrang und nur das Bellen eines Hundes unterbrach hin und wieder das eintönige Plätschern des Regens oder das Pfeifen des Windes.

Auch im Schlosse war alles still und dunkel; auf Befehl der Gräfin wurden allabendlich die Thore verriegelt und eine Anzahl Gewehre in einem Saal des Erdgeschosses aufgestellt, womit die Dienerschaft im Fall eines Ueberfalles sich bewaffnen sollte, denn Leona von Kerdingen war entschlossen, ihr Eigenthum, das Eigenthum ihres Sohnes bis auf's Aeußerste zu schützen und hatte die dringenden Aufforderungen des benachbarten Adels, so lange es noch Zeit war, sich ihrer Flucht anzuschließen, abgewiesen. Vielleicht war die Standhaftigkeit der Dame eben die Ursache gewesen, daß man sie bis dahin unbehelligt gelassen hatte, vielleicht trug auch die völlig zurückgezogene Lebensweise der Gräfin Schuld daran, die allein, ohne eine andere Gesellschaft, als die ihres Kammermädchens Brigitta und ihres Arztes, ihre Tage verbrachte.

Frau von Kerdingen weilte in ihrem Boudoir, dessen hohe Fenster, deren Vorhänge aufgezogen waren, die Aussicht auf das Dorf gewährten. Wie in den Zeiten der höchsten Gewalt des Adels, stand sie ungebeugt, ohne den geringsten Ausdruck einer inneren Besorgniß am Fenster, in schwarzem Sammt gekleidet.

Auf Gueridons und unter dem hohen Trumeau brannten Wachskerzen auf hohen silbernen Armleuchtern, und das Wappen des Geschlechtes derer von Kerdingen war kunstvoll in die hohen Lehnen der mit rother Seide bezogenen Stühle und Sessel geschnitzt.

Im Hintergrunde des Zimmers war Brigitta mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt; die unschönen, aber dennoch gutmüthigen Züge der Dienerin drückten eine gewisse Spannung aus. Bald erhob sie den Blick zu der kostbaren Pendüle an der Wand, bald blickte sie durch das Fenster auf die in tiefster Stille liegende Ebene hinunter.

Jetzt wandte die Gräfin sich um, ihr ruhiger Blick traf das Antlitz des Mädchens, das unwillkürlich zusammenschrack.

„Kein Brief gekommen, Brigitta?“ fragte sie, seit einem Jahr bin ich ohne Nachricht von meinem Sohne. Ich habe die Herren der jetzigen Regierung in Verdacht, daß sie unsere gegenseitigen Briefe unterschlagen, und selbst meine nach Paris an die Centralgewalt gerichtete Bitte um Auskunft über den Grafen Victor ist ohne Antwort geblieben.“

„Mit Gottes Hülfe geht es ihm wohl, gnädige Frau“, entgegnete das Mädchen, „und bald wird die Prüfungszeit vorüber sein, alles gut werden; gewiß, gnädige Gräfin, Sie werden Ihren Sohn wieder sehen.“

Digitized by Google

Die Gräfin warf einen scharfen Blick auf Brigitten.

„Wer wollte daran zweifeln?“ fragte sie nach einer Weile. „Hast Du wohl durch Deinen früheren Anbeter, den Pierre Lavergne, der ja eine gewichtige Persönlichkeit geworden sein soll, Beweise des Gegentheils?“

Die Dienerin seufzte.

„Pierre achtet meiner nicht mehr“, erwiderte sie traurig, „sein Sinn strebt höher; was könnte ich seinem Ehrgeiz sein?“

Frau von Kerdingen lächelte verächtlich.

„So hat der alte Kammerdiener Baubert sich getäuscht, der den Bürger Pierre Lavergne vor einigen Tagen bei nächtlicher Weile im Schlosse umher schleichen gesehen haben will?“ fragte sie scharf.

Brigitte ward bleich und suchte vergebens eine Antwort zu stammeln.

„Meinst Du, ich durchschaue euch nicht Alle?“ fuhr die Gräfin fort, indem sie sich hoch aufrichtete. „Arme Betrogene, eine unselige Leidenschaft macht Dich zur Verrätherin an Deiner Herrschaft. Wohl sehe ich die Zukunft emporsteigen, ich sehe mich, als ein bis zuletzt aufgespartes Opfer der Rache und des Hasses eines Elenden, an jener Stätte enden, die zum Ehrenplatz für Frankreichs Adel ward, auf dem Schaffot.“

„Und steigt die Ahnung in Ihnen auf, gnädigste Frau!“ rief Brigitta leidenschaftlich, „so fliehen Sie, ich beschwöre Sie, gleich, noch in dieser Nacht, vielleicht ist es die letzte, die Ihnen gegönnt ist. Fliehen Sie, ich will Ihnen zur Seite stehen, ich will . . .“

„Du verräthst Dich, Brigitta, und gibst Dir eine Blöße“, unterbrach Leona von Kerdingen den Redestrom des Mädchens. „Ich aber zürne Dir nicht. Wie soll man Glauben hegen an Diener-Treue, wenn das Heiligste, wenn Adel und Religion zertrümmert liegt? Aber ich werde bleiben, bis zum Äußersten, es soll nicht heißen, die Gräfin Kerdingen sei feige geflohen; so lange ich athmen kann, soll das Eigenthum meines Sohnes nicht als National-Eigenthum betrachtet werden. Mag mein Schicksal kommen über mich; es ist besser, blind wallen unter der Fügung des Zufalls, als sich ohnmächtig aufbäumen wider den Willen des Verhängnisses.“

Brigitta blieb stumm vor dem entschiedenen Willen ihrer Herrin.

Aufs neue herrschte tiefe Stille im Gemach.

Die Thurmuhr des Schlosses verkündete drohend die zehnte Stunde des Abends, — langsam, geisterhaft, verschwand der Klang in der lautlosen Einsamkeit.

„Geh' zur Ruhe, Brigitta“, wandte sich die Gräfin an ihre Dienerin, „ich werde mich später allein entkleiden; jetzt habe ich noch Papiere zu ordnen und zu schreiben. — — Doch was ist Dir, Du zitterst ja.“

„Nichts, gnädige Gräfin, gewiß nichts, — ein Frösteln, ein plötzliches Unwohlsein.“

„Gehe!“ befahl Frau von Kerdingen mit scharfem Tone, „ich will allein sein!“

Brigitta verneigte sich tief. Der Ausdruck einer inneren Angst spiegelte sich in ihrem Antlitz wieder, als sie das Gemach ihrer Herrin verließ, um sich in ihr eigenes Zimmer zur Ruhe zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort für die Verunglückten im Schweizer Hochland. *)

In den letzten Tagen drängen sich die Hiobsposten über die Verheerungen, welche die jüngsten Wassergrößen im Hochlande, hauptsächlich im Tessin, in Graubünden und im St. Gallischen Oberlande, angerichtet haben. Die Nachrichten lauten zum Theil grauenvoll; ins genaue Detail einzutreten, dazu fehlt es für heute noch an der nöthigen Uebersicht. Es genügt schon, was wir heute wissen, um sich zu überzeugen, daß das Unglück dießmal im schweizerischen Hochgebirg eine schreckliche Ernte gehalten hat. Nach einer telegraphischen Depesche der Regierung von Tessin an den Bundesrath beträgt die Zahl der im Canton Tessin allein bisher Vermißten 50—60. Das Hochwasser gesellte sich in diesem Canton einen furchtbaren Bundesgenossen zu: den Berg- oder Erdschlipf. Die Wassermassen raubten ganzen Erdmassen ihren Halt und diese stürzten in die Thäler, in ihrem Sturze Alles im Schutt begrabend, was ihnen im Wege lag. So wurden im oberen Tessin an der Route über den Gotthard ganze Dorfschaften so zu sagen vom Erdboden vertilgt. In Folge der Bergschlipfe allein sollen einige 20 Menschen ihr Leben eingebüßt haben. Im Canton Graubünden und im obern St. Gallen war es besonders der Rhein, der, durch die vielen Zuflüsse aus den bündnerischen Hochalpen übermäßig geschwellt, aus seinen Ufern trat und schrecklich hauste. Die ältesten Leute wissen sich keiner Rheinhöhe zu erinnern, die der dermaligen nur von ferne gleichkam.

Der erste Eindruck, den die Trauerbotschaften hervorbrachten, war wohl der des stummen Entsetzens. Mit starrem Schauder steht man vor der gewaltigen Naturkraft, die in Einer Nacht, so zu sagen mit Einem Schlage, die jahrelange Arbeit von Tausenden von Menschenhänden auf lange, vielleicht auf immer vernichtete. Wie klein fühlt sich der Mensch bei solchen Erscheinungen der Natur gegenüber! Das stumme Entsetzen löst sich aber bald auf in das Gefühl des tiefsten Mitleids. Es drängt sich mit unwiderstehlicher Macht der Gedanke hervor: da soll und muß geholfen werden! Und wer ist wohl eher berufen, im vorliegenden Fall den Verunglückten die Hand werkthätig helfender Liebe zu bieten, als der Mitbürger des engeren und weiteren Vaterlandes? Ja, es ist eine heilige Pflicht aller Schweizer im In- und Auslande, ihren unglücklichen Brüdern in diesen Tagen der Noth und des Elends beizustehen. Das Vaterland ruft seine Söhne nicht nur auf gegen feindliche Heere, es ruft sie auch auf zum Kampfe gegen die feindlichen Elemente der Natur, welche, so gut wie ein äußerer Feind, Leben und Wohlstand der Bürger bedrohen. Da wie dort gilt das schöne, das ächt republikanische Wort, das schon an so manchem Feste mit Stolz ist ausgesprochen worden: „Alle für Einen, Einer für Alle“. Das ganze Schweizervolk soll das Elend der Mitbürger zu lindern streben; die republikanische Bürgerpflicht fordert es von ihm.

Aber es kann auch helfen. Das Jahr 1868 war durchschnittlich für alle Gauen des Vaterlandes ein reich gesegnetes. Alle Producte gediehen unter einer Sonne, wie sie sonst nur südlichere Himmelsstriche kennen, aufs Vortrefflichste. Im Verlaufe des Herbstes füllten sich Scheune und Keller mit reichlichem Ertrag. Seit Jahrzehnten hat kein Jahr solchen Ueberfluß erzeugt, wie das verflossene. Von dem gewonnenen Reichthum können die vom Unglück verschonten Bürger mit Leichtigkeit ihren verunglückten Mitbrüdern unter die Arme greifen. Das Jahr hat den Einen Hülle und Fülle, den Andern Noth und Elend gebracht. Vielleicht floß das Eine wie das Andere aus derselben Quelle, aus der über-

*) Aus dem Berner „Bund“.

Digitized by Google

mäßig heißen Temperatur des Sommers. Schon dadurch hat aber die Natur selbst es angezeigt, daß der Reichthum des Einen das Unglück des Andern auszugleichen suchen soll. Sie hat dem Einen gegeben, damit er dem Andern helfen kann. Gewiß wird es wenig Schweizer geben, welche, die Hand auf ihren vollen Säcken und Fässern, dem Ruf der mildthätigen Liebe ihr Ohr verschließen werden.

* * *

Ueber die Verheerungen im Bündner Lande und den Stand der Dinge, wie er sich beim Aufathmen vom ersten Schreck dem Beobachter darstellen mochte, schreibt ein Correspondent aus Chur dem „St. Galler Tagblatt" unterm 30. September Folgendes:

„Die gestörten Verkehrsverhältnisse lassen die Mittheilungen über die bedauerliche Katastrophe vom Sonntag auf den Montag nur spärlich fließen. Aus dem Schams und Rheinwald weiß man nur, daß der ganze Rofflapaß stark mitgenommen wurde; ganze Strecken der Straße seien hinweggespült.

Das Unglück ist eine vollendete Thatsache und Graubünden hat zwei schwere Tage zu beklagen. Wo eine absolute Zerstörung an Hab und Gut bei armen Leuten eingetreten (und das soll sehr zahlreich sein), muß die Hand der werkthätigen Liebe so viel wie möglich zu lindern suchen. Wo jedoch nur Verschlammungen, wie z. B. von Reichenau an bis hinab ins St. Galler Oberland, stattgefunden, dürfte es sich darum handeln, aus dieser Ueberdeckung den möglichsten Nutzen zu ziehen. Der Schlamm ist ein zersetzter Bündner Schiefer, der auch ziemlich viel Sand mit sich führt. Es wird nun die nächste Aufgabe sein, den Schlamm genau zu analysiren, um durch die Kenntniß seiner Bestandtheile auf die Behandlung desselben mit künstlichem Dünger geführt zu werden. Wo dieser grauschwarze Schlamm bisher in Bünden die Wiesen bedeckte, brachte er immer Vortheil. Freilich ist jetzt seine Ablagerung eine so mächtige, daß ohne kräftige äußere (künstliche) Unterstützung für längere Zeit wenig oder nichts zu hoffen sein wird. Durch die Beimischung von künstlichem Dünger dürfte sich ein Theil der Verheerung paralysiren, namentlich im oberen Rheinthal von Sargans abwärts bis Altstätten, wo die große Ausdehnung der Fläche auch eine günstigere Vertheilung des Schlammes möglich machte.

In Bünden hat die Fluth schon verheerender gewüthet wegen der engeren Thatflächen und wird wohl mehr mitgeschwemmt als abgelagert haben, mit Ausnahme der Thalerweiterung bei Chur. Möge es der landwirthschaftlichen Chemie gelingen, durch eine entsprechende Mischung des Schlammes mit künstlichem Dünger einen Theil der großen Summen an Verlust wieder aufzuwiegen.

Die Poststraße nach dem Engadin, die namentlich in Churwalden unterbrochen war, ist wieder hergestellt. Dagegen lautet eine Nachricht aus Misox sehr beunruhigend. Auf der Bernardino-Route scheint das Wetter ärger gehaust zu haben, als selbst im Schams. Von Chur aus konnte man am Sonntag Nachmittag beobachten, daß der Süden und Westen mit dichten Wolken behangen war. In Chur selbst regnete es nur mit ziemlichen Zwischenräumen, aber dann kurz und stark. Nur Nachts, etwa von halb 10 Uhr an, begann hier der Regen in einem ungewöhnlichen Maße und dauerte bis zum Morgen. Das Gewitter hier beschränkte sich nur auf einige elektrische Entladungen, dagegen hörte man von Nordost und Südost stark donnern. Sonderbarer Weise war die Temperatur Sonntag Nachts auffallend hoch. Mein Thermometer zeigte Nachts kurz vor 12 Uhr und nach einem fast dreistündigen „Herabschütten" (Regen konnte man diesen Niederschlag nicht wohl nennen) noch 12° Celsius. Erst am Morgen fiel der Thermometer. Der Föhnsturm vom Sonntag auf den Montag war ungemein heftig, dagegen Montag Morgens nicht außergewöhnlich."

Die Bemerkungen des Correspondenten bezüglich der Verschlammungen und des Nutzens, der aus denselben für den Grund und Boden gezogen werden kann, enthalten einigen Trost; aber derselbe schwindet sofort wieder zusammen, wenn man bedenkt, welch' ungeheuere Arbeit es erfordert, das Land dauernd von der auf ihm ruhenden Last zu befreien. Faßt man nebstdem die Gegenden in's Auge, wo der Fluß, statt Schlamm abzulagern, die Humusdecke fortgeschwemmt hat (und dieß soll nach den eigenen Angaben des Correspondenten vielerorts der Fall gewesen sein), so erscheint das eingetretene Unglück immer noch erschreckend groß. Immerhin ist es zu loben, wenn man in Fällen der Noth auch nach guten Seiten forscht. Muthlos im Elend zu verzagen, ist am Ende das größte Unglück, denn es führt unabweisbar zum Ruin, während eigener guter Wille, Gott und gute Menschen auch in der bittersten Noth noch helfen können.

Nach dem „Fr. Rhätier" wird der Hochwasserschaden im Canton Graubünden auf 1 Million Franken berechnet. Der Grund der Hochwasser werde von Sachverständigen in Erweichung der Gletscher durch den Föhn, der Grund der fast widerstandslosen Verheerung in der Abholzung und der daherigen Waldarmuth der Gebirge gesucht.

* * *

Die Berichte über die Verheerungen des Rheins im St. Gallischen Oberlande sind zum Theil wahrhaft haarsträubend. So berichtet unter anderm Jemand in der „St. Galler Ztg." Folgendes:

„Gegen Widnau hinunter wird der Rhein zum See, der jenes Dörfchen umschließt.

Manche Häuser ragen nur noch mit den Dächern aus der Fluth hervor. Der Winkel, in welchem Diepoldsau liegt, ist zur Insel geworden und auf dem großen fruchtbaren Felde von Kriessern bis Balgach dehnt sich wüste Wasserfläche. Der Hügel, an dem Montlingen liegt, ist beinahe ganz von Wasser umgeben.

Noch trauriger wird der Eindruck, wenn man sich dem Schauplatze der Verwüstung nähert. Die directe Straße von Altstädten nach Montlingen ist so tief unter Wasser, daß sie nur per Schiff zu passiren war.

Hart außer Oberriet sind die Wiesen und Kartoffelfelder mit Schlamm überzogen. Man muß auf Flößen von einem Hause zum andern passiren. Es ist ein trauriger Anblick, ein Wald von Fruchtbäumen, aber unter ihnen statt der grünen Matten ein grauer See, der mitten im Dorfe eine sehr starke Strömung hat. Hie und da arbeitet sich ein Mann durchs Wasser hindurch, um in seine Wohnung zu dringen, aus der er sich während der Nacht flüchten mußte; dort steuert auf einigen Brettern eine Familie mit einigen Feldfrüchten durch die Lagunen, wieder eine andere mit dem Bettzeuge auf dem Kopf sucht ihr Lager auf.

Das Vieh mußte in Eile auf die Anhöhe und dort unter den Bäumen untergebracht werden. Es muß eine furchtbare Nacht gewesen sein. Der Rhein brach an allen Orten ein, trotz aller Anstrengungen. Die Rheinmühle wurde weggeschwemmt. Seit Menschengedenken erlebte das vielgeprüfte Montlingen kein solches Unglück, denn bei der großen Ueberschwemmung von 1855 war der Wasserstand im Dorfe lange nicht so hoch, da damals der Bruch weiter unten stattfand.

Menschenleben ist in Montlingen keines zu beklagen, aber in Kriessern mußten Männer, die auf dem Wuhrkampf draußen holzten, elendiglich in den Fluthen umkommen, da kein Schiff in der Nähe war.

Die Montlinger sehen einem traurigen Winter entgegen; der größte Theil der Feldfrüchte wird verderben, geht in den Kellern oder noch im Boden zu Grunde. Die Altstädter senden für die

Digitized by Google

erste Noth Lebensmittel hin. Aber die größere Noth wird erst noch kommen."

Soweit der Correspondent.

Leider ist seine letzte Bemerkung nur zu wahr. Die größere Noth wird erst kommen mit der vor der Thüre stehenden Winterszeit. Das Elend der von der Hand des Geschickes in einer Unglücksnacht so schwer Erfaßten muß darum nachhaltige Mildthätigkeit und ausdauernde Bruderliebe in Anspruch nehmen. Hoffen wir, daß die oft bewährte Opferwilligkeit der Schweizer im In- und Auslande auch bei diesem unglücklichen Anlaß sich in einem Umfang zeigen wird, der den Gebern Ehre macht.

Der Stand des Bodensee's soll nach dem „Schweizerboten" in Zeit von 48 Stunden um 1 Fuß 3 Zoll Höhe zugenommen haben, wonach sich der ungeheure Wasserzufluß zu 9½ Quadratmeilen Flächeninhalt berechnen läßt.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine ungeheure Ironie) liegt doch darin, daß die Königin Isabella von Spanien, für die nun wohl die schönen Tage von Aranjuez auf immer vorüber sind, und welche nun manches Jahr Zeit haben wird, „fern von Madrid" über Dieß und Jenes nachzudenken, daß gerade diese Königin von gestern im Frühjahr d. J. die geweihte päpstliche Rose zugetheilt erhielt! In dem officiellen Begleitschreiben des Papstes hieß es damals wörtlich wie folgt: „Wir wünschen Dir, geliebte Tochter, durch ein ewiges Zeichen unsere Liebe zu bezeugen für Deine dem heiligen Stuhle geleisteten Dienste und Deine großen Tugenden (!!); die Rose ist mit Balsam und Muskat begossen, als Symbol des guten Geruches Christi ((wörtlich!), den Alle, welche an der Spitze der Gesellschaft stehen, durch ihre Handlungen und Sitten ausströmen sollten" ꝛc. Da nun der Papst bekanntlich nicht irren kann, so muß doch auch die Königin in partibus Isabella große Tugenden besitzen! Und trotzdem jetzt so einmüthig von ihrer Nation über die Gränze geschoben? Gesunkenes Jahrhundert!

(Die Feuersbrunst in Stanislau.) Man schreibt aus Lemberg vom 29. Sept.: „Ein entsetzlicher Brand verheerte am 28. d. die Stadt Stanislau. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die ganze Stadt von den Flammen verzehrt wurde, die Häuser, die geblieben sind, könnte man an den Fingern abzählen. Das Rathhaus ist ein Schutthaufen, alle Getreidevorräthe, der einzige und eigentliche Schatz der Gemeinde, sind vernichtet, das Archiv-, das Kreisamts-, Bezirksamts-, Magistratsgebäude, die armenische, die griechisch-katholische Kirche u. s. w. bieten nur noch Ruinen. Noch gräßlicher erscheint dieses Unglück, da dabei auch viele Menschenleben zu beklagen sind. Viele tausend Menschen, die vor einigen Tagen noch als wohlhabend galten, sind heute an den Bettelstab gebracht.

(Selbstmord.) Aus Berlin, 29. Sept., schreibt die „Kass. Z.": Am Sonntag Vormittag sollte die Trauung der Tochter eines höheren Beamten — in der Dorotheenstraße — mit einem reichen alten Herrn stattfinden. Die Braut hatte sich dem Verlangen ihrer Eltern gefügt, obgleich sie selbst einen entschiedenen Widerwillen gegen ihren Bräutigam zeigte und schon häufig die Drohung ausgesprochen hatte, unter allen Umständen die Trauung noch im letzten Augenblick zu hindern. Nachdem die Braut angekleidet war, erschien der Bräutigam; doch als derselbe die Erwählte seines Herzens begrüßen wollte, war dieselbe für ihn nicht zu sprechen. Sie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen. Alle Bitten der Eltern, des Bräutigams, zu öffnen, wurden nicht beachtet, und da in dem verschlossenen Zimmer eine tiefe Stille herrschte, öffnete man mit Gewalt die Thür. Und was fand man? Die junge Dame hatte sich in ihrem Brautstaat an einem Fensterriegel erhenkt. Sie wurde sofort losgeschnitten, und dem herbeigerufenen Arzt gelang es, sie ins Leben zurückzurufen. Von der Trauung mußte nun freilich unter diesen Umständen abgestanden werden.

(Eine Prophezeihung.) In einem englischen Blatte heißt es: Der Curiosität wegen sei erwähnt, daß Moore's Almanach (ein alter Kalender, der nicht nur Wetter, sondern auch Politik aus den Sternen wahrsagt) schon im vorigen Winter die Königin Isabella vor dem September 1868 gewarnt hat, denn das lange Verweilen des Saturn im Sternbilde des Schützen deute auf Sturm gegen sie und ihre Nachkommenschaft. Schade, daß man in Madrid diesen englischen Kalender nicht gekannt oder unbeachtet gelassen hat!

Kunst-Notizen.

Wiener Preislustspiele. Das Preisrichter-Collegium hat die endgültige Entscheidung über die eingereichten Lustspiele gefällt. Der erste Preis von 200 Ducaten fiel dem Lustspiele „Schach dem König", der zweite Preis von 100 Ducaten dem Lustspiele „Ueber den Parteien" zu. Bei Eröffnung der Namenscouverte erwies sich als Autor des erstgekrönten Lustspiels (welches man dem Baue und der Diction nach als von Gottschall herrührend gehalten hatte) der bis jetzt in literarischen Kreisen ungekannte Name des königlich bayerischen Polizeicommissärs Schaufert aus der Pfalz; als Verfasser des zweiten Preislustspiels Wolfgang Müller v. Königswinter. Was das dritte Lustspiel: „Ein Narr des Glücks" betrifft, welches die Preisrichter der Intendanz für ein Accessit zu empfehlen beschlossen haben, so wird das Couvert erst nach erfolgter Zustimmung der Intendanz geöffnet werden; man bezeichnet Benedix als den Verfasser. Außerdem wurden sechs Lustspiele zur Aufführung empfohlen, von denen man die Stücke: „Mademoiselle Bertin", „Frauenrechte" und „Ergänzungen" nennt. Eine schriftliche Motivirung für ihre Entscheidung, welche die Preisrichter der Intendanz übergeben haben, enthält die Erklärung, daß für die Auswahl der Preisstücke neben der relativen Vorzüglichkeit noch die Rücksicht auf die Vertretung der verschiedenen Gattungen des Lustspiels leitend war. Das erste Preisstück ist historischen Genres, und spielt unter Jacob I. von England (1603), derselbe, der eine polemische Schrift gegen das Rauchen verfaßte und dasselbe streng verbot; das zweite Lustspiel hat social-politische Tendenz, während das dritte der Intendanz empfohlene Stück ein Situationsstück alten Schlages nach Art von Benedix ist.

Coburg, 29. Sept. Gestern beging der durch Veranstaltung von 3 „Sängertagen" hier auch in weiteren Kreisen bekannte hiesige Gesangverein „Sängerkranz" sein 25jähriges Stiftungsjubiläum im beschränkten Kreise seiner Mitglieder. Briefliche und telegraphische Glückwünsche, theilweise mit Compositionen, waren eingegangen von Gotha, dem Wiener Männergesangverein, von Stettin, von den Componisten und Musikdirectoren Jul. Otto in Dresden, Möhring in Neuruppin, Aschirsch in Gera, Brand in Würzburg, Ragiller in Tyrol, Becker in Würzburg, Rohr in Meiningen, Emmerling in Nürnberg, Schmölzer in Steiermark und Müller in Dresden. Von den Gründern des Vereins waren 10 erschienen, welche besondere Ehrenplätze angewiesen erhalten hatten. Die Feier zerfiel in 2 Abtheilungen und zwar durch Begrüßung der Jubilare, Erstattung eines kurzen Berichts über den Verein von seiner Gründung an, Reden und Toasten und dergleichen in den mehr geschäftlichen Theil und durch ein vortreffliches Concert in den unterhaltenden Theil.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 6. October. **Aus der Gesellschaft**, Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 255.)

Mittwoch, 7. October. Neu einstudirt: **Iphigenie auf Tauris**, große Oper in 4 Acten. Musik von Gluck.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 256.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lit. = Druck und Verlag: Heiser und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 279. Mittwoch, den 7. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Langsam, eine Kerze in der Hand, die dämmernd Gänge und Corridore erhellte und hier und dort spukhafte Schatten hervorrief, stieg Brigitta in's obere Stockwerk empor und schloß die Thüre ihres Zimmers auf.

Eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, trat ihr entgegen.

„Erschrick nicht, Brigitta, ich bin's, Pierre Lavergne", flüsterte eine Mannesstimme.

„Unglücklicher, was willst Du schon wieder im Schlosse?!" rief Brigitta entsetzt, „man hat Dich gesehen, als Du zuletzt den Schlüssel zur Seitenpforte benutzend, Dich zu mir schlichest. — O vergeb's mir Gott und die heilige Jungfrau, daß ich mich von Dir bethören ließ, — und fest, fest hat mich die Leidenschaft an Dich gebunden!"

„Brigitta, meine Süße", flüsterte der junge Mann, zärtlich die Hand der Dienerin ergreifend, „lohnt Dir nicht die ganze Gluth meiner Seele Deine Liebe. Bald, bald ist Alles überstanden, Dir danke ich mein Glück, Dir allein."

„Mir sagte es die Ahnung, daß ich Dich finden würde, Pierre", unterbrach ihn Brigitta, „und geschworen habe ich mir, mit Dir zu reden und Dich anzuflehen um Erbarmen für meine Herrin. Pierre, Du bist mächtig, Du selbst rühmtest Dich Deines Einflusses auf die Herren, die über Tod und Leben entscheiden. Gönne ihr das Dasein — raube die Mutter nicht dem Sohne."

Pierre lachte auf.

„Du hast ein gutes Herz, Mädchen; wohl denn, um Deinetwillen mag sie leben, wenn auch die Nothwendigkeit es erfordert, sie noch in dieser Nacht als Gattin eines ci-devant zu verhaften und das Eigenthum der Kerdingen als Nationalgut zu erklären."

„Entsetzlich, entsetzlich!" wimmerte Brigitta. „Und was bleibt dem jungen Grafen, wenn er heimkehrt in das Land seiner Väter?" fragte sie tonlos.

„Der Tod", erwiderte Pierre kaltblütig, „denn sein Name befindet sich auf der Liste der Emigranten, die von der bestehenden Regierung aufgefordert, ihr Vaterland nicht wieder betreten haben. Er möge bleiben in der Verbannung, die er selber gewählt."

„Pierre, ich zittere vor Dir", flüsterte Brigitta. „Wehe über meine Leidenschaft, die mich zum Verbrechen treibt."

„Du kannst nicht zurück, wenn Du auch wolltest, wenn Du mich auch weniger liebtest, um mein Glück vor Augen zu haben. Warst Du nicht meine treue Gefährtin von dem heiligen Werke, mit dessen Vollziehung mich die höchste Gewalt beauftragte. Warst Du es nicht, die in meine Hand die Briefe legte, die die Bürgerin Kerdingen an ihren Sohn richtete. Sie alle befinden sich im Besitz des Tribunals, ein einziger reicht hin, zum Todesurtheil für seine Schreiberin zu werden."

Laut stöhnte Brigitta auf, die Qual ihres Innern stand sichtbar auf ihrem Antlitz geschrieben.

„Erschrick nicht, Liebchen, wenn sich Außergewöhnliches in dieser Nacht begibt", fuhr Pierre nach einer Weile fort. Die Nationalgarde, vielleicht auch ein Haufe Gesindels, werden in einer Stunde in's Schloß eindringen, ich habe ihnen die Lage der Seitenpforte genau angegeben und diese angelehnt, da ich mich zu Dir schlich. Noch aber bleibt ein Großes zu thun für Dich, Brigitta, ein großes, ein erhabenes Werk."

„Noch eine neue Schandthat!" rief das Mädchen entsetzt. „Willst Du mich der Hölle hier und Jenseits überliefern, Entsetzlicher?"

„Höre mich an", fuhr Pierre fort, ohne der Aufregung Brigittens zu achten. „Das Schloß birgt, Du selber vertrauteste es mir an, große Schätze an Gold und Edelsteinen, die in einem Keller desselben verborgen liegen. Ist Dir der Ort bekannt, wo sich die geheime Schatzkammer der Kerdingen befindet?"

Die Dienerin bejahte durch einen Wink. Angstvoll fragend blickte ihr Auge auf Pierre's Antlitz.

„Gut; so führe mich dort hin, ich will den Ort untersuchen und das Hauptsächlichste in Sicherheit bringen, ehe fremde Hand die Schätze zu berühren kommt. Geschwind, zeige mir den Weg!"

Brigitta sprang auf. Zum ersten Mal schien das Gefühl der Pflicht die rasende Stimme der Leidenschaft zu übertönen.

„Nimmermehr!" rief sie mit lauter Stimme. „Fluch über Dich, Du bist nicht der begeisterte Kämpfer für Dein Vaterland, wie Du mir vorspiegeltest. So lange ich Dich in diesem Lichte sah, so lange Du verachtet und verstoßen warst, vermochte ich nicht die glühende Liebe zu besiegen, die Du mir eingeflößt und die Dir die Herrschaft über meinen Willen gab. Jetzt aber verachte ich Dich, denn Du bist ein Dieb!"

„Dirne, willst Du schweigen!" rief Pierre in höchster Wuth, „Du willst mich verderben und Dich selbst auf's Schaffot bringen!"

„Mag ich sterben, da Du mich hintergangen, Du, den ich so wahr, so heißgeliebt, geliebt bis zum Verbrechen; was liegt mir noch am Leben?" schluchzte Brigitta krampfhaft.

Pierre biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten, eine Reihe finsterer Gedanken durchzog sein Inneres.

Plötzlich veränderte sich seine Miene; leise schritt er auf Brigitta zu und legte zärtlich, trotz ihres Sträubens, den Arm um ihre Taille.

„Lerne mich denn erkennen, Mädchen!" sagte er mit sanfter, schmelzender Stimme. „Ich bin besser, als Du Dir denken magst. Vernimm denn meinen Plan. Auf ewig ist der Reichthum für den rechtmäßigen Eigenthümer verloren, kommt der Besitz in die Hände der Regierung. Ich aber nehme ihn an mich, um, sobald es die

Digitized by Google

Umstände erlauben, den Besitz Dem zurückzuerstatten, dem er gebührt — Victor von Kerdingen, meinem Freunde."

Brigitta blickte durch Thränen zu ihm auf.

„Das wolltest Du, Pierre", flüsterte sie, „Du, der stets mit seinem Haß gegen das Geschlecht der Kerdingen groß that? Nein, nein, Du täuschest mich!"

„Hältst Du mich aller Ehre bar, Brigitta?" fragte Pierre dagegen. „Der Sohn Otfrieds kann nichts dafür, was sein Vater an Pierre Lavergne verbrach. Er vertraute mir, wie ein Bruder, und er soll sich nicht getäuscht haben. Aber das tiefste Geheimniß bedecke diese That, selbst Dir wollte ich sie verhehlen, denn die Zunge einer Frau vermag kein Geheimniß zu bewahren, und sicher ist uns Beiden das Schaffot, kommt die Kunde an das Ohr der Regierung."

(Fortsetzung folgt.)

Die Ueberschwemmungen in der Schweiz. *)

§* Bern, 5. October.

Aller Aufmerksamkeit wendet sich in der Schweiz dem furchtbaren Unglücke zu, welches Feuer und Wasser in den letzten Tagen und Wochen in den Cantonen Wallis, Tessin, Graubünden und Uri angerichtet haben. Schon vor vier Wochen ist in Wallis die Visp so angeschwollen, daß sie bei Vispach ihr Bett durchbrach, mehrere Häuser niederriß und ein neues Bett oberhalb in die Rhone sich grub, das breite Thal in einen See verwandelnd. Vor vierzehn Tagen kam dazu die Feuersnoth, indem das am Anfang des Rhonethales unterhalb des Rhonegletschers gelegene Dorf Obergestln gänzlich abbrannte und seine 265 Bewohner obdachlos machte. In Folge der neueren Regengüsse ist nun die Visp aufs Neue ausgetreten und hat neuen Schaden angerichtet.

Im Canton Tessin scheint der Fluß Tessin das ganze Thal auf zehn Stunden Weg weit, von Giornico bis nach Locarno, unter Wasser gesetzt zu haben. Der Langensee soll um 7 Fuß gestiegen sein. In Giornico, der Heimath unseres Gesandten bei der italienischen Regierung, des früheren Bundesraths Pioda, welcher sich soeben dort in Urlaub befindet, haben die Sturzbäche solch eine Masse Geröll von den Bergen heruntergeführt, daß die Steinhaufen bis an die Dächer reichten. Gegen 50 Personen sollen das Thal entlang ihr Leben verloren haben.

Kaum war diese Unglückspost eingetroffen, so kam die Nachricht, daß auch diesseits des Gotthard Gewitter und Regengüsse die Reuß bei Amsteg so angeschwellt haben, daß sie mehrere Häuser und Brücken weggerissen hat. Der Bundespräsident Dubs, der sich beeilt hat, die so schwer heimgesuchten Gegenden zu inspiciren, traf gerade zur Zeit der Katastrophe in Amsteg ein und konnte nur mit Mühe seinen Weg nach dem Gotthard fortsetzen.

Schlag auf Schlag aber kommen die Unglücksposten aus Graubünden und dem Rheinthal. Der Rhein steht 10—15 Fuß höher als sonst. Bei Ragaz ist das Thal ein See, viele Häuser und Brücken sind zerstört. An vielen Stellen ist der Eisenbahndamm eingebrochen, an einer Stelle auf eine Länge von 15—16,000 Fuß. Es wird wenigstens vier Wochen nach Ablauf des Wassers dauern, bis der Eisenbahnverkehr wiederhergestellt sein wird. An vielen Orten schweben die Schienen in den Lüften, nachdem das Fundament weggeschwemmt.

Soeben meldet der Telegraph, daß das Wasser in der letzten Nacht wieder bedeutend gewachsen und noch keine Aussicht auf Abnahme sei. Die Noth werde von Tag zu Tag entsetzlicher; Hülfe im großen Maßstabe sei nothwendig, wenn die betroffenen Rheinanwohner nicht zu Grunde gehen sollen. Aus Wallerstedt, wo große Aufregung herrscht, hat man soeben hundert Mann Hülfe mit Material nach Ragaz abgeschickt. Ganz Graubünden ist abgeschlossen.

Auch im oberen Rheinthal, da wo Vorder- und Hinterrhein zusammenfließen (bei Reichenau) herrscht Wassersnoth und ist viel zerstört worden.

Am ärgsten aber hat das von Wolkenbrüchen genährte Element im Gebirg gehaust. Das ganze Dorf Vals sammt der Kirche ist vom Wasser zerstört, das ganze Thal unter Wasser. Mit Mühe konnten die Menschen das nackte Leben retten. Der Verlust an Gut und Vieh ist unersetzlich. Auch der halbe Kirchhof ist weggeschwemmt, Särge mit frischen und halb verwesten Leichen werden von den Wasserfluthen hingetrieben. Man fand neben einem solchen Sarge eine Wiege schwimmen mit einem darin befindlichen noch lebenden Kinde, das gerettet werden konnte.

Der ganze Schaden, den die Ueberschwemmungen angerichtet, mag sich auf Millionen belaufen.

Da thut es wohl Noth, endlich zur Einsicht zu kommen, daß etwas geschehen müsse, um solchem Elend künftig vorzubeugen. Es ist kein Zweifel, daß der größere Theil, wenn nicht das ganze Unglück der zu großen Abholzung der Wälder zuzuschreiben ist. Sollte es Zufall sein, daß gerade in den von der Wassersnoth betroffenen Cantonen die Zerstörung und Ausrottung der Wälder die größten Fortschritte gemacht hat? In Tessin ist von Wald fast keine Rede mehr. Im größeren Theil von Graubünden und Wallis sieht es nicht viel besser aus. Als ich (1843) zum ersten Mal durch Uri die Gotthardstraße hinaufging, freute ich mich über den herrlichen Waldbestand. Zwölf Jahre darauf war fast Alles niedergehauen und an französische Speculanten verkauft.

Hoffentlich wird dieses große Unglück die Einsicht zum Durchbruch bringen, daß durchgreifende Maßregeln für die Wiederbewaldung des Gebirges, namentlich in Graubünden, Tessin und Wallis getroffen werden müssen.

*) Siehe auch gestrige Nummer der „Didaskalia".

Zur spanischen Revolution. *)

Das große Tagesgespräch in der auswärtigen Politik bildet das schnelle und unblutige Ende der spanischen Revolution. Obschon man schon lange den Zuständen auf der iberischen Halbinsel kein Zutrauen mehr schenkte, für so morsch hat man, namentlich mit Rücksicht auf die vielen früheren Revolutionen, die so zu sagen spurlos an der Dynastie der Bourbonen vorüberrauschten, den Thron der zweiten Isabella nicht gehalten. In Zeit von einigen Tagen sah sich die Königin ihrer ganzen Macht beraubt; eine einzige Niederlage des Generals Novaliches reichte hin, das Geschick eines alten Königshauses zu besiegeln.

Die Weltgeschichte hat hier mit ehernem Munde ein ernstes Urtheil gesprochen. Niemand, der einigermaßen die Geschichte Spaniens, namentlich in unserm Jahrhunderte, kennt, wird es läugnen, daß das Haus Bourbon seinen jähen Fall um Spanien mehr als verdient hat. Von Ferdinand VII., ja seit Karl II. im vorigen Jahrhundert hat es in Spanien keinen Bourbon gegeben, der die Interessen des Volkes und Staates auch nur von ferne ernstlich im Auge gehabt hätte.

Ferdinand VII. ist ein in der Geschichte gebrandmarkter Charakter. Zur Zeit seiner Gefangenschaft in Bayonne ein kriechender

*) Aus dem Berner „Bund".

Digitized by Google

Schmeichler gegenüber der napoleonischen Gewaltspolitik, welche von dem spanischen Volke mit bekanntem Heldenmuth und mit Erfolg bekämpft wurde, spielte er, nachdem ihn die Reaction wieder zurückgeführt und auf den Thron gesetzt hatte, demselben Volke gegenüber, welches so tapfer für seine Rechte eingestanden war, den launischen, eigenwilligen, despotischen Tyrannen. Die Reaction ist vielleicht nirgends in Europa in den Zehnerjahren unseres Jahrhunderts in so üppigem Flor gestanden, wie in Spanien. Ferdinand und seine Creaturen trieben das verzweifelte Volk so weit, daß es in den ersten Zwanzigerjahren zum Mittel der Revolution griff gegen die unerträglich gewordene Despotie. Französische Heere schlugen aber die Truppen der Aufständischen und stellten den Zustand der Reaction wieder her, die nun natürlich im Uebermuth eines Sieges, den Andere für sie errungen, ärger wüthete, als vorher.

In die Zwanzigerjahre dieses Jahrhunderts fällt der Abfall der spanischen Provinzen in Amerika vom Mutterlande. Um diese Länder haben die Bourbonen nichts Besseres verdient, als um Spanien selbst. Wenn die sog. Republiken in Mittel- und Südamerika nach Jahrzehnten noch nicht zu einer staatlichen Organisation kommen können, sondern stets fort aus einer Revolution in die andere geschleudert werden, so fällt der größte Theil der Schuld hievon auf die Mißregierung, die von Spanien ausging. Man kümmerte sich nur um das Gold der überseeischen Provinzen, nicht aber um deren geistiges und materielles Wohl. Der Golddurst führte die Hefe der Bevölkerung des Mutterlandes über das Meer und diese vergiftete das Volk der Colonie bis ins innerste Mark hinein! Ein Theil der daherigen Schuld fällt allerdings noch auf Rechnung der Habsburger, aber kein kleinerer auf die Dynastie der Bourbonen.

Die Nemesis wollte, daß dasselbe Schicksal, welches Spanien den amerikanischen Colonien bereitet hatte, in den späteren Jahrzehnten auch über das Mutterland hereinbrach — Anarchie und beständige Revolution. Nach Ferdinands VII. Tod brach der langjährige Kampf zwischen den sog. Christinos, den Anhängern der Mutter der nun abgetretenen Königin, und zwischen den sog. Carlisten aus, den Anhängern des Don Carlos, eines Onkels von Christine. Dem nachmaligen Herzog de la Victoria gelang es nach vielen Kämpfen, den Thronstreit endgültig zu Gunsten Christinens zu entscheiden. Was das Land aber unter den langjährigen Bürgerkriegen litt, das läßt sich nicht leicht beschreiben. Bürgerkrieg ist an sich die gräßlichste Art des Krieges und doppelt gräßlich, wenn er durch schranken- und zügellose Guerillas geführt wird, wie in Spanien. Kann man sich da wundern, wenn das Volk allmählich in Elend, Rohheit, Unwissenheit und Trägheit versank?

Unter der abgetretenen Königin Isabella wiederholten sich revolutionäre Bewegungen mit großer Regelmäßigkeit; doch trugen dieselben selten einen andern Charakter, als den von Militärrevolten, angezettelt von ehrgeizigen Generalen, deren einziges Ziel eine Ministerbank war. Eine tiefere Idee lag denselben schon aus dem Grunde nicht unter, weil das Volk geistig und moralisch bereits zu tief gesunken war, als daß es sich für eine Idee hätte begeistern können. Alle die sogenannten Revolutionen der O'Donnell, Narvaez, Prim, Gonzalez Bravo und wie die Häupter alle heißen, bezweckten nichts, als an leitender Stelle einen Personenwechsel.

Mannichfaltigkeiten.

(Außergewöhnlicher Glücksfall.) Die Section des schweizerischen Alpenclubbs in Bern hat eine Hütte am Triftgletscher, welcher, den Rhonegletscher nördlich fortsetzend, gegen das Thal von Gadmen abfällt, errichtet. Sie ist 12 Stunden von der Grimsel, 8 Stunden von Gadmen und 6 Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt. Von da sind fast ein Dutzend Bergspitzen von 11—12,000 Fuß leicht zu ersteigen. Ich selbst brachte schon vier Nächte da zu, um Dammestock, Schneestock, Henlerm, Thinberg u. s. w. zu ersteigen. Im vorigen Jahre wurde von dort ein Uebergang zwischen Dammestock und Galenstock nach der Furkestraße gesucht. Bei dieser Gelegenheit sah ein Führer hoch an einer Felswand etwas glitzern. Da nun die Gegend um den Galenstock längst als crystallreich bekannt war, so forschte derselbe in diesem Sommer mit Lebensgefahr näher nach und fand eine ganze Höhle voll Crystallen. Derselbe theilte den Fund seinen Gemeindegenossen von Gullannen mit; 40 Mann brachen mit Seilen und Leitern auf, sprengten den Eingang der Höhle und arbeiteten mit Macht, Nachts in der Höhle 23 Mann hoch schlafend. Die Ausbeute war colossal. Sie erbeuteten gegen 260 Centner Rauchtopase, wovon einige Stücke, die 1 bis 2 Centner wiegen. Da das Pfund zu 7—8 Franken verkauft wird, und große Stücke natürlich viel mehr kosten, so ist die Ausbeute gegen 200,000 Franken werth. Die Nachricht von diesem Fund regte sofort den Neid der Urner, in deren Gebiet die Höhle sich befindet, an. Da man die an Seilen herabgelassenen Crystallstücke über die Furke schaffte, so ließ die Urner Regierung dort einige confisciren. Man hat sich aber jetzt gegen Abgabe eines Antheils geeinigt. *g.

(Brandunglück.) Aus Schneeberg vom 30. September wird dem „Dresdener Journal" gemeldet: „Vergangene Nacht gegen 11 Uhr brannten in Neustädtel die auf dem sogenannten Gebirge isolirt gelegenen alten hölzernen Häuser des Bergarbeiters Heinrich Mehlhorn und Eduard Schellers total nieder. Leider ist bei diesem Feuer der Verlust mehrerer Menschenleben zu beklagen, da in dem Hause des Mehlhorn, woselbst das Feuer ausgekommen ist, die 42 Jahre alte Wittwe Friederike Mehlhorn, deren zwei Kinder, Auguste, 15 Jahre, und Gustav, 8 Jahre alt, sowie deren Enkelin Maria Lina Mehlhorn, 4 Jahre alt, welche sämmtlich in tiefem Schlafe gelegen, mit verbrannt sind. Außerdem haben eine 21 Jahre alte Tochter der Wittwe Mehlhorn, sowie eine andere zehnjährige Tochter derselben nicht unerhebliche Brandwunden erhalten."

(Deutsche Kunst bei den Mormonen.) Die Schauspielerin Scheller hat in der Mormonenstadt ein Gastspiel begonnen. Sie setzt, wie dem Newyorker „Demokrat" aus Salt Lake City, 20. Juli, geschrieben wird, ihr Gastspiel im dortigen Theater fort, wird aber während der heißen Jahreszeit nach Helena, Montana, gehen, um dort ein achtwöchiges Gastspiel am 10. August zu beginnen. Anfangs October setzt sie ihr Gastspiel in Salt Lake City wiederum fort. Sie ist ein großer Liebling des dortigen Publikums geworden. Das „Aschenbrödel" wurde zwei Wochen lang mit großartiger Ausstattung gegeben. Es sei zu staunen, dort in der Wüste, 1000 Meilen vom Missouri entfernt, in einem Theater, welches mit den schönsten dieses Continents, rivalisirt, solche Pracht entfaltet zu sehen. Das Ballet war ungemein stark, mit längeren Kleidern als üblich ist; die Chöre waren ausgezeichnet und die scenischen Effecten großartig. Am 24. kommt zur Feier des Einzuges der Pioniere (beim Bau der Pazificbahn) der „Muttersegen" zur Aufführung. Nachmittags eine „Cinderella Matinee." Jeder Sitz in dem ungeheuren Hause ist bereits verkauft. Präsident Young findet sich regelmäßig im Theater ein und freut sich über das „Aschenbrödel" wie ein Kind. Einige seiner Töchter tanzten im Ballet. A. Daly's „Unter dem Gaslicht" rief große Aufregung hervor. Viele der Mormonen haben noch keine Eisenbahn gesehen, und als der Zug über die Bühne raste, erhob sich das Publikum und brach in furchtbaren Jubel aus. Der Eisenbahnzug war natürlicher Größe, 6 Wagen stark, das Rollen der Wagen

Digitized by Google

auf den Schienen und die Feuerfunken aus dem Schornstein sprühend, täuschend nachgeahmt.

(Neue Erfindung.) Auf dem Mersey ist eine neue Erfindung von Mr. Read geprüft worden, welche durch eine einfache Einrichtung die Gefahr der Collision zwischen zwei auf See befindlichen Schiffen bedeutend vermindert. Der Apparat besteht aus einer sinnreichen aber einfachen Verbindung des Steuerruders mit den Steuer- und Backbordlichtern bei Nacht und mit Flaggensignalen bei Tag, wodurch jede Bewegung des Steuers auf eine weite Strecke hin sichtbar wird. Die Verbindung ist vermittelst eines Seiles ohne Ende hergestellt. Die Experimente lieferten den günstigsten Erfolg und zeigten, daß die neue Erfindung auch für taktische Operationen zur See sehr zweckmäßig sein werde, indem sie den Lauf der Schiffe, deren unterer Theil unsichtbar ist, durch Signale vom Mastkorb angibt.

(Die Primaner.) Stettenheim's „Berliner Wespen" machen darauf aufmerksam, daß es die liebe Schuljugend ist, von der neuerdings die politische Bewegung im europäischen Westen ausgeht. Ihr widmen sie die Strophe:

„Wie in Frankreich jüngst die Knaben
Forsch den Kampf begonnen haben,
Geh'n in Spanien famos
Plötzlich die Primaner los!"

Museum.

Dem durchgängigen Zug der Frühzeitigkeit dieses Jahres folgend, hat die Museumsgesellschaft, und zwar diesmal vor ihren Concerten, mit den wissenschaftlichen Vorträgen bereits die Soison begonnen.

Den Anfang machte Professor H. Hettner von Dresden mit einem Stoff, entnommen demjenigen Gebiet, welches, so Anerkennungswerthes Hettner auf einem andern duech seine unübertreffliche „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" geleistet hat, doch als sein ursprüngliches und sein hauptsächliches Fach anzusehen ist. Er sprach über „Raphael's Stellung zu Religion und Kirche". Der überaus interessante, feingegliederte Vortrag gab eine Novität von überraschender Wirkung, und dafür, was vor Allem hervorzuheben, einen überzeugenden Beweis.

Die Sixtinische Madonna, von deren Werthung die Betrachtung ausging, zeigt im Gegensatz zu der bisher, nachdem er sich von dem Einfluß der Umbrischen Schule befreit, von Raphoel eingehaltenen Bahn, seine religiösen Vorwürfe in idealrealer „Diesseitigkeit" zu behandeln, — eine ganz andere Auffoffung, ein Abwenden vom Irdischen, einen visionäeen Charakter. Die Beeglеichung mit der Madonna di Fuligno läßt das am deutlichsten erkennen. Dasselbe Vortreten des Moments mystischer Verzückung kehrt in den gleichzeitigen Bildern (1517—20) wieder, in der h. Cäcilie, der Vision des Ezechiel und insbesondere in des Meisters letztem Werk, der Transfiguration, ist olso vollbewußt beabsichtigt, voraussichtlich sogar tendenziös. Den Grund dieser Eeschеinung hat Hettner gefunden in der großen reformatorischen Zeitbewegung und in dem Bedürfniß, deren heranfluthender Wirkung, einer Gegenströmung dienstbor, zu widerstehen. Zur Motivirung seines Satzes griff der Redner zunächst auf die Renaissance zurück, indem er den allumfassenden Einfluß des Humanismus schilderte, in Folge dessen selbst das Oberhaupt der Kirche auf den altgeheiligten Petrusstätten einen neuen Tempelbau in antikisirenden Formen erstehen ließ, — die Stanzen Plato, Apolla und die Musen neben den Erzvätern und den Aposteln, neben dem Dogma die Philosophie und die Künste als gleichberechtigt darstellen durften, — ja in der Disputa dos Ketzerhaupt G. Savanorola's nicht fehlte. Dieselben Humanisten aber, Costiglione, Bembo, Carafa ꝛc. erschraken — wie Erasmus — vor den Consequenzen der von ihnen geförderten und getragenen Bewegung, da sie sich zur Reformation ausgestaltete, und schlossen sich zum Widerstand zusammen. Wie der Vortrag überzeugend belegte, empfing Italien den Anstoß sehr bold, und die Reaction rüstete sich in Rom früher, als L. Ranke in seiner „Geschichte der Päpste" annimmt, schon in den letzten Lebensjoheen Raphael's. Er, der in dem nächsten Verkehr mit den hervoeragenden Männern seiner Zeit stand, mußte von den herrschenden Einflüssen berührt und erfaßt werden, er mußte den mitempfundenen Eindruck, die gleiche Strebung künstlerisch ausformen. Und dasselbe begegnet uns in Coreeggio, der so seine „Nacht" schuf, selbst in Titian, wie seine Martyrien des Petrus und des Laurentius beweisen. Da sich die Gegensätze für immer schieden, führte die neue Richtung in künstlerischer Beziehung zu der herrlichen Blüthe der Niederländer und culminirte in Shakespeare, die italienische und die spanische Schule dagegen gelangte in ihrer propagandistischen Tendenz zum finstern Zelotismus, in die Schauer der Marter- und der Büßerbüder. Den gottbegnadeten Urbinaten in seinem harmonischen Schönheitsgefühl konnte der Glaube und die Kirche nur zu neuen, herelicheren Werken erwecken. ⊙

Kunst- und Literatur-Notizen.

Frankfurt. Unser Landsmann, Herr Konrod Hallenstein, vom Theatre zu Prag, welcher bei unsern Kunstfreunden noch in bester Erinnerung steht, hat dor Kurzem im königl. Schauspielhaus zu Berlin mit glänzendem Erfolge gastirt. Auch die nicht so leicht zu befriedigende Berliner Kritik ist einstimmig in der ehrenden Anerkennung des Künstlers. Unter den vielen uns vorliegenden Referaten der Berliner Zeitungen greifen wir auf's Gerothewohl eines der kürzeren heraus. „Keiner der Borgänger des Herrn Hallenstein, welche Hrn. Hendrichs ersetzen sollen, kann sich mit diesem Künstler in Bezug auf die Mittel vergleichen. Hr. Hallenstein bringt eine schöne, imposante Erscheinung und ein noch mehr imposantes Organ mit, wie wir es kaum je gewaltiger gehört haben. Zu diesen äußeren Eigenschaften tritt eine innere Gefühlswärme, welche sich bis zur Leidenschoft steigert und den Künstler zu großartigen Momenten führt, an denen sein Uriel Acosta von Act zu Act reicher wurde. Dogegen glauben wir, es erübrigt für den Gast noch, sich in der reichen Fülle seiner Mittel zurechtzufinden, Licht und Schatten gleichmäßig zu vertheilen und die richtige Steigerung zu erzielen; gelingt ihm dieß, so erreicht er die Stufe eines Künstlers ersten Ranges. Das Publikum rief den Künstler stürmisch hervor und hoffen wir, daß sein Gastspiel zu einem Engogement führen möge, da wir einer solchen Kraft dringend bedürftig sind."

Ueber das fünfte Mecklenburgische Musikfest in Schwerin entnehmen wir den „Signalen für die musikalische Welt" Folgendes: „In den Tagen vom 20. bis 22. September ward in Schwerin das fünfte Fest des Mecklenburgischen Musikvereins gefeiert. Das Programm bestand für den ersten Tag aus „Israel in Aegypten", für den zweiten aus Scenen aus Gluck's Iphigenie und der siebenten Sinfonie von Beethoven; das dritte Concert beschränkte sich neben einigen Ouvertüren auf Arien, Lieder und Chöre. Frau Harriees-Wippern, Frau Joachim, die Herren Schild, Karl Hill und Krouse, so wie Meister Joachim bildeten ein Ensemble, wie es nicht glücklicher gefunden werden konnte. Die ganze Schaar stand unter der trefflichen, bei diesen Festen oft bewährten Leitung unseres Hofkapellmeisters A. Schmitt. Was die Aufführung des Israel betrifft, so glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir solche eine mustergültige nennen. An Blumen und sonstigen Ovationen für den Dirigenten und die Solisten fehlte es nicht. In Anerkennung ihrer Verdienste sind Frau Harriers-Wippeen und Frau Joachim mit kostbaren Armbändern, Herr Joachim mit der großen Verdienst-Medoille für Kunst und Wissenschaft und Herr Kapellmeister A. Schmitt mit einem sehr werthvollen Beillantring von Sr. königl. Hoheit dem Großherzog beschenkt worden."

„Im Wellenrauschen", Roman von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). 2 Bände. (Jena, Hermsdorf.) Der Hauptzweck dieses Buches ist die Darstellung der Ehe mit ihren Pflichten und Rechten. Die Auffassung der Verfasserin mag im Ganzen die des Geschlechtes sein, leidet aber an Schwankungen und Inconsequenzen. Sie verhandelt dir physiologischen Seiten mit philosophischer Rückhaltlosigkeit, jedoch mit weiblicher Zaetheit des Ausdruckes. Die Fäden der Geschichte werden im Nordosten Europas gesponnen und laufen bei den Gegenfüßlern in Neuseeland aus, in einer uns nicht befriedigenden Weise. Gute Zeichnungen wechseln mit allzu breit ausgeführten, Lebenswahrheit mit Phantastik. Großartig ist die Schilderung des, sonst nicht gar heroischen, Helden bei der Rettung Schiffbrüchiger I. 119.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 7. October. Neu einstudirt: **Iphigenie auf Tauris**, große Oper in 4 Acten. Musik von Gluck.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 256.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kit. = Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 280 Donnerstag, den 8. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen warf sich zu den Füßen Pierre's.

„Verzeih', verzeih'", flüsterte sie, „ich verkannte Dich; ich bin eine Thörin und Du ein Heiliger. Ja, ich will Dir den Ort zeigen, noch mehr — den Schlüssel selber zum Gewölbe vermag ich in Deine Hände zu geben, er liegt im mittleren Fache des Schreibtisches der Gräfin, der in ihrem Boudoir steht und eine Feder .... Gott, was ist das!?" unterbrach sie sich, todtenbleich werdend.

In der That schallte ein dumpfer Lärm von den unteren Räumen des Schlosses empor; man vernahm murmelnde Stimmen, die allmälig anschwollen, — plötzlich einen Schuß, der mit lautem Krachen in allen Winkeln des Schlosses wiederhallte.

Pierre stampfte grimmig mit dem Fuße.

„Verflucht, wir haben zu lange gesäumt!" rief er. „Die Dummköpfe kommen früher, als man sie beordert. Uns bleibt nur ein Weg. Komm', zum Arbeitszimmer Deiner Herrin!"

„Pierre, was hast Du vor?" rief Brigitta, sich an ihn klammernd. „Großer Gott, was steht uns bevor?"

Lavergne riß sich los, einen unverständlichen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd.

Von Brigitta gefolgt, eilte er in's untere Stockwerk, während vom Erdgeschoß wilder Lärm tönte und die im Schlaf überraschten Diener des Hauses den Eindringenden Gewalt entgegen setzten.

Mit der Oertlichkeit des Hauses wohl bekannt, stieß Pierre die Thüre des Zimmers der Gräfin Kerdingen auf, das er leer zu finden und die Besitzerin zur Ruhe gegangen wähnte; er hatte sich getäuscht — — stolz wie eine Königin, hochaufgerichtet in ihrem schwarzen Sammtkleide, trat die Edeldame den Ueberraschten entgegen.

„Ich erwartete Euch", sagte sie ruhig, während ein bitteres Lächeln ihren Mund umspielte. „Ihr seht, ich bin bereit."

Rasch, wie immer, hatte sich Pierre gefaßt.

„Keine Declamationen, Bürgerin, die Zeit drängt", sagte er rauh. „Die Municipalbeamten werden sich sogleich Ihrer bemächtigen. Retten Sie Ihrem Sohn das Vermögen, das ich in meine Huth nehmen will, — geben Sie mir den Schlüssel zum Gewölbe."

„Geben Sie ihn, gnädige Frau!" rief Brigitta flehend, „er meint es gut mit unserem jungen Herrn, er wird auch Sie retten — hören Sie ihn!"

Die Gräfin lachte auf.

„Mich trügst Du nicht, Judas Ischariot!" antwortete sie. „Besser ist das Eigenthum der Kerdingen in dem Grund des Meeres geborgen, als in Deiner Hand. — Du erhältst nicht den Schlüssel!"

„So muß ich Dich zwingen, klug zu werden, Weib!" schrie Lavergne wüthend, und — die Gräfin zur Seite schleudernd — schlug er mit mächtiger Faust gegen das mittlere Fach des Schreibtisches, daß es krachend von einander sprang.

Geräuschlos griff er in die Oeffnung und triumphirend zog er den Schlüssel hervor, der das Schatzgewölbe erschloß.

Es kam die Stiegen herauf, tobend, fluchend, man hörte das Siegesgeschrei des Pöbels, das sich den Beamten und Bürgern der einen und untheilbaren Republik nachdrängte, um seine Plünderungslust zu befriedigen; man vernahm das Stöhnen der Schwerverwundeten, die im Kampfe für Leben und Eigenthum ihrer Gebieterin gefallen waren; selbst das starke Herz der Gräfin erbebte bei diesen Tönen und Todtenblässe überzog ihre Wangen.

Mit sich die halb besinnungslose Brigitta schleppend, eilte Pierre in's Nebenzimmer und von dort durch einen Seiten-Corridor in's Souterrain des Schlosses.

Der Reichthum der Kerdingen war in seinem Besitz; gierig erbrach er die eisernen Kisten, mit Gold und Kostbarkeiten angehäuft; er füllte seine Taschen, daß er die Schwere kaum zu tragen vermochte, er belastete seine Helferin — und nun hinauf auf verstohlenem Wege in's Zimmer Brigittens, das Geraubte zu verbergen, während unten die Vertreter der Republik durch die parquettirten Säle tobten und in blinder Wuth die kostbare Einrichtung derselben zertrümmerten, während rohe Schergen, von roheren, der Hefe des Volkes entsprossenen Anführern geleitet, die Bürgerin Kerdingen in den vergitterten Wagen schleppten, der bereits so manchen adeligen Namen zur letzten Fahrt in den Kerker und aus ihm vor das Tribunal und auf's Schaffot gebracht hatte.

5.

Zwei Jahre sind dahin gestrichen an dem Rade der Zeit; die blutrothen Wogen, die verzehrend vom Sturm der Revolution gepeitscht, über Frankreich zusammengeschlagen waren, flossen zwar gedämpft, aber immer noch grollend.

Marrat und Robespierre hatten geendet, die Guillotine arbeitete nicht mehr Tag und Nacht, und mildere Zungen sprachen die Gesetze des Landes.

In seine Rechte war der Schöpfer auf's neue eingesetzt und da man nichts gegen seine Wiederschaffung einzuwenden hatte, so wagte auch der Adel allmälig und verstohlen, freilich ohne jeden hochtönenden Titel, sich wieder im Lande blicken zu lassen.

Auch dem Antlitz jenes jungen Mannes in schwarzer Kleidung, der an der Seite einer Dame von hoher Schönheit und sanften Zügen im offenen Wagen dahin fuhr, den Weg entlang, der zum Schlosse Kerdingen führte, las man eine höhere Abkunft ab.

Digitized by Google

Zu beiden Seiten von der Frühlingssonne eines linden Nachmittags bestrahlt, breiteten sich die gesegneten Fluren der Vendee aus, und manch heller Gruß, manch lustiger Sang tönte aus dem Munde der auf dem Felde beschäftigten Burschen und Mägde den fremden Herrschaften entgegen, und wie Frühlingssonnenschein glänzte es in den Zügen der jungen Leute, wenn auch hin und wieder eine düstere Wolke die Stirn des jungen Mannes umschattete.

„Bald ist unser Ziel erreicht, meine Alice", wandte er sich an seine Begleiterin, „wie wird sich Pierre, der treueste der Freunde des unerwartet Heimgekehrten, freuen, wenn auch meine Mutter, die der Rasen deckt, nicht mehr die Schwiegertochter zu begrüßen vermag, noch den so lang entbehrten Sohn."

„Die Liebe der Gattin, die des Freundes, Victor, möge Dir Ersatz für die Verlorenen gewähren", erwiderte Alice mit lieblicher Stimme und bald", — sie schmiegte sich zärtlich an ihn, — „bald wird ein drittes Wesen unser Glück vollenden. Möge es, wenn ein Sohn, seinem Vater gleichen an Edelsinn und Herzensgüte."

„Und wenn ein Mädchen, seiner Mutter an Liebreiz und Tugend", fiel Victor ein. „Stets soll die Freude seine Wiege umgeben; Dank meinem Pierre, der meinen Besitz gerettet im Sturm der Revolution, — aber wir werden es ihm danken, Alice; als Freund, als Bruder, weile er in unserem Kreise — und auch Du wirst ihn lieb haben, nicht wahr? Du wirst den Beschützer Deines Gatten nicht verachten?"

„Schon da Du ihm wohl wißt, besitzt er mein Herz", erwiderte die junge Frau, innig die Hand des Gatten pressend.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ueberschwemmungen in St. Gallen, Graubünden und Tessin.

m Aus der Ostschweiz, 6. October.

Nicht leicht konnte man sich ein lachenderes Bild denken, als das, welches das obere Rheinthal von Chur bis zum Bodensee dem Touristen noch bis vor zehn Tagen darbot. Eine prachtvolle Wein-, Obst- und Kartoffel-Ernte stand entweder noch auf den Fluren oder heitere Menschen beschäftigten sich mit deren Einheimsung, von einem trockenen, herrlichen Herbstwetter begünstigt. Doch „mit des Geschickes Mächten, ist kein ewiger Bund zu flechten" — denn ach! heute liegt der größte Theil dieser gesegneten Flur unter tiefem Schlamme und einem grauen Strome, welcher bei Montlingen im St. Gallen'schen Rheinthale ausbricht und sich über die Felder, breiter als der Rhein selbst, ergießt, dann bei Au staut und langsam in den Rhein abfließt. Er nimmt das Ackerland bis auf das Torflager darunter mit sich fort und alle Früchte sind verloren, sowohl die auf dem Felde stehenden, als die eingeernteten. Denn die Fluth kam so plötzlich, daß keine Vorräthe gerettet werden konnten und die Häuser der Ortschaften vom Keller bis zum Dach unter Wasser stehen und viele der Gewalt der ersteren gewichen sind. Das gleiche Schicksal haben die Ortschaften Sevelen, Räfis, Buchs, Haag, Salez u. s. w., denn es haben gegen zwanzig Dammbrüche am Rheine auf schweizerischer und neun auf deutscher (lichtenstein'scher) Seite stattgefunden. Am breitesten hat sich aber die Fluth in der Erweiterung des Thales zwischen Sargans und Ragaz ausgedehnt. Hier sendet die wilde Tamina ihre Gewässer in den Rhein und drohte dem schönen Badeorte schwere Gefahr, die jedoch Gottlob bis jetzt nicht zum Aeußersten gediehen ist, indem sich die Tamina seitwärts lenkte und nur das ausgetretene Nebenwasser des Rheines vermehrt, das die ganze Thalsohle ausfüllt und die Bahnhöfe von Sargans und Ragaz unter Wasser setzte. Glücklicherweise erfolgte aber dort der Dammbruch unterhalb der Eisenbahnbrücke, die von Ragaz nach Meienfeld führt, und dieselbe widerstand mit ihren eisernen Pfeilern trefflich dem Andrange der mit Holz, Hausgeräthschaften und Trümmern bedeckten Wogen.

Nicht minder arg haben Vorder- und Hinterrhein in den Thälern Graubündens gehaust. Hier ist es, den Rhein aufwärts gehend, zuerst der Ort Haltenstein unterhalb Chur, der gänzlich überschwemmt wurde. Dann haben die Fluthen bei Thusis und in der Rosla unterhalb Splügen arg gehaust, so daß die Splügenroute unfahrbar ist. Auch die Nebenflüsse des Vorderrheines, besonders der bei Ilanz in denselben mündende Glenner, haben furchtbare Verheerungen angerichtet, besonders im schönen Orte Platz im Valser Thale, wo der Kirchhof und mehrere Gebäude mit fortgerissen warden, und im Badeorte Peiden, wo sämmtliche Quellen unbrauchbar geworden sind.

Wie die Splügenroute, so ist nun auch die Gotthardpassage für mehrere Wochen unterbrochen. Denn nicht nur hat bei Amsteg die Reuß bedeutende Verheerungen angerichtet, sondern die schlimmsten werden vom Südabhange der Straße, aus dem Canton Tessin, gemeldet. Hier haben der Tessin und seine Zuflüsse Bremo und Maggia das Livinen-, Blenio- und Maggia-Thal vollständig überschwemmt und die Thalerweiterung bei Bellinzona in einen See verwandelt. Das Schlimmste ist aber der Verlust an Menschenleben, der in Tessin bis 1. October auf 50 Personen anstieg, während derselbe im Canton St. Gallen 5 Personen betrug.

So standen die Sachen bis vorigen Donnerstag und man hoffte, namentlich im St. Galler Gebiet, durch die unerhörtesten Anstrengungen die Dammbrüche wieder herstellen zu können, wozu die Direction der hart geschädigten vereinigten Schweizerbahnen, die Cantonsregierung und die Gemeinden alle Kräfte aufgeboten hatten. Allein seit Freitag stieg der Rhein wieder bedeutend und hat durch die furchtbaren Regengüsse in der Nacht von Samstag zu Sonntag und den ganzen letzten Tag über alle bisherigen Schutzarbeiten wieder vereitelt und gänzlich nutzlos gemacht. Der Jammer ist größer und das Elend furchtbarer als je. Auch sind weitere Menschenleben zu beklagen. Die Tamina brach abermals aus und am Samstage war das Dorf Ragaz abermals schwer bedroht. Der Bahnhof Sargans steht von Neuem unter Wasser und die Eisenbahnverbindung zwischen Sargans ist wieder unterbrochen. Weiter unterhalb sind die Herstellungsarbeiten wegen der neuen Fluthen so gut als nutzlos gewesen und sämmtliche Bewohner zwischen Buchs und Burgerau haben sich geflüchtet. In dem oben erwähnten Orte Au mußten die Bewohner aus den oberen Stockwerken mit Schiffen gerettet werden.

Die größte aller Gefahren aber war ein drohender Durchbruch des Rheins gegen den Wallensee, wodurch die ganze Linthgegend und auch Zürich in große Noth hätte gerathen können. Glücklicherweise sind aber durch den plötzlich eingetretenen Temperaturwechsel, wodurch in den Bergen der Regen in Schnee verwandelt wird, die Gewässer seit gestern wieder im Sinken und widerstand auch dieses zweite Mal die Ragaz-Maienfelder Eisenbahnbrücke dem neuen Andrange der Wogen. Auch soll der Splügen bald wieder fahrbar sein.

Aber in den Bündner Hochgebirgen ist wieder schwerer Schaden verursacht worden, namentlich im Ober-Engadin, wo der berühmte Badeort St. Moritz am meisten gelitten zu haben scheint. Ebenso ist im Poschiavo und im Oberlande zwischen Trins und Ilanz Alles verwüstet.

Das Trauergemälde braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, um zu zeigen, daß der materielle Schaden auf Millionen steigt, und daß die armen Bewohner der überschwemmten Thäler sich

Digitized by Google

nicht aus eigenen Kräften, ohne fremde Hülfe, emporarbeiten können. Hierzu kommt die Nähe des Winters, dessen Schärfe in den einsamen Bergthälern doppelt empfindlich ist. Das zum Widerstande gegen die Kälte gesammelte Holz, die Vorräthe von Lebensmitteln sind zerstört und endlich die Wege zur Herbeischaffung eines Ersatzes unfahrbar gemacht. Hülfe, allseitige, rasche Hülfe thut daher mehr wie je Noth, und in allen Schweizer-Städten haben sich bereits Hülfs-Comite's gebildet, oder nehmen die schon bestehenden Hülfs-Vereinen Gaben in Empfang.

Gewiß wird auch mancher Tourist, der in den schönen Thälern der Ostschweiz Erholung oder in den Bädern Ragaz und St. Moritz Erleichterung seiner Leiden fand, nicht zögern, auch diejenigen der armen Bewohner erleichtern zu helfen.

Mannichfaltigkeiten.

(Erdbeben.) Man schreibt der „Corr. Havas" aus Panama, 5. September: „Das Erdbeben hat ebenfalls Verheerungen angerichtet in Cerro-Azul, wo das Meer eine große Anzahl Waaren verschlungen hat, in Camana und in Dehera, wo die Verluste sich auf 600,000 Piaster belaufen und 150 Menschen umgekommen sind. Die Bevölkerung von Caracas hat ebenfalls zahlreiche Opfer durch den Einbruch des Meeres verloren, deren Anzahl aber nicht bekannt ist. Die Schiffe in der Bai sind von der Fluth fortgerissen worden und zwei Meilen vom Strande gescheitert. Die Brunnen, die das Wasser für die Insel lieferten, sind verschüttet. Das Erdbeben hat in Peru eine Ausdehnung gehabt von 1670 Meilen geogr. Breite und 600 Meilen geogr. Länge. Das Centrum des geognostischen Phänomens war die vulkanische Zone zwischen Arequipa und Tacna, wo sich die Schneespitzen des Cailloma, Misti, Ubinas, Huainaputina, Tutupaca und Candarare erheben. Ein Brief von Tacna berichtet, daß man während der durch das Erdbeben verursachten Schwankungen in der Luft in bedeutender Höhe ein Licht bemerkt habe, welches unter den meteorologischen Phänomenen noch nicht bekannt sei. Der Präfect von Moquegna bestätigt diese Thatsache. Ein anderer Brief aus Moquegna theilt mit, daß eine außerordentliche Ausströmung von elektrischem Fluidum stattgefunden, und daß, wenn man sich mit den Händen durch die Haare fuhr, oder wenn man die Kleider schüttelte, sich elektrische Funken gezeigt haben. Ein Reisender erzählt, daß er das Tambo d'Apo, ein Zufluchtshaus, das sich auf dem Kamme der Kordilleren befindet, hat zusammenstürzen sehen. Ein anderer Reisender berichtet, daß er beim Einsturz des Pic von Orqueta, des letzten Schneekegels des Chachani, gegenwärtig war. Ueber 300,000 Menschen sind ohne Brod und Obdach in Folge dieser entsetzlichen Katastrophe."

(Ein salomonisches Urtheil.) Wie zu Zeiten des Königs Salomon zwei Mütter, so stritten sich dieser Tage in Paris zwei Väter um den Besitz eines Kindes. Der eine, ein Amerikaner Namens Singer, hatte eine junge Französin geheirathet, welche nach einem unglücklichen Liebesroman ihr Glück jenseits des Oceans gesucht und als Gattin des Herrn Singer gefunden hatte. Da ihre Ehe bisher kinderlos blieb, entschloß sich Mr. Singer, mit seiner jungen Frau nach Paris zu reisen, um das Töchterchen zu adoptiren, welches jenem Roman ohne Heirath sein Dasein verdankte und inzwischen bei der Großmutter mütterlicher Seits geblieben war. Aber kaum hatte der Amerikaner das Kind seiner Frau durch gerichtlichen Act zu seinem eigenen gemacht, als der wirkliche Vater, ein Herr David, sich meldete und ebenfalls seine Tochter anerkannte. Das Gericht, an welches beide Theile appellirten, hatte nun einen schwierigen Stand. Auf der einen Seite hatte das Kind den Vortheil, für legitim erklärt worden zu sein und seiner Mutter zu folgen, auf der andern Seite wartete seiner die Liebe ihres natürlichen Vaters und blieb ihm die Zärtlichkeit der Großmutter. Das Gericht entschied zu Gunsten des wirklichen Vaters und das Kind wird bei seiner Großmutter bleiben.

(Eine Tragödie auf dem Genfer See.) Auf dem Genfer See ereignete sich vor wenigen Tagen Nachts ein gräßliches Unglück. Ein Mann aus St. Gingolphe, Namens Andre Derivaz, war Nachmittags mit seinem 22jährigen Sohne in einem Boote von Vevey abgefahren, um nach St. Gingolphe zurückzukehren. Ein furchtbarer Orkan wirft das Boot um und die Unglücklichen klammern sich an den Mast fest und treiben, ein Spiel der hochgehenden Wellen, bis Mitternacht hin und her. Da verlassen den Vater die Kräfte, er nimmt Abschied von seinem Sohn und will in die Tiefe versinken. Der Sohn ergreift den Erschöpften beim Arm, zieht ihn höher und hält — eine Leiche im Arm. Mit dem todten Vater im einen, den anderen Arm krampfhaft um den Mast des umgeworfenen Fahrzeuges geklammert, treibt er noch fünf Stunden im Wasser, bis er gegen Morgen von Schiffern entdeckt und gerettet wird.

(Ein schlechtes Geschäft.) Eine Dame der Londoner Bühnen-Halbwelt soll kürzlich tüchtig „aufgesessen" sein, wie die chronique scandaleuse erzählt. Ein reicher Herr aus Deutschland ließ die Absicht verlauten, dieser Künstlerin ein reiches Collier zum Geschenk zu machen, für welches jedoch der Juwelier 500 L. verlangte, während der Deutsche nur 400 L. geben wollte. Die Theaterdame erfährt den Sachverhalt und bittet den Juwelier, den Schmuckgegenstand um 400 L. abzulassen, indem sie sich verpflichtet, die fehlenden 100 L. zu ersetzen. Der Juwelier trifft den reichen Gönner, als dieser eben im Begriffe ist, abzureisen. Derselbe zahlt die 400 L., betrachtet das brillante Collier genauer und sagt: „Teufel, das ist im Grund doch billig gekauft; schade, wenn ich's hier lasse. Da, Johann, pack mir's ein!" Sprach's und reiste ab. Welches lange Gesicht die speculative Schauspielerin machte, als ihr der Juwelier diese Scene berichtete und seine hundert Pfund holte, läßt sich leicht denken.

(Der Käse des Klosters La Trappe.) Im Mittelalter beschäftigten sich die religiösen Congregationen außerhalb der dem Gebete gewidmeten Stunden mit wichtigen Arbeiten über Theologie, Literatur, überhaupt Wissenschaften und Künste, und haben uns Werke hinterlassen, welche in verschiedenen Beziehungen berühmt geworden sind. — Heutzutage beschäftigen sich unsere Mönche der verschiedenen Orden aber nicht bloß mit dem Heile unserer Seele und der Cultur unseres Geistes, sondern sie sorgen auch für das Wohlbehagen unseres Körpers, daher unsere Chartreusen, Benedictinerinnen und Trappistinnen Limonaden und Liqueure fabriciren. Die Trappisten von Laval gehen weiter, sie haben einen Käse erfunden, den sie Fromage du Port-de-Salut, Käse des Hafens des Heils nennen. Wenn in La Trappe zwei Brüder sich begegnen, sagen sie nicht mehr wie früher: „Erinnere Dich, daß Du sterben mußt", sondern: „Erinnere Dich, daß Du Käse machen mußt." Nun hat sich aber ein Concurrent angefunden, der den frommen Käse nachgemacht hat, und die Religiösen haben ihm deßhalb ganz vor Kurzem vor dem Handelsgericht der Seine einen Prozeß angehängt; in Folge dessen ist Herr Bonny, der betreffende Concurrent, zu hundert Franken Entschädigung an das fromme Kloster verurtheilt worden und ihm untersagt, ferner seine Pseudo-Hafen des Heils-Käse zu verkaufen.

Digitized by Google

Frankfurt, 8. October.

Unser langjähriges Bühnenmitglied Herr Wilhelm Dettmer, feiert demnächst sein fünfundzwanzigjähriges Künstlerjubiläum an unserer Bühne und bei dieser Gelegenheit dürfte ein kurzer Rückblick auf des Künstlers lange und so verdienstvolle Wirksamkeit sehr am Platze sein. Wilhelm Dettmer wurde am 29. Juni 1808 im Hildesheim'schen Dorfe Breinden geboren; seine große Liebe und Schwärmerei zur Kunst brach sich trotz kleinlichen materiellen Verhältnissen Bahn und seine Engagements in Hannover, Braunschweig, Breslau und besonders in Kassel unter Spohr's mächtig anfeuerndem und belehrendem Einflusse ließen ihn mit Grund die Hoffnung fassen, ein bedeutender Künstler zu werden. Im Jahre 1842 an der Dresdener Hofbühne war Dettmer im vollen Glanze seiner Wirksamkeit, und was ihm außer seiner herrlichen Stimme die Herzen aller Hörer gewann, war seine gemüthvolle Auffassung, sein lebendiger, von innerer Wärme belebter Vortrag. Zu seinen besten Parthien zählt unstreitig sein Wasserträger, den er mit der größten Naturwahrheit, als echten Mann des Volkes darstellt. Auch sein Caspar im Freischütz, den er wohl nahe an 200mal gegeben hat, ist eine durch und durch charakteristische Leistung. Mögen die zahlreichen Verehrer Wilhelm Dettmer's, dem wir so manchen genußreichen Abend verdanken, sein 25jähriges Jubiläum an unserm Theater, mit dem sich zugleich die Feier seiner 40jährigen Bühnenthätigkeit verbindet, in der Weise begehen, wie es ein so verdienstvoller Künstler nur immer erwarten kann!

Hr. Schauspieler G. Müller aus Mannheim wird heute Abend im Saale der Loge zur Einigkeit (Alte Rothhofgasse) eine Shakespeare-Vorlesung halten, auf welche wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen. Hrn. Müller gehen die anerkennendsten Referate aus andern Städten, wo er las, voraus.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Coburg, 27. Sept. Heute Abend wurde im herzoglichen Hoftheater die neue Oper des fruchtbaren jungen Pariser Componisten Ambroise Thomas, „Mignon", zum ersten Male aufgeführt. Diese Oper, welche die einzige von den etwa zwanzig des Componisten ist, die den Weg nach Deutschland gefunden hat, ist bis jetzt nur noch in Weimar aufgeführt worden, wird aber in Wien und Berlin vorbereitet; in Berlin ist auch noch eine andere Oper von Thomas, „Hamlet", für diesen Winter in Aussicht genommen. Das Libretto ist von Carré und Barbieu (deutsch von F. Gumbert) nach Goethe's Wilhelm Meister bearbeitet, vermag aber nicht zu fesseln und thut der gefälligen, melodiösen Musik einigen Eintrag; doch wird die vorzüglich ansprechende Musik der Oper einen Siegeslauf über die bedeutendsten Bühnen Deutschlands sichern. „Mignon" ist gegenwärtig das Zugstück der „Oper lyrique" in Paris. Die hiesige Aufführung war meisterhaft und ihr ist der heutige Erfolg der Oper in hohem Grade mit zuzuschreiben; auch die Ausstattung in Costümen und Decorationen war brillant; unter den Letzteren ist besonders eine Feuersbrunst auf der Bühne als neue Spektakelputhat hervorzuheben.

Der gekrönte Preislustspiel-Dichter. Von wohlunterrichteter Seite wird der „Presse" über den Autor, welcher bei der Wiener Lustspielconcurrenz den ersten Preis davongetragen, Folgendes geschrieben: „Vielleicht interessirt es Ihre Leser, zu erfahren, daß der Verfasser von „Schach dem König", Polizeicommissär Schauffert in Zweibrücken, bereits früher dramatische Versuche machte, und zwar zuerst bei der Preisconcurrenz des Münchener Actien-Theaters im Jahre 1865. Damals wurde gar kein Lustspiel mit einem Preise gekrönt, eine Arbeit Schauffert's aber unter der Bedingung zur Aufführung empfohlen, daß sich der Verfasser zu einigen Aenderungen herbeilassen würde. Eine später am Actien-Volkstheater eingereichte Arbeit des gleichen Verfassers kam nicht zur Aufführung, weil sie der Richtung, die damals im genannten Theater gepflegt werden mußte, zu ferne lag, theils auch, weil das zur Darstellung nöthige Personal dieses Genres mangelte. Schauffert, ein noch junger Mann, ein geborener Münchener, hat auch, wenn ich recht unterrichtet bin, am dortigen Hoftheater vergebliche Versuche gemacht, eines seiner Stücke zur Aufführung zu bringen."

Paris, 4. October. „Cadio", das neue Schauspiel (nach dem gleichnamigen Roman) von Georges Sand und Paul Maurice, mit welchem das Theater der Porte St. Martin gestern die Saison eröffnete, hat nur sehr mäßig angesprochen und hätte ohne den allverehrten Namen der Verfasserin sicherlich Schiffbruch erlitten. Eine Curiosität des Abends war Roger, der einst so gefeierte Opernsänger, welcher sich in einer schwierigen und obendrein in einer jugendlichen Schauspielrolle versuchte: er machte ein Fiasko, über welches er sich selbst so klar war, daß er sich zum Schluß weigerte, mit den übrigen Mitwirkenden zu erscheinen. Die Dramaturgen konnten hier interessante Beobachtungen darüber anstellen, wie weit noch der Weg von einem Sänger, welcher Opernrollen noch so glücklich zum dramatischen Ausdruck bringt, zu einem guten oder auch nur zu einem brauchbaren Schauspieler ist.

Fritz Reuter hat einen neuen Band Olle Kamellen Thl. 7, „de **mecklenbörgsche Montecchi und Capuletti, oder: de Reis nah Konstantinopel**" herausgegeben; der Band ist G. Frhrn. von Vincke gewidmet. Mit den Montecchi und Capuletti bei Shakespeare hat die Erzählung Reuter's nichts zu thun; sie schildert die Uneinigkeit zweier Mecklenburger Familien, die vom Lande nach Rostock gezogen; die Frau Groterjahn, deren Mann eine Stimme auf dem Landtage hat, will hoch heraus, Bildung und Kultur gewinnen, und weil es die Bildung verlangt, eine Reise nach Konstantinopel machen mit Mann und Kindern, einer liebenswürdigen Tochter und einem sehr einfachen Sohn Paul, der das Plattdeutsche nicht lassen kann. Zum Glück gelingt es der eitlen Mutter nicht, ihre Tochter Helene, ihr Erziehungssubstrat, wie sie es nennt, zu verdrehen; ebenso wenig gelingt es ihr, die Tochter mit dem entlaufenen Kaufmannsdiener, der sich für einen Baron ausgibt, zu vermählen. Frau Groterjahn hat zur Bildung des Sohnes und zur Aushülfe in gelehrten Sachen einen Lehrer mitgenommen, der bei Troja und andern Gelegenheiten allerlei Gelehrsamkeit, die er eben eingepackt, auskramt. Der ehrliche Groterjahn will den gelehrten Schnack nicht glauben. An komischen Darstellungen fehlt es der Erzählung nicht, die aber doch hinter andern Kamellen zurückstehen dürfte.

Erstes Museums-Concert.

Freitag, den 9. October 1868, 6½ Uhr,
im großen Concert-Saale.

Programm.

Erste Abtheilung.

1) **Symphonie** in C-dur von Franz Schubert.
2) **Arie** aus dem Oratorium „Die Schöpfung" von J. Haydn, gesungen von Fräulein Aglaja Orgeni.
3) **Concert** in G-moll für Pianoforte von F. Mendelssohn, vorgetragen von Frau Clara Schumann.

Zweite Abtheilung.

4) **Liedervortrag** von Fräulein Orgeni.
5) **Pianoforte-Vorträge** von Frau Schumann:
   a) Arabeske von R. Schumann,
   b) Scherzo in B-moll von F. Chopin.
6) **Concert-Ouverture** in A-dur von Julius Rietz.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 8. October. **Marie**, oder: **Die Regimentstochter**, komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von C. Gollmick. Musik von Donizetti.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 257).

Freitag, 9. October. **Medea**, Trauerspiel in 4 Acten von Grillparzer

(Abonnement-Vorstellung Nr. 258.)

Samstag, 10. October. **Das bemooste Haupt**, oder: **Der lange Israel**, Schauspiel in 3 Acten von R. Benedix. Hierauf: **Die Zillerthaler**, Liederspiel in 1 Act von F. Reismüller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 259.)

Sonntag, 11. October. **Norma**, große Oper in 2 Acten, nach dem Italienischen von J. N. von Seyfried. Musik von Bellini.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 260.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 281. Freitag, den 9. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Weiter und weiter rollte das leichte Gefährt dahin über die Chaussee. Schweigend saß das junge Paar neben einander, denn Alice wagte die Gefühle nicht zu stören, die der Anblick der Gegend seiner Geburt in der Seele ihres Victor wachrief.

Da tauchte, um die Ecke des Weges biegend, ein stattliches Schloß, auf einer Anhöhe gelegen, vor den Augen der Reisenden auf; lustig flatterte die Tricolore vom Thurm, von einem leichten Winde bewegt.

Victor fuhr empor, mit der Hand wies er auf das Gebäude.

„Das ist Kerdingen, Alice, — das ist das Schloß meiner Väter, und die Fahne der Freiheit, die auf seiner Zinne weht, soll das Panier der Freiheit für den Bürger Kerdingen bedeuten. — Sei mir gegrüßt, meine Heimath, sei gegrüßt, mein Vaterland, von Deinem treuesten Sohne!"

Näher kamen sie dem Orte ihrer Bestimmung, — jetzt waren sie im Dorfe.

Männer und Frauen begegneten ihnen, aus den Hütten schaute manches Antlitz, aber kein Gruß flog dem Heimgekehrten entgegen, man schien seiner völlig vergessen zu haben, nur neugierige Blicke hefteten sich auf ihn und seine Begleiterin, oder man wandte die Augen scheu hinweg.

„Ich habe doppelte Verpflichtung, mein Andenken bei meinen Unterthanen aufzufrischen", sagte Victor lächelnd, „denn man scheint mich hier völlig vergessen zu haben. Vielleicht ist auch der Vollbart daran schuld, den die guten Leute hier nicht gewöhnt sind. — Doch sieh'", und er wies auf eine Hütte, „hier war die Wohnung Pierre's, bis sein Vater starb; wie er mir schrieb, weilt er nun auf dem Schlosse in einer bescheidenen Kammer, aber seit langer Zeit habe ich keine Nachricht von ihm erhalten. — — Doch was ist Dir, Alice", unterbrach er sich, besorgt auf seine Gattin blickend, „Du bist plötzlich so bleich geworden."

Und in der That bedeckten bei dem Anblick des verfallenen Häuschens, dessen Laden dicht geschlossen waren, eine Todtenblässe das Antlitz der jungen Frau und ein Zittern überflog ihre Glieder. Dennoch lächelte sie gezwungen.

„Es ist nichts, Victor", erwiderte sie, „ein plötzlicher Schauder, mir selber unerklärlich, der mich in diesem Augenblick befällt. Ich weiß nicht, was mit mir geschieht, aber eine bange Ahnung befällt unwiderstehlich mein Herz; mir ist's, als sollten wir umkehren und fliehen, weit, weit von hier."

Der junge Mann blickte die Redende erstaunt an.

„Ist das meine starke, meine muthige Alice?" fragte er lächelnd. „Eine plötzliche Unbehaglichkeit, vielleicht eine Folge Deines Zustandes, vermag eine so große Herrschaft über Dich zu gewinnen? Laß die bange Ahnung fahren, Süße, denke an die Zukunft, an Gatten und Kind, und das schwarze Phantom verfliegt wie die Wolke vor dem Strahl der Sonne. — Und nun bereite Dich auf einen rührenden Augenblick vor, auf die Freude meines Pierre, denn wir sind am Schlosse meiner Väter."

Langsam fuhr der Wagen den Hügel hinan, jetzt lenkte er über den großen Platz und hielt am Eingange des Schlosses.

Der junge Mann sprang hinunter und reichte seiner Gattin eben die Hand, um das Fuhrwerk zu verlassen, als die Hauptthüre des Gebäudes geöffnet ward und ein Mann in ländlicher Kleidung, offenbar der Dienerschaft angehörend, heraustrat.

Victor hatte ihn nie zuvor gesehen, aber die rohe brutale Manier des Menschen mißfiel ihm, während Alice sich, wie Schutz suchend, an ihn schmiegte.

„Was will der Bürger?" fragte er mit rauher Stimme. „Der Bürger Lavergne ist nicht zu sprechen für Fremde."

„Ich aber muß ihn sehen", antwortete Victor lächelnd. „Geht nur, guter Freund, und meldet ihm, der Bürger Kerdingen habe mit dem Bürger Lavergne zu reden."

Der Angeredete schüttelte das struppige Haupt.

„Ich habe schon einmal gesagt, daß es nicht geht. Der Bürger läßt keinen Fremden in's Schloß und am allerwenigsten einen Kerdingen, — wenn Ihr etwa ein Anverwandter jener Aristokratensippschaft seid, die einst hier hauste . . ."

„Schurke, lerne Ehrfurcht!" rief Victor zornglühend. „Ich selbst bin der Graf von Kerdingen, mein Eigenthum ist dieser Grund und Boden, und in meinen Diensten, merke Dir's, stehst Du oder vielmehr hast Du gestanden, denn noch heute verläßt Du das Schloß!"

Der Knecht lachte laut und höhnisch. Einige andere Leute vom Gesinde, die sich während des Auftritts genähert hatten, stimmten mit ein.

Das Blut schoß Victor in die Wangen, und ohne sich von Alice, die angstvoll seinen Arm erfaßte, zurückhalten zu lassen, ergriff er den Frechen und schüttelte ihn, daß der kräftige Mann fast zusammenbrach, ohne sich der starken Hand des jungen Mannes entziehen zu können. Die gemeinsten Schimpfworte entströmten seinem Munde und im Chor stimmten die Uebrigen ein, indem sie Miene machten, sich auf Victor zu stürzen.

Alice rang verzweiflungsvoll die Hände; ihre düstere Ahnung hatte sie also nicht getäuscht, — das war der so lang ersehnte Einzug auf Kerdingen, das der Jubel, mit dem man, wie ihr Gatte fest geglaubt hatte, den Besitzer empfangen werde.

Schon war sie im Begriff, den Wüthenden entgegen zu treten, und sie mit sanfter Bitte zu besänftigen, als sie einen städtisch gekleideten Mann aus der Halle des Schlosses treten sah. Es bedurfte nicht der so oft vernommenen Schilderung Victors, um

Digitized by Google

Alice in dem Kommenden seinen Freund Pierre Lavergne erkennen zu lassen, ihr sagte es eine innere Stimme, und diese Stimme sprach nicht zu seinen Gunsten. Dasselbe Gefühl, das sie bei dem Anblick der düsteren, verfallenen Hütte beschlichen hatte, kam aufs neue über sie bei dem Anblick des so gepriesenen Freundes ihres Gatten, — kein Vertrauen flößte ihr das Antlitz mit den grauen Augen ein, die so kalt, so stechend auf ihr ruhten, daß sie die ihren niederschlug.

„Was will der Bürger? Was geht hier vor, Leute? Auseinander, auf der Stelle!" befahl er mit scharfer Stimme.

Der Mann schien es zu verstehen, sich Gehorsam zu verschaffen, denn augenblicklich stob Alles auseinander, und wo eben noch Toben und wüstes Geschrei geherrscht hatte, waltete die tiefste Stille.

Victor aber ließ bei dem ersten Ton der Stimme des Befehlenden den Knecht los, der wie ein Betrunkener taumelte, und eilte mit ausgebreiteten Armen auf den Mann zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ueberschwemmungen in der Schweiz.

Die eingelaufenen Schweizer Blätter sind wieder voll von erschütternden Berichten über die furchtbare Wassersnoth in vielen Theilen der Schweiz. Wir stellen nach diesen Berichten heute noch folgende Details zusammen:

Ganz Au mußte flüchten und steht das Dorf nun menschenleer. Am Sonntag Morgen kam ein Vater mit zwei Kindern auf einigen Brettern daher geschwommen. Er erzählte, sein Häuschen sei soeben zusammengestürzt. Mit großer Noth konnte er seine beiden Kinder noch unter die Arme nehmen und auf die Bretter flüchten. Mehrere andere Häuser stürzten zusammen. Das Wasser geht so hoch, daß selbst Häuser des am Berge gelegenen Berneck im Wasser stehen.

Die Eisenbahnstation Heerbrugg schaut trostlos aus dem Wasser, und die in der Nähe beschäftigten Eisenbahnarbeiter konnten nur durch schnelle Hülfe der in Altstätten localisirten Locomotive der sichern Gefahr entrissen werden.

In dem Gebiet des Vorderrheins ist das von einem schlichten Naturvölkchen, einer Colonie der „freien Walser" bewohnte, abgelegene Walser Hochthal weitaus am härtesten mitgenommen worden. Ein in das Thatwasser (den Glenner) sich ergießender Wildbach staute durch das mitgeführte Geschiebe jenes derart, daß die Thalfläche oberhalb sich in einen See verwandelte, und als endlich der Durchbruch erfolgte, das ganze Gelände in einer Ausdehnung von circa 2½ Stunden überschüttet und verwüstet, 8 Häuser und 14 Ställe zerstört und etwa 20 Gebäulichkeiten derart beschädigt wurden, daß sie dem Einsturz nahe sind. Auch der Gottesacker wurde von dem entfesselten Elemente schonungslos aufgewühlt und das Beinhaus fortgerissen. Als in Lugnez (in welches das Walser Thal einmündet) Menschengebeine, Särge und Leichen mit dem Strom antangten, verbreitete sich begreiflich ein furchtbarer Schrecken.

In Safien, ebenfalls einem Seitenthale des Vorderrheins, richtete eine Rüfe große Verheerungen an und wurden alle Brücken und Stege fortgeschwemmt.

Großen Schaden an Privateigenthum verursachte der Vorderrhein in Reichenau durch Wegschwemmung sehr bedeutender Holz- und Brettervorräthe.

Zum dritten Male ist der Canton Wallis von gewaltigen Regengüssen und Ueberschwemmungen heimgesucht worden. Im Oberwallis ist die Rhone in Eiholz, Laldern, Visp, Baltschieder, Raron, Gampel, Turtmann und Steg über die Ufer getreten, so daß die ganze Ebene von Gamsen abwärts auf eine Länge von 20 Kilometern unter Wasser steht. Auch die Ebene bei Leuk, welche früher verschont blieb, ist überschwemmt, sowie diejenige von Granges. Im Unterwallis ist die Gemeinde Fully, bei Martigny, neuerdings bis an den Fuß des Gebirges vollständig unter Wasser gesetzt und die Ernte vernichtet. Die Dämme, schon durch das Hochwasser vom letzten August angegriffen, haben bei der Brücke von Solversaz dieses Mal stark gelitten. Die Gemeinde Ardon und Gamsen haben den tiefer liegenden Theil ihres Gebietes ebenfalls überschwemmt gesehen und ein großer Theil der Ernte ist dort verloren.

Die amtlich constatirten Verwüstungen, welche die erste Ueberschwemmung in Tessin angerichtet, faßt die „Gazzetta" zusammen wie folgt:

„Die Brücke von Lodrino ist total zerstört. In die Landstraße über Lodrino fließt jetzt der Bremo. Ebenso ist die Straße rechter Hand von Lodrino gänzlich zerstört. Die Bevölkerung von Biasca mußte sich in der Nacht vom 27. September flüchten, ohne ihre Fahrhabe retten zu können. Die Wuhrungen, die in den letzten Jahren gebaut wurden, sind größtentheils zerstört. Unter der Brücke von Biasca, der ebenfalls der Einsturz droht, ist alles Land unter Wasser. Auch in Pasquei ist ein See. Aus dem Bleniothale hat man noch keine officiellen Berichte; aber aus den Trümmern, welche das Wasser gebracht hat, schließt man auf große Verheerungen. Die ganze Ebene um Semione war den 29. September ein See. Ein Erdschlipf hat Güter und Gebäude beträchtlich beschädigt. Fünf Personen kamen dabei um. Die größere Brücke zwischen Biasca und Semione ist zerstört. Der Gütercomplex des Gymnasiums von Bolleggio ist mit Schutt überführet. In Malvaglia kamen fünf Personen um; verschiedene Häuser sind total zerstört, einiges Vieh ertrunken. In Bodio sind mehrere Häuser eingestürzt und beschädigt; man zählt zwanzig Todte; der ganze Ort ist überschwemmt. In Giornico sind zwei Häuser zerstört, beträchtlich viel Land verwüstet. In Corzonesa wurden 23 Personen unter einem Erdschlipf hervorgegraben. In Olivone wurden 8 Häuser und Ställe weggeschwemmt, die Brücke über den Brenno zerstört. In Grunno wurden Häuser zerstört, in Chiggiogna Ställe, Brücken und Mühlen stark beschädigt. Bei Biasca hat der Tessin den ganzen Raum zwischen den zwei Bergen ausgefüllt. In Giornico wurde das Haus des Herrn Pioda bis zum ersten Stock unter Wasser gesetzt; sämmtliche benachbarte Weinberge sind nichts als ein Schutthaufen (ammasso di macerie); von Aquarossa sind nur zwei Häuser übrig geblieben. In Chiuciasco kamen 18 Personen ums Leben. In Malvaglia wurden mehr als 12 Häuser und Mühlen und viele Ställe zerstört. Dazu kommen 5 Todte. In Cumiasca gab es ebenfalls 20 Todte, in Castro ein Menschenleben zu beklagen."

Ueber die Verwüstungen im Rheinthal erhält die „Schweiz" von einem Correspondenten eine ergreifende Schilderung, aus der wir das Wesentlichste mittheilen. Der Correspondent schreibt u. A.:

„Jeden Morgen erblicken wir neue Wasserflächen und zeigt sich der verderbendvolle graue Strom breiter, der bei Montlingen vom Rhein ausbricht und sich über die Felder in einer Breite hinabwälzt, die größer ist, als die des Rheinbettes selbst, und nach abwärts zum förmlichen See wird, der sich in Au stemt und langsam in den Hauptstrom verliert. Dämme, welche kurzen Ueberschwemmungen, z. B. derjenigen von 1855, siegreich widerstanden, werden allmählich alle weich, die Fundamente der Häuser geben nach, und während leichte Bauten kurzweg fortgeschwemmt werden, fangen solidere an, schief zu stehen und verkünden den nahen Fall. Von Monstein bis Balgach ist ein dunkelgrauer, von Strömungen

Digitized by Google

durchzogener See, das Stationsgebäude von Au wurde heute weggeschwemmt, das hübsche Turnherr'sche Haus senkt sich, die Rheinbrücke sei seit Mittag verschwunden; im Schäfle und den größeren Gebäuden Wasser bis in die Stube, die kleinen ragen mit den Giebeln knapp empor. Gegen Berneck hinein ist eine Seebucht, in welcher schon letzten Montag einige Reisende auf der Landstraße fast ertranken. Widnau ragt mit den Dächern aus dem Wasser, und diesen ganzen Vormittag fuhren Flöße, welche Menschen und Vieh nach Heerbrugg hinauf flüchteten. Am traurigsten ist Montlingen dran, in der vollen Strömung des Einbruches, das Dörfchen verlassen, seine Bewohner auf dem kleinen Bergle, im Kapellchen daselbst, Menschen und Thiere zusammengedrängt, und dabei ein Bivouak, an dessen Feuer zusammengeschwemmte Kartoffeln und gefallenes Vieh zur allgemeinen Speisung gekocht werden."

Ein Ausflug des Taunus-Club.

(Der Beilstein, Feldberg, Altkönig.)

In den Aufgaben, welche sich der Taunus-Club gestellt hat, gehört unter Anderem auch die Erschließung neuer oder bisher wenig beachteter, anziehender Ausflugspunkte. Ein solcher Punkt war von einigen besonders eifrigen Mitgliedern des Clubs schon im Laufe des Sommers entdeckt und einiger Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen würdig befunden worden. Es war dieß der sogen. Beilstein oder die hohe Ley in dem Oberemser Wald. Ihn zu begehen, so wie die dahin führenden Pfade für Freunde erhabener Gebirgslandschaften näher festzustellen, nebenbei auch dem allbeliebten Feldberg und dem nicht minder anziehenden Altkönig einen Besuch abzustatten, hatte der Vorstand auf Sonntag den 20. Sept. einen Club-Ausflug ausgeschrieben.

Ein dichter Nebel lag zur bestimmten Abfahrtsstunde früh Morgens über der Stadt und dem Land weit und breit. Ein warmer Südwest und niederer Barometerstand ließen Regen erwarten. So kam es denn, daß sich im Ganzen nur zwölf Wanderlustige zum Frühzuge nach Soden eingefunden hatten: darunter der ehrwürdige Nestor des Clubs, ein Siebenziger, und so abwärts an Jahren bis zu einem Zwanziger, der in Gestalt eines marschfertigen Engländers dem Club als Gast *) angehörte. Fort brauste der Zug, dem Nebel noch den Rauch seines Dampfrosses zugesellend, an Höchst vorüber. Noch vermochte man von Sulzbach kaum eine Spur zu sehen; da wurde es wie durch Zauber gegen Soden hin plötzlich licht und klar: ein leichter Nord vom Gebirge her hielt den Nebel in der Tiefe fest. Bald zeigte er sich, indem man höher und höher stieg, als ein wogendes Meer, über dessen fernem Spiegel der Odenwald und Donnersberg empor tauchten. Der Club vermied die allbekannte, besonders im Aufsteigen mitunter etwas langweilige, große Landstraße nach Königstein und ging, nachdem das „Batzenhaus" in Neuenhain passirt, links ab auf das weiße Kreuz (Wegweiser) zu, wo sich die Wege nach Altenhain und Schneidhain scheiden. Letzterer wurde als der reizendere, aussichtreichere eingeschlagen, und bald befand man sich am Eingang des Oelmühlthälchens, wo die Mehrzahl bei einiger Erfrischung rastete, während einige Andere die nahe Amalienhöhe bestiegen. Ein wunderklares Bächlein hüpft durch das romantische Thälchen murmelnd und plätschernd herab, um, nachdem es dem „Bade" gedient, als Liederbach ohnweit Höchst sich dem Main zuzugesellen. Ein bei Regenwetter ganz respectabler „Wasserfall" über eine Felsenwand, der früher nicht wenig die Romantik des Ortes hob, aber auch nicht selten Verheerungen anrichtete, ist neuerdings trocken gelegt, nachdem ihm der Zufluß abgeleitet. Am Ursprung des Oelmühlthälchens oben heraus tretend, wendet man sich rechts vorwärts nach der Limburger Landstraße, der man bis dahin folgt, wo ein Wegweiser den Fahrweg nach Reiffenberg anzeigt. Dieser Punkt ist für angehende Tannuswanderer zur Orientirung wichtig; denn von da aus führt, etwa 500 Schritte jenem Fahrweg folgend, dann aber ganz in gleicher Richtung weiter aufwärts ziehend, eine Schneiße (den kleinen Feldberg etwas links lassend), ganz direct und unverfehlbar auf den großen Feldberg; allerdings für zarte Füße nicht besonders bequem, aber gegen den gewöhnlich begangenen und befahrenen Weg über das rothe Kreuz stark kürzend.

Der freundliche Leser, welcher indessen für heute vorläufig in Gedanken dem Club nach dem Beilstein folgen möchte, merke sich Folgendes:

Bis zur Quelle der Ems (Seelenborn) auf dem erwähnten Reiffenberger Fahrweg, wie solches auf der Karte der Umgegend von Frankfurt deutlich zu sehen ist, dann noch 240 Schritte weiter und nun schräg links ab- und vorwärts einem Waldweg folgend, welcher nach etwa zehn Minuten die nicht wohl zu übersehende Schneiße (zugleich Pfahlgraben) vom rothen Kreuz in das Emsthal hinab und weiter zu Glashütten überschreitet. Von hier 550 Schritte weiter (Pfade, welche rechts und links abgehen, unbeachtet lassend) bis zu einem jetzt verlassenen Schieferbruch, beziehungsweise Felsblock, zur Rechten. Noch etwas weiter auf dem Wege geradeaus und dann rechts auf einem engen Pfade im Walde aufsteigend, von erwähntem Schieferbruche an bis zum Ziele 270 Schritte. Schließlich verliert sich der Pfad, einige Felsen werden erklettert oder umgangen und plötzlich steht der Wanderer auf einer mächtigen Rippe Thonschiefers, welche in grotesken Zacken gegen das Emsthal zieht, von dem gewonnenen Standpunkte aus aber gegen 200 Fuß senkrecht in eine prachtvoll mit Laubgehölz (besonders schönen Eschen) ausgestattete Waldestiefe abstürzt. Eigentliche Fernsicht bietet der Punkt nicht; aber frei schweift der Blick über die Forsten zum Glaskopf, hinab in das wiesenreiche Emsthal nach dem in gerader Linie kaum eine Viertelstunde entfernten Dörfchen Oberems: links davon hinter der Limburger Straße Ober- und Niederroth und ganz rechts Wüstems.

Auf dem oben beschriebenen Wege hatte der Club von Soden bis zum Beilstein gut drei Stunden gebraucht. Man durfte sich schon einige Ruhe und Erfrischung an selbst mitgebrachtem Mundvorrath gönnen, auch Zeit nehmen zur Besichtigung der Einzelnheiten der mannichfach zerklüfteten Felsenpartie. Auch eine Abbildung derselben entstand bei dieser Gelegenheit, um bei späterer gemüthlicher Versammlung den nicht anwesenden Freunden ein Bild von der Lage und Gestalt des Ortes zu geben.

Da beschlossen war, in Oberreiffenberg Mittag zu machen, so mußte zunächst durch den Wald aufwärts der auf der Höhe vom rothen Kreuz nach Seelenberg führende Weg gewonnen werden (dazu etwa 5 bis 10 Min.), sodann auf besagtem Wege links weiter und dann rechts auf einem Pfad abwärts, wo sich denn bald in weitem, gelichteten Thal Ober- und später auch Nieder-Reiffenberg zeigt. In dem ehemaligen gräflich Bassenheim'schen Schlosse ist jetzt Gastwirthschaft; hier speiste der Club zu Mittag.

Bald war die rüstige Schaar auf der Kuppe des Feldbergs versammelt. Dort ist jetzt Behufs der europäischen Gradmessung ein neuer trigonometrischer Punkt festgelegt worden, nachdem der bestehende Cardinalpunkt für die Landesvermessung nächst dem Thurm für besagten Zweck nicht zu benützen war. Erst wenn der Thurm des Feldberghauses seine Vollendung erhalten

*) In Frankfurt anwesende Fremde, welche in kundiger Begleitung den Taunus zu besuchen und kennen zu lernen wünschen, erhalten stets Gastkarten.

Digitized by Google

haben und in entsprechender Erhöhung die Mitte der künftigen Plattform desselben senkrecht über den trigonometrischen Punkt erster Classe „Feldberg“ gelegt sein wird: erst dann wird im Interesse der Geodäsie Das erreicht sein, was der Frankfurter geographische Verein von allem Anfange angestrebt hat, was aber an dem Widerstande des seligen Landgrafen gescheitert war. Die Feldberghaus-Commission hat übrigens neuerdings die nöthigen Schritte gethan, um sich dem vorgesteckten Ziele zu nähern, wozu unter den jetzt bestehenden Verhältnissen gegründete Aussicht ist. — Ziemlich erfreulich gedeihen mittlerweile die vom Gasthalter Ungeheuer angepflanzten wilden Kirschen, während gleichzeitig ein wunderschönes Cederbäumchen in stiller Bescheidenheit Wurzel faßt. Bei mildem Wetter und ziemlich klarer Fernsicht Wirthschaft im Freien, dazu ein Tänzchen einer Gesellschaft aus Homburg beim Klange einer Trompete; noch immer viele Besucher, wovon das Feldbergbuch sinnige und unsinnige Kunde gibt.

Vom Feldberg nach Oberursel gelangt man auf einem der bekannteren, gewöhnlichen Wege bequem in zwei Stunden. Gibt man eine halbe Stunde zu, so kann man dabei noch den Altkönig besuchen. Letzteres that der Club. Soll ja doch dortselbst ein Thurm für die Rundschau erbaut werden, wobei der Taunus-Club mit dem hierfür in Oberursel bereits bestehenden Comite Hand in Hand zu gehen geneigt ist. Der Altkönig ist übrigens durchaus nicht so beschwerlich zu besteigen, als es den Anschein hat. Namentlich vom Feldberg aus gelangt man, nachdem man auf den sogen. Fuchstanz hinab gestiegen, von hier der Pflasterstraße (oberer Weg nach Oberursel) folgend und nach etwa 15 Minuten (nicht früher sich durch Schneißen verlocken lassen) rechts einbiegend, auf ganz allmählich, kunstgerecht ansteigendem Wege zum Gipfel. Dort fängt junger Wald an, empor zu streben, der in nicht ferner Zeit, wie ehedem, die Aussicht verdecken wird. Eine Mahnung zur Beschleunigung des projectirten Thurmbaues. Die Ringwälle haben merklich durch den Wegbau gelitten; dieß eine weitere Mahnung, sie hinfüro zu schonen und zu schützen. Dafür möge der Verein für Geschichte und Alterthum zu Frankfurt durch einen in den Ausschuß für den Thurmbau zu entsendenden Abgeordneten sorgen. Ein durchaus fahrbarer, stellenweis zwar holperiger, immer aber sanft abfallender Weg führt, die Althofer Mauer hoch oben links lassend, auf die sogen. Hauptschneiße und auf dieser nach Oberursel.

Die Clubisten trafen daselbst um halb 7 Uhr Abends bereits bei Pfaff ein, woselbst nach einer Tagesarbeit von im Ganzen acht Marschstunden sein frischer Trunk trefflich mundete. Um 7 Uhr 25 Minuten trug der Homburger Bahnzug die ganze muntere Gesellschaft im Fluge nach Frankfurt.

Dieß ein Ausflug des Clubs ohne Familie. Auf bescheidenere Entfernungen und gangbareren Wegen veranstaltet derselbe zuweilen auch Familien-Ausflüge. Bravour-Touren, wenn man etwa an Alpen-Clubführtler denken wollte, verbieten sich in unserem Taunus von selbst. Der Ausflug aber, wie er soeben beschrieben, empfiehlt sich schon für die bevorstehenden Frühherbsttage, wo das Grün der Wälder sich so reizend zu färben beginnt, zur Nachahmung.

A. R.

Mannichfaltigkeiten.

(Jagdgeschichte.) Paris ist augenblicklich sehr arm an Unterhaltungsstoff; man hilft sich mit Jagdgeschichten. So soll Herr Rouher kürzlich auf der Jagd das Mißgeschick gehabt haben, anstatt eines Stückes Wild den Hund eines Herzogs zu erschießen. Der Staatsminister erging sich in Entschuldigungen, allein der witzige Cavalier unterbrach ihn mit der ironischen Bemerkung: „Keine Entschuldigungen, Herr Minister, Sie sind ja nicht verantwortlich!“

(Tödtung mittelst Eintreibung von Luft durch die Augen.) Der bekannte Oculist Professor Casturani in Turin hat die Entdeckung gemacht, daß mittelst Eintreibung von Luft durch die Augen Thiere fast schmerzlos und in wenigen Sekunden — zwei bis vier — getödtet werden können. Da diese Tödtung auch auf Menschen anwendbar ist und dieselbe nicht die mindeste Spur von Gewaltthat zurückläßt, so dürfte sie bei den Vertretern der gerichtlichen Medicin gewiß und mit Recht Aufsehen erregen. Bei jüngst vorgenommenen Experimenten in der k. Thierarzneischule in Turin wurden in wenigen Minuten vier Kaninchen, drei Hunde und eine Ziege getödtet.

Frankfurt, 8. October.

Unser Landsmann, der Sänger Hr. Carl Hill, den alle Musikfreunde nur so ungern von hier scheiden sahen, hat in Schwerin die Bühne betreten. Ueber sein Auftreten (als Jacob in „Joseph und seine Söhne“ von Mehul) sagt ein Schweriner Blatt: „Die Aufführung des Joseph war für uns in doppelter Beziehung von ganz besonderem Interesse, nicht allein als erste Vorstellung unserer diesjährigen Oper, sondern auch durch das Debut des großherzoglichen Kammersängers Herrn Hill. Was derselbe als Sänger leistet, hat er hier sowie in den ersten Städten Deutschlands genugsam bewiesen. Es war daher mit Sicherheit nach dieser Richtung hin eine vortreffliche Leistung zu erwarten; wie dieselbe aber in dramatischer und theatralischer Beziehung ausfallen würde, das war eine Frage, die bei allem Vertrauen zur Intelligenz des Sängers vorher nicht zu entscheiden war, und nicht ohne Bangen sahen wir den Vorhang in die Höhe gehen. Es gereicht dem Sänger, der die Bretter zum ersten Mal betrat, noch dazu in einer Partie, welche in mancher Beziehung ihm zwar günstig, doch der Klippen und Schwierigkeiten im Dialog genug bietet, zur großen Ehre, alle Zweifel an seiner Begabung für die Bühne nicht allein völlig überwunden, sondern auch die kühnsten Erwartungen weit übertroffen zu haben. Die Auffassung der Rolle war eine richtige; der Dialog mit Verständniß und wahrer Empfindung vorgetragen, ließ kaum etwas zu wünschen übrig, und war in einzelnen Momenten sogar von ergreifender Wirkung. Ebenso waren die Bewegungen stets angemessen und wohl überlegt. Rechnen wir hierzu noch die schöne Stimme, musikalisch correcten und von wahrer Empfindung durchwehten Vortrag der Gesangs-Nummern, so können wir mit den schönsten Erwartungen dem weiteren Debut des geschätzten Künstlers entgegensehen, und demselben nach seiner ersten Rolle ein herzliches Glückauf! mit auf den Weg geben.“

Der Phrenolog Scheve wird nächsten Montag im Saale des „Kaufmännischen Vereins“ einen Cyklus von Vorlesungen eröffnen. Da dieselben von früher her in gutem Andenken stehen, indem Scheve's Vortrag als sehr klar und populär bekannt ist, so dürfen wir allen Denen, welche die Phrenologie noch nicht kennen, den Besuch der Vorlesungen bestens empfehlen. Je mehr noch über die Phrenologie gestritten wird, desto mehr ist es für jeden Gebildeten von Interesse, durch Selbstsehen und Hören ein eigenes Urtheil darüber zu gewinnen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 9. October. **Medea**, Trauerspiel in 4 Acten von Grillparzer.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 258.)

Samstag, 10. October. **Das bemooste Haupt**, oder: **Der lange Israel**, Schauspiel in 3 Acten von A. Benedix. Hierauf: **Die Zillerthaler**, Liederspiel in 1 Act von F. Reinmüller.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 259.)

Sonntag, 11. October. **Norma**, große Oper in 2 Acten, nach dem Italienischen von J. N. von Seyfried. Musik von Bellini.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 260.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiß. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 282. Samstag, den 10. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Pierre!“ rief Victor, „erkennst Du mich, Du Treuer? Victor von Kerdingen ist gekommen, Dir die Last der Verwaltung abzunehmen, — und hier meine Gattin, meine Alice, die mir bald einen Sohn schenken wird, dessen Lehrer Du sein sollst, wie Du einst der meine warst, den Du entflammen wirst für Völkerglück und Freiheit.“

Pierre war marmorbleich geworden, da sein Freund sich ihm zu erkennen gab, alle Farben, alle Leidenschaften spiegelten sich in seinem Antlitz wieder und Alice, die mit dem scharfen Auge des Weibes, das bis in's Innerste des Herzens dringt, jeden Zug desselben erspähte, mußte unwillkürlich erbeben.

Aber Victor hatte keinen Blick für die Wirkung, die sein plötzliches Erscheinen auf Pierre hervorbrachte. Er hielt den Freund in seinen Armen, bis Lavergne sich losmachte und den Versammelten, die neugierig auf die Scene blickten, zuherrschte;

„Geht an die Arbeit, ihr Tagediebe, und Sie, Bürger Kerdingen, folgen Sie mir mit der Bürgerin.“

Er bot der Gattin Victors den Arm, Alice zögerte, ihn anzunehmen, denn der Blick, den Pierre dabei auf sie warf, drang bis in's Innerste ihrer Seele.

Kerdingen bemerkte es, und sah mißbilligend auf seine junge Frau.

„Genieren Sie sich nicht, Bürgerin“, sagte Pierre; und ein hämischer Zug spielte um seinen Mund, „man wird mich noch besser kennen lernen.“

Er bedeutete den beiden jungen Leuten, ihm zu folgen, und betrat mit ihnen die Halle.

Plötzlich wandte er sich um und winkte einem der draußen stehenden Männer, dem er einige Worte in's Ohr flüsterte, worauf der Bauer mit einem Grinsen antwortete. Dann trat er auf's neue zu seinen Gästen, die er in ein an der Hinterseite im Parterre des Schlosses belegenes Zimmer führte, wohin er Wein und Erfrischungen zu bringen befahl.

Der arglose Victor bemerkte nicht das kalte, zurückhaltende Wesen seines Freundes; er berichtete von seinem Aufenthalt in Amerika, von seinen Kämpfen für die Sache der Freiheit, er erzählte, wie er, als Sieger gefeiert, sich die Liebe der Tochter des reichen Pflanzers Chroisty gewonnen und längst in die Heimath zurückgekehrt wäre, hätte nicht eine schleichende Krankheit den Vater Alicens heimgesucht, die der steten Pflege sein s Kindes bedurfte, und der er endlich unterlegen war.

„Und auch meine Mutter finde ich nicht mehr, Pierre“, fuhr er fort; „ich erhielt Deinen Brief im Kriegslager auf einsamer Prairie, aber er lautete kurz und räthselhaft. Sobald meine Alice sich erholt, wollen wir ihr Grab, das Grab meiner Eltern besuchen, denn nicht wahr, die Gräfin von Kerdingen ruht an ihres Gatten Seite?“

Pierre gab keine Antwort, er lenkte das Gespräch auf andere Dinge. Auch er sprach von den Erfolgen, die die Sache der Volksfreiheit in Frankreich erzwungen.

Alice fühlte aber deutlich, wie sehr die geschraubte pathetische Redeweise Lavergnes gegen die frische Natürlichkeit ihres Gatten abfiel.

Der Abend brach herein, die Dämmerung senkte sich über das Land, in den Zweigen der Linde, die hart am geöffneten Fenster grünte und duftete, schmetterte die Nachtigall ihr Abendlied.

Seit kurzer Zeit spiegelte sich der Ausdruck der Erwartung in Pierre's Zügen, ab und zu machte er im Gespräch eine Pause und horchte auf, während sein Auge unruhig umherschweifte, bis es auf Alice heften blieb.

Jetzt sprang er auf, denn die Flügelthüren des Gemachs öffneten sich.

Ein leichter Aufschrei entwand sich der Brust der jungen Frau, aber beschämt blickte sie zu Boden, denn es geschah nichts weiter, als daß eine alte Dienerin mit zwei Armleuchter eintrat, die sie auf einen Nebentisch stellte, worauf sie das Zimmer, das jetzt hinreichend erhellt war, wieder verließ.

„Die Bürgerin Kerdingen scheint sehr nervöser Natur zu sein“, bemerkte Pierre mit ironischem Lächeln, „man müßte einmal durch eine unerwartete Ueberraschung ihre Nerven zu stählen suchen.“

„Sinne einmal nach, Freund, wie eine solche zu bewerkstelligen ist“, rief Victor lachend. „Du warst stets erfindungsreich, wenn es sich um das Beste der Kerdingen handelte.“

„Ich dachte schon vorher daran — und gewiß, die Ueberraschung wird nicht ausbleiben“, sagte Lavergne bedeutungsvoll, indem er auf's neue zu lauschen schien.

Eine kleine Pause entstand.

Victor war wieder der erste, der die Stille unterbrach.

„Lebt Brigitta noch, die Kammerfrau meiner verstorbenen Mutter?“ fragte er, „ist sie Deine Gattin geworden, oder hat sie ihre Thorheit eingesehen, daß blinde Leidenschaft sich schlecht mit dem Alter verträgt?“

„Sie lebt“, erwiderte Pierre, „ich habe sie auf einem Meierhof in der Nähe untergebracht, denn ihr Sinn ist zuweilen gestört. — Doch verzeiht, wenn ich Euch auf einen Augenblick verlasse. Eine wichtige häusliche Pflicht ruft mich in den Hof. Verzeihen Sie, Bürger und Bürgerin, wenn ich mich heute noch als Herrn dieses Hauses betrachte.“

Ohne die Antwort des Ehepaars abzuwarten, verließ Pierre

Digitized by Google

Lavergne das Zimmer und kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als die junge Frau sich an die Brust ihres Gatten warf.

„Victor", flüsterte sie mit erstickter Stimme, „fort — fort von hier, mir graut vor diesem Manne; Verrath und Tücke leuchtet aus seinen Zügen!"

Der junge Graf zog seine Gattin an sich.

„Du bist ein Kind, Alice", sagte er beschwichtigend, und dennoch besaß seine Stimme nicht den früheren festen Klang, „wenn auch mir das Betragen meines Freundes ein wenig verändert erscheint."

Er ging im Zimmer auf und nieder; jetzt war er an der Thür desselben angelangt und zufällig berührte seine Hand den Drücker. Aber der Flügel wich nicht zurück, man hatte den Eingang von auswendig verriegelt.

„Das ist mehr als Zufall!" — Dieser Gedanke schoß mit Blitzesschnelle durch seinen Geist, und wie von seinem Strahl getroffen, stand er regungslos da, keines Wortes mächtig.

Am Fenster ertönte ein leises Rascheln.

(Fortsetzung folgt.)

Allerheiligen im Schwarzwald.

Der Weg von Achern nach Allerheiligen führt durch Nuß- und Kirschbaumeinfassungen in die duftigsten Tannenwälder, die nur selten Durchblicke in die großartige Gebirgswelt gestatten, dann aber auch wunderbare Aussichten gewähren. Die Fahrt ist an sich schon der erfrischenden Kühle wegen, die uns umweht, lohnend; aber sie ist auch noch gewürzt durch Düfte, welche den verwöhntesten Feinschmecker stärkend anmuthen werden.

Die Höhe des Gebirgrückens ist erreicht. Der Postillon läßt die rauchenden Thiere ausschnaufen und bescheidet uns, daß er jetzt links auf einem langen Umwege zu dem Försterhause fahre, während wir in wenigen Minuten auf der Fußsteige dahinlangen können. Natürlich nehmen wir sein Anerbieten an, können wir doch die ungelenken Glieder in der wunderherrlichen Waldluft baden und fühlen weiches Moos unter unseren Füßen.

Eine kleine Biegung nur, und unser Auge weilt mit Entzücken auf dem tief unter uns liegenden Bild: dem freundlichen Försterhause und den bogenreichen Resten des ehemaligen Klosters Allerheiligen!

Was die Reisehandbücher über die Entstehung dieses Klosters erzählen, ist offenbar eitele Phantasie. Die trockene Geschichte des Baues ist folgende:

Zur Zeit, als die Götter noch in Menschengestalt auf der Erde wallten und realen Boden für ihre Launen suchten, kamen eines Tages „Diana" und „Idylle" zufällig in jener Waldeinsamkeit zusammen, vielleicht angelockt durch das Rauschen der Wässer, die unweit der jetzigen Ruine in eine unabsehbare Tiefe stürzen. Es gefiel den beiden Damen in der wilden Abgeschlossenheit, und sie beschlossen, sich häuslich niederzulassen, um alljährlich ihre Sommerfrische hier zu nehmen. Als sie aber einen Platz für den Bau einer Wohnung aussuchten, geriethen sie nach Frauenart in einen heftigen Streit. Diana hätte sich gerne auf der nahen Bergeshöhe eine Jagdhütte errichtet, während Idylle für die Schlucht schwärmte, wo jetzt der Gründbach tost. Lange konnten sie sich nicht einigen, bis sie sich entschieden, eine ihrer Schwestern zur Schiedsrichterin zu wählen. Eben im Begriff, zu diesem Zwecke in das himmlische Reich zurückzukehren, stieß ihnen, hart an der gallischen Gränze, hochaufgeschürzt und in munteren Sprüngen „Caprice" auf den Weg. Die Bekanntschaft war bald gemacht, und obgleich die beiden himmlischen Damen das neckische Wesen, das ihnen so schelmisch entgegengetreten, nicht oder nur zögernd für ebenbürtig hielten; gefielen ihnen die tollen Einfälle derselben doch so gut, daß sie ihr das Schiedsrichteramt übertrugen. Caprice erklomm sofort eine der jungfräulichen Riesentannen, überschaute das Terrain und erklärte in diktatorischem Tone, indem sie auf den Platz deutete, wo jetzt die Klosterruine steht, „hier muß die Wohnung hin, und ich werde Euch selbst das Material herbeischaffen helfen!"

So ist das unvergleichliche Gebäude entstanden, das dann allerdings genau 3000 Jahre später (wie die Chroniken melden im Jahre 1191) von der Herzogin Uta von Schauenburg zu einem Kloster umgebaut worden sein mag und das jetzt in malerischen Trümmern vor uns liegt, nachdem es der zürnende Himmel durch einen Blitzstrahl in Asche gelegt.

Als wir aus dem Waldesdickicht, auf Geröll und Schlangenwegen abwärts gehend, endlich das Plateau erreichten, blies der Schwager von der Höhe des jenseitigen Waldes eine trübe Weise, welche die Bergriesen von allen Seiten zürnend zurückgaben.

So liegt das Försterhaus und hinter ihm die Klosterruine in einem ziemlich tiefen Wiesenthale, aber immer noch 2000 Fuß über den Gewässern.

Das Forsthaus mit seinen originell decorirten Zimmern, in denen sich viele Hunderte von Studenten, namentlich aus Heidelberg, durch Sprüche, Duellbilder und Porträts verewigten, die hinwiederum von Jagdtrophäen aller Art abgelöst werden, ist in der Touristenwelt wohl renommirt. Kein Wunder, daß man darum den ganzen Sommer hindurch, auch bei ungünstigem Wetter, alltäglich eine gutbesetzte Table d'hôte findet, ja daß sogar Einzelne auf Wochen hinaus hier Pension nehmen. Das Fremdenbuch strotzt von guten und schlechten Witzen. Zu den ersteren dürfen wir ein durch viele Blätter in Abtheilungen gehendes lustiges Gedicht rechnen, das einen Hamburger zum Verfasser haben soll und das wir den „singenden Bädeker" nennen möchten. Eine Frau Elise Haas „nebst" Gemahl thut der Nachwelt kund, daß sie „kurz vor einem schrecklichen Gewitter" dagewesen, „welches hätte kommen können."

Das Erste, was jeder Fremde besucht, nachdem er sich in der guten Küche des Herrn Mittenmaier gestärkt, ist die nahe Klosterruine. Sie ist luftig genug, weßhalb auch gleich an der vorderen Seite eine Tafel die Besuchenden zur Vorsicht mahnt, da schon häufig Steine heruntergefallen sind. Ja, wenn es nur Das wäre! In dem wirren Gestein huschen aber schillernde Eidechsen, geschichtlich nachweisbar verzauberte Nixen, welche den Fremden, auch wenn er kein Turner ist, locken und verführen, die epheuschlanken Bogentrümmer zu erklimmen. Erst am 20. August 1862 — also vor 6 Jahren — hat ein schöner junger Mann, Alfred v. Dombard aus Bestendorf (Ostpreußen), dem Lockrufe einer solchen Nymphe Gehör geschenkt, mit seinem kräftigen Arm eine Säule umspannt und sich hinaufgeschwungen. Kaum hat er oben Fuß gefaßt, so ist er vom Schwindel ergriffen worden und — „halb zog sie ihn, halb sank er hin" — todt herabgestürzt.

Das ist gewiß eine recht traurige Geschichte; aber noch Niemand hat sie im Liede besungen, und nur seine Comilitonen, die Saxo-Boruffen in Heidelberg, ließen an der verzauberten Stelle eine kalte Gedenktafel anbringen. Wenn jetzt Fremde vor dieser Tafel stehen und die Inschrift lesen — empfindsame Jungfrauen vielleicht mit einer Thräne im Auge — so begreifen sie nicht, wie ein Sturz von so geringer Höhe den augenblicklichen Tod hat zur Folge haben können. Ein junger Pfarrer aus der Nähe, der den Verunglückten von Heidelberg her als Studiengenosse genau gekannt hatte, gab mir aber den Schlüssel dazu. Er sagte: „Alfred war immer eine melancholische Natur!" Und als er Das sagte, husch — da schlängelte sich wieder eine silberne Eidechse zwischen unsern Füßen durch. . . .

Digitized by Google

Vom Försterhause hat man nur wenige Minuten zu den berühmten Wasserfällen. Es sind deren sieben, darunter einige, die immerhin 40—50 Fuß haben mögen, so daß man ein viertel bis ein halb Stündchen braucht, bis man am Fuße der unheimlichen Schlucht ankommt, in welcher es über, neben und unter uns fortwährend zischt, tobt, rauscht, spritzt, schäumt, tost, braust. Die Gesammthöhe der Fälle wird auf 330—340 Fuß angegeben. Der Weg ist trotz der vielen Abgründe von mitunter beträchtlicher Tiefe ganz gefahrlos, da überall Geländer, Brücken, Ruheplätze, Rondels, Staffeln, Gallerieen und Treppen an den Felsen angebracht sind, von denen aus man die ganze Herrlichkeit überschauen kann. Ja, — die Herrlichkeit! Der Gang durch die Schlucht gehört zu dem Schönsten, was unser gesegnetes Deutschland bietet. Dort beugt sich eine junge Edeltanne — offenbar ein Junker inmitten der Tannenriesen — geschmeidig vor der Majestät der Wassermassen, die über derselben herabrauschen. Dort sträubt sich ein bemooster Felsblock, ächt demokratisch, gegen den „Einfluß von Oben" und stößt den Silberguß von sich, so daß dieser schäumend aufspritzt und mit lärmendem Gischt die Umgebung näßt. Wiederum stürzt ein breiter Strahl, anzuschauen wie der blanke Stahlschild eines der Helden der Sagenwelt, ruhig über alle Hindernisse weg, erst bei seiner Ankunft in einem plebejischen Tümpel aufstäubend, während sich um und neben ihm gefällige Blumen beugen, nicken, scherzen und sich mit den Perlen schmücken lassen, die er verschwenderisch austheilt.

„Traumhaft schön! traumhaft schön!" wiederholte unzählige Male eine Dame, die sich unserer Gesellschaft angeschlossen, bei dem großartigen Bilde, und als einer der Herren boshaft genug war, zu bemerken: „Da müssen Sie aber sehr geräuschvolle Träume haben, meine Dame", strafte sie ihn mit einem Blick unaussprechlicher Verachtung und sagte: „Wer bei dem Anblick dieser wundervollen Natur auch nur den Versuch macht, zu witzeln, dem hat die Gottheit kein Verständniß gegeben für Poesie und Romantik, und er mag es sich bei dem künstlichen Mousseux an der Gasttafel gefallen lassen."

Fünf lange Minuten hindurch trat auf diese geharnischte Antwort der schlagfertigen Dame eine tiefe Stille ein. Ein Glück war es, daß wir eben unsere Wagen erblickten, die inzwischen — gerade wie bei der Ankunft — auf Umwegen in der Berghalde angekommen waren und uns durch das mühlenreiche Lierbachthal, durch fette Wiesengründe und freundliche Ortschaften nach Achern zurückführten. (7)

Mannichfaltigkeiten.

(Explosion auf der Nordsee.) Von der Nordwestküste von Helgoland, wie ein Blatt sich ausdrückt, sind erschütternde Schilderungen über Explosion einer Naphta-Ladung des englischen Schiffes „Tom Bolles" eingegangen. Das Schiff war auf der Fahrt nach St. Petersburg begriffen und führte nicht weniger als 770 Fässer jenes so leicht entzündlichen Materials an Bord. Ungefähr 48 Meilen N. W. von Helgoland erfolgte die Explosion, welche zunächst der Schiffsmannschaft das Bewußtsein raubte. Man sah sofort, daß an eine Löschung der in Brand gerathenen inneren Räume nicht gedacht werden könne, hieb den Mast um und richtete in fliegender Eile eine Art Gerüst her, das ins Wasser geworfen, mehreren von der Schiffsmannschaft als Halt während des Schwimmens zu dienen hatte. Andere hielten sich eine Zeit lang an schwimmenden Verdeckstrümmern über Wasser, als die Flammen wohl gegen 300 Fuß hoch in die Luft wrafelten und die ganze flammende Ladung des Schiffes in festem Zustande oder als schwimmendes Oel sich über die Wogen auszubreiten begann. „Mancher arme Schwimmer", heißt es in dem Bericht, „wurde von dem schwimmenden Feuer ereilt und doppeltem Tode überliefert." Abend und Nacht hindurch riefen die drei Ueberlebenden am Hülfe, bis endlich ein Schiff in Sicht kam und Boote zur Rettung aussetzte. Dieses Schiff war ein deutscher Schooner von Hamburg, Capitän Schon. Der Name des Schiffes wird von dem Berichterstatter unleserlich als „Von Leotila" buchstabirt. In Drammen wurden die Unglücklichen am 11. September, fünf Tage nach der Katastrophe, gelandet und vom englischen Consul verpflegt. Augenlider, Brauen und Haar sind ihnen verbrannt, und an Händen und Gesicht tragen sie schwere Brandwunden.

(Mond-Regenbogen.) Friedrich Gerstäcker schreibt aus Dresden der „K. Z.": „Am 28. Sept., Abends halb 10 Uhr, beobachteten wir hier einen eigenthümlichen Mond-Regenbogen. Der Himmel war ziemlich klar, nur einzelnes leichtes Gewölk stand hier und da regungslos bei vollkommener Windstille. Da zeigte der Mond plötzlich zwei Bogen in der gewöhnlichen Art, der innere stärker, der äußere etwas schwächer, der östliche Kranz des inneren aber entschieden in Regenbogenfarben. Zu gleicher Zeit lief ein vollkommen deutlich ausgeprägter Streifen, wie ein anderer riesiger Bogen fast horizontal durch den Mond und die beiden Bogen hin und besonders klar noch weit nach Osten zu, während zugleich ein anderer, ein klein wenig nach links neigend, senkrecht hindurch zog und dadurch den Regenbogen in vier Theile schied. Sonderbar war, daß auf dem Punkte, wo der horizontale Streifen nach Osten zu (nach Westen war das Bild überhaupt viel schwächer) den ersten Bogen durchschnitt, der dort gebildete Nebelstreifen so erglühte, als ob ein großer heller Stern dahinter stände und ihn erleuchtete, was jedoch nicht der Fall war. Nach und nach erbleichte das Bild, am längsten hielt sich aber der untere zweite Bogen und zeigte zuletzt deutlich Regenbogenfarben. Wir beobachteten das wunderliche Schauspiel reichlich eine halbe Stunde." — Wie der „Times" aus Ryde mitgetheilt wird, ist auch auf der Insel Wight selbigen Abends und zur selbigen Stunde (9 Uhr 40 Minuten) „ein prachtvoller Mond-Regenbogen beobachtet worden. Die Höhe war 35°. Die prismatischen Farben waren sehr deutlich und der Bogen ganz vollständig." — Ferner schreibt man aus Witten unter demselben Tage über ein Fata-Morgana: „Gestern Abend bei Sonnenuntergang wurden wir durch eine prachtvolle Fata-Morgana (Luftspiegelung) überrascht, wie sie sich auf der Meerenge von Messina häufiger zeigen. Wir befanden uns gerade in der Nähe des Helenenthurmes, als das herrliche Schauspiel sich über eine halbe Stunde lang vor unseren erstaunten Blicken entfaltete. Der ganze westliche Horizont bot in wunderbar prachtvoller Beleuchtung das Bild eines breiten ruhig dahinfließenden Stromes, besäet mit waldigen großen und kleinen Inseln, Dampf- und Segelschiffen, während man im entfernten Hintergrunde die undeutlichen Umrisse einer großen Stadt zu erblicken glaubte."

(Das erinnert an „Gute Nacht Hänschen".) Der katholische Erzbischof von Montreal nahm die Gelegenheit wahr, während des jüngsten Besuches einer französischen Operngesellschaft in genannter Stadt die „Belle Hélène" und ihre Satelliten als „Teufelsbrut" zu bezeichnen. Die arme Tostea wurde namentlich als eine Tochter der Vernichtung gebrandmarkt. Die Kirchenhirten wurden angewiesen, ihre Heerden vor der Gefahr zu warnen, was die Wirkung hatte, daß das Opernhaus während des Aufenthaltes der Gesellschaft allabendlich überfüllt war.

Digitized by Google

Historische Novitäten.

Beaumarchais und Sonnenfels. Von Alfred Ritter von Arneth. (Wien, Braumüller.) Heer von Arneth gibt hier genauere Details über die abenteuerliche und mysteriöse Affaire des bekannten französischen Schriftstellers Beaumarchais in Oesterreich, der in Auftrag Ludwig's XVI. und seines Polizeiministers Sartines ein Libell gegen Marie Antoinette in England und Deutschland verfaßte, das er aller Wahrscheinlichkeit nach selbst verfaßt hat und dann mit einem wahren Aufwand von Schauspielerkunst, indem er zweite Personen simulirte und einen förmlichen fingirten Ueberfall seiner Person auf der Landstraße nach Nürnberg haarklein beschrieb, vor Maria Theresia in Wien vorbrachte. Die Bedachtsamkeit des Kanzlers Kaunitz überführte den Betrüger; man hielt ihn eine Zeitlang in Gewahrsam, lieferte ihn aber später auf Wunsch Ludwig's XVI. nach Frankreich zurück, wo dann die Sache vertuscht wurde. Das Ganze ist begreiflicherweise pikant genug, wir möchten sagen criminalistisch, und der Verfasser, der die Acten des Staatsarchivs von dem Verlauf der Sache ausgiebig mittheilt, hat dadurch schon unser Interesse für sich. Auch hat er einen hübschen Essay geschrieben. Nur weiß man nicht recht, warum der Titel den österreichischen Publicisten Sonnenfels so prunkend dem Namen Beaumarchais zur Seite stellt, da derselbe doch bei der ganzen Affaire nichts gethan hat, als daß er eine Art Verhör auf Befehl von Kaunitz mit jenem vorgenommen, also einfach nur den Protokolanten, ohne jedes eigene Zuthun, gespielt hat. Daß Sonnenfels, wie der geniale Beaumarchais, zufällig auch ein Schriftsteller war, freilich ein ganz kleiner, das kann doch Herr von Arneth nicht in Parallele bringen wollen, wenn er ein Intriguenstückchen erzählt. Man erwartet nach diesem Titel nothwendig eine literarhistorische Parallele.

Histoire de l'Insurrection crétoise par Jules Ballot. (Poeis, Dentu.) Dieses ziemlich umfangreiche Buch ist von einem Franzosen geschrieben, der als Freiwilliger die Kämpfe in Creta von Ende des Jahres 1866 an mitgemacht hat. Es handelt denn auch ausschließlich von Türken und Griechen, den allgemeinen Leiden des Guerillakrieges und den persönlichen des Verfassers. Die „Geschichte" einer Insurrection zu schreiben ist etwas kühn bei einer Insurrection, die noch gar nicht einmal recht zu Ende ist. Bekanntlich kämpfen die Creter heute noch gegen die Türken. Wir wollen glauben, daß die Mittheilungen des Herrn Ballot durchaus zuverlässig sind, aber sie sind doch zu persönlicher Art, als daß sie hinreichend Licht über die ganze an sich sehr diffuse und wenig großartige Angelegenheit des cretensischen Unabhängigkeitskampfes werfen könnten. Wir glauben kaum, daß nach einigen Jahren, wenn die noch glimmenden Funken des Kampfes ganz erloschen sein werden, etwas mehr davon der Geschichte anvertraut werden wird als einige der höchst gleichgültigen diplomatischen Noten des Herrn Stanley und was der türkischen Staatsweisheit entfließt — Geschichte wird man gewiß nicht viel davon schreiben. Persönliche Erlebnisse wie die vorliegenden nehmen wir jetzt noch mit Freuden entgegen; nur soll man sie nicht zur „Geschichte" aufblähen.

Das Bibliographische Institut in Hildburghausen hat eine sehr dankenswerthe Publication unternommen, eine autorisirte Uebersetzung der **„Correspondenz Napoleon's I."** Es ist ein Auszug aus der officiellen Ausgabe, besorgt von Heinrich Kurz. Diese Auswahl erstreckt sich auf die schon gedruckten, sowie noch ungedruckten Theile jener — bereits bis zu einer Briefzahl von über 20,000 in 23 starken Quartbänden angewachsenen — Sammlung und ist vorwiegend auf das Interesse des Staatsmannes, des Politikers und Geschichtsfreundes berechnet. Die Beziehungen des verdienten Literarhistorikers H. Kurz zu dem Prinzen Napoleon, dem Präsidenten der kaiserlichen Commission zur Herausgabe der Briefe Napoleons I. befähigen und begünstigen ihn vorzugsweise für das große Umsicht und Kritik erfordernde Werk. Die Tausende von Briefen, welche von der Commission von allen Seiten gesammelt wurden, haben es ihr möglich gemacht, trotz einiger Lücken dem Gedanken Napoleons von Tag zu Tag folgen und, um so zu sagen, der Geburt seiner Pläne, der unablässigen Thätigkeit seines Geistes beizuwohnen. Ueber die leitenden Gesichtspunkte bei Herausgabe der Kurz'schen Auswahl ist im Allgemeinen zu sagen, daß alle rein militärischen Berichte ꝛc., die nur für den Soldaten, höchstens für den Geschichtsforscher von Bedeutung sind, ausgeschieden wurden. Dagegen sind alle diejenigen Stücke aufgenommen worden, aus welchen sich der große historische Charakter Napoleons ergibt, welche eine Einsicht in seine politischen, nationalökonomischen, überhaupt in seine Ideen gewähren. So weit wir aus diesem ersten Bande sehen können, sind die angedeuteten Grundprincipien der Redaction sehr genau durchgeführt. Das Werk verspricht eine werthvolle Bereicherung unserer nicht kleinen Literatur über Napoleon I. zu werden.

Juristische und namentlich rechtshistorische Autoritäten in Deutschland haben oft genug gleichsam zur Erholung sich in die Erforschung der römischen Literatur- und Culturgeschichte vertieft. Seit Hugo Grotius, dem großen philologischen Jurisconsulten, ist diese liebenswürdige Vereinigung zweier so verwandter Disciplinen nicht ausgestorben. Wir nennen von den Lebenden nur Böcking, Ihering, Walter. Auch Professor Danz in Jena hat sich diesem Gremium mit einer sehr trefflichen Arbeit neuerdings angeschlossen. Es sind Vorträge, gesammelt unter dem Titel **„Aus Rom und Byzanz"**. Lebens- und geistvolle Schilderungen aus dem alten Rom, vom byzantinischen Kaiserhof, fast den bekannten, als „Sittengeschichte Roms" gesammelten Skizzen Friedländer's an die Seite zu stellen, obwohl sie nicht so universell sind. Danz versteht es vortrefflich, mit markanten Zügen Bilder zu geben; die Einzelheiten sind genügend correct, er verwahrt sich übrigens auch in der Vorrede vor zu großen Ansprüchen. Die Verlagshandlung Böhlau in Weimar hat das Werkchen gut ausgestattet.

Goethe in Schlesien 1790. Von H. Wentzel. (Oppeln, Tempelty.) Eine nicht unwichtige literarhistorische Studie über Goethe's fast zweimonatlichen Aufenthalt in Schlesien, namentlich zu Breslau. Es ist zwar, wie selbstverständlich, das Meiste davon bekannt, aber die Nachweise des Verfassers aus allen möglichen literarhistorischen Quellen sind in dieser Zusammenstellung und Vollständigkeit doch noch nicht dagewesen. Was über Garve's Beziehung zu Goethe mitgetheilt wird, ist vielleicht das am wenigsten Bekannte.

Ein Vortrag über **„Friedrich Wilhelm den großen Kurfürsten"**, von Dr. Paul Kassel (Berlin, Mittler und Sohn), gibt in guter Form eine Würdigung der Politik des großen Kurfürsten. Ueber Fehrbellin und überhaupt die schwedischen Händel ist etwas kurz referirt.

Federzeichnungen aus der Geschichte des Despotismus von Dr. v. Holst. Erstes Bändchen: Ludwig XIV. (Heidelberg, Bassermann.) Der Gedanke, gleichsam die Typen des despotischen Regiments herauszugreifen und zu skizziren, ist nicht schlecht; er ist auch hier eigenthümlich durchgeführt. Daß indessen der Satz der Verfassers, die Absolutie (wie er den Absolutismus nennt) sei ihrer Idee nach unsittlich, heutzutage noch Anfechtung erfahre, ist nicht wohl möglich; deßhalb sieht man nicht recht ein, warum er mit so großer Emphase aufgestellt wird. Indeß sind die Betrachtungen über Ludwig XIV. doch ganz lehrreich und originell. Wir wären begierig, in der Folge dieser „Federzeichnungen" zu erfahren, wie der Verfasser mit Friedrich II. fertig wird; denn daß der große König in diese Collection gehört, das unterliegt keinem Zweifel.

Eine Anzahl Schriften aus der letzten Zeit, die der momentanen politischen Bewegung entsprungen und mehr oder weniger actuell sind, dürfen wir hier wenigstens nicht ungenannt lassen; Zeitgeschichte ist eben auch Geschichte. Die bedeutendste derselben und von einem gewissen bleibenden Werth ist unstreitig die schon im Jahre 1867 erschienene des Professor Adolph Schmidt in Jena **„Preußens deutsche Politik"** 1785. 1806. 1849. 1866. Umgearbeitete bis auf die Gegenwart fortgeführte dritte Auflage. (Leipzig, Veit u. Co.) Die Controverse über diese Publication hat sich sogar in französische Zeitschriften, wenn wir nicht irren, durch eine Besprechung Calonnes in der „Revue des deux Mondes" verbreitet.

Ein Schriftchen von derselben Tendenz und ähnlicher, obwohl nicht so eingehender Ausführung ist **„Preußens moderne Entwickelung."** Drei Vorträge von Th. Bernhardi. (Berlin, Gutentag.) Auch hierin finden wir den ruhigen Ton der Schule Ranke's und Sybel's, dessen specieller Schüler Bernhardi ist. Eine Darstellung ganz anderer Art ist die des bekannten Dr. Menzel in Stuttgart: **„Unsere Gränzen"** (Stuttgart, Kröner). Einen stärkeren Contrast als die Leidenschaftlichkeit Menzel's und die Ruhe Schmidt's kann man unter den heutigen Historikern nicht leicht finden. Dieses neueste Product Menzel's ist denn auch wieder höchst „national-deutsch." Er reclamirt den Elsaß, die russischen Ostseeprovinzen u. s. w. alles in höchst fesselnder, lebhafter Sprache. Am pikantesten sind seine Ansichten über die „keltische Lüge" und die „gelehrte Lüge, wir Deutsche seien nur ein Volk von Denkern." H.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 10. October. **Das bemooste Haupt,** oder: **Der lange Israel,** Schauspiel in 3 Acten von R. Benedix. Hierauf: **Die Zillerthaler,** Liederspiel in 1 Act von F. Reßmüller.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 259.)

Sonntag, 11. October. **Norma,** große Oper in 2 Acten, nach dem Italienischen von J. N. von Seyfried. Musik von Bellini.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 260.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. = Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 283. Sonntag, den 11. October 1868.

October 1868.

Prächtig strahlt der blaue Himmel ob des Schweizerlandes Gauen;
Wo das Auge trunken schweifet, lauter Segen ist zu schauen.
Von des Obstes Fülle senken schwer beladen sich die Aeste,
Und der Weinstock dicht behangen winket schon zum Winzerfeste.

Herrlich glänzen uns're Firne von der Sonne Glut begossen,
In den grünen Alpenschluchten Millionen Blumen sprossen,
Und der Bäche helles Sprudeln mischt sich mit den Glockentönen
Munt'rer Heerden, reiches Leben blüht der Berge frischen Söhnen.

Durch des Sees grüne Wogen kömmt der Dampfer stolz gefahren;
Fremde Wand'rer sich ergießen durch das Land in vollen Schaaren,
Zu genießen auf den Bergen freie Luft und an den Quellen,
So den Felsen rings entspringen, ihre Sorgen zu zerschellen.

Aber auf den höchsten Kämmen Böses sinnen mächt'ge Geister;
Jetzt, beschließen sie im Grimme, spielen wir einmal den Meister.
Wolken thürmen sich auf Wolken, ausgelöscht sind Mond und Sterne,
Blitze zucken durch das Dunkel und der Donner rollt von ferne.

Horch! wie tosen schon die Wasser von des Regens Flut genähret;
Kaum vernommen, von den Wellen liegt der Wiesengrund verheeret,
Und in gräulichem Gemenge stürzen Felsen, krachen Tannen,
Schaurig wimmernd ruft die Glocke schnell herbei des Thales Mannen.

In der Hütte stillen Frieden bricht der Strom; in seine Bahnen,
Die er eben keck verlassen, zwingt ihn keines Menschen Mahnen.
Aus des Friedhofs Ruhestätte ruft er die Entschlaf'nen wieder,
Lebende und Todte treiben mit der wilden Fluth hernieder.

Und mit Sturmes Eile jaget all der Graus zur fernen Tiefe,
Mit der Wellen lautem Toben weckend, was noch drunten schliefe.
Tausend Flüsse wild entfesselt sich zu Einem Strom vermengen,
Stark genug, mit Einem Stoße auch den stärksten Damm zu sprengen.

Bäume, Brücken, Häuser, Ställe werden ihm zum raschen Raube;
Wo die Rebe erst gelachet und der Apfel aus dem Laube,
Wälzt ein Schlammmeer seine Wogen wild daher, mit Schutt begrabend
Dörfer, Straßen, Wiesen, Felder. „Lobt den Morgen nicht vor Abend!"

So der bösen Geister Sinnen auf der Berge höchsten Kämmen
Macht das Paradies zur Wüste; wer kann solche Mächte dämmen?
Doch — ich kenne gute Geister, und sie sind bereits am Werke,
Den Dämonen überlegen jederzeit an inn'rer Stärke.

In den Herzen strömt das Feuer ew'ger Liebe unverdrossen;
Wo am schlimmsten das Verderben, ihre schönsten Blüthen sprossen,
Und von allen Seiten fließet, einem Strome zu vergleichen,
Hülfe her, es wird lebendig bei den Armen, bei den Reichen.

Schweizerland, du Gottesgarten, freies Land, du bist erkoren,
Stets durch Thaten zu erneuen heil'gen Bund, den du beschworen.
Also wird die herbe Schickung dir zur reichsten Segensfülle;
Zeiget, daß in Lust und Leiden uns dasselbe Band umhülle!

(N. Zür. Ztg.)

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Herr Graf", flüsterte eine gedämpfte Mannesstimme, „um Gotteswillen, hören Sie mich, ich bin der Jean aus dem Dorfe, der Sie immer vor dem Heuchler Pierre warnte, da Sie noch ein Knabe waren."

Mit fast übermenschlicher Anstrengung raffte sich Victor empor und eilte an's Fenster, wo ihm schon Alice zuvorgekommen war. Dort ward in der Dämmerung der Kopf eines jungen Mannes sichtbar, der sich mit den Händen an das Gesimms anklammerte, um eine Stütze zu haben, während der übrige Körper an dem erhöhten Rez-de-Chaussée niederhing.

„Pierre ist ein Verräther!" fuhr die Stimme fort. „Mein Bruder, der Ihnen treu ergeben — seine Hütte steht hart am Waldesrande — wird Ihnen beistehen; retten Sie sich und Ihr Weib, in wenigen Minuten wird man Sie verhaften; Lavergne's Einfluß ist noch immer mächtig, ein Wort von ihm, und Sie theilen das Schicksal Ihrer Mutter!"

„Meiner Mutter Schicksal?!" schrie Victor auf. „Allmächtiger Gott, sprich, ich weiß von nichts — was ist meiner Mutter Schicksal?"

„Ich warnte Euch — lebt wohl! Man darf mich nicht finden, ich bin Gefangenwächter im Städtchen und nur zufällig im Dorfe, wo ich Ihre Ankunft vernahm. Behüte Sie Gott!"

Die Hände des Redenden lösten sich bei den letzten Worten vom Rande der Mauer und die Gestalt verschwand in der Dunkelheit.

Alle Rücksichten vergessend, ein Verzweifelter, lehnte sich Victor von Kerdingen aus dem weitgeöffneten Fenster.

„Um aller Heiligen willen, das Letzte noch!" rief er mit mühsam gedämpfter Stimme, „was war das Ende meiner Mutter?!"

„Das Schaffot!" tönte es dumpf aber vernehmlich von unten her empor, — und mit einem Schrei, den der höchste Schmerz,

Digitized by Google

die höchste Verzweiflung erpreßte, sank Victor besinnungslos zu Boden.

In furchtbarster Aufregung rief Alice mit lauter Stimme um Hülfe.

Ein Riegel ward zurückgeschoben und Pierre Lavergne erschien im Zimmer, dessen Thür er sogleich hinter sich schloß, während man draußen auf dem Corridor regelmäßige Schritte vernahm.

„Was bedeutet das?“ fragte er mit rauher Stimme, auf die Gruppe der beiden jungen Leute deutend, — denn Alice war neben ihrem Gatten niedergekniet und suchte ihn in's Bewußtsein zurückzurufen.

„Helft mir, ihn zu beleben, Lavergne“, rief Alice, „ein plötzliches Unwohlsein hat ihn befallen, und dann — fort von hier, auf ewig fort aus Frankreich! Gewiß, Ihr werdet uns niemals wiedersehen, gewiß niemals!“

Pierre's Blick schien die junge Frau durchbohren zu wollen. Er murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, während er auf den am Boden Liegenden zuschritt.

Aber indem er sich über Victor beugte, schlug dieser die Augen auf und richtete sich empor, Lavergne mit der Miene des höchsten Abscheues von sich stoßend.

„Mörder!“ sagte er mit dumpfer Stimme, „Mörder und Verräther, sei verflucht!“

Pierre lachte laut auf.

„Hat Euch ein Vöglein in's Ohr gesungen?“ fragte er höhnisch; „fürwahr, wäre die alte Brigitta im Schlosse, ich könnte mir denken, sie habe Euch die Mähr zugekrächzt und mich um das Vergnügen gebracht, sie Euch selber zu verkünden.“

„So ist es wahr?!“ rief Victor außer sich. „Pierre, Du, auf den ich fest gebaut, den ich meinen Freund nannte, Du vermochtest meine Mutter dem Schaffot zu überliefern, noch mehr — Du vermochtest mir das Entsetzliche zu verschweigen?“

Die Stimme Victors war fast sanft bei diesen Worten geworden, die natürliche Weichheit seines Gemüths konnte die furchtbare Thatsache in ihrer ganzen Ausdehnung noch immer nicht begreifen.

„Ja, ich brachte Leona von Kerdingen auf's Schaffot!“ rief Pierre wild; „noch mehr — ich, Pierre Lavergne, bin jetzt Herr dieser Besitzung, die mir durch Deinen Vater vererbt worden wäre, hätte sie durch Deine Geburt nicht meine schönsten Hoffnungen zertrümmert. Damals, als man mich schimpflich aus diesem Schlosse jagte, wo ich einst zu herrschen gehofft hatte, damals gelobte ich's mir mit furchtbarem Eidschwur, daß ich verderben wolle Olfried von Kerdingen und sein Geschlecht und nicht ruhen wolle und nicht rasten, bis ich mein Ziel erreicht. Und der Tag der Rache kam und in den Scheiterhaufen des Adels Frankreichs warf auch ich meinen Haß. Ausgelöscht ist das Geschlecht der Kerdingen. Deine Mutter endete durch das Beil des Henkers; Du selbst aber bist geächtet und verbannt, dem Tode verfallen, da Du es wagst, den Boden Frankreichs zu betreten, denn ich, Pierre Lavergne, Beamter der öffentlichen Sicherheit, verhafte Dich, Victor, vormals Graf von Kerdingen genannt. — Freunde, thut Eure Pflicht.“

Er öffnete die Thür des Gemaches, eine Schaar Soldaten der Republik, die hinter derselben postirt waren, schritten vor und drangen auf Victor zu, sich seiner zu bemächtigen, während Alice zu den Füßen Pierre's sank, der unbewegt, mit höhnischem Lächeln auf sie niederschaute.

„Gnade!“ rief sie, „Gnade, Entsetzlicher! Raube der Verzweifelnden nicht den Gatten, dem Kinde unter meinem Herzen nicht den Vater.“

Pierre beugte sich zu ihr nieder und murmelte ihr einige Worte in's Ohr, die ihr das Blut in die Wangen trieben.

Sie sprang empor und stürzte zu ihrem Gatten, der vergeblich sich der Uebermacht und der Gewalt zu entziehen suchte.

„Ich folge Dir, Victor!“ rief sie; „nimm' mich mit Dir, wohin Du gehst, Kerker und Tod will ich mit Dir theilen, nur laß mich nicht allein, schutzlos in der Gewalt dieses Elenden.“

„Fort mit dem Aristokraten!“ befahl Lavergne. „Die Bürgerin bleibt!“

„Pierre!“ rief Victor, sich in den Händen der Soldaten windend, „alles will ich Dir vergeben, Mord und Verrath, selbst den letzten, den furchtbarsten, nur laß mein Weib mir folgen, mag mein Kind in den Mauern des Kerkers das Licht der Welt erblicken; sei barmherzig, raube mir den letzten Trost, raube mir meine Alice nicht.“

„Fort mit ihm!“ donnerte Lavergne. „Die Bürgerin bleibt.“

„So treffe Dich Gottes Fluch!“ rief Victor in höchster Leidenschaft, „und Haß und Rache schwöre ich Dir, Pierre Lavergne, entkomme ich lebend Deinem Grimme, und falle ich, ein neues Opfer Deiner Bosheit, so komme mein Blut auf Dein Haupt, und droben sollst Du mir Rede stehen, droben am Richterstuhl des Allmächtigen! . . .“

Er konnte nicht vollenden, denn rohe Arme ergriffen ihn und zogen ihn fort. Derselbe Wagen, der einst Leona von Kerdingen in's Gefängniß der nächsten Stadt befördert hatte, führte heute ihren unglücklichen Sohn demselben Ziele zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Escorial.

Eine recht dankenswerthe Bereicherung unserer spanischen Reiseliteratur liefern die Reiseblätter aus Spanien von Arthur Stahl. Die darin enthaltenen Schilderungen, z. B. der Mancha, sind wahr und lebendig; deßgleichen die Zeichnung von Eigenthümlichkeiten der spanischen, namentlich weiblichen Bevölkerung in Aussehen, Benehmen, Kleidertracht, nicht minder die Beschreibung von Städten, wie Burgos, mit Erinnerungen an den Cid durchflochten, Madrid, seinen Bewohnern und Sehenswürdigkeiten, dem auf Felsspitzen horstenden, auf 3 Seiten vom Tajo umflossenen Toledo, Cordoba, der ehemaligen Hauptstadt der spanischen Kalifen, dem reizenden Sevilla, seinen lustigen, weiten Räumen mit ihren Orangen und Springbrunnen und seinen architektonischen Monumenten, wie der Kathedrale, dem Schlosse Alcazar u. a.; von Cadiz und Gibraltar sammt der gegenüberliegenden Küste Nordafrika's; von Granada und den köstlichen Ueberresten maurischer Herrlichkeit daselbst; endlich von Zaragoza und Barcellona. Den Juwel des Ganzen aber bilden Stahls lehrreiche Mittheilungen über die Schätze der Malerei, welche zumal im Museo real zu Madrid aus den französischen, deutschen, niederländischen, italienischen und spanischen Schulen aufgehäuft sind, vor Allem aber die vielen Meisterwerke Murillo's.

Der Biographie und Charakteristik dieses bei uns im Grunde so wenig bekannten Künstlers, der 1618 in Sevilla geboren, ist ein größerer, sehr anziehender Abschnitt gewidmet. „Wer kann“ — heißt es hier u. A. — „geistiger sein, als Raphael? wer kann realer sein, als Rubens? Murillo ist es weniger, als Beide, aber er vereinigt beides zu einem Ganzen von vollendeter Harmonie; er vergeistigt den Körper und verkörpert die Seele — das macht ihn so groß. Seine Stizze schließt unser Verfasser, selbst, wie es scheint, ausübender Künstler, mit den Worten: „Unbegreiflich ist es, daß so wenig fremde und besonders deutsche Maler nach Spanien gehen. Hier findet man noch Originalität auf jedem Schritt, Kunst, wunderschöne Menschen, Sitten, Trachten, malerische Wirklichkeit und als Hintergrund die pittoresken Trümmer der

Digitized by Google

alten gothischen Königsstädte und die Feenpracht der arabischen Paläste."

Einen schneidenden Contrast zu all diesem künstlichen Zauber bildet Philipps II. unheimliche Schöpfung, der bekannte Escorial. Von der ihn zeichnenden Schilderung folge hier ein gedrängter Auszug:

„Nie sah ich eine seltsamere und traurigere Landschaft, als jene in der Umgebung des Escorial. Das ist das Schweigen und die Majestät des Todes, aber eines trostlosen Todes ohne Auferstehung; denn auch das Leben der Natur scheint hier erstorben. Kein Vogel, kein Baum, keine Blume; weithin zu beiden Seiten dehnt sich das felsige Terrain, bald sich erhebend, bald Schluchten bildend, wie ein Meer von versteinerten Wellen. Die Bergrücken sind kahl und grau, dann und wann spärlichem Moos oder einer kümmerlichen Gruppe von Fichten Nahrung gebend. Und wenn an solchen Stellen sich mühsam ein Bach seinen Lauf durch die Schluchten sucht, so sieht man da auch wohl eine steinerne Hirtenhütte zwischen die Felsen geklebt, aus ihnen erbaut und kaum von ihnen zu unterscheiden. In ihrer Nähe suchen sich die Schafe, flink und geschickt wie die Ziege in dieser Bergregion, ihr ärmliches Futter, und der Hirte mit der braunen Kapuze und der Tasche aus Ziegenfell von höchst primitiver Natur steht, auf seinen weißen Hirtenstab gelehnt, unbeweglich auf einem Felsvorsprunge. Was mag er sinnen? — Zu unserer Rechten erhob sich jetzt die Kette des Guadarramagebirges, dessen höchste Spitzen mit Schnee bedeckt waren, und dieß bildete zu den violetten und bläulichen Färbungen der nackten Felswände, auf welchen die Octobersonne lag, einen unvergleichlichen Contrast.

Durch ein massives Thor tritt man auf den großen Hof des Escorial, und nun zuerst die Vorder- und Seitenfront überschauend, macht man sich eine Vorstellung von den riesigen Verhältnissen dieses „Leviathan von Stein", der größten Anhäufung von Granit nächst den Pyramiden. Bekanntlich ließ Philipp II. nach dem 1557 über die Franzosen bei St. Quentin erfochtenen Siege diesen Bau 1565 aufführen, als Erfüllung eines Gelübdes an den h. Laurentius. Man weiß, daß dieser Heilige sein Martyrium auf einem glühenden Roste erlitt, und daß Philipp, ein Gourmand des Gräßlichen, befahl, dem Gebäude die Form eines Rostes zu geben. Die vier Thürme an den Ecken, ohne allen Reiz des Styls, stellen die Füße dar, die Langseiten den Rost, die Kirche mit dem vorspringenden Gebäude, der Wohnung des Königs, den Griff. Im Uebrigen fehlt ihm jede Ornamentik; nur seine ungeheuern Massen imponiren von ferne, unabsehbar lange und kahle Wandflächen ermüden das Auge, eine doppelte Reihe von einer Menge kleiner Fenster (1110 an der Zahl!) beleidigen den Schönheitssinn: man glaubt den Urtypus einer Kaserne oder eines Lazareths vor sich zu haben. Die Kuppel der Kirche scheint gedrückt, und hier begegnet dem Auge zuerst die einzige architektonische Zierde, welche man später auf den Mauern, in den Gärten, auf den Treppen, überall wiederfindet: Kugeln von Granit in riesiger Größe und ungeheurer Menge. Die Idee eines solchen Schmuckes darf man nicht wohl dem Baumeister allein zuschreiben. Vielleicht waren es die Phantasiespiele eines furchtsamen und darum nur um so furchtbareren Tyrannen, welcher sich hier einschloß mit dem siegenden und tröstenden Bewußtsein der Kanonenkugeln, welche aber hier aussehen, als wollten Titanen sie durch den Himmelsraum auf untergehende Welten schleudern.

Wie ein undurchdringlicher Ring umgeben Klostergänge alle Seiten des Gebäudes. Die äußeren Umfangsmauern bilden Kasernen, und der freie Raum zwischen beiden diente als Exerzierplatz. In jenen gehört die oben erwähnte unabsehbare Zahl kleiner Fenster den Mönchszellen an, welche sich aneinander reihen; dann und wann schlüpfte ein junger Mönch durch die schweigenden Gänge oder las, vor der Thüre seiner Zelle auf- und niedergehend, sein Morgengebet, und schlug neugierig und gelangweilt seine Augen zu den Fremden auf.

Das Kloster besteht noch, aber nur für eine kleine Zahl von Mönchen, während es zu Philipps Zeiten, welcher sein Leben in ihrer Gesellschaft verbrachte, das größte war, das jemals existirte.

Von den Wohnräumen Philipps selbst hat man in seiner ursprünglichen Einrichtung nur Ein Zimmer erhalten. Es ist dieß ein kleines, düsteres Gemach, für seinen schwarzen Geist zum Brüten ganz eingerichtet und Licht nur durch ein Fenster erhaltend, das in die Kirche hinabsieht, aus welcher die Meßgesänge der Priester heraufdrangen. Hier betete Philipp II., hier unterschrieb er die Todesurtheile, hier starb er!

Die besten der Wand- und Deckengemälde des Escorial befinden sich im großen Saale der Bibliothek, welche überhaupt zu den dortigen Räumen gehört, wo man aufathmet. Sie ist schön und hell, vortrefflich eingerichtet und wird stets vermehrt. Namentlich hochberühmt ist sie durch ihre vielen arabischen Handschriften. Auch Bibeln aus den verschiedensten Zeiten, ein reich gemaltes Gebetbuch Karls V., ein Koran, den Türken in der Seeschlacht von Lepanto 1571 abgenommen, und vieles andere Interessante gehört zu ihren Schätzen.

Die Kirche ist nicht sehr groß, aber von reinem und gewaltigem Styl. Ihre Kanzeln sind nächst jenen in der Moschee von Cordoba die schönsten, welche es in Spanien gibt. Sie bestehen aus rosenfarbenem Marmor, Jaspis und Gold und sind Kunstwerke von glänzendem Reichthum, stimmen übrigens nicht zum Ernste des Ganzen. Von großer Kostbarkeit sind einzelne Gegenstände des hier gepflegten Cultus, u. A. eine silberne Statue des h. Laurentius und ein Christus mit einem Rubin am Haupte und Ringen und Steinen an Händen und Füßen von ungeheurem Werthe. Unter dem Hochaltar der Kirche wölbt sich ein achteckiger Raum, der in den Felsen gehauen und dessen Wände mit Jaspis und anderem sehr kostbaren Gesteine bekleidet sind. In der Mitte hängt eine silberne Lampe. Hier stehen in tiefen Nischen die Marmorsarkophage der Könige und Königinnen, welche Nachkommen hinterließen, mit goldenen Inschriften bezeichnet. Karl V., Eleonore von Portugal, seine Gemahlin, Philipp II., an dessen Seite man vergebens den Sarg seines unglücklichen Sohnes, des Infanten Don Carlos, sucht, Philipps Gemahlin, Elisabeth von Frankreich, und die folgenden, während einige Nischen noch leer sind, um die lebenden und kommenden Regenten aufzunehmen.

Das ist der Escorial. Noch einmal von den nächsten Höhen hat man den vollen Blick auf den seltsamen Riesenbau und kehrt nach Madrid zurück, erfüllt von den Eindrücken, welche das bunte und lebensfrohe Treiben der eleganten Hauptstadt nicht so bald zu zerstreuen vermag."

Mannichfaltigkeiten.

(Logik.) In Wien antwortete eine wegen Rückfalls in Diebstahl zu 5 Jahren Kerker verurtheilte Frau dem Präsidenten, der sie fragte, ob sie von dem Rechte der Berufung Gebrauch machen wolle: „I küß' d'Hand, i beruf' nöt, i mag mein Herrn Vertheidiger nöt weiter belästigen, für sein Müh' weis i ihm ane von meine g'stohlenen Uhren an und i fahr' nach Neudorf. Aber daß i nimmer stehlen werd', dös waß i g'wiß, für's Stehlen kriegt ma fünf Jahr', für's Kinderumbringa nur zwa Jahr', dös is a schöne Einrichtung, da waß i schon, was i thun werd', wenn i heraus komm'!"

Digitized by Google

(Schwere Rolle.) Während der Brüsseler Septemberfeste gelangte unter Anderem im Théâtre de la Monnaie die „Favoritin" von Donizetti zur Darstellung, in welcher der Baritonist Dumestre die Partie des Königs Alphons zu singen hat. Ein Bekannter trifft den Künstler an der Thüre der Garderobe und glaubt an ihm ein weniger joviales Aussehen als sonst zu bemerken. „Was haben Sie denn, lieber Dumestre? Sie sehen ja ganz trübe aus", fragt besorgt der Freund. „Ah!" antwortete Dumestre in einem wahren Grabestone, „das habe ich erwartet. Glauben Sie, daß es in dem gegenwärtigen Augenblicke eine heitere Aufgabe ist, den König von Spanien zu spielen?"

(Päpstliches Elend.) Einem Wiener Blatte schreibt man aus Tyrol: „Mit welcher Frechheit man dem Volke die sauer erworbenen Pfennige aus dem Sack reißt, möge folgende Stelle einer Predigt zeigen, die jüngst in einem Dorfe gehalten wurde: „Ich sage Euch, der Papst wohnt schlechter und ißt schlechter, als der ärmste Taglöhner unter Euch!" Da möchte denn wohl das Volk endlich fragen: warum thun denn die Hochwürdigen, die bekanntlich besser speisen, als der „ärmste Taglöhner", nichts für ihn?"

(Interessanter Religionswechsel.) Das Mitglied des Kremsierer Piaristen-Collegiums D. war vor einiger Zeit zum Protestantismus übergegangen. Allein auch dieses Bekenntniß scheint den Mann nicht zu befriedigen, denn er hat sich dem Vernehmen nach entschlossen, zum Judenthume überzutreten.

Frankfurt, 10. October.

Fräulein Bertha Fried, welche uns von ihrem ersten öffentlichen Auftreten im vergangenen Winter noch in bester Erinnerung steht, spielte vor einigen Tagen im Theater. Der Vortrag der jungen Pianistin zeugt von tüchtigem Fortschritt und Studium, wenn schon wir das von Fräulein Fried gewählte Concertstück von Weber in F-moll mit Orchester als ihre Kräfte übersteigend bezeichnen müssen. Eine leicht zu erklärende Angst bei einem ersten öffentlichen Auftreten im Theater machte sich im ersten Satz des Concertes am meisten bemerkbar, welcher dadurch des höheren Schwunges entbehrte, während der Marsch und Schlußsatz von Fräulein Fried sehr schön und abgerundet vorgetragen wurde. Die Technik der jungen Künstlerin ist bereits tüchtig ausgebildet, ihr Anschlag zart und elastisch und auch ihre Auffassung ist eine recht geschmackvolle zu nennen. Wenn Fräulein Fried in ihren Studien eifrig fortfährt, so wird sie bei ihrem unverkennbaren Talent eine recht bedeutende Kunststufe erreichen. Fräulein Fried wurde durch lebhaften Beifall und Hervorruf ausgezeichnet. — Der nach langer Zeit wieder hervorgesuchte „Dorfbarbier" wurde sehr gut gegeben, gewürzt durch den trefflichen Humor unseres Stoß und Dettmer, die zum Amüsement des zahlreich versammelten Publikums nicht wenig beitrugen.

Wir wollen nochmals unser Publikum auf die Experimentalvorträge des Hrn. W. Finn aufmerksam machen, da dieselben am morgenden Tage schließen. Herr Finn zeigt in diesem letzten Vortrag wiederholt seine Spectralapparate vor. Aus eigener Anschauung können wir sagen, daß dieselben durch die geschickte Anordnung und die Trefflichkeit des Vorzeigens allen Denen, die mit der großen Kirchhoff-Bunsen'schen Entdeckung noch nicht anschauungsweise vertraut sind, die Sache vollständig klar macht. Finn bringt auch die drei neuesten Elemente, Rubidium und Consorten, zur Anwendung. Nur die Pracht des Silberspectrums vermißten wir.

Montag, den 12. October, 7 Uhr, findet die I. Quartett-Soirée der Herren Heermann, Becker, Welcker, Müller unter Mitwirkung der Herren Wallenstein und Backhaus, statt. Programm: Quartett (F-dur) Haydn. Sextett (D-dur) Mendelssohn. Quartett (C-dur) Beethoven. — Abonnements-Billets sowie Einzelkarten sind in sämmtlichen Musikalienhandlungen sowie Abends an der Casse zu haben.

Kunst- und Literatur-Notizen.

München, 5. October. Heute wurde die durch ein thätiges Frauencomite ins Leben gerufene Kunstschule für Mädchen eröffnet. Sie hat sich die vor Jahren durch Dyck gegründete Kunstgewerbschule als Muster vorgesetzt, und ihre Institutionen so zu sagen nun vom Masculinum ins Femininum übersetzt. Vorerst bestehen an derselben drei Curse, in denen Fräul. Unger (aus Göttingen) — eine Künstlerin, welche durch liebliche Märchen-Compositionen sich vortheilhaft bekannt gemacht hat — den Unterricht im Zeichnen nach Gyps-Ornamenten und Köpfen, Figuren und nach dem Leben ertheilt. Dazu kommen noch Vorträge über Perspective (M. Seeberger) und Kunstgeschichte ꝛc.; später wird auch eine Malschule etablirt. Die Anstalt ist, wie die seit etlichen Jahren zu Stuttgart bestehende und jene jüngst zu Berlin constituirte, weit entfernt, nur Künstlerinnen bilden zu wollen, ebenso wenig aber erblickt sie einzig im Dienste der materiellen Interessen ihre Aufgabe. Ein Hauptpunkt fällt freilich darauf, vielen Mädchen eine selbstständige Sicherstellung im Leben zu ermöglichen, und zwar durch Theilnahme an der täglich mehr Boden gewinnenden Kunstindustrie.

Deutsche Gastspiele in Newyork. Hermann Hendrichs gastirt eben im Newyorker Stadttheater. Mit der kühleren Witterung und in Folge der Zurückkunft vieler Familien aus den Bädern, schreibt die „Newyorker Handels-Zeitung", wird der Besuch an den Hendrichs-Abenden mit jedem Male qualitativ und quantitativ besser; in den drei letzten Vorstellungen: „Don Carlos", „Götz von Berlichingen" und „Die Waise von Lowood" war das Theater fast gänzlich gefüllt.

Paris, 7. October. Das Variété-Theater gab gestern eine neue zweiactige Operette von Offenbach und Henri Meilhac „La Périchole". Das Sujet ist aus einer Erzählung von Mérimée in das Schlüpfrige der heutigen Boulevard-Posse übertragen, nicht ganz mit dem dramatischen Geschick, welches sonst die genannte Autoren-Compagnie in diesem Genre entwickelt. Der erste Act schlug entschieden durch, aber im zweiten ließ das Interesse nach und stellte sich die Nothwendigkeit von Kürzungen heraus. Die Schneider hatte in der Titelrolle wieder einen großen schauspielerischen Erfolg.

Gustav zu Puttlitz, der bereits seit zwei Jahren kein größeres Stück geschrieben, hat auch für die heurige Saison nur ein kleines, einactiges Lustspiel vollendet. Dasselbe wird nächstens an die deutschen Bühnen versendet, und hat seinen Titel von einem dramatischen Opus Hrn. Berg's entlehnt; es heißt: **„Die alte Schachtel"**.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

J. Mehler in Frankfurt: Schloßpartie von Heidelberg. — Die Terrasse des Schlosses von Heidelberg (Aquarellgemälde). — Friedenberg in Frankfurt: Oesterreichischer Vorposten. — A. Northen in Düsseldorf: Mönche auf dem Schlachtfelde. — Ein Schottländer ermordet seinen Vater. — Anna Storch: Wasserblumen. — Lorenz Maas in Frankfurt: Treibjagen im Winter. — Antonie Boubong in München: Großmutters Sonntagnachmittag. — Friedrich Schierholz in Frankfurt: Basrelief-Portrait.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Der öffentliche Schreiber am Theater des Marcellus in Rom von Heinrich Hasselhorst. — Oelgemälde: Familienbild von B. Kümpler. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach spanischen Meistern.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 11. October. **Norma**, große Oper in 2 Acten, nach dem Italienischen von J. N. von Seyfried. Musik von Bellini.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 260.)

Montag, 12. October. **Die Braut von Messina, oder: Die feindlichen Brüder**, Trauerspiel mit Chören in 4 Abtheilungen von Schiller. (Abonnement-Vorstellung Nr. 261.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Kohn in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 284 und 285. Dienstag, den 13. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Alice versuchte, der Truppe nachzustürzen, aber eisern hielt sie die Hand Pierre's zurück.

„Du bleibst, mein Täubchen", sagte er höhnend, „die Kerkerluft könnte Deine Wangen bleichen und hier sollst Du es gut haben und in Freuden leben."

Gewaltsam stieß ihn die junge Frau von sich.

„Gib mir den Tod, Unmenschlicher!" rief sie in höchstem Affect, „aber mißbrauche nicht die Gewalt, die Deine entsetzliche Macht Dir verleiht, gegen ein verlassenes Weib."

„Vielleicht thäte ich's nicht", zischelte Pierre, „trügst Du einen anderen Namen. Aber ich muß, um meinem Schwur zu genügen, meine Rache vollständig ausführen."

Laut schrie Alice auf, ein entsetzlicher Augenblick stand ihr vor Augen, wie Wahnsinn blitzte es durch ihre Seele; undeutlich, wie in furchtbarem Traum, vernahm sie die Stimme Lavergne's; jetzt fühlte sie ihn in ihrer Nähe, — da vergingen ihr die Sinne und ohnmächtig, mit schrillem Wehelaut, sank die Bedauernswerthe zu Boden.

Auf den Ruf Lavergne's erschien die alte Dienerin, um der Leidenden beizustehen, während er selbst, wie von Furien gepeitscht, aus dem Zimmer stürzte und sich im einsamsten Gemach des weitläufigen Gebäudes einschloß.

Mitleidig blickte die alte Frau auf die Leidende, während sie beschäftigt war, ihr den möglichsten Beistand zu leisten.

„Armes, armes Kind", murmelte sie vor sich hin, „es wäre besser, Du erwachtest nicht wieder zum Leben."

Der Wunsch der Alten ward erhört.

Alice von Kerdingen kam aus ihrer Bewußtlosigkeit nicht wieder zu sich. Ihr Auge schloß sich noch in derselben Nacht zum ewigen Schlummer — und vergebens drang die Stimme eines rosigen Kindleins in das Ohr der todten Mutter, kein liebender Arm streckte sich aus, es an das pochende Mutterherz zu drücken.

— — — — —

Zwei Tage später verließ ein einsamer Leichenzug das Schloß. Vier Männer trugen einen einfachen hölzernen Sarg auf den Gottesacker des Dorfes, wo sie ihn an verborgener Stelle in die Erde senkten; es waren die sterblichen Reste Derjenigen, die dem Glücke und der Freude entgegen zu ziehen hoffte jenseits des Oceans. Sie hatte den Schmerz gefunden, die Verzweiflung, und nun das Grab.

Die Glocken des Dorfes und des Schlosses läuteten nicht Trauer um die gestorbene Gattin des rechtmäßigen Besitzers, aber ein frischer Hollunderbusch grünte und duftete neben dem frischen Hügel, den kein Kranz, keine Blume schmückte, und in seinen Zweigen flötete lockend die Nachtigall ein zärtliches Liebeslied.

6.

In demselben Gemach, wo vor wenigen Wochen die eben geschilderte Scene stattgefunden hatte, saß heute Brigitta am geöffneten Fenster, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, dann und wann eine Thräne aus dem Auge wischend. Wie furchtbar hatten die wenigen Jahre die ehemalige Dienerin Leonas von Kerdingen gealtert! Sie war niemals schön gewesen; aber nun trugen die unverkennbaren Spuren des Grams und eines eben überstandenen Leidens noch mehr dazu bei, ihrem Antlitz jedes Anziehende zu benehmen. Ihre Kleidung, einfacher als früher, wo sie, um Pierre zu gefallen, keine Hülfsmittel der Kunst verschmäht hatte, wozu ihr die Toilette ihrer Herrin hinreichende Mittel lieferte, war ärmlich zu nennen und unterschied sich durch nichts von der Tracht der übrigen Dienerschaft des Hauses.

Jetzt fuhr sie empor; draußen ertönten Schritte, die Thür ward geöffnet und in reicher Kleidung, Sporen an den Stiefeln, erschien Pierre Lavergne im Gemach.

„Ich vernahm Deine Wiederkunft", sagte er mit unfreundlichem Tone, „und will mich ihr nicht widersetzen, wenn Du mir versprichst, Dich nicht zu vergessen und Deine Stellung in meinem Hause anders zu betrachten, als die einer bevorzugten Dienerin."

„Ich mache keinen Anspruch, Eure Gattin genannt zu werden, Pierre Lavergne", sagte Brigitta traurig, „denn thäte ich's, so wäre ich wohl meines Lebens kaum sicher. Wenn ich Euch zwang, eine heimliche Ehe mit mir einzugehen, so geschah es unseres Kindes willen, dessen Zukunft ich sicher stellen wollte."

„Das wird geschehen", erwiderte Pierre. „Sobald es herangewachsen, werde ich es zu mir nehmen und als meine Tochter anerkennen; bis dahin mag es mit dem Knaben, den ich Dir gesandt, gemeinschaftlich auferzogen werden."

„Das arme, unglückliche Kind!" rief Brigitta. „Pierre, ich beschwöre Dich, was hast Du mit jenem schuldlosen Wesen vor, dessen Eltern durch Dich in Elend und Tod getrieben, dessen Besitzthum Du geraubt und das nach Recht und Gebühr Dein Herr sein sollte!"

„Schweig' Weib!" fiel Pierre gereizt ein, „schweig' und reize mich nicht, man macht schon ohnehin in der Stadt zu viel Umstände mit dem Aristokraten. Die goldenen Tage Frankreichs sind vorüber, seit die Guillotine den Dienst versagt. Demnach aber habe ich das Todesurtheil gegen ihn durchgesetzt, um jeder Sorge enthoben zu sein — und was den Sohn anbetrifft, so werde ich ihn zum Stallmeister ausbilden lassen, und zeigt er sich intelligent, ihn vielleicht zu meinem Secretär erheben."

Digitized by Google

„Unmensch!“ rief Brigitta empört. „O wäre ich nicht durch feste, unzerreißbare Bande an Dich gefesselt, durch die Bande des Verbrechens, durch unser Kind, das mein einziger Trost, mein einziges Glück auf Erden geworden! Statt, wie Du mir vorgaukeltest, um Deine eigenen Taschen zu füllen, Deinem Freunde den Besitz seiner Väter zukommen zu lassen, erkaufest Du diesen selbst mit seinem eigenen Gelde; statt ihn zu warnen, verräthst Du ihn, — statt das Leben der unglücklichen Gräfin zu retten, beschleunigst Du ihren Tod, — o Fluch Dir, Fluch mir selber, Deiner Mitschuldigen!“

Pierre lachte höhnisch.

„Wenn Fluchen Deinem Gewissen Linderung schafft“, sagte er, „wohl, so fluche immerhin! Aber hüte Dich, daß nie ein fremdes Ohr Deine Beschuldigung vernehme. Bedenke, daß meine Rache selbst unser Kind nicht verschonen würde, und ich glaube, Du kennst mich.“

„Ja, ich kenne Dich“, flüsterte Brigitta schaudernd. „Sei unbesorgt, ich werde schweigen. Aber lauter als ich wird Dein Gewissen zu Dir reden und das schüchtert keine Drohung ein . . .“

„Genug des Schwatzens!“ unterbrach Pierre die Frau barsch. „Ich gehe in mein Zimmer, meinen Anzug zu wechseln; sorge, daß ich in einer Stunde die Abendtafel gedeckt finde und vergiß nicht, einige Flaschen des Ungarweins, den ich heute erhalten, aufsetzen zu lassen.“

Mit diesen Worten entfernte er sich.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Zuchthäusler in der Reactionszeit nach 1832.

Die Entfaltung der deutschen Fahne auf dem Hambacher Feste und das Frankfurter Attentat hatten in den Cabineten des zersplitterten Deutschlands, dem man vom Bundestag aus so hartnäckig die Einheit vorenthielt, mehr noch als das Nachrollen des Pariser Juligewitters die Ansicht der Staatenretter befestigt, daß die Bewegung des deutschen Volkes sich gegen ihre eigene Existenz richte. Diese aber zu sichern vor ferneren Angriffen, war man, mit der Macht in Händen, nicht sonderlich bedenklich. Als Träger der Bewegung galt die Intelligenz, als Herd derselben die Pflanzstätte des Wissens und Forschens. Vorerst hatte man für diese Dämme zu schaffen, dann aber mit Hülfe der Afterweisheit von Renegaten der Demokratie den Samen zu legen zu jener später ihre Früchte tragenden Lehre von der Infallibilität der Erbweisheit des Gottesgnadenthumes, das allein fortan in Ministerräthen die Richtschnur bieten und die Ausschlag gebende Stimme haben sollte. Massenhaft erfolgten 1832—35 in Süddeutschland zumal die Verhaftungen patriotischer Männer, widerrechtliche Proceduren wurden aufgenommen und der Polizei eine Allmacht verliehen, der keine Gränzen gesteckt waren. Die Schamröthe war den Werkzeugen der Willkür abhanden gekommen, anstatt des Gewissens waltete der nach Belohnung geizende Diensteifer; die Polizei, als Stütze des Staates sich allein betrachtend, wollte Alles wissen und darum erschuf man einen Spionendienst, der, nicht wählerisch in den Mitteln, seine Opfer meistens unter der Jugend an den Universitäten suchte; denn diese gibt sich den Eindrücken der Zeit und ihren Forderungen immer leichter als Andere hin. Aengstlich wurden die Studenten überwacht, Jeder, der in irgend einer Weise sich über das Niveau des Strebens nach Erlangung der zum Brodstudium nöthigen Kenntnisse erhob oder sich sonst bemerkbar machte, wurde suspekt und an seine Fersen hingen sich die Spürhunde. In Isar-Athen, wie man die in Prachtbauten damals erblühende Residenzstadt betitelte, sah es trotz des regen Schaffens und Treibens in Ateliers und auf den Straßen und in Hörsälen gar trübselig aus; es gab „Spitzel“ an allen Ecken und Enden; Jeder, der von einer Universität kam, wo Burschenschaften existirt hatten, war als anrüchig so lange angesehen, bis er durch ein „Sittenzeugniß“ sich gehörig legitimirt hatte. Ein solches lautete also: „Vom Landgerichte N. N. wird dem Studiosus N. N. von N. hiedurch bezeugt, daß derselbe von . . . . bis zum Heutigen bei seinen Eltern in N. sich aufgehalten und durch sein Betragen weder in moralischer, politischer, noch polizeilicher Beziehung zu Beschwerden Veranlassung gegeben hat.“

Die Demagogenriecherei ging in den ersten fünf Jahren nach 1830 in das Weite, jede Mücke wurde zum Elephanten aufgeblasen; man schämt sich jetzt in der That, wenn man Untersuchungsacten aus jener Zeit liest. Nicht weniger als vier Verhöre hatte ein Student aus Franken vor der Münchener Polizei zu bestehen, weil er mit einem Hosenträger in den deutschen Farben von einem Gendarmen betroffen wurde. Der Arme lauschte den Tönen der Militärmusik während der Parade, auf dem Schrannenplatze vor der Hauptwache stehend, und hatte wegen der Hitze die Weste aufgeknöpft. Das scharfe Auge des Dieners der Gerechtigkeit hatte alsbald die verbotenen Farben entdeckt; der Student mußte sich der Arretation fügen und auf der nahen Polizei dem diensthuenden Commissär Rede stehen ob des absichtlichen Uebertretens des strengen Verbotes der Burschenschaften und ihrer Abzeichen. Das Corpus delicti wurde natürlich confiscirt und im Protokoll bemerkt, daß der Student um ein Stück „Spaget“ (Bindfaden) gebeten habe, um zum Nachhausegehen seine Hosen befestigen zu können.

Wer von München sich auf einige Stunden, sei es auch nur zu einem Spaziergange, entfernen wollte, mußte einen Paß haben, wollte er sich nicht Ungelegenheiten aussetzen. Wehe dem Studenten (in Altbayern heißt man nebenbei bemerkt diese Akademiker und die Schüler der Lateinschulen Studentel, die der Gymnasien Studenten), der aus der Provinz kam und kein Sittenzeugniß bei der Immatrikulation aufzuweisen hatte! Es war ein homo suspectus und mußte täglich um 11 Uhr Mittags sich auf der hohen königlichen Stadtpolizei melden mit einem „Hier“, bis er mit einem besiegelten Fetzen Papier seine politische Unschuld belegen konnte.

Die Polizei hatte ihre Spione auch unter den Studirenden der Universität München geworben; ihre Wissenden weilten nicht allein unter den „Obscuranten“, sondern waren auch in die „Corps“ eingeschmuggelt worden, daher die Senioren und der Convent, weil sie lange keine Ahnung von Verrath hatten, sich nicht genug verwundern konnten, wenn geheim beschlossene Duelle oder Besprechungen zur Kenntniß der Polizei gelangten und sie in eine schwierige Stellung dieser gegenüber kamen. Hinter den unschuldigsten Dingen witterten die Obercommissäre der Münchener Polizei Demagogie, eine große Anzahl von Studenten, meistens Pfälzer und Franken, saßen in Untersuchungshaft in dem berühmten Stutheim. Ihre Commilitonen draußen wußten lange nicht, wohin die meist vor Tagesanbruch von der Gendarmerie aus den Betten geholten Staatsverschwörer gebracht worden seien.

Als nach mehreren Monaten ein Rechtspraktikant zufällig dahinter kam, dachte man gleich daran, sich mit den Gefangenen in Verbindung zu setzen, um zu erfahren, warum die der „Burschenschaftlerei“ Verdächtigen eingesponnen worden seien. Ein hübscher Mediciner verstand es, die Tochter des Gefängnißwärters kirre zu machen; bald trug sie in ihren dichten Haarflechten Briefchen hin und her, deren Inhalt wesentlich dazu beitrug, den Inquirenten nach und nach die Ueberzeugung aufzudrängen, daß die Polizei mit präoccupirter Meinung die Haftnahme der meisten Studenten vorgenommen habe.

Digitized by Google

Der ärgste Demagogenriecher war der Ministerialrath v. Braunmühl, dem die politische Ueberwachung der Universität übergeben war und der in dieser Eigenschaft durch sein herrisches Auftreten und seine alles Maß übersteigende Willkür im Strafverhängen sich vielfach verhaßt gemacht hat. Er glänzte auch als Mitglied jenes „Blutsenates" des Appellationsgerichtes zu Freysing, der dreimal constituirt werden mußte, um die Verurtheilung der Vorfechter des bayerischen Constitutionalismus wegen Hochverrathes durchzusetzen. Als eines der gefügigsten Werkzeuge galt der Polizeiobercommissär v. Sichlern, der speciell mit der Handhabung der Disciplin über die Studenten betraut war. Ihm mehr noch als dem damaligen Polizeidirector flossen die Denunciationen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Depossedirten-Chronik.) Das Pariser „Siecle" gibt eine Uebersicht der Herrscher, welche im letzten Jahrhundert „durch falsche Berechnungen, unmögliche Unternehmungen oder unklugen Widerstand" um ihren Thron kamen. Voran steht der große Eroberer, der bei der Gründung einer Universal-Monarchie mit seinen Brüdern Hieronymus und Joseph fiel und dem Murat bald nachfolgte. Die Bourbonen waren kaum restaurirt, als Spanien bereits wieder krachte, die überseeischen Colonieen sich in Freistaaten verwandelten und Ferdinand VII. nur durch die französische Expedition von 1823 gerettet wurde. Im Jahre 1824 fiel Iturbide, Kaiser von Mexico. Am 3. Februar 1830 wurde Griechenland von der Pforte abgetrennt und in eine Monarchie verwandelt; in demselben Jahre fiel der Dey von Algier und ihm folgte, von den Ultra-Legitimisten und Clerikalen fortgerissen, Karl X.; der König von Holland verlor Belgien, Herzog Karl sein Herzogthum Braunschweig. Im Jahre 1833 wurde Dom Miguel vertrieben und Donna Maria zur Königin von Portugal gemacht. Im Jahre 1848 fiel Louis Philippe in Folge von Guizot's Fehlern; am 1. December 1848 wurde der Kaiser Ferdinand von Oesterreich zum Abdanken zu Gunsten Franz Joseph's gezwungen. Pius IX. „wurde nur durch französische Waffen zurückgeführt und aufrecht gehalten". Oesterreich verlor auf einige Zeit Ungarn. Im Jahre 1859 wurden aus der Liste der regierenden Häupter gestrichen: der Herzog von Modena, die Herzogin von Parma, der Großherzog von Toscana, ferner der Kaiser Soulouque von Hayti. Im Jahre 1860 wurde Franz II. von Neapel entthront. Im Jahre 1862 wurde König Otto von Griechenland vertrieben; im Jahre 1865 Fürst Kusa von Rumänien; im Jahre 1866 gab Franz Joseph Venetien auf und wurde von Preußen zurückgeworfen; die Throne von Hannover, Nassau und Kurhessen wurden abgeschafft; noch in demselben Jahre brach der Thron Maximilian's in Mexico zusammen. Die Vertreibung Isabella's II. von Spanien bildet für 1868 den Schluß dieser Reihe.

(Eine Liebestragödie in Leitmeritz.) Ueber eine traurige Geschichte, welche kürzlich in Leitmeritz viel von sich reden machte, schreibt man: Die Eltern von Pauline Jirasek, einer hübschen 18jährigen Tochter eines Grundbesitzers und zugleich Gemeindevorstehers in Klapaj (Bezirk Libochowitz), wollten ihr Verhältniß mit Anton Wisoky, einem Grundbesitzerssohne, nicht zugeben. Die Liebenden, ihr Lebensglück vernichtet haltend, entschlossen sich, ihrem Leben gemeinschaftlich ein Ende zu machen, welchen Entschluß sie durch ein Gelöbniß besiegelten. Vor der Ausführung wollten sie sich noch mit Gott versöhnen und gingen deßhalb von Libochowitz, wo eine Schwester der Jirasek lebt, nach Leitmeritz, wo sie ihrem religiösen Bedürfnisse Genüge gewährten. Hienach machten die Liebenden Nachmittags einen Spaziergang nach Wloschkowitz, von wo sie Abends nach Leitmeritz zurückkehrten; danach traten sie den Weg nach Libochowitz an, trafen dort in dunkler Nacht ein und begaben sich auf den Friedhof, um dort ihren Vorsatz auszuführen, nachdem vorher Beide an ihre Angehörigen Abschiedsschreiben gerichtet hatten. Wisoky hatte zwei mit Schrot geladene Pistolen; am 28. September um 4 Uhr Morgens vollzogen die Liebenden ihr trauriges Vorhaben. Beide knieten einander gegenüber, nahmen je eine Pistole und legten dieselbe an die Brust. Wie verabredet, wollten sie auf das von Wisoky zu gebende Zeichen: Eins, zwei, drei! Beide gegen einander losdrücken. Es ertönte der Ruf, sie drückten los, Schüsse krachten und Beide sanken nieder. Nach wenigen Minuten jedoch gewahrte die Jirasek, daß sie nur ohnmächtig geworden: die Pistole ihres Geliebten, welcher in seinem Blute todt vor ihr lag, hatte sich nämlich nicht entladen. Rathlos und bestürzt, hatte das unglückliche Mädchen nicht den Muth, an sich selbst Hand anzulegen, sondern ging zur Schwester nach Libochowitz, um ihr und dem Schwager das ganze Ereigniß zu erzählen. Auf den Wunsch der Unglücklichen begleitete sie ihr Schwager zum Bürgermeisteramte, welches sie dem Bezirkskreisgerichte einlieferte, wo sie den Vorfall zu Protokoll gab. Am 1. October wurde sie dem Leitmeritzer Kreisgerichte übergeben, wo sie sich unter Anklage wegen Verbrechens des Mordes in Untersuchungshaft befindet. Wie man hört, sieht die „Mörderin aus Liebe" mit ruhiger Ergebenheit den Folgen ihrer That entgegen.

(Spanische Kronjuwelen.) Wie der französische Vicomte L. de la Barre de Nanteuil im „Evenement" sagt, gibt es gar keine spanischen Krondiamanten. Als nämlich 1823 König Ferdinand VII., Dank der französischen Intervention, in seine Hauptstadt wieder habe einziehen können, seien dieselben verschwunden gewesen, und er habe in Folge dessen neue Juwelen angekauft, welche der Königin Christine als Erbtheil nach dem Tode Ferdinands zugefallen seien. Die Königin Christine habe dieselben noch vermehrt und sie später unter ihre beiden Töchter vertheilt. Die Königin besitze ihre Juwelen also als vollständiges Privateigenthum. Daß die Königin 28 Millionen Realen aus Spanien mitgenommen, erklärt der Vicomte ebenfalls für falsch, indem er hinzufügt, daß im Gegentheile der spanische Staatsschatz derselben noch den letzten Monat ihrer Civilliste schulde.

(Englische Kutscher und Reitknechte) sind bekanntlich den Töchtern ihrer Herren oft gefährlich geworden. So wieder einmal in Lewes (Grafschaft) Sussex, wo die Tochter eines Geistlichen, fein gebildet und, wie es heißt, von sehr liebenswürdigem Charakter, dem Kutscher ihres Herrn Papa mehr zugethan war, als Letzterem lieb sein mochte. Begleitete er die Tochter seines Herrn als Groom auf einem Spazierritte, so sah man ihn zu ihrer Seite traben und sich lustig mit ihr unterhalten. Auch der Pferdestall wurde in letzter Zeit von der jungen Dame weit häufiger denn früher besucht, bis der Herr Papa dem Rosselenker den Dienst aufkündigte und dieser einige Meilen vom Hause seiner Donna eine neue Stelle annahm. So weit ging Alles gut. Die Tochter schien sich mit Ergebenheit in ihr Schicksal zu fügen und der Vater erlaubte ihr für ihre Willfährigkeit eine eintägige Reise nach London zu machen, von welcher sie — richtig wieder nach Hause zurückkehrte, aber erst, nachdem sie sich mit ihrem „Johann" hatte trauen lassen. Die junge Dame ist die zukünftige Erbin von einigen 50,000 Pfd. Sterl. und ihr Herr Gemahl nichts weniger als ein Adonis.

Digitized by Google

Erstes Museums-Concert
am 9. October.

Mutter Natur hat ihre Concerts populaires geschlossen. In Wechselbeziehung hierzu öffnen sich unsere Musiksäle. Wie gewöhnlich ist auch diesmal wieder das Museum die erste künstlerische Unternehmung, die uns gegenübertritt. Möge der schöne Erfolg des ersten Abends eine günstige Vordedeutung für alle nachfolgenden sein!

Das Concert begann, nicht, wie vielleicht Mancher gewünscht haben mag und wie es dem geschichtlichen Entwickelungsgange der Instrumental-Musik entsprechend gewesen wäre, mit einer Symphonie von Haydn oder Mozart, sondern mit der in C-dur von Franz Schubert. Mit einem kühnen Sprunge über die ganze classische Periode befanden wir uns mitten im Lande der Romantik und zwar der dualistisch-nationalen. Hat doch der deutsche, oder richtiger gesagt, Wiener Componist seinem in den Grundzügen und Formen im vaterländischen Boden wurzelnden Werke so viele fremde, deßhalb aber nicht minder reizende und ergreifende Weisen aus dem Lande der Pußten und Zigeuner-Musik, besonders im zweiten Satze, eingewebt, daß es uns stets Wunder genommen, wie die Magyaren ihn nicht schon längst, gleich wie die Czechen Gluck und Weber, zu einem der Ihrigen erklärt haben. Es kömmt uns nicht in den Sinn, hiermit einen Tadel aussprechen zu wollen. Wir finden uns nur bemüßigt, eines wichtigen Umstandes näher zu erwähnen, der, so viel uns bekannt ist, viel zu wenig in Deutschland gewürdigt wird. Muß es denn nicht verwundern, wenn ein echt deutscher Musiker nicht nur auf das in Rede stehende Werk, sondern auch auf viele seiner Instrumental- besonders Klavier-Compositionen eine fremde Nationalität so tief und so ausgeprägt einwirken läßt? Wäre dieß nicht interessant genug, um den Gegenstand einer besonderen kulturhistorischen Untersuchung abzugeben? Allerdings müßte der sich damit Befassende aus eigener, genügender Erfahrung jenen Zauber kennen gelernt haben, welcher in der, wohl aus Asien stammenden, eben so ergreifenden als bunten und absonderlichen Melodik, Harmonik und Rhythmik der Zigeuner, den Schöpfern und Pflegern der unrichtig „ungarisch" genannten Musik, liegt. Im Uebrigen ist diese Symphonie so allgemein bekannt und gehört so sehr zu den Lieblingen unseres und des deutschen Concert-Publikums im Allgemeinen, daß wir uns einer eingehenderen kritischen Beleuchtung füglich entheben können. Die Aufführung verdient die vollgültige Bezeichnung einer vorzüglichen, die nicht nur dem Dirigenten Herrn C. Müller, sondern auch dem Orchester alle Ehre machte. Sie wurde nicht nur dem technischen Theile ganz gerecht, sondern vermochte ihm auch die unbedingt nöthige geistige Weihe zu verleihen. Gegen die Richtigkeit des Zeitmaßes im Andante con moto ließe sich wohl Einiges einwenden. Uns wenigstens schien es zu langsam und das nochmalige Verzögern desselben bei dem Eintritte der Gesangstelle der Violoncelle unberechtigt.

Ein zweites Instrumentalwerk, eine Concert-Ouverüre in A-dur von Julius Rietz, beschloß, brillant ausgeführt, den Abend. Die Composition entfloß der Feder eines mit den Bedingungen und Gesetzen seiner Kunst vollkommen vertrauten Meisters und steht dennoch auf ganz modernem Boden (im besten Sinne zu nehmen). Schönklingende Melodien und pikante Instrumentation verleihen ihr vielen Reiz. Drängte sich aber dabei die Erinnerung an Mendelssohn'sche Art nur nicht so sehr auf!

Wenn wir anführen, daß Frau Klara Schumann mitwirkte, ist die Nennung dieses Namens allein schon Bürgschaft für die Gewißheit eines großen künstlerischen Genusses. Kennt doch alle Welt schon längst den unbestrittenen höchsten Grad der Meisterschaft, den diese wunderbare Frau einnimmt. Auch heute wieder hat sie ihn bewährt, wenn auch die gewählten Vortragsstücke ihr nicht allumfassende Gelegenheit hierzu gaben. Das Mendelssohn'sche G-moll-Concert ist wohl zu oft gehört und bietet mit seinem melodischen Zauber und in seiner Glätte der Form und des Passagenwerkes der mit den schwierigsten Kunstformen innig vertrauten Künstlerin einen zu engen Spielraum. Letzteres gilt wohl auch von der Arabeske von R. Schumann. Freier konnte sie sich in dem B-moll-Scherzo von Chopin bewegen.

Als Sängerin trat diesmal Fräulein Aglaja Orgeni auf. Bei Gelegenheit ihres längeren Gastspieles im Monat Mai haben wir uns des Breiteren über das Talent dieser Dame ausgesprochen. Konnten wir damals ihrer besonderen Befähigung zum Coloraturgesange, den sie durch zarten, seelenvollen Ton zu veredeln wisse, rühmend erwähnen, so mußten wir wohl erstaunen, diese Gattung diesmal so viel wie nicht vertreten zu finden. Es wäre denn, man zählte die große Arie aus Haydn's „Schöpfung" hiezu, in welcher, sonderbar genug, die kleinen Pralltriller durchaus nicht gelingen wollten. Ihr reizendes Piano konnte sie in den beiden Liedern von Schumann: „Ich wandre nicht" und „Mondnacht", besonders in letzterem, in all seiner zauberischen Schöne entwickeln. Zu Mendelssohn's „Frühlingslied" (B-dur) fehlte aber die nöthige Stimmkraft.

Das äußerst zahlreich versammelte Publikum spendete vielen Beifall, am meisten der Symphonie und Frau Schumann. △

Frankfurt, 12. October.

An den Schaufenstern der Musikalienhandlung von Schott & Comp. auf der Zeil ist seit heute ein Project ausgestellt, welches in hohem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Es zeigt dasselbe, wie auf der Pfingstweide zoologischer und Pflanzen- (Winter-) Garten nebeneinander in einer Weise in räumliche (und geschäftliche) Wechselwirkung gesetzt werden könnten, welche, ausgeführt, Frankfurt in den Besitz eines so reizenden Anziehungspunktes setzen würde, wie ihn die berühmtesten Centren des fashionablen Weltverkehrs in solcher Vollendung kaum zu bieten vermöchten. Die Frage, „ob Ost- oder Westend?" tritt vor dem Ueberraschenden und der Neuheit des genialen Projectes in den Hintergrund. Desto entschiedener drängt sich jedoch dem Beschauer die Ueberzeugung auf, daß es ein großer Fehler sein würde, über das schöne Project zur Tagesordnung überzugehen. Mit großer Umsicht hat der Künstler den gegebenen Raum auszunützen verstanden, anziehende Punkte in die gegebenen Perspectiven der Bahn-, Theobald- und Pfingstweidstraßen zu legen, sowie von einer künstlich angelegten Höhe eine Aussicht zu eröffnen, welche nicht schöner gedacht werden kann. Dazu die gleichsam unmittelbare Verbindung der ganzen Anlage mit der Promenade, ein Corso schattiger Alleen ringsum; ferner die zu einer Decentralisation der Verkehrs-Anziehungspunkte hindrängenden communalen und geschäftlichen Interessen; endlich die Nothwendigkeit, so wie so schon aus Gesundheitsrücksichten die Pfingstweide der, sich in Zukunft hoffentlich noch ausdehnenden Stadt als einen luftreinigenden Park zu erhalten: und man sollte denn doch meinen, es sei mit der Verwerthung dieses nur zu lange brach gelegenen städtischen Terrains endlich ein Anfang zu machen! Doch brechen wir ab, da es zunächst nur darauf ankam, das Publikum auf die vielleicht nur wenige Tage währende Ausstellung des Projectes der Herren Gebrüder Lönhold aufmerksam zu machen.

Zum ersten Male wird das Frankfurter Theaterorchester, zum Vortheil seines Wittwen- und Waisenfonds, Anfangs November d. J. im Concertsaale des Saalbaues ein großes Vocal- und Instrumental-Concert geben, zu welchem zwei Kunstnotabilitäten ersten Ranges, sowie mehrere hiesige anerkannte Künstler, ihre gütige Mitwirkung bereitwilligst zugesichert haben. Der General-Musikdirector Herr Franz Lachner aus München hat in zuvorkommendster Weise die persönliche Leitung seiner neuesten Suite in diesem Concert übernommen und der berühmte Violin-Virtuos und Concert-Director Herr Joachim nebst Gemahlin aus Hannover werden dasselbe durch Vorträge verherrlichen. Daß auch unser Orchester seinen alten Ruhm bewähren wird, unterliegt keinem Zweifel; und somit steht, neben der Unterstützung eines edlen Zweckes, zugleich ein seltener Kunstgenuß bevor. Möge daher eine allgemeine Theilnahme unseres kunstsinnigen Publikums dieses schöne Unternehmen belohnen.

Einer Schrift über **„das Institut der Landräthe in Preußen"** von Dr. Rascher (Berlin, Kortkampf) liegen selbstständige Forschungen und Ansichten zu Grunde. Wir glauben namentlich, daß unseren zahlreichen heutigen Staatsverbesserern gar manches zu denken geben kann, was in dem Abschnitt über Stein's Reform enthalten ist. Die Schrift hat bei ihrer großen Ausführlichkeit auch nationalökonomische Gesichtspunkte von Werth.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 13. October. **Ein schlechter Mensch**, Original-Lustspiel in 3 Acten von Julius Rosen. Hierauf: **Ein Berliner in Wien**, Posse mit Gesang in 1 Act von A. Langer und D. Kalisch. Musik von A. Conradi. (Abonnement-Vorstellung Nr. 262.)

Mittwoch, 14. October. Zum ersten Male: **Der erste Glückstag**, komische Oper in 3 Acten von A. d'Ennery und E. Cormon. Deutsch von Ernst Pasqué. Musik von D. F. E. Auber. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 286. Mittwoch, den 14. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Brigitta blieb allein in dem dämmerigen Gemach. Ihr Haupt sank tief und tiefer; sie achtete nicht des würzigen Duftes, den der Lindenbaum vor dem weitgeöffneten Fenster in's Zimmer strömte; sie dachte nicht daran, eine der Kerzen der hohen silbernen Armleuchter anzuzünden.

Die Dämmerung wob auf's Neue Bilder der Vergangenheit vor ihrer Seele auf, einer glücklichen, schuldlosen Vergangenheit, rein von Verbrechen und Seelenpein. — Und nun? — —

Wenn er jetzt aufstiege, der Schatten der gemordeten Herrin, und hinträte vor die ungetreue Dienerin mit blutigem Gewande, und würde flüstern, geisterhaft und drohend . . .

„Brigitta!" tönte es wie ein Seufzer neben ihr.

Mit lautem Schrei sprang die Entsetzte auf.

„Gott sei mir gnädig!" stammelten ihre schreckensbleichen Lippen.

„Brigitta!" tönte es abermals vom Fenster her.

Das war kein Geisterhauch, das war eine Menschenstimme, und die Dienerin wagte sich schüchtern umzublicken.

Da blickte über den Rand des Gesimses das bleiche Antlitz eines Mannes, von langem Haar umwallt, von Elend und Gram entstellt, in's Zimmer, während seine Hände sich an das Holzwerk geklammert hielten.

Brigitta erkannte dies Antlitz; wie gelähmt stand sie einen Augenblick da; dann sank sie in die Kniee, die Hände wie beschwörend gegen das Antlitz ausstreckend.

„Gnade!" flüsterte sie, „Gnade für mich!"

„Steh' auf, Brigitta", sagte die Stimme von Außen mit ernstem Tone, „erkennst Du mich?"

„Steigt Ihr aus dem Grabe, so erbarmt Euch meiner!" rief Brigitta, „seid Ihr lebend, so flieht — um Gotteswillen flieht, ehe Pierre Euch findet!"

„Ich bin lebend, Brigitta; der treue Jean, der sich als Gefangenenwächter verdungen, um die Leiden der Schuldlosen zu lindern, öffnete mir die Zelle meines Kerkers. Aber nicht eher fliehe ich, bis ich weiß, was aus meinem Weibe geworden. Brigitta, wo ist Alice?"

„Droben", stammelte die Dienerin, „weit über Erdenglück und Verfolgung."

„O Rache, Rache, an dem dreifachen Mörder!" rief Victor in höchster Verzweiflung. „Nicht wahr, auch mein Kind, meine Hoffnung — das Glück meiner Zukunft, starb im Schooß der Mutter?"

Brigitta erhob sich. Namenlose Angst prägte sich in ihren Zügen aus.

„Flieht, flieht, um Gotteswillen, Graf Victor", flüsterte sie, „ich höre Schritte, es ist Pierre, flieht, Eures Kindes halber, daß er Euch nicht finde."

„Meines Kindes halber?" schrie Victor auf, jede Rücksicht vergessend. „Mein Kind lebt?"

„Flieht — es lebt!" antwortete Brigitta kaum vernehmbar, den starren Blick der Thür zugewandt.

Aber die Gestalt verschwand nicht. Ein unaussprechlicher Ausdruck des Glückes durchleuchtete die bleichen, verhärmten und gealterten Züge Victors.

„Nur noch ein Wort", flüsterte er, „und ich eile zur Hütte des Bruders meines Jean, der mich verbergen wird, bis die Saat der Rache gereift. — Ist's ein Sohn, den mir Gott beschieden?"

Brigitta antwortete nicht, die furchtbare Aufregung versagte ihr die Sprache, ihr Athem leuchte hörbar.

„Ist's ein Sohn?" wiederholte Victor draußen seine Frage.

„Es ist . . ."

Brigitta vollendete nicht, denn geräuschvoll ward die Thür des Zimmers aufgerissen und mit zornglühendem Antlitz stürzte Pierre Lavergne herein.

„Mit wem flüsterst Du da, Creatur!" schrie er wüthend. „Ah — wer ist das Gesicht am Fenster?"

Er stürzte näher, roh die sich ihm entgegenstellende Brigitta zurückschleudernd. Die Dunkelheit gestattete ihm nicht, die Züge des draußen Hängenden zu erkennen; — jetzt aber war er ihm nahe, ganz nahe.

Brigitta sank abermals in die Kniee.

„Heilige Jungfrau, erbarme Dich seiner!"

Mit einem wilden Schrei fuhr Pierre zurück; auch er hatte das Antlitz erkannt, er hatte die Spuren erkannt, die seine Thaten darin gegraben.

„Pierre Lavergne", tönte die Stimme Victors, „sei verflucht, verflucht! — — Wir sehen uns wieder!"

Die Gestalt versank.

Einen Augenblick lang stand Lavergne wie geblendet da; dann riß er eine Pistole aus der Seitentasche seines Kleides, und an's Fenster stürzend, drückte er ab, auf's Gerathewohl in die Dunkelheit hinein.

Kein Schmerzensruf, kein Klagelaut drang durch die Stille des Abends, denn der Schuß Pierre's war fehl gegangen; im entscheidenden Moment hatte sich Brigitta an ihn gedrängt und gewaltsam den Arm, der die Pistole hielt, in die Höhe geschleudert, daß die Kugel in die Krone der Linde fuhr und langsam von Ast zu Ast durch das düstere Blätterwerk rollte.

Das Antlitz Lavergne's war furchtbar anzusehen; seine Wangen waren todtenbleich und seine Augen schienen Feuer zu sprühen.

Die gebeugte Gestalt Brigittens brach fast zusammen unter dem gewaltsamen Druck seiner Hand.

Digitized by Google

„Weib", sagte er mit zornerstickter Stimme, „was hält mich ab, daß ich Dich nicht erdrossele?"

„Tödtet mich, Pierre Lavergne", sagte die Dienerin furchtlos, „ladet nur einen neuen Mord auf Eure Seele; glaubt Ihr mit meinem Blute seinen Fluch zu tilgen?"

„Er, ha! er soll mir nicht entgehen!" rief Pierre wüthend. „Hat List oder Bestechung seinen Kerker geöffnet, so will ich s sein, der ihn, jetzt doppelt strafbar, der Gerechtigkeit aufs Neue überliefert. Wie einen Hirsch will ich ihn hetzen! Alles soll aufgeboten werden, den höchsten Satz auf seinen Kopf, und nicht eher will ich ruhen, bis ich mich seiner entledigt habe und ungestört schlafen kann!"

Er stürzte hinaus. Seine Stimme tönte durch das Schloß, und alle Arme setzte sein Befehl in Thätigkeit.

In's Dorf wurden Boten gesandt — und jetzt tönte auch von der Stadt der Kanonenschuß herüber, der Umgegend die Entweichung eines Gefangenen verkündend.

In ihrer Kammer aber lag vor einem Muttergottesbilde Brigitta in inbrünstigem Gebet. Nicht für das Seelenheil der verrathenen Herrin allein stieg ihr Flehen zum sternübersäeten Nachthimmel empor; nicht für das Gelingen der Flucht des Grafen Victor: — sie flehte für ihr Kind, daß auf sein Haupt nicht die Schuld der Mutter gesühnt werde in der Waage des Lohnes und der Strafe in der Hand des ewigen Weltenrichters.

Vergebens war alles Forschen, vergebens, daß man nach mit nutzlosem Suchen verbrachter Nacht jedes Haus, jede Hütte der Umgegend der genauesten Durchsicht unterwarf. Victor von Kerdingen war verschwunden. Wohin er entkommen, war ebenso unerklärlich, als die Weise, wie er sich aus dem Gefängniß zu befreien gewußt hatte, denn die beiden Schließer desselben stimmten in ihren völlig unverdächtigen Aussagen vollkommen überein.

Allmählich kam die ganze Sache in Vergessenheit und die Zeit und ihr Treiben ging darüber hinweg, wie der Wüstensand über den Wanderer. Ob aber Pierre Lavergne die ersehnten ruhigen Nächte nun gefunden hatte?

(Ende der ersten Abtheilung.)

Zwei Zuchthäusler in der Reactionszeit nach 1832.

(Fortsetzung.)

Den Armensünderlohn als Denuncianten nahmen damals in München hervorragend sogenannte Literaten, Theater-Recensenten, eigentliche Pflastertreter an. Wir könnten wohl etliche Namen nennen, wir unterlassen es aber: sie sind im Strome der Zeit verschwunden; doch eines der traurigen Subjecte müssen wir gedenken, denn er fand seinen Lohn da, wohin er von Rechtswegen gehörte, — im Zuchthause.

Unter der Münchener Studentenschaft trieb sich ein junger allzeit elegant auftretender Jurist aus Baden, israelitischer Confession, herum, der den Allerweltsnamen Meyer führte und sich Dr. philosophiae betitelte. Er besuchte die Kneipen fleißig, nahm an allen Studentenangelegenheiten regen Antheil, machte bei Pauckereien den Spectanten und that sich hervor durch seine liberale Anschauung, was man seiner Landsmannschaft zu Gute hielt, denn Baden stand ja in jener Zeit an der Spitze der constitutionellen Bestrebungen. Der Herr Dr. Meyer wichste gelegentlich bei Commercen oder Bällen Einzelnen, wenn sie auch nicht gerade zu seinen näheren Bekannten gehörten, auf und trank Champagner auf den Masteraden des „Frohsinnes", des bedeutendsten geselligen Vereines zu damaliger Zeit, wo die Elite des Bürgerthums sich zu erlustigen pflegte in Glacéhandschuhen und die Bürgerstochter im bayerischen Riegelhäuschen kokettirte.

Nach und nach fiel es denn doch auf, daß Meyers Landsleute sich fern von ihm hielten, etliche Pauckereien, die im intimsten Kreise ausgemacht worden, schon abgesagt waren, ehe man die Mensur betreten, und daß mehrere Studenten wegen Verdachtes, Demagogen, resp. Burschenschaftler zu sein, in Haft kamen, kurz nach einer Unterhaltung mit Meyer. Man begann, den kleinen Mann zu beobachten und bald ging an diesem das Sprüchwort in Erfüllung: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein".

Die sehr ängstlich gemachte Münchener Polizei wurde von Zeit zu Zeit durch Maueranschläge allarmirt, die in verschiedenen Varianten bald Brand der Residenz, bald Tod dem König und den Hochgestellten drohten im Lapidarstyle. Natürlich wurde der Hof stets von solchen Funden in Kenntniß gesetzt, um für die außerordentlichen Maßregeln genügende Entschuldigung zu haben; wer aber die Maueranschläge meistens entdeckte und dafür seine Extrabelohnung erhielt — das war Meyer. Ob solcher erfaßte die Polizeibediensteten und Stadtgendarmen kein geringer Groll, denn sie konnten nichts mehr ergattern.

Nun kam gerade zur rechten Zeit von einem oberbayerischen Landstädtchen her ein neuer Polizeicommissär nach München, und dieser empfahl dringend wegen seiner außerordentlichen Spürnase einen bankerotten Krämer von dem Orte, wo der Beamte bis Dato als Assessor mit der Polizei betraut war und das Talent seines Protégés sattsam erprobt hatte.

Der Exträmer war bald orientirt und von seinen officiellen Collegen sattsam instruirt; der kleine Doctor wurde nun ein Gegenstand der ausgedehntesten Ueberwachung. Aber schlau, wie er war, merkte er leicht, daß man ihn auf dem Zug habe, und vermeinte, durch einen Coup das wankende Vertrauen sich zu festigen. Er denuncirte, daß am folgenden Morgen vor Tagesanbruch ein Maueranschlag gemacht werde und bat um Ueberlassung zweier zuverlässiger Polizeidiener, um die Frevler gleich nach der That abfassen zu können. Solche wurden beordert und von dem Herrn Doctor an einen offenen Thorgang in der Nähe des bekannten Bockkellers postirt; er selbst aber stellte sich an der unteren Seite des Thorganges auf. Nach einiger Weile betraten von unten her zwei harmlos daher schlendernde Studenten den Thorgang. Meyer eilte ihnen voraus und rief den Polizeidienern zu, diese zu fassen, denn diese hätten unten am Thorgang soeben den Maueranschlag gemacht. Dieser, noch ganz naß, wurde sammt den Studenten zur Polizei gebracht. Die Letzteren kamen in große Noth, obgleich ihrer Unschuld bewußt, bis sie nach etlichen Tagen Carcerunterfuchungsarrest ab instantia entlassen wurden.

Da das Manöver geglückt war, so probirte Meyer es noch einmal, und zwar in derselben Manier, am Bockkeller, wo die Gäßchen ein wahres Labyrinth machen; aber dießmal hatte den Packan's sich auch der Exträmer mit einem Collegen angeschlossen, und siehe, es glückte ihnen, den sonst so vorsichtigen Meyer gerade in dem Moment zu erwischen, wo er eben hinter einem daher schreitenden Unbekannten einen Maueranschlag placiren wollte. Welcher Triumph für das niedere Polizeipersonal, welche Beschämung für die Dirigenten! Dem Denuncianten wurde nun der Prozeß gemacht und er zu sechs Jahre Zuchthausstrafe verurtheilt, nach deren Abbüßung er des Landes verwiesen werden sollte.

Es war ein Jahr seit diesem Vorfall verflossen, als mir Gelegenheit geboten wurde, das unter Baron Wenelds Direction stehende Zuchthaus in der Vorstadt Au in München zu besichtigen. Ueber die harte Disciplin dieses Mannes gingen die seltsamsten Gerüchte.

Digitized by Google

Gewiß ist es, daß Alles vor ihm zitterte und er zu Pferde mit seinen berühmt gewordenen Bluthunden jederzeit den ausgesprungenen Züchtling wie ein Wild aufspürte und hetzte, bis er sich willig ergab.

In Begleitung eines Aufsehers durchwanderte ich die unheimlichen Säle. Da in einem — täuscht mich nicht das Auge! — nein, er war's: saß der ehemals so flotte Doctor philosophiae Meyer und krempelte Wolle, freilich glatt rasirt und ohne Stutzbärtchen, im Zuchthaushabit. Auch er erkannte mich sogleich und bat um Verwendung bei einem seiner früheren Gönner, damit er amnestirt werde. In dem Augenblicke betrat Baron Weneld das Local. „10 dieser Nummer", herrschte er einem ihn begleitenden Büttel zu; wie der nun nach dem Doctor griff, glaubte ich, ein Wort der Begütigung wagen zu dürfen; aber der Director rief mir zu: „Hinaus, hinaus!" und ich eilte schnell weg, denn es war mir da zu Muthe, als sollte ich an der Lection participiren. Aber der Baron kam mir gleich nach und äußerte begütigend: in der Anstalt dürfe kein Züchtling ohne Erlaubniß einen Besucher anreden; deßhalb habe der Meyer seine Hiebe erhalten und „er verdient alle, die er erhält", setzte der Director leise hinzu.

Drei Jahre hielt es Meyer im Zuchthaus aus, alle Jahr um Erlassung oder Milderung seiner Strafe bittend, da er doch zu den gebildeten Ständen zähle; dann starb er. Sein Leichnam wurde nicht einmal auf den Friedhof gebracht, sondern wie der anderer Verbrecher an der menschlichen Gesellschaft und ihrer Einrichtungen behandelt.

Das war der eine Zuchthäusler, den wir kennen lernten, der andere aber war von ganz anderer Art.

(Schluß folgt.)

Wasserverheerungen im Canton Tessin.

Der „Bund" erhält eine Privatcorrespondenz von Locarno, datirt vom 7. October, welche sich über die Verheerungen am Langensee verbreitet. Da dieser Gegend in den Zeitungen noch wenig Erwähnung geschehen ist, so lassen wir das Wesentlichste hier folgen.

Der Correspondent schreibt:

„Schon Anfangs der letzten Woche haben Regengüsse die Flüsse Maggia, Verzasca, Ticino anzuschwellen begonnen und eine Erhöhung des Lags Maggiore in mehr als gewöhnlichem Maße veranlaßt. Vor der Hand glaubte man übrigens nach dem 27. September das Uebel überstanden zu haben, zumal wenigstens aus den näheren Thalschaften größeres Unglück nicht gemeldet wurde. Als aber vom 29. September bis 1. October ein rasches Zurücktreten des Sees erfolgte, da sprach schon mancher erfahrene Mann die Ansicht aus, es dürften noch schwerere Tage folgen. Wirklich brachen die Elemente am Abend des 1. October entsetzlich über unsere Gegend los: ein furchtbarer Sturm von Nordost-Südost zog daher und ein schreckliches Hagelwetter entleerte sich über unsere Stadt. Darauf folgten sich hier und besonders in den Thälern Maggia und Verzasca 3 Tage hindurch ohne Unterlaß strömende Regengüsse.

Die entsetzlichen Verheerungen im Livinen- und Blegnothal längs der Gotthardstraße sollten leider auch in unserer Gegend ein Seitenstück finden. In furchtbarer Macht und Größe wälzte sich der Verzascafluß, zum Strome angewachsen, durch das Thal gleichen Namens hinunter nach dem See, Alles, was ihm im Wege stand, mit sich fortreißend; die Ortschaften füllte er mit Geschiebe aller Art; einzelne Häuser wurden von ihm verschlungen. Was von Frasco, Lavertezzo, Brione-Verzasca, den Hauptorten des ohnedieß armen Thales, noch steht, blickt wie ein elender Trümmerhaufen auf die schönen, nun mit Schutt und Schlamm bedeckten Güter herab.

Man kennt noch nicht die ganze Größe des Unglücks und der Verheerungen, da die meisten Straßen ruinirt sind, der Fußpfad aber äußerst schwierig passirbar und stellenweise gänzlich unterbrochen ist. Nähere Details über den Verlust von Häusern, Vieh und Menschen folgen später.

Wenden wir uns von der Unglücksstätte des Verzasca-Thales nach dem Thale Maggia, so richtete der wilde Strom gleichen Namens der Verheerungen an Straßen, Brücken, Gütern und Häusern so viele an, daß auch hier eine genaue Unglücksstatistik heute noch nicht gegeben werden kann.

Kommen wir nach Locarno zurück, so zeigt sich uns in allernächster Nähe die stündlich höher anschwellende Maggia, wie sie sich wild in ihrem ungezogenen Bette zum See hinwälzt und leider eben einen Theil der unteren Stadt selbst wegzureißen droht. Dieß wäre auch nach Aussage Sachverständiger eingetreten, wäre nicht der schon stark angeschwollene See dem Ungestüm der Maggia einigermaßen entgegengetreten; so aber wurde die Richtung des Flusses gegen die Stadt zu abgeschwächt. Was von der alten Brücke bisher noch stehen geblieben war und seit Jahren der Zerstörung Trotz geboten hatte, ist dießmal von den sich hochaufbäumenden Fluthen weggerissen worden, und der seit Jahren, freilich in einem erbärmlichen Zustande, erhaltene Uebergang über den Fluß existirt nun nicht mehr; er ist wahrscheinlich seiner eigenen Schande und des lange gegebenen Aergernisses selbst einmal überdrüssig geworden. Die furchtbare Anschwellung der Flüsse Tessin, Verzasca und Maggia haben eine solche Erhöhung des See's zur Folge gehabt, daß die ganze Stadt unten am Platze bis zum ersten Stock unter Wasser steht, und die Bewohner sich flüchten mußten. Der Schaden in den sämmtlichen Kaufläden an den bei Wind und Regen geflüchteten Waaren und mehr noch an denjenigen, die zurückgelassen werden mußten, ist enorm. Zu Hunderten Eimer Wein sind zu Grunde gegangen, in viele Tausende beläuft sich der Schaden an Waaren und Mobiliar. Von der Höhe des See's kann man sich eine Vorstellung machen, wenn ich sage, daß derselbe am Hydrometer 7,70 Meter über Null ergab. Nur im Jahr 1177 soll der See einmal nach heutiger Berechnung 10,80 Meter über Null erreicht haben; bei der Ueberschwemmung von 1705 reichte er nur bis zu 6,30 Metern. Die jetzige Höhe übersteigt die von 1840, welche bisher als die größte des Jahrhunderts bekannt war, noch um 2,70 Meter."

* * *

Einem dem „Bund" mitgetheilten Privatbriefe aus Frankfurt a. M. entnimmt derselbe folgende Stelle:

„Mit Schaudern und Schrecken haben wir hier das entsetzliche Unglück gelesen, das durch Ueberschwemmung einen großen Theil der schönen Schweiz getroffen hat. Der Schaden ist ganz ungeheuer und noch bedauerlicher und trauriger sind die Menschenleben, die verloren gegangen sind. Die Schweiz allein kann die ungeheure Masse von Unglücklichen nicht unterstützen; alle fühlenden Menschen müssen dazu beitragen! Ist auch Frankfurt in seinen neuen Verhältnissen selbst gedrückt und haben wir noch nicht die für den Aufbau des abgebrannten Domes nöthigen 500,000 fl. zusammen, Frankfurt hat stets ein Herz für unglückliche Brüder gehabt und wird dies auch in diesem großen Unglück der Schweiz bewähren!"

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Der ewige Sommer hat nun auch seine Endschaft erreicht. Wie die Blätter in der Natur eine andere Färbung annehmen, so gewinnen auch mit dem Einzug des Herbstes die Zeitungsblätter eine andere Physiognomie. Die Reiseskizzen, Ausflüge und Badebilder verschwinden und an ihre Stelle treten Theater-, Concert- und Kunstberichte. Man wird es auch uns nicht verargen, daß wir, so lange der lachende Knabe sein sonniges Scepter schwang, lieber seinem Rufe folgten, als in den dumpfen Mauern des Musentempels auf einen heißen Tag einen noch heißeren Abend „genossen". Wem wäre auch nicht die Sonne am blauen Himmelsdome lieber, als die Sonne im „Propheten", wer zöge den duftenden Kastanienbaum nicht dem Manschenillenbaum in der „Afrikanerin", wer nicht den Sängerkampf in Wald und Flur dem „Sängerkrieg auf der Wartbueg" vor? Nun aber, da das Theater wieder zu einem behaglichen, Leib und Seele erwärmenden Zufluchtsort geworden, wohin sich die scheidende Poesie der schönen Jahreszeit flüchtet, fühlen auch wir uns wieder zu ihm hingezogen und werden unsere Leser wieder zeitweilig von den empfangenen Eindrücken unterrichten.

Es freut uns berichten zu können, daß die Wintersaison in Schauspiel und Oper würdig inaugurirt ward, in ersterem durch die „Braut von Messina" und „Medea", in letzterer durch „Iphigenie auf Tauris". Jedesmal war das Haus gut besetzt, ein Beweis, daß dee Boden für das höhere Drama und die ernste Opernmusik hier nicht so ganz steril ist, wie man ihn wohl sonst darzustellen pflegt.

In den beiden genannten Dramen trat die für das tragische Fach neu gewonnene Kraft, Fräulein Schweigert, auf. Sie fand beim Publikum lebhafte und verdiente Anerkennung. Wir dürfen uns zu der neuen Acquisition nur Glück wünschen, denn Fräulein Schweigert ist offenbar unter den Künstlerinnen, welche die deutsche Bühne jetzt für das hochtragische Fach zählt, eine der bedeutenderen. Ihre Persönlichkeit, ihr Gesichtsausdruck, ihe Organ weisen sie auf das genannte Fach hin.

Die Art ihres Spiels deutet auf große Vertiefung im Studium und sorgfältige Ausprägung der Details. Ihre Declamation ist sehr verständig und ihr Gefühlsausdruck warm. Ihre Plastik ist durchgebildet und ihre Mimik sehr ausdrucksvoll und nüancirt, was um so mehr anzuerkennen ist, als auf dieses wichtige Hülfsmittel der Schauspielkunst heutzutage im Allgemeinen viel zu wenig Gewicht gelegt wird. Auf dem Gebiete der geistigen Durchdringung und der naturwahren Darstellung gemüthlicher Affektionen scheint uns aber auch der Schwerpunkt der schauspielerischen Befähigung von Feäulein Schweigert zu liegen. Die Töne dagegen, die sie bei der Wiedergabe der Leidenschaften anschlägt, sind nicht gewaltig, nicht packend, nicht erschütternd. Das sonst hübsche und modulationsfähige Organ erscheint alsdann forcirt. Die Künstlerin ist alsdann nicht mehr ganz Herrin ihres Materials. Ihre Stimme verfällt dadurch leicht in jähe Uebergänge von der Tiefe in die mitunter etwas schrille Höhe. In Bezug auf die Aussprache des geschätzten Gastes sind uns einige Angewöhnungen störend aufgefallen, so vor Allem die Aussprache des „e" wie „ä" und die allzu häufige Anwendung des in der Theatersprache sogenannten „tragischen R."

Als „Medea" schien uns der Gast in der Gesammtwirkung bedeutender denn als Isabella. Aber auch hier drückte ihre künstlerische Individualität dem Bilde ein eigenthümliches Gepräge auf. Das still Lauernde in Medeas Wesen, die vom Unglück erzeugte Bitterkeit und die verhaltene Leidenschaft kam in dem sorgsam angelegten Spiel zu wohlberechneter und stylvoll detaillirter Gestaltung. Dagegen fehlte es der entfesselten Leidenschaft an hinreißender und ergreifender Gewalt in den Scenen, wo die innersten Gefühle nach langer schmachvoller Unterdrückung und verzweiflungsvollem Kampfe mit der Innen- und Außenwelt sich in vernichtender Weise befreien und in wildem Strome dahinbrausen.

In der „Medea" fanden außer Fräulein Schweigert noch Fräulein Lehnbach, sowie die Herren Roll und Hellmuth Gelegenheit, sich vortheilhaft hervorzuthun. Erstere stattete die Creusa mit all der jugendlichen Unbefangenheit, Mädchenhaftigkeit und Zärtlichkeit aus, die einem Jason im Gegensatz zu der dämonischen Liebesgluth einer Medea so verführerisch erscheinen. Die Herren Roll (Jason) und Hellmuth (Kreon) wirkten sehr entsprechend durch verständige und richtige Auffassung, sowie durch gute Repräsentation. Letzterem wäre etwas mehr königliche Würde zu wünschen gewesen.

Die Braut von Messina, die am Montag wiederholt ward, iß eine recht abgerundete Vorstellung und das dramatische Gedicht macht in dieser Vorführung auf die Hörer einen der Tragik des Stoffes und der Größe der Behandlung angemessenen Eindruck.

Eine warme Anerkennung dieser Thatsache erscheint uns Angesichts der vielfachen hinwegzuräumenden Hemmnisse sehr geboten. Welche Schwierigkeit bietet für Mitwirkende und Regie nur allein der Chor in seinem Auftreten als einheitlicher Körper, so zu sagen als eine Person! Offen gestanden, hatten wir gerade um dieses nothwendige harmonische Zusammenspiel einige Besorgniß. Um so ausdrücklicher verdient hervorgehoben zu werden, daß der Chor seiner Aufgabe gerecht wurde und daß er in Vortrag und Spiel aus einem compacten Gusse bestand. Vielleicht dürfte bei einer Wiederholung der anfängliche Rundgang etwas in seiner Dauer zu beschränken sein. Der Eindruck einer völlig stummen Schaar, die im Gänsemarsch aneinander vorbeidefilirt, wirkt auf die Länge etwas erheiternd. Um gleich der Chorführer zu gedenken, so war die Begleitung des Don Manuel darin ungleich bevorzugt.

Herr Hellmuth als Cajetan hatte die tonangebende Stimme. Er sprach die gewichtigen Worte mit Kraft, Klarheit, Pathos und Feuer, vielleicht mit etwas zu viel Feuer in der Recitation, die stets den Charakter des Getragenen behalten muß. Herrn A. Müller fehlte als Bohemund, dem Führer der anderen Partei, noch viel zu einer gehaltenen Darstellung. Ueberhaupt sollte man die Ritter des Don Cäsar nicht so stiefmütterlich behandeln und ihnen eine hervorragende Kraft an Herrn Babemack mitgeben, der bei der Schaar Don Manuels doch wenig zu thun hatte. Aber gerade weil er die so sparsam zugemessene Rolle des Manfred (besonders das Lob des Krieges und der Jagd und die Todtenklage um Manuel) mit so trefflicher Meisterschaft sprach, fragten wir uns, warum man ihm nicht den Bohemund übertragen.

In Bezug auf die Darstellung der Isabelle durch Fräulein Schweigert gelten die oben gemachten allgemeinen Bemerkungen über die starken und schwächeren Seiten des Gastes und haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die ganze Erscheinung der Fürstin nicht hoheitsvoll, nicht imposant genug war. Fräulein Lehnbach (Beatrice) gelang der weichere Theil des letzten Actes viel bessee, als die Auftrittsscene im Garten, da hier der etwas weinerliche Ton, den der letzte Act wohl erträgt, noch nicht am Platze war. Die Repräsentanten der feindlichen Brüder (Herr Roll — Don Manuel und Here Schneider — Don Cäsae) hatten ihre Rollen mit rühmenswerthem Studium erfaßt und führten dieselben würdig durch. Bei Herrn Schneider verdient die bei aller Hitze der Leidenschaft ihn beherrschende Ruhe umsomehr hervorgehoben zu werden, als ihm diese schätzenswerthe Eigenschaft nicht immer eigen zu sein pflegt. — Bei dem am Schlusse gestellten Tableau mußte man sich unwillkürlich fragen: Was sollen blühende Mädchengestalten an dee Stätte des zwiefachen Todes? Ein schwarze Draperie, ein sternbesäeter Plafond, ein erhabener Katafalk, von Kandelabern umgeben, würde der Situation jedenfalls angepaßter gewesen sein.

S

Frankfurt, 13. October.

Fräulein Charlotte Frohn, vom Hoftheater in Darmstadt, welche zu den geachtetsten Repräsentantinnen des tragischen Rollenfaches gehört, wird, dem Vernehmen nach, demnächst ein Gastspiel am hiesigen Stadttheater, und zwar als Maria Stuart, eröffnen. Der erfreuliche Entschluß unserer Bühnenleitung, sich wieder mehr dem classischen Repertoir zuzuwenden, findet hierdurch Anlaß zu neuer Bethätigung.

Kassel, 5. October. Von den Folgen des ihn betroffenen Unfalls so weit wieder hergestellt, um thätig sein zu können, erschien Herr Hofkapellmeister Reiß gestern Abend zum ersten Male wieder an dem mit Kränzen und Blumen geschmückten Dirigentenpult. Das zahlreich versammelte Publikum empfing ihn mit den lebhaftesten Zeichen des Antheils und der Freude über seine Genesung. Herr Reiß trägt den rechten Arm noch in dee Binde und ist deßhalb genöthigt, mit der linken Hand zu dirigiren und gleichzeitig die Blättee der Partitur umzuwenden. Seine musikalische Umsicht so wenig wie seine Energie leiden darunter; sie zeigten sich in erprobter, ungeschwächter Kraft. Die Aufführung der Oper (Jüdin) war überhaupt eine exacte, zum Theil auch im Detail sehr gute.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 14. October. Zum ersten Male: **Der erste Glückstag**, komische Oper in 3 Acten von A. b'Ennery und E. Cormon. Deutsch von Ernst Pasqué. Musik von D. F. E. Auber.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kih. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 287. Donnerstag, den 15. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

Zweite Abtheilung.

1.

In der Halle des Schlosses Kerdingen ging es lebhaft zu. Um das Kamin, in dem mächtige Scheite Holz flammten zum Schutz gegen die durchdringende Kälte eines Winterabends, drängte sich eine Gruppe von Landleuten und Dienern, in sichtlicher Aufregung zu einander redend, während in einem dunklen Winkel des weiten Raumes eine Greisin in unscheinbarer Tracht in einem Sessel kauerte, die Hand müßig an die Spindel des Rades gelehnt, das vor ihr stand, und mit dem Ausdruck der höchsten Theilnahme den Worten der Männer lauschend.

„Der Herr Charles wird das Fräulein schon wieder auffinden", meinte einer der jüngeren Leute bedächtig, „nur sollte er sie den verfluchten Chouans ganz allein abjagen."

„Der Herr Charles, von dem wir alle wissen, daß er ein Auge auf das Fräulein geworfen hat? Nun, es ist ein hübscher, schmucker Bursche, würde sie wohl dort vergebens suchen", erwiderte ein Greis bedächtig, „selbst wenn der alte Herr Lavergne ihm die Hand seiner Tochter verspräche, denn", und die Stimme des Alten sank zu einem Flüstern herab, „denn meiner Meinung nach befindet sich Marguerite Lavergne nicht in ihren Händen."

So geheimnißvoll war der Ton des Alten, daß die ganze Versammlung, von einem Schauer ergriffen, sich näher an ihn drängte.

„Sprecht, Vater Lobric", nahm endlich einer der Diener das Wort, „wenn die Chouans, deren Macht täglich im Zunehmen begriffen, sich nicht des Fräuleins bemächtigt haben sollen, in wessen Hand sollte sie sich denn befinden?"

„In der Hand des Unbekannten!" murmelte der Alte kaum vernehmbar.

Die Leute am Herde schlugen ein Kreuz und blickten sich scheu um. Nur ein junger Bursche, der erst seit einigen Tagen auf dem Schlosse arbeitete, wagte die neugierige Frage, wer dieser Unbekannte sei, der so große Furcht einzuflößen scheine?

„Das ist eine kurze, aber seltsame Geschichte", erwiderte der Greis. „Vor etwa zwei Monaten wanderte ein alter Mann mit weißem Bart im Dorfe ein. Niemand wußte, woher er kam, Niemand kannte ihn. Er kaufte gegen einen geringen Betrag die verfallene Hütte, die einst unserem Herrn gehört hatte, als die vorige Herrschaft, Gott habe sie selig, noch am Leben und Pierre Lavergne ein armer Bauernknabe war. Seine Papiere waren in Ordnung; er belästigte Keinen und dennoch waren kaum zwei Wochen seit seinem Hiersein verstrichen, als sich das Gerücht verbreitete, der Fremde sei ein Zauberer, der schwarze Kunst treibe; er vermöge unsichtbar in jedes Haus zu schleichen und besuche in dunkler Nacht die Gräber der Todten, um daraus Prophezeiungen zu erlauschen. Auch bis zu den Ohren unseres Herrn drang endlich die Kunde von dem Erscheinen des Alten und beunruhigte ihn sichtlich, um so mehr, da er vernahm, der Fremde habe sich in der Umgegend auf das Genaueste nach ihm, seiner Vergangenheit und seinen Verhältnissen erkundigt. Er befahl, denselben auf das Schloß zu führen, aber die abgesandten Leute kamen zurück, ohne ihn mitzubringen; als ob der Mann die Ladung vorher gekannt, er war plötzlich verschwunden und erst nach einigen Wochen tauchte er im Dorfe wieder auf."

„Und ließ Herr Lavergne ihn nie vor sich kommen?" fragte der junge Mensch neugierig.

„Er befahl es, aber der Mann kam nicht; er wies seine Papiere, vom Maire der nächsten Stadt beglaubigt, vor, und erklärte auf das Bestimmteste, den Herrn Lavergne nicht sehen zu wollen, wenn dieser nicht zu ihm käme."

„Und erfüllte der Herr das sonderbare Verlangen?" fragte der Andere.

„Herr Lavergne verbiß seinen Groll, denn er konnte dem Unbekannten, wie man den Fremden im Dorf allgemein nannte, nichts anhaben; und doch mußte das Erscheinen des Fremden eine besondere Wirkung auf unserer Herrn ausüben, denn es hat zwei Folgen, zwei wichtige Folgen."

„Welche sind's, welche sind's, Vater Lobric?" drängten die Umstehenden, die mit nicht minderem Interesse, als der Neuling, dem ihnen schon hinlänglich bekannten Bericht des Greises folgten.

„Die erste Folge ist, daß seit dieser Zeit Herr Lavergne, der ohnehin nur spärlich ausging, das Schloß gar nicht mehr verläßt. Die zweite, daß Herr Charles seit einigen Wochen bedeutend in seiner Gunst gestiegen, daß er ihn weniger als Untergebener, denn als Freund behandelt."

„Und kennt Ihr die Ursache?" fragte es im Kreise.

Der Alte blickte sich geheimnißvoll um.

„Man sagt, jener Fremde sei ein Haupt der Chouans, jener geschworenen Feinde der Republik, die mit Leib und Leben für die Wiederherstellung des Königsthums kämpfen", flüsterte er, „und er erspähe die Gelegenheit, das Schloß zu überfallen und blutige Rache zu üben an Herrn Lavergne; aus diesem Grunde sucht unser Gebieter in Herrn Charles eine Schutzwaffe, denn die Sage geht . . ."

Zum erstenmal regte sich die Greisin im Winkel.

„Ihr schwatzt zu viel, Vater Lobric", sagte sie mit seltsam dumpf klingender Stimme, „wenn Herr Lavergne Euch hörte, würde es Euch schlecht bekommen. Seht lieber zu, ob die nach Mademoiselle Marguerite ausgesandten Boten nicht bald heimkehren;

Digitized by Google

die Nacht bricht herein und noch immer keine Kunde von ihr. — Heilige Jungfrau, nimm Dich ihrer an!"

Der alte Bauer ging an's Fenster und sah in die Dunkelheit hinaus.

„Nichts", sagte er nach einer Pause, „nur der Wind heult in den Wipfeln der Bäume und der Regen klirrt an die Schloßfenster. Aber Ihr habt Recht, alte Brigitta, es ist besser, man hat Ohren und Augen an diesem Orte, aber keinen Mund. — Kommt, bis der letzte Trupp zurückkehrt und uns die Reihe trifft; singt uns ein Lied, so eine schaurige Sage — — hört Ihr Alte, das kürzt die Zeit."

„Ich kann nicht singen, die Angst schnürt mir die Kehle zu", murmelte die Alte. „Rette mein Kind, heilige Jungfrau!" fügte sie unhörbar hinzu, „rette sie aus der Gefahr!"

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Zuchthäusler in der Reactionszeit nach 1832.

(Schluß.)

Es lag im Interesse einer Partei, den Monarchen, der in einer Thronrede gesagt, er möchte nicht unumschränkter Herrscher sein, von Schreckbildern über die Bestrebungen der Altliberalen, der Männer, welche den Constitutionalismus zum Durchbruch in Süddeutschland bringen wollten durch Wort und That, umgaukeln zu lassen, und verfielen diese, weil sie vermeintliche Thronrechte der Volksherrschaft unterbeugen zu wollen angeschuldigt waren, als Hochverräther den harten Strafen eines damals mehr als geheimen Justizverfahrens. Nicht genug, daß die Prozesse gegen solche Staatsverbrecher quälerisch in die Länge gesponnen wurden, man verlangte von den Verurtheilten auch noch öffentliche Abbitte vor dem Bildniß des Königs.

Dem ehrwürdigen Bürgermeister Beer von Würzburg, früher Professor der Universität daselbst und vieljähriges Mitglied der bayerischen Ständekammer, wurde das Urtheil in München verkündigt, laut dem er zu lebenslänglicher Festungsstrafe begnadigt worden ist, jedoch Abbitte vor dem Bildnisse des Königs leisten sollte. Gegen diese Zumuthung sträubte sich der frühere Rechtslehrer, gab aber nach, da ihm zu verstehen gegeben wurde, daß er mit Erfüllung dieser Formalität sein Loos sehr erleichtern würde. Dicht neben den damaligen Universitätsgebäuden befinden sich die Localitäten der Gerichte. An dem Vormittag, wo Beer abbitten sollte in dem Gerichtssaale, hatten unbekannte Hände an den Thüren der meisten Hörsäle Zettel mit dem bekannten: „Hodie non legitur" (heute findet keine Vorlesung statt) angeschlagen; daher versammelte sich eine große Anzahl Studenten auf dem Platze vor dem Gerichte, dem gegenüber die sog. Jesuitenkirche liegt. Dieß veranlaßte das Zuströmen von Neugierigen, die Alle gespannt auf die Ankunft des Gefangenen harrten.

Gegen 10 Uhr kam ein Wagen angefahren, neben dem Kutscher saß ein Gendarme, im Fond neben Herrn Beer ein Gendarmerieoffizier. Da rief es plötzlich: „Hut ab!" und wie auf Commando bezeugten Alle unter lautloser Stille durch Entblößung ihres Hauptes dem Manne, der das Volk allzeit vertreten, ihre Achtung. Im Saale des Gerichtes dauerte es geraume Zeit, bis Ruhe in die gewaltig andrängenden Massen kam.

Beer leistete die Abbitte vor dem Bildnisse des Königs, aber nicht nach der Formel, die nachzusprechen man ihm, dem Gesetzmacher, doch nicht zumuthen konnte, sondern in hypothetischer Form und soll dem Sinne nach ungefähr gelautet haben: wenn er durch Wort oder That die Majestät des Königs verletzt haben sollte, so bitte er dieß hiermit nach den dermalen in Bayern bestehenden Gesetzen feierlichst ab, wobei Beer sich gegen das über dem Richterstuhle hängende Bildniß des Königs gewendet hat. *)

In derselben Begleitung wurde Beer nach der Frohnveste zurückgebracht, nur fuhr der Kutscher schnell vom Gerichtsgebäude ab; in demselben Momente ritt aber auch in der nahen Neuhausergasse eine starke Cürassier-Patrouille gegen das nahe Carlsthor.

Unter den in jener Zeit wegen Hochverraths Prozessirten befand sich auch der Buchdruckereibesitzer Volkhart von Augsburg; er sollte diesen begangen haben durch Herausgabe eines Schriftchens, dessen Inhalt uns jetzt nach 30 Jahren nichts weniger als gefährlich erscheint, so daß man nicht recht begreifen kann, wie deßhalb ein sonst unbescholtener Mann zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt werden konnte. Was die deutschen Fürsten selbst als unabweisliche Nothwendigkeit kundgaben, war in den Augen der tonangebenden Justizbeamten von damals Hochverrath.

Volkhart, ein Patriot im vollen Sinne des Wortes, kam als Sträfling in das Zuchthaus in der Vorstadt Au. Baron Weneld benutzte ihn, nachdem er eine Zeit lang Handarbeit hatte treiben müssen, auf seinem Büreau und erleichterte seine Lage, so weit es die strengen Vorschriften erlaubten. Volkharts Frau schlug nun alle möglichen Wege ein, ließ es nicht an beweglichen Fürbitten fehlen, um ihres Mannes Begnadigung zu erlangen — es war vergebens; selbst als die Lieblingstochter des Königs, Prinzessin Mathilde, an ihrem Vermählungstage (26. December 1833), gerührt durch das Flehen der Frau Volkhart, um die Entlassung des Ehegatten derselben bat, erhielt sie abschlägigen Bescheid.

Sechs Jahre hatte Volkhart schon im Zuchthause zugebracht, da gelang es eines Tages dem edlen Bischof von Augsburg, Richarz, der als Katholik für einen Protestanten petitionirte, den König in einer Audienz weicher zu stimmen. Die außen harrende Frau erhielt die Begnadigung ihres Mannes, der Nährvater sollte seiner Familie wiedergegeben werden!

Geflügelten Schrittes eilte sie hinaus in die Vorstadt und überreichte dem Director des Zuchthauses das Cabinetsschreiben; dieser selbst verkündigte dem Sträfling seine Erlösung aus der langen Pein, und zwar könne er noch heute die Anstalt verlassen frei, und ledig. Volkhart war tief bewegt über diese unverhoffte Kunde und erbat, um die nöthige Fassung zu erlangen und um in den raschen Wechsel seines Schicksals sich finden zu können, die Erlaubniß, noch eine Nacht in seiner bisherigen Lage zubringen zu dürfen. Baron Weneld schlug dieß rundweg ab, denn nach den Instructionen könne er dieß nicht gestatten. „Wenn Sie aber", setzte er hinzu, „im Zuchthause partout noch eine Nacht zubringen wollen, so sollen Sie mein Gast sein!"

Volkharts Feuereifer für Recht und Wahrheit war nicht erkaltet durch die bittere Erfahrung; er kämpfte für diese in der Presse und im Collegium der Stadtverordneten zu Augsburg. Dort stehen Protestanten und Katholiken, vielmehr aber Liberale und Ultramontane schroff einander gegenüber. Es ist lächerlich und doch wahr, daß es in der alten Reichsstadt protestantische und katholische Bäcker, Melber, Metzger ꝛc., ja sogar katholische und protestantische Schweinställe gibt, so groß ist die Parteiwuth dort, und in allen öffentlichen Handlungen, bei Gemeinde- und Abgeordnetenwahlen tritt diese hervor.

An allen politischen Vorkommnissen nahm Volkhart, besonders in den letzten zwei Decennien, den regsten Antheil. Er war ein „Mann des Volkes". Mag sein Wirken von einer Seite auch ge-

*) Es scheint diese Abbitteleistung in den oberen Regionen übel vermerkt worden zu sein, denn man las nach einigen Tagen in dem Regierungsorgane, wohl als Begegnung der gehenden Gerüchte über Beer's Begnadigung: „Die Art und Weise, wie der ꝛc. Beer sich im Vollzug des Gerichtsspruches ausgedrückt, sei nicht geeignet, eine weitere Milderung gegen ihn eintreten zu lassen."

Digitized by Google

schmäht worden sein, sein unerwarteter Tod that kund, wie populär er war, was er galt. Unwürdige Angriffe eines Münchener Witzblattes hatten ihn in letzter Zeit ungemein aufgeregt und ihn veranlaßt, seinen Hochverrathsprozeß, der die erlittene unwürdige Gefangenhaltung nach sich gezogen, zur Herausgabe vorzubereiten. Volkhart starb im 59. Lebensjahre am 26. September 1863 plötzlich an einem Schlaganfalle; sein Wunsch, ohne langes Krankenlager zu scheiden, ist in Erfüllung gegangen.

Landtagsabgeordnete, die Bürgermeister der Stadt Augsburg, die Notabilitäten des Handels und der Industrie, ja selbst mehrere Benedictiner, Professoren und Lehrer an dem katholischen Gymnasium und eine Masse Volks bildeten das Grabgeleite des ehemaligen Zuchthäuslers, an dem, wie Bürgermeister Fischer in seiner Gedenkrede sagte, jeder Zoll ein Mann war.

Eine Stiftung, zu der in kurzer Zeit die nöthigen Mittel gezeichnet waren, trägt Volkharts Name. Von den Erträgnissen derselben werden alljährlich an seinem Sterbetage Kinder bedürftiger Eltern ohne Unterschied der Confession mit Kleidern beschenkt, seinen Namen aber hat die Stadt Augsburg, in der er 36 Jahre gelebt und für das Gemeindewohl gewirkt, in ihr goldenes Buch eingetragen. F. Sch.

Isabella II. in Pau.

Einem im Wiener „N. Fdbl." veröffentlichten Brief aus Pau entnehmen wir:

Das Schloß, wo Heinrich IV. geboren worden, gleicht einem Gefängnisse, besonders jetzt, wo auf allen Treppen Leute mit rasselnden Schlüsselbunden auf und absteigen, die alle Kerkermeistern ähnlich sehen. Hier kamen also Mittwoch Abends der König mit drei Adjutanten und die Königin mit ihrem Kammerherrn, dem Grafen v. Pilar, dem Inspector des königlichen Hauses Don Ognate, dann dem Leibarzte Marquis Corrale de San Gregorio und dem Beichtvater Pater Claret an. Die drei Infantinnen und der Prinz von Asturien — Letzterer ein wunderschöner Knabe*) — wohnen gleichfalls im Schlosse. Mit der königlichen Familie kam zugleich ein Heuschreckenschwarm von Dienerschaft, welcher sich in die zahllosen Gemächer warf. Jetzt aber hat Isabella die Hälfte ihrer Dienerschaft entlassen. Es gab Thränen in Hülle und Fülle, aber es mußte sein.

Königin Isabella war so discret, gleich in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes die Absicht auszusprechen, das Schloß mit dem Grand Hôtel de Pau zu vertauschen. Später wollte sie in Bordeaux oder Paris dauernden Aufenthalt nehmen. Aber eine Depesch aus Biarritz bat sie in so herzlichen und warmen Worten, das Schloß als ihr Eigenthum zu betrachten, daß sie blieb. Napoleon III. schickte sogar seinen Adjutanten Oppermann an den Gouverneur des Schlosses, Mr. Hébert, um ihm dringend einzuschärfen, daß er es der Königin ja an nichts fehlen lasse. Es war keine kleine Arbeit, alle die Leute im Schlosse zu installiren, nebst den unzähligen Kolli, die sie mitgebracht hatten. Die Zahl der letzteren belief sich auf 5000 Stück; denn Isabella II. ist eine vorsichtige Frau, sie hat sogar ihre Möbel mitgebracht.

Ihre Appartements im Schlosse beginnen mit einem weiten Saal, worin die prachtvollsten Gobelins-Tapeten prangen, mit Stühlen von Kordnaamleder, vergoldeten Armleuchtern und Buffets mit reichem Tafelsilber und Porzellan. Sie ist bekanntlich trotz ihres Kummers um die armen Spanier stets bei gutem Appetit. Man trägt ihr und dem Könige täglich zweimal ein Mahl von je vierzehn Gängen auf. Auf den Speisesaal folgt ein noch prachtvollerer Salon mit herrlichen ciselirten Broncen. Daran stößt das Schlafzimmer mit einem Alcoven, welcher mit purpurfarbener Seide ausgeschlagen ist; das Bett, die Canapés und die Fauteuils sind von ornamentirtem Palisanderholz. In diesem Gemache, dessen Fenster eine herrliche Aussicht auf die Gegend gewähren, hält sie sich am liebsten auf; hier entsiegelt sie die zwölf bis fünfzehn telegraphische Depeschen, die sie täglich empfängt. Hier wurde auch der bekannte Protest redigirt.

Dem Vernehmen nach hofft Isabella II. nicht, wieder auf den Thron zu kommen; hingegen erwartet sie eine Wendung der Dinge, welche den Prinzen von Asturien auf denselben bringt. Ihre politischen und religiösen Ueberzeugungen sind dieselben geblieben. Erst neulich sagte sie: „Niemals hätte ich auf dem Throne die Freiheit der Culte in Spanien geduldet."

Ihr Leben in Pau ist sehr eintönig. Sie steht um 9 Uhr auf, trinkt Chocolade und arbeitet eine Zeit lang, dann geht sie in die Messe, promenirt oder fährt ꝛc.

Die kleinen Infantinnen speisen um 10 Uhr Vormittags und 3 Uhr Nachmittags. Ich habe diese Kinder im Garten spielen sehen. Diese Lustigkeit und Sorglosigkeit! Sie liefen herum mit aufgelösten Haaren, wie Bauernkinder, und erfüllten die Lüfte mit ihrem kindischen Geschrei.

Als ich in's Schloß zurückkehrte, trat die Wache in's Gewehr und präsentirte vor den königl. Majestäten, die in einem gemietheten Fiaker ausfuhren. Man sagt, der König habe den Gouverneur gebeten, die militärischen Ehrenbezeigungen zu unterlassen, indem die Königin auf derlei Dinge nicht viel halte, aber er berief sich auf einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers. Die Königin war bürgerlich einfach gekleidet in eine schwarze Robe und trug ein blauseidenes Unterkleid. Ihren Kopf bedeckte ein Toquet von Stroh, mit dunkelfarbigem Tüll geziert, welcher vom Chignon herabflatterte. Ihr Antlitz war ruhig und gemessen. Dennoch schienen mir die Augenlider geröthet. Als sie eben den Fuß auf den Wagentritt stellte, gewahrte sie in einer Ecke des Schloßhofs eine Gruppe von Spaniern, welche gekommen waren, um der gefallenen Majestät ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Sie machte ihnen ein Zeichen, näher zu treten, und sagte: „Das ist sehr schön von Euch, daß Ihr gekommen seid; ich freue mich darüber, und es rührt mich dieser Beweis von Anhänglichkeit sehr." Dann stieg sie rasch in den Miethwagen, wo König Franz und sein Sohn bereits Platz genommen hatten.

*) I der „Köln. Ztg." wurde vor einiger Zeit von allerdings nicht hiezu competenter Seite der Prinz keineswegs als schön geschildert.

Erste Quartett-Soirée

der Herren Heermann, Becker, Welcker und Valentin Müller

am 12. October.

Museumsconcerte und Quartett-Soiréen stehen in einer Art von planetarischem Zusammenhange. Dem Beginnen der einen Unternehmung folgt unmittelbar das der andern. Leider weilen sie nicht immer gleich lange am musikalischen Horizonte. Und doch bedingen und ergänzen sie sich gegenseitig. Ihr gleichzeitiges Bestehen gibt erst ein klares Bild von der Ausdehnung, der Macht und dem eigentlichen Werthe der selbstständigen Instrumentalmusik. An künstlerischer Reinheit und möglichster Befreiung von sinnlicher, d. h. akustischer, die Ohren kitzelnder Wirkung überragt allerdings das Quartett die Symphonie. In jenem muß der musikalische Gedanke vorherrschen, während er in dieser der Klangfärbung und Mischung so manches Zugeständniß zu machen gezwungen ist.

Daß dieser Grundsatz in der classischen Periode der Tonkunst unverbrüchlich maßgebend war, beweist uns der Begründer der in Rede stehenden Kunstgattung Joseph Haydn nicht nur in dem an diesem Abende aufgeführten F-dur-Quartette, sondern in allen seinen zahlreichen Werken gleicher Gattung. Ebenso bekannt dürfte es sein, daß Mozart denselben Weg einschlug. Und selbst der gewaltige Beethoven, der dem Quartette,

Digitized by Google

besonders in der späteren Zeit seiner componistischen Thätigkeit, bedeutend tiefere und schwierigere Aufgaben stellte, wußte dennoch stets die feine Gränzlinie einzuhalten, welche die eine Kunstgattung von der anderen trennt. Deßhalb, so wie ihrer hohen künstlerischen Bedeutung halber und weil in ihnen die Entstehung, Entwickelung und der Abschluß dieser ganzen Kunstgattung beruht, sind uns in ihr die Namen und Werke der drei genannten Heroen so maßgebend und hochverehrt und werden dieß wohl auch noch späteren Generationen bleiben. Dieser Ansicht entsprechend hätten wir, und mit uns gewiß viele andere Kunstkenner und Verehrer, es der Aufgabe eines ersten Abends zusagender gefunden, wenn zwischen dem Haydn'schen und dem am Schlusse vorgeführten Beethoven'schen (Op. 59, Nr. 3 in C-dur) ein Quartett von Mozart gewählt und somit nicht die Reinheit und folgerichtige Steigerung des Genusses in eben so unliebsamer Weise gestört worden wäre, wie dieß durch die Wahl des Sextettes für Pianoforte, Violine, zwei Bratschen, Violoncell und Contrabaß aus dem Nachlasse Mendelssohn's geschehen ist.

Was in aller Welt mag denn zu solcher Wahl bestimmt haben? Doch nicht etwa der Werth des Werkes, dessen es beinahe vollständig entbehrt? Vielleicht der Wunsch, gleich am ersten Abende Neues zu bringen? Oder gar nur der Name des Componisten? Da hat man demselben einen schlechten Dienst erwiesen und sich gewissermaßen zu Mitschuldigen an der schnöden Speculation eines Verlegers oder dem blinden Verehrungsfanatismus überlegungsloser Freunde eines edlen Verstorbenen gemacht, die es nicht verschmähen, selbst dessen Schulhefte dem Drucke zu übergeben. Mendelssohn, der so freisinnig und wählerisch in Veröffentlichung seiner geistigen Erzeugnisse war, würde tief errröthet, ja er, der sonst so Maßvolle, in heftigen Zorn gerathen sein, wenn ein solches Ansinnen während seines Lebens an ihn gestellt worden wäre. Ihm, den wir persönlich gekannt haben und ihn noch heute in der Mehrzahl seiner vortrefflichen, vor und kurz nach dem Tode erschienenen Werke hochschätzen, zur Ehre und Sühne glaubten wir unserer Mißbilligung über derartiges Verfahren Ausdruck geben zu müssen. Eine ähnliche Regung mag wohl auch nach und nach in den Zuhörern entstanden sein: denn nachdem sie den ersten Satz mit seinem reichen, aber allmodischen Passagenwerke in der Clavierpartie sehr beifällig aufgenommen hatten, erkaltete die Theilnahme von Satz zu Satz und am Ende dürfte wohl nur die Achtung vor dem Namen des Componisten die schweigende Mehrzahl abgehalten haben, einige wenige Klatschlustige vernehmlich zur Ruhe zu verweisen.

Die Aufführung der genannten Werke, woran sich außer den Eingangs genannten Herren Quartettisten noch die Herren Wallenstein (Piano) und Backhaus (Contrabaß) betheiligten, war eine durchwegs ausgezeichnete zu nennen und erfreute sich der lebhaften Theilnahme des Publikums. Am vollendetsten wurde wohl Haydn vorgetragen. In dem Andante quasi Allegretto Beethoven's bedurften wohl die schmerzlichen Accente tieferer Betonung. Daß die verhältnißmäßig leichte Aufgabe im Sextette mit allem Eifer gelöst wurde, glauben wir besonders hinzufügen zu sollen.

In Herrn Valentin Müller lernten wir den neuen Violoncellisten des Quartetts kennen und hatten alle Ursache, uns dessen zu erfreuen.

Der aus dem Pianofortelager der Herren Lichtenstein und Co. gestellte Blüthner'sche Flügel klang schön, verstimmte sich aber leider allzubald. △

Frankfurt, 14. October.

Für die Schweiz.

Ein Unglück, wie es in dieser Größe und Ausdehnung sich lange in Europa nicht ereignet, hat die Bewohner der Schweiz betroffen. Das Wasser hat grauenvolle Verwüstungen in der Ostschweiz und in Tessin angerichtet, deren Einzelnheiten in diesen Blättern schon wiederholt geschildert wurden. Der angerichtete Schaden ist unermeßlich, die Noth unbeschreiblich. Die Kräfte der Schweiz, obwohl sie ihr Aeußerstes in Hülfeleistung thut, reichen nicht aus, das Elend zu mildern. Deutschland hat sofort dem stammverwandten und uns in den letzten Jahren wieder so nahe getretenen Volke die Bruderhand gereicht und Mithülfe zugesagt. Frankfurt, einst selbst eine freie Stadt und darum mit doppelter Liebe an den Vertretern und Hütern der Freiheit hängend, hat aus der versunkenen besseren Vergangenheit und trotz schwerer Schicksalsschläge, die es selbst erhalten, doch noch die alte Opferwilligkeit bei fremder Noth gerettet. Die Sammlungen sind eröffnet und wir hoffen, daß sie guten Fortgang nehmen. Wiederum, wie bei allen gemeinnützigen Unternehmungen, erscheint auch unser Liederkranz unter den Spendern in erster Linie. Er veranstaltet am Dienstag den 20. d. M. in der St. Katharinenkirche unter Gellert's Direction ein großes Concert für die Nothleidenden in der Schweiz. Die Wahl einer Kirche statt des großen Saales erscheint sehr praktisch für solche Zwecke, da hierdurch die bedeutende Saalmiethe gespart wird. Als Mitwirkende in dem Concerte werden genannt: Fräulein Lablyly und die Herren Heermann, R. Becker, Welcker, Müller u. A. Aus dem Programm, das unsere Leser vollständig im Inseratentheil finden, heben wir hervor den Doppelchor von Franz Schubert „Herr, unser Gott", das Morgengebet, Chor von Zöllner, das Bußlied mit Quartettbegleitung von Beethoven und ein Andante aus dem Haydn'sche F-dur-Quartett. Für die vollendete Ausführung bürgen die Namen der hochgeschätzten Künstler und der Liederkranz selber, und somit bleibt uns nur zu wünschen, daß seine Bereitwilligkeit den armen Schweizern in reichstem Maße zu Gute kommen möge.

Kunst-Notizen.

Berlin, 11. Oct. Ueber das gestern Abend im k. Schauspielhause zum ersten Male gegebene (nachgelassene) Stück der Birch-Pfeiffer „Wer ist sie?" schreibt die „Berl. Börsen-Ztg.": Der Theaterzettel klingt sehr verführerisch mit seinen Grafen und Marquisen und der Angabe von Ort und Zeit (bei Paris im Juli 1789); wir erwarteten mitten hineingestoßen zu werden in die letzten Geburtswehen der gewaltigen Zeit, den Trotz dieser Aristokratie mit den langathmigen Namen gebrochen zu sehen durch den eisernen Arm der Revolution, und die Prophetin Lenormand, welche sich unter den handelnden Personen befindet — Nichts von alledem. Die Frage: „Wer ist sie?", bedeutet nichts weiter, als: „Ist Fräulein Valerie Legrand erstens ein eheliches Kind, zweitens ein Kind adeliger Eltern von gutem, altem, ehrfurchterweckendem Namen, so daß sie der Vicomte von St. Val heirathen kann?" Um diese schwierige Frage, vor welche wir ohne alle Vorstudien gestellt werden, zu beantworten, klettern wir vier Acte hindurch in den Aesten uralter Stammbäume herum, zählen uns die Verwandtschaftsgrade, in welchen das Fräulein „Wer ist sie?" zu den Uebrigen stehen könnte, an den Fingern auf, verkommen immer wieder in der Rechnung, weil Frau Jachmann behauptet, die Enkelin der Frau Frieb-Blumauer zu sein, sehen selbst von der allwissenden Lenormand das Räthsel „Wer ist sie?" nicht gelöst, und geben deßhalb auch unsererseits das Rathen auf, da es uns am Schlusse des letzten Actes doch gesagt werden muß, wer sie ist. Dies ist auch geschehen, und damit wollen wir uns, mit einem Blicke auf den noch frischen Grabhügel der Verfasserin, zufrieden geben und nicht in das vielseitige Zischen einstimmen.

Museums-Gesellschaft.

Freitag, den 16. October, Abends 7 Uhr:

Erster wissenschaftlicher Vortrag
im kleinen Saale des Saalbaues:

Herr Dr. Robert Prutz:

„Joh. Christian Günther (1695—1723) ein deutsches Dichterleben."

Einzelkarten für die Gallerie zu einem Gulden sind am Tage des Vortrages bei dem Hausmeister des Saalbaues zu haben.

Der Eingang zum Saal ist über die große Treppe; der Eingang zur Gallerie im nördlichen Bau.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 15. October. **Marie**, oder: **Die Regimentstochter**, komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von Carl Gollnick. Musik von Donizetti.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 263.)

Freitag, 16. October. **Die guten Freunde**, Lustspiel in 4 Acten, nach Sardou's „Nos intimes" für die deutsche Bühne bearbeitet.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 264.)

Samstag, 17. October. **Die Gefangenen der Czaarin**, Lustspiel in 2 Acten, frei nach dem Französischen des Bayard, von W. Friedrich. Hierauf: **Die Schwabin**, Lustspiel in 1 Act von Castelli.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 265.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kis. — Druck und Verlag: Heller und Roßm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 288. Freitag, den 16. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Brigitta soll singen!“ tönte es im Kreise der Anwesenden gebieterisch und bittend durcheinander.

Die Greisin bezwang sich.

„Wohl, ich will Euch singen, Ihr Männer“, sagte sie endlich, „vielleicht lindert's meiner eigenen Seele Pein.“

Leise schnurrte die Spindel, von der welken Hand Brigittens bewegt, und dazu sang die Alte mit gebrochener Stimme folgende Strophen nach eintöniger Melodie:

„Hört ihr's tönen, hört ihr's schwingen,
In dem festlich hellen Saale?
Hört beim Weine und beim Mahle,
Lustig ihr die Becher klingen?
Wirth und Gast im Freudenrausche,
Schicksal winkt zum raschen Tausche!
Wirth und Gast, ist Dir's bewußt,
Daß Du morgen sterben mußt?

Hei! wie sich die Sclaven bücken,
Vor den Edlen, Hochgebornen,
Die sie sich zum Dienst erkoren,
Wie sich neigen ihre Rücken!
Aber ihre Blicke winken,
Laß sie jubeln, laß sie trinken,
Wirth und Gast, ist Dir bewußt,
Daß Du morgen sterben mußt?“

Ein Schauer ging durch den Kreis der Versammelten, so tief drang, trotz der einförmigen Weise, das Lied der Alten in jedes Herz. Kaum wagte die Zuhörerschaft Brigitten's zu athmen, aus Furcht, eine Silbe zu verlieren.

Die Greisin aber fuhr fort:

Aufrecht steht die Guillotine
Auf dem Markt, vom Volk erfüllet,
Das mit roher Stimme brüllet,
Mordlust in entmenschter Miene.
Müd' vom ungeduld'gen Harren
Auf dem blut'gen Opferlarren —
Wirth und Gast, ist's Dir bewußt,
Daß Du heut' noch sterben mußt?

Der, der diente, ist jetzt Richter,
Dessen Herr, was einst Dein eigen.
Du mußt sterben, Du mußt schweigen,
Denn Dein Todesurtheil spricht er,
Sprichts im Kreise trunk'ner Zecher,
In der Hand den Ahnenbecher
Rührst Du wehrlos Tigerbrust?
Wirth und Gast jetzt sterben mußt.

Aber können sie Dir stehlen,
Die erhab'ne, ew'ge Krone,
Allen Märtyrern zum Lohne?
Können sie den Ruhm verhehlen?
Euer Bild ....“

„Höll' und Teufel, hat der Todtengesang noch kein Ende!“ tönte die rauhe Stimme eines Mannes vom Eingange her, jäh die Weise der alten Brigitta unterbrechend.

Alles fuhr zusammen. Es war die Stimme Pierre Lavergnes, des gefürchteten Schloßherrn, der leise und unbemerkt von seinen Leuten, die Halle betreten hatte.

Wer einst den lang aufgeschossenen, hageren Pierre gesehen, würde ihn nicht wiedererkannt haben, denn die Gestalt hatte an Fülle bedeutend zugenommen; das einst so bleiche Antlitz war roth und gedunsen geworden, und die einst so schmeichlerische Stimme hatte einen harten, rauhen Klang angenommen.

Lavergne hatte früh gealtert, man mochte ihm mehr Jahre geben, als er wirklich zählte, wozu das dunkle, stark mit Grau untermischte Haar des Bartes und Hauptes beitrug.

An der Seite des Schloßherrn befand sich die schlanke Figur eines jungen Mannes; sein von der Sonne gebräuntes und doch zartes Antlitz umwallte kurzgelocktes dunkelblondes Haar und ein unverkennbarer Adel, eine unwillkürliche Anmuth sprach aus jeder seiner Bewegungen. Es war Charles Bojeau, der im Schlosse die Mittelstellung eines ersten Dieners und eines Freundes bekleidete.

Der junge Mann, der etwa neunzehn Jahre zählen mochte, war vor etwa sechs Jahren plötzlich auf das Schloß gekommen, wo er als eine Waise galt, deren sich Pierre Lavergne väterlich angenommen.

Unbemerkt aber hatte sich das liebenswürdige, jedoch bestimmte Auftreten des Jünglings eine Art von Herrschaft im Hause zu erringen gewußt; dessen Einfluß selbst das barsche, rücksichtslose Wesen Lavergne's nach und nach unterliegen mußte.

Die Dienerschaft nannte ihn „Herr“; keiner derselben wagte es, ihn als ihres Gleichen zu betrachten. War es ein Wunder, wenn die gleichalte Tochter Pierre's, um deren Herz sich der Vater wenig kümmerte, dasselbe an Charles verlor?

Man munkelte von geheimen Zusammenkünften der beiden jungen Leute, aber ein Jeder gönnte ihnen ihr stilles Glück, denn auch Marguerita Lavergne hatte sich durch ihre Anmuth und ihre Herzensgüte eben so beliebt zu machen gewußt, als ihr Vater verhaßt war.

„Ich liebe solches Uhukrächzen nicht!“ rief der Schloßherr unter dem tiefsten Schweigen seiner Leute im höchsten Zorn, „und ich

Digitized by Google

verbiete Dir, Brigitta, jemals wieder dergleichen anzustimmen, wenn Du in meinem Hause zu sterben hoffst."

Die alte Brigitta neigte mit leisem Seufzer ihr Haupt; ihre zitternden Hände ließen auf's Neue den Faden der Spindel rollen.

(Fortsetzung folgt.)

„Der Schwede hat's gethan!" *)

Liegt wo seit alten Tagen
Bei uns ein Dorf zerstört,
Ein Gnadenbild zerschlagen,
Ein Gotteshaus verheert:
Da klingt oft finstre Kunde
Aus bösen Zeiten an,
Es heißt in Volkes Munde:
„Der Schwede hat's gethan!"

Der Schwede ist gekommen,
Beraubte Gottes Haus,
Hat Glocken mitgenommen,
Und goß Geschütze draus;
Der Schwede hat zerhauen
Das Heil'genbild zum Strunk
Und Greise, Männer, Frauen
Erstickt im „Schwedentrunk".

Das sind die blut'gen Spuren
Vom dreißigjährigen Kampf,
Der über Deutschlands Fluren
Hinwälzte Rauch und Dampf;
Das Heer aus fernem Lande,
Einst frommen Glaubens Hort,
Ward selbst zur Räuberbande
Mit Plünd'rung, Brand und Mord.

Doch nun in schönern Tagen: —
Seht ihr ein fromm Gebäu,
Ein schmuckes Kirchlein ragen,
Ein Schulhaus, nett und neu,
Hört helle Glocken klingen
Durch Flur und Wiesenplan,
Da darf man wieder singen:
„Der Schwede hat's gethan!"

Der fromme Schwedenkönig,
Der Helde lobesam,
Der Löwe goldenmähnig,
Der einst aus Norden kam,
Der dort im Feld bei Lützen
In hohem Glaubensmuth
Als Märtyrer thät verspritzen
Sein königliches Blut:

Der ist vom Grab erstanden,
Der zieht seit manchem Jahr
Umher in deutschen Landen,
Doch drückt kein Helm sein Haar.

Nicht mehr nach Blute dürsten
Darf sein gereinigt Schwert,
Fromm trägt den Friedefürsten
Im Schritt sein milchweiß Pferd.

Denn mit des Friedens Waffen
Zieht nun der Fürst in's Feld,
Nicht tödten, Leben schaffen
Will der verklärte Held.
Was einst sein Heer verheeret
Im wilden Kriegeslauf,
Die Kirchen, so zerstöret,
Er baut sie zehnfach auf.

Auch folgt des Schweden Fahnen
Ein Heer, doch ohne Sold,
Trägt keine Partisanen,
Kämpft nicht um Ruhm noch Gold,
Und commandirt die Krieger
Kein Bannier, Torstenson:
Auch unser Obrist Rieger *)
Führt brav sein Bataillon.

Schon kämpft dieß Heer auf Erden
Nun fünfundzwanzig Jahr, **)
Und sollten's dreißig werden,
Nicht leid ist's uns fürwahr;
Was Gott uns ließ gelingen,
Mit Freuden seh'n wir's an,
Und rühmen laut und singen:
„Der Schwede hat's gethan!"

Zum bessern Schwedentrunke
Sind wir vereint anitzt,
Wo frommer Freude Funke
Aus hundert Augen blitzt.
Wir heben die Pokale
Und stoßen festlich an,
Hell klingt's beim Friedensmahle:
„Der Schwede hat's gethan!"

Der Schwede? Nein, den Segen,
Den gab der Held im Streit,
Dem seinen tapfern Degen
Der Schwede selbst geweiht!
Dem aller Himmel Heere
In Ehrfurcht unterthan,
Dem Herrn gebührt die Ehre,
Der Herr nur hat's gethan!

In seinem Namen weiter,
Frisch auf, zum heil'gen Krieg!
Er führe seine Streiter,
Helf' uns von Sieg zu Sieg,
Daß spät noch geh' die Rede,
Sieht unser Werk man an:
Triumph! das hat der Schwede,
Nein, das hat Gott gethan.

K. Gerock.

*) Die Einseitigkeit und der Haß der Gegner der evangelischen Kirche hat alles Unheil des 30jährigen Krieges dem „Schweden" in die Schuhe geschoben und der „Schwed'", der alles genommen, lebt noch sprüchwörtlich im Munde des Volks, als ob die Kaiserlichen, die Spanier, die Croaten und andere Horden sich nicht der entsetzlichsten Greuelthaten in evangelischen Landen schuldig gemacht hätten, was wir wohl nicht weiter zu beweisen nöthig haben werden. (U. Schn.)

*) Helfer Rieger, Vorstand des württembergischen Gustav-Adolph-Vereins in Stuttgart.

**) Der württembergische Zweigverein des Gustav-Adolph-Vereins feierte am 30. September d. J. sein 25jähriges Stiftungsfest.

Digitized by Google

Die deutsche Nordpol-Expedition.

Am 11. October vereinigten sich Männer aus allen Kreisen im Saale des Clubhauses von Bremerhaven, um die Heimkehr der deutschen Nordpol-Expedition zu feiern. Schon an der Wesermündung war der „Germania" ein sehr freudiger Empfang bereitet worden, an welchem sich Gäste aus Bremen, Hamburg und der ganzen Küstengegend betheiligten. Verschiedene Dampfer fuhren ihr entgegen, Flaggen grüßten, Böllerschüsse krachten und es ertönten laute Willkommenzurufe.

Bei dem Festmahle sprach der erste Festredner, Amtmann Gröning, von dem Uebergang zum Handeln, der sich in dem deutschen „Volk der Denker" zu vollziehen beginne.

Durch Toaste wurden geehrt: der wackere Führer der Expedition, Capitän Koldewey, und seine Steuermänner Hildebrandt und Sengstake, sowie Dr. Breusing und v. Freeden, welche sich um das Zustandekommen des Unternehmens besonders verdient gemacht haben.

Die „Germania" (eigentlich „Grönland"), welche nun im neuen Hafen liegt, ist ein kleines, aber schmuckes Fahrzeug, ein Schiff, nicht größer wie ein großer Weserkahn, das doch, geführt von tüchtigen Seeleuten, auf der höchsten überhaupt erreichten nördlichen Breite (von 81 5' n. Br. und circa 16' östl. Länge) war. Rundum und besonders am Steven ist es vom Eise hart mitgenommen, aber im Ganzen hat sich das kleine Schiff in der Eisfahrt recht gut bewährt.

Für die Fahrt an den Küsten und zum Eindringen in Fiorde und Buchten sind diese Fahrzeuge sehr brauchbar. In Betreff der erstrebten Resultate ist zu constatiren, daß keine Mühe gescheut wurde, um die Ziele der Expedition ganz oder mindestens theilweise zu erreichen. Nebel und Sturm, Windstille und unabsehbar in festem Zusammenhang sich erstreckende Eisfelder waren die Gegner auch dieser, wie so mancher anderen, großartiger ausgerüsteten Expedition.

Ein kurzer Bericht über den Verlauf der Expedition wird am besten davon Zeugniß ablegen, was von den Mitgliedern der Expedition geleistet, was zu leisten mit allen Kräften, so weit es nur möglich, erstrebt wurde.

Am 20. Juni, als Capitän Koldewey seinen ersten Bericht an Dr. Petermann absandte, stack sein Schiff noch im Eise, gelangte dann nach harter Arbeit in freieres Wasser, wo man wenigstens bugsiren konnte, vermochte aber erst am 22. Juni ins offene Meer zu gelangen. Die „Germania" arbeitete sich nun nordwärts, dem Eise entlang, und sprach ein Schiff „Alexander" an, dessen Capitän sehr an dem Durchkommen der Expedition durch das Eis in diesem Jahre zweifelte, wofern nicht westliche Winde kämen. Es trat jedoch stürmisches Wetter aus Osten ein und die „Germania" gerieth am 29. in ein zerbröckeltes Eisfeld, aus dem sie sich mühsam befreite. Ein auf Fischfang ausgezogenes Bremer Schiff „Hannover" begegnete dann der „Germania", und der Capitän desselben klagte, daß das ungewöhnlich dichte Eis in diesem Jahr so wenige Buchten und Straßen biete, worin sich fischen ließe. Voraussichtlich war daher Wochen lang kein Zugang zur Küste zu finden. Capitän Koldewey beschloß deßhalb, nach Gillisland überzusegeln. Sein Schiff hatte auf 75° 20 n. Br. 12° w. L. mit 135 Faden Grund gefunden, und zwar braunen Schlick mit einzelnen Steinen. Koldewey steuerte östlich und sah am 3. Juli die Südwestküste von Spitzbergen, um dessen Südcap er steuerte. Nach seinen Berechnungen muß hier eine südliche Strömung bestehen. Zwei Tage lang arbeitete sich nun die „Germania" nach Osten durch dichtes Treibeis und ihre Führer überzeugten sich vom Vorhandensein einer unerwartet starken S.-W.-Strömung. Nach einem harten Sturme am 6. Juli steuerte Koldewey aus dem Eise heraus nach Südwesten dem freien Wasser zu, das er in dieser Richtung bemerkte, und hielt alsdann westlich; er kam jedoch immer wieder in Treibeis und mußte wieder mit Gewalt einen Durchgang bahnen. Das Eis schien sich bis zur Bären-Insel zu erstrecken.

Koldewey berichtet selbst folgendes Weitere: „Am 8. und 9. Juli hatten wir wieder einen Sturm aus Osten; doch war im Lee vom Eise etwas Wasser, so daß wir nordwärts steuern konnten. Das Treibeis war meistens sehr dicht und sah ich mich in meiner Hoffnung, das Südcap zu umsegeln, abermals getäuscht. Warten, bis das Eis vielleicht in 8 bis 14 Tagen sich löste, konnte ich auch nicht, da ich befürchtete, dann zu spät wieder nach Grönland zu kommen, und so mußte ich nothgedrungen alle weiteren Versuche hier im Osten aufgeben. Durch den Verbrauch von Steinkohlen und Proviant war unser Schiff etwas leicht geworden und eben so war unser Wasser schlecht und nur noch vier Faß davon vorhanden; ich hielt mich deßhalb für berechtigt, in einem der Spitzberger Häfen einzulaufen, um Wasser und Ballast einzunehmen. Ich steuerte nordwärts, fand die Küste nördlich von Hornsund frei von Eis, und da die Gelegenheit günstig war, lief ich in Bel-Sund ein und ankerte unter Middle Hook. Wir fanden ein schönes Wasserbassin östlich vom Berge. Nach 24 Stunden Aufenthalt lichtete ich wieder und ließ das Schiff aus dem Hafen bugsiren, da vollständige Windstille herrschte. Am 15. Juli waren wir wieder auf See und steuerte ich nun nordwestwärts, da ich das nördliche Eis anlaufen wollte, um dann irgendwo eine Oeffnung zur grönländischen Küste zu suchen. Das Wetter war in den letzten acht Tagen schön gewesen, doch sehr viel Windstille, der Wind meistens nordwestlich. Als wir aus dem Hafen heraus waren, bekamen wir südöstlichen Wind und befanden uns in 80° 30' N. Br., 6° 35' O. Lge. Hier sahen wir das nördliche Eis, welches dicht zusammengepackt lag und sich von Westen nach Osten erstreckte; wir steuerten westwärts bei leichter östlicher Brise und trafen das Schiff „Jan Mayen", dem ich diesen Brief mitgebe."

In der Zeit vom 24. Juli bis 10. August wurden drei energische Versuche gemacht, zur Ostküste von Grönland durchzudringen. Bei jedem dieser Versuche kam man zwar südlicher, aber der Küste näher. Weiteres Vordringen nach dem Lande, das sie vom Schiff mit den einzelnen Gletschern, Schneefeldern, Fjällen und Bergkämmen deutlich vor sich sahen, war nicht möglich, denn eine feste, mindestens 40 Fuß dicke Eismasse lagerte zwischen dem mühsam durch das Eis fortgezogenen und gearbeiteten Schiffe und der Küste (bei Pendulum-Insel). Nach der ertheilten Instruction wurde sodann der Versuch gemacht, nach Gillis-Land, jenem von der schwedischen Expedition 1861 nur gesehenen Land, östlich von Spitzbergen, auf 79° n. Br. und 28° 29' östl. Lge. gelegen, vorzudringen. Zu dem Ende mußte man durch die zwischen der Hauptinsel Spitzbergens und dem Nordostlande sich streckenden Hinlopenstraße und dann südlich vom Nordostlande vorwärts zu kommen suchen. Nachdem man bis Cap Torell gekommen, und zwar noch viel östlicher als die Schweden 1864, stieß man auf festes Eis im Osten. Von Thumb Point sahen sie Gillis-Land, aber zu erreichen war es nicht, denn überall starrten feste Eismassen. Zwei Norweger folgten der „Germania", getrauten sich jedoch nicht so weit südlich und östlich. Küste und Inseln wurden festgelegt, eine auf den schwedischen Karten verzeichnete Bai durch Umfahren der Landspitze als Straße erkannt, Excursionen ins Innere unternommen. Bis zum 10. September harrte man vergeblich darauf, daß eine Oeffnung im Eise ostwärts käme. Dann fuhren sie wieder aus der Hinlopenstraße heraus, erreichten im Norden von Spitzbergen die höchste Breite am 14. September. Aber hier überall rundum Eisblöcke, dazu trat Nebel ein und die Nächte wurden dunkler. Nun beschloß Capitän Koldewey seinen Cours nach Bergen zu nehmen, wo die „Germania" am 30. September anlangte.

Digitized by Google

Die Berichte von der schwedischen Expedition auf dem Dampfer „Sophia", von Anfang des Monats August, welche Dr. Petermann mittheilt, enthalten manche interessante Einzelnheiten. Die Expedition verließ Tromsö am 19. Juli, kam am 22. bei der Bäreninsel an, wo Professor Nordenskjöld ans Land gesetzt wurde, der nun zu Lande nach der Nordseite vordrang, wo den Winter 1865—66 ein Robbenjäger in einer Hütte zugebracht hatte. Professor Nordenskjöld und die mit ihm befindlichen Gelehrten untersuchten die Insel, die, wie sich ergab, aus Steinkohlenformation mit mächtigen Steinkohlenflötzen bestand. Zehn Säcke Kohlen, die man an Bord schaffte, konnten, mit englischen Kohlen vermischt, zum Heizen verwendet werden. Die „Sophia" nahm Professor Nordenskjöld am Nordhafen wieder auf, machte dann den Versuch, ostwärts vom Südkap die Tausendinseln zu erreichen, allein nach mehrstündigem Abarbeiten im Eise beschloß man vorläufig, nach der Westküste Spitzbergens zu gehen. Im Eisfjord warf die „Sophia" am 31. Juli Anker. Das Wetter war schön, die Vegetation für ein so nördliches Land reich, die wissenschaftliche Ausbeute ergiebig. Nach dreitägigem Aufenthalt ging das Schiff nach Adventsbai. Auf der ganzen Fahrt waren Tiefmessungen vorgenommen. In Adventsbai trafen die Schweden mit einer englischen Gesellschaft zusammen, unter ihr der Marquis v. Hastings, welche der Jagd wegen sich auf Spitzbergen aufhielt.

Schöne Literatur.

Seitdem Berthold Auerbach sich von seinen Dorfgeschichten weg zu dem Roman gewandt hat, haben unbestreitbar die Liebhaber für jene Gattung abgenommen. Immermann's eigengeartete Kunst der Dorfpoesie ist ohnedieß wenig mehr goutirt oder vielleicht auch bekannt und es blüht den Neueren auf diesem Felde kein dankbares Entgegenkommen. Aber Einen haben wir doch unter diesen, der nach unserer Schätzung die früheren an Naturwahrheit, an Innigkeit und Gediegenheit der Erzählung alle überragt und dem erst die Zukunft sein volles Recht zugestehen wird: es ist Melchior Meyr. Philosophischer hat die Dorfnovelle noch keiner behandelt; was das sagen will bei einem so ungefügen Stoff, bei so simpeln Motiven, erkennt man leicht, wenn man das ängstliche Bestreben Auerbach's und seiner Genossen nach malerischer Wirkung und nach dramatischen Situationen beobachtet hat, wodurch zum guten Theil die ächte, patriarchalisch treue Natur der Dorfpoesie verloren geht. Melchior Meyr hat die zweite Auflage seiner meisterhaften **„Erzählungen aus dem Ries"** veranstaltet (Leipzig, Brockhaus), eines Werkes, das auch schon einen ebenbürtigen Künstler (Enhuber) zu gestaltenreicher Darstellung herausgefordert hat. Sollen wir über die Motive der einzelnen dieser Erzählungen urtheilen, so möchte es schwer fallen, eins oder das andere herauszuheben. Sie ergänzen sich gleichsam, sind kleine Genrebilder in Einem großen Rahmen, die Kunst des Darstellers hat nur ein einziges sich gleichbleibendes Feld vor sich. Und doch wie belebt, wie bildreich sind die Locale gezeichnet: wie versteht es der Dichter, aus den einfachsten Motiven die reichsten Situationen zu entwickeln! Meyr's Erzählungen sind nach unserem Dafürhalten ein Muster in dieser Gattung und von einem solchen innerm Gehalt, daß sie dem Besten in unserer Literatur an die Seite treten.

Friederike Bremer's „Nachgelassene Schriften" sind jetzt in deutscher Originalausgabe bei Brockhaus complet erschienen. Es sind drei Theile in drei Bändchen; der erste hat, wie wir schon mittheilten, die sehr saubere und fesselnde Autobiographie der Verfasserin gebracht; im zweiten erhalten wir jetzt die Briefe, im dritten kleine Erzählungen, Skizzen und Gedichte. Wenn wir diese Publication nach ihrem literarischen Werth abmessen, so ist sie unbestreitbar von zehnmal größerem Interesse als alle poetischen Arbeiten der Friederike Bremer zusammengenommen. Bei dieser Schriftstellerin ist die Persönlichkeit auf eine so harmonische Weise ausgebildet, wie bei keiner unserer deutschen Schriftstellerinnen. Wer diese Briefe, diese Lebensskizze liest, der empfindet die innigste Theilnahme an Der, die sie geschrieben. Bildend wird diese Lectüre namentlich auf Frauen wirken, die hier keinen Blaustrumpf vor sich sehen, sondern eine einfache, innige und mitfühlende Seele. Friederike Bremer ereifert sich nie über ihre Sphäre; sie spricht schöne und ernste Gedanken genug aus, aber keiner hat auch nur den Schein der Selbstgefälligkeit. Sie ist tief religiös, das zeigen die im dritten Band mitgetheilten Gedichte besonders recht deutlich. Kurz, ihre Natur ist eine durchaus edle, rein weibliche. Und doch ist sie eine Schriftstellerin vom reinsten Wasser. Beweis genug, daß die geistige Emancipation der Frau nicht unnatürlich zu sein braucht.

Wenn ein ausländischer Autor von Bedeutung unserer Literatur durch Uebersetzung zugeführt wird, so ist es bekanntlich nicht gleichgültig, ob diese Uebersetzung im Namen des Verfassers geschieht oder nicht, und deßhalb haben alle diejenigen, denen etwas an der Art und Weise ihrer zweiten literarischen Geburt lag, besondere Autorisation hierzu ertheilt. Ein neuerer Schriftsteller, der jetzt erst in Deutschland zu wohlverdientem Ruf gelangt, der Franzose **Edouard Laboulaye**, hat auch die gute Sitte angenommen, seinem zweiten Publikum in einer besonderen Vorrede sich persönlich vorzustellen. Er hat das schon bei seinem früheren Werke „Paris in Amerika" gethan und thut es jetzt wieder in dem schon zu Renommée gelangten, obwohl kaum erschienenen **„Prinz Pudel"**. Dieses Cabinetsstück eines humoristischen Romans ist jetzt in dem Winter'schen Verlag in Heidelberg deutsch erschienen — eine geschmackvolle, obwohl vielleicht nicht ganz so feine Charakteristik des zweiten Empire, als es das „Paris in Amerika" war. Sicher ist, daß es dem Verfasser nicht Viele nachmachen werden und wenn die kleine Kunst des Herrn Rochefort die Geister des Tages lebhafter bewegt, so ist doch gewiß die philosophisch vertiefte Mine des Academikers Laboulaye von ganz anderem Gehalt und auf ganz andere Dauer angelegt. Wir empfehlen das Büchlein der Aufmerksamkeit unserer Leser; der „Dialogus ad usum Germanae" erscheint gerade zu rechter Zeit. — Die Verlagshandlung hat auch die lobenswerthe Idee gehabt, die früheren Werke Laboulaye's dem deutschen Publikum vorzulegen. So ist denn von der allerdings etwas aphoristischen **„Geschichte der Vereinigten Staaten"** der erste Band ausgegeben worden, der die Anfänge der Colonisation behandelt. Der Verfasser hat selbst keine allzugroßen Ansprüche an dies Buch aufkommen lassen, indem er seine Entstehung aus Vorlesungen zugesteht und motivirt. Zu beachten ist, wie er in der Vorrede sich über Alexander Hamilton ausspricht, den eigentlichen Schöpfer der amerikanischen Verfassung, den rechten Arm Washington's, — eine Ansicht, die wir neuerdings auch von Bluntschli vollkommen adoptirt sehen. Edouard Laboulaye ist ein ernster, fast möchten wir sagen deutscher Geist, der mit ruhiger Forschung das lebhafte Urtheil und die geschmackvolle Form des Franzosen verbindet.

Teubner in Leipzig hat eine wohlfeile Ausgabe von **Philalethes'** Uebersetzung der **„Dante'schen göttlichen Comödie"** veranstaltet. Von derselben liegen zwei Bände vor, deren erster die „Hölle", der zweite das „Fegefeuer" enthält; sie sind nach der neuesten großen Ausgabe von 1866 unverändert abgedruckt. Es ist zu hoffen, daß durch diese populäre Edition die gediegene Arbeit des Königs Johann von Sachsen, der bekanntlich unter jenem Pseudonym verborgen ist, recht verbreitet wird. Sie verdient es, wenn sie auch gerade keine Ansprüche auf Unfehlbarkeit machen kann, was übrigens der bescheidene Verfasser selbst abweist. Das, was er erstrebte, ist ihm vollkommen geglückt: eine gründliche, meist erschöpfende historische Exegese. Die philologisch kritischen Partien des Werkes sind schwächer und lassen oft im Stiche. Uebrigens ist auch hier Witte z. B. nicht maßgebender, dessen Uebertragung, die bekanntlich auch reimlos ist, wir sogar in Bezug auf Glätte und Eleganz, ja auf Acribie derjenigen des Philalethes entschieden nachstellen. Die Verlagshandlung hat auch diese Ausgabe sehr gut ausgestattet und mit dem schönen Dante-Portrait von Giotto geschmückt.

Hoffmann von Fallersleben hat bei Rümpler in Hannover **„Lieder der Landsknechte** unter Georg und Caspar von Frundsberg" erscheinen lassen. Die Collection hat viel Anmuthiges und Zartes; sie fällt nirgends aus dem Ton treuer Nachbildung, genauer gesagt, Uebertragung in's Hochdeutsche heraus. Speciell Frundsberg, obwohl die Nachweise über ihn am Schlusse folgen, wird etwas spärlich bedacht. H.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 16. October. **Die guten Freunde,** Lustspiel in 4 Acten, nach Sardou's „Nos intimes" für die deutsche Bühne bearbeitet.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 264.)

Samstag, 17. October. **Die Gefangenen der Czaarin,** Lustspiel in 2 Acten, frei nach dem Feanzösischen des Bayard, von W. Friedrich. Hierauf: **Die Schwabin,** Lustspiel in 1 Act von Castelli.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 265.)

Sonntag, 18. October. Zum ersten Male wiederholt: **Der erste Glückstag,** komische Oper in 3 Acten von A. d'Ennery und C. Cormon. Deutsch von Ernst Pasqué. Musik von D. F. E. Auber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 266.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 289. Samstag, den 17. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann trat an Brigitta heran.

„Seid nicht traurig, Alte", sagte er leise und gutmüthig, „Herr Lavergne meint es nicht böse, aber Ihr kennt ihn und seinen sonderbaren Sinn. Betet lieber für unsere Marguerite, daß es uns gelingen möge, sie unbeschädigt den Händen ihrer Entführer zu entreißen."

Die Alte maß den jungen Mann mit durchdringendem Blicke.

„Und warum habt Ihr Euch nicht selber aufgemacht, um die Spur des unglücklichen Kindes zu verfolgen?" fragte sie leise zurück, während Pierre beschäftigt war, den Leuten Anweisungen zu ertheilen und ihrer nicht achtete.

„Wie gern wäre ich längst hinausgeeilt, jeden Busch, jede Hütte zu durchsuchen", erwiderte Charles. „Aber Herr Lavergne befahl mir, an seiner Seite zu bleiben, befahl es strenge, — ich mußte gehorchen; mein Körper weilte hier, aber weit hinaus flatterte meine Seele, wie der Vogel, der angstvoll die Gefährtin sucht, die der Knabe gefangen hält."

Im Hause tönte Geräusch, die Thüren der Halle öffneten sich und ein Trupp bewaffneter Landleute und Diener trat in den weiten Raum.

Charles flog ihnen entgegen. Die alte Brigitta zitterte an allen Gliedern und ihr trüber Blick flog suchend durch die Reihen der Kommenden; nur Pierre Lavergne, der am meisten Betheiligte, blieb kalt und finster, selbst da die Ausgesandten ohne Erfolg heimkehrten. Man hatte Alles durchsucht, Marguerite Lavergne war nicht gefunden.

„Jetzt ist an Euch die Reihe, Ihr Leute!" befahl der Schloßherr den am Herde Versammelten. „Geht in das Waffenzimmer, dort wird man Euch ausrüsten; dann stellt Euch im Hofe auf, ich werde Euch mustern."

Die Leute entfernten sich, einen sehnsüchtigen Blick auf das prasselnde Feuer werfend, von dem sie ihres Herrn Willen hinweg trieb, in die rauhe, sternlose Winternacht, vielleicht gar zum Kampf mit den gefürchteten Chouans. Aber sie gingen, Einer nach dem Anderen, und die beiden Männer blieben allein mit der Alten in dem weiten Raum.

Mit bittendem Ausdruck näherte sich der Jüngling jetzt dem Schloßherrn.

„Laßt mich die Patrouille begleiten, Herr Lavergne", sagte er. „Es fehlt an einer eifrigen, unerschrockenen Führung; ich bringe Marguerite — Mademoiselle Lavergne zurück und sollte ich die elenden Chouans selbst bis in ihre Schlupfwinkel verfolgen."

Pierre schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Du ließest Dich von Deinem Eifer, Deinem Hasse gegen die königliche Partei zu weit hinreißen", erwiderte er. „Ich darf Dich nicht der Gefahr aussetzen. Marguerita wird wiederkehren, man wird mir ein ansehnliches Lösegeld für ihre Herausgabe erpressen, das ist Alles."

„Ihr seid so ruhig, Herr Lavergne", rief Charles, „seid auf meine Sicherheit bedacht, während Euer Kind vielleicht in Todesgefahr, vielleicht — o entsetzlicher Gedanke! — in noch höherer schwebt. Was bin ich denn gegen die einzige Tochter des reichen, angesehenen Schloßbesitzers? Eine Waise, elternlos geworden durch die Partei der Königlichen, die mir die Meinen gemordet; verarmt, denn sie ließen mir nichts, als das nackte Leben; auferzogen, ausgebildet durch Eure Güte. — Bedarf es der Rücksicht gegen ein solches Wesen?"

Pierre Lavergne warf bei den leidenschaftlichen Worten des jungen Mannes einen verstohlenen Blick auf Brigitten.

Die Alte hatte die Augen zum Himmel emporgerichtet, und wie betend drangen gemurmelte Worte über ihre welken Lippen.

„Es ist wahr", nahm er nach einer kurzen Pause das Wort. „Von der Wuth der königlichen Soldaten ermordet, lagen Deine Eltern auf der Schwelle ihrer Hütte, in einem Dorfe der Provance, dessen Namen mir entfiel und in das mich ein Zufall führte. Ihr Patriotismus, ihr bekannter Sinn für Freiheit des Volkes und Haß der Tyrannei, hatte ihnen das Leben gekostet. Dich aber, ein armes, hülfloses Kind, nahm ich von der erstarrten Mutterbrust..."

„Ha! nicht weiter, nicht weiter!" rief der junge Mann erglühend, „zu schwer lastet auf mir das Gewicht des Dankes, den ich Euch schulde. Laßt mich es dadurch um ein Geringes erleichtern, daß ich Euch die Tochter aus der Gewalt Jener rette, deren Gefährten einst meine Eltern mordeten. Laßt mich hinaus, Herr Lavergne, und den glühenden Haß, den mir die Pflicht des Sohnes nicht allein, den auch Eure Lehre meiner Seele eingeimpft, in dem Blute jener Schurken baden."

„Laßt ihn ziehen, Pierre Lavergne, er findet Dein Kind oder Keiner", tönte die gebrochene Stimme Brigittens durch die Stille, die nach den leidenschaftlichen Worten Charles eingetreten war.

Der Schloßherr dachte einen Augenblick nach.

„Sei es denn!" sagte er endlich, „Charles mag den Befehl über den Trupp, der eben zum Ausmarschiren bereit steht, übernehmen."

Freudestrahlend küßte Charles die Hand Lavergne's und schickte sich an, die Halle zu verlassen, um seine Vorbereitungen zu treffen.

Pierre hielt ihn zurück.

„Noch eins", sagte er flüsternd, „man fabelt davon, daß jener räthselhafte Fremde ein verkappter Anführer der Chouans sein soll. Wenn er Dir begegnen sollte, — Charles, Du hast gute Pistolen, erinnere Dich, daß er es vielleicht war, der einst den Befehl zur Blutthat gegen Deine Eltern gab."

Digitized by Google

Der junge Mann blickte dem Redenden erstaunt in's Antlitz.

„Im offenen Kampfe schone ich keinen Feind, aber hinterrücks tödte ich Keinen, wüßte ich ihn selbst als den Mörder meiner Eltern", sagte er stolz.

Der Schloßherr runzelte die Stirne und stampfte mit dem Fuße.

Brigitta aber murmelte vernehmbar, während sich der junge Mann entfernte:

„Das Blut verläugnet sich nicht; Du kannst es knechten, aber nicht tödten, Pierre Lavergne!"

(Fortsetzung folgt.)

Nachträge zu den Berichten über das Erdbeben in Ecuador.

Die Newyorker Blätter vom 30. Sept. bringen neuere Nachrichten von der Westküste von Südamerika. Der Pacific-Steam-Navigation-Company-Dampfer „Falcon" traf am 19. Sept. in Panama ein, und die Berichte, die er mitbringt, bestätigen nicht nur den Umfang der grauenvolle Katastrophe, die Ecuador am 16. August morgens heimgesucht hat, sondern melden mit Bestimmtheit, daß der Verlust an Menschenleben noch über die erste Annahme weit hinausgeht. Natürlich ist es unmöglich, genau zu ermitteln, wie viel Menschen umgekommen sind; aber man glaubt, daß die anfänglich angenommene Zahl verdoppelt nicht zu hoch gegriffen sei. Das Naturereigniß muß nach den freilich noch immer spärlichen Detailnachrichten aus dem Innern Ecuadors von grausenerregender Großartigkeit gewesen sein. Es ist, als ob die Bergriesen sich geschüttelt und die Felstrümmer, die sie bedeckten, Zerstörung und Verderben vor sich herwälzend, in die Tiefe gerollt haben. Von der Stadt Cotocachi, nördlich von Otavalo, mit ihrer hauptsächlich indianischen Bevölkerung, die im Jahre 1867 in den drei zu derselben gehörigen Bezirken aus 65,000 Seelen bestand, sollen 43,000 Menschen umgekommen sein; von Cotocachi, Ibarra und Otavalo sind buchstäblich nur noch Trümmer übrig. Ibarra, 21 Leguas von Quito entfernt, war eine hübsche Stadt mit breiten Straßen und manchen zweistöckigen Häusern. Otavalo, östlich von Ibarra, hatte in der Bauart viel Aehnlichkeit mit diesem, zeichnete sich aber durch eine reizende Lage aus. „Alle Wege", so schreibt ein Jesuitenpater an den Minister des Innern, „von Otavalo nach Ibarra sind mit Trümmern und Todten bedeckt."

An den Westcordilleren kommt es häufig vor, daß Spalten in der Erde sich öffnen und einstürzen; an den Abhängen des Cuicocha sind gewaltige Felsstücke herabgestürzt und Schluchten gebildet. Die Wege von einer Hacienda zur anderen und zwischen den Städten an der Westseite des Gebirges sind unpassirbar wegen der Spalten. Furchtbare Massen von Gestein und Erde rollten vom Cotocachi in die Ebenen; am Nordabhange des Ibamburu ist ein Schlammstrom ausgebrochen, der Hügel bildete, nachdem er die Felder und Viehheerden verwüstet hatte. Auf den Schlamm folgte Wasser, das täglich an Masse noch zunimmt. Aus Cotocachi, Urcuqui, Tumbabiro, Salinas und anderen Städten sind nur einige Menschen entkommen. Am 20. August erreichten wir Caranqui, nachdem wir die Ruinen von Ibarra und die Plätze besucht hatten, wohin sich die Leute geflüchtet und die aus den Trümmern gezogenen Todten gebracht hatten. Die ganze Stadt ist der Erde gleich, wenn auch nicht so vollständig wie Otavalo; einige Mauern stehen noch, von Kirchen haben sich einzelne Wände sechs bis sieben Meter hoch erhalten; auch einige Häuser sind, obwohl schwer beschädigt, stehen geblieben. Die von Ibarra Entkommenen haben sich zerstreut die meisten sind nach Caranqui und Lulungui gegangen. Sie sollen jetzt alle zusammen am Ufer des Taguando angesiedelt werden. Die wenigen Entkommenen befinden sich im Zustande vollständiger Verdumpfung; sie fürchten noch immer den Tod entweder durch Erdbeben oder durch die Fieber, welche die Ausdünstung der verfaulenden Leichname erzeugt. Der Geruch auf eine halbe Meile ist unerträglich. In Caranqui sind die Wenigen, welche gerettet wurden, aus den Trümmern ausgegraben worden; noch am 20. August gelang es uns, einen Menschen aus dem Schutte zu ziehen, der sechs Tage neben dem Leichnam seiner Frau gelegen hatte. Wären Menschen dagewesen, um auszugraben, so wäre unzweifelhaft noch Mancher gerettet worden; aber die Indianer dachten nur an Plündern.

Gleichzeitig wird aus Honolulu berichtet, daß die südöstliche Küste von Hawai gesunken ist, stellenweise sechs bis sieben Fuß. Auch ein ungewöhnliches Steigen und Sinken des Meeres wurde beobachtet. In Hilo, Puni und Kanfroll wurden mehrere Erdstöße täglich empfunden. Aus dem Vulkan Kilauea stiegen Rauchwolken, und eine Eruption schien bevorzustehen.

Das Jubelfestconcert des Wiener Männergesang-Vereins.

Ueber das Festconcert, welches zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Wiener Männergesang-Vereins am 11. d. im Redoutensaal stattfand, berichtet E. Schelle in der „Presse":

„Nicht leicht wohl hat der k. k. Redoutensaal eine musikalische Vorführung erlebt, welche in so eindringlicher Weise wie das Festconcert am Sonntag Abend den Eindruck eines höchst bedeutungsvollen Kunstereignisses hervorrief. Schon der Anblick dieser Räume, in denen so manches hohe Lied angestimmt ist, erweckte eine eigenthümlich gehobene, von der gewöhnlichen Spannung, welche sich des Sinnes vor dem Beginn eines Concerts zu bemächtigen pflegt, sehr verschiedene Stimmung. Der vornehme Saal hatte sich in seine glänzendste Gala geworfen, sich mit unzähligen funkelnden Kerzen decorirt, wie er es nur bei ganz außergewöhnlichen Gelegenheiten zu thun pflegt; vor dem Empodium, hart unter dem Dirigentenpult, prangte zwischen zwei Palmen die Büste des großen Wiener Tondichters Franz Schubert, die Brust von grünem Epheu umschlungen, die Schläfe mit einem Lorbeerkranze geschmückt, und die Versammlung der Zuhörer zeigte nicht die Physiognomie des herkömmlichen, in diesem Locale eingebürgerten Concertpublikums. Sämmtliche Kreise der gebildeten Gesellschaft, selbst die höchsten, sah man vertreten, und in zahlreichen Persönlichkeiten auf der Gallerie erkannte man Abgesandte von Städten des Reichs und Auslands, welche Zeugen eines erfreulichen künstlerischen Vorganges sein sollten.

Es waren zu der Verherrlichung des Festes reichliche Ehrengaben an eigens dafür verfaßten Compositionen von Seite hervorragender Tondichter eingelaufen, und namentlich standen an diesem Abend Liszt aus Rom, Franz Lachner, der ehrwürdige Veteran unter den jetzigen schaffenden Musikern, Esser, der hochverdiente Capellmeister an unserer Oper, alle drei Ehrenmitglieder des Vereins, Herbeck endlich und der gegenwärtige Chormeister Weinwurm in erster Linie mit ihren Geschenken auf dem Programm. Ja selbst der Meister, dessen Büste unter den grünen Palmen am Empodium stand, war aus seinem Grabe mit einigen köstlichen, noch unbekannten Perlen emporgestiegen, deren Glanz die Werke seiner lebenden Concurrenten, so anerkennenswerth sonst diese waren, bedenklich verdunkelte.

Digitized by Google

Neben den Festcompositionen kamen dann vornehmlich jene älteren Sachen zur Aufführung, an welchen sich die enorme Virtuosität unseres Vereins in ihrem vollen Glanze entfalten kann, wie Schuberts herrlicher Chor: „Naturgenuß" und „Nachtgesang im Walde", beide mit Clavierbegleitung, welche Herr Lorenz geschmackvoll ausführte, von Schumann: „Ritornell" und „der träumende See", und zum Schluß des Abends noch als eine interessante Neuigkeit der Winzerchor aus Mendelssohns unvollendeter Oper „Lorelei" mit Orchesterbegleitung, ein frisches, wenn auch nicht sehr originelles Gebilde.

Nachdem der Hofschauspieler Lewinsky einen in die Stimmung des Abends einschlagenden Prolog von Karl Nick mit wundervollem, von Begeisterung durchglühtem Vortrage gesprochen hatte, eröffnete Liszt die musikalischen Vorführungen; der Abbé hatte den 18. Psalm für Chor und Orchester eingesendet, somit begann das Concert in der Kirche und endigte, ähnlich dem Verlaufe so manchen Künstlerlebens, mit Mendelssohns Chor auf dem Weinberge. Doch, obwohl dem Texte nach der Gattung der Kirchenmusik zugehörig, enthält sich die Composition aller dogmatischen oder concordatlichen Färbung; nur hin und wieder dämmerte es in einzelnen alterthümlichen Effecten von aufeinanderfolgenden unvermittelten Dreiklangsharmonien gespenstisch auf, wie die Umrisse eines alten Domportals; im Uebrigen aber hält sich der Ton stets auf der Höhe rein menschlicher Empfindung; auch vermißt man so gern in dem Fluß der Musik jene Bizarrerien, für welche Liszt häufig eine besondere Vorliebe zeigt. Der Psalm fand, wie er verdiente, eine sehr freundliche Aufnahme, und solche wurde den Compositionen der übrigen beisteuernden Tondichter ebenfalls zu Theil. Esser hatte sich „Mahomeds Gesang" von Goethe zu seinem Festgeschenk gewählt und zu diesem Gedichte eine sehr wirksame Musik gesetzt. Das Ganze bietet ein landschaftliches Tonbild, oder, wenn man lieber will, ein Landschaftsbild in Tönen und Harmonien, das Rauschen des Baches, sein Aufschwellen und Tosen bis zum leisen Rauschen wird durch das fein instrumentirte Orchester treu geschildert und sehr reizend ausgemalt. Franz Lachner seinerseits führte uns in das Stillleben eines idyllischen Abends ein, und brachte eine stimmungsvolle, an trefflichen Nuancen reiche Composition zum „Abendfriede" von Lenau für Chor mit Baritonsolo und Orchester; Herbeck dagegen zauberte den Wald mit seiner Romantik in einem höchst farbigen Tonbilde vor die Sinne. Das Orchestervorspiel deutet mit einem charakteristischen Motive die Sehnsucht des im Walde harrenden Mädchens an, aus der Ferne erklingt von gedämpften Geigen der Walzer leise hinein in die grüne Dämmerung, bald ertönt ein Horn, erscheint der Geliebte; doch während sie kosen, grollen dumpfe Paukenklänge wie fernes Gewitter, allmälig stürmt es los, das Orchester tost wie brandende Wogen auf, der Waldgott zürnt dem Paar, muß aber der Liebe weichen, und bald klingt lustig und leise wieder der fröhliche Walzer drein. Weinwurm schließlich gab ein „Ukrainisches Abendständchen", ein Chor mit Begleitung eines kleinen Orchesters zum Besten, eine recht wohlgelungene Composition. Doch den eigentlichen Gipfel des Concertes bildeten ein Quintett und eine Ariette von Schubert aus der Oper „Der Graf von Gleichen", Text von Bauernfeld; beide Nummern sind von unaussprechlicher Schönheit und gehören unbedingt zu den reizendsten Schöpfungen des unerschöpflichen Meisters. Leider ist diese Oper nur in einer Skizze vorhanden, die auszuführen Herbeck jetzt beschäftigt ist.

Die anwesenden Componisten leiteten selbst ihre Werke, Herbeck hatte Schubert übernommen, das Orchester spielte meisterhaft, und so ließ das Ganze nichts zu wünschen übrig."

Concert von Fräulein Anna Trüschler,

königliche Hofopernsängerin vom Hoftheater zu Hannover,

am 15. October im kleinen Saale des Saalbaues.

Der Name der concertgebenden Dame ist kein unbekannter in der Theaterwelt, mit ihren künstlerischen Leistungen jedoch machte der Berichterstatter erst an dem genannten Abende Bekanntschaft. Sehr gerne bekennt er, daß ihm diese keine unangenehme war. Die Stimme des Fräuleins, ein ziemlich umfangreicher Sopran, (wir hörten das A der kleinen und das B der zweigestrichenen Octave) ist von angenehmem, wenn auch nicht starkem Klange, gleichmäßig ausgebildet und feiner Schattirung fähig. Nur in der Mittellage machte sich hin und wieder ein Gaumenansatz bemerklich. Ob die kleinen Intonationsschwankungen bleibende sind oder nur einer vorübergehenden Ursache entsprangen, können wir selbstverständlich nach einmaligem Anhören nicht entscheiden. Das Lyrisch-Sentimentale, vorzüglich in zarter, sanfter Färbung, ist das eigentliche Element, in welchem sie sich am günstigsten bewegt. Dem entsprechend mußten die beiden reizenden Lieder Schumann's und Schubert's: „Die Lotosblume" und „Der Neugierige" am besten gelingen, wenn wir auch in ersterem die vorgeschriebene und unumgänglich nöthige Steigerung bei den Worten: „Sie blüht und glüht und leuchtet" kaum angedeutet fanden. Die Arie Susannens aus Mozart's „Hochzeit des Figaro": „O säume länger nicht, geliebte Seele" wurde in gleichem Geiste aufgefaßt, in edler Weise und mit schöner Wirkung vorgetragen. Allerdings sind wir der Meinung, daß die lebensfrische, sinnliche Natur des listigen Kammermädchens sich in wärmeren, kräftigeren Tönen kundgeben müsse. Gegen die vor dem Schlusse angebrachte Verzierung wollen wir nichts einwenden. Gehören wir doch nicht zu jenen Pedanten, denen die Aenderung auch des kleinsten Nötchens bei Mozart ein todeswürdiges Verbrechen dünkt. Sie war ja herkömmlich, entsprechend und sauber ausgeführt. Aber mit der früher angebrachten, so wie mit dem doppelten Anhauche der Vorschlagsnote am Schlusse können wir uns nicht einverstanden erklären. Auf Verlangen sang das Fräulein zum Schlusse noch in anmuthiger Weise ein Lied von Stark „Warnung vor dem Rhein". Ihre sämmtlichen Vorträge wurden von den ziemlich zahlreich versammelten Zuhörern sehr freundlich aufgenommen und sie wiederholt hervorgerufen.

Gleiche Theilnahme wurden den Leistungen eines jungen Mitbürgers, des Herrn Urspruch, Schüler Wallenstein's, zugewendet, die er auch reichlich verdiente. Erfreute er uns schon mit dem Vortrage des Klavierpartes in dem C-moll-Trio von Mendelssohn, welches das Concert eröffnete, so that er dieß um so mehr mit seinen Solostücken: Romanze von Schumann, „Perpetuum mobile" von Weber und „Rigoletto-Paraphrase" von Liszt. Er entwickelte darin guten Anschlag und Vortrag, Ausdauer und weit fortgeschrittene technische Ausbildung in solchem Grade, daß man ihm bei ununterbrochenem Weiterstreben eine ehrenvolle Künstler-Laufbahn in Aussicht stellen kann. Trotz dieser anstrengenden Aufgaben hatte er auch noch die Begleitung sämmtlicher Gesangsvorträge übernommen. Das schöne Instrument, dessen er sich bediente, war ein Blüthner aus dem Pianofortelager des Herrn C. A. André.

Die Herren Becker (Violine) und Siedentopf (Violoncell) betheiligten sich in würdiger Weise an dem erwähnten Trio.

Diese Erinnerung an Mendelssohn veranlaßt uns zu der kleinen Bemerkung, daß wir in der Besprechung der ersten Quartett-Soirée in Nro. 287 den verehrten Meister als „feinsinnig" und wählerisch in Veröffentlichung seiner Werke bezeichnen, aber durchaus nicht von seinem „Freisinne" reden wollten. △

Correspondenzen.

Berlin, 9. October.

In Kurzem werden die Tagebücher des Prinzen Salm die Presse verlassen, und wir vermuthen, daß man dem Erscheinen derselben in Paris nicht gerade mit angenehmen Empfindungen entgegensieht. Prinz Salm war Adjutant des Kaisers Maximilian und außerdem sein Vertrauter. Als Zeichen seines Vertrauens hat ihm Maximilian alle Documente vermacht, welche sich auf die Verhandlungen zur Uebernahme der mexikanischen Krone und auf das Kaiserreich selbst beziehen, mit der Bitte, auf Grund dieser Actenstücke eine Geschichte des mexikanischen Kaiserreichs zu schreiben. Diese Documente hat nun allerdings der Prinz Salm nicht erhalten. Sie befinden sich theilweise in Miramare, theilweise sind sie von der Kaiserin Charlotte kurz vor dem Ausbruch des Wahnsinns dem Papst übergeben worden. Die Auslieferung der in Miramare befindlichen

Digitized by Google

Documente verweigert der kaiserliche Hof in Wien, obgleich er die Existenz der betreffenden Testamentsbestimmung anerkennt. Der Kaiser Franz Joseph macht dabei von dem ihm als Chef des Hauses zustehenden Rechte, die Einlieferung aller sich im Nachlaß eines Familien-Mitgliedes befindlichen Papiere in das Hausarchiv zu verlangen, Gebrauch, und da es den Anschein hat, als ob die Geltendmachung dieses alten Feudalrechtes ein Zugeständniß ist, welches er dem Kaiser Napoleon in Salzburg gemacht hat, so dürften diese Documente wohl für lange Zeit im Hausarchiv der Habsburger begraben sein. Die in den Händen des Papstes befindlichen Documente kann die wahnsinnige Kaiserin natürlich nicht zurückfordern, und so ist ihre Benutzung auch eine Unmöglichkeit. Prinz Salm kann also die Bitte seines verstorbenen Kaisers und Freundes nicht erfüllen; um aber doch etwas zu thun, veröffentlicht er jetzt sein Tagebuch, nebst Bruchstücken aus dem Tagebuche seiner Frau, in welchem sie ihre Erlebnisse bei den vergeblichen Versuchen, welche sie zur Rettung Maximilians gemacht hat, beschreibt. Sowohl die Aufzeichnungen des Prinzen Salm wie auch die seiner Frau tragen den Stempel der Wahrheit an sich, und da wohl trotzdem Manches darin Anfechtungen erfahren dürfte, so ist es gut, daß der Prinz die Veröffentlichung so schnell vorgenommen hat, denn noch leben die von ihm für einzelne Vorgänge als Zeugen aufgeführten Personen, so z. B. der General Escobedo und die Offiziere der mexikanischen Armee, welche Gelegenheit hatten, das Benehmen des österreichischen Geschäftsträgers in Mexiko, über welchen die Prinzessin den schärfsten Tadel ausspricht, zu beobachten. Dies Buch erscheint gleichzeitig in England und in Deutschland, so daß ein Versuch Napoleons, die Unterdrückung desselben herbeizuführen, nutzlos sein würde.

Frankfurt, 17. October.

Die Vorstellungen des Vaudeville-Theatres im Circus erfreuen sich eines lebhaften Zuspruchs. Die Direction, welche gleich bei Eröffnung des Theaters einen glücklichen Griff mit Suppé's komischer Operette: „Zehn Mädchen und kein Mann" that, fährt fort, Alles, was in ihren Kräften steht, aufzubieten, um durch ein anziehendes und mannichfaltiges Repertoir das Publikum zu fesseln. So wurden die beiden letzten Aufführungen, welche „Einen weiblichen Montecheisto" und „Die Mönche" brachten, recht beifällig aufgenommen. Herr Ruhle, welcher in den „Zehn Mädchen" sich seiner Aufgabe als vielgeplagter Familienvater mit viel Humor und Routine entledigte, zeigte auch in den letztgenannten Stücken als Radebold und Pater Beaudeau, daß er ein gewandter Charakterkomiker ist. Unter den übrigen Mitgliedern nennen wir die Damen Beig, Cramer, Röder, die Herren Artmann, Büsching, Rosenberg als die talentvolleren der Gesellschaft.

Dem Vernehmen nach beabsichtigt Herr Professor Dr. Zehfuß, welcher, wie bekannt, in der populären Darstellung auf wissenschaftlichem Gebiet, bei tüchtigem Wissen, eine große Befähigung besitzt, im Laufe des Winters einen Cyclus von populären Vorlesungen über Astronomie und Geogenie abzuhalten. Wir glauben auf diese Vorlesungen hier besonders aufmerksam machen zu sollen, weil man erwarten darf, daß Herr Professor Zehfuß den neuesten Ansichten und Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragen wird.

Herr Professar Wilhelm Herrmann aus Braunschweig, welcher in vielen deutschen Städten als Improvisator mit Erfolg aufgetreten ist, wird auch hier heute Abend im Saalbau eine „humoristisch-dramatisch-improvisatorische Soirée" veranstalten. Rudolph Gottschall stellt ihm das Zeugniß aus, daß er „mit vollendeter Herrschaft über die Sprache und ohne durch Gedankenarmuth zu ermüden, vielmehr oft poetisch, geistreich und scharfsinnig, jederzeit aber mit der entschiedensten Gewandtheit, unterstützt durch ein klangvolles Organ, über die ihm von den Anwesenden gegebenen Themata Improvisationen vortrug, auch in den schwierigsten metrischen Formen." (Näheres über die Vorlesung siehe im Inseratentheil des Hauptblattes.)

Kunst- und Literatur-Notizen.

München. Wie die „Südd. Pr." meldet, beabsichtigt die hiesige Hoftheater-Intendanz, jede Woche einmal eine Vorstellung außer Abonnement, jedoch zu ermäßigten, bis auf die Hälfte herabgesetzten Preisen zu geben. An diesen Abenden sollen vorzugsweise unsere großen classischen Stücke zur Aufführung kommen.

Friedrich Haase ist vom nächsten Jahre ab dauernd am Berliner Hoftheater engagirt.

Von J. P. Eckermann's **„Gesprächen mit Goethe** in den letzten Jahren seines Lebens" ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig so eben die dritte Auflage vollständig in drei Theilen erschienen. Sie war schon lange Bedürfniß geworden in zweierlei Beziehung. Der erste und zweite Theil war vergriffen, und nur der dritte, bei W. Heinrichshofen in Magdeburg erschienene Theil noch zu haben. Dazu kam, daß der Preis von 6 Thlrn. der Verbreitung in weiteren Kreisen hindernlich war. Erst dadurch, daß die Verlagshandlung F. A. Brockhaus das Eigenthumsrecht aller drei Theile käuflich erwarb, erhielt sie die Möglichkeit, eine neue vollständige Auflage zu bringen, deren geschmackvolle Ausstattung dem Inhalt des Werks in jeder Weise entspricht, während ihr Preis nur die Hälfte des früheren Preises beträgt. Als weiterer Vorzug dieser neuen Auflage ist hervorzuheben, daß das vom Verfasser seinerzeit nur für die ersten beiden Theile angefertigte Register zu einem Register für alle drei Theile erweitert wurde. Durch alles dies ist das Werk aufs neue zugänglich geworden, das neben Goethe's eigenen Schriften stets eine Hauptquelle bleiben wird zur Beurtheilung dieses größten unter unsern Dichtern und deßhalb ein kaum entbehrliches Supplement zu seinen Werken bildet. Es birgt eine Fülle von Weisheit und großartiger Lebensanschauung, die jetzt erst dem größern Publikum erschlossen ist.

„Dichtungen des Claudius Claudianus", übersetzt von G. Frhr. v. Wedekind. (Darmstadt, Jonghaus.) Claudianus gehört der letzten Zeit des römischen Reiches an, jenes Riesenkörpers, dessen Todeszuckungen ganze Welttheile erschütterten. In das Völkergemisch innerhalb seiner Gränzen drängten sich neue Stämme heran, die alten überfluthend, zernichtend, sich mit ihnen vermengend. Diese Zustände des gebildetesten, aber längst an Faulreife leidenden Theiles der Erde, diese gähende Mannichfaltigkeit der verschiedenartigsten Stoffe spiegeln sich in Claudianus, in seinen Dichtungen, in seinem eigenen Leben und Charakter. Noch lebt in jenen eine unendliche Zahl antiker römisch-griechischer Gestalten, Ideen und Mythen, wie dieß auch bei seinen Kunst- und Zeitgenossen der Fall ist. Die meisten der letzteren übertragt er an Geist und dichterischer Einbildungskraft; doch verräth auch bei ihm schon die schwülstige Ueberfülle der Worte und Bilder das eiserne Zeitalter. Herr v. W. hat ihn mit Liebe, Verständniß und großer Gewandtheit in Sprache und Versbau zum Eigenthume unseres heimischen Schriftwesens gemacht. Seine Uebertragung nebst Einleitung und Anmerkungen lassen uns aus einer verworrenen Gegenwart in eine noch verworrenere Vergangenheit hineinblicken und machen diese jedem gebildeten deutschen Leser zugänglich.

Von Hans Machenhusen's **„Hausfreund"** liegt jetzt der 11. Jahrgang in sechzehn schön ausgestatteten Heften complet vor uns. Der „Hausfreund" ist eins der beliebtesten und weitverbreitetsten Blätter; es zählt zu seinen Mitarbeitern die glänzendsten Namen unserer deutschen Literatur; ebenso die bedeutendsten Künstler, die das Blatt mit Original-Illustrationen schmücken. Dazu hat der „Hausfreund" seine Correspondenten in Frankreich, England, Italien und Amerika, die ebenso belehrende als unterhaltende Kulturbilder liefern und den Leser mit allen Fortschritten der Gesellschaft ou courant erhalten. Ein reichhaltiges Feuilleton, von Machenhusen geschrieben und mit Humor und Satyre ausgestattet, erzählt dem Leser „aus aller Welt" die interessantesten kleinen Geschichten. In der ersten Nummer des „Hausfreund" des 12. Jahrgangs tritt Friedrich Spielhagen mit einem neuen Roman „Hammer und Amboß" auf, der ohne Zweifel großes Aufsehen machen wird. Interessante Skizzen über Heinrich Heine, Original-Mittheilungen aus allen Ländern, Skizzen aus der Gesellschaft und dem Volksleben ꝛc. gestalten den „Hausfreund" zur fesselndsten und anregendsten Lectüre. Der enorm billige Preis des „Hausfreund" macht dieses Blatt Allen zugänglich.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 17. October. **Die Gefangenen der Czaarin,** Lustspiel in 2 Acten, frei nach dem Französischen des Bayard, von W. Friedrich. Hierauf: **Die Schwabin,** Lustspiel in 1 Act von Castelli.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 265.)

Sonntag, 18. October. Zum ersten Male wiederholt: **Der erste Glückstag,** komische Oper in 3 Acten von A. d'Ennery und E. Cormon. Deutsch von Ernst Pasqué. Musik von D. F. E. Auber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 266.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kih. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 290. Sonntag, den 18. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

An dem sonnenhellen klaren Wintermorgen, der jener geschilderten stürmischen Nacht vorausging, stand Marguerite Lavergne in einem der Säle, die zur Aufbewahrung des Silbergeschirres und der Wäsche des Schloßhaushaltes dienten, eifrig beschäftigt, die kostbaren Geräthe zu ordnen und in die hohen Wandschränke zu beiden Seiten des Gemachs zu verpacken.

Marguerite war ein liebliches Mädchen, von sanfter Schönheit, aber ihre lichten blauen Augen schienen nicht klar und hell, wie sonst, und grüßten nicht mit kindlich unbewußter Freude Blumen und Vögel und Sonnenschein; ein ernster Ausdruck lag in ihnen, der Ausdruck eines stillen Schmerzes und doch wieder eines himmlischen Glückes, denn Marguerite Lavergne liebte, liebte Charles Bojeau, ihren einstigen Spielgefährten, nun der bevorzugte Diener des Hauses.

Ja, so schmerzlich es immerhin war, so gern sie den Jüngling ihrer Liebe mindestens zu einem Prinzen erhoben hätte, Charles blieb immer der Schützling und Besoldete ihres Vaters, und nie würde der reiche Pierre Lavergne seiner Verbindung mit der einzigen Tochter zustimmen.

Und dennoch vermochte sie ihm nicht zu entsagen, dennoch vermochte auch Charles nicht, den süßen Traum mit eiserner Hand zu zerstören, den er träumte, wenn er in Margueritens Auge schaute, und der ihn seine Stellung, seine Armuth vergessen ließ.

Keines von ihnen hatte dem anderen die Gefühle des Herzens verrathen, aber Beide wußten nur zu wohl, wie unendlich theuer sie sich waren.

Das Gerücht der Zuneigung der beiden jungen Leute war weit über des Schlosses Mauern hinausgedrungen, nur Pierre Lavergne, der sonst so wachsame Mann, schien wie mit Blindheit geschlagen. Er achtete nicht darauf, wenn seine Tochter in Charles Gegenwart das Ziel ihrer Abendspaziergänge nannte und zur bestimmten Stunde der junge Mensch sich auf ihrem Pfade fand. Er hatte für die Regungen eines Mädchenherzens kein Gefühl, kümmerte sich überhaupt wenig um seiner Tochter Treiben.

Mechanisch mit ihrer Arbeit beschäftigt, stand Mademoiselle Lavergne da, als ein leises Geräusch am Eingange sie zusammenschreckte und sie sich hastig umwendete. Allein schon im nächsten Augenblicke überzog eine hohe Gluth ihr zartes Antlitz, denn auf der Schwelle des Saales erhob sich die schlanke jugendliche Gestalt Charles.

„Verzeihung, wenn ich störe, Mademoiselle", sagte der Jüngling befangen, „allein ich glaubte den Saal leer und . . ."

„Sie kommen mir eben recht, Monsieur Charles", rief Marguerite eifrig. „Wenn Sie nichts Eiliges vorhaben, so helfen Sie mir bei meiner Arbeit."

Mit welchem Eifer der junge Mann diesem Befehl nachkam, brauchen wir wohl nicht zu beschreiben.

Beide sprachen gleichgültige Dinge mit einander, aber sie schauten sich in die Augen, und da lasen sie in deutlicher Schrift, was das Herz empfand und der Mund verschweigen mußte; da wußte Charles, wie willkommen es dem jungen Mädchen sein würde, ihm im Park zu begegnen, wo sie sich nach vollendeter Mittagstafel in der klaren Winterluft zu ergehen wünschte, wie sie ihm im Laufe des Gespräches mittheilte.

„Trotz des Verbots meines Vaters", fügte sie lächelnd hinzu, „der vielleicht fürchtet, die Herren Chouans möchten bis hierher dringen und sich an einem wehrlosen Mädchen vergreifen. Allein ich habe keine Furcht, und gerathe ich in ihre Gewalt; so kenne ich wohl einen tapferen Rittersmann, der mich bald aus ihren Händen befreien würde."

„Und sollte es sein Leben kosten!" rief Charles glühend. „Aber ach, dieser Ritter ist nichts weiter als ein armer Diener, der, was er geworden, der Mildthätigkeit eines Reichen dankt. O wäre es anders, wären mein diese Schätze", und er wies auf das funkelnde Silber, „wie wollte ich sie anwenden, um das Dasein Einer zu versüßen, sie zu mir zu erheben aus Staub und Niedrigkeit zur Bewunderten und Gefeierten."

„Sie sind Egoist, Herr Charles", schalt das Mädchen lächelnd. „Sie nur allein wollen Glück und Freude spenden. — — Doch, still, ich höre meinen Vater. Die Arbeit ist vollendet — auf Wiedersehen, mein Freund!"

Sie eilte rasch davon, dem alten Lavergne entgegen.

Mit einem tiefen Seufzer blickte Charles der zarten Gestalt nach. Der Anblick jener Kostbarkeiten hatte zum erstenmale dem lustigen Gebäude seiner Phantasie einen empfindsamen Stoß versetzt.

Wie Marguerite versprochen, verließ sie, in einen Pelzmantel gehüllt, nach aufgehobener Tafel das Schloß, während ihr Vater in seinem Zimmer eingelaufene Briefe durchlas, oder seine Bücher revidirte, wie es seine tägliche Gewohnheit war.

Eine leichte Dämmerung hatte sich bereits über das Land gesenkt, aber diese stimmte ja zu den Träumen und Gedanken des jungen Mädchens, deren Seele bei dem Geliebten weilte, und unbekümmert wanderte sie dahin durch die frische Luft den Garten entlang; dann öffnete sie eine kleine Pforte und betrat den Park, der zum Schloß gehörte und sich eine weite Strecke entlang ausdehnte.

Seit langer Zeit hatte sie ihren Lieblingsaufenthalt nicht betreten, eine Lichtung, mit einer kleinen Einsiedelei in der Mitte derselben, noch von der hingerichteten Leona von Kerdingen erbaut,

Digitized by Google

und freudig schlug sie den Fußpfad ein, der zu diesem Ziele führte.

Jetzt, um den Weg zu kürzen, bog sie mit leichter Hand die blätterlosen Aeste eines Hollunderstrauches zurück, sich durch die Oeffnung zu zwängen.

Plötzlich aber stockte ihr Fuß wie gebannt, ein namenloser Schreck durchfuhr ihre Seele, denn die Lichtung war nicht menschenleer.

(Fortsetzung folgt.)

Ueberschwemmungsgebiet in der Schweiz.

Der „Freie Rhätier", bündnerische Volkszeitung und demokratisches Organ für die Ostschweiz, in Chur erscheinend, bringt unterm 15. d. folgenden „Versuch einer kurzgefaßten Uebersicht des schweizerischen Ueberschwemmungsgebietes":

Uri und Aargau.

Reuß im Aargau. Steigen des Vierwaldstätterses um 1' 3". Brücke über den Kerstelenbach und das Wuhr bei Amsteg weggerissen, Ueberschwemmung der Gotthardstraße am Rhinach. Ein Holzhaus, 1 Postpferdestall eingestürzt, 2 Ställe fortgerissen, andere Gebäude versehrt. Verheerungen an Boden, hölzernen und steinernen Wuhren, bei Amsteg allein bei 30,000 Fr. Außerdem erheblicher Schaden an der Reußcorrection, in Ursern 50,000 Fr.

Tessin.

Tessin. Der Strom mit seinen Nebenflüssen Brenno, Maggia, Verzasca und den Wildbächen sehr rasch gestiegen, sehr rasch gefallen. Wohl die größte Zerstörung im ganzen Ueberschwemmungsgebiete. Der Strom voller Trümmer füllte stellenweise fast die ganze Breite des Thales und glich einem strömenden See. Bei Stalvedro die Brücke weg, welche circa 20' über dem Tessinspiegel stand. Die Straße auf 20 Schritte unfahrbar, einige 100 Schritte weiter eine Geschiebaufschüttung von 10' Höhe. Bei Ponte Lordo eine Straßenverschüttung. Bei Piotta einige Dammverheerungen. Ponte delle Fontanelle, 40' über dem Tessin massiv aus Stein gebaut, bis auf die Landpfeiler verschwunden. Bei Polmengo furchtbare Zerstörung. Ein bei 500 Schritte breiter kolossaler Schuttkegel hat das Dorf mitten durchbrochen, einen großen Theil zerstört, das Ganze unbewohnbar gemacht. In Faido starker Schaden an Grund und Boden, die Häuser unversehrt. Bei Chioggiogna die Poststraße verschüttet, die Güter unter Wasser. Steinbrücke über den Crodareggio zerstört. Bei Lavorga die Straße durch einen Wildbach zerrissen, die Häuser theilweise mit Wasser gefüllt. Bei Chironico 2 Brücken weg. In Giornico 4 Häuser zerstört. 14 überschwemmt und bis zum ersten Stockwerk zerstört, 2 Mühlen, 20 bis 25 Ställe weggerissen oder zertrümmert. Bodio vom Wildbach verwüstet, 17 Personen todt, der Ort kaum wieder aufzubauen. Poleggio überschwemmt. Große Verheerungen im Blegnothal, Brücken von Olivone, Aquila, Aquarossa, Malvaglia weg. In Olivone viele Häuser und eine kleine Kirche zerstört. Aquila, Torre, Lottigna, Grumo, Aquarossa, Marolta, Dongio, Malvaglia, Semione vom Brenno überfluthet, Häuser, Felder, Aecker mit Sand und Steinen überäet, große Menge Vieh weggeführt. In der Abtheilung Chimiasca der Gemeinde Corzoneſe kein Stein über dem andern geblieben, 18 Personen todt; ferner 5 Todte in Semione, 5 in Malvaglia, 1 in Marolta. Angeblicher Schaden des Cantons in Blegno 2—300,000, der Bewohner 800,000 bis 1 Mill. Fr. Brücke von Loderio vom Brenno weggerissen. Riviera und Bellenz kein besonderes Unglück. Tessin, mehr als 4 Meter über dem gewöhnlichen Niveau, überschwemmte die ganze Ebene, zerstörte Ernte, Waaren. Bezirk Locarno stark beschädigt. Sonogno, Frasca, Gerra, Brione im Verzascathal fast eben so stark beschädigt, wie die Gemeinden in Blegno. In Verzasca 1 Todter. Locarno, Ascona, Brissago, Magadino, Mureito, vom Langensee überschwemmt, in Locarno das Wasser 7' hoch auf dem Markte. In Vallemaggia die Brücke der Maggia, 2 Brücken von Gordevio weggerissen. In Campo Schaden an Gütern, in Cevcentino 1 Todter. Unterbrechung der Gotthardroute auf eine Reihe von Wochen. Langensee, wie seit 1778 nicht mehr, beinahe 8 Fuß über dem Pegel.

Graubünden.

Moesa: geringer Schaden an der Straße. — Calancasca: Wuhreinbruch gegen Grono. — Rhein. In Folge starken, anhaltenden Regens mit Hagel um die Adulagruppe gewaltige Ausbrüche aller Rheine, mit kolossalen Geschiebsmassen, die Wassermassen fließen nicht mehr, sie rollen. Gletscherstücke in den Wildbächen und Rüfen im Rheinwald, Sombix, in Churwalden Stücke einer alten Lawine. — Hinterrhein. Starke Verheerung im Rheinwald. Die Straße auf 1500 Meter hinter Splügen verheert. Splügen-Rheinbrücke fort. Hof Ebi bis zur Unkenntlichkeit zerstört, 2 Häuser, mehrere Ställe fort. Gemeinde Rusenen stark an Gütern geschädigt. In Schams große Rüfe von Mathon, 20 bis 30,000 Fr. Schaden. Durchbruch der Dämme beim Pignieurbad. Brücke von Donat und Zillis fort. Bei Thusis heftiger Rollaausbruch mit kolossalem Geschiebe, beispielsweise ein Stein von circa 6000 Centnern Gewicht eine Viertelstunde weit fortgespült. Ueberschwemmung. An der Schynbrücke die Ausfüllungen fortgespült. Die Rheincorrection im Domleschg hält Stand. Großer Schaden bei Rothenbrunnen und Tomils, 50,000 Klafter Boden unter Wasser. Die Gemeinden wollen ihren Boden dem Canton abtreten gegen Uebernahme des Wuhrschutzes. — Vorderrhein. Vom Sombixerbach 1 Stück Wiese und 3 Ställe in Surrhein verrüft, beim zweiten Hochwasser Surrhein durch Wuhreinbruch unter Wasser, 40,000 Klafter Güter verschüttet, Brücke von Brulf, mehrere Brücken in Medels weg, Wiesen und Mühlen von Disla und Medels verwüstet. In Rinkenberg Säge, Brücke fort. Starker Schaden an Häusern und Gütern. Neue Brücke von Waltensburg fort. Großes Unglück durch den Glenner in Vals und Peiden. In Vals 11 Häuser weggerissen, 23 zerstört, 49 Ställe theils weggerissen, theils zerstört, 2 Sägen, 2 Mühlen, 11 Brücken und Stege weg, der Friedhof überschwemmt, 17 Familien obdachlos, der ganze Fruchtboden auf drei Stunden weit verschüttet. Das Thal während der Zeit der Noth abgeschlossen, wackeres Benehmen der Valser. Durch ihre Geistesgegenwart und ihren Muth das Mögliche gerettet, vor Allem der Anfangs befürchtete Verlust an Menschenleben abgewendet. Brücken von Obercastels und Peiden zerstört, letztere in den Strom gedreht, Bad Peiden in Wasser, die Familie flüchtet sich in den Wald, wo sie Nächte ohne Verbindung lagert. Die Badquellen versunken, der Besitzer hat nichts gerettet als das Leben. Briefpost der Abgeschlossenen in Vals und Peiden: Hinüberwerfen der um Steine gewickelten Briefe. In Safien starke Rüfe. Brücken von Kästris und Ruis fort. In Reichenau das Holz-Emporium, der „Farst" geleert. Schaden 20—30,000 Fr. Brücke von Felsberg, zuerst beschädigt, widersteht, deßgleichen die von Haldenstein. Theilweise Ueberschwemmung von Felsberg nach Haldenstein. Churer Wuhren bewähren sich. In Haldenstein Rheineinbruch und Verwüstung des gesammten Fruchtbodens der Gemeinde, die Bäume des ausgedehnten Obstfeldes im Kies stehend. Bei Untervatz Brückenbruch. An der Tardisbrücke ein Stuhl eingestürzt, bald wieder hergestellt. Bei Fläsch das neue schöne Wuhr weggerissen, Maienfeld wehrt die Gefahr glücklich ab. Rhein 22' über Winterwasser, 4' höher als 1834, bei Mitberechnung des 3' tiefern Bettes. — Inn. Wasser vom Ferbach in Maria, Uebertreten des Inn bei Celerina, Samaden, Ponte. Im Unterengadin

Digitized by Google

bei Strada und den Ischlas von St. Nikolaus und Martinsbruck Ueberschwemmung, mehrere Innbrücken fort: die Brücke von Nairs zur Bonifaziusquelle, ferner die Brücke von Rasvella, St. Niklaus, Sclamisott, Clemgia, Ilina, Crusch. — Poschiavino. 60 Meter Straße verschüttet, 1 Haus beschädigt, Ueberschwemmung an Gütern, ebenso in Brusio, dort überdies 3 Mühlen zerstört. Starke Verheerungen der Adda im Veltlin. — Gebiet des Oberhalbsteiner Rhein (Julia). Alp Faller verwüstet. Diese drei Wasser und die Albula hochgehend, jedoch ohne erheblichen Schaden. — Rabiusa. In Churwalden starker Geschiebausbruch des Bachs im weiten Tobel. 4 Häuser im Geschiebe stehend. Schaden 17,000 Fr.

St. Gallen.

Großer Rheineinbruch bei Ragaz 300′ breit. Die Eisenbahnbrücke widersteht. Verwüstungen der hochaustretenden Tamina in den Weingärten von Ragaz. Frage der Möglichkeit eines Rheinausbruches nach dem Wallensee. Sarganserland überschwemmt, Bahnhof 3′ unter Wasser, Eisenbahn und Telegraph zeitweise unterbrochen. Roth-Post zwischen Mels und Landquart über die Tardisbrücke. Eisenbahn Sargans-Chur nach circa 14tägiger, Telegraph jeweilen nach 1—2tägiger Störung hergestellt, jetzt Unterbrechung der Eisenbahn nur noch durch den Dammbruch von Ragaz. Amerikanische Brücke in Arbeit. Splügenroute 2 Tage, Bernhardinerroute circa 14 Tage unterbrochen. Erfolgreiche Anstrengungen, den Transit offen zu halten, der trotz des Hochwassers nicht unterbrochen wird, zuerst durch Benutzung der Juliroute, dann durch schnelle Herstellung von Splügen und Bernhardin. Im Rheinthal große Rheineinbrüche bei Burgerau, Eichenwies, Montlingen, im Ganzen über 20 Rheineinbrüche. Kolossale Ueberschwemmung. Der Rhein fließt durch das Thal eine halbe Stunde von seinem Bett entfernt und setzt dasselbe unter Wasser von Burgerau bis Salez und von Oberriet bis Au. Burgerau, Buchs, Eichenwies, Schmitter, Diepoldsau, Haag, Kriesern, Salez, Oberriet, Widnau, Montlingen, Au ganz oder theilweise im Wasser, in Montlingen, welches eine Insel, 117 Häuser. Die Bewohner müssen die Häuser verlassen; Verlust von 8 Menschenleben. Die Ernte vernichtet, große Noth und unberechenbarer Schaden der armen Bevölkerung, welche große Ausdauer und Geduld an den Tag legt. Viele Züge von Heldensinn. Bei Buchs tragisches Ende des Zolleinnehmers Kehl mit seiner Frau. Unterbrechung der Eisenbahn von Sargans-Au, effectiv von Burgerau-Rüti. Großer Schaden der Eisenbahn (Vereinigte Schweizerbahnen). Ununterbrochene Postverbindung, Post in den ersten Tagen bis 1′ hoch im Coupé im Wasser fahrend. Telegraph zwei Wochen unterbrochen. Bodenseespiegel um 1′ 3″ gestiegen. Wassermasse 100,000 Kubikfuß per Sekunde.

Glarus.

Linth geht hoch, reißt die Brücke von Schwanden fort.

Wallis.

Rhone. Im Wallis große dreimalige Ueberschwemmung bei Visp, Turtmann, Eiholz, Laldern, Ballschieder, Naron, Gampel, Oberwald, Leuk, Granges, Fully, Martigny. Die Ebene von Gamsen abwärts 20 Kilogr. unter Wasser. In Unterwasser der große Damm weggerissen. Die Kirche von Oberwald im Wasser, die Thüren müssen mit Stroh beschützt werden. In Nekingen veränderter Lauf der Rhone. Brücke von Gletsch bedroht, einige Beschädigungen an der Furkastraße. Alle Gebirgswasser in Bewegung, alle Dörfer mehr oder weniger mitgenommen. Der Schaden gleichwohl als erträglich geschildert. Bei Martigny Felssturz vom Ravoire, der die Straße der Tête Noire 200′ weit überdeckt, einen Wald bis auf die letzte Spur verschüttet.

Muthmaßliche Reihenfolge der beschädigten Cantone: Tessin, St. Gallen, Graubünden, Wallis, Uri.

Großartige Entfaltung der allgemeinen Hülfsbereitschaft der Eidgenossen, freundschaftliche, nachbarliche und sympathische Handreichung in Schwaben, Baden, Frankfurt a. M. und Rheinhessen.

Mannichfaltigkeiten.

(Das Ende des Hai.) Ueber den Fang des Haifisches, welcher in dem Triester Golf einen Badenden so gräßlich verstümmelt hat, entnimmt die „Bohemia" einem Privatschreiben Folgendes: Die Fischer des Küstenortes Lucovo hatten große Netze im Meere ausgespannt. Am 16. Sept. kam nun der Hai auf seiner Wanderung in die Bucht von Lucovo und ging in's Netz. Alles, was Hände und Füße hatte, betheiligte sich an der Zusammenziehung des schweren Netzes, der Haifisch wurde darin complet eingewickelt und konnte glücklicherweise das Netz nicht zerreißen. Als man ihn mit Mühe ans Land zog, standen zwei Fischer mit scharfen Hacken bereit, die sogleich auf den Kopf wie Holzhauer loshieben. Er wurde unter den stärksten Anstrengungen stückweise zerhackt und herausgezogen. Der Kopf war über drei Schuh lang, in dem geöffneten Rachen hatte ein Mensch vollkommen Platz. Das ganze Thier war drei Klafter lang, 18 Centner schwer, die Leber allein wog zwei Centner. In seinem Magen fand man drei Thunfische von circa je 30 Pfund. — Die „Triester Ztg." meldet, daß der am 1. Sept. d. J. beim Baden im dortigen Hafen von dem Haifische gebissene Militär-Verpflegs-Official Herr Joseph Glaser am 10. October gestorben ist.

(Böhmischer Sport.) Das jüngste Prager Pferde-Rennen ist, nach einem Bericht der „Presse", ziemlich ärmlich ausgefallen, in Bezug auf Wettende, Publikum und Pferde. Auch das Wetter war ungünstig. An dem Programm des Rennens war eigentlich nur die Clausel bemerkenswerth: „Die Pferde müssen von böhmischen Buben geritten werden". Es hatten sich nur wenige Rennlustige gemeldet, ob wegen Mangels an böhmischen Pferden oder böhmischen Buben, ward mir nicht berichtet.

(Begriffe von Armuth.) Dem dahingeschiedenen Grafen Walewski wird nachgerühmt, daß er arm gestorben sei und es wird gemeldet, daß der Kaiser Napoleon sich veranlaßt sieht, der zurückgebliebenen Wittwe von der Civilliste 30,000 Franken jährlich auszusetzen. Nach dem amtlichen Ausweise besaß und vererbte der Graf: das Gut von Marais-d'Or, welches mindestens 1,500,000 Franken werth ist; er hinterläßt ferner drei Häuser in Paris, seine Villa von Saint-Germain, welche Herrn Thiers vermiethet war, das Gut von Amphion am Genfer See und Orden, deren innerer Werth sich auf 200,000 Franken beläuft. Unstreitig gibt es Familien, welche weniger besitzen, ohne sich für arm zu halten.

Frankfurter Theater.

Der erste Glückstag.

Komische Oper in 3 Acten von A. d'Ennery und C. Cormon. Deutsch von Ernst Paßqué. Musik von D. F. E. Auber.

Zum ersten Male aufgeführt am 14. October.

„Es ist schon lange her", seit die letzte neue Oper über unsere Bühne gegangen ist. „Es freut uns um so mehr", daß uns endlich wieder eine vorgeführt wird, wenn sie auch französischen Ursprungs ist. Als bescheidene Deutsche sind wir es ja gewöhnt, daß die Theater unseres großen Vaterlandes ausländische Erzeugnisse den einheimischen vorziehen.

Digitized by Google

Diesmal hat man nach dem jüngsten Werke des eigentlichen Hauptes und zugleich Meisters der französischen Schule gegriffen, das in so ferne ein absonderliches Interesse rege macht, als es das Werk eines mehr als achtzigjährigen Greises ist (der Componist wurde am 29. Januar 1784 zu Caen in der Normandie geboren) und sich in Paris eines so günstigen Erfolges erfreute, daß der ehrwürdige Meister mit dem Gedanken umgehen soll, ihm recht bald ein anderes nachfolgen zu lassen. Dies in der Geschichte der dramatischen Musik wohl einzige Vorkommniß ist um so bedeutungsvoller, wenn man erwägt, welch eine stattliche Reihe bedeutender Werke der Componist schon in früheren Jahren der Welt geschenkt hat, von denen viele auch heute noch häufig auf deutschen Bühnen und mit größtem Beifalle gegeben werden. Hievon wollen wir hier nur jene mit Namen und Bezeichnung des ersten Aufführungstages angeben, die auch bei uns sich der größten Beliebtheit erfreuten und zum Theile noch erfreuen: Der Schnee (8. October 1823), Maurer und Schlosser (3. Mai 1825), Die Stumme von Portici (29. Februar 1828), Die Braut (10. Januar 1829), Fra Diavolo (8. Januar 1830), Das Pferd von Erz (23. März 1835), Die Gesandtin (21. December 1836), Der schwarze Domino (2. December 1837), Die Krondiamanten (6. März 1841) und endlich Des Teufels Antheil (16. Januar 1843). Diese Daten sind dem Repertoire der großen Oper und der Opéra comique zu Paris entnommen, welch letztere am meisten davon aufzuweisen hat. Mit Manon Lescaut, die am 23. Januar 1856 zum ersten Male aufgeführt wurde, nahm er, so viel uns bekannt, Abschied von der Bühne, welcher er sich nach mehr als zehnjährigem Schweigen nun neuerlich wieder zuwendete.

Diesen Voraussetzungen zufolge muß man es bewundern, daß noch ein so achtungswerthes Werk zu Stande kommen konnte, dem man, selbst wenn der Name des Componisten unbekannt wäre und man nichts von den vorgerückten Jahren desselben wüßte, einen immerhin freundlichen Antheil kaum versagen könnte. Der Hauptreiz desselben liegt in den anmuthigen und zierlichen, sang- und dankbaren, mitunter auch besonders charakteristischen Melodien, welche das ganze Werk durchziehen und am meisten den Solosängern im ein- und zweistimmigen Gesang zu Gute kommen. Die Chöre und Ensembles sind nicht von sonderlicher Bedeutung. Die Orchestration ist ziemlich einfach, aber meist sinnig und enthält keine der besonderen harmonischen oder rhythmischen Pikanterien, deren die Werke der zweiten Periode, etwa mit dem „Pferde von Erz" beginnend, so viele aufzuweisen haben. Daß der verehrte Meister sich nicht verläugnen konnte und durch Anklänge und Aehnlichkeiten hin und wieder an seine früheren Opern erinnerte, kann mann ihm billiger Weise nicht übel nehmen.

Der erste Act, dem eine keineswegs bedeutende Ouverture vorangeht, ist wohl der schwächste. Wir vermögen daraus nur der Ariette der Helene (Fräulein (Labitzky) als bemerkenswerth zu erwähnen. Der zweite Act ist dagegen viel reichlicher bedacht und enthält einige allerliebste und effectvolle Musikstücke. Darunter stehen oben an das Lied der Djelma (Fräulein Oppenheimer), eine reizende Kleinigkeit, die, ununterbrochen sich auf Grundton und Dominante schaukelnd, eine süße, echt orientalische Traumseligkeit athmet; dann das von Helene gesungene Lied „von Susanne und dem schmucken Corporal", das von drastischer Wirkung ist, aber einigermaßen nach den Bouffes Parisens schmeckt; schließlich einige Stellen des Tenors Gaston (Herr Karl Baumann). Auch der dritte Act bietet noch ein Paar hübsche Musikstücke, unter Anderen das stimmungsvolle Nocturne für zwei Frauenstimmen und das Duett zwischen Helene und Gaston, aber auch eine absonderliche Curiosität, ein Gesang-Rondo des Sir Littlepol (Herr Stolz), das aber nur in den Händen eines wirklichen Buffosängers die beabsichtigte Wirkung machen kann.

Die Aufnahme von Seite des Publikums, das trotz des aufgehobenen Abonnements das Haus in allen Räumen erfüllte, war, ungeachtet der sorgfältigen Einstudirung und Aufführung unter Herrn Capellmeister Goltermann's Leitung, keine entschieden günstige. Schon im ersten Acte machte sich eine abspannende Wirkung auf das Publikum bemerkbar, die allerdings im zweiten Acte bei den beiden erwähnten Frauen-Gesängen lebhaftem Beifalle Platz machte, bald aber wieder zur Geltung kam, um im weiteren Verlaufe des Abends nicht wieder zu verschwinden und sich sogar in einzelnen Zischlauten Luft zu machen. Die Ursache lag nahe. Beinahe das ganze Publikum kannte sie, wie wir aus zahlreichen Aeußerungen entnehmen konnten, schon vor Beginn der Oper. Nur der Direction war sie entgangen. Sie lag — in der falschen Rollenbesetzung. Von den genannten vier Hauptdarstellern paßten die Herren gar nicht für ihre Rollen, die weit über ihre Mittel reichende Ansprüche an sie machten, die Frauen nur zum Theil, am meisten noch die Darstellerin der Helene. Den drei noch darin beschäftigten Herren Pichler, Offenbach und Dettmer war auch nicht die geringste Gelegenheit gegeben, bedeutsam hervorzutreten.

Die Handlung spielt bei und in Madras zur Zeit des Krieges zwischen den französischen und englischen Colonieen. Das Textbuch setzt sie in das Jahr 1746, der Theaterzettel in das Jahr 1764. Wir überlassen es in diesem Abschnitte der Geschichte bewanderteren Historikern, als wir uns zu sein schmeicheln dürfen, zu entscheiden, welche von beiden Zahlen die richtige ist. Helene, die Nichte des englischen Gouverneurs von Madras, geräth auf einem Spazierritte mit ihrem Vetter und Bräutigam Sir John Littlepole in die Gewalt der Franzosen. Die Dame, in welcher der Commandant der Truppenabtheilung Capitän Gaston de Maillepré sogleich diejenige wieder erkennt, die ihm in England mehrere Male begegnet war und bei dieser Gelegenheit die Ruhe seines Herzens geraubt hat, und in welcher ähnliche Empfindungen sich zu regen beginnen, wird ohne Weiteres freigelassen und heimgeleitet, ihr Begleiter aber, als Mann, kriegsgefangen erklärt. Der genannte Capitän, ein eben so tapferer Soldat als liebenswürdiger Mensch, der aber, vom Glücke wenig begünstigt, schon lange auf eine Beförderung und Erbschaft wartet, und, als er erstere erhält, durch Eifersucht und Habsucht seiner Kameraden letztere und durch ein in Aussicht stehendes Duell vielleicht auch sein Leben zu verlieren fürchten muß, geräth in englische Gefangenschaft und soll kriegsrechtlich mit Pulver und Blei vom Leben zum Tode befördert werden, da in Madras sich die Nachricht verbreitete, die Franzosen hätten ihren Gefangenen erschossen. Dieser, Sir John nämlich, der von der Todesgefahr, in welcher der französische Offizier schwebt, gehört hat, und ihn retten will, eilt nach gegebenem Ehrenworte, sich wieder zu stellen, nach Madras, wo sich alle Mißverständnisse aufklären und nach einem listig herbeigeführten Verzichte seinerseits auf die Hand der Verwandten Helene und Gaston ein Paar werden und hiermit für Letzteren — der erste Glückstag anbricht. Wir, und das Publikum mit uns, vermochten dies Buch nicht besonders unterhaltend, noch weniger aber komisch zu finden. Wie die deutsche Bearbeitung sich zum französischen Original verhalte, vermögen wir nicht zu beurtheilen, da uns letzteres nicht zur Hand ist.

Schließlich wollen wir noch der Ausstattung als entsprechend gedenken.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

A. de Nikitine in Heidelberg: Kinderportraits, drei Gemälde in Aquarellfarben. — H. Dieffenbach in Paris: Der verfehlte Fuchs. — A. Stademann in München: Zwei Winterlandschaften. — P. Korrie in München: Eine Ueberraschung. — A. Lier in München: Partie an der Elbe bei Pillnitz. — Hermann Kauffmann in Hamburg: Die Schmiede, Winterbild.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Der Rummelsee im Schwarzwalde, die Bodenstädter Ley und Abend im Walde, Aquarelle von C. Th. Reiffenstein. — Portraits in Relief von F. Schierholz. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach Landschaften englischer Meister.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 18. October. Zum ersten Male wiederholt: **Der erste Glückstag**, komische Oper in 3 Acten von A. d'Ennery und C. Cormon. Deutsch von Ernst Pasqué. Musik von D. F. E. Auber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 266.)

Montag, 19. October. Gastdarstellung der Fräulein Frohn vom Hoftheater in Darmstadt. **Philippine Welser**, historisches Schauspiel in 5 Acten von Oskar Freiherrn von Redwitz. — Philippine: Fräulein Frohn. (Abonnement-Vorstellung Nr. 267).

Dienstag, 20. October. **Damenkrieg**, Lustspiel in 3 Acten, nach dem Französischen des Scribe von Olfers. Hierauf: **Das Schwert des Damokles**, Schwank in 1 Act von G. zu Puttlitz.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 268.)

Mittwoch, 21. October. **Die Entführung aus dem Serail**, große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 269.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 291 und 292. Dienstag, den 20. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Dicht an dem kleinen Pavillon erhob sich die hohe Gestalt eines Greises mit langem weißen Bart und Haupthaar, in einen dunklen Mantel gehüllt und vor ihm, den Rücken gegen die Lauschende gewandt, stand ein zweiter, kleiner und gedrungen gebauter Mann, in flüsterndem Tone einen Bericht abstattend.

Das Blut gerann in den Adern des jungen Mädchens. Auf den ersten Blick erkannte sie nach den Sagen, die über ihn im Umlauf waren, den geheimnißvollen Fremden des Dorfes, und alle Warnungen ihres Vaters fuhren ihr durch den Sinn.

Angstvoll versuchte sie sich unmerkbar zurückzuziehen; aber bei der geringsten Bewegung knisterte das dürre Laubholz unter ihren Füßen. Die Flucht mußte sie verrathen und die einzige Rettung schien ihr, sich ruhig in dem Versteck zu halten. Sie blieb also, und wagte es erst scheu, dann kühner, in das Antlitz des berüchtigten Unbekannten zu blicken. Aber kein Ausdruck der Wildheit, kein niederer Sinn sprach aus diesen Zügen, wohl aber ein tiefer Schmerz, ein ewiges Leiden, das unwillkürlich Mitgefühl erwecken mußte.

Jetzt ward die Stimme des Redenden lauter. Marguerite glaubte, dieselbe schon vernommen zu haben, wenn ihr auch das Antlitz des Mannes, das ein hoher Mantelkragen verbarg, ihren Blicken entging, selbst da er sich zufällig nach ihrer Seite hin wandte.

„Wir sind hier allein", fuhr er fort, „und dürfen keinen Lauscher fürchten, denn die Dienerschaft speist im Schlosse und Mademoiselle Marguerite, die sonst hierher ihren Spaziergang richtete, verhindert der strenge Befehl ihres Vaters daran. O welch ein Gedanke, daß Sie heimlich sich an diesen Ort stehlen müssen, Sie, der Gr . . ."

„Ich bin der Vater Bonifax, Jean, nichts weiter", unterbrach der Greis mit milder aber gebietender Stimme die Rede des Mannes. „Und nun sprich: Hast Du den Treuen die Lebensmittel gebracht, wie ich Dir befahl?"

„Ich that es, Herr", entgegnete der Andere demüthig. „Keiner beargwohnt mich, da ich mit meinem Karren das Dorf verließ. Sie glühen Alle vor Begierde, einen entscheidenen Streich zu wagen und Lieutenant Maubray wünscht dringend Eure Gegenwart, die allein im Stande ist, die Leute zu lenken."

„Ich werde kommen, heute noch", sagte der Greis. „Aber die Zeit ist noch nicht gekommen. Ja, auch ich lechze nach jenem Tage der Abrechnung; — aber heilig sei mir die Sache des verbannten Königsgeschlechts, jede eigene Rücksicht ordne sich ihr unter."

Der Zweite verneigte sich ehrfurchtsvoll und wandte sich zum Gehen, als sein Auge zufällig auf den Punkt fiel, wo Marguerite sich verborgen hielt.

Das Mädchen konnte eine unwillkürliche Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken und im nächsten Augenblick sich entdeckt sehend, versuchte sie zu fliehen.

Aber obgleich die Angst ihren Schritt beflügelte, war der Verfolger schneller als sie; in wenigen Augenblicken war sie eingeholt und in den Armen des Mannes, der sie auf's Neue in die Lichtung trug, dem Greis gegenüber, der noch immer an der Mauer des Parks lehnte.

„Wir sind verrathen", sagte der in den Mantel Gehüllte hastig, „es ist Mademoiselle Marguerite selber, die Tochter des Pierre Lavergne."

Der Greis stieß einen Schrei aus. Ein heller Strahl blitzte in seinen Augen auf, ein Ausdruck der höchsten Freude überzog sein leidendes Antlitz.

„Marguerite!" rief er, „o Gott, zu viel des Glücks. Schüchtern nahte ich mich ihr bisher; jetzt darf ich in ihr Auge blicken und forschen, ob es Alicens gleicht. Jetzt darf ich . . ."

Plötzlich unterbrach er sich, eine dunkle Wolke bedeckte seine Stirn und sein eben noch funkelndes Auge ward auf's Neue starr und strenge.

Das junge Mädchen sank unter diesem Blick darnieder; ihr Knie beugte sich mechanisch und ihre Lippen flüsterten:

„Gnade!"

Der Greis beugte sich zu ihr nieder.

„Fürchten Sie nichts, Mademoiselle", sagte er mit wohlklingender Stimme, „Ihnen geschieht kein Leid, mit meiner Ehre bürge ich Ihnen dafür. Aber unerläßlich ist Eines, im Interesse der heiligen Sache. Sie müssen mir folgen."

„Ihnen folgen? Niemals, niemals!" schrie Marguerite auf. „Zur Hülfe! Charles, rette mich!"

„Selbst die Stimme der Natur hat der Elende erstickt", murmelte der Alte, „sie will mir nicht folgen. Und doch", fuhr er lauter fort, doch muß es sein. Ihr Hülferuf könnte Leute hierher ziehen. Sie muß verschwinden, — Jean, zur Capelle mit ihr, ich folge sogleich und Tod ohne Gnade für Den, der es wagt, das Mädchen, und sei es nur durch ein Wort, durch einen Blick, zu verletzen. Fort!"

Marguerite versuchte noch einmal durch Drohung und Bitte auf ihren Räuber einzuwirken, aber vergebens.

Mit starkem Arm erfaßte der mit Jean Bezeichnete die leichte Gestalt des jungen Mädchens und ehrfurchtsvoll, aber ungerührt trug er sie fort und bald war er mit seiner Last im Innern des Gehölzes verschwunden.

Digitized by Google

Die Aufregung im Schlosse war gestiegen, keiner seiner Bewohner dachte daran, zur Ruhe zu gehen, obgleich die Nacht tief hereingebrochen war und Schnee und Sturm noch immer ihr Spiel draußen trieben.

Der unter dem Befehl Charles ausgesandte Trupp war ohne seinen Führer zurückgekehrt.

Man war im Walde auf eine Abtheilung Chouans gestoßen und hatte feige die Flucht vor der Uebermacht ergriffen, den jungen Mann, der sich kühn in ihre Reihen warf, in der Gewalt der Feinde zurücklassend.

Pierre Lavergne schäumte vor Wuth. Mehr noch als der Gedanke an die geraubte Tochter, schien die Gefangennahme Charles auf ihn einzuwirken. Zum erstenmale entschloß er sich, das Schloß zu verlassen und, mit Degen und Pistolen versehen, an der Spitze einer bewaffneten Mannschaft, durch zum Beistand gerufene Soldaten des nächsten Städtchens verstärkt, stand er gerüstet da, die Expedition selber anzutreten.

Jetzt trat er zu Brigitten, die wie immer in ihrem Lehnstuhl saß und von Schwäche eingenickt schien; mit rauher Hand stieß er sie an.

„Wach' auf, Alte", sagte er barsch, „schiebe den Riegel vor und hüte das Haus, bis wir heimkehren. Wehe Dir, wenn ein Unberufener über diese Schwelle tritt." Und ihr näher tretend, fügte er, den Anderen unverständlich, hinzu: „Und alles Dieses um ein thörichtes Mädchen willen. Ich wollte, ich hätte mich nie um das Kind gekümmert, hätte Dich vom Schlosse gejagt, sobald ich mein Ziel erreicht."

Der Mund der alten Frau entgegnete keine Silbe, aber eine Thräne rann heiß und schwer über ihre gefurchten, tief eingefallenen Wangen. Bald darauf erhob sie sich langsam und schloß hinter den abziehenden Männern die schweren Flügel der Eingangsthüre.

Die Schritte draußen verhallten, — die Greisin war allein im weiten Raum.

Stille und Schweigen ringsumher, nur eine Nachtigall ließ hin und wieder einen Klagelaut erschallen, und suchte einen Zufluchtsort gegen den Sturm, der an Laden und Thüren pochte.

Brigitta nahm ihren alten Platz nicht wieder ein, sie warf sich in der Mitte der Halle nieder, die Augen, in denen plötzlich ein anderer Ausdruck, als der gewohnte Stumpfsinn des Alters leuchtete, auf ein gemaltes Muttergottesbild gerichtet, das sich unbeachtet in einer Nische befand.

„Heilige Jungfrau!" flüsterte sie, „schütze mein Kind, nimm mein sündiges Leben dafür, nur rette sie aus der Gefahr."

Sie erhob sich von ihren Knieen, und blickte sich scheu in der weiten Halle um.

Der Ort war unheimlich genug, und Brigitta fühlte einen leichten Schauer durch ihre Glieder beben, als plötzlich ein leises Klopfen an der verschlossenen Eingangsthür ertönte.

Die Greisin schlug ein Kreuz, — nie war sie frei von Aberglauben gewesen und doppelt erschreckte sie das unerwartete Geräusch inmitten der Einsamkeit, die sie umgab.

(Fortsetzung folgt.)

Das moderne Spanien.

„Das kommt mir spanisch vor", heißt es bei uns sprüchwörtlich, wenn wir etwas ganz besonders Fremdartiges und Seltsames bezeichnen wollen. Wir wissen denn auch von diesem Lande Don Quixote's, den Militär-Revolutionen und bisher der tugendhaften Isabella entweder sehr wenig, oder was wir wissen, kommt uns erst recht spanisch vor. Was uns durch die Zeitungen bekannt wird, kommt gewöhnlich durch französische Blätter filtrirt hierher und an Studium aus gründlichen Büchern und Anschauung an Ort und Stelle fehlt es bei uns. Aber wenigstens liegt uns ein gründliches Werk über das heutige Spanien und dessen politische, industrielle und geistige Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert von Fernando Garrido, dem jetzigen Mitgliede der provisorischen Regierung, in kräftiges Deutsch von Arnold Ruge übertragen, vor. Dies ist zwar schon fünf Jahre alt, aber die wesentlichen Thatsachen, aus welchen die jetzige Revolution schon deutlich hervorleuchtet, sind unverändert geblieben.

Ruge erzählt in seinem Buche, daß kurz vor 1854, als die damalige spanische Julirevolution ausbrach, ein Dresdener nach langen Reisen in Spanien zu ihm nach Brighton gekommen sei und ihm die merkwürdigsten Aufschlüsse über Land und Leute gegeben habe. Man irre sich über Spanien, sagte er; es sei dort ganz anders und viel besser, als man es sich bei uns vorstelle. Die Keller der Inquisition seien Salzlager und Waarenspeicher, die Pfaffen hätten ihre Macht verloren, die Jugend dächte so frei wie bei uns, die Universitäten wären lebendig und die Studenten von Madrid läsen seine (Ruge's) Bücher und ließen ihm sagen: er möge doch hinkommen und ihnen Philosophie lesen.

Der Verfasser des gründlichsten Buches über das heutige Spanien, Garrido, erklärte später Ruge, warum die Julirevolution von 1854 durchgefallen sei, und schob Alles auf Espartero, der Thron und Altar ganz wider Willen der Nation gerettet habe, aber nur auf Galgenfrist. Er fuhr dann fort: Erinnern Sie sich, das Volk hat die Inquisition, die Ferdinand VII. gegen die Liberalen gebrauchte, zerstört, ihren Palast niedergebrannt und alle Inquisitoren erschlagen; sodann hat es 1835 mit allen Mönchsklöstern und ihren Insassen ebenso gemacht. Das Volk hat also Inquisition und Mönche mit Feuer und Schwert vertilgt und erhält auch sein Gericht aufrecht. Alle Concordate vermögen keine einzige Mönchskutte wieder einzuführen und alle Drohungen mit der Hölle können den Verkauf der geistlichen Güter nicht aufhalten; das Volk nimmt die Gerechtigkeit sogleich in seine eigene Hand, sowie sein Wille darin verletzt wird. Ein Beispiel. Anfangs Juli 1860 fand die Einweihung der Kirche des heiligen Franziskus statt. Sie war dem Concordate gemäß für das aufgehobene Franziskanerkloster in Madrid wieder hergestellt worden. Die Priester, frühere Mönche, die säcularisirt worden waren, wollten die fromme Majestät angenehm überraschen und sie in der Kirche im Mönchsanzuge empfangen; aber das Volk lief nach der Kirche, schrie: „Nieder mit den Mönchen!" und begrüßte sie, ohne Rücksicht auf die Königin und deren Leibgarde, mit Steinwürfen. Nicht lange darauf erschien in dem officiellen Blatte eine königliche Verordnung, welche den Erzbischöfen einschärfte, daß das Gesetz von 1835, das den Mönchen ihre Kutten zu tragen verbiete, noch in Kraft sei. Noch ein Beispiel. In Catalonien und Aragonien versuchte die Priesterpartei einen Aufruhr gegen den Verkauf ihrer Güter. Vom Jahre 1843 an hatten die Erzbischöfe eine Menge alter Soldaten, Trommler und Trompeter aus der früheren Carlistischen Armee zu Predigern und Seelsorgern ernannt. Diese alten Aufrührer kamen jetzt zum Vorschein und versuchten einen Aufstand gegen den Verkauf der geistlichen Güter. Aber den alten Wölfen waren die Zähne locker geworden; die Jugend der beiden Provinzen ergriff die Waffen, schlug den Aufstand nieder und erschoß einige von diesen improvisirten Priestern und alten Soldaten. Die geistlichen Güter fanden sodann überall gute Käufer.

Auch die Landbevölkerung ist aufgeklärter, als man glauben sollte. Garrido wurde einmal in der Stadt Lerida in Catalonien wegen einer demokratischen Broschüre verhaftet und vor ein Ge-

Digitized by Google

richt von Geschworenen gebracht. (Preßprozeß und Geschworene in — Spanien!) Die Bauern mit ihren spitzigen Hüten kamen in Masse zu der Gerichtsverhandlung und horchten mit steigendem Beifall der Vorlesung des verbrecherischen Pamphlets. Ueber die erfolgte Freisprechung war die Freude der Bauern allgemein. Sie wollten aber nun auch die Broschüre selbst haben, und in einer Woche wurde auf den Dörfern herum, obgleich sie dort am meisten zurück sind, über tausend Exemplare verkauft. Seitdem sind in fünf starken Auflagen gegen 60,000 Exemplare abgesetzt worden.

Garrido fährt dann unter Anderm weiter fort: „Die intellectuelle, die politische, die sociale und die industrielle Revolution, alle vier sind zugleich über uns hereingebrochen. Alles ist von Grund aus erneuert worden, der Boden selbst, auf dem wir stehen, ist um das Vierfache höher gestiegen, als unter dem Despotismus; jede Ferne ist uns plötzlich durch die Schienenwege nahe gerückt, und wenn die alten Mißbräuche des Pfaffen- und Despotenregiments schon ihre Noth haben, einer der vier Revolutionen Hindernisse genug zu bereiten, so sind sie der Vereinigung aller dieser vier gar nicht gewachsen. Wir sind ein zähes Volk. Acht Jahrhunderte haben wir unablässig gefochten, um unseren Kampf gegen den eingedrungenen Mohamedanismus durchzusetzen. Wir haben es erreicht. Wir haben dann unsere Waffen siegreich in fremde Welttheile getragen, Amerika entdeckt und bevölkert. Auch haben wir nicht vergessen, was wir einst im Rathe der Völker waren, und wenn wir heute die politische, die geistige und sociale Freiheit noch nicht erreichten, steht doch so viel fest, daß wir kühn und tapfer für sie gekämpft haben; unsere Zähigkeit werden wir aber auch dem neuen Geiste widmen, und unser Ehrgeiz wird es sein, als Helden der Freiheit in Europa wieder gut zu machen, was wir als Helden der geistigen und politischen Knechtschaft verbrochen haben. Seit 1854 haben wir uns jedes Jahr, mit Ausnahme von 1860, dem marokkanischen Feldzuge, für die Freiheit geschlagen und sind zwar immer niedergeworfen worden, aber nur wegen der Vereinzelung. Doch ist es gewiß, daß die Zeit gemeinsamen Handelns kommen wird. Wenn Europa nicht eilt, seine verlorene Freiheit wieder zu erobern, so werden wir Spanier noch einmal, wie 1820, und gewiß mit besserem Erfolge, den Anfang machen —".

Es kommt uns zwar noch spanisch vor, daß dieser Anfang jetzt gemacht sein sollte; aber fünfzig Revolutionen während der letzten fünfzig Jahre, seit 1808, also durchschnittlich jedes Jahr eine, müssen doch endlich ein Ende nehmen, damit die Freiheit anfangen könne.

Am spanischsten kommt es uns gewiß vor, daß alle diese Aufstände und Revolutionen entweder vom Militär ausgingen, und zwar nicht selten von den höchsten Offizieren, oder vom Militär wenigstens wirksam unterstützt wurden, während in der ganzen übrigen Welt sich fast immer nur das zu sehr gedrückte Volk empörte und vom Militär wieder zur Ruhe gebracht ward.

Spanien wurde in den drei großen Epochen durch die Armee gerettet: 1820, als Riego, Quiroga und deren ruhmreiche Genossen an der Spitze ihrer Regimenter die Verfassung von 1812 wieder ins Leben riefen; 1840, als die vereinigten Armeen unter Espartero das Freiheitsmanifest des Septembers und nicht die Reaction vertheidigten, und 1854, als Dulce, O'Donnel und deren Freunde sich im Namen der Sittlichkeit erhoben und Spanien von dem verderbten und Alles verderbenden Regimente befreiten, wodurch Land und Leute beschimpft wurden. Sie behielten freilich eine Isabella; aber das Bourbonenthum mußte vielleicht bis zu diesem Grade von Frechheit und Sünde ausarten, um unter allen Parteien Anhang und Boden zu verlieren.

Die Wintergärten!

(Eingesandt.)

** Frankfurt, 18. October. Die Biebricher Wintergärten sind für Frankfurt erworben und sollen nun aufgestellt werden. Aber wo? Im Westend; dort aber selbstverständlich nur an die Bockenheimer Landstraße. Nun ist aber das Gelände zu beiden Seiten der Landstraße nur mit großen Opfern für die Gesellschaft zu erwerben. Außerdem bedarf die Gesellschaft zur Anlage der Wintergärten, will sie im Geringsten etwas Ansprechendes hinstellen, zum wenigsten 400,000 fl. Sollte man da nicht überlegen, ob man je in den Stand gesetzt sein wird, den Actionären eine erfreuliche Bilanz vorlegen zu können? Wir bezweifeln dies ganz entschieden, und werden deßhalb um so mehr auf ein anderes Gebiet gedrängt, da uns dort eine rasche und schnelle Entwicklung der ganzen Frage möglich erscheint. Die zoologische Gesellschaft hat im Ostende, und zwar auf der Pfingstweide, erstes Anrecht. Letztere ist der Gesellschaft von der Stadt unentgeltlich auf 99 Jahre zugesagt, jedoch mit der Bestimmung, daß nach Ablauf dieses Zeitraums die Pfingstweide unentgeltlich mit allen darauf vorgenommenen baulichen und anderen Veränderungen der Stadt wieder zufällt. Nun hat die Gesellschaft zur Errichtung der Wintergärten über 200,000 fl. an Handen. Außerdem bildeten sich im Ostend zwei Comités zum selben Zweck, die je 65,000 fl. (also zusammen 130,000 fl.) zur festen Verfügung haben. Sollte man nach Vorstehendem nicht zu einer Vereinigung sämmtlicher Interessen rathen? — Durch eine Vereinigung des zoologischen Gartens mit den Wintergärten wird die Rentabilität des zu errichtenden Etablissements sicher gestellt. Beide Gesellschaften getrennt, auf verschiedenen Plätzen, werden sicher große Mühe haben, die bedeutenden Mehrkosten, welche eben gerade in dieser Trennung liegen, aufzubringen und noch schwerer dürfte es denselben fallen, die vergrößerten Unterhaltungskosten zu decken oder aber einen Ueberschuß zur Verzinsung des Actien-Capitals zu erzielen. Außerdem läßt sich als sicher annehmen, daß auch die zoologische Gesellschaft in sich eine ganz bedeutende Summe als Zuschuß zu der vereinigten Anlage aufbringen wird, und steht überhaupt zu erwarten, daß, sobald sich die Vereinigung vergewissert, sobald Frankfurts Bürger die Ueberzeugung gewinnen, daß eine gemeinnützige und bedeutende Sache gemacht werden soll, weitere größere Zeichnungen von Geldbeiträgen angemeldet werden. — Wenn wir uns nun das eben Gesagte nochmals klar vorhalten, so kommen wir zu dem unbedingten Schluß, daß in der Idee der Vereinigung der beiden Gesellschaften die einzig wahre und richtige Auffassung der Frage liegt; daß man dadurch in den Stand gesetzt sein wird, sofort zu beginnen und mit vereinten Kräften ein großartiges Werk hinzustellen, bei dem die Frage: „ob Ost oder West?" gar nicht ins Spiel kommen kann. Es muß dies ein Etablissement geben, einzig in seiner Art, das, für unsere schöne und so begehrte Stadt, einen weiteren würdigen Anziehungspunkt bietet. Daß die Pfingstweide für eine derartige Anlage sehr geeignet ist, geht aus dem in den Erkern der [illegible] Musikalienhandlung (Ecke der Zeil und Liebfrauenstraße) ausgestellten Plane der Herren Gebr. Lönholdt hervor, und verfehlen wir nicht, das sich interessirende Publikum ganz besonders darauf aufmerksam zu machen. Diese Herren haben die Frage der Vereinigung, wie es uns scheint, in höchst gelungener, genialer Weise gelöst und läßt sich annehmen, daß die Verfasser nicht nur im Stande sind, ein großartiges und würdiges Etablissement auszuführen, sondern auch wohl dazu bereit sein werden, die leitenden Ideen für die vorliegende Anlage auf Verlangen dem Publikum preiszugeben, so daß dasselbe eine eigne Anschauung dieser Ideen finden kann, um mit und in der ganzen Sache zu leben und zu wirken. Ein in dieser Weise geschaffenes Etablissement wird die Frage über Ost und West überwachsen. Es muß ein besuchter Ort für Einheimische und Fremde geben. Die ausgebreiteten Anlagen erlauben einer großen Menschenmenge, sich in denselben zu bewegen, ohne sich in irgend einer Weise gegenseitig zu stören. Frankfurt wird zufrieden sein! Aber noch mehr! die Anlage der Pfingstweide fordert das Gesammt-Interesse der Bürgerschaft heraus. Sie wird die Verlängerung der Zeil in irgend einer Weise, als unbedingte Folge nach sich ziehen. Diese Verlängerung wird der Speculation ein weites gutes und gesuchtes Feld eröffnen. Die unter den Umwälzungen des Jahres 1866 so sehr geschädigten Interessen unseres Mittelstandes, unsern sämmtlichen Bauhandwerker werden einen Ersatz finden in dem großen, bedeutenden Bedarf von Arbeit, der durch die baldige Verlängerung der Zeil, unserer größesten Verkehrsstraße, selbstverständlich hervorgebracht werden wird. Möge darum ein Jeder, der sich berufen fühlt, in diesen Sachen ein Wort mitzureden, auf eine Vereinigung der genannten Gesellschaften hinzuwirken und damit das angedeutete Ziel zu erstreben suchen, zum Wohle unserer Vaterstadt!

X.

Digitized by Google

Museum.

Wir müssen bekennen, daß uns bei Ansicht der Programm-Nummer: Dr. R. Prutz von Stettin über „J. Chr. Günther (1695—1723), ein deutsches Dichterleben", wie es wohl auch Anderen ergangen sein mag, ein getheiltes Gefühl überkam. Von R. Prutz, dem mit allem Recht gerühmten Literaturhistoriker, dem Dichter, dem Redner und dem Mann, der seit seiner ersten Thätigkeit an den Halle'schen Jahrbüchern bis zu seinen strafrechtlich behandelten Gedichten „Mai 1866" und „Juli 1866" allen Lebensstürmen wetterfest gestanden, erwarteten wir Alles, — über J. Chr. Günther aber, den verkommenen Student-Poeten, gar wenig. Der lebhafte Beifall indeß, womit die Zuhörerschaft den Vortrag lohnte, löst die Spannung zu voller Befriedigung; denn vollbefriedigt gingen, so glauben wir, Alle, weil sie der Redner von dem Poeten und seiner nicht gewöhnlichen Bedeutsamkeit überzeugt und damit zugleich eine culturgeschichtliche Skizze geboten hatte, aus deren anregender Gediegenheit man auch Etwas mit nach Hause nahm.

Nach einem durch etwas behäbige Breite, freilich für sie um so schmeichelhafteren Eingang, empfingen die Zuhörer einen trefflich orientirenden Abriß der Zustände unserer Literatur zur Zeit des Auftretens Günthers, insbesondere der beiden schlesischen Dichterschulen (mit ihren bekannten Repräsentanten M. Opitz, P. Flemming, Hofmannswaldau, Lohenstein), aus deren unmittelbarem Boden derselbe hervorwuchs. Die Schilderung dann seines kurzen Lebens bot nur das unerquickliche Bild eines nach gescheiterten Hoffnungen kometenartigen Schweifens und des nach zweifelhaftem Liebesglück, nach vergeblichen Versuchen, den Fluch eines harten Vaters zu wenden, verschuldeten frühen Untergangs. Eine der Knospen, die vom Lebensbaum der Menschheit abfallen müssen, um dessen schöneren Blüthen, der reifenden Frucht Raum zu geben, zählt auch Günther zu den Opfern, welche in geschichtlicher Nothwendigkeit die Entwicklung des großen Ganzen unbarmherzig fordert. Der hohe Werth des Dichters nun, den Goethe einen Poeten im vollen Sinn des Worts, ein entschiedenes Talent genannt und zu dessen Schicksal er den Grund in dem Urtheil gegeben hat: „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten", — ist darin gelegen, daß er nach der lehrhaften Flachheit, für welche Opitz' „Buch von der deutschen Poeterei" das Muster aufstellte, Gryphius in der fruchtbringenden Gesellschaft „der Unsterbliche" war, und in seiner Zeit, die den höchsten Schwulst noch für den besten Geschmack ansah, in seinen Liedern der Dichtung einen neuen Inhalt, den der Individualität, der Leidenschaft des eignen Ich's, der Sprache aber einen anderen Schwung und mit empfindungsreicher Bewegung die Volksthümlichkeit gab. Er ist denn auch der erste deutsche Sänger, welcher durch die Schule der Frauen ging, und einer Derjenigen, der im Verhältniß zu seinem Vater den ewigen Gegensatz zwischen dem Alten und dem Neuen in feindlicher Begegnung [illegible] In, wenn auch etwas [illegible] kam [illegible] von dem Märtyrer [illegible] — auf vir Opfer, welche der politischen Neugestaltung in 1848 und 1866 gefallen. Wie wir wissen, gilt ihm nach dem Goethe'schen Satz: Schönheit die Vorhalle zur Freiheit — als das Ideal und der Zielpunct jeden Strebens der Menschheit der freie Staat, und so schloß er mit der tröstlichen Hoffnung, daß wie auf Günther die Größeren, Goethe im siegenden Zeichen der Schönheit, Schiller in dem der Freiheit gefolgt, als nothwendige Erfüllung stetiger Entwickelung, nicht im Sturm der Leidenschaft, sondern nach harter Geistesarbeit, dereinst dem deutschen Volk der größte, nicht ein König, nicht ein Feldherr, — ein Bürger erscheinen werde, im Dienst zugleich der Freiheit und der Schönheit. ⊙

Frankfurt, 19. October.

Karl Hill hat am 12. d. die Bühne zum zweiten Male betreten und war in der Partie des Jägers in Kreutzer's „Nachtlager". Die „Schweiner Zeitung" berichtet darüber: „Wir finden es gerechtfertigt, daß Hill die Partie des Jägers zu seinem Debut gewählt, denn sie bietet dem Sänger so viele dankbare Gesangs-Nummern, daß derselbe darin hinreichend Gelegenheit findet, seine ganze Kunst zu entfalten. Der Debutant hat denn auch nicht verfehlt, dieselbe im glänzendsten Lichte zu zeigen. Was aber ganz besondere Anerkennung verdient und uns mit Bewunderung erfüllt bei einem Sänger, der zum zweiten Male erst die Bühne betritt, ist die Art und Weise der Darstellung und die consequente Durchführung in schauspielerischer Hinsicht. Wie als Jacob, so verstand es Herr Hill auch als Jäger, den Charakter der Rolle von Anfang bis zu Ende festzuhalten, und wenn wir uns nach dem ersten Auftreten noch nicht mit völliger Sicherheit ein Urtheil zutrauen konnten über die Fähigkeiten des Debutanten, so glauben wir nach der zweiten Partie doch nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß die Bühne für Herrn Hills Talent der richtige Boden sei. In musikalischer Beziehung beherrschte derselbe die umfangreiche Partie mit völliger Sicherheit, der Vortrag einzelner Stellen, wo namentlich die volle Weichheit des schönen Organs in seinem ganzen Wohllaut zur Geltung kam, riß das Publikum zu lebhaften Beifallsbezeugungen hin und wurde der ausgezeichnete Sänger sowie die beiden andern Träger der Hauptpartien, Fräulein Murjahn und Herr Bohlig, nach beiden Actschlüssen lebhaft gerufen."

Der Improvisator Herrmann, welcher sich am Samstag im Saalbau produzirte, hat bei dem kleinen Publikum, das er um sich versammelt hatte, eine freundliche Aufnahme gefunden. Seine Leistungen waren ungleich. Während seine Improvisationen über bestimmte Themata (besonders „die erste Liebeserklärung" und die „Klage des bartlosen Jüngtings") recht ansprechend waren, entledigte er sich weniger gewandt seiner Aufgabe, aus gegebenen, bunt zusammengewürfelten Worten ein Ganzes zu improvisiren. Es konnten uns die Leistungen des Herrn Herrmann jedoch schon aus dem Grunde weniger frappiren, da wir selbst in unseren Mauern ein sehr bedeutendes improvisatorisches Talent besitzen, das gesellige Kreise und Vereine schon oft durch seine hervorragenden Leistungen erfreut hat.

Wer sicher sein will, bei Ausflügen Eisenbahnzüge zu versäumen, der bediene sich des Knap'schen Transport-Anzeigers. Heute ist der 19. October und noch sind die Abonnenten nicht im Besitz der am 15. d. an allen Bahnen stattgefundenen Aenderungen. Einsender dieses gerieth durch diesen „Transport-Anzeiger", der seine Aufgabe in keiner Weise erfüllt, gestern wieder, wie schon früher wiederholt, in die größte Verlegenheit.

Wegen Vorbereitungen zu der Jubiläums-Feier des Cäcilien-Vereins findet die II. Quartett-Soirée der Herren Heermann, Becker, Welcker, Müller unter Mitwirkung des Heern Wallenstein nächsten Donnerstag, den 22. October, Abends 7 Uhr, im kleinen Concertsaal des Saalbaues statt. Programm: 1) Quartett (A-dur) R. Schumann. 2) Trio (Es-dur) F. Schubert. 3) Quartett (F-dur) W. A. Mozart.

Kunst-Notizen.

Fräulein **Therese Tietjens** mit der Gesellschaft des Herrn Mapleson hat ihre Vorstellungen in Dublin beendigt. Der Sängerin wurde von Seiten der Iren eine so enthusiastische Aufnahme zu Theil, wie ihn die Bühnenkoniginnen heuzutage nur noch selten finden. Nicht nur, daß das ganze Theater zu erhöhten Eintrittspreisen bis aufs letzte Stehplätzchen vollgepfropft war und einige Hundert Zuschauer hinter den Coulissen untergebracht werden mußten, auch außerhalb des Theaters suchte man ihr Beweise der Anerkennung zu geben. Mehrere Abende hindurch begleiteten 100 Polizisten den Wagen der Sängerin nach dem Theater, um zu verhindern, daß man ihr die Pferde ausspanne. Nach der Abschiedsvorstellung jedoch erwies sich selbst diese Maßregel als nutzlos. Der Wagen wurde gestürmt, der Kutscher von seinem Sitze entfernt, die Escorte — nicht ohne eine anständige Prügelei — überwältigt und eine große Menschenmasse zog die gefeierte Künstlerin nach ihrer Wohnung. Es erinnert dieß an den Ausspruch der Taglioni, daß sie, wenn auf Reisen, sich nie Relaispferde zu bestellen brauche, da sich stets genug Leute fänden, ihren Wagen zu ziehen.

Christine Nilsson. Die „Revue et Gazette des Théâtres" schreibt, daß eine englische Compagnie der Sängerin Christine Nilsson 100,000 Francs per Monat für eine viermonatliche Tour in England und Irland angeboten habe, die am Schlusse ihres Engagements an „Her Majestys Theatre" zu London beginnen soll.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 20. October. **Damenkrieg,** Lustspiel in 3 Acten, nach dem Französischen des Scribe von Olfers. Hierauf: **Das Schwert des Damokles,** Schwank in 1 Act von G. zu Puttlitz.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 268.)

Mittwoch, 21. October. **Die Entführung aus dem Serail,** große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 269.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 293. Mittwoch, den 21. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Brigitta erhob sich und schlich zur Thür.

„Wer ist draußen?“ fragte sie mit zitterndem Tone.

„Kerdingen“, lautete die flüsternde Antwort, „öffne, Brigitta.“

Die Dienerin prallte zurück, einen schwachen Schrei ausstoßend.

„Ich dachte es“, murmelte sie, „ich wußte, daß er kommen würde, sich zu rächen.“

Aber ihre Hand erhob sich nicht, den Schlüssel umzudrehen und das Begehren des draußen Harrenden zu erfüllen. Ein schwerer Kampf spiegelte sich in ihren Mienen.

„Oeffne, Brigitta!“ wiederholte die Stimme, „im Namen Leonas von Kerdingen, Deiner Herrin, öffne dem rechten Herrn des Schlosses seiner Väter!“

Es war entschieden. Die Greisin wankte näher, ihre Hände zitterten und ihre Zähne klapperten wie vor Frost. Sie drehte den verrosteten Schlüssel um, zog mit schwachen Händen die Riegel zurück, die den Eingang sicherten und mit knarrendem Ton theilten sich die mächtigen Flügel des Eingangs.

Die hohe Gestalt des Unbekannten trat über die Schwelle. Sein Mantel triefte von Schnee und Regen, der Sturm in seinem tückischen Spiel hatte weder das wallende Haar des Hauptes, noch den Bart des Greises verschont aber dennoch lag in der ganzen Erscheinung desselben ein so Ehrfurcht gebietender Ausdruck, daß Brigitta nicht das Auge zu dem Sohne ihrer verrathenen Herrin zu erheben wagte.

„Elend und Herzeleid mochten mein Haar grau vor der Zeit, und mein Herz alt vor dem Alter“, nahm er nach einer kurzen Pause das Wort, während der er fest den Blick auf die wie vernichtet dastehende Dienerin geheftet hielt. „Und dennoch, frage ich Dich, Brigitta, erkennst Du mich noch?“

„Ich erkenne Sie!“ stammelte die Frau halbbewußtlos. „Sie gleichen Ihrem Vater, dem Grafen Otfried, meinem Herrn!“

„Ich sah den Usurpator von dannen ziehen. Das erstemal, daß er das Schloß verläßt“, fuhr der Greis fort. „Endlich, endlich kann ich erfahren, wonach mein Herz in brünstiger Sehnsucht schmachtet. Brigitta, bei der ewigen Vergeltung, die Dich droben erwartet, gib mir Wahrheit. Marguerite Lavergne befindet sich in den Händen der Chouans; aber dieser Name ist ein falscher, nicht wahr? Nicht das Blut des Elenden rinnt in ihren Adern; es ist mein Kind, — das letzte Liebespfand meiner Alice?“

„Marguerite in den Händen der Chouans?!“ rief die Greisin entsetzt, „und Ihr, man sagt es laut im Dorfe, Ihr seid ein Oberhaupt derselben?“

„Man kennt mich als den Vater Bonifaz“, erwiderte Kerdingen, „das Weitere ist mein Geheimniß. Von Dir aber will ich Antwort, klar und deutlich, — ist Marguerita mein Kind?“

Die Alte zögerte mit der Antwort.

„Sagt Euch die Stimme des Blutes nichts?“ fragte sie nach einer Weile.

„Nichts“, erwiderte der Graf düster. „Die Natur verstummt. Sie wuchs in meines Todfeindes Hause auf.“

„Und wenn nun jenes junge Mädchen nicht Eure Tochter, wenn sie wirklich Pierre Lavergnes Kind wäre?“

„Dann — — Brigitta, wecke nicht die schwarzen Geister in meiner Brust!“ rief der Graf in düsterer Leidenschaft. „Mein Sinn ist mild, ich vermag ihn nicht zur Härte zu zwingen; aber der Gedanke, sein Kind — das einzige Wesen, an dem vielleicht sein Herz hängt — in meiner Macht zu wissen, der Gedanke, heimzahlen zu können mit Wucherzinsen all das unsägliche Elend, das dieser Mann über mich und die Meinen gebracht — —“ Er hielt inne; in höchster Erregung funkelte sein Auge, krampfhaft ballten sich seine Hände zusammen.

Eine namenlose Angst ergriff die Seele der alten Brigitta. Nur ein Mittel gab es, sie sah es klar; nur eins, das geliebte Mädchen der Rache Victors von Kerdingen zu entziehen, und sie war entschlossen, es zu benutzen.

„Vernehmt es denn, Graf Victor“, sagte sie, „Marguerite ist Euer Kind, Eure Tochter; rettet sie, wenn sie Euch theuer.“

„Also doch meine Tochter!“ murmelte Victor, und wie es schien, etwas getäuscht. „Ich träumte einst von einem Sohn. — Doch gleichviel, es ist das Kind meiner Alice; hin zu ihr, der nächste Tag finde sie nicht mehr in dieser Gegend. Nie sehe sie Frankreich wieder.“

Laut schrie Brigitta auf. Das hatte sie nicht bedacht, sich auf ewig von Margueriten trennen zu müssen; einsam, unter der Tyrannei Pierre's, in's Grab zu sinken, nimmer vermochte sie dieß zu tragen.

„Hören Sie mich an, Graf Victor“, flehte sie. „Entfernen Sie Ihr Kind nicht von dieser Stätte. Sie ist ihr theuer. — Pierre Lavergne ist milde und wohlwollend für sie allein; nichts mangelt ihr, und ich, ich würde die Trennung von ihr nicht überleben.“

„Marguerite wird dieses Schloß nicht wieder sehen“, erwiderte der Graf in festem Tone; „in treuer Huth, jenseits des Oceans, wo für mich auch ein Asyl erblühte, ehe mich die Sache meines Königs und die heilige Rache in meine Heimath rief.“

Brigitta rang verzweifelnd die Hände.

„Erfahren Sie denn“, rief sie, „auch Margueritens Herz würde brechen, zwänge man sie, von hier zu scheiden, denn ihr Herz ist nicht mehr frei; sie liebt mit der ersten Gluth der Jugend, liebt...“

„Meine Tochter?“ rief der Greis, „und wer ist der Gegenstand ihres Herzens?“

Digitized by Google

Abermals stockte Brigitta. Ihre Gedanken verwirrten sich. Konnte sie dem Grafen die Geschichte Charles, des Findlings, verschweigen?

„Wen liebt meine Tochter?“ wiederholte der Graf ungeduldig.

„Einen Jüngling, elternlos und arm, aber gut und edel“, erwiderte sie endlich. „Pierre Lavergne nahm sich seiner an und er schenkte ihm sein Vertrauen.“

„Sein Vertrauen?!“ unterbrach der Greis ihre Worte mit bitterem Lachen, „sein Vertrauen? Ha! dann wird er wohl die Sympathie verwandter Seelen erkannt haben, — und ein Heuchler, ein Schurke war es, der das Herz meiner Marguerite stahl.“

„Ihr habt Unrecht, Graf Victor!“ rief Brigitta. „Charles Bojeau ist der Achtung werth.“

„Charles Bojeau!“ rief Victor, „ganz recht, es ist derselbe Name des Jünglings, den meine Leute gefangen. Er tödtete uns drei der besten Männer. Tapfer wie ein Kerdingen, — aber dennoch mußte ich das Todesurtheil gegen ihn erkennen. Noch diesen Abend wird er erschossen. Die Leute sind nicht mehr zu halten, wollen Blut sehen und der Verurtheilte hat das Blut ihrer Kameraden vergossen.“

„Allmächtiger Gott!“ schrie Brigitta außer sich. „Ihr spracht sein Todesurtheil; und habt Ihr ihn selber gesehen, den jungen Mann, — waret Ihr ihm nahe?“

„Ich kenne ihn nicht, aber ich hasse ihn, da Pierre Lavergne ihm seine Gunst zugewendet“, erwiderte der Graf. „Mag er sterben, — vielleicht hat er schon geendet.“

Die Greisin verbarg ihr Haupt in den welken Händen.

„Und leben zu müssen, um diesen Jammer zu schauen“, jammerte sie. „Wehe, Kerdingen, auch über Dein Haupt zieht sich der Fluch, das Unheil zusammen, das uns Alle belastet. — Du sprachst dem eigenen Sohn das Todesurtheil. — Ich belog Dich elend, um Marguerite vor Deiner Rache zu schützen; sie ist mein Kind und Pierre's, der heimlich mit mir vermählt. Dein Sohn aber ist Charles Bojeau!“

Ein furchtbarer Schrei drang aus der Brust des Greises, ein Schrei der höchsten Verzweiflung.

„Mein Sohn“, wiederholte er, „und ich sein Mörder! Auch diesen Kelch, noch ehe ich das müde Haupt zur Ruhe lege. Und ahnungslos schrieb ich meinen Namen unter den blutigen Befehl. Aber vielleicht ist noch Rettung möglich, vielleicht zögerten sie, das Urtheil zu vollstrecken. — Zu ihm, zu ihm, um ihn zu retten, oder mit ihm zu sterben!“

Mit der Hast eines Jünglings ergriff er den noch immer triefenden Mantel, warf ihn um und stürzte hinaus in die dunkle Nacht. Die Angst beflügelte seine Schritte und sein Mund sandte inbrünstige Gebete zum Himmel empor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Volkskalender.

Wenn das Jahr sich zu Ende neigt, wenn die Hochfluth der literarischen Production, bis zum Christfest mählich und mählich steigend, eben sich zu erheben beginnt, eilen schon als flüchtige Vorboten die Volkskalender voraus und ziehen mit fast nach Tagen zu bestimmender Regelmäßigkeit, stets mit Jubel begrüßt, ins deutsche Haus ein. Es sind gar liebe Gäste, die wir trotz der kurzen Spanne von Jahren, die ihr Dasein aufweisen kann, schon nahezu unentbehrlich finden. Wie mit Janusgesichtern stehen sie an der Schwelle des Jahres, in die letzte Vergangenheit behaglich rückwärts blickend, die nächste Zukunft freudig und hoffnungsvoll begrüßend. Aber freilich, dieß jugendliche, ganz der Tageslaune angehörige Geschlecht ist auch schon, wie es mit allen Geschöpfen des literarischen Bedürfnisses geht, so bedenklich degenerirt, daß es Mühe kostet, von der Mehrzahl derselben ein allzu aufmerksames kritisches Gelüste fernzuhalten. Die Kalender, wie man sie für das „Volk“ gut genug hält, befriedigen nichts weiter als die eigene allezeit rege Speculation ihrer Urheber. Von ihnen sprechen wir hier nicht. Es genügt, auf die wirklich guten Producte aufmerksam zu machen, sie etwas im Detail zu examiniren und ihre Alleinberechtigung nachzuweisen, damit sie das Terrain des guten Geschmacks behaupten.

Sobald wir von Volkskalendern sprechen, müssen wir auch schon Unterscheidungen und Unterabtheilungen machen. Es hat sich vor Allem die Species des Wissenschaftlichen Kalenders neuerdings von dem Volkskalender streng gesondert. Ein Glück für den Volkskalender ist das gerade nicht; denn dieser sollte ohne Frage auch das ganze wissenschaftliche Gebiet, so weit es überhaupt populär discutirbar ist, mitumfassen. Aber da er es nun einmal, meist aus räumlichen Rücksichten, nicht auf sich nehmen kann, dies in systematischer Weise zu thun, so überläßt er es seinem jüngeren Bruder, und von diesem müssen wir dann auch eine um so sorgfältigere und umfassendere Ausführung seiner Aufgabe erwarten. Dem Volkskalender aber fällt nun kaum viel mehr zu, als eine gediegene, wahrhaft bildende Verkörperung aller poetischen und prosaischen Interessen, wie sie in jedem Hause, bei Reich und Arm heutzutage Bedürfniß sind, unterstützt und gehoben durch die künstlerischen Mittel des Holzschnitts oder des Stahlstichs.

Halten wir von diesem Standpunkte aus einmal Revue über die neuesten Repräsentanten beider Arten. Da ist vor allen Dingen der Nestor der Kalender, hervorragend unter ihnen an Umfang und Gestalt, wie Zeus unter den Myrmidonen: Weber's Illustrirter Kalender für 1869. Um ihn genau zu charakterisiren, müßten wir ihn den Kalender der Kalender nennen. Er ist der rechte Typus der wissenschaftlichen Art, encyclopädisch über Alles waltend und engumschrieben auf jedem Felde, populär und fachmännisch genau. Sein Volumen wird von Jahr zu Jahr dickleibiger, immer will er noch mehr fassen und man erschrickt ordentlich, wenn man dieses neuesten Jahrgangs unlesbare Tabellenreihe ansieht, die fast Alles statistisch zusammengliedert, was sich nur in diese Form bringen läßt: Hof und Staat, Militär und Marine, Handel und Verkehr, Kirche und Schule, Heilwissenschaft, Literatur und Kunst. Diese alle wieder mit zahlreichen Unterabtheilungen, unter denen selbst die zahlreichen Versicherungsgesellschaften aufgeführt sind. Die Genauigkeit und praktische Verwendbarkeit gewinnt bei dieser Fülle, die Lesbarkeit leidet darunter. Im weiteren Sinne populär kann eine solche Anlage jedenfalls nicht werden, rein fachwissenschaftlich darf sie nicht sein: sie muß die goldene Mitte halten und das versteht sie denn auch meisterlich. Ihr Tenor ist ein solcher, daß er die gebildetsten Fachleute gerade noch befriedigen kann, dem Laien manches Neue sagt und ihn vortrefflich unterhält. Eine Reihe der besten Holzschnittbilder geht nebenher; die Porträts namentlich bilden, auch dieses Jahr wieder, eine kleine Gallerie aus allen Gebieten für sich. Wie alle Producte des Weber'schen Verlags, hat auch dieser Kalender von jeher den Stempel einer ächt wissenschaftlichen Gliederung; wir sehen auch gar nicht ein, was ihn abhalten könnte, für die Zukunft nach Art des Gothaischen Kalenders eine vollständige Staatsstatistik zu geben, die kaum einige Seiten mehr in diesen mächtigen Rahmen einnehmen würde. Ganze Theile dazu sind schon vorhanden.

Haben wir bei diesem altbewährten Unternehmen eine sonst nirgends vorhandene Universalität bemerken müssen, so ist dagegen bei einer zweiten neueren Publication das Princip strengerer fachwissenschaftlicher Begränzung durchgeführt, ein in seiner Art vollkommen neuer und, wie uns scheint, recht fruchtbarer Gedanke.

Digitized by Google

Es ist Max Wirth's „Deutscher Gewerbskalender" (Weimar, Voigt). Dieser in etwas bescheidenerem Gewande, aber recht sauber auftretende Kumpan läßt sich zwar nicht merken, wie alt er ist, aber wir sehen es ihm gleich an, daß er noch in sehr jugendlichem Alter sich befindet; es ist ihm eine gewisse Täppigkeit eigen, er ist noch nicht in die Schule der Systematik gegangen. Dafür ist er aber um so frischer und ungezwungener im Ton. Kleine warme Erzählungen und Personalskizzen aus dem Gewerbsleben wechseln mit den nüchternsten Darstellungen der Technik ab; Entdeckungen und Erfindungen bilden den Hauptstoff seiner Umschau. Egestorff und Liebieg finden z. B. diesmal ihren Biographen; über Mineralöle berichtet Professor Müller und das Capitel der neuesten Erfindungen behandelt Civilingenieur Barthel recht instructiv und übersichtlich. Der Herausgeber und M. M. v. Weber haben mit viel Geschick den novellistischen Theil, immer vom Gebiet des Gewerbslebens, bearbeitet.

Wir lassen es mit der Vorführung dieser vornehmsten Repräsentanten der Wissenschaftskalender genug sein und wenden uns zu den reinen Volkskalendern. Welchen anderen aber dürften wir hier in das Vordertreffen stellen, als den allbeliebten alten Freund des deutschen Hauses, den volksthümlichsten von allen, Berthold Auerbachs Volkskalender? Ist er ja ein Liebling der Jugend wie des Alters, heimisch in Hütte und Palast. Das macht seine zwiefache gute Eigenschaft: die Billigkeit und das noble, solide Aeußere. Aber auch selbst wenn Paul Meyerheim, der liebenswürdige Künstler, mit seinem Stift nicht so überreich ihn beschenkte, wie er es diesmal gethan hat, der Freund einer gediegenen Lectüre würde doch Auerbachs Kalender zur Hand nehmen; denn er weiß, daß ihm hier immer die reifsten Früchte einer auf der Höhe der Zeit stehenden humanen Bildung geboten werden. Die Dorfgeschichten des Herausgebers gar nicht zu erwähnen, die auch diesmal nicht fehlen, ist die Form aller hier auftretenden Pieces stets dieselbe: eine anscheinend leichte, aber reif durchdachte und sorgfältig ausgeführte Retouche des feinsten Entwurfs. Um nur eins zu nennen, hat diesmal Woltmann die „Kunst für's Haus" mit Meisterstrichen silhouettirt. Zunächst dem Auerbach'schen Kalender an Renommé und Popularität steht, auch schon seit einer Reihe von Jahren, W. O. v. Horn's Spinnstube (Frankfurt, Sauerländer). Der diesjährige Jahrgang ist ein nicht wenig exquisiter. Freilich ist der würdige Herausgeber seit dem vorigen Jahre nicht mehr unter den Lebenden; aber er hat noch für diesen Jahrgang manch schönes Stücklein gearbeitet und auch für die Folge wird uns aus seinem Nachlaß noch Manches versprochen. Wir begrüßen mit Freuden die Fortdauer dieses schönen Kalenders, der ganz seinen eignen Ton hat. Die Thumann'schen Bilder sind keine geringe Zierde, sie kommen wie aus der Mappe Ludwig Richters. Von freundlicher, künstlerischer Ausstattung ist auch Steffens' Volkskalender, ebenfalls ein gern gesehener Gast, wo er nur je eingekehrt ist. Zwar haben wir schon bessere Holzschnitte bei ihm gesehen und sogar Ludwig Pietsch läßt diesmal im Stich, aber dafür ist unter den Stahlstichen manches Hübsche. Namen wie Rodenberg, Louise Mühlbach und Lammers bürgen für eine unterhaltende und solide Lectüre. Ganz auf demselben Niveau steht Trewendt's Volkskalender, der noch etwas mehr seinen Schwerpunkt auf die Stahlstich-Illustration legt. Meisterhaft ist z. B. die Wiedergabe des Knaus'schen Bildes „die Spieler". Der Text bietet manche allerliebste Poesieen und Humoresken. Zum Schluß wollen wir noch den Allgemeinen Hauskalender desselben Verlags erwähnen, der zwar nicht so viel bringt als die beliebten Hinkenden Boten, aber doch ganz praktisch für den Hauswirth ist.

H.

Mannichfaltigkeiten.

(Orkan.) Ein furchtbarer Orkan hat am Abend des 29. September in Charkow (Rußland) gewüthet. Nach einem klaren und sehr warmen Tage (es waren im Schatten + 20 Grade R. gewesen) stiegen beim Untergange der Sonne sehr dunkle Wolken auf. Um halb 7 Uhr begannen die ersten Windstöße, und eine Viertelstunde darauf hatte der Orkan bereits seine höchste Wuth erreicht. Dabei floß der Regen in Strömen, leuchteten die Blitze und rollte ein furchtbarer Donner. Die Häuser erbebten, die Fensterscheiben sprangen unter dem Drucke der Luft und die Eisenbleche der Dächer und die Ziegelsteine der Schornsteine fielen in die Straße herab. Die auf der Straße betroffenen Leute flohen mit Angstgeschrei in die Häuser. Keine Beschreibung kann die Verwirrung malen, die in diesem Augenblicke herrschte. Der eigentliche Orkan dauerte nicht länger als 10 Minuten; dann beruhigte sich die Atmosphäre allmählich und um 9 Uhr Abends war der Himmel wieder heiter. Von einigen Häusern sind mit den Dächern auch die Dachsparren herabgerissen und weit fortgeführt worden. Der Berichterstatter meint, daß der durch den Orkan verursachte Schaden sich auf 100,000 Rubel belaufen werde. — Der „Russ. St. Petersb. Z." wird über dasselbe Phänomen geschrieben, daß viele Menschen Verletzungen davongetragen, einige sogar das Leben eingebüßt haben. Der Sturm brach die Geländer von den Brücken und schleuderte die Darübergehenden ins Wasser. Equipagen wurden mit den Pferden fortgeweht.

(Der merkwürdigste Scheidungsproceß), den es je gegeben, bei welchem aber nicht der Spruch des Gesetzes, sondern das Messer scheiden soll, dürfte nahe bevorstehen. Die siamesischen Zwillinge, dieses einzige und unvergeßliche Naturspiel, sind wieder nach Europa gekommen, nicht um sich aufs Neue für Geld bewundern, sondern um sich trennen zu lassen und gewöhnliche Menschen zu werden, unbekümmert darum, daß es dann mit ihrer ganzen Berühmtheit auf einmal vorbei ist. Sie suchen jetzt unter den Pariser Aerzten den Mann, der sich mit ihnen dem Wagstück der Operation unterziehen will. Seit dem ersten Auftreten des merkwürdigen Paares sind schon ziemlich 40 Jahre verflossen. Sie wurden durch ihre Schaustellung in der alten und neuen Welt bald reich, kauften sich in Nordcarolina mit bedeutenden Ländereien an, und zwei Schwestern fanden sich bereit, ihre Lebensgefährtinnen zu werden. Achtzehn Kinder, zu 9 und 9 brüderlich getheilt, entsprangen dieser einzig dastehenden Doppelehe. Die Brüder sind nunmehr 59 Jahre alt und in dieser langen Zeit im eigentlichsten Wortsinne Arm in Arm durchs Leben gegangen; wer wollte es ihnen verübeln, wenn endlich auch Jeder gern seinen eigenen Weg gehen möchte? Ueber die Möglichkeit einer gefahrlosen Trennung sind die Aerzte immer getheilter Meinung gewesen; die meisten erklärten wohl das Unternehmen für unbedingt lebensgefährlich. Gegenwärtig scheinen sich die Ansichten von der Sache gemildert zu haben; seitdem die Erfahrung gelehrt hat, daß der Eine krank und wieder gesund werden kann ohne Mitleidenheit des Andern, vermuthet man eine so gar enge Verflechtung der Lebensorgane nicht mehr. Thatsache ist, daß Beide jetzt die Trennung wollen, die sie früher wohl gar nicht so ernstlich wünschten. Die alte rührende Brüderlichkeit besteht zwischen ihnen nicht mehr; sie sollen seit 5 Jahren aufgehört haben, mit einander zu sprechen, und in diesem Falle wäre ihre Situation allerdings fürchterlich. Wenn es nicht ein bloßer ausgesprengter Scherz ist, so wäre ihr Zwist ein politischer und Eng ein eingefleischter Unionsmann. Rang ein heftiger Separatist geworden. Somit wären sie also nur in dem Punkte noch einig, wo sie alle Beide Separatisten sind.

(Ein Doppelmord) wurde am 16. Oct. in Hamburg an der Wittwe Doris Krup und deren unverheirathetem Tochter Marie

Digitized by Google

begangen. Der Thäter, ein 20jähriger Zirkelschmied Namens Haase aus Bayern, wurde noch in derselben Nacht verhaftet und gestand das Verbrechen ein. Derselbe hat früher in einem sehr intimen Verhältnisse mit der Wittwe Krup gestanden, was Anlaß zu heftigen Auftritten mit der Tochter wurde. Letztere ließ sogar den Angeklagten durch die Polizei verhaften, was den Haase zu wilden Rachedrohungen gegen beide Frauenzimmer veranlaßte. Am späten Abend des genannten Tages drang er mit einem zweischneidig gemachten Brodmesser in die Wohnung seiner Opfer, forderte dort bleiben zu dürfen, und begann, auf die Weigerung der Frauen, einen Streit, in dessen Verlauf er der Tochter mehrere Stiche beibrachte. Ein Nachbar kam hinzu, und während derselbe entsetzt wegließ, um Hülfe zu holen, stürzte der Verbrecher in blinder Wuth in das Zimmer, wo er auch die Mutter niederstieß. Marie Krup konnte sterbend noch den Mörder bezeichnen. Die Mutter hatte sieben Wunden erhalten, wovon eine in der linken Brust; an der Tochter wurden drei Wunden, wovon eine ebenfalls in der linken Brust, gefunden; auch der Mörder ist an Hand und Schenkel verwundet, wie es scheint durch das eigene Messer. Er recognoscirte die Leichen, wobei er kalt und gefühllos erschien.

Frankfurt, 20. October.

Goethe's Hermann und Dorothea,

nach Originalzeichnungen von O. Cornill photographirt von J. Schäfer.

Zu den allseitig mit Freude begrüßten und weit verbreiteten Bilderkreisen aus dem Landleben und aus dem jüdischen Familienleben („Deutsche Sitte" von C. Engel und „Bilder aus dem altjüdischen Familienleben", in 2 Abtheilungen, von M. Oppenheim) sind nun als Anfang einer Goethe-Gallerie, die der in ihrem ersten Hefte bereits ausgegebenen neuen Schiller-Gallerie zur Seite treten soll, 6 Originalzeichnungen von O. Cornill zu Hermann und Dorothea photographirt im Kunstverlag von Heinrich Keller erschienen. Es könnte Bedenken erregen, daß bei den zahlreichen Illustrationen zu dieser Lieblingsdichtung unserer Nation und bei der außerordentlichen Verbreitung, die namentlich Kaulbach's Darstellungen in seiner Goethe-Gallerie überall gefunden haben, doch wieder der Versuch gemacht worden ist, die im Volke lebenden und ihm so innig befreundeten Gestalten in neuen Bildern vor's Auge zu führen. Aber gerade weil diese Gestalten, wie die der Glocke, als Urtypen unserer Dichtung in uns leben, ist die Aufgabe für den Künstler um so größer geworden und ein durchgreifender Erfolg seiner Schöpfung schwer zu erringen. Keine der bisherigen Gesammt-Darstellungen hat sich eines bedeutenden Beifalls zu erfreuen gehabt. Die Kaulbach'schen Einzel-Compositionen sind dagegen wohl von allen Seiten und mit Recht hoch gepriesen worden; aber, wenn sie auch durch die glückliche Wahl der Scenen uns das Verhältniß und das Wesen der beiden Hauptpersonen in reizender Klarheit und Vollständigkeit malen, möchten wir sie doch auch in den dazwischen liegenden und nachfolgenden Verwickelungen sehen und zuletzt ihre glückliche Vereinigung in einem Schlußbilde begrüßen. Außerdem möchten die Kaulbach'schen Figuren nicht Allen als dem naiven Charakter der Dichtung entsprechend erscheinen. Cornill hat sich bestrebt, seinen Gestalten den Charakter der Simplicität zu verleihen, den sie in der Dichtung tragen. Es ist durchaus die wirkliche Welt, die der Dichter bis in die unscheinbarsten Einzelheiten schildert, und zwar die deutsche Welt, wie sie lebte und webte zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Der realistische Sinn des Dichters triumphirt hier und gibt allen Scenen eine Anschaulichkeit des Gegenständlichen und eine Klarheit und Wärme des Innerlichen, wie wir es in höherem Grade in keiner anderen seiner Dichtungen finden. Und doch ist das ganze Gedicht durchweht von einer sittlichen Größe und von einer künstlerischen Schönheit, die es unter die idealsten dichterischen Schöpfungen erhebt. Auch dieses ideale Element darf der bildende Künstler nicht außer Acht lassen, wenn er seinem Vorbilde genügen will. Und wie unendlich viel schwieriger dieß für ihn ist, sehen wir eben aus den bisher verunglückten Versuchen. Wir glauben sagen zu dürfen, daß Cornill dem Ziele näher gekommen ist, wenn er es auch noch nicht erreicht hat. Die schlichte Größe des Mädchens, die noch gebundene, etwas unbeholfene Kraft des Jünglings, die durch die plötzlich erwachende und schnell sich zur Herrscherin vollendende Liebe zu freier Wirksamkeit gelangt, sind in den verschiedenen Bildern glücklich ausgedrückt und die Naivität der anderen Personen versetzt nicht die Harmonie des Ganzen. Ob die weniger gelungene Kampfscene, die einzige, die auch in der Dichtung manche Anfechtung erfahren hat, eine glückliche Wahl gewesen, möchten wir bezweifeln. Es läßt sich außerdem gegen dieselbe der nämliche Vorwurf erheben, wie gegen die Kaulbach'sche Illustration zu Tasso, die nicht eine Scene, sondern eine episodische Erzählung darstellt. Auch das letzte Bild möchte, weil es nur die letzte Verwickelung, aber nicht die befriedigende Auflösung gibt, als Schlußbild nicht genügen. Wir hätten nach den beiden ersten Scenen: der ersten Begegnung und dem Gespräch unter dem Birnbaum, gleich das vierte und fünfte Bild gewünscht: den Abschied Dorothea's von den Ihrigen und die Scene im Weinberg, und nach dem sechsten Blatt, das den vorübergehenden Bruch darstellt, zum Schluß die Verlobung. Die Photographien sind, wie die Zeichnungen selbst, der Dichtung entsprechend, nicht brillant, effectvoll, aber klar und bestimmt und entsprechen dem Ruf, den das Schäfer'sche Atelier längst sich erworben hat.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wien. Die Leseprobe des mit dem ersten Preise gekrönten Lustspiels „Schach dem König" findet im Burgtheater Ende der nächsten Woche statt. — Eckardt's Tragödie „Sokrates" wird an diesem Theater mit Lewinsky in der Titelrolle zur Aufführung kommen.

„Wer ist sie?" In Bezug auf den äußern Erfolg des neuen Stückes von Charlotte Birch-Pfeiffer „Wer ist sie?", das kürzlich in Berlin gegeben ward, geht uns im Gegensatz zu der von uns reproducirten Notiz der „Berl. Börsenzeitung", die von „vielseitigem Zischen" sprach, von glaubwürdiger Seite die Notiz zu, daß der äußerliche Erfolg des Stückes ein günstiger war, indem die Hauptdarsteller nach den Acten und am Schluß gerufen wurden.

Roderich Benedix hat sich nicht, wie man wissen wollte, bei der Preisbewerbung in Wien betheiligt. Dagegen hat er für die Wintersaison drei Stücke versandt, die alle drei bereits mit Erfolg gegeben werden. „Die Neujahrsnacht", ein kleines Schauspiel, wird wöchentlich ein paar Mal am Hoftheater in Berlin gegeben, „Der achtundachtzigste Geburtstag" ist in wenig Wochen 13 Mal am Wallner-Theater gegeben worden, „Die relegirten Studenten", ein größeres Lustspiel, haben in Breslau und Weimar entschiedenen Beifall gefunden.

Ferdinand Freiligrath, der bislang noch unschlüssig war, wo er seinen bleibenden Wohnsitz nehmen sollte, hat nunmehr Stuttgart, einen der literarischen Mittelpuncte Deutschlands, dazu gewählt und sich daselbst bereits eingerichtet.

Von einem preußischen Obersten, L. v. Besser, der den böhmischen Feldzug mitgemacht hat, ist bei Alexander Duncker in Berlin ein Werk über „die preußische Cavallerie in der Campagne 1866" mit 16 Karten und Plänen herausgegeben worden. Es zeugt von denkendem und durchaus nicht einseitig befangenem Studium dieser Waffe. Zu Beginn des Feldzugs stand nicht Alles, wie es sollte. Die preußische Cavallerie durfte sich mit der österreichischen vortrefflich equipirten und bedienten principiell sicher nicht messen. Wie der Verfasser nachweist, waren die Ersatz-Escadrons kaum completirt und die Pferde noch nicht genügend eingeübt, die Mannschaften theils noch ganz jung und unausgerüstet, wenn auch durch eine fünfwöchentliche Kriegsvorbereitung gestärkt. Im Ganzen bezeichnet es daher der Verfasser als ein Wunder, daß die preußische Cavallerie solche Erfolge über die österreichische davon getragen habe. Sachgemäß ist die Materie des Buches in einzelne Abschnitte getheilt, die sowohl von der Main- als der böhmischen Armee handeln, und zum Schlusse noch in einigen allgemeinen Bemerkungen resumiren. An Referaten von kühnen Reiterthaten ist kein Mangel, z. B. der originelle Einfall des Lieutenants v. Wrangel in die Festung Königgrätz am 4. Juli, der fast mit einer Capitulation der Besatzung geendigt hätte. Alles das ist gut erzählt, in fast munterem Ton, ohne jede pedantische kriegswissenschaftliche Detailmalerei, und doch fehlt, so viel wir es dem Buche ohne Detailkenntniß ansehen können, sicherlich keine einigermaßen wichtige Episode.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 21. October. **Die Entführung aus dem Serail**, große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart. (Abonnement-Vorstellung Nr. 269.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kits. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 294. Donnerstag, den 22. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Graf Victor war im Wald angekommen. Wie brauste der Sturm in den hohen Baumwipfeln; aber sein Ohr vernahm ihn nicht. Er hatte nur ein Gefühl, nur einen Gedanken: seinen Sohn. Der Schweiß rann in großen Tropfen von seinem Antlitz hernieder, sein Blut siedete vom vogelschnellen Lauf, aber immer weiter ging es durch die engen Pfade, mit denen er völlig vertraut schien, — jetzt brach er sich, um den Weg zu kürzen, Bahn durch ein Gestrüpp und — —

„Haltet ihn, ein Fang!" tönten rauhe Stimmen, und rohe Fäuste ergriffen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt.

Es war eine kleine Abtheilung der letzten Patrouille, die der Befehl Lavergne's von den Uebrigen getrennt hatte und nun durch einen Zufall mit dem Dahinjagenden zusammentraf.

„Ein Fang!" wiederholte der Anführer der Truppe, „leuchte doch, Michel, damit wir sehen, wen wir vor uns haben."

Der gerufene Bauer löste die am Gürtel befestigte brennende Laterne, und sie hoch empor haltend, beleuchtete er das Antlitz des gefürchteten Dorfbewohners.

Der Greis hatte diesen Augenblick erwartet. Er richtete sich in der ganzen imposanten Höhe seiner Gestalt empor und heftete sein Auge ruhig auf seine Feinde.

Die Wirkung war eine plötzliche. Bestürzt wichen die Leute zurück, Keiner wagte Hand an den Mann zu legen, der in ihren Augen übernatürliche Gaben besaß — und schon glaubte der Graf sich gerettet, als plötzlich in der Nähe die rauhe Stimme Pierre's ertönte.

„Ein Fang! ruft ihr, Leute? Haltet ihn, ich komme. Wehe Dem, der ihn entwischen läßt."

Der Greis zuckte zusammen, wie vom Stich einer giftigen Schlange getroffen. Er wandte sich, um zu fliehen, aber ermuthigt und erschreckt zugleich durch die Nähe ihres Herrn, wagten die Bauern von Neuem, Hand an den Unbewaffneten zu legen.

„Laßt mich, Ihr Männer", flüsterte er mit bittender Stimme, „um Gotteswillen, laßt mich frei, ein Menschenleben hängt davon ab!"

Hätte der Gefürchtete drohend gesprochen, man hätte ihn nicht zu halten gewagt; nun aber, da das Zittern seiner Stimme die innere Herzensangst verrieth, erstarkte ihr Muth, bei dem Bewußtsein seiner Schwäche.

Ein rohes Gelächter antwortete ihm.

„Hier bin ich, Leute, — laßt mich sehen, wen ihr gefangen!" rief Pierre, der jetzt, gefolgt von anderen Dienern und Bauern, erschien. „Der Hund soll gestehen, was er weiß, und dann hängen."

Abermals beleuchtete die Laterne des Greises Antlitz. An ihn heran trat Lavergne, dicht und dichter, — jetzt sah sich Auge in Auge.

„Räuber und Mörder!" sagte der Greis mit dumpfer Stimme. „Ich bin Victor von Kerdingen und Deine Tochter ist in meiner Gewalt."

So niederschmetternd traf der Blick aus den Augen des Greises den Usurpator, daß Pierre Lavergne wie vernichtet zurückwich.

Sein Antlitz ward todtenbleich und sein Mund stammelte unverständliche Worte.

Mit offenem Munde sahen die Diener und Bauern, welche Wirkung der Anblick des Unbekannten auf ihren Herrn ausübte. Scheu zogen sie sich zurück, als fürchteten sie, einem Zauber zu unterliegen.

Diesen Moment benutzte der Greis.

„Wer mir folgt, ist ein Kind des Todes!" rief er mit donnernder Stimme, gebieterisch die Hand zum Sturmhimmel emporstreckend. Dann wandte er sich um, und von Neuem begann der furchtbare, verzweifelnde Lauf.

Aber Pierre hat sich jetzt ermannt.

„Feige Hunde!" schreit er, „ihm nach, an dem nächsten Baum soll er hängen! Hundert Thaler auf seinen Kopf!" Und eine Pistole aus seinem Gürtel reißend, drückt er auf's Gerathewohl ab; die Kugel sauste dem Flüchtigen nach, durch Sturm und Finsterniß. Ein schwacher Aufschrei legt Zeugniß ab, daß sie nicht wirkungslos versandt; — dann ist Alles wieder stille, wie zuvor, nur der Wind streift unheimlich durch die Bäume und Schnee und Regen schlägt in das Antlitz der Männer.

Keiner rührte einen Fuß, um dem Befehl des Schloßherrn, den unheimlichen Gast zu verfolgen, nachzukommen. Der Aberglaube war stärker, als selbst die Furcht vor Lavergne's Zorn; und auch dieser gab den Gedanken an eine Verfolgung auf, als aus der Ferne eine wohlbekannte Stimme ertönte.

„Es ist Herr Charles!" riefen die Männer sichtlich erfreut, und lauter schallte der Name des geliebten jungen Mannes durch das Brausen des Sturmes, um den Vermißten auf den rechten Pfad zu lenken.

Pierre hüllte sich fest in seinen Mantel. Tausend Gedanken durchschwirrten seine Seele, — keinen Augenblick wußte er sich vor dem Strafgerichte Victors sicher und — seine Tochter war in dessen Händen.

Die Stimme Charles kam näher und näher; — jetzt ward seine jugendliche, schlanke Gestalt sichtbar, aber in welchem Zustande: seine Kleider waren zerrissen, das Antlitz bleich und das Haar des unbedeckten Hauptes flatterte ungeordnet im Winde.

Man eilte dem jungen Mann entgegen, man umringte und bestürmte ihn mit Fragen, allein Charles vermochte nicht zu antworten. Er winkte den Andrängenden zurück und schleppte sich

Digitized by Google

vorwärts, dahin, wo Pierre Lavergne stand. Hier sank er zu dessen Füßen nieder.

„Rettet Marguerite! — sie ist in der Gewalt der Chouans, — ich entrann dem Tode!“ flüsterte er. Dann aber verließen ihn seine Kräfte und bewußtlos schloß sich sein Auge.

„Bringt ihn in's Schloß!“ befahl Lavergne kalt wie immer. „Er muß viel ausgestanden haben, der arme Bursche. Sobald er zu sich kommt, soll er uns Rede stehen und wir werden die Wölfe in ihrer eigenen Höhle fangen.“

Er neigte sich bei diesen Worten über den besinnungslos daliegenden Jüngling; — aber schon im nächsten Augenblick fuhr er zurück. Das bleiche Antlitz Charles schien ihm Entsetzen einzuflößen.

„Ganz seine Züge“, murmelte er. „Sollte Brigitta Recht haben, sollte es Reue geben? — Pah, Kindermärchen! Hätte ich auf des Gewissens Stimme gehört, der beneidete Schloßherr Lavergne würde vielleicht heute Körbe flechten für die hochgräfliche Familie von Kerdingen, wenn nicht ein Anderer vollbracht, was ich gethan habe. — — Vorwärts Leute!“ befahl er mit barschem, herrischem Tone, „in's Schloß mit ihm, ich begleite Euch!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Sonnenfinsterniß vom 18. August d. J. und die Spectralanalyse.

Von Emil Sommer.

Von verschiedenen Seiten laufen jetzt allmählich ausführlichere und genauere Berichte über die Resultate der Sonnenbeobachtungen vom 18. August ein, aus welchen sich mit freudiger Genugthuung constatiren läßt, daß, trotz der anfänglichen Ungunst des wolkenumschleierten Himmels, der eigentliche Zweck der ausgesendeten Expedition doch glücklich erreicht wurde und somit der großartige Feldzug, den die vereinigten Streiter der Wissenschaft aller Nationen soeben mit Aufgebot wahrer teleskopischer Armstronglanonen und aller sonstigen Hülfsmittel wissenschaftlicher Strategie in Arabien und Indien gegen die Beherrscherin unseres Planetensystems ins Werk gesetzt haben, nicht ohne bedeutende und fruchtbringende Eroberungen für das unbegränzte Gebiet der Naturforschung geblieben ist.

Mit seltenem und ungetheiltem Interesse folgt denn auch das größere Publikum überall den in der gesammten Tagespresse zerstreuten Mittheilungen über die Arbeiten und Erfolge jener astronomischen Expeditionen, und wenn es auch nur unvollkommen die Tragweite dieser Eroberungen zu ermessen und die tieferen Gründe zu würdigen vermag, welche die wissenschaftliche Welt der stattgehabten Sonnenfinsterniß mit solcher Spannung entgegenblicken ließ, so fühlt dasselbe doch aus Allem, aus dem Umfange der gemachten Zurüstungen, wie aus der Größe der gebrachten Opfer und der aufgebotenen Kräfte klar heraus, daß etwas Großes geschehen sein müsse, das in seinen Consequenzen mehr oder minder Alle berührt, und es erscheint hiernach wohl geboten, zur Erleichterung des allgemeinen Verständnisses unsern Lesern im Nachstehenden einiges Nähere über die tiefere Bedeutung der gewonnenen Resultate und der daraus sich ergebenden wissenschaftlichen Schlüsse mitzutheilen.

Seit der letzten totalen Sonnenfinsterniß in Spanien, am 18. Juli 1860, also in dem kurzen Zeitraum von nur acht Jahren, hat sich in dem raschen Siegeslaufe der rastlos vorwärts dringenden Naturforschung auch in der Astronomie eine Umwälzung der bedeutsamsten Art vollzogen, durch welche vor Allem die Lehre von der inneren Beschaffenheit und dem Wesen der Sonne in eine ganz neue Phase getreten ist und die gesammte Sonnenbeobachtung in eine vorher ungekannte Bahn gelenkt wurde. Durch eine Reihe der glänzendsten Entdeckungen hatten nämlich die beiden berühmten Gelehrten, Bunsen, Professor der Chemie in Heidelberg, und Kirchhoff, Professor der Physik daselbst, die Astronomie und überhaupt die gesammte Naturforschung mit einer neuen, bewunderungswürdigen Methode der Beobachtung, der sog. Spectralanalyse, bereichert, mit deren Hülfe es nun möglich wurde, die Himmelskörper künftig auch hinsichtlich ihrer materiellen Zusammensetzung zu untersuchen und so den Angaben der Astronomen über Gestalt, Größe und Entfernung auch diejenige über die Natur des Stoffes hinzuzufügen.

Wie schon der Name andeutet, so besteht die Spectralanalyse in der Untersuchung des Spectrums und beruht somit auf der Analyse des Lichtes, welches der zu untersuchende Körper ausstrahlt. Bekanntlich nennt man Spectrum das aus den sieben Regenbogenfarben: roth, orange, gelb, grün, blau, indigo, violett, zusammengesetzte Lichtbild, das immer entsteht, wenn das Sonnenlicht bei seinem Durchgange durch ein stark brechendes Medium, z. B. durch ein Prisma, d. h. einen dreikantig geschliffenen Glaskörper, oder durch das Wasser gebrochen und in seine verschiedenfarbigen Strahlen zerlegt wird, wie dieß wohl Jeder schon an den in den Sonnenstrahlen blitzenden Thautropfen, sowie an einem krystallhellen, mit Wasser gefüllten und von der Sonne beschienenen Glase beobachtet hat.

Wer noch nie Gelegenheit hatte, ein derartiges, vermittelst eines Prismas hervorgebrachtes Farbenbild oder Spectrum zu sehen, dürfte einer richtigen Vorstellung desselben am nächsten kommen, wenn er sich ein ganz kleines Stück eines wohl ausgebildeten Regenbogens denkt, der eigentlich nichts Anderes als ein großartiges Naturspectrum ist, welches dadurch entsteht, daß die Sonnenstrahlen in den herabfallenden Regentropfen gebrochen und in ihre einfachen, farbigen Strahlen zerlegt werden.

Wie nun das Sonnenlicht durch Zerlegung in seine Bestandtheile ein farbiges Lichtbild zeigt, so liefert auch das Licht anderen Ursprungs, wie z. B. von glühenden Körpern, von dem elektrischen Funken und namentlich von Flammen, in welchem feste Körper glühen oder verbrennen, durch eine Brechung im Prisma seine eigenen Spectren, welche sich sowohl unter sich selbst, als auch von dem Sonnenspectrum hinsichtlich der Lage, Anzahl und Farbe der sie bildenden Streifen oder Zonen wesentlich unterscheiden, und hierauf beruht eben die praktische Anwendung der Spectralanalyse. Bringt man z. B. nach dieser Methode ein Kalisalz, beispielsweise kohlensaures Kali (Potasche), in die Gasflamme, so erscheinen in dem rothen Theile des hierdurch erzeugten Spectrums zwei glänzende rothe Linien und in dem violetten Theile ein schöner blauer Streifen. Umgekehrt kann man bei der Analyse eines Körpers von unbekannter Zusammensetzung aus dem Auftreten des eben beschriebenen Spectrums mit Bestimmtheit auf das Vorhandensein von Kalium schließen. In gleicher Weise besitzen alle übrigen, in glühenden Zustand versetzten Körper Spectren mit verschiedenfarbigen glänzenden Streifen oder Linien von bestimmter Lage, an deren Auftreten sich sofort mit Sicherheit die Gegenwart des betreffenden Stoffes erkennen läßt.

Das bemerkenswertheste und charakteristischste von allen Spectren ist aber wohl dasjenige des Natriums, des metallischen Kochsalzes und der Soda, indem hier fast alle Strahlen des Spectrums fehlen und man nur einen glänzenden gelben Streifen wahrnimmt, wodurch dieses Metall auf den ersten Blick von allen übrigen Stoffen unterschieden werden kann.

Der zur Spectralanalyse dienende Apparat, das sog. Spectroskop, besteht im Wesentlichen aus einer Gasflamme, in welche der

Digitized by Google

zu untersuchende Stoff mittelst eines Platindrahtes eingebracht wird und deren Strahlen durch ein innen geschwärztes, kurzes Rohr auf das Prisma fallen, welches seinerseits am Objectivende eines Fernrohrs angebracht ist, durch das man demnach das in ihm sichtbar werdende Spectrum beobachtet.

Die Schärfe der auf diese Weise möglichen qualitativen Analyse gränzt in der That ans Wunderbare, wenn man erwägt, daß man mit derselben, um nur einige Zahlen anzuführen, in der Luft noch $^1/_{3000\cdot000}$ Milligramm Chlornatrium, $^1/_{1000\cdot000}$ Milligramm kohlensaures Lithiumoxyd ꝛc. mit Deutlichkeit nachweisen kann, und zwar geht diese Empfindlichkeit so weit, daß sogar der Unterschied zwischen Ost- und Westwind sich in dem Spectroskope abspiegelt, indem der Westwind, über die weite Fläche des kochsalzhaltigen Oceans streichend, der Luft Spuren dieses Salzes (Chlornatriums) zuführt, dessen Gegenwart sich sofort durch das Erscheinen des dem Natrium zukommenden Spectrums zu erkennen gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Phantasie-Thronrede.) Da es scheinen will, daß sich die Spanier einen König „auf Zeit" beilegen wollen, bis sie sich an den Gedanken einer Republik gewöhnt haben, so sind folgende Scherze Villemot's, des humoristischen „Temps"-Redacteurs, recht zeitgemäß und geeignet, einen satyrischen Commentar zu den royalistischen Auslassungen spanischer Führer zu bilden. Villemot schreibt: „. . . . Ich, ich staune immer, daß sich wirklich noch so unkluge Menschen finden, welche die verhängnißvolle Carrière als Monarchen einschlagen, während es doch so zahlreiche friedliche Beschäftigungen gibt, bei denen man glücklich und ohne Furcht vor „Pronunziamientos" leben kann. Man denke z. B. nur an das Notariat, das Strumpfwirker-Handwerk und an den Handel mit Mode-Artikeln. Dies Jahrhundert ist aber so vernarrt in Kronen, das wir's erlebt haben, wie ein Advocat in Perigueux aus seinem Bureau davonging, um König von Araukanien und Patagonien zu werden. Ich habe sicherlich wenig Aussicht, durch die Madrider Constituante zur Herrschaft über Spanien und Westindien berufen zu werden. Käme aber dies Unglück über mein Haupt, so würde ich, Ihr Redacteur — den Gott erhalten möge — folgende Rede an meine künftigen Unterthanen richten: „„Spanier! Vor allen Dingen müssen wir uns recht verstehen. Ich lebe glücklich und zufrieden bei meinem Handwerk als Journalist: Ihr holt mich, um Euch zu regieren — also habt Ihr mich nöthig. Was gibt mir aber die Garantie, daß nicht nach sechs Wochen die Volkshaufen auf der Puerta del Sol brüllen: Nieder mit Augusto I.!? Ich will also eine Convention mit Euch schließen." Da ich mir aus der Stellung nur etwas mache, so lange sie Euch selbst nützlich zu sein scheint, so sollt Ihr Euch an dem Tage, da Ihr meiner Tyrannei überdrüssig sein werdet, nicht in Unkosten setzen mit einer Revolution. Schickt mir einen Alcalden mit der Ankündigung, daß Ihr nicht gewillt seid, mein Engagement für das nächste Jahr zu erneuern, und — ich gehe ohne Sang und Klang davon. Nicht einmal den Marfori werde ich mitnehmen. Ich beanspruche nur für drei Monate Gehalt, um die Versetzungskosten bestreiten zu können. Ihr wißt übrigens auch, daß ich viel zu faul bin, um eine so lange und unnütze Protestnote, wie es die Euerer Exkönigin ist, abzufassen. Außerdem fürchte ich mich vor der Lächerlichkeit einer Blamage."" Ich denke, ein Monarch, der eine solche Haltung einnähme, müßte von seinem Volke angebetet werden. In dem Augenblick, da er sich aus der Krone nichts mehr machen würde, fände das Volk es nicht mehr amüsirlich, ihn zu entthronen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die geheimen Gesellschaften ein Spionirsystem um den Palast organisiren würden, damit ihr König nicht in die Versuchung kommen könnte, vom Thron zu desertiren. Die Völker haben in dieser Beziehung seltsame Ideen. Als Ludwig XVI., der doch eine Verlegenheit für die Revolution war, die Flucht ergriff, wäre es am besten gewesen, ihn ruhig laufen zu lassen und in Erwägung der eingetretenen Thronvacanz sofort die Republik zu proklamiren. Statt dessen ergriff man ihn bei einem Krämer in Varennes und brachte ihn als Gefangenen nach Paris zurück. Es ist wahr, Ludwig XVI. bewies nicht jene monarchische Uneigennützigkeit, deren Programm ich oben entwickelt habe. Er wollte nur österreichische und preußische Patrouillen haben, um seine gute Stadt Paris wieder in Ordnung zu bringen."

(Die Fabrication des neuen atlantischen Telegraphen-Kabels), welches zwischen Brest und einer geeigneten Station an der Küste des Staates Newyork versenkt werden soll, schreitet in befriedigender Weise vorwärts. Das neue Kabel wird fast in derselben Art, wie das 1866 vollendete construirt, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Durchmesser des leitenden Kupferdrahtes ein wenig größer ist und die Außendrähte, aus galvanisirtem homogenen Bessemerstahl angefertigt, mit einer Bruchkraft von 1000 Pfund versehen werden, während die der bestehenden atlantischen Linien eine Bruchkraft von nur 800 Pfund besitzen. Das neue Kabel wird in zwei Längen versenkt werden, eine 2325 Meilen lange, in tiefer See, von Brest nach St. Pierre, und die andere, 722 Meilen lang, von St. Pierre nach der noch zu bestimmenden Station. Das Gewicht der Kupferleitung wird ungefähr 400 Pfund per Knoten sein, während es bei dem bestehenden Kabel nur 300 Pfund beträgt. Diese Andeutungen genügen, um den Nachweis zu führen, daß das Kabel der Société du Cable transatlantique français von beträchtlicher Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse sein wird und einen ungestörten Betrieb in Aussicht stellt.

Zur Dombau-Frage.

(Eingesendet.)

Die Commission der Stadtverordneten-Versammlung, welche in einer der nächsten Sitzungen über die Dombau-Frage Bericht erstatten wird, hat sich, wie wir aus mehreren Blättern ersehen, über einen gemeinsamen Antrag nicht einigen können. Während die Majorität nur die nothwendige Ausbesserung der Kieche und Wiederherstellung des Pfarrthurms in den vorigen Stand, wozu etwa 400,000 fl. nöthig wären, beantragt, wünscht die Minorität nicht nur Wiederherstellung, sondern den vollständigen Ausbau, wozu ein erfahrener Baumeister berufen und ein technisches Bureau mit einem jährlichen Kostenaufwand von 9—10,000 fl. auf etwa 5 bis 6 Jahre eingerichtet werden soll.

Da bei einer oberflächlichen Betrachtung der Antrag der Majorität, scheinbar den augenblicklichen Verhältnissen mehr entsprechend, leicht eine einseitige Beurtheilung finden könnte, so dürfte es, bei der allgemeinen Theilnahme, welche die Bürgerschaft für das Schicksal des Domes an den Tag gelegt hat, gewiß von Interesse sein, die Gründe, welche bei Beurtheilung dieser Frage am meisten ins Gewicht fallen, zu besprechen.

Am 22. Januar dieses Jahres erschien ein Bericht der technischen Commission, welche beauftragt war, den baulichen Zustand der Domkirche und des Pfarrthurmes zu untersuchen. Dieser Bericht, welchee durch seine sorgfältige und gewissenhafte Ausarbeitung die Anerkennung aller Sachverständigen fand, zeigte auf's Deutlichste, welche Verheerungen das Feuer, insbesondere im Innern des Thurmes, angerichtet hat, und beschränkt sich fast ganz auf die für die Erhaltung des Denkmals nöthigen Herstellungsarbeiten, welche, wie es im Berichte heißt: „selbst den geschicktesten Händen anvertraut, eine mühsame, viel Zeit und Kosten in Anspruch nehmende sein wird."

Auf Antrag dieser sachverständigen Commission wurden hierauf drei auswärtige erfahrene Dombaumeister berufen, welche am 28. März ein Gutachten abgaben über Wiederherstellung, Ausbau und Freilegung der Domkirche, aus welchem ebenfalls ersichtlich ist, daß die Hauptschwierig-

Digitized by Google

leiten nicht in dem Ausbau, sondern in der Wiederherstellung, in dem zum Theil nothwendigen Umbau des Thurmes zu suchen sind. Ein solcher Umbau erfordert aber mehr, als nur die Kenntniß der einfachen, handwerksmäßigen Ausführung; er verlangt ein gründliches, jahrelanges Studium der, allerdings oft unterschätzten, gothischen Bauconstructionen; er verlangt ferner eine reiche Erfahrung, eine Sammlung technischer, insbesondere statischer Beobachtungen, wie sie nur an ähnlichen großartigen Restaurationsarbeiten gemacht werden können. Deßhalb war man allseitig der Meinung, daß ein auswärtiger Dombaumeister zu berufen sei; deßhalb sprachen auch Frankfurter Architecten ihre Ansicht dahin aus, daß die Leitung einer so außergewöhnlichen und zugleich so wichtigen Arbeit einem, gerade in dieser Richtung erfahrenen Baumeister anzuvertrauen sei. In der Wahl eines solchen liegt durchaus nicht eine Unterschätzung der eigenen Kraft, sondern nur die richtige Würdigung der ungewöhnlichen Schwierigkeiten.

Es wurde oben erwähnt, daß der Antrag der Majorität scheinbar den augenblicklichen Verhältnissen mehr entspreche, und zwar deßhalb, weil man leicht das Hauptgewicht darauf legen könnte, daß, bei den ungünstigen Zeitverhältnissen, der Ausbau des Thurmes zu große finanzielle Opfer verlange. Bei der Beurtheilung der vorliegenden Frage durch die Stadtverordneten-Versammlung handelt es sich aber darum, vor allen Dingen den richtigen Weg zur Lösung der Aufgabe einzuschlagen. Was die Geldopfer anbetrifft, welche gebracht werden müssen, so ist wohl zu bedenken, daß die Hauptschwierigkeiten, also auch der bei weitem größte Kostenaufwand, durch die im Thurme entstandenen Verheerungen und den nöthigen Umbau desselben verursacht werden, so wie ferner durch die an der Kirche selbst vorzunehmenden Wiederherstellungsarbeiten. Nun ist aber kaum zu bezweifeln, daß es im Laufe der Jahre bis zur vollständigen Wiederherstellung gelingen wird, auch die Mittel zur Vollendung durch freiwillige Beiträge aufzubringen. Deßhalb scheint es uns jetzt der richtige Weg, von vornherein etwas Ganzes ins Auge zu fassen, dahin zu arbeiten, daß Zeit, Fleiß und Geld nicht geopfert werden, um etwas Halbes, etwas Nothdürftiges zu erreichen.

Was endlich die Freilegung anbetrifft, so ist es ein oft genug ausgesprochener Wunsch, ein längst gefühltes Bedürfniß, es ist endlich eine Sache der Klugheit, um ähnlichen Katastrophen wie der vom 15. August 1867 vorzubeugen, nicht wiederum den günstigen Zeitpunkt vorübergehen zu lassen; und gewiß sind die meisten der freiwilligen Beiträge in der Hoffnung gegeben, bald den Dom von seiner unwürdigen Umgebung befreit zu sehen.

Wir glauben im Sinne des größeren Theils der Bewohner Frankfurts zu handeln, insbesondere Derjenigen, welche so bereitwillig durch freiwillige Gaben ihr Interesse und ihren Wunsch auf Wiederherstellung dieses ehrwürdigen Baues bekundet haben, wenn wir den, vom Magistrat gestellten, in der Commission der Stadtverordneten durch die Minorität vertretenen Antrag als den einzig richtigen Weg zur befriedigenden und würdigen Lösung der Dombau-Frage anerkennen.

Frankfurt, 21. October.

Frau Auguste Burggraf verschied dahier gestern früh im besten Alter nach einer langen und schmerzvollen Krankheit. Die verstorbene hochbegabte Künstlerin steht bei allen hiesigen Theaterfreunden noch in bestem und frischestem Andenken. Sie war während einer Reihe von Jahren die Zierde der Bühnen von Hamburg, Prag und Frankfurt. Seit anderthalb Jahren fast ununterbrochen an's Krankenlager gefesselt, versuchte sie im letzten Frühjahre sich nochmals aufzuraffen und gab in Mannheim und hier noch einige Vorstellungen. Den Sommer brachte sie größtentheils im Harz zu und suchte Linderung ihres chronischen Leidens. Allein alle Bemühungen der Aerzte waren vergebens. Langsam und unter unsäglichen Leiden ging die liebenswürdige Künstlerin ihrer Auflösung entgegen.

Der „Clavier-Komiker Herr Max Reichmann" wird nächstens im hiesigen Vaudeville-Theater auftreten. Die „Berliner Reform" schreibt über dessen Productionen: „Im Victoria-Theater producirte sich der bekannte Clavier-Komiker Max Reichmann und ergötzte das sehr zahlreich versammelte Publikum durch seine höchst originellen vocalen und instrumentalen Vorträge. Besonders erregte sein Gesangsvortrag, worin er Bariton, Tenor, Sopran und Chor durcheinander, in Ausführung eines parodirten Finales, zum Besten gab, sowie seine Variationen zum „Carneval von Venedig", mit einer Kleiderbürste gespielt, vor Allem aber die Concertpièce eines Zukunftvirtuosen die ausgelassenste Heiterkeit und trug ihm den ungetheiltesten Beifall ein."

Der Herausgeber des Frankfurter Transportanzeigers ersucht uns mit Bezug auf eine Notiz in Nr. 292 der Didaskalia um Aufnahme der nachstehenden Erklärung: „Es ist nicht möglich, die Umarbeitung des Transportanzeigers bei Veränderungen, wie sie mit Beginn des Sommer- und Winterdienstes stattfinden, in vier bis fünf Tagen bewerkstelligen zu können, umsoweniger, da derselbe nicht nur die hier abgehenden und ankommenden Bahnzüge, sondern die mehrerer deutschen Eisenbahnen in Verbindung mit französischen und englischen Routen zur Veröffentlichung bringt und das Herbeischaffen sämmtlicher Originalfahrpläne mit Schwierigkeiten verbunden ist; so z. B. fehlen mir heute am 20. c. trotz mehrmaligem Schreiben an die betreffenden Directionen noch einige Fahrtenpläne von Hauptbahnen; durch die Verlegung des Directionssitzes der Main-Weserbahn nach Cassel ist mir der seit dem 6. c. versprochene Anschlußplan noch nicht zugekommen." — Indem wir dieser Erklärung nach dem Grundsatz „Audiatur et altera pars" gerne Raum geben, können wir jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ein Abonnement auf genannten Transportanzeiger allerdings wenig Nutzen verspricht, wenn es die Möglichkeit ausschließt, den Abonnenten gerade in der wichtigsten Periode der Veränderungen aller Fahrpläne au courant zu erhalten. Der Herausgeber sollte lieber den Abonnementspreis erhöhen, dafür aber den Transportanzeiger durch Versendung kleiner Circulare mit den stattgefundenen Veränderungen sofort nach deren Publication wirklich praktisch und zweckentsprechend machen.

Wien. Dingelstedt, der Director des Hofoperntheaters, hat beim Carl-Theater ein Lustspiel eingereicht, das in Anlage und Ausführung von seltener Feinheit sein soll.

Zweites Museums-Concert.

Freitag, den 23. October 1868, 6½ Uhr,

im großen Concert-Saale.

Programm.

Erste Abtheilung.

1) **Symphonie** in D-dur von J. Haydn. (Zum ersten Male.)
2) **„An die ferne Geliebte"**, Liederkreis von Al. Jeitteles, componirt von L. van Beethoven, gesungen von Herrn Carl Wallenreiter aus Stuttgart.
3) **Ouverture:** „Die Fingalshöhle" von F. Mendelssohn.

Zweite Abtheilung.

4) **Liederkreis** von Jos. von Eichendoeff, componirt von R. Schumann, gesungen von Herrn Carl Wallenreiter.
6) **Symphonie** in B-dur, Nr. 4, von L. van Beethoven.

Das Orchester steht unter der Leitung des Herrn Director C. Müller.

Cassen- und Saal-Eröffnung um 5¾ Uhr.

Wegen nummerirter Sitze beliebe man sich an Herrn Hausmeister Mühlig zu wenden.

Plätze zur ersten Gallerie à 48 kr. und zur oberen Gallerie à 30 kr. sind von 11—12 Uhr Vormittags und Abends an der Casse im Saalbau zu haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 22. October. Gastdarstellung der Fräulein Frohn vom Hoftheater in Darmstadt. **Maria Stuart**, Trauerspiel in 5 Acten von Schiller. — Maria: Fräulein Frohn.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 270.)

Freitag, 23. October. **Aschenbrödel**, Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 271).

Samstag, 24. October. **Norma**, große Oper in 2 Acten, nach dem Italienischen von J. R. von Seyfried. Musik von Bellini.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 272.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kih. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 295. Freitag, den 23. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Tief im Walde lag eine alte zerfallene Kapelle; vor langen Jahren hatte das kleine Gotteshaus zu einem reichen Kloster gehört; allein Sturm und Krieg hatten die stattlichen Gebäude zerstört, die längst von ihren frommen Bewohnern verlassen waren, und nur die Sage und die Waldkapelle, die ebenfalls täglich in Trümmer zu sinken drohte, kündete der Nachwelt noch vom einst Gewesenen.

Einst eine Stätte der frömmsten Andacht, war die Kapelle allmählich zu einem berüchtigten Orte in den Augen der ganzen Umgegend geworden. Ruhelose Mönche, sagte man, wären verdammt, zu nächtlicher Weile Messen zu lesen, und die wilde Jagd halte dort ihre Orgien.

Aber nicht blos der Aberglaube hielt sich fern von der einst geheiligten Stätte. Seit die Banden der Chouans die Vendée beunruhigten, glaubte man, daß die in der Umgegend des Schlosses Kerdingen zerstreute Schaar in der zerfallenen Kapelle ihren Aufenthalt genommen habe.

Vorsichtig hatte die Regierung den Ort umstellen lassen, vorsichtig war man mit bewaffneter Macht in's Innere des Gotteshauses gedrungen, hatte keinen Winkel undurchsucht gelassen, allein vergebens; von dem Gesuchten war keine Spur zu entdecken, und doch überfiel ein zahlreicher Trupp zwei Tage später die nichts ahnende Garnison eines nahen Städtchens und entführte bedeutende Vorräthe von Proviant und Munition.

Und doch, eben zu dieser Kapelle hin, lenkte der Greis seine Schritte. Aber nicht mehr mit jener geflügelten Eile, mit der er vor der Begegnung mit Pierre Lavergne dahin gestürmt war, setzte er seinen Weg fort. Sein Schritt war kraftlos und schwankend; die eine Hand preßte sich fest an die Hüfte der rechten Seite und wer genau seine Spur verfolgte, konnte einen blutigen Streif sich längs des Pfades hinziehen sehen, den der Greis durchwanderte.

Jetzt hatte er die Stätte erreicht. Er öffnete die morsche Thür und betrat das Innere des Gotteshauses.

Der Wind pfiff durch die zahllosen Ritzen und glaslosen Fenster; aus ihrer Ruhe aufgescheuchte Nachtvögel flatterten ängstlich hin und wieder.

Des Mannes Herz pochte fast vernehmbar, während er den unheimlichen Raum durchschritt.

„Wenn ich zu spät käme, wenn sie die blutige That vollzogen hätten und Kerdingen der Mörder seines Sohnes wäre. — Ha! und ist es geschehen, dann mag auch mich die schwarze Schuld umstricken mit ihrem dämonischen Netze.“

Er stand an dem zerfallenen Altar, dem hauptsächlichsten Spuckplatz der Kapelle. Jetzt drückte er an die Holzwand der Hinterseite, und plötzlich, wie im Zaubermärchen, theilte sich dieselbe, durch geheimen Mechanismus bewegt; nun trat er in den Zwischenraum und die Oeffnung hinter ihm schloß sich auf's Neue geräuschlos, undurchdringlich.

Horch! Geisterhaft schallte es empor aus der Tiefe, dumpfes Murmeln, verworrener Stimmenklang. — Waren es die Seelen der verstorbenen Mönche, von denen die Sage geht?“

Der Greis aber schien mit dem Geräusch eben so vertraut, wie sein Fuß mit der Oertlichkeit.

Dreimal stampfte er auf den Boden in abgemessenen Pausen, und der Boden wich unter seinen Füßen und langsam versank seine hohe Gestalt in die Tiefe.

Nach einigen Secunden fühlte er festen Grund unter seinen Füßen; er stand einen Augenblick still, wie um sich an die plötzlich um ihn herrschende Dunkelheit zu gewöhnen; dann eilte er vorwärts, den langen, schmalen Gang entlang, an dessen Ende ein Lichtschimmer hervorlugte und verworrenes Stimmengeräusch ertönte.

Jetzt hatte er den Ort erreicht, und ohne ein neues Zeichen abzuwarten, flog eine hohe Thüre vor dem Ankommenden auf, und ein eigenthümlicher Anblick bot sich dem Greise dar.

Der Ort, den er betrat, war ein weiter Raum, an dessen Ende ein riesiges Feuer auf einem Herde loderte, das durch eine bis zur Decke reichende Röhre seinen Abzug fand. Von der Höhe hernieder hingen einige Oellampen, die hinreichend den Aufenthalt beleuchteten, und in ihrem Schein gewahrte man eine Anzahl Männer verschiedenen Alters an rohen Holztischen sitzend, mit Würfel- und Kartenspiel beschäftigt, während andere sich auf den an einer Seite sich befindenden Strohlagern ausruhten, noch einige der jüngsten Gesellen im Hintergrunde Fechtübungen anstellten.

Ueberall, wohin das Auge blickte, waren Waffen und Munitionsvorräthe aufgestellt, und zu beiden Enden des Raumes standen zwei Büsten; die eine, mit Flor umhüllt, wies die Züge des unglücklichen Ludwig XVI., die andere die seines Bruders, des nunmehrigen Kronprätendenten, des Grafen von Artois, von den Royalisten als Ludwig XVIII. anerkannt.

Bei dem Eintritt des Greises entstand eine lebhafte Bewegung unter den Versammelten. Alles erhob sich ehrerbietig von den Sitzen und Lagern und salutirte.

Vom Herde aber traten zwei Männer vor; der eine in vollständige Lieutenants-Uniform gekleidet, der andere noch immer in seinen Mantel gehüllt, der ihn schon vorher bei dem Zusammentreffen mit seinem Chef im Park des Schlosses vor Margueritens Erkennen geschützt hatte.

Dieser war es, der sogleich die Blutspur am Boden bemerkte, die der Greis bei jedem Schritte hinter sich zurückließ, und ehe

Digitized by Google

dieser den Mund zu einer Frage öffnen konnte, rief er mit lauter Stimme durch den Kreis:

„Um Gotteswillen, Brüder, Monseigneur ist verwundet!"

Alles drängte sich bei diesen Worten um den Kommenden, der sich einer allgemeinen Verehrung zu erfreuen schien; gebieterisch aber wies der Greis die Leute zurück.

„Es ist nichts", sagte er, „ein Streifschuß ohne Folgen, — Ernsteres führt mich hierher. Lieutenant de Maubry, was haben Sie mit dem Gefangenen gethan, von dem Sie mir durch Jean berichten ließen?"

Der Offizier schien verlegen.

„Monseigneur unterzeichneten sein Todesurtheil", sagte er nach einer Pause.

„Und ist es vollstreckt?" fragte der mit diesem Titel Angeredete, und seine Stimme bebte vernehmbar. „Sagt, ist es vollstreckt?"

„Seit einer Stunde", entgegnete der Offizier. „Den jungen Mann deckt bereits die Erde."

Der Greis stieß keinen Schrei aus, er sprach kein Wort, aber der Ausdruck seines Antlitzes glich dem einer Todtenmaske und nun machte auch der Schmerz der Wunde, den die furchtbare Aufregung bis dahin unterdrückt hatte, plötzlich sein Recht geltend. Er schwankte auf seinen Füßen und sank, einer Ohnmacht nahe, in die Arme Jeans und des Lieutenants.

„Nur eine Schwäche", sagte er mit schwacher Stimme. „Jean, verbinde die Wunde, und dann — — Ihr wart im Rechte, unsere Sache erforderte ein Opfer — — dann führt mich an sein Grab."

„Verzeihung!" rief Jean, der den Eindruck bemerkt haben mochte, den die Mittheilung des Todes auf den Greis hervorbrachte, „Verzeihung Monseigneur! Allein ich kann den Gedanken nicht ertragen, Sie hintergangen zu haben; die Männer fürchten Ihren Zorn, wenn Sie erfahren, daß der Gefangene sich befreit, und vielleicht unseren Zufluchtsort zu verrathen im Stande ist; allein es ist geschehen. Auf dem Weg zum Tode wußte Charles Boseau seine Fesseln zu sprengen, und er entkam, trotz der ihm nachgesandten Schüsse, trotz eifriger Verfolgung. — Zürnt Euren Treuen nicht, Monseigneur."

Auch die Freude, auch das Glück überwältigt.

Der Graf wollte sprechen, doch die Worte erstarben in seinem Munde — und ohnmächtig, aber mit verklärtem Antlitz, sank er zurück in die Arme Jeans.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sonnenfinsterniß vom 18. August d. J. und die Spectralanalyse.

Von Emil Sommer.

(Fortsetzung.)

Eines der interessantesten Ergebnisse der neuen Lichtanalyse ist aber unstreitig die in rascher Aufeinanderfolge gemachte Entdeckung vier neuer merkwürdiger Metalle, des Cäsium, Rubidium, Thallium und Indium, von welchen man vorher keine Ahnung hatte und deren Existenz man erst erkannte, als man bei der Untersuchung verschiedener Substanzen, namentlich der Dürkheimer Salzsoole, in den hierbei erzeugten Spectren farbige Streifen auftreten sah, welche keinem der damals bekannten Elemente angehören konnten, woraus man sofort richtig schloß, daß man es mit noch unbekannten Metallen zu thun habe, welche man auch wirklich bei der weiteren Analyse der untersuchten Stoffe vorfand und für sich darstellte.

Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß man sich sofort auch mit Eifer der analytischen Untersuchung außerirdischer Lichtquellen, namentlich des Lichtes der Sonne, zuwandte, und hiermit gelangen wir nach diesen, für das Verständniß nothwendigen Erläuterungen eigentlich erst zu dem Hauptgegenstande unserer Mittheilung und damit zugleich zu dem vielleicht glänzendsten Triumphe der modernen Wissenschaft.

Untersucht man nämlich das durch Brechung des Sonnenlichtes erzeugte Sonnenspectrum, so zeigt dasselbe zwar keine glänzenden Streifen, dagegen ist dasselbe in allen seinen sieben Hauptfarben von einer Unzahl dunkler Querlinien durchzogen, welche man nach ihrem ersten Entdecker Fraunhofer'sche Linien genannt hat und welche offenbar dadurch entstehen, daß an den betreffenden Punkten Lichtstrahlen verschwunden, gleichsam ausgelöscht sind. Wie und wodurch aber dieses Verschwinden und Auslöschen von Lichtstrahlen stattfinde, vermochte man nicht zu erklären, und erst der Spectralanalyse war es vorbehalten, auch dieses Naturräthsel in eben so befriedigender wie glänzender Weise zu lösen.

In seinen zahlreichen, vielfach abgeänderten Versuchen nahm nämlich Kirchhoff wahr, daß auch in den Spectren künstlicher Flammen, welche sonst nur die oben beschriebenen hellen Streifen zeigen, zuweilen unter gewissen Umständen dunkle Linien, gleich denjenigen des Sonnenspectrums, auftreten, und zwar stets dann, wenn das Licht der Flamme noch durch eine zweite hellleuchtende oder farbige Flamme hindurch geleitet wird. Läßt man z. B. das intensive weiße Licht eines glühenden Kalkstückes oder Platindrahtes zunächst durch eine gelbe Natriumflamme, d. h. durch eine vermittelst Kochsalz (Chlornatrium) gelbgefärbte Weingeistflamme und hierauf erst durch das brechende Prisma hindurchgehen, so erblickt man in dem gelben Theile des hierdurch erzeugten Spectrums eine breite, dunkle Linie, genau an derselben Stelle, wo die oben bezeichnete, glänzende, gelbe Linie des Natriumspectrums liegt. Die gelbe Natriumflamme hat demnach offenbar hierbei die gleichfarbigen gelben Strahlen des durch sie hindurchgegangenen Lichtes absorbirt und ausgelöscht oder, richtiger gesagt, die gleichartigen gelben Strahlen beider Lichtquellen haben sich bei ihrem Zusammentreffen gegenseitig aufgehoben oder vernichtet, welchen Vorgang man in der Optik mit dem Namen Interferenz bezeichnet.

Ganz ebenso, wie bei der Natriumflamme, verhält es sich auch bei den Flammen aller übrigen Körper, durch welche man die Strahlen einer zweiten hellen Lichtquelle hindurchleitet, indem hierbei stets dunkle Linien an denjenigen Stellen des Spectrums auftreten, an welchen sonst die charakteristischen hellen Linien der betreffenden Flamme liegen. So oft hiernach dunkle Linien in einem Spectrum erscheinen, läßt sich daraus mit Bestimmtheit schließen, daß die diesen Punkten zugehörigen Lichtstrahlen durch die gleichartigen und gleichfarbigen Strahlen einer zweiten Lichtquelle absorbirt oder vernichtet worden sind.

Aus der Spectralanalyse kennt man nun aufs Genaueste die Lage, Breite und Anzahl der durch die verschiedenen Stoffe im Spectrum erzeugten hellen Linien. Sieht man daher statt letzterer in einem Spectrum dunkle Linien auftreten, welche in ihrer Lage, Zahl und Größe genau mit den hellen, farbigen Linien dieses oder jenes Körpers übereinstimmen, so kann man weiter mit Sicherheit daraus schließen, daß die Lichtstrahlen des betreffenden Körpers durch eine zweite Lichtquelle ausgelöscht worden und daher folglich jener Körper in gasförmigem und glühendem Zustande vorhander sein müsse.

Die dunkeln Linien sind demnach für die Spectralanalyse vollkommen gleichbedeutend mit den hellen, farbigen Streifen, nur daß zur Hervorbringung der ersteren das Zusammenwirken zweier Lichtquellen erforderlich ist, und man kann deßhalb aus ihrem Vorkom-

Digitized by Google

men ebensogut die Gegenwart des betreffenden Stoffes folgern, wie aus den entsprechenden hellen Linien.

Durch die genaue Untersuchung der ungemein zahlreichen dunkeln Linien des Sonnenspectrums hat man nun gefunden, daß fast jede derselben einer charakteristischen Linie irgend eines der auf unserer Erde vorkommenden Stoffe entspricht und daß somit diese Stoffe selbst, namentlich unsere meisten Metalle, wie Eisen, Kupfer, Magnesium, Natrium, Chrom, Zink, Barium, Calcium und sogar Silber und Gold, und zwar in feurigem, glühendem Zustande, auch auf dem Sonnenkörper vorkommen müssen. Auch in den Fixsternen, welche bekanntlich nichts weiter als mächtige, aber unendlich weit entfernte Sonnen sind, hat man mit Hülfe der Spectralanalyse gleichfalls einen großen Theil der irdischen Elemente nachgewiesen, sowie andererseits die Spectren der meisten Nebelflecken und des Oriomebels Linien zeigen, welche auf Stickstoff, Wasserstoff und Barium schließen lassen, so daß dieselben demnach als glühende, gasförmige, in der Verdichtung begriffene Massen zu betrachten sind.

(Schluß folgt.)

Jubelfeier des Cäcilien-Vereins.

Frankfurt a. M. Am 28. October 1868 werden es fünfzig Jahre, daß der Cäcilien-Verein sein erstes Concert nach seiner Gründung in unserer Stadt veranstaltete. Diesen Tag, nach nunmehr fünfzigjährigem erfolg- und ehrenreichen Bestande würdig zu begehen, wird der Verein eine Jubelfeier veranstalten, die bei der Stellung desselben im musikalischen Leben unserer Vaterstadt eine über deren Gränzen hinausragende Bedeutung hat. Es kann nicht unsere Absicht sein, dieselbe in den engen Rahmen dieser Voranzeige historisch zusammenfassen zu wollen. Die Festtage selbst werden dazu mehrfach Gelegenheit geben und Berufene werden diese Aufgabe lösen. Was der Verein, seit fünfzig Jahren der Mittel- und gleichsam auch der Höhepunkt unseres Musiklebens, in diesem halben Jahrhundert für Ausbreitung des Sinnes für ernste, gediegene Musik in Frankfurt gethan, was für herrliche Werke er zur Aufführung gebracht, wieviel Künstler er herzugezogen und wieviel Dilettanten er zu Künstlern gebildet, was seine Mitglieder zu leisten im Stande waren und noch sind, — alles Dies ist ja allbekannt und schon so oft gebührend hervorgehoben worden, daß nur ein Hinweis darauf genügt.

Auch auf die hinter uns liegende Vergangenheit sei uns nur ein ganz flüchtiger Rückblick gestattet. Der Stifter des Vereins war bekanntlich Schelble, ein Name, der heute noch allen Mitgliedern des Vereins eine theure Tradition ist. Als Privatcharakter, wie als Musiker gleich hervorragend, verstand er es, das junge Reis gleich so gut zu propfen, daß jetzt der herrliche und reiche Früchte tragende Baum ersprießt ist. Mit der bescheidenen Anzahl von zwanzig Mitgliedern eröffnete der Verein seine Thätigkeit in Schelble's Wohnung (im Peters'schen Haus in der Stiftsstraße), wo am 24. Juli 1818 die erste Probe stattfand. Man sang die „Zauberflöte", die darauf am 28. October aufgeführt ward. Das Wagniß gelang so gut, daß der Verein sich rasch consolidirte und unter Schelble's langjähriger Leitung sich stets ausbreitete. Derselbe dirigirte von 1818 bis 1836. Dann ward der Verein interimistisch von Mendelssohn und Ferd. Hiller geleitet. Vom Herbst 1837 aber bis Januar 1838 stand der definitiv berufene Ferdinand Ries dem Vereine vor. Nachdem in genanntem Jahre der Tod leider das kaum geschlungene Band gelöst, trat 1838 bis 1840 Karl Voigt aus Hamburg provisorisch an die Spitze. Nach dieser Zeit des Interregnums kommen wieder zwanzig Jahre (von 1840 bis 1860), während deren der Verein unter der Leitung von Franz Messer stand, der mit gleicher Hingebung und Aufopferung, mit gleichem Talente und Beruf wie der Gründer dem Vereine alle seine Kräfte bis zu seinem Tode widmete und bei den Meisten unter uns noch in unvergessenem Andenken steht. Während seiner Krankheit functionirte Franz Friederich, der nunmehrige Director des Rühl'schen Vereins, als Dirigent, bis er im Herbst 1860 von dem jetzigen Leiter Herrn Carl Müller abgelöst wurde.

Dieß ist in großen Umrissen die äußerliche Geschichte des Vereins, dessen Jubelfeier wir am 28. und 29. Oct. begehen werden, und zwar soll dies in folgender Weise geschehen: Am Vormittage des 28. October soll eine sogenannte akademische Feier, bestehend aus dem Vortrage zweier Compositionen von Schelble und Messer, einem Chorale von J. S. Bach und einer Festrede, im Vereinslocale abgehalten werden, während am Abend des 28. Bach's Hohe Messe zur Aufführung gelangen wird. Der Vorstand hat, in Uebereinstimmung mit dem niedergesetzten Festcomité, geglaubt, für die würdige Ausstattung des Concerts keine Opfer scheuen zu dürfen. Herr und Frau Concertmeister Joachim, Frau Bellingrath-Wagner in Dresden, Herr Rudolph Otto in Berlin und Herr Adolph Schulze in Hamburg haben mit Freuden ihre Mitwirkung zugesagt. An das Concert soll sich Tags darauf, Donnerstag den 29. October, Nachmittags 4½ Uhr, ein Banquet anschließen. Nach dessen Beendigung werden die theilnehmenden Damen und Herren die beiden kleineren Säle des Saalbaues zu weiterer geselliger Unterhaltung, in gleicher Weise wie bei der vergangenes Jahr stattgefundenen Naturforscher-Versammlung, geöffnet finden.

Gleichwie Schelble es einst verstanden hat, dem gesammten musikalischen Deutschland Interesse für sein Werk einzuflößen, wird auch heute der Verein weitere Kreise an seiner Festesfreude Antheil nehmen lassen, indem er die musikalischen Leiter der größeren deutschen Oratorien-Vereine zur Jubelfeier als Ehrengäste eingeladen hat. Fast hundert Festgäste sind von auswärts geladen, darunter die nächsten Verwandten von Schelble. Zugesagt haben bis jetzt: Ferd. Hiller, Breunung in Aachen, Krause (Barmen), Voigt und Deppe (Hamburg), Dr. Hasenclever (Coblenz), Franz Weber (Köln), Brambach (Bonn), Wolff (Crefeld), Dr. Rust (Berlin), Blumner (Singakademie Berlin), Klein (Osnabrück), Lux (Mainz), Capellmeister Jahn und Musikdirector Freudenberg (Wiesbaden), Mangold, Marpurg und Neswabba (Darmstadt), Steinwarz (Worms), Mickel (Gießen) Appunn (Hanau), Prof. Reiter und Musikdirector Wolter (Basel), Vogler (St. Gallen).

Da die Vorbereitungen und Proben mit dem größten Eifer betrieben werden, so läßt sich annehmen, daß das großartige Chorwerk zur vollendeten Darstellung gelange und das Fest hierdurch seinen würdigen Abschluß finde.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Heirath mit Hindernissen.) Man schreibt der „Elberf. Ztg." aus Köln vom 17. Oct. Folgendes: „Was rennt das Volk, was wälzt sich dort die langen Gassen brausend fort?" konnte mit Schiller heute Der denken, der bald nach 12 Uhr in die Nähe des Domes kam. Aber der Held war hier nicht wie im Schiller ein Ritter hoch zu Roß, sondern ein Bräutigam an der Seite seiner Braut, ein Brautpaar, von dem Frau Fama hier in den letzten Wochen so viel berichtet hat. Der Successeur einer Klosterfrau, die er als Hausknecht in Gemeinschaft mit deren Magd, seiner jetzigen Frau, beerbte, und der seitdem hier eine nicht unbedeutende Rolle spielt und spielen kann, verlobte vor Kurzem eine

Digitized by Google

seiner lieblichen Töchter an einen hiesigen Kaufmann, welcher längere Zeit in Paris gelebt hatte. Eines Tages, als das Brautpaar Arm in Arm im alten heiligen Köln Luftwandelte, stürzt — so sagt Frau Fama — in rasender Wuth ein Mädchen auf den Bräutigam zu, haut, kratzt und schimpft ihn als den treulosen Vater ihres Kindes. Doch nicht diese allein, nein, eine zweite, und wie man sagt, auch noch eine dritte sollen als Mütter vaterloser Kinder handgreifliche Ansprüche an den Bräutigam erhoben haben. Diese scandalösen und bald stadtbekannten Vorgänge haben, wie es heißt, nur einen Augenblick das Verhältniß der Brautleute getrübt oder in Frage gestellt, denn auf heute Mittag 1 Uhr, das wußte fast die ganze Stadt, war die Trauung des Paares im Dome angesetzt. Was Wunder, daß dabei hier in Köln, wo man gern scandalöse Geschichten noch scandalöser macht, Tausende von Menschen zusammenliefen, theils um dieses gewiß hart geprüfte Paar und den kühnen Helden von Angesicht zu Angesicht zu schauen, größtentheils aber wohl, um sich an einer vielleicht zu erwartenden Wiederholung der oben geschilderten Scenen zu ergötzen. Bald nach 12 Uhr war schon der ganze Dom mit Menschen angefüllt und keineswegs waren dieß nur Leute aus den unteren Ständen, nein, es waren viele junge und ältere Damen aus den besten Familien zugegen. Glockenschlag 1 Uhr entstand wie mit Einem Schlage ein Wogen und Treiben in der Menge, welche unter sich selbst Spalier bildete. Der bräutliche Zug erschien im Hauptportal und schritt, voran der Domschweizer in seinem Kostüm, dann ein Gendarm und Polizei-Sergeanten in Civil und in Uniform, feierlich durch die dumpfen Hallen des Domes dahin. In tiefster Stille waren Aller Augen auf das Brautpaar gerichtet, vor welchem ein kleines engelgleiches Mädchen ein Prachtbouquet mit „Unschuldsblumen" einhertrug. Die Braut, fast fürstlich geschmückt, mit 3 bis 4 Fuß langer Schleppe, ob sie von den vielen Schönen, die sehnlichst einer solchen Stunde entgegenharren, beneidet wurde! Ihr zur Seite sah der Bräutigam, der, wie man sagt, die Welt kennt, kühn und stolz auf die gaffende Menge herab. Der Zug begab sich vor einen der Altäre und wurde gleich hinter ihm der Raum zu demselben für das Publikum abgeschlossen. Die Trauung ging daher ohne alle Störung vor sich. Unterdessen aber förderte der Kölner Humor in der Menge Aussprüche zu Tage, wie sie in der Kathedrale wohl nie zuvor laut geworden sind. Der Zug verließ den Dom, wie er gekommen, unter Escorte, und von den erwarteten Ehe-Prätendentinnen hat sich keine in den heiligen Hallen laut werden lassen. Vor dem Dom dagegen sollen einige Geschichtchen vorgekommen sein, welche sich nicht erzählten lassen; Insultationen des Brautpaares aber waren dadurch vorgebeugt, daß es sowohl beim Aussteigen wie beim Einsteigen in den Wagen von Polizeibeamten umgeben war. Von 150 zu dieser Hochzeitsfeier Geladenen haben es 100 vorgezogen, abzusagen. Jedenfalls ist dieser Vorfall zu den Akten „Kölner Carneval" registrirt.

Frankfurt, 22. October.

Gastspiel von Fräulein Frohn.

Fräulein Frohn vom Hoftheater zu Darmstadt ist in diesen Tagen in der Rolle der Philippine Welser als Gast an unserer Bühne aufgetreten und fand von Seiten des Publikums eine ebenso freundliche, als verdiente Aufnahme. Die Rolle der Philippine Welser läßt kein endgültiges Urtheil über die Tragweite einer dramatischen Kraft zu. Doch war der Eindruck, den Fräulein Frohn hinterließ, der einer sehr verständigen, feinen und maßvollen Künstlerindividualität, die mit einer edlen, durchgeistigten Erscheinung ein sehr distinguirtes Spiel verbindet. Das Organ ist zwar sympathisch, aber nicht stark und folgt in den Affectstellen nicht den Intentionen der Künstlerin, die bei durchgebildeter Reflexion offenbar Gefühl und Leidenschaft in der Darstellung besitzt, aber mit dem Material zu kämpfen hat, mit dem sie übrigens gut hauszuhalten weiß, so daß sie nie in die Lage kommt, das Organ zu forciren und die Herrschaft über dasselbe zu verlieren. Ganz vorzüglich gelang Fräulein Frohn die Schlußscene des vierten Actes nach dem Wiedersehen mit dem alten Welser. Sie erhob sich hier zu einem Aufschwung, den man nach den beiden ersten Acten kaum erwartet hatte und ergriff die Hörer sichtlich durch Wärme und Energie des Ausdrucks. Im Allgemeinen können wir überhaupt die letzten Acte als die gelungeneren der hübschen Leistung des geschätzten Gastes bezeichnen. Von dem Augenblick an, wo Philippine als Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand in das Schloß des Grafen Thurn einzieht, war die Darstellerin ganz die sinnige, vertrauende, hingebende Hausfrau, während sie das liebende Mädchen nicht mit gleicher Wahrheit und Innerlichkeit wiederzugeben wußte. Man sieht dem ferneren Auftreten des Gastes mit Spannung entgegen. Die drei anderen Hauptrollen des Stücks waren durch die Herren Schneider, Zademack und Hellmuth vorzüglich vertreten. Herr Schneider war ein eben so feuriger Liebhaber, als ein die Rechte seines Herzens männlich und entschlossen vertheidigender Ritter. Herr Zademack vereinigte die strenge Würde des Monarchen mit den sanfteren Empfindungen des Vaters und Herr Hellmuth war in Wort und Haltung der geeignete Repräsentant des selbstbewußten Bürgerthums. Herr Degen wußte die kleine Episode des böhmischen Bauern so zur Geltung zu bringen, daß ihm ein reicher Applaus zu Theil ward.

Leipzig, 19. October. Die „Leipziger Nachrichten" schreiben: „Die Fluth der Gerüchte über unsere Theaterfrage ist wieder im Steigen. Uns liegen heute zwei bezügliche Mittheilungen vor. Nach der einen soll Dr. Laube von der Bewerbung um Uebernahme des Stadttheaters zurückgetreten sein, nach der andern der Hofrath Emil Devrient nicht abgeneigt sein, die Direction zu übernehmen." Letzteres berichten auch die „Dresdener Nachrichten; „man bringt", sagen sie, „den neulichen Aufenthalt Devrient's in Leipzig mit dem Gerüchte, als wolle derselbe seine Erfahrungen der Leipziger Bühne widmen, in Zusammenhang".

Cäcilien-Verein.

Zur Feier dessen 50jährigen Bestehens

(zugleich erstes Abonnement-Concert)

Mittwoch, den 28. October, Abends 7 Uhr,

im großen Concert-Saale:

Die hohe Messe (in H-moll) von Joh. Sebastian Bach,

Instrumentations-Bearbeitung von Carl Müller,

unter gefälliger Mitwirkung

von Herrn und Frau Concertdirector Joseph Joachim aus Berlin, Frau Emilie Bellingrath-Wagner aus Dresden, Herrn Rudolph Otto aus Berlin und Herrn Adolph Schulze aus Hamburg, sowie der Mitglieder des Theater-Orchesters und anderer Künstler.

Eintrittskarten

für einen Logenplatz zu	fl. 2. 20 kr.
für einen nummerirten Platz im unteren Saalraume	„ 1. 45 „
für einen nummerirten Platz auf der nördl. Seitengallerie zu	„ 1. 30 „
für die südliche Seitengallerie (Eingang von der Schiesinger Gasse) zu	„ — 48 „
für die obere Gallerie zu	„ — 30 „

sind in der Musikalienhandlung des Herrn Henkel, Schillerplatz, sowie am Concertabend an der Casse zu erhalten. **Der Vorstand.**

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 23. October. **Aschenbrödel**, Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix. (Abonnement-Vorstellung Nr. 271).

Samstag, 24. October. **Norma**, große Oper in 2 Acten, nach dem Italienischen von J. N. von Seyfried. Musik von Bellini. (Abonnement-Vorstellung Nr. 272.)

Sonntag, 25. October. **Der erste Glückstag**, komische Oper in 3 Acten von A. d'Ennery und E. Cormon. Deutsch von Ernst Pasqué. Musik von D. F. E. Auber. (Abonnement-Vorstellung Nr. 273.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Röhm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 296. Samstag, den 21. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

3.

Mit dem Befehl, sobald der junge Mann seine Kräfte wieder erlangt, ihn in die Halle zu senden, verließ Lavergne das Zimmer und stieg zu dem bezeichneten Ort hinunter, während seine Leute nach den Strapatzen des Tages die wohlverdiente Ruhe aufsuchten.

An ihrem Rade saß die alte Brigitta, anscheinend theilnahmslos, wie immer; aber ein fragender Blick streifte aus ihren Augen über Pierre, als dieser sich ihr näherte.

„Brigitta", sagte der Usurpator mit milderer Stimme, als es sonst seine Weise war, „meine Ahnung täuscht mich nicht; jener Unbekannte, den ich haßte und verdächtigte, noch ehe ich Näheres wußte über ihn, seit heute ist er mir nicht mehr fremd. Brigitta, es ist Victor von Kerdingen und unser Kind ist in seiner Gewalt."

Die Alte nickte mit dem Kopfe.

„Mag sie", erwiderte sie gleichgültig. „Da Charles dem Tode entronnen, wird Victor von Kerdingen ihrer schonen; sein Herz ist edel und milde, selbst die Rache und der Haß haben es nicht zu versteinern vermocht."

Der Schloßherr blickte die Redende scharf an.

„Du bist so ruhig, Brigitta", sagte er in lauerndem Tone; „bist wohl gar selber mit im Complott? Vielleicht war er hier während meiner Abwesenheit, das erstemal, daß ich mich leichtsinnig vom Hause entfernte, gabst ihm einen heimlichen Wink, gelt? — und entdecktest ihm Alles! — — Antworte, Hexe, oder ich zerschmettere Dich!"

Die Alte hielt ruhig die Blicke aus, die Lavergne auf sie schleuderte.

„Nur zu", lachte sie spöttisch; „zeige doch, daß Du das Morden noch nicht ganz verlernt."

„Du sprichst wahr, hämisches Weib", grollte Pierre düster, den erhobenen Arm sinken lassend, „denn meine Kugel traf ihn sicher, die ich ihm in der Dunkelheit nachsandte. Sein Aufschrei legte mir davon Zeugniß ab."

„Elender, Gott sei Dir gnädig!" rief Brigitta außer sich. „Er selber rettete einst jenen Mann aus Deiner mörderischen Hand. Du wagst es, sie auf's Neue an ihn zu legen? O hüte Dich, daß sein Sohn Dir einst vergilt, was Du geschaffen. Hüte Dich, ich kenne Charles, ich habe in sein Inneres geblickt und darüber nachgegrübelt in den düsteren Winternächten, wenn mich der Schlaf floh. Erfährt er, was Du an seinem Vater, an ihm selber verübt . . ."

Der Rest der Worte Brigittens verstummte unter dem eisernen Druck, mit dem Lavergne ihr Mund und Kehle zusammenpreßte. Das Gesicht der alten Frau färbte sich bläulich, — ein gurgelnder Ton drang aus ihrer Kehle hervor, — einige Augenblicke noch — und das glimmende Lämpchen des Lebens wäre verloschen — —

Da tönte eine frische, jugendliche Stimme durch die unheimliche Stille, die rings im Gemach herrschte.

Wie vom Blitz getroffen, zuckte der Schloßherr zusammen. Seine Finger glitten vom Halse der Alten, die mit leisem Aechzen in ihren Stuhl zurück sank, denn mit lichtheller Farbe, als sei es erst gestern geschehen, stand jener Tag plötzlich vor seiner Seele, wo Victor von Kerdingen, der Vater des eintretenden Charles, einst ihn selber vor den Beleidigungen des alten trunksüchtigen Lavergne geschützt hatte.

Der Jüngling trat näher an ihn heran. Er hatte sich nothdürftig erholt, aber sein Antlitz war noch unnatürlich bleich und sein ganzes Wesen in hoher Aufregung.

„Berichte!" sagte Lavergne kurz, indem er auf einen Stuhl ihm gegenüber wies und selber Platz nahm. „Was weißt Du vom Aufenthalt meiner Tochter und wie entgingst Du der Gefahr? — Vermagst Du uns den Schlupfwinkel der verfluchten Chouans nachzuweisen?"

„Hört mich an, Pierre Lavergne", erwiderte der junge Mann, „durch welche Fügung ich dem Tode entgangen. Der Uebermacht weichend, suchten die feigen Bauern ihr Heil in der Flucht, als wir im Walde auf eine Abtheilung der Chouans stießen. Was vermochte ich allein auszurichten? Dennoch vertheidigte ich mich, so gut es ging, mir wenigstens die Freiheit zu erkämpfen und das Leben, denn ich wußte, daß Gefangene von Seiten unserer Feinde wenig Gnade zu erwarten haben. Mehrere fielen, todt oder verwundet, ehe es der Schaar gelang, sich meiner zu bemächtigen. Dann aber banden sie meine Hände und schleppten mich weiter unter tausend Verwünschungen mit sich an den Ort, wo sie ihre Lagerstätte aufgeschlagen haben. . . ."

„Und dieser Ort, diese Stätte?" forschte Pierre hastig.

„Hört weiter", fuhr Charles fort, die Frage des Schloßherrn überhörend. „Mein Loos ward entschieden, die Mannschaft stimmte ab über mein Schicksal, es hieß Tod; warum man das Urtheil nicht gleich vollstreckte, ich weiß es nicht; vielleicht bedurfte es erst der Bestätigung eines Höheren, allein sie kam und um Mitternacht sah ich mein Grab bereiten, sah ich die Gewehre laden, deren Kugeln mein Herz durchbohren sollten. Die Männer, in der Gewißheit, daß dieser Mund bald auf ewig stumm sei, sprachen laut und unbekümmert um meine Gegenwart, untereinander. Ich vernahm aus ihren Reden, daß ein junges Mädchen unter strenger Aufsicht einer alten Frau in ihrem Lager weile und daß der Chef Jedem mit augenblicklichem Tode gedroht, der es wagen würde, die Gefangene durch Wort oder Blick zu beleidigen. . . ."

„Vergebt, vergebt ihr Schatten der Edlen, Verrathenen", murmelte die Alte, die dem Bericht des Jünglings wenig Aufmerksam-

Digitized by Google

keit zu schenken schien und hin und wieder sogar einnickte, dazwischen.

„Ich hatte keine Angst mehr", redete Charles weiter, „nur eine Sehnsucht, glühend, unbeschreiblich, nach Denen, die ich liebte. Aber eine Trauer kam über mich, so jung scheiden zu müssen aus dieser Welt, ohne ihr genützt zu haben, ohne daß ich diesen Arm erheben durfte für Recht und Freiheit . . ."

„Adelig Blut! Adelig Blut!" flüsterte Brigitta, während Lavergne die Stirn runzelte.

„Genug, ich glaube das", brach er sogleich die Rede des Jünglings ab. „Aber zum Wichtigsten nun; wo finden wir die Bande, um sie mit einem Schlage zu vernichten?"

„Das Euch zu künden, verbietet mir mein Schwur", entgegnete Charles mit fester Stimme. „Dringt nicht in mich, denn nimmer vermag ich Euch auf ihre Spur zu leiten."

„Bist Du rasend?" rief Lavergne, dem die Zornröthe aufstieg. „Soll die Gewalt, soll das Gesetz Dich dazu zwingen?"

„Das erste Gesetz ist für mich das Gesetz meiner Ehre", erwiderte Charles ruhig, „und keine Macht der Welt vermöchte mich zu zwingen, dieß zu verletzen. — — Hört weiter, Herr Lavergne, und urtheilt selber, wie Ihr an meiner Stelle handeln würdet, geschähe Euch Aehnliches."

„So erzählt denn", grollte Lavergne, das Feuer anschürend, daß die Funken hell aufspritzten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sonnenfinsterniß vom 18. August d. J. und die Spectralanalyse.

Von Emil Sommer.

(Schluß.)

Als das hervorragendste und bedeutsamste Resultat dieser, für unser kosmisches Wissen Epoche machenden Entdeckungen ist aber die ganz neue und tiefere Einsicht in das innere Wesen und die physische Beschaffenheit der Sonne zu betrachten, welche uns durch die voranstehenden Thatsachen in so überraschender Weise erschlossen wurde.

Bringen uns nämlich die dunkeln Spectrallinien einerseits die wichtige Kunde, daß der Sonnenkörper aus denselben Stoffen, demselben Materiale wie unsere Erde, wenn auch in glühendem Zustande, aufgebaut ist, und daß demnach unzweifelhaft alle Weltkörper aus derselben Urmaterie durch Verdichtung und Zusammenballung des Weltäthers entstanden sind, so liefern sie uns andererseits auch den Beweis, daß die Sonne zwei Lichtquellen, eine innere und eine äußere, in sich vereinigen müsse, und eben hierauf gründet sich die neue Theorie Kirchhoffs von dem Wesen der Sonne, welche übrigens in so fern alt genannt zu werden verdient, als auch schon die alten Astronomen, namentlich Galilei, den Sonnenkörper als einen glühenden Feuerball ansahen.

Auf Grund der gewonnenen Thatsachen nimmt nun die neue Theorie an, daß die Sonne erstens aus einem inneren, festen oder flüssig geschmolzenen, weiß glühenden Kern oder Centralkörper, und zweitens aus einer äußeren, den Kern umgebenden, ungeheuren, gleichfalls feurig glühenden Atmosphäre oder Gashülle besteht, welche zum größten Theile aus Körpern, z. B. aus Metallen, zusammengesetzt ist, die auf unserer Erde nur in festem oder flüssigem Zustande vorkommen, auf der Sonne dagegen, in Folge der ungeheuren Hitze, nur in Gasform als glühende Dämpfe bestehen können und eben hierdurch einen feurigen Dunstkreis um den glühenden Kern in ähnlicher Weise bilden, wie die Luft um unsere Erde. Das von dem glühenden, leuchtenden Kerne ausstrahlende helle Licht muß sonach nothwendiger Weise durch diese gleichfalls leuchtende Gashülle hindurchgehen, wobei eben ein großer Theil der Strahlen in derselben Weise absorbirt und ausgelöscht wird, wie wir dies oben an dem durch die Natriumflamme hindurchstreichenden Lichte gezeigt haben, indem die in der Gashülle enthaltenen glühenden Dämpfe der verschiedenen Körper die ihrem eigenen Lichte gleichartigen Strahlen durch Interferenz aufheben oder vernichten und so die dunkeln Fraunhofer'schen Linien erzeugen. Im Kleinen kann man diese Verhältnisse leicht durch eine Flamme nachahmen, in welche man eine kleine Menge irgend eines Metalles bringt. Anfangs erscheinen unter diesen Umständen im Spectroskope zunächst die dem betreffenden Metalle zukommenden charakteristischen, farbigen Linien. Steigt nun aber die Hitze bis zu einem Punkte, wo das Metall sich verflüchtigt und somit eine der glühenden Sonnenatmosphäre entsprechende Dampfhülle um die Flamme bildet, so verwandeln sich alsdann jene hellen Streifen gleichfalls in dunkle Linien.

Die übrigen an der Sonnenscheibe vorkommenden Erscheinungen, namentlich die dunklen Sonnenflecken, erklären sich nach der neuen Theorie in der Weise, daß in der beschriebenen Sonnenatmosphäre, ähnlich wie in dem Luftkreise der Erde, durch locale Abkühlungen sich bald da, bald dort Dämpfe, gerade so wie die Wasserdünste in unserer Luft, verdichten und hierbei Wolken oder wolkenartige Massen entstehen, welche uns je nach dem Grade ihrer Verdichtung als mehr oder minder dunkle, graue bis schwarze Flecken erscheinen, so daß demnach die Sonnenflecken im wirklichen Sinne des Wortes als in der Sonnenatmosphäre schwimmende Sonnenwolken zu bezeichnen sind.

Bisher betrachtete man nach der von William Herschel aufgestellten Hypothese die Sonne allgemein als einen dunkeln, von zwei übereinander gelagerten Lichthüllen umgebenen Centralkörper und erklärte die Bildung der Sonnenflecken durch die übrigens sehr eigenthümliche Annahme, daß in der Lichthülle hie und da Oeffnungen entständen und so der dunkle Sonnenkern an einzelnen Stellen sichtbar würde.

Obwohl diese ältere, in der That wenig befriedigende Theorie gegenüber der streng wissenschaftlichen, experimentalen Grundlage und der natürlichen, einleuchtenden Einfachheit der neuen Anschauungsweise nun fast allen Boden verloren hat, so bedurfte es dennoch, um die Richtigkeit der Kirchhoff'schen Theorie festzustellen, noch eines weiteren entscheidenden und exacten Beweises, und hierzu war es vor Allem nothwendig, das Licht der glühenden Sonnenhülle für sich, getrennt von demjenigen des feurigen Kernes, aufzufangen und spectralanalytisch zu untersuchen. Erhielt man hierbei ein Spectrum, frei von den dunkeln, Fraunhofer'schen Linien, so war damit die Verschiedenheit des Hüllenlichtes von dem Kernlichte, sowie überhaupt die Existenz eines leuchtenden Kernes und zugleich die Richtigkeit der Behauptung nachgewiesen, daß die Fraunhofer'schen Linien das Ergebniß der Einwirkung beider Lichtquellen aufeinander seien. Die einzige und alleinige Möglichkeit eines derartigen experimentellen Beweises bot aber die genaue Beobachtung einer totalen Sonnenfinsterniß, indem bekanntlich die Sonnenscheibe hierbei vollständig durch den Mond verdeckt wird und alsdann nur noch der äußere Umkreis der leuchtenden Sonnenhülle, die sog. Corona, in Gestalt eines die Mondscheibe umgebenden, röthlichen, schwach leuchtenden Lichtsaumes sichtbar ist, aus welchem öfter gleichfalls rothe oder grünliche, mitunter sehr lange, fingerförmige Hervorragungen oder Lichtaufwallungen, die sogenannten und in der letzten Zeit so oft erwähnten Protuberanzen, hervortreten.

Das Licht einer solchen Corona oder Protuberanz zu untersuchen, bildete daher den Gegenstand der heißen Sehnsucht aller

Digitized by Google

Gelehrten, und man begreift hiernach wohl das gespannte Interesse, mit welchem der entscheidende Moment in der Frühe des 18. August erwartet wurde. Vorläufig liegen allerdings erst noch sehr dürftige Mittheilungen über die gemachten Beobachtungen vor, aus welchen aber dennoch bereits soviel hervorgeht, daß in der That in der hier in Rede stehenden Richtung entscheidende Resultate gewonnen worden sind.

So schreibt unter Anderem Dr. Weiß, der Leiter der österreichischen astronomischen Expedition, welche nebst der norddeutschen photographischen Expedition Aden zu ihrem Beobachtungsorte gewählt hatte, in seinem kürzlich veröffentlichten Berichte hierüber Folgendes:

„Die Spectraluntersuchungen führte Schiffslieutenant Rziha aus und bemerkte beim Eintritt der Totalität ein plötzliches Verschwinden aller dunkeln (Fraunhofer'schen) Linien, und es ging dadurch das Spectrum in ein allerdings blasses, aber noch vollkommen deutlich sichtbares, sogenanntes continuirliches über." Und somit können wir denn wohl die neue Sonnentheorie als definitiv festgestellt und damit zugleich eine der bedeutsamsten Fragen der Wissenschaft als endgültig gelöst betrachten.

Sollte aber die hierdurch bestätigte Annahme von dem glühenden Zustande des Sonnenkörpers noch eines weiteren Beweises bedürfen, so könnte diesen am besten unsere Erde selbst liefern, indem sich dieselbe bekanntlich gleichfalls ursprünglich in geschmolzenem, glühendem Zustande befand und von einer feurig erhitzten Atmosphäre umgeben war, welche in Folge der ungeheuren Wärme einen großen Theil der festen Körper in Gasform enthielt, die heute unsere harte Erdrinde bilden helfen. Unser Planet stellte somit damals eine wahre kleine Sonne dar, welche, wie heute noch unsere Sonne, nach allen Seiten helles Licht ausstrahlte, an dem die Bewohner der benachbarten Gestirne dieselben spectralanalytischen Beobachtungen hätten anstellen können, welche wir heute in so fruchtbringender Weise an dem Sonnenlichte vornehmen. Der einzige Unterschied besteht eigentlich nur darin, daß unser Erdkörper wegen seines relativ kleinen Umfanges sich verhältnißmäßig rasch abgekühlt und mit einer festen Rinde bedeckt hat, während dagegen die Sonne, deren Abkühlung und Erstarrung in Folge ihrer ungefähr anderthalb Millionen Mal größeren Masse, unendlich viel langsamer vor sich geht, sich heute noch in vollkommen glühendem, feuerflüssigem Zustande befindet und hierin eben die belebende und befruchtende Quelle von Licht und Wärme für unser ganzes Planetensystem bildet.

Die Schlüsse, welche sich aus diesen Thatsachen ergeben, sind allerdings nicht sehr tröstlicher Natur; denn mit der ganzen Strenge eines unerbittlichen Naturgesetzes folgt hieraus, daß der Sonnenkörper allmählich, wenn auch erst nach einem unberechenbaren, vielleicht viele Millionen Jahre umfassenden Zeitraume, durch fortwährende Ausstrahlung seine jetzige ungeheuere Glühhitze verlieren und in Folge dessen der Zeitpunkt eintreten müsse, wo die Abkühlung bis zu einem Grade vorgeschritten ist, bei welchem die Sonne, ebenso wie unsere Erde, wenigstens an ihrer Oberfläche zu einer harten Kruste erstarren und daher aufhören wird, den zahllosen kreisenden Gliedern unseres Sonnensystemes rosiges Licht und belebende Wärme zu spenden.

So wenig erfreulich und ermuthigend die hier sich eröffnenden Aussichten an und für sich auch sein mögen, so liegen dieselben uns dennoch viel zu ferne, als daß wir uns näheren Betrachtungen darüber hingeben sollten, und das einzige Gefühl, das uns diese großartigen Blicke in die Tiefen des Weltalls und des unermeßlichen Zeitenmeeres einzuflößen vermögen, ist daher das Gefühl der Freude und des Stolzes über diesen abermaligen, glänzenden Triumph der unermüdlich nach Wahrheit ringenden Wissenschaft.

Mannichfaltigkeiten.

(Die Briefe Livingstone's) an Dr. Kirk in Zanzibar wurden, wie eine Zuschrift Sir Roderick Murchison's an die „Times" mittheilt, durch einen arabischen Boten überbracht und melden, daß der große Afrikareisende sich drei Monate hindurch bei freundlichen Arabern aufhielt, um den Ausgang eines Krieges zwischen eingeborenen Stämmen abzuwarten, bevor er sich nach Ujiji auf den Weg machte. Dem arabischen Boten theilte Livingstone mit, er wolle nach Erforschung des Tanganyika-Sees (Marungu und Cazembe, von wo die Briefe datirt sind, liegen im Süden und Süd-Süd-Westen des Sees) nach Zanzibar zurückkehren. Aus den Briefen von Dr. Kirk geht hervor, daß dieser bereits Provisionen, Medicamente und Briefe nach Ujiji abgeschickt hatte. Auch die Karte Baker's über die südliche Ausdehnung des Sees Albert Nyanza gegen den Tanganyika erwartete Livingstone an letzigenanntem Orte. (Livingstone war mit dieser Entdeckung Baker's vor seiner Abreise nicht bekannt und hat seitdem keine Nachrichten von Europa erhalten.) Sir Roderick schließt seine Zuschrift mit der Hoffnung, den Reisenden noch vor Weihnachten auf heimischem Boden begrüßen zu können.

(Eine unpolitische Heirath.) Die Berliner „Montags-Zeitung" bringt folgende Mittheilung: „Der in Schönheit und Geist prangenden Nichte des österreichischen Reichskanzlers v. Beust, Tochter des gegenwärtigen Chefs des österreichischen Bergwesens, welche bisher von einem fanatischen Hasse gegen Preußen beseelt war, ist das glückliche Malheur passirt, sich auf einer Reise in einen preußischen Offizier leidenschaftlich zu verlieben und sich mit ihm, nachdem sowohl Vater wie Oheim nach vielem Zaudern endlich ihre Zustimmung gegeben, zu verloben. Erwähnter Offizier ist noch dazu bürgerlicher Herkunft! Viele vornehme Cavaliere Sachsens und Oesterreichs bewarben sich um die Hand dieser interessanten Dame vergeblich."

(Candidaten-Leiden.) Daß das Wahl-Candidiren in England zuweilen auch komische Scenen veranlaßt, zeigte sich dieser Tage auf dem Liverpooler Fischmarkt. Als nämlich die beiden conservativen Candidaten, Lord Sandon und Herr Graves, daselbst mit Freundesgeleite erschienen, um sich den Fischweibern gefällig zu machen, bildeten diese ex tempore einen Zug, trugen statt der Fahnen lebendige Fische mit den Schwänzen nach oben, bekränzten die beiden Herren mit Austern und anderem Seegethier und manche der kühneren Damen ließen sich sogar so weit herab, den genannten Lord um einen Kuß zu ersuchen. Lord Sandon ist ein hübscher Mann, und jeder Kuß wurde mit donnerndem Beifalle des ganzen Marktes aufgenommen. Wie dem armen hochadeligen Candidaten dabei zu Muthe war, darüber schweigen die Berichterstatter. Ein englischer Parlaments-Candidat muß in manch sauren Apfel beißen können.

(Eine mystische Person.) Als der Duc de Choiseul-Praslin, der Mörder seines Weibes, durch Selbstmord seinem Leben im Gefängniß ein Ende gemacht hatte, glaubte das Pariser Publikum nicht an dieses Ende; man sagte und schrieb, Louis Philipp habe den Ehren-Cavalier seiner Gemahlin, den vornehmsten Herrn seines Hofes, heimlich entrinnen lassen. Seitdem wurde nun ab und zu irgendwo ein Wesen entdeckt, in welchem man den flüchtigen Mörder erkannt haben wollte, bald hier, bald dort tauchte das Gespenst auf. Und so ist denn in voriger Woche dasselbe in London wieder erschienen. Dort sah man in Goverstreet seit Jahren einen Mann, den man das „böse Gewissen" nannte und für einen Franzosen hielt. Dieser Unbekannte erschoß sich, man fand keinen Brief, kein Papier bei ihm, nur in einem Schranke lag ein Exemplar von Bernardins de St. Pierre bekanntem Buch: „Etudes de la

Digitized by Google

Nature“ und auf dem Vorsatzblatt stand geschrieben: „Choiseul-Praslin 1832“.

Concert zum Besten der Wasserbeschädigten in der Schweiz,

unter Leitung von Ludwig Gellert

gegeben am 20. October in der St. Katharinenkirche vom Frankfurter Liederkranze.

Zu den schönsten Eigenschaften des Menschengemüthes gehört die Theilnahme-Fähigkeit für die Leiden des Nächsten und der daraus entspringende Trieb, sie durch Rath und That zu lindern. Daß uns beide nicht fehlen und wir kaum eine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne dies werkthätig zu beweisen, dürfen wir Frankfurter ohne Selbstüberhebung von uns sagen. Es war daher selbstverständlich, daß das große Unglück, welches unsere Schweizer Brüder in seltener Schwere jüngst getroffen hat, bei den Bewohnern unserer Stadt das tiefste Mitgefühl erregen und den lebhaften Wunsch wachrufen mußte, den so hart Geprüften schnell und ausgiebig zu Hülfe zu kommen. Oeffentliche und private Wohlthätigkeit einten sich zu diesem Zwecke. Auch die Tonkunst, diese sanfte Trösterin betrübter Herzen, wollte das Ihrige hierzu beitragen. Als ihr würdiger Vertreter versammelte unser Liederkranz zu diesem Zweck eine sehr zahlreiche Menge in den ehrwürdigen Räumen der St. Katharinenkirche.

Der Oertlichkeit entsprechend, wurden nur Gesangcompositionen kirchlichen oder doch wenigstens ernst-würdigen Inhalts, in eben solcher Weise von den Componisten behandelt, zum Vortrage gewählt. Der Verein sang Franz Schubert's doppelchörige Hymne mit Instrumentalbegleitung „Herr unser Gott“, ein „Morgengebet“ von Karl Zöllner und „Sei du mit mir“ von G. Gollermann, zwei Vocalchöre selbstverständlich nur für Männerstimmen, und schließlich den Choral: „Was mein Gott will“ mit Orgel- und Instrumental-Begleitung. Fräulein Labitzky trug zwei geistliche Lieder Beethoven's: „Bitten“ und „Bußlied“, die vom Streichquartette begleitet wurden, vor. Als Einleitung diente eine Orgelfantasie von Herrn Gellert, gleich den bereits genannten Stücken würdig ausgeführt. Den Gesängen war noch ein Andante von Joseph Haydn aus dessen Streichquartett in F-dur, das wir erst vor Kurzem in der Quartett-Soirée der Herren Heermann, Becker, Welker und Müller gehört haben, eingereiht. Wir müssen bekennen, daß uns bei Durchlesen des Programms einiges Bedenken gegen die Wahl gerade dieses Stückes in den Sinn kam. Wir fürchteten, bei aller Anerkennung seines Werthes, es möchte nicht hinlänglich in den gegebenen Rahmen und zu der Oertlichkeit passen. Aber wir hatten uns glücklicher Weise getäuscht. Das Stück machte, obwohl es vom Componisten nicht zu einem solchen Zwecke geschaffen wurde und demnach Einzelnheiten seines Inhalts über diesen hinausgehen mußten, dennoch eine tiefgehende, ganz entsprechende Wirkung, woran die vortreffliche Ausführung wohl keinen geringen Antheil hatte. Wie Engelstimmen klangen die sanften, lieblichen, kindlich-naiven und dennoch weihevollen Töne auf die Hörer nieder und weckten in ihren Herzen ein mitfühlendes Echo. Wahrlich ein eben so seltener als eigenthümlicher Erfolg reiner Instrumentalmusik, gegenüber dem gesungenen Worte! Die dadurch entstandene Stimmung kam auch den nachfolgenden Vorträgen zu Gute und steigerte sich schließlich zur gottesdienstlichen Feier, als bei der dritten Strophe des Schlußchorals, der auf dem Concertzettel ausgesprochenen Bitte folgend, sämmtliche Anwesende in die Worte einstimmten:

„O tröste Herr, die deine Hand
Noch jüngst so schwer getroffen,
Die Brüder in dem Schweizerland!
Mach' alle Herzen offen;
Laß dein Gebot in dieser Noth
Sie kräftiglich erfüllen:
Daß sie mit Freud' das bitt're Leid
Der armen Brüder stillen.“

Außer der ehrenden, wenn auch stummen Anerkennung der Anwesenden mag es dem verehrlichen Vereine zu großer Genugthuung gereichen, daß er, wie die Zeitungen erzählen, dem angestrebten Zwecke einen Reingewinn von 1600 Gulden zuweisen konnte. △

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wien, 18. October. E. Geibel's neues Trauerspiel „Sophonisbe“ ist gestern Abend auf dem Burgtheater zum ersten Male gegeben worden und fesselte in durchaus trefflicher Darstellung ein andächtiges Publikum; der Dichter wurde nach jedem Acte hervorgerufen.

Leipzig, 22. October. Gestern begann Dr. Wilhelm Jordan die auf drei Abende berechnete Serie seiner „Nibelungen-Rhapsodien“ in dem zahlreich besetzten untern Saale der Buchhändlerbörse. „Eingang und Vorspiel“ führten die Hörer in das Verständniß der Situationen ein, welche diese erste Rhapsodie aus dem „zweiten Liede“ der „Nibelungen“ in Jordan's Bearbeitung, betitelt „Hildebrant's Heimkehr“, vergegenwärtigt. Dr. Jordan erntete am Schlusse seines Vortrags reichen Beifall.

Am 3. October starb zu Neapel im 73. Lebensjahre Salvatore Taglioni, dessen Name in den Annalen des Ballets fortleben wird. Von ihm stammt eine große Reihe von Balleten, welche ihrer Zeit auf allen Bühnen Europas gern gesehen waren.

Das Septemberheft von **„Westermann's illustrirten deutschen Monatsheften“** enthält eine Novelle „Auf Goyen“ von Ida v. Düringsfeld, in welcher ein Theil der reizenden Umgegend Merans mit feinen Pinselstrichen geschildert ist. Ferner gibt Elise Polko eine hübsche Skizze: „Wandernde Musikanten“. L. Köhler zeichnet das biographische Bild Anton Rubinstein's, des gedankenvollen Musikers. Adolph Bastian gibt eine interessante Schilderung des Volksstammes der „Abchasen“. Die „Berühmten Liebespaare“ setzt F. v. Hohenhausen mit „Byron und die Gräfin Guiccioli“ fort, von denen interessante Porträts beigegeben sind. Kleinere Beiträge aus verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten schließen sich an. Einen großen Raum nimmt die Schlußabtheilung des ruhig, aber fesselnd geschriebenen holländischen Romans „In der Fremde“ von Adolph Glaser ein.

Die Sammlung neuer, correcter und wohlfeiler Ausgaben unserer deutschen Literaturschätze, die unter dem Titel **„Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“** bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint, ist um zwei neue Bände, zwei Werke von unvergänglicher Popularität, vermehrt worden: Herder's „Cid“ und Seume's „Spaziergang nach Syrakus“. Der Herder'schen Dichtung läßt Julian Schmidt einen Essay über „Herder und seine Bedeutung für die deutsche Literatur“ vorausgehen, worin der feinsinnige Literarhistoriker mit gewohnter Schärfe und Klarheit des Urtheils an Herder's Schriften nachweist, wie unendlich viel unsere ganze moderne Bildung diesem großen und edlen Geiste verdankt. Sachliche und sprachliche Erläuterungen zum „Cid“ lieferte Karoline Michaelis; sie zeugen von außerordentlicher Belesenheit, namentlich in den älteren spanischen und französischen Quellen. — Des braven biderben Seume „Spaziergang“ von der Pleiße bis auf den Gipfel des Aetna und zurück, welchen Weg er bekanntlich in dem nämlichen Paar Stiefel „abtornisterte“, darf in einer Bibliothek der deutschen Nationalliteratur sicherlich nicht fehlen. Für den Abdruck wurde die letzte vom Verfasser selbst durchgesehene Auflage aus dem Jahre 1805 benutzt, so daß hier wieder der echte Seume'sche Text vorliegt, der in allen später erschienenen Ausgaben von fremder Hand mannichfach entstellt worden ist. Der Herausgeber, Hermann Oesterley, versah das Werk mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen; unter letzteren wird besonders die Uebersetzung der griechischen und lateinischen Citate vielen Lesern willkommen sein. — Die beiden Werke bilden den 15. und 16. Band der Sammlung, welche mithin erfreulichen Fortgang nimmt.

In Berlin erscheint jetzt eine neue Wochenschrift für Kunst unter dem Titel: **„Blätter für bildende Kunst“**, Organ des preußischen Kunstvereins, herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Fachmänner, Künstler und Schriftsteller in Berlin, Wien, Düsseldorf, Weimar, Dresden ꝛc. von C. Schönau. Sie bezweckt eine durchaus unparteiliche Kunstkritik.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 24. October. **Norma**, große Oper in 2 Acten, nach dem Italienischen von J. N. von Seyfried. Musik von Bellini. (Abonnement-Vorstellung Nr. 272.)

Sonntag, 25. October. **Dinorah**, oder: **Die Wallfahrt nach Ploërmel**, romantisch-komische Oper in 3 Acten, nach dem Französischen des M. Carré und J. Barbier von J. C. Grünbaum. Musik von Meyerbeer. (Abonnement-Vorstellung Nr. 273.)

Montag, 26. October. **Deborah**, Volksschauspiel in 4 Acten von S. H. Mosenthal. (Abonnement-Vorstellung Nr. 274.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 297. Sonntag, den 25. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Man hatte meine Hände gefesselt", fuhr Charles in seiner Erzählung fort, „ein Posten, der von Stunde zu Stunde wechselte, übernahm meine Bewachung. Plötzlich, während die Anderen nicht des Gefangenen achteten, tritt der zuletzt Gekommene an mich heran; ein Mantel und ein breitkrämpiger Hut verdeckt sein Antlitz und dennoch glaubte ich mir bekannte Züge zu entdecken. Scharf musterte er mich, dann murmelt er kopfschüttelnd einige Worte. „Rette Dich", flüsterte er dann in mein Ohr, „Du gleichst Kerdingen; nicht sterben darfst Du mit diesem Antlitz, ehe ich mit ihm geredet. Entfliehe, wenn Du mir auf das Evangelium schwören willst, uns nicht zu verrathen. Ich schwur — und im Nu waren meine Fesseln durchschnitten. Der Mann raunte mir den Weg in's Ohr und fort stürzte ich, ehe einer der Feinde zur Besinnung Dessen kam, was ich begann. Wohl ward ich verfolgt, nachdem mein Befreier es für nöthig befunden hatte, Lärm zu schlagen. wohl sauste manche Kugel um mein Haupt, allein ich hatte den Vorsprung. Ich kannte die Pfade des Waldes und ließ sie weit, weit hinter mir, — ich vernahm die Stimme der Freunde, ich war gerettet."

Charles hatte geendet.

Starr, leblos blickte Pierre Lavergne in die lodernde Flamme des Herdes.

„Einem Kerdingen gleichst Du, meinte der Chouan", sagte er nach einer Pause, „das ist kein Compliment für Dich, einem Sprößling der Tyrannen zu gleichen. Der Mann ist wahnsinnig; trügst Du die Züge eines Kerdingen, so wahr Gott lebt, ich hätte Dich nicht — — Doch gleichviel", unterbrach er sich, „mein Kind ist in der Gewalt dieser Hunde, wie Du erfuhrst, und Du weigerst Dich, uns auf ihre Spur zu lenken? Gebietet Dir auch die Stimme der Ehre, ein junges Mädchen schutzlos und hülfeflehend in rohen Soldatenhänden zu lassen?"

Der junge Mann stöhnte schmerzlich auf.

„Ich kann nicht ehrlos sein", stammelte er, „ich kann für sie sterben, kann mich allein in das Lager der Feinde wagen, um sie kämpfen, aber nie darf ich zum Verräther werden, niemals."

„Charles", fuhr Pierre fort, indem er jene lange verstummten, gleisnerischen Töne in seiner Brust hervorsuchte, die einst Victor, die einst Brigitta bethört hatten, „Charles, Marguerite ist in Gefahr, sie hofft auf ihren Befreier, sie ruft seinen Namen in die Lüfte, umsonst, er hört sie nicht; um einem Phantom nachzujagen, wirft er den kostbarsten Preis von sich, den ein liebendes Mädchenherz, den ein verzweifelnder Vater zu ertheilen vermag?"

„Haltet ein, haltet ein!" rief der Jüngling aufspringend, „kein Wort mehr, wenn Ihr mich nicht zum Wahnsinn treiben wollt!"

„Versucher!" murmelte die Alte. „Schützt ihn, ihr Heiligen alle!"

Triumphirenden Blickes sah Lavergne auf Charles bleiches, von den heftigsten Gefühlen entstelltes Antlitz. Schon glaubte er durch seine Worte jeden Widerstand in des Jünglings Brust besiegt zu haben, als seine Aufmerksamkeit durch ein lautes Geräusch im Hofe abgelenkt ward.

Verworrene Stimmen schallten durcheinander und es pochte heftig an die Thüren der Halle.

Die Pforten öffneten sich und an der Hand eines Greises, der sich mühsam aufrecht zu halten schien, schritt Marguerite Lavergne über die Schwelle.

Mit einem Ausruf des Jubels stürzte das junge Mädchen an die Brust der alten Brigitta, die sich aus ihrem Stuhle erhoben hatte und die zitternden Arme weit ausbreitete, während Pierre bei dem Anblick des Gefürchteten bleich wie eine Leiche ward, und sich, wie Schutz suchend, hinter Charles flüchtete.

„Pierre Lavergne, Usurpator von Kerdingen", nahm der Greis mit feierlicher Stimme das Wort, noch ehe der Schloßherr eine Sylbe hervorzubringen vermochte, „in einer furchtbar verlebten Stunde, in Todesangst um ein Wesen, das mir unendlich theuer und das durch mich dem Tode geweiht schien, da that ich ein Gelübde, bei dem Andenken an meine gemordete Mutter und Gattin, zum Gott der allewigen Gnade, daß, rette er dieses Wesen, ich Dir die Tochter selber zuführen wolle, unbeschädigt von der gerechten Rache, die um Deinetwillen ihrem Haupte drohte. Es ist geschehen, der Himmel erbarmte sich und ich — ich halte mein Versprechen: Pierre Lavergne, hier ist Dein Kind."

Ein plötzlicher Entschluß schien Lavergne zu durchblitzen. Er eilte an dem Greise vorbei zum Eingang, und riß mit voller Gewalt an dem dort hängenden Glockenstrang.

„Victor von Kerdingen!" rief er mit mächtiger Stimme, „Du bist gefangen. Im Namen des Gesetzes verhafte ich Dich als Mitglied jener Bande, die sich königlich nennt, und die Race der Bourboxen auf Frankreichs Thron zu setzen wünscht. — Ergreift ihn, Leute!"

Dieser Ruf galt den eindringenden Dienern und Schloßangehörigen, die auf das Läuten der Glocke herbeigeeilt waren und lärmend den Hintergrund der Halle erfüllten.

Zwischen den Greis und die Menge traten, wie auf Verabredung, die beiden jungen Leute. Eines las den Beifall über seine Handlung in des Andern Auge.

„Schont meines Retters, Vater, wenn Euch die Ehre Eures Kindes werth!" rief Marguerite flehend. „Laßt ihn von hinnen ziehen, ungekränkt, um meinetwillen!"

„Ich schütze ihn, denn ich fluche dem feigen Verrath!" fügte Charles entschlossen hinzu.

Das Antlitz des Greises überflog ein Freudenschimmer.

Digitized by Google

„Eure Worte, meine Kinder, lindern den Schmerz der Wunde, die mir die Kugel jenes Mannes schlug", sagte er. „Aber sorget nicht um mich. Man wagt sich eher ohne Vorsicht in die Höhle des Tigers, als in die Wohnung eines Pierre Lavergne. — Ich sein Gefangener? Der nächste Augenblick mag entscheiden!"

Er zog unter seinem Mantel ein kleines Horn hervor und stieß in dasselbe.

Ein gleicher Ton antwortete von unten herauf.

Man hörte eine Thür erbrechen, wüster Lärm erfüllte den Schloßhof. Fackelschein drang mit grellem Lichte durch die hohen Bogenfenster der Halle und plötzlich erschienen hohe Gestalten in phantastischer Tracht am Eingange, die gespannten Revolver in der Hand.

Ein Schrei des Entsetzens erfüllte den Raum.

„Gott steh' uns bei, die Chouans!" tönte es aus schreckensbleichem Munde.

Leichenblaß wankte der Schloßherr zurück.

„Ich bin verloren", flüsterte er mit verlöschender Stimme, „dieser Mann kann keine Gnade üben!"

(Fortsetzung folgt.)

An Spanien.

Hispanien, du herrlich Land,
Das einst zuerst mit Heldenkraft
Dem stolzen Aar von Corsika
Die übermächt'gen Schwingen lähmte,
Und dann zum Lohn die härtern Fesseln
Zwiefacher Tyrannei ertrug,
Die, in unwürd'gem Bündniß, Thron
Und Kirche Dir vereint geschmiedet, —
Wir grüßen Dich — wir rufen Heil!
Heil Dir und Deinen tapfern Söhnen!
Und Heil der neuerrungenen Freiheit!
Das deutsche Volk fühlt tief mit Euch,
Es ehret Euern hohen Muth
Und jauchzet Euerm Siege zu.
O, mög' es weisem Rath gelingen,
Der Freiheit einen festen Thron
Für alle Zeiten zu begründen,
Das Wohl des ganzen Volks zu sichern —
Dann pflanzet Eure siegreich Banner
Hoch auf den Pyrenäen auf,
Daß es Europa's Völkern allen
Gleich einer Sonne strahlend leuchte
Und sie zu großem Sinn begeist're,
In edler Thatkraft sie entflamme!

E. Grahn.

Eine cause célèbre aus dem Wiener Leben.

Die Gallerie lehrreicher Bilder aus der Cavaliers- und Halbwelt Wiens, welche durch die Verhandlungen des Prozesses Ebergenyi-Chorinsky eröffnet wurde, hat dieser Tage durch eine Gerichtsverhandlung in Gratz eine neue und erbauliche Bereicherung erhalten. Man wird die Natur der hier gegebenen Enthüllungen sofort begreifen, wenn man die Namen der vorgeladenen Zeugen liest: nämlich Fanny Hornischer, Emilie Turetschek, genannt „Fiaker-Milli", Bernardine Kreuzer, vulgo die dicke „Bernardine" und der k. k. Husaren-Oberlieutenant Joseph v. Brasseur.

Der Name der „Fiaker-Milli" erinnert an jenes famose Circularschreiben des Kriegsministeriums, welches der jeunesse dorée in Uniform den Umgang mit den Koryphäen der Demi-monde oder vielmehr Viertelswelt abräth, die sich in den prächtigen Sälen der Wiener Vergnügungslocale breit macht, und ihr Pariser Vorbild in sehr plumper, cynischer Weise copirt. Wie wenig diese väterliche Mahnung gefruchtet hat, zeigt der Prozeß Brasseur in greller Weise, indem er ergreifende Belege dafür liefert, daß ein unschuldiges Mädchen das Opfer dieses anstößigen Verkehrs zwischen der Cavaliers- und Courtisanenwelt geworden ist, Ehre und Leben durch denselben verloren hat.

Die cause célèbre, welche im Grazer Stadtgericht vor einem sehr zahlreichen und respectablen Publikum verhandelt wurde, gehörte zu den eigenthümlichen Gerichtsfällen, in welchen Kläger und Beklagter die Rollen getauscht zu haben scheinen, indem das Verdict der öffentlichen Meinung den juridisch siegreichen Ankläger zum moralisch Verurtheilten macht.

Oberlieutenant v. Brasseur muß dieses Schicksal über sich ergehen lassen und hat wenig Ursache, darüber zu triumphiren, daß der von ihm verklagte Redacteur Herr Richard Zimmermann aus Darmstadt wegen „Ehrenbeleidigung" zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde.

„Die Grundlage der Verhandlung", so berichtet die Wiener „Presse", „bildet der Selbstmord eines schönen jungen Mädchens in Wien, Namens Leonore Hornischer, welche sich nach einer vierzehntägigen Bekanntschaft mit dem k. k. Husaren-Oberlieutenant Brasseur, dem sich das jungfräuliche Wesen hingegeben hatte, am 11. Februar d. J. eine Kugel durch das Herz schoß, weil sie sich von dem gränzenlos geliebten Manne verlassen und zurückgestoßen sah. Dieses Ereigniß war in Nr. 46 der „Tagespost" vom 25. Februar d. J. von dem Schriftsteller Ludwig Richard Zimmermann in der Rubrik „Oeffentliche Redehalle" in einer so drastischen Weise besprochen worden, daß der genannte Offizier sich an seiner Ehre gekränkt glaubte. Ferner erschien in der „Tagespost" Nr. 53 vom 4. März eine Notiz, wonach der Oberlieutenant v. Brasseur durch ein Offiziers-Ehrengericht zur Quittirung seiner Charge veranlaßt worden sein sollte, mit der Bemerkung, daß „es wünschenswerth wäre, daß diese Nachricht von competenter Seite bestätigt würde".

Oberlieutenant v. Brasseur, welcher sich durch diese Artikel in seiner Ehre gekränkt fand, ließ Zimmermann, wie gesagt, gerichtlich verfolgen und mußte in Folge der von ihm erhobenen Klage selbst als Zeuge auftreten.

Er wird als schlanker, hübscher Mann von 24 Jahren geschildert, welcher „mit fester, trockener Stimme" und ohne alle sichtbare Gemüthsbewegung seine Aussagen über die dem Selbstmord der Leonore Hornischer vorhergegangenen Vorfälle machte. Hört man, daß Brasseur die Bekanntschaft Leonorens mitten in dem wilden Genußleben der Halbwelt, auf einem Maskenball und in der unmittelbaren Umgebung der „Fiaker-Milli" machte und bei einem flotten Champagner-Souper die Neigung des jungen Mädchens bis zur Alles hintansetzenden Leidenschaft zu steigern wußte, so möchte man vielleicht versucht sein, von der hier geopferten Tugend mit Achselzucken zu sprechen. Allein die Erklärung der Existenz einer wirklichen Unschuld inmitten des ausgelassensten Treibens liegt in den besonderen Verhältnissen der Schwestern Hornischer. Hören wir, wie der Berichterstatter der „Presse" über diesen Punkt bei Gelegenheit der Zeugenaussage der älteren Hornischer sich ausspricht:

„In schwarzem Seidenschlepp mit bräunlichem Sammt-Ueberwurf rauschte die Localsängerin Fanni Hornischer, eine hohe Ge-

Digitized by Google

stalt mit feingeschnittenen, nicht unschönen Zügen, herein. Sie ist 24 Jahre alt und hat jetzt eine selbständige Sängergesellschaft mit einer Singspielhalle in Wien etablirt. Durch das zärtliche Verhältniß zu einem „Freund", dem Bäckermeister Schurz in der Naglergasse, ist sie in der Lage, ihre Familie zu unterstützen und hatte sie ihre jüngere Schwester Leonore aus einem Dienstverhältnisse als Cassierin in einem Kaffeehause erlöst. Das junge Mädchen begleitete sie überall hin auf Bälle, ins Theater und war ihr willenlos anhänglich. Die Bekanntschaft der „Fiaker-Milli" und der „dicken Bernardine" hat sie im Kaffeehaus, wo die Schwester Cassierin war, gemacht; doch war das junge Mädchen stets zurückhaltend, wich jeder Begegnung mit Männern aus, schrack vor jeder Zweideutigkeit zurück und wird überhaupt als ein ganz unverdorbenes, reines Wesen geschildert. Das hielt aber sie, die Zeugin, nicht ab, ihre Schwester nach einem Souper bei Thoma mit dem Oberlieutenant Brasseur in seine Wohnung fahren zu lassen."

Die Erlebnisse dieses Abends bildeten am andern Tage den Gegenstand der Tischunterhaltung der Offiziere, und Brasseur hatte so wenig Gefühl für die seitherige Unschuld und rückhaltlose Hingebung des jungen Mädchens an ihn, den sie als ihren Geliebten verehrte, daß er an der Offizierstafel seine Kameraden fragte, was er ihr geben solle? — Die Herren Cavaliere taxirten den Werth der gefallenen Unschuld auf zwanzig Gulden und Brasseur schickte dem Mädchen diesen Betrag mit den Worten: „Liebe Lori, ich bin müde und krank; es grüßt Dich Dein Emil." Leonore Hornischer, tief beleidigt, wollte ihm das Geld zurücktragen, fand ihn aber nicht zu Hause. Groß war ihre Bewegung, als sie ihren geliebten Brasseur bald darauf, am 18. Februar, auf dem Balle im Saale der Gartenbau-Gesellschaft am Arme der „böhmischen Toni" sah. Sie eilt hochbewegt auf ihn zu mit einem herzlichen: „Emil, grüß' Dich Gott!" erhält aber zur Antwort: „Ihr macht schöne Klatschereien! S' ist schon gut!" Darauf weicht er ihr aus, wie einem Wesen, „das man bezahlt hat", und als abermals das Mädchen sich ihm nähert, weist er sie mit den eisigen Worten ab: „So viel ich weiß, ist es nicht mehr möglich, daß wir uns wiedersehen!"

Hiemit entschied sich das Schicksal der Unglücklichen; sie erschoß sich am andern Tage, indem sie der Schwester folgenden Brief zurückließ:

„Liebe Fanny!

Mache Dir keinen Vorwurf daraus, daß Du Schuld hast, weil Du mir die Waffe brachtest; ich hätte sie sonst anderswo gesucht. Vergiß mich nicht und räche mich! Ich sagte Brasseur gestern, daß er kommen möchte; er sagte mir: „Es ist nicht mehr nöthig!" Kurz er behandelte mich wie eine — — — Das kann ich nicht mehr ertragen. Dazu bin ich zu feige, den Stürmen des Lebens zu trotzen. Verzeihe mir, doch Schande und Verzweiflung brachte mich so weit. Sage Brasseur, daß ich ihm verzeihe. Er soll nur jährlich einmal, am 10. Februar, an mich denken, daß ich mich ihm als Kind anvertraut habe und daß er das Mädchen gemordet hat. Ich grüße Vater, Liß und alle Geschwister und Freunde herzlich; sie sollen mir verzeihen. Ich lasse Brasseur bitten, wenn er heute nicht kommen sollte, er soll sein Opfer ansehen, was er aus dem kindischen Mädchen gemacht hat. Gott behüte Dich und Alle und verzeihet mir! Lebt wohl und betet für mich und er für sein Opfer!"

Dieser rührende Brief scheint auf den Offizier nicht besonders tiefen Eindruck gemacht zu haben; er bezahlte zwar den größten Theil der Begräbnißkosten für das Opfer, weigerte sich jedoch, zu einem Grabmonument beizusteuern. Die verhängnißvollen zwanzig Gulden wurden mit zu dem Begräbniß verwendet und von der Familie ein Grabstein beschafft.

Mit diesem Acte der Pietät wären die Acten über Leonore Hornischer geschlossen gewesen, hätte nicht der Artikel des Herrn Zimmermann die öffentliche Meinung aufgefordert, ihr Verdict über die Schuld am Tode dieser Unglücklichen abzugeben. Sie that es durch den Mund des Vertheidigers, welcher für den angeklagten Redacteur plaidirte. Dieses Plaidoyer bildete eine scharfe Anklage der Fanny Hornischer und des Joseph (bei Damen „Emil") Brasseur. Es wurde vom Publikum durch ein vom Vorsitzenden natürlich gerügtes „Bravo!" ratificirt und lautet in seinen Hauptsätzen: „Es gibt ein doppeltes Recht, ein geschriebenes und ein in der Menschenbrust lebendes; — gegen das letztere hat der Privatkläger gefehlt, welcher mit einer Unschuld gespielt und diese gemordet hat. Was man einer „Fiaker-Milli", mit der man zwei Jahre gelebt hat, bieten kann, darf man einem unschuldigen Mädchen nicht bieten. Dem Vertheidiger ist es so wenig als seinen Clienten um die Person, sondern um eine hochwichtige Sache der civilisirten Welt, um die Achtung der bürgerlichen Ehre zu thun, welche eine gewisse Classe gar nicht respectirt, als ob sie den Anspruch auf Ehre gepachtet hätte."

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Hexenprozeß.) Vor dem Kreisgericht Berent in Ostpreußen kam dieser Tage ein „Hexenprozeß" zur Verhandlung, dessen Sachverhalt von der „Danz. Ztg." wie folgt berichtet wird: „Ein Bauer im Dorf Jaschhütte bricht bei einer Holzanfuhr ein Bein und glaubt in seinem leidenden Zustande sich von einer Frau im Dorfe behext, die ihm ihren 25sten Teufel, Namens Peter, auf den Hals geschickt hätte. Sie wird veranlaßt, in die Wohnung des Besessenen zu gehen und von den dort Anwesenden aufgefordert, dem Behexten von ihrem Blute zu trinken zu geben, weil dann nur der Teufel Peter den Besessenen verlassen würde. Auf Zureden erbietet sich die herbeigeholte Frau, in der Art dem Kranken zu helfen, daß sie sich mit einer Nadel die Haut eines ihrer Arme aufritzen will, um Blut zu erhalten. Allein da dieses doch kein natürliches, nach Ansicht der Anwesenden, wäre, wird sie von zweien der Anwesenden gezwungen, durch Faustschläge sich das Blut aus der Nase entlocken zu lassen. Der Versuch schlägt jedoch fehl. Es wird an ein anderes Mittel gedacht. Der eine der Thäter begibt sich auf den Hofraum, besudelt seine Hände mit Koth, während er gleichzeitig drei Kreuze in dieselben macht. Neue Faustschläge an die Nase hatten den erwünschten Erfolg. Nun wurde die angebliche Hexe gezwungen, sich über das Bett des Besessenen zu legen und das Blut in dessen aufgesperrten Mund fließen zu lassen. Derselbe äußerte: „Nu wart mi beeter". Das noch fließende Blut wurde dann für etwaige Rückfälle in einer Tasse aufgefangen. Die so gemißhandelte Frau wandte sich an einen hiesigen Arzt und beantragte darauf Untersuchung. Die öffentliche Verhandlung fand, wie gesagt, vor einigen Tagen hier statt. Auf den Antrag der Staatsanwaltschaft wurden die beiden Personen, welche die Frau gemißhandelt, zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, der „Besessene" jedoch freigesprochen.

(Ein tragischer Fall) hat sich kürzlich in Neu-Arad zugetragen. Ein pensionirter Hauptmann lebte dort glücklich im Schooße seiner Familie in einem kleinen Hause, das sein Eigenthum war, und das er mit 1400 Gulden versichert hatte. Wir sagen „war", denn unlängst wurde es ein Raub der Flammen sammt der ganzen unversicherten Ausstattung seiner Tochter. Der alte Hauptmann war natürlich verzweifelt darüber, aber seine Verzweiflung erreichte ihren höchsten Punkt, als der Commissär, den die betreffende Assecuranz-Gesellschaft entsendet hatte, den zu vergütenden Schaden nur auf 400 Gulden schätzte. Zur Unterfertigung des aufgenommenen

Digitized by Google

Protocolls aufgefordert, entfernte er sich mit den Worten: „Ich werde gleich unterschreiben" in das Nebenzimmer, aus dem man bald darauf einen Schuß krachen hörte. Man stürzte hinein und fand den Unglücklichen todt in seinem Blute. Er hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

(Hoffnungsvolle Jugend.) In Berlin stand dieser Tage, wie die „Kreuzztg." berichtet, eine junge Diebsbande, aus sechs Knaben und einem Mädchen bestehend, sämmtlich im Alter von 10 bis 12 Jahren, vor Gericht. Die entarteten Kinder hielten täglich Zusammenkünfte am Springbrunnen auf dem Alexanderplatz, beredeten dort, wo sie sich Abends treffen und die Nacht zubringen wollten (gewöhnlich auf dem Nicolai- oder Marien-Kirchhof), kletterten dann in der Morgendämmerung in die Höfe und Gärten und stahlen Alles, was ihnen in die Hände kam. Die Sachen wurden bei einem Trödler verkauft. Das Gericht verurtheilte die kleinen Diebe zu 2 bis 6 Wochen, den Hehler zu 4 Wochen Gefängniß.

Correspondenzen.

Bad Schwalbach, 18. October.

Es wurde heute dahier ein stilles, aber sinniges und alle Betheiligte ehrendes Fest, das 50jährige Dienstjubiläum des Oberlehrers Chun an der hiesigen Realschule, gefeiert. Der Jubilar steht seit seinem siebenzehnten Lebensjahre im Schuldienst, hatte alle Phasen seiner Carriere von unten auf durchgemacht, als er vor dreißig Jahren die hiesige Realschule begründen half und bald darauf von der Regierung zum Oberlehrer derselben ernannt wurde, welchen Posten er noch immer als rüstiger Greis mit wahrhaft jugendlicher Frische bekleidet. Die zahlreichen Schüler des Jubilars weit und breit werden mit Theilnahme den Verlauf des bescheidenen Festes in dem herbstlich stillen Badeorte vernehmen. Am Vorabend zog der Musikverein vor das Schulhaus und lockte den Jubilar an's Fenster, der sich für die freundliche Aufmerksamkeit bedankte. Am Festtage selbst wurde eine öffentliche Schulfeierlichkeit im Rathhaussaale abgehalten, bei welcher derselbe durch die Schlagfertigkeit, mit welcher er auf jede gratulirende Ansprache und zuletzt auf die Worte des Landraths, der ihm einen Orden überreichte, in improvisirter Weise erwiderte, wahrhaft in Erstaunen setzte. Beim Festessen, welches in der Post stattfand, waren so ziemlich alle Confessionen und Parteien vertreten, ein Beweis für die allseitige Achtung, welche der Jubilar genießt. Möge dem wackeren Manne der Abend seines Lebens noch recht lange zum Segen gereichen!

Frankfurt, 24. October.

Ueber den projectirten Bau eines Aussichtthurms auf dem Altkönig brachten verschiedene Blätter bisher Notizen, die in mitunter gar zu überschwenglicher Fassung nicht immer dem nüchternen Stande dieser Angelegenheit entsprechen. Was hierüber verlässig als thatsächlich feststeht, ist Folgendes: Am 18. October hat zu Oberursel eine gemeinschaftliche Berathung der dortigen und der Frankfurter Interessenten stattgefunden, aus welcher auf den Grund einer aufgestellten Geschäftsordnung ein „vereinigter Ausschuß zur Erbauung eines Thurmes (Uhlandsthurm) auf dem Altkönig" hervorgegangen ist. Derselbe besteht aus den Mitgliedern des bisherigen Oberurseler Comites (A. Fall, A. Rompel, J. B. Junker, Joh. Sünder, Georg Kappus, August Kürtel, Peter Steinbach, welche in dieser ihrer früheren Eigenschaft gleichzeitig auch noch die im Gange befindliche Verloosung zu Gunsten des Baues zum Abschluß bringen werden), und den von Frankfurt aus deputirten Mitgliedern des Taunus-Clubs (Samuel Halle, A. Mahlau, Aug. Ravenstein, Chr. Reichardt, Chr. Sauerwein und Joh. Streng), sowie dem Mitgliede des Alterthumsvereins, Philipp Klein. Dieser Ausschuß hat als Vorsitzenden Herrn Christoph Reichardt zu Frankfurt und als Schriftführer Herrn J. B. Junker zu Oberursel gewählt. Je für die genannten beiden Orte sind besondere Cassirer zur Entgegennahme künftiger Beiträge bestellt: für Frankfurt Herr Samuel Halle, Fahrgasse 65; für Oberursel Herr A. Rompel. Nach einem Rechenschaftsbericht des früheren Oberurseler Comites sind bis jetzt bereits 812 fl. 11 kr. eingegangen und verzinslich angelegt. — Endlich hat sich der neue vereinigte Ausschuß über einen „Aufruf" an die Taunusfreunde schlüssig gemacht, worin unter näherer Darlegung des Bauprojectes zu weiteren Beiträgen aufgefordert wird. Bei den dermalen noch für die Schweiz im Gange befindlichen Sammlungen wird der Ausschuß übrigens mit jenem Aufrufe wohl noch einige Zeit zurückhalten müssen. Inzwischen mag immerhin der Verkauf von Loosen zu 12 kr. das Stück seinen Gang auf Privatweg u. s. w. fortgehen. Dergleichen sind bei sämmtlichen Vorstandsmitgliedern, namentlich auch den beiden Cassirern, zu beziehen. Die zum Ausspielen gelangenden Gaben sind zahlreich und mitunter werthvoll; sie stehen in Oberursel zur Einsicht für Jedermann offen. — Nach diesem gedrängten Referat über eine Unternehmung, die für die Freunde des herrlichen Taunus von unzweifelhaftem Interesse ist, sprechen wir schließlich den Wunsch aus, daß eine recht lebhafte Betheiligung des Publikums die Ausführung des Projectes sichern, und daß von dem Altkönig recht bald eine Warte der Neuzeit über die riesenhaften Ringwälle des grauen Alterthums über alle Lande weitum herniederschauen möge *).

A. R.

Literatur-Notizen.

Petermann's Mittheilungen X. enthalten einen merkwürdigen Beitrag zur Kulturgeschichte in einem Aufsatze von Skatschkoff über die geographischen Kenntnisse der Chinesen (aus dem Russischen); einen andern, schön geschriebenen, von Brenner über einige Gebiete Ostafrika's, mit Karte. An beide schließen sich Nachrichten über die genannten Gebiete in den kleineren Notizen und dem Literaturberichte. Sodann folgen Berichte über die deutsche und die schwedische Expedition nach dem Eismeere, und über die neue Ausgabe von Stieler's Handatlas, insbesondere Palästina und Polynesien betreffend. Unter den interessanten kleineren Aufsätzen lassen Bickmores Mittheilungen über die ethnologisch noch immer räthselhaften Minos einen längeren und kritischen Auszug wünschen. Das Ergänzungsheft Nr. 24 enthält „die Transvaalsche oder südafrikanische Republik" von Jeppe (mit Karte), woran sich als Anhang die Berichte von Wangemann schließen, welche traurige Bilder zur Charakteristik der Wilden afrikanischer wie europäischer Rasse geben. Wangemanns Ansicht über jüdisches Blut in den Kaffern gehört mehr der Phantasie, als der Forschung an.

*) Die geehrten Redactionen der in der Taunusgegend erscheinenden Blätter sind freundlichst um Wiederabdruck obiger Notizen gebeten, die wohl auch ihrem Leserkreise als Vorläufer weiterer directer Agitation willkommen sein dürften.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Keith Fennel in Frankfurt: Aquarelle. — P. F. Peters in Stuttgart: Wiesensteig in der schwäbischen Alp. — E. Gleim in München: Wassersturz, Motiv bei Braunenburg. — Am Ostersee. — A. Göbel in Frankfurt: Junges Mädchen. — H. Hoffmann in Frankfurt: Motiv vom Reichenbach. — Steinberger und Bauer in Frankfurt: Portrait.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Entwürfe zu einem Friedhof in Sachsenhausen von Adolph Hänle und Otto Minner; desgleichen von F. von Hoven. — Portraitbüste von Carl Rumpf. — F. W. Schirmer: Büste von Moest in Karlsruhe. — Aus den Sammlungen des Instituts: Lithographien nach Bildern der Baisseree'schen Sammlung in München.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 25. October. **Dinorah**, oder: **Die Wallfahrt nach Ploermel**, romantisch-komische Oper in 3 Acten, nach dem Französischen des M. Carré und J. Barbier von J. C. Grünbaum. Musik von Meyerbeer. (Abonnement-Vorstellung Nr. 273.)

Montag, 26. October. **Deborah**, Volksschauspiel in 4 Acten von S. H. Mosenthal. (Abonnement-Vorstellung Nr. 274.)

Für die Redaction verantwortlich: J. O. Kitz = Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 298 und 299. Dienstag, den 27. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Pierre Lavergne", nahm von Neuem der Greis mit mächtig tönender Stimme das Wort, „ich bin nicht gekommen, um das Schloß, das mir heilig ist, mit Feuer und Schwert zu verwüsten; auch ist der Tag noch nicht erschienen, der mir vergönnt, Dir zum Gerichte gegenüber zu treten. Zeigen aber wollte ich Dir, daß nicht ein Machtlosen sich vertrauend in Deine Hände gab."

Ein dumpfes Murren der Chouans unterbrach die Worte des Greises. Augenscheinlich waren sie mit seiner Meinung nicht zufrieden.

Dieser aber, ohne darauf zu achten, wandte sich zu Charles.

„Charles Bojeau", sagte er in feierlichem Tone, „ich habe mit Euch zu reden, — ein wichtiges Geheimniß vermag ich zu enthüllen. Morgen um dieselbe Stunde findet Euch am Eingange des Waldes. Vor demselben wird der Mann Euch erwarten, der sich Euch näherte, da Ihr in unserer Macht waret. Er wird Euch zu mir geleiten. Versprecht Ihr mir, zu kommen?"

„Ich gebe mein Wort!" rief Charles feurig. „Ihr dürft mich erwarten!"

Der Greis neigte sein Haupt.

„Folgt mir, Ihr Leute!" befahl er den Seinigen mit gebietender Stimme.

Keiner der Truppe rührte sich. Das Murmeln in ihrer Mitte ward vernehmbarer.

Des Alten Augen blitzten.

„Habt Ihr verstanden?" fragte er mit strengerem Ausdruck. „Verlaßt mit mir die Stätte!"

Noch immer standen die Chouans unbeweglich und ihre Augen, die funkelnd und verständigend einander zuwinkten, führten ihre Sprache.

„Wir haben das Recht zu plündern", nahm endlich einer der wildesten Gesellen das Wort. „Dieser Mann ist ein geschworener Feind der Königlichen; sein Leben ist unser, wie sein Eigenthum, und Ihr seid ungerecht, wenn Ihr uns darum berauben wollt."

Eine ängstliche Stille entstand nach den drohenden Worten des Chouans. Aller Augen waren auf den Greis gerichtet, der inmitten der Halle hochaufgerichtet dastand und seine Blicke ruhig und stolz über die Schaar seiner Untergebenen schweifen ließ.

Pierre Lavergne vermochte nicht zu ihm aufzuschauen; er hatte sich hinter den Sitz der alten Brigitta geflüchtet und kauerte hinter der hohen Lehne desselben, den Anwesenden fast verborgen.

„Du wünschest zu plündern, Gaspard Rollin?" nahm der Greis endlich das Wort; „ich aber, nicht in meinem Interesse, im Namen des königlichen Herrn, den und dessen Sache ich vertrete, untersage Euch jede Gewaltthat; Ihr kennt die Macht, die ich über Tod und Leben eines Jeden von Euch besitze. — Wer wagt zu murren?"

„Alles war stille, keiner der Männer antwortete, nur Gaspard stellte sich trotzig hin vor seinen Chef.

„Ich murre!" sagte er. „Meine Cameraden sind feige und Ihr seid ein Tyrann!"

Wie durch einen Zauberschlag fiel der umhüllende Mantel von den Schultern des Greises, und in der glänzenden Uniform eines General-Lieutenants des alten Regime, den Degen an der Seite, eine kostbare Pistole im Gürtel, stand er da.

Im Namen Seiner Majestät unseres Königs Ludwig XVIII., dem wir Alle Treue und Gehorsam geschworen", sagte er mit ernster, kräftiger Stimme, „wie heißt das Urtheil, das nach unserer geheiligten Sache den Rebellen trifft?"

„Todt!" dröhnte es dumpf aus den Reihen der Chouans.

„Gaspard Rollin! Du kennst unser Gesetz, Du selber hast es mit beschworen", fuhr der Greis fort. „Noch kann ich Gnade üben. Bereust Du Deine Widersetzlichkeit, fügst Du Dich meinem Willen?"

„Nein!" rief Gaspard trotzig. „Zu mir Kameraden; das Schloß birgt Schätze ohne Zahl! Nieder mit den Blauen!"

Keiner aber gehorchte dem Rufe ihres Kameraden, alle standen wie erstarrt, denn langsam zog der Greis die Pistole aus seinem Gürtel.

„Entfernt das Mädchen!" sagte er plötzlich. „Was hier vorgeht, taugt nicht für ihr Auge.

Pierre Lavergne wagte sich aus seinem Verstecke hervor und schlich zu Margueriten.

„Komm', mein Kind", sagte er mit sanfter Stimme, „ich bringe Dich auf Dein Zimmer."

Pierre Lavergne wird an diesem Orte bleiben!" befahl der Greis und seine Stimme klang so gebieterisch, daß der Schloßherr zusammenfuhr und den Arm seiner Tochter losließ.

Auf einen Wink erhob sich Brigitta und entfernte sich mit dem jungen Mädchen.

Sobald die Schritte der Beiden verhallt waren, wandte sich der Greis von Neuem zu dem Widersetzlichen. Auf's Neue erhob seine Hand die Pistole; ihr Lauf richtete sich auf des Mannes Brust.

Der Chouan begann zu zittern.

„Gnade!" stammelte er, „ich bereue."

„Zu spät!" erwiderte der Greis, aber seine Stimme klang weich und milde. „Du kennst unsere Gesetze und hast sie beschworen; empfange jetzt die Strafe, daß Du sie verletztest. Und Ihr", wandte er sich an die Kameraden des Verurtheilten, und seine Stimme schwoll mächtig an, „ihr nehmt ein Beispiel an diesem Act, wie der Bevollmächtigte unseres Königs seinen heiligen Willen vollzieht.

Digitized by Google

Ein Blitz — ein Knall, ein dumpfer Schrei, und leblos lag der Rebell auf den blutüberströmten Dielen der Halle.

Fast besinnungslos verbarg der Schloßherr, Zeuge der Execution, sein Antlitz.

Dicht an ihn heran schritt der General-Lieutenant.

„Pierre Lavergne", sagte er, und seine Stimme klang drohend und Unheil verkündend in des Angeredeten Ohr, „Du siehst, wie ich strafe, wenn mein Herz sich verhärtet; wenn ich, den die Natur weich und milde schuf, die Hand aufzuheben vermag wider ein Menschendasein! Du kennst die Ursache und an jenem Tage, da wir einander gegenüber stehen — und der Tag wird kommen, baue fest darauf — da nimm Dir an Diesem ein Beispiel und bereite Dich vor, wie Victor von Kerdingen richtet!"

Er wandte sich zum Gehen.

Auf seinen Befehl hoben die Chouans den Leichnam ihres unglücklichen Cameraden empor und trugen ihn mit sich hinaus.

Scheu, gesenkten Blickes, folgten sie ihrem Führer, jeder Gedanke an Plünderung oder Gewaltthat schien aus ihrer Seele geschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der badischen Verfassung.

Es schmeckt ein Wenig nach byzantinischem Curialstyl, wenn man den Großherzog Karl von Baden, wie in den letzten Tagen bis zum Ueberdruß häufig geschehen, „den hochherzigen Geber der badischen Verfassung" nennt. In welchem Sinne Karl der „hochherzige Geber" war, darüber gibt Fr. v. Weech in seiner „Geschichte der badischen Verfassung" (Karlsruhe bei Bielefeld) genügenden Aufschluß. Derselbe zeigt auf Grund amtlicher Quellen, daß dem Großherzog diese Verfassung durch den Freiherrn v. Stein, den Kaiser Alexander von Rußland, durch die Minister Marschall v. Biberstein und v. Berckheim, noch mehr durch den zerrütteten Zustand des Landes, am meisten aber durch die Ansprüche und Wünsche der Nachbarn, die nach Karls kinderlosem Tode das Land mit Zerstücklung bedrohten, abgerungen wurde.

v. Weech schildert den Großherzog als einen kränklichen unentschlossenen Fürsten, bei dem es galt, nicht so wohl innerlich begründetem Widerstreben, als einer Unlust, überhaupt Geschäfte zu erledigen, entgegenzutreten.

Was Staatsrath Reinhard (in seinen vergessenen, aber sehr lesenswerthen „Bekenntnissen", Karlsruhe 1840) über ihn sagt, ist für diesen Fürsten äußerst charakteristisch und, so sehr es auch von der gemeinhin geltenden Beurtheilung abweicht, durchaus zutreffend. „Er hörte an und dachte im Stillen; — er kannte die Menschen und hatte ein feines, scharfes Auge, dessen heimliche Wahrnehmungen er mit Argwohn und Mißtrauen zu verstellen suchte." „Wenn er von verschiedenen Seiten mit Meinungen und Rathschlägen bedrängt wurde", heißt es an einer anderen Stelle, „so sagte der Fürst nicht, was er thun werde; aber wenn er Alles angehört und mit seinen schönen, schlauen Augen die geheimste Gesinnung durchspäht hatte, so handelte er plötzlich im unerwarteten Moment nach eigener heimlich gefaßter Entschließung, oder er hatte, wenn es auf seine Negative ankam, die Sache zum ewigen Schlafe bei Seite gelegt, wenn er immer noch mit scheinbarer Aufmerksamkeit Gespäche und Erörterungen darüber anhörte."

Mündlicher Ueberlieferung verdanken wir folgende Züge dieser verkörperten Vis inertiae:

Oft hatte er seine Equipage, stets einen Vierspänner, befohlen, ließ sie aber nicht selten einen halben, ja einen ganzen Tag warten, ohne seinen Entschluß, eine Spazierfahrt zu machen, ausführen zu können. Seine Dienerschaft, hoch und nieder, litt furchtbar unter dieser Unentschlossenheit, in welcher er an die leiblichen Bedürfnisse seiner ermüdeten Umgebung gar nicht dachte.

Seine Unlust zu Geschäften war so stark, daß es vorgekommen sein soll, er habe sich aus dem versammelten Ministerrathe unter irgend einem Vorwand und mit der Bemerkung, er komme alsbald wieder, aus dem Berathungszimmer entfernt, die Excellenzen eingeschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt, nur damit man ihn nicht rufen könne, sich dann erst nach vielen Stunden der unter Clausur Befindlichen wieder erinnert und ihre Freilassung verfügt.

So kann es nicht in Verwunderung setzen, daß die Verfassung am 17. Januar 1815 in Karlsruhe angekündigt, aber nach vielen Entwürfen und Gutachten erst am 22. August 1818 verkündigt wurde. Einer dieser Entwürfe, der sog. Sensburgische, stammt aus dem Sommer 1816. Mit diesem Operat hat es eine eigene Bewandtniß. Vorgeblicher Vater desselben ist Staatsrath v. Sensburg, ein bei der Säkularisation aus bischöflich-speierischen Diensten in badische übergegangener Jurist von guten Fähigkeiten und großem Einfluß auf den Großherzog, aber barsch und kein Freund des constitutionellen Lebens. Eigentlich aber war der Verfasser des Entwurfs Karl Friedrich Nebenius, damals noch Finanzrath, der Staatsmann, der später in der Geschichte seines Heimathlandes und in dem des Zollvereins eine so hervorragende Rolle spielte.

Ueber den fraglichen Fall erzählt Nebenius in seinen hinterlassenen Papieren:

„Als Sensburg vom Großherzog den Auftrag erhalten hatte, einen Verfassungsentwurf zu bearbeiten, bat er mich, ihm denselben zu liefern. Ich war hiezu bereit, wenn er mir Zeit lassen würde, mich durch Studien vorzubereiten, wozu ich mir, da Sensburg selbst keine Literatur besaß, die erforderlichen Hülfsmittel erst anschaffen mußte. Bald darauf drängte er mich, da der Großherzog ihn mahnte, und ich mußte in wenigen Tagen meine Arbeit vollenden."

Sensburg aber übergab diese Ausarbeitung dem Großherzog als sein eigenes Werk, ohne auch nur irgend einer Mitwirkung seines untergebenen Rathes zu erwähnen. Es war nahe daran, daß die bedeutende und so wichtige Arbeit dazu gedient hätte, Sensburg neue Gnaden und Anerkennung zu schaffen, und der bescheidene Nebenius hätte ohne Zweifel dies mit angesehen, ohne seine Autorschaft geltend zu machen. Doch es sollte anders kommen. Und nun erzählt Nebenius den Hergang in seiner schlichten Weise. Er habe eben von dem Freiherrn v. Holzing, einem Adjutanten des Großherzogs, Besuch gehabt, als der Revisor Gerwig, dem er die Reinschrift seines Entwurfes aufgetragen habe, ihm diese brachte und auf den Tisch vor Holzing legte. Der ganze Vorgang sei ohne Einfluß auf die Unterhaltung der beiden Freunde gewesen; doch müsse Holzing Einiges gelesen haben, wie sich nachher ergab. Nachdem Sensburg die Arbeit erhielt, bat er Nebenius, mit Niemand von der Sache zu sprechen, was Nebenius zusagte. Einige Tage später aber kam Holzing wieder zu Nebenius und sagte diesem, er habe den Verfassungs-Entwurf, den Sensburg überbrachte, auf dem Schreibtisch des Großherzogs gesehen und gleich an der Schrift erkannt, daß dies der Nebenius'sche sei und seine Bemerkung dem Großherzog mitgetheilt. Der Großherzog wünsche nun Aufklärung.

Diese ertheilte Nebenius durch sein Concept und frühere durch Correcturen verdorbene Abschriften, bat aber, Sensburg gegenüber nichts von der Sache zu äußern.

Der Großherzog gewährte diese Bitte und ließ Nebenius sagen, daß es ihm sehr lieb wäre, von der Sache unterrichtet worden zu sein.

Digitized by Google

Nach einiger Zeit erhielt Nebenius von Sensburg das nachstehende Billet:

„Karlsruhe, den 5. Juli 1816.

Ich ersuche Sie angelegentlichst, mir bestimmt zu schreiben, ob und was Sie im Museum wegen des Entwurfs der landständischen Verfassung geäußert haben. Der Großherzog hat mich gestern Abend darüber gefragt; aus seinen Reden und seinem Benehmen konnte ich abstrahiren, daß ihm darüber Manches rapportirt worden sei. Haben Sie sich etwa gegen Herrn v. Marschall oder gegen Herrn v. Holzing zu weit herausgelassen? Das wäre mir, besonders in dieser Sache, die ohnehin mit Leidenschaft betrieben zu werden beginnt, äußerst unangenehm; ich will aber von der Feierlichkeit Ihrer Verheißungen immer noch das Beste hoffen!

Ihr Freund von Herzen:
Sensburg."

Wie man gleich sehen wird, fügte damit der Intrigant zum Betrug noch die Lüge. Die Sache verhielt sich nämlich, wie Nebenius durch Holzing erfuhr, in Wirklichkeit so: Die Vermuthung mit einem Gespräch im Museum war nur eine Finte. Der Großherzog fragte vielmehr Sensburg mit einer gewissen Schärfe: ob er über den Entwurf nicht mit seinen vertrauten Räthen gesprochen habe, und als Sensburg dies im Allgemeinen verneinte, rief er: „Doch wohl mit Nebenius, dem Sie besonders vertrauen!" Hierauf habe nun Sensburg erwidert: „Mit Dem am allerwenigsten!" Und darauf habe sich Karl in einer Weise ausgesprochen, welche die Besorgniß Sensburgs, der Fürst sei von dem Hergang unterrichtet, erregt haben mochte.

Die Antwort, welche Nebenius seinem Chef gegeben, ist leider nicht erhalten.

Von Einfluß auf den weitern Verlauf der Arbeiten war übrigens dieser Vorgang zunächst nicht. Officiell blieb Sensburg der Verfasser dieses Entwurfs. Der Großherzog fand, wie es scheint, nicht den Entschluß, die Täuschung, die sich Sensburg ihm gegenüber erlaubte, zu ahnden, wozu die Brauchbarkeit des Mannes und die Schwierigkeit, Angesichts des zerrütteten Zustandes der Finanzen und der völligen Desorganisation des ganzen staatlichen Mechanismus neue Minister zu finden, das Ihrige beigetragen haben mögen. +

Isabella in Pau.

Michael Klapp erzählt in der „N. Fr. Presse" das Aussehen der exilirten Königin von Spanien in folgender Weise:

Isabella ist, als ächte Spanierin, eine Langschläferin. Ihre Toilette dauert auch etwas lange; warum sollte sie auch rascher sein, als ihre niedriger gebornen Geschlechtsgenossinnen? So ward es Mittag, ehe ich Isabella ausfahren sah. Der schöne Galawagen des Kaisers (Napoleon sucht der Königin allen möglichen äußerlichen Trost, bestehend in schöner Wohnung, Equipage, Dienerschaft, zu gewähren) fuhr in ganz langsamem Schritte aus dem Schloßhofe an uns Neugierige, die wir in hübscher Anzahl versammelt waren, heran. Der ehrenwerthe Rosselenker muß wohl den Auftrag haben, im Schritte zu fahren, entweder um die überstattliche Frau nicht sehr zu erschüttern, oder um den Neugierigen nach Herzenslust das Bild der vertriebenen Fürstin recht bequem zugänglich zu machen. So kam es, daß ich Königin Isabella sah, wie sie leibt (und sie leibt sehr!) und lebt. Sie nahm so ziemlich den ganzen Fond des großen kaiserlichen Wagens ein, ohne auch nur ein Stückchen desselben zur Ausfüllung jemand Anderem zu überlassen. Ihr gegenüber saß ein dünnes, dürres Männlein, das einen Knaben an seiner Seite sitzen hatte. Eine allgemeine Ueberraschung that sich aus den Zügen Derer kund, die diese ex-königliche Ausfahrt nicht zum erstenmale in Pau mit ansahen — eine Ueberraschung, die, wie ich hörte, dem Umstande galt, daß die Königin heute mit ihrem — Gemahl ausfuhr. Sonst fährt sie zwar nicht mit Mr. Marfori — wahrscheinlich um das Theuerste nicht so der profanen Franzosenmenge bloßzustellen — aber auch nicht mit ihrem Herrn und Gatten. Sie bleibt in Pau neutral und fährt gewöhnlich mit ihrem Schwager, dem Infanten Sebastian, einem ältlichen Herrn, der sich Manches, also auch dies gefallen lassen muß. Was nun das Aussehen der Königin noch Anderes verräth, als gute Gesundheit und treffliche Kost? Nicht viel. Das runde, feiste Gesicht mit dem doppelten Kinn (manche Leute sagen, es sei schon fast ein dreifaches zu nennen) läßt bei einer Bourbonin nicht mehr Ausdruck zu, als bei irgend einer „Selcherin" unserer heimathlichen Wiener „Gründe"; es ist eben Alles Fleisch geworden in diesem Kopfe, auch seine Ideen, wenn er solche je besessen haben sollte. Aber man glaube auch ja nicht, die Bourbonenfürstin habe irgend welchen tyrannischen Zug im Antlitz! Beileibe nicht. Wenn man lange darin sucht, findet man sogar einen gewissen Grad von Gutmüthigkeit darauf verzeichnet. Ein Anflug von Bedeutendheit — die des nothwendigen Raumes ausgenommen — fehlt der Person der Königin vollends; sie sieht eben aus wie eine Frau, die das Leben von der kostspieligsten Seite zu nehmen weiß und der dieses Leben, trotzdem sie seit ihrer Regierung von Prommnciamientos förmlich überschüttet worden, recht gut anschlägt. Wie Mancher von uns ehrlichen Staubgeborenen das Motto: „Wein, Weiber und Gesang" zum Motto seines Lebenslaufes nimmt, so hat Isabella von Bourbon für sich das Motto: „Wein, Männer und Gebetbücher" genommen und ist merkwürdiger Weise bei dieser Lebensweise sehr dick geworden. Sie sieht mir auch jetzt, in dieser Zeit der allerhöchsten Noth, nicht sehr bergränt aus, und die Thränen, die sie auf dem Bahnhofe zu Biarritz geweint, scheinen, ihrem Aussehen nach zu schließen, die letzten gewesen zu sein, die sie dem Throne nachgeweint. Ich hoffe, das weitere, von keiner Krone mehr beschwerte Dasein, wird der Frau Isabel nicht minder gut anschlagen, und so wird sie als lebendige Protestation gegen das neue spanische Regime aus Banting noch manches frohe Jahr an der Seite Marfori's oder — eines Anderen erleben. Als das Bild wahrhaft erbärmlicher Schwäche, körperlicher und geistiger, tritt Einem, ohne daß man ihn erst zu studiren braucht, der — König entgegen. Er sieht aus, wie Jemand, der sich tagelang mit Vergnügen der Beschäftigung des Fliegenfangens hinzugeben vermöchte. Das war kein gutes Werk des seligen Louis Philipp, dieses Männlein an Isabella von Bourbon zu verheirathen.

Zweite Quartett-Soirée
der Herren Heermann, Veder, Welker und Valentin Müller
am 22. October.

Waren wir in unserer Besprechung der ersten Soirée leider zu einem Tadel rücksichtlich der Wahl der auszuführenden Stücke gezwungen, so gereicht es uns diesmal im entgegengesetzten Falle zum Vergnügen, unsere volle Uebereinstimmung mit derselben aussprechen zu können. Schumann, Schubert und Mozart, und zwar jeder mit einem Werke aus seiner besten Zeit! Da konnte man schon zufrieden sein.

Schumann, dessen A-dur-Quartett (Op. 41) vorgeführt wurde, theilt mit beinahe allen Epigonen Beethoven's, von denen wir hier selbstverständlich nur die bedeutendsten in Betracht gezogen wissen wollen, das gemeinsame Schicksal. Von dem „mächtigen Sonnenkreise" des erhabenen Genius angezogen und beherrscht, versuchen sie in ihren Instrumentalwerken nach ihm die gleiche Bahn zu wandeln: in die „mystische Tiefe", die in seinen

Digitized by Google

erhabensten Werken herrscht und die ihm profanen Ohren gegenüber den Vorwurf der Unverständlichkeit zuzog, möchten sie so gerne tauchen. Sie vergessen jedoch, daß, um dieß ungefährdet thun zu können, sie seiner Titanenkraft bedürften, die ihn davor bewahrte, darin gänzlich zu versinken. Unter ihnen ist allerdings Schumann der hervorragendste, originellste, weil am meisten begabte. Das genannte Quartett ist unter seinen Werken derselben Gattung wohl das einem größeren Zuhörerkreise zugänglichste und fand nach allen seinen vier Sätzen, von denen uns jedoch der zweite (Assai agitato — un poco Adagio — Tempo rubato) stets als der schwächste vorkommt, lebhaften Beifall. Die Ausführung, die so manche Schwierigkeiten bietet, war im Ganzen eine sehr gute. Ein innigeres Hingeben an einzelne lyrische Momente würde sie noch wirksamer gestaltet haben.

Schubert's Es-dur-Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell, von den Herren Wallenstein, Heermann und Müller in wohlabgerundetem Ensemble und ausdrucksvoll vorgetragen, gehört zu jenen freundlichen Kunsterzeugnissen, die gleich bei ihrem ersten Erscheinen allgemeinen Antheil erwecken und ist wohl auf den Pulten aller Liebhaber dieser Gattung von Kammermusik zu finden. Die zu große Ausdehnung der Anlage und ermüdende Wiederholung so mancher, nicht immer bedeutender Motive tritt auch in diesem Werke, wie in so manchen andern desselben Componisten, etwas abschwächend auf. Um so mehr wirkt in seiner Kürze der allerliebste Canon im Menuetto.

Mozart's F-dur-Quartett (Nr. 8), eines der vortrefflichsten Werke des so allseitig-großen Meisters, erregte, ausgezeichnet ausgeführt, mit Recht den größten Beifall der Anwesenden.

Der Blüthner'sche Flügel war aus dem Pianofortelager der Herren L. Lichtenstein und Comp.

Frankfurt, 26. October.

Nächsten Mittwoch, 28. d., beginnen im großen Hörsaale des neuen Bibliothekgebäudes der Senckenberg'schen Stiftung die diesjährigen Winter-Vorträge des hiesigen „Vereins für Geographie und Statistik." Herr Dr. G. A. Maack von Hannover macht damit den Anfang und behandelt die Länder am La Plata in drei Vorträgen. Der erste wird einen Ueberblick geben sowohl über die geschichtliche als geologische Entwicklung dieser Länder und solches durch verschiedene Bilder erläutern. Die zweite Vorlesung wird die Flora, Fauna und den Menschen, wie er sich dort entwickelt hat, genauer betrachten und alles Dieses ebenfalls durch die verschiedensten Bilder erläutern. Die dritte Vorlesung beschäftigt sich mit dem Handel und Wandel, seinem Export und Import, sowie den dort bis jetzt entstandenen Industriezweigen, vornehmlich aber mit der Liebig'schen Fleischextract-Fabrik und den verschiedensten Fleischconservirungsmethoden. Auch hierzu werden die ergänzenden, nach der Natur gezeichneten Ansichten vorgelegt werden. Dr. Maack spricht aus eigener Erfahrung, da er mehrere Jahre Brasilien bereist und dort Aufenthalt genommen hatte. — An diese drei Vorlesungen schließen sich an: 2) die des Herrn Privat-Docenten Dr. C. Semper von Würzburg über die Philippinen (6 Vorträge); — 3) die des Secretärs der hiesigen Handelskammer, Herrn H. Glogau: „Die neuesten Fortschritte der Erdkunde" (vierter Cyclus, 6—7 Vorträge); — 4) die des Herrn Dr. med. B. Mardner: „Ueber Land und Leute in Großrußland" (Forts.; 3 Vorträge); — und 5) die des Herrn Prof. Dr. Jakob Becker: „Ueber Handelsstraßen und Seefahrten im Alterthum" (Forts.; 2—3 Vorträge.) — Die Vorträge im Geographischen Verein werden stets von den Vereins-Mitgliedern mit regem Interesse besucht, besonders die höchst interessanten übersichtlichen „über die neuesten Fortschritte der Erdkunde", von welchen im diesjährigen Jahresbericht der Gesellschaft eine kurze Uebersicht des dritten Cyclus: „Asien" und „Oceanien" Herr Glogau sehr zweckmäßig auch einem erweiterten Publikum im Drucke mittheilt.

Am Samstag ist im Vaudeville-Theater im Circus der „Clavier-Komiker und Parodist" Herr Reichmann unter großer Heiterkeit des Hauses aufgetreten. Wer eine Stunde harmlos lachen will, dem kann der Besuch dieser Vorstellungen wohl empfohlen werden. Ohne alle Prätention, wie sie geboten werden, sind diese Scherze, die man sonst gewöhnlich nur in Vereinen und geselligen Kreisen hört, aufzunehmen. Herr Reichmann liefert in der von ihm verfaßten Pièce: „Er will zum Theater", des Drolligen recht viel. Er und sein Instrument lachen und weinen zusammen, er bürstet den „Carneval" daraus hervor, paukt „Zukunftsmusik", reitet mit dem Director Renz die „hohe Schule" darauf und accompagnirt seinen eigenen Tanz. Doch nicht nur Clavier-Clown ist derselbe, sondern auch Komiker, wie denn seine Declamation des Gedichtes ohne Worte sehr gelungen zu Gehör kommt. Herr Reichmann wird — wie wir hören — noch einigemal auftreten.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Weimar, Mitte October. Die laufende Theatersaison ist durch eine Festvorstellung zu Ehren der glänzenden Renovation des Zuschauerraumes unseres Theaters eröffnet worden. Herr Baurath Bornmann hat das geschmackvolle Werk in der kurzen Zeit von 16 Wochen mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwand meisterhaft ausgeführt. Nach einem von der ersten tragischen Liebhaberin Fräulein Harles gesprochenen, angeblich von Dr. Hojus in Dessau verfaßten Prolog und der Ouvertüre zu Gluck's „Iphigenie" ging Goethe's gleichnamiges Drama über die, inmitten der sonstigen Umgestaltungen, unverändert gebliebene Bühne. Die beiden folgenden Vorstellungen waren der Oper gewidmet, und es erlangte in „Lohengrin" die zur großherzoglichen Kammersängerin ernannte Anna Reiß außerordentlichen Beifall. Die vierte Vorstellung schon brachte uns die erste Novität der Saison in Benedix' neuestem größeren Lustspiel „Die relegirten Studenten". Zu den Elitestücken des fleißigen Bühnendichters, der mit erstaunlicher Raschheit ein Werk nach dem andern aus dem Aermel schüttelt, die mit nur seltenen Ausnahmen die Runde über alle deutschen Bühnen machen und sich größtentheils auch verhältnißmäßig lange auf dem Repertoire halten, gehört dieß Stück nun freilich eben nicht. Charaktere, Handlung, Situationen erheben sich nicht über das Gewöhnliche; dennoch errang dasselbe durch die Popularität seines Stoffs und Tons einen günstigen Erfolg.

„Graf Ellern", Roman von E. Frhr. v. Bibra. 3 Bände. (Leipzig, Dürr.) Weniger Roman, als Capriccio, schließt sich die Erzählung doch an einige geschichtliche Thatsachen und Personen an. Zu letzteren gehört der Titelheld selbst, ein abenteuerlicher Gelehrter, welcher Naturstudien mit übernatürlichen Phantasien verbindet, von Herzen sehr gut, aber auch sehr schwach ist, besonders in Liebessachen. Dichtung und Wahrheit wirken, wie bei ihm, auch noch bei einigen anderen Gestalten, zusammen. Der Verfasser hat besondere Gabe und Neigung, Sonderlinge und außer der regelrechten Gesellschaft stehende Verhältnisse und Menschenklassen zu schildern. In einem gewissen Gegensatze dazu steht seine Neigung gegen die Ansichten und Bestrebungen, welche das Niveau der gesammten Menschenbildung heben wollen und deßhalb weder die Ruhe zur ersten Bürgerpflicht machen, noch auch in der Erhaltung veraltender Formen das wahre conservative Prinzip suchen. Aber auch in Polemik und Satyre bleibt dem Verfasser die glückliche Gabe einer unerschöpflichen Laune, die uns selbst durch die traurigsten und niedrigsten Erscheinungen nicht verstimmt werden läßt. Als echter Humorist entwickelt er aber auch neben der Liebhaberei an den komischen Contrasten die wärmste Empfindung für das rein Menschliche.

Eine „Histoire abrégée et élémentaire de la **Littérature française**, depuis son origine jusqu'à nos jours", par Louis Grangier (Leipzig, Brockhaus) ist in dritter vermehrter Auflage erschienen. Das Werkchen hat bei summarischer Kürze viel Inhalt und ein gutes bündiges Urtheil. Wir haben keine wesentliche Lücke darin finden können.

Zwei kleine populäre Darstellungen der **griechischen** und **römischen Literaturgeschichte** von Paul Frank (Merseburger, Leipzig) sind für Solche zu empfehlen, die wenigstens einen knappen Begriff von dieser Materie haben wollen. Selbständiges ist wenig darin; die Uebersetzungsproben nehmen viel Raum ein.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 27. October. **Iphigenie auf Tauris**, große Oper in 4 Acten. Musik von Gluck.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 275.)

Mittwoch, 28. October. **Ein schlechter Mensch**, Original-Lustspiel in 3 Acten von Julius Rosen. Hierauf: **Monsieur Hercules**, Original-Schwank in 1 Act von G. Belly.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 276.)

Donnerstag, 29. October. **Der Roman eines armen jungen Mannes**, Schauspiel in 5 Acten, nebst einem Vorspiel, von Octave Feuillet. Für die deutsche Bühne bearbeitet von C. Juin und P. J. Reinhard.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 277).

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 300. Mittwoch, den 28. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

4.

Ein klarer, lichter Wintertag folgte den geschilderten nächtlichen Stunden. Die Sonne strahlte vom blauen Himmelsdom hernieder, als versuche sie vor der Zeit zu wecken, was da tief unter dem glitzernden Schnee verborgen lag.

Die Vögel zwitscherten herüber von den blätterlosen Bäumen des Parkes und auf dem Menschenantlitz spiegelte sich der Sonnenschein des Tages und drang hinein, bis in's Tiefinnerste des Herzens.

Die Jugend liebt den Sonnenschein, ein Abglanz der eigenen licht- und hoffnungsvollen Stimmung, und sein hellster Strahl drang in das Stübchen, das Marguerite Lavergne sich in dem prächtigen väterlichen Schlosse zum Wohnsitz erkoren hatte.

Einfach und freundlich war der kleine Raum ausgestattet und von seinen Fenstern aus hatte man den freien Ueberblick über Dorf und Felder.

Das junge Mädchen stand in der Mitte des Zimmers, ihr Auge schweifte bald hinaus in die lichtüberstrahlte Weite, bald heftete es sich auf die Thüre, als erwarte sie Jemanden eintreten zu sehen, und ihr Ohr lauschte dem kleinsten Geräusch, das sich draußen vernehmen ließ.

Endlich klang es wie ein leichter Tritt dem Corridor entlang, immer näher kam es dem Zimmer der Jungfrau und nun klopfte es mit leisem, schüchternem Finger. Marguerite selber öffnete dem Pochenden und Charles Bojeau trat über die Schwelle.

Die Tochter Lavergne's hatte offenbar den Gespielen ihrer Kindheit erwartet. Sie reichte ihm die Hand, die der junge Mann ergriff und ehrfurchtsvoll an seine Lippen zog.

Marguerite nahm auf einem der kleinen, am Erkerfenster stehenden Sesseln Platz und bedeutete Charles, ein Gleiches zu thun. Dann begann sie mit ihrer lieblichen, wohllingenden Stimme:

„Ich habe Sie gebeten, Charles, mir einige Minuten ungestört und unbelauscht zu weihen, weil ich Ihnen vertraue, wie einem Bruder, und Keinen habe auf der weiten, großen Gotteswelt, dem ich mich anschließen darf ohne Hehl und Rückhalt, denn Brigitta ist alt und stumpf, wenn sie mich auch liebt, wie sie ihr eigenes Kind lieben würde, und mein Vater . . . ."

Als ob ein Schauer sie überfliege, hielt Marguerite bei der Erwähnung ihres Vaters inne; mit einem Seufzer schien Charles ihre Worte zu bestätigen.

„Nie kam Pierre Lavergne mir liebevoll entgegen", fuhr das junge Mädchen fort, „nie gab er mir Auskunft, wer meine Mutter sei, ob sie noch lebend, oder ob des Grabes Ruhe längst sie deckt; kein Blümlein darf ich pflanzen auf ihren Hügel, kein Kränzchen hängen über ihren Stein."

„Mein Herz blutet mit Ihnen, Marguerite!" rief Charles feurig. „O vermöchte ich Ihren Kummer zu lindern! Doch ach, was vermag ich für Sie, die Reiche, Hochgeehrte, zu thun? Und fühlte ich eine Welt in diesem Arm, ich darf sie nicht zu Ihren Füßen legen, denn zur Unthätigkeit ist er verdammt. Nichts bin ich hier als der Diener Ihres Vaters, und mich diesem Orte zu entreißen, Sie allein ohne Schutz und Schirm zu lassen, Marguerite, das vermag ich nimmer."

„Ihr Schicksal wird sich ändern, Charles; seit Kurzem sagt es mir des Herzens Stimme", fuhr das junge Mädchen fort. „Glaubt mir, das Erscheinen jenes ehrfurchtgebietenden Greises ist nicht ohne Bedeutung für Ihre Zukunft. Charles, werden Sie seiner Einladung folgen, werden Sie ihn aufsuchen, ohne Zweifel, ohne Furcht vor Verrath?"

„Er vertraute mir, warum soll ich ihm mißtrauen?" fragte Charles. „Ich werde kommen und jenes Geheimniß vernehmen. Mit energischer Kraft zieht es mich zu ihm und mir sagt die innere Ahnung, ich werde Großes, Wichtiges aus seinem Munde vernehmen."

„Und wenn seine Worte dennoch nichts weiter wären, als ein Fallstrick, um Sie in Tod und Verderben zu locken? wenn Sie nicht wiederkehren sollten von jenem verhängnißvollen Gang", fuhr Marguerite fort, „darf ich dann den Schwur brechen, den ich dem Greise an den Stufen des Altars der Waldkapelle geloben mußte, nimmer den Aufenthalt der Chouans zu verrathen?"

„Wenn ich nicht wiederkehre", erwiderte Charles düster und seine Stimme klang fast hart und rauh, „so ist nicht Verrath, nicht Hinterlist die Ursache davon und keine Macht der Welt darf Euch vermögen, Euren Eid zu brechen. O Marguerite", fuhr er mit ausbrechendem Gefühle fort, indem er die Hand des Mädchens ergriff, das ihm dieselbe nicht entzog, „Marguerite, ich will reden zu Dir, wie zu einer Freundin, einer Schwester. Wenn ich nicht wiederkehre, so geschieht es, weil man Haß und Verachtung gegen einen Mann in mein Herz gelegt, den ich als Wohlthäter zu betrachten mir eingeprägt habe, — und dieser Mann, Marguerite, ist Pierre Lavergne, Dein Vater."

Das junge Mädchen ward bleich.

„Ich dachte es mir wohl; was sollen Fremde für ihn fühlen, wenn die eigene Tochter nicht Achtung hegen kann für ihn? Und dennoch, Charles, dennoch, eben meines Vaters halber bat ich Sie an diesen Ort. Jener Greis, von Kerdingen nennt er sich, vielleicht ein Verwandter jenes Geschlechts, an dessen Vernichtung mein Vater nicht schuldlos gewesen sein soll, bedrohte ihn mit seinem Hasse. Schützen Sie ihn, Charles, ich beschwöre Sie!"

Der junge Mann wich zurück.

„Was verlangen Sie, Marguerite?" fragte er. „Es gibt

Digitized by Google

Rache, die so geheiligt ist, daß sie zu verhindern Frevel wäre; ja ich selbst, ich fühle oftmals, als sei Pierre Lavergne nicht Der gegen mich, als Der er sich zeigt; als habe er mir ein Unrecht zugefügt, namenlos und himmelschreiend, — und nur der Gedanke, daß dieser Mann Ihr Vater, daß er geduldet, daß unsere Jugend nebeneinander verstrich, daß Sie vielleicht um ihn eine Thräne weinen, Marguerite . . . ." Er hielt inne und beugte sich über die Hand des jungen Mädchens.

Theilnehmend neigte Marguerite ihr mildes Antlitz zu dem blondlockigen Haupte des Jüngtings nieder.

„Armer Charles", sagte sie leise, „ich verstehe und beklage Sie, beklage mich selber."

Mit einer heftigen Bewegung glitt Charles zu Margueritens Füßen.

„Ja!" rief er mit lauter Stimme, „ja, Marguerite, das Eis, das gewaltsam sich wie eine Mauer um dieses Herz legte, es springt gelöst vom Sonnenschein des alliebenden Gottes, vom Sonnenschein Deiner Güte berührt. Marguerite, ich liebe Dich mit wahnsinniger Gluth, die reiche Erbin eines stolzen, hochmüthigen Vaters!"

„Charles Bojeau, Du bist undankbar gegen Deinen Wohlthäter", tönte eine Stimme vom Eingange her, mild und weich, wie man sie selten gehört. „Wann war ich stolz, wann war ich hochmüthig gegen Dich?"

Die beiden jungen Leute fuhren zusammen, Purpurröthe bedeckte die Wangen Margueritens, denn am Eingange des Zimmers stand der alte Lavergne, ihr Vater, mit scheinbar erstaunten Blicken die Gruppe betrachtend, die sich seinem Auge darbot.

„Mr. Lavergne!" entfuhr es Charles, indem er sich langsam erhob und sich wie schützend vor Margueriten stellte.

„Mein Vater!" flüsterte das junge Mädchen kaum hörbar.

„Dein Vater, ja Dein unglücklicher Vater", fuhr Pierre heuchlerisch fort, „der selbst im Inneren seines Hauses dem Verrath nicht entgeht. Habe ich das um Dich verdient, Charles Bojeau, da ich die hülflose Waise vom Tode rettete, daß Du mir das Herz meines Kindes stiehlst?"

„Mein Vater, ich liebe . . ." stammelte Marguerite in höchster Verwirrung.

„Sie schweigen, Mademoiselle!" unterbrach sie ihr Vater in strengerem Tone; „und Sie, Mr. Charles Bojeau, folgen mir, ich habe mit Ihnen zu reden. Sie sollen den Mann kennen lernen, den Sie stolz und hochmüthig schalten."

Mit diesen Worten schritt der Schloßherr voran.

Während Marguerite in bangem Zweifel zurückblieb, folgte ihm Charles in sein eigenes Zimmer, das nur wenige der Schloßbewohner sich rühmen durften, zu betreten.

Das Gemach, zu dem nur ein Zugang führte, war wie eine Festung verbarricadirt. In einem der Eckthürme des Schlosses gelegen, beherrschte das Auge von den Fenstern desselben aus die Gegend ringsum. Vor den Scheiben aber waren dicke Eisenstäbe angebracht, zum Schutz gegen einen fast unmöglichen Einbruch von der Außenseite des Schlosses her.

(Fortsetzung folgt.)

Männer der Revolution.

**Paris, 23. October.

Die folgenden kurzen, aber durchaus exacten biographischen Notizen über die hervorragendsten Progressisten in Spanien sind vielleicht für Ihre Leser von Interesse.

Don Salustiano de Olozaga ist im Jahre 1806 in einer kleinen Stadt Alt-Castiliens geboren. Im Jahre 1832 wurde er zum Tode verurtheilt und flüchtete nach Paris, wo er bis zum Tode Ferdinands VII. blieb. Nach seiner Rückkehr aus dem Exil wurde er in die Cortes von 1836 gewählt, wo er sich durch seine vorzügliche Rednergabe auszeichnete. Olozaga ist ein eminenter Jurist und bedeutender Kenner der Geschichte. Er war seiner Zeit Präsident des Minister-Conseils und zweimal Gesandter in Paris. Mit Prim verbindet ihn eine langjährige Freundschaft.

Don Mateo Sagasta ist im Jahre 1833 in Alt-Castilien geboren, also erst 35 Jahre alt, Ingenieur der Brücken und Chausseen, Professor in Madrid, Director der „Iberia" und seit 1854 Deputirter im Parlament. Auch er ist ein vortrefflicher Redner und namentlich ein liebenswürdiger, interessanter Gesellschafter. Bei Gelegenheit des O'Donnell'schen Staatsstreichs im Jahre 1856 nahm er Theil an dem Madrider Straßenkampf als Commandant eines Bataillons der Nationalgarde. Einige Tage nachher emigrirte er, um im Jahre 1857 nach Madrid zurückzukehren, wo er wieder als Deputirter auftrat. Im Jahre 1866 flüchtete er beim Scheitern der Revolution nach Frankreich und ließ sich in der Nähe von Paris nieder. Auch er war zum Tode verurtheilt.

Sagasta gilt für den Kaltblütigsten der ganzen Partei. — Ueberhaupt haben sich von jeher die Redacteure der „Iberia" lebhaft an der politischen Action betheiligt; so Petano de Mazariegos (geb. 1832, Advocat an der Universität von Madrid, Gesandtschaftssecretär unter dem Ministerium Espartero, im Jahre 1856 mit Escosura, dem früheren Minister des Innern, nach Frankreich emigrirt, auch bekannt als Autor verschiedener in französischer Sprache geschriebener Werke und als Mitarbeiter am „Avenir National", am „Nain Jaune" u. A.); so Carlos Rubio (geb. 1832 in Cordoba, am 3. Januar 1866 aus Anlaß des Aufstandes von Aranjuez mit 12 Jahren Zwangsarbeit „begnadet", emigrirt, gelegentlich der Insurrection vom 22. Juni zum Tode verurtheilt und dann nach Belgien geflüchtet); so Ortiz y Casado (geb. 1827 in Madrid), der für die Sache seiner Partei sein ganzes nicht unbeträchtliches Vermögen geopfert hat und gleichfalls zum Tode verurtheilt wurde.

Auch der Gründer der beiden Journale „Las Novedades" und „La Soberania Nacional", Don Fernandez de los Rios, gehört zu dieser Partei und hat ihr wesentliche Dienste geleistet. Nach dem Vorhergehenden wird es Niemanden wundern, wenn er von der allgemeinen Regel keine Ausnahme macht: die nicht dem Beil des Henkers verfallenen Progressistenchefs sind zu zählen.

Ich gedenke noch schließlich des Generals Milans de Bosch (Aide-de-camp des Generals Prim, mit dem er die Expedition in der Krim und den afrikanischen Krieg durchgemacht hat, seit 1866 emigrirt und steter Begleiter seines glänzenderen Rivalen), des Generals Contreras (geboren in Pisa 1807, wo seine Eltern sich vorübergehend aufhielten, seit 1845 General, alter Haudegen), des Generals Pierrad (seiner Zeit dem Gouvernement der Philippinischen Inseln beigegeben, mit Contreras befreundet), des Generals La Torre (geboren 1812 in Neu-Castilien, mehrfach Deputirter, nach Paris emigrirt, Organisator der Gendarmerie in Spanien) und endlich des Rechtsgelehrten an der Madrider Universität Don Joaquin Aguirre (geb. 1804 in Alt-Castilien, 1855 Justizminister unter Espartero, seit 1866 emigrirt, der spanische Waldeck).

Einige Andere hätten ein gleiches Recht auf Erwähnung; doch fehlen mir zur Zeit noch die entsprechenden zuverlässigen Quellen.

Digitized by Google

Das Heidelberger Schloß.

Der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" schreibt man aus Heidelberg vom 14. October:

„Wolfgang Müller von Königswinter hat in der „Kölnischen Zeitung" den Vorschlag gemacht, das Heidelberger Schloß wieder aufzubauen. Die Redaction der „Köln. Z." fügte diesem freilich Bedenken und Zweifel bei und vermeinte, der ganze poetische Reiz falle damit zusammen. Hier aber denken Sachkundige anders, und die Idee fände vielen Anklang, wenn die Ausführung nur nicht so viel Geld kostete und man wüßte, wer die Kosten tragen möchte. Man könnte den gesprengten Thurm wohl liegen lassen und doch den herrlichen Bau wiederherstellen, nur daß man in künstlerischer Weise manches Unschöne umgestaltete oder durch anderes ersetzte; denn es ist durchaus nicht nothwendig, das Schloß gerade so wiederherzustellen, wie es gewesen war."

Dagegen sagt eine andere Correspondenz aus Heidelberg, 20. October:

„In der „Kölnischen Zeitung" ist neulich von Müller von Königswinter das Project eines Wiederaufbaues der Heidelberger Schloßruine angeregt worden. Von einem solchen Vorschlage will man hierlands jedoch nichts wissen. Es ist hieran so wenig zu denken, wie z. B. an eine erneuerte Aufbauung der Städte Herculanum und Pompeji. Abgesehen von den enormen Kosten, welche Niemand wird bestreiten wollen, würde auch die Stadt mit ihrer schönen Umgebung ihren eigentlich charakteristischen Prospect hierdurch theilweise verlieren. Bekanntlich ging der letzte pfälzische Kurfürst, Karl Theodor (der im Jahre 1777 nach dem Heimfalle zu Bayern nach München übersiedelte), schon mit dem Plane um, das durch die Franzosen im Jahre 1689 schauderhaft verwüstete und in Trümmer gelegte Pfalzgrafenschloß wiederherzustellen. Man hatte auch theilweise diesen Plan ausgeführt, da schlug im Jahre 1764 der Blitz in das restaurirte Gebäude und eine höhere Macht zerstörte neuerdings das Menschenwerk. Karl Theodor ließ hierauf seinen Plan fallen, mit den treffenden Worten: „Nie soll Geräusch des Hofes die Einsamkeit stören, dem Geiste der Dichtkunst gerecht und der landschaftlich bildenden Kunst." Das badische Haus der Zähringer aber, dem die Pfalz zu Anfange dieses Jahrhunderts anheimfiel, wird nicht pfälzischer sein als Karl Theodor."

Mannichfaltigkeiten.

(Der Todestag Konradin's von Hohenstaufen.) Die „Dorf-Ztg." macht darauf aufmerksam, daß es am 29. October 1868 sechshundert Jahre sind, seit Konradin von Hohenstaufen mit seinem Freunde Friedrich von Baden auf der paradiesischen Ebene von Neapel enthauptet wurde. An die Macht und Herrlichkeit Deutschlands unter den Hohenstaufen erinnernd, sagt das populär und verständig redigirte Blatt: „Nun und nimmer werden die weltgeschichtlichen Kämpfe der Hohenstaufen gegen die Gewalt der Päbste der Vergessenheit anheimfallen, und es ist nicht müßig, in einer Zeit daran zu erinnern, in welcher von Rom her die deutschen Protestanten in süßen Schmeicheltönen zur Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche eingeladen werden."

(Alterthumsforschung.) In der „Coblenzer Zeitung" macht ein Alterthumsforscher auf die Reste römischer Niederlassungen und Standquartiere in der nächsten Umgebung Andernachs aufmerksam, welche noch lange nicht die genügende Beachtung gefunden haben und bei geeigneten Nachgrabungen eine interessante und reiche Ausbeute versprechen. Der Verfasser des beregten Artikels weist besonders auf die dortigen römischen und germanischen Grabfelder, deren Ausdehnung er auf nicht weniger als achtzig Morgen schätzt und wo nur ganz zufällig und vereinzelt Grabungen vorgenommen und Alterthümer gefunden wurden, welche letztere vielfach zerstreut und verloren wurden. Durch eine, ebenfalls auf Antrag unseres Gewährsmannes ins Leben gerufene städtische Alterthumssammlung wird diesen Verschleuderungen künftig nach Kräften vorgebeugt werden. Aus verschiedenen Gräbern sind bereits viele bemerkenswerthe Gegenstände in die städtische Sammlung übergegangen, darunter befinden sich namentlich römische und deutsche Waffen, mannigfache zum großen Theile sehr gut erhaltene Gefäße und Schmucksachen. Würden zu einer planmäßigen Ausgrabung nur einigermaßen genügende Mittel aufgewendet, so wäre es unzweifelhaft ein Leichtes, eine seltene Reichhaltigkeit an Grabalterthümern verschiedenster Art zu gewinnen und für die Kunde der Vorzeit nutzbar zu machen. Bei solcher Gunst der Umstände wird es daher gestattet sein, den Wunsch öffentlich auszudrücken, daß eine solche Ausgrabung bald sachgemäß unternommen werden möge.

(Heilmittel gegen Selbstmord.) Eine Dame aus Laibach, welche in Folge verschiedener Mißgeschicke, die sie betrafen und von welchen Damen überhaupt dann und wann betroffen zu werden pflegen, am besten zu thun glaubte, wenn sie ihren Lebenslauf durch einen Gewaltstreich abkürze, begab sich, nachdem der furchtbare Entschluß in ihr gereift war, dieser Tage zu einem Laibacher Photographen mit der Bitte, ihr Cyankali zu geben. Auf die Frage, wozu sie es brauche, gestand sie ganz unumwunden die Absicht, welche sie hierher geführt habe. Der Photograph gab der Dame hierauf ein Glas Branntwein mit der Bemerkung, es sei dieß verdünntes Cyankali und werde daher erst später die gewünschte Wirkung thun. Die Dame trank mit stoischer Ruhe den Giftbecher leer. Als sich jedoch die dem Branntweingenusse bekanntlich folgenden Gefühle zu äußern begannen, welche die Dame natürlich als die ersten Symptome der Vergiftung betrachtete, da kam die Reue über die That und sie bat um ein Gegengift. Der Photograph gab der Dame — ein Glas Wasser, und gesund und gestärkt zu neuer Lebenslust verließ sie den Schauplatz, welcher für sie so lehrreich geworden.

(Ein ominöser Diplomat.) Belgien hat einen Gesandten, vor welchem alle Throne zittern, er wird aus Discretion nicht genannt. Fünfmal schon war er gesandtschaftlicher Zeuge zusammenbrechender Throne. Im Jahre 1830 war er in Paris, als Karl X. gehen mußte; im Jahre 1848 ebendaselbst, als Louis Philipp den Weg Karls X. ging; im Jahre 1861 in Neapel, als Franz II. vertrieben wurde, und dann in Griechenland, als König Otto fiel. In Madrid sah er soeben Isabel flüchten — und jetzt gedenkt ihn der König seinem drohenden Nachbar Napoleon zu schicken.

(Zum Capitel von der Todesstrafe.) Daß auch in den Bevölkerungen gebildeter Landestheile sich eine entschiedene Abneigung gegen das Fortbestehen der Todesstrafe kundgibt, beweist der Fall, daß, als in Danzig vor Kurzem zu seiner Hinrichtung dem dortigen Gemeindevorstand die Anzeige mit dem Ansuchen zuging, nach Vorschrift zwölf Personen aus den Vertretern der Gemeinde abzuordnen, um der Hinrichtung als Zeugen beizuwohnen, sich unter allen 50 Gemeindevertretern auch nicht ein einziger fand, welcher sich aus freien Stücken zu der traurigen Zeugenschaft erhoben hätte; die nöthigen Zwölf mußten also durch das Loos bestimmt werden. Aber auch von den Ausgelosten waren nur sechs an der Gerichtsstätte anwesend.

(Berichtigung.) In Bezug auf die in Nr. 295 der Didaskalia mitgetheilte Mannichfaltigkeit aus der „Elberfelder Zeitung": „Eine Heirath mit Hindernissen" erschien einige Tage später in derselben Zeitung folgende „Reclamation": „Köln, 22. October

Digitized by Google

(Reclamation). Wir veröffentlichten vor Kurzem einen von hier datirten Artikel unter dem Titel „Eine Heirath mit Hindernissen". Von zuverlässiger Seite geht uns soeben die Mittheilung zu, daß die in der fraglichen Correspondenz enthaltenen Angaben der Wahrheit in keinem Punkte entsprechen. Wir beeilen uns, von dieser Berichtigung hiermit Notiz zu nehmen."

Zweites Museums-Concert
am 23. October.

Die umfassenden und anstrengenden Vorbereitungen zu dem Jubiläums-Concerte des Cäcilien-Vereins nehmen gewiß nicht nur die Zeit, sondern auch sowohl die geistige, wie körperliche Kraft des musikalischen Leiters desselben, des Herrn Directors L. Müller, auf so ungewöhnliche Art in Anspruch, daß die Vermuthung nahe liegen konnte, er werde die andere Seite seiner Doppel-Stellung, als gleichzeitiger Leiter der Museums-Concerte, sich dießmal möglichst leicht zu machen suchen. In der Ueberzeugung, daß zwei so unmittelbar aufeinander folgende Unternehmungen die Leistungsfähigkeit eines einzelnen Mannes beinahe übersteigen, zumal eines solchen, der mit eben so großer Pflichttreue als künstlerischem Verständnisse seinem schwierigen Berufe sich hingibt, hätten wir dies ganz erklärlich gefunden und nichts dagegen einzuwenden gehabt. Daß aber diese Vermuthung sich nicht verwirklichte, sondern Herr Müller uns sogar mit drei Orchester-Vorträgen (zwei Sinfonien und einer Ouvertüre) überraschte und erfreute, die sämmtlich, jede in ihrer Art, ebenso durchdacht als technisch-ausgezeichnet wiedergegeben wurden, fordert uns zu wärmster Anerkennung auf.

Eröffnet wurde das Concert mit einer zum ersten Male aufgeführten Sinfonie in D-dur von Joseph Haydn. In jenem sanftheiteren, leichtfaßlichen Style gehalten, den alle Welt längst kennt und an dem freundlichen alten Herrn, dem Urgroßvater der heutigen Componisten-Generation, mit Recht so sehr verehrt, machte sie auf die Hörer den angenehmsten Eindruck, der sich nach dem ersten Satze in geringerem Maße, nach den drei anderen Sätzen jedoch in lebhafter Weise kund gab. Dem Musiker der Jetztzeit geht darin wohl Alles zu glatt ab. Der ewig blaue Himmel, im ungetrübten Sonnenscheine prangend, genügt ihm nicht; er sehnt sich nach ein wenig Sturm, Donner und Blitz.

Die am Schlusse des Concerts vorgeführte B-dur-Sinfonie (Nr. 4) von Beethoven, beinahe von demselben Grundtone ausgehend, (womit wir selbstverständlich nicht die Tonart bezeichnen wollen) bildete gewisser Maßen eine Art von Ergänzung, aber in weit umfassenderer und gewichtigerer Weise. Wenn der gewaltige Geist darin demnach auch nicht, wie sonst in der Mehrzahl seiner Sinfonien, uns bis in das Innerste erschüttert und durchgeistigt, so dringt doch auch seine sanftere Speache bewegend zu unserem Herzen. Die Aufnahme war eine enthusiastische.

Die erste Abtheilung schloß mit Mendelssohn's Ouvertüre: Die „Fingalshöhle", sonst auch Hebriden-Ouvertüre genannt. Dies Werk im Vereine mit der Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" und der zum „Märchen von der schönen Melusine", eine so vortrefflich und originell wie die andere, haben zuerst den großen Ruf des Verfassers als Instrumental-Componist für immer festgestellt. Wir schätzen sie um so höher, als Mendelssohn darin, trotz alles romantischen Zauberş, dennoch in gewaltiger Kraft einherschreitet, was ihm sonst eben nicht allzu oft zu thun beliebt. Rauschender Beifall wurde dem Werke gespendet, dessen Aufführung die glänzendste Leistung des Ochesters an diesem Abend war.

Als Sänger trat Herr Carl Wallenreiter aus Stuttgart auf und unternahm das seltene Wagniß, an der Stelle von Arien aus einer Oper oder einem Oratorium in der ersten Abtheilung den Beethoven'schen Liederkreis: „An die ferne Geliebte", vorzutragen, dem er in der zweiten Abtheilung jenen von Rob. Schumann folgen ließ. Können wir ihm für seinen dadurch bewiesenen Muth und künstlerischen Sinn unsere Anerkennung auch nicht versagen und müssen wir gleich hinzufügen, daß selbe durch lebhaften Beifall des Publikums gelohnt wurden, so dürfen wir dennoch nicht verschweigen, daß wir mit der Wahl uns nicht durchaus einverstanden erklären können. Wie kömmt ein Baßsist dazu, Lieder zu singen, die vom Componisten für eine hohe Stimme, sei dies nun Tenor oder Sopran, geschrieben wurden! Er muß transponiren, wenn er dies thun will. In den Museumsconcerten jedoch ist nur die Beoführung der unveränderten Originale am Platze, wogegen er im häuslichen Kreise diese von Stockhausen eingeführte Unsitte so weit treiben mag, als es ihm beliebt. Abgesehen von dieser Unzukömmlichkeit müssen wir jedoch zugestehen, daß der Sänger seine leider etwas dumpfklingende Stimme nicht selten in sinniger Weise zu verwerthen und einzelne hübsche Effecte zu erzielen vermag. Schumann'sche Art scheint ihm jedoch zugänglicher, als die Beethovens. Besonders zu loben war die Deutlichkeit der Aussprache und die Ausdauer im Vortrage von fünfzehn, mitunter anstrengenden Liedern. Diese wurden von Herrn Wallenstein in gelungener Weise auf dem Piano begleitet. △

Frankfurt, 27. October.

Die Vorträge classischer Quartette und Trio's ꝛc. haben in unserer Stadt, wo so viel Sinn und Verständniß für ernstere Musik herrscht, noch stets ein dankbares Publikum gefunden. Dem Vernehmen nach beabsichtigen nämlich einige hier domicilirende Künstler, die Herren B. Triebel (erste Violine), Gaule (zweite Violine), Kretzschmar (Viola) und Holzmann (Cello), eine Reihe solcher Quartettvorträge zu veranstalten. Von den erwähnten Herren ist Herr Triebel durch seine beifällig aufgenommenen Leistungen in verschiedenen Concerten dem hiesigen Publikum schon vortheilhaft bekannt; möge es den Soiréen der jungen strebsamen Künstler einen recht aufmunternden Besuch zu Theil werden lassen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Eine Berufung. Die italienische Regierung hat den bekannten Dichter Professor Dr. Julius Schanz aus Sachsen, der seit drei Jahren am technischen Institute zu Como angestellt ist, in Anerkennung seiner Verdienste um die italienische Literatur und deren Vermittlung mit der deutschen zum königlichen Professor der modernen Sprachen und Literaturen an das Instituto Tecnico Superiore zu Venedig befördert. Derselbe beschäftigt sich gegenwärtig mit der Herausgabe eines großen Sammelwerkes, deutsche Uebersetzungen der hervorragendsten lyrischen Poesien sämmtlicher italienischer Dichter der neueren Zeit enthaltend. Die Güte dieses Werkes wird durch die Mitarbeiterschaft der berühmtesten Uebersetzer und Fachmänner Deutschlands an demselben garantirt.

Meister Kaulbach in München, der lange Zeit keine Palette in die Hände genommen und seine unsterblichen Schöpfungen nur mit der Kohle zeichnete, hat kürzlich ein Oelbild vollendet, das seine Meisterschaft auch in der Farbe unwiderleglich bekunden soll. Bekanntlich hat man ihm dieselbe vielfach absprechen und nur in der Zeichnung lassen wollen. Sein Bild stellt einfach eine Mutter mit Kindern im Walde dar. Es soll leider nach Amerika wandern.

Theater-Ukas. Der „Rhein. Kur." erhält folgende Zuschrift: „Der geehrten Redaction gebe ich auf das im „Rheinischen Kurier" Nr. 264 enthaltene Inserat, das Fräulein Herrlinger betreffend, welches mir vorgelegt worden, zur gefälligen Mittheilung an den erregten Einsender zu erkennen, daß die unterzeichnete General-Intendantur sich sehr wohl der Gründe bewußt ist, welche sie nöthigen, von dem Engagement dieser Schauspielerin beim königlichen Theater in Wiesbaden Abstand zu nehmen, solche an geeigneter Stelle zu vertreten auch jederzeit bereit ist. Der im obigen Inserate angeschlagene Ton würde die General-Intendantur von irgend einer Aeußerung abgehalten haben, und nur aus Rücksicht gegen die Redaction erfolgt ausnahmsweise diese Mittheilung. Berlin, den 22. October 1868. General-Intendant der königlichen Schauspiele. v. Hülsen."

„Zur Lösung der Arbeiterfrage" hat J. Schlosser unter diesem Titel (Leipzig, Grunow) einen interessanten und wichtigen Beitrag geliefert, indem er die für alle Schichten der Bevölkerungen geltende materielle Lebensfrage der Lebensmittel in den Vordergrund stellt und naturwissenschaftliche Beiträge zu ihrer Lösung gibt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 28. October. **Ein schlechter Mensch**, Original-Lustspiel in 3 Acten von Julius Rosen. Hierauf: **Monsieur Hercules**, Original-Schwank in 1 Act von G. Belly.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 276.)

Donnerstag, 29. October. **Der Roman eines armen jungen Mannes**, Schauspiel in 5 Acten, nebst einem Vorspiel, von Octave Feuillet. Für die deutsche Bühne bearbeitet von C. Juin und P. J. Reinhard.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 277).

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kih. = Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 301. Donnerstag, den 29. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Lavergne ließ sich auf einen Divan nieder, während Charles, ohne seinen Wink, Platz zu nehmen, zu beachten, in bescheidener, aber entschlossener Stellung vor ihm stand.

„Charles Bojeau", nahm der Schloßherr das Wort, „Du selber sprachst es aus, ein armer, verwaister Knabe, erzogen und gebildet durch die Güte eines Fremden, wagt es, sein Auge zu der Tochter seines Wohlthäters zu erheben. — Was würden Sie thun, wenn Sie in der Stelle des beleidigten Vaters wären? Antworten Sie mir!"

„Hören Sie mich, Herr Lavergne", entgegnete Charles nach einer Pause der Ueberlegung. „Wahr ist's, ich liebe Marguerite; aber diese Liebe ist Ihr Werk, denn Sie waren es, der die Jahre unserer Kindheit ungehindert neben einander verstreichen ließ; aber diese Liebe ist rein, frei von jedem uneigennützigen Gedanken. Wäre ich der Besitzer dieses Schlosses und Ihr Kind arm, ich wäre stolz, meine Schätze zu Margueritens Füßen zu legen; so aber, da ich nichts weiter bin, als ein elender Knecht, da lassen Sie mich entsagen den süßen Träumen und hinausziehen in die weite, weite Welt, nicht um mein Weh' zu vergessen, sondern es zu betäuben."

„Und wenn der stolze, hochmüthige Mann Dich nicht ziehen ließe?" fragte Pierre Lavergne milde; „wenn er zu Dir spräche: mehr als Schätze gilt mir ein edles, ritterliches Herz und das Glück meiner Tochter; würdest auch dann Du noch diesen Mann mit verachtendem Namen belegen?"

„Herr Lavergne — Ihr — o mein Gott, ist es ein Traum?" stammelte Charles, seine Stirn berührend, als wolle er sich von der Wirklichkeit überzeugen.

„Marguerite sei Dein und mit ihr das reiche Erbe, das sie einst zu erwarten hat, wenn ich, — — doch ich denke noch lange nicht zu sterben", unterbrach er sich fast heftig. „Eine Bedingung nur setze ich auf mein Jawort", fuhr er fort, „willst Du sie erfüllen, mag der nächste Moment Zeuge Eures Eheglückes sein."

„Und diese Bedingung?" fragte der junge Mann ängstlich, und ein Abgrund thürmte sich zwischen ihm und seinen Hoffnungen auf.

„Daß Du Dein jenem Mann gegebenes Versprechen zurückziehst", erwiderte Lavergne; „dieser Mann haßt mich, weil er dem Geschlecht der Kerdingen entstammt, und mir, völlig grundlos, den Untergang seiner Familie zuschreibt. Ich will nicht, daß er Dich gegen mich einnehmen, daß er mir Dein Herz entfremden soll."

„Ich sollte den Glauben jenes edlen Mannes täuschen?" rief Charles lebhaft, „sollte mein Wort ihm brechen? O niemals, niemals, Monsieur Lavergne. Und wenn jener Greis Sie haßt, wenn sein Zorn Sie bedroht, so fürchte ich, daß er Ursache dafür hat. — Lassen Sie mich es Ihnen gestehen. Ich beschäftigte mich in langen Winterabenden mit der Geschichte des Geschlechtes der Kerdingen. Ein unnennbarer Reiz ergriff mich, durfte ich durch Schrift und Wort in die Vergangenheit dieses Stammes blicken. Nie, nie trug ein Kerdingen unedles Rachegelüst in seinem Busen, und drückt eine Schuld gegen dieses Haus Euer Gewissen, o so macht sie gut an dem Letzten desselben; laßt Eure Reue die Gnade des Letzten der Kerdingen suchen, ehe Euch seine Rache findet."

Der Schloßherr erhob sich. Sein Antlitz war finster und drohend.

„Also Sie weigern sich, meinem Willen zu gehorchen?" fragte er kurz.

„Ich weigere mich, gegen Pflicht und Ehre zu handeln", entgegnete der junge Mann ruhig. „O, Monsieur Lavergne, wecken Sie nicht den Verdacht in meiner Brust, den ich mich vergeblich abmühe, zu betäuben, den Verdacht, daß jener Greis mehr von meiner Vergangenheit, von meiner Geburt wisse, als Ihr mir zu sagen für gut findet?"

Lavergne lachte gezwungen.

„Haltet Ihr Euch vielleicht für einen Seigneur?" fragte er spöttisch. „Und wenn es wäre, hättet Ihr vielleicht Lust, zu jener adeligen Sippschaft zu gehören, nachdem durch sie Eure Eltern gemordet, Ihr selbst ein Bettler geworden seid? Entflammte ich darum das Herz des Jünglings zum Haß gegen Würden und Titel, zur Verachtung der Tyrannen, zur Freiheitsliebe, daß er sich zur Verehrung für ein ausgerottetes Geschlecht, herrschsüchtig und tyrannisch, hinreißen läßt? Kein Wort mehr davon. Ihr seid in meinen Diensten, Charles Bojeau, und ich befehle Euch, dieses Zimmer nicht eher zu verlassen, bis ich Euch selber die Pforten öffne!"

Charles ward bleich.

„Sie wollten mich zwingen, Monsieur Lavergne?" sagte er, sich mühsam einen ruhigen Ton erzwingend.

„Ich lasse Euch freie Wahl zwischen dem graubärtigen Chouan und meiner Tochter!" rief Pierre. „Ein Schritt aus dem Schlosse und ich jage Euch aus meinem Eigenthum, wie einen überlästigen Bettler, wenn ich es nicht vorziehe, den Bundesgenossen der Chouans einkerkern und übers Meer transportiren zu lassen. Ihr wißt, zu beidem habe ich Macht."

Der junge Mann richtete sich stolz empor.

„Ich habe gewählt, mein Herr. — Vergönnen Sie mir ein Wort des Abschieds von Marguerite und noch in dieser Stunde verlasse ich Ihr Haus."

„Mein Haus willst Du verlassen?!" schrie Lavergne außer sich. „Aber nicht eher, als bis es mir beliebt! Folge dem Rufe des

Digitized by Google

tollen Alten, wenn Du es heute vermagst, und morgen ist er bereits durch meine Hand getödtet, und mit ihm sein Geheimniß."

Mit diesen Worten eilte er aus dem Zimmer.

Charles, seine Absicht erkennend, warf sich ihm nach; aber es war zu spät, — die schwere Thür flog hinter dem Schloßherrn zu, und Verzweiflung im Herzen, fast rasend vor Schmerz und Wuth, hörte der junge Mann die Riegel vorschieben, den Schlüssel umdrehen und das verhallende Lachen Pierres, der sich langsam entfernte.

Charles warf sich gegen die Thür. Das Holzwerk spottete jeder Anstrengung. Er eilte an die beiden Fenster; aber dicke Eisenstangen waren von auswendig angebracht und selbst ohne diese schien keine Möglichkeit vorhanden, sich von der steilen Höhe hinunter zu lassen. Er war gefangen, ein Wortbrüchiger, ja vielleicht ein Verräther in Kerdingens Augen, denn wer konnte wissen, über welche List Pierre Lavergne brütete.

Die Ahnung, daß der Schloßherr seit Jahren ein falsches Spiel mit ihm getrieben, die unbewußte Abneigung, die stets in seinem Herzen gegen den vermeintlichen Wohlthäter geschlummert hatte, ward jetzt zur unumstößlichen Gewißheit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort für Jeden.

Laß Dich den Kampf ums Edle nicht gereuen!
Errungen will das Große sein, erstritten!
Erst wer der Wüste Gluthensand durchschritten,
Darf sich am Quell der Prachtoase freuen!

Du wirst umsonst den Nordpolfahrer bitten,
Das ew'ge Grau'n der Nebelwelt zu scheuen:
Die Ehre ruft: er wird die Fahrt erneuen,
Denn Heldensinn vergißt, was er gelitten.

Enttäuschung kann den Feigling nur erschrecken;
Dem Kühnen nimmt sie nie sein Selbstvertrauen,
Ihn spornt das Schwere nur zu höh'ren Dingen;

Heißt ihn das Ziel noch ferner sich zu stecken,
Von Neuem zu beginnen und zu bauen,
Und endlich muß die Siegesthat gelingen!

Paris. Arthur von Deich.

Neue Beiträge zu einer alten Geschichte.

** Offenbach, im October.

„Es ist kein angenehmes Geschäft, Leichen auszugraben, sie ihres Todtenkranzes zu berauben und sie noch dazu der Schändung preiszugeben". Mit diesen drastischen Worten beginnt eine allerneueste Schrift zu unserer „Polenfrage", über die bereits eine ganz ansehnliche eigene Literatur erwachsen ist. Der jüngste Beitrag zu derselben betitelt sich: „Frank und die Frankisten. Eine Sectengeschichte aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Dr. H. Graetz. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung. 90 Seiten gr. 8° Text. 35 Seiten Beilagen (meist italienische, lateinische und hebräische Urkunden). Diese mit einem großen Aufwand wissenschaftlichen Apparates und gelehrter Kenntnisse der hebräischen Literatur und Strebungen, insbesondere des Talmud und der Kabbala, ins Feld rückende Schrift will lediglich den Beweis führen, daß „Baron Frank" ein ausschließlich jüdischer Sectirer und dabei ein eben so durchtriebener als gewissenloser Betrüger, die wunderschöne Eva oder Awalejb aber seine richtige Tochter und Mitgenossin seines Truges gewesen, deren liebreizenden Leib er für die fleischgewordene „Emine" oder „Emuna" (den „Glauben"), sie selbst für die „Jungfrau" („Panna") seiner neuesten Offenbarung den Gläubigen proclamirte.

Bis in seine geheimsten Schlupfwinkel verfolgt der gelehrte Verfasser den Frankischen Betrug, besonders in seiner Vor-Offenbachischen Periode, während er sich für diese letztere, ihm auch räumlich ferner liegende, vielfach an die Mittheilungen der Ende 1866 erschienenen bekannten Broschüre „Die Polen in Offenbach am Main" von Schenck-Rinck in Frankfurt anlehnt*), ohne natürlich dessen romantische Ausdeutung bezüglich einer vom Hause Romanow sich herleitenden Abstammung Evas irgendwo zu adoptiren.

Die in dem Buche erzählte abenteuerliche Vorgeschichte Franks findet sich kurz und treffend resumirt in dem S. 77 zu lesenden Satze: „Oder muß erst der Beweis geführt werden, daß der „Bochur" Jankiew Lejbowitz aus Galizien, der sabbatianische Sectirer von Salonichi und Mikopolis, der Messias von Podolien, der Denunciant von Lemberg, der entlarvte Betrüger von Warschau, der Sträfling von Czenstochow, der Mystagog von Brünn, identisch mit dem Baron v. Frank in Offenbach ist?" Nun, daß „Baron Frank" ein sabbatianischer Jude und gleichzeitig ein Erzbetrüger und Charlatan war, — diesen Beweis (wenn es eines solchen noch bedurfte), hat Dr. Graetz in seiner interessanten und fleißig zusammengetragenen Schrift wohl zur Genüge und für immer geführt und für diese Seite der Sache hiermit wohl das letzte Wort gesprochen.

So fest es aber auch immer stehen mag, daß Frank ein Betrüger war, so unzweifelhaft sind auf der andern Seite doch auch gewisse beglaubigte Beziehungen seiner Hofhaltung oder seiner „Tochter" zu Rußland und dem russischen Hofe. Muß dies doch sogar der Verfasser der in Rede stehenden Schrift S. 79 derselben zugeben, wenn er sagt: „Woher Frank die Gelder nahm, um auf so großem Fuß zu leben und so viele Personen an seiner Hofhaltung zu erhalten, das blieb allerdings ein Räthsel! Die Summen, die ihm von reichen Sabbatianern aus Polen, Mähren und Böhmen zukamen, konnten nicht dazu ausreichen. Gewiß ist es, daß der russische Hof ihm Subsidien zukommen ließ für Gegenleistungen, die ihrer Natur nach sich der Oeffentlichkeit entzogen." Mit dieser kategorischen Schlußwendung aber wirft Dr. Graetz ein neues Räthsel auf, dessen Lösung er auch nicht einmal versucht. Und doch kann erst vollkommenes Licht in der Sache werden, wenn die „Polenfrage nach diesen ihren beiden Seiten hin eine völlige Lösung gefunden. Ob ihr diese je werden wird, bezweifeln wir aufs Aeußerste; das Geheimarchiv der Romanows müßte sich denn für diesen Zweck öffnen. Unseres Erachtens kann nur eine Combination beider Thatsachen: daß Frank ein jüdischer Sectirer gewesen, und daß irgendwelche Beziehungen zwischen ihm und dem russischen Hofe stattfanden, der Wahrheit näher bringen, so daß z. B. „Eva" und ihre beiden angeblichen Brüder Roch und Joseph illegitime Sprößlinge eines Gliedes des russischen Kaiserhauses gewesen und in der Art über Seite geschafft worden, daß man sie dem Frank mitgab und zugleich für deren fernern Unterhalt Sorge trug. Das wären ja gleich „Subsidien für Gegenleistungen, die ihrer Natur nach sich der Oeffentlichkeit entziehen!" Thatsache ist am

*) Daß S. 77 der Graetz'schen Schrift anstatt „der Fürst von Isenburg-Birstein" gesetzt wird: „der Fürst von Homburg-Birstein" ist wohl nur ein Druck- oder Schreibfehler.

Digitized by Google

Ende doch, daß die Czarin Elisabeth, Tochter Peters des Großen, von ihrem Günstling, dem vom Bauernsohne zum Grafen und Feldmarschall aufgestiegenen Alexei Rasumowsky, drei Kinder hatte: eine Tochter und zwei Söhne! Wie nun, wenn dies „Eva, Roch und Joseph v. Frank" gewesen wären?

Nach einigen Berichterstattern zwar sollen jene illegitimen Sprößlinge der Elisabeth Petrowna in früher Kindheit gestorben sein: könnten sie aber denn nicht unter dem Deckmantel dieser officiellen Angabe nur über die Gränzen des Czarenreiches geschafft worden sein? Thatsache ist weiter doch, daß sich Eva hier einstmals bei einem gerichtlichen Acte mit dem Beinamen „Romanowna" unterzeichnete, sowie daß ihr Silbergeschirr die Chiffren E. R. unter einer Krone trug; und Thatsache ist doch endlich auch der durch die zuverlässigsten Gewährsleute (u. A., durch dem Schreiber dieser Zeilen gewordene Mittheilungen aus der eigenen Familie) beglaubigte Besuch des Kaisers Alexander I. bei Eva Frank dahier im November 1813! Wilhelm Speyer, der treueste Bewahrer alt-Offenbachischer Erinnerungen, sah Alexander selbst an der Wohnung Evas in einer sog. „Wurst" (russisches Gefährt) anfahren! Alle diese Dinge liegen vor und sind dadurch nicht aus der Welt zu schaffen, daß man einfach die Augen vor ihnen zudrückt. Auch sie verlangen vielmehr mit in den Calcul hineingezogen zu werden.

Bei dieser Gelegenheit sei hier auch noch eines 1867 bei Karl Duncker in Berlin erschienenen Buches gedacht, welches auf 122 Seiten Text und 75 Seiten Beilagen die Geschichte der „vorgeblichen Tochter der Kaiserin Elisabeth Petrowna nach den Acten des kaiserlich russischen Reichsarchivs" erzählt. Diese von Historikern und Romanschreibern ebenfalls vielbehandelte „Prinzessin Tarakanow" war eine Abenteurerin, welche, da sie dem russischen Hofe unbequem wurde, Graf Orlow im Februar 1775 in Livorno auf ein russisches Schiff lockte und nach Petersburg brachte, wo sie bei der großen Ueberschwemmung vom Jahre 1777 in ihrem Gefängnisse elend ums Leben gekommen sein sollte, in der That aber dortselbst bereits im December 1775 an der Schwindsucht starb. Identisch mit „Eva Frank" kann diese Persönlichkeit also nicht gewesen sein; aber merkwürdig bleibt immerhin, daß sie unter den vielen falschen Namen, die sie auf ihrer Abenteurerlaufbahn alle führte, eine Zeit lang auch einmal den einer „Mlle. Franck" sich beilegte, wie denn auch zufällig ein „Baron Schenck" eine Rolle in ihrem Leben gespielt hat.

Dieß Alles findet sich gleich auf den ersten Blättern jener Schrift berichtet, die übrigens der Offenbacher Eva Frank mit keiner Sylbe gedenkt. Daß diese Schrift nach Acten des russischen Reichsarchivs „mit höherer Genehmigung" in die Welt ging, und zwar zuerst in russischer, nun auch in deutscher Sprache, könnte ihre Authenticität auf der einen Seite erhöhen, auf der andern — verdächtig machen. Dennoch läugnet wenigstens die Vorrede (unterzeichnet G. B., Petersburg, den 1./13. Juli 1867) nicht die Glaubhaftigkeit der Existenz illegitimer Sprößlinge aus der Verbindung der Kaiserin Elisabeth mit Alexis Rasumowski, die nach dem Geburtsort des Letzteren allerdings den Namen Tarakanow geführt hätten. Dieser ächten Tarakanows sollen indessen nur zwei gewesen sein, ein Bruder und eine Schwester, die Beide erst zu Anfang dieses Jahrhunderts gestorben seien: die Schwester als Nonne in einem Kloster zu Moskau, der Bruder in einem Kloster zu Perejaslaw-Zaleshy. (Den Namen „Zaleshky" führte merkwürdigerweise der in Offenbach vor etwa acht Jahren verstorbene Letzte der „Polen"!) Hätten wir in jenen Beiden etwa „Eva v. Frank" und den einen ihrer „Brüder" zu suchen? Bekannt ist ihr plötzlicher, alle Welt überraschender Tod und ihr überschnelles Begräbniß im Jahre 1817 im selben Augenblick, da dort ihre äußere Existenz durch Ueberschuldung zusammenbrach und Hausarrest über sie verhängt wurde, sowie daß sie im Glauben des Volkes damals gar nicht gestorben, sondern nur geflüchtet und statt ihrer eine Puppe begraben worden ist. Ebenso soll „Joseph v. Frank" etwa im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Offenbach eines plötzlichen und überraschenden Todes gestorben und endlich „Roch v. Frank" um 1813 in die russische Armee eingetreten sein.

Wir verzichten darauf, an das hier Mitgetheilte weitere Combinationen anzuknüpfen, und alte Räthsel damit lösen zu wollen, daß wir neue aufwerfen. Wir referiren einfach und lassen einige frische Streiflichter über die alte dunkle Geschichte spielen. Eine vollkommene Aufklärung derselben steht, wie gesagt, wohl kaum je zu erwarten; und mag auch der ostbeschworne Schatten des „Polenhäuptlings Frank" noch lange nicht zur völligen Ruhe kommen, sondern noch oftmals, wie seither schon so vielfach, zur Grundlage kritischer Untersuchungen, romantischer Phantasieen, romanhafter Erzählungen und wirklicher Romane*) gemacht werden: — der im Besitze des Einsenders dieser Zeilen befindliche Schädel des falschen Propheten scheint allen Versuchen dieser Art doch noch immer eine recht harte Nuß bleiben zu wollen, und, ihrer spottend, den Ausdeutern entgegenzugrinsen: „Mein letztes Geheimniß ergründet ihr doch nicht!"

Emil Pirazzi.

Mannichfaltigkeiten.

(Schillers Sohn), der württembergische Oberförster, war ein herzensguter, freundlicher Mann, wenn auch in geistiger Beziehung durchaus nicht der Erbe seines großen Vaters; dabei hielt er sich nach seinem eigenen Geständniß am Liebsten da auf, „wo's nicht weit zu einem guten Schoppen war". Einer seiner ehemaligen Bekannten erzählt von ihm folgende heitere Geschichte, indem er den munteren Alten selbst redend einführt: „Mein Sohn", plauderte Oberförster v. Schiller, „seh'n Se, der ist zu groß und zu stark, hat gar zu viel dragonermäßiges an sich, als daß er auch nur einen Zoll von seinem Großvater haben oder werden könnte. Da hab' ich noch mehr von ihm, wenigstens ein Bisle von seinem Herzen. Aber ein nettes Stück von meinem Jungen muß ich Ihnen doch einmal erzählen. Als er noch n' Bub' war, that ich ihn zu 'nem Präceptor in Kost, Zucht und Schule. Der hielt alle Semester Examen mit seinen Zöglingen und ladete dazu öffentlich ein, speciell deren Eltern ꝛc. Ein Mal, denke ich, mußt du doch auch hingehen, und g'rad' als ich in's Schulzimmer tret', überhört der Präceptor die Buben lateinische Vocabeln. Mich sehend, natürlich, meint' er besonders meinem Fritze Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Er frägt zwei, drei; der Bub' weiß se, und man sah's dem Kerl deutlich an, wie herzlich froh er war. Aber da frägt er wieder: Silva? (zu deutsch „Wald") und der Bub' weiß es nicht, schaut verdrießlich vor sich nieder; na, Silva? wiederholt der Präceptor, Silva? Schiller! Du weißt's, ich bin sicher; Du weißt's, Dein Vater ist ja often d'rin, und — auf fährt der Bub' wie der Blitz, das hat ihn auf die rechte Spur gebracht; und Feuer in

*) Hierher sind u. A. zu rechnen: Die aus Wahrheit und Dichtung gemischten beiden Aufsätze „Das Grab eines Propheten in Offenbach" von Eginhard Quelle (Pseudonym?) im 6. Hefte des VII. Bandes des „Familienbuches des Oesterr. Lloyd" (1857) und „Der heilige Herr" in Nr. 33 und 34 der „Gartenlaube" vom Jahre 1865; ein Capitel: „Die Gräber von Offenbach" in dem Berliner Leihbibliothek-Roman „Pole, Jude und Franzose, oder die Königsfeinde"; sowie endlich der mystisch-düstere Roman „Des Rabbi Vermächtniß" von August Becker (Berlin, Janke, 1867), welcher den Lügen- und Trugpropheten und seinen Anhang in das ideale Licht eines sich unter geheimnißvollen Formen bekundenden sittlich-humanitären Strebens hinaufhebt.

Digitized by Google

d'e Augen, Freud' auf dem mageren Gesicht, antwortete er flugs und laut: Ja, ja, Wirthshaus! Wirthshaus! Silva das Wirthshaus! — Der dumme Kerl, der Präceptor, und alle die Leut', die da waren, meinten nun, das Lachen unterdrücken zu müssen, und ich, ich selbst wußte m'r vor Lachen gar nicht zu helfen, mußt' fort und ging dann natürlich in's Jungen Silva. — Vergeff' das mein Lebtag nicht!"

(Das Wort „Hagestolz") ist ein ächtes deutsches Wort. Starb bei unsern germanischen Vorfahren ein Vater, so erbte der älteste Sohn den Hag, d. h. den Hof oder das Landgut, während die anderen Kinder mit Wenigem abgefunden wurden. Weil aber doch die Familien gern zusammenblieben, so bauten sich die Brüder des Erben um den Hag ihres Vaters kleine Wohnungen, die man Stolzen nannte, so daß ihre Besitzer die Hage-Stolzen hießen. Wegen ihres geringen Erbtheils mußten sie sehr oft ledig bleiben, und so übertrug man den Namen „Hagestolze" auf Junggesellen.

(Auch eine Rede.) Vor dem Wiener Landgerichte fand neulich eine Schlußverhandlung gegen eine Diebesbande statt, welche ihre Zusammenkunft in der „Mistgrube" im tiefen Graben hielt, einem Gasthaus, in welches, nach der Aussage des Besitzers selbst, „kein anständiger Mensch kommt." Nach dem Schlusse des Beweisverfahrens richtete der Vorsitzende die Frage an die Angeklagten, ob sie noch eine Bemerkung zu machen hätten. — Angeklagter A. Woitipka: O ja, freili hab' i was z'sagen, 's Donnerwetter soll glei den ganzen Gerichtshof niederschmeißen. — Vorsitzender: Führen Sie den Angeklagten ab.

(Ein japanesischer Student.) Aus Heidelberg vom 16. Oct. schreibt man: Das ferne Ost-Asien hat uns nun auch einen Musensohn geschickt in der Person eines jungen Japanesen, der hier naturwissenschaftliche Vorlesungen besuchen will und schon ziemlich gut deutsch spricht.

Frankfurt, 28. October.

Das alljährlich stattfindende Concert des Herrn Musikdirectors Eliason findet am 31. d. M. im Saale des „Hôtel de l'Union" statt. Das gut zusammengestellte Programm zeigt, wie immer, die ersten künstlerischen Namen unserer Stadt. Frl. Mathilde Sessi, die zum größten Leidwesen aller Theaterfreunde am Freitag zum letzten Male im Theater (in einem Act „Regimentstochter" und einem Act „Liebestrank") auftritt, wird in dem Concerte vor ihrer Abreise nach Berlin sich von Frankfurt, das ihr stets ein gutes Andenken bewahren wird, verabschieden. Das genügte allein schon, den Saal zu füllen. Nennen wir aber außerdem noch Namen wie Wallenstein, Heinrich Wolff, Heermann, Ruppert Becker, Valentin Müller und Fräulein Oppenheimer, so bedarf es keines Nachweises mehr, daß Alles aufgeboten ist, um das Concert zu einem der anziehendsten der Saison zu gestalten.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Eine Hamletdarstellerin. Ein Fräulein Felicitas v. Westphal (oder Vestvali), welche in Paris, Mailand und Neapel mit Erfolg als Sängerin und dann in Amerika im englischen Schauspiel auftrat, hat kürzlich in Hamburg zum ersten Mal die deutschen Bretter betreten, und zwar mit dem „Romeo", dem sie alsbald den „Hamlet" folgen ließ. Dieses Auftreten in Männerrollen erregte natürlich großen Zulauf, und die Amazone der Bühne errang vor überfüllten Häusern großen Erfolg. Besonders ihre Leistung als Hamlet enthusiasmirte das Publikum, und wenn die Hamburger Kritik nicht aus Galanterie zu viel sagt, so kommt Fräulein v. Westphal in dieser Rolle den guten deutschen Hamletdarstellern nahe. Ihr Spiel wird als wahrheits- und lebensvoll geschildert, so daß man darob vollständig das Weib vergißt.

Schiller-Censur. Bedürfen Schiller's Gedichte der Censur und ist eine vollständige Ausgabe derselben für das deutsche Volk gefährlich? Nicht dem vorigen Jahrhundert, wie man glauben sollte, sondern der unmittelbaren Gegenwart gehört diese Controverse an. Sie wird augenblicklich zwischen Dr. A. Diezmann resp. der Keil'schen „Gartenlaube" und der Cotta'schen „Allgemeinen Zeitung" einerseits und Gustav Hempel, dem Herausgeber der „Nationalbibliothek sämmtlicher deutscher Classiker" andererseits auf das Lebhafteste verhandelt. Die Gegner Hempels's bestreiten der jetzt lebenden Generation überhaupt das Recht, diejenigen Gedichte Schiller's, welche der Dichter in die letzte von ihm veranstaltete Gedichte-Sammlung nicht aufgenommen hat, wieder zum Abdruck zu bringen; statuiren dann aber doch für kostspielige Ausgaben ein solches Recht, weil bei diesen der hohe Preis es verhindere, daß sämmtliche Gedichte dem Volke zugänglich würden, der hohe Preis also die Stelle der Censur vertrete, und wollen nur für wohlfeile Volksausgaben die Handhabung einer wirklichen Censur, welche von „zehn ehrbaren Frauen" ausgeübt werden soll. Hiergegen protestirt Gustav Hempel, welcher Niemanden die Befugniß zu einer deratigen Bevormundung des deutschen Volkes, am wenigsten dem gegnerischen „Dreigestirn", zugestehen will.

A. Boltz, der kürzlich von hier nach Wiesbaden übergesiedelt ist, fährt fort, die weiten Gebiete der Völkerkunde im vollen Sinne dieses Wortes der größeren gebildeten Lesewelt zugänglich zu machen und ihr die wissenschaftlichen Ergebnisse der Sprachenkunde und der gesammten Kulturgeschichtsforschung in zweckmäßiger Auswahl und in ansprechender Form zu übermitteln. Den neuerdings von uns mitgetheilten Zeugnissen für dieses schöne Streben fügen wir hinzu: **„Beitrage zur Völkerkunde** aus Wort und Lied" (Oppenheim, Kern). Der reiche Inhalt dieses Werkes wurde zwar schon früher theilweise in Vorlesungen und einzelnen Aufsätzen des Verfassers besprochen, ist aber hier überall erweitert und abgerundet. Einen engeren Kreis verpflichtet Boltz durch seine **„Vorschule des Sanskrit** in lateinischer Umschrift" (Ebendas.), indem er allen für Sprachkunde sich Interessirenden den Zugang zu jener eben so wichtigen als in mancher Beziehung schwierigen Sprache erleichtert, und sie zugleich in die Vorhalle der vergleichenden Sprachforschung einführt. Wenn auch einzelne Punkte eine Berichtigung und verschiedenartige Auffassung zulassen, so erfüllt doch das Ganze seinen Zweck. Nettigkeit und Faßlichkeit der Anordnung und der Darstellung zeichnet alle seine Schriften aus.

Der Verleger Lorck in Leipzig hat eine nicht uninteressante Schrift **„Die Herstellung von Druckwerken**, praktische Winke für Autoren und Verleger" publicirt. Sie ist dem Herausgeber der „Illustrirten Zeitung", J. J. Weber, „dem Knecht Ruprecht aller Buchdrucker", gewidmet und gibt in sehr ausführlicher Weise eine Darstellung von der Technik des Buchdrucks, von den mannichfachen Stadien der Herstellung von Druckwerken, schließlich eine Uebersicht der Typen mit zahlreichen Proben. Es ist nichts übergangen, mit einer peinlichen Genauigkeit hat der Verfasser den Gang dieses auf der Gränze der Kunst stehenden Handwerks verfolgt. Die Winke für die Autoren sind recht zeitgemäß, wir fürchten nur, diese werden am wenigsten beachtet.

Museums-Gesellschaft.

Freitag, den 30. October, Abends 7 Uhr:

Dritter wissenschaftlicher Vortrag
im kleinen Saale des Saalbaues:

Herr Professor Dr. Bartsch aus Rostock.

„Die französischen Pastorellen des 12. und 13. Jahrhunderts in ihrem Verhältniß zur deutschen Poesie."

Einzelkarten für die Gallerie zu einem Gulden sind am Tage des Vortrages bei dem Hausmeister des Saalbaues zu haben.

Der Eingang zum Saal ist über die große Treppe; der Eingang zur Gallerie im nördlichen Bau.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 29. October. **Der Roman eines armen jungen Mannes**, Schauspiel in 5 Acten, nebst einem Vorspiel, von Octave Feuillet. Für die deutsche Bühne bearbeitet von C. Juin und P. J. Reinhard. (Abonnement-Vorstellung Nr. 277).

Für die Redaction verantwortlich: J. F. Kit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 302. Freitag, den 30. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Stunde auf Stunde verrann; — schon senkten sich die Schatten der Dämmerung vom wolkenbezogenen Himmel über die Erde und keine Hoffnung auf Befreiung, keine Hoffnung, jenes Geheimniß zu erfahren, um das Charles Bojeau willig sein Leben eingesetzt hätte!

Längst hatte der junge Mann den Widerstand der Verzweiflung aufgegeben; das brennende Haupt an die Scheiben gelehnt, stand er da und blickte hinaus in die Ferne, die allmählich ein dichter Nebel überzog.

Schwere Thränen rannen, von ihm selber unbemerkt, die Wangen hernieder.

Da vernahm er hinter sich ein leises Geräusch; es tönte, als ob es im Mauerwerk rassele. Mit seinen Gedanken beschäftigt, achtete er im Anfange desselben nicht; aber es ward stärker und vernehmbarer und jetzt pochte es mit schüchterner Hand hinter einem Bilde, das neben dem Schreibtisch des Schloßherrn von der Decke des Zimmers beinahe bis zur Erde reichte und Napoleon Bonaparte im Ornat des ersten Consuls darstellte.

Er stürzte an die Stelle, wo das Geräusch ertönte. Mit zitternden Fingern berührte er schüchtern das Gemälde und sieh', — leicht wie eine Feder wich es zur Seite, und in der Maueröffnung hinter demselben, einige Schritte über dem Boden des Zimmers, stand die alte Brigitta, eine Laterne in der Hand, wie ein ruheloser Geist, den die Beschwörung des Magiers aus dem Grabe hervorlockt.

„Still, still", flüsterte die Gestalt, die knöchernen Finger der linken Hand an die Lippen legend, „helft mir in's Zimmer, Charles, ich habe mit Euch zu reden, denn ich lauschte Euerer Unterredung mit Lavergne.

„Brigitta", stammelte der junge Mann, „Ihr kommt, um mich zu befreien? — — Später, später sollt Ihr mir Alles erklären, auch den geheimnißvollen Weg, der Euch hierher geführt. Doch jetzt laßt mich selber diesen Pfad benutzen, er muß in's Freie führen; — es treibt mich fort, meine verpfändete Ehre einzulösen. O Brigitta, haltet mich nicht auf; wenn Ihr wüßtet . . ."

„Still! sage ich, — ich weiß Alles", fiel die Alte ihm in die Rede. „Ihr sollt mich hören; noch ist es Zeit genug, Victor von Kerdingen zu benachrichtigen, und Ihr dürft nicht eher das Schloß verlassen, bis Ihr mich gehört und mir vergeben habt."

„Brigitta, Du folterst mich!" rief Charles.

„Nicht ohne meine Hülfe findet Ihr den Weg", sagte die alte Dienerin, „und ehe ich ihn Euch weise, da will ich Euch jenes Geheimniß erschließen, das Euch Victor von Kerdingen künden wollte, das Geheimniß Eures Daseins, Eurer Geburt."

„Großer Gott!" rief der Jüngling, von seinen Gefühlen überwältigt, „so täuschte mich der Ahnung Stimme nicht, — so waren die Angaben Pierre Lavergne's über meine Herkunft nichts weiter, als ein Märchen?"

Die Alte nickte.

„Ein Märchen", wiederholte sie. „Wohl scheint es Dem ein Märchen, dessen Herz nicht von Blutgedanken und elendem Verrath erfüllt ist, wie die Seele Lavergnes."

Mit Charles Hülfe stieg Brigitta auf den Boden des Zimmers. Mit angehaltenem Athem, mit Fiebergluth in den Adern lauschte der Jüngling ihren Worten.

„So trage ich nicht den häßlichen Namen Bojeau, den mir der Schloßherr aufgezwängt?" fragte er mit bebender Stimme.

„Hatte an Dich und verrathe Dich nicht, denn nimmer rastet Lavergne's Gewissen. Nicht Charles Bojeau ist Euer Name; Ihr seid ein Kerdingen; Victor von Kerdingen nennt sich Euer Vater. In Ihrem Eigenthum, Monseigneur, sind Sie ein Gefangener durch den Räuber Ihres Glückes, den Mörder der Ihren."

„Allmächtiger Gott!" schrie der junge Mann. „Ich, ich ein Kerdingen? Und warum erfahre ich erst heute das inhaltschwere Wort? — warum ließest Du mich das Brod der Wohlthat des Feindes meines Geschlechtes bis heute essen? — O Fluch über Dich, daß Du es thatest!"

„Ich verdiene Euren Fluch, Monseigneur", entgegnete die Alte, „aber nicht in dieser Sache. Was hätte eine frühere Enthüllung genützt, was wolltet Ihr beginnen, welche Aussicht stand Euch offen? Und dann, dann — sah ich, daß Ihr Marguerite liebtet; durftet Ihr jemals Euer Auge zu dem Mädchen erheben, wider dessen Vater Ihr vielleicht im gerechten Zorn Eure Hand erhoben?"

„Wahr, wahr", flüsterte der junge Mann, „und Marguerite für mich verloren. O ich bin elender als jemals!"

Vernichtet sank er in einen Sessel. Neben ihn beugte sich die alte Brigitta und begann zu flüstern, lange, lange. Und immer bleicher ward des jungen Mannes Antlitz, immer mächtiger schwoll die Ader auf der weißen Stirn. Fest preßte sich die Unterlippe zwischen den Zähnen, daß das Blut hervorquoll.

Jetzt war Brigitta zu Ende. — Auf ihren Knieen lag die Greisin, deren Fuß beinahe das Grab berührte, vor dem Sohne des Geschlechtes, zu dessen Untergang sie beigetragen hatte und flehte um Gnade und Verzeihung von der schweren Schuld, die sie auf ihr Haupt geladen.

Charles hob sie nicht empor. Drohend und finster heftete sein Auge auf Brigitten.

„Steh' auf", sagte er endlich düster, nachdem er der Gefühle Herr geworden war, die seine Brust durchtobten, „steh' auf, ich vermag Dir nicht zu fluchen, noch Dir zu verzeihen. Droben mögest Du Dein Urtheil empfangen, Deine Schuld findet keinen Richter auf Erden. Doch willst Du Dein Geständniß vollständig

Digitized by Google

machen, so nenne mir, wenn Du auch um dieses Geheimniß weißt, die Mutter Margueritens; ein Verbrecher, ein Mörder der Vater dieses Engels, — es fehlte nichts, als eine Dirne ihre Mutter, um mich zum Unglücklichsten der Sterblichen zu machen, um auf ewig in diesem Herzen einen Trauerschleier über ihr Bild zu werfen."

„Ihr sollt Alles erfahren, Monseigneur", flüsterte die Greisin. „Ich selber bin die Mutter Margueritens und heimlich mit Pierre getraut. Dieß Bewußtsein und sein ruheloses Gewissen ist das Einzige, was Lavergne an mich fesselte und oft, wenn der Schlaf sein Auge flieht, ruft mich ein Zeichen von ihm, auf dem geheimen Wege, der nur mir und ihm selber aus vergangener Zeit bekannt, an sein Lager, um die grausen Bilder zu verscheuchen, die seine Seele beängstigen."

Der junge Mann erhob sich. Sein Antlitz war bleich, wie das eines Todten, aber seine Augen leuchteten fast unheimlich.

„Was kann Marguerite für die Sünden ihrer Eltern?" fragte er mit ruhiger Stimme. „Ich liebe sie und will sie die Meine nennen, sobald ich mit jenem Manne Abrechnung gehalten, dessen Namen auszusprechen mein Mund sich scheut. Wollte sie ihren Reichthum mit mir theilen, warum soll ich sie jetzt verwerfen?"

„Gott segne Sie, Monseigneur, für diesen Entschluß!" rief die Greisin, während Thränen über die gefurchten Wangen herniederrannen. „O glauben Sie mir, Marguerite besitzt das Herz eines Engels."

„Und nun zeige mir den Weg, daß ich entfliehen kann aus diesem Hause des Schreckens", fuhr er lebhaft fort, „hin in die Arme des geliebten Vaters."

Die Alte hielt mit ihrer welken Hand den Stürmischen zurück.

„Um Gotteswillen", flüsterte sie, „wollt Ihr, daß mich der Schreckliche ermorde, wenn er entdeckt, daß ich es war, die Euch den Pfad zur Rettung gezeigt?"

„Mag mit Dir geschehen, was da wolle!" rief Charles, „betrachte es als Sühne für Dein Vergehen!"

„Und wolltet Ihr mich opfern, so vergeßt nicht, daß Ihr selber der Gefahr ausgesetzt seid, wenn Lavergne Euch begegnete."

Das Auge des Jünglings flammte wild.

„Ha, daß ich diese Hand in des Elenden Antlitz schleudern dürfte, daß ich ihn zu meinen Füßen um Gnade winseln sähe, — und doch", unterbrach er sich, „doch zweifle ich, ob ich ein Anrecht habe, die Strafe an Pierre Lavergne zu vollziehen. So lange Victor von Kerdingen lebt, ist er der Richter dieses Mannes. — Aber er muß gewarnt werden vor den neuen Schlingen des Entsetzlichen. . . ."

„Hört mich an, Brigitta", fuhr Charles nach einer Weile der Ueberlegung fort. „In dem Manne, der mein Befreier aus der Gewalt der Chouans ward, glaubte ich eine bekannte Stimme und bekannte Züge zu entdecken. Täuscht mich nicht Alles, so ist derselbe ein Landmann im Dorfe Kerdingen und nennt sich Jean Valour."

Die Alte nickte mit dem Kopfe.

„Ganz recht, ganz recht", murmelte sie, „er war es, der einst auch Victor von Kerdingen befreite. Er und sein Bruder waren stets der Herrschaft zugethan und Beide stehen im Verdacht der Chouannerie."

„Er ist es, der mich diese Nacht am Eingange des Waldes erwarten soll, um mich an den Aufenthalt meines Vaters zu geleiten, wenn ich das Wort desselben recht verstanden habe. Vermögt Ihr es, diesem Manne Kunde zukommen zu lassen von Dem, was hier geschehen?"

„Ich vermag es!" rief Brigitta eifrig. „Die Hütte der Brüder Volour ist nicht fern und Lavergne wird mich nicht vermissen. — Und nun noch Eines laßt mich Euch sagen . . . ."

Die Greisin hielt plötzlich inne und schrack zusammen, denn auf den Stiegen ward ein Geräusch hörbar.

„Um Gotteswillen, helft mir fort", flüsterte sie angstvoll, „Alles ist verloren, wenn er mich hier findet!"

Die namenlose Furcht der Greisin sprach sich so deutlich in ihren Zügen aus, daß Charles sich beeilte, ihren Wunsch zu erfüllen.

Er half ihr die Maueröffnung ersteigen, schob das Bild an den alten Platz und erwartete äußerlich ruhig den Eintritt Lavergnes.

Der Erwartete kam aber nicht.

Man hörte, wie seine Hand die Festigkeit des Schlosses und der Riegel prüfte, dann entfernte er sich langsam wieder und von Neuem herrschte die tiefste Stille um den Gefangenen.

Aber auch Brigitta kehrte nicht zurück. Die Oeffnung, durch welche die Alte verschwunden, war mit Mauerwerk ausgefüllt, das keine Anstrengung zu lockern vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Männergesangvereine

schreibt Müller v. d. Werra in der Hildburghausener „Dorfzeitung":

In der „Dorfzeitung" hat vor einiger Zeit die Angabe stattgefunden, daß der Männergesangverein zu Weida in Thüringen, welcher am 22. September d. J. sein goldenes Jubiläum feierte, der älteste noch bestehende deutsche Männergesangverein sei. Aus Saalfeld bezeichnete hierauf eine Correspondenz diese durchaus richtige Thatsache als „Irrthum" und führt uns als Senior der Männergesangvereine einen längst verschollenen, also nicht mehr bestehenden Singverein aus Hinterpommern an, der schon im 17. Jahrhundert den Männergesang pflegte. Das ist just nichts Neues. Singschulen für Männer wie für Knaben gab es in Deutschland schon ehe das Pulver erfunden wurde. Aber es ist nicht nöthig, sich nach Hinterpommern zu verirren, um einen schlagenden Beweis zu führen, denn einen sehr bedeutenden Singverein von Männern gab es bereits im 16. Jahrhundert in Hof. Denselben hat am 4. September 1586 der „ehrliche und friedliebende" M. Enoch Widmannus gegründet und sind, dessen höchst interessante Statuten, in lateinischer Sprache abgefaßt, noch heute im Archiv des Rathhauses zu Hof aufbewahrt. Einen getreuen Abdruck des Urtextes, sowie eine beigegebene Uebertragung ins Deutsche hat die „Neue Sängerhalle" in Leipzig (Nr. 28 und 29 vom Jahre 1863) veröffentlicht. Zu jener Zeit wurde auch die heute noch bestehende Singgesellschaft „Antlitz" in St. Gallen, über die Prof. Scheitlin ein besonderes geschichtliches Werk schrieb, gegründet. Wenn nun in der „Dorfzeitung" der Weidaer Männergesangverein als der älteste, noch bestehende der deutschen Männergesangvereine bezeichnet wird, so geschah es eben, um der Wahrheit die Ehre zu geben, weil ältere Vereine nicht mehr existiren. Der Musikverständige wird aber ferner noch erkennen, daß es sich bei der gemachten Angabe gar nicht um die Vereine früherer Jahrhunderte handelt, sondern um jene Männergesangvereine, die zuerst in volksthümlicher Weise von Hans Georg Nägeli in der Schweiz gegründet wurden und die auch zuerst den vierstimmigen Chorgesang pflegten. Zelter gründete allerdings im Jahre 1808 (nicht 1809) eine Liedertafel in Berlin; allein dieselbe sang nur zwei- und dreistimmige Lieder und besteht längst auch nicht mehr.

In Deutschland war der erste Männergesangverein, der nach dem Muster der Schweizervereine gegründet wurde, der zu Weida, und derselbe sang bei seinem Entstehen vor fünfzig Jahren vier-

Digitized by Google

stimmige volksthümliche Lieder, z. B. von C. M. v. Weber und A. Methfessel.

Dem Weidaer Verein folgte die Magdeburger I. Liedertafel (1819), der Universitäts-Gesangverein St. Pauli zu Leipzig (1820), der Liederkranz in Stuttgart (1824) und die Liedertafel in Hamburg, die Vater Methfessel selbst gründete (1825).

Man darf den Männerchorgesang unserer Zeit und seine volksthümlichen Vereine nicht in einen Topf mit den Singgesellschaften früherer Jahrhunderte werfen und die Geschichtsschreiber der Musik haben dieß auch nie gethan. Es sind mehrere ausgezeichnete Werke über die deutschen Männergesangvereine vorhanden, und ich will mich nur auf das von Dr. Ed. Kral (Wien 1864) berufen. Derselbe führt als den ältesten Männergesangverein Deutschlands die Magdeburger I. Liedertafel an, und da er den Weidaer Männergesangverein bei Abfassung seines geschichtlichen Werkes noch nicht kannte, so handelte er im guten Recht. Möge man nun aber die Ehre dem letztgenannten Verein, der Senior der noch bestehenden deutschen Männergesangvereine zu sein, nicht wegdisputiren; er hat sie während einer 50jährigen Wirksamkeit rechtlich und redlich verdient. Thüringen hat es übrigens nicht nöthig, sich hinter Hinterpommern zu verkriechen; im Gesange war es allzeit andern Ländern voran, wovon am besten auch Dr. Luthers Bestrebungen vollgültiges Zeugniß ablegen.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine neue Idee.) Der schwedische Capitän Ericson hat eine Maschine erfunden, welche lediglich durch die der Sonne entstrahlende Wärme in Bewegung gesetzt wird. Eine schwedische Zeitung bringt den Auszug eines Exposé, welches der Erfinder der Universität Lund in Betreff seiner Erfindung überreicht hat. Er sagt darin über das Princip der Maschine Folgendes: „Vermittels meiner Concentrirungsmaschinen kann die Sonnenwärme bei einer Temperatur, wie sie für Dampf- und calorische Maschinen erforderlich ist, auf einer Oberfläche von 10 Fuß Quadrat 489 Kubikzoll Wasser in der Stunde abdampfen. Es ist unmöglich, die Bedeutung dieses Resultats zu überschätzen. Es wird dadurch das Vorhandensein einer Wärmemenge bewiesen, genügend zur Hervorbringung einer Kraft, die 35,000 Pfd. einen Fuß hoch in der Minute heben kann, was etwas mehr als eine Pferdekraft ist. Berechnungen, die ich angestellt habe, lehren, daß mit der Wärme, die auf die Hausdächer von Philadelphia fällt, 5000 Dampfmaschinen von 20 Pferdekraft in Bewegung gesetzt werden könnten. Daß die neue Triebkraft entwickelt werden kann, ohne nutzbaren Boden zu occupiren, ist eine ihrer vielen eigenthümlichen Eigenschaften. Da meine Experimente beweisen, daß 100 Quadratfuß mehr als hinreichend sind, um eine Pferdekraft zu produciren, so ergibt sich, daß 64,800 Dampfmaschinen von je 100 Pferdekraft vermittels der Wärme, die die Sonne auf eine schwedische Quadratmeile wirft, in Gang erhalten werden können. Schon fängt man in England an, die Zeit zu berechnen, wo die Steinkohle erschöpft sein wird, obschon man sozusagen ihren Verbrauch eben erst begonnen hat. Ein paar Jahrtausende werden die europäischen Kohlengruben gänzlich entleeren, wenn nicht mittlerweile die Sonne in Contribution gesetzt werden kann. Allerdings sind die Wärmestrahlen der Sonne oft daran gehindert, sich der Erde zu nahen; aber mit einem so ungeheuern Magazin zur Hand, woher sich Brennmaterial oft genug kostenfrei und ohne Transport beziehen läßt, wird es dem erfahrenen Ingenieur nicht schwer fallen, Spar-Depots für trübe Tage anzulegen. Der Wirkungskreis der Sonnenmaschinen ist demnach eben so gränzenlos wie ihre Krafterzeugung."

Jubelfeier des Cäcilien-Vereins.

I.

Die Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Cäcilien-Vereins ward am 23. d. M. des Vormittags um 11 Uhr im Saalbau mit einer akademischen Feier eröffnet, an der außer den Mitgliedern des Vereins nur die geladenen Ehrengäste Theil nahmen. Der Verlauf dieser zweistündigen Vorfeier war ein sehr würdiger und die Bedeutung des Tages erschöpfender. Eröffnet ward sie mit dem Ave verum von Mozart, das der Verein mit vollendeter Reinheit, Präcision und tiefem Ausdruck zum Vortrag brachte und so die Höree von vornherein in Sammlung und eine dem Augenblicke angemessene Stimmung versetzte. Nach diesem Eingang hielt Herr Appellationsgerichtsrath Dr. Eckhardt, der jetzige Präsident des Vereins, die Festrede, deren Hauptideengang wir in Nachfolgendem wiederzugeben versuchen.

Die Geschichte des Cäcilien-Vereins ist das Bild einer Vereinigung, die — wenn auch aus Laien der Kunst bestehend — es doch, von Begeisterung getragen und in ernster Arbeit ausdauernd, verstanden hat, den Verein zu einem Kunstinstitute zu erheben und als solches während fünf Decennien zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen. Die Gründung des Vereins war kein Leichtes in einer Zeit, wo die Zahl der Kenner und Verehrer classischer Oratorienmusik noch äußerst gering war, wo es galt, einen Chor neu zu bilden, ihm Verständniß der großen Werke zu eröffnen, ihn technisch zu schulen und das Publikum in weiteren Kreisen dafür zu interessiren. Dazu bedurfte es begeisterter und berufener Jünger der Tonkunst. Ein solcher war Schelble, der Gründer des Vereins, mit dem dessen Geschichte mehrere Jahrzehnte hindurch eng verknüpft ist und dem somit vor Allem eingehendere Würdigung gebührt.

Johann Nepomuk Schelble ward am 16. Mai 1789 in dem Städtchen Hüfingen, als Sohn eines Instrumentenmachers geboren. Er zeigte schon in frühee Jugend unverkennbare Neigung zur Musik und bildete seine musikalische Begabung unter der Leitung des Abts Vogler in Darmstadt aus. Mit dem ausgezeichneten Musiker Krebs, württembergischen Kammersänger, bekannt geworden, nahm Schelble seinen Aufenthalt in Stuttgart, wo ihm die Stelle eines Hof- und Opernsängers zu Theil wurde. Er begann sich der Composition zu widmen, und brachte außer einer Reihe von Quartetten, eine Oper „Graf Adalbert" in Stuttgart zur Aufführung. Ferner wirkte er mit Erfolg an der dortigen Musikschule. Der Drang nach höherer Ausbildung bestimmte Schelble im Jahre 1814 seine Stellung in Stutgart aufzugeben und einem Rufe an das Wiener Hoftheater zu folgen, woselbst er ein Engagement für ein Jahr annahm. Dort, im Umgange mit den vorzüglichsten Musikern, erschloß sich ihm der erste Einblick in Händel's Werke. Seine eigenen Compositionsleistungen fanden von competenter Seite große Anerkennung, dennoch betrachtete Schelble diese Arbeiten nur als Mittel zu seiner eigenen Durchbildung.

Von Wien eilte Schelble dann im Jahre 1816 nach Berlin. Seine Gesangsleistungen fanden dort allgemeine Anerkennung, und wenn es ihm auch nicht gelang, in Berlin eine Anstellung zu finden, so machte er doch daselbst Clemens Brentano's Bekanntschaft, welcher ihm einen Gastrollen-Cyclus in Frankfurt am Main vermittelte. Durch Zelter, mit welchem sich Schelble ebenfalls befreundete, lernte er die von Carl Fasch 1791 begründete Berliner Singakademie näher kennen.

In Frankfurt genügten wenige Gastrollen, um den Abschluß eines Engagements als erster Tenor für die Dauer von drei Jahren herbeizuführen. Ludwig Spohr, der damalige Kapellmeister unseres Theater-Orchesters, war über die Leistungen des neuengagirten, ihm von Wien her schon befreundeten Sängers so erfreut, daß er für ihn die schöne Arie: „Liebe ist die zarte Blüthe" zu seiner damals zuerst aufgeführten Oper „Faust" nachträglich schrieb. Meisterschaft auf der Bühne zu erringen lag übrigens nicht in Schelble's Begabung; Mimik und Spiel gingen ihm gänzlich ab, um so befähigter war er zum Lehrfach und zur Direction. Hiervon legte seine Leitung der musikalischen Unterhaltungen, welche er Sonntag Nachmittags in seiner Wohnung (dem Senkenberg'schen Stift gegenüber) zu veranstalten pflegte, glänzendes Zeugniß ab. Von Spohr und den Mitgliedern des Orchesters Engel, Hasemann, Wolf und Bager unterstützt, führte er einem auserwählten Kreise von Musikfreunden die neuesten Werke auf dem Gebiete der Kammermusik vor. Spohr brachte dort seine ersten sechs für Männergesang geschriebenen Quartette zur Aufführung. Diese Leistung fand allgemeinen Anklang, sie legte den Wunsch nahe, auch Chöre für gemischte Stimmen in die Sonntagsprogramme aufzunehmen. Eine Anzahl von Schülern und Schülerinnen Schelble's war gerne hierzu bereit; mit der Zahl der Proben wuchs ihre Liebe zur Sache, der Grund zu einer regelmäßigen Vereinigung war gelegt. Bald bildeten diese Matinee's einen Hauptanziehungspunkt für die musikalischen Kreise

Digitized by Google

Frankfurts, und Schelble faßte den Plan, seine Sängerschaar zu einem größeren Verein umzugestalten, was ihm durch den Anschluß von Mitgliedern des Düring'schen Vereins erleichtert wurde. Auf Vorschlag der Verlobten Christian Hahn's, Fräulein C. Juillard, wurde dieser Vereinigung der Name Cäcilien-Verein beigelegt, und nimmt derselbe, seiner Gründungszeit nach, unter den Oratorien-Vereinen Deutschlands die elfte Stelle ein. (Von den Gründern des Vereins sind heute, außer dem genannten Herrn Christian Hahn, pensionirtem Lehrer an der Musterschule, Herr Kaufmann J. C. Jacobi und Herr Johannes Just, Ehren-Director des Liederkranzes, am Leben.)

Das erste Concert, bei welchem Mozarts „Zauberflöte" gesungen wurde, fand heute vor fünfzig Jahren in Schelble's Wohnung statt. Schon am 22. November 1818 folgte die Aufführung einer Cantate von Schelble mit 50 Mitgliedern und am 30. Januar 1819 die des Mozart'schen Requiems. Am 18. April 1819 trug der Cäcilien-Verein, damals 70 Mitglieder zählend, Mozarts Messe in F in der Leonhaedskirche vor und am 21. Januar 1820 fand, Dank der Freigebigkeit des Herrn Ph. Passavant, welcher die Orchesterkosten bestritt, das erste große Concert unter Mitwirkung des Theater-Orchesters im Saale des rothen Hauses statt; es wurden das Alexanderfest Händels, Misericordias domini und Ave verum von Mozart gesungen, dessen Gedächtnißfeier der Verein am 5. December 1820 mit der Aufführung des Requiems beging. Der Saal des rothen Hauses war aus diesem Anlasse in Trauerfarben drapirt und alle Eingeladenen hatten sich in schwarzer Kleidung eingefunden. Mozarts Sohn war zugegen.

Es wurden nun regelmäßige Abonnements-Concerte ins Leben gerufen, deren Reihe am 12. December 1821 mit Händels „Judas Maccabäus" im Saale des Weidenbusches eröffnet ward. Bis zum Jahre 1828 blieb die Thätigkeit des Vereins vorzugsweise den Werken Händels zugewandt. Joh. Seb. Bach, der gewaltige Tonsetzer, welcher nach der Aeußerung Mendelssohns jedes Zimmer, wo er gesungen wird, zur Kirche umwandelt, hatte bis daher dem Vereine ziemlich ferne gestanden; allein nach reiflichen Vorberathungen eines erlesenen Kreises in Schelble's Wohnung, unternahm derselbe, Bach's Schöpfungen zum Hauptstudium des Vereines zu erheben. Seine Wahl fiel zunächst auf das „Credo" der Hohen Messe. Die damit gemachten Erfahrungen ermuthigten zum Weiterschreiten auf dieser Bahn. Durch Felix Mendelssohn in den Besitz der Partitur der doppelchörigen Matthäus-Passion gelangt, brachte Schelble dieses über ein halbes Jahrhundert völlig vergessene Meisterwerk im fünfzigsten Concert des Cäcilien-Vereins, am 2. Mai 1829, zur Aufführung, zu inniger Freude der Kenner, wenn auch ohne zündende Wirkung auf die Mehrzahl der Zuhörer.

Der Verein war in schöner Entwicklung begriffen, und sein Ruf schon weit in's Vaterland hinausgedrungen, als nach schwerer Erkrankung Schelble's Felix Mendelssohn-Bartholdy sich erbot, auf kurze Zeit die Leitung des Cäcilien-Vereins zu übernehmen, den er als Knabe und als Jüngling schon durch seine herrlichen Leistugen entzückt hatte, und welchem provisorisch Karl Volgt vorstand.

Die Kunde von Schelble's Tod, welcher den verehrten Meister am 6. August 1837 in seinem Garten zu Hüfingen ereilte, wurde mit tiefer Trauer von dem Verein aufgenommen.

Nach Mendelssohns Weggang war es unser, nun in den weitesten Kreisen berühmter Mitbürger Ferdinand Hiller, der sich dem Vereine hülfreich bewährte.

Im Herbst 1837 trat Ferdinand Ries an die Spitze desselben, wurde aber bereits am 13. Januar 1838 seiner Wirksamkeit durch den Tod entrissen. Nun übernahm Karl Voigt, aus reiner Liebe zur Kunst, zum zweiten Male provisorisch die Direction, bis endlich am 23. September 1840 Franz Joseph Messer zum bleibenden Dirigenten gewählt wurde. Er trat am 7. October desselben Jahres seine Stelle an, und eröffnete am 6. Januar 1841 die Concerte mit der ersten Aufführung von Händel's „Jephta". Am Gründonnerstag des Jahres 1848 begann Messer mit der Aufführung der Matthäus-Passion, welche Ostern 1834 zuletzt gegeben worden war, und von nun an mit wenigen Ausnahmen jedes Jahr auf dem Concert-Progeamm des Vereins erschienen ist.

In dem am 27. Januar 1856 zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag Mozarts in der Paulskirche von dem Cäcilien-Vereine und Liederkranze, unter Mitwirkung anderer Vereine veranstalteten Concert zeigte Messer die ganze Fülle seines Directionstalentes, indem er die eigene Begeisterung und Frische auf die Mitwirkenden zu übertragen wußte, und bewirkte, daß der aus völlig heterogenen Elementen bestehende Chorkörper sich als ein Ganzes fühlte.

Am 21. März 1856, dem Geburtstage Johann Sebastian Bach's, fand die Aufführung der Passion mit vollem Orchester im Concert-Saale statt. Die Regsamkeit der Vereinsmitglieder und die Unermüdlichkeit des Dirigenten machten es ferner möglich, nach einem Studium von drei Monaten, in welchen 29 Proben stattgefunden hatten, die Hohe Messe in H-moll von J. S. Bach am 28. November 1856 zur ersten vollständigen Aufführung zu bringen.

Am 25. November 1859 war es das Letztemal, daß Messer den Verein öffentlich leitete, mit Mozarts Requiem schloß er seine Concertwirksamkeit ab. Bald darauf verfiel er in eine schwere Krankheit, von welcher ihn der Tod am 9. April 1860 befreite. Messer hatte bei Beginn seiner Erkrankung, Ende Januar 1860, die Leitung der Vereinsproben in die Hände seines Schülers Franz Friederich gelegt, der vorzugsweise befähigt war, das Werk in Messers Geiste fortzuführen. Der Verein blickt mit herzlichem Danke auf seine interimistische Wirksamkeit zurück. Definitiv wurde die Dirigentenstelle im Juli 1860 durch die Berufung Karl Müller's, Musikdirectors in München, neu besetzt, welchen wir heute mit gerechtem Stolze den Unsrigen nennen.

Mit Eröffnung der Saalbau-Concerte trat in der Zahl der Mitglieder ein bedeutender Zuwachs ein, welcher seitdem ein von Jahr zu Jahr steigender geblieben ist. Der Verein ist seinem Grundsatze, daß die Meisterwerke aller Zeiten, insoferne sie dem Oratorienfache im weiteren Sinne angehören, zur möglichst vollendeten Aufführung gebracht werden sollen, unverbrüchlich treu geblieben. In reicher Abwechslung sind die Schöpfungen der Heroen der Tonkunst, durch deren Studium sich einst der Verein selbst aufgebaut hat, zu Gehör gebracht worden; aber auch den trefflichen Werken neuerer Tonsetzer suchte der Cäcilien-Verein gerecht zu werden.

Sein fünfzigstes Vereinsjahr eröffnete der Cäcilien-Verein mit der Aufführung der Missa solemnis am Abend des 29. November 1867.

Es wird Aufgabe des Vereins für die Folgezeit sein, die ihm seither nicht zugänglich gewesenen Schöpfungen der älteren Meister sich zu eigen zu machen, sowie treffliche neue Werke, welche dem Bereiche seiner Wirksamkeit angehören, kennen zu lernen. Er hofft mit fester Zuversicht, daß unter Karl Müllers Leitung die Zukunft des Cäcilien-Vereins seiner Vergangenheit entsprechen werde.

In dem inhaltreichen, von allen Anwesenden mit dem größten Interesse aufgenommenen Vortrag war ein Chor von Schelble „Ewige Ruhe" und ein Solo-Chor von Franz Messer „Unter der Eiche schlummert" eingeschaltet. Besonders letzterer erzeugte in vollendeter Ausführung durch seine edle Elegie eine hochfeierliche Stimmung. Den Schlußgesang bildete der Choral von J. S. Bach „Erkenne mich, mein Hüter".

Nach Vollendung desselben überreichten Deputationen von Vereinen Ehrengaben. Der Liederkranz widmete eine Votivtafel mit einem Lutherschen Kernspruch, der Rühl'sche Verein eine Partitur der Johannes-Passion mit künstlerisch ausgeführtem Dedicationsblatt, der Philharmonische Verein ebenfalls eine Partitur, der Oratorienverein in Hanau ein Gratulationsschreiben und das Museum in Anerkennung der häufigen uneigennützigen Mitwirkung des Vereins in den Museums-Concerten einen prachtvollen Flügel (Bechstein). — Am Abend fand unter außerordentlicher Theilnahme des Publikums die Aufführung der Hohen Messe von Bach im großen Saale statt, über welche wir morgen berichten werden.

Darmstadt, 28. October.

Gestern wurde hier „Gustav Wasa" von Bernhard Scholz mit glänzendem Erfolg gegeben. Die Haltung des Publikums bis zum zweiten Act war ernst und aufmerksam, vom dritten Act an reihte sich Hervorruf aller Hauptpersonen auf Hervorruf und bis zum Schluß hielt der stürmische Beifall namentlich an den Actschlüssen an. Herr Senger war als Gustav Wasa ausgezeichnet, voll Feuer und ausdauernd, ebenso Fräulein Frohn als Anna. Herr Werner schlug als Hans von Bonde entschieden durch und wurde bei offener Scene oft gerufen. Fräulein Hausmann als Friederike war allerliebst. Das Haus war sehr voll und der ganze Hof anwesend.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 30. October. Der zweite Act der Oper: **Der Liebestrank.** Musik von Donizetti. Hierauf: **Sperling und Sperber,** Schwank in 1 Act von C. A. Görner. Zum Schluß: Der zweite Act der Oper: **Marie,** oder: **Die Regimentstochter.** Musik von Donizetti.
(Außer Abonnement.)

Samstag, 31. October. Zum ersten Male: **Der Nabob,** Trauerspiel in 5 Acten von R. Gottschall.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 278.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 302. Samstag, den 31. October 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Ein vernehmbares Pochen schallte an die Thür des Zimmers, das der alten Brigitta angewiesen war und zum erstenmal seit Jahren erschien der Schloßherr bei der alten Dienerin, die heftig, als ob auf einem Unrecht ertappt, bei seinem Anblick zusammenfuhr.

„Pierre Lavergne", stammelte sie, „was führt Euch zu mir?"

„Du erschrickst, Brigitta?" erwiderte der Schloßherr nicht weicher, als es sonst seine Gewohnheit war. „Es ist wahr, ich habe Dir nie Grund gegeben, Dich meiner Anwesenheit zu freuen. Doch jetzt bedarf ich eines vertrauten Herzens, denn ich habe einen Gang vor, der allen meinen Qualen, allen in Todesangst vor der Rache Kerdingens durchwachten Nächten ein Ende macht. — Setz' Dich und höre mir zu."

Die greise Dienerin gehorchte mit dem äußersten Widerstreben, denn in dem Augenblicke, wo Lavergne Einlaß begehrte, hatte sie sich aus dem Schlosse entfernen wollen, um Jean Valour aufzusuchen und ihm die Botschaft Charles zu überbringen.

Aber unterwürfig wie immer, gehorchte sie der Weisung des Vaters ihres Kindes, denn ihn ihren Gatten zu nennen, wagte sie selber nicht in der verschwiegenen Stille der engen Kammer.

Sie ließ sich auf einen der Holzstühle nieder, während Pierre Lavergne mit rastlosen Schritten den kleinen Raum durchmaß.

„Du weißt", begann er nach einer Weile, „daß Victor von Kerdingen Charles auf diesen Abend in den Schlupfwinkel der Chouans beschied, um ihm ein Geheimniß zu entdecken. Welcher Art dieses ist, ich kann es mir wohl denken, und dennoch weiß ich nicht, woher er erfahren, daß Charles sein Sohn, wenn Du nicht geplaudert, Alte."

Er warf Brigitta einen Blick zu, der sie erbeben machte; dann aber mäßigte er sich und fuhr fort:

„Doch gleichviel, woher er es erfahren. Meine Sorge soll es sein, daß der junge Mann nimmermehr das Geheimniß seiner Geburt entdecke. Ha! wenn er erführe, daß ich ihn in Niedrigkeit hielt, während er zu herrschen bestimmt war, — daß ich, sein vermeintlicher Wohlthäter, der Mörder, der Vernichter seines Geschlechtes . . ." Er hielt inne, ein Zittern überflog seine Gestalt.

„Und wie wollt Ihr die Begegnung verhindern, Pierre?" fragte Brigitta.

„Vergebens wandte ich alle Mittel der Bestechung an, Charles Sinn von jener Zusammenkunft abzubringen; vergebens stellte ich Marguerite und mit ihr meinen Besitz als Preis seiner Nachgiebigkeit. Nichts blieb mir übrig, als Gewalt — und eingeschlossen in meinem eigenen Zimmer, droben im Thurm, wo jede Flucht unmöglich, mag er darüber sinnen, welcher Art die Mittheilung des Häuptlings der Chouans sein möge."

„Und was erreicht Ihr damit, Lavergne?" meinte Brigitta nachdenklich. „Mit Eurer That habt Ihr des jungen Mannes Sinn gereizt und die Enthüllung nur verschoben, jedoch nicht vernichtet."

„Ich will sie aber vernichten oder selbst zu Grunde gehen!" rief Lavergne ungestüm. „Entweder ist bis morgen die ganze Bande der Chouans und mit ihr der Chef derselben in meiner Macht — und diesesmal, ich gelobe es, soll meine Kugel besser treffen, als letzthin, — oder ich bin eine Leiche, blutig verstümmelt von der gerechten Rache meines Todfeindes."

„Lavergne, was habt Ihr vor?" rief Brigitta aufgeregt, „sprecht, worüber sinnt Ihr?"

„Ich ertrage nicht länger dieses Dasein der ewigen Furcht", erwiderte der Schloßherr, „ich könnte fliehen, aber leichter würde ich der Rache Victor von Kerdingens in der Fremde begegnen, als in meinem wohlbewachten Eigenthum. Erst wenn er todt ist, wenn ich die Gewißheit habe, daß auf ewig sein Mund verstummt, auf ewig seine Hand erlahmt ist, kann ich ruhig athmen. Ich selber werde den Schlupfwinkel der Chouans erspähen, ich selber werde morgen die Füchse im Bau fangen und nicht nur die eigene Ruhe mir erwerben, sondern auch noch den Dank der Regierung obendrein."

„Und was gedenkt Ihr mit dem Sohne Victors zu beginnen, wenn Eure neue Blutthat gelungen sein wird?" fragte Brigitta erwartungsvoll.

Lavergne lachte roh.

„Der Alte todt, so ist der Jüngling nutzlos für mich. In seiner Widersetzlichkeit liegt Grund genug, ihn mit Schimpf aus dem Hause zu jagen, dessen Wohlthaten er genoß und dem er mit Beleidigungen vergilt. — — Doch jetzt höre, was mein Plan. Du selbst magst mich in Charles Zimmer begleiten, um mich auszurüsten; unsere Größe ist gleich, — die Nacht wird ein Uebriges thün, um die Augen des Führers zu täuschen, und im Nothfall, ich hoffe es, werden meine guten Revolver ihre Dienste nicht versagen." Er zog seine Uhr und blieb im Zimmer stehen. „Noch eine Stunde!" murmelte er. „Wohl, ich will mich durch Schlaf zu stärken suchen. Eine Verfügung will ich noch treffen, im Falle ich nicht heimkehren sollte. Ist sie verronnen, erwarte ich Dich in der Halle, bis dahin aber verlaß Dein Zimmer nicht."

Lavergne verließ das Gemach Brigittens.

Starr, wie im Taumel, blickte ihm die alte Dienerin nach; alles Leben schien in ihr erstarrt. Plötzlich kam sie zu sich.

„Es muß sein", murmelte sie, „es gibt nur eine Rettung. Mag das Gericht herein brechen über ihn, Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

So rasch, als es ihr hohes Alter gestattete, verließ sie das Schloß durch eine Seitenpforte, dieselbe, die sie einst Pierre Lavergne geöffnet, als er sich wie ein Dieb bei nächtlicher Weile in

Digitized by Google

das Haus der Kerdingen stahl, um sich ihres Eigenthums zu bemächtigen.

Die Nacht war bereits angebrochen, als Brigitta von ihrem Gange heimkehrte — und schon im nächsten Augenblick ließ der Schloßherr sie zu sich bescheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Simon Moritz v. Bethmann,

geboren am 31. October 1768, gestorben am 28. December 1826.

„Edel sei der Mensch, hülfreich und gut."

Am 31. October 1768, in dem Jahre, das unserem Vaterlande seinen Schleiermacher schenkte, wurde in Frankfurt a. M. Simon Moritz v. Bethmann geboren. Heute, am hundertsten Jahrestage seiner Geburt, ist die Hülle gefallen von dem schlichten Denkmal, das die Stadt ihrem großen Bürger in dankbarster Anerkennung seiner seltenen Verdienste gesetzt hat. Von der bewährten Meisterhand unseres E. von der Launitz entworfen und ausgeführt, hat es den schönsten Platz gefunden in den heiteren Anlagen, die mit einem Theil früheren Besitzthums der Bethmann'schen Familie nur in kunstvoller Weise verbunden, unmittelbar an die von ihm erbaute, historisch so merkwürdige Villa und den wundervollen Park derselben gränzen. Auf hohem Sockel, an dessen beiden Seitenflächen sinnvolle Reliefgestalten sein reich gesegnetes Wirken im Gebiete des Staatslebens wie im Reiche des Geistes, insbesondere der Schule bezeichnen, während auf der Vorderseite eine hehre weibliche Gestalt der Bürgertugend den Kranz reicht, schaut sein edles Brustbild klar und fest, voll heiterer Lebenslust auf die geliebte Vaterstadt über den von mächtigen Baumgruppen umgränzten Weiher, über dem sich in frischem Rasengrün auf breiter Terrasse das anspruchslose Gebäude erhebt, das früher mit anderen Schätzen der Kunst die herrliche Ariadne bewahrte.

In unserer ernsten, schweren Zeit müßte es doppelt erhebend sein und die Nacheiferung erwecken, könnten wir dem nachgeborenen Geschlechte ein vollendetes Lebensbild des Trefflichen bieten. Aber das Versprechen, das zwei seiner Freunde unmittelbar nach seinem Tode gegeben haben, ihm durch eine gedrängte Biographie ein seiner würdiges Denkmal zu setzen, ist nie erfüllt worden. Möchte ein dazu Berufener, dem die Quellen offen stehen, die dankbare und dankenswerthe Aufgabe lösen. Gewiß finden sich in den Aufzeichnungen des Hauses, in dem Stadtarchiv jener bewegten Zeit, in den Acten der verschiedenen gemeinnützigen Gesellschaften, die er mit in's Leben rief oder wenigstens kräftig förderte, die reichsten Spuren seines großartigen Wirkens. Wir können, aus den spärlichen gedruckten Aufzeichnungen und eigener Erinnerung schöpfend, nur im Allgemeinen die Züge seines Lebensbildes geben.

Fast zu Anfang des 18. Jahrhunderts, 1725, erscheint der Name Bethmann in der freien Reichsstadt. Die Familie, die aus den Niederlanden der Religion wegen flüchtend, sich in Nassau an der Lahn angesiedelt hatte, wurde nach Frankfurt verpflanzt, als beim Tode des Amtmanns Simon Moritz Bethmann dessen Schwager, der angesehene Handelsherr Jakob Adami, die 4 hinterlassenen, noch unmündigen Kinder zu sich nahm. Der älteste Sohn, Johann Philipp, der Vater unseres Simon Moritz, trat bald in das Geschäft und nahm nach dem Tode des Oheims, der ihm das Geschäft vermacht hatte, seinen jüngsten Bruder Simon Moritz zum Theilhaber auf, während der mittlere der Brüder, Johann Jakob, der von dem Oheim bei der Erbschaft übergangen war, durch edelmüthige Unterstützung des ältesten ein eigenes Haus in Bordeaux gründete. Im Jahre 1748 erhielt das hiesige Handelshaus die Firma: Gebrüder Bethmann. Ein seltenes Paar von Brüdern, voll Einsicht und Thatkraft, gleich in unerschütterlicher Rechtlichkeit und regster Menschenliebe, gaben sie dem vorher schon bedeutenden Geschäfte eine nicht geahnte Ausdehnung und erwarben sich durch Leutseligkeit und stets bereites, umfangreiches Wohlthun die Liebe und Verehrung ihrer Mitbürger, wie denn der jüngere, der kinderlos blieb, der großartigste Förderer der Dr. Senckenbergischen Stiftung wurde. Unter der Leitung eines solchen Vaters und Oheims wäre unser Simon Moritz bei den ausgezeichneten Anlagen des Körpers und Geistes gewiß ein bedeutender Mensch geworden. Er hatte aber noch das besondere Glück, eine vortreffliche Mutter zu besitzen, mit der er fast bis zu seinem Tode — sie starb nur 3 Jahre vor ihm — in innigster Seelengemeinschaft lebte. Anna Katharina, die Tochter des Frankfurter Schöffen und wirklichen kaiserlichen Rathes Schaaf, besaß „einen fast männlichen Geist, ein standhaftes, beharrliches Gemüth. Sie erschien Allen, die sie kannten, als ein Bild seltener weiblicher Vollendung. Wißbegierde, leicht auffassende Empfänglichkeit; Sinn für das Ernste, Erhabene und Ueberirdische; eine wohlgezügelte Phantasie, tiefe Eindrücke aufnehmend und wiedergebend, aber unzugänglich dem Unnatürlichen, Geschraubten, Schwärmerischen; Vorliebe für alles Praktische, aber es auch nicht verkennend da, wo es, noch in der Theorie, der belebenden Hand wartet; Vernunft und Verstand in treuem Bunde, endlich Humanität in dem Sinne des Spruchs: Ich bin ein Mensch und mir ist nichts, was Menschen angeht, fremd, fanden sich bei ihr in heiterem Ebenmaße vereinigt." In solch seltener Umgebung aufgewachsen, trat der Jüngling in die Zeit der gewaltigen Umwälzungen, die von Frankreich aus die Welt erschütterten. Hatten schon die Vorfahren, die dem großen Handelshause vorstanden, durch die Leitung ihrer Geschäfte und nicht minder durch die rege Theilnahme an dem Wohl ihrer Mitmenschen gezeigt, daß sie die Bedeutung des Handelsstandes, als eines der wichtigsten Faktoren des Gedeihens der gesammten Menschheit, in ihrem ganzen Umfang erkannten, so mußte die glückliche Erbschaft ihrer Grundsätze und materiellen Mittel im Verein mit dem regen Sinn und tiefen Verständniß für Wissenschaft und Kunst, dem Erbtheil seiner geliebten Mutter, den jungen Mann unter dem Einfluß der gewaltigen Ereignisse schnell zu der Stellung emporheben, in der er auf die Geschicke seiner Vaterstadt den wohlthätigsten Einfluß übte und seinem Namen weithin durch Europa das größte Ansehen verschaffte. Als Geschäftsmann zunächst begründete er die Weltstellung seines Hauses, die sich auch unter seinen Nachkommen in allen den gewaltigen politischen und merkantilen Krisen, so weit dies unter wesentlich veränderten allgemeinen Handelsverhältnissen möglich war, erhalten hat.

Als der reichste, aber auch als einer der gebildetsten und edelsten Bürger wußte v. Bethmann in der langen Sturmzeit von seiner Vaterstadt die Gefahren abzuwenden oder zu mindern, oder, wenn der Schlag unvermeidlich war, den Muth seiner Mitbürger zu beleben und die Hülfe zu organisiren. Eine ganz einzige Stellung gab ihm in dieser Zeit höchster Noth die Weltgewandtheit und die Leichtigkeit des Verkehrs, die ihm durch die großen und vielseitigen Beziehungen seines Hauses schon frühe zur andern Natur geworden war. Kaiser und Könige, Feldherren, Gelehrte und Künstler, Kaufleute und Handwerker ehrten in ihm den einsichtsvollen, an Allem theilnehmenden Mann. Wie mannichfach er in diesem vielseitigen Umgang während der mehr als dreißigjährigen rastlosen Thätigkeit zum Wohl des Ganzen gewirkt hat, wer will es ermessen! Einzelne hervorragende Thatsachen sind zu allgemein bekannt, als daß wir sie hier wiederholt erwähnen sollten. Mitten in dieser sturmvollen Zeit, in der die sichere Leitung seiner Handelsgeschäfte ihn umsomehr in Anspruch nehmen mußte und die oft bedrohte Vaterstadt ihn zu Rath und That nie vergebens suchte; mitten in der leicht zerstreuenden Unruhe einer reichen Geselligkeit, die ihn wohl mächtig anzog, aber nie beherrschte, widmete

Digitized by Google

er seine thätige Theilnahme stets gern und ausgiebig den geistigen Bestrebungen seiner Vaterstadt.

Er war einer der eifrigsten unter den Gründern der ersten, nach Pestalozzi'schen Grundsätzen eingerichteten Bürgerschule, der jetzt noch blühenden Musterschule. Oft und gern trat er in Verkehr mit ihren Lehrern und eine Reihe von Jahren hindurch, unmittelbar vor seinem Ende, führte er den Vorsitz in der ökonomischen Deputation derselben; und zwar nicht etwa dem Namen nach, sondern in der That, denn überall, wo er mitwirken konnte, trat er auch mit seiner Person ein und scheute keine Mühe, die ihn zum gewünschten Ziele führen konnte.

Auch die höhere Bürgerschule verdankt seinem großartigen, auf das Praktische gerichteten Sinn ihre Entstehung. „Schnell im Auffassen, wie Wenige, — so sagt Anton Kirchner von ihm, — und mit den Besten seiner Zeit vertraut, konnte dem Vielseitigen nichts entgehen, was zu einem schönen und guten Ziele führte. Nicht allein Würdiger, sondern auch Förderer jedes gemeinnützigen Strebens im unerschöpflichen Gebiete der Wissenschaft und Kunst, stand sein gefeierter Name bei jedem großartigen Unternehmen oben an. Viel weiter als die deutsche Zunge reicht, vom Süd zum Nord, vom Ost zum West, war dieser Name bekannt und verehrt; und klug benutzte der Umsichtige seine weltbürgerlichen Verbindungen, um die wissenschaftliche Ausbeute der entferntesten Regionen dem Vaterlande zuzuwenden."

Trotz dieser auf das Große gerichteten außerordentlichen Thätigkeit, fand ihn auch das gewöhnliche bürgerliche Leben zur Mitwirkung stets bereit und er blieb unter den glänzendsten Verhältnissen, die ihn namentlich nach dem Kriege umgaben, doch vorzugsweise Frankfurter durch und durch. Wie er nicht anstand, mit seiner von seinem Dienstpersonale bedienten Hausspritze sofort auf dem Brandplatz zu erscheinen, wenn die Feuerglocke vom Dom herab zu Hülfe rief, so war die Bürgerschaft überhaupt gewohnt, auf ihn zuerst zu sehen, wenn es sich um die Wahrung irgend eines ihrer Interessen handelte. Er befehligte das Löschbataillon, das in den letzten Sturmjahren organisirt wurde; die zum Theil von ihm selbst geschriebenen Acten desselben beweisen seine eingehende Theilnahme; später ward er Oberstwachtmeister bei dem Landsturm zu Pferde. Und so wenig ihn die glänzende Geselligkeit, die er um sich schuf, irgendwie in seinen vielseitigen Bestrebungen hinderte, so wenig hielt sie ihn zurück von dem vertraulichen Umgang in anderen Kreisen der Bürgerschaft.

Wenn Goethe in seinen Frankfurter Erinnerungen die Bemerkung macht, wie das eigenthümliche Gefühl einer größeren Unabhängigkeit in den freien Städten der Uebereinstimmung im socialen Leben nicht günstig sei und manche schroffe Eigenheiten leichter aufkommen lasse, als z. B. in Residenzen; so war es gerade Bethmann, der vielleicht unbewußt dieser particularistischen Neigung kräftigst entgegen arbeitete und dem Bürgersinn auch durch die größere Freiheit und Gemeinsamkeit des geselligen Treibens einen lebendigen Impuls zu geben wußte. Wie er einst auf seiner Villa am Walde, dem Sandhof, bei einem glänzenden Abendfeste neben den Familien des Handwerkerstandes, denen er eigentlich das Fest widmete, „Alles bewirthete, was sich durch Rang, Besitzthum oder geistige Vorzüge den Zutritt zur höheren Gesellschaft zu eröffnen weiß", so zeigte er seine rege Theilnahme allen Kreisen der Bürgerschaft und schloß sich, wie von keiner gemeinsamen Thätigkeit, so auch von keinem gemeinsamen Feste aus.

So lebte und wirkte Simon Moritz v. Bethmann. Mitten in lebendigster Thätigkeit, in der Fülle seiner Kraft, nahm ihn der Tod plötzlich hinweg.

Er ist ein ebenbürtiger Zeitgenosse jener großen Charaktere, die in den die Welt umgestaltenden Wetterstürmen des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts durch ihren schöpferischen Geist das neue Leben hervorriefen aus den Trümmern der Vergangenheit, und in Kirche, Staat und Schule, in Wissenschaft und Kunst die Bahnen unserer Zeit bestimmten. Und hatte ihn Geburt, Erziehung und specieller Beruf auch nicht selbst in die Reihe jener Geistesheroen gestellt, unter denen die olympische Gestalt seines ihn hoch ehrenden Mitbürgers Goethe hervorglänzt, so bekundete er seine volle Ebenbürtigkeit doch Allen, die ihn kannten, in überzeugendster Weise durch den regen Antheil, mit dem er ihre Bestrebungen für sich selbst und für das Wohl der Mitlebenden zu verwerthen wußte, besonders aber durch die uneigennützige, rastlos freudige Thätigkeit, mit der er, trotz seiner Weltstellung als Haupt eines der ersten Bankhäuser Europa's, seiner geliebten Vaterstadt Bestes selbst in den stürmischsten Zeiten zu wahren und zu fördern verstand. Was zeugt mehr von der gesunden Geisteskraft eines Volkes, als wenn seine Führer, die auf der Warte der Zeit stehend, das Losungswort rufen, überall Männer finden, die den Ruf hören und, in Begeisterung folgend, zum leuchtenden Vorbild werden für die Kreise, in denen sie selbst wirken können?

So reiht sich Bethmann an die verehrungswürdigen Wohlthäter unserer freien Stadt, die das Gemeinwesen nach allen Seiten hin zu hoher Blüthe gebracht haben; er, einer der letzten, aber auch einer der größten. Wie allgemein, tief und wahrhaft die Trauer, ja die Bestürzung war bei seinem plötzlichen Hinscheiden, das würden Viele der Lebenden noch bezeugen können, wenn auch nicht die rührendsten Beweise in den damaligen öffentlichen Kundgebungen vorlägen.

Wie hat vor Allem sein geistesgewaltiger Freund, Anton Kirchner, der vertraute rathgebende Genosse seiner mannichfachen Bestrebungen, am Grabe vor den Tausenden trauernder Mitbürger ausgesprochen, was Aller Herzen bewegte und erfüllte. Wie ergreifend hat er den Mann geschildert treu und wahr in kurzen, treffenden Worten, wie sie nur die Ueberzeugung eines tief ergriffenen Herzens eingeben kann! „Wer von Allen", so schließt er seine Schilderung, „wer von Allen, die das Glück hatten, ihm im Leben näher zu stehen, wird leugnen, daß in ihm das Vaterland einen seltenen Bürger verlor? Wer von Allen, die um das Grab versammelt sind, kann hier Kunde geben, durch wen die Stelle, die Moritz von Bethmann, sei es dort auf der Herrenbrücke des Glückes als lebensweiser und besonnener Repräsentant geistigen Frankfurts, sei es hier im verschwiegenen Grund unseres Herzens behauptete, durch wen diese Stelle heute, morgen oder je ersetzt werden mag? Wer antworten kann, der rede!" Er durfte das aussprechen vor allen Denen — und es waren die Ersten der Stadt —, die das Grab umstanden; denn er wußte, daß Alle willig und in dankbarer Verehrung ihm, als dem Besten, die Bürgerkrone zuerkannten. Es wäre ungerecht, wollten wir demungeachtet nicht freudig anerkennen, daß auch in den letzten 40 Jahren bis zum Untergang unseres freien Gemeinwesens manch edler Bürger in seinem Geiste für das Wohl der Stadt gewirkt hat, eben so treu und uneigennützig, wenn auch nicht mit denselben reichen äußeren oder geistigen Mitteln. In den Sturmtagen, welche die Selbständigkeit unserer Stadt gebrochen und ihr Gemeinwohl bis ins Mark erschüttert haben, ist sein großer Sinn, seine sich selbst vergessende Opferfreudigkeit, sein von Besonnenheit und klarer Einsicht geleiteter Muth schmerzlich vermißt worden. Möge die Noth Männer erwecken, die, ungebeugt und unbeirrt von den Bedrängnissen der Gegenwart, wie er, unter seinem Wahlspruch: Thue Recht und scheue Niemand! sich zusammenschaaren und besonnen und muthig für das wahre Wohl des Vaterlandes kämpfen, in welchem auch das Gedeihen unserer geliebten Vaterstadt sicher beschlossen ruht.

Sein Bild, das nun mitten in seinen sichtbaren Schöpfungen errichtet steht, mahne seine Mitbürger, die es dem bleibenden Andenken in treuer Verehrung gewidmet haben, zu muthigem Ausharren und einträchtigem Fortschreiten auf der Bahn des Rechtes und der Bürgertugend.

Das Comite für Errichtung des Denkmals.

Digitized by Google

Jubelfeier des Cäcilien-Vereins.

II.

Der am Morgen stattgehabten akademischen Feier folgte am Abende desselben Tages das Jubiläums-Concert des Cäcilien-Vereins, worin Johann Sebastian Bach's „Hohe Messe" in H-moll zur Aufführung kam. Eine würdigere und der Feier entsprechendere Wahl, als die des wunderbar-großartigen Werkes kunst-monumentalen Charakters, konnte nicht getroffen werden. Man hätte vielleicht nach Beethoven's „Missa solennis" greifen können, aber dadurch wohl weniger im Geiste des Stifters gehandelt.

Studirt man die Partitur dieser riesigen Schöpfung, welche Marx mit voller Berechtigung „einen kostbaren Adelsbrief für deutschen Geist und deutsche Tonkunst, allen übrigen Nationen bisher unerreichbar" genannt hat, oder wird man des seltenen Glückes theilhaftig, sie in würdiger Aufführung verlebendigt zu hören, so bemächtigen sich Staunen und Bewunderung, die zur tiefsten Ehrfurcht sich steigern, des Lesers oder Hörers ob des Seltsamen, Gewaltigen und Tieferschütternden, das sich seinem überraschten Auge und Ohre bietet. In solchen Tönen hat noch kein Componist, weder der früheren noch der späteren Zeit, zu ihm gesprochen. Ein Gleichgestellter, Händel nämlich, hat zwar Aehnliches versucht, aber trotz alles Vortrefflichen, das er geleistet, dennoch diese erhabene Vollendung nicht erreicht. In unerschütterlicher Größe steht das Werk für alle Zeiten da, noch nicht völlig erkannt und erklärt, so viele der Berufensten sich auch darum bemüht, in der tiefsinnigen Wechselbeziehung seines allumfassenden, vielgliedrigen Inhaltes. Was so Vielen vor uns nicht gelang, wollen wir, wenigstens in diesen Blättern, nicht neuerdings versuchen und uns daher auf Mittheilung von Thatsachen, Eindrücken und Meinungen beschränken.

Ehe wir näher auf das Werk eingehen, dürfen wir uns wohl darum bekümmern, wie es entstanden ist. Bei einem katholischen Componisten hätten wir uns damit gar nicht zu beschäftigen. Bei diesem verstände es sich von selbst, wenn er einer Neigung oder Veranlassung folgte und eine Messe schriebe. Aber wie kömmt der eifrige Protestant Bach, der Cantor an der Leipziger St. Thomaskirche, dazu, dies zu thun, und zwar nicht einmal, sondern außer dem in Rede stehenden Falle noch sechsmal. Wenn er es, wie bei den erwähnten sechs, bei der Composition des Kyrie und Gloria hätte bewenden lassen, welche beiden Sätze er von der H-moll-Messe zunächst componirt und am 27. Juli 1733 in eigenhändig-geschriebener Partitur und Stimmen dem jungen Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August II., zu Dresden persönlich überreicht hat, so würde er einem ausdrücklichen Ausspruche Luther's, daß die gereinigte Kirche sich nur im Kyrie und in dem Englischen Psalm (dem Gloria) dem Gebrauche der alten Kirche anschließen solle, gefolgt sein. Aber daß er auch das Credo componiren konnte, worin er „unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam" anerkennen mußte, das hat uns Wunder genommen. Seine Biographen vermögen keine genügende Erklärung hiervon zu geben. Vielleicht haben jene Recht, die da meinen, er dürfte, um eine Aufführung seines Werkes in der Dresdener katholischen Hofkirche zu ermöglichen, es nicht unvollendet lassen, oder jene, die ihn auf die geträumte Höhe eines idealen Christenthums stellen, das über die abweichenden Bekenntnisse erhaben dastehe.

Nicht minder verwunderlich ist die Thatsache, daß der große, unerschöpfliche Meister Stücke aus seinen Cantaten, allerdings in bedeutungsvoller Umarbeitung und Erweiterung, in diese Messe übertragen hat und zwar 1) das „Gratias" aus der Cantate zur Leipziger Rathswahl; 2) Das „Qui tollis" aus dem Einleitungs-Chor der Cantate: „Schauet doch und sehet, ob iegend ein Schmerz sei"; 3) Das „Crucifixus" aus der Cantate „Weinen und Klagen"; 4) Das „Osanna" aus der Cantata gratulatoria in adventum regis und endlich 5) Das „Agnus Dei" aus der Cantate: „Lobet Gott in seinen Reichen". Was hierzu Veranlassung gegeben haben konnte, ist ebenso unbekannt, wie die Zeit, wann das Werk seine Vollendung erreichte. Mangel an Erfindungskraft oder gewöhnlicher Componisten-Schlendrian kann es bei dem überreich begabten und gewissenhaften Manne nicht gewesen sein. Von diesen Uebertragungen und Bearbeitungen jedoch ist beim Lesen oder Hören des Werkes nichts zu bemerken. Es ist Eines vom Anfange bis zum Ende.

Die Eintheilung des Ganzen entspricht mit geringen Ausnahmen den Vorschriften, welche die katholische Kirche für eine Festmesse gibt. Diese schreiben als selbständige Theile vor: 1) Kyrie, 2) Gloria, 3) Credo, 4) Sanctus, dem sich das Osanna anfügt, 5) Benedictus, nach welchem das Osanna wiederholt wird, das aber der Componist dem Sanctus anreihte und 6) Agnus Dei, welches mit dem „Dona nobis pacem" endigt. Unterabtheilungen sind herkömmlich und zwar im Gloria: 7) Gratias, 8) Qui tollis, 9) Quoniam, 10) Cum sancto spiritu, und im Credo: 11) Et incarnatus est, (12) Crucifixus, 13) Et resurrexit und 14) Et in spiritum sanctum. Bach hat deren noch weitere vorgenommen, so daß seine Messe aus 24 Stücken besteht. Sie einzeln, ihrem Inhalte nach, zu besprechen, verbietet uns der angewiesene Raum. Dieselben sind größtentheils sehr ausführlich behandelt, so daß die Aufführung durchschnittlich immer drei Stunden, wie auch an diesem Abende, in Anspruch nimmt, ein Zeitraum, der, abgesehen von der durch so lange Dauer herbeigeführten Abspannung, weit über die kirchlichen Erfordernisse hinausgeht, aus welchem Grunde die Messe noch keine Verwendung zu gottesdienstlichem Zwecke gefunden hat und wohl auch nicht finden wird. Am meisten und bedeutungsvollsten darin thätig ist der Chor, der vier-, fünf-, sechs- und einmal achtstimmig auftritt. Die Solostimmen: Sopran, Alt, Tenor und Baß, sind in sechs Arien und drei Duetten, jedoch meist minder wirksam, verwendet. Das Orchester bildeten zu des Componisten Lebzeiten, außer den heute noch gebräuchlichen Streichinstrumenten, die damals üblichen Blas-Instrumente, zu denen sich die Orgel gesellte. Um den Mangel der letzteren zu ersetzen und die ersteren den heutigen Bedürfnissen anzupassen, hat Herr Director Müller eine neue Instrumental-Bearbeitung vorgenommen, die an Wirksamkeit und Zweckmäßigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der Geist, in dem das gygantische Werk gedacht und geschaffen wurde, ist eben — der Bach'sche. Nur ihm allein konnte es gelingen, das heiligste Mysterium des Christenthums in solchen weihevollen und glaubensstarken Tönen uns vor die erschütterte Seele zu führen. Die Form, in der er dies that, ist gleichfalls eine, in ihrer Zusammensetzung nur ihm eigene, bewunderungswürdig durch unversiegbaren Reichthum und unnachahmliche Vollendung. Die Polyphonie feiert darin ihren höchsten Triumph. Sie löst ihre schwierigsten Probleme in spielender Leichtigkeit. Leider aber ist unsere Zeit nicht mehr hinreichend empfänglich für ihre Wunder und wagt es sogar, einzelne theer Züge veraltet und inhaltlos zu nennen.

Unbestreitbar am vollendetsten und erhabensten sind Gloria und Credo, die auch schon durch ihren Textinhalt die übrigen Nummern an Bedeutung überragen. Welchem von beiden man die Palme reichen soll, ist schwer zu entscheiden. Wir stimmen für das letztere, wegen seines mysteriös-weihevollen „Et incarnatus" und des unbeschreiblich-erhabenen „Crucifixus". In letzterem hören wir die christliche Welt-Gemeinde, in tiefster Demuth niedergesunken, mit leisen Schmerzenslauten die Leiden und den Tod ihres Heilandes in gänzlicher Zerknirschung wehmuthsvoll beklagen. Auf einer sich zwölfmal unverändert wiederholenden, das dreizehnte Mal den Uebergaag vermittelnden Gruppe von je vier Takten, worin der Baß, über welchem die Singstimmen in Trauertönen gleichsam weinend dahinziehen, sich vom Grundtone E in die Octave erhebt, um dann chromatisch wieder zu selbem herniederzugleiten, ist das Meisterstück aufgebaut. Seine Wirkung ist eine unbeschreibliche, vollends da, wo das sanft und unerwartet eintretende C-dur die Gewißheit der Auferstehung verkündet. Dies eine Stück allein schon hätte J. S. Bach zu einem der größten christlichen Componisten gemacht.

Die Aufführung war von Seite des Vereines, der ob seiner tüchtigen Leistungen rühmlich bekannt ist, eine außergewöhnlich gelungene, die sowohl ihm, als seinem Leiter, Herrn Director Müller, zur höchsten Ehre gereicht. Nicht das Geringste war versäumt worden, um die Feier zu einer wahrhaft würdigen zu gestalten. Das Orchester stand dem Chore ebenbürtig zur Seite nicht nur im Ganzen, sondern auch in den Vertretern einzelner Instrumente, wie der Flöte, Oboe und des Horns. Die beiden Violin-Solo's führte Herr Joachim mit vollendeter Meisterschaft durch, ohne aus dem Rahmen des Ganzen herauszutreten. Leider können wir unser Lob nicht unbedingt und gleichmäßig auch auf die Solosänger übertragen. Hier blieb Manches zu wünschen übrig. Am Entsprechendsten wirkte unter ihnen Frau Joachim, die ihre Arien mit inniger Weihe vortrug. Weniger gelungen war das erste Frauen-Duett und die Leistung der Frau Bellingrath-Wagner aus Dresden überhaupt. Von den männlichen Solisten war an Stimme und Behandlungsfähigkeit derselben Herr Schulze aus Hamburg unbestreitbar Herrn Otto aus Berlin überlegen. Allerdings muß man zugeben, daß ihnen Allen eine äußerst schwierige und ungewöhnliche Aufgabe zu Theil wurde, deren vollendete Bewältigung erst durch langes und eifriges Studium und die liebevollste Hingebung an die Sache ermöglicht wird und selbstverständlich durch die natürlichen Anlagen bedingt ist.

Die äußerst zahlreich versammelten Hörer, worunter sich nicht wenige Ehrengäste aus Nah und Ferne, musikalische Persönlichkeiten des verschiedensten Ranges, befanden, lauschten in weihevoller Andacht der erhabenen Feier und trugen dadurch auch das Ihrige zu der festlichen Stimmung dieses Abends bei. △

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lit. = Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 304. Sonntag, den 1. November 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

5.

In den Kreis der versammelten Chouans im geheimen Gewölbe unter der Waldcapelle trat der General-Lieutenant Victor von Kerdingen, der sich an diesem Ort verbarg, sich den Nachforschungen Lavergnes zu entziehen; sein Antlitz war ernst, und neugierig blickten die Männer auf einen offenen, mit großem Siegel versehenen Brief, der ihm vor einigen Stunden überbracht worden war.

„Kameraden", redete er sie an, „im Namen Sr. Majestät unseres Königs und Herrn entbinde ich Euch Eures Schwurs, bis eine bessere Zeit über Frankreich tagt für Bourbons königlichen Stamm. Ludwig der Achtzehnte ist zu edel, das Blut seiner Unterthanen in nutzlosem Widerstande der Uebermacht gegenüber zu vergießen. Ein Jeder von Euch erhält hinreichende Mittel, das Vaterland, wo Despotismus und Anarchie regieren, zu verlassen und in fremdem Lande sich ein Asyl zu gründen. Euch, Lieutenant de Mauberg, händige ich die Gabe unseres erhabenen Souveräns zur Vertheilung ein. Noch in dieser Nacht müßt Ihr den Wald verlassen, denn wie Jean Valour erkundet hat, trifft vielleicht schon morgen eine bedeutende Truppenmacht in der Umgegend ein und dieser Versteck ist nicht mehr sicher."

Der Offizier nahm das vollgefüllte Portefeuille entgegen, das der Graf ihm überreichte.

„Wir gehorchen!" erwiderte er. „In einer Stunde werde ich die Leute aus dem Walde führen, Monseigneur. Doch sollen wir uns zerstreuen, ohne uns an jenem Lavergne gerächt zu haben, an dem Usurpator Eures Besitzes, an dem stolzen Parvenü des neuen Regime?"

„Ich befehle Euch bei dem Zorn Eures Königs, ich beschwöre Euch bei Eurer Anhänglichkeit zu mir, die Abrechnung mit diesem Manne mir, und nur mir allein, zu überlassen!" rief Kerdingen. „Geht, geht, mein Segen begleite Euch und mein Dank für Eure Treue, und wenn Ihr hinter Euch den geheimen Ausgang habt, der aus dem unterirdischen Weg ins Waldesdickicht führt, so schließt ihn — und dieß ist mein letzter Befehl —, so schließt ihn hinter Euch mit Erde, Moos und Stein. Dieses Geheimniß, das den Vertheidigern der Loyalität und des Rechtes Schutz gewährte, soll ihn dem Verbrecher, dem Räuber nimmermehr verleihen. Mich selber wird der Mechanismus, der die Diele im Altar versenkt, in die Höhe fördern, und durch die Capelle werde ich vielleicht für ewig diese Stätte verlassen."

„So wollen Sie noch hier verweilen, Monseigneur, nachdem wir uns entfernt?" fragte der Offizier.

Der Greis neigte das Haupt.

„Ich erwarte Jean Valour", erwiderte er, „und mit ihm den jungen Charles, meinen —"

Er hielt inne, das Wort kam nicht über seine Lippen, aber ein Freudenschimmer verklärte sein gramdurchfurchtes Antlitz.

Noch Eines, Monseigneur", bemerkte Herr de Mauberg, „was soll aus dem Vorrath von Pulver und Kugeln werden, die hinter den Mauern dieses Gewölbes verborgen sind? Sollen wir ihn unbenutzt an diesem Orte verkommen lassen?"

„Mag er hier ruhen", erwiderte Kerdingen nach einer Weile der Ueberlegung. „Nur uns ist sein Vorhandensein bekannt und eine Nothhülfe in der Zukunft mag er uns einst gewähren."

Die Chouans hatten den unterirdischen Raum verlassen; dem Befehl des Grafen gehorchend, war der Ausgang, der aus den vielfach gewundenen Gängen ins Freie führte, unbenutzbar gemacht, und Victor von Kerdingen war allein in dem weiten Gewölbe.

Die Nacht war tief hereingebrochen, unzählige Male hatte der Graf seine Uhr gezogen und immer verklärter ward sein Antlitz, immer hastiger und ungeduldiger der Schritt, mit dem er den Raum in Länge und Breite durchmaß. Jetzt horchte er auf; droben am Altar tönte das bekannte Signal.

„Er ist es!" rief der Greis, „o gesegnet sei der Augenblick, da es mir vergönnt ist, Alicens Kind, meinen Sohn, in diese Arme zu pressen.

Er ließ den Mechanismus spielen und blickte erwartungsvoll in die Höhe.

Langsam kam die Platte nieder, aber nicht Charles, der ersehnte Jüngling, Jean Valour war es, den sie trug und der von derselben herabstieg und sich dem Greise näherte.

„Du kommst allein, Jean?" fragte er schmerzlich. „Wie, war Charles schwach genug, seines Wortes zu fehlen?"

„Charles trägt keine Schuld", erwiderte Valour; „in der Furcht, der Rache des jungen Mannes, den er zum Diener erniedrigt, zu verfallen, nachdem er von Euch das Geheimniß seiner Geburt vernommen, hält ihn der Schurke Lavergne gefangen. Morgen in der Frühe, sobald seine List Euch unschädlich gemacht, Monseigneur, wird Euer Sohn schimpflich aus dem Schlosse gejagt, da er sein Auge zu der Tochter Lavergnes zu erheben wagte?"

„Mich unschädlich gemacht?" wiederholte der Graf, „was hat der Elende vor?"

„Statt des jungen Mannes in Charles Kleidung sich von dem Boten an den Ort führen zu lassen, wo Ihr und mit Euch die Unseren sich verborgen halten. Sobald er die Spur des vielgesuchten Aufenthalts entdeckt, streckt sein Revolver den Begleiter zu Boden, er selbst entflieht und in wenigen Stunden ist unsere Zuflucht

Digitized by Google

umzingelt und Pierre Lavergne trägt die Ehre der Entdeckung und mit ihr das Lob, die Belohnung der Regierung, heim.

„Und wer theilte Dir diese Umstände mit?" fragte Kerdingen nach einer Pause.

„Die alte Brigitta, die Euch retten und Charles glücklich sehen will, denn Marguerite ist ihr Kind und liebt den jungen Mann mit reinstem Herzen. Sie sind einander werth. Ich aber", fuhr er fort, „eilte hierher, Euch zu melden, was ich ersonnen. An meiner Statt wird mein Bruder, Euch treu ergeben, wie ich selber, des Erwarteten harren und ihn hierher geleiten. Auf seinen Angriff vorbereitet, entreißen wir dem Ahnungslosen die tödtlichen Waffen, noch ehe er eine Spur zu entdecken vermag und dann hinunter mit ihm zum Gericht. Keiner weiß, wohin er sich gewendet, Keiner hat eine Ahnung, daß er das Schloß verlassen und auf ewig decke Vergessenheit das Grab des gestraften Verbrechers."

„O Jean, Jean, wie viel danke ich Dir!" rief der Greis, tief ergriffen. „Du warst es, der mich aus Kerker und Tod befreite, Du, der meinen Sohn errettete aus der Gefahr, die ihm drohte, und jetzt bist Du es, der den Todfeind in meine Hände liefert. Wohl hast Du Deinen Plan ersonnen, ihn hierherzubringen. Nun aber vernimm meinen ernsten Willen."

Er eilte an einen Tisch und beschrieb mit raschen Zügen ein weißes Blatt, das er versiegelte; dann entnahm er seinem Portefeuille einige Documente und reichte beides, Schreiben und Papier, dem treuen Diener.

„Jean Valour", sagte er mit feierlicher Stimme, „nicht Du sollst Deine Hand mit dem Blut dieses Mannes beflecken, noch will ich die meine damit entehren. Vernimm, was ich begehre. Sobald Ihr Euch Pierre Lavergne's bemächtigt und ihn der Waffen beraubt, so zwingt ihn auf die Diele, die ihn zu mir befördert. Dann aber, ich gebiete es Euch, dann eilt vorwärts, ohne Euch umzusehen, weit, weit von dieser Stätte. Du, Jean, magst meinem Sohne diese Papiere übergeben. Du magst ihm sagen, daß der Segen seines Vaters ihn geleite, daß er glücklich sein möge im Kreise blühender Kinder an der Seite seiner Marguerite.

„Um Gotteswillen, Monseigneur!" rief Jean, „was habt Ihr vor? Ich lasse Euch nicht allein mit Lavergne!"

„Jean Valour, willst auch Du Deinem Herrn untreu werden, zum ersten Mal ihm Deinen Dienst versagen?" fragte der Greis schmerzlich.

Der bejahrte Mann sank zu den Füßen seines Herrn.

„Verzeihung", rief er schluchzend, „nicht Ungehorsam, nur übergroße Anhänglichkeit ist's, die mich treibt, mich Euch zu widersetzen!"

„Ich kenne Deine Treue, mein Jean", erwiderte der Graf, ihn aufhebend. Geh jetzt, mein Freund, und leb wohl, selbst wenn es auch auf ewig sein sollte."

„Auf ewig", wiederholte Jean, „ich sehe Sie nicht wieder, Monseigneur.?"

Er küßte stürmisch die Hand des Grafen, dann trat er auf die Platte, deren Mechanismus ihn in die Höhe beförderte.

Der treue Diener wischte sich die Thränen aus den Augen, dann eilte er vorwärts den Weg entlang, den, wie ihm bekannt war, der vermeintliche Charles mit seinem Begleiter einschlagen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Damen „vom heiligen Herzen".

Der Frauen-Orden „du Sacré Coeur" hat in Wien einen großen Grund-Complex angekauft und darauf eine großartig eingerichtete Töchterschule etablirt, wovon eine Abtheilung für Töchter der Aristokratie, die andere für bürgerliche Mädchen bestimmt sein soll. Dieser, von den Jesuiten und der Kaiserin Eugenie protegirte Nonnen-Orden, welcher in Frankreich und Belgien einen großen, unheilvollen Einfluß übt, sucht zunächst seine Zöglinge vollständig von ihren Eltern und Verwandten zu isoliren und ihnen jeden selbständigen Verkehr mit der Außenwelt strengstens abzuschneiden.

Eine stille Messe und fünfmaliges lautes Gebet füllen einen großen Theil jeden Tages aus.

Von den Unterrichtsstunden fallen $^2/_5$, sage zwei Fünftel, auf die Religionslehre, welche ein Priester (meist ein Jesuit) vorträgt. Obligate Gegenstände sind, den Elementar-Unterricht vorausgesetzt: Welt- und Kirchengeschichte, Geographie, Stylistik, Naturgeschichte und Zeichnen, nebst den weiblichen Arbeiten. Unobligate Gegenstände: Fremde Sprachen, Musik und Leibesübungen. Nur im Religions-Unterrichte wird von der einzelnen Schülerin ein gewisser Fortschritt gefordert, das Lernen der übrigen Gegenstände bleibt dem guten Willen derselben überlassen.

Alle Lehrbücher müssen die bischöfliche Approbation besitzen. Eigene Lectüre dürfen die Zöglinge nicht besitzen, hingegen können sie die Bibliothek des Instituts benützen, welche Legenden, Heiligengeschichten und einige Reisen enthält.

Für Vergehen gegen die Hausordnung, Unreinlichkeit u. s. w. gibt es eine Reihe von Strafen, die mit Entziehung von Speisen beginnen und mit finsterem Gefängnisse endigen. Außerdem kommen immer handgreifliche Züchtigungen vor, die häufig sehr weit gehen.

Die finstere Disciplin wird erleichtert durch das sorgfältig gepflegte System der Angeberei und der Spionage.

Diese Daten erfuhr Herr M. Huybensz aus dem Munde einer ausgezeichneten jungen Dame, welche selbst Zögling der Nonnen „vom heiligen Herzen", war und knüpft daran in der Wiener „Presse" folgende Warnung:

„Die vorstehenden Zeilen werden gewiß schon den Leser überzeugt haben, daß die Erziehungs- und Unterrichts-Methode der Nonnen „vom heiligen Herzen" ein schädliches Sammelsurium von überlebten und verurtheilten Erziehungspractiken ist. In Wahrheit kommt es den Helfershelferinnen der Jesuiten nicht darauf an, die ihnen übergebenen Mädchen gründlich wissenschaftlich auszubilden; die Schülerinnen brauchen nur einen oberflächlichen Dunst mit fortzutragen, wenn der andere Theil der Erziehung gelungen, sie gedankenfaul und bigott geworden sind. Der permanente Zwang des täglichen fünfmaligen Gebetes, der eifrige Ceremoniendienst, die schädliche Sitte, die kindlichen Gemüther durch ekstatische Heiligen-Geschichten aufzuregen, das Spionirwesen — Alles läuft darauf hinaus, willige Werkzeuge des Ultramontanismus zu bilden.

Eltern, denen das Wohl ihrer Töchter am Herzen liegt, möchten wir überdies auf eine andere düstere Seite der Kloster-Erziehung aufmerksam machen. In der Entwicklungs-Periode bei dem weiblichen Geschlechte sind krampfhafte Erscheinungen sehr häufig. Die Stille der Klostermauern, die übertriebenen Andachtsübungen, der stete Hinweis auf den zürnenden Gott und die Mysterien der Passions-Geschichte, wirken auf empfängliche Gemüther sehr mächtig und rufen mancherlei visionäre Erscheinungen und Anfälle hervor, die bei versäumter gründlicher Heilung die übelsten Folgen nach sich ziehen. Welcher Schmerz für die Eltern, die statt eines gesunden Kindes eine überreizte und hysterische Tochter wiederfinden!

Fragen wir endlich: Welches sind die Durchschnittsfrüchte des Wirkens der Frauen „vom heiligen Herzen"? In Frankreich erzieht der Orden alle Töchter der vornehmen Welt, derselben Welt,

Digitized by Google

die sich durch Unmoralität und gränzenlosen Sinnengenuß bei beiden Geschlechtern auszeichnet. Hat man schon gehört, die im Kloster erzogenen Damen hätten eine moralische Reaction herbeigeführt? Im Gegentheile, man weiß nur von Erfahrungen, die den ächten Menschenfreund tief betrüben müssen."

Ein Erinnerungsfest für F. Schleiermacher.

Der „Schw. Merkur" enthält eine Einsendung, worin der Gedanke entwickelt wird, den hundertjährigen Geburtstag Schleiermachers, am 27. November d. J., nicht bloß in theologischen Kreisen, sondern als einen allgemeinen Festtag zu feiern. Durch seine Predigten, seine Briefe und die Bearbeitung verschiedenartiger Fächer der Wissenschaft ist Schleiermachers Name populär geworden und hat sich auch bei den Jüngern anderer Wissenschaften als der Theologie bleibende Achtung errungen. Der Einsender des Merkur-Artikels sagt ferner:

„Seine indirect politische Bedeutung wird in keiner Geschichte der deutschen Erhebung gegen Napoleon, wenn sie auf Vollständigkeit Anspruch macht, vergessen. Weit ausgedehnt und buntfarbig ist die Reihe seiner Kenner und Verehrer; seine Gestalt selber vereinigt ja gleich einem Prisma die mannichfaltigsten Strahlenbrechungen in sich. Und doch müssen sich ganz von selber alle Blicke seiner Freunde, die sich bis zu dem Gedanken einer gemeinsamen Gedächtnißfeier erheben, beim Herumdenken an den etwaigen Ausgangspunkten einer Feier auf einen und denselben Ort concentriren. Ein Schleiermacherfest paßt in keine Kirche, da dort nur die Reformatoren maßgebende Autorität beanspruchen können; es paßt in keine politische oder der freieren Geselligkeit dienende Versammlung, da ungeachtet seiner bekannten Vielseitigkeit seine Gelehrteneigenschaft alle anderen Seiten seines Wesens viel zu sehr überwogen hat; es paßt nur, es paßt aber auch wie eigens dazu gemacht, an eine Universität. Ja es ist so gut wie Ehrensache für eine Universität, den ganz einzigen Vertreter der idealen Würde der deutschen Hochschule, und wohlgemerkt, den Vertreter dieser Würde in Theorie und Praxis, öffentlich zu ehren. Er hat zum erstenmal in seinen „Gedanken über deutsche Universitäten" den Charakter der hohen Schule als einer ächten universitas literarum wissenschaftlich begründet und ihr ihre ganze Idealität gerettet; er hat durch den Anbau aller Universitätsfächer, so weit sie dem Kreise der allgemeinen Bildung angehören, und durch sein vielfach bahnbrechendes Wirken auf diesen Gebieten in eigener Person eine ganze Universität nach seinem Maßstabe verkörpert dargeboten. Tiefere, productivere Geister mögen schon an hohen Schulen gewirkt haben; aber eine vielseitigere, anregendere, ebenso leichtbewegliche, als gründlich Material durcharbeitende Kraft mag nicht sobald die Gemeinde der Lernenden um sich herum versammelt haben, als es diese Kraft war, die in den Fächern der Politik, Moral, Dialektik, Pädagogik, Aesthetik, Alterthumswissenschaft überall sichtend, die Spreu vom Weizen sondernd, belebend, Impulse gebend, neue Gesichtspunkte eröffnend oder veranlassend waltete. Wahrlich, wenn man dazu den experimentirenden und nicht dictirenden Gang der Schleiermacher'schen Untersuchungsweise, den nie zur Ruhe kommenden Werde- und Gährungsprozeß in seinen Forschungen nimmt, wir wüßten nicht leicht einen zweiten Gelehrten zu nennen, der die ewige Jugend des ächten akademischen Lehrers besser repräsentiren würde, als er. Keine Frage: die Universität sollte es als ein Ehrenvorrecht in Anspruch nehmen, eine allgemeine öffentliche Feier des 100jährigen Geburtstags Schleiermachers in Gemäßheit der ganzen großen Bedeutung des Mannes für Wissenschaft und Leben und der verschiedenartigen Beziehungen seines Verehrerpublikums zu ihm einzuleiten und anzuordnen."

Jubelfeier des Cäcilien-Vereins.

III.

War der erste Tag der Feier der Erinnerung an die ehrenreiche Vergangenheit und der ernsten musikalischen Aufgabe der Gegenwart gewidmet, so galt es nunmehr, am zweiten Tage auch die gesellige Seite zur Blüthe zu bringen. Da der Verein aus Herren und Damen zugleich besteht, so galt es, verschiedenen Ansprüchen gerecht zu werden. Wo gäbe es für Herren ein Fest ohne Bankett und wo für Damen eines ohne Tanzvergnügen? Getreu dem Suum cuique hatte der Vorstand beiden Theilen Genüge gethan. Damit den letzteren aber das Quantum Fußbewegung, das man von einem Ball verlangen kann, nicht allzu trügerisch gekürzt werde, hatte man den Beginn des Banketts schon auf 4½ Uhr verlegt, in der That eine weise Fürsicht, die sich in der Praxis sehr gut bewährte.

Der Saalbau zeigte sich wieder einmal, wenn auch zu klein, doch als ein für solche große Vereinigungen sehr geeignetes Lokal. Der schloßartige Treppenaufgang machte einen imposanten Eindruck und als sich die Flügelthüren des großen Saales öffneten, um der in den Nebensälen empfangenen Gesellschaft unter den Klängen des Mendelssohn'schen Hochzeitsmarsches Raum zum Eintritte zu geben, da drängte sich unwillkürlich ein Laut der Bewunderung auf Aller Lippen. Der Saal erglänzte in Lichterfülle. Das Podium war in einen Garten von Grün und Blumen verwandelt, in dessen Mitte die plastisch dargestellte Figur der heiligen Cäcilia thronte, die Hände segnend über die Büsten Scheble's und Messer's breitend. Die Gewandung der Cäcilia zeigte eine Vereinigung der in dem heiligen preußischen Reiche deutscher Nation verpönten Farben schwarz-roth-gelb, ein Anachronismus, den man gern einer so altmodischen Dame, die von dem inzwischen vorgegangenen nationalen Farbenwechsel noch nicht unterrichtet ist, vergibt. Guirlanden schwebten aus der Höhe, in der sich ein Transparent mit der Legende der Schutzpatronin des Vereins befand, auf das Podium nieder und schlangen sich durch den ganzen Saal längs der Logen, die durch Decorationen von gemalten Fruchtstücken geschlossen waren. Die künstlerische Ausführung des Fest-Arrangements, das Werk unseres talentvollen Klimsch, erstreckte sich bis auf die Bankettkarten, die Menus und die Tanzkarten, die mit geschmackvollen Zeichnungen geziert waren.

Die Gesellschaft, die sich Dank der Eintheilung nach dem Linné'schen System in verwandte Gruppen sehr rasch placirte, war nicht der letzte Schmuck des Saales. Sie bot eine reiche Fülle von Jugend und Schönheit, Würde und Verdienst, Wissen und Kunst, — zugleich ein gesellschaftliches Conglomerat aller Kreise dieser Stadt. Es war ein Wagniß, aber da das Versuchsfeld bei der Naturforscherversammlung im vorigen Jahre keinen allzu sterilen Boden gezeigt hatte, so hoffte man zu ernten, was man damals gesäet hatte, und man hatte sich nicht getäuscht.

Bei officiellen Banketten von über 400 Personen wird nur die allernaivste Weltanschauung culinarische Genüsse erwarten. Um so höher müssen wir es dem neuen Wirthe des Saalbaues anrechnen, daß er den Gästen ein Diner servirte, das allen billigen Anforderungen völlig genügte. Wenn auch auf dasselbe das Sprüchwort: „Es wird Nichts so heiß gegessen, als gekocht!" vorzugsweise Anwendung fand, so lag dies nicht sowohl an dem Wirthe, sondern an der Schwierigkeit des Anrichtens und Servirens bei einem von Toasten gewürzten Mahle. Denn von der Suppe an pflegt sich gewöhnlich — wie bei Macbeth's Mahl die Geisterschaar — bei Festbanketten die endlose Schaar der officiellen, officiösen und freien Toaste durch die Gänge zu ziehen, so daß ein solches Mahl besser als ein Ohren-, denn als Magenschmaus zu qualificiren wäre. Doch es sei ferne von uns, diese uralte, ächt deutsche Sitte zu schmähen. Wird doch die trockenste Rede durch diesen flüssigen Abschluß gesühnt und besonders in Damengesellschaft erhält das Bedürfniß cheonischer Kehlanfeuchtung, das die meisten Männer bei Banketten zu fühlen pflegen, durch die Toastschlüsse gleichsam den officiellen Deckmantel der schweren, aber unvermeidlichen Pflichterfüllung. Wir lassen ja Andere leben, indem wir trinken, und nicht uns selber!

Ist also auf diese Weise die socialpolitische Nothwendigkeit der Tischreden nachgewiesen, so wäre es unserseits doch eine Zumuthung, die von sehr einseitiger Abschätzung unseres geschätzten Lesers zeugte, wollten wir ihm nur die Rede ohne den erquickenden Trunk, der als Preis auf sie gesetzt ist, anbieten. Wir wollen damit dem Werthe der Tischreden, die größtentheils passend und zweckentsprechend waren, nicht zu nahe treten. Doch, indem wir dem Leser im Vertrauen zugestehen, daß unsere Aufzeichnungen die Größe des leeren Raumes auf der Rückseite des Menus nicht überschreiten, sei es uns erlaubt, aus der Noth eine Tugend zu machen und in aller Kürze zu vermelden, daß der erste Toast auf den Gründer des Vereins, Scheble, von Dr. Eckhardt ausgebracht ward, dem sich Dr. Spieß sen. anschloß, indem er hervorhob, daß es ein seltenes Glück des

Digitized by Google

Vereins gewesen, daß seine Hauptleiter nicht nur von hervorragender Begabung waren, sondern demselben auch eine lange Reihe von Jahren hindurch erhalten blieben. Indem Redner diesen Wunsch auch in Bezug auf den jetzigen Leiter hegt, schließt er mit einem Hoch auf den derzeitigen Director Müller. Dieser dankt herzlich und bringt sein Hoch drei beim Feste gegenwärtigen, früheren Leitern des Vereins, den Herren Ferdinand Hiller, Carl Voigt und Franz Friederich. Herr Carl Voigt erörtert darauf in einem Vortrag das Verwandtschaftsverhältniß des von ihm gegründeten „Tochtervereins" in Hamburg zu dem „Mutterverein" in Frankfurt. Herr Ferd. Hiller macht nach einer längeren, in heiterem Tone gehaltenen Rede zum Schlusse den Vorschlag, daß der Cäcilien-Verein besser Schelble-Verein hieße, ein Vorschlag, mit dem wir nicht übereinstimmen. Dr. Diehl-Thomas toastet auf die Festgäste und Dr. Auerbach auf die hiesigen Vereine, die den Cäcilien-Verein unterstützt. Die Reihe dieser mehr oder minder officiellen Toastirer hatte schon vorher Herr M. Bing mit einem von Humor und pikanten Pointen gewürzten Vortrag durchbrochen. Redner faßte den dem Lichte erwachenden Menschen als Musiker auf und wies nun nach, wie er musikalisch durch's Leben geht, wie er als Kaufmann Noten und Register schreibt, als Studiosus Biermessen singt, später alsdann als Ehemann bei der Kindersymphonie mitwirkt, wobei „die männliche Stimme viel ausgeben muß" u. s. w. u. s. w. Eines ernsten Toastes müssen wir jedoch hier noch gedenken, wir meinen den von Vincenz Lachner aus Mannheim, der im Namen seiner Brüder einen Toast erwidert und sein Hoch der Stadt Frankfurt bringt, deren Strebungen er seit 32 Jahren mit Interesse gefolgt, deren ächter Bürgergeist in anhaltender und treuer Arbeit mehr für das wahre Gedeihen und Blühen einer ernsten und sittlichen Kunst gethan, als anderswo Spenden der Kronenträger und Höfe. Auf diesen Geistessieg des freien Bürgerthums leert der große Redner sein Glas.

Von den geladenen Ehrengästen waren u. A. zum Bankett erschienen: Kapellmeister Ferdinand Hiller und die „Herren von Köln", Joh. Maria Farina und Franz Heuser, denen die Pflege der Musik in Köln so Vieles verdankt; die Musikdirectoren: Carl Voigt, Ferdinand Breunung, Dr. Hasenclever, Hermann Wolff, Schletterer aus Augsburg, Dräser aus Amerika, Anton Krause, Eduard Steinwarz, Ludwig Deppe, W. Mickler, Dom-Organist Franz Weber, Friedrich Lux, Georg Appunn, Dr. Wilhelm Rust, Joseph Brambach, E. Bogler, C. A. Mangold; die Hofcapellmeister Max Bruch, Friedrich Marpurg und Schlösser und die Gebrüder Lachner.

Nach aufgehobener Tafel entwickelte sich in den Nebensälen ein Bällchen, das jedoch, da die Masse der Tanzenden stets anwuchs, sich bald lawinenartig in den Hauptsaal ergoß und hier die fröhlichen Zecher rasch wegschwemmte und das Terrain allein behauptete. Nach ungezwungenstem und trotz der Mischung der verschiedensten gesellschaftlichen Elemente cordialem Zusammensein schied man erst, als der Hahn sich schon zu seinem Frühconcert rüstete.

Das Fest war in allen seinen Theilen vorzüglich wohlgelungen und wird ein schönes Blatt in den Annalen des Vereins, der jetzt ins zweite Halbsäculum eintritt, bilden.

Correspondenzen.

Darmstadt, 30. October.

Es hat in den hiesigen musikalischen Kreisen die freudigste Sensation erregt, daß das große Künstlerpaar Joachim, das soeben, auf einer Kunstreise begriffen, in benachbarten Städten und namentlich in Frankfurt, auftritt, auch unsere Stadt mit einem Besuche beehren wird. Herr Joachim ist uns aus seinem mit Frau Clara Schumann vor mehreren Jahren hier gegebenen Concerte noch im besten Andenken; der renommirten Sängerin, die jetzt seinen Namen trägt, geht ein solcher Ruf voraus, daß man hier, wo dieselbe noch nicht gehört worden ist, ihrem Auftreten mit größter Spannung entgegen sieht. Was dem am nächsten Montag hier stattfindenden Concerte ein besonderes Interesse verleiht, ist der Umstand, daß in Folge der höchsten Orts bewilligten Mitwirkung des Theater-Orchesters, es nicht allein Herrn Joachim möglich wird, in einer bedeutenderen Composition aufzutreten, als dieß bei seinem früheren Concerte der Fall war, sondern daß er das herrlichste und größte Werk, das je für die Violine geschrieben worden ist, das Beethoven'sche Violin-Concert, zum Vortrage bringt, in dessen Wiedergabe er bekanntlich das Höchste leistet, was die gegenwärtige Zeit im Gebiete der reinen, edlen Tonkunst aufzuweisen hat.

Frankfurt, 31. October.

Seit Kurzem befindet sich der Rechenkünstler Herr J. Hörschgen dahier, der die merkwürdige Kunst versteht, mittelst einer einfachen Rechenoperation den Wochentag eines beliebigen Datums sowohl nach dem Julianischen wie dem Gregorianischen Kalender sofort zu bestimmen, und ebenso umgekehrt zu einem bestimmten Wochentag das genaue Datum anzugeben, gleichviel, in welchem Jahr oder Jahrhundert der Vergangenheit bis zu Christi Geburt oder Zukunft dasselbe liegt, und zwar mit einer Sicherheit und Schnelligkeit, die in der That Bewunderung erregt. Das Büchlein, welches die leichtfaßliche Methode des Herrn Hörschgen enthält, verdient empfohlen zu werden.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Rudolph Gottschall's dramatisches Gedicht **„Die Rose vom Kaukasus"** ist am Dresdener Hoftheater zur Aufführung gekommen, und hat, wie das Dresdener Journal mittheilt, eine sehr beifällige Aufnahme gefunden.

„Das illustrirte Buch der Welt" (Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagshandlung) liegt uns in seinem neuesten Jahrgang bis zum 9. Heft vor und empfiehlt sich wiederum durch Wort und Bild als ein ächtes „deutsches Familienbuch für alle Stände". Irren wir nicht, so hat das „Buch der Welt" schon $^3/_4$ Jahrhundert hinter sich und kann somit als der eigentliche Stammvater der illustrirten Familienblätter gelten, vor denen es sich auch dadurch auszeichnet, daß sein Bilderschmuck nicht einer Gattung angehört, sondern in Stahlstichen, Holzschnitten, colorirten und Farbdruckbildern abwechselt. Den Abonnenten des l. J. wird die „Madonna della Sedia" nach Raphael, gestochen von Fleischmann, als Prämie beigegeben.

Eine kleine Monographie über die **Burg Hohenzollern** in Schwaben ist in Tübingen im Verlag der Ostander'schen Buchhandlung erschienen. Der Verfasser, ein Tübinger Reallehrer, Dr. L. Schmid, hat die Quellen der einstigen Entstehung jener Burg verfolgt und einige neue Urkunden publicirt, letztere aus den Landesarchiven von Stuttgart und Karlsruhe. Was er schildert, ist nur die „Belagerung, Zerstörung und der Wiederaufbau" der Burg, welch letzterer im Jahr 1454 vollendet wurde. Nicht ohne Interesse ist die Geschichte des Grafen Fritz von Hohenzollern, des Oettingers.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Philipp Rumpf in Frankfurt: Landschaft mit Figuren. — Strand bei Scheveningen. — Familienscenen. — „Eigenschaften". — „Nach dem Erwachen". — Brandner in Dresden: Besuch des Ulrich v. Hutten bei Zwingli. — E. Klimsch in Frankfurt: Frankfurt und Sachsenhausen, vom Untermainquai aus gesehen (Aquarell). — O. Guet in Paris: Der Roman. — Mädchen mit Karten. — Ed. Hamman in Paris: Die Abfahrt. — Die Gondel. — Lambert in Paris: Fuchs auf der Jagd. — Jacques in Paris: Landschaft mit Schaafen. — Bombled in Paris: Das Rennpferd. — Schermer in Paris: Der Pferdemarkt. — Anna Peters in Stuttgart: Ein Blumenkörbchen. — F. v. Hoven in Frankfurt: Straße in Cronberg (Aquarell). — A. Eymer in Frankfurt: Oberursel. — Inspector Hausmann in Hanau: Die Wallfahrer. — W. Wendelstädt in Frankfurt: Zwei Aquarelle. — H. Litfas: Pferd im Stall (Aquarell). — F. Castell aus Schwanheim: Relief in Gips: Auffindung des erschlagenen Abel, und eine Photographie: „Kaiser Rudolphs letzter Ritt". — Professor Rausch in Nürnberg: Plauderstunde. — Fr. Eibner in München: Puerta del Sol in Toledo.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 1. November. **Don Juan**, große Oper in 2 Acten. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 1.)

Montag, 2. November. Gastdarstellung der Fräulein Frohn vom Hoftheater in Darmstadt. **Adrienne Lecouvreur**, Drama in 5 Acten, frei nach Legouvé und Scribe von B. A. Herrmann. Adrienne: Fräulein Frohn. (Abonnement-Vorstellung Nr. 2.)

Dienstag, 3. November. Zum ersten Male wiederholt: **Der Nabob**, Trauerspiel in 5 Acten von Rudolph Gottschall.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 3).

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 305 und 306. Dienstag, den 3. November 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Jean Bojeau lauschte auf jedes Geräusch, das der Wind ihm zutrug, ob es die Schritte der Erwarteten seien. Plötzlich horchte er auf, näher kam es und näher, sein Auge suchte die Dunkelheit zu durchdringen und jetzt unterschied er zwei Gestalten, die langsam vorwärts schritten.

Hastig verbarg er sich hinter einem Baume; die Gestalten schritten an ihm vorüber, jetzt ein Pfiff und er stürzte hervor und warf sich auf einen der Männer, den derselbe Mantel einhüllte, mit dem Charles Bojeau als Gefangener der Chouans bekleidet war, während sein Begleiter ihm Hülfe leistete.

Der Angegriffene versuchte einen Revolver hervorzuziehen und abzudrücken; aber ein kräftiger Schlag lähmte seinen Arm. Im Nu waren seine Hände gebunden und Jean Valour und sein Bruder durchsuchten die Kleidung ihres Opfers und entfernten jede Waffe, die in derselben verborgen war, bis auf das kleinste Messerchen. Alles war bis jetzt, das Werk weniger Minuten, ohne das geringste Geräusch abgelaufen. Jetzt aber brach der Ueberfallene die Stille.

„Schurken!“ sagte er, „laßt mich frei oder die furchtbarste Strafe wird Euch ereilen. Wißt Ihr, wen Ihr vor Euch habt? Ich bin der Schloßherr von Kerdingen, Pierre Lavergne.“

„Eben weil Du der Schurke Lavergne, erwarten wir Dich zum Gericht!“ rief Jean. „Wohl kenne ich Dich; doch Dich verhindert die Dunkelheit, in meine Züge zu blicken; wisse denn, Jean Valour bin ich. Ich war es, der den edlen Victor von Kerdingen vor Deiner gleißnerischen Freundschaft warnte, wenn meine Stimme auch ungehört verhallte; ich war es, der die Riegel seines Kerkers öffnete; ich, der dem Bunde der Chouans angehört, dessen Chef unser edler Herr sich nennt; ich, der ihnen Lebensmittel und Kundschaft brachte, wohl beargwohnt, doch nie überwiesen, und dies Alles, weil ich Dich haßte, heuchlerischer Usurpator, wie man den schillernden Wurm haßt, der uns sticht, wenn wir uns seines Farbenspiels erfreuen.“

„Laßt mich frei, Jean Valour“, flehte Pierre, „ich will Dir Alles vergeben, noch mehr, will Dir reichlich lohnen.“

Die Brüder Valour würdigten den Bittenden keiner Antwort. Sie zogen den Widerstrebenden fort, der stumm sein Schicksal über sich ergehen ließ, denn dem Versuch, durch lautes Rufen um Hülfe Aufmerksamkeit zu erregen, hatte die drohende Mündung einer ihm von dem jüngeren Valour vorgehaltenen Pistole ein baldiges Ende gemacht.

Jetzt waren sie in der Capelle angelangt. Mit der Kraft eines Verzweifelnden blieb Lavergne vor der Schwelle stehen.

„Jean Valour, ich beschwöre Dich: wohin werde ich geführt, was hat man mit mir vor?“ rief er in höchster Angst.

„Wohin wir Dich führen? An den Ort, den Du der Regierung zu verrathen beabsichtigtest, wäre Dir Dein Wagestück geglückt“, erwiderte der Anhänger des Grafen. „Was Dich erwartet? Ich weiß es nicht, wir führen Dich zu einem höheren Richter. Und nun vorwärts, man harret Deiner.“

Pierre Lavergne verstummte; willenlos ließ er sich führen. Die Verfallenheit der Capelle erhöhte seine Angst, seine Einbildung spiegelte ihm die schaurigsten Bilder vor die Seele. Ihm däuchte es, als glitten gespenstische Schatten um den Altar und huschten durch die scheibenlosen Fenster, und diese Schatten wiesen bekannte Formen und Züge, sein Blut erstarrte und vor seinen Ohren schwirrte und zischte es.

Jetzt waren sie am Altar, jetzt öffnete sich die Thür desselben; mit rauher Hand schob Jean Valour den Verzweifelnden auf die verhängnißvolle Diele, und während Pierre Lavergne mit einem letzten Aufschrei in die Tiefe versank, eilten die treuen Brüder aus der Capelle und der ältere schlug den Weg zum Schlosse Kerdingen ein, den heiligen Willen seines Gebieters zu erfüllen.

Ein weites Gewölbe, nothdürftig durch eine von der Decke herniederhängende Laterne beleuchtet, bot sich dem scheuen Auge Pierre Lavergne's dar, als er, am Boden desselben angelangt, die Anwandlung einer Ohnmacht überwunden hatte.

Todtenstille herrschte rings; er vernahm nur das Pochen seines eigenen Herzens, den keuchenden Athem, der sich mühsam seiner Brust entrang. Ein furchtbarer Gedanke durchblitzte ihn: wollte man ihn lebendig in dieser Einsamkeit begraben, ihn langsam allen Qualen des Hungertodes aussetzen, ohne daß eine Seele im Schlosse wußte, was aus ihm geworden, wo selbst die Mittheilung Brigittens seine Freunde nicht auf die rechte Spur zu leiten vermöchte?

Wenn es wäre, — sein Herz zog sich wie im Krampf zusammen bei diesem Gedanken; aber nein, es konnte nicht sein, einen Ausweg mußte es geben aus dieser Höhle des Schreckens, deren Luft ihn zu ersticken drohte.

Langsam, Schritt um Schritt, wagte er vorwärts zu schreiten, um sich in dem furchtbaren Aufenthalt zu orientiren. Unter seinen Füßen knisterte es, wohin er trat; eine dunkle, körnige Masse schien über den Boden hingestreut und in den Winkeln schienen Haufen desselben Stoffes angesammelt zu sein.

Er betastete mit den gefesselten Händen die Wände, aber die Feuchtigkeit derselben machte ihn schaudern, und plötzlich kam eine namenlose Angst über ihn, die furchtbare Einsamkeit jagte ihm Schrecken ein; er konnte sie nicht länger ertragen, und mit lauter Stimme rief er um Hülfe; aber der Ton stockte in seiner Kehle,

Digitized by Google

denn ihm gegenüber schien sich die Mauer zu öffnen und ein Greis, eine brennende Fackel in der Hand, trat langsam auf den immer weiter zurückweichenden Pierre zu.

„Victor von Kerdingen", murmelte der Schloßherr vernichtet, Gott sei mir gnädig!"

„Pierre Lavergne", nahm Kerdingen das Wort, „Du wolltest erfahren, wo sich Victor von Kerdingen verbirgt, um ihn zu tödten oder dem Gericht zu überliefern; jetzt ist Dein Wunsch erfüllt, Du bist bei mir."

Ein unverständliches Murmeln entrang sich der Brust Lavergne's. Sein Antlitz war marmorbleich und seine Glieder schlotterten.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe und die Franzosen

könnte man die interessante kleine Abhandlung überschreiben, welche Moritz Hartmann aus Anlaß der Verarbeitung der „Mignon" Goethes zu einer französischen Opernfigur in der „N. Fr. Presse" niederlegt.

Hartmann meint, daß selbst die „wunderliche" Verkleidung seiner „Mignon" dem Altmeister Goethe nicht Aerger verursacht, sondern nur „Gelegenheit zu lächelnden und bedeutenden Betrachtungen geliefert" hätte, da Goethe im Punkt der musikalischen Bearbeitung seiner Werke äußerst duldsam gewesen sei, — und äußert sich ferner:

„Ambroise Thomas' neue Oper erinnert uns, daß Goethe bereits so weit als möglich der französischen Musik verfallen ist. Schon vor langen Jahren wurde ein Drama: „Werther und Charlotte" mit musikalischer Begleitung gegeben; der „Gott und die Bajadere" und „Die Braut von Korinth" mußten es sich gefallen lassen, getanzt und gesungen zu werden; Gounod's „Faust" kennt alle Welt, und das Preis-Libretto, das sich gegenwärtig unter den Händen einer ungezählten Schaar von Compositeuren befindet, führt den Titel: „Der Becher des Königs von Thule". — Früher, zur Zeit der romantischen Schule, fand Goethe bei den französischen Malern und Kunstfreunden Beachtung, Dank der genialen „Faust"-Illustration von Eugen Delacroix, aber erst Ary Scheffer, welcher Goethe in der Ursprache lesen konnte, gelang es, Goethe'sche Typen zu schaffen, wie er es überhaupt verstand, sich vorzugsweise in große Dichter, wie Schiller, Uhland, Byron, Dante, hineinzuleben. „Mignon regrettant la patrie" wurde eine stehende und überaus populäre, beliebte Figur, und Gesichtchen und Gestalt waren so beredt und erzählten so viel, daß man den Roman weiter nicht zu lesen brauchte. Auf „Mignon" folgte der betrübte „König von Thule" und dann die unendliche Reihe von „Faust"-Bildern. Mehrere der gebildetsten und besten Schriftsteller, wie z. B. der vortreffliche, edle, gelehrte J. J. Ampère, der Sohn des großen Physikers, der sich lange in Weimar aufgehalten, oder wie Prosper Mérimée, einer der größten Stylisten, der mit seinen „Comödien der Clara Gazul" zuerst von Goethe anerkannt wurde, die Schriftsteller des „Globe" und Andere, die von Goethe's Bedeutung eine Ahnung hatten, begünstigten diese Richtung, lobten die Künstler, die sich mit dem großen Dichter des Jahrhunderts beschäftigten, und lieferten, als liebevolle Ciceroni, die erläuternden Commentare zu diesen Bildern. David d'Angers half diesem naiven, kindlichen, auf Bilderdienst beruhenden Goethe-Cultus nach, indem er die gewaltige, haarsträubende Jupiterbüste in der unsichtbaren Loge aufstellte. Von nun an erschien in jedem Salon ein Gretchen so unfehlbar, wie der bekannte italienische Bandit, mit oder ohne Faust, Mephisto oder Marina Schwerttein. Freilich glichen diese Figuren mehr den Gestalten aus jenem Faust-Drama des „Gymnase", wo Dr. Faustus mit den Studenten in der Chaumière Cancan tanzt, als den wohlgelungenen Nachbildungen des Gerard de Nerval'schen Faust — aber sie trugen doch das Ihrige zur Popularisirung der uns so wohl bekannten Schöpfungen bei. Es fällt mir nicht ein, das französische Publikum der Oberflächlichkeit anzuklagen, da ich aus eigener Erfahrung weiß, daß einer der größten Dichter der romantischen Schule, die doch den „Faust" als eine ihrer Bibeln und Goethe als einen ihrer Propheten erkannte, daß Alfred de Musset neben der Faust-Uebersetzung Gerard's eigentlich nur ein einziges kleines Gedicht von Goethe näher kannte; dessen andere Werke waren ihm, wie dem Euripides'schen Hippolyt die Liebe,

bekannt vom Hörensagen und aus Bildern."

Aus einem Tagebuche.

In dem Tagebuche eines längst verstorbenen Frankfurters findet sich ein Beispiel von Bethmanns treuer und opferwilliger Fürsorge für das Gemeinwohl aufgezeichnet, das wohl verdient, nicht der Vergessenheit anheimzufallen, sondern der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Und jetzt, wo das Andenken an diesen Ehrenmann durch das ihm gesetzte, wohl ausgeführte Denkmal wieder recht rege geworden, ist gewiß ein passender Zeitpunkt hierzu.

Die betreffenden Stellen lauten wie folgt:

„31. Juli 1800.

Nachdem seit Einmarsch der Franzosen kein einziger beladener Wagen hinauspassiren durfte und daher alle Fuhrleute hier liegen bleiben mußten, dadurch aber auch gar keine Güterversendungen von hier aus geschehen konnten, so brachte es der junge Bethmann, als er gestern mit General Souham auf der Jagd war, durch seine Fürsprache bei demselben dahin, daß er auf heute Mittag eine Stunde erlaubte, während welcher alle geladenen Wagen dem Bockenheimerthor und Affenthor hinaus passiren durften. Freudig eilte jeder Fuhrmann, sein Geschirr bis dahin fertig zu stellen, und heute Mittag von halb 1 Uhr bis 2 Uhr fuhren sie denn alle, zusammen an 200 Geschirren, deren allein 139 dem Bockenheimerthor hinauspassirten, hinaus. Nach dieser Zeit aber war die Passage hinaus wieder verboten, und nun besteht das Verbot wieder wie vorhin."

„2. August 1800.

General Souham hatte die Erlaubniß, am 31. Juli die Wagen hinaus zu lassen, nicht eher ganz ertheilt, bis er von sämmtlichen Fuhrleuten 50, Andere sagen 60, Carolins erhalten hatte. Außer diesem hatte ihm Bethmann vorher schon zur Erlangung des nämlichen Zweckes eines seiner schönsten Reitpferde zum Präsent gemacht."

Mannichfaltigkeiten.

(Wettbewerbung der Matadore des Massenmords durch Hinterladungs-Gewehre.) Hie Werder! schallt es aus Bayern, — Hie Werndl! aus Oesterreich; — und die Namen Dreyse und Chassepot, Krupp und Armstrong drücken noch immer dieser Zeit ihren Stempel auf, so daß sie wohl in der Geschichte als die traurige Hinterladungs-Periode dastehen wird. Waffenkundige werden die aus Amberg in Bayern gemeldeten Details

Digitized by Google

über das dortige Probeschießen der bayerischen Offiziere mit dem Werder-Gewehr mit Interesse lesen, (während friedliche Civilisten wehmüthig denken, wie viel unschuldiger jene, der Hinterladung entbehrende Pistole war, womit der junge Werther seinen Leiden ein Ende machte!) Es heißt in jenem Bericht: „Sehr geübte Schützen machten aus dem Werder-Gewehre beim Laden aus der Patrontasche 18 Schuß in der Minute mit 18 Treffern in eine 4 Fuß breite und 9 Fuß hohe, also 36 Quadrat-Fuß große Scheibe, während beim Werndl-Gewehre 16 Schuß mit ebensoviel Treffern das Maximum waren; die Entfernung war 200 Schritte. Außerdem hat das Werder-Gewehr den Vortheil einer leichteren Fabrication, daher billigerer Anschaffung und einen äußerst einfachen Mechanismus, indem das ganze Schloß in wenigen Secunden, ohne daß man ein Werkzeug nöthig hat, zerlegt und ebenso wieder zusammengesetzt werden kann; die Theile haben so wenig Friktion und sind so solid, daß von einer baldigen Abnutzung derselben keine Rede sein kann. Beide Arten Gewehre sind Stift-Gewehre; die Zündmasse liegt in der Patrone. Die Feuergeschwindigkeit des Werder-Gewehres ist so groß, daß es in einem Zeitraume von 90 Secunden so viele Schüsse abzugeben erlaubt, wie ein Repetir-Gewehr; nach 120 Secunden, also zwei Minuten, ist es dem letzteren schon voraus; nur in den ersten 40 Secunden hat ein Repetir-Gewehr durch sein Magazin ein schnelleres Feuer, nämlich 14 Schuß, dann aber muß das Magazin entweder wieder gefüllt werden, was Zeit raubt, oder es muß als Einlader dienen, wobei die Manipulation langsamer ist als bei anderen Einladern (außerdem machen es auch die Complicirtheit und schwierige Behandlung der Repetir-Gewehre nicht rathsam, solche bei Armeen einzuführen). Das Werder-Gewehr kann mit vier Griffen geladen und abgefeuert werden.

(Ein Geizhals.) Nicht ganz so wahnsinnig wie der Geiz jener Dienstmagd in Brüssel, welche man kürzlich neben ihrem, große Capitalien enthaltenden Koffer verhungert fand, aber immer noch an Verrücktheit gränzend ist die Habsucht eines Berliner Hospitalbewohners, von welchem dieser Tage ein Executor eine Schuld beizutreiben hatte. Als er mit dem Kläger in das Hospital kam und zu dem Hospitaliten geführt wurde, fand er denselben mit mehreren Anderen in seinem Zimmer. Nachdem der Auszupfändende mit dem Antrage bekannt gemacht war, erklärte er, auch gar nichts zu besitzen, wie ja schon daraus zur Genüge hervorgehe, daß er in einem Hospitale untergebracht sei. Da der Executor dem nicht ohne Weiteres Glauben schenken wollte, so begann er in der Stube umherzusuchen, und fand dabei ein Holzkästchen, das verschlossen und ziemlich schwer war. Auf die Frage nach dem Eigenthümer des Kästchens bezeichneten die Anwesenden den Schuldner als solchen und gab derselbe dieß auch ängstlich zu und erklärte, den Schlüssel dazu nicht zu besitzen, da sein Sohn denselben mitgenommen habe. Erst als der Executor einen Schlosser holen zu lassen drohte, fand sich der Schlüssel und das Kästchen wurde geöffnet. Oben in demselben lagen allerhand alte Lumpen, darunter fand sich aber ein anderes Kästchen, das ebenfalls verschlossen war. Der nunmehr immer bleicher werdende Schuldner gab wiederum erst nach langem Zögern den dazu gehörigen Schlüssel heraus. In diesem Kästchen befanden sich zwei Beutel und diverse Fünfundzwanzig-, Fünfzig- und Hundertthalerscheine, die Beutel mit schweren Goldstücken gefüllt. Natürlich wurden diese sofort aufgemacht und zum Erstaunen Aller enthielt der erste Beutel preußische Friedrichsd'or, der zweite österreichische und holländische Ducaten. Nach der Schätzung des Executors betrug die vorgefundene Summe wohl an 5000 Thlr. Natürlich wurde die beizutreibende Schuld sofort entnommen, außerdem aber der Verwaltung des Hospitals von dem Vorfalle Kenntniß gegeben, so daß diese wahrscheinlich nicht nur die Entlassung des Hospitaliten bewirken, sondern ihm auch noch die gehabten Auslagen berechnen wird. Wie weit der Geiz des Betreffenden übrigens gegangen ist, läßt sich daraus ermessen, daß er am Tage vorher seinem in äußerster Noth befindlichen Sohne ein Darlehen von 6 Sgr. abgeschlagen hat.

(Spanisches.) Im vorigen Jahrhunderte zählte man in Spanien 6000, vor vierzig Jahren noch etwa 3000 Klöster. In der Provinz Galicien rechnete man um das Jahr 1820 zwei Drittheil des gesammten liegenden Eigenthums als Todthandbesitz der Geistlichkeit! In ganz Spanien gehörte ein volles Drittheil der Kirche! Der Erzbischof von Toledo genoß ein Jahreseinkommen von 500,000 Ducaten, der von Valencia ein solches von 200,000 Ducaten. Die Jahreseinkünfte des Staates waren 21,000,000 Piaster, die der Kirche 52,000,000! Auch direct floß Einiges dem Heiligen Stuhle zu. Zufolge dem Diccionario von Canga Arguelles, ehemaligem Finanzminister Spaniens, zog die römische Curie zwischen dem 11. und dem Ende des 18. Jahrhunderts die kleine Summe von 14,400 Mill. Realen aus dem Lande, von 1814 bis 1820 die Summe von 41,525,226, von 1820—55 weitere 140,000,000 Realen. Im Jahre 1855 erfolgte jedoch in Spanien eine starke Einziehung von Kirchengut, und alle Klöster, in welchen weniger als zwölf Ordensmitglieder sich befanden, wurden abgeschafft oder verweltlicht. Die Zahl der Klöster verminderte sich daher seit damals auf etwa 800. Auch die Zahl der Geistlichen ꝛc. hat eine beträchtliche Verminderung erlitten. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts zählte man 83,118 Mönche und 66,687 Laienpriester — die Nonnen nicht gerechnet; außerdem 2666 Inquisitions-Beamte, unter welchen die sogenannten „Familiaren" oder geistlichen Spitzel nicht einmal eingeschlossen waren. Im Jahre 1858 zählte man jedoch nur noch 6702 Mönche, 12,593 Nonnen und 43,661 Laienpriester. Da die geistlichen Orden auf den Aussterbestand gesetzt waren, so gab es 1861 nur noch etwas über 6000 Kloster-Insassen neben 39,885 Weltpriestern.

(Vom Glück im Unglück) kann ein Kutscher erzählen, der vor Kurzem in der Nacht mit seinem Wagen die Thüringer Eisenbahn bei Dürrenberg überfuhr, dabei aber in gemüthlicher Weise eingeschlafen war. Die Pferde, sich selbst überlassen, waren statt über die Bahn hinweg, den Bahnkörper entlang fortgeschritten und endlich stehen geblieben. Als nun der Nachteilzug von Leipzig die Station Dürrenberg passirt hatte, stieß er plötzlich auf den auf der Bahn stehenden Wagen und zertrümmerte denselben natürlich vollständig. Der Zug war so rasch als möglich zum Stehen gebracht und da fand man den Kutscher vorn an der Locomotive auf der sogenannten Pufferbohle blutend und bewußtlos liegen. Er kam bald wieder zu sich und es zeigte sich, daß er wunderbarer Weise nur oberflächlich verletzt war. Die Gewalt des Anstoßes hatte ihn auf die Pufferbohle geschleudert und so war er eine Strecke mit fortgenommen worden. — Von den Pferden lag das eine todt da, dem anderen war der Leib aufgerissen.

(Quem dii oderel...) Die „Marburger Zeitung" erzählt folgende wehmüthige Geschichte aus dem Leben eines Schulmeisters: Herr Michael Kaiser, der seiner Zeit als Lehrer zu St. Martin bei Wurmberg in den wohlverdienten Ruhestand versetzt worden, ist 71 Jahre alt und bezieht nun einen baaren Gehalt von täglich zwei — Kreuzern und auch diese nur in Monaten, welche 30 Tage zählen; der 31. eines Monats wird gar nicht gerechnet. Die Kost erhält der Glückliche von den Genossen der Schulgemeinde; er macht die Runde in den vier Gemeinden, welche nach St. Martin eingeschult sind; drei Tage speist er bei jedem Grundbesitzer, zwei Tage bei jedem Berghold, einen Tag bei jedem Keuschler. Die Wohnung wird ihm von dem Gemeindevorsteher angewiesen.

Digitized by Google

Correspondenzen.

Darmstadt, 2. November.

Das großherzogliche Hoftheater nimmt schon in den nächsten Tagen Gounod's „Königin von Saba" wieder in sein Repertoir auf, eine Oper, die gewissermaßen ein ausschließliches Eigenthum der hiesigen Bühne ist. Die Vorstellungen derselben, durch Personalverhältnisse seit drei Jahren unterbrochen, haben an Pracht der Ausstattung, an scenischer Schönheit und Wundern der Maschinerie Außerordentliches geboten; die mit den Hauptpartien des neueinstudirten Werkes betrauten tüchtigen Sänger werden die musikalischen Intentionen gewiß auch erfolgreich zur Geltung bringen. Die „Königin von Saba", die ein Magnet für das hiesige wie für das kunstliebende Publikum der Nachbarstädte war, wird ihre Anziehungskraft wohl von Neuem bewähren und wird mit den hier so sorgfältig als glanzvoll gegebenen Aufführungen von Meyerbeer's „Nordstern" und „Afrikanerin", Wagner's „Lohengrin" und „Rienzi", Gounod's „Faust" und „Romeo und Julie", Verdi's „Sicilianische Vesper" und „Don Carlos" eine Reihe von Opernvorstellungen bilden, wie sie wohl kaum eine andere deutsche Bühne darbietet.

Frankfurt, 2. November.

Am 28. October wurden die Wintervorträge des geographischen Vereins von Herrn Dr. G. A. Maack aus Hannover eröffnet. Derselbe hatte als Gegenstand der Betrachtung die schon an und für sich, bei den dermalen dort herrschenden kriegerischen Wirren aber doppelt interessanten Länder am La Plata gewählt. Herr Dr. Maack gab in diesem ersten Vortrag einen geschichtlichen Ueberblick der dortigen Staaten-Entwicklung bis zum Schlusse der Gewaltherrschaft Rosa's, und führte so die Hörer auf das Gebiet ein, dessen nähere geographische Schilderung in weiteren Vorträgen folgen wird. Gediegenheit, Klarheit und Faßlichkeit sind Vorzüge, welche Herrn Dr. Maack's Vortrag auszeichneten, der auf Grund eigener Anschauung bei längerem Aufenthalt in den fraglichen Ländern spricht. Für seine Zuhörer hat er durch Vorlage von Illustrationen auf das Beste und Reichlichste gesorgt.

Bekanntlich hat Herr S. Ravenstein, Turnlehrer am hiesigen Gymnasium, die turnerische Hinterlassenschaft seines Vaters, der auf dem Felde körperlicher Ausbildung und Kräftigung während 30 Jahren ununterbrochen thätig war, angetreten. Derselbe hat nunmehr einen recht netten Salon für Heilgymnastik, Fechten und Turnen Friedberger Anlage 26 eröffnet, auf welchen wir die Aufmerksamkeit der sich irgendwie für diese Disciplinen Interessirenden lenken möchten. Ravenstein's Anstalt concurrirt ihrer ganzen Anlage und Richtung nach nicht mit den mehr für das große Publikum auf der Grundlage des Massenbetriebs und billiger Preise bestehenden Turnanstalten der hiesigen Vereine. Sie will im Gegentheil dem Bedürfniß Derjenigen entgegenkommen, welche auf Privatweg wie in engerem Kreise ihre körperlichen Uebungen vornehmen möchten. Dafür bietet nun Ravenstein's Salon in seiner wirklich reichen, ja eleganten Ausstattung erwünschte Gelegenheit. Fechten und Kunstturnen für junge Leute und kräftige Männer, Gesundheitsturnen für Stuben- und Bureauhocker, letzteres für wirklich Leidende nach ärztlicher Vorschrift sich zu eigentlicher Heilgymnastik für die bekannten Fälle leichter Deformitäten, Haltungsfehler und aller in gestörtem Säfteumlauf wurzelnden Indispositionen entwickelnd — finden dort gleichmäßige Pflege. Durch eine treffliche Lage unmittelbar an einem der reizendsten Punkte unserer Spazieegänge, nächst dem Bethmann's-Weiher, genießt die Anstalt des hohen Vorzugs reiner gesunder Luft. Wir wünschen ihr in so schöner Umgebung und unter so sachkundiger Leitung ein gedeihliches Aufblühen. Dr. S.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Petersburg. Das Tagesereigniß ist hier die erste Aufführung einer Wagner'schen Oper. Im russischen Theater wurde unter Leitung des Kapellmeisters Ljadow der „Lohengrin" gegeben, und zwar mit einem russischen, von einem gewissen Swanzow angefertigten und ziemlich mangelhaften Libretto. Trotzdem, daß die Aufführung nicht ohne einige Incorrectheit vor sich ging, war der Erfolg ein günstiger. Der Wagner'schen Schule ist in Petersburg schon lange durch einen eifrigen Schüler des Meisters, den Kritiker und Componisten Serow, vorgearbeitet worden. Die beiden vielfach gegebenen Opern dieses „nationalen" Künstlers: „Judith" und „Rogneda", sind durchaus im Wagner'schen Styl gehalten, und auch der Umstand, daß der „Lohengrin" im russischen Theater gegeben und ausschließlich von Russen dargestellt wurde (die beiden Hauptpartien hatten Herr Nikolski und Fräulein Platonow übernommen), hat wesentlich beigetragen, das Publikum der „neuen" Schule günstig zu stimmen.

Bibliothek ausländischer Classiker. Von der Bibliothek ausländischer Classiker, welche von der so thätigen Verlagshandlung des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen publicirt wird, ist dieser Tage wieder eine neue Serie ausgegeben worden: Heft 72 bis 82. Dieselben enthalten eine Reihe Shakespeare'scher Dramen von L. Seeger, K. Simrock, W. Jordan, Dingelstedt und H. Viehhof übertragen; die Sonette, welche noch folgen sollen, werden von F. A. Gelbke bearbeitet. Der literarisch geschulte Leser findet sich diesen Uebersetzungen gegenüber in einem ähnlichen Zwiespalt, wie gegenüber der vortrefflichen Uebertragung der Homer'schen Heldengesänge von Donner. Man ist, wie dort, an das herbe und strenge Wortgefüge des alten Voß, an die Ausdrucksweise der Tieck-Schlegel'schen Uebersetzung gewöhnt, dieselbe ist mit all ihren Härten und Mängeln in Fleisch und Blut übergegangen, und es wird nun schwer, der neuen Uebertragung gerecht zu werden, wenn man sich auch gestehen muß, daß dieselbe sich durch leichte gefällige Form auszeichnet, ohne dabei der Kraft des Ausdrucks Abbruch, oder dem Sinne des Originals Gewalt anzuthun. Die reichhaltige Shakespeare-Literatur der letzten Jahrzehnte hat es ermöglicht, manche Stellen, welche in der älteren Uebertragung unklar und dunkel blieben, jetzt in richtiger Lesart herzustellen, was immerhin als ein Verdienst der neuen Uebertragung hervorgehoben werden mag. Außer Shakespeare bringen die neuen Lieferungen die wenigstens culturhistorisch noch immer interessante „Corinna" von Frau v. Stael, übersetzt von M. Bock, und Sterne's „Empfindsame Reise", übertragen von Karl Eitner. Entschiedenes Verdienst erwirbt sich der Verlag durch die Publication ausgewählter Comödien von Ludwig Holberg, übersetzt von Robert Prutz. Wir besitzen von dem dänischen Molière bisher nur eine ältere, vielfach mangelhafte Ausgabe, die bereits völlig außer Curs gekommen. Die vorliegende Uebertragung kann als eine mustergültige gelten, und wird vielleicht den einen oder den anderen Bühnenleiter bestimmen, ein lustiges Stück des Kopenhagener Poeten wieder auf dem deutschen Theater einzubürgern.

Das Landhaus am Rhein. Die neueste Nummer des „Magazin für Literatur des Auslandes" schreibt: „Seit der Mitte Septembers hat im Feuilleton der „Presse" von Wien die Publication von Berthold Auerbach's fünfbändigem Roman: „Das Landhaus am Rhein", begonnen. Die Zeitungen haben bereits erzählt, wie viel es sich die „Presse" hat kosten lassen. Abgesehen jedoch von der patriotischen Genugthuung, die uns der Gedanke gewährt, daß man jetzt auch in Deutschland Geld genug besitzt, um so hohe Honorare zu zahlen, läßt uns deren mehr oder weniger hoher Betrag sehr gleichgültig. Wir ziehen sogar die reichen und tiefen Gedanken, welche der neue, abermals auf den Höhen des Lebens sich bewegende Roman Auerbach's enthält, der auf das große Publikum berechneten spannenden Form der Erzählung, die es wahrscheinlich allein ist, welche dem Verfasser das reiche Honorar verschafft, bei weitem vor."

„So sprechen die Schwaben." (Berlin, Dümmler.) Unter diesem Titel hat A. Birlinger, ein fleißiger Sammler und Forscher auf diesem Gebiete, eine Anzahl von Redensarten und Sprüchen der Schwaben in Württemberg und Bayern zusammengestellt. Das nette Büchlein sei unsern Lesern empfohlen.

„Adolph Diesterweg", herausgegeben von E. Langenberg. 3. Theil. Diesterweg außer Diensten. (Frankfurt, Hermann.) Dieser Schlußband des, mehrmals von uns angezeigten, für die Entwickelungsgeschichte unseres Jahrhunderts wichtigen Werkes ist mit Diesterwegs schon ausgeführtem Bildnisse geziert.

Berichtigung.

In dem Artikel: Simon Moritz v. Bethmann, Didaskalia Nr. 303, lese man: Sp. 1 Z. 10 v. o. nun statt nur; Sp. 1 Z. 16 v. u. Erst statt Fast; Sp. 4 Z. 29 v. u. Herrenbank statt Herrenbrücke; Sp. 4 Z. 28 v. u. des geistigen statt geistigen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 3. November. Zum ersten Male wiederholt: **Der Makob**, Trauerspiel in 5 Acten von Rudolph Gottschall.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 3).

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 307. Mittwoch, den 4. November 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Pierre Lavergne", fuhr der Greis strenge fort, „das Maas Deiner Sünden ist übervoll. Die Stunde des Gerichts hat geschlagen. Du wirst nicht lebend diesen Ort mehr verlassen."

„Tödte mich nicht, Victor", flehte der Schloßherr, indem er vor dem Richter niedersank. „Meine Hände sind gefesselt, daß ich sie nicht empor zu strecken vermag zu Dir; aber hier liege ich zu Deinen Füßen und beschwöre Dich bei der Freundschaft, die Du einst für mich gehegt: tödte mich nicht!"

„Wehe Dir", rief Kerdingen, daß Du es wagst, mich an meine Freundschaft zu erinnern! Womit lohntest Du sie mir? Mit Verrath und Mord und Diebstahl. Aber ich verachte es, einem gefesselten Feinde gegenüberzustehen. Mit diesem Messer zerschneide ich Deine Bande. Rühre mich nicht an", fuhr er in demselben Augenblicke fort, „denn Dein Berühren schon dünkt mir ein Gräuel."

„So werdet Ihr mich nicht tödten, so werdet Ihr nicht die Hand an den Bereuenden, Verzweifelnden legen?" rief Lavergne, dem ein Hoffnungsstrahl aufdämmerte. „Um unserer Kinder willen, schont meiner, denn Ihr habt einen Sohn, Monseigneur, ich erzog ihn gleich einem eignen Kinde, noch mehr, ich will ihm meine Tochter, die er liebt, vermählen, ich will —"

„Erinnere mich nicht an meinen Sohn", unterbrach ihn der Graf düster, „oder die Ruhe, die ich mir selber gelobt, während dieser letzten Stunde zu bewahren, könnte mich verlassen. Ich weiß, was Du mit dem Sohne Deines Herrn begonnen, daß Du ihn als Diener behandeltest, der Dein Gebieter ist, daß Du ihn gefangen hieltst, auf daß er das Geheimniß seiner Geburt nicht erfahre, und ihn in die Welt hinausstoßen willst, wie einen Bettler, sobald durch Deine List und Gewalt dieser Mund verstummt. Charles besitzt in wenigen Augenblicken die unumstößlichen Documente seiner Geburt; er ist nicht arm und mittellos, denn sein ist das große Vermögen seiner Mutter, sicher in einem Handelshause Newyorks angelegt."

„Ich will nicht sterben", schrie Pierre Lavergne in namenloser Angst, „ringen will ich mit Dir um mein Leben; die Waffen nahm man mir, die Hände gabst Du mir selber frei, die Dich erdrosseln sollen."

Er stürzte auf Kerdingen zu; — sein Antlitz war verzerrt und Angstschweiß rann von seiner Stirn. Aber mit mächtiger Hand stieß der Graf den Verzweifelnden von sich, daß er gegen die Wand taumelte.

Pierre klammerte sich an ihn an.

„Gnade, Victor, — Gnade!" schrie er mit heiserer Stimme.

Kerdingen antwortete nicht; er hielt mit der einen Hand den Arm Pierres zurück, der ihm in blinder Verzweiflung die Fackel zu entreißen versuchte.

Nach einer kleinen Pause fuhr Victor von Kerdingen in feierlichem Tone fort:

„Höre, Pierre Lavergne, meinen letzten Entschluß: ich will Dich nicht tödten; aber an diesem Orte, demselben, den Du zu verrathen gedachtest, sollst Du Deine Strafe empfangen. Ich lasse Dich hier allein, und hinter mir den einzigen Ausgang schließend, werfe ich den Schlüssel von mir und überlasse Dich den Qualen Deines Gewissens, überlasse Dich den Furien der Reue. Angst und Verzweiflung hefte sich an Deine Fersen, die Geister der beiden edlen Frauen, die durch Dich gemordet, steigen auf vor Dir, bis der Tod Dich erlöst, und droben möge ein ewiger unbestechlicher Richter Urtheil sprechen zwischen uns!"

Einen letzten langen Blick warf Kerdingen auf Lavergne, dann verließ er langsam, gemessenen Schrittes den Raum und durchwanderte die niederen gewundenen Gänge, die zum geheimen Ausgang führten — hinter ihm war es still wie im Grabe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Socialismus und die Volksschule.

Zur endlichen Lösung der socialen Frage.

Von Dr. Alb. Wittstock.

Die socialen Ideen sind schon von sehr altem Datum. Es finden sich bereits bei den Schriftstellern des Alterthums manche bezügliche Stellen, namentlich wenn sie das Capitel der Sclaverei behandeln. Man erkannte, wie wichtig es sei, daß zwischen den Bürgern desselben Staates Gleichheit herrsche, und verlangte darum nicht nur Gleichheit in der Ausübung der politischen Rechte, sondern auch in der Erziehung und Arbeit. So bestimmte Lykurg in seinen Gesetzen die Gemeinsamkeit der Erziehung. Sokrates sagt, daß die Ungleichheit die Ursache aller Unordnungen in der menschlichen Gesellschaft sei. Auch Plato und Aristoteles stimmen für das Princip der Gleichheit. Nach Justin (lib. 43 c. 1) lebten die ältesten Bewohner Italiens in der Gleichheit und nach Cäsar auch die ersten Germanen. Wie Strabo berichtet, war bei den Scythen Alles gemeinschaftlich. Die Pythagoräer hatten ebenfalls den Communismus eingeführt. Selbst bei den Chinesen soll eine communistische Secte existirt haben, wie einige Geschichtsforscher behaupten. So ließen sich noch mehrere Beispiele für die Existenz des goldenen Zeitalters anführen.

Auch im Neuen Testament findet sich die sociale Doctrin. „Wir sind Alle Kinder Gottes, es gibt keinen Unterschied; Ihr seid nur

Digitized by Google

ein Körper und ein Geist", sagt Paulus, und an einer anderen Stelle: „Vereinigt euch mit einander, um euch zu helfen." Ferner: „Derjenige, welcher arbeitet, soll mit der Hoffnung arbeiten, die Frucht zu theilen. — Ein Arbeiter, welcher gut gearbeitet hat, soll den ersten Theil an der Ernte haben." — „Thut den Leuten Das, was ihr wollt, das man euch thue", heißt es bei Matthäus, und: „Sind es nicht die Reichen, welche euch durch ihre Macht unterdrücken?" lesen wir in der Epistel St. Jacobus, Cap. 2 ꝛc. In der Apostelgeschichte wird uns erzählt, wie die ersten Christen die Lehren des Evangeliums ausführten. Es herrschte vollständige Gütergemeinschaft. „Diejenigen, welche glaubten, waren zusammen vereinigt und Alles, was sie hatten, war gemeinsam. Es gab keine Arme unter ihnen." Uebrigens findet sich schon vor den ersten Christen das Modell einer brüderlichen Gemeinschaft, nämlich bei den Therapeuten und Essäern, wie Joseph, Philon, Eusebius und Plinius berichten. „Unter der volkreichen Nation der Juden", erzählt Philon, „gibt es eine Art Leute, welche man Essäer nennt; es sind ungefähr viertausend. Sie leben in Dörfern und fliehen die Städte. Die einen bebauen das Land, die anderen beschäftigen sich mit den Künsten; sie helfen sich untereinander. Sie häufen weder Gold noch Silber auf; es gibt keinen einzigen Sclaven unter ihnen; sie sind alle frei, alle gleich. Es ist Alles gemeinsam" u. s. w.

Später waren es die Kirchenväter, in deren Schriften sich ebenfalls der Socialismus findet. Namentlich hat der heil. Chrysostomus zu einem communistischen Leben aufgefordert. Die Kirchenväter hielten den Reichthum und den individuellen Besitz der Güter für unverträglich mit dem Geist des Christenthums. Der heil. Basilius nennt die Reichen sogar Diebe. Man wird dabei unwillkürlich an den Satz Proudhon's erinnert: „Eigenthum ist Diebstahl".

Die Geschichte hat in der Folge mehrere communistische Versuche aufzuweisen. Es sei nur an die Albigenser, Waldenser, Anabaptisten, mährischen Brüder, Quäcker u. s. w. erinnert. Die Waldenser glaubten, daß ein neuer Messias erscheinen würde, um die Gleichheit in der menschlichen Gesellschaft „ohne Priester, ohne Adel und ohne Reiche" zu realisiren. Aber die bedeutendste Erscheinung war ohne Zweifel der Bauernkrieg. „Wir sind Alle Brüder", sagte Münzer, „warum seufzen wir in Armuth und Leiden, während die Reichen in Freuden schwelgen? Haben wir nicht das Recht auf Gemeinschaft der Güter, welche von Natur für alle Menschen ohne Unterschied da sind? Nicht blos als Menschen haben wir dieses Recht, sondern auch als Christen. Beim Ursprung der Religion theilten die Gläubigen Alles, was sie hatten. Ja, meine Brüder, Alles gemeinsam haben, das ist der Geist des Christenthums und den Fürsten die Steuern verweigern, heißt sich aus der Knechtschaft ziehen, von der Jesus Christus uns befreit hat."

Eine andere sociale Verbindung waren die Etablissements der Jesuiten in Paraguay, welche jedoch nur zu dem egoistischen Zwecke der religiösen Beherrschung errichtet wurden. Es ist bekannt, daß das Unternehmen bankerott machte, aber immerhin muß man die administrative Geschicklichkeit der Jesuiten bewundern. Es wäre zu wünschen, daß nützlicheren Zwecken ähnliche Kräfte zu Gebote stünden. Will man den verderblichen Einfluß, welchen die religiösen Feinde des Gemeinwohls auf die gläubigen Seelen ausüben, verbannen, so muß noch vollkommener die Volksbildung organisirt und mit größter Freimüthigkeit verbreitet werden. Nur so ist es möglich, die Irrthümer zu zerstören, auf welche so viele „honorable" Charlatans speculiren und wovon sie leben.

Die Doctrin des Communismus, der brüderlichen Gleichheit, tauchte fast in jeder Epoche wieder auf. Aber seit den Kirchenvätern proclamirte Niemand diese Lehre mit solchem Eclat, als Thomas Morus. Im Jahre 1516 erschien seine Utopia, in welcher der Verfasser die moderne Gesellschaft kritisirt und die Ursachen des Elends aufdeckt. Seine Rathschläge aber, die er zur Verbesserung ertheilt, sind so unausführbar, daß man alle derartige sociale Vorschläge in der Folge Utopien nannte. Erst die socialen Reformisten des folgenden Jahrhunderts, wie Marelly und Mably, werden etwas praktischer. Doch auch sie sind Apostel des Communismus.

Einen anderen Weg zeigte die Rechtsphilosophie. Chr. Wolff, der erste Philosoph nicht blos in Deutschland, sondern dessen Logik auch Frankreich und England beherrschte, erklärt in seiner Rechtsphilosophie den gegebenen Zustand. „Von Natur sind alle Menschen gleich; Keiner hat größere Verpflichtungen wie der Andere, Keinem kommt ein Vorzug vor dem Andern zu. — Aber nachdem die Menschen aus dem ursprünglichen Zustande herausgetreten sind, sind sie ungleich geworden und zwar dadurch, daß das Eigenthum und die Staatsgewalt eingeführt wurden." Ganz anders behandelten die französischen Koryphäen den Gegenstand. Helvetius, Voltaire und Rousseau geben zwar kein System, aber sie sind die begeistertsten Prediger der unbedingten Gleichheit. Helvetius zeigt in seinem Buche „de l'esprit", daß der Geist für Alle ein gleicher ist. Und Rousseau in seiner Schrift: „Ueber den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" findet, daß derselbe im Eigenthum liege und erklärt, daß diese Ungleichheit nicht in Uebereinstimmung mit dem Gesetze der Natur stehe. Der „Emile" will eigentlich nichts anderes, als die Begründung der Gleichheit durch die Erziehung; die Gleichheit der Erziehung wird alle Menschen gleich und frei machen; die Ungleichheit liegt nicht in den Menschen, sondern in der Ungleichheit der Bedingungen ihrer Entwicklung. Der Contrat social endlich ist der Codex der Volkssouveränetät.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich und Deutschland.

Ein französischer Feuilletonist, der die französischen Eroberungsgelüste und Eroberungsaussichten bespricht, sagt:

„Zur Hälfte haben wir Deutschland schon einverleibt, da die ganze weibliche Hälfte Deutschlands durch und durch französisch ist, kein höheres Streben kennt, als sich in jeder Lage den Anstrich einer Französin zu geben, eher den Anschein einer käuflichen Schönheit französischer Zunge anstrebt, als sich als Deutsche bloßzustellen. In der Männerwelt begegnen wir zwar hin und wieder einer deutschen Gesinnung, aber sowohl am Rheine wie anderswo ist sie stark französisch gefärbt. Die Aushängeschilder der Städte sind meist französisch. Der Deutsche schämt sich Schneider zu heißen und nennt sich Maitre tailleur. In der höheren Gesellschaft, wo ein Kartenspiel stattfindet, hört man kein deutsches Wort und nur die Handwerksburschen bedienen sich beim Spiele höchstens ihrer angeborenen Mundart. Wenn der Deutsche in erhabenerem Style reden will, klingt ihm die eigene Sprache zu gemein, zu unbeholfen; wenn er von seinen Herrschern, von vornehmen Leuten spricht, so nehmen diese ein Dejeuner, ein Souper oder gar ein Galladiner. In Beziehung zu Recht und Gericht ist die deutsche Sprache arm und unbeholfen, müssen die Fachmänner Recherchen anstellen, Licitationen halten, die Instanzen durchgehen, die Jurys zusammenberufen.

Ebenso undeutsch ist Alles im Kriegswesen; die deutsche Sprache hat kein Wort für Defilee, für Waldlisière, für Front, oder die Fachgelehrten kennen keines, und wenn ein deutscher Truppentheil einen deutschen Herrscher grüßt, wird zum präsentiren der Waffe commandirt.

Digitized by Google

Daß die meisten Rangstufen im Heere französische Namen tragen, kann nicht abgeläugnet werden. Und nun nehme man die deutschen Zeitblätter zur Hand, sehe die „Kölner Zeitung" z. B. einmal an. Jeder ihrer Correspondenten strotzt von französischen Worten und wenn der Redacteur einen Leitartikel schreibt und den Lesern etwas deutlich machen will, bedient er sich französischer Worte. In dem Hause der Abgeordneten in Berlin werden Amendements gestellt, in den Gerichtshöfen wird plädirt, im Heere exerzirt, am Mittagstische wird das Menü in französischer Sprache vorgelegt, hat man Appetit, im Concert ennuyirt man sich, in der Opera applaudirt man, im Tanzsaale amüsirt man sich, der Reiter reitet Volte auf der Promenade, der Jäger läßt seinen Hund apportiren.

Und dieses Volk will sich einer eigenthümlichen Sprache rühmen, will nicht unter unserer Vormundschaft stehen, will läugnen: daß wir es seit lange uns geistig und leiblich unterworfen haben, daß wir es an tausend Fäden lenken und leiten."

Sprüche und Epigramme.

Von Ignaz Hub.

Weise und groß.

Wer das kann, was er will, der gilt als ein Mann mir des Glückes;
Weise doch gilt mir und groß, welcher nur will, was er kann.

Nusquam est, qui ubique.

Höhere Bildung verschafft als im Hundertfältigen Halbheit:
Eins recht wissen. Das merk', universelles Genie!

Künstlergeheimniß.

Schaffen! kennst Du das Wort und ahnst Du das Künstlergeheimniß,
Wie man erschafft, daß hehr tritt aus der Seele das Bild?
Schwer sich entbindet ein göttliches Werk. Selbst Zeus, als die Pallas
Sprang aus des Strahlenden Haupt, brachte sein Opfer an Kraft.

Orpheus' Leier.

Einzig die Dichtung sie söhnt die Vergangenheit aus mit der Zukunft;
Orpheus' Leier bezwingt deren zermalmende Wucht.

Mannichfaltigkeiten.

(Was ist ein Pfarrstall?) Dieser Tage wurde in dem „Wochenblatt für den vorhinnigen Regierungsbezirk Marburg" von dem dasigen königl. Landrath Mayer die „Inaccordgabe" der Arbeiten zur Errichtung eines „Pfarrstalles" in Cappel ausgeschrieben. Bis jetzt kannte man dort nur Viehställe, Holzställe u. dgl., aber noch keine „Pfarrställe", und ist soweit das deutsche Wörterbuch wieder um ein neu erfundenes Wort bereichert worden. Was mögen aber die Parteigenossen des Landraths im preußischen Abgeordnetenhaus, die frommen Kreuzzeitungsritter, erst zu dieser neuen Schöpfung des Landraths sagen?

(Dem Erzbischof von Canterbury), welcher jüngst verstorben, wurde jederzeit großes Wohlwollen, Versöhnlichkeit und Duldsamkeit in religiösen und politischen Dingen nachgerühmt. Durch seinen Tod ist Disraeli in der Lage, die höchste Kirchenstelle des Landes zu vergeben, mit der ein jährliches Einkommen von 15,000 Pfd. Sterl. (375,000 Francs) nebst dem Patronat über die Erzdechantenstellen von Canterbury und Maidstone und 183 andere geistliche Pfründen verbunden ist.

Frankfurter Theater.

„Iphigenia auf Tauris". — Letztes Auftreten des Fräulein Sessi.

Verhindert, der ersten Aufführung der neueinstudirten Gluck'schen Oper beizuwohnen, beeilten wir uns die Wiederholung derselben anzuhören, hiezu nicht nur von dem hohen Werthe und der kunstgeschichtlichen Bedeutsamkeit des Werkes, sondern beinahe eben so sehr von dem Verlangen bestimmt, zu ersaheen, wie denn die Mitglieder unserer Oper mit dieser, ihrer übrigen Wirksamkeit so ferne stehenden Aufgabe zurecht kommen würden. Es ist wahrlich kein kleines Unternehmen und gehört nicht wenig Entsagung und ernster Wille dazu, mit einem Male die langgewöhnten Gleise ganz verlassen zu müssen und neue, kaum betretene Pfade mit gleicher Sicherheit wandeln zu sollen. Am begierigsten waren wir dies an Frau Fabbri zu beobachten, deren scharfpointirte, der modernsten dramatischen Richtung angehörige Weise am weitesten von Gluck'scher Einfachheit und Würde abliegt. Und in der That müssen wir gestehen, daß sie sich dieser, für sie besonders schwierigen Aufgabe in einer derselben möglichst entsprechenden und die Künstlerin ehrenden Weise entledigte. Die ansprechende Innigkeit und ruhige Würde, welche sie in Gesang und Spiel der unglücklichen Tochter Agamemnon's zu verleihen vermochte, konnte ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlen, die sich auch in wiederholtem Beifalle, am wärmsten nach der herrlichen Arie im zweiten Acte: „O laßt mich Tiefgebeugte weinen!" aussprach. Nicht minder gelungen war der Vortrag der ersten Arie: „O du, der mir einst Hülfe gab." Eine der schwierigsten, in unseren Tagen kaum vollends zu bewältigenden Leistungen ist die Rolle des Orest. Sie verlangt ein völliges Durchdrungensein von altgriechischem Geiste. Wie soll das bei unseren modernen Künstlern zu finden sein? Vermögen doch die Darsteller der gleichnamigen Rolle in Goethe's Tragödie selten dem Urbilde auch nur annähernd zu entsprechen. Um wie weniger kann man dies vom Sänger verlangen, der in beiden Eigenschaften, in Gesang und Spiel, gleich groß sein soll. Herr Pichler that, was er eben thun konnte, um mit Anstand sich der Rolle zu entledigen. Die manchmal unangenehmhohe Lage der Partie wurde mehrfach durch Punktirungen erleichtert. Am glücklichsten war er mit der großen Arie: „Ihr, die ihr mich verfolgt" und der späteren Scene mit den Furien. Nur hätte hierbei die gänzliche physische Ermattung und das Traumhafte der Situation mehr hervorteeten müssen. Die Rolle des Pylades war in den Händen des Herrn Colomann-Schmid, mithin in den besten, denen man sie hier anvertrauen konnte. Liegt diese Art zu singen seinem eigentlichen Wirkungskreise wohl ziemlich ferne, so wußte er dennoch in derselben recht Verdienstliches zu leisten, am meisten in der Arie: „Nur einen Wunsch, nur ein Verlangen." Beide Herren wurden durch Beifall ausgezeichnet. Die Rolle des Thoas ist an den meisten Bühnen in einer der Vorschrift des Componisten völlig entsprechenden Weise nicht zu besetzen. Ihre vorwaltend hohe Lage verlangt eigentlich gleichfalls einen Bariton. Aber wo findet man zwei gleich würdige Vertreter dieses Faches? So muß sie denn für den eesten Bassisten möglichst zurechtgeschnitten werden, wie dies denn auch diesmal der Fall war. Die anscheinend gemüthliche Natur des Herrn Caspar Baumann widersteebt zu sehr dem finsteren Wesen des blutdürstigen Scythenkönigs, als daß er im Stande gewesen wäre, seiner Aufgabe zu entsprechen. Von den übrigen Mitwirkenden wollen wir noch der Damen Deiner, Oppenheimer und Oswald anerkennend erwähnen. Die weihevollen Chöre der Priesterinnen wurden ganz im Geiste des Werkes vorgetragen, in den Männerchören jedoch war von der bekannten scythischen Wildheit nichts zu spüren. Der verhältnißmäßig leichten Aufgabe entledigte sich das Orchester in würdiger Weise. Die Bratsche jedoch, welcher in der großen Scene des Orest die Rolle des rächenden Gewissens übertragen ist, mußte gegen Ende derselben immer schwächer und schwächer werden, um das allmähliche Entschlummern richtig anzudeuten. Sehr verwundert waren wir über die nicht seltene Außeeachtlassung der nach melodischen Gesetzen nothwendigen und den aus der classischen Zeit der Oper herrührenden Vor-

Digitized by Google

schriften entsprechenden Behandlung der gleichlautenden Noten, wenn sie im Verlaufe der Melodie am Anfange eines Tactes, oder im recitativischen Gesange vorkommen, wo sie doch durch die nächst-höhere oder tiefere ersetzt werden sollen. Die Oper war übrigens im Ganzen unter Herrn Kapellmeister Lachner's Leitung tüchtig einstudirt und entsprechend ausgestattet.

Am letzten Freitage nahm Fräulein Sessi vor ihrem Abgange in das neue Engagement an der Berliner Hofoper von uns Abschied. Sie wählte hierzu die zweiten Acte der Opern „Liebestrank" und „Regimentstochter", in deren ersterem sie Auber's „Lachlied" und den de Beriot'schen Walzer, im zweiten den Walzer „L'estasi" von Arditi und „Thema und Variationen" von Proch einlegte, in welchen Stücken sie, mit Ausnahme des erstgenannten, wiederholt Gelegenheit fand, die hervorragendsten Seiten ihrer Leistungsfähigkeit, seltene Höhe der Stimmlage und virtuose Ausbildung derselben, glänzen zu lassen. Das ungeachtet des aufgehobenen Abonnements ausverkaufte Haus begleitete ihre Vorträge mit großer Aufmerksamkeit und sprach seinen Antheil in lebhaftem, oft wiederhollem Beifalle und Hervorrufe, so wie durch zahlreiche Spenden an Blumensträußen und Kränzen aus. Ist doch die junge Künstlerin, die im Besitze nur einer Rolle, des Gounod'schen Gretchen's, zu uns kam und mit deren überraschender Ausführung gleich alle Herzen für sich gewann, während ihres kurzen hiesigen Aufenthaltes unter unseren Augen so bedeutend in ihrem Berufe herangereift, daß sie, der erklärte, wenn auch etwas verwöhnte Liebling des Publikums, durch ihren Abgang in dem Repertoire unserer Oper und den Reihen unserer Sängerinnen eine empfindliche und nicht leicht auszufüllende Lücke verursacht. Möge sie in ihrem neuen Wirkungskreise ein dem hiesigen entsprechendes, freundliches Entgegenkommen finden! △

Museum.

Das liebenswürdige Ungeheuer, so man Publikum nennt, hat männiglich und gar weiblichen Antheils so viel Sinne, so viel Bedürfnisse, als Köpfe, und diese alle unter Einen Hut zu bringen, jene allesammt zu befriedigen, bleibt ein schwieriges Problem so gut für ein politisches Programm, wie für das eines Concerts, eines wissenschaftlichen Vortrags. Hat man sich nun auch billiger Weise in der Abrechnung mit Majoritäten zu begnügen, so wird doch einem Gesellschaftskreis gegenübee, der sich aus verschiedenartigen Elementen zusammenmischt, immerhin Eines als das gemeinsame Ziel desselben festgehalten werden müssen, — ein derartiger Kreis sucht neben der Belehrung vorzugsweise die Unterhaltung, und es steht ihm weiter noch vor dem Was das Wie, wenn er seine Kritik übt.

Unter einem solchen Gesichtspunct, gegen welchen sich nicht viel wird einwenden lassen, vermögen wir den kürzlich von Professor Bartsch aus Rostock gehaltenen Vortrag über die französischen Pastorellen des 12. und 13. Jahrhunderts in ihrem Verhältniß zur deutschen Poesie nicht gerade einen glücklichen zu nennen. Der in Folge seiner Forschungen und durch die Herausgabe provençalischer Sprachdenkmäler und älterer deutschen Dichtungen hochangesehene Redner hielt sich für die ihm gegebene Zuhörerschaft zu sehr auf der ihm gewöhnten Stellung des Akademikers und gab mit der Gewissenhaftigkeit des deutschen Gelehrten in aller Liebenswürdigkeit sein Bestes, aber eben für uns zu viel und ein kritisches Detail, das nothwendig, so interessant es in vieler Hinsicht war, ermüden mußte. Die Vorlesung behandelte, wie schon die Bezeichnung ihres Gegenstandes ergab, nicht die höfische Schäferpoesie H. d'Urfé's, aus der noch für unsere Zeit der Seladon typisch geblieben ist, und den galanten Roman von Mademoiselle de Scudery, sondern die alte, gesundere Dichtung, welche in naturwüchsiger Art im Norden, gekünstelter in den südlichen Provinzen Frankreichs auf dem Boden und aus den Wurzeln des Volkslieds entstand und als Quelle für das letztere, das uns aus dem Mittelalter nur in spärlichen Resten überkommen, dem Aesthetiker wie dem Kritiker gleich werthvoll ist. Die Pastorelle, nach ihren ersten Anfängen auf den Beginn des 12. Jahrhunderts und in die vorzugsweise bäuerlichen Departements des Artois, Hennegau und Luxemburg zurückgeführt, erweist sich als Kind des eigentlichen Volkslieds durch seinen Inhalt und seine Form. Die von dem Redner seinem Vortrag beigegebenen Beispiele der in den Pastorellen enthaltenen Wechselgesänge waren Muster einer geschmackvollen Uebertragung, wurden aber durch ihre große Zahl nachgerade ganz von selbst ein kleiner Cursus der ars amandi. ⊙

Frankfurt, 3. November.

Für die zahlreichen Freunde unseres Cäcilien-Vereins und die Besucher des Jubiläums-Concertes am 28. October dürfte es von großem Interesse sein, das Urtheil Dr. Ferdinand Hillers in der „Köln. Z." kennen zu lernen. Dasselbe lautet: „Der Abend des 28. Oct. brachte die Aufführung der H-moll-Messe von J. S. Bach, einem der tiefsten und kunstreichsten, aber auch schwierigsten Werke des großen Meisters. Schon Schelble hatte dasselbe in den Verein eingeführt, und derselbe hat es sich im Laufe der Zeiten immer mehr zum Eigenthume gemacht. So ließ denn auch der Vortrag der combiniriesten Chöre nichts merken von einer Gelegenheits-Einstudirung, Alles entwickelte sich mit der bequemsten Klarheit, mit der spielendsten Leichtigkeit. Der Klang der Stimmen, ihr Verhältniß zu einander, Reinheit, Deutlichkeit, rhythmische Bestimmtheit, nichts ließ zu wünschen übrig, und die ganze Leistung gereicht dem Vereine und seinem trefflichen Dirigenten zum größten Ruhme. Auch das Orchester zeigte sich eben so präcis wie discret, und einzelne Instrumente (wie Horn und Oboe) bewährten in ihren Sololeistungen ungemeine Meisterschaft. Die Krone dieser Instrumental-Soli bildete freilich ein Künstler, der glücklicher Weise der ganzen gebildeten Welt angehört und die Strahlen seiner Klangsonne über Gerechte und Ungerechte leuchten läßt — Meister Joachim. Die talentreiche Gattin des Unübertrefflichen, Frau Joachim, verlieh den Alt-Arien den ganzen Zauber ihrer schönen Stimme und ihres die edelste Weiblichkeit athmenden Vortrages. Der prächtige Sopran der Frau Wagner-Bellingrath, der durchgebildete Tenor des Herrn Otto aus Berlin und der musikalische Baß des Herrn Schulz aus Hamburg vollendeten das glänzende Ensemble."

Kunst- und Literatur-Notizen.

In Graz starb vor wenigen Tagen **Karl Freiherr v. Braun**, der Dichter der Oper „Das Nachtlager in Granada", die mit der Musik Conradin Kreuzer's die Runde durch die Welt machte, im hohen Alter.

„Giacomo Meyerbeer". Eine Biographie von Hermann Mendel. (Berlin, L. Heimann.) Die Biographien der Tonkünstler sind jetzt in der Mode. Erst vor vier Jahren ist Meyerbeer der Kunst entrissen worden und schon liegt sein Leben gehörig verbucht vor uns. Es nimmt sich aber gegenüber den bändereichen Biographien Mozart's, Weber's, Händel's gar bescheiden aus, denn der berühmte Componist der „Hugenotten", dessen Wirksamkeit fast alle Länder Europa's umfaßte, muß sich mit nicht mehr als 119 Quartseiten begnügen. Der Verfasser hat das Glück gehabt, zu dem Tondichter während der letzten Lebensjahre desselben in vertrauter Beziehung zu stehen, und das kam dem biographischen Theile des Werkes zu Statten, der manche interessante Züge aus dem Leben des Meisters bringt, obwohl es im Ganzen den Reiz der Neuheit nicht für sich hat. Die kritische Partie dagegen verräth den Meyerbeer-Enthusiasten, dem jede Note des Tondichters als eine Offenbarung gilt. In diesem Geiste sind die Analysen der Werke gehalten und in der trivialsten Weise ausgeführt. So trägt diese Biographie mehr den Charakter einer Reclame für das Andenken des Tondichters, als den eines geschichtlichen Werkes, und kann auch nur als solche in Betracht kommen, womit ihr literarischer Werth bezeichnet ist.

„Populäre Besprechungen über deutsche Schreibung, Schrift und Typen" durch R. Ahuus. (Köln, Barnick.) Da eine eigentliche Kritik dieses Buches ihre Stelle nur in Fachschriften zu suchen hat, so begnügen wir uns hier mit der Bemerkung: daß wir mit dem Verfasser die Verworrenheit und Fehlerhaftigkeit unserer heutigen sogenannten Rechtschreibung anerkennen, seiner kühnen Reform aber keinen sonderlichen Erfolg weissagen können.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 4. November. **Die lustigen Weiber von Windsor**, komische Oper in 3 Acten (nach Shakespeare's gleichnamigem Lustspiel) von Mosenthal. Musik von Otto Nicolai.
(Außer Abonnement.)

Donnerstag, 5. November. **Damenkrieg**, Lustspiel in 3 Acten, nach dem Französischen des Scribe von Olfers. Hierauf: **Fritzchen und Lieschen**, oder: **Französische Schwaben**, musikalisches Genrebild in 1 Act von P. Henrion. Musik von J. Offenbach.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 4).

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 308. Donnerstag, den 5. November 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Kerdingen neigte das Haupt, und sich in seinen Mantel hüllend, schritt er rüstig, sicheren Ganges vorwärts durch die Dunkelheit dem Schlosse zu, das einst sein eigen war.

Brigitta empfing ihn an der kleinen Pforte.

„Und Lavergne?“ fragte sie den Grafen, während ihre Stimme die höchste Angst verrieth und ihr morscher Körper bebte.

„Brigitta, Du zitterst um ihn“, sagte Kerdingen traurig, „um Deinen Tyrannen?“

„Er ist der Vater meines Kindes!“ murmelte die Alte. „Doch kommt, Monseigneur, ich führe Euch auf geheimem Wege zu Eurem Sohne.“

„Wohl“, sagte Kerdingen, „ich will ihn sehen, das stürmische Verlangen stillen, den Sohn an die Vaterbrust zu schließen, nach langen, langen Jahren der Entbehrung. Für Dich, Brigitta, habe ich noch einen Auftrag. Geh zu Marguerite und berichte ihr in Kürze den Inhalt des Trauerspiels, das Jahre bedurfte, ehe es heute zum schrecklichen Ende kam. Erzähle ihr Alles, und wenn Du geendet, so führe sie zu mir, nicht zu dem Richter ihres Vaters, nein zu dem Vater ihres Geliebten.“

„Erbarmen, gnädigster Herr“, flehte Brigitta. „Erlassen Sie mir das Furchtbare. Soll mein Kind mich verfluchen, daß ich meine Hand lieh zu den Thaten der Vergangenheit.“

Des Grafen Antlitz verdüsterte sich.

„Du wirst zu ihr gehen“, wiederholte er herb. „Wohl dem elenden Lavergne, wenn seine Buße leicht wäre wie die Deine.“

— — — —

Victor stieg leise zum Zimmer des Schloßherrn empor.

Aus seinem dumpfen Brüten, halb Schlaf, halb Betäubung, fuhr Charles empor, denn die Riegel der Thüre wurden zurückgeschoben und der Schlüssel drehte sich im Schloß.

Er rieb sich die Stirn, — wie ein Traum dünkte ihm das Erlebte.

Krampfhaft ballte er die Faust. Kein Anderer als Lavergne besaß den Schlüssel des Zimmers, kein Anderer als Lavergne, der Usurpator, konnte das Zimmer auf diesem Wege betreten.

Da fiel ein heller Lichtglanz ins Gemach. Die Thüre öffnete sich und vor ihm erhob sich eine hohe Greisengestalt, die ihre Arme ausbreitete nach dem Jüngling — ein Aufschrei Charles' —, ein Schrei, wie ihn das höchste Glück nur erpreßt, — und ein Kerding lag an der Brust seines Vaters.

„Wie aber, mein Vater, gelang es Euch, zu mir zu dringen und meine Gefangenschaft zu lösen?“ rief der Jüngling, nachdem der erste Jubel des Wiedersehens verrauscht war. „Doch was frage ich? Alles, alles könnt Ihr mir erzählen, wenn wir aus dem Bereiche dieses Elenden sind. O laßt uns fliehen, Vater“, fuhr er lebhaft fort, „noch diese Nacht, noch diese Stunde! Ich laß Euch nicht mehr — Nichts soll uns wieder auseinanderreißen!“

Der Greis legte seine Hand auf den Arm des Stürmischen.

„Charles!“ sagte er ernst, „Du, ein Kerdingen, treibst mich zur Flucht? Vergissest Du, daß für Dich noch heilige Pflichten zu lösen sind, ehe wir Frankreich verlassen? Die meine ist gelöst, sie hieß „die Vergeltung“ —; Pierre Lavergne wird mir nicht mehr schaden. Dich aber hält ein heiligeres, edleres Band gefesselt an diese Stätte. Charles“, fuhr er fort, da der Jüngling die Augen schweigend zu Boden senkte, „die Liebe ist es, mein Sohn; ich kenne Deine Neigung zu der Tochter Lavergne's und billige sie.“

„Und eben weil ich Marguerite liebe, gränzenlos liebe“, flüsterte Charles, „muß ich fliehen. Eure Rache, da Ihr den Todfeind unseres Geschlechtes vernichtet, war gerecht; aber kann jemals die Tochter des Gerichteten dem Sohn des Richters — des Henkers ihres Vaters die Hand am Altare Gottes reichen?“

Kerdingen vermochte die Frage nicht zu beantworten, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des Gemachs aufs Neue und Marguerite, von Brigitten gefolgt, stürzte in das Zimmer. Das reiche Haar des jungen Mädchens hing lang und fesellos herunter und ein weißes Nachtgewand umhüllte ihre schlanke Gestalt.

Ohne auf Charles einen Blick zu werfen, sank sie zu den Füßen des Grafen.

„Gnade“, flüsterte sie mit von Thränen erstickter Stimme, „Gnade, es ist mein Vater!“

Der Greis legte die Hand auf das Haupt des jungen Mädchens.

„Armes, armes Kind“, sagte er gedankenvoll, so weißt Du —“

„Alles!“ unterbrach ihn Marguerite, „und huldigend und flehend zugleich liege ich zu Euren Füßen, Graf von Kerdingen. Fleckenlos ist Euer Adel — aber Adel bedeutet Edel und edler ist nichts als Erbarmen und Gnade. Der Bruder Valours hat Brigitta von dem Entsetzlichen unterrichtet —, mein unglücklicher Vater ward hinabgestoßen in einen unterirdischen Raum — allein mit Euch Eure Rache zu erwarten —; o sprecht — lebt er noch oder habt Ihr ihn geopfert? — muß sich das Giftkorn des Hasses in den Strauß der Verehrung flechten, den ich dem Namen Kerdingen weihe?“

„Steh auf, mein Kind“, erwiderte der Greis; „noch lebt der Unglückselige. Drei Tage lang bieten die Vorräthe jenes Ortes ihm Nahrung, wenn Verzweiflung, wenn Gewissensangst ihn nicht vorher getödtet.“

„So rettet ihn“, rief das Mädchen, die Hände ringend, „glaubt mir, jene qualvollen Stunden, die der unglückliche Mann an jenem Orte verlebt, sind Strafe genug für die kommenden Jahre seines Lebens.“

Digitized by Google

Und sich an Charles wendend, fuhr sie mit gehobener Stimme fort: „Graf Charles, vergessen auch Sie, was Ihnen mein Vater gethan und helfen Sie mir, ihn zu befreien. Sie schwuren mir einst Liebe, da ich die reiche Erbin war und Sie der Niedere, Geduldete. Ich gebe Ihnen den Schwur zurück, Charles, in eines Klosters Mauern werde ich den süßen Traum meiner Jugend begraben; aber ersparen Sie meinen Nächten das schreckliche Bild meines verzweifelnden, sterbenden Vaters, dessen Geist vor mich hintreten und mich nach sich ziehen wird bis in die Ewigkeit!"

„O Marguerite!" rief Charles verzweifelt, „fordere mein Leben und ich opfere es Dir; in das Recht meines Vaters zu greifen vermag ich nicht."

Der Greis trat ans Fenster und blickte hinaus in die Nacht. Ein einziger Stern hatte sich durch die Wolkenmassen gebrochen.

Zu ihm empor blickte Kerdingen und seine Lippen bewegten sich wie im Gebete.

Jetzt wandte er sich um, sein Antlitz strahlte voll Hoheit und Milde.

„Marguerite", sagte er würdevoll, „durch Deines Vaters Schuld wanderte meine Mutter zum Blutgerüst; ich war es, der einst die gefangene Tochter dem Vater wiedergab, ich bin es, der seine gerechte Rache Deinen Bitten, Deinen Thränen opfert. So rächt sich ein Kerdingen."

„Bester, edelster der Väter!" rief Charles, während Marguerite schluchzend an des Greisen Brust sank.

„Nimm diesen Plan, Charles", fuhr er fort, „der Dich an den geheimen Eingang leitet, und diesen Schlüssel, der ihn öffnet, und wenn der Morgen graut, schreite an Margueritens Seite zu jenem Orte und gib ihm die Freiheit. Und wenn die Einsamkeit dann nicht sein Herz bekehrt, wenn er noch in seinem bösen Wahn beharrt, dann, meine Kinder, dann zieht mit mir jenseits des Meeres, in das Land der Freiheit, wo uns ein neues Glück erblühen soll und neues Leben."

Der Graf schloß die jungen Leute in seine Arme.

„Nun laßt uns scheiden, meine Kinder", sagte er tief bewegt. „In Havre erwarte ich Eure Nachrichten und die Geister der Geschiedenen mögen mir vergeben, da ich die Rache für die Todten dem Glück der Lebenden opfere. Gott sei mit Euch!"

Segnend breitete er die Hände aus, leuchtend und klar blitzte der Stern in das stille Gemach, wie das Auge eines Engels, und süße Wehmuth zog durch jede Brust.

(Schluß folgt.)

Der Socialismus und die Volksschule.

Zur endlichen Lösung der socialen Frage.

Von Dr. Alb. Wittstock.

(Fortsetzung.)

Die französische Revolution berief den dritten Stand zur Neugestaltung der Gesellschaft. Der Artikel 1 der Déclaration des droits de l'homme besagt: Tous les hommes naissent et demeurent libres et égaux en droits. Die Erklärung der Menschenrechte enthielt ihrem wahren Charakter nach eine sociale Umgestaltung des ganzen Volkes. Der dritte Stand hatte jetzt die Gleichheit erlangt und die Freiheit vom Joche des Privilegiums. Aber es zeigte sich alsbald, daß, indem die Bürger keinen anderen Unterschied unter sich anerkannten, als den der Tugenden und Talente, sie dennoch den Unterschied des Besitzes nicht aufheben konnten. Dem Namen nach herrschte absolute Gleichheit; der Wirklichkeit nach herrschte der Besitz über den Nichtbesitz. Der Arbeiter war vom Besitze getrennt. Die socialen Versuche des Terrorismus führten zum Excess. Danton wollte die Freiheit und Gleichheit, aber er verstand die Gleichheit der Arbeit und die Gleichheit der Beschränkung nicht; neben der politischen Freiheit lebte er in der Freiheit vollkommenster Sittenlosigkeit. Er erkannte nicht, daß die Beschränkung die erste Mutter aller Herrschaft ist. Marat belehrte das Volk, daß „es ein schlechter Vortheil wäre, die Adels-Aristokratie zu besiegen, um der Geld-Aristokratie zu unterliegen" — und daß die „Günstlinge des Glücks zittern müssen, daß die Armen endlich vielleicht ihrer Armuth ein Ende machen, indem sie Jenen das Ueberflüssige nehmen." Marat hat sich nicht zu der Höhe des Communismus, zur Negation des Eigenthums, noch viel weniger zu einer eigentlich socialen Idee erhoben. Allerdings kommen einzelne Anklänge von Associationsgedanken der Arbeiter und Aehnliches bei ihm vor, aber sie sind ohne Bedeutung. Robespierre wollte die Vernichtung aller Classen der Gesellschaft, die nicht Volk waren. Man grüßte sich Bruder und Bürger; man wälzte den Geist zurück in die alte römische, die spartanische Zeit; man suchte nach der Republik in den republikanischen Tugenden, und einen Augenblick konnten jene Männer glauben, daß die neue Gesellschaft mit ihnen beginnen würde. Aber jene Gleichheit war nur Schein; die bessere Classe blieb die bessere, die mächtigere, und die Ursache der Ungleichheit — der Besitz — konnte auch von einem Robespierre nicht vernichtet werden. Nach so vielem Blutvergießen blieb doch die besitzende Classe Sieger über die nichtbesitzende. Diejenigen, welche die Gleichheit nicht für unthunlich hielten, mußten consequenter Weise auf die Idee der Gütergemeinschaft, auf den Communismus hinauskommen. Erst später dachte man an die Vertheilung der Arbeit, so daß Maaß und Güte der Arbeit das Maaß und die Qualität des Antheils an der Vertheilung bestimmte. Dieß ist das eigentliche Lebensprincip des Socialismus.

Seit dem Kaiserthum entstand die volkswirthschaftliche Gesellschaft, die Gesellschaft des freien Erwerbes, während durch die Juli-Revolution die industrielle Gesellschaft zur definitiven Herrschaft gelangt, und diese ist es, welche den Anfangspunkt der eigentlich socialen Bewegung bildet. Daß die Arbeit vom Capital abhängig sei, wurde allerdings als in den Verhältnissen liegend erkannt, aber das Capital entwickelte sich zur Herrschaft in der Gesellschaft; der Arbeitslose wurde von dem Unternehmer herabgedrückt, die Arbeit zu Gunsten des Capitals ausgebeutet. Als sich nun hier und da das Elend der Lohnarbeiter zeigte, während daneben sich in immer größerem Glanze die Macht und Herrlichkeit der Capitalbesitzer äußerte, da fingen die Arbeiter an unzufrieden zu werden. Der Arbeiter sah keine Möglichkeit, ein Capital zu sammeln und durch dasselbe seine Kinder in den Stand der Besitzenden hinübertreten zu lassen. Es lag im Gegentheil nahe, daß die Kinder, sobald sie konnten, auch ihrerseits etwas verdienten. Ihre Erziehung ward daher vernachlässigt. Der Arbeiter konnte in der Regel nichts sparen, und so entstand bei Arbeitslosigkeit, bei Handelskrisen oder in Krankheitsfällen der Pauperismus, die Massen-Armuth. Der Arbeiter hat nichts als seine Arbeitskraft; sobald diese entweder aufhört oder sobald sie nicht mehr beschäftigt ist, so tritt für den Arbeiter sofortige Verarmung ein. Sein Einkommen ist nicht gesichert; jede Krise, jedes Unglück seines Herrn, ja jede Willkür desselben kann ihn außer Arbeit setzen und endlich sieht er einem Alter entgegen, in welchem im glücklichsten Falle ihn nur die Barmherzigkeit vor dem Hungertodt schützt. Durch diese Zustände mußte das Bewußtsein der Arbeiter über ihre eigene Lage endlich geweckt werden. Adam Smith bewies, daß aller Werth überhaupt durch die Arbeit entstehe, daß im ganzen Gebiete des Güterlebens die Arbeit das Erzeugende ist und darum das Herrschende sein müßte. Durch das Princip der Herrschaft der Arbeit begann nun ein neuer Arbeiterstand zu entstehen, der sich als ein

Digitized by Google

selbständiger, zwar vom Capital beherrschter, aber dennoch vom Wesen der Arbeit wie vom Wesen der Persönlichkeit zur gesellschaftlichen Gleichheit mit dem besitzenden Stande berufener zweiter Stand der Gesellschaft erkennt.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Brückner über das Verhältniß von Kirche und Wissenschaft.

Der neue Rector der Leipziger Universität, Consistorialrath Professor Brückner, sprach bei Uebernahme des Amtes am 31. Oct. über das Verhältniß von Kirche und Wissenschaft. Wir entnehmen der äußerst geistvollen und mit großer Wärme gesprochenen Rede Folgendes:

„Die theologische Wissenschaft darf nicht herabgewürdigt werden zur bloßen Auslegerin der Bekenntnisse; aber sie muß mit rechtem Sinne ihren Gegenstand behandeln; die Kritik der Heiligen Schrift soll frei, aber sie muß vom rechten Geiste beseelt sein; die Geschichte der Religion hat sich nach den allgemeinen Gesetzen der Geschichtswissenschaft zu richten; aber sie muß vom Standpunkte der Religion und in warmer Erfassung des Lebens Christi bearbeitet werden. Den anderen Wissenschaften gegenüber kann die Kirche sich nicht gleichgültig verhalten. Die Fortschritte des öffentlichen Rechts und der Politik, die socialen Bestrebungen sind wichtig auch für die Theologie; an den classischen Wissenschaften muß sie sich bilden, die Sprachforschungen der neueren Philologie muß sie auch für die Bibelauslegung benutzen; für die Seelsorge sind die Fortschritte der Wissenschaft auf dem Gebiete der Seelen- und Körper-Heilkunde von Belang; für das Missionswesen haben die Entdeckungen der Geographie und Ethnographie Bedeutung; das Rüstzeug der Philosophie kann die Kirche schon aus apologetischem Gesichtspunkte nicht entbehren; die Vertrautheit mit den Naturwissenschaften läßt sie die göttliche Offenbarung in der Natur tiefer verstehen. Alle Wissenschaften müssen ihr werth sein als Glieder in der großen Geisterkette; die Kirche würde sich isoliren, wollte sie zwischen sich und der Wissenschaft eine Schranke aufrichten; sie bedarf der letztern zu ihrem eigenen Ausbau. Aber auch die Wissenschaft bedarf der Kirche. Eine wahrhaft sittliche Auffassung der Geschichte ist nicht möglich ohne religiösen Hintergrund, wie überhaupt keine wahre, tiefere Forschung ohne sittliche Grundlage, und diese wieder ohne Religion; sittliche Verkommenheit kann nimmer der rechte Fruchtboden wissenschaftlicher Forschung sein. Die Wissenschaft erblühte in Griechenland zu derselben Zeit, wo die religiöse Ethik ihre größte Kraft übte, und verfiel mit dieser. Die mittelalterliche Auffassung, wonach die Philosophie, die Wissenschaft, als „Magd der Theologie" betrachtet ward, ist für immer beseitigt; das Verhältniß beider zu einander ist vielmehr und soll sein das eines gegenseitigen Dienens und Förderns. Aber steht nicht die moderne Weltanschauung — stehen nicht Ansichten, wie die des Copernicanischen Systems und der neueren Geologie in unversöhnlichem Gegensatze mit der christlichen Weltanschauung? Daß die Urheber solcher Systeme zum Theil selbst das Verhältniß anders angesehen, bezeugt z. B. die in durchaus christlichem Sinne gefaßte Grabschrift, die Copernicus für sich selbst aufgesetzt. Aber auch sachlich besteht eine solche Unvereinbarkeit nicht. Die Offenbarung hat Schranken, die Naturforschung hat deren auch; das Gesetz der Selbstbeschränkung muß von der einen wie von der andern anerkannt und respectirt werden. Die Offenbarung will die Heilswahrheiten und die Heilsgeschichte den Menschen überliefern, und zwar so, daß auf jeder Stufe derselben immer nur das dem Menschen gegeben wird, was er nach seiner Bildungsstufe verstehen und nicht durch eigene Kraft finden kann. Aber die Heilige Schrift soll kein Codex der Naturwissenschaften sein; auf diesem Gebiete bewegt sie sich immer nur in dem Kreise der der Bildung des Zeitalters, in welchem die Offenbarung geschah, entsprechenden Vorstellungen. Dagegen faßte sie auch die Natur im Verhältniß zu Gott auf, den Menschen als einen heilsbedürftigen, die Geschichte des Menschen im Lichte der Heilsgeschichte. Die Naturforschung schaltet selbständig auf ihrem Gebiete, dem des Natürlichen, Sinnlichen; die Resultate, die sie hier gewinnt, muß auch die Kirche als berechtigt anerkennen. Allein das Natürliche und Sinnliche ist nicht Alles — es gibt auch ein Uebersinnliches, und dieses ist das Gebiet der Offenbarung. Die Offenbarung setzt ihren Hebel ein in dem Gewissen des Menschen, welches die Naturwissenschaft ihrerseits nicht leugnen kann und wird, obschon sie es sinnlich nicht zu erkennen vermag. Die Naturforschung beruft sich auf die Sicherheit beglaubigter Thatsachen; aber gibt es eine Thatsache, die besser beglaubigt wäre, als die Auferstehung Christi? Und sollen wir diese nicht glauben, weil wir sie noch nicht zu begreifen vermögen? Die Naturwissenschaft hat recht, wenn sie sich ihrerseits streng an das Greifbare, Natürliche hält, aber, daß es ein Uebernatürliches gar nicht gebe, kann sie leicht beweisen. Neben dem Sein, mit dessen Erklärung sie sich beschäftigt, gibt es ein Werden, welches sie leicht zu erklären vermag. Virchow hat selbst bekannt: in jedem Lebensvorgange sei Bekanntes und Unbekanntes beisammen. Eben dieses der Wissenschaft Unbekannte ist es, in welchem die Offenbarung ihrerseits einsetzt. Davon freilich hängt die Erlösung nicht ab, daß die Erde den ruhenden Mittelpunkt des Weltalls bilde; in die wissenschaftlichen Errungenschaften auf dem Gebiete des wirklich Erkennbaren soll die Offenbarung nicht eingreifen; aber auch umgekehrt sei die Wissenschaft das, was Liebig von ihr vorausgesagt hat, „bescheiden"! Nicht zwischen der Kirche als solcher und der Wissenschaft als solcher besteht ein Conflict, sondern nur gewisse kirchliche und gewisse wissenschaftliche Richtungen. Diese Richtungen sind: auf kirchlicher Seite der Romanismus — mit seinem Index librorum prohibitorum und seinen Syllabis, der starre Orthodoxismus, welcher der Wissenschaft zuruft: Noli turbare circulos meos; endlich der weltscheue Pietismus, dem die Wissenschaft etwas Unheiliges ist; auf wissenschaftlicher Seite der überspannte Humanismus, als die Vergötterung des Menschengeistes, und der große Materialismus. Aber die Verirrungen der Wissenschaft heilt man nicht durch Beschränkung, sondern nur durch die Mittel der Wissenschaft selbst, und die Kirche schafft man nicht aus der Welt, indem man sie ignorirt — man muß sich zu ihr in ein Verhältniß setzen und auch ihr Recht anerkennen. Der Protestantismus am wenigsten darf vergessen, daß wissenschaftliche Thesen zu einer akademischen Disputation es waren, welche die Reformation einleiteten, und daß an der Wiege des neuen Glaubens der praeceptor Germaniae (Melanchthon) stand. Evangelische Frömmigkeit und deutsche Gemüthstiefe sind wahlverwandt, und sie im Vereine werden das deutsche Volk sicher bewahren vor den in der Gegenwart auftauchenden Gefahren eines geistes- und gemüthsarmen Practicismus, Utilismus und Materialismus."

Damit schloß die Rede, welche auf die ganze zahlreiche Hörerschaft sichtlich großen Eindruck machte und namentlich auch bei der darauf folgenden geselligen Vereinigung der meisten Professoren und anderer der Universität nahe stehender Personen (dem sogenannten Rectoressen) vielfach und lebhaft, zwar in verschiedenem Sinn, doch überwiegend beifällig und mit vollster Anerkennung der so offenen Meinungsdarlegung von solcher Stelle aus besprochen ward. (D. A. Z.)

Digitized by Google

Correspondenzen.

Erbach im Odenwalde, 2. November.

Franz Eberhard Graf zu Erbach und von Wartenberg ꝛc. wurde vermählt am 2. November 1843 mit Clotilde, Gräfin zu Erbach-Fürstenau, also heute vor fünfundzwanzig Jahren. Seit mehreren Wochen herrscht hier in dem Schlosse sowohl als bei den Beamten und der Bürgerschaft eine ungemein rege Thätigkeit zur Feier der silbernen Hochzeit. Zur ersten Vorfeier führte der gegenwärtig hier anwesende Tanzlehrer Anthes in dem Schwebel'schen Saale einige kleine Theaterstücke mit seiner Familie auf; zur zweiten Vorfeier brachte die Bürgerschaft gestern Abend eine Serenade mit Fackelmusik und einem schönem Feuerwerke. Heute erfolgte die feierliche Einsegnung und dann Gratulation. Morgen findet Concert in dem Rittersaale statt unter Leitung des Kapellmeisters Mangold aus Darmstadt. Den Schluß der Festlichkeiten bildet bis Donnerstag ein großer costümirter Ball, der ebenfalls in dem Rittersaale abgehalten wird. Die Stadt Erbach überreichte durch ihren Bürgermeister silberne Fruchtkörbe.

Frankfurt, 4. October.

Das Concert des Herrn Musik-Directors Eliason,

welches am 31. October stattgefunden hat, war, wie jedes Jahr, so auch diesmal in allen Räumen überfüllt. Ueber das zur Eröffnung vorgetragene sogenannte Forellen-Quintett von Schubert bedarf es keiner weiteren Kritik, da der Werth dieser classischen Composition allen Musikern hinlänglich bekannt und schon so oft anerkannt ist. Einen besonderen Reiz des Concertes bildete das letzte Auftreten von Fräulein Mathilde Sessi, die durch den Vortrag der bekannten Arie aus „Linda von Chamounix", sowie einiger Lieder und Duetten, das Publikum zu einem wahren Beifallssturm hinriß und sogar auf allgemeines Verlangen das von Baronin von Rothschild componirte, etwas sentimentale Lied wiederholen mußte. Die von Fräulein Sessi und Herrn Martin Wallenstein vorgetragenen Variationen für zwei Pianoforte, von Henri Herz, sollten uns die liebenswürdige Künstlerin wohl nur auch als Pianistin zeigen, doch dürfen wir hier sowohl an die äußerst wässerige Composition, wie an deren Ausführung den Maßstab einer strengen Kritik nicht anlegen. — Zu ganz besonderem Danke sind wir dem Concertgeber verpflichtet für den Vortrag der herrlichen Serenade für Flöte, Violine und Viola von Beethoven, welche von den Herren Jesewitz, Wolff und Eliason in trefflicher Abrundung ausgeführt wurde. Das Concertstück für Violine, von Herrn Eliason componirt, ist in diesen Blättern bei Gelegenheit seines vorjährigen Concertes besprochen worden. In der Ausführung bewährte sich der Concertgeber aufs Neue als tüchtiger Geiger. Die Gesangsvorträge des Fräulein Oppenheimer wurden beifällig aufgenommen, wenn schon wir uns mit der Wahl des Liedes „Der Schlottfegerbub" von Lindblatt durchaus nicht einverstanden erklären können. Sehr frisch und lebendig wirkten die Duetten für Sopran und Alt von H. Esser, welche von den Damen Sessi und Oppenheimer in einer der schönen Composition entsprechenden Weise zur Ausführung kamen. Daß der Concertgeber Fräulein Sessi vor ihrem Scheiden von uns für diesen Abend gewonnen hatte, verdient den ganz speciellen Dank der zahlreichen Verehrer der geschätzten Künstlerin, den wir ihm hiermit aussprechen.

Fanny Janauschek in Newyork.

Genau um die Zeit, als die „Braut von Messina" jüngst über die Frankfurter Bühne ging, wurde dieses grandiose Werk Schiller's auch dem Newyorker Theaterpublikum vorgeführt, und zwar durch die imposante deutsche Tragödin Fanny Janauschek und ihre Gesellschaft. Es wird manchem Theaterfreund interessant sein zu vernehmen, wie man jenseits des atlantischen Oceans über das Stück und die Darsteller urtheilt. „Schiller's kühner Versuch, unsere moderne Tragödie mit der antiken zu vermähl'en", sagt ein Kritiker im Newyorker „Bell. Journal", „bietet der Aufführung außerordentliche Schwierigkeiten. Das Stück erfordert ein Zusammenwirken der tüchtigsten Kräfte, großen Fleiß, sorgsames Einstudiren — und zuletzt zuckt das Publikum doch die Achseln, es ist ihm Alles so fremd und ungewohnt, es fühlt sich genirt, den Chor gewissermaßen seine eigene Stelle vertreten zu sehen, das nach seinen Begriffen ihm selber zustehende Urtheil abgeben und bei jeder neuen Wendung der Handlung gleich das erste Wort lassen zu müssen. Kann sich das deutsche Publikum nicht mehr recht dahineinfinden, so fällt es dem ungleich praktischeren deutsch-amerikanischen noch viel schwerer. Aber der Name seines großen Volksdichters übt doch immer seinen Zauber, und ist es gar eine Janauschek, die ihm die Werke desselben in lebendiger Gestalt vor Augen führt, so wird es sicher nie widerstehen können. Ein volles Haus begrüßte in gehobener Stimmung die in Begleitung ihrer beiden Söhne die Bühne betretende Fürstin Messinas, folgte mit gespanntester Aufmerksamkeit ihrer Darstellung und fühlte sich bald in solchem Maße von ihr erwärmt, ergriffen, hingerissen, daß es alles Andere, am leichtesten aber die ungewöhnliche Form des Stückes, darüber vergaß und nur noch Raum hatte für die Bewunderung dieser wahrhaft großartigen Erscheinung einer vom unerbittlichen Geschick so schwer verfolgten Mutter. Fräulein Janauschek's Isabella entsprach vollkommen den hohen Erwartungen, ja sie übertraf dieselben, denn die Scenen des letzten Actes, wo alle Hoffnungen der Mutter so grausam getäuscht und beide Söhne ihr in so grauenerregender Weise entrissen werden, gehören in der That zum Außerordentlichsten, was sie noch bisher vor Augen geführt. Alles ist gleich groß und bewundernswerth: ihre Declamation, ihr Spiel, ihre Haltung, der Adel, die Hoheit und Classicität ihres ganzen Wesens." — Der Berichterstatter kommt nun auf die Begleiter der Tragödin zu sprechen und findet, daß die Auswahl ihrer diesmaligen Gesellschaft ziemlich glücklich gewesen sei. Für Frankfurt ist folgender Passus dieser Mitgliederkritik von Interesse, da die betreffende Schauspielerin ihre dramatische Vorbildung hier erhalten hat. Es heißt über sie: „Eine sehr gefällige Erscheinung ist Fräulein Kühle, die jugendliche Liebhaberin, die ein ganz vorzügliches Organ besitzt und gute Schule verräth. Als Beatrice ließ ihre Declamation kaum etwas zu wünschen übrig, dahingegen hätte ihr Spiel wohl noch etwas feuriger sein, hätte mehr an den Ort der Handlung, den heißblütigen sonnigen Süden, gemahnen dürfen. — Ueber die gefährliche Klippe der Chöre kam man ziemlich glücklich hinweg. Die drei anderen Abende der Woche brachten Wiederholungen der „Braut von Messina", der „Phädra" und „Deborah." Fanny Janauschek wird eine Wanderung durch's Innere der Union antreten und dann in Lindner's „Katharina II.", welche in Newyork zur Aufführung kommt, die Titelrolle übernehmen.

Drittes Museums-Concert.

Freitag, den 6. November 1868, 6½ Uhr,
im großen Concert-Saale.

Programm.

Erste Abtheilung.

1) **Duo** (op. 140 in C-dur) von Franz Schubert, für Orchester eingerichtet von Joseph Joachim.
2) **Nachcomponirte Arie** zu „Figaro's Hochzeit" von W. A. Mozart, gesungen von Frau Amalie Joachim.
3) **Concert** für die Violine von L. van Beethoven, vorgetragen von Herrn Concert-Director Joseph Joachim.

Zweite Abtheilung.

4) **Lieder**, gesungen von Frau Amalie Joachim.
5) **Solovortrag** des Herrn J. Joachim:
   a) „Barcarole" von L. Spohr.
   b) „Sarabande" und „Bourrée" von S. Bach.
6) **Ouverture** zu der Oper: „Euryanthe" von C. M. v. Weber.

Das Orchester steht unter der Leitung des Herrn Director C. Müller.

Cassen- und Saal-Eröffnung um 5¼ Uhr.

Wegen nummerirter Sitze beliebe man sich an Herrn Hausmeister Mühlig zu wenden.

Plätze zur ersten Gallerie à 48 kr. und zur oberen Gallerie à 30 kr. sind von 11—12 Uhr Vormittags und Abends an der Casse im Saalbau zu haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 5. November. **Damenkrieg**, Lustspiel in 3 Acten, nach dem Französischen des Scribe von Olfers. Hierauf: **Fritzchen und Lieschen**, oder: **Französische Schwaben**, musikalisches Genrebild in 1 Act von P. Henrion. Musik von J. Offenbach.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 4).

Freitag, 6. November. **Wilhelm Tell**, Schauspiel in 5 Acten von Schiller. (Abonnement-Vorstellung Nr. 5.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 309. Freitag, den 6. November 1868.

Ein Dorf-Usurpator.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Schluß.)

Kalt und neblig brach der Morgen an, da Hand in Hand zwei jugendliche Gestalten den einsamen Wald durchwanderten. Der junge Tag zauderte zu erscheinen, als sei er es müde, den regelmäßigen Kreislauf der Natur zu wiederholen und der Erde mit ihrem Treiben, ihren Schwächen zu leuchten.

Und trübe wie das Morgengrauen war das Antlitz der beiden Menschenkinder, die dahinschritten der Waldcapelle zu und nun den schmalen Pfad verfolgten, der durch dichtes Gestrüpp führte. Keines von ihnen sprach ein Wort, aber ihre Blicke begegneten sich und redeten Trost und Hoffnung zu einander.

Ein Haufen Steine, Moosstücke dazwischen, bot sich ihren Augen dar. Beide zitterten unwillkürlich.

„Marguerite", sagte der Jüngling leise, „wir sind am Ziel. Ich beschwöre Dich, laß mich allein jenen Ort betreten."

„Und soll ich hier vergehen vor Angst?" fragte Marguerite. „Nimmermehr, ich selber will dem Unglücklichen Freiheit bringen und Vergebung."

Charles entfernte die Steine und legte eine kleine Pforte bloß, die er aufschloß; dicht hinter ihr führten zahlreiche Stufen in die Tiefe.

Marguerite zitterte und lehnte sich fest an Charles.

„O Gott", flüsterte sie, „mir ist als stiege ich in ein Grab."

Aber nein — das war kein Grab, denn der Bewohner dieses Ortes lebte; seine Stimme drang zu den Ohren der beiden jungen Leute — es waren schrille, seltsame Laute."

Sie betraten den Hauptraum, als ein furchtbarer Schrei aus dem Munde des Mannes ertönte, der in einer Ecke zusammengekauert saß. Ihm mußte einst Pierre Lavergne geglichen haben — jetzt war er ein Schatten mit eingesunkenen Wangen, gesträubten grauen Haaren und wie im Wahnsinn leuchtendem Augen.

Marguerite stürzte auf ihn zu.

„Vater", rief sie, „mein Vater! Ihr seid frei, Kerdingen hat Euch vergeben!"

Aber Lavergne stieß das Mädchen von sich.

„Ich kenne Dich", flüsterte er mit heiserer Stimme, „Leona bist Du, die Mutter Victors; schon einmal warst Du bei mir hier in der furchtbaren Einsamkeit und trugst Deinen Kopf, den man Dir abgeschlagen, im Arm und warfst nach mir —"

„Seid vernünftig, Lavergne", rief Charles, vortretend, „kommt mit uns; um Margueritens Willen ist Euch vergeben!"

Er näherte sich dem Schloßbesitzer; aber Lavergne floh voller Entsetzen.

„Weg, weg", schrie er, „Feuer ist Deine Nähe! Du bist einer von den Geistern, die mich folterten, da mich der Henker einschloß; und sie alle kamen, die furchtbaren Gestalten; und höhnten mich. Weg, weg von mir; ich bereue Alles, Alles will ich wiedergeben — ich will —

Und plötzlich sich an Charles drängend, flüsterte er:

„Du bist mein guter Engel; — o führe mich fort von hier, aus der Hölle, daß ich mein Kind noch einmal sehe, da ich sterben muß!"

„Allmächtiger Gott!" schrie Marguerite auf, „Charles, was bedeuten diese Reden!?"

„Kerdingen verzieh!" erwiderte Charles feierlich, indem er mit kräftigen Armen die Gestalt des Schloßherrn umfaßte und ihn aus der Höhle trug.

Kerdingen verzieh, aber ein Höherer hatte gerichtet — Pierre Lavergne ist wahnsinnig!

— — — — —

Ja es war des Wahnsinns Nacht, die den Geist des Usurpators umhüllte und die kein lichter Strahl mehr durchbrach. Wenige Wochen noch nach jener entsetzlichen Nacht, und seine Augen schlossen sich für immer; einige Tage später folgte ihm Brigitta vor den Richterstuhl des Ewigen. Sie ruht an seiner Seite, ein Hügel, ein Stein krönt beide Särge.

Zwölf Jahre sind seit dem eben geschilderten Ereigniß vergangen. Aufs Neue weht die weiße Fahne der Bourbonen auf Frankreichs Thürmen und Schlössern und die Lilien prangen am wiederhergestellten Königsthron. Die Spuren der Vergangenheit sind verlöscht und mit den düsteren, blutigen Erinnerungen ist auch das alte unheimliche Schloß Kerdingen vom Erdboden verschwunden. An seiner Stelle erhebt sich eine elegante mittelgroße Villa, im Styl der Neuzeit erbaut, mit freundlichem Garten und Blumen und Sonnenschein überall.

Und Sonnenschein ist im Herzen des glücklichen Ehepaares, das jetzt auf den Balcon des Hauses tritt und hinunter blickt auf die liebliche Scene unter dem Hollunder. Dort sitzt der Großvater, weißhaarig und ehrwürdig, und erzählt den Enkeln, die zu seinen Füßen lagern, Geschichten aus der Vergangenheit des ruhmreichen Geschlechtes der Kerdingen und kräftige Sprossen erwachsen aus dem neu ergrünten Stamm.

Auch der benachbarte Wald ist heute gelichtet und wo einst die Spukcapelle gestanden hatte, bietet sich dem Auge des Wanderers ein stattliches Gebäude dar: es ist ein Krankenhaus, von der Familie von Kerdingen zum Andenken an Leona und Alice erbaut, in dem mittellose Leidende Pflege finden, wie jeder Bedrängte Rath und Hülfe bei der Schloßherrschaft, die allgeliebt und allverehrt im

Digitized by Google

Lande ist. Ueber dem Eingang des Gebäudes aber sind folgende Worte in Stein gehauen, noch heute dem Auge des Fremdlings leserlich, den sein Weg in jene gesegnete Gegend führt:

„Dem Herrn sei Heil, denn seine Hand
Führt durch des Unheils Pfade!
Gerechter Lohn im bessern Land —
Und Sündern werde Gnade!"

Der Socialismus und die Volksschule.

Zur endlichen Lösung der socialen Frage.

Von Dr. Alb. Wittstock.

(Fortsetzung.)

Seit dieser Erkenntniß ist ein Kampf entstanden, der noch heute fortdauert, der Kampf zwischen dem Proletariat und den Capitalisten, zwischen Capital und Arbeit. Zwei Männer waren es, die darnach rangen, den hier herrschenden Widerspruch zu beseitigen und die sociale Frage zu lösen: St. Simon und Fourier. Sie sind die ersten Socialisten. Doch wirkten sie nur anregend, eine eigentliche Lösung der Frage führten sie nicht herbei. Beim Saint-Simonismus konnte dieß deßhalb nicht geschehen, weil er sich nicht mit der Erziehung beschäftigte. Der herrliche Grundsatz: „Alle gesellschaftlichen Einrichtungen müssen die sittliche, geistige und körperliche Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Classe zum Ziele haben!" — dieser Satz kann ohne Hülfe der Erziehung nicht praktisch ausgeführt werden. Auch der Fourierismus löste den Widerspruch zwischen Arm und Reich nicht. Auch er vergaß bei seinem Gebäude ein sicheres Fundament zu legen, das Fundament der Erziehung, und so fehlte seiner Lehre die Fähigkeit, eine praktische Bedeutung zu gewinnen. Der Satz Fourier's: „Es muß der Reichthum vermehrt und verallgemeinert werden" bedarf ebenfalls zu seiner Verwirklichung der Erziehung, denn die Erziehung erzeugt Intelligenz; diese aber ist eine productive Kraft, ohne welche kein Reichthum hervorgebracht werden kann. Es ist eine anerkannte national-ökonomische Wahrheit, daß Alles, was dahin geht, bei einem Volke die Urtheilskraft zu erhöhen und richtige Ideen von den Dingen zu geben, der Production der Reichthümer günstig ist, woraus die Wichtigkeit eines allgemeinen Volksunterrichts hervorgeht. Ebenso richtig ist es, daß es keinen unentgeltlichen Unterricht gibt, denn wenn die Kinder kein Schulgeld zahlen, sondern der Staat die Schulen unterhält, so muß man fragen: woher nimmt denn der Staat die Mittel für die allgemeinen Ausgaben? Er erhält dieselben durch die Steuern, welche das ganze Volk zahlt. Also sind es doch schließlich immer wieder die Eltern, die zu Allem beisteuern müssen, auch zur Erhaltung der Schulen.

Spätere Versuche zur Lösung der socialen Frage waren nicht glücklicher; sie zeigten aber theilweise, daß der Saint-Simonismus und Fourierismus nicht vergessen waren.

Cavaignac forderte 1832 eine Organisation der Arbeit. „Wir verlangen, — sagte er — daß die Arbeit nicht mehr dem Interesse der Habgierigen und der Müßiggänger untergeordnet sei. Wir verlangen, daß der Arbeiter nicht mehr von den Capitalien ausgebeutet werde; daß der Arbeitslohn nicht sein einziger Gewinn sei; hauptsächlich, daß die Arbeit den ersten Anspruch auf die Ausübung politischer Rechte verleihe; denn die Gesellschaften leben von der Arbeit und nicht vom Eigenthum."

Es bildeten sich eine Menge geheimer Gesellschaften, unter denen die communistischste die Société des travailleurs sociétaires (1840) war. „Wir sind ouvriers égalitaires, welches Wort ich euch kurz erklären will. Es heißt, daß wir, nachdem wir den Thron umgestoßen haben, nationale Werkstätten gründen werden, wechselseitige Schulen und andere ähnliche Einrichtungen. Von diesen nationalen Werkstätten wird es Eine in jedem Departement geben; der Arbeiter braucht sich nicht um Arbeit zu beunruhigen; er wird bezahlt werden nach einer gesetzlichen Taxe, die viel höher sein wird, als die, für welche wir jetzt arbeiten, und er wird nur acht Stunden täglich arbeiten. Bürger, was die wechselseitigen Schulen betrifft, so versteht wohl die Art, wie sie eingerichtet sein werden. Es wird ein Lehrer sein, der vom Gouvernement bezahlt wird und der von den Hausvätern nichts zu fordern hat, und der ebensoviele Sorgen tragen wird für die Kinder des Proletariats, wie heute für die eines Prinzen."

Der bedeutendste Mann unter den Communisten aber war Cabet. Derselbe verlangt, „die Organisation einer großen Gesellschaft auf der Grundlage der Gleichheit zu erbauen", und er erkennt, daß das wahre Glück des Volkes und die letzte Vollendung seines inneren Lebens nur auf dem Princip der Gemeinsamkeit der Güter, der Arbeit und der Erziehung beruhen könne.

Während nun die Unerträglichkeit der Lage des Proletariats wuchs, fehlte es doch nicht an gewichtigen Stimmen aus dem Schooße des Proletariats, die nur eine vernünftige Reform der Arbeiter-Verhältnisse verlangten.

Ledru-Rollin war der Erste, welcher die sociale Frage in die Kammer brachte. Er bezeichnete die politische Frage nur als Weg für die sociale Verbesserung, für die Hebung der niederen Volksclassen.

Von jetzt an beginnt die Social-Democratie, deren Programm lautet: „Die Arbeiter sind Sklaven gewesen, sie sind Leibeigene gewesen; sie sind jetzt Lohnarbeiter; man muß darnach trachten, sie in den Stand der Associés zu erheben. Dieses Resultat kann nicht anders erreicht werden, als durch die Wirksamkeit einer demokratischen Regierung. Die Erziehung der Staatsbürger muß gemeinschaftlich und unentgeltlich geschehen."

Diese letzte Forderung des arbeitenden Standes — man kann sie eine große Forderung nennen — ist glücklicherweise immer lauter erhoben worden, nämlich die Forderung nach einem möglich allgemeinen, möglichst tüchtigen und namentlich nach einem von der allgemeinen Staatseinnahme zu bezahlenden Unterrichte. Daß und warum der Unterricht als der Erwerb der geistigen Güter von der nichtbesitzenden Classe natürlich eben von den Einrichtungen der Staatsgewalt gefordert wird, bedarf keiner Erklärung. Das Wesentliche ist, daß der Unterricht für alle Classen auf Staatskosten geleistet werden soll. Löst man diese Forderung in ihrem Inhalt auf, so ergibt sich leicht, namentlich indem man sie mit der Idee der Progressivsteuer zusammenhält, daß die nichtbesitzende Classe durch die Beiträge der Besitzenden, die der Staat fordert, in den Stand gesetzt sein will, die geistigen Güter zu erwerben. An sich eine allgemein anerkannte Forderung, ist dies der Punkt, wo sie eben aus dem Interesse der Nichtbesitzer hervorgeht; und je höher die Bildung derselben steigt, desto entschiedener wird sie gestellt werden. Dann wird ihnen die Zukunft gehören.

Die Revolution von 1848 war wesentlich eine sociale. Die Arbeiter mußten befriedigt werden. In Paris errichtete man Nationalwerkstätten; die Regierung stellte sich an die Spitze der socialen Reform.

Louis Blanc hatte folgendes Decret entworfen: „Die provisorische Regierung der französischen Republik verflichtet sich, dem Arbeiter seinen Unterhalt durch die Arbeit zu garantiren; sie verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu gewähren; sie erkennt an, daß die Arbeiter sich unter einander associiren müssen, um den rechtmäßigen Ertrag ihrer Arbeit zu genießen." Noch mehr, am 29. Februar erschien im „Moniteur" folgendes Decret: „In Erwägung, daß es Zeit ist, den langen und unbilligen Leiden der

Digitized by Google

Arbeiter ein Ziel zu setzen; daß die Arbeitsfrage von der allerhöchsten Wichtigkeit ist; daß es namentlich Frankreichs Aufgabe sein muß, ernstlich ein Problem zu studiren und zu lösen, das gegenwärtig allen industriellen Nationen Europas gestellt ist; daß man Maßregeln treffen muß, um dem Volke die rechtmäßigen Früchte seiner Arbeit zu garantiren, verordnet die provisorische Regierung der Republik: Eine permanente Commission unter dem Titel „Regierungs-Commission für die Arbeiter" soll ernannt werden mit der besonderen und ausdrücklichen Aufgabe, sich mit dem Loose derselben zu beschäftigen. Arbeiter werden berufen werden, um an der Commission theilzunehmen."

Indessen zeigte der gouvernementale Socialismus bald, daß eine Organisation der Nationalarbeit durch die Staatsgewalt, in jedem Falle und in jeder Form, nur zu allgemeinem Unglück ausschlagen könne. Die Staatshülfe bewährte sich nicht.

Wie Louis Blanc mit der Idee der Organisation der Arbeit, so trat Proudhon mit der Idee der Organisation des Credits hervor. Er will, daß der Arbeiter, selbst nachdem er seinen Lohn empfangen hat, noch ein natürliches Recht des Eigenthums an der Sache erhält, die er erzeugt. Er gelangt schließlich dahin, daß der capitallosen Arbeit ein Capital für ihr Unternehmen vorgestreckt werden müsse. Das führte zu den Volksbanken.

Gegenwärtig ist der Kampf in Frankreich noch nicht ausgekämpft. Louis Napoleon, nachdem er Kaiser geworden, trat sofort entschieden auf die Seite der Besitzenden. Dabei aber werden die Nichtbesitzenden auf das Sorgfältigste in Ruhe gehalten, indem man den Arbeitern durch öffentliche Arbeiten, wie den Umbau der Stadt Paris u. a. fortwährend Arbeit, den Kranken und Hülfsbedürftigen aber Unterstützung gewährt. Also das System der Staatshülfe.

Wir haben gesehen, daß ungeachtet aller socialistischen Bemühungen der Gegensatz zwischen Besitz und Nichtbesitz fortbesteht. Eine Gleichheit scheint unmöglich, die Harmonie zwischen Arbeit und Capital bleibt noch zu erstreben. Und doch ist eine Gleichheit möglich, die aber zunächst von der Intelligenz ausgehen und welche die Erziehung zum Fundament machen muß. Das Mittel zur Lösung der socialen Frage liegt in der Erziehung, in einer allgemeinen Volksbildung. Das ist die Morgenröthe einer neuen Zeit, daß man nicht blos vom Fortschritt der Menschheit spricht, sondern dem Volke dazu die Mittel gibt. Aber hier bestehen auch eben noch viele Irrthümer und Vorurtheile, ja selbst die Furcht erhebt sich bei Vielen, wenn von der Erhebung der arbeitenden Classen gesprochen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ulysses Grant), der neugewählte Präsident der amerikanischen Union, ist, nach der Schilderung der „Newyorker Handelszeitung", so frei von militärischem Hochmuth, daß er sich nicht einmal eine Schildwache gefallen läßt. Ein Intriguant ist er so wenig, daß Alle, welche den Politiker eben im Intriguanten suchen, ihn einen Dummkopf schelten. Er gebraucht weder Andere, noch läßt er sich von Anderen gebrauchen. Niemand kann ihn bezüchtigen, seiner Vergangenheit jemals untreu geworden zu sein, mit den Feinden des Vaterlandes unter Einer Decke gesteckt oder denselben Vorschub geleistet zu haben. „Es ist etwas Großes im Schweigen dieses Mannes!" sagte kürzlich der General Longstreet von ihm, und wahrlich, er hat Recht. Leute, welche mit Grant genau bekannt sind, wissen, daß er zu reden versteht, wie irgend Einer, und schweigt er, so thut er es wahrlich nicht, weil er befürchten müßte, sich, wenn er den Mund öffnete, zu blamiren, sondern weil er glaubt, es sich und dem Volke schuldig zu sein. Nicht nur agitirt er selbst nicht für sich, sondern er verbietet es sogar seinen persönlichen Freunden, „denn", sagt er, „das Volk muß wissen, was es thut, und sein Urtheil darf nicht beeinflußt werden." Alle seine Verdienste werden in Abrede gestellt; es werden ihm Verbrechen und Fehler ohne Zahl angedichtet. Er schweigt, weil er von der Ansicht ausgeht, daß, wenn das Volk, welches seine Thaten kennt, ihn nach diesen nicht beurtheilen könne, weiter kein Wort verloren werden dürfe. Ein Politiker, welcher ihn während einer Stunde umsonst von allen Seiten bestürmt, rief zuletzt ärgerlich und verzweiflungsvoll aus: „Aber, General, was soll ich denn dem Volke über Sie sagen?" „Gar nichts", antwortete er ruhig, ohne nur eine Miene zu verziehen. Grants Schweigen ist nicht das des Diplomaten, sondern das des sich seines Werthes bewußten, sich selbst achtenden und das Volk verehrenden Mannes, und wohl darf man es der Redseligkeit eines Johnson, Seymour und ähnlicher Politiker gegenüber groß nennen.

(Ein Erdbeben in England.) In später Stunde des vergangenen Freitags sind von verschiedenen Theilen des westlichen England und in Süd-Wales vernehmliche Erdstöße verspürt worden. Briefe und Berichte aus Leamington, woselbst sogar drei Stöße deutlich wahrgenommen worden, Warwick, Chippenham, Bridgwater, Bristol, Worcester, Swansea, Exeter, Merthyr, Birmingham u. s. w. erwähnen mit mehr oder minder größerer Ausführlichkeit der ungewöhnlichen Naturerscheinung, die etwa 8—10 Sekunden anhielt und, wie vermuthet wird, durch eine wellenförmige Bewegung der Erde, eine sog. „Erdwoge", verursacht worden ist und in manchen Plätzen sogar von einem rollenden Geräusch begleitet war. Nirgends aber scheinen die Erdstöße irgend welchen Schaden angerichtet zu haben. Wie die „Times" schreiben, haben im October 1863 ähnliche Erdstöße im westlichen Theile Englands stattgefunden, die aber ebenfalls ohne üble Folgen abliefen.

(Humoristisches.) Der unerschöpflich witzige Cham, Mitarbeiter des „Charivari" und der „Illustration", widmet den kleinen Allotrias der Saison einige höchst gelungene Karrikaturen. Ein Nachzügler der Spielsaison in Baden-Baden wird dargestellt, wie er, aus den Spielsälen kommend, das Sprüchwort „Glück im Spiel — Unglück in der Liebe" in unerfreulicher Weise verwirklicht findet. Die Dame seines Herzens hat die Zeit, während er spielte, benützt, um mit einem Verehrer Zärtlichkeiten auszutauschen, wobei sie von dem Spieler überrascht wird. „Ich that es nur, damit Du im trente et quarante Glück habest", ist ihre sinnreiche Entschuldigung. — Die liebe Schuljugend, welche sich gegen das Aufhören der Ferien sträubt und in der Schule Unfug treibt, liefert Cham ebenfalls Stoff. Ein kleiner Knownothing wird von seiner Mama gefragt: „Wie willst Du denn etwas lernen, wenn Du nicht zur Schule gehen magst?" — „Ich lese die Zeitungen", antwortete der hoffnungsvolle Vertreter der heranwachsenden Generation. — Einem andern fortgeschrittenen Gentleman von 10 Jahren wird vom Lehrer eine halbgerauchte Pfeife confiscirt. „Was hast Du mit einer Pfeife zu schaffen?" inquirirt der Lehrer. „Ich rauche sie für Mama an; in acht Tagen ist ihr Geburtstag!" — Zwei andere Cigarren dampfende Jungen erwidern auf die Interpellation ihrer Bonne: „Das verstehen Sie nicht. Diese Cigarren stammen aus Italien und wir müssen unseren italienischen Brüdern zu Hülfe kommen!"

(Theilung der Arbeit.) Ein Yankee fiel, als von der immensen Höhe einzelner Thürme gesprochen wurde, mit der Versicherung ein: „Das ist noch gar nichts. Bei uns zu Hause steht ein Thurm, an dessen ganzer Höhe ein einzelner Mann unmöglich

Digitized by Google

hinaufsehen kann. Um die Spitze zu erschauen, thun sich immer zwei zusammen, und der Zweite fängt da an, wo dem Ersten das Gesicht ausgeht."

Correspondenzen.

Mainz, 4. November.

Unser „Verein für Kunst und Literatur" beginnt morgen Abend seine Wintersaison mit einem Concerte, in welchem die Violinvirtuosin Fräulein Th. Liebe aus Paris auftreten wird. Er zählt bekanntlich zu dem „Rheinischen Kunstverein", zu dem noch die Vereine von Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe, Baden, Freiburg und Stuttgart gehören. Das Centralcomite dieses Kunstverbandes war am 15. und 16. d. M. zu Freiburg unter dem Vorsitz des Professor Felsing (Darmstadt) versammelt. Obschon der Zufluß der Gemälde zu den Ausstellungen der Verbandstädte geringer wie früher war, wurden die Resultate des Jahres 1868 als befriedigend bezeichnet. Permanente Ausstellungen werden im nächsten Jahre nur Karlsruhe und Stuttgart halten, die übrigen Städte werden nur Ausstellungen von einem Monat mit Turnus haben. Der Verband setzte für Ankäufe 22,800 Gulden um, wovon auf Stuttgart allein 5366 Gulden kommen. Der hiesige Verein kaufte für 2355 Gulden, in Privatbesitz ging nur 1 Gemälde zu 150 Gulden über. Das, wie der Besuch der Ausstellungen, zeigt zur Genüge, daß dem Vereine mehr Boden in der Einwohnerschaft zu wünschen bleibt und daß sein Einfluß auf die Physiognomie unseres öffentlichen Lebens nur ein sehr geringer ist.

Frankfurt, 5. November.

In dem Kunst-Verein ist eben eine Büste Mozart's, modellirt von Friedrich Schierholz, ausgestellt, die mit voller Berechtigung die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde erregt. Schierholz, welcher bereits vor einiger Zeit mit seiner Beethovenbüste allgemeine Anerkennung fand, hat in dem Mozart ein Pendant zu derselben geliefert, das, auf Grund der umfassendsten Studien und Nachforschungen gearbeitet, wohl zu den besten Portraits gehört, die wir von dem Musikfürsten besitzen. Die künstlerische Ausführung ist eine durchaus gelungene zu nennen und wäre nur zu wünschen, daß der Künstler sich entschlösse, wie von der Beethoven- so auch von der Mozartbüste Abgüsse fertigen zu lassen, damit dem Publikum das schöne Werk zugänglicher würde.

Ueber die Bretter des Vaudeville-Theaters im Circus ging gestern die in Frankfurt noch nicht aufgeführte Operette Offenbach's: „Salon Pitzelberger". Wie schon der Titel vermuthen läßt, bildet die Manie eines reichgewordenen Börsenspeculanten, die Empfangsabende der großen Welt nachahmen zu wollen, das Sujet des Stückes. Das Ausbleiben der Künstler, welche Herr Pitzelberger im Laufe einer musikalischen Soirée seinen Gästen vorführen will, führt zu dem verzweifelten Auskunftsmittel, Angehörige und Freunde des Hauses als falsche Italiener in einem improvisirten Concert vorzuführen. Es läßt sich leicht denken, welche komischen Situationen und welche niedlichen musikalischen Spielereien der sprudelnde Geist Offenbach's in den Rahmen eines solchen musikalisch-dramatischen Scherzes zu fassen weiß. Die Anziehungskraft, welche diese Bereicherung des Circus-Repertoirs nothwendig üben muß, wird noch durch die passende Vertretung der betreffenden Rollenfächer erhöht. Außer den Herren Ruhle, Rosenberg u. s. w. ist der Erfolg des „Salon Pitzelberger" wohl auch dem Spiel und dem tüchtigen Gesangsvortrag der neuengagirten Gesangssoubrette Fräulein Hänsel zu danken.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Fanny Janauschek in der Academy of Music in Newyork. Als zweite Novität ihres diesjährigen Repertoirs brachte Fräulein Janauschek die Lindner'sche Tragödie: „Katharina II." am Mittwoch zur Aufführung. Albert Lindner hat für sein erstes Drama „Brutus und Collatinus" vor zwei Jahren den vom König von Preußen ausgesetzten sogenannten Schiller-Preis von Eintausend Thalern erhalten und hat sich dadurch einen Ruf erworben, der uns von seiner neuesten Arbeit, die bisher noch nirgends zur Aufführung gelangt ist, etwas Außergewöhnliches erwarten ließ. Im Allgemeinen sind unsere Erwartungen getäuscht worden doch können wir uns nicht dazu verstehen, wie es der größte Theil der Newyorker Kritik gethan, über das letzte Stück des jungen Dichters bedingungslos den Stab zu brechen. Die Tragödie enthält ohne Zweifel viele Stellen, die ein bedeutendes Talent verrathen; die Sprache ist originell und poetisch, obgleich einzelne Redebilder zu schwulstig und geradezu falsch sind. Fräulein Janauschek als Katharina personificirte die königliche Frau, bei der die Herrschsucht alle anderen Leidenschaften überwuchert. Durch dieses Hervortretenlassen der Kaiserin brachte die Katastrophe des Schlußactes, in welchem Katharina dem Throne zu Gunsten ihres Sohnes entsagt, eine erschütternde Wirkung hervor. Ihre ganze Meisterschaft bekundete Fräulein Janauschek in einem Monologe des dritten Actes. Nachdem Fräulein Janauschek noch am Sonnabend vor übervollem Hause als „Medea" aufgetreten, ist sie am Montag mit ihrer Gesellschaft nach Boston abgegangen, um von dort aus ihre Tour nach dem Westen fortzusetzen. Unsere besten Wünsche begleiten die große Künstlerin bei ihrem schwierigen Unternehmen. Im März beabsichtigt sie nach Newport zurückzukehren und alsdann während zweier Monate uns den Genuß ihrer Vorstellungen zu Theil werden zu lassen.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Janke in Berlin hat ihren letztjährigen Verlagsbericht versandt, der nicht weniger als 30 deutsche Original-Romane in 70 Bänden und 22 ausländische in 52 Bänden, zusammen also 52 Romane in 122 Bänden, aufweist. Darunter figuriren von Fanny Lewald: „Villa Riunione"; von Alfred Meißner: „Sacro Catino" — „Die Sirene"; von L. Mühlbach: „Kaiser Alexander und sein Hof"; von Friedrich Spielhagen: „Hans und Grete" rc. Von Interesse für das deutsche Publikum dürfte es sein, zu ersahren, daß die neuen Romane der gefeierten Roman-Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz in Stockholm zuerst in Deutschland im Otto Janke'schen Verlage erscheinen, übersetzt nach dem Original-Manuscript der Autorin, und erst volle drei Jahre später in schwedischen Ausgaben. Das kommt daher, weil zwischen Deutschland und Schweden keine literarischen Verträge existiren und die Autorin sonst nicht den geringsten Vortheil durch den deutschen Büchermarkt haben würde, während sie jetzt für ihre Romane auch in Deutschland hohe Honorar erhält.

Wir haben zu unserer neulichen Uebersicht der Volkskalender für das Jahr 1869 noch den ganz vortrefflichen „Trowitzsch'schen Volkskalender" hinzuzufügen. Er liegt uns im 42. Jahrgange vor und bringt außer seinem Schmuck von Stahlstichen auch einige hübsche Holzschnittbilder von Ludw. Löffler. Dieselben illustriren eine Humoreske von A. v. Winterfeld „Eine Speculationsgesellschaft", das Beste, was wir von diesem Genre noch in den diesjährigen Kalendern getroffen haben.

In der „Neuen Züricher Zeitung" wird der Vorschlag gemacht, des verstorbenen Schweizer Dichters J. Reithart Werke zu sammeln und herauszugeben. Es wäre dieß ein ganz verdienstvolles Unternehmen, da unter den poetischen Arbeiten jenes Dichters in der That Sachen sind, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen, unter Andern die Geschichten und Sagen der Schweiz, die Erzählungen in den „Alpenrosen" und der „Helvetia".

„Gaea" (Köln, E. H. Mayer) IV. 8 enthält eine neue Mahnung an die schreckliche Möglichkeit des Lebendigbegrabens; naturwissenschaftliche Beobachtungen des Luftschiffers Flammarion, Asteonomisches von Klein; die Flouper Höhle, mit einer schwungvollen Chronologie ihrer Urzeit, von Wankel; Ueber Galilei's angeblichen Spruch („Und sie bewegt sich doch!"); viele kleinere Aufsätze und Mittheilungen, unter welchen wir Neues über das todte Meer und zwei Aufsätze übre die Urzeit des Menschen und ihre Reste hervorheben.

Bei J. Maier in Stuttgart erscheint jetzt eine neue Zeitschrift: „Der Welthandel. Illustrirte Monatsschrift für Handel und Industrie, Länder- und Völkerkunde", welche Förderung der Fachwissenschaften und belehrende Unterhaltung für die kaufmännischen, industriellen und gewerblichen Kreise und deren Familien zum Zweck hat. Das erste Heft ist recht reichhaltig.

Auch der Haarputz bekommt jetzt seinen „Bazar". In Berlin (S. Cronbach) wird eine Zeitschrift „Die Coiffure" erscheinen, die sich namentlich an die Modisten und an Damen in kleinen Städten und auf dem Lande adressirt. Das wird gar keine üble Speculation sein; denn eine größere Varietät im Kopfputz ist doch wohl nie dagewesen als eben jetzt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 6. November. **Wilhelm Tell**, Schauspiel in 5 Acten von Schiller. (Abonnement-Vorstellung Nr. 5.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 310. Samstag, den 7. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal. *)

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

1.

Heiligenmaler und Hochzeitlader.

Die herrliche Gegend, welche wie ein verirrtes Stück Italien sich an den Fuß der bayerischen Alpen schmiegt, führt im Munde des Volkes nur das weiche, schöne Dimunitiv des Namens, den der Titel trägt, nämlich das „güldne Thajei", und der Verfasser hat nichts zu erwidern auf den Vorwurf, den man ihm wegen dieser Vergrößerung eines bescheidenen Namens machen könnte, als etwa, daß der Leser sonst geglaubt hätte, ich wolle ihn zu den Bergen südslavischer Hirtenvölker führen und nicht in jenes liebliche, von waldigen Hügeln eingeschlossene dörfer- und fruchtreiche Thal, welches unweit des Schlosses Vagen in das Mangfallthal mündet. Wer von dem öden, melancholischen Seehamersee eine halbe Stunde auf der rauhen Hochebene des Miesgaues nordwärts gegangen und also der herrlichen Aussicht auf die Tegern- und Schliersee-Berge den Rücken kehrt, kommt an einen plötzlich steil abführenden Weg und erst, wo sich der Wald lichtet, öffnet sich ein überraschendes Panorama auf kleine Berge, wahre Puppenalpen, deren Gipfel Schlösser oder große Bauernhöfe krönen.

Während oben nur schwarze kleine Bauernkirschen zeitigen und das schlechte Obst nur als Essig verwerthet wird, erquickt hier im goldnen Thal den Wanderer die saftige Bergamotbirne oder die große, gelbe Tyroler Pflaume und der fette Boden gibt dem Landmann achtzehnfach seine Aussaat wieder.

Schon das erste Dorf Holzolling zeigt von dieser Ueppigkeit des Thales. Große Häuser mit glänzend weißen Mauern und weit vorspringenden, flachen Schindeldächern, auf denen der spitze, blechgedeckte Glockenthurm in hundert Funken im Sonnenschein glitzert, lagern friedlich um die Kirche mit ihrer feinen Thurmspitze, und der dunkle Waldhintergrund, über den ernst und kühn der Wendelstein ragt, hebt das helle Dorf noch mehr und läßt es als ein kostbares Eden erscheinen.

Am östlichen Abhang des Hügels stand zur Zeit, wo diese Erzählung beginnt, ein neues Haus. Daß es keinem Bauer gehörte, sah man an der Kürze des Stalls und Stadels, welche, wie bei allen alpinischen Häusern, mit dem Wohnhaus unter Einem Dache lagen; aber die Wohlhabenheit seines Besitzers zeigte doch das Aeußere. Die grünen Fensterläden stachen prächtig von der weißen Mauer ab; keine altmodischen runden, sondern die neue Art sechseckiger Glasscheiben füllten die Fensterrahmen, und die Altane, welche zu drei Seiten um das Haus lief, war zierlich aus Tafelbrettern geschnitzt und braun gemalt; am meisten aber zogen wohl die bunten Heiligengestalten die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden an. In der Mitte sah man im roth und blauen Kleide die Himmelskönigin mit dem Christusknaben, welcher die Weltkugel als seinen Reichsapfel in der Linken trug, während er die Rechte gebietend oder segnend erhob; rechts und links von dieser Gruppe waren St. Antonius und St. Martin mit ihren Wahrzeichen, dann kamen, wohl geharnischt, St. Georg mit dem Lindwurm und St. Florian mit dem vollen Wasserkübel, welchen er über ein brennendes Dach ausgoß, und nur die letzten beiden Figuren blieben den Bewohnern des goldnen Thals ein Räthsel, obwohl einige behaupteten, sie stellten Adam und Eva vor; doch was der Adler an der Seite und der Blitz in der Hand des Menschenvaters oder der Pfau zu Füßen der Eva bedeuten solle, das wußte kein Mensch, ausgenommen mein verehrter Leser, der besser in der griechischen Mythologie bewandert ist, als es die Holzollinger waren und sind.

Am Tage vor St. Peter und Paul, welcher, wie jeder Kalenderkundige weiß, auf Ende des Monats Juni fällt, und im Jahre 1525 schritt ein langer, dürrer Mann dem Hause zu. Er trug nicht den üblichen bordenbesetzten Wamms von Leder, sondern einen langen, blauen Tuchkittel; die weite Hose war am Knie festgebunden und über die Waden hatte er blaue Zwickelstrümpfe gezogen. Keine Adler- oder Spielhahnfeder schmückte den schwarzen Filzhut, sondern ein bescheidener Strauß künstlicher Vergißmeinnicht; auch der starke Schnurrbart, welcher sonst dem oberländer Bauern den Stempel kriegerischen Sinnes aufdrückt, fehlte ihm; um es kurz zu machen, es war der im ganzen Miesgau bekannte Hochzeitslader Johann Baptist Blümelhuber von Thalham.

Die rothen und blauen Bänder und lebendige Blumen im Knopfloch zeigten, daß Blümelhuber seines Amtes wartete, d. h. daß er von Hof zu Hof ging, um die „Nachbarsleute" zur Hochzeit des reichen Kistlerbauern von Pienzenau zu laden.

Auf sein bescheidenes Klopfen — bescheiden war ja Alles, was Blümelhuber that — tönte ein gedämpftes „Herein!", welchem er sofort Folge leistete.

Am weißen Ahorntisch saß ein junger Mann von zwanzig Jahren. Sein Gesicht war blaß, seine langen Haare hingen schlicht herunter und die vom vielen Weinen gerötheten Augen vervollständigten noch ganz das Bild des Jammers und vielleicht auch der Rathlosigkeit.

Der Hochzeitslader stellte sich in die Mitte der Stube, wandte sich nach dem Bild des Gekreuzigten und fing an, den gebräuchlichen Ladspruch mit monotoner Stimme herunterzuleiern; nachdem er fertig war, brachte die Magd die Flasche mit Kirschenwasser und eine Rudel *).

*) Vor Nachdruck wird gewarnt.

*) Ein altbayerisches Schmalzgebäck.

Digitized by Google

Blümelhuber aber hielt sich nur an die erstere und sagte zu dem jungen Manne:

„Nun, Herr Killberger, Euch geht, wie mir scheint, der Tod vom Vater selig noch immer recht zu Herzen."

„Ach ja!" antwortete dieser, „ach ja, Blümelhuber; aber nicht allein der Tod des guten Vaters macht mich traurig; es ist noch mehr".

„Hm, hm, verstehe schon, Euch zehrt die Liebe am Herzen, nicht wahr? Da vertraut auf mich; wenn Ihr mir sagen wollt, wer das Mädchen ist, so stehe ich dafür, daß Ihr in ein paar Wochen Hochzeit machen könnt."

„Ans Heirathen", sagte Anton Killberger und lächelte matt, „hab ich wirklich noch nicht gedacht, nein; aber mich kümmerts, was ich anfangen soll. Bauernarbeit hab ich nicht gelernt, von der Jägerei verstehe ich auch nichts und, wie mein seliger Vater, Handel zu treiben, trag ich keine Lust."

„Aber, bester Herr, was wollt Ihr arbeiten? Hat Euch doch der Vater hübsche Batzen hinterlassen, von denen Ihr gemächlich leben könnt. Wär ich, wie Ihr, ich ließ die Grillen fahren, nähm mir ein junges Ding zur Frau und ließ den lieben Gott einen frommen Mann sein."

„Nein nein! mein Vater selig hat sich das Geld durch Arbeit erworben und ich will es nicht mit Nichtsthun verschleudern. „Erst die Faust und dann der Magen", pflegte er zu sagen", antwortete Anton Killberger unwillig.

Begütigend legte der Hochzeitlader die Hand auf die Schulter des Trübseligen, beugte sich zu ihm herab und sagte halblaut:

„So werdet ein Maler, halb und halb seid Ihrs doch schon."

„Ein Maler!?" rief Anton und seine Augen leuchteten; „ein Maler! Blümelhuber, Dich sendet der heilige Lucas selbst! Aber", setzte er wieder zweifelnd hinzu, „werde ich die Kraft haben dazu, werde ich Arbeit finden?"

„Herr Killberger, mein Freund der Pater Angelikus oben in Weyarn hat mich dieser Tage gefragt, ob Ihr wohl dem hochwürdigsten Abt zu lieb die heilige Jungfrau und andere Heilige an die neue Herrenmühle malen wolltet? denn der hohe Herr hat sich des Bilderschmucks an Eurem Hause weidlich gefreut und die Hand gepriesen, so ihm an die Wände gezaubert."

„Ich will leisten, was ich kann!" versetzte Anton freudig; denn das Lob des kunstsinnigen Ables war ihm eine Bürgschaft für die richtige Wahl eines Berufes, den er von Jugend auf geliebt und geübt, und mit verzeihlicher Eitelkeit schrieb er am andern Tag an sein Haus: „A. Killberger, Heiligenmaler", und wartete nur auf Bestellung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Socialismus und die Volksschule.

Zur endlichen Lösung der socialen Frage.

Von Dr. Alb. Wittstock.

(Fortsetzung.)

In der Erziehung liegen die Zeichen einer besseren Zukunft; durch die Erziehung hauptsächlich wird die zahlreichste Classe, diejenige, deren Arbeit uns Alle ernährt, aus ihrem Staub herausgehen. Dabei ist keineswegs zu befürchten, daß mit der Erhebung des Arbeiterstandes die Arbeit aufhören würde. Die Arbeit ist selbst eine Schule, wo die Menschen Energie und Charakter erlangen. Nur durch die Arbeit ist die Entwicklung und Vervollkommnung der menschlichen Natur möglich. Unglücklich Derjenige, welcher nicht arbeiten gelernt hat! Wie aber die Anlagen und Kräfte des Menschen verschieden sind, so muß auch eben die physische Arbeit mit der geistigen abwechseln. Hieraus folgt, daß der physische Arbeiter nicht über Gebühr angestrengt werden darf, daß er gemäß der Verschiedenheit der menschlichen Fähigkeiten auch geistige Nahrung nöthig hat. Der gebildete Arbeiter wird darum nicht aufhören, Arbeiter zu sein. Eine höhere Volksbildung wird weniger eine äußere Aenderung hervorbringen, als vielmehr eine innere, reelle, und von hier muß die wahre Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes ausgehen. Der gebildete Arbeiter wird nicht mit Neid auf die sogenannten höheren Classen hinblicken; der Umgang mit unterrichteten, wohlerzogenen und ehrenhaften Leuten hat ihn gelehrt, seine, wenn auch bescheidene, Stellung mit Würde auszufüllen. Ein solcher Arbeiterstand verschafft sich Achtung und Niemand wird ihm seine Rechte, die politischen wie moralischen, streitig machen. Solche Arbeiter werden sich auch nicht aufreizen lassen, um ihrer Classe das Uebergewicht, die Macht im Staate zu verschaffen, denn der gebildete Mensch weiß sehr wohl, daß, wo Freiheit sein soll, keine Classe herrschen darf. Alle Stände der Gesellschaft müssen in der Regierung vertreten sein und hier einen gleichen Schutz finden.

Die Erhebung des Arbeiters, die Verbesserung seiner Lage ist nur durch die Erziehung, durch die Cultur der Geisteskräfte möglich; nur von innen heraus herrscht der Mensch, auf welcher Stufe der socialen Leiter er sich auch befinden möge. Hier besteht kein Unterschied; zur menschlichen Würde kann Jeder, ob reich oder arm, gelangen. Jeder Mensch hat die Fähigkeiten, zu denken und jeder Mensch soll ein Denker sein. Damit ist noch nicht gesagt, daß er sich zwischen vier Mauern einschließen und seinen Körper über Büchern krümmen soll. Man hat gedacht ehe Bücher geschrieben wurden, und einige der größten Denker hatten keine Studirstube. Die Natur und das Leben bieten dem Geiste beständige Nahrung, und Jeder, auch der Arbeiter, hat die Fähigkeiten, zur Wahrheit zu gelangen. Die Welt, in der wir leben, ist unstreitig bestimmt, unser Denken anzuregen, denn sie ist voll von Geheimnissen aller Art. Jeder Gegenstand, selbst der einfachste in der Natur und Gesellschaft, jedes Ereigniß des Lebens ist aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt, welche nur die Anstrengung des Geistes durchdringen und erleuchten kann. Hiermit beginnt die Erhebung des Arbeiters, mit der Anstrengung des Denkens, mit dem Streben nach Wahrheit. Ohne die Erkenntniß der Wahrheit stürzt sich der Mensch in Verbrechen und Elend. Man sieht hieraus, worauf es die Erziehung absehen muß; sie muß die Liebe zum Denken einimpfen; durch eine solche Erziehung hat man dem Arbeiter die wahre Quelle seiner Verbesserung eröffnet.

Die zu entwickelnden Geistesfähigkeiten lassen sich in zwei Classen eintheilen: in Materie und Geist, in die physische Welt und in die intellectuelle. Der Arbeiter ist hauptsächlich berufen, die Materie zu studiren, weil er sie bearbeitet. Die Arbeit wird etwas Neues, wenn man den Gedanken mit ihr verbindet, wenn der Geist zu gleicher Zeit mit den Händen marschirt. Wer wird bestreiten wollen, daß die Kenntniß der Naturwissenschaften für den Arbeiter namhafte Vortheile herbeiführen würde? Ohne die Gewohnheit des Denkens ist der Mensch eine Maschine, aber mit derselben bewahrt die Seele ihre Lebhaftigkeit inmitten der Arbeit. Es ist noch etwas Anderes dabei. Der Arbeiter arbeitet für Andere, aber er soll es nicht als Sclave thun, sondern mit Selbstachtung, indem er die Freiheit des Willens und der Intelligenz bewahrt, deren er für seine Vervollkommnung bedarf; niemals soll er seine individuelle Würde vergessen. Diese Ideen zu nähren, ist die höchste Function der Erziehung; die Volkserziehung muß mit den mechanischen Gewohnheiten, mit dem maschinenmäßigen Herkommen brechen; sie darf nicht das Privilegium einer einzelnen Classe sein, sondern muß eine nationale werden. Also durch die Erziehung

Digitized by Google

wird die Bestimmung des Arbeiters erreicht, in ihr liegt die Verbesserung seines Loses.

Die Intelligenz ist ein ebenso allgemeines Gut, wie die fünf Sinne, und die Wahrheit ist ebensowenig exclusiv, wie die Atmosphäre und die Sonnenstrahlen.

Man wirft gegen die Erhebung der arbeitenden Classen gewöhnlich ein, daß der Unterschied der Stände zur socialen Ordnung nothwendig ist und daß dieser Unterschied aufhören würde, wenn man die Kraft des Gedankens bei allen Menschen entwickeln wollte. Diese Absurdität bedarf keiner Widerlegung. Es ist im Gegentheil gegen die sociale Ordnung, wenn man glaubt, daß zur Erhaltung der Gesellschaft der größte Theil der menschlichen Wesen zur Unwissenheit und Knechtschaft verdammt werden müßte. Die Beschäftigungen der Menschen werden allerdings immer eine große Verschiedenheit darbieten, der Eine hat hierzu Neigung, der Andere dazu; aber daraus folgt noch nicht, daß die Gesellschaft in Kasten eingetheilt werden müsse; es kann, ungeachtet der verschiedenen Beschäftigungsweise, unter den Menschen ein freundschaftlicher Verkehr, eine gegenseitige Achtung bestehen. Man wendet ein, daß die Schranke zwischen Hoch und Nieder schon deßhalb nicht fallen werde, weil den niederen Volksclassen die Feinheit der Manieren fehle. Auch hier wird eben die Ausbreitung der Volkserziehung sich wohlthätig erweisen. Warum soll nicht auch der Arbeiter an Reinlichkeit, Feinheit, Höflichkeit u. s. w. gewöhnt werden können? Noch nirgends hat die Gesellschaft sich ernstlich mit der Erziehung all ihrer Glieder beschäftigt, man kennt noch nicht die Gränzen des Möglichen. Die höchste Stufe der socialen Wissenschaft ist noch in der Kindheit. Noch nirgends hat man das Problem gelöst: wie kann man die Mehrzahl der Menschen emporheben? Noch mehr: das Volk hat noch nicht klar die wahre Idee des Fortschritts erkannt, es hat noch nicht eingesehen, daß sein Heil in der Erziehung liegt. Diese Idee ist indessen jetzt erwacht und sie bereitet ein neues Leben vor. Unter diesem Antriebe wird das Volk Zeit und Kraft für seine edle Berufung finden und nicht nur sich selbst, sondern zugleich die Gesellschaft regeneriren.

(Schluß folgt.)

Der Fortschritt der Central-Pacific-Eisenbahn

ist nach den uns vorliegenden Berichten wahrhaft staunenerregend. Ein Correspondent des „San Francisco Bulletin" schreibt unter Anderem:

Ein Bild der regsten Thätigkeit bietet die Central-Pacific-Eisenbahn ihrer ganzen Linie entlang; von Sacramento ist bis zu einem 500 Meilen östlich gelegenen Punkte die Route durch Fracht-, Bau- und Vorrathszüge belebt, soweit dies das Geleis erlaubt; diesen schließen sich unabsehbare Wagenzüge, beladen mit Vorräthen und Baumaterialien aller Art, an. Gegenwärtig beschäftigt die Compagnie eine Arbeiter-Armee von 10,000 Mann, sowie 3000 aus vier Pferden, Maulesel oder Ochsen bestehende Gespanne. Diese Armee mit ihrem Troß, bestehend aus Händlern, Marketendern ꝛc., sind die Pioniere, welche den ersten Grundstein zu zahlreichen Ansiedlungen von bleibender Dauer legen. Der ganzen Bahnstrecke entlang entstehen Ortschaften, Dörfer und Städte, die sich bald durch ihren Handel mit dem Innern einen Wohlstand erwerben und als Mittelpunkt für permanente Besiedelung des fruchtbaren, jungfräulichen Bodens zu betrachten sind.

Die zweimal des Tages passirenden regelmäßigen Passagier- und Güterzüge bilden nur den kleinsten Theil des regen Verkehrs, und man kann mit Sicherheit behaupten, daß durch den Bau der Central-Pacific-Eisenbahn bereits 15- bis 20,000 Personen in bisher unbewohnt gewesenen Gegenden ihren bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Die Wälder der Sierra Nevada ertönen auf eine Entfernung von hundert Meilen von den Axthieben der Holzfäller und den Meißelschlägen der Steinarbeiter. In Truckee allein sind 25 bis 30 Sägemühlen in vollem Betriebe, um das nothwendige Bauholz zu liefern; der Truckee-Fluß ist mit Baumstämmen angefüllt, die ihren Weg nach dem Thale nehmen, um in den dortigen Sägemühlen verarbeitet zu werden. Bauholz aller Art ist längs der Bahn aufgeschichtet und wartet auf Beförderung nach den benöthigten Punkten, um zum Bau der Strecke selbst oder zu Schneedächern, Stationsgebäuden, Schuppen, Wohnhäusern ꝛc. verwandt zu werden; siebenzig Locomotiven und mehrere Hundert Waggons sind mit dem Transport unaufhörlich beschäftigt. 500 Tons Baumaterialien gehen jeden Tag über die Sierra Nevada, deren höchster Punkt 7,030 Fuß über der Meeresfläche erhaben, nach der „Front", welche sich gegenwärtig ca. 400 Meilen östlich von Sacramento befindet.

Je näher der Winter rückt, um so riesigere Anstrengungen werden gemacht, um vor Eintritt der Schneestürme soviel von der Strecke, als nur möglich, in fahrbaren Zustand zu bringen, Baumaterial zu transportiren und die Schneedächer zu vollenden. Denn sobald Schneewetter eintritt, muß das rege Leben verstummen und die ganze Arbeit wird sich dann darauf beschränken, die Strecke stets von Schnee frei und in betriebsfähigem Zustand zu erhalten. Deßhalb ist man bemüht, den Schienenweg vor Eintritt des Winters so weit als möglich zu vollenden.

Bis Winnemucca, einem Platz 324 Meilen östlich von Sacramento, laufen bereits regelmäßige Passagierzüge, weitere 24 Meilen, fast bis Emigration Cannon, sind mit Schienen belegt; 50 Meilen darüber hinaus ist die Strecke bereits vollständig gradirt und eine starke Arbeiter-Abtheilung ist mit Herstellung des Bahnbettes für noch weitere 50 Meilen beschäftigt.

Die Entfernung von Sacramento bis zur Nordspitze des Salzsees beträgt 651 Meilen; 348 Meilen davon sind gegenwärtig in betriebsfähigem Zustande und jeden Tag werden durchschnittlich weitere 2¼ Meilen mit Schienen belegt. Es hängt demnach lediglich von den Transportmitteln und dem Wetter ab, wann der Salzsee erreicht werden wird. Das Gradiren kann in einem Zeitraum von drei Monaten beendet sein, denn eine andere Arbeiter-Abtheilung, die von den Mormonen contractlich beschäftigt wird, hat die Gradirung von 100 Meilen diesseits des Salzsees übernommen. Ist aber das Bahnbett fertig, ehe der Boden gefriert, so können den Winter über Schienen so rasch gelegt werden, als das Material zu transportiren möglich ist.

Fünfhundert Tons Baumaterial aller Art — Schwellen, Schienen, Bolzen, Nägel, Schienenstühle ꝛc. — sind für zwei Meilen Bahngeleise erforderlich und für den Transport desselben über die zum Theil sehr steil aussteigende Sierra sind täglich ca. 50 Waggons und 10 Locomotiven nothwendig. Die Compagnie braucht aber hiezu, sowie für den Verkehr im Allgemeinen, eine größere, als die jetzt vorhandene Anzahl von Locomotiven und läßt von Newyork via Isthmus 15 weitere Locomotiven kommen. Schienen ꝛc. treffen in genügenden Quantitäten ein und die Wälder der Sierra liefern die nöthigen Schwellen und sonstiges Bauholz. Da der Transport von Baumaterial die disponiblen Transportmittel der Compagnie in so ausgedehntem Maße in Anspruch nimmt, ist dieselbe gezwungen, einen großen Theil von Frachtgut zurückzuweisen.

Die Compagnie strebt nach einem großen Ziele — sie will sich das Eigenthumsrecht auf die ganze Strecke nach dem Salzsee, sowie die Controle des Handels von Utah, welches jetzt schon eine Bevölkerung von 200,000 Seelen aufweist, die jährlich um 10 Procent zunimmt, sichern.

Digitized by Google

Nach dem gleichen Ziele strebt die Union-Pacific-Eisenbahn-Compagnie, doch hat die Contral-Pacific-Compagnie derartige Arrangements getroffen, daß sie mit Sicherheit hofft, die Nordspitze des Salzsees zuerst zu erreichen, resp. sogar noch darüber hinaus zu kommen, ehe die gesetzlich vorgeschriebene Verbindung mit der Union-Pacific-Eisenbahn hergestellt ist. Beide Compagnien haben ungefähr die gleiche Entfernung bis zu einem bestimmten Punkte nördlich vom Salzsee zurückzulegen und bleiben von den 1725 Meilen zwischen Sacramento und Omaha im Ganzen nur noch ungefähr 500 Meilen Bahn zu bauen.

Jenseits der Sierra Nevada und auf den Ebenen Utahs ist das Werk des Gradirens mit keinen Schwierigkeiten verknüpft, da das Land eine von Thälern durchzogene Hochebene ist; man braucht nur dem Lauf der Flüsse zu folgen und mit geringer Nachhülfe kann die Erdoberfläche zur Aufnahme der Schienen hergerichtet werden.

Nur mit Mühe kann man sich vorstellen, daß auf demselben Wege, auf welchem jetzt mit reißender Geschwindigkeit das Dampfroß dahin braust, die langen, mit Ochsen bespannten Wagenzüge der Emigranten ihren beschwerlichen Weg langsam verfolgten, doch erst dann, wenn man dies bedenkt, erkennt man den vollen Werth der Pacific-Eisenbahn und weiß den Unternehmungsgeist und die Energie dieser mächtigen Compagnien vollständig zu würdigen.

(Newy. Handels-Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Unter der Ueberschrift: „Tödtung durch Fahrlässigkeit!") führt die „Spener'sche Zeitung" folgendes Curiosum an: „Als Alexander v. Humboldt starb, passirte dem „Siècle" das Malheur, daß er, da in der Depesche der Vorname nicht angegeben war, mit einem rührenden Nekrolog des ein Vierteljahrhundert früher verstorbenen Wilhelm v. Humbold den dahingeschiedenen Naturforscher feierte. Eine ähnliche kleine Verwechselung finden wir in der neuesten Nummer der „Neuen freien Presse". Das Wiener Blatt meldet den Tod des Malers Hildebrandt, und da es nicht weiß, daß es zwei berühmte deutsche Maler dieses Namens gibt, den Düsseldorfer Theodor und den Berliner Eduard, den Historien- und Landschaftsmaler, sondern nur den Düsseldorfer Theodor kennt, den Maler der Söhne Eduard's, von Othello und Desdemona, Der Krieger und sein Kind, Der kranke Rathsherr ꝛc., so tödtet sie diesen und widmet ihm einen recht wohlgemeinten Nachruf."

(Ein Seufzer aus dem Innern des Landes Nassau.) Dem „Rhein. Kurier" ging aus der Lahngegend folgendes Gedicht einer durstigen Seele zu:

Ihr edlen Winzer dort am schönen Rhein!
Sollt's Euch an Fässern und an Flaschen fehlen,
So möcht' zur Füllung ich mich selbst empfehlen.
Mein Durst ist groß und viel geht in mich 'nein!

(Kängoroo-Würstel.) Abermals dürfte eine Thierspecies auf den Aussterbe-Etat gebracht werden. Wie man aus London meldet, kommt jetzt eine neue Delicatesse von Australien nach England und wird nächstens wohl auch in Paris und auf dem Continente Eingang finden. Seitdem in Australien die Dingos oder wilden Hunde vertilgt worden sind, haben sich dort die Kängoroos in unbequemer Weise vermehrt, weßhalb man dieselben von Zeit zu Zeit im großartigen Maßstabe schlachtet, um das Gras der vielen Weideflächen den mehr werthvollen Schafen zu überlassen. Nun soll das Kängoroofleisch bei richtiger Zubereitung eine wirkliche Delicatesse sein und deßhalb schlachtet man die Thiere jetzt in großen Schlachthäusern und bearbeitet das Fleisch zu Würsten, um in dieser Weise es besser zu conserviren und nach England zu schaffen.

Darmstadt, 5. November.

Schiller's Geburtstag (9. November) wird durch Aufführung von „Wallensteins Lager" und „Piccolomini" im großherzoglichen Hoftheater gefeiert werden. Am 10. wird „Wallenstein's Tod" zur Aufführung gelangen und ist auf die Inscenirung und gute Besetzung der Stücke eine besondere Sorgfalt verwendet.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Eine neue Oper Gluck's. Aus Prag schreibt man: „Dieser Tage haben hier die Clavierproben zu einer einactigen Opes: „Der Zauberbaum" begonnen, deren Aufführung voraussichtlich das Interesse der weitesten Kreise erregen wird. Dieselbe wurde bisher an keiner deutschen Bühne gegeben, ist aber auch in Paris, wo sie vor mehr als einem Jahrhundert erschien, längst verschollen, trotzdem Gluck sie componirt hat. Als Gelegenheitswerk für eine Festvorstellung anläßlich der Vermählung des Dauphin mit Maria Antoinette geschaffen, ward die Oper, nachdem sie einige Male aufgeführt wurde, zurückgelegt. Die Aufführung der großen Meisterwerke Gluck's und später die Zeitbewegung trugen bei, sie gänzlich vergessen zu machen. Durch ein Mitglied des Orchesters, das sich einem Emigranten anschloß, kam die Partitur nach Deutschland in eine Familie Caspar, wo sie von Vater auf Sohn als Kleinod vererbt wurde. Der Zufall brachte den jetzigen Besitzer mit dem Leiter des hiesigen Theaters in Berührung, der sich sofort zum Ankauf der Oper erbot. Derselbe ist erfolgt, und so wird mit der Aufführung um so weniger gezögert werden, als auch die Modernisirung und Bearbeitung des Textes von dem hiesigen sprachgewandten Schriftsteller Sauer mit großer Pietät und vielem Geschicke vollzogen wurde. Die Musik ist allerliebst, einfach und voll Grazie und Feische. Im Ganzen enthält das kleine Werk zwölf sehr kurze Nummern, von denen drei bis vier des Erfolges sicher sind.

Von **„Brehm's Illustrirtem Thierleben.** Wohlfeile Volks- und Schulausgabe von Friedrich Schödler" (Hildburghausen, Bibliogr. Institut) ist jetzt die erste Hälfte des ganzen Werkes erschienen und vom zweiten Band liegen bereits zwei Hefte (18. und 19.) vor. Da das ganze Werk auf 31 Lieferungen berechnet ist, dürfte dasselbe mit Ende dieses Jahres vollständig in den Händen der Abonnenten sein. In den uns vorliegenden Heften werden die Papageien und Sperlingsvögel in ihren zahlreichen Arten durch vortreffliche Abbildungen dargestellt.

Am 14. December d. J. kommt bei T. O. Weigel in Leipzig die **Bibliothek** des verstorbenen Bibliophilen **Edward Dorer-Egloff** aus Baden bei Zürich zur Versteigerung, welche den Bücherfreunden und namentlich den Goethe- und Schillersammlern die reichste Auslese bietet. Nach dem uns vorliegenden Kataloge ist als Mittelpunkt der Sammlung die deutsche Literatur und vorzugsweise die Goethe- und Schiller-Periode zu betrachten; von und über Goethe finden wir 1281 Nummern, darunter die seltensten Originaldrucke, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften; Werther allein zählt 126, Faust 168 Nummern. Reliquien, Original-Aquarelle und Radirungen, Autographen und viele zum Theil sehr seltene Schaumünzen ꝛc. bilden einen interessanten Appendix zur Goethe-Abtheilung. Die Schiller-Literatur umfaßt 447 Nummern inclusive einer Collection Schaumünzen ꝛc.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 7. November. Neu einstudirt: **Die Karlsschüler**, Schauspiel in 5 Acten von H. Laube.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 6).

Sonntag, 8. November. **Der erste Glückstag**, komische Oper in 3 Acten von A. d'Ennery und C. Cormon. Deutsch von Ernst Pasqué. Musik von Auber.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 7.)

Montag, 9. November. **Die Gefangenen der Czaarin**, Lustspiel in 2 Acten, frei nach dem Französischen des Bayard, von Friedrich. Vorher: **Doctor Robin**, Lustspiel in 1 Act, nach dem Französischen von Friedrich.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 8.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 311. Sonntag, den 8. November 1868

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Hier ist vielleicht der Ort, in Antons Lebensbuch zurückzublättern bis zu der Stelle, wo eine im tiefen Schmerze und in hoher Freude zitternde Hand in die Hauspostille schrieb: „Am Tage St. Antonii, am 17. Januarii 1502 nach unseres Herrn Geburt schenkte mir Gott ein Knäblein und nahm mir seine Mutter dafür; der Name des Herrn sei gelobt!“

In diesen wenigen Worten ist aber Antons ganze Erziehung vorgezeichnet; denn der Raths- und Handelsherr Martinus Killberger in Solzburg übertrug die unendliche Liebe, die ihn an sein Weib gefesselt, nun auf den Sohn, welcher die Züge der Geschiedenen geerbt; allein in der Sorge, zu wenig für ihn zu thun, that er zu viel, und die Base Barbara, welche Antons erste Erziehung leitete, half ihm treulich, den Liebling gegen jeden kühleren Nordost zu schützen und ihn zu verweichlichen.

Zu spät erst erkannte der alte Raths- und Handelsherr, daß Antons Thatkraft in der allzugroßen Liebe erstickt und umgekommen war, und da er wußte, wie groß die des Kaufmanns sein mußte, der oft seine Waare mit dem Schwerte in der Faust zu vertheidigen hatte, so gab er sein ausgedehntes Handelsgeschäft auf, um seinen Sohn zu einem friedlicheren Stande vorzubereiten, als der des Handelsherrn damals war.

Martinus Killberger war nicht umsonst so oft in Venedig, Florenz und Rom gewesen, sein Herz hatte sich an den Werken Leonardos, selbst noch an denen des Urbiners erfreut und erwärmt, und als sein Herzenskind Lust zeigte an den Bildereien, hoffte der glückliche Vater, es der Kunst zuführen zu können. / Damals war viel Lobes über die Werke des Ulrich Fütterer zu München; zu ihm gab der Rathsherr seinen Sohn in die Lehre. Allein schon nach zwei Jahren kränkelte der alte Killberger; er war eine reinere Luft und den Anblick der Berge gewohnt; er floh ins güldne Thal, baute sich ein Asyl, das er mit Anton bezog und mit ihm fast vier Jahre lang im ungestörten Frieden bewohnte, bis eine Herzlähmung den alten Rathsherrn aus seinem Eden nahm.

/ Es war ein halbes Jahr später, als Anton von dem Hochzeitslader auf die Beschäftigung hingewiesen wurde, welche der entnervenden Trauer über den verlorenen Vater ein Ziel setzen konnte und welche ihn umsomehr anzog, als er in ihr gewissermaßen den letzten Willen des Heimgegangenen erfüllte.

Blümelhuber aber war auch nicht immer Hochzeitslader gewesen, sondern besaß einst den ludeigenen Hof, der noch heutzutage „zum Oswald“ genannt wird. Achtzig Kühe bevölkerten damals seinen Stall, zwei Almen in den Schlierseer Bergen dienten ihnen zur Sommerweide; noch heute gehören fünfhundert Joch hochstämmiger Fichtenwaldung zum Hofe und zwischen ihnen liegen fruchtbare Eggarten*), in deren Mitte das stattliche, 300 Fuß lange Haus steht, dessen Ställe schon damals gewölbt und deren Säulen und Futtertröge aus Marmor von Tegernsee waren. Aber Blümelhuber ging's wie so manchem Andern: er lebte in den Tag hinein; das nahe Kloster Weyarn schien ihm eine unversiegbare Geldcasse zu sein und so trank, spielte und wetterte er so lange, bis der Abt kurzen Prozeß machte, ihm die Capitalien kündete, und als er sie nicht heimzahlen konnte, den Hof an sich nahm, welcher nach ihm „zum Oswald“ benannt wurde und erst nach der Säcularisation wieder in weltliche, diesmal aber in rechtschaffene Hände kam.

Seitdem aber lebte Blümelhuber als der Rathgeber in allen Dingen, war Hochzeitslader und Leichenbitter, Heirathsstifter und Dienstbotenverdinger, trieb Capitalien auf und ein und ließ selten eine Gelegenheit vorbeigehen, ohne sich hineinzumischen. Der alte Killberger hatte sich Blümelhubers schon bei Zeiten entledigt, indem er ihm kurz und gut, aber nicht sanft die Thüre gewiesen, und der Hochzeitslader hatte damals geschworen, es ihm zu gedenken, wagte sich aber, so lange der Alte lebte, doch nicht mehr in seine Nähe. Jetzt konnte er es ungestraft thun, zumal sein Amt ihm das Recht gab, das Haus zu betreten. Allein nicht nur dieses, sondern noch mehr die Hoffnung auf reichen Gewinn ließen ihm diesmal den Besuch des jungen, reichen, aber schwachen Killbergers erwünscht erscheinen, und die Aufrichtigkeit, womit sich Anton seinen Rath erbeten, gab ihm gegründete Hoffnung, daß seine Wünsche keine vergeblichen sein würden; ja, gelang es ihm, Herr über Antons Entschlüsse zu werden, dann durfte er sogar darauf rechnen, sie noch übertroffen zu sehen.

Es war nämlich politisch fein vom Weyarner Abt Oswald, daß er Blümelhuber, welchen er von Haus und Hof vertrieben, doch nicht zum Feinde machte, indem er ihm stets lohnende Aufträge gab und ihn so an sein Interesse knüpfte.

Jetzt aber hatte er dem abgehausten Bauer eine Aussicht gegeben, die verlockend genug selbst für ehrlichere Seelen gewesen wäre. Umsonst hatte Abt Oswald den Rathsherrn bestürmt, doch seine Sünden thätig zu bereuen und einen Theil seines großen Vermögens mildthätigen Zwecken zuzuwenden, und hatte wohl auch beiläufig fallen lassen, daß Weyarn eine Stiftung zur Unterstützung armer Studenten habe; allein der alte Kaufmann sagte: „Ich habe mein Geld im ehrlichen Handel verdient und nicht eine Thräne bedrängter Waisen klebt an meinen Thalern; soll ich also jetzt den Fluch des eigenen Kindes auf mich laden, indem ich sein Vermögen verringere? Herr Abt, das wäre Sünde.“

Am Fuße der nordischen Alpen wuchsen keine Stämme, mit denen man die Scheiterhaufen der Ketzer aufschichtete und u

*) Grundstücke abwechselnd als Wiese und Feld benutt.

Digitized by Google

Ehren des Augustinerordens sei es gesagt, daß er von jeher Feind jener scheußlichsten aller menschlichen Institute, der Inquisition, war, sonst wäre es ein Leichtes gewesen, den Rathsherrn als einen unverbesserlichen Glaubensbösewicht zu verbrennen, seinen Sohn als unehrlich davon zu jagen und die Güter zu confisciren; aber, wie bemerkt, der Orden des heiligen Augustin verschmähte solche mit dem Deckmantel der Religion und Gerechtigkeit geschmückte Räubereien; trotzdem aber besaß das Killbergerische Silber immer viel Anziehungskraft für den Abt Oswald, umsomehr als es keine Zehnten dem Kloster abwarf.

Der Abt hatte deßhalb Blümelhuber gebeten, er möge doch einmal Anton unter irgend einem schicklichen Vorwand in das Kloster einladen; den Zweck verschwieg ihm zwar Oswald, dagegen deutete er auf eine Belohnung hin, welche möglicherweise für Blümelhuber abfallen könnte.

Der Hochzeitlader war schlau genug, das Ziel von Abt Oswalds Streben zu errathen, und er wartete nur eine schickliche Gelegenheit ab, um sein Netz nach diesem Goldfisch auszuwerfen.

„Na, also Herr Killberger", fing Blümelhuber wieder an, „wie ist's, darf ich Sr. Hochwürden dem Abte sagen, daß Ihr bereit seid, ihm seine Mühle erst zu einer wirklichen Herrenmühle zu machen, indem Ihr sie ihm mit Heiligen schmückt?"

„Es ist recht", sagte Anton, „ich will sehen, was sich machen läßt; seid so gut und sagt Seiner Hochwürden, ich wollte am St. Ulrichstage kommen."

Blümelhuber nahm entzückt, aber demüthig Abschied, rieb sich draußen vergnügt die Hände und murmelte:

„Hat angebissen, hat angebissen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Socialismus und die Volksschule.

Zur endlichen Lösung der socialen Frage.

Von Dr. Alb. Wittstock.

(Schluß.)

Es ist in der That nicht einzusehen, warum der Arbeiter zum Elend verdammt sein soll, wenn er nicht die Cultur der Geisteskräfte vernachlässigt. Der Geist ist die größte Macht des Universums. Er hat Himmel und Erde geschaffen, er hat die Wüste in fruchtbringendes Land verwandelt und die entferntesten Gegenden erforscht. Der Geist beherrscht die Welt und durch die Entwicklung der Intelligenz wird die Gesellschaft wachsen und neue Reichthümer und Hülfsquellen sich ansammeln sehen. Das Leben wird leichter werden, je aufgeklärter das Volk wird. Der Geist wird eine gleichmäßigere Vertheilung der Producte herbeiführen und das Glück der Gesellschaft hängt weniger von der Summe des Reichthumes, als von seiner richtigen Vertheilung ab. Es ist Zeit, daß die Gesellschaft erkenne, daß eine allgemeine Volkserziehung ihr größtes Interesse, ihre erste Pflicht, daß die Heilung der socialen Krankheiten nur durch sie möglich ist.

Die Erziehung darf keine fertige sein, sie hat nur die Geisteskräfte auszubilden und zur Selbsterziehung anzuregen. Der Mensch soll sich selbst erziehen, weil er Mensch ist; er soll einsehen, daß der innere Fortschritt ihm Werth und Würde verleiht. Die persönliche Erziehung wird aber eben nur dort möglich und von Erfolg sein, wo der Geist schon frühzeitig für die Verbesserung der Zukunft vorbereitet wurde.

Es bleibt daher unablässig an der Erweiterung des Schulwesens, an der Hebung der Lehrerbildung zu arbeiten; von letzterer hängt hauptsächlich der Fortschritt der Erziehung ab. Arbeiter waren es, welche einige der nützlichsten Maschinen erfanden; man breite die Erziehung aus und die nützlichen Erfindungen werden keine Gränzen mehr kennen. Ein unterrichteter Bauer, welcher die Gesetze der Vegetation, den Bau der Pflanzen, den Einfluß des Climas u. s. w. kennt, welcher nachdenkt über das was er thut und seine Kenntnisse anwendet, ist ein viel fleißigerer und tüchtigerer Arbeiter als der Bauer, der ohne Nachdenken sein Leben in ewig monotoner Arbeit dahinbringt. Genug, zu sagen, daß die große Mehrheit der menschlichen Wesen ungeachtet ihrer rationellen und unsterblichen Fähigkeiten auf die Erde gesetzt sei, nur um im Schweiße ihres Angesichts ihr dürftiges Brod zu erwerben und dem Luxus der Minorität zu dienen, ist eine Behauptung, welche unserem Jahrhundert Schande macht.

Die Frage des Pauperismus tritt so oft an uns heran, jeder Mensch hat Mitleid mit der Armuth, dem Elend. Aber man kann den Armen keine größere Wohlthat erweisen, als indem man für ihre Erziehung sorgt. Die Mildthätigkeit ist keine anhaltende Hülfe, es bedarf eines tieferen Mittels, einer inneren Cultur. Das einzige Hülfsmittel ist die Erziehung. Dieselbe muß bei den Armen das Bewußtsein ihrer Fähigkeiten und ihrer Verantwortlichkeit wecken. Die Armen dürfen keine separirte Kaste bilden. Jeder soll an diesem Werke mithelfen, Jeder soll dazu beitragen, daß das Elend verschwinde durch die Wohlthaten einer allgemeinen Volkserziehung.

Das leichteste Mittel zur Erreichung des Zweckes liegt in der Association, die gleichzeitig durch das Votum Aller die Fähigkeit constatirt. In jedem Gebiete siegt man durch die Association. Wir werden dann eine sociale oder unitäre Erziehung bekommen, welche für Alle gleich und das einzige Mittel ist, die Privilegien der Geburt unschädlich zu machen oder vielmehr Jedem zu dem wahren Privilegium seiner Geburt, zur Entwicklung seines Charakters zu verhelfen. Daß bei der Social-Erziehung schließlich noch sehr viel auf die Methode ankommt, ist selbstverständlich, aber auch diese Schwierigkeit wird gelöst werden, jemehr die Pädagogik an den Universitäten ihre selbständige Vertretung findet und als obligater Gegenstand eingeführt wird.

Sollte das Elend denn wirklich unheilbar sein? Nein, das wollen wir nicht glauben. Zwar sagt Moses: Es wird immer Arme unter euch geben; aber es ist wahr, daß in den besten Zeiten Sparta's, wo Jedermann einen gleichen Antheil an dem Territorium des Staates hatte und dieser Theil zur Befriedigung der Bedürfnisse hinreichte, es weder Arme noch Bettler gab. Auch in Athen gab es eine solche Epoche. Bei den Römern jedoch stellte sich sofort nach der Sclaven-Emancipation der Pauperismus ein. Die Römer waren außerordentlich thätig, um das Elend zu bekämpfen, wie eine Menge Gesetze beweisen. Aber es war alles vergeblich, denn ihre National-Oeconomie bestand darin, sich durch die Kriegskunst zu bereichern; der Krieg aber führt stets Verarmung herbei. Die Arbeit war nicht frei; ihre Organisation unter den Kaisern war nur ein Wechsel der Knechtschaft. Das Mittelalter mit seinem Feudalismus machte die Kluft noch größer. Dazu herrschte die größte Unwissenheit, nicht nur in den niederen Classen, sondern auch in den höchsten. Indem die Kirche die Barbaren zu Christen bekehren wollte, verfiel der Clerus in Barbarei. Die ärgste Sittenlosigkeit riß ein. Das Elend zeigte sich in allen Gestalten, Hunger und Pest verheerten ganze Städte. Und warum dieses Elend? Was fehlte? Es fehlte die Erziehung. Das Volk lebte in seiner Dummheit dahin und wußte sich nicht zu helfen. Auch in unseren Zeiten herrscht noch überall Elend und Pauperismus, aber man ist ernstlich auf Mittel bedacht, dem Uebel abzuhelfen. Dies geschieht unstreitig am besten dadurch, daß man ihm zuvorkommt. Da man nun den Ursprung und die Quelle des

Digitized by Google

Elends in der Unwissenheit der Massen zu suchen hat, so ist klar, daß man vor Allem darnach trachten muß, den Volksunterricht auszubreiten. In England geschieht hierin bereits viel durch freiwillige Gesellschaften, deren Bemühungen von dem besten Erfolg gekrönt sind.

Wenn man zurückblickt auf den weiten Weg der Geschichte und sieht, welche Anstrengungen im Laufe der Zeit gemacht wurden, um das Elend zu beseitigen, so muß man schmerzhaft berührt werden über das beklagenswerthe Resultat, daß das Uebel noch lange nicht besiegt ist. Das aber läßt sich statistisch nachweisen, daß das Loos der arbeitenden Classen sich bedeutend verbessert, wo die Volksbildung zugenommen hat. Was in dieser Hinsicht bereits geschehen, ist indessen noch keineswegs ausreichend, vielmehr ist dieses die große Frage, welche heute alle übrigen beherrschen muß. Der Pauperismus ist in der modernen Civilisation das, was die Sclaverei im Alterthum war. Beide haben keine Berechtigung. Das Elend ist ohne Zweifel nicht in der Natur begründet, sondern es entsteht aus menschlicher Schuld, folglich liegt es auch am Menschen, es auszutilgen. Wie dies geschehen kann, zeigen die obigen Ausführungen; die Lösung des Problems liegt in der Erziehung. Die sociale Reform muß eine pädagogische sein, die sociale Frage wird gelöst durch die Social-Erziehung. Alle übrigen Anstrengungen werden vergeblich sein. Das Wort des Räthsels ist nun gefunden. Kein Kind mehr auf deutscher Erde ohne Erziehung und Bildung! bleibe das Ziel unseres Strebens.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Gedicht Robespierre's.) Ein französisches Blatt gibt von einem werthvollen Funde Nachricht. Unter den Papieren eines Advocaten zu Toulouse ist ein Gedicht von dem rothen „blutdürstigen" Republikaner Ropespierre aufgefunden worden, welches in seiner sanften liebevollen Stimmung gar seltsam mit dem schablonenhaften Bilde contrastirt, das gewöhnlich von diesem widerspruchsvollen Charakter gegeben wird. Das Gedicht, dessen französisches Original in der „Independance" vorliegt, lautet nach einer getreuen Uebertragung, die wir versuchen:

Zwei Worte gibt's im Menschenleben,
Entsprungem tiefem Herzensdrang,
Beseligt lauschen, die sie hören,
Dem wundersamen Zauberklang.

Das eine süße Wort ist „Mutter",
Und „Liebe" ist das and're Wort,
Das erste schwebt von Kinderlippen,
Von Herz zu Herz das and're fort.

Die Mutter jubelt bei dem ersten,
Wenn sie's von ihrem Kleinen hört,
Die Jungfrau lauscht beglückt dem zweiten,
Wenn stürmisch ihr's der Jüngling schwört.

Vor dieses zweiten Wortes Süße
Nimm, schönes Liechen, dich in Acht!
Rasch hat es Mancher ausgesprochen,
Der vorher nicht den Werth bedacht!

Sei klug und prüfe, wer Dir nahet,
Daß er Dein Herzchen nicht betrügt;
Wer oft „ich liebe Dich" Dir schwöret,
Denk' immer, daß er Dich betrügt.

Schönrednern sind Gefühle ferne,
Geistreicher Werbung traue nicht,
Dein Herz sei's, nicht Dein Ohr, das höret,
Wenn Einer Dir von Liebe spricht.

Maximilian Robespierre.

(Theures Futter.) Vor einigen Tagen erschien in der Breslauer königl. Bank ein Bauersmann aus dem Schweidnitzer Kreise mit einem Convolut zerrissener und in einzelne Stücke zusammengeknäulter Cassenscheine, für die er andere brauchbare dergleichen zu haben wünschte. Auf Befragen, wie er zu diesem Papiergeld gekommen sei, erzählte er mit trauriger Miene, daß er in seinem Stalle die Summe von 80 Thalern, die in Bankscheinen zu 10 Thalern bestanden und welche er auf dem Markte für verkauftes Getreide aufgenommen, verloren habe. Die im Stalle befindliche Ziege habe sich nun über das Packet hergemacht und dasselbe zerkaut und aufgefressen. Als er seinen Verlust wahrgenommen, sei er schnell in den Stall geeilt und habe er gerade noch bemerkt, wie das Thier den letzten Zehn-Thalerschein zermalmte. Auf Anrathen seiner Frau habe er die Ziege sogleich geschlachtet und in ihrem Magen noch eben diese Ueberreste vorgefunden. Nach Besichtigung dieser Bankbilletsrudera wurde noch ein einziges Stück von einem Zehn-Thalerschein entdeckt, auf welchem die Nummer sichtbar war und für welchen er auch einen andern Zehn-Thalerschein erhielt. Alle übrigen waren durch die Magensäure zerstört und unleserlich geworden. Dieser eigenthümliche Vorfall wird an die Hauptbank nach Berlin berichtet, wohin auch die durch die Ziege zerstörten Rudera der Scheine gesendet werden. Es liegt nicht im Bereiche der Unmöglichkeit, daß der Beschädigte einen Ersatz für seine Cassenscheine erhält, da wahrscheinlich mit Hülfe eines Mikroskops die Feststellung des Verlustes sich ermitteln lassen wird.

(Reizend blondes Haar.) Ein junger Maler von der Academy in der 10. Straße in Newyork verliebte sich in eine schöne Dame, welche er häufig am Fenster auf der andern Seite der Straße sitzen sah. Nach diesem Fenster richteten sich seine leidenschaftlichen Blicke, so oft er nach der Academy ging oder sie verließ. Endlich eines Tages erblickte er die Dame eine Strecke vor sich auf der Straße, jagte ihr nach, stürzte auf sie zu und sprach, am ganzen Körper zitternd: „O, Fräulein, Ihr reizend blondes Haar! Ich sterbe, wenn ich es nicht malen kann!" Die Dame machte eine rasche Bewegung mit beiden Händen nach dem Kopfe und sie dann nach dem Maler ausstreckend, rief sie hastig: „Da nehmen Sie hin und schicken Sie sie mir wieder, wenn Sie fertig sind, aber hören Sie auf, nach meinem Fenster zu glotzen — mein Mann ist entsetzlich eifersüchtig und würde Sie Ihre Unklugheit schwer entgelten lassen." Der junge Künstler nahm die „reizend blonden Haare", Flechten, Bänder und alles Zugehörige verplext in die Hände und schickte sie folgenden Tages der Eigenthümerin zurück. Seitdem ist er nicht mehr auf die Jagd nach „blonden Haaren" ausgegangen.

(Abstufungen der Verworfenheit in Nordamerika.) Die Newyorker Presse sprach in jüngster Zeit viel von einem Wirth John Allen, der ein berüchtigtes Haus gehalten, dann eine Zeit lang den Frommen gespielt und im ehemaligen Tempel der Sünde Bußpredigten gehalten hatte, plötzlich aber wieder rückfällig geworden ist und die Missionäre vor die Thür gesetzt hat. Wie der Mensch in Amerika noch tiefer sinken kann als zum Gesindelwirth und Heuchler, lehrt nun ein Newyorker Blatt, welches schreibt: „Dieser John Allen, dessen Tanzhaus in ein Bethaus umgewandelt wurde, ist so tief gesunken, daß er als Candidat für die Legislatur auftreten will, und er behauptet, er sei vollständig sicher, erwählt zu werden."

(Ein Börsengespräch.) A.: „Der dicke Z. hat Sie gegrüßt, und Sie danken ihm nicht?" — B. (mit Energie): „Nein, niemals werde ich diesen Elenden grüßen, welcher überall sagt, ich hätte ihm fünftausend Francs gestohlen!" — C. (berichtigend): „Pardon, mein Herr, er hat fünfzigtausend Francs gesagt ..." — B. (besänftigt): „Fünfzigtausend hat er gesagt? So, so, das

Digitized by Google

i schon etwas ganz Anderes!" Und er lief hin und grüßte den dicken Z.

Correspondenzen.

Leipzig, 3. November.

Die Theaterkrisis in unserer Stadt, von welcher ich früher in diesem Blatte berichtet habe, hat jetzt einen befriedigenden Abschluß gefunden. Dr. Laube erhält die Direction unseres Theaters. Gestern ist von ihm die Erklärung beim Stadrath eingegangen, daß er die von dem Stadtverordneten-Collegium gestellten Bedingungen annehme. Diese Bedingungen sind in der Hauptsache ein Pacht von 6000 Thaler jährlich für beide Theater. Denn Laube bestand darauf, daß ihm auch das alte Theater überlassen werde, wo er die Schauspiel-Proben abhalten und nur Sonntags und in den Messen Vorstellungen geben will. Auch eine Theaterschule beabsichtigt der frühere Director des Wiener Burgtheaters in unserer Stadt zu errichten. Laube tritt die Direction am 1. Februar 1869 an. Ob unser neuer Director seine unzweifelhaft künstlerischen Intentionen in unserer Stadt wird durchführen können, muß die Zukunft lehren. Viele bezweifeln es. Unser Publikum liebt in der That Musik über Alles, in die Opee strömt es in Massen, das Drama vernachlässigt es auf jede Weise. In letzter Zeit wurden unter Andern „Emilia Galotti", „Medea", „Maria Stuart" vor leerem Hause gespielt, während die Lucca, die vor ein paar Wochen hier gastirte, und Wachtel, der gegenwärtig hier Gastrollen gibt, eine solche Anziehungskraft auf unser Publikum ausüben, daß jedesmal unser geräumiges Theater bis zum letzten Platz ausverkauft ist und mit den Theaterbillets Agiotage getrieben wird. Es wäre sehr zu bedauern, wenn Dr. Laube sich vor die Alternative gestellt sähe, in Leipzig entweder an seinem bewährten Ruf als kunstfördernder Theaterleiter, oder an seinem in vieljähriger Arbeit mühsam erworbenen Vermögen Schaden zu nehmen. Die Möglichkeit ist keineswegs ausgeschlossen, daß die Theaterfrage, welche den ganzen Sommer über unsere Stadt in Athem gehalten, nach einiger Zeit in anderer Form wieder aufträte. — Vergangenen Sonntag kam hier das Lustspiel: „Die relegirten Studenten" von Benedix zur ersten Aufführung. Das Stück, eins von einem halben Dutzend Kindern, welche die Muse dem fruchtbaren Dichter im letzten Jahre gezeugt fand hier günstige Aufnahme, obgleich es nur Wiederholungen aus älteren Benedix'schen Stücken enthält. Der Verfasser machte Anleihen bei „Aschenbrödel", „Die zärtlichen Verwandten", „Das bemooste Haupt" und andern seiner eigenen Erzeugnisse. Benedix copirt sich selbst schon eine Reihe von Jahren. — Ihr Mitbürger Wilhelm Jordan hat vorige Woche hier den zweiten Theil seiner „Nibelungen-Rhapsodien" — „Hildebrand's Heimkehr" betitelt — unter großem Beifall vorgelesen. Dichtung und Vortrag sprachen gleichmäßig sehr an, und der Dichter fand sich durch die warme Theilnahme des Publikums bewogen, zu dem festgesetzten Cyclus von drei Vorlesungen noch eine vierte hinzuzufügen, in welch letzterer Bruchstücke aus dem ersten Theil der Rhapsodien: „Die Siegfried-Sage" zum Vortrag kamen. Dieser Theil ist bekanntlich vor Kurzem auch im Druck erschienen, und die letzte Nummer der hier erscheinenden „Blätter für literarische Unterhaltung" brachte schon aus der Feder des Herausgebers einen längeren Aufsatz über diese Dichtung, worin dieselbe eingehend besprochen und gewürdigt ward.

Frankfurt, 7. November.

Frankfurter Theater.

„Der Nabob", Trauerspiel in 5 Acten von Rudolph Gottschall, ist jetzt zweimal über unsere Bühne gegangen. Fand das neue Stück schon das erste Mal eine sehr kühle Aufnahme bei unserem Publikum, so spielte es sich bei der zweiten Aufführung vor völlig leerem Hause ab. Wir können dem verwerfenden Votum des Publikums kaum unsere Zustimmung versagen. Das neue Werk gibt wieder einen schlagenden Beleg für die Wahrheit des Satzes, daß in der Kunst Wissen noch lange nicht Machen ist. Der geschätzte Literarhistoriker, veetraut mit allen Regeln der Kunst und der Bühnentechnik und mit einem klaren und scharfen Urtheile begabt, vermochte diese Eigenschaften bei der eigenen Production doch nicht zur Anwendung zu bringen und erschuf ein Weck, das kaum unsere Theilnahme zu fesseln im Stande ist. Weder die Handlung, noch die Charakteristik der einzelnen Personen und der Srenenaufbau flößen uns lebendiges Interesse ein. Der Hauptheld, Lord Clive, ist ein Pessimist, ein Misanthrop, der sich in philosophischen Betrachtungen über die Eitelkeit alles Seins ergeht, im Grunde passiv und apathisch die Comödie des Lebens an sich vorüberziehen läßt und erst im letzten Act thatkräftig in die Handlung eingreift. Der Grundgedanke des Stücks, daß ein mit unedlen Thaten erkaufter Ruhm theuer bezahlt und schwer zu tragen sei, kommt, obwohl an und für sich zur dramatischen Verarbeitung geeignet, nicht klar und unverfälscht genug zum Ausdruck. Die Nebenmotive häufen sich zu sehr und es treten deren zu oft neue ein, sodaß das Ganze einen unruhigen, herüber- und hinüberspringenden Eindruck hinterläßt und der Mangel einer großen, einheitlich fortschreitenden Handlung überall fühlbar wird. Durch die Häufung der Motive erhalten die Scenen etwas Aphoristisches, Schattenhaftes. Auch ist die Motivirung der Haupthebel der Handlung sehr mangelhaft und leidet an grober Unwahrscheinlichkeit. Ein gewiegter, in der ernsten Schule des Lebens gereifter Diplomat sollte ohne alle äußere Nöthigung die wichtigsten Documente seiner staatsmännischen Laufbahn, die ihn aufs Schwerste zu compromittiren im Stande sind, in die Hände eines jungen, unerfahrenen Mädchens legen? Auch ist in dem „Nabob" mit den Effecten, die durch Dolch, Gift, Kugel und andere Beförderungsarten herbeigeführt werden, etwas gar zu verschwenderisch umgegangen. Als Vorzug des Dramas muß dagegen die sehr poetische und schwungvolle Sprache, der Reichthum an schönen und zutreffenden Bildern und epigrammatisch zugespitzten Schätzen der Lebensweisheit hervorgehoben werden. — Die Aufführung war eine gute und würdige, in einzelnen Theilen hervorragende. In letzterer Richtung sind zu nennen die Herren Zademack, Schneider, Roll und Degen. Auch die Damen Schweigert und Lehnbach und Herr Hellmuth waren ihren Aufgaben gewachsen, ohne denselben jedoch glänzende Seiten abgewinnen zu können. Das Drama wird wohl wenig Wiederholungen mehr erleben.

In diesen Tagen wird im Circus Mr. Bonnaire auftreten, ein Gymnastiker (Mitglied des Cirque Napoleon in Paris), der durch seine hervorragenden Leistungen erst kürzlich in Wien Aufsehen erregt haben soll.

In dem Schaufenster der hiesigen Boemel'schen Buchhandlung, große Gallusstraße 15, ist eine Büste, die Frankofurtia in Lebensgröße darstellend, auf der Brust den Adler, welcher den reichgewirkten Mantel zusammenhält, auf dem Kopfe die Mauerkrone, ausgestellt. Es ist dieselbe ein Werk des Bildhauers Ph. Dick und verdient Beachtung.

Auch die Stenographie hat sich nachträglich des Wormser Lutherfestes bemächtigt. Von einem Mainzer Stenographen, Carl Roth, sind stenographirte **„Gedenkblätter an die Enthüllungsfeier des Luther-Denkmals zu Worms"** erschienen. Das mit einer Miniatur-Photographie des Denkmals gezierte Schriftchen enthält eine historische Skizze des Reichstags zu Worms, einige Festgedichte und Beschreibung der Festlichkeiten. Die Festreden sind auch stenographirt wiedergegeben, was für die Adepten der Gabelsberger'schen Kunst eine rechte Freude, aber der größeren Verbreitung des Schriftchens nicht gerade förderlich sein wird.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Christian Mali in München: Winterlandschaft. — Antonio Becker in Frankfurt: Mondbild. — Heinrich Schaumann in München: Der Kauser vor Gericht. — A. v. Werner in Karlsruhe: Im Walde und Morgenlandschaft. — Cael Morgenstern in Frankfurt: Venedig. — Friedrich Schierholz in Frankfurt: Portrait-Büsten.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Lesende Alte von L. Maas; Bauernhof von demselben. — Miniaturen von J. Mehler. — Aquarelle von Keith Fennell.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 8. November. **Der erste Glückstag**, komische Oper in 3 Acten von A. d'Ennery und C. Cormon. Deutsch von Ernst Pasqué. Musik von Auber. (Abonnement-Vorstellung Nr. 7.)

Montag, 9. November. **Die Gefangenen der Czaarin**, Lustspiel in 2 Acten, frei nach dem Französischen des Bayard, von Friedrich. Vorher: **Doctor Robin**, Lustspiel in 1 Act, nach dem Französischen von Feiedeich. (Abonnement-Vorstellung Nr. 8.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Helker und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 312 und 313. Dienstag, den 10. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

2.

Ein neuer Held und der Kettenschmied in der Au. — Kämpfe mit der geistlichen und weltlichen Macht.

In gleicher Richtung wie das goldne Thal hat sich die brausende, schäumende Tochter des Wendelsteins, die Leitzach, durch dunkle Forste und steile Kalkfelsen ihren Weg zur Mangfall gebahnt und selten blieb Platz, für eine Mühle oder einen Eisenhammer die junge Kraft des Wassers dem Menschen dienstbar zu machen. Etwa fünfviertel Stunden südlich von Holzolling liegt ein solches Hammerwerk, seit urdenklichen Zeiten beim „Kettenschmied in der Au“ geheißen.

Ein steinernes Wohnhaus, im Styl des Gebirgs, aufgeführt bildete schon damals einen merkwürdigen Gegensatz zu dem aus rohen Felsblöcken aufgebauten Hammer, über dessen rußigem Schindeldache sich ein pyramidaler Schlot erhebt.

Die Glocke von Irschenberg, der Hochwart des Miesgaues, läutete 11 Uhr; das Tosen des Hammers schwieg und sechs schwarze, kräftige Gestalten verließen ihre Hämmer und gingen dem Wohnhause zu, wo für sie von Schmalz triefende Nudeln und gedörrtes Obst dampfte. Ein großer Steinkrug stand auf dem Tisch; denn die heiße Feuerarbeit macht Durst und der Schmied braucht ein erfrischenderes Getränk als der Bauer, welcher sich mit Milch begnügt.

Wie die meisten Mühlen und Hammerwerke, hatte auch die Kettenschmiede das Recht, Bier zu schenken, und diesem Umstand war es zu verdanken, daß die Eßstille durch einen Gast unterbrochen wurde. Es war eine hohe, schlanke Gestalt, mit festem Blicke und stolzem Gang; der blonde Schnurrbart war entschieden der Günstling seines Trägers und erhöhte nur das Männlichschöne seiner Erscheinung.

Seine Kleidung bestand aus einer braunen Decke, welche in der Mitte einen Ausschnitt hatte, durch welche der Kopf gesteckt wurde, so daß sie nach vorn und hinten in schönen Falten herabfiel; es war der noch jetzt übliche Wettermantel, der Vater der so allgemein üblichen Joppe. Die weiten gemsledernen Hosen reichten nicht ganz bis zum Knie und waren mit feingeschlitzten Pfauenederkielen geziert, eine Art zu sticken, wie sie jetzt nur mehr auf den breiten Gürteln der Innthaler üblich ist, und die Waden deckte der kurze, fußlose Strumpf. Statt der Schuhe hatte er schwere, eisengenagelte Holzsandalen mit breiten Lederriemen und auf seinem Kopfe saß der breitkrämpige, schwarzgrüne Hut, den Spielhahn- und Adlerfedern schmückten.

Das Kostbarste, was der Mann trug, war seine mit Elfenbein ausgelegte Kugelbüchse, wie sie damals, nur weniger prachtvoll, die herzoglichen und herrschaftlichen Jäger hatten.

„Grüß Gott, Andrä!“ riefen Gesellen und Meister dem Eintretenden zu und dieser beantwortete den Gruß in gleicher Herzlichkeit; doch aber klang in seiner Stimme etwas durch, das wie Schwermuth oder Zorn klang.

„Teufel“, sagte der Meister Hammerschmied, „Du hast eine schöne Büchse.“

„Sie ist noch ein Andenken von meinem Vetter in Hohen-Aschau, bei dem ich die Jägerei erlernt, und sie wird jetzt bald mein einziger Reichthum sein, Meister. Ich komme nur, um Dich zu fragen, ob Du kein wohlfeiles Wildpret kaufst?“

„Oho, Anderl, was ist das? Du willst doch nicht wildern gehen und hast den schönsten Hof in Frauenried!“ rief erstaunt der Meister und mit ihm sahen alle Gesellen fragend auf den Gast.

„Ich muß wohl, wenn ich nicht verhungern will; den Herren von Tegernsee gefällt mein Haus und die schöne Aussicht, und da haben sie ein altes Pergament gefunden, auf dem stehts deutlich, daß der Frauenrieder jährlich fünfzehn Gulden in Geld oder in Getreide zahlen muß; jetzt ist's aber schon Gott weiß wie lang her, daß kein Frauenrieder mehr etwas gezahlt hat, und nun wollen sie zweitausend Gulden Entschädigung oder den Hof.“

„Was, die Frauenrieder sollen den Tegernseern zahlen? meiner Lebtage habe ich davon nichts gehört; da geh zum Pfleger nach Rosenheim, der muß helfen.“

„Laß gut sein, Kettenschmied“, antwortete Andreas, „eine Krähe hackt der Andern die Augen nicht aus, und dann sind sie ja im Recht. Irgend ein Vorfahr hat von ihnen die Auerleithen gekauft und im Vertrag heißts ausdrücklich, daß dafür jährlich funfzehn Gulden statt dem Kaufschilling von ihm und seinen Erben gezahlt werden müssen; aber gewußt hats eben kein Mensch mehr. Ich hab ihnen zwanzig und fünfundzwanzig Gulden jetzt geboten; aber sie nehmens nicht an, die armen Herren brauchens Geld gar zu nothwendig.“

„Herrgott!“ donnerte der Altgeselle, „wenn sie's so machen, so gehört bald keinem Bauer mehr sein Gut; das dürfen wir nicht leiden!“

„Sepp, schrei nicht so laut; Pfaffenohren sind fein“, nahm der Meister wieder das Wort, und deutete nach dem Fenster, an dem eben Blümelhuber vorbei nach der Thüre ging.

Er kam wieder als Hochzeitlader.

Nach dem üblichen Spruch grüßte er Jeden in der ihm eigenthümlich freundlichen Weise. Der kurze Dank und die finstern Blicke konnten Blümelhuber sagen, daß man ihn hier gerne entbehrte; allein der Gute hatte dafür keine Augen und nahm es nicht ein-

Digitized by Google

mal übel, daß Andreas (Gruber ist sein Familiennamen) etwas weit von ihm rückte, als er sich neben ihn setzte.

„Nun, Gruber, Dir haben ja jetzt auch die Herren Dein Häuschen wohlfeil abgekauft, wie mir?"

Damit unterbrach Blümelhuber die unheimliche Stille, welche bei seinem Eintritt entstanden.

„'S ist ein kleiner Unterschied zwischen einem abgehausten und einem vertriebenen Bauer", antwortete Gruber kurz.

„Die Sache bleibt sich ziemlich gleich, Hof und Haus hat von uns Beiden keiner mehr."

„Erstens bin ich noch nicht verjagt, zweitens weiß ich, Gott sei Dank, noch etwas anderes als Hochzeitlader zu werden."

„So, so? Meinst wohl, der Bordermaier möcht Dich noch als Schwiegersohn, wenn Du auch nicht mehr Frauenrieder bist? Der weiß jetzt schon was Besseres und die Resel etwas Feineres als Dich."

Gruber schwieg und ballte nur die Fäuste; als er aber den hämischen Blick und das schadenfrohe Lächeln des Hochzeitladers sah, wurde sein Zorn mächtig und er ahnte, daß sein Nachbar wenigstens das Werkzeug seiner Feinde sein müsse. Schnell faßte er Blümelhuber am Kragen, und indem er so gelassen als möglich sagte: „Geh Du hinaus, Schurke, sonst könnt ich Dir ein Leid anthun", warf er Blümelhuber aus dem Hause. Der blumengeschmückte Hut und der veränderte Stock wurde von den dienstfertigen Gesellen nachgeschleudert, ja der Obergesell ging in seiner Freundlichkeit fast zu weit, als er Blümelhuber noch einige hundert Schritte das Geleit gab, aber freilich nicht, um ihm, wie kaiserliche Truppen, Schutz zu gewähren, sondern nur um sich zu überzeugen, daß der Hochzeitlader das unwirthliche Thal auch wirklich verlassen habe. Dann kehrte er befriedigt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Von Arthur von Deich.

Paris, Anfang November.

Die Saison morte ist vorüber, und die Salons, Theater und Avenüen beginnen sich wieder allmählich zu beleben.

Die beurlaubten Gesandten kehren zurück und die musikalischen und künstlerischen Größen rüsten für die Wintercampagne in der Hauptstadt. Die Verkehrsstockungen an der Ecke der Rue Montmartre und des gleichnamigen Boulevards werden häufiger, — ein untrügliches Zeichen, daß die schöne Welt in immer dichteren Reihen den Penaten zueilt, und wenn hier noch ein Conseiller d'Etat, dort noch eine Comtesse oder ein berühmter Maler in der Sternenkrone der Metropole fehlt, so wird er in den nächsten Tagen bestimmt erwartet, oder hat sich überhaupt für dießmal verabschiedet, um die kalte Jahreszeit in der Siebenhügelstadt, in Pau oder in Malaga zu verbringen.

Ich schlenderte vor einigen Tagen die große Allee entlang, die von dem Obelisken und der Place de la Concorde nach dem Arc de Triomphe führt. Alle Equipagen, Reiter, Pflastertreter und Flaneurs, die zwischen Dejeuner und Diner die beliebte „Tour du Lac" im Bois de Boulogne machen wollen, müssen den Weg durch diese Allee nehmen, und da es zum guten Ton gehört, einige Male in der Woche den See zu umfahren, so läßt sich leicht denken, daß diese Strecke an schönen Nachmittagen kaum zu passiren ist. Wagen an Wagen, wälzt sich die ungeheure Colonne bergab, bergan, und zu beiden Seiten wimmeln die Fußgänger in den ausgesuchtesten Toiletten. Die bunten Turkos, die weißgekleideten Araber und die Sicherheitsmannschaften zu Pferde mit ihren gigantischen Pelzmützen verleihen dem Bild den Reiz einer fast aufregenden Abwechslung und Farbenfülle.

Eine der angenehmsten Erscheinungen, der man fast täglich begegnet, ist die träumerische Marquise de Caux, bekannter unter dem Namen Adelina Patti. Sie geht fast immer zu Fuß, und zwar am Arme ihres Gatten, eines französischen Ex-Diplomaten, von dem sich nicht viel sagen läßt. Die Marquise geht ganz schwarz gekleidet, und trägt einen langen wallenden Kantenschleier nach Art der Spanierinnen, der ihr ungemein anmuthig zu Gesicht steht. Der Marquis hat ein fast zu wenig distinguirtes Aeußere, doch einen gutmüthigen Zug um den Mund, der mit diesem Mangel versöhnt. Seine Toilette ist einfach, seine Bewegungen natürlich und angenehm.

Die liebliche Rivalin Adelina's, Mademoiselle Nilsson, sieht man seltener, und dann immer in Begleitung einer älteren Dame. — Mademoiselle Nilsson baut sich übrigens gegenwärtig ein pompöses Hotel auf dem Boulevard Malesherbes, und gedenkt bereits im nächsten Sommer dasselbe zu beziehen.

Die „Avenue des Champs Elysées" ist reich an brillanten Palästen. Einen davon, Nr. 76, wird die verflossene Königin von Spanien bewohnen. Es ist derselbe, den einst die Königin Marie Christine inne hatte. Ein großes, etwa bis in die Hälfte der Höhe mit Epheu bewachsenes Eisengitter schützt die Zufluchtsstätte der gestürzten Fürstin vor indiscreten Blicken; einen gleichen Zweck haben die starken Eisenplatten, die an den beiden Gitterthoren angebracht sind. Ueber beiden Eingängen befinden sich goldene Kronen, süße Erinnerungen an die schönen Tage von Aranjuez, und die Buchstaben M. C. in artiger Verschlingung. Das Palais steht etwa um dreißig Schritte zurück, ein geräumiges, zweistöckiges Gebäude von fünf Fenstern Front, im Geschmack Katharina's von Medicis. Zwei Candelaber schmücken die beiden Treppen. Der Raum zwischen dem schützenden Eisengitter und der Wohnung selbst ist durch ein geschmackvolles Rasen-Rondel mit einigen hohen Ulmen und Kastanien ausgefüllt. Das Boudoir Isabellens wird eine Treppe hoch sein, mit dem unmittelbaren Blick auf einen prächtigen hundertjährigen Baumriesen. Das Geräusch der Welt scheint nur gedämpft in diese behaglichen Räume dringen zu können, die sich vortrefflich zum Sanssouci eines Dichters, eines Philosophen, eines Staatsmannes eignen würden, aber für den Aufenthalt einer büßenden Magdalena Etwas zu — Wohnliches haben. Uebrigens liegt es wohl kaum in der Absicht der Ex-Königin, in dieser idyllischen Zurückgezogenheit, wie die Tochter des Kaisers Augustus, „süße Verbrechen zu beweinen". Allem Anschein zufolge gedenkt Ihre Majestät, wenn ich so sagen darf, „ein Haus zu machen", und hoffentlich wird mir bald das Glück zu Theil, die hohe Frau auf dem Corso von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Auch auf Marfori bin ich begierig, — wenn seine hier ausgehängten Visitenkarten und Brustbilder ähnlich sind, so muß er einer der unangenehmsten Menschen sein, die sich je der Gunst einer Königin zu erfreuen hatten. Die bösen Zungen behaupten hier steif und fest, Marfori habe sein Glück seinem überraschenden Talent im Rasiren zu verdanken. Er ist bekanntlich der Schwiegersohn des Marschalls Narvaez, und von diesem erzählt Fama, er sei im Besitz einer sehr empfindlichen Haut, die kein Barbier in entsprechender Weise zu schonen verstände. Endlich habe sich Marfori des armen Schwiegerpapas erbarmt und so vollständig dessen Beifall erlangt, daß er ihn zum Dank für die geleisteten Liebesdienste bei Hof präsentirt habe. Von diesem Augenblicke an sei Marfori's Stern immer leuchtender nach dem Zenith gewandelt. In der That zeugen die Porträts des vielbesprochenen Parvenüs eine liebevolle Behandlung des Bartes. Das Gerücht klingt so

Digitized by Google

wunderbar, daß ich meine persönliche Glaubwürdigkeit durch die Nennung des „Figaro" als Gewährsmannes unterstützen zu müssen glaube. Uebrigens ist neueren Forschungen zufolge Marfori nur Sohn eines Kochs, nicht selbst Küchenjunge gewesen.

Unter den Schaubühnen von Paris thut sich gegenwärtig das Vaudeville-Theater an der „Place de la Bourse" hervor, mit einem allerliebsten Lustspiel: „die geborgten Frauen", das jedenfalls mit einigen Modificationen auch den Weg auf die deutschen Bretter finden wird. Das Sujet ist kurz das folgende: Ein junger Pariser Taugenichts hat einen reichen Onkel in einer entlegenen Provinz, braucht mehr Geld als er hat, und kommt daher auf die sinnige Idee, dem würdigen Greis eines Tages die Anzeige zu machen, er habe sich verheirathet. Sofort trifft ein reichliches Hochzeitsgeschenk in baarem Gelde ein, das der gottlose Neffe in Gemüthsruhe verbraucht. Nach einer Weile wieder in Nöthen, notificirt er dem Alten, seine Gattin habe ihn mit einem gesunden Jungen beschenkt; abermalige Gratulationsgabe des leichtgläubigen Oheims. So geht die Sache fort; innerhalb dreier Jahre hat der geldbedürftige Neffe nicht weniger als viermal Vaterfreuden erlebt, und kann im wahren Sinne des Wortes sagen: „Ich lebe von meinen Kindern", — als der Oheim die unerwartete Neigung verspürt, sich das seltene Familienglück einmal aus der Nähe zu besehen, und mit dem Nachmittagszuge in Paris eintrifft. Nun ist Polen offen! In seiner Herzensangst bittet der junge Mann drei verschiedene Damen des Hauses nacheinander, auf ein paar Tage seine Frau vorzustellen, kommt dabei mehrfach in Collisionen mit deren Verlobten und Vätern, und veranlaßt so eine Reihe von Scenen, die an Fülle der Komik ihres Gleichen suchen. Endlich löst sich der Knoten in befriedigender Weise. Der Verfasser der „Femmes d'Emprunt" ist Mr. Varin.

Fräul. Nilsson brillirt noch fortwährend im „Hamlet"; sie allein vermag die im Grunde zum Sterben langweilige Oper zu halten.

Das „Odéon" sucht classisch zu sein, wie immer, hat indeß in der letzten Zeit einige empfindliche Mißerfolge gehabt.

Im „Chatelet" leidet beim „Naufrage de la Méduse" die Kunst so vollständig Schiffbruch, daß es ein trauriges Zeichen der Zeit ist, wenn dieses „drame maritime" mehr Zuschauer fesselt, als die Comödien Molière's. — Im Allgemeinen sind die Theater noch nicht en train.

Ein kaiserliches Testament.

Das letzte Heft der „Arbeiten der geistlichen Akademie von Kiew" veröffentlicht einen Artikel unter der Ueberschrift „Der russische Liberalismus unter Katharina II.", eine Art politischen Testaments der nordischen Semiramis, zur Belehrung und Erbauung ihres Thronfolgers, des nachmaligen Zaren Paul I., Großvaters des jetzigen Beherrschers der Moskowiten. Das Actenstück bildet gleichsam ein Pendant zu dem bekannten Willen Peters I. Wie in diesem die noch bis heute giltigen Normen für die auswärtige Politik des Zarenreichs enthalten sind, so finden wir in dem Vermächtnisse Katharinens die Regulative für die innere Verwaltung. Bekanntlich liebte es Katharina, in ihrem Boudoir mit dem Geiste des Zeitalters zu coquettiren, welches die Aera des Philosophen von Sanssouci, Pombals, Tanucci's, Clemens XIV., Washingtons, Franklins, der französischen Revolution und ihrer Vorläufer war. Sie las insgeheim Rousseau und die Encyllopädisten. Die praktischen Resultate dieser Studien sind in dem nachstehenden Testamente niedergelegt.

„Durch meine Unterredungen mit gelehrten Männern — heißt es darin — erfuhr ich, daß das alte Aegypten zur Zeit seiner größten Blüthe allen Fremden den Gränzübertritt verboten und wegen dieser Verfügung den Beinamen „das kluge" erhalten habe. Folge diesem Beispiel und bewahre als guter Vater Deine Familie vor Allem, was ihr schädlich werden könne. Trachte, daß kein Buch, kein Journal, keine Carricatur ohne Dein Wissen nach Rußland dringe. Ein Volk darf nie anders denken, als sein Herrscher. Du sollst unter Deine Unterthanen nur eine streng bemessene Summe Lichtes dringen lassen, und zwar nur so viel, daß selbes weder Jenen noch Dir schädlich werden kann, denn ein frühreifer Unterricht raubt im Allgemeinen sowohl dem Herrscher, als seinem Volke die Ruhe. Hat nicht ein Philosoph meines Jahrhunderts, der von Genf, der für meine Wohlthaten unempfindlich blieb, in einem vortrefflichen Buche nachgewiesen, wie sehr der Fortschritt in den Wissenschaften den Völkern schädlich werden könne? Und Jean Jacques hat vollkommen Recht. Die spätern Ereignisse haben nur deutlich die Richtigkeit dieser Lehre bewiesen: Mit einem Volke, das raisonnirt, ist es unmöglich, nach eigener Einsicht zu regieren. Wären meine Unterthanen nicht von einer abergläubischen Verehrung des h. Nikolaus beseelt, wären sie nicht blind meiner Person ergeben, so hätten sie nie den Halbmond erblassen gemacht und mir nie die Republik Polen überliefert. Ich rathe Dir, bei jedem Gränzzollamte eine strenge Censur über die aus dem Auslande kommenden Bücher einzuführen. Ich könnte Dir manches Buch nennen, das einer gewissen Macht mehr Schaden, als eine verlorene Schlacht oder Provinz gebracht hat. Ich kenne die Gelehrten, ich berief sie in meine Umgebung, um sie besser beobachten zu können. Wache sorgfältig darüber, daß sie keinen Staat im Staate bilden. Der unglückliche Ludwig XVI. würde heute noch regieren, wenn dieser schwache und unglückliche Monarch zur Zeit des Zusammentrittes der Notabeln nicht den Fehler begangen hätte, die Meinung der Gelehrten und Journalisten über die kläglichen Finanzzustände Frankreichs hören zu wollen. Die öffentliche Meinung muß der Religion untergeordnet sein; denn die Religion und der Gedanke des Menschen müssen untrennbar sein und der letztere immer unter die Abhängigkeit der Censur und des Clerus gestellt werden. Es gibt Thatsachen, deren Existenz das Volk nicht einmal ahnen darf. [Beispielsweise den Mord Peters III.] Dulde im Staate nur ein paar Journale und gebe der öffentlichen Neugierde nicht zu viel Nahrung; lasse dem Volke auch nicht zu viel Zeit zum Nachdenken, es ist dazu nicht geboren, es darf nicht raisonniren. Nichts ist schwieriger, als ein Volk zu regieren, das über Alles Rechenschaft verlangt. Die Rolle des Volkes besteht in Arbeit und Schweigen. Die Feder eines Gelehrten ist schädlicher, als der Krieg. Schicke jeden Schriftsteller nach Sibirien, der sich beikommen läßt, den Staatsmann zu spielen."

Man sieht, dieß Vermächtniß, worin das Geheimniß der Regierungskunst der berüchtigten Zarin im Lapidarstyle niedergelegt ist, hat seine Früchte getragen. Der Geist, welcher noch heutigen Tages die russische Verwaltung dominirt, legt davon Zeugniß ab; cf. das Absperrungssystem, die Handhabung der Censur, die Ansiedelung politisirender Schriftsteller am Tobol und Irtisch ꝛc. Manche der darin enthaltenen Dicta haben auch diesseits des Niemen und der Weichsel ihre Propaganda gemacht. Maximen, wie: „Ein Volk darf nie anders denken als sein Herrscher", „Die Rolle des Volkes besteht in Arbeit und Schweigen", sind noch heute ein würdiges Thema für einen Leitartikel der Kreuzzeitung.

Digitized by Google

Drittes Museums-Concert

am 6. November.

Das dritte Museums-Concert hätte man ebenso gut ein Joachim-Concert nennen können; denn das Künstlerpaar war, mit Ausnahme eines einzigen Stückes, an allen übrigen Vorträgen betheiligt. Herr Joachim spielte das Violin-Concert von Beethoven, eine Barcarole von Spohr und Sarabande und Bourrée von J. S. Bach; Frau Joachim sang die von Mozart nachcomponirte Arie zu „Figaro's Hochzeit" und zwei Lieder: „An die Leyer" von Schubert und „Dunkel, wie dunkel" von Brahms. Außerdem wurde das Concert mit Schubert's Duo (op. 140), von Herrn Joachim für Orchester eingerichtet, eröffnet.

Diese Zusammensetzung veränderte auch den Schwerpunkt des Concertes, indem sie selben nicht wie sonst in die symphonische, sondern in die Virtuosen-Leistung legte. Dem zufolge müssen wir auch diese zunächst besprechen.

Herr Joachim macht dem Beurtheiler leichte Arbeit. Nicht nur ist sein Ruf ein von aller Welt anerkannter, so daß die Nennung des Namens allein schon genügte, um die Gewißheit eines außergewöhnlichen Kunstgenusses sicher zu stellen, sondern die Stufe, die er in der Kunstwelt einnimmt, ist wirklich eine so hohe, daß ihr mit vollem Rechte die Krone der Vollendung im umfassendsten Sinne gebührt. Dies vorausgeschickt, können wir uns der unnöthigen Mühe entheben, die Wahrheit unseres Ausspruches im Einzelnen nachzuweisen. Mit der Vorführung des Concertes hat der große Künstler wohl den Wunsch der überwiegenden Mehrzahl des wirklich kunstliebenden Publikums erfüllt. Es ist schon lange her, daß wir dieses wahren Juwels seiner Gattung uns nicht mehr erfreuen konnten. Um so dankbarer wollen wir daher dafür sein, daß er uns in so vortrefflicher Fassung vorgeführt wurde. Abgesehen von der vollkommensten Beherrschung der Technik, die wir bei einem solchen Künstler als selbstverständlich voraussetzen, haben wir schon lange nicht mehr ein so inniges und tiefverständiges Eingehen in den Geist einer Composition wahrgenommen, als diesmal. Die Wirkung war auch eine überwältigende, im Larghetto wahrhaft überirdisch; daß ein solcher Mann der zwar lieblichen, aber eben nicht bedeutenden Composition Spohr's einen erhöhten Werth zu verleihen wissen werde, war vorauszusehen; nicht minder, daß er die beiden Bach'schen Stücke vorzüglich spielen werde. Wie er diesen Altmeister zu behandeln versteht, wissen wir ja noch von der Chaconne her. Nichtsdestoweniger erlauben wir uns die Ansicht auszusprechen, daß dertei Stücke nicht in den Concertsaal überhaupt, und noch weniger in den der Jetztzeit passen. Nicht nur, daß der Componist sie wohl kaum hierzu bestimmt haben dürfte, so erhalten sie durch den Mangel einer Begleitung ein absonderliches, für unsere Ohren ungenügendes Gepräge. Der Beifall des Publikums war ein enthusiastischer, für beide Theile gleich ehrenvoller.

Frau Joachim war, wie wir vernehmen, noch am Tage vor dem Concerte von einer heftigen Heiserkeit befallen worden. Wir müssen es ihr daher hoch anrechnen, daß sie, um keine Störung zu machen, dennoch, wenn auch noch nicht ganz hergestellt, sang, und demnach manche kleine Unvollkommenheiten, die wir bemerkten, als aus jener Veranlassung herrührend entschuldigen. Die Arie, so sehr sie auch das Gepräge des Componisten trägt, ist aber an und für sich nicht im Werthe mit jenen gleich, die bei der Darstellung der Oper vorgeführt werden, und bietet höchstens den Reiz der Seltenheit. Auch hat sie durch die Transponirung nicht gewonnen. Bequemer für die Sängerin lagen die beiden Lieder. Das Schubert'sche ist hier wenig, das Brahm'sche war noch gar nicht bekannt. Wenn wir auch in ersterem zum Theile dem Genius des Componisten Würdiges vorfinden, so scheint uns das zweite in seiner harmonisch-anspruchsvollen Weise dem Charakter des Volksliedes, den es doch offenbar haben soll, nicht völlig zu entsprechen. Die Leistungen der Dame fanden eine kaum minder begeisterte Aufnahme als die ihres Gemahls.

Das von Herrn Joachim interessant instrumentirte Duo ist uns bereits früher einmal vorgeführt worden. Es hat aber auch diesmal keinen bedeutenderen Eindruck auf uns hervorgebracht, als damals. Weber's Ouvertüre beschloß das Concert. Die Leistung des Orchesters unter Herrn Müller's Leitung war eine sehr gute. △

Ein neues Werk Longfellow's.

Inmitten der todten Saison ist vor einigen Tagen am literarischen Horizont ein neues poetisches Erzeugniß des volksthümlichsten aller lebenden Dichter der angelsächsischen Rasse, Henry Wadsford Longfellow's — der, wie englische Blätter mittheilen, augenblicklich am Killarney-See in Irland weilt — erschienen, und erregen in nicht geringem Maße die Aufmerksamkeit der literarischen Welt. Das neue dichterische Product, dessen Publication der Autor während seines Aufenthalts in der englischen Hauptstadt persönlich beaufsichtigt hat, trägt den Titel: „The New England Tragedies" (London, Routlege & Sons 1868), und umfaßt zwei längere dramatische Gedichte, in denen zwei dunkle Flecken in der Geschichte Neu-Englands mit begeisterter Lebenskraft wieder aufgefrischt werden. Die erste der Tragödien, betitelt „Endicott" führt dem Gedächtniß des Lesers die Erinnerung an den Gouverneur dieses Namens zurück, eines strengen, gottesfürchtigen Puritaners, der vor zwei Jahrhunderten über Boston herrschte und mit grausamer Strenge gegen die dort angesiedelten Quäker, Baptisten und andere ähnliche Secten vorging. Die zweite Tragödie, „Giles Corey of the Salem Farms" enthüllt ein noch schwärzeres Ereigniß in der frühen Geschichte Neu-Englands. Im Jahre 1692 regierte über Massachusetts ein Gouverneur Namens Sir William Phipps, der an Zauberkraft und Hexerei glaubte, und der Schrecken aller im Verdacht der Hexerei stehenden Frauen und Männer wurde. Giles Corey, ein ehrlicher Farmer, welcher dem blinden Fanatismus des grausamen Gouverneurs zum Opfer fiel, ist der Held der zweiten Tragödie Longfellow's. Der talentvolle Autor glaubt, daß seine beiden Gedichte sich zur Bühnenaufführung eignen. (Anglo-amerikanische Correspondenz.)

Literatur-Notizen.

„Katharina von Schwarzburg", historischer Roman von Bernd von Guseck. 3 Bände. (Leipzig, Günther). Dieser Roman schildert die Vorgänge und Zustände in Deutschland, zunächst in Thüringen, während der Kämpfe des Kaisers Karl V. mit den Fürsten des Schmalkaldener Bundes. Im Vordergrunde steht die edel-schöne Gestalt der auf dem Titel genannten Fürstin, ein Vorbild für die Frauen aller Stände und Zeiten. Die romantische Hauptfigur dagegen ist der Sohn eines Thüringer Fürsten und seiner dem Bürgerstande angehörenden Gattin. Außerdem bilden vielfache Erscheinungen der Geschichte und der Dichtung ein wohlverflochtenes und anziehendes Gemälde. Wir erfreuen uns an der Frische, welche der vielschreibende Erzähler sich erhalten und an der Umsicht und Gewandtheit, die er erworben hat. Als Roman für gebildete Leser überhaupt ansprechend, hat das Buch in dem heutigen Zeitraume der Kämpfe für die Gewissensfreiheit ein besonderes Interesse für Alle, welche dem organischen Zusammenhange der Bestrebungen und Ereignisse einer Reihe von Jahrhunderten nachforschen.

Von den beiden großen theologischen Realwörterbüchern sind seit unserer letzten Anzeige folgende Lieferungen erschienen: **„Bibel-Lexikon"**, herausgegeben von Schenkel (Leipzig, Brockhaus) 4—6, bis „Beandopferaltar"; da kein Gebiet der Religion, Sage und Geschichte unberührt bleibt, wird das Werk zu einem unentbehrlichen Hülfsmittel für Alterthumskunde überhaupt. **„Theologisches Universal-Lexikon"** (Elbing, Friederichs) 4—6, bis „Harb". Der vorzüglich Kirchen- und Dogmen-Geschichte umfassende Kreis dieses Werkes reicht bis in die Gegenwart hinein. Seine bündige Fassung ist dem lexikalischen Zwecke angemessen.

Professor Bremer in Göttingen hat eine eingehende Untersuchung **„Die Rechtslehrer und Rechtsschulen im römischen Kaiserreich"** (Berlin, Guttentag) als eine Dedication zum Bonner Jubiläum herausgegeben. Wir geben dem Verfasser Recht, daß dieß wegen mangelnder Zeugnisse ein dunkles Capitel der römischen Rechtsgeschichte ist. Der Versuch, etwas Klarheit darüber zu verbreiten, ist dieser kleinen Monographie in der Hauptsache geglückt.

Von Oscar Pletsch soll wieder für Weihnachten dieses Jahres eine jener lieblichen künstlerischen Darstellungen, die aus dem deutschen Hausleben entnommen sind, unter dem Titel **„Hausmütterchen"** bei A. Dürr in Leipzig erscheinen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 10. November. Zu Schiller's Geburtsfeier: Neu einstudirt: **Wallenstein's Tod**, historische Tragödie in 6 Acten von Schiller. (Abonnement-Vorstellung Nr. 9).

Mittwoch, 11. November. Benefiz-Vorstellung für Herrn Dettmer. (Zur Feier seines 25jährigen Jubiläums): **Der Waffenschmied**, komische Oper in 3 Acten. Musik von Lortzing. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 314. Mittwoch, den 11. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

„Meiner Seele Seligkeit verwett ich", rief Gruber, „daß der Schuft bei der ganzen Sache seine Hände im Spiel hat."

„Wundern sollt' es mich nicht", sagte der Kettenschmied, „der Blümelhuber ist ein abgefeimter Bursche, wenn's gilt Andern zu schaden."

„Ja, ich weiß gewiß, daß er in dem Jahre wenigstens zehnmal im Kloster Tegernsee war. Mein Bruder ist dort Frater in der Brauerei und der hat mich erst letzthin, wie ich bei ihm war, gefragt, wer der Kerl wäre; so oft er kommt, muß er immer gleich zum Abt und soll schon Stunden lang oben gesessen sein."

Diese Erzählung des sechszehnjährigen Lehrlings versprach Licht; vorläufig aber vermehrte sie den Argwohn, der so weit stieg, daß die Meisterin, welche bis jetzt geschwiegen, ihre Vermuthung offen aussprach, Blümelhuber wolle wahrscheinlich Klosterpächter von Frauenried werden und — denn ohne Heirath können sich einmal die Weiber keine Intrigue denken — die Vordermaier Resel von Gotzing selbst heirathen.

„Oho!" rief der Kettenschmied, „ich werd wohl auch zu fragen sein, wer mein Nachbar ist! Der Kettenschmied ist ruhig, so lange er nicht gereizt wird; aber wehe Dem, der ihn angreift oder beleidigt! In drei Wochen ist Leonhardtsfahrt zu Warngau, bis dahin werden wir ja sehen, ob der Pfaffenspion wirklich Pächter geworden; ist's aber so, dann, Gruber, hast Du mein Wort, daß er's nicht lange bleibt. 'Sist schon unseret wegen; alle Tage werden die Herren übermüthiger und glauben, wir müßten's uns gutwillig gefallen lassen; aber diesmal, bei Gott, sollen sie sich ihre gierigen Finger am Frauenrieder Hofe verbrennen!"

— — —

Die Vermuthung war nicht so gänzlich aus der Luft gegriffen; denn als der Hochzeitslader noch den schönen Hof besaß, war er der gefährliche Nebenbuhler von Andreas Gruber und er trachtete um so dringender nach der Hand der Vordermaier Tochter, als er sein leckes Glücksschiff durch ihren Reichthum aus- und aufzubessern hoffte; allein Vater und Tochter gaben dem fleißigen Frauenriederbauern den Vorzug und nur die Mutter, welche Blümelhuber günstiger gesinnt war, hielt eine bindende Zusage so lange auf, bis der Oswaldhof Eigenthum des Klosters Weyarn und Blümelhuber arm war.

Nun hatte er freilich Ursache genug, um den glücklichen Gruber gründlich zu hassen, und nichts konnte ihm deßhalb gelegener kommen, als die Entdeckung, welche Pater Angelikus im Archiv des Klosters Weyarn machte und welche in dem vergilbten Pergamente bestand, dessen Inhalt der Leser aus Grubers Munde kennt. Jetzt hatte Blümelhuber die Waffe in der Hand, um seinen Feind zu verderben, wenn ihm der Abt Oswald die Urkunde abtrat. Dazu war nun freilich so gut wie gar keine Aussicht; allein was nicht durch Güte oder Gewalt zu erreichen, kann durch List erschlichen werden.

Noch hatte der Abt keine Kenntniß von dem wichtigen Pergament gehabt. Pater Angelikus schuldete dem Hochzeitlader zu viel Gefälligkeiten, wodurch ihm dieser die Härten des Klosterlebens milderte, und endlich war Angelikus kein Freund des Abtes, weil er ihn einmal vor allen Laienbrüdern arg heruntergesetzt hatte, als er ihn dabei ertappte, wie er an einem Freitage in der Dunkelheit des Kellers statt einer Forelle ein Gänsebein abnagte und dazu mittels einer Röhre geschickt edlen Falerner aus dem Fasse trank; all das waren günstige Momente, welche Blümelhuber zu benutzen verstand und endlich durch neue Versprechungen an Pater Angelikus diesen vermochte, das Papier ihm anzuvertrauen — „zur Durchsicht".

Der ehrliche Pater hatte aber nur das Nachsehen; denn Blümelhuber, der nicht lesen konnte, wendete sich damit an einen Mann, der die Sache verstand, und da Tegernsee den Ruf großer Gelehrsamkeit genoß, so ging er dorthin, zeigte aber dem frommen Abt die Schrift nicht eher, als bis er die Versicherung schwarz auf weiß hatte, Pächter von Frauenried zu werden, d. h. Blümelhuber gab den Kaufvertrag nicht eher dem Abt, als bis er den Pachtvertrag in der Tasche hatte.

Wenn auch Gruber die plötzliche Forderung des Klosters nicht verstand, für den Pfleger von Rosenheim war die Sache sehr klar, so daß er auf den Wunsch des Tegernseer Abtes das Gut auf die Gant brachte und es dem Kloster als dem Hauptgläubiger zuschlug.

Der Abt von Tegernsee war aber ein mildherziger Mann, der zwar nicht die Nackten kleidete, aber dafür doch wenigstens die Gekleideten nicht ganz auszog, sondern zur Hälfte, und so ließ Seine Hochwürden barmherzig dem armen Gruber das Austraghäuschen *) mit so viel Anger dabei, als zur Erhaltung zweier Kühe nothwendig war.

Der Stolz des beraubten Mannes wehrte sich gegen ein solches Geschenk und gerne würde er mit seinem ganzen Vermögen einen Rechtsstreit begonnen haben; allein er hatte kein anderes mehr als seinen Stutzen und die Kraft seines Armes, mit denen er sich nicht wohl juristisch vertheidigen konnte.

Zwei Tage nach seinem Besuch beim Kettenschmied sah Gruber die Angehörigen der juristischen und theologischen Facultät auf

*) Austrag ist die Pflicht eines Hofbesitzers, Eltern oder Geschwister bei sich wohnen zu lassen und ihnen gewisse Deputate an Victualien zu reichen. Große Bauern haben für den Unterschluf dieser „Austräglers" eigene Häuschen — die Austraghäuser.

Digitized by Google

sein Haus zukommen, um es in Besitz zu nehmen. Der gelehrte Abt ließ sich herab, selbst mit seinem ganzen Hofstaat zu erscheinen, wodurch dieser Orden mehr an die Jugendjahre seines Stifters als an seine Bekehrung und Heiligkeit erinnerte*). Beide Facultäten hatten sich außerdem bewaffnet, um etwaigen Widerstand zu entkräften, d. h. den Abt begleiteten zwei Ministranten mit Rauchfaß und Weihbrunnkessel, um die Sünden der Gruberschen Ahnen und seine eigenen aus dem Hause zu waschen und zu räuchern und das Bild des Gekreuzigten sollte den Bauern erinnern, daß er als Christ mit Demuth und frommer Ergebenheit die Prüfungen zu ertragen habe, welche ihm Gott und der Abt etwa sandten. Der Pfleger von Rosenheim hatte sich mit seiner ganzen Würde gerüstet, welche ihm sein Amt gab, und hoffte mit Unterstützung des Actuars und seines Schergen Andreas Gruber von der Vorzüglichkeit seines richterlichen Spruches zu überzeugen und die gegentheiligen Ansichten, welche der Bauer vielleicht noch hegte, ihm nöthigenfalls mit Handschellen und Kerker zu nehmen.

„Andreas Gruber", redete ihn der Pfleger an, „Du weißt, was uns hieher führt. Das Gericht hat zu Recht erkannt, daß, da Du Deinen Verpflichtungen gegen das Kloster Tegernsee nicht nachgekommen bist, diesem, als dem Hauptgläubiger, der Frauenrieder Hof als freies Eigenthum überlassen werden muß mit allem lebenden und todten Inventar, mit allen Rechten und Pflichten, welche die bisherigen Besitzer ausgeübt und gehabt haben. Gleichzeitig aber hat Seine Hochwürden in Anbetracht, daß Du sonst ganz verarmt sein würdest und daß es mehr Deine Vorfahren waren, welche die Schuld trifft, in hohen Gnaden genehmigt, daß Dir dafür drei Joch Anger und das Austraghaus, sowie zwei Deiner Kühe und Deine ganze bewegliche Habe als Dein Eigenthum verbleibe, wofür Du aber die grund- und landesherrlichen Gefälle des Frauenriederhofes zur Hälfte zu tragen hast."

Der dicke Pfleger wischte sich nach dieser Rede die Stirne, denn sie hatte ihn angestrengt.

Der Prälat nickte Beifall und Andreas war so erfreut über des Abtes Güte und des Amtmanns vortrefflichen Richterspruch, daß er mit jeder Hand einen Arm der Beiden faßte und ihn recht herzlich drückte.

„Hochwürden Herr Abt", sagte er und lachte über die sauren Mienen, welche die beiden Herren vor Schmerz schnitten, „ich muß für Eure Gnade danken, die läme mir zu theuer; ich will Euch nicht berauben und will nur meine Büchse holen, dann bin ich reich genug."

Damit ließ er den Prälaten und Pfleger los.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an den 7. November 1823.**)

An diesem Tage — nach einer irrigen Lesart am 27. — sah man aus den Thoren Madrids einen Verurtheilten, verkehrt auf einem Esel sitzend und seine Hände an dessen Schweif gebunden, nach dem Richtplatz führen. Dort harrte seiner kein Peloton Schützen, auch keine Guillotine und keine Garotta, das damals in Spanien übliche Würgeisen; ein Schnappgalgen stand da, das Hinrichtungs-Instrument für verworfene Straßenräuber.

Wer war der Mann? Antwort: Don Rafael del Riego y Nunez, General-Capitän von Asturien, Präsident der Cortes und zweiter Oberbefehlshaber der spanischen Armee gegen das reactionäre französische Invasionsheer von 1823.

Im Jahre 1808 Student, war er mit Tausenden seiner Universitätsgenossen gegen den fremden Usurpator zu den Waffen geeilt, jedoch in einem Gefecht gefangen und nach Frankreich abgeführt worden, wo er bis zum Pariser Frieden von 1814 verweilen mußte. Von einer Reise durch Deutschland und England heimgekehrt, trat er als Oberstlieutenant in ein asturisches Regiment.

Damals hatte Ferdinand VII. die freisinnige Partei, deren sechsjährigem heldenmüthigen Befreiungskampfe er seinen Thron zu danken hatte, bereits auf das Furchtbarste durch Kerker und Schaffot dezimirt, mit Hülfe der Priesterschaft und Klosterleute die militärischen Schilderhebungen Porlier's, Lacy's, Vidal's niedergeschlagen und alle liberalen Elemente der Armee vermeintlich ausgemerzt. Doch auch dann traute der Tyrann noch nicht; unter dem Vorwand, die abgefallenen Colonien in Südamerika wieder zu erobern, zog er in Cadix eine Armee zusammen, welche auf Schiffen, auf denen das gelbe Fieber geherrscht, über den Ocean geführt werden sollte. Die Armee erklärte sich laut gegen die Ueberfahrt, und verlangte die Wiederherstellung der demokratischen Cortes-Verfassung von 1812. Es entspann sich eine geheime Verschwörung, aber der Oberbefehlshaber O'Donnell, Graf v. Abiskal, entdeckte sie und bemächtigte sich durch Gewalt und List ihrer Leiter, bis auf — Einen; dieser Eine erfüllte aber jetzt die auf seinen alleinigen Schultern lastende Pflicht mit einem Heldenmuth und Opfersinn ohne Gleichen.

An der Spitze von kaum 800 Mann proclamirte Riego am 1. Januar 1820 im Dorfe Las Cabezas die erwähnte Constitution von 1812. Hierauf eilte er nach Arkos, verhaftete daselbst den General Caldero und dessen Generalstab und befreite den gefangenen Obersten Quiroga. Nach und nach 3000 Mann zählend, führte er diese kleine Schaar auf die Insel Leon, nannte sie „National-Armee", und übergab dem älteren Quiroga den Oberbefehl. Aber schon nahte sich ein zehnfach stärkeres Royalistenheer unter Freire und drohte dem constitutionellen Häuflein den Untergang. Da unternahm Riego mit nur 500 Mann den kühnen Zug über Algeziras, Malaga, Cordova in die Sierra Morena, an allen Orten unterwegs die Constitution proclamirend und die Bevölkerung für die Freiheit begeisternd.

Damals im Gebirg, sozusagen unter den Kugeln des ihn verfolgenden Feindes, dichtete er, wie weiland der deutsche Student Theodor Körner sein Schwertlied, jenen Kriegsgesang, der gegenwärtig unter dem Namen „Riego-Hymne" auf allen öffentlichen Plätzen Spaniens, in Theatern und Volksversammlungen als die Marseillaise Spaniens aufgespielt und gesungen wird. Hierauf löste er sein noch 300 Köpfe zählendes Häuflein auf und sandte die Einzelnen als Constitutions-Apostel durchs ganze Land. Allenthalben erhob sich das Volk, die Verfassung wurde wieder hergestellt und vom König anerkannt, und Riego als Befreier gefeiert, um jedoch sofort von der Camarilla und der vom Ausland genährten Reaction geheim und offen angefeindet und verfolgt zu werden.

Seine patriotische Rettungsthat am 7. Juli 1822 gegenüber dem schändlichen Plane Ferdinands ist bekannt; es erübrigt noch hinzuzufügen, daß er beim Einfall der Franzosen in Spanien die Capitulation des ersten Oberbefehlshabers Ballesteros nicht anerkannte, mit wenigen Truppen noch das unglückliche Gefecht bei Jodar bestand, hierauf zu dem in Catalonien kämpfenden Mina durchzukommen suchte, von Bauern erkannt, gefangen und den Franzosen übergeben ward, welche ihn, getreu ihrem damaligen Schergendienst, an die wiederhergestellte Despoten-Regierung zu Madrid auslieferten.

---

*) Der heilige Augustin war vor seiner Bekehrung ein eben so gelehrter als leichtsinniger Mann, der in Vergnügen und Pracht aller Art schwelgte.

**) Aus dem „Nürnb. Anzeiger".

Digitized by Google

Ein feiles Kriegsgericht verurtheilte den „Hochverräther“ zum entehrenden Schnappgalgen, und so sehen wir ihn denn am 7. November auf dem Esel sitzen, umringt von Mönchen mit brennenden Wachskerzen und einer starken Schaar Bewaffneter. . . .

Zu allen Zeiten haben einzelne Tyrannen ihre Schlachtopfer mit ausgesuchten Martern gequält; das hier von einer sogenannten geistlichen Regierung des 19. Jahrhunderts in's Werk Gesetzte überbietet aber die Baeberei des Alterthums: Riego sollte nicht nur körperlich, sondern auch geistig vor der Welt gemordet werden. Deßhalb hatte man ihn vor der Hinrichtung Durst leiden lassen und dann dem Dürstenden ein berauschendes Getränk gereicht. Ein hinter dem Esel gehender Pfaffe flüsterte dem Reiter das viva el Rey absoluto in's Ohr und Dieser, gesenkten Hauptes, lallte es nach. Das mitlaufende Volk sollte nunmehr an einen vollständig reuigen Sünder glauben. Als man aber zum Richtplatz kam, verflog der Rausch, und schon den Strick um den Hals, rief der Märtyrer aus einem damaligen Freiheitslied laut die Worte: „Constitucion o Muerte — Muerte, Muerte o Constitucion.“ Die Menge verlief sich schweigsam, ein großer Theil wohl überzeugt, daß so keine Verbrecher sterben.

Dieser schändliche Mord ließ das von der „heiligen“ Allianz geknechtete Europa ungerührt. Wie in Spanien französische Bajonnette, so hatten in Piemont und Neapel österreichische die liberalen Constitutionen umgestürzt. In Deutschland florirte eben die hitzigste Demagogenhetze gegen Professoren und Studenten; und die von der fremden Diplomatie gedrängte republikanische Schweiz hatte eine strenge Brochüren- und Zeitungs-Censur eingeführt. England, das stolze Albion, welches allein ein ernstes Wort hätte sprechen können, besaß damals noch nicht seine 30er Reformverfassung, wohl aber ein Toryministerium, welches die Niederlage des freisinnigen Elementes innerlich gerne sah und nur nach Außen ein flüchtiges heuchlerisches Bedauern äußerte.

Leise Klagen einer halbliberalen Presse, welche zufällig der Scheere der Censur entgangen, wurden übertäubt durch das Toben, Schimpfen und Höhnen der reactionären und ultramontanen Blätter gegen den „Helden von Las Cabezas“. Erst nach drei Jahren, am 7. November 1826, las man in einem von Oben weniger überwachten süddeutschen Localblatt folgende Strophen:

Schon seit grauer Mythe Tagen geht es bunt im Leben her;
Ketten muß die Weisheit tragen, frei regiert das Ungefähr;
Zwerge schlummern auf den Thronen, während Riesenkraft verdirbt;
Laster würfeln um die Kronen, wo die Tugend Hungers stirbt.

Diese thränenbitt're Lehre legte nun schon manches Jahr
Ihres Daseins ganze Schwere Euch vor andern Völkern dar;
Aus dem Unglückstopf der Erden habt das Herbste ihr geloost:
Schlechter kann es nicht mehr werden — doch darin liegt euer Trost!

Wann die Himmelsbraut, die Erde, heiße Sehnsucht fast verzehrt,
Ihre flehende Geberde zitternd sich nach Oben kehrt:
Horch, da blitzt ihr starker Retter aus dem finstern Wolkenhaus
Und bei Sturm und Donnerwetter gießt er seinen Segen aus.

Ausgebrannt wie Lavaboden lechzte eures Volkes Herz,
Und aus Kohlen, Schutt und Todten ächzte der Vernichtung Schmerz;
Doch ein Retter hat geleuchtet aus dem schwarzen Männerheer,
Und das Feld mit Blut befeuchtet — darum hieß Riego *) er.

Strahlend war es ausgezogen in der Knechtschaft Mitternacht;
Weh', da brach der lichte Bogen an des finstern Dämons Macht;
Unter Röcheln und Erblassung rief der Freiheit treu'ster Bot':
„Tod, Tod oder die Verfassung! Die Verfassung oder Tod!“

*) Riégo, spanisches Substantiv, auf deutsch die Befeuchtung.

Was dem letzten Hauch entquillet, dieses doppelte Gebet,
Hat das Schicksal halb erfüllet, in den Lüften halb verweht:
Unter'm müden Henkerbeile sanken Helden in das Grab,
Doch des Rechtes Ehrensäule brach Tyrannenfrevel ab. . . . .

Gebt nicht Alles d'rum verloren, werft nochmals die Anker aus;
Glück wie Unglück wird geboren, Keines baut ein bleibend Haus.
Jenes, das so schnell geschwunden, kehrt, wie's gleichfalls Diesem geht;
Schon gezählt sind seine Stunden von des Wechsels Majestät. . . . .

Nun denn, aus diesen „Stunden“ sind 45 Jahre geworden, und was für Jahre — durch die mörderische Hand der Bourbonen ausgefüllt mit Strömen des edelsten spanischen Bürgerbluts! Da sollte man doch glauben, die Vorliebe für das monarchische System müßte einer Nation für immer gründlich verleidet sein. Nichtsdestoweniger sprechen einige Generale und Diplomaten für eine Krone auf breitester demokratischer Grundlage. Höflinge und Heuchler wird dermaleinst das mündig gewordene Volk richten; ehrliche Constitutionelle aber mögen sich an Riego ein Beispiel nehmen; auch er fiel duech seinen Glauben an die Möglichkeit eines aufrichtigen Constitutionalismus. Zweimal trug er Spaniens Geschick in der Hand, im März 1820 und am 7. Juli 1822. An diesem Tage wies er die ihm vom Volke angebotene Dictatur zurück, und verwies auf die Heiligkeit der eben schnöd gebrochenen Verfassung. Des Königs Lohn für diesen Edelmuth haben wir oben mitgetheilt; es war der Galgen.

„Spätere Zeiten, mildere Sitten“, könnten die Kronanwälte einwerfen: Jawohl, heutzutage lohnt das Königthum Demjenigen, der ihm zwei Kanonen schenkte, mit einem lahm geschossenen Bein. Discite justitiam moniti! Der beste Lehrer und Erzieher in der Politik ist die geschichtliche Thatsache.

Mannichfaltigkeiten.

(Britisches Hochkirchenbewußtsein.) Ein Amerikaner in Dresden erzählt in den Spalten der „Times“ eine charakteristische Geschichte von englischer Intoleranz und engherziger beschränkter Abschließung, die ihren Schauplatz in der sächsischen Hauptstadt hat. Bekanntlich hat die letztere seit vielen Jahren eine ziemtich ansehnliche englische Colonie, und in neuerer Zeit haben sich auch ziemlich viele Amerikaner dort angesiedelt. Die Engländer haben dort wie an vielen andern Orten regelmäßigen Gottesdienst an den Sonntagen, und dort wie anderwärts hat der Geistliche seine Licenz zur Ausübung seiner Functionen vom Bischof von London, der eine Art Jurisdiction über die englischen Kirchengemeinden des Auslandes übt. Die Amerikaner in Dresden hatten sich im Laufe der Zeit, obwohl zum Theil nicht der bischöflichen Kirche angehörig, dieser Gemeinde angeschlossen, um den Gottesdienst in ihrer Muttersprache mitzugenießen, und waren nach und nach nicht nur die Majorität, sondern auch der am meisten beisteuernde Theil der Gemeinde geworden. Der Geistliche sah sich deßhalb auch veranlaßt, neben dem Gebete für die Königin von England und den König von Sachsen auch den Präsidenten der Union im Gottesdienst zu erwähnen. Hierüber entbeannte der Conflict und eines schönen Tages gab der Ausruf eines eifrigen Engländers: „Was? Ich glaubte, ich wäre in einer englischen Kirche!“ das Zeichen zu einer Unterbrechung des Gottesdienstes und einer offenen Trennung. Es kam soweit, daß die Engländer eine neue Kirche bauten und dort Gott nach englischer und specifisch ritualer Weise verehrten. Bald indessen fanden auch in die neue Gemeinde die Amerikaner Eingang und derselbe Verlauf der Dinge wie früher wiederholte sich, nur daß der Geistliche sich in diesem Falle

Digitized by Google

durch seine zornmuthigen Landsleute bewegen ließ, den Präsidenten aus seinem Gebete auszuschließen. Die „Times“ lesen bei dieser Gelegenheit ihren beschränkten Landsleuten redlich den Text.

(Die Rheinganer Fresken.) Die „Didaskalia“ hat in Nr. 262 den Rhein- und Weinliedern von Friedrich Hornfeck, welche unter dem Titel „Die Rheingauer Fresken“ zuerst in den „Frankfurter Familienblättern“ erschienen und seitdem von verschiedenen öffentlichen Blättern nachgedruckt worden sind, das günstige Prognostikon gestellt, „daß sie gewiß in den Mund des Volkes übergehen würden“. Diese Voraussetzung scheint sich erfüllen zu wollen, denn wir lesen in Wiesbadener Blättern über die Wiedereröffnung des dortigen Bürgervereins einen kurzen Bericht, worin einer Composition von Capellmeister J. B. Hagen des „Rauenthaler Berglieds“ von Friedrich Hornfeck in folgenden ehrenvollen Sätzen gedacht wird: „Die Palme des Abends errang jedoch ein Mitglied des Männergesangvereins durch die Solovorträge, von denen wir das „Rauenthaler Berglied“, componirt von Herrn Capellmeister Hagen, wegen seiner Schönheit und Gediegenheit hier besonders hervorheben.“

Frankfurt, 9. November.

Insoferne das: Erkenne Dich selbst! nicht allein in ethischer, auch in materieller Beziehung das erste Postulat an das Bildungsbedürfniß eines Jeden ist, dürfen sich die von Dr. L. Büchner und Dr. Th. Stein angekündigten Vorlesungen über die Physiologie oder die Naturgeschichte des Menschen für wohlberechtigte halten. Dr. Stein eröffnete jüngst die Reihe dieser Vorträge mit einer Geschichte der Medicin. Nachdem er den Ursprung der Heilkunde in der Heimath Aller, Indien, und in dessen Priesterschaft nachgewiesen, gab er die Anschauungen über die Natur des Menschen bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiten von dem letzten Asklepiaden, Hippokrates, dem Vater der Medicin, an, von Aristoteles, Galenus, dem Scholastiker des Mittelalters, bis auf den vielgenannten Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, der neben seinen Kraftkuren und trotz des Suchens nach dem Stein der Weisen eine klarere Einsicht in das organische Leben zu gewinnen wußte. Mit W. Harvey's Entdeckung des Blutkreislaufes (und seiner Lehre von der Zeugung) fand die Physiologie einen festeren Einfluß auf die Heilwissenschaft, die tiefere Erkenntniß aber blieb unserer Zeit vorbehalten, als die Physik, Chemie, das Mikroskop ihre Mitwirkung liehen und die Koryphäen ihres Fachs, Skoda mit seiner Diagnostik durch Percussion und Auscultation, Rokitansky in der pathologischen Anatomie, R. Virchow mit der Cellular-Pathologie neue Bahnen eröffneten. Nebenbei fanden die Homöopathie und der Magnetismus, die Kranoskopie eine abweisende Besprechung. Den nächsten Vortrag wird Dr. Büchner über die Stellung des Menschen in der Natur halten. Zu erwägen möchten wir geben, ob nicht für den Zusammenhang der Vorlesungen ein Zwischenraum von 14 Tagen zu lang sein dürfte.

Die trockenen Regulatoren Sugg-Friedleben.

Die vortheilhafte und sparsame Verbrennung des Gases ist eine Frage von höchster und allgemeiner Wichtigkeit. Eine werthvolle Erfindung auf diesem Gebiete hat kürzlich Dr. Friedleben von hier im technischen Verein unter großem Interesse der Versammlung erläutert. Der Gegenstand ist so wichtig, daß wir die Principien der neuen Erfindung, so weit dies ohne die erläuternden Experimente möglich ist, in Folgendem wiedergeben. Um das Gas richtig und vortheilhaft zu verbrennen, ist es unerläßlich, daß 1) dasselbe den Brennern mit nicht höherem Drucke zugeführt werde, als zur Erzielung einer dem speciellen Zwecke entsprechenden Flamme erforderlich ist, und daß 2) dieser Druck ein stabiler sei, äußeren Einwirkungen also nicht mehr unterliege. Den Gasfabriken ist es unmöglich, dem einzelnen Consumenten das für ihn richtige Druckverhältniß von sich aus herzustellen; — sie können nur für die Gesammtheit ihren Druck bemessen und sind, um das Gas an allen Orten in genügender Menge zur Verfügung zu stellen, genöthigt, dies so ausgiebig zu thun, daß jeder Consument in der Regel auf seinen Theil einen weit höheren Druck bekommt, als für ihn erforderlich und ersprießlich ist. — Man sucht gewöhnlich den Druck durch nur theilweises Schließen des Hahns abzuschwächen. — Dies Mittel ist indessen sehr unzulänglich; je nachdem Flammen im eigenen Hause oder in der Nachbarschaft angezündet oder gelöscht werden, müßte die Hahnenstellung geändert werden, es wäre also eine fortgesetzte Bedienung des Hahns erforderlich, die im alltäglichen Dienste Niemand zur rechten Zeit regelmäßig und während des ganzen Abends fortgesetzt zu besorgen im Stande ist. Aus dem Bedürfnisse der Druckabschwächung entsprangen auch die unzähligen Arten von sogenannten Sparbrennern. Dies sind sämmtlich örtliche Verengungen an den Brennern oder in deren Nähe; diese Verengungen bleiben aber allüberall unter directer Einwirkung des äußeren Druckes und seiner Schwankungen, ihr Ergebniß hat den äußeren Druckverhältnissen zu folgen. So lange sich diese Verhältnisse in den passenden Gränzen bewegen, ist die örtliche Verengung wirksam; sobald die beiden Factoren der örtlichen Verengung und des erforderlichen Druckverhältnisses aber nicht mehr in richtiger Wechselwirkung sind, was allabendlich, je nachdem in einer Stadt Flammen angezündet oder gelöscht werden, der Fall sein muß, so tritt Nachtheil für den Consumenten ein, entweder durch Verlust an unverbranntem Gas bei höherem Druck, oder durch Verlust an Leuchtkraft bei geringerem Druck. Dazu kommt noch, daß viele der Sparbrennersorten hohen Druck erfordern, wodurch die Leitung fortwährend unter größerer Belastung ist, als nothwendig, etwaige Entweichungen also in weit erhöhterem Maße stattfinden. Aus den Bedenken, welche den Druckminderungen durch bloße Hahnenstellung oder durch örtliche Verengungen an den Brennermündungen entgegen stehen, entsprang das Streben nach einem Apparat, der selbstthätig die äußeren Druckschwankungen ausgleichen und den Consumenten in den Stand setzen würde, in seine Leitung nur so viel Druck zuzulassen, als er zum vortheilhaften Verbrennen des Gases für nothwendig erkennt. Man hat deßhalb seit Jahren die Construction eines passenden Regulators erstrebt. Die sogenannte Quecksilber- und Wasser-Regulatoren waren die ersten, die dem Bedürfnisse annähernd entsprachen und fanden auch vielseitig Anwendung. Der allgemeinen Anwendung stand jedoch neben allzuhohem Preise vielfach gerade der Abschluß durch Quecksilber oder Wasser entgegen; — ein flüssiger Abschluß des Gases hat große Unzuträglichkeiten; ein Stoß, beziehungsweise eine starke Verdunstung oder Einwirkung der Kälte bei Wasser, veranlassen leicht eine gefährliche Entweichung von Gas, — und außerdem gibt die metallene feste Führung beim Eintauchen in die Flüssigkeit einen Reibungs-Widerstand, der die Freiheit der Regulirung immer in Etwas beeinträchtigt. — Diesen Unzulänglichkeiten hat der trockene Regulator vollständig abgeholfen. — Der trockene Regulator in der Construction, welche Herr William Sugg in London herstellte und welche von Herrn Ch. Friedleben zur Zeit in Offenbach wesentlich verbessert wurde, besteht aus einem flexibeln Reservoir, das sich in Verbindung mit einem Ventil befindet, welches Ventil sich durch den Druck des Gases zu schließen sucht und nur mittelst Auflage von Gewicht auf den oberen Theil des Reservoirs geöffnet werden kann. Je nachdem man mehr oder minder beschwert, je nachdem wird sich das Ventil mehr oder weniger öffnen, oder mit anderen Worten, das Gas wird sich je nach Maßgabe der Beschwerung rascher oder weniger rasch in dem Reservoir ersetzen. Die zur Speisung der Flammen erforderliche Quantität Gas wird sich daher unter allen Verhältnissen gleich bleiben; denn steigt der von Außen, vom Straßenrohr her kommende Druck, so schließt sich das Ventil um die Differenz der Gewichtsauflage; wird der äußere Druck geringer, so öffnet es sich um ebensoviel, hält also das Gasquantum, mithin den Druck am Ausgang des Regulators selbstthätig ganz constant. Der trockene Regulator Sugg-Friedleben benutzt also den äußeren Druck, um duech ihn den inneren Druck an den Flammen, unabhängig von allen Schwankungen, vollständig gleichmäßig zu erhalten, und gibt dem Consumenten das Mittel an die Hand: 1) den Druck in seiner Leitung ganz nach Willen zu normiren; 2) das Gas unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu verbrennen; 3) jede Verschwendung zu vermeiden und dadurch 4) wirkliche und dauernde Ersparniß zu bewirken. Die trockenen Regulatoren Sugg-Friedleben werden einfach oder doppelt geliefert, wie dies gewünscht wird. Beide geben im Allgemeinen dasselbe Resultat. Der einfache wird stets für gewöhnliche Zwecke genügen; — der doppelte bewirkt noch feinere Regulirung. — Die verwendeten Materialien entsprechen den langjährigen Erfahrungen, die man in England gemacht hat, und es darf versichert werden, daß die Haltbarkeit, namentlich auch der flexiblen Substanzen, durchaus erprobt ist. — Wer sich füe die Einsichtnahme der Apparate und erläuternde Versuche interessirt, dem bemerken wir, daß dieselben bei Herrn A. Faas am Roßmarkt, welcher dieselben bereitwillig zeigt, ausgestellt sind.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 11. November. Benefiz-Vorstellung für Herrn Dettmer. (Zur Feier seines 25jährigen Jubiläums): **Der Waffenschmied**, komische Oper in 3 Acten. Musik von Lorting.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 315. Donnerstag, den 12. November. 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Andreas Gruber kam bald mit seinem Knechte Franz und dem Stutzen wieder; aber auf seinem Gesicht lag finsterer Trotz, und die feste Entschlossenheit, sein Wort zu halten, verkündete der Ton, womit er sagte:

„Jetzt, Ihr Herren, wenn ich rathen darf, macht, daß Ihr Euch nach Hause scheert. Das ist meine Heimath; ich habe Euch geboten, was recht war; aber Ihr habt mich zurückgewiesen. Jetzt kommt Ihr wie Räuber, mir den Herd zu stehlen, den meine Väter gebaut; aber, so wahr mir Gott helfe, Keiner von Euch soll lebend mein Haus betreten! Fort, Ihr Schurken, oder ich schieße."

Der Pfleger sah nicht sobald den gesenkten Lauf, als er mit möglichster Eile seinen Leib, der eine zu große Scheibe war, hinter den zitternden Actuar verstecken wollte; der Scherge, welcher erst vordrang, wich schnell bei Seite, als die gefährliche Waffe auf ihn zielte; nur der Abt behielt seinen Muth und ging als Streiter Gottes mit dem Kreuze in der erhobenen Rechten auf Andreas los.

„Gottvergessner Sünder, wagst Du es auch, die Waffe gegen einen Diener des dreieinigen Gottes und seiner Kirche zu richten? Weiche von hinnen oder Deine Seele soll im tiefsten Pfuhl der Hölle braten und der ewige Bann soll Dir die Pforten des Himmels verschließen."

Des Pflegers Muth stieg bei dieser schönen Bußpredigt sichtlich und er schrie hinter dem Rücken des Actuars:

„Ja, Schließer, pack den Kerl und fessle ihn; wir wollen ihn einsperren in den tiefsten Thurm und er soll noch froh sein, wenn er nicht aufgehängt wird, der Spitzbub, der Empörer gegen Gott und Obrigkeit, der Räuber, der . . ."

Der Pfleger sah plötzlich wieder die schreckliche Mündung des Gewehres auf sich gerichtet und schwieg schnell.

Der Schließer interessirte sich viel zu sehr um den Ausgang dieses Kampfes, um als erstes Opfer darin fallen zu wollen. So standen sich die beiden feindlichen Parteien wie 107 Jahre später die friedländischen und schwedischen Truppen vor Nürnberg gegenüber; keine wollte weichen, keine zur Versöhnung die Hand bieten. Endlich sagte der friedliebende Bauer:

„Herr Abt, was ist's, wollen wir noch lange so stehen bleiben? ich meine, Ihr habt mich jetzt genug angeguckt; also könnt Ihr gehen; seid aber so gut und vergeßt das Wiederkommen."

Dieser Spott empörte den Abt so, daß er die Gefahr vergaß und schnell mit sicherem Griff den Lauf des Gewehrs erfaßte; es geschah so plötzlich und unerwartet, daß Gruber unversehens mit dem Finger an den Drücker kam und der Schuß laut donnernd abbrannte. Die Wirkung war eine augenblickliche. Der Pfleger stolperte und riß im Fallen den Actuar mit sich und Beide schrieen entsetzlich nach Hülfe; aber es kam keine, denn der Scherge zeigte den Tegernseer Mönchen als landeskundiger Mann den kürzesten Rückzugsweg, die Ministranten hoben ihre Chorröcke sehr frei auf und sprangen, was sie konnten; der Kreuzträger trug sein Crucifix wie eine Hellebarde auf den Achseln und deckte mit dieser Waffe den Rücken der fliehenden Armee, und der Abt endlich hatte sich zu Füßen des Bauern gesetzt und schrie wie besessen: „Haltet, haltet, ich will ja mit!" Nie war ihm ein Gebet so aus innerstem Herzen gekommen; keines war kürzer, aber auch keines verhallte so spurlos, wie dieses. Selbst der Pfleger — der Actuar ohnehin — war schneller auf den Beinen, als der arme Abt, dem endlich sein Feind großmüthig aufhalf und ihn ehrerbietig ein Stück Wegs begleitete.

Zwei Tage hatte Gruber Zeit, sich seines glänzenden Sieges zu freuen und am dritten Tag kam mit dem Gefühl der Sicherheit auch die Ueberzeugung, daß selbst der Bauer über die höchsten Gewalten des Staates eine unüberwindliche Herrschaft hat, sobald er im Rechte und entschlossen ist, es zu vertheidigen. Dieses erhebende Bewußtsein erhielt aber einen starken Stoß, als am Abend der Lehrling des Kettenschmieds zu Andreas mit der Nachricht kam, daß die herzoglichen Söldner und Schergen der Pflegschaft Rosenheim, zwanzig Mann stark, im Anzug wären, um den aufrührerischen Bauern gefangen zu nehmen.

„Franz", sagte Gruber zu seinem Knechte, „Franz, was meinst Du, lassen wir die Kerle gutwillig herein oder zeigen wir ihnen unsere Zähne?"

„Anderl", gab ihm sein dienender Freund zurück, „ich halt es fürs Beste, wir lassen Frauenried fahren, denn behalten können wir's nimmer; aber wenn sie uns an die Freiheit gehen wollen, so mögen sie sich blutige Köpfe holen!"

„Die Schergen und Söldner haben sich vertheilt", berichtete der Lehrling jetzt weiter; „von der Porsberger, der Wallenburger Seite, von der Leitsach her und von uns aus wollen sie Dich einschließen, Anderl. Schau, daß Du durchkommst. Mein Meister läßt Dir sagen, er kauft kein wohlfeiles, aber ein theures Wildpret von Dir und bleibt Dein Freund; auch die Gesellen lassen Dich grüßen. Sie haben Dich Alle gern."

Ein Schuß, dann ein zweiter bestätigten die Richtigkeit von des Lehrlings Aussagen, zeigten aber auch von der ernsten Gefahr, in der Gruber jetzt schwebte. Er nahm sein geliebtes Gewehr, während Franz einen alten Morgenstern ergriff. Der treue Warner verließ eilends das Haus und kletterte am steilen Abhang des Leitsachufers hinab, um zur Schmiede heimzukehren, während Andreas mit Franz hinaustrat in die mond- und sternhelle Nacht. Die Berge lagen in bläulichen Duft gehüllt vor ihnen, während das

Digitized by Google

waldige Thal schwarz in Schwarz gemalt schien, aus dem nur hie und da ein erleuchtetes Fenster wie ein glühender Funke blitzte.

„Franz", sagte Andreas ernst und wies nach den Bergen, „dort oben wohnt unsere Freiheit, da unten unser Elend; wir müssen uns durchschleichen oder durchschlagen, wie's kommt. Warten wir noch länger, so haben wir mit zu Vielen zu thun; so kanns noch unblutig abgehen."

„'s wär verdammt, wenn wir gar keinen von dem bezahlten Räubergesindel zu Gesicht bekämen; aber Du hast Recht, es ist die höchste Zeit, daß wir aufbrechen."

Jeder der beiden Männer hatte in seinem Rucksack Lebensmittel und das Silber eingepackt, das bisher in der guten Kammer aufbewahrt gewesen, und was sonst ihnen noch wichtig und werthvoll erschienen. Nichts hielt sie also mehr zurück in der vormaligen Heimath, denn keine Frau, kein Kind barg sie, und Vater und Mutter, aus deren Händen Gruber den schönen Hof empfangen, lagen schon längst unten im Friedhof.

„Also vorwärts mit Gott!" murmelte Andreas, und Franz folgte ihm an seiner Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Grant.

Der Schilderung, welche wir kürzlich von dem Charakter des neugewählten Präsidenten der amerikanischen Union gebracht haben, lassen wir heute folgende biographische Einzelheiten folgen.

General Grant ist am 28. April 1822 von Eltern schottischer Abkunft zu Mountpleasant im Staate Ohio geboren, steht mithin gegenwärtig im kräftigsten Mannesalter. Die Bemühungen des Congreßmitgliedes S. Hamer verschafften Grant eine Stelle in der berühmten Militär-Akademie in Westpoint, aus welcher er im Jahre 1843 mit dem Lieutenantsrange in die reguläre Armee der Union eintrat.

Seine ersten militärischen Lorbeern pflückte Lieutenant Grant im nordamerikanisch-mexicanischen Kriege, am 8. Mai 1846 im Gefechte bei Palo-Alto, und er zeichnete sich im weiteren Verlaufe dieses Feldzuges bei mehrfachen Gelegenheiten so vortheilhaft aus, daß er zum Capitän avancirte und in dieser Eigenschaft 1850 vom Congreß bestätigt wurde.

Im darauf folgenden Jahre hatte Grant die acht Jahre zurückgelegt, die er als Zögling der Westpointer Akademie im stehenden Heere zu dienen verpflichtet war, er nahm seinen Abschied und lebte als Farmer in bescheidenen Verhältnissen bei St. Louis in Missouri. Im Jahre 1859 eröffnete Grant in Compagnie mit seinem Vater zu Galena im Staate Illinois einen Lederhandel, schon im Jahre 1861 trieb aber der im Süden ausbrechende Aufstand den ehemaligen Offizier, dem Vaterlande seine militärischen Fähigkeiten zur Verfügung zu stellen und er wurde vom Gouverneur des Staates Illinois in Folge dessen am 15. Juni 1861 zum Obersten des 21. Freiwilligen-Regiments ernannt.

Von diesem Zeitpunkte an beginnt Grant in der modernen Kriegsgeschichte eine hervorragende Rolle zu spielen. Schon im August 1861 ward er zum Brigade-General ernannt und ihm in dieser Eigenschaft die Bewachung des mittleren Mississippi, an den Mündungen des Ohio und des Tenessee übertragen, welche Mission er mit zeitweise geringen Streitkräften so vollständig durchführte, daß es ihm gelang, am 16. Februar 1862 den Conföderirten das wichtige Fort Donelson zu entreißen, wofür ihm von der Regierung der Rang eines General-Majors der Freiwilligen verliehen wurde.

Am 6. und 7. April 1862 erfocht Grant bei Pittsburg-Landing den für die Sache der Union so erfolgreichen Sieg über die südlichen Generale Beauregard und Johnston, er nahm wesentlichen Antheil an der am 30. Mai erfolgten Einnahme der Befestigungen von Corinth, und erhielt im October 1862 das Commando in dem sogen. Departement des Tenesseeflusses, in welcher Eigenschaft ihm nach vielen hartnäckigen Kämpfen am 4. Juli 1863 die Einnahme des für die Südstaaten unberechenbar wichtigen Vicksburg gelang, durch dessen Fall sich die Conföderation vom Mississippi abgeschnitten und auf die Hülfsquellen der östlichen Provinzen reducirt sah.

Die Eroberung von Vicksburg brachte Grant den Rang eines General-Majors der regulären Armee und einige Monate später den Oberbefehl sämmtlicher am Mississippi, Ohio, Tenessee und Cumberland stehenden Bundesheere, als deren Führer er am 24. November über den südlichen General Bragg den glänzenden Sieg bei Chattanooga erstritt.

Am 1. März 1864 ernannte Präsident Lincoln auf Antrag des Repräsentantenhauses Grant zum General-Lieutenant und Oberbefehlshaber aller Unionsheere, und eine ausführliche Biographie Grants müßte nun auf sämmtliche Details jener Riesenkämpfe eingehen, welche den Schlußact des nordamerikanischen Bürgerkrieges bildeten, und in denen Grant, mit ebenso viel militärischem Genie als wahrer Humanität, den vollständigsten Sieg der Union zu erkämpfen wußte, aber der Raum nöthigt uns, diese Glanzepoche der militärischen Thätigkeit Grants nur im Allgemeinen zu erwähnen.

Am 2. Juni 1865 verkündete Grant in einer schwungvollen Proclamation an das Heer das Ende des Bürgerkrieges, und ungefähr ein Jahr später, am 28. Juli 1866, verlieh ihm der Congreß die nach Scotts Tode erledigte höchste militärische Würde der Union, den Posten eines general of the army, welchen Grant bis zum heutigen Tage bekleidet.

Die Namen der spanischen Celebritäten.

E Paris, 9. November.

Die Launen der Etymologie sind oft wunderbar. Die folgenden Notizen liefern für diese Behauptung die amusantesten Beispiele.

Um mit Ihrer Majestät zu beginnen, so ist es fast ungalant, das Resultat philologischer Forschungen bezüglich des Namens „Bourbon" öffentlich auszusprechen. Indeß, die Wissenschaft kennt keine Rücksichten, und erkennt daher mit Hintansetzung aller Ritterlichkeit in „Bourbon" das französische bourbe, Koth, mit der üblichen romanischen Augmentativsilbe; „Bourbon" bedeutet sonach: „der dicke, derbe Koth."

Der Pater Claret erfreut sich gleichfalls eines Namens, dessen Interpretation leicht den Schein einer böswilligen Absicht annehmen könnte. Clarete heißt im Spanischen ein blasser Wein von unbestimmter Farbe, der sogenannte Schillerwein, das Chamäleon unter den Getränken.

Die Schwester „Patrocinio" bedeutet so viel als Schutz, Beistand, Helfershelferschaft.

Marfori ist eine italienische Pluralform, die im Singular Marforo heißen würde. Wenn „foro" nicht aus dem Griechischen kommt, so bedeutet es Loef, Winkel und mar würde dann der Genitiv des lateinischen Wortes mare, Meer sein. Marfori also: der Mann aus irgend einem entlegenen Winkel am Meeresstrande.

Digitized by Google

Espartero bedeutet einen Handwerker, der mit Stricken von Spartgras handelt, oder dieselben verfertigt!

Topete heißt wörtlich der Stößer, der Mann, der mit dem Kopf durch die Wand will.

Serrano ist der auf dem Gebirge (sierra) geborne, die Gletschernatur, der Sohn der Wildniß.

Sagasta besagt so viel als Schlaukopf, Mann mit einer erprobten Spürnase; scharfsinniger Erwäger der Verhältnisse.

Ribero heißt Mauer, Damm, der Unerschütterliche, — der Urrepublikaner.

Herrera bedeutet: der Mann von Eisen, (hierro; herrero = der Eisenschmied) der Mann der Waffen.

Olózaga (so zu betonen, nicht Olozága) scheint arabischer Herkunft, während Prim möglicher Weise nach Portugal gehört. Die Vermuthung einer Verwandtschaft mit „primus" (der Erste) liegt sehr nahe, und wäre bezeichnend genug, läßt sich indeß (aus hier nicht zu erörternden Gründen), nicht unbedingt feststellen.

Mannichfaltigkeiten.

(Comfortable Lebensrettung.) Mit einem Lebensrettungs-Apparat sind vor einigen Tagen auf der Seine bei Paris Versuche gemacht worden. Der Erfinder ist ein vormaliger amerikanischer Infanterie-Capitän, Mr. Stonor. Der Apparat besteht, wie die „Zukunft" sagt, in einem aus Gummi-Elasticum angefertigten Gewande, einer Jacke aus Kork und einem Schwimmkasten, der an dem Gürtel des Gummigewandes befestigt wird. Der Kasten enthält in seinem unteren Theile einen für wenigstens acht Tage hinreichenden Vorrath von frischem Trinkwasser, das der im Wasser liegende Mensch vermöge einer mit einer Metallschraube zu verschließenden Gummiröhre in bequemster Weise zu sich nehmen kann. Gewand und Kasten zusammen kosten 7 Pfd. Sterl. In Gegenwart vieler Techniker von Ruf und zahlreicher Mitglieder der fashionablen Welt nahmen der Erfinder, Herr Stonor, und ein junges amerikanisches Ehepaar, Herr und Madame Craddock, die Experimente mit dem neuen Lebensrettungs-Apparat vor. Binnen drei Minuten waren sie vollständig eingekleidet und sprangen auf ein gegebenes Signal von einer auf dem Seinestusse zwischen der Jena- und Passy-Brücke liegenden Dampf-Yacht in das Wasser, in dem sie über zwei Stunden lang verweilten, und während dieser Zeit sich mit Lectüre beschäftigten, Champagner tranken, eine Mahlzeit einnahmen, Cigarren rauchten, die Nothflagge aufhißten, bengalische Flammen und Feuerwerkskörper losbrannten, Revolverschüsse abfeuerten u. s. w. Als die Schwimmer bei einbrechender Dunkelheit vermittelst eines ihnen nachgefolgten Bootes wieder an Bord der Yacht zurückkehrten, fand man, daß ihre Kleidungsstücke und Wäsche unter der Gummihülle nicht im mindesten durch Nässe gelitten hatten. Auch klagten sie weder über Müdigkeit noch Kälte, sondern fühlten sich sehr wohl. Wie Herr Stonor mittheilt, steht er bereits mit mehreren transatlantischen Schifffahrtsgesellschaften in Unterhandlung wegen Lieferung einer großen Anzahl solcher Lebensrettungs-Apparate. Auch hat die preußische Regierung einen Beamten abgeordnet, der einem der Experimente des Erfinders beiwohnen und darüber Bericht erstatten soll. In wenigen Tagen trifft Herr Stonor in London ein, um auch da seine Experimente zur Schau zu bringen.

(Treue bis über den Tod.) Aus St. Louis in Missouri wird gemeldet, daß sich die Schauspielerin Frau Rosine v. Zerboni, geb. Reiß, deren Gatte Alfons v. Zerboni vor etwa sechs Wochen gestorben, aus Gram über diesen Verlust durch Blausäure vergiftet hat. Frau v. Zerboni war am 11. October 1834 in Linz, Oberösterreich, geboren und ihre siebenjährige Ehe kinderlos. Die Arme hatte gleich nach dem Tode ihres Gemahls den entsetzlichen Entschluß gefaßt und diesen trotz eines von ihr erzwungenen Versprechens, davon abzustehen, ausgeführt, nachdem sie ihre irdischen Angelegenheiten mit größter Sorgfalt geordnet.

(„Bismarck" in der neuen Welt.) In Mexico am Conchosflusse wurde im vorigen Jahre in einer sehr fruchtbaren Gegend eine neue Stadt gegründet und mit dem Namen „Bismarck" getauft. Der Gründer derselben ist Herr Gustav Schleicher aus Darmstadt, der seit 1847 in San Antonio in Texas wohnt und im Besitze bedeutender Ländereien ist. Die neue Stadt erfreut sich eines schnellen Wachsthums. Uebrigens existirt in Missouri bereits eine Stadt, welche den Namen des preußischen Premiers führt; sie ist erst vor kurzer Zeit entstanden und äußerst schnell aufgeblüht.

(Das Mailehen.) In Heddesdorf wurde an jedem Ostermontag durch den Gemeindevorstand das sogen. Mailehn gehalten, d. h. alle Mädchen des Orts zum gemeinen Nutzen für ein Jahr dem Meistbietenden als Tänzerin und Begleiterin bei allen festlichen Gelegenheiten zugeschlagen. Die Meisten behielten dadurch ihre Mailehn für immer!

Concert des Theater-Orchesters

zum Besten seines Wittwen- und Waisenfonds

am 9. November.

Die Mitwirkung des gefeierten Künstlerpaares Joachim, so wie die gelungene Zusammenstellung des Programms, das zwei neue, hier noch nicht gehörte, größere Tonwerke enthielt, deren Aufführung man mit gespannter Aufmerksamkeit entgegensah, verliehen dem Concerte, das schon um seines Zweckes willen alle Beachtung verdiente, besonderen Reiz und erhöhte Anziehungskraft. Eine Einnahme von, wie wir hörten, 2000 fl. spricht dafür, daß das Publikum diesem Zuge willig folgte; der große Beifall, der beinahe jeder einzelnen Nummer, besonders den unübertrefflichen Leistungen des Herrn Joachim zu Theil wurde, bewies, daß die Befriedigung eine allgemeine war.

Hatten wir schon in unserem letzten Aufsatze die Gelegenheit benützt, über die vollendeten Kunstleistungen des Herrn Joachim uns auf das Wärmste und Ehrenvollste auszusprechen, so befinden wir uns heute in der Verlegenheit, unserer Anerkennung einen noch erhöhteren Ausdruck verleihen zu sollen; denn nie hörten wir den Meister schöner, inniger und rührender spielen, als gerade diesmal. Nur allein der unübertreffliche Vortrag des wunderbaren „Abendliedes" von Schumann, das, wenn wir nicht irren, er mit sinniger Orchesterbegleitung versehen hat, gab Zeugniß von der tiefen, edlen Weihe, die seiner Seele innewohnt. Die Wirkung dieses Vortrages war eine so überwältigende, daß stürmisches Verlangen nach Wiederholung laut wurde, welchem der Künstler auch bereitwilligst entsprach. Aus diesem Erfolge kann man entnehmen, daß einfach-edler Gesang, in solcher Weise wiedergegeben, alle Kunstfertigkeitsproben aller und neuer Zeit an Wirkung weit überbietet. Aehnlich, wenn auch in geringerem Grade, geht dies ebenfalls von der schönen Beethoven'schen Romanze. Ein Glück für Max Bruch's neues Violin-Concert war, daß es diesen beiden Vorträgen voranging. Als Nachfolger wäre es solcher Concurrenz erlegen. Hiermit Nachtheiliges über diese nicht uninteressante Schöpfung eines jungen, talentvollen, nach dem Höchsten ringenden Componisten sagen zu wollen, kommt uns nicht in den Sinn. Wenn ihre Wirkung auf uns keine ganz befriedigende war, so lag dies in dem Umstande, daß es dem Verfasser noch nicht gelungen ist, in Erfindung und Ausführung durchaus selbständig dazustehen. Seine Begabung und sein Streben werden ihn hoffentlich bald dahin führen. Besonders der erste Theil des Concertes enthält viele schöne und originelle Einzelnheiten; die Instrumentation ist durchaus sehr entsprechend. Daß es vielen Beifall erhielt, den das Werk an und für sich verdient, war bei dem meisterlichen Vortrage des Herrn Joachim selbstverständlich.

Frau Joachim, die uns mit zwei prachtvollen Vorträgen erfreute, schien diesmal besser bei Stimme zu sein, als letzthin. Ihre schönen, künstlerisch gebildeten, einer gleich-edlen Richtung, wie die der Geige ihres Gatten, folgenden Töne erfüllten den Saal mit ihrem Wohllaute und bran-

Digitized by Google

gen in die Herzen der Hörer. Außer der bekannten Arie aus Glucks „Orpheus“: „Che farò senza Eurydice“, ließ sie uns noch eine weltliche Cantate von Marcello hören. Diese, ein wohl den meisten Zuhörern gänzlich unbekanntes Werk, machte trotz ihrer Länge und ungeachtet ihres Alters eine bedeutende Wirkung, an welcher nicht nur der schöne Vortrag, sondern auch der hervorragende Werth des Werkes Ursache waren. Man konnte daraus so recht deutlich entnehmen, welch hohen künstlerischen Werth die italienische Musik damaliger Zeit, ungleich unseren Tagen, hatte.

Die zweite Abtheilung füllte eine neue, und zwar die fünfte Suite Franz Lachners aus, die fünf Stücke, und zwar: 1) Introduction und Allegro, 2) Menuetto, 3) Andantino con moto (Canon), in welchem die Herren Joachim und Welcker das Violin und Viola-Solo ausführten, 4) Scherzo und 5) Finale enthält. Die Art und Weise, wie der Componist bei einem derartigen Werke zu verfahren pflegt, ist aus den gleichartigen Schöpfungen desselben, welche uns bereits früher hier vorgeführt wurden und unter welchen besonders die erste und zweite so außerordentlichen Erfolg hatten, hinlänglich bekannt. Wir wissen, daß er darin alte und neue Zeit in höchstgelungener Weise zu harmonischem Bunde zu vereinigen vermochte und seine ganze, reiche künstlerische Kraft und Erfahrung in ihnen niederlegte. Diesmal war es ihm jedoch nicht in der früheren Weise völlig gelungen und nur der 2., 3. und 4. Satz nehmen unser Interesse in höherem Maße in Anspruch. Das Werk wurde unter des Componisten bekannter vortrefflicher Leitung von unserem Orchester vorzüglich ausgeführt. Dieselbe Bezeichnung verdienten auch alle übrigen Leistungen der wackeren Körperschaft, die von unserem Herrn Theater-Capellmeister Ignaz Lachner sehr gut einstudirt und dirigirt wurden, von welchen besonders noch die Ausführung der Cherubini'schen Ouverture zu „Anakreon“ hervorzuheben ist. △

Correspondenzen.

Wiesbaden, 9. November.

Unsere Wintersaison hat begonnen und mit ihr hat sich namentlich in unseren geselligen Vereinen und vorzugsweise in den Dilettanten-Clubs ein reges Leben entfaltet. Die Gesangvereine und die sonstigen musikalischen Cirkel wetteifern in ihren Leistungen, als gälte es neben den Lorbern des Beifalls auch noch die goldenen Früchte des Virtuosenthums zu pflücken. Aber man mag über die Kunstleistungen unserer Vereine urtheilen wie man will, — ein Gutes haben sie unbestritten gehabt, indem sie uns bislang reichlichen Ersatz für die Kunstgenüsse geboten, welche uns im Theater trotz der bekannten guten Kräfte und des außerordentlich günstigen Erfolges des Winterabonnements vorenthalten worden sind. Auch der bekannte Wiesbadener Sprudel, der bisher nur wie ein Veilchen im Verborgenen blühte, hat sich zu neuer gristiger Thätigkeit emporgerafft und wird in den nächsten Tagen schon seine erste Wintersitzung halten. Wir versprechen uns nicht wenig von seiner unversiegbaren witzigen Sprudelkraft. Namentlich ist der Verein in einer Zeit wie der unserigen am Platze, da man nach der anstrengenden Lectüre der Steuerzettel und der Verhandlungen des Communallandtags mit doppelter Begierde nach einem Erholungsmittel greift — das wie der Sprudel, wenn auch sehr harmlos, doch immer drastisch genug, auf die abgespannten politischen Nerven wirkt. Mit großen Ideen trägt sich unser Kurverein, indem er unserem Wiesbaden auch für den Winter den ehrenvollen Beinamen eines Paradieses durch die Ausführung eines großen Wintergartens hinter der neuen Colonnade sichern und zu dem Ende ein Stück des sogenannten warmen Dammes bis zu dem Weiher mit einem Glaspalast schmücken will. Wenn der Kurverein und der Stadtmagistrat mit vereinten Kräften das nöthige Capital dafür aufzubringen verstehen, wird löbliche Bürgerschaft wohl nichts dagegen einzuwenden haben. Wie wir hören, wird man zu diesen und anderen Zwecken auch hier die Besteuerung der Actiengesellschaften zu Gunsten der Communalsteuercasse in Mitleidenschaft ziehen. Leider fehlen nur die Actiengesellschaften, um diese Steuer recht fruchtbringend zu machen, denn die Spielactiengesellschaft ist schon communaliter besteuert; die Taunusactiengesellschaft hat ihren Sitz nicht in hiesiger Stadt, die Bierbrauereigesellschaft hat, leider, liquidirt und so bleibt schließlich nur die Gasactiengesellschaft übrig. Um auf unsere Vereine wieder zurückzukommen, wollen wir schließlich auch noch der Leistungen des sogenannten neuen Clubs gedenken, der in seinem ersten Wintersalon-Concerte in voriger Woche in musikalischer Beziehung ganz Ausgezeichnetes geleistet hat. Das Programm war bei vortrefflicher Auswahl sehr reichlich, ebenso das Auditorium, welches mit sichtlicher Befriedigung die Gesangsvorträge einer jungen und hübschen Wiesbadenerin, Fräulein Pauline Fay, aufnahm. Ihre bedeutenden Stimmmittel und ihre musikalischen Anlagen wurden allseitig anerkannt und man gibt sich schon der Hoffnung hin, daß bei fernerer und sorgfältiger musikalischer Ausbildung auch aus Wiesbaden einmal eine Primadonna hervorgehen könnte — zumalen es die junge Dame gar nicht einmal nöthig hat, wie weiland Herr v. Rothschild sagen würde. Hoffen wir, daß ein altes Sprüchwort:

„Wer die Kunst verehrt
Ist des Genusses doppelt werth!“

immer mehr in Wiesbaden beherzigt und damit in unserem Saussouci de quatre saisons der geselligen Gemüthlichkeit immer mehr talentvolle Verehrer der schönen Künste zugeführt werden.

Frankfurt, 9. November.

Wie alljährlich, beging gestern, am Sonntag, das Freie deutsche Hochstift die Wiederkehr des Geburtstags Schillers in einer Festsitzung, zu welcher der Reeb'sche Männerchor mitwirkte. Als Festredner sprach Professor Schliephale aus Heidelberg über die tragische Handlung in Shakespeare's Hamlet, indem er dieselbe als eine innere, als eine Tragik des Gemüths und des Gewissens an den verschiedenen Stadien nachwies, welche die Kunst des Dichters den Helden in dem erschütternden Erkenntniß des begangenen Verbrechens, der Erkundung desselben, seinen Schwankungen und schließlich in der Erfüllung seiner Aufgabe, der Sühne, durchlaufen läßt. — Die Nachmittags folgende Festtafel gab Gelegenheit, dem Obmann des Vereins, Dr. Volger, die allseitige Theilnahme über das glückliche Gelingen seines Wasserprojects zu bezeugen. Es werden nun auch in dem neu begonnenen zehnten Vereinsjahr die ordentlichen Sitzungen wieder regelmäßig monatlich im Goethehaus abgehalten werden.

Kunst-Notizen.

Schauffert's **„Schach dem König“** wird, nachdem der Dichter die geforderten Kürzungen vorgenommen hat, im Wiener Hofburgtheater mit Herrn Laroche als König Jakob und mit Frau Hartmann-Schneeberger in der weiblichen Hauptrolle zur Aufführung kommen. Das Münchener Hoftheater, das den Dichter früher ganz anders behandelt hat, trifft jetzt in aller Eile Vorbereitungen, nach der Wiener Hofbühne die erste zu sein, welche dem Preislustspiel Zutritt gewährt. Das neue Schauspiel, an dem Herr Schauffert arbeitet, heißt „Der Bäckertoni von Wien“ und hat die zweite Belagerung Wiens durch die Türken zum historischen Hintergrunde.

Museums-Gesellschaft.

Freitag, den 13. November, Abends 7 Uhr.

Vierter wissenschaftlicher Vortrag
im kleinen Saale des Saalbaues.

Herr Professor Dr. Weil aus Heidelberg:
„Ueber den Eid.“

Einzelkarten für die Gallerie zu einem Gulden sind am Tage des Vortrages bei dem Hausmeister des Saalbaues zu haben.

Der Eingang zum Saal ist über die große Treppe; der Eingang zur Gallerie im nördlichen Bau.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 12. November. **Iphigenie auf Tauris**, große Oper in 4 Acten. Musik von Gluck.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 10.)

Freitag, 13. November. **Die Karlsschüler**, Schauspiel in 5 Acten von H. Laube.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 11).

Samstag, 14. November. **Einer von unsere Leut'**, Posse mit Gesang in 3 Acten und 8 Bildern von O. F. Berg und D. Kalisch. Musik von A. Conradi und C. Stolz.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 12.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 316. Freitag, den 13. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Nicht wie furchtsame Diebe, sondern als Männer mit gutem Gewissen schritten Andreas und Franz hinaus, geraden Weges dem Schlierachthale zu, von wo aus sie leicht die hohen wildreichen Berge ersteigen konnten.

Sie waren keine fünfzig Schritte gegangen, als sie die wohlbekannte Stimme Blümelhubers flüstern hörten: „Dort geht er!“ Sogleich erhellte ein Blitz die Nacht und eine Kugel schlug kurz vor ihnen in den Boden und belehrte sie von dem Ernste ihrer Lage. Kein Wunder! Hatte doch der Abt Demjenigen, welcher Gruber lebend gefangen brächte, hundert Gulden Fangerlohn ausgesetzt; Dem aber, der ihn tödte, nur die Hälfte; darum hatte auch der Söldner seine Büchse tief gehalten, um den Bauern bloß zu verwunden. Aber dieser Schuß belehrte auch die andern Söldner, wo sie das Wild zu suchen hätten, und schnell eilten sie, den Kreis enger um ihn zu schließen.

„Jetzt, Franzel“, rief Gruber, „geradaus und auf die Hallunken los!“

Ein zweiter Schuß streifte seinen Arm, ein dritter fehlte. Sechs Söldner und Schergen standen nahe vor ihnen; aber ehe einer von ihnen sein Gewehr auf Gruber richten konnte, fiel Einer aus ihrer Mitte.

Der Tod ihres Kameraden ergrimmte die Söldner; sie eilten auf ihre Feinde los; aber taumelnd stürzten sie unter den wuchtigen Kolbenschlägen Grubers oder unter den Hieben von Franz' schwerem Morgenstern.

Doch auch die beiden Bauern bluteten stark aus klaffenden Wunden, die ihnen die Hellebarden der Gegner beigebracht. Immer näher kam der Rest der Executionstruppen, immer stärker wurde der Feind. Ein großer, langer Kerl holte zu einem Stoß aus, um Franz von hinten zu durchbohren; Andreas sah es und sein Kolben zerschmetterte den Schädel des Riesen noch zur richtigen Zeit; allein auch der treue, feste Kolben zerbrach. Gruber stand entwaffnet, nur von seinem Messer konnte er noch Rettung hoffen.

„Ergebt Euch, Schufte!“ frohlockte die Stimme Blümelhubers. Allein Nichts hätte den Muth und die sinkenden Kräfte der beiden Männer mehr stärken können, als dieser verhaßte Ton. Wüthend, schäumend vor Zorn stürzten sie auf den verhaßten Feind, welcher vor ihrem Ungestüm zu weichen begann; in diesem Augenblick traf ein gewaltiger Hieb Grubers rechte Schulter. „Wir sind verloren!“ rief er und sank, vom Blutverlust erschöpft, zusammen; aber noch stand Franz und schwang seinen Morgenstern über die Köpfe der Söldner.

„Drauf, Ihr Männer, drauf, jetzt gehören sie unser!“ schrie Blümelhuber tapfer hinter dem Rücken seiner Freunde; und der ungleiche blutige Kampf näherte sich seinem Ende; da plötzlich tönte ein fröhliches „Halloh!“ und schwere Eisenstangen bahnten sich einen Weg zu unseren Helden.

Schergen und Söldner packte ein panischer Schrecken beim Anblick der schwarzen Gesellen, welche da so unverhofft erschienen; und sie flohen, ohne sich weiter um die gefallenen Feinde zu kümmern; nur Blümelhuber hatte Besonnenheit genug, die Fliehenden zu sammeln und sie in den Frauenriederhof als Besatzung zu legen und die ermattete Truppe mit den dort gefundenen Vorräthen zu erquicken.

3.

Die Vordermaier Resel und Abt Oswald von Weyarn. Neue Anschläge.

Oft grünt in den Alpen zwischen grauen Felsenblöcken, welche die schäumende Achen vom hohen Gipfel ins Thal hinabgerissen, ein kleines, stilles Plätzchen, wo uns das Tosen des Wasserfalles oder das Rauschen hundertjähriger Fichten, welche die Flechte mit ihren blaßgrünen Arabesken kränzt, bald wie ein sanftes Adagio oder ein fröhliches Allegro, bald aber wie ein gewaltiges Maëstoso ergreift und uns stärkt zum neuen Kampf im vielbewegten Leben. Aber wohl noch herrlicher ist es, wenn Du von der Höhe herabschaust in ein tiefes, waldiges Thal, in dem das silberne Band des Bergstromes sich windet, herrlich, wenn Du auf die vielgezackte Reihe hoher Felsenkegel hinüber blickst, welche die untergehende Sonne vergoldet, bis die erstehende Nacht sie tiefer und tiefer beschattet und nur noch die höchsten Gipfel vom letzten Kusse der Strahlen im purpurnen Feuer erglühen; und wenn dann von ferner Kirche klar und melodisch die Abendglocke tönt, dann tritt Ruhe in Deine Brust und der Himmel Deiner Kindheit geht rein und hoch und wunderbar mild in Dir auf.

Ein solcher Abend, ein solcher Ort war es, an dem die Vordermaier Resel von Goßing stand und mit verweinten Augen hinübersah nach dem Grabe ihres Glückes — nach den Höhen von Frauenried. Nicht der Verstand, welcher den Reichthum, nicht das Auge, welches die Schönheit Andreas Grubers pries: das Herz hatte den Bund mit ihm geschlossen und der Vater ihn gesegnet, und bald hoffte Resel an seiner Seite zu leben —, da riß ihn das Schicksal von ihr.

Die braven Hammerschmiede hatten ihren verwundeten Freund in die Au getragen und im sicheren Versteck pflegten sie ihn. Andreas aber ließ großherzig seiner Verlobten melden, er sei in die Berge geflohen und sobald es ginge, werde er ihr Botschaft senden, wo sie sich sehen würden, denn er kannte seine Geliebte, welche keinem Andern seine Pflege überlassen hätte; aber lieber entbehrte er ihres tröstenden Anblicks, als daß er sie der Gefahr ausgesetzt

Digitized by Google

hätte, sie mit in seinen Sturz zu ziehen; er ahnte jedoch nicht, daß er dadurch zum Schmerz der Trennung auch die Seelenpein fügte, welche die Ungewißheit über sein Schicksal der trauernden Geliebten gab.

Oed und leer war es in ihr geworden, kein Trost des Vaters brachte ihr neue Hoffnung, keine Thräne mehr Linderung, und selbst das Vertrauen auf des Geliebten oft erprobten Muth wollte ihre Angst nicht mehr beschwichtigen.

Jetzt hob sie das trockene Auge zum Himmel und suchte über ihm den Allgütigen und leise sprach sie das Ave, zu dem die Glocken Pienzenaus läuteten. Da stieg über dem Brecherspitz glänzend der Abendstern empor und wie ein Auge der Gottheit sah er die Betende an. Resel war es, als ob der Stern ihr sage: „Sei ruhig, ich wache über das Schicksal Deines Freundes!“ und sie wurde ruhig und Zuversicht kehrte in ihre geängstigte Brust zurück.

„Meine Tochter, bist Du noch traurig?“ frug eine Stimme hinter ihr und eine weiche Hand legte sich auf ihre Schulter. Als sie sich umsah, erkannte sie den wohlbeleibten Abt Oswald.

„Hochwürden, seid Ihr da?“ fragte sie erschrocken, „was befehlt Ihr?“

„Meine Tochter, mich ruft die Pflicht des Seelenhirten zu Dir; ich muß Dir Trost bringen, denn Dein Herz ist verwundet; obwohl Du der heiligen Muttergottes danken solltest, daß die Kirche über Deiner Seelen Seligkeit gewacht und Dich vor Unglück bewahrt hat.“

„Ich bin ruhig, Hochwürden; aber sagt, bringt Ihr mir gute Nachricht? Ist der Andreas wieder auf seinem Hof, den ihm der Abt von Tegernsee ge — ge — stohlen hat; Gott verzeih mir's, daß ich's sage, aber etwas andres war es ja doch nicht.“

„Kind, wahre Deine Zunge und vergeß nicht, daß die Kirche nie Unrecht thut, auch wenn Deine blöden Augen es dafür halten.“

„Aber, Herr Abt, was würdet Ihr sagen, wenn es ein Anderer so gemacht, wie die dort drüben. Haben die Herren ein Recht gehabt auf Geld, mein Andrä hätt sich Tag und Nacht geplagt, um es ihnen zu bezahlen; aber ihn von Hof und Haus zu jagen und ins Unglück zu stürzen, das war nicht christlich.“

„Kind, Kind, noch einmal sage ich Dir, wahre Deine Zunge, daß Du nicht theilhaftig wirst der Sünde, so Dein einstiger Verlobter auf sich geladen. Was Dir die Kirche schickt, schickt Dir Gott; willst Du mit Ihm rechten?“

„Ja, Hochwürden, treibt denn Euch wirklich nichts da herauf, als mir eine Predigt zu halten, wie ich sie alle Sonntag in der Kirche hören kann?“ frug Resel und sah den Abt schelmisch lachend an.

„Kind spotte nicht, Gott läßt sich nicht spotten und Spötter müssen zu Schanden werden. Der Herr hat Dir eine Prüfung gesandt; denn siehe, Der, welchen Du liebtest, hat dem Herrn geflucht und seine Hand erhoben wider seine Diener und der Herr hat ihn heimgesucht seiner Sünde halber, denn er ward ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Heiligen und die Kirche hat ihn ausgestoßen gleich einem räudigen Schaf. Darum, Therese, kam ich zu Dir, Dich vor ihm zu warnen, damit Du nicht seine Bahn wallest, sondern zur Kirche zurückkehrest; liebend wird sie Dich empfangen und sich Deiner erbarmen! Doch wenn Dein Leib schwach und Dein Geist unwillig ist, so komme zu mir, der Trost unserer Religion wird Dich stärken und ich werde Dir rathen, daß Du seiner vergißt, auf daß Deine Seele gerettet werden möge.“

Resel maß den Abt von oben bis unten mit geringschätzigem Blick, dann trat sie mit eingestemmten Armen vor ihn und sagte spöttisch:

„Ihr könnt ihn meinetwegen ausstoßen, ich bleib ihm treu, Herr Abt, und Treu und Lieb sind mehr werth, als Buße thun. Und wenn Ihr den Tod und den Teufel auf mich hetzt, ich halt zum Anderl und fürcht mich nicht. Und vor Euch? vor Euch fürcht ich mich schon gar nicht!“

Damit drehte sie ihm den Rücken und ging eilend ins Haus. Abt Oswald aber rieb sich verlegen die Stirne und murmelte:

„Ei Du verdammter, blitzschöner Bauernbär Du! Aber wart', Du sollst mich kennen lernen.“

Verdrießlich stieg er den Abhang hinab und ging der Herrenmühle zu, wo er den Hochzeitslader traf, der eben bemüht war, den ungläubigen Bauleuten seinen Antheil am Kampfe in Frauenried zu schildern und zu beweisen, daß ohne ihn kaum Andreas Gruber vertrieben worden wäre; leider stützte er sich bei seinem Beweise auf seine körperliche Kraft, welche ein Zimmermann eben auf die Probe stellen wollte, als der Abt eintrat.

„Blümelhuber“, sagte er, „gehe morgen zum Heiligenmaler und sehe, wie weit seine Arbeit vorgeschritten ist, dann komme zu mir, es möchte sein, daß ich Deiner bedarf.“

Gehobenen Hauptes und Sinnes verließ Blümelhuber die Wirthsstube und kümmerte sich wenig um das laute Gelächter der Bauleute.

(Fortsetzung folgt.)

Schwester Maria Rafaela del Patrocinio.

Nach den neuesten Berichten aus Paris ist es unzweifelhaft, daß sich die Nonne Maria Rafaela del Patrocinio von der Königin Isabella losgesagt und ihren Einfluß dem Prätendenten Don Carlos zugesichert hat. Obwohl es den Anschein nimmt, als könnte in Spanien das gestürzte System nie mehr zur Geltung kommen, da es durch den radicalen Umbruch des Bodens in seinen tiefsten Wurzeln zerstört wird, so müssen sich doch gegen diese Anschauung einige Bedenken erheben — zumal Angesichts eines Volkes, das jüngst noch im Joche der clericalen Herrschaft schmachtete und allen Einflüssen des Aberglaubens und religiösen Schwindels ausgesetzt gewesen. In Handumdrehen kann ein irregeleitetes Volk seine Ansicht nicht ändern und jene Selbständigkeit gewinnen, die unbedingt nothwendig ist, um neu eingeführte liberale Institutionen zu stützen.

Wenn die spanische Nation noch jüngst die Nonne Patrocinio als Heilige verehrte, so dürfte es ihr schwer fallen, diese Heilige jetzt schon für eine Schwindlerin zu halten.

In ihrer Jugend war sie fast schön zu nennen. Sie war schlank, graciös; ihre schwarzen Augen und die sanften melancholischen Züge übten einen unwiderstehlichen Reiz aus; man mußte sie lieben. Das Haus, in welchem sie geboren, befand sich nicht in Madrid selbst, sondern fern von der Stadt auf dem Lande.

Sie ist die Tochter des Don D. von O. y. L., des Administrators der Einnahmen, welche die Krone aus dem Verkauf der Chonchillapelze zieht. Als ein tugendhafter Mann genoß er bei den spanischen Progressisten die größte Achtung, wurde aber 1825 wegen seiner freisinnigen Ansichten ein Gegenstand der heftigsten Verfolgungen. Er vertraute seinen Sohn J. J. O., Cavallerie-Lieutenant, dem unglücklichen Patrioten Don Juan Bazan an; Beide fielen auf dem Schlachtfelde von Guardamar. Der Staatsbeamte starb nach kurzer Zeit vor Kummer und Gram über den Verlust seines Sohnes. Er hinterließ eine Wittwe, Donna D. D. C. P., mit zwei jungen Mädchen.

Unsere Heldin, das jüngste, war damals zehn Jahre alt. Sie wuchs heran unter der schwachen Aegide einer untröstlichen Frau und unter der „geistlichen Leitung“ eines Priesters Namens Don Juan. Dieser war ein junger Vicar, ein spanischer Geistlicher, von

Digitized by Google

olivenfarbenem Teint und blauen Augen; seine Tracht war dieselbe, wie zur Zeit der Helden Beaumarchais': ein grober Gürtel, langer Leibrock und ein langkrämpiger Hut mit aufgestülpten Rändern, der nur mit großer Geschicklichkeit im Gleichgewichte gehalten werden kann. Dieser „Basilio" gab dem jungen Mädchen Unterricht im Lateinischen. Sie machte rasche Fortschritte, und jedesmal beim Fortgehen aus der Stunde sprach sie das niedliche Wort „vale" so zärtlich als möglich aus. Diese Stunden wurden an einsamen, abgelegenen Orten gegeben, unbelauscht und ungesehen von Menschen.

Eines Abends jedoch hinterbrachte ein naiver und zugleich listiger Bauer der Mutter, ihre Tochter liege keuchend und schnaufend im Grase in himmlischer Verzückung; der Vicar sitze zu ihren Füßen und suche sie so gut als möglich zu beruhigen.

Die arme Wittwe eilte rasch herbei, aber schon waren der Pfarrer und die angesehensten Persönlichkeiten des Dorfes um die unglückliche Hysterische versammelt. Alle lagen auf den Knieen; der Vicar hatte zwei große weiße Flecke in seinem Gesichte und sah zum Himmel empor. Die unglückliche Mutter war genöthigt, sich ebenfalls zu verbeugen.

Das Kind war damals 14 Jahre alt. Es äußerte den Wunsch, Nonne zu werden und wurde deßhalb in das Kloster Las Connmendadores de Santiago gebracht. Unter dem beständigen Einfluß eines anderen Priesters und demjenigen Don Juans, der fortfuhr, sie zu leiten, nahm die Gedankenwelt der jungen Tochter eine von den irdischen Dingen ganz abgewendete Richtung an und ihr Benehmen flößte Anfangs Allen Furcht ein.

Nachts erhob sie sich von ihrem Lager und durchschritt ihr Zimmer unter sonderbaren Ausrufen; dann wälzte sie sich laut schreiend auf dem Boden. Sie behauptete, die heilige Jungfrau und den Vater und Sohn zu sehen. Der Heiland sprach zum Teufel: „Höllisches Wesen, diese Jungfrau wird meine Nachfolgerin sein auf Erden; sie wird meine Lehre weiter verbreiten unter den Menschen. Zum Zeichen ihrer Macht wird sie auf der Stirne, an den Füßen und an den Händen die Wunden tragen, welche auf Golgatha die Nägel und Dornen mir geschlagen. Sie wird die Vorsehung Spaniens und Deine grausamste Feindin sein."

Als der erste Schrecken über ihr Betragen vorüber war, hielten ihre Mitschwestern, auf die Aussagen der Priester hin, sie für eine Heilige und riefen sie an im Gebete.

Jahre vergingen, die Heilige wurde immer verzückter und endlich wurde sie wahnsinnig. Man hoffte, durch einen Aufenthaltswechsel sie zu heilen.

Die Wittwe brachte daher ihr Kind in das Kloster der Nonnen des heiligen Franciscus, zu den sogenannten Conceptionisten, in der Straße Caballero de Gracia in Madrid. Sie war 18 Jahre alt, als sie am 19. Januar 1829 daselbst eintrat.

Die Aebtissin Maria Benita del Pilar unterhielt und bestärkte förmlich ihren mystischen Wahnsinn und gestattete dem Priester Don Juan, von Zeit zu Zeit sie zu sehen.

Wir müssen noch erwähnen, daß dieser Priester, da die Mutter der jungen Maria augenblicklich die 11,000 Realen Mitgift zum Eintritt in's Kloster nicht bei der Hand hatte, sich diese Summe vom General der Jesuiten verschafft hatte; mit dieser Handlung hätte er sich die Herzen der ganzen Gemeinde gewonnen, wenn er damals noch bei der Menge so gut angeschrieben gewesen wäre, wie früher. Es bestätigte sich, daß das Kloster der Schauplatz der empörendsten Scenen war, daß man Nachts fromme Fremde einließ, und unter den Ordensgenossen die vollständigste Demoralisation herrschte. Zeugen versicherten, die Heilige habe „einen Teufel" von riesiger Gestalt ins Kloster gelockt, um ihn zu bändigen, sie habe ihn zu verschiedenen Malen in ihre Zelle eingeschlossen, mittels Anrufungen ihn genöthigt, in verschiedene Zellen einzutreten. Der Teufel habe an diesen Orten den Gebeten der jungen Mädchen beiwohnen müssen, und er sei dann furchtsam und zitternd vor einem Christusbilde, das man ihm vorgehalten, auf die Kniee gesunken.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Zwei im Leben und im Tode Engverbundene.) Im Jahre 1813 traten an ein und demselben Tage zwei junge Männer in das Lützow'sche Corps: der junge Stiebel von Frankfurt a. M. und der später als historischer Schriftsteller vielgenannte Friedrich Förster von Altenburg; Beide waren Augenzeuge des Todes Theodor Körners, Beide halfen das Grab desselben mit ihren Händen graben; Beide errangen an einem Tage im heißen Kampfgewühl das höchste Ehrenzeichen unseres Jahrhunderts, „das eiserne Kreuz"; Beide waren bei der 50jährigen Todesfeier Körners, Friedrich Förster hielt die Festrede; Beide blieben bis zu ihrem Lebensende der Fahne treu, zu welcher sie in ihrer Jugend geschworen, — die Devise hieß: „Des Volkes Freiheit und Fortschritt!" Beide starben endlich in einem Jahre:

Dr. S. Stiebel am 21. Mai 1868,
Dr. Fr. Förster am 8. Nov. 1868.

Ehre ihrer Asche!

(Die „Kölnischen Funken"), ein Witzblatt, das von W. Kaulen in Köln herausgegeben wird, bringen in Nr. 45 ein Gedicht, überschrieben: „Citate aus und für Don Carlos", das die von Deutschland nach Madrid gesandten Adressen an die Spanier für ihre glorreiche Erhebung persiflirt und dessen Schlußstrophe also lautet:

Und ist das große Männerwerk vollendet,
Und kommen angeschneit dann die Adressen,
Glückwünschend, daß ihr es so gut gemacht,
Bewahrend stets des Vaterland's Int'ressen:
Dann schreibt den Herr'n, die, also mit Bedacht
Sie schmiedend, sind am Schreibepult gesessen:
Wir thaten, edle Sender der Papiere,
Jetzt unsre Schuldigkeit, — thun Sie die Ihre!"

(Ländlich sittlich.) Von einer Ortsbehörde im Lande Nassau erhielt der „Rhein. Kurier" folgende Zuschrift: „An die Expedition des Rheinischen Kuriers! Ich ersuche Sie, mir den Einsender des Artikels ... zukommen zu lassen." Leider — fügt die Redaction des „Rh. Kur." hinzu — sind wir nicht in der Lage, diesem Wunsche zu willfahren, da wir den betr. Einsender erstens nicht zur Hand haben, und da zweitens die Kosten der Verpackung und des Transportes doch etwas zu hoch kommen dürften, namentlich, wenn wir das betr. Colli, wie die Ortsbehörde ihr Schreiben an uns, unfrankirt schicken wollten.

Literatur.

Dr. Decher, zur Verständigung in dem Streit der Religion mit der Zeitbildung.

Es ist schon geraume Weile her, daß der Verfasser eine Schrift: „Die Religion, in das Licht der Betrachtung gestellt" herausgab. Trafen wir schon in dieser eine eben so fromme als freie Anschauung in religiösen Dingen, so ist in der jüngst erschienenen eine derartige Klärung und Sichtung der Gedanken ersichtlich, daß die Arbeit mit vollem Fuge eine

Digitized by Google

abgerundete, harmonische genannt werden muß. Und eben in diesem Eindrucke, daß das Gegebene dem Geber selbst ein sein gesammtes Geisteswesen bis zur Befriedigung und Siegesgewißheit erfüllendes Gut sein müsse, ein vade mecum, das ihn auf seiner langen Lebensbahn sicher geführt, liegt eine hervorragende Ueberzeugungsfähigkeit des Buches. — Und darauf muß es nicht nur der Vater des literarischen Neugebornen, sondern jeder Freund desselben abgesehen haben. Es liegt hier kein die Neugier fesselndes, die schnelloverdauenden Leser des Tages flüchtig anregendes Geistesproduct vor, sondern ein Erzeugniß ernsten Sinnes über die heiligsten Menschengüter; das so vielen Zweifelnden, Wankenden, Haltbedürftigen ein Stab sein möchte, der sie in das Reich frischer, froher, geistiger Gottesverehrung leiten kann. Vor allem verdient der hier ertönende Ruf von Denen vernommen zu werden, die in gerechter Entrüstung über eine orthodoxe Anmaßung, die das Denken in der Religion verbieten will, sich von der Kirche mehr und mehr entfernt haben. Er kündet ihnen: Ihr habt Berechtigung, wenn Euch Wunderkram und Dogmenbann, Erbsündenlehre und hierarchisches Zopfthum mißfallen. Werft dies ab, aber glaubt doch nicht damit Religion entbehren zu können. Gerade das Streben, Euch mit der Zeitbildung und den Ergebnissen exacter Forschung in Einklang zu setzen, beweist Euern Trieb nach Einheit des Selbstbewußtseins, den Drang nach Wahrheit, und damit Euere Religiosität, denn Religion ist nichts anders und nichts geringeres als Sittlichkeit, und zwar wie der Verfasser diese in vier Gruppen theilt: Freiheit, Wahrheit, Ehrfurcht, Liebe.

Dies ist der in maßvoller, versöhnender Sprache gehaltene Beitrag eines wahrhaft auf dem Boden protestantischen Forschungsernstes und rückhaltloser Wahrheitsliebe stehenden Geistlichen aus dem Großherzogthum Hessen, dessen oberste Kirchenbehörde jüngster Tage in völlig entgegengesetzter Weise gegen einen Pfarramtscandidaten vorgeschritten ist. Solches Zelotenthum kann nur abstoßen. Decher's Aebelt wird Denkende aufs herrlichste anregen und fördern. H.

Correspondenzen.

Hagen, 9. November.

Professor Karl Vogt hielt heute hier seine dritte Vorlesung vor einem zahlreichen Publikum, welches dem vielgepriesenen, vielangefeindeten Gelehrten mit Aufmerksamkeit folgte und begriff, daß seine Ansichten wohl nicht alle mit denen der heutigen Theologen stimmen, aber die Heilsschriften nicht umstoßen, nur anders erklären. Gestern besuchte Vogt, mit mehreren Gelehrten und Reisenden im Gefolge, die neuentdeckte Höhle bei Lettmattr (Grüne). Die bergisch-märkische Gesellschaft, in deren Gebiet diese Höhle liegt, hatte keine Kosten gespart, alle Räume dieses unterirdischen Zauberschlosses auf das Peächligste zu beleuchten. Viele weitgereiste Männer erklärten, daß diese die schönste aller bekannten Tropfsteinhöhlen auf dem europäischen Festlande sei; daß es ein Verbrechen an der Natur wäre, wenn man erlauben wollte, daß hier Tropfsteine weggebrochen würden, wie man sie in den übrigen märkischen Höhlen leider wegbrach, um damit Gartenanlagen und Hofräume zu veranzieren. An einzelnen Stellen des Bodens der Höhlenräume hatte man die Tropfsteinkruste durchschlagen und dorten eine Unmasse von Knochenresten vorfluthlicher Thiere, Höhlenbären, Hyänen u. s. w. aufgefunden. Vogt gab Anleitung, wie diese Nachgrabungen im Interesse der Wissenschaft systematischer betrieben werden könnten, und wir zweifeln nicht, daß man nach Angabe des Gelehrten hinfürder arbeiten, gewiß auch wichtige Funde machen werde. Die Höhle der Grüne ist nicht nur das schönste, sondern auch das reichste und geheimnißvollste Wunder unserer Gegend.

Frankfurt, 12. November.

Bei der Theilnahme, welche unser Publikum der jüngst erst von hier geschiedenen Fräulein Sessi stets widmete, dürften demselben einige Notizen über deren Auftreten in ihrem neuen Engagement am Hofopern-Theater in Berlin von Interesse sein. Der bekannte musikalische Kritiker Richard Würst urtheilt im „Berliner Fremdenblatt" folgendermaßen über unser früheres Bühnenmitglied: „Das zweite Debut des Fräulein Sessi führte dieselbe auf dasjenige Terrain, welches ihrer Organisation und specellen Befähigung durchaus angemessen ist. Die Königin der Nacht war schon bei Gelegenheit des Gastspiels der genannten Künstlerin eine eminente Leistung. Auch in der Sonntags-Vorstellung der „Zauberflöte" zeigte sich Fräulein Sessi in gleicher Weise wie früher, coloraturgewandt. Speciell aber trat dee correcte und fließende Triller, so wie die seltene Virtuosität in Ausführung dee hohen Staccati hervor. Die Sängerin spielt mit den Schwierigkeiten, so daß dem Hörer niemals die Besorgniß des Mißlingens den Genuß trübt. Die Intonation war diesmal goldrein und die Gesammtleistung wurde mit stürmischem Beifall begleitet. Was die Repräsentation der „sternflammenden Königin" anbetrifft, so eefordert dieselbe mehr Würde im Gehen, als die Künstlerin bot."

Nächsten Montag, den 16. November, Abends 7 Uhr, findet im kleinen Concertsaale des Saalbaues die III. Quartett-Soirée der Herren Heermann, Becker, Welcker, Müller unter Mitwirkung des Herrn Wallenstein statt. Programm: 1) Quartett (C-dur) von Haydn. 2) Variationen für Pianoforte und Violoncelle von Mendelssohn. 3) Quartett (Cis-moll op. 131) von Beethoven.

Literatur-Notizen.

Die lebhafte industrielle Bewegung der Gegenwart wendet sich von Jahr zu Jahr intensiver dem Gebiet der Naturwissenschaft zu und hat hier schon große Erfolge gefeiert. Gar Manche, die von wissenschaftlichen Dingen nichts wissen wollen, werden erst mit Erstaunen inne, wie gewaltig die Errungenschaften der letzten Jahrzehnte sind, wenn sie ihnen mit den praktischen Tages-Interessen Hand in Hand entgegentreten. Vorzüglich haben Chemie und Technik, als die niedeigsten und praktischsten aller Wissenschaften, eine gewisse Befugniß, mit dem modernen „profanum vulgus" in Contact zu treten und ihm Respect vor dem Namen der Wissenschaft beizubringen. Man muß diesem Streben seinen Lauf lassen: denn wenn es auch nicht immer besonders reinlich motivirt ist, so hat es doch unbestreitbar seine Verdienste um die Volksbildung. Aber was uns in Deutschland doch seither gefehlt hat, das ist das Bewußtsein unserer Kraft auf diesem Gebiete. Franzosen und Engländer, namentlich aber Amerikaner, verstehen es vortrefflich, gerade den Tages-Interessen gegenüber ihre wissenschaftlichen Leistungen zur Geltung zu bringen; in Deutschland hat der gemeine Mann noch nicht einmal Kenntniß von den großen Eroberungen seiner Geistesarmee. Das macht hauptsächlich, weil wir in der Tagespresse und in periodischen Schriften für diese Dinge noch nicht so thätig zu sein gelernt haben wie das Ausland. Aber doch sind die Anläufe dazu schon wahrnehmbar. Dahin rechnen wir zum Beispiel ein erst drei Jahre altes Unternehmen sachwissenschaftlicher Art, das dem Bedürfniß nach populärer Verbreitung der jährlichen Fortschritte in Physik und Chemie in der vollendetsten Weise entspricht, das „Jahrbuch der Erfindungen", herausgegeben von Professor Hirzel und H. Gretschel (Leipzig, Quandt und Händel). Publicationen dieser Art sind im Auslande in allen Händen; nur Deutschland kennt sie nicht. Jede Wissenschaft hat eben ihre Anzahl Fachzeitschriften und das hielt man seither für genügend. Aber der vierte Jahrgang von Hirzel's Jahrbuch beweist doch sehr deutlich, daß hier eine Lücke war, die auszufüllen sich endlich einmal jemand entschließen mußte. Der Herausgeber, der das wissenschaftliche Vornehmthun nicht kennt, hat sich denn auch seiner Aufgabe mit viel Geschick unterzogen. Der Abschnitt „Chemie" ist dießmal höchst vollständig und orientirend. Auch Physik und Astronomie sind vortrefflich bearbeitet. Eine große Anzahl genauer Holzschnitte dient allenthalben zur Erläuterung, und zeigt, gleich der ganzen Ausstattung, die große Sorgfalt an, welche die Verlagshandlung der Vervollkommnung des Werkchens zu Theil werden läßt. Es will uns übrigens scheinen, als ob der Titel „Jahrbuch der Erfindungen" zu eng gewählt wäre. Der Ausdruck läßt sich höchstens auf die Technik anwenden, wo wirklich Neues geschaffen wird. Fortschritte der Astronomie, der Physik, ja mitunter der Chemie sind auf das Eruiren längst schon vorhandener, nur uns unbekannter Phänomene geeichtet, sind also keine Erfindungen, sondern Entdeckungen. Das „Jahrbuch" ist also viel universeller als der Titel besagt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 18. November. **Die Karlsschüler**, Schauspiel in 5 Acten von H. Laube. (Abonnement-Vorstellung Nr. 11).

Samstag, 14. November. **Einer von unsere Leut'**, Posse mit Gesang in 3 Acten und 8 Bildern von D. F. Berg und D. Kalisch. Musik von A. Conradi und C. Stolz.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 12.)

Sonntag, 15. November. **Die lustigen Weiber von Windsor**, komische Oper in 3 Acten (nach Shakespeare's gleichnamigem Lustspiel) von Mosenthal. Musik von O. Nicolai.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 13.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 317. Samstag, den 14. November 1868

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

In den stolzen Prunkgemächern des überreichen Prälatenbaues zu Weyarn saß Abt Oswald am andern Morgen verdrüßlich beim Wein und wartete mit Ungeduld auf Blümelhuber. Es war von Jenem zu loben, daß er die Ungeduld seines Gönners auf keine zu harte Probe stellte, sondern erst nach Weyarn kam, um vielleicht später einmal nach Holzolling zu gehen. Er wurde sofort zum Abt geführt.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte Blümelhuber fromm.

„In Ewigkeit, Amen!" antwortete Oswald ebenso. „Nun, was bringst Du mir vom Heiligenmaler?"

„Hochwürden, der Maler läßt sich zu Gnaden empfehlen. Er ist sehr fleißig und hat die heilige Maria Muttergottes schon beinahe fertig; er hat sie von selbst stehend gezeichnet. O, sie wird wunderschön, so schön, wie ich noch kein Mädchen gesehen!"

„Blümelhuber, lästere nicht!" sagte der Abt streng; „die Mutter des Herrn und Heilands war und ist schön in Ewigkeit, aber sie ist auch ohne Sünde. Wollte Gott, ich könnte das von den Weibern dieser Erde auch sagen; aber gar Manche ist äußerlich ein Engel und innen wuchert die Erbsünde und treibt verfluchte Zweige, Blätter und Bluthen. Da ist zum Beispiel in Gotzing ein Mädchen, der Herr hat ihre Gestalt gar wohlgebildet; aber sie ist in Sünden verstrickt und mit Taubheit geschlagen, so daß sie die Stimme des Predigers in der Wüste nicht hört, der ihr da zuruft: „Thue Buße!" Ich möchte ihre Seele retten; allein ich fürchte, sie ist verstockt und will die Hand nicht fassen, die sich ihr zur Rettung bietet. Blümelhuber, Du kennst die Vordermaier Resel?"

„Freilich, Hochwürden, sie ist ja die Braut von dem verdammten Aufrührer, dem Gruber."

„Sie war es, denn sie darf es nicht mehr sein. Ich selbst habe mich herabgelassen, sie aufzusuchen und ihr von der schrecklichen Gefahr gesprochen, in welcher ihre Seele schwebt, wenn sie von dem Gruber nicht läßt. Ich habe ihr befohlen, zu mir zu kommen und zu beichten, wenn etwa ihr Geist zu schwach sei, um diesen sündhaften Trieb zu ersticken; allein sie ist vom Gift ihres früheren Verlobten angesteckt und hat mir's rundweg abgeschlagen!"

„Schrecklich!" rief Blümelhuber, vor dieser Sünde schaudernd.

„Nun zur Sache; aber, Blümelhuber, reinen Mund halten bei meinem Zorn!" drohte Abt Oswald.

„Hochwürden, Ihr kennt mich und wißt, wie gern ich Euch zu Diensten bin; aber Ihr wißt auch, daß meine Brust verschwiegen ist wie's Grab."

„Also, Blümelhuber, paß auf! Mich dauert das Mädchen und ich will sie retten und sollte es auch viele Mühe und viel Geld kosten. Aber sie muß durchaus bei mir beichten, damit ich weiß, wie weit sie schon gesunken, um die Mittel zu ihrer Heilung zu finden. Ich will ihr nicht wehe thun, ihren Stolz nicht kränken; ich verlange nicht, daß sie mir in der Kirche beichtet, wo die Leute des Dorfes sie beobachten können, wo die Brüder unseres Klosters sie sehen; nein, ich erlaube ihr, daß sie mich besucht und mir beichtet ohne Zeugen. Ich will zu ihr reden, wie ein Vater zu ihr spricht. Du verstehst mich doch, Blümelhuber?"

„Vollkommen, hochwürdigster Herr! allein Ihr gebt mir da ein schweres Stück Arbeit auf. Die Dirne hat einen Schädel, so hart als die Helme der Grafen von Mazirain, und hat ganz sonderbare Gedanken über Tugend, fast wie ein Ketzer. Ich selbst, Hochwürden, hab vor Jahresfrist um sie gefreit; aber da kam das Unglück, das mich arm und Euch reich gemacht, und da war's vorbei. Ich darf jetzt nicht zu ihr, weil sie mir nicht recht gut ist, auch hat ihr der Gruber allerlei in den Kopf gesetzt; aber der Heiligenmaler, ich weiß es, hat ein Auge auf sie, auch steht er gut bei ihr angeschrieben, der könnt sie wohl dahin bringen, Euch zu beichten, wenn ich's ihm nur sage, denn er hält auf mich viel Stücke. Und, Hochwürden, Ihr habt letzthin gemeint, für den armen Menschen, den Maler, gab's nichts Besseres, als wenn er in ein Kloster ginge, weil er so unverdorben ist; dahin könnt sich's auch wieder schicken, daß die Resel um mich froh wäre, und dann, Herr Abt, soll sie so oft bei Euch beichten, als Ihr befehlt, nur müßt Ihr den neuen Pächter von Frauenried nicht vergessen, und auch jetzt wär's gut, wenn Ihr so ein kleines Draufgeld geben würdet, denn ich zieh jetzt bald in Frauenried auf und da braucht man allerlei. Ehe ich dort bin, werd ich ohnehin nicht viel in der Sache ausrichten können."

„Ja ja, mein Sohn, ich weiß, daß in diesem Jammerthal, in diesem Sodom und Gomorrah kein Mensch etwas gilt, der nicht mit teuflischem Mammon gesegnet ist. Nun schuldet zwar unser Kloster Dir nichts; aber Du hast doch durch Deinen Leichtsinn Dein früheres Eigenthum an uns verloren und so ist es Pflicht christlicher Nächstenliebe, Dir wieder beizuspringen, wenn Du auf dem Punkte stehst, ein neues und, wie ich glaube, besseres Leben anzufangen."

Damit reichte er dem bereitwilligen Diener fünfzig Gulden, welche der fromme Abt für diesen Zweck schon bereit gehalten hatte, und entließ Blümelhuber durch ein leises Nicken seines Kopfes.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Schwester Maria Rafaela del Patrocinio.

(Schluß.)

Die Heilige trug Wunden an der Stirne, an Händen und Füßen; wer ihre Wunden berührte, wurde gesund, wenn er krank war, und war er arm, so mußte er eines Tages reich werden. Es circulirten die mannichfaltigsten Gerüchte über diese Begebenheiten, die Auslegung nahm eine immer bestimmtere Fassung an, und namentlich war es die Fortschrittspartei, welche mit allem Nachdruck über die Umtriebe der männlichen Insassen des Klosters sich beschwerte, so daß sich endlich der Justizminister genöthigt sah, durch den Richter Don Manuel Cartazar eine Untersuchung vornehmen zu lassen, welche jedoch auf die Empfehlungen der Königin hin gegen die Heilige sehr milde geführt wurde. Man fing an zu glauben, die Fromme befinde sich auf verbrecherischen Wegen, und man fürchtete für ihren Verstand.

Der Instructionsrichter ließ zuerst die Mutter der wunderthätigen Schwester, die Wittwe des angesehenen Patrioten, vor sich rufen.

Das Zeugniß der Frau, das ich selbst vor Augen gehabt habe, ist rührend. Ich bedauere, daß der Raum uns nicht gestattet, dasselbe wörtlich zu übersetzen. Es war ein Zeugniß des tiefsten Schmerzes, sie schloß es unter Thränen mit den Worten: „Diese einflußreichen schwarzen Männer haben sich meiner Tochter bemächtigt, die mich nicht mehr kennen will, sondern behauptet, sie sei ein göttliches Wesen. Die Unglückliche ist ein Werkzeug in den Händen der Jesuiten."

Nach dieser Frau wurde die ganze Ordensgemeinschaft verhört. Die Priorin wurde zuerst befragt; man brachte nur Folgendes aus ihr heraus: „Die Schwester ist eine Heilige, sie hat Wunder gethan, und Die, welche sie verfolgen, sind die Feinde Gottes."

Man verhörte hernach Barone, Marquisen, Grafen, Gräfinnen. Alle versicherten, daß die Heilige die erste unter den Heiligen sei; für goldene und silberne Gefäße, kostbares Geschmeide hatte sie ihnen die besten Rathschläge ertheilt. Man wies nach, daß alle diese Geschenke in die Hände der Jesuiten gelangt und daß durch die Offenbarungen der Schwester ganze Erbschaften der Gesellschaft Jesu zugekommen seien.

Der Hauptbeschwerdepunkt war ein Schriftstück mit der Unterschrift der verehrten Schwester. Es enthielt einen Aufruf an das Volk gegen den Thron; es war darin gesagt, daß nach einem heftigen Kampfe zwischen der Heiligen und dem Teufel der Letztere, als der Besiegte, erklärt habe, die Königin Christine sei nicht legitim, und ihre Tochter, aus unsauberer Quelle abstammend, könne nicht Königin von Spanien sein.

Das Gericht bestellte eine Commission von Sachverständigen zur Untersuchung der Wunden der Schwester, unter dem Vorsitze des Don Diego Argumosa, Directors der medicinischen und chirurgischen Schule. Es wurde nachgewiesen, daß die Geschwüre, denen man eine übernatürliche Entstehung zuschrieb, durch Brennungen mittels eines mit Alkohol getränkten Schwammes verursacht, und daß sie dann durch verschiedenartige Substanzen in beständiger Entzündung erhalten worden waren.

Das Gericht, nicht zufrieden mit diesem Gutachten, wollte durch die Heilige selbst sich die Beweise ihrer Betrügereien liefern lassen. Man führte sie zu der Donna Manuela Peirote y Cortese, Straße Almuneda Nr. 119, und vertraute sie deren Aufsicht an; mit ihr bewachten sie zwölf der angesehensten Persönlichkeiten aus Madrid, darunter befanden sich Don Salustiano d'Olozaga, Civil-Gouverneur der Provinz, und Don Juan Antonio Barutell, Militär-Gouverneur der Stadt. In einem neuen umständlichen Gutachten erklärten diese, daß die Wunden nach sorgfältiger Behandlung und bei Anwendung der passenden Heilmittel sich geschlossen hätten und bereits vernarbt wären.

Fern von ihren Freunden und Wohlthätern, verlor die Heilige auf diese Entdeckung hin alle ihre Standhaftigkeit; sie weinte beständig, und am 7. November 1835 legte sie ein aufrichtiges Geständniß ab.

Sie bat um Gnade und bezeugte die tiefste Reue. Sie erklärte, daß sie seit ihrem 14. Jahre von mächtigen Persönlichkeiten beeinflußt worden. Als solche bezeichnete sie den Priester Don Juan und den Franciskanermönch Benito Carrera, welcher ihr einen furchtbaren Eid abgenommen habe. Sie wüßte, daß sie zum Vortheil der Gesellschaft Jesu arbeite, was ihr auch der Pater Alcaraz aus dem Kloster Prado selbst zugestanden hätte. Auch dieser Jesuit regierte sie, sie mußte seinen Befehlen gehorchen, wie denen der Uebrigen.

Die Sache fand ihr Ende am 8. December des gleichen Jahres. Die Schwester Maria Rafaela wurde als fromme Betrügerin aus Madrid verbannt, sie mußte ihren geistlichen Namen ablegen und ihren Familiennamen Quiroga wieder annehmen; auch mußte sie die Nonnentracht von sich thun. Gegen die Priorin, die Schwestern und genannten Priester, welche sich bei dem Verbrechen mitbetheiligt hatten, wurde der Prozeß fortgesetzt. Die „gefallene Heilige" wurde nach Talaveyra de la Reyna gebracht und im Kloster de la Madre de Dios eingesperrt.

Es ist unmöglich anzugeben, wie lange unsere Heldin in Talaveyra verblieb.

Im Jahre 1849, zu einer Zeit großer politischer Unruhen, welche den Sturz des Ministeriums Clonard-Manresa-Balboa herbeiführten, tritt sie von Neuem auf den Schauplatz des Scandals.

Die Schwester befindet sich wieder am Hofe. Narvaez, der indeß zur Macht gelangt war, entdeckt eine Verschwörung gegen seine Person, die Schwester leitet dieselbe; es gelingt ihm, sie zum zweitenmal zu verbannen. Die Einen behaupten, sie sei wieder nach Talaveyra gebracht worden, Andere dagegen, nach Bajadoz. Im Jahre 1852 erscheint sie unter dem Ministerium Murillo wieder am Hof. Sie vernimmt, daß man gegen sie agitire und flieht deßhalb nach Rom. Im Jahre 1854, unter dem Ministerium des Grafen San Luis, wird sie in Folge eines Staatsstreiches, den sie organisirt hatte, nach Toledo in die Verbannung geschickt; im Jahre 1855 ist sie Nonne im Kloster des heiligen Franziskus. Hier thut sie Wunder über Wunder; ein Christusbild blutete aus allen Wunden, wenn man die Namen Espartero und O'Donnel aussprach. Man machte einen letzten Versuch und verbannte die Heilige nach Andalusien. Einige Monate nachher kehrt sie wieder an den Hof zurück, wo ihr Einfluß immer größer wurde. Von nun an leistet sie allen Ministern Widerstand; das Ministerium Narvaez mußte sich gütlich mit ihr abfinden. O'Donnel lebte auf gespanntem Fuße mit der Schwester; er glaubte ihren Einfluß zerstört zu haben, denuncirte sie bei den Kammern. Narvaez, mit dem sie verbündet gewesen, schickte sie ins Exil, und das letzte Ministerium ließ sie ungehindert gewähren. Kurz vor Ausbruch der letzten Revolution wußte sie sich in den Besitz großer Summen zu setzen und spielte sie den Jesuiten in die Hände. (Presse.)

Eisenbahn-Unglück.

Ueber das bereits gemeldete große Eisenbahn-Unglück, welches in der Nacht zum 10. November auf der Prag-Pilsener Eisenbahn stattgefunden, entnehmen wir der „Bes." Folgendes:

Der in der Nacht von Pilsen abgegangene Postzug Nr. 2 setzte in Folge des herrschenden Schneesturmes in seiner Fahrzeit fort-

Digitized by Google

während zu und kam in Rokytzan bereits um anderthalb Stunden verspätet an, wo er noch einen Transport von Urlaubern des 26. Infanterie-Regiments Großfürst Michael aufnahm, so daß der Urlaubertransport mit den bereits von Pilsen mitgenommenen Urlaubern desselben Regiments unter Führung des Lieutenants Hruschka 239 Mann betrug. Der Zug fuhr ungefähr 10 Minuten vor dem Dorfe Augezd in eine klafterhohe Schneewehe und blieb darin trotz des starken Gefälles, welches bei diesem Ort beinahe $^1/_{100}$ beträgt, stecken. Die unfreiwillige Rast mochte eine Viertelstunde gedauert haben, die Soldaten in den letzten Waggons des Zuges sangen ihre Nationallieder, als man von dem Personale des Personenzuges plötzlich die Schreckensrufe hörte: „Jesus Maria Joseph, der Zug kommt!" Wenige Augenblicke darauf, ehe man sich noch die Bedeutung dieser Worte erklären konnte, brauste der ebenfalls von Pilsen kommende Lastzug Nr. 12 mit voller Dampfkraft in den Zug hinein und zerschmetterte vier Waggons, deren Trümmer über- und nebeneinander gestoßen in einem Augenblicke eine 6 bis 8 Klafter hohe Barricade bildeten, unter welcher die Mehrzahl der verunglückten Soldaten lag. Der Anblick, der sich nun darbot, soll entsetzlich gewesen sein. Arme, Füße und zerfetzte Körper lagen vermengt mit Holztrümmern bunt durcheinander. Vier Mann blieben sogleich todt, 66 wurden schwer verwundet, von denen nach kurzer Zeit 5 starben, und 20 Mann lagen unter den Trümmern begraben, welche bis gestern um 3 Uhr Nachmittags, wo die Passagiere des verunglückten Zuges den Schauplatz des Unglücks verließen, noch nicht aufgefunden worden waren, so daß keine Hoffnung mehr ist, einen davon beim Leben zu finden. Die verwundete Mannschaft wurde theils in einem großen Meierhofe in Augezd, theils bei den Dorfbewohnern untergebracht, wo ihnen nach kaum einer Stunde von den aus den nahen Orten und später von Prag, Beraun, Pilsen ꝛc. ankommenden Aerzten die nöthigste Hülfe geleistet wurde. Die Todten wurden in eine Scheuer zusammengelegt. Der Lastzug, welcher das Unglück verursachte, hatte sich bei einer Biegung unweit der Stelle, wo der Postzug stand, einer großen Schneewehe gegenüber befunden. Um nicht stecken zu bleiben, hatte der Locomotivführer volle Dampfkraft gegeben, so daß es ihm gelang, das Hinderniß zu bewältigen, allein kaum war die Locomotive aus der Schneewehe heraus, als man auch den Postzug vor sich stehen sah, an ein Halten des mit voller Kraft bei starkem Gefälle dahineilenden Zuges war nicht mehr zu denken, das Zugspersonal sprang herab, wobei ein Mann den Fuß brach, und der Zusammenstoß erfolgte. Von Civilreisenden wurde Niemand beschädigt. Wegen Störung der Telegraphenleitung kam die erste unbestimmte Nachricht von dem Unglücke erst um 7 Uhr Morgens in Prag an, worauf sogleich Aerzte mit Rettungskästen und Verbandzeug nach Beraun und Horowitz abgeschickt wurden. Der verunglückte Pilsener Postzug kam um halb 6 Uhr Abends hier an. Mit ihm kam auch der Transportführer Lieutenant Hruschka, welcher sammt einem in demselben Waggon sitzenden k. k. Obersten und dessen Gemahlin nur durch den glücklichen Umstand, daß der hinter ihnen befindliche Waggon beim Zusammenprall außer die Schienen geschleudert worden war, ganz unversehrt blieb. Der Transportführer brachte im Ganzen nur 128 Mann von seinem Transporte hierher, von welchen sieben leicht verwundet waren.

Die „Pr. Z.", welche bemerkt, daß das Unglück Morgens um halb 6 Uhr sich ereignet hat, sagt:

Keine Feder ist im Stande, all' den Jammer, all' das Elend zu schildern, das sich an diese Schauderscene knüpfte. Der eherne Leib der Zugsmaschine „Kladno" brach sich mit zermalmender Kraft unter die ersten drei Waggons Bahn. Unter furchtbarem Krachen barst das festgezimmerte eichene Gebälke, die Ketten rissen, die Stoßballen wurden wie Splitter entzweigebrochen. Die blechernen Bedachungen rissen sich ab, gleich Papierhüllen, eiserne Reifen und Vorschläge sprangen entzwei, die Böden der Wagen lösten sich ab und die Trümmer flogen theils auf die Böschung, theils thürmten sich dieselben zu riesigen Barricaden empor, schauerliche Grabzeichen für Jene bildend, die sie verschlangen. Von den drei letzten Waggons wurden der mittlere, nachdem er aus den Fugen gesprungen, senkrecht emporgehoben und gerieth über die nachfolgenden Lastwagen, von denen ebenfalls 12 zertrümmert wurden; der letzte und dritte Waggon wurden förmlich zusammengedrückt, von den in denselben sitzenden Militärs blieb auch nicht ein Mann unbeschädigt. Mit unwiderstehlicher Gewalt wurden die Sitzbänke an einander gedrückt, so daß einzelnen Soldaten die Füße förmlich abgeschnitten wurden. Fast sämmtliche Verletzungen in diesen Waggons waren Fracturen der Unterschenkel. Vom vierten Waggon wurde nach Durchbruch der Seitenwände das Dach von der Maschine „Kladno" abgehoben, riß dabei deren Schlott ab, bildete jedoch alsdann über der Maschine eine Art Schutzdach, so daß von dem Zugspersonale nur ein Bremser und ein Packer leichte Contusionen, Ersterer in der Stirn, Letzterer am Fuße davontrugen. In dem nächsten Waggon zweiter Classe saßen der k. k. Oberst Wirth vom 12. Infanterieregimente mit seiner Gemahlin, aus Karlsbad kommend, der Dr. jur. Steiner aus Prag, der den Militärtransport führende Offizier und ein Kaufmann aus Wien. Der Lieutenant wollte den Schlag öffnen und herausspringen, als der furchtbare Anprall erfolgte. Zum Glück versagte die Thür, und der Wagen schlug auf jene Seite um, wo er herausspringen wollte; die Wand des rückseitigen Coupés wurde mitten entzweigerissen. Es ist geradezu ein Wunder zu nennen, daß alle Personen in diesem Waggon mit heiler Haut davon gekommen sind. Einen herzzerreißenden Anblick bot dagegen der vom Zusammenstoß unmittelbar heimgesuchte Theil der Züge. Ein chaosriesiger Trümmerhaufen, wild durcheinander geworfen, einzelne geborstene Wagen haushoch emporragend, dazwischen die Klagetöne der Verwundeten, das Röcheln der Verscheidenden! Im ersten Waggon des Lastrains war auch ein Faß mit Oleum gesprungen, dessen sengender Inhalt sich über die Körper einiger Unglücklichen ergoß.

Von Prag wurden mit möglichster Beschleunigung Aerzte und Sanitätstruppen mit den nöthigen Transportmitteln nach dem Orte des Unglücks abgesandt. Sämmtliche Aerzte waren durch volle sechs Stunden mit dem Anlegen von Nothverbänden beschäftigt. Unter den Verletzten befanden sich drei, denen die Unterschenkel abgerissen waren, 20 mit Fracturen von Gliedmaßen, 21 mit verschiedenen Contusionen durch Druck, Stoß oder Riß. Nach der Größe der Verwundung war Abends der Stand der schwer Verwundeten 43, der leicht Verwundeten 14. Bis Abends waren außerdem 13 Personen theils todt aufgefunden worden, theils in der Behandlung geblieben; unter den Trümmern lagen noch um Mitternacht 20 Vermißte, so daß die Zahl der vorläufig sichergestellten Todten schon jetzt die Höhe von 93 erreicht. Die Verunglückten sind theils Slowaken, theils Magyaren.

Mannichfaltigkeiten.

(Lakonische Antwort.) Die „Ger.-Ztg." erzählt: Ein Berliner Bürger kehrte vor einigen Tagen mit seiner Familie zu Wagen von einem Ausfluge zurück und passirte mit dem Fuhrwerk am Canal die Uebergangsstelle der Potsdamer Bahn. Da beide Barrièren geöffnet waren, fuhr der Kutscher unbesorgt durch die erste hindurch, und der Wagen befand sich mitten auf dem Bahnkörper, als ein Pfiff ertönte, der das Herannahen eines Zuges verkündete. In demselben Momente schloß der Wärter die gegenüberliegende Barrière, ganz unbekümmert um die Bitten und Angstrufe der

Digitized by Google

Wageninsassen, die dadurch in die größte Gefahr geriethen, der sie bei geöffneter Barrière mit Leichtigkeit hätten entgehen können. An Umkehren war nicht mehr zu denken, da der Zug bereits in nächster Nähe war, überdies hatte die fürchterliche Angst den Gefährdeten, im Ganzen 6 Personen, fast alle Geistesgegenwart geraubt. Glücklicherweise bemerkte der Zugführer noch rechtzeitig die drohende Gefahr und ließ aus allen Kräften bremsen. Nach einem Moment der schrecklichsten Ungewißheit kam der Zug um 10 Schritte vor dem Wagen zum Stehen. Auf die Vorwürfe, welche die Geängstigten, nachdem sie sich von ihrem Schreck einigermaßen erholt hatten, an den Barrièrenschließer richteten, erhielten sie als einzige Antwort die classischen Worte: „Na, wat is denn los!"

(Auch ein Patriotismus.) Aus Karlsbad, Ende October, schreibt man der Wiener „Presse": Wer im Sommer hier war und jetzt wiederkehrt, der wird sich nicht wenig wundern über die große Anzahl drei und vier Centner schwerer Karlsbader, die jetzt überall auftauchen, während er sie damals mit keinem Auge sah. Es herrscht hier nämlich ein Brauch, der ein Beweis ist von wahrem aufopferungsfähigem Local-Patriotismus. Die vielen unglücklichen Dicken, die hier wachsen, zeigen sich während der Saison im Interesse des Badeortes niemals bei Tage auf der Straße, um nicht durch ihre für die Heilkraft der Quellen compromittirende Feistigkeit Diejenigen abzuschrecken und zu Zweifeln anzuregen, die hierher eilen, um sich zu verdünnen. Wenn aber der Herbst kommt, dann treten sie frei und offen heraus und begehen noch obendrein die frischgeschotterten Wege.

Frankfurter Theater.

Benefiz-Vorstellung für Herrn Dettmer zur Feier seines 25jährigen Jubiläums.

Man klagt die öffentliche Meinung der Wandelbarkeit, die Gunst des Publikums der Veränderlichkeit an. Am meisten beschweren sich Schauspieler und Sänger darüber. Mögen sie anderwärtig Ursache dazu haben. Bei uns fanden sie früher und finden noch jetzt keine Veranlassung. Wir Frankfurter zeichneten uns von jeher durch treues Festhalten an dem Lieb- und Werthgewordenen aus und haben dies auch heute noch nicht verlernt. Was wir einmal in unser Herz geschlossen, das bleibt da wohnen auf die Dauer, selbst wenn der Werth der Person oder des Gegenstandes durch die abnützende Macht der Zeit sich verringert hätte. Unsere Anhänglichkeit ist eine retrospective, sie weiß die Schatten der späteren Tage durch die Erinnerung an den Lichtglanz der früheren zu erhellen und zu verklären. So hielten wir es auch immer mit den Mitgliedern unserer Bühne, die einen gewissen Rang an derselben einnahmen und selbe nicht freiwillig allzurasch verließen, oder wieder alsbald zu ihr zurückkehrten. Namen als Beweise hierfür zu nennen, wäre wohl überflüssig. Sie sind ja in Aller Munde.

Dieser Voraussetzung zufolge war es selbstverständlich, daß der Tag, an welchem ein Künstler, wie Herr Dettmer, das 25jährige Jubiläum seiner hiesigen Wirksamkeit feiern würde, ein Festtag sein mußte nicht nur für alle Jene, die seine lange künstlerische Laufbahn mit durchlebt und sich daran herzlich erfreut hatten, sondern noch mehr für Die, welche ihn auch persönlich kennen lernten und seines unverwüstlich heiteren Humors und seines einfach-schlichten Wesens halber stets gerne sahen, zu denen wohl die Mehrzahl der Bewohner unserer guten Stadt gehört. So viel das Haus nur fassen konnte, waren sie Alle erschienen, um das Ehrenfest des Künstlers und Freundes festlich mitbegehen zu helfen und ihm ihre dankbare Huldigung in zahllosen Blumensträußen und Kränzen, und in sich oft wiederholendem Hervorrufe, der stets von donnerndem Beifalle begleitet war, darzubringen. Als er aber vollends in der letzten Strophe jenes innigen Liedes: „Es war eine köstliche Zeit" seiner Jugendtage, seines langen und glücklichen Aufenthaltes in hiesiger Stadt, seiner innigen Theilnahme an deren Leiden und Freuden dankend erwähnte, da brach ein Sturm von Begeisterung, den die Rührung veredelte, los, wie wir ihn in diesen Räumen je gehört zu haben uns nicht erinnern.

Der Jubilar hatte an diesem Abende die Rolle des Hans Stadinger in Lortzing's „Waffenschmied" gewählt, eine von jenen, in welchen er vor Jahren so sehr sich ausgezeichnet und die er auch diesmal in überraschend gelungener Weise durchgeführt hat. Er wurde hierbei auf das Glücklichste von seinen mitbeschäftigten Kunstgenossen, den Damen Labitzki und Oswald und den Herren Pichler, Karl Baumann und Leser, so wie vom Chor und Orchester unter Herrn Kapellmeister Goltermann's Leitung unterstützt, so daß die ganze Vorstellung sich zu einer der besten gestaltete, der wir seit Langem beiwohnten.

Wollten wir des Näheren auf das künstlerische Wirken des Gefeierten eingehen, so müßten wir wahrlich ein Stück Musikgeschichte der letzten dreißig Jahre schreiben; denn an allen hervorragenden Ereignissen derselben, von Auber bis Wagner, hat er vollgültigen Antheil genommen. Wir verweisen deßhalb auf die bereits früher in diesen Blättern erschienenen biographischen Notizen. △

In dem neulichen Bericht über das Concert zum Besten des Frankfurter Theater-Orchesters ist aus Versehen unerwähnt geblieben, daß Herr Kapellmeister Goltermann sämmtliche Nummern dirigirte, in denen Joachim mitwirkte, und daß er es war, der überhaupt das ganze Concert angeregt und arrangirt hat. Wir würden uns einer unverdienten Ignorirung schuldig machen, wenn wir die erwähnten Verdienste des Herrn Goltermann in Bezug auf dies schöne Concert nicht noch nachträglich erwähnten.

Correspondenzen.

Heidelberg, 11. November.

Der Ausschuß, welcher für die Errichtung eines Denkmals auf dem Grabe Dr. Karl Schimpers zu Schwetzingen in Mannheim zusammentrat, hat von 7 Künstlern Entwürfe empfangen und demjenigen des rühmlichst bekannten Bildhauers Franz Sommer dahier den Vorzug gegeben. Derselbe ist beauftragt, sowohl die Büste des Verstorbenen in weißem carrarischen Marmor auszuführen, als auch das Piedestal von feinem, grauem Sandstein, worauf solche zu stehen kommen soll, herzustellen. Das Modell derselben, sowie die Zeichnung des Piedestals sind gegenwärtig in seinem Atelier zu sehen. Zwar über das Letztere hat man sich noch nicht vollständig geeinigt. Der Entwurf des Künstlers ist einfach, aber sehr geschmackvoll.

Literatur-Notizen.

Der Pilger in Italien. Sonette von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, F. A. Brockhaus 1868. Der Sonettenkranz, den der weit gekannte und mit seinen Werken überall gern empfangene rheinische Poet hier gewunden, wird der Sehnsucht und Erinnerung, sofern sie an Italien haften, eine liebe willkommene Gabe sein. Sinnige Anschauung und ein schönes Gefühl für den Wohllaut der Sprache zeichnen diese Sonette aus, welche wie farbenglänzende Schmetterlinge um die Blüthen der südlichen Natur und fast um jedes Denkmal jener hochgepriesenen Cultur flattern, die Italien schadlos hält für eine politisch traurige Vergangenheit. Es ist etwas wie voller Sonnenschein in diesem Büchlein, und die kurze, geschlossene Form des Sonettes, die immer glücklich, oft mit Meisterschaft gehandhabt wird, macht die Lectüre leicht und immer von Neuem anregend. Das Werkchen ist hübsch ausgestattet, in der äußeren Form zierlich, und ist namentlich Jedem, der nach Italien geht, oder eine solche Reise in der Erinnerung hat, bestens zu empfehlen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 14. November. **Einer von unsere Leut'**, Posse mit Gesang in 3 Acten und 8 Bildern von O. F. Berg und O. Kalisch. Musik von A. Conradi und C. Stolz.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 12.)

Sonntag, 15. November. **Die lustigen Weiber von Windsor,** komische Oper in 3 Acten (nach Shakespeare's gleichnamigem Lustspiel) von Mosenthal. Musik von O. Nicolai.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 13.)

Montag, 16. November. **Wallenstein's Tod,** historische Tragödie in 5 Acten von Schiller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 14.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 318. Sonntag, den 15. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

4.

Die Madonna ohne Kopf. — Bußpeterl. — Heiligen- und Porträtmaler. Andreas und der Luchs. — Eine Episode aus dem Bauern- und Jägerleben. — Blümelhuber, der hülfsbereite Freund.

Anton Killberger hatte am St. Ulrichstage Wort gehalten und war nach der Herrenmühle gegangen, wo ihn Abt Oswald mit der ausgesuchtesten Höflichkeit und der liebenswürdigsten Gastlichkeit empfing.

Man wurde schnell und zur beiderseitigen Zufriedenheit einig, was um so leichter war, als Anton, zu zaghaft gegen Hohe und zu bescheiden im Urtheile über seine eigene Kraft, Alles bejahte, was der Abt begehrte. Man kam überein, vorderhand nur die heilige Jungfrau an den südlichen Giebel der Mühle zu malen und erst im kommenden Jahre den heiligen Augustin, dann die Apostel dieser Gegend, Cosmas und Damian, und vielleicht noch die Erzeltern der Menschen, Adam und Eva, zu malen.

Rüstig ging Killberger an seine Arbeit. Der Gedanke begeisterte ihn, jetzt wirklich Maler geworden zu sein, und bald hatte er die Contur der Muttergottes entworfen.

Kritiker von Fach würden gesagt haben, daß der Unterkörper auf Kosten des oberen allzusehr benachtheiligt worden sei, sie hätten es vielleicht gerügt, daß das Christuskind etwas zu alt für ein Kind und etwas zu jung für einen Greis ausgesehen hätte; allein Anton hatte triftige Gründe für Alles, und Blümelhuber, der so oft den Maler besuchte, als er umsonst Kirschwasser trinken wollte, gerieth fast außer sich vor Entzücken und bedauerte, daß die deutsche Sprache so wenig Worte habe, um das Meisterstück gebührend loben zu können.

Nur eines hätte man mit Recht dem Bilde zum Vorwurf machen können, nämlich, daß die wehenden Gewänder so gar keine Rücksicht auf die Beine Marias nahmen, denn die unten auf den Wolken stehenden Füße mußten fast überraschen, man wußte nicht recht, woher sie plötzlich kamen; allein der keusche, fromme Anton würde tief erröthet sein, hätte er nur mit den flüchtigsten Strichen die Bewegung von Marias Beinen andeuten sollen; eine so fürchterliche Sünde zu thun, war ihm unmöglich, lieber ließ er die Füße unten am Rock bloß angenäht erscheinen. Wirklichen Kummer machte Anton aber das Gesicht der Heiligen; so oft er's auch schon versucht hatte, nie wollte die himmlische Schönheit, die er in seinem Inneren trug, auf das Papier, und unwillig hatte er schon mehrmals die Kohle auf die Seite geworfen und auf den Auftrag und seine künstlerische Laufbahn verzichten wollen, aber immer wieder hatte ihn Blümelhuber durch Lob aufgemuntert, das Begonnene zu vollenden.

„Ja, Gott, wenn ich nur ein Mädchen wüßte", rief Anton schmerzlich, „das so schön wäre, als ich mir die heilige Jungfrau denke, ich wollte es abzeichnen und malen und dann wäre mir geholfen; aber wo find ich's?"

„In Gotzing, Herr Killberger, die Resel ist wunderschön und sie wird stolz sein, wenn ihr Gesicht gemalt wird; wißt Ihr, sie ist ein bischen eitel", erwiderte Blümelhuber pfiffig, denn er wußte, warum er's sagte.

„In Gotzing? Die stolze Tochter eines stolzen Bauern? Blümelhuber, wo denkt Ihr hin, daß mir das Mädchen sitzt?"

„Laßt mich nur machen, Herr Killberger, ich weiß schon, wie man Tauben fängt. Ihr müßt mir aber versprechen, daß Ihr sie auch einmal gerade so malt, wie sie ist, und sie wird sich um so willfähriger zeigen, wenn Ihr das Bild dem Mädchen schenkt, oder noch besser, Euch von ihr bezahlen laßt, denn sie ist gar mißtrauisch."

„Ich versprech' Euch Alles, lieber, guter Blümelhuber, nur macht, daß ich das Gesicht abmalen darf."

Unweit des Seehamer Sees in Reichersdorf lebte ein Mensch mit Namen Peter Bußjäger oder, wie man ihn gewöhnlich nannte, das Buß-Peterl.

Buß-Peterl war nahezu dreißig Jahre alt, grundhäßlich, aber ein guter allgemein beliebter Hüterbube, denn da er nicht ganz vier Schuh*) maß, so konnte er keines andern Amtes warten. Er hatte viele Jahre beim verstorbenen Frauenrieder die Kühe gehütet und war ein guter Freund vom Andreas, den er noch gekannt hatte, als er um zweiundeinhalb Schuh kürzer war als er. Wie in seiner Gestalt war er auch in seinem Sinn noch immer ein Kind und man sah ihn oft mit den Buben des Dorfes recht vergnügt spielen; dabei war er dienstfertig gegen Jeden und ungemein leichtgläubig. Zu ihm ging Blümelhuber.

„Peterl", sagte er, „magst Du mir wohl einen kleinen Gefallen thun?"

„Warum nicht?" frug der Zwerg.

„Also paß auf. Du weißt, was dem Frauenrieder geschehen, und weißt auch, daß die Bordermaier Resel nicht von ihm läßt. Mich kann das dumme Mädchen nicht recht leiden und glaubt mir nichts, also würde es nichts helfen, wenn ich selbst zu ihr ging; aber der Andrä ist mein Freund und hat mir Botschaft geschickt, ich sollte doch die Resel vom Heiligenmaler malen lassen und ihm das Bild schicken. Du gehst also zu ihr und sagst es ihr, denn sonst ließ sie's nicht geschehen; aber sag nichts davon, daß ich Dich drum gebeten, das darf sie nicht wissen, auch nicht, wo der Anderl

*) Solche Zwerge sind nicht selten im Gebirge, doch darf man sie nicht mit den unglücklichen Cretins verwechseln, denen der Verstand fehlt.

Digitized by Google

ist. Wenn sie Dich frägt, wer Dich schickt, so sag nur, Du dürfst Niemanden nennen. Mach Deine Sache gut, es wird schon etwas tragen."

„Laß gut sein, Hochzeitslader, davon will ich nichts wissen; ich sehe ohnehin die Resel gern und also macht's mir blos Vergnügen. Behüt Dich Gott!"

„Behüt Gott, Peterl, aber ja nichts sagen von mir, verstehst Du!"

„Nein, gewiß nicht; werd meine Sache schon gut machen!" rief Buß-Peterl, ging ins Haus, holte sich einen Stecken und den grau-grünen Hut mit einer alten weißen Hahnenfeder und, da der Himmel mit Regen drohte, hing er auch seinen Wettermantel um und konnte so allenfalls für ein Wutzelmännchen gelten, wie die Sage sie in den tiefen Schachten des Gebirges leben läßt.

Peterl hielt treulich Wort. Er verrieth mit keiner Sylbe, wer ihn geschickt; aber er hatte keine böse Absicht dabei, denn nichts schien ihm natürlicher, als daß Blümelhuber mit seiner Kenntniß, wo sich Gruber aufhielte, möglichst geheim that, um den Armen nicht neuen Verfolgungen auszusetzen.

Das leuchtete der Resel auch ein und sie hielt den Boten für um so zuverlässiger, als sie Jedem, der ihr Nachricht und Gruß von dem Geliebten gebracht hätte, aus Freude und Dankbarkeit vertraut haben würde.

Voll von Begeisterung, ihrem Freund in der Verbannung doch wenigstens eine kleine Freude machen zu können, bat sie Bußpeterl, gleich zum Heiligenmaler zu gehen und ihn zu bitten, doch ja recht bald zu kommen, sei es Werk- oder Sonntag, sie wolle schon so viel Zeit finden, daß er sie malen könne.

Bußpeterl rückte verlegen hin und her auf seiner Bank; es drückte ihn etwas.

„Was willst Du noch?" frug Resel.

„Mein, Resel, ich hätte eine recht große Bitte. Weißt Du, ich hab noch keinen Maler gesehen; darf ich nicht dabei sein, wenn er Dich malt?"

„Warum nicht, Peterl, wenn's Dir Spaß macht."

Jetzt sprang Bußpeterl, was er konnte, zu Blümelhuber und theilte ihm den glücklichen Erfolg mit, worauf seinerseits der Hochzeitslader Anton benachrichtigte, daß Resel ihn morgen erwarte. „Aber", setzte er dazu, „es wird nicht anders gehen, als daß Ihr sie nur einmal malt und ihr dann das Bild laßt."

„Ja, damit ist mir nichts geholfen", meinte der Heiligenmaler, „ich muß durchaus das Bild besitzen."

„Nichts für ungut, Herr Killberger, aber Ihr versteht mich verteufelt schwer. Daß Ihr das Bild bekommt, das ist doch natürlich; aber, wie ich schon sagte, sie darf's nicht wissen."

„So ist also die ganze Sache nichts andres, als ein Betrug; Blümelhuber, das dürfen wir kaum thun."

„Soll Eure Muttergottes ohne Gesicht bleiben? Wollt Ihr Euch vom hochwürdigsten Herrn Abt auslachen lassen? Wollt Ihr sein hohes Vertrauen so wenig rechtfertigen? Herr Killberger, thut, was Ihr wollt, ich wasche meine Hände in Unschuld; es ist mir nur leid, daß ich Euch empfohlen."

„Ja, aber ums Himmelswillen, was soll ich denn machen; ich darf doch das Mädchen nicht betrügen, und dann wird sie das Bild bezahlen wollen und wenn ich nichts annehme, so muß es ihr am Ende doch verdächtig erscheinen?"

„Ihr müßt auch das Geld annehmen; ich will es ihr dann schon unter irgend einem Vorwande wiedergeben."

„Nun, also in Gottes Namen, Blümelhuber, sagt, daß ich kommen will. Es ist mein erster Betrug und soll auch mein letzter sein."

Der Hochzeitslader verließ seelenvergnügt Holzolling. Nicht über die lumpigen paar Silberlinge, welche er so leicht verdienen konnte, indem er den Malerlohn nicht zurückgab, sondern über das erreichte Ziel, daß Anton zur Gotzingerin gehen wollte, freute er sich.

„Er muß sich in sie verlieben, wenn er sie erst angeguckt, und dann ist gewonnen Spiel."

Er gab Bußpeterl den Auftrag, sofort wieder nach Gotzing zu gehen und dort zu melden, daß der Maler am andern Tage kommen würde, sie möchte also das Feiertagsgewand anlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Schleiermacher's Gedächtniß. *)

Nicht um einer Feier des hundertjährigen Geburtstags Schleiermacher's vorzugreifen, sondern um zu seiner Würdigung aus dem Studium seiner Werke anzuleiten, geben wir hier einige Urtheile competenter Richter und einige Probestücke aus seinen Schriften. Nach Luther war er unstreitig der größte Theolog und nach Kant der größte Philosoph Deutschlands. An Geistesschärfe hat ihn kein Denker, an Charakterstärke kein Patriot, an geistlicher und akademischer Beredtsamkeit kein Redner übertroffen. Er war Mann, Denker, Christ in Allem, was er sprach und that, und blieb es bis zu seiner Sterbestunde, 11 Uhr Mittags am Aschermittwoch, dem 12. Febr. 1834, wo er in seinem 66. Lebensjahr mit den Worten von hinnen schied: „Wie ist mir Alles so schön vermittelt!" Er bestand den Kampf des Lebens und errang den Sieg im Tode als Held. Zu seinem Verständniß gehört mehr als eine Rede und zu seiner Würdigung mehr als eine Feier, dazu gehört das Studium aller seiner Werke, und die Betrachtung seiner ganzen Laufbahn; denn er war einer der vielseitigsten Geister und zeigte sich schöpferisch nach seiner reichbegabten Eigenthümlichkeit auf allen Gebieten des Gedankens, in Ernst und Scherz, in Dialektik und Rhetorik, in Theologie und Ethik, in Politik und Pädagogik, in Psychologie und Aesthetik. Kein Wunder, wenn ihm Viele viel, Manche ihr Bestes verdanken, kein Wunder, wenn er, einseitig aufgefaßt, von Manchen mißverstanden und mißachtet, wenn er, der nie eine Schule gründen wollte, weil ihm die Selbständigkeit seiner Zuhörer und Leser über Alles ging, von Rechts und Links angefeindet und doch ausgebeutet wurde.

Daher schon die verschiedensten Urtheile über sein früheste Epoche machendes Werk: „Ueber die Religion, Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern". Von ihnen datirt Claus Harms, nach seiner Autobiographie S. 68, seine geistliche Wiedergeburt; über sie gießen die Brüder Schlegel ihren Spott aus, und Schiller nennt sie trocken und prätentionirt (Pakeske, Schillers Lebens 1859. 2. Band, S. 268.)

F. C. Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts, 2. Bd., S. 493, vergleicht J. J. Rousseau's scharfe Dialektik mit der Schleiermachers, und seine Naturreligion in der profession de foi du vicaire savoyard mit den Ergebnissen der Dogmatik Schleiermacher's in ihrem allgemeinen Theil.

David Strauß nennt in den „Halleschen Jahrbüchern" von 1839 Schleiermacher den Kant der protestantischen Theologie. Wie dieser das Gebäude der alten Metaphysik zertrümmert habe, so jener das der theologischen Scholastik. Wie Kant den Dogmatismus, Empirismus und Skepticismus zum Falle brachte, so Schleiermacher den Supranaturalismus und Rationalismus.

Der bedeutendste katholische Theolog der Neuzeit, Möhler, schrieb in seiner Symbolik, S. 253: „Bei allen Abweichungen in

*) Wir nehmen diese Würdigung Schleiermacher's mit um so größerem Dank entgegen, als sie uns beweist, daß in unserer Stadt Schleiermacher's doch nicht ganz vergessen wird. Die Red.

Digitized by Google

Einzelheiten, ist mir Schleiermacher der einzige ächte Jünger der Reformatoren."

Professor Otto Baumgarten-Crusius zu Jena sagte in seinem lesenswerthen Schriftchen: „Ueber Dr. Friedrich Schleiermacher, seine Denkart und seine Verdienste", 1834, am Schlusse: „In seinem Geiste vereinigten sich Religion und Evangelium, Religion und Philosophie, Philosophie und Theologie. Die Macht seiner Persönlichkeit stellte sich dem Hochmuth Derer entgegen, welche der Religion keinen Platz neben ihrer Philosophie einräumen wollen."

Josias von Bunsen schrieb in einem Briefe vom 15. Juni 1835 an Lücke: „Den Werth dieses großen Mannes möchte ich am liebsten mit Schellings Worten in seiner schönen Rede aussprechen: „„Er ist ein Kämpfer für das heilige Besitzthum unserer geistigen Freiheit und unseres sittlichen Ernstes."" Und es gilt jetzt sehr, diesen guten Kampf durchzukämpfen nicht allein gegen heidnische, sondern auch gegen jüdische Rationalisten, wie Hengstenberg und Gerlach, die Gott vorschreiben wollen, wie er sich hätte sollen offenbaren."

Am erhabensten gedacht sind wohl seine Monologe, eine Neujahrsgabe, von 1800, ethische Selbstbetrachtungen und Weltanschauungen, in denen die berühmte Stelle vorkommt: „Ungeschwächt will ich den Geist in die späteren Jahre bringen. Nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen. Was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen. Stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnißvollen Thore der höhern Welt mir öffnet, und nimmer soll mir erlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters. Kräftige Verachtung gelob ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwör' ich mir selbst."

R. Baxmann, Lic. theol. in Bonn, hat 1864 Schleiermachers Anfänge im Schriftstellern herausgegeben, und darin den lange für verloren gehaltenen „Katechismus der Vernunft für edle Frauen" abgedruckt, ein Scherz auf ethischem Gebiete. Derselbe lautet also:

Die zehn Gebote:

1) Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm; aber Du sollst Freundin sein können, ohne in das Colorit der Liebe zu spielen und zu kokettiren oder anzubeten.
2) Du sollst Dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder phantasirten, sondern Du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie, die Natur, Deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle.
3) Du sollst von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen; denn Die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden.
4) Merke auf den Sabbath Deines Herzens, daß Du ihn feierst, und wenn sie Dich halten, so mache Dich frei, oder gehe zu Grunde.
5) Ehre die Eigenthümlichkeit und die Willkür Deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe und sie kräftig leben auf Erden.
6) Du sollst nicht absichtlich lebendig machen.
7) Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte.
8) Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo Du nicht liebst.
9) Du sollst nicht falsch Zeugniß ablegen für die Männer; Du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken.
10) Laß Dich nicht gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre.

Der Glaube:

1) Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und Weiblichkeit annahm.
2) Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen, und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen.
3) Ich glaube an Begeisterung und Tugend, an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft, an Freundschaft der Männer und Liebe zum Vaterlande, an vergangene Größe und künftige Veredlung.

Dr. L. Kalb.

Das französisch-atlantische Kabel.

Die Anfertigung des neuen atlantischen Telegraphen-Kabels, welches zwischen Brest und einem passenden Punkt an der Küste des Staates Newyork versenkt werden soll, schreitet in befriedigender Weise fort. Nach einem Berichte der Ingenieure sind bis zum 9. Nov. bereits 163 nautische Meilen vollendet worden. Alle Maschinen in der Fabrik der Telegraph-Constructions-Company zu Greenwich werden in dieser Woche in Betrieb gesetzt werden, um das Tiefsee-Kabel in Angriff zu nehmen. Die Anfertigung des Theiles, der von St. Pierre bis nach der Küste der Vereinigten Staaten versenkt werden soll, wird in der Fabrik des Herrn W. T. Henleys zu Woolwich etwa Anfangs December begonnen werden. Außerdem sind 316 Meilen der inneren electrischen Leitung in der Fabrik der Guttapercha-Compagnie verfertigt und bereits geprüft worden. Diese Prüfung ist mit Bezug auf die Widerstandsfähigkeit der mittleren Kupferleitung äußerst befriedigend ausgefallen. Ein Gleiches gilt von der Widerstandsfähigkeit der mittleren Guttapercha-Leitung, die sich per Knoten um 23 pCt. besser als zuvor specifizirt erwiesen hat.

Seit dem 1. November ist man an Bord des „Great-Eastern" eifrig damit beschäftigt, die Cajüten des Schiffes abzubrechen und zu entfernen, um hinlänglichen Raum für die Behälter zu gewinnen, in denen das Kabel verschifft werden wird. Diese Behälter, drei an der Zahl, werden von der Thames-Iron-Works-Company angefertigt werden, und je 51, 58 und 75 Fuß im Durchmesser, und je 16, 20 und 26 Fuß Tiefe haben. Sie werden, wenn vollendet, was contraktlich bis zum 1. Februar geschehen muß, 2,643 nautische Meilen Kabel, zum Gewicht von 4,678 Tonnen, aufzunehmen im Stande sein. (Anglo-amerik. Corresp.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Hochzeit im Zuchthause.) Im Staatszuchthause zu Jeffersonville, Indien, sitzt ein junges hübsches Mädchen, welches wegen Theilnahme an einem bedeutenden Diebstahl zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden ist. Sie ist sehr still und bescheiden und versichert fortwährend, daß sie an dem ihr zur Last gelegten Verbrechen ganz unschuldig sei. Ein junger Farmer, welcher mit dem Mädchen vor ihrer Verurtheilung versprochen war, ist von ihrer Unschuld so fest überzeugt, daß er sie, so oft er die Erlaubniß dazu erhalten kann, im Zuchthause besucht. Als er vor Kurzem wieder da war, fragte ihn einer der Aufseher, ob er denn das

Digitized by Google

Mädchen nach ihrer Freilassung wirklich heirathen wolle? Er bejahte diese Frage mit großem Nachdruck. „Nun denn", sagte der Aufseher, „warum heirathen Sie sie denn nicht lieber gleich? Sie könnten dann ihre Freilassung weit eher bewirken." Der junge Farmer war auf der Stelle dazu bereit; der Zuchthausdirector und der Kaplan wurden consultirt, ein Erlaubnißschein wurde schnell herbeigeschafft und die beiden Liebenden in Anwesenheit der anderen weiblichen Gefangenen getraut. Jetzt sucht der junge Ehemann den Gouverneur Baker auf, um von ihm die Begnadigung seiner jungen Frau, von deren Unschuld er fest überzeugt ist, zu erflehen.

(Pietistische Barbarei.) Die „Spen. Ztg." führt einige Stellen aus dem neuen Gesangbuch an, welches der jetzige Herr Superintendent für Preußisch-Schlesien einführen will. Es heißt daselbst:

Wie's Gott gefällt, so gefällt mirs wohl
In allen meinen Sachen.
Wie's Gott versehen hat einmal, (Reim!)
Wer kann das anders machen?
Drum ist umsonst
Geld, Witz und Kunst, (Reim!)
Hilft auch nicht Haarausraufen.
Man murr' und beiß',
Soll's sein, so sei's,
Wird doch sein'n Weg nauslaufen. (!!)

In einem Adventliede (N. 1. V. 5) heißt es:

„Laßt uns die Weg' ihm bahnen
Und machen Alles schlecht."

In Nr. 443:

„Und weil ich voller Fehler bin,
Und wo ich mich nur wende hin,
Beschmutzet und unflätig."

Wie weit ist da noch zum „Sündenknüppel" anderer Gesangbücher, und welche geistige Erhebung und Veredlung kann das Volk von solchen Barbarismen und Rohheiten davontragen? Man wird es nur begreiflich finden, wenn Gemeinden mit gebildeter Bevölkerung von solchen Büchern nichts wissen wollen.

(Auch ein Trost.) Ein Pechvogel fährt mit der Bahn durch eine kleine Station. Der Zug fuhr gerade in den Perron, als Jemand fortwährend Meyer! Meyer! brüllte. Unser Herr steckt den Kopf zum Fenster heraus und — erhält eine tüchtige Ohrfeige. Jammernd erzählt er sein Leid dem Bahnhof-Inspector. Dieser fragt ganz gelassen: „Heißen Sie denn Meyer?" „Nein." — „Nun, dann geht die Sache Sie ja gar nichts an!"

Correspondenzen.

Vom Haardtgebirge, 12. November.

Am 8. d. M. hat in Kaiserslautern die alljährliche Generalversammlung des pfälzischen Sängerbundes getagt. Der Bund besteht aus 69 Vereinen mit 1816 Sängern. Es waren in dieser Versammlung 16 Vereine vertreten. Dem verlesenen Jahresberichte zufolge besteht das Vereinsvermögen aus etwa 1500 fl. Anläßlich der Besprechung über die Abhaltung eines Sängerfestes in 1869 hat sich keine Stadt zur Uebernahme derselben gemeldet. Es ist dies jedenfalls eine befremdliche Erscheinung, die darauf schließen läßt, daß man eine solche Uebernahme für eine Stadt gerade nicht als eine Annehmlichkeit betrachte. Vielleicht haben auch die in letzter Zeit abgehaltenen häufigen pfälzischen Feste aller Art eine gewisse Ermüdung hervorgerufen. Indeß, etwas wird doch geschehen, indem sich Maikammer erboten hat, auf Pfingsten nächsten Jahres auf dem Berge der Kalmit ein Gaufest zu feiern. Auch wurde beschlossen, Ende Mai oder Anfangs Juni eine allgemeine Sängerfahrt nach Dürkheim abzuhalten. Schließlich hat man sich darüber mit Recht gewundert, daß von 69 Vereinen nur 16 in Kaiserslautern vertreten waren. Diese Vertretung ist denn doch zu schwach, um nicht auf einige Lauheit schließen zu lassen.

Coburg, 6. Nov. Über das beabsichtigte Denkmal für Friedrich Rückert bringt die „Dorfzeitung" Folgendes: Nachdem das Comite die von dem Herrn Bildhauer Conrad in Hildburghausen im Jahre 1844 nach dem Leben modellirte Büste des Dichters zur Ausführung in colossaler Größe für das Denkmal gewählt hatte, wurde auch die Herstellung der Colossalbüste dem Herrn Conrad übertragen, und zwar mit dem Recht, die Marmorausführung seines Modells unter seiner Ueberwachung von einem andern Künstler herstellen zu lassen. Dieselbe ist hierauf von dem Herrn Conrad in die Hände des Herrn Hofbildhauers Müller zu Meiningen gelegt worden, und beide Künstler lassen es sich in Gemeinschaft angelegen sein, ein gelungenes Werk zu Stande zu bringen.

Dienstag, den 17. November, Abends 7 Uhr
im großen Concert-Saale:

Erstes Concert des Philharmonischen-Vereins

unter gefälliger Mitwirkung
des Fräulein Antonie Deiner und des Fräulein Elisabeth Daum.

Programm.

Erste Abtheilung.

1) **Ouvertüre** zu „Oberon" von C. M. v. Weber.
2) **Capriccio brillant** in H-moll für Pianoforte von Mendelssohn-Bartholdy, vorgetragen von Fräulein Elisabeth Daum.
3) **Arie** aus „Idomeneus" von W. A. Mozart, gesungen von Fräulein Antonie Deiner.
4) a) **No. 8** aus „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke" von St. Heller,
   b) **Valse héroique** Op. 65, von H. A. Wollenhaupt, vorgetragen von Fräulein Elisabeth Daum.
5) **Lieder:** a) „Hast Du's denn ganz vergessen", von J. Grimm,
   b) „Liebes-Hoffnung" von C. J. Bischoff, gesungen von Fräulein Antonie Deiner.

Zweite Abtheilung.

6) **Sinfonie** in C-moll No. 5, von L. van Beethoven.

Das Orchester steht unter Leitung des Herrn Director F. Friederich.

Der Concertflügel von Erard in Paris ist aus dem Pianoforte-Lager der Herren L. Lichtenstein und Comp., Neuekräme 28.

Saal-Eröffnung halb 7 Uhr.

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz	fl. 1. 45.
Ein nummerirter Saalplatz	„ 1. —,
Erste Gallerie	— 36.
Zweite Gallerie	— 24.

Karten hierzu sind in den Musikalienhandlungen der Herren André, Henkel und Schott, bei dem Hausmeister des Saalbaues Herrn Mühlig und Abends an der Casse zu haben.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Hans Beckmann in München: Mondnacht. — Anton Burger in Cronenberg: Landschaft mit Reben. — Philipp Winterwerb in Frankfurt: Kinder-Portrait. — F. W. Maas in Frankfurt: Photographie-Portrait. — Ph. Dick in Frankfurt: Francofurtia in Gyps. — J. B. Susenbeth in Frankfurt: Huhn mit Küchlein. — Johanna Susenbeth in Frankfurt: Seestück. Wilhelmine Wendelstädt in Frankfurt: zwei Aquarelle.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 15. November. **Die lustigen Weiber von Windsor**, komische Oper in 3 Acten (nach Shakespeare's gleichnamigem Lustspiel) von Mosenthal. Musik von O. Nicolai. (Abonnement-Vorstellung Nr. 13.)

Montag, 16. November. **Wallenstein's Tod**, historische Tragödie in 5 Acten von Schiller. (Abonnement-Vorstellung Nr. 14.)

Dienstag, 17. November. **Aus der Gesellschaft**, Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld. (Abonnement-Vorstellung Nr. 15.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 319 und 320. Dienstag, den 17. November 1868.

Rossini †.

An des dunklen Flusses Rande
Der um's Land der Schatten rauschet,
Charon, ruhend auf dem Strande:
Fernen, süßen Tönen lauschetz

Sieht nicht auf der Schatten Schweben
Die vom Licht herab sich neigen,
Still den Obolus ihm geben
Und in's dunkle Fahrzeug steigen.

Nur die Töne rein und golden,
Schmeichelnd von der Luft getragen,
Hört er, nur den Sang den holden,
Der verhallt in leises Klagen.

Wie ein Echo klingt es unten
Und es rauschet ein Gefieder:
Aus der Oberwelt, der bunten,
Senkt ein edler Schwan sich nieder.

Durch des Styxes dunkle Wasser
Schwimmt voran er Charons Fähre
Und es ist, als ob ein blasser,
Gold'ner Schein die Fluth verkläre.

In den finstern, todten Lüften
Ist ein Tönen und ein Klingen:
Mehr, als Schatten aus den Grüften,
Will zum Hades Charon bringen.

Aber rückwärts flieht das Tönen,
Nicht gemacht für's Reich der Schatten,
Will empor, — im Land des Schönen
Sich mit Licht und Leben gatten;

Aufwärts, wo um Ruhmeskronen,
Unverwelklich wird geworben:
— Denen, die im Lichte wohnen,
Ist Rossini nicht gestorben.

D. v. B.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Als am andern Morgen Anton, vom Bußpeterl geführt, beim Vordermaier ankam, hatte er volle Muße, Leinwand und Farben herzurichten, wobei Peterl hülfreich Dienste leistete; denn Resel hatte erst gewartet, ob der Maler auch wirklich komme; sie wollte nicht umsonst sich putzen.

Endlich trat sie ein und Anton entschlüpfte unwillkürlich ein Ausruf der Bewunderung; aber Resel war heut so schön, daß selbst die Mutter, welche erst über die Zeitverschwendung ihrer Tochter ärgerlich war und wie ein Kettenhund um den Maler herumgeknurrt hatte, jetzt stolz auf sie blickte und eitler wurde, als Resel.

Die hohe, schlanke Gestalt Resels war beinahe achtunggebietend, die feinen Züge, welche den letzten Kummer noch wiederspiegelten, mußten entzücken, und das große, blaue Auge drang tief in das Innerste des Malers.

Hätte Anton dieses Weib gemalt gehabt, so wäre er, wie Phidias, vor seinem eigenen Meisterwerke niedergefallen und hätte sie angebetet; vor dem fremden fehlte ihm der Muth, hinzuknieen; aber innerlich betete er die nie gesehene Schönheit an. So oft er von der Leinwand aufsah, ging in seinem Herzen ein Himmel auf und die Begeisterung führte seinen Pinsel. Nie war ihm ein Kopf besser gelungen, nie hatte er so viel Seele in ein Bild gebracht, als jetzt; aber wenn er dann wieder auf das Original blickte, so war es ihm, als stände ein Engel ihm Modell und er male eine Teufelsfratze.

In des Heiligenmalers Innerm ging eine große Veränderung vor. Immer noch war es leer in ihm, seit das Grab die theure Asche des Vaters aufgenommen; jetzt wurde es wieder voll, das Verlorne war vergessen über dem sehnsüchtig Gewünschten. Es war ihm, als sollte er hinfallen vor ihr und leise sprechen: „Dich lieb ich mehr denn Alles, mehr denn Kunst, mehr als Ruhm und Ehre, mehr als meinen Vater; o, nimm mich auf und laß mich in Deinem Herzen wohnen, wie Dein Bild immer und immer vor mir stehen wird!“; aber es fehlte ihm der Muth, noch brannte das Feuer rein und ohne Begehren, er fühlte sich glücklich in der Sehnsucht und wollte sich die Seligkeit nicht rauben durch ein kaltes, frostiges „Nein!“

Nie hatte Anton das Leben in einem Bauernhause mitgelebt; erst heute lernte er es kennen, und was er sonst roh und ungeziemend gefunden hätte, hier fand er es herrlich, denn Resel gehörte ja dem Hause an.

Ihm gefiel es, wie sie im Sonntagsputze über die Raine des Feldes oder Stalles sprechen konnte, wie sie die Dirne hielt,

Digitized by Google

welche die Mußpfanne auf das Tischtuch stellte, statt auf das Rußbrett. Ja, die Vernunft, welche sich so gern den Wünschen des Jünglings unterordnet, sagte lügelnd zu ihm: „Sie paßt für Dich. Wenn Du im Reiche der Kunst lebst und nicht sorgen kannst für Deine Bedürfnisse, so wird sie schalten in Deinem Hause und Dir die Sorge um das Irdische fern halten, und spät am Abend, wenn Du traulich neben ihr sitzst, so wird Dich ihre Engelsschönheit entzücken und hoch und herrlich siehst Du Deine Gedanken verkörpert."

Aber Anton hatte einen Nebenbuhler auf der Ofenbank hinter sich sitzen. Der arme, verkrüppelte Bußpeterl sah weniger auf die Arbeit des Malers, als in das Gesicht Resels; auch er liebte sie, aber ohne Wunsch. Nebenbei achtete und ehrte er Resel als die Braut seines Freundes Andreas, der ihm das Vorbild aller Männer schien. Es konnte ihn ordentlich ärgern, daß Anton so frei das Auge auf Resel heften durfte, er machte sich Vorwürfe, daß durch *seine* Vermittlung der Maler ins Haus gekommen war und, um dem Druck des Gewissens einen Gegendruck zu geben, nahm er sich vor, ihn scharf zu beobachten und jede Unziemlichkeit desselben unerbittlich zu strafen. Schon daß Anton aus Begeisterung stets „Therese" statt Resel sagte, konnte ihn verdrießlich stimmen, denn er glaubte, derselbe wolle sich durch allzugroße Höflichkeit einschmeicheln; als aber gar Anton wagte, ein längeres Gespräch mit ihr anzufangen, um auch die Stimme zu hören, sagte er laut zu sich: „Er wird doch nicht malen, was sie spricht?"

Der Wohllaut ihrer Rede begeisterte Anton jedoch zu sehr, als daß er nicht gewünscht haben sollte, sie singen zu hören. Wer so sprach, wie mußte er erst singen. Als daher das kleine Bildchen fertig war, Mutter und Vater, selbst Bußpeterl es ähnlich und trefflich gefunden hatten und Resel um den Preis fragte, sagte der Maler mit fast zu warmer Innigkeit, wenigstens Peterl fand den Ton so unpassend, wie die Bitte:

„Therese, nur ein Lied, von Euch gesungen, ist mehr werth, als selbst ein Bild von Dürer."

War es Eitelkeit oder war es die Freude, dem Geliebten durch das wohlgetroffene Bild ein Zeichen ihrer Treue geben zu können, oder war es endlich Resels angeborene Freundlichkeit gegen Jedermann, welches sie der Bitte willfahren ließ, — das zu entscheiden, möchte schwer sein; so viel ist gewiß, daß sie ein altes Volks- und Liebeslied anstimmte, dessen wiederkehrender Endvers war:

„Für Dich, Du mein Alles,
Da sterbet ich gern!"

Die schwellenden, sehnsüchtigen Töne griffen in die innersten Saiten von des Malers Seele; sein Haupt ruhte in den Händen und er ließ ungetrocknet den Thränen ihren freien Lauf. Aus seiner frühesten Kindheit konnte er sich die Melodie erinnern und jetzt sang es klar und hell ein Wesen, das ihm über Alles theuer geworden war. Wie glücklich ist doch Der, dem die gütige Natur die Kraft des Gesanges verliehen! Den Zorn verwandelt er in Milde, Haß in Freundschaft, das Unglück in Seligkeit; ihm werden die festverschlossensten Herzen geöffnet und die offenen werden ihm zur dauernden Herberge!

Dem Heiligenmaler wollte Lust das Herz zersprengen, wenn Resel jodelte, und die Wehmuth es ihm zusammenschnüren, wenn sie den Schlußvers langsam, leise hinhauchte.

Sie aber wollte nichts davon wissen, daß ihr Lied der einzige Lohn des Malers sein sollte und drängte ihm einen blanken Goldgulden auf.

So viel hatte damals noch kein Bauernmädchen für ihr Bild ausgegeben, während jetzt jeder Kühjunge das Doppelte dem Photographen zahlt.

Der begeisterte Anton lobte im Stillen den feinen Takt, womit Resel ihm das Geld gab, und weniger Blümelhubers gemessener Auftrag, als die Furcht, das schöne Mädchen zu beleidigen, vermochte ihn zur Annahme; auch reizte ihn der Gedanke, eine Erinnerung an Resel zu haben, und wenn er wollte, so konnte er den Schatzthaler anfassen und sich einbilden, er habe Resels Hand in der seinen.

Als endlich Anton beglückt schied, folgte ihm Bußpeterl, damit der Maler sich nicht etwa beifallen ließe, später wieder umzukehren und seine Liebe der keuschen Resel zu gestehen vor dem Fenster. Ja, er beschloß, in Antons Freudenbecher einige Tropfen Wermuth zu schütten und ihm so den Trank gründlich zu verderben.

(Fortsetzung folgt.)

Gioachimo Rossini.

Am 14. November starb in Paris der weltberühmte Maestro Rossini, einer der wenigen Sterblichen, denen es vergönnt war, ihre Unsterblichkeit zu erleben. Die Bedeutung des Geschiedenen würdigt ein poetischer Nachruf an der Spitze dieses Blattes. Wir lassen in Nachfolgendem nur noch einige Mittheilungen über die äußeren Umrisse seines Lebensganges, der für die Kunst schon seit dem Jahre 1830 abgeschlossen ist, nach den „Männern der Zeit" folgen.

Rossini stammt aus dem romagnolischen Küstenstädtchen Pesaro her, woselbst er am 29. Februar 1792 geboren wurde. Seine Eltern trieben die Musik gewerbsmäßig, und so konnte es nicht fehlen, daß der spätere Beherrscher der italienischen Oper, — der ruhmreiche Nachfolger von Cimarosa und Paesiello, schon in den frühesten Kinderjahren Anregung zur Entwickelung und Entfaltung seiner reichen, genialen Musikbegabung empfing.

Zuerst spielte und sang er Kinderrollen auf den kleinen Theatern, an welchen seine Eltern (sein Vater im Orchester, seine Mutter dagegen als Sängerin auf der Bühne) thätig waren. Da sich nun bei dieser Gelegenheit sehr bald das außerordentliche Talent des Knaben geltend machte, so gab man ihm weiterhin einen Musiklehrer in der Person eines gewissen Tesei, unter dessen Anleitung er Clavierspiel und Gesang trieb. Dieß geschah in seinem zwölften Lebensjahre. Drei Jahre später wurde er Schüler des Pater Mattei am Lyceum zu Bologna. Durch den Unterricht des Letzteren sah sich Rossini so schnell gefördert, daß er bereits im Jahre 1809 an die Composition einer Oper: „Demetrio e Polibio" ging. Doch waren damit noch keineswegs seine Lehrjahre abgeschlossen.

Einige Bologneser Kunstmäcene, die Rossini's fruchtbaren Genius richtig zu würdigen wußten, unterstützten den hochbegabten Jüngling derart mit Geldmitteln, daß er sich in die angenehme Lage versetzt sah, behufs weiterer Studien, von denen man indeß keine nähere Kunde hat, nach Venedig zu gehen. Hier schrieb er während der Folgezeit mehrere Opern schnell hintereinander. Dieselben kamen auch zur öffentlichen Aufführung, jedoch ohne sonderlichen Erfolg. Eine dieser Opern: „la scala di seta", fiel sogar gründlich durch, wozu der Componist absichtlich, um sich an dem übermüthigen herrischen Impresario des Theaters, auf welchem die Oper zur Darstellung kam, zu rächen, allerdings das Wesentlichste selbst beigetragen hatte.

Rossini's glanzvolle, vielbeneidete Laufbahn eröffnete sich erst in Mailand, wohin der Componist demnächst gegangen war, um eine eben vollendete Oper: „la pietra di paragona" im Scalatheater aufzuführen. Dieselbe übte eine so große Wirkung auf das Publikum, daß Rossini's Ruhm als dramatischer Tonsetzer jedenfalls von hier ab datirt werden muß, wenn auch das fragliche

Digitized by Google

Werk längst verschollen ist, überhaupt keine weitere Verbreitung gefunden hat.

Nicht lange währte es, so trat Rossini mit einer Oper hervor, die jetzt noch, wenigstens dem Namen nach, allgemein gekannt ist, und die jedenfalls immer einen Platz in der Geschichte der italienischen Oper wird beanspruchen dürfen, weil sie gewissermaßen den Anfangspunkt der Reactionsperiode italienischer Opernmusik durch Rossini bildet. Es war „Tancred". Diese Bühnenschöpfung, geschrieben 1813, erlebte ihre erste Aufführung in dem „Teatro Fenice" zu Venedig. Sie hatte einen so überaus günstigen Erfolg, daß Rossini's Name in Folge dessen nicht allein in seinem Vaterlande, sondern auch auswärts viel genannt, und sogar in einem gewissen Grade berühmt wurde. Der Ruf des Componisten mehrte sich, nachdem er in demselben Jahre mit der „Italienerin in Algier" das Repertoire der vaterländischen Bühnen bereichert hatte.

Nun aber folgte ein Interimisticum in Rossini's Componisten-Laufbahn. Nicht als ob der mit größter Leichtigkeit producirende Künstler während der nächsten Zeit unthätig gewesen wäre, — im Gegentheil: er schuf kurz hintereinander mehrere Opern; keine einzige derselben machte indessen sonderliches Glück. Dann aber, gleichsam als ob Rossini's schöpferische Kraft sich wieder concentrirt und zu neuen hervorragenden Leistungen vorbereitet habe, erschien im Jahre 1816 sein anerkannt vollendetstes und gemalstes Werk: „Der Barbier von Sevilla", auf den Brettern. Diese von ächtem Humor, feinstem musikalischen Witz, ergötzender Laune, vollendeter Grazie und originellster melodischer Erfindung übersprudelnde Oper hat der Maëstro, so Bedeutendes und Außerordentliches sein Genius später noch spendete, in ihrer Totalität nicht wieder zu überbieten vermocht. Mit ihr gab er den unwiderleglichsten Beweis einer ganz eminenten und in ihrer Art einzigen Begabung für das dramatische Genre, — einen Beweis, dessen Führung ihm sonsthin in den meisten anderen Fällen nicht allzusehr am Herzen gelegen zu haben scheint. Denn wie hoch man auch Rossini's schöpferisches Vermögen, gleichwie die bewundernswerthe Leichtigkeit, mit der er eine ziemlich große Zahl von Opern schrieb, veranschlagen möge, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß seine Arbeiten im Allgemeinen nur zu häufig offenkundige Spuren von einer gewissen Flüchtigkeit und künstlerischen Nonchalance, sowohl betreffs der Conception als auch hinsichtlich der Detailausführung, erkennen lassen. Die Formgebung zeigt sich bald rein schematisch und conventionell, und der wahre Ausdruck der Worte, der Empfindung und der Situation kommt dabei nur in selteneren Fällen zur musikalischen Versinnlichung.

Der „Barbier von Sevilla" wurde zuerst in Rom gegeben, wohin sich der Componist eigends zu diesem Zweck begeben hatte. Inzwischen war Rossini's Ruhm bis zu solch einer Höhe emporgestiegen, daß der Impresario des Theaters in Neapel, natürlich zunächst in seinem eigenen Interesse, es für zweckmäßig fand, mit dem gefeierten Tonsetzer ein contractliches Abkommen zu treffen, wonach es Rossini oblag, für die neapolitanische Bühne jährlich zwei Opern gegen ein festes Honorar von 12,000 Francs zu liefern. In wie weit, und wie lange dieser Vertrag aufrecht erhalten wurde, ist unklar. Nur so viel läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß die nächstdem in Italien componirten Opern: „Otello", „Cenerentola", „la gazza ladra", „Armida", „Adelaide di Borgogna", „Adina, ossia il Califo di Bagdad", „Moses", „Ricciardo e Zoraide", „Ermione", „Odoardo e Cristina", „la Donna del Lago", „Bianca e Falliero", „Maometto secondo", „Matilde di Chabran" und „Zelmira" waren, sowie daß dieselben, wenigstens zum größten Theil, in Neapel zur Aufführung gelangten. Geschrieben wurden sämmtliche genannten Opern in dem unglaublich kurzen Zeitraume von fünf bis sechs Jahren, während welcher Rossini sich abwechselnd in Neapel, Rom, Venedig, Mailand und in seiner Vaterstadt Pesaro aufhielt.

Mit dem Jahre 1822 beginnt in Rossini's äußerem Leben ein neuer Abschnitt.

Er verließ zum ersten Male sein Heimathland, um sich für einige Zeit nach Deutschland, und zwar speciell nach Wien zu wenden. Die nächste Veranlassung dazu gab die Oper „Zelmira", welche eigends für die Kaiserstadt geschrieben worden war. Hier wurde Rossini, getragen durch den oberflächlichen, sinnlich genußsüchtigen und wetterwendischen Geschmack des Wiener Publikums, welches eben erst einem Haydn und Mozart zugejauchzt hatte, der Held des Tages. Alle Welt bemühte sich, dem Maëstro Huldigungen darzubringen, und bis in die höchsten Kreise hinauf berauschte man sich an den süßen einschmeichelnden Klängen seiner Musik dermaßen, daß selbst ein so gewaltiger Geist wie Beethoven sich dadurch für den Augenblick, gleich einem Vergessenen, in den Hintergrund zurückgedrängt sehen mußte.

Rossini's damalige Triumphe in Wien sind übrigens, um gerecht zu sein, nicht bloß bezeichnend für den zum Verwundern wandelbaren Modegeschmack der Wiener, sondern überhaupt charakteristisch für die gesammten öffentlichen Zustände der sogenannten gebildeten Welt jener Tage in Deutschland. Der allgemeinen Aufregung und Erbitterung über die napoleonische Willkürherrschaft und Tyrannei des deutschen Volkes war, nachdem man das französische Joch abgeschüttelt hatte, eine Zeit politischer Erschlaffung gefolgt. Und diese letztere wurde, wie genugsam bekannt, von den Lenkern der Staatengeschicke behufs einer politischen Restauration ausgebeutet, während das große Publikum angenehme Erholung nach den stürmischen Zeiten des Befreiungskrieges suchte. Dies Verlangen gründlich zu befriedigen, war Rossini mit seiner Musik der rechte Mann. Nicht blos die Wiener, sondern überhaupt die Deutschen legten ihm ihr Herz zu Füßen. Ganz wohl kann man daher Rossini den glorreichen Componisten der nachnapoleonischen politischen Restaurationsperiode nennen.

Von Wien begab sich Rossini nach Verona, wo er während des Congresses eine Cantate componirte, die jedoch wenig gefiel. Sodann ging er nach Venedig. Hier wurde die Oper „Semiramide" geschrieben und aufgeführt, jedoch gleichfalls ohne durchgreifenden Erfolg.

Im November des Jahres 1823 reiste Rossini nach Paris, und demnächst auch nach London. In beiden Weltstädten feierte er neue Triumphe. Sodann nahm der Maestro seinen Aufenthalt für längere Zeit in Paris, wo man ihm unbegränzte Verehrung bewies, wie schon allein der Umstand zeigt, daß man im Foyer des Opernhauses sein Abbild in Marmor aufstellen ließ. Während jenes Pariser Aufenthaltes nahm Rossini zunächst eine Umarbeitung des „Mohamed" vor, in welcher erneuerten Gestalt diese Oper den Titel „Die Belagerung von Corinth" erhielt. Außerdem componirte er die Opern „Comte d'Ory" (1826) und „Wilhelm Tell" (1829), mit denen er gewissermaßen den Beschluß seiner Componistenlaufbahn machte. Nachdem Meyerbeer 1830 seinen „Robert" in der großen Oper zu Paris aufgeführt hatte, soll der italienische Meister in dem ihm eigenen lakonischen Tone geäußert haben, daß es an der Zeit sei, fortan darauf zu verzichten, für die Bühne zu schreiben.

Rossini hat seine schöpferische Thätigkeit fast ausschließlich dem Theater zugewendet. Kaum mehr als zwei Werke existiren von ihm in der Oeffentlichkeit, die für andere Zwecke bestimmt waren. Sie sind: ein „Stabat mater" und die „Soirées musicales". Mit dem letztern Opus hat der Componist ein Werk geschaffen, welches schon vom rein gesanglichen Standpunkte aus betrachtet, werthvoll genannt werden muß. In dieser Hinsicht freilich zeichnen

Digitized by Google

sich sämmtliche Compositionen Rossini's aus. Ein feiner, gewiegter Kenner der menschlichen Stimme, selbst ausgezeichneter Sänger, wurde er der Schöpfer einer modernen italienischen Gesangsschule, die bis auf den heutigen Tag noch ihre Nachwirkungen erkennen läßt. Namentlich im Gebiete des Coloraturgesanges leistete er Außerordentliches, sowohl betreffs einer mannichfaltigen reiz- und effectvollen Erfindung, gleichwie hinsichtlich einer gesangsmäßigen Schreibart, wennschon hinzugefügt werden muß, daß seine desfallsige Gestaltungsweise ziemlich früh bereits einer einseitigen conventionellen Manier verfiel, die gegenwärtig in vielen Fällen als eine sich überlebte, veraltete zu bezeichnen ist. Dennoch wird die Rossinische Vocalmusik in gewisser Hinsicht immer eine wichtige Quelle für das höhere Studium des Gesanges, namentlich aber im Hinblick auf das colorirte Fach bleiben.

Aus dieser Darlegung geht zur Genüge hervor, daß Rossini's hauptsächlichstes Vermögen betreffs des Bewältigens der Kunsttechnik im vocalen Gebiete liegt: seine Handhabung des Instrumentalen tritt dagegen allerdings zurück. Zwar zeugt seine Instrumentation von großer Gewandtheit und Kenntniß, indessen das Orchester spielt in seinen Werken, wie freilich in denen aller italienischen Componisten, doch zur Hauptsache immer nur eine secundäre, beinahe untergeordnete Rolle, wenigstens in dem Sinne, wie wir es z. B. bei Mozart's Opern gewohnt sind. Im Uebrigen besitzt Rossini in hohem Grade die Gabe dramatischer Charakterisirung, wie vor allen sein „Barbier von Sevilla" — eine Musterschöpfung in ihrer Art — beweist. Aber auch in der Gattung der tragischen Oper hat er nach seiner Weise Außerordentliches geleistet. Freilich sind es meistens nur einzelne Theile und Scenen seiner zahlreichen Opern, die sich durch Tiefe der Empfindung und poetische Conception auszeichnen. Allein diese reichen vollkommen hin, um die desfallsige geniale Begabung des Meisters zu erkennen und nachzuweisen. Hierher sind als die hervorragendsten Proben seines Genies zu rechnen: der letzte Act des „Othello", viele Einzelheiten in der „Belagerung von Corinth", im „Moses", sowie in dem nach Art der großen Pariser Oper gestalteten „Wilhelm Tell".

Rossini hat später, so viel man weiß, unter Hinbringung eines „dolce far niente", hauptsächlich gastronomischen Studien und andern seltsamen Gelüsten obliegend, eine lange Reihe von Jahren in seinem Vaterlande gelebt. Später und bis zu seinem Lebensende hielt er sich in Paris auf, verehrt als einstiges schöpferisches Genie, geliebt als geistreicher und witziger Gesellschafter und bewundert als Gourmand.

Mannichfaltigkeiten.

(Edler Wettstreit.) Der bekannte Afrika-Reisende Rohlfs erzählt in dem soeben erschienenen Werke über seine letzte Expedition Folgendes: Als der Vicekönig von Aegypten vor zwei Jahren die erste Abgeordneten-Versammlung eröffnete, hatte man den Deputirten vorher gesagt, daß man Rechte, Centrum und Linke unterschieden haben müsse, daß die Rechte immer mit, die Linke gegen die Regierung stimme und das Centrum bald für, bald gegen. Als nun Seine Hoheit die Versammlung eröffnen und sich mit seinen Ministern in den Sitzungssaal begeben wollte, hörte er einen furchtbaren Lärm und Aufruhr. Mit Vorsicht wurden die Flügelthüren geöffnet und ein Eunuch vorangeschickt, um zu erkunden, was es gebe. Der Vicekönig glaubte schon an eine Juli- oder Februarrevolution, wenn er überhaupt von dergleichen Dingen Kunde besaß. Aber, o Wunder! der Eunuch vernimmt mit Staunen, daß zuerst ein Streit und Drängen stattgefunden habe, wer rechts sitzen solle, da alle Deputirten der Rechten angehören wollten, und daß dadurch eine große Schlägerei und Prügelei entstanden, welche noch dauere. Der Vicekönig konnte denselben Tag die Sitzung nicht eröffnen; theils hatten die meisten Deputirten schwere Verletzungen auf ihren glattrasirten Köpfen erhalten, theils hatten sie den Schnurrbart ausgerissen, theils auch waren alle Sessel zerbrochen, indem sich die Kämpfenden wegen Mangels an Waffen der Stuhlbeine bedient hatten.

Museum.

Die Witzblätter der Franzosen geben oft ihre Kritiken, namentlich über die Neuigkeiten der Bühne, in der pikanten und praktischen Art, daß sie das Publikum selbst in seinen Logen, im Foyer, während des Zwischenactes über die Sache, Dichter und Darsteller plaudern lassen, ganz so, wie es eben plaudert. Das ist nicht nur ein originelles, sondern auch ein scheinbar originäres Mittel, die Wahrheit zu sagen. Wir auf unserem ernsteren deutschen Standpunkt kamen schon manchmal zu dem Wunsche, der freilich nicht frei von Egoismus ist, daß die Wände, die nach dem Sprüchwort Ohren haben sollen, auch einmal, wie weiland in den Zeiten, da ein Sommernachtstraum noch um Rüpel, wie um Elfen die gleichen Zauber wob, Stimme und Sprache gewinnen möchten. Dann wären gewiß die Corridors des Saalbaus für die Urtheile unseres Publikums Dolmetscher, die schon Etwas erzählen könnten. Ueber den Inhalt nun des Flüsterns und Wisperns, des Raunens und selbst Murrens, wie es dort — nun schon zum zweiten Male in kurzer Aufeinanderfolge — am letzten Freitag hin und wieder umging, konnte auch die wohlwollendste Stimmung nicht sehr im Zweifel sein. Man war seiner Zeit einigermaßen piquirt, als ein gesunder Humor in einer gewissen Art des Hinträumens, wie es selbst den Besten einmal überschleichen kann, die neue Species Saalbauschlaf entdecken wollte. Wir mögen nicht fürchten, daß das Uebel wiederkehre und gar endemisch werde, — aber wir wollen dabei uns erlauben, an den Vorstand der Gesellschaft, dessen schwierige Stellung zu verkennen wir gewiß die Letzten sind, wenigstens einen Wunsch zu richten, den nämlich, er möge zu allseitigem Nutz und Frommen Jeden, welcher uns mit einem Vortrag zu erfreuen kommt, in ganz bestimmter Weise vorher darüber verständigen, welcher Art unsere Bedürfnisse und unsere Erwartungen. Es sind die eines Salons im Gegensatz zum Hörsaal und zur Akademie. Diese haben einen Anspruch auf die gewichtigen Barren der Wissenschaft, während jener an der leichten Beweglichkeit der gemünzten Werthe eines schöngeistigen Verkehrs und Austausches sich genügt und genügen soll.

Ein um die Geschichte des Islam und insbesondere die historische Kritik des Koran hochverdienter Gelehrter, Professor Weil aus Heidelberg, sprach über den Cid, den vielgefeierten Nationalhelden Spaniens, Don Rodriguez, Ruy Diaz, gen. Vivar, so wie denselben die neueren Forschungen aus arabischen Handschriften, nachdem ihn Sage und Legende, Volkslied und Ritterromanze, der Thron und die Kirche in den industriellen Benedictinern des Klosters San Pedro de Cardoño, seiner Grabstätte, verschieden, aber immer zu neuem Vortheil für seine Persönlichkeit behandelt, in richtiger Beleuchtung nach Licht und Schatten thatsächlich festgestellt haben. Bleicht dadurch auch das Bild des Cid (Said, Herr), wie es uns Herder besser, als Cornille, nach dem Spanischen „Romancero general" auf Goldgrund in südlicher Farbenpracht gemalt, in Etwas, es bleibt doch noch genug, um es begreiflich zu machen, daß er, der tapfere und kluge Degen, ein ganzer Mann seiner Zeit, acht Jahrhunderte hindurch im Herzen seines Volkes fortlebt. Konnte doch selbst in den jüngsten Tagen noch ein für Carlos VII. werbendes Flugblatt in diesem Thronandidaten „die Nachahmung des Cid in der Tapferkeit und der Treue" verheißen.

Der Redner gab nach Skizirung der glorreichen Maurenzeit und Vorführung der Gründe der Ausbreitung der Herrschaft der Omajaden eine umfängliche Schilderung der Thaten des Campeadors, insbesondere in Valencia, sowie eine Charakterisirung desselben nach seinen Vorzügen und seinen Fehlern, mit der schließlichen Nutzanwendung auf die Unbestechlichkeit der Geschichte unserer Zeit, die nicht mehr, wie früher, dem äußeren Erfolg, sondern dem innern Werth, dem auf das Recht und die Sorge für das geistige, wie materielle Wohl der Völker gebauten Segen ihr abschließendes Urtheil entnimmt. — ©

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 17. November. **Aus der Gesellschaft**; Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld. (Abonnement-Vorstellung Nr. 15.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 321. Mittwoch, den 18. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

II.

Als der Maler und Bußpeterl über die Mangfallbrücke schritten, frug Letzterer boshaft, um seine bisherigen Beobachtungen sich bestätigen zu lassen.

„Gelt, Herr Killberger, die Resel ist schön?"

„Schön?" frug Anton warm, „schön sagst Du? Herrlich ist sie, prächtig und ganz wundervoll!"

„Ja und brav, Herr, sehr brav; sie ist so rein wie Gold und treu, treu, ja wie denn gleich? so treu, wie meine Scheck beim alten Frauenrieder war, die mir überall nachgelaufen ist. Das war eine brave und schöne Kuh; im Sommer ist sie von der Blechhalm davon und zu mir gelaufen; es hat nichts geholfen, daß wir sie mit Stecken fortgejagt haben, sie ist immer wieder gekommen. Zuletzt blieb nichts übrig, als daß ich mit auf die Alm gezogen bin — und die Resel ist just auch so."

„Aber, Peterl, wie magst Du die Resel mit einer Kuh zusammenbringen?"

„Ja ja, Herr Killberger, es ist so, mir fällt meine Scheck immer ein, wenn ich die Resel seh'. Die — ich meine die Resel — hat den jungen Frauenrieder auch so gern, wie mich die Kuh; aber der Anderl verdients auch. Kennt Ihr den Anderl?"

„Nein, den Anderl? wo und wer ist der?"

„Wo er ist, das wissen nur die Engel im Himmel und vielleicht auch der Blümelhuber, wenigstens thut er so, obwohl ichs nicht glauben mag, denn sie waren nie gut Freund; und was er ist, kann man eigentlich auch nicht recht sagen, seit sie ihn von Haus und Hof verjagt haben; aber der Liebhaber, der Bräutigam vom Resel ist er. Schaut, Herr, der ist schön und stattlich, aber so brav und gut und fürcht sich vor Niemand. Oben auf unserer Alm ist einmal ein Luchs auf eine Kalben gesprungen und hat ihrs Blut aussaugen wollen; da ist der Anderl, der gerade oben war, um Schmalz zu holen, hingelaufen und hat das Raubthier am Genick gepackt und heruntergerissen; dann hat er's so stark auf einen Stein geschleudert, daß der Luchs wie todt gelegen ist; wir haben die Bestie dann vollends erschlagen, und damals war der Anderl noch nicht ganz fünfzehn Jahre, und wißt Ihr, Herr Maler, jetzt thät er's Jedem so machen, der bei der Resel ein Luchs sein wollte."

Dem armen Heiligenmaler war es, als ob Peterl selbst ein boshafter Luchs wäre, welcher ihm sein bestes Herzblut aussauge. Bußpeterl war aber auch ein recht schadenfroher Gnom und nichts machte ihm mehr Freude, als daß er seinen Begleiter so traurig gemacht hatte, ja je trübseliger Anton wurde, desto lustiger war er, und er stimmte jetzt einen Gregorianischen Lobgesang auf die Maria an, welche Anton soeben gemalt hatte, d. h. er war unerschöpflich, die Tugenden Resels zu loben, und wenn er sah, daß Anton ihn mit einem Blick des Dankes belohnen wollte, so fing er wieder an, das Band zwischen ihr und Andreas als unzertrennlich zu schildern und zu erzählen, wie viel reiche Burschen um Resel angehalten, wie sie aber alle hoffnungslos wieder umkehrten, ja wie die meisten schon von vornherein alle Liebesgedanken aufgegeben, wenn sie nur den Anderl neben der Resel gesehen hätten, „denn ein schöneres Paar hat Gott nie zusammengefügt", meinte Peterl zum Schluß.

5.

Am westlichen Abhange des Taubenbergs, dort wo sich die Wege scheiden nach Tölz und Tegernsee, steht eine Kirche, die ist ein wahres „Lug-ins-Land", so frei liegt sie auf der Höhe, und der Baumeister hat ihr ein so heiteres Aussehen gegeben, als sie St. Leonhard verdient, jener Heilige, welcher die schmerzenden Fesseln dem Thiere abgenommen hat und dem die Kirche geweiht ist. Es war sonst ziemlich still und öd da, nur der Fuhrmann, der nach dem Brenner fuhr, oder der Tyroler, der mit seinem Esel den obst- und kinderbeladenen Karren nach der thürme- und klosterreichen Stadt München zog, belebten damals die Straße; jetzt freilich ist's anders, da jagen elegante Reisekaleschen, schleichen gelbe Eilwägen von Tegernsee nach der Bahnstation Holzkirchen oder umgekehrt, gefüllt mit Leuten, die Vergnügen genießen wollen oder schon genossen haben und nun in ihren flachen Heimath- und Vaterländern dem Staunenden von den Gefahren einer Almpartie, von wüthenden Gemsen und tollen Hirschen zu erzählen wissen oder gar — horribile dictu — artige Novellen und Schilderungen schreiben.

An dem Morgen des St. Annentages war es und ist es noch heutzutage lebhaft genug. Krämer haben rings um die Kirche ihre Buden aufgeschlagen und verkaufen an alte Weiber Rosenkränze, an Bauern Scorpione und geweihte Arzeneien gegen Kolik der Pferde und Geheimmittel gegen das Verkalben der Kühe. Zuckerbäcker halten Lebkuchen und „Leckerlü" feil, welche die jungen Burschen ihren Mädchen kaufen, damit sie sich den Magen verderben können, und der ehrsame Wirth kommt mit geräucherten Würsten und einer schweren Ladung Bier angefahren und errichtet eine fliegende Taverne, denn die katholische Kirche liebt Handel und Gewerbe und wo sie verdient, läßt sie auch jene verdienen, indem indem sie jede kirchliche Feier gleichzeitig zu einem Volksfeste macht.

Am St. Annentag wird hier St. Leonhardsfeier gehalten; schon gegen acht Uhr Morgens sah man deßhalb weit und breit die Straßen belebt von schön mit Tannenzweigen geschmückten Wägen, welche wohlgenährte Rosse in wildem Laufe zogen; und bei diesem Jagen, dem Stoßen der Leiterwägen ertönte einförmig, laut und ununterbrochen das Gebet des Herrn und das „Gegrüßt

Digitized by Google

seist Du, Maria!" von den Lippen der Bauern und Dirnen, welche die Wägen füllten; selbst der Bursche, welcher auf seinem jungen Pferde dahinraste, betete laut fort und ließ sich durch die Seitensprünge desselben wenig aus Andacht und Fassung bringen. Je näher der Kirche, je ärger wurde das Gedränge von Wagen und Reitern, welche dreimal die Kirche umkreisten, damit sie die irdische Wallfahrt der Thiere und ihre eigene im Himmel erlangten. Im reichen Blumenschmuck, als sei schon jetzt Almheimfahrt, führten geputzte Mädchen die trächtigen Kalben um die Kirche und beteten gedankenlos für das Gedeihen ihrer vierbeinigen Begleiterinnen.

Aber die ältesten Leute konnten sich nicht erinnern, daß jemals die St. Leonhardsfahrt so zahlreich besucht war. Da sah man die schlanken Gestalten vom Lenggries, die schönen Leute der Jachenau, mit ihren grünen Wämsern und den niedrigen, breitkrämpigen Hüten; die Bauern von Tegernsee und Kreuth, deren Kopfbedeckung das gerade Gegentheil derjenigen der Jachenauer war. Miesbach schickte seine untersetzten, kräftigen Männer und das Flachland die Bauern, die unter dem doppelten Druck der Staats- und Gutsabgaben schmachteten. Von Valley, Föching, Holzkirchen, Hart- und Großpenning, ja selbst von Otterfing und Sauerlach waren sie gekommen und flehten den Heiligen um Schutz für ihren größten Reichthum an.

(Fortsetzung folgt.)

Bonaventura Genelli †.

(Mit Benützung einer Mittheilung der „Deutschen Allg. Ztg.")

Wenige Wochen sind es her, daß die „Illustr. Zeitung" durch die Veröffentlichung zweier Blätter aus dem cyklischen Werke: „Aus dem Leben eines Künstlers", das Interesse für Bonaventura Genelli bei den Verehrern dieses, von hellenischem Geist erfüllten Meisters auffrischte und ihm aus weiteren Kreisen neue Bewunderer zuführte.

Eines jener Blätter stellte den Künstler in voller classischer Jugendschönheit, im Jünglingseifer für die ewigen Vorbilder des antiken Lebens und Schaffens dar; um so schmerzlicher berührt nun die Nachricht von seinem Hinscheiden, um so unerwarteter kommt sie den Meisten; — Näherstehende wußten freilich, daß dieser Tod eine Erlösung, — eine Bewahrung des bis vor Jahresfrist noch so vollkräftigen Mannes vor einem lähmenden Siechthum sei.

Genelli's Lebensgang war äußerlich einfach. Im Jahre 1798 in Berlin geboren, wurde er frühe schon, — bald nach dem Einzug der Franzosen — des Vaters, der ein geachteter Landschaftsmaler war, durch den Tod beraubt. Die Familie flüchtete sich nach der Schlacht bei Jena auf das Landgut eines Herrn v. Schierstedt bei Frankfurt a. d. O., wo sie mehrere Jahre verweilte. Genelli's Mutter wird als eine schön begabte Frau geschildert; sein Oheim, Christian Genelli, ein hochgebildeter Architekt, vertrat Vaterstelle an dem Knaben, dessen Beruf zum Künstler schon frühe unverkennbar hervortrat. In den Ateliers der dem Hause befreundeten Künstler empfing er die erste Unterweisung und Anregung; besonders Bürv soll sich viel mit ihm beschäftigt haben; dann vertauschte er die Schule mit der Akademie, wo E. Hummel, ein Genosse des Vaters, lehrte, und als er sein preußisches Soldatenjahr unter den Gardejägern abgedient, gelang es ihm durch Vermittlung der Königin von Holland, die ihm wohlwollte, die Wallfahrt über die Alpen anzutreten.

Kaum 24 Jahre alt, betrat er den ersehnten Boden Italiens, wo ihm bester Willkomm bereitet war. Denn er kam gerade in die Hochfluth der Begeisterung, die eben in jenen Jahren die nachmals so hoch gefeierten Männer verband, deren Namen unserer deutschen Kunst eine neue Epoche bedeuten. Reinhart, Koch, Overbeck, Schnorr fand er, Cornelius, der schon zurückberufen war, lernte ihn bald kennen und schätzen, später kamen mit Rahl, Preller und Andern neue Strebensgenossen hinzu, die Alten nahmen den Neuling zum ebenbürtigen Gefährten an, die Jüngeren ließen ihm unbestritten den Vorzug der eigenthümlichsten, sich immer stolzer und schöner entfaltenden Begabung. In näherem Verkehr namentlich mit Koch, der oft die gern gewährte Hülfe seines Talents in Anspruch nahm, und mit dem Dichter und Maler Müller, der wegen seiner dämonisch-phantastischen Richtung den Spitznamen „Teufelsmüller" führte, gingen ihm diese schönsten Jahre seines Lebens dahin, die ganz und gar den selbstgesetzten Zielen gewidmet waren. Der reinen Schönheit der Griechen trachtete er nach. Was Winckelmann, auch ein Flüchtling aus dem Norden und sein Landesgenosse, mit schöpferischem Blicke neu gezeigt, das ward sein Evangelium; Homer und Sophokles leiteten ihn, und wie jener deutsche Gelehrte sein ganzes Leben — und mehr noch als sein Leben — darangesetzt, um Bürger zu werden in einer Welt, die uns modernen Menschen in Wirklichkeit so fern und unseren tiefsten Trieben doch so nahe liegt, so war auch Genelli — wir dürfen kaum sagen entschlossen, sondern geweiht, sein Alles dem Ideale der hellenischen Schönheitswelt und des classischen Styls dahinzugeben.

Im Jahre 1832 kehrte Genelli in's Vaterland zurück, und fand in Leipzig, statt eines gehofften künstlerischen Auftrags, der ganz im Bereich seines Schaffens gelegen hätte, aber wieder rückgängig wurde, (Ausführung von Fresken im „Römischen Hause"), eine Lebensgefährtin, die von nun an alle Geschicke in treuer Liebe mit ihm theilte. Freilich gar bittere zunächst; denn in München, wohin er sich 1836 wandte, begannen Jahre des Darbens und der Enttäuschung. Freunde fand er dort genug, Förderer fast keinen. Immer vollendeter und großartiger gestalteten sich seine Arbeiten, immer mehr reifte sein Genie dem Ziele entgegen, aber was er sann und schuf und in erhabener Gestaltung ausprägte — „er warf es schweigend in die unendliche Zeit".

Der Sommer des Lebens ging dahin, die Schatten wurden länger, er trotzte der Noth, fügte sich in stolzer Resignation, nur seinem Gotte dienend. Da kam ihm durch die freundliche Huld und aufrichtige Schätzung des Großherzogs Karl Alexander die Einladung, seinen Aufenthalt in Weimar zu nehmen und dort seiner Muse zu leben. Er folgte dem ehrenvollen Rufe, und was ihm die neue, letzte Heimath alsbald behaglich und erfreulich machte, war, daß ihm jetzt Anerkennung und umfassende Thätigkeit zu Theil wurde. Mit immer neuen Aufgaben nahm der freisinnige Kunstfreund Frhr. v. Schack den Künstler in Anspruch. Die Oeltechnik, bis dahin ihm ein fremdes Idiom, bildete er aus und trat mit ihr erst in die ganze Stärke seines künstlerischen Schaffens ein. So kam eine gute Zeit voller Arbeit und Selbstbefriedigung, die reichen Meisterjahre, und wenn auch um ein Menschenalter später, als Talent und Kraft gewährt hatten, der Segen eines versöhnten Schicksals liegt doch auf ihnen.

In vorgerücktem Alter erfuhr er den Schmerz, einen geliebten, vielversprechenden Sohn zu verlieren. Und dem Kummer folgte bald eigene Krankheit. Noch einmal, Dank einer Kur, der er sich in Leipzig unterwarf, obsiegte seine kernhafte Natur; bald aber trat von neuem Lähmung ein. Am Morgen des 13. November erlag er.

Mit so kurzen Worten sind die Lebensschicksale des herrlichen Mannes erzählt, aber zwischen ihren Zeilen ist eine Welt von Geist und Schönheit, deren Spur „nicht in Aeonen untergeht". Hatte Genelli zuvor in zahlreichen Einzelcompositionen von mythologischen und alttestamentlichen Sujets die Erwartungen einer freilich nur kleinen Gemeinde gerechtfertigt, so trat er zuerst mit seinen durch

Digitized by Google

Stich vervielfältigten Darstellungen zur Ilias und Odyssee und zu Dante vor das größere Publikum. Künstlerische Weisheit in der Wahl der Momente, Kühnheit und Vollendung der Zeichnung, Großartigkeit und Anmuth des Vortrags fesseln in gleichem Maße an diese illustrativen Arbeiten der ersten Münchener Zeit. Zu den folgenden Werken aber verhalten sie sich wie Knospen zur entfalteten Blüthe; denn indem Genelli, den jede, auch die goldene Fessel beengt, sich seine Fabeln selbst erfand, brachte er die ganze Höhe seiner Phantasie zur Geltung, die überdieß durch die cyklische Behandlung der Gegenstände sich einen Ersatz für monumentale Composition schuf.

So zeichnete er, Dichter und Maler zugleich, „Das Leben einer Hexe" (bei Buddeus in Düsseldorf erschienen), Blätter, welche in ergreifend großen Zügen eine Art weiblicher Faust-Tragödie vor Augen stellen, und in dem umfassendern Cyklus „Aus dem Leben eines Wüstlings" (Lithographien, im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) behandelt er in freiester reicher Erfindung Motive des „Don Juan", in denen er auch die romantische Welt mit eigenthümlichem Geiste erfaßt.

Dann kommen die bedeutendsten Leistungen, die ihn als Zeichner und Maler auf gleicher Höhe zeigen: die Oelgemälde „Raub der Europa", „Herakles bei Omphale", wohl das Vollendetste, was Genelli in dieser Weise geschaffen hat, sodann „Abraham mit den Engeln", ferner die „Lykurgos-Schlacht", ein Historienbild, das Rafael's und Michel Angelo's gleichartigen Werken ebenbürtig ist, endlich der „Theater-Vorhang", eine Composition, in welcher der verewigte Meister die Dämonen und Genien, welche das Leben regieren, in großartigem Bilde gruppirt.

Den Abschluß seiner Arbeiten bildet das liebenswürdigste der cyklischen Werke: „Aus dem Leben eines Künstlers" (Kupferstich, Verlag von A. Dürr in Leipzig), worin er mit dem abgeklärten Geiste edler Künstlerreife die Geschichte seines eigenen Erdenwallens schildert.

So lange ächte Kunst lebt, wird sein Name unter den besten stehen.

Aufgewachsen in der größten Stadt Deutschlands inmitten des rührigsten Volkes, war er doch wie von ferner Insel hergekommen, ohne tiefern innern Zusammenhang mit alledem, was in tausend Lebensformen an ihm vorüberbrauste. Nicht, daß er grundsätzlich dem Treiben seiner Mitwelt fremd gewesen wäre, im Gegentheil, vor vielen Künstlern zeichnete ihn Verständniß und Mitgefühl für Bildung und praktische Ziele selbst des modernen Lebens aus, er war belesen in vielen Literaturen, in lebendigem Gedächtnisse bewahrte er einen schönen Schatz gediegenen Wissens, die Politik hatte ihm nichts Abstoßendes, mit gescheitem Urtheile folgte er den Ereignissen der Zeit. Aber sein eigentliches Wesen setzte sich aus ganz andern Stoffen zusammen; sein Schwerpunkt lag jenseits aller dieser Interessen. Die Antike und was ihr gleicht galt ihm als Lehrmeisterin; sein ganzes Trachten richtete sich einzig auf die Kunst. In Leid und Lust, im Hassen und Lieben war er ein antiker Mensch. Die Sorge um's Daheim, welche sich stets an seine Künstlerbahn herandrängte, hat er als Mann mit dem ganzen Stolz der edlen Seele getragen, wie ein Kleid, das zu ihm gehörte und das, gleich den Gewändern seiner Bildergestalten, die strotzende Kraft des Leibes nur deutlicher hervortreten ließ. Er hat nun vollendet und ist in die Genossenschaft des Jenseits eingetreten, die er zum Gegenstand des Schlußbildes jenes Cyclus — Künstlers Erdenwallen — gemacht. Einsam, ein Gast, weilte er unter uns; er ist in seine schönere Heimath gegangen!

Mannichfaltigkeiten.

(Kernlieder.) Kürzlich brachten wir einige Proben aus einem Gesangbuche, welches in Preußisch-Schlesien eingeführt werden soll. Würdige Seitenstücke, ja theilweise dieselben Stellen, bieten die am Seminar in Usingen eingeführten „80 Kernlieder der Regulative", herausgegeben von Anders und Stolzenburg, wie folgende kleine Blumenlese im „Rhein. Kurier" zeigt.

In Nr. 12 heißt es:

Mein Sterben nimmst Du abe,
Vergräbst es in dem Grabe.

In Nr. 30:

Eile, wie Verlobte pflegen,
Deinem Bräutigam entgegen,
Der da mit dem Gnadenhammer
Klopft an Deine Herzenskammer;
Oeffn' ihm bald des Geistespforten,
Red' ihn an mit schönen Worten:
Komm', mein Liebster, laß Dich küssen,
Laß mich Deiner nicht mehr missen.

In Nr. 36:

Er sprach zu seinem lieben Sohn:
Die Zeit ist hie zu 'rbarmen.

In Nr. 40:

Nach Dir
Ist mir,
Grattosa
Cöli Rosa
Krank, und glimmet
Mein Herz, durch Liebe verwundet.

In Nr. 72:

Schütze mich vor's Teufels Netzen,
Vor der Macht der Finsterniß,
Die mir manche Nacht zusetzen
Und erzeugen viel Verdrieß.

(Luthers Trauring.) Aus Waldenburg (Preußen), 11. Nov. wird gemeldet: „Der Trauring unseres großen Reformators Dr. Martin Luther befindet sich gegenwärtig zur Reparatur im Geschäft des Goldarbeiters Janus hierselbst. Der silberne, nur vergoldete Ring trägt im Innern die Inschrift: „D. Marthino Luthero — Catharina v. Bora. 13. Juni 1525"; äußerlich ist er geziert mit einem Crucifix, einer Leiter, einem Schwert, einem Granatstein und einigen nicht erkennbaren Figuren."

(Ein Vorgeschmack der Hölle.) In Rochester bei Newyork wurde kürzlich eine Frau wegen Grausamkeit gegen ihre siebenjährige Adoptivtochter zu einer sechsmonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Sie hatte die Hände des kleinen Kindes gewaltsam über einen glühenden Kohlentopf so lange gehalten, bis dieselben über und über verbrannt waren. Als Grund ihres grausamen Verfahrens gab sie an, das Kind hätte ein Stückchen Zucker gestohlen und sie habe beabsichtigt, ihm eine Idee von der Hölle zu geben."

Für den Weihnachtstisch.

Es wird wohl keiner besonderen Entschuldigung bedürfen, wenn wir unsere dießmalige Weihnachtsschau mit scheinbar entlegenen Gebieten, mit Geschichte und Biographie eröffnen. Nach unserem Dafürhalten gehören die hervorragenderen Erscheinungen dieser Art, so weit sie allgemeinverständlich sind, in erster Reihe auf den Weihnachtstisch und deßhalb scheuen wir uns auch nicht, dazu anzuregen, vielleicht auf die Gefahr hin, uns etwas zu lange in dem aristokratischen Viertel unseres Büchermarktes zu bewegen.

Ist doch die Geschichte der modernen Bildung Eins und Alles; wir leben von ihr wie von dem täglichen Brod, sie geht täglich mehr in Fleisch und Blut der Massen. Noch sind wir in Deutschland zwar in den Kinderschuhen und durchaus nicht verwöhnt, aber Ranke und Gervinus haben uns, wenn auch noch nicht eine große Geschichtsschreibung, doch ganz unverkenn-

Digitized by Google

bar den Anfang zu historischem Selbstbewußtsein gegeben. Wir wollen uns jetzt nicht mehr bloß an den geschichtlichen Schöpfungen des Auslandes erfreuen, sondern wollen selbst schauen, selbst forschen, selbst unsere Verdienste und unsere Schwächen ergründen. Wir sehen schon eine historische Schule bei uns heranwachsen, die, wenn sie sich nicht — wie schon so häufig geschehen — an unserer politischen Bewegung aufreibt, sondern wie die der großen Engländer mit ihr und an ihr emporwächst, vielleicht bald einen so großartigen Aufschwung nehmen wird, wie ihn schon im Augenblick, unbewußt der Masse, die deutsche Philologie genommen hat. Wie diese in stetigem geräuschlosem Wachsen von einem Jahrzehnt zum anderen größere Potenzen hervorbrachte, Friedrich August Wolf, Gotfried Hermann, Carl Lachmann, endlich Friedrich Ritschl, einen Geist, den wir ohne Weiteres dem größten Kritiker aller Zeiten, dem Engländer Bentley, an die Seite stellen können, wie diese machtvolle geistige Erhebung in Deutschland vor sich ging, ohne daß das Ausland auch nur einen Versuch machte, uns zu folgen oder nachzuahmen, vielmehr staunend und bewundernd vor uns steht, sich ausschließlich auf die realen Gebiete der Alterthumswissenschaft beschränkend — so, gerade so nimmt jetzt unsere Geschichtswissenschaft, von jeher eine treue Begleiterin der Philologie, ihre guten Vorsätze zusammen, um das lange Vernachlässigte endlich einzuholen. Auch ihr steht schon das Ausland mit scheuem Blick gegenüber und sieht die deutsche Forschung sich auch dieses Terrains bemächtigen, unthätig in der Hauptsache, kaum noch mit einigen abgenutzten Namen paradirend. In Deutschland hat die philosophische Geschichtsconstruction Hegel's einen tiefen Einfluß auf die historische Forschung gehabt, sie ist die erste Stufe zum Aufbau gewesen, ein großer politischer Aufschwung der Nation wird die zweite sein. Vorerst stehen unsere Historiker noch ausschließlich unter der Herrschaft der Idee. Es fehlt ihnen die Praxis.

Von diesem Mangel sehen wir auch die jüngere Generation noch beherrscht. Einer unserer feinsten historischen Köpfe, Gustav Droysen, hat sich von dem Einfluß desselben zwar stets zu befreien gesucht, aber ohne großen erkennbaren Erfolg. **Droysen's „Geschichte der preußischen Politik"**, von der jetzt die zweite Auflage bei Veit und Comp. in Leipzig zu erscheinen beginnt, ist ein Werk von bewundernswerther Anlage, von pragmatischer Kraft, von fast chronikalischer Detailarbeit. Wenn es wahr ist, daß nur die Geschichtschreibung des eigenen Volkes und der eigenen Zeit den großen Historiker macht, so hat Droysen schon den Weg zur Größe beschritten. Er gibt in großen Zügen zwar zunächst die Vergangenheit, aber er weist darin überall die Keime der Gegenwart nach. So großartig ist die Anlage des Werkes, daß es mit sechs Bänden erst bei Friedrich Wilhelm I. angelangt sein wird. Pragmatisch nannten wir die Darstellung Droysen's, man könnte sie vielleicht sogar philosophisch nennen, aber es ist immerhin die Darstellung eines Gelehrten, nicht eines Staatsmannes. Bolingbroke hätte etwas Anderes aus der „preußischen Politik" gemacht. Außerdem leidet Droysen's Darstellung an starken Ungleichheiten und Härten, wenigstens in den ersten Bänden, wo uns häufig der Mangel einer hinreichenden Voraussicht der Anlage erkennbar wird. Der erste Theil des Werkes, die Gründung, liegt bis jetzt allein in zweiter Auflage vor; wir werden unsere Leser von dem weiteren Fortgang desselben unterrichten; der 4. und 5. Theil, der 1869 neu erscheinen wird, soll bis zu Friedrich dem Großen reichen. — Gerade da, wo Droysen stehen bleibt, geht jetzt ein anderes historisches Werk weiter: **Eberty's Geschichte des preußischen Staats.** Nicht von der Tragweite und Originalität Droysen's, aber musterhaft und selbständig in der Forschung, ist Eberty, bekanntlich Professor in Breslau, von keinem anderen Ehrgeiz beseelt, als eine möglichst ungeschminkte, jedem Gebildeten verständliche Darstellung der preußischen Geschichte zu geben. Band 3 und 4 behandeln die Regierungszeit Friedrich's des Großen. Mit einer wirklich anerkennenswerthen Einfachheit der Erzählung und ruhigem Urtheil führt Eberty den Faden weiter; es ist, als läsen wir einen Roman, aber wir verlieren nie den historischen Boden unter den Füßen. In diesen neuesten Bänden hat der Verfasser vieles Neue aus den schlesischen Kriegen beigebracht, was ihm auf dem boetigen Boden nahe lag. Eberty's Geschichte wird, wenn sie vollendet ist, unbedingt eine der lesbarsten Detailschilderungen sein. — Auf dem Felde der allgemeinen Geschichtschreibung begegnen wir zwei neuen für den Weihnachtstisch vorzüglich empfehlenswerthen Lieferungswerken: **Becker's Weltgeschichte**, herausgegeben von **Adolf Schmidt**, und **Dittmor's Deutsche Geschichte**, fortgeführt von **Wilhelm Müller**. Die erstere ist ein längst anerkanntes Buch, das auch im großen Publikum so viel Anklang gefunden hat, daß von der achten Ausgabe bereits die dritte vermehrte Auflage begonnen werden konnte. Die Verlagshandlung Duncker und Humblot in Leipzig hat auch mit sehr richtigem Blick eine Fortsetzung des Werkes bis auf das Jahr 1867 für nöthig erachtet und hat damit **Eduard Arnd** betraut, der unter dem Titel **„Geschichte der Jahre 1860—67"** eine sehr wohlgeordnete Uebersicht unserer jüngsten Geschichte ausgearbeitet hat; der zweite Band, der das Ausland, vorzugsweise Amerika und Mexiko, behandelt, verdient volle Beachtung. Dittmar's „Deutsche Geschichte" ist gleichermaßen gut renommirt und hat ihren Platz in erster Reihe der zahlreichen, sonst meist zweifelhaften deutschen Geschichtsbücher. Die erste Lieferung der sechsten Auflage liegt vor. — Ein Buch von originneller Färbung ist **Ebeling's Sieben Bücher französischer Geschichte.** Der erste Band der zweiten vermehrten Auflage ist (bei J. T. Wöller in Leipzig) erschienen. Die Form der Erzählung ist durchaus essayistisch. Letztere bewegt sich in den Zeiten der religiösen Bürgerkriege Frankreichs, unter Franz I. und Heinrich II.; das Urtheil der Verfassers ist zwar häufig etwas tumultuarisch, hie und da sogar paradox, aber doch immer motivirt. — Wir gelangen zur Biographie. Auf diesem Gebiete liegt ein Werk von hervorragender Bedeutung vor, das Leben Bunsen's. Der Titel ist: **„Chr. Carl Josias Freiherr von Bunsen.** Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Wittwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von **Friedrich Rippold.**" (Leipzig. Brockhaus.) Ein Leben wird uns durch dieses Buch erschlossen, das Anspruch auf die volle Liebe und Verehrung Seitens der Nation hat. Freiherr von Bunsen war eine der edelsten Erscheinungen unserer neueren Geschichte, ein Aristokrat in des Wortes schönster Bedeutung, erfüllt von den erhabensten sittlichen Idealen. Dabei war er ein Mann gerade so sehr dem Leben, der Erfahrung und dem Staate angehörig, wie der Innerlichkeit und dem geliebten Berufe. Eines solchen Mannes Leben in den kleinsten Zügen kennen zu lernen, muß eine Nation begierig sein. Was seine Wittwe von ihm überliefert hat, gibt sie in diesem Buche, das gleichzeitig englisch erscheint. Der erste Band, von Professor Rippold in Heidelberg sehr schön und beredt eingeleitet, behandelt die Jugend und das römische Leben Bunsen's. Die Feder des geschulten Theologen erkennt man häufig und sehr zum Vortheil des Werkes, namentlich in dem Abschnitt über die Kölner Wirren. Unter den mitgetheilten Briefen und Actenstücken sind manche neue. Wir werden auf die Fortsetzung des Buches zurückkommen. Einstweilen wollen wir nur bemerken, daß es eine ähnliche Bedeutung wie Niebuhr's Leben für die Höhergebildeten beanspruchen darf. — Die literarhistorische Biographie ist zwar in Deutschland nie sehr in der Blüthe gewesen, aber doch haben wir manche ganz achtungswerthe Leistungen in der neueren Zeit aufzuweisen. Darunter ist **Adolf Stahr's Lessing** zu rechnen. (Berlin. Guttentag.) Wenn ein solches Buch in der sechsten Auflage erscheint, so ist immerhin von vornherein auf seine Güte zu schließen; denn auf diesem Terrain ist das deutsche Publikum schwierig genug. Aber Stahr's Lessing, obwohl wir ihn nicht als eine Musterleistung betrachten, hat auch wirklich reelle Verdienste. Er hat das Buch von Danzel-Guhrauer in's Populäre übersetzt. Dieser Lessing verdiente also wohl auf manchem Weihnachtstisch zu liegen. Dasselbe möchten wir auch einer Lessing Monographie wünschen, die neu auftritt: **Lessing's Laokoon**, für den weiteren Kreis von Gebildeten bearbeitet und erläutert von Dr. W. Cosack. (Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung.) Der reiferen Jugend namentlich mag dieser etwas knapp gehaltene, aber recht gediegene Commentar zum Laokoon empfohlen sein. In Einzelheiten, z. B. bei den Dilthey'schen Untersuchungen, hätte der Verfasser in der Einleitung etwas länger verweilen dürfen. H.

Frankfurt, 17. November.

Wer sich einen heiteren Abend verschossen will, versäume nicht einer Aufführung der Posse: **„Krethi und Plethi"** im **Vaudeville-Theater** beizuwohnen. Dieses von Kalisch aus dem Wienerischen in's Berlinerische übertragene Stück hat zwar hierdurch nicht viel gewonnen, aber von dem urwüchsigen, derben Humor des Originals ist doch noch so viel geblieben, daß es, wenn man von dem losen Zusammenhang des Ganzen, und dem Unwahrscheinlichen der Fabel absieht, auch in seiner neuen Gestalt noch stets eine recht komische Wirkung übt. Die Aufführung verräth, daß die Direction der Ausstattung und der Besetzung des Stücks viele Sorgfalt zugewandt hat, was alle Anerkennung verdient. Die Scene: „Unterricht für Erwachsene" ist der Glanzpunkt des Stücks und wird von den darin Mitwirkenden mit Präcision und gutem Ensemble gegeben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 18 Nov. **Der Troubadour**, große Oper in 4 Acten von S. Cammarano. Musik von Verdi. (Außer Abonnement.)

Donnerstag, 19. Nov. **Der Freischütz**, große romantische Oper in 4 Acten von Fr. Kind. Musik von C. M. v. Weber.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 16).

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 322. Donnerstag, den 19. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Potz Blitz, jetzt kamen gar auf blauangestrichenen Wagen, überwölbt von grünen Zweigen und zum bunten Blumengarten verwandelt, der Kettenschmied von der Au mit Frau, Dirne und Gesellen im besten Feiertagsgewand an. Schon hatten die Meisten ihre Fahrt vollendet und lagen nach Dörfern getrennt am Boden und erlabten sich am frischen Trunk, so daß die Bahn frei war und der Kettenschmied seinen vier Braunen die Peitsche fühlen lassen konnte, daß sie mit aufgerissenen Nüstern und schnell wie der Sturm um die Kirche jagen konnten. So war kein Wagen, so schöne Pferde hatte Keiner und Niemand wagte eine so tolle Fahrt.

„Wer ist Der?" frugen sich die Leute vom Isarthal.

„Das ist der Kettenschmied in der Au!" antwortete ein Miesbacher, stolz auf seinen Landsmann.

„Der Langgrieser sah den Sprecher mit durchdringenden Blicken an, dann frug er gleichgültig:

„Er ist Einer von den Meistern?"

„Der Meister im Miesgau", bestätigte der Bauer.

„Auf Den dürft Ihr wohl stolz sein, solche gibt's wenig im Oberland."

„Trink, Kamerad, Du bist einer von den Unsern?" sagte der Miesbacher erfreut und reichte ihm den vollen Krug zum Zusprechen.

„Freilich wohl, was bleibt uns Bauern anders übrig? Die Herren und Pfaffen treibens ärger, als wie je, aber uns fürchten sie, Kamerad, das darfst Du glauben."

„Mein Eid! Ich schwör's, der Kettenschmied bringt Arbeit, sonst wär er nicht mit allen Gesellen da!"

„Wer sind seine Gesellen?" frug der Langgrieser leiser.

„Lauter Gute, Kamerad, er nimmt keine andern."

Des Miesbachers Rede wurde unterbrochen von einem der Hammerschmiede; er tupfte ihm leicht auf die Achseln und sagte:

„Was ist Der?"

„Ein Guter", gab der Miesbacher zurück.

„So sag ihm", fuhr der Geselle befriedigt weiter, daß Langgries, Tölz und Waakirchen an Petri Kettenfeier sich beim neuen Frauenrieder Pächter treffen; leb wohl, Kamerad!"

„Hab's errathen", wandte sich der Miesbacher an den Isarthaler, Euch trifft's an Petri Kettenfeier beim Frauenrieder. Sag's weiter."

„Schon gut, wird nicht vergessen."

Der Miesbacher ging und der Langgrieser suchte seine Landsleute wieder auf. Ihm entging es nicht, wie wohl sonst den Andern, daß die Hammerschmiedsgesellen sich getrennt hatten und bald mit Diesem, bald mit Jenem sprachen; es ging so ohne Aufsehen vorüber, daß nur Eingeweihte ahnen konnten, was bevorstehe.

„Meister", sagte leise ein wohlbeleibter Bauer — er trug Tölzer Tracht —, „Meister Kettenschmied, das ist gefährlich; wir dürfen kaum mehr als hundert Mann nehmen, daß es nicht verrathen wird."

„Kannst Du für Deine Leute nicht stehen, Salliter?" frug halb spöttisch der Kettenschmied.

„So gut als für mich selbst, aber vor der Geistlichkeit haben Manche Furcht."

„Laß sein, ich steh für die Andern; unter uns hat's noch keinen Verräther gegeben."

„Kettenschmied, sollst leben!" rief jetzt eine kräftige Stimme hinter ihm; als der Meister umsah, erblickte er den Vordermaier von Goziug, welcher ihm den Krug zum Trunke hinhielt. Der Meister that einen Schluck und sagte:

„Dankbar, Nachbar; freut mich, daß Du da bist, hätte Dich gern einmal aufgesucht; 's gibt allerlei zu reden, und wenn Du Zeit hast, so können wir's gleich jetzt abmachen. Hast Du Deine Resel bei Dir?"

„Freilich, Meister; sie hat nicht recht gewollt, aber ich hab sie drum gebeten. Das arme Mädchen hat den Kopf noch voll vom letzten Unglück und da hoff ich, daß sie hier sich ein bischen zerstreut."

„Na, Nachbar, was sagst Du zu der Sache mit dem Anderl?" frug der Meister gespannt.

„Was kann man da viel sagen? Der Anderl ist ein braver Bursch; wenn er nur wieder aus dem Bann wär, daß ihn meine Resel heirathen könnte, dann wär's Unglück noch nicht so groß."

„Also, Du hast nichts gegen ihn, Vordermaier?"

„Ich was gegen ihn? Kettenschmied, meinst Du, ich könnt so ein Tropf sein? Ihn hat's diesmal getroffen, ein andersmal trifft's einen Andern; gäb es nur mehr solche Burschen, wie er, die Herren ließen ihre Hände weg von des Bauern Eigenthum. Möcht wissen, wo er steckt, der arme Kerl; die Einen sagen, er wär gestorben, die Andern, er wär nach Tyrol; wissen aber thut Keiner was Rechtes."

„Außer dem Kettenschmied in der Au", bemerkte dieser mit Nachdruck.

„Du weißt's, weißt es genau?"

„Werd wohl, woher könnt ich Dir und Deiner Resel sonst einen Gruß von ihm bringen. Er wird froh sein, wenn ich ihm sage, daß er sich im Vater und in der Tochter nicht geirrt hat, denn, Vordermaier, glaub's mir, er hängt euch Beiden treu an. Ich habe ihm zugeredt und rede auch Euch zu: nur nicht den Muth verloren, es muß noch Alles gut werden."

Der Bauer merkte, daß der Kettenschmied nicht weiter mehr sprechen wollte, und so gern er gefragt hätte, wo der Verbannte

Digitized by Google

sich befinde und wie, er unterließ es, weil er die Verachtet achtete, mit welcher ihm der Meister die Mittheilung gemacht hatte; aber er suchte seine Tochter und nahm sie bei Seite:

„Resel, was gibst Du mir für den Gruß, den ich habe?"

„Von wem ist er?"

„Vom Hochzeitlader in Thalham, dem neuen Frauenrieder."

„Da geb ich Dir nichts als den Rath, daß Du dem Kerl sagst, er soll mir meine Ruhe lassen oder ich werfe ihn die Götzinger Leithen hinunter, wenn er etwa zu uns kommen wollte."

„Wenn er aber vom Bußpeterl ist?"

„Ach was, von wem ist der Gruß?"

„Vom . . . komm, gehen wir noch ein wenig weiter, sonst sehen es die Leute, wie Du einem Mannsbild seinen Kuß gibst, und den bitt ich mir aus, Resel."

„Vater, geht, seid nicht so spaßig; ich meine, ich weiß es schon, aber ich trau mir's nicht auszusprechen."

„Na, sag's nur, Resel, vom . . . vom . . ."

„Anderl, Vater!" rief sie entzückt und fiel dem Vater freudenthränenvoll um den Hals und gab ihm statt des bedungenen Einen mindestens ein halbes Dutzend Küsse.

„Laß gut sein, Mädel," rief der Bauer lustig und er wehrte sich mit komischem Ernste dieser Zärtlichkeit; „laß gut sein, sonst wird der Anderl auf mich und Deine Mutter auf Dich eifersüchtig."

„Aber, Vater, wo ist der Anderl?" erkundigte sich Resel unbescheidener, als der besonnene Bauer.

„Wo? ja in guten Händen; mehr kann ich nicht sagen, mehr weiß ich selbst nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Baron James v. Rothschild.

Der Tod hat im Laufe weniger Tage eine reiche Ernte gehalten. Mit furchtbarer Unparteilichkeit raubt er jedem Gebiete menschlichen Wirkens eine weithin berühmte Größe, und streicht Namen aus dem Buch der Lebendigen, welche so zu sagen für uns Begriffe geworden sind und geistige oder materielle Größen von seltenster Bedeutung in wenigen Sylben zusammenfassen. Hier entreißt uns der Unerbittliche einen Beherrscher der Töne wie Rossini, dort einen Meister der Formen wie Genelli, einen Gebieter der Farben wie Hildebrandt; er reißt jählings einen Mann wie Havin hinweg, dessen Name die demokratische Presse Frankreichs repräsentirt, und trat drohend an das Bett Berryers, des berühmtesten Legitimisten. Und daß neben den Gebieten der Kunst und der Politik jene vielbeneidete Sphäre nicht frei ausgehe, durch deren Kreis das Gold der Nationen fluthet, und wo die Größe des Mannes nach der Zahl seiner Millionen bemessen wird, so streckte hier der unheimliche Gast die Knochenhand nach dem König der Millionäre, nach dem ersten Banquier Europas, Baron James v. Rothschild, aus.

Der Chef des Pariser Hauses Rothschild ist am 15. November nach längerer Krankheit gestorben. Er war als der fünfte und jüngste Sohn Mayer Anselm Rothschilds, am 15. Mai 1792 in Frankfurt am Main geboren, und verstand es frühe, sich als der ächte Sohn dieses Gründers des Rothschild'schen Welthauses zu bewähren. Er war es, der nach dem Tode seines Vaters (1812) das Pariser Geschäft eröffnete (1815) und zu einer solchen Bedeutung erhob, daß es, in Gemeinschaft mit den Häusern in London, Frankfurt und Wien, sehr bald den europäischen Geldmarkt vollständig beherrschte. Von Erfolg zu Erfolg fortschreitend, wußte sein klarer, praktischer Blick die Chancen der Lage stets zu überschauen und seine Geschäftspolitik mit instinctiver Sicherheit den richtigen Operationsplan zu treffen und durchzuführen.

Die „sechste Großmacht", wie man das Haus Rothschild oft nannte, hatte an ihm einen genialen Minister, für dessen Thätigkeitstrieb sich nach Beendigung der Freiheitskriege das großartigste Feld des Wirkens eröffnete, indem fast alle europäischen Monarchien zur Ordnung ihres Finanzhaushaltes große Anlehen abzuschließen hatten. Mehr als tausend Millionen bedurften in den Jahren 1815 bis 1826 allein die fünf Großmächte und die Vermittlung des überwiegenden Theils der betreffenden Anlehen ward vom Hause Rothschild übernommen, welches während dieser Periode noch für einige kleinere deutsche Höfe, sowie für Neapel, Toskana u. s. w. Anlehen im Gesammtbetrag von etwa 160 Millionen vermittelte.

Im Jahre 1824 wurde Baron James zum österreichischen Generalconsul ernannt. Die wiedereingesetzten Bourbonen wußten ebenfalls die guten Dienste, welche das Haus Rothschild, und besonders das Pariser Haus auch ihnen leistete, wohl zu schätzen, wie alle späteren Regierungen Frankreichs, welche sämmtlich mit Baron James Rothschild in Verbindung traten. Casimir Perrier bot ihm die Pairswürde an, welche derselbe ausschlug, wie er später das Anerbieten Napoleons III., ihn zum Grafen von Ferrières zu erheben, zurückwies.

Dieser erstere Reflex würde fast wie ein politisches Bekenntniß aussehen, wenn man damit den Umstand in Verbindung bringt, daß Baron James für die Hinterlassenen der Juli-Gefallenen 12,000 Francs spendete. Allein dieser letztere Act kann ebensowohl aus dem vielbewährten Wohlthätigkeitssinn des Verewigten erklärt werden, welcher sich z. B. in der Gründung eines Hospitals (Paris, Rue Pichus), in zahllosen Unterstützungen an Einzelne und in der Etablirung eines großartig dotirten Wohlthätigkeitsbudgets äußerte, mit welchem eigene Beamte Jahr aus Jahr ein vollauf beschäftigt waren.

Ganz im Einklang mit dem Geist der Zeit, dessen Wandlungen der große Banquier vorsichtig folgte, ohne sich von ihnen fortreißen zu lassen, wandte sich der Chef des Pariser Hauses Rothschild schon frühe großartigen industriellen Unternehmungen und besonders der erwachenden Eisenbahnbewegung zu, welche übrigens allen Gliedern des Hauses reichliche Gelegenheit zu bedeutenden Geschäften bot.

Baron James rief die französische Nordbahn ins Leben, nachdem unter seiner Garantie die Gebrüder Pereire vorher schon die Concession zum Bau der Eisenbahn Paris-St.-Germain erhalten hatten. Er half, die Straßburger, Lyon-Pariser und französische Ostbahn ins Leben rufen. Aber nicht auf Frankreich, sein zweites Heimathland, beschränkte der weitsehende und mächtige Banquier seine imposanten Entwürfe: auch das riesige Unternehmen der österreichischen Südbahn und der Lombardischen Bahnen ist seine Schöpfung.

Mit dem politischen Umschwung des Jahres 1848 vollzog sich auch auf dem Gebiete des Geldmarktes eine eingreifende Wandlung, welche nicht verfehlen konnte, in der Geschichte des Hauses Rothschild eine neue Epoche herbeizuführen. Wie auf anderen Feldern des staatlichen Lebens die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, die directe Betheiligung des Volkes an seinen Geschicken durch das Medium des mehr oder minder allgemeinen Wahlrechts an die Stelle der Geheimjustiz und Cabinetspolitik trat, so gewann auch das Finanzwesen eine mehr demokratische Gestaltung, welche von kühnen Speculanten zur raschen Anhäufung zweifelhaft errungener Reichthümer ausgebeutet wurde. Diese Glücksritter im Großen verstanden es, von der Hochfluth der öffentlichen Subscriptions-Anlehen und Actien-Unternehmungen profitirend, einen großen Theil der Geschäfte an sich zu reißen, welche vordem fast ein factisches Monopol des Hauses Rothschild gebildet hatten. Credit-Institute mit bedeutenden

Digitized by Google

Geldmitteln wurden zum Behuf des großartigsten Betriebes von Geldgeschäften gegründet, und die Rothschild'schen Anlehen traten in den letzten Jahrzehnten mehr zurück, weil dieses Haus sich von der politischen immer mehr der industriellen Sphäre zugewandt hatte, und sich darin eine Stellung von bis jetzt unerreichter Größe schuf, als deren hauptsächlichster Schöpfer und Vertreter der verstorbene Baron James von Rothschild angesehen wurde.

James v. Rothschild war der letzte noch lebende Sohn Mayer Anselm Rothschilds und sonach der Chef der ganzen Familie. Von seinen vier Kindern, drei Söhnen und einer Tochter, ist ihm ein Sohn im Tod vorangegangen. Sein Vermögen soll das bedeutendste sein, weil er an den Geschäften in Frankfurt, Wien, London und Neapel von ihrem Entstehen an mitbetheiligt war. Die letzte Schätzung seines Vermögens ergab 700 Millionen. Der Immobilienbesitz allein wird als colossal bezeichnet. Er hinterläßt für 50 Millionen Häuser in Paris. Das prachtvolle Jagdschloß Ferrières, wo Napoleon III. dem großen Geldfürsten den s. Z. so vielbesprochenen Besuch abstattete, wird auf 20 Millionen geschätzt.

Außer einer großen geschäftlichen Tüchtigkeit, welche sich in der bekannten Discussion mit Michel Chevalier vor der Enquête-Commission für Bankfreiheit (1865) zur beachtenswerthesten Wissenschaftlichkeit erhob, besaß und bethätigte Baron James einen regen Kunstsinn.

In seinem gastlichen Hotel in der Rue Lafitte gingen die ersten Größen und Geister Frankreichs ohne Unterschied des politischen Glaubens ein und aus. Unter der Restauration sah er die Herzoge von Nemours und Orleans bei sich; zu seinen Gästen gehörte der Prinz von Oranien und Talleyrand; bei ihm sah man Arago neben Thiers und Guizot.

Aber nicht nur für politische Größen, Könige, Fürsten und Staatsmänner, auch für die Größen der Kunst und Wissenschaft waren offene Thüren im Palais James Rothschilds. Rossini zählte zu seinen Hausfreunden. Rothschilds Tafel war nicht nur eine offene, sondern auch eine exquisite. James selbst war, seinen Mitteln entsprechend, ein Feinschmecker, der Koch Talleyrands ging in seine Dienste über.

James' liebenswürdige Gattin, wie alle seine Kinder und Enkel, hatten jene gründliche Bildung des Geistes sind Herzens genossen, die Edle anzieht und die Gaben der Seelen- und Geistesgröße schätzen lehrt.

James Rothschild ist seinem angestammten Glauben, dem Judenthum, bis zum Tode treu geblieben. Interessant ist, daß er im brieflichen Privatverkehre mit seinen Verwandten stets der deutschen Schrift auswich und Andeutungen und Ordres über die wichtigsten Geldoperationen in den krausen hebräischen Schriftzeichen versendete. Er baute aus seinen Mitteln die Synagoge in der Rue Notre Dame de Nazareth wieder auf und steuerte zum Bau derjenigen in der Rue de la Victoire bei.

Von seiner umfassenden, unermüdlichen Wohlthätigkeit wissen viele Tausende dankbar zu erzählen. Er war der Mann, den hohen Rang zu behaupten, welchen seine Reichthümer ihm anwiesen, und wußte sich Achtung zu verschaffen auch außerhalb der Welt des Goldes. Sein Andenken wird ein ehrenvolles sein.

Mannichfaltigkeiten.

(Schneesturm.) Aus Airolo wird über einen furchtbaren Schneesturm berichtet, der am 7. Nov. auf dem St. Gotthard gewüthet und dem Menschen und Thiere als Opfer fielen. Glücklich waren trotz eingetretenem Schneegestöber die Post und der Packwagen mit Schlitten am Morgen am Hospiz angelangt. Als aber der Packwagen gleich nach Wechslung der Waaren mit 8 Pferden und in Begleitung der Mutner (Wegewärter) die Rückreise nach Airolo angetreten hatte, erhob sich Nachmittags ein furchtbarer Nordsturm. Gleichzeitig mit dem Packwagen hatten mehrere Viehhändler mit 33 Kühen und 2 Pferden und einige italienische Arbeiter sich auf den Weg nach Airolo gemacht. Ohne Unfall war die ganze Karawane bis unterhalb des ersten Schirmhauses von San Giuseppe gelangt, als vom sogen. Scarevoreile eine Staublawine sich über die Straße wälzte und einen armen Familienvater von Lemino (Canton Tessin) nebst 2 Pferden und 2 Kühen unmittelbar in die Tiefe riß. Beim Tremolathale gestaltete sich das Wetter noch schrecklicher: Lawinen fielen rechts und links, und ein eisiges Schneegestöber erfüllte die Augen von Menschen und Vieh, wozu sich noch die eintretende Nacht gesellte. Mutner und Bergleute thaten ihr Möglichstes, um das kaum 10 Minuten entfernte Schirmhaus von Ponte Tremola zu erreichen; trotzdem mußten die Schlitten mit den Kaufmannsgütern zurückgelassen werden, aber auch die Pferde waren zu erschöpft, um weiter zu kommen. Minuten wurden zu Stunden, und die schreckliche Tormenta wüthete immer stärker. Es war bereits 8 Uhr, und die armen Leute befanden sich noch in der schaudervollen Tremola, von einem Schneewächter zum andern Bahn brechend, eine Lawine nach der andern übersteigend. Acht Kühe fanden hier unter den Lawinen den Tod. An der Tremola-Brücke traf man auf ein zweites Menschenopfer des Sturmwetters, auf einen armen Musikanten von Piacenza, der todt am Straßenborde lag. Von dort an waren die Packwagenpferde keinen Schritt weiter zu bringen. Angebunden am Holzgeländer der Brücke, mußte man sie zurücklassen. Endlich lange nach 8 Uhr traf man im Tremola-Schirmhaus ein. Von den 8 Packwagenpferden fand man am andern Morgen nur noch 5 am Leben, 3 hatten sich über das Brückengeländer gestürzt und waren im Schnee erfroren.

(Als eine Probe von Preßfreiheit) im vorigen Jahrhundert wird jetzt auf folgendes Gedicht von Gottfried August Bürger verwiesen mit der Ueberschrift „Der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen", das im Sommer 1773 erschien:

Wer bist Du, Fürst, daß ohne Scheu
Zerrollen mich Dein Wagenrad,
Zerschlagen darf Dein Roß?
Wer bist Du, Fürst, daß in mein Fleisch
Dein Freund, Dein Jagdhund, ungebläut
Darf Klau' und Rachen hau'n?
Der bist Du, daß durch Saat und Forst
Das Hurrah Deiner Jagd mich treibt,
Entathmet, wie das Wild? —
Die Saat, so Deine Jagd zertritt,
Was Roß und Hund und Du verschlingst,
Das Brod, Du Fürst, ist mein.
Du, Fürst, hast nicht bei Egg' und Pflug,
Hast nicht den Erntetag durchschwitzt.
Mein, mein ist Fleiß und Brod! —
Ha! Du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus; Du raubst!
Du nicht von Gott, Tyrann!

(Primadonna-Capricen.) Der „Augsb. Abendzeitung" wurde vor einigen Tagen aus München geschrieben: „Man hatte sich seit langer Zeit auf die Vorstellung der „Meistersinger" mit einheimischen Kräften gefreut. Kindermann und Sigl hatten Tag und Nacht studirt, um die Riesenaufgabe zu bewältigen. Der Abend kam, das Theater hatte sich trotz der erhöhten Preise im Parket so gefüllt, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte, der Vorhang fliegt auf, man hört Herrn Nachbauer, man hört Frau Diez singen, man sieht, daß Fräulein Mallinger den Mund öffnet, aber man hört keinen Ton von ihr. Publikum in seiner Gutmüthigkeit denkt, sie will sich schonen, und wartet vergnügt auf den zweiten Act, wo

Digitized by Google

die beliebte Sängerin in der prächtigen Scene mit Hans Sachs gewiß ihre wunderbaren Mittel entfalten wird. Die Scene kommt. Hans Sachs singt sein herrliches Lied: „Wie duftet doch der Flieder", entzückend schön, Eochen kommt, sie öffnet wieder den Mund, einzelne ganz vorn sitzende Enthusiasten behaupten auch, sie hätte gesungen, wir auf der dritten Bank hörten so gut wie gar nichts. Die Scene geht natürlich fast ganz verloren. „Sie muß krank sein", sagte mein Nachbar. „Dann hätte sie ihre Krankheit annonciren lassen, oder gar nicht singen sollen", entgegnete ein anderer Herr sehr verdrüßlich. „Wenn sie überhaupt krank wäre, so könnte sie gar nicht so consequent markiren, wie sie dieß thut, sie würde sich gehen lassen, sie würde unausgeglichen singen, aber sie würde singen und nicht bloß dastehen und den Mund aufmachen. Es ist böser Wille von dem Mädchen." Der dritte Act kam, dieselbe Geschichte, es war nur zu verwundern und durch die Virtuosität der Herren Kindermann und Nachbauer zu erklären, daß diese durch das vollständige Fehlen des Soprans nicht aus der Fassung kamen. Das herrliche Quintett am Schluß des Actes, in dem sich die ganze Wirkung gipfelt, ging vollständig verloren, eben so litt der vierte Act. So ging die Oper vorüber. Am anderen Tag lasen wir, Fräulein Mallinger habe einen dreiwöchentlichen Urlaub, um in Italien ihre angegriffene Gesundheit wieder herzustellen. Hier erzählt man sich nun, die Sängerin habe eine Differenz mit der Intendanz gehabt, in Folge deren sie krank geworden sei und die Oper abgesagt habe. Antwort der Intendanz darauf: Fräulein Stehle werde die Partie singen. Darauf Erklärung des Fräulein Mallinger, sie werde singen, und sodann ihr eigenthümliches Benehmen, das den Erfolg der ganzen Oper ruinirte. Glücklicher Weise hat die Intendanz, indem sie dem Fräulein Stehle sofort die Partie gegeben, dafür gesorgt, daß dergleichen nicht mehr vorkommen kann." In einem anderen Berichte der „Augsb. Abendzeitung" wurde mitgetheilt, daß Fräulein Mallinger nach Baden-Baden abgereist sei.

(U. S. Grant als Humorist.) Ueber den neuen Unionspräsidenten, General Grant, cursiren der Anecdoten gar viele; hier eine sehr charakteristische, von einem seiner Stabsoffiziere erzählt: Lieutenant Whickfield commandirte bei der von Grant geführten Expedition gegen die Rebellen in Arkansas die Avantgarde von 8 Berittenen. Der Weg war lang, die Mundvorräthe knapp, als der Lieutenant bei einer kleinen Farm anhielt, befehlshaberisch zu Essen verlangte und den erschrockenen Leuten auf ihr Befragen zu verstehen gab, er sei Brigadegeneral Grant. Da öffneten sich Küche und Keller und der Lieutenant mit seinen 8 Leuten ließ sichs wohl sein. Kurz nachdem er das gastfreundliche Dach verlassen, traf Grant dort ein und bat die Hausfrau, ihm etwas zu Essen zu kochen. „Unmöglich; General Grant war eben mit seinem Stabe hier und hat Alles aufgegessen bis auf eine Kürbißpastete." Vermittelst eines halben Dollars bewog der General die gute Frau, die Pastete aufzubewahren, bis er sie werde holen lassen. Am Abend desselben Tages war großer Appell und der Generaladjutant verlas folgenden Befehl: „Da Lieutenant Wickfield in dem Hause der Frau Selvidge Alles aufgegessen hat, mit Ausnahme einer einzigen Kürbißpastete, erhält derselbe hierdurch Ordre, mit einer Escorte von 100 Berittenen zurückzukehren und die Pastete gleichfalls zu essen. U. S. Grant, Brigadegeneral und Commandeur." Punkt 7 Uhr rückte die Abtheilung aus und kehrte gegen Mitternacht zurück, wo die Verzehrung der Pastete ganz formell rapportirt wurde.

(Alterthümer.) Eine der größten in neuester Zeit gemachten Entdeckungen griechischer und phönicischer Alterthümer wird von einem Correspondenten des „Levant Herald" berichtet. Ihr Schauplatz ist das Dorf Dali auf Cyprus (das alte Idalium, woselbst einer der größten Tempel der cyprischen Venus seine Stelle hatte). Dem amerikanischen Consul in Larnaca gebührt das Verdienst, die Ausgrabungen daselbst verfolgt zu haben. Zuerst stieß man auf einen griechischen Friedhof, der 7 bis 8 Acker Landes bedeckt. Die Gräber sind nur ungefähr 3 Fuß tief, aber 6 bis 7 Fuß tiefer stieß man auf zahlreiche phönicische Gräber, allesammt in Ofenform gebaut und mit großen Steinblöcken geschlossen. Aus ihnen wurde eine große Masse interessanter Alterthümer zu Tage gefördert: Ohrringe, Fingerringe, Medaillons, Halsgeschmeide und Statuetten aus Gold; Armbänder, Ringe, Löffel und Münzen aus Silber; Lanzenspitzen, Lanzen, Streitäxte, Spiegel, Ringe, Armspangen, Becher, Statuetten, Münzen, Dreifüße, Küchengeräthe aus Kupfer und Bronze; werthvolle Steine: Carneole, Amethysten, Rubinen, Achate, nebst einigen gut geschnittenen Scarabei; Glasgeschirre der verschiedensten Art, und von größern Kunstsachen lebensgroße Köpfe, Statuen, Sarkophage, Grabsäulen und Thierfiguren aus Terracotta und Kalkstein. Einige der gemalten Vasen sind 3 Fuß hoch

---

London, im November. In der italienischen Oper von Coventgarden singt gegenwärtig Fräulein Ilma v. Murska. Nach längerem Unwohlsein als Lucia auftretend, wurde sie der Gegenstand einer enthusiastischen Ovation.

„Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte" haben mit dem so eben erschienenen Octoberhefte den 25. Band begonnen. Das Heft bleibt dem Charakter der früheren treu. Es hat unter Andern zwei werthvolle literarhistorische Beiträge, eine „die Charakteristik Tieck's" von W. Hoffner und eine „Biographie Theodor Storm's" von Ludwig Pietsch.

Viertes Museums-Concert.

Freitag, den 20. November 1868, 6½ Uhr,
im großen Concert-Saale.

Programm.

Erste Abtheilung.

1) **Ouvertüre** zur Oper „Genoveva" von Robert Schumann.
2) **Arie** aus der Oper „Die Vestalin" von Spontini, gesungen von Fräulein Anna Strauß aus Basel.
3) **Concert** für Pianoforte in E-moll von F. Chopin, vorgetragen von der königlich württembergischen Hofpianistin Fräulein Anna Mehlig.
4) **Liedervortrag** von Fräulein Strauß:
   a) „Mit Myrthen und Rosen
   b) Der Hidalgo
   von Robert Schumann.
5) **Solovortrag** von Fräulein Mehlig:
   a) Präludium und Fuge in E-moll von F. Mendelssohn.
   b) Soirées de Vienne (A-moll) nach Franz Schubert, von Franz Liszt

Zweite Abtheilung.

6) **Symphonie** in A-dur (No. 7) von L. van Beethoven.

Das Orchester steht unter der Leitung des Herrn Director C. Müller.

Cassen- und Saal-Eröffnung um 5¾ Uhr.

Wegen nummerirter Sitze beliebe man sich an Herrn Hausmeister Mühlig zu wenden.

Plätze zur ersten Gallerie à 48 kr. und zur oberen Gallerie à 30 kr. sind von 11—12 Uhr Vormittags und Abends an der Casse im Saalbau zu haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 19. Nov. Der Freischütz, große romantische Oper in 4 Acten von Fr. Kind. Musik von C. M. v. Weber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 16).

Freitag, 20. Nov. Hamlet, Prinz von Dänemark, Trauerspiel in 5 Acten von Shakespeare, übersetzt von W. A. v. Schlegel.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 17.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 323. Freitag, den 20. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Der Vordermaier war klug genug, auch die Person zu verschweigen, die ihm den Gruß gebracht; denn Resel würde sonst leicht errathen haben, daß der Kettenschmied der Wirth des Geächteten seit dem unglücklichen Ausgang des Kampfes war. Mit seinem treuen Franz lag Andreas Gruber wochenlang im Heu versteckt, liebevoll von den Gesellen und dem Meister gepflegt, bis ihre Wunden soweit geheilt waren, daß sie aufstehen konnten.

Ihre kräftigen Naturen erholten sich schnell und sie konnten daran denken, sich selbst wieder ihr Brod zu verdienen. Das wollte aber der brave Kettenschmied nicht recht dulden, ja, wenn sie vor dem Hause spazieren gingen, so mußte der Lehrjung auf der Lauer stehen, damit sie, bei Zeiten gewarnt, sich den Augen Unberufener entziehen konnten.

Ein solches Leben würde auf die Dauer unerträglich gewesen sein, und sich als Knecht zu verdingen, war für Anderl unmöglich; denn nicht allein den Verfolgungen der Priester, sondern auch denen der Schergen war er ausgesetzt; hatte doch seine Waffe zwei von ihnen ins Gras gelegt und mancher der Söldner eine klaffende Wunde aus dem Kampf in Frauenried getragen, so daß ein hochwohlweises herzogliches Pflegschaftsgericht den Andreas Gruber, gewesenen Frauenrieder, in contumaciam zum Tod durch den Strang verurtheilt und ihn sammt seinem Spießgesellen Franz, gebürtig von Agatharied, für vogelfrei erklärt hatte und solches Alles von Rechtswegen.

Dem muthigen Sinne Anderls stand es an, zu sagen:

„Franzel, arbeiten dürfen wir nicht, stehlen mögen wir nicht, aber uns hängen lassen wollen wir auch nicht, und so weit von der Resel ziehen, bis uns die Söldner nicht mehr verfolgen, das kann ich nicht. Bist Du dabei, so gehen wir in die Berge von Tegernsee, dann kann der Abt sehen, ob wir ihm Wildpret für seinen Schnabel übrig lassen. Meine Büchse haben mir die Hammerschmiedsgesellen wieder gut genug hergerichtet und so brauchten wir nur noch eine für Dich."

„Anderl, ich wüßt schon eine, aber sie wird theuer sein. Du kennst den Seehamer, das einzelne Häuschen unten am See bei Wetiersdorf. Die Leute reden viel dummes Zeug und sagen, er ist ein Hexenmeister; der hat ein Gewehr das ist nicht übel; aber der Alte ist aufs Geld aus."

„Gut, was ich an Silber besitze, kann er haben, wenn er uns nur seine Büchse gibt. Morgen, wenn der Schmied nach Warngau geht, so machen wir uns auf den Weg."

Als am andern Morgen Gesellen und Meister auf dem Wagen saßen, nahmen Anderl und Franz kurzen Abschied, ohne ihre Absicht zu verrathen, und pürschten sich durch die dichten Wälder vor bis zum Häuschen des Seehamers.

Auf ihr Klopfen blieb es still; sie mußten zuletzt ordentlich donnern, bis innen sich's zu regen begann und endlich eine krächzende Stimme frug, wer da rumore?

„Mach auf", sagte Gruber, „wir sind gut Freund und wollen nur einen Handel abschließen."

„Ich hab nichts zu handeln", rief die Stimme innen; „ich bin ein ehrlicher Christenmensch und will meinen Frieden. Der Herr Förster mag wieder gehen."

„Was Förster? Ich bin kein Förster, eher sein Feind; mach nur auf, sonst stoßen wir Deine Thüre ein."

„Nu, nur gemach, Ihr Herren, ich will gleich öffnen; ich muß nur den Schlüssel holen."

Es schlürfte von der Thüre weg; drinnen im Hause klappte es, als würden ein paar Bretter übereinander geworfen, und endlich nach langer Zeit hörten unsere Freunde den verrosteten Schlüssel in das Schloß stecken und die Thüre ging auf.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Andenken
an
Friedrich Schleiermacher,
den Vorkämpfer religiöser und politischer Freiheit. *)

„Soll der Knoten der Geschichte so auseinander gehen: Das Christenthum mit der Barbarei — und die Wissenschaft mit dem Unglauben?"
Schleiermacher.

„Schleiermacher war ein Mann, der in der Geisteswelt eine Anregung gegeben von so ausgedehnter und so erschöpfender Kräftigkeit, daß heutzutage kein Gebildeter nicht wenigstens mittelbar bestimmende Eindrücke von ihm erfahren hat."

Wenn wir diesem Urtheil eines deutschen Schriftstellers der Neuzeit über Schleiermacher vollkommen beipflichten, finden wir es fast selbstverständlich, daß die deutschen Universitäten — wir hoffen alle, und auch außerdeutsche — den hundertjährigen Geburtstag des Mannes festlich begehen, um sein Andenken würdig zu ehren. Er hat ja nicht allein für die Ausbildung der philosophischen und religiösen Wissenschaften Großes und Dauerndes geleistet, sondern ist auch für die freie Stellung der deutschen Universitäten, für ihr Recht unverkümmerter Forschung mannhaft eingetreten.

*) Wir verweisen für Die, welche tiefere Studien machen wollen, auf: „Schleiermachers Leben" und Schenkels „Friedrich Schleiermacher", das erste vollständige Lebens- und Charakterbild, welches wir von Schleiermacher besitzen.

Digitized by Google

Ja es ist eine Pflicht der Dankbarkeit für die deutschen Universitäten, sein Gedächtniß zu ehren!

Nur für die Universitäten?

Wir sind überzeugt, daß es in manchen Kreisen das Erwünschteste sein würde, wenn nur von dem Katheder in der Aula hin und wieder zu seinem Andenken eine schwunghafte Rede erklänge, in der er als „der Mann der Wissenschaft" zu den Sternen erhoben würde — und dann wieder zu den großen Todten ad acta gelegt!

Wir sind anderer Ansicht! War er ein Mann der Wissenschaft und entzieht sich seine Denk- und Schreibweise, die sich an dem Studium der alten Classiker, besonders des Plato gebildet, vielfach dem Verständniß des Volks, selbst des gebildeteren Theils desselben, so war er dabei ein edler deutscher Bürger, der für nationale und bürgerliche Freiheit gekämpft und mit großem persönlichen Muth und Opfern dafür eingetreten, war zugleich ein Vorkämpfer für die religiöse Freiheit, sprach die Ideen aus, welche eben die Gegenwart tief bewegen, und that dieses trotz der Ungunst eines Königs und trotz der Verfolgungen einer nach Oben knechtischen, nach Unten knechtenden allmächtigen Priesterkaste.

Er hat als ein Mann für sein Volk gerungen — und es war ein Ringen nicht ohne Leiden, nicht ohne Zurücksetzungen, Kränkungen und wirklichen Entbehrungen bis an sein Ende!

Und hier — seinem Charakter, seinem Streben nach für politische und religiöse Freiheit — ist er Jedermann verständlich, ist hoher Verehrung würdig, und darum soll sein Name nicht nur in den Hallen der Universitäten genannt werden, sondern auch in dem Hause des schlichten Bürgers.

„Er ward", sagt einer seiner Beurtheiler, „weil er Einer der Wenigen ist, die nicht der theologischen Schule und der kirchlichen Partei, sondern der allgemeinen Kirche Christi und der deutschen Nation angehören, bald nicht mehr verstanden, dann verketzert, schließlich verdammt."

Wohlan! — Die ihn verdammt haben, fordern uns auf, ihn zu ehren; denn wir kämpfen um dieselben Güter, um welche er gerungen!

Sein Leben und sein Streben soll uns zu ernstem Nachdenken anleiten, damit wir uns an ihm aufrichten und von ihm neue Aneiferung empfangen, mit Liebe, Ernst und Ausdauer für unsere höchsten Güter, religiöse und bürgerliche Freiheit, in die Schranken zu treten.

Um einigermaßen ein Bild von ihm zu erlangen, ist es nöthig, mit einigen Strichen seine Lebensverhältnisse zu zeichnen, und dann eine kurze Darstellung seiner religiösen und politischen Anschauungen möglichst in seinen eigenen Worten zu geben.

1.

Die Lebensverhältnisse Schleiermachers.

„Der Ruhe Hafen ward nicht schnell erreicht —
Und dann war er nicht frei von Stürmen."

Begleiten wir zunächst Friedrich Schleiermacher in seine Kindheit; denn wir erachten dies nothwendig, um zu zeigen, wie bei ihm das Bedürfniß einer tief-innerlichen Religiösität sich frühzeitig einstellte und wie sie einen von der gewöhnlichen Weise verschiedenen Ausgang nahm, nicht von dem Zweifel zum — Pietismus, sondern vom Pietismus zum Zweifel und durch denselben zu einer freien Aneignung dessen, was ihm als das eigentliche Wesen wahrer Religiosität erschien.

Friedrich Schleiermacher war am 21. November 1768 in Breslau geboren. Aus einem Pfarrhause hervorgegangen, gaben ihm seine reformirten Eltern, die zur Brüdergemeinde hinneigten, und ganz besonders seine Mutter, eine sich vorzugsweise auf die Eindrücke des Gefühls stützende fromme Erziehung. Nachdem sie ihre Tochter Charlotte, die treue Schwester und treue Freundin Schleiermachers ihr Leben lang, in die herrnhutische Anstalt Gnadenfrei zur weiteren Ausbildung gebracht, bezog der Sohn das Pädagogium zu Niesky in der Oberlausitz, eine Anstalt der Brüdergemeinde.

Hier schon — 14 Jahre alt — beschlichen ihn schwere religiöse Zweifel, die er jedoch niederkämpfte, um sich ganz in die herrnhutische Denkweise hineinzuzwingen, wie seine Briefe an seine Schwester Charlotte beweisen, in welchen ähnliche Ausdrucksformen, wie diese: „Ich habe Zorn verdient einerseits; ich habe Dich versöhnt! — ruft das Lamm am Kreuz", häufig wiederkehren.

Seit 1785 auf dem Seminar der Brüdergemeinde in Barby, erwachten hier seine religiösen Zweifel in stärkerem Maß. Besonders die Lehren von der „durch die Sünde gänzlich verderbten menschlichen Natur" und von dem „stellvertretenden Sühnopfer Christi in der grobsinnigen kirchlichen Fassung" vermochte er nicht mehr festzuhalten und er schreibt damals schon an seinen Vater:

> „Bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, als bei demselben, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren."

Der Vater gab ihn — den Sohn — verloren, und es kam fast zum völligen Bruch, und es währte Jahre, bis eine Versöhnung eintrat und das alte herzliche Leben zwischen Vater und Sohn wieder neu aufblühte.

Wir können Schleiermachers Lebensentwicklung, seine Studien und seinen Bildungsgang auf der Universität Halle, als Candidat der Theologie in Drossen bei seinem Onkel Stubenrauch, als Hauslehrer bei den Kindern des Grafen Dohna in Schlobitten in Westpreußen (1790—1793), wo er ein schönes häusliches Glück genoß, als Lehrer am Seminar für gelehrte Schulen in Berlin, mit 120 Rthlr. jährlichem Gehalt, als Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe (1794) hier nicht näher verfolgen. Er lebte in sehr kümmerlichen Verhältnissen, dem Studium der alten Classiker, der Philosophie und Theologie hingegeben und sich bereits als hervorragender Prediger bewährend.

Wir treten nun in eine Zeit ein, in der wir etwas länger verweilen müssen, weil sie von großem Einfluß für die schriftstellerische Thätigkeit und die Lebensverhältnisse Schleiermachers wurde.

Bis jetzt war es ihm kümmerlich gegangen und Schenkel macht in seinem „Lebensbild" die spitze Bemerkung dazu: „Die bei manchen jungen Männern öfters schon in hohem Grade entwickelte Gabe, sich einflußreiche Gönner zu verschaffen, mangelte bei ihm völlig." Was er geworden, ist er durch eigene Kraft und Anstrengung geworden!

Im Jahre 1795 wurde er als Prediger an die Hauskapelle der Charité mit freier Station und 280 Thaler Gehalt berufen. Obwohl drückender Nahrungssorgen damit vorerst enthoben, lebte er eine Zeitlang sehr zurückgezogen, bis ihm durch den Umgang, der bald zu dem innigsten Freundschaftsbündniß wurde, mit dem 25jährigen Friedrich Schlegel ein neues Leben aufging. Durch ihn ward er in die geselligen, höheren Kreise Berlins eingeführt, wo er neue geistige Anregungen empfing. Am meisten, und bald fast ausschließlich, zog ihn der geistreiche Cirkel bei Henriette Herz, der Frau eines jüdischen Arztes, an und bald verbrachte er hier jeden Abend. Angeregt durch diesen Umgang, verfaßte er sein erstes größeres Werk: „Reden über die Religion. An die Verächter der Religion unter den Gebildeten." Er faßt darin die Religion als die Entwickelung des jedem Menschen innewohnenden göttlichen Lebens auf, das ihm anerschaffen. Die kirchliche Dogmatik galt ihm

Digitized by Google

daher nur als ein geschichtliches Zeugniß, wie sich das religiöse Leben seiner äußeren Form nach in verschiedenen Zeiten gestaltet. Wenn er sich mit diesem Werk den Dank und die Zustimmung vieler Gebildeten verdiente, so kränkte er um so tiefer die Denkweise der Wächter der alten Orthodoxie.

Doch kehren wir zunächst zu der Betrachtung der Lebensverhältnisse Schleiermacher's zurück.

Wir deuteten bereits auf das innige Freundschaftsverhältniß hin, welches sich zwischen ihm und Friedrich Schlegel gebildet, ein Verhältniß, das viele Jahre blieb und sich erst völlig löste, als sich ihre Wege gänzlich trennten, als Schlegel sich in die Reihe der sclavischen Nichtpatrioten stellte und nach einem zerfahrenen Leben Heilung in der Rückkehr in den Schoß der allein seligmachenden Kirche suchte, während sich Schleiermacher durch und durch selbstschöpferisch und selbstständig zum Vorkämpfer religiöser und politischer Freiheit aufwarf.

Es ist bekannt, daß Schlegel in Berlin mit einer von ihrem Manne getrennten Frau lebte und daß er dieses vielfach Anstoß erregende Verhältniß durch seinen berüchtigten Roman „Lucinde" verherrlichte. Die Gegner Schleiermacher's haben ihm sehr verdacht, daß er in, wenn auch namenlosen, Briefen für die Tendenz des Romans in die Schranken trat; allein wir müssen milde darüber denken, wenn wir ihm glauben, daß er in dem Roman nur die Durchführung der Idee erkannte: „daß die Religion zur Liebe — und die Liebe zur Religion werde." Mag er darin geirrt haben — so ist doch Irrthum noch kein Verbrechen.

In einem inneren Zusammenhang mit der Verirrung Schlegel's mag wohl seine eigene stehen, wenn wir ihn im Jahre 1799 von einer glühenden Leidenschaft für eine verheirathete Frau Eleonore Grunow, die Gattin eines Predigers in Berlin, ergriffen sehen. Sie, die in unglücklicher Ehe lebte, erwiderte seine Neigung — und aus diesem Verhältniß erwuchsen für Schleiermacher Jahre lang schwere innere Kämpfe und Leiden.

Blinde Verehrer Schleiermacher's wollen hier um jeden Preis den Charakter ihres Helden retten und suchen sein Irren durch die Voraussetzung zu beschönigen, er habe eine Ehe ohne wahre Neigung, ohne Liebe für ein unmoralisches Institut, für nicht bestehend angesehen. Wir können einer solchen Anschauung nicht huldigen. Er zahlte seinen Tribut an die Schwäche der Menschennatur, die Macht der Leidenschaft nahm ihn gefangen. Ist er darum verachtenswerth? Wer wirft den ersten Stein auf ihn?

Diese letzten Worte dürfen keinen falschen Verdacht erregen. Das Verhältniß zwischen ihm und Eleonore Grunow war und blieb ein durchaus reines, wie wir aus seinen Briefen an sie ersehen, aus seiner Hoffnung, daß sie sich von ihrem Gatten trennen und ihm die Hand reichen werde, aus dem tiefen Schmerze, der lange Zeit nicht von ihm weichen wollte, als sie an dem Tage zuvor, ehe die Scheidung von ihrem Gatten gerichtlich ausgesprochen werden sollte, den unabänderlichen Entschluß erkämpfte, ihre Neigung der Pflicht zum Opfer zu bringen und bei dem ersten Gatten auszuharren.

Dieses unglückliche Verhältniß trug mit dazu bei, Schleiermacher zu bestimmen, eine Berufung als Hofprediger nach Stolpe in Hinterpommern (1802) mit 630 Thaler Gehalt anzunehmen. Hier traf ihn die erschütternde Nachricht von dem Tode des Gatten seiner innigen Freundin Henriette Herz, die nun aus der Fülle eines sorgenlosen Lebens in Verhältnisse kam, in welchen sie sich auf das Allernothwendigste beschränken mußte. Von Stolpe, wo Schleiermacher sich vorzugsweise mit Uebersetzung des Plato beschäftigte, zuerst nach Würzburg, dann nach Halle als Professor der Theologie und Prediger an der Universitätskirche berufen, nahm er letzteren Ruf an. Hier, wo er bald als Docent großen Beifall fand, ward sein Leben nur durch das Verhältniß mit Eleonore Grunow verdüstert. Die gänzliche Lösung desselben erschütterte ihn tief. Wie er seinen Schmerz ausgesprochen haben muß, geht aus einem Trostbrief seiner Freundin Henriette von Willich, der Gattin eines ihm sehr befreundeten Geistlichen auf Rügen, hervor. Sie schreibt ihm:

„Ach, gib Dich doch nicht so sehr dem Schmerz hin und gib die Freude nicht auf für Dein Leben. Lieber, mir ist, als müßte einmal ein guter Engel zu Dir kommen, die Freude und die Hoffnung zum Glücklichsein in Deine Brust senken, Deine Schmerzen nicht auf einmal wegnehmen, aber sie sanft verbinden."

Sie ahnte damals nicht, daß sie selbst einst der gute Engel werden würde, dessen zukünftige Erscheinung sie hier verkündigt.

Schleiermacher ward allmälig ruhiger; er lebte ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten und seinen akademischen Vorlesungen. Sein Ruf war bereits fest gegründet.

Da kam das Jahr 1806. Er trat ohne Bedenken auf die Seite der entschiedenen „deutschen" Patrioten.

„Bedenken Sie", schreibt er an seine Freundin Charlotte v. Kalben in Stralsund, „daß unser Aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung — und diese gilt es."

Seine Predigten waren von der höchsten Begeisterung für das Vaterland durchglüht — da kamen die Niederlagen von Jena und Auerstädt, Halle wurde von dem Feinde besetzt, die Universität geschlossen. Von Noth gedrückt, hielt Schleiermacher unter dem feindlichen Drucke aus. Ein neuer schwerer Schlag traf ihn zu Anfang des folgenden Jahres, als er die Nachricht von dem Tode seines Freundes, des Pastors Eberhard v. Willich auf Rügen, erhielt.

Wie sich Die, welche Schleiermacher kannten, an ihn anschlossen und Trost bei ihm suchten und fanden, geht aus den Worten eines Briefes von der Wittwe Henriette von Willich hervor:

„Du hast mich väterlich erquickt. Du mußt mein Vater sein in dem größten Sinn; Du kannst es ganz; ich gebe Dir meine ganze kindliche Liebe. Du wirst Dein armes Kind halten und tragen, Du wirst in den bangen, bangen Stunden, wenn der bittere Gram zu schmerzlich mich faßt, wenn der Muth und die Kraft sinken, mich nicht lassen."

Nachdem Schleiermacher nach Berlin übergesiedelt, wo er im Jahre 1807 und 1808 Vorlesungen über griechische Philosophie hielt, wurde er an die neugegründete Universität in Berlin als ordentlicher Professor in die theologische Fakultät mit Marheineke, Augusti, Schulz, Plank und de Wette berufen.

Im Jahre 1809 reichte er der verwittweten Henriette v. Willich die Hand — und fand, wenn auch spät, durch sie das Glück eines schönen, friedlichen häuslichen Lebens.

Bald sehen wir ihn nun in der innigsten Verbindung mit Männern wie Stein und Arndt, Gneisenau und Scharnhorst.

Die Leipziger Schlacht kam — dann der Bundestag und die Reaction mit vollen Segeln. Die preußischen Patrioten wurden verdächtig, dann gemaßregelt; an Schleiermacher wagte man sich noch nicht.

Er ging neuen schweren Kämpfen entgegen, als er bei der durch Friedrich Wilhelm III. angeregten Kirchenverfassungsfrage mit aller Kraft seiner Rede und seiner Feder für Einrichtung einer Synodal-Verfassung auf weitester Grundlage mit Hinzuziehung von Nichtgeistlichen eintrat. Er unterlag in dem Kampfe in einer Zeit, in welcher der fromme Arndt klagt „über den wachsenden Einfluß Derer, welche den Mächtigen einzuflüstern wüßten, daß nur „hohe Polizei, Inquisition, Jesuiten, Hofpriester und Hofpolizeimeister das wankende Europa retten könnten, und welche Mißbrauch trieben mit dem Heiligsten, indem sie die göttliche Lehre Christi in einen „Steckbrief der Freiheit" umdeuteten."

Er unterlag in dem ungleichen Kampfe, in dem der Hofpredi-

Digitized by Google

ger Eylert, Marheineke, Schmalz, selbst Hegel gegen ihn standen, in dem der größte Theil einer abhängigen Geistlichkeit ihn verließ, in dem die ächten Lutheraner, mit dem frommen aber engherzigen Claus Harms an der Spitze, ihr „Wehe!" über ihn riefen, in dem sich der junge Hengstenberg seine ersten denunciatorischen Lorbeeren um die Heldenschläfe wand.

Es blieb nicht nur beim Alten in der kirchlichen Verfassungsfrage, es wurde sogar 1816 die neue Liturgie, die verbesserte lutherische Messe wieder eingeführt, vor der sich das Volk gänzlich zurückzog.

Schleiermachers Feinde arbeiteten an seinem Sturz; allein es gereicht Friedrich Wilhelm III. zur Ehre, daß Er, der König, den Verketzerten in Schutz nahm, und ihm, wenn auch etwas spät, in seinem 63. Jahre seine Achtung bezeugte, indem er ihm den rothen Adlerorden dritter Classe verehrte.

Von Krankheit gebeugt, die ihn selten verließ, in steiem Kampf für eine synodale Gestaltung der Kirche, traf ihn 1829 der härteste Schlag seines Lebens. Es starb ihm sein jüngstes Kind und einziger Sohn, Nathanel. In der Grabrede, die er dem eigenen Kinde hielt, kommen die Worte vor: „Manche schwere Wolke ist über das Leben gezogen, aber was von Außen kam, hat der Glaube überwunden, was von Innen — hat die Liebe gut gemacht; nun aber hat dieser Eine Schlag, der Erste in seiner Art, das Leben in seinen Grundvesten erschüttert."

Sein eigener Todestag ist der 12. Februar 1834. Nach schweren Leiden an einer Lungenentzündung, starb er sanft, nachdem er auf dem Sterbebette seine Frau gebeten, „alle Freunde zu grüßen und ihnen zu sagen, wie innig lieb er sie geliebt habe", nachdem er seinen Kindern den Johanneischen Spruch hinterlassen: „Liebet Euch untereinander", nachdem er nach dem Genusse des Abendmahls mit den Seinen die Worte gesprochen: „In dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir Eins."

Tausende drängten sich zu seinem Begräbniß, zu einem Zeugniß, daß Viele ihn geliebt, sein Streben verstanden und gewürdigt haben.

(Schluß folgt.)

Das Testament Schnyder's von Wartensee.

Am 12. November wurde im Stadtrath von Zürich das sehr interessante Testament des verstorbenenen Schnyder von Wartensee eröffnet. Im „Republikaner" lesen wir hierüber Folgendes:

Im Jahre 1847 übergaben die Herren Dr. Horner, Oberbibliothekar, und Friedrich Ott, alt-Regierungsrath, dem Stadtrath eine versiegelte Stiftungsurkunde eines ungenannten 61jährigen Mannes, der nach seinem Tode sein Vermögen zu einer Stiftung für Kunst und Wissenschaft zu verwenden und die Verwaltung der Stiftung der jeweiligen Vorsteherschaft der Stadtbürgerschaft, separat dem Convent der Stadtbibliothek, zu übergeben wünschte. Nachdem diese Urkunde seither in dem Stadtarchiv aufbewahrt war, machten jene beiden Herren dem Stadtrath Ende October die Eröffnung, daß nunmehr der Stifter jener Stiftung gestorben sei, und es fand daher am 12. d. M. die Eröffnung der Stiftungsurkunde und der von dem Testator hinterlassenen Testamente statt. Es ergab sich, daß die Stiftung von Herrn Franz Xaver Schnyder von Wartensee, der am 27. August in Frankfurt a. M., 83 Jahre alt, gestorben ist, herrührt.

Die Stiftung bezweckt „Beförderung aller Wissenschaften und Künste, mit Ausnahme der Theologie in ihrer dogmatischen Seite", und es sind über die Ausführung ausführliche Vorschriften gegeben. Die Verwaltung soll Preisaufgaben in irgend einem Zweige der Wissenschaften und schönen Künste (jedoch kein Bauwerk, kein Gemälde, keine Bildsäule, weil diese nicht vervielfältigt werden können) veranlassen, bedeutende wissenschaftliche, poetische oder andere Kunstwerke, die aus Mangel an Mitteln, an Verlegern ꝛc. nicht publicirt werden können (als Beispiel sind Stalder's schweizerische Idiotikon, die Sologesangschule von Hs. Georg Nägeli genannt), ankaufen und veröffentlichen. Sämmtliche Werke der Stiftung, welche den Namen des Stifters tragen soll, sollen auf der Stadtbibliothek in Zürich aufbewahrt und ein guter Abdruck derselben unentgeltlich an die Bibliotheken in Luzern, Winterthur, Frankfurt a. M. und Wien gesandt werden. Ist das Capital auf das Doppelte des ursprünglichen Betrages angewachsen, soll „die Verwaltung mit Zuziehung eines Theologen, Juristen, Mediciners, Philosophen, Dichters, Componisten und Malers jährlich auf Kosten der Stiftung ein bescheidenes Mittagessen feiern und des Stifters in Freude und Liebe gedenken."

Der Charakter der Stiftung wird weiter durch folgende Vorschriften klar gemacht:

„Keine Wohlthätigkeitsanstalt, kein dürftiger Gelehrter, Künstler u. s. w. darf durch sie unterstützt werden, sowie sie überhaupt nicht materielles Gedeihen, sondern geistige Vervollkommnung der Menschheit befördern soll. Für das erstere finden sich überall Mittel, während für das zweite in der Welt meistens nur kläglich gesorgt ist.

Sollte irgend ein Gelehrter an einem Werk arbeiten und ihm fehlen die Hülfsmittel, z. B. theure, seltene Bücher, so ist die Stiftung nicht dazu da, sie ihm zu verschaffen. Sollte ein anderer Gelehrter wegen naturhistorischen, geographischen und dergleichen Untersuchungen eine Reise machen wollen, so ist meine Stiftung nicht geschaffen, um die Mittel dazu herzugeben. Beides aus dem Grunde, weil es nicht gewiß ist, daß der betreffende Gelehrte sein Vorhaben ausführen kann oder will, und so das Geld ohne Nutzen für die Wissenschaft verloren ginge.

Eben so wenig soll aus gleichen Gründen ein Physiker, Mechaniker u. s. w., der an einer neuen Entdeckung, Erfindung u. s. w. arbeitet, wie z. B. der Anwendung der magnetisch-elektrischen Kraft im Großen und dergl., eine Unterstützung erhalten. Die Verwaltung meiner Stiftung ist, kurz gesagt, nur befugt, Geld auszugeben, wenn sie nach den oben angemerkten Bestimmungen wirklich etwas dafür erhält, was dann allgemein nützlich werden kann."

Die Oberaufsicht der Stiftung ist dem bürgerlichen Stadtrath Zürich anvertraut und, wenn dieser sie früher oder später von der Hand weisen sollte, der Stadtbehörde Winterthur, in dritter Linie der Mozartstiftung in Frankfurt a. M. Die unmittelbare Verwaltung besorgt der Convent der Stadtbibliothek. Die ganze Bibliothek des Testators, mit Ausnahme der Compositionen und Schriften über Musik, welche der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich zukommen sollen, ist der Museumsgesellschaft in Zürich legirt.

Als Universalerbe ist Herr Dr. Horner und, wenn er nicht mehr gelebt hätte, Herr Friedrich Ott eingesetzt und derselbe verpflichtet, das ganze Erbe dem Stadtrath zur Ausführung der Stiftung zu übergeben. Inzwischen ist noch der Wittwe des Seligen, Frau Josephine Schnyder, geb. Jahn, die Nutznießung am ganzen Nachlaß zugesprochen. Dieselbe hat übrigens ihre freudige Zustimmung zu der Stiftung erklärt und derselben auf ihren Hinschied einen Beitrag von 6000 fl. gemacht. Ueber den bis jetzt noch unbekannten Nachlaß des seligen Herrn Schnyder von Wartensee wird nun ein Inventar aufgenommen. Der Stadtrath hat sich bereit erklärt, die Zürich ehrende Stiftung anzunehmen und die ihm zugedachten Verpflichtungen getreu zu erfüllen, und der Wittwe des Verstorbenen und den Willensvollstreckern desselben ihre Gesinnung gebührend verdankt.

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 324. Samstag, den 21. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Wäre Gruber furchtsam gewesen, er hätte gezaudert, einzutreten, und wer weiß, ob er nicht wieder umgekehrt wäre, als er die zum Gerippe ausgedorrte Gestalt des Seehamers sah. Widerlich war jene, widerlich das Gemach, in welchem der Alte lebte. Todtenköpfe von Erwachsenen und Kindern lagen auf dem niedrigen Herd oder waren wie Jagdtrophäen an die Wand genagelt; über dem Feuer hing ein kupferner Kessel, in dem allerlei brodelte, was einen abscheulichen Dampf entwickelte; kurzum, es war eine ächte Hexenküche und die Leute hatten so Unrecht nicht, welche ihren Bewohner für einen Hexenmeister hielten; übrigens that der Seehamer das Seinige, um diesen üblen Ruf seines Hauses zu verbreiten; denn er hielt Nachts die Jäger ab, sein Haus zu durchsuchen, was ihm unlieb genug gewesen wäre, da sich viel Wild in den Drahtschlingen fing, welche der Alte gelegt.

„Seehamer, Du hast eine Büchse!“ sagte Andreas bestimmt, um Widerrede abzuschneiden.

„Ich ein Gewehr? bester Herr, was denkt Ihr, ich bin ja kein Jäger und auch kein . . .“

„Verstell' Dich nicht, Alter“; fiel Franz ihm ins Wort, „wir wollen sie Dir nicht stehlen, wir wollen sie Dir ja abkaufen.“

„Ich würde sie ja gern hergeben“, meinte der Alte; „aber wie käm' ich armer Mann zu solchem Schatze? Nein, Ihr Herren, bei mir seid Ihr an den Falschen gekommen; was thät ich mit einer Büchse? ich zittre ja zu stark, um schießen zu können.“

„Mach“, sagte Anderl und ließ ein paar Silberthaler sehen, „wir wissen's, Du hast eine, und wenn Du nicht mehr schießen kannst, was soll Dir dann der Stutzen?“

„Aber, meine gestrengen Herren . . .“

„Beim Teufel mit Deinen Herren, thust Du doch, als kenntest Du uns nicht mehr.“

„Ei freilich nicht, Ihr werdet eben neue Jäger von der Valley sein.“

„Franzel“, lachte Gruber, „was meinst Du? wir Jäger! Kennst Du denn den Frauenrieder Anderl nicht? Ich bins und bin vogelfrei und excommunicirt, und das ist mein Freund, und wenn Du uns Deinen Stutzen nicht weisen willst, gut, wir können warten, bis Dirs gefällig ist oder die Schergen uns finden, dann kannst Du uns vom Thurm in Rosenheim aus henken sehen.“

„Jesus, Maria und Joseph! Du bist der Anderl? Wahrhaftig, ich hab Dich nicht gekannt. Nun, Du wirst mich nicht verrathen, ich weiß schon, wie Dir's gegangen; aber ich hab immer gemeint, Du wärst gestorben. Jetzt, weil Du's einmal weißt, so will ich Dir's gestehen, daß ich eine Kugelbüchse habe, allein sie kostet viel Geld und ich glaube nicht, daß Dir die Herren in Tegernsee so viel gelassen haben.“

„So sag's, wie viel sie kostet und mach's kurz“, rief Andreas ärgerlich.

„Es ist ein Meisterstück, Frauenrieder, sie ist von Nürnberg, die Büchse, und Goldes werth; aber weil Du es bist, so will ich sie Dir um zwanzig Gulden baar lassen.“

„Du bist ein unverschämter Graukopf; gib aber nur das Gewehr her und Pulver und Blei dazu.“

„Erst muß ich's Geld sehen und haben, sonst geb ich es nicht her. Ich bin ein alter, schwacher Greis, wer steht mir dafür, daß Ihr Zwei mir es nicht aus der Hand reißt und damit davonlauft.“

„Vermaledeiter Schurke“, rief jetzt Franzel zornig und packte den Hexenmeister, „glaubst Du, der Frauenrieder ist ein Räuber? Herrgott, ich könnte Dich jetzt erwürgen; Du Gaudieb, Du Teufelsbraten, willst Du das Gewehr herausthun?“

„Laß gut sein, Franzel, er könnte sonst wirklich glauben, wir wären Spitzbuben und Mörder. Da, Alter, sind die zwanzig Gulden und jetzt her mit dem Gewehr.“

Als der Greis das Geld sah, befahl er Franzel, den einen Laden am Boden aufzuheben und dann hinter den nächsten zu langen, wo er das Gewehr und was dazu gehört finden werde. Es war so und Franzel sah mit Wohlgefallen die schöne, zierliche Arbeit des Schaftes, welche ein ehrendes Zeugniß für den Meister in Nürnberg ablegte.

Die Beiden verabschiedeten sich beim Seehamer, der hinter ihnen, zufriedengestellt mit seinem Handel, die Thüre schloß.

In der freien, reinen Luft athmete Andreas hoch auf und sagte zu Franz:

„Seit dem St. Ulrichstag habe ich mich nie mehr so glücklich gefühlt, als heute; aber jetzt, wo wir in die Berge ziehen und wohl sobald nicht wiederkehren können, da sehne ich mich mehr wie je, die Resel zu sehen; auf einen Tag länger in dem Revier kommts wohl nicht an.“

„Wie Du willst; aber vor Nacht dürfen wir uns nicht nach Gotzing wagen; wie wär's, wenn wir einstweilen einmal die Büchse probirten?“

„Ich bin dabei, Franzel, das Wattersdorfer Revier ist nicht schlecht.“

Diese Behauptung rechtfertigte sich durch den Erfolg nicht im Mindesten; wohl fanden sie Fährten, aber kein Wild, von dem sie herrührten.

Als die Sonne sich der Mittagshöhe näherte, wurde die Hitze drückend. Das waldige Ufer des Sees hüllte sich in feinen Duft und unsichtbar stieg aus dem Moor, welches sich von jenem gegen Wattersdorf hinzieht und wohl selbst einst See war, ein schädlicher

Digitized by Google

Dunst und schwängerte die Luft mit Feuchtigkeit, so daß sie schwül wurde. Im Walde war es still, kein Lüftchen bewegte die Aeste, seine Sänger saßen träg und stumm in den Zweigen und nur über dem Wasser tanzten zahllose Mückenschwärme oder eine Hornisse summte von den Feldern her, wo sie das Vieh geplagt, und kehrte jetzt zum Walde zurück, sich ihren Blutdurst am Wilde zu stillen, das sich in den tiefsten Schatten zurückgezogen hatte, um diesen argen Quälgeistern zu entgehen. Am Strande stand regungslos ein Reiherpaar und blickte in die Fluth nach Beute, aber auch die Fische zogen sich in die kühlere Tiefe und vermieden die warme Oberfläche.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Andenken
an
Friedrich Schleiermacher,
den Vorkämpfer religiöser und politischer Freiheit.

(Schluß.)

2.
Einiges aus Schleiermachers politischen und religiösen Anschauungen.

„Wo ich einen Funken des verborgenen Feuers sehe, das früh oder spät das Alte verzehren und die Welt erneuern wird, da fühl' ich mich in Lieb' und Hoffnung hingezogen, wie zu den geliebten Zeichen der fernen Heimath.

Schleiermacher.

Wenn wir das Streben Schleiermachers, wie es aus seinen bedeutendsten Werken, seinen „Reden über die Religion", den „Monologen", seinen Predigten und seiner „Glaubenslehre" hervortritt, kurz kennzeichnen wollen, so ist es ein Streben eine Weltanschauung zu begründen, in welcher Philosophie und Religion, Wissen und Glauben, Bildung und Frömmigkeit friedlich neben einander wohnen und sich ergänzen. Dieses Ziel kann für ihn nur in der Gesellschaft, wo Jeder dem Besten des Ganzen dient, erreicht werden. „Nur in der Gemeinschaft lebt der Mensch ein wahrhaft sittliches Leben, und nur sofern er im Dienst der Gemeinschaft steht und wirkt, hat sein Leben und Wirken einen sittlichen Werth."

So faßt er auch den Staat auf; er soll sich auf der Macht der Gesinnung aufbauen und ihr vertrauen, und nicht auf despotische Hülfsmittel seine Kraft und Größe gründen. Darum verlangt er vom Staat, daß er keinen gesonderten, streng vom Bürgerthum geschiedenen Soldatenstand in sich berge, der die Kraft des Ganzen nicht stärke, sondern schwäche. Nachdem man zur Befreiung des Vaterlandes doch zur Massenorganisation des Volkes hatte schreiten müssen, schreibt er:

„Unter allen Spaltungen, die unsere Kräfte lähmten und unsere Fortschritte, war keine unseliger, als die zwischen dem Soldaten und dem Bürger, ruhend auf der eingewurzelten Meinung, als ob Derjenige, der sich mit den Gewerben des Friedens beschäftigt, weder Sinn noch Geschick haben könne, in den Zeiten der Gefahr sein Eigenthum und das gemeinsame Vaterland zu vertheidigen. Daher die Vorzüge, die Denen eingeräumt wurden, auf Denen die Sicherheit des Staats allein beruhte, und noch mehr Denen, die ausschließend berufen waren, Jenen zu befehlen; daher der Uebermuth der Soldaten, der den Muth für eine ihm ausschließend eigene Tugend hielt, daher die Eifersucht des Bürgers auf jene Vorzüge und die allgemeine Abneigung gegen einen Stand, der im Frieden nur als eine Last für alle Anderen erschien."

Seine Hoffnung richtete sich, wie die der großen Patrioten jener Zeit, auf „ein im Geiste der bürgerlichen Freiheit und der nationalen Einheit verjüngtes Deutschland, ein Kaiserthum, kräftig und nach Außen hin allein das ganze deutsche Volk und Land repräsentirend, im Inneren so eingerichtet, daß die Stammesverschiedenheiten und die Spuren der alten einzelnen politischen Gebiete nicht vernichtet würden."

Wir haben bereits aus den „Lebensverhältnissen" ersehen, wie Schleiermacher, um dieser politischen Gesinnungen willen in das schwarze Buch der „Schwerverdächtigen" eingezeichnet, angefeindet wurde.

Von tiefer gehender, dauernder reformatorischer Bedeutung sind seine religiösen Grundsätze und Anschauungen.

Religion ist ihm nicht die Bekennung irgend welcher geschichtlich fixirten Glaubensformeln, sondern die Entwicklung und die Gestaltung des religiösen Lebens, das ein dem Menschen Angeborenes, in seinem innersten Wesen Ruhendes, der Fortbildung Harrendes ist. Der Mensch trägt das Bewußtsein des Ewigen und Unendlichen in sich selbst; er empfängt es weder auf natürlichem, noch auf übernatürlichem Wege von Außen; es bildet den tiefsten Grund seines Wesens. Er setzt das Dasein Gottes voraus, aber so, daß wir um das Sein Gottes nur in uns und in den Dingen wissen, nicht aber um ein Sein Gottes außer der Welt und an sich. Neben dem religiösen Zuge im Gemüth des Menschen ist auch niederer, sinnlicher in ihm. Wo dieses Niedere durch jenes Höhere überwunden wird, und alles menschliche Thun durch die Beziehung auf Gott seine Beweggründe herleitet, da ist wahre Religiosität, da ist die Erlösung eingetreten. Erlösung ist ihm die Befreiung des Menschen und der Menschheit von dem hemmenden und lähmenden Uebergewicht der sinnlichen Triebe und Beweggründe.

Nach dieser Auffassung nimmt auch Christus seine Stellung in seiner religiösen Anschauung ein. Er ist ihm der göttliche Mensch, da in ihm jeder Zwiespalt der höheren und niederen Natur aufgehoben erscheint, menschlicher und göttlicher Wille Eins ist.

Damit ist er auch der Erlöser der Menschheit; in der freien Aneignung seines Denkens und Thuns besteht die Erlösung, — das allein ist ihm Religion. Er macht sie von keinem Bekenntniß über die Person Christi abhängig, von keiner Anerkennung einer kirchlichen Satzung; nur auf die innere Uebereinstimmung, auf die freie Hingabe des Lebens in die Liebe zu Gott legt er alles Gewicht, setzt er das Wesen der Religion.

Wir können hier nicht die Einwürfe erörtern, die sich dieser Auffassung der Religion und der Person Christi entgegenstellen lassen und ihr entgegengestellt worden sind, sondern stellen nur fest, daß nach Schleiermachers Anschauung „die Religion nicht etwas durch übernatürliche Offenbarungen in den Menschen Hineingetragenes, sondern ihm etwas Angebornes ist, und daß uns ihr Wesen am vollkommensten in Christus entfaltet entgegentritt."

Mit einer solchen Auffassung sagte sich Schleiermacher von den Hauptlehren der herrschenden Kirche los: die Menschheit war ihm kein durch die Erbsünde zu jedem Guten unfähiges Geschlecht, die Sünde war ihm nur das Niedere im Menschen, das von dem Höheren in ihm überwunden werden muß. Christus war ihm kein Versöhner, oder besser, kein Opfer in der grobsinnlichen Fassung der Kirche.

Nach seinen Anschauungen mußte er zugleich eine sehr freie Stellung zu den ältesten schriftlichen Urkunden der christlichen Kirche und den später verfaßten Symboten einnehmen, sie galten ihm nur als Zeugnisse, wie das in Christus offenbar gewordene religiöse Leben aufgefaßt, angeschaut worden war.

Er sah voraus, daß die fortschreitende Entwicklung, die Sichtung dessen, was historisch als wahr erweisbar, der Einfluß anderer

Digitized by Google

Wissenschaften dahin drängen werde, daß die Kirche die Verpflichtung auf die Anerkennung der wunderbaren äußeren Einkleidung des Christenthums müsse fallen lassen, wenn sich nicht die Mehrheit von dieser Kirche abwenden solle.

Sehr offen spricht er sich über die Wunder aus:

„Wollt Ihr Euch dennoch hinter diesen Außenwerken, den Wundern, verschanzen und von der Wissenschaft blokiren lassen? Das Bombardement des Spottes, welches dann auch von Zeit zu Zeit erneuert werden wird, will ich für nichts rechnen, denn das wird auch Euch, wenn Ihr nur Entsagung genug habt, wenig schaden. Aber die Blokade! Die gänzliche Aushungerung von aller Wissenschaft, die dann nothgedrungen von Euch, eben weil Ihr Euch so verschanzt, die Fahne des Unglaubens aufstecken muß! Soll der Knoten der Geschichte so auseinander gehen: das Christenthum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben? Viele freilich werden es so machen; die Anstalten dazu werden schon stark getroffen, und der Boden hebt sich schon unter den Füßen, wo diese düsteren Larven auskriechen wollen, von enggeschlossenen religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschanzungen eines alten Buchstabens für satanisch erklären. Aber Diese können wohl nicht ausersehen sein zu Hütern des heiligen Grabes!"

„Wenn die Reformation nicht das Ziel hat, einen ewigen Vertrag zu stiften zwischen dem lebendigen christlichen Glauben und der nach allen Seiten freigelassenen, unabhängig für sich arbeitenden Forschung, so daß jene nicht diese hindert, und diese nicht jene ausschließt, so leistet sie den Bedürfnissen unserer Zeit nicht Genüge, und wir bedürfen noch einer anderen, wie und aus was für Kämpfen sie sich auch gestalten möge."

Wie sah er die kommende, die heutige Zeit voraus, als er, ein heftiger Gegner gegen den Symbolzwang, in einem Sendschreiben an Dr. Lücke sagt:

„Wenn Sie den gegenwärtigen Zustand der Naturwissenschaft betrachten, wie sie sich immer mehr zu einer umfassenden Weltkunde gestaltet, von der man vor noch nicht langer Zeit keine Ahnung hatte: was ahnet Ihnen von der Zukunft, ich will nicht einmal sagen für unsere Theologie, sondern für unser evangelisches Christenthum? Ich sage für unser evangelisches, denn ein romantisches kann man immer haben. Wenn man mit dem Schwert dreinschlagen kann gegen die Wissenschaft, wenn man, im Besitz aller äußeren Hülfsmittel, sich einzäunen kann gegen allen Angriff gesunder Forschung, und nun darinnen eine gebietende Kirchenlehre aufstellen, die Allen draußen als ein wesenloses Gespenst erscheint, dem sie aber doch huldigen müssen, wenn sie einmal ordentlich begraben sein wollen, so braucht man sich freilich nichts anfechten zu lassen, was irgend auf diesem Gebiet geschehen mag."!

Wie richtig sah er die Zukunft voraus, wenn er von einem Theil der Geistlichen unserer Zeit weissagt:

„Es werden lebendige Frömmigkeit und freisinniger Muth aus dem geistlichen Stande immer mehr verschwinden; Herrschaft des todten Buchstabens von Oben, ängstliche geistlose Sektirerei von Unten werden sich einander immer mehr nähern und aus ihrem Zusammenstoß wird ein Wirbelwind entstehen, der viele rathlose Seelen in die aufgespannten Garne des Jesuitismus hineintreibt und den großen Haufen bis zur gänzlichen Gleichgültigkeit abstumpft und ermüdet."!

Er verlangt daher von der Kirche der Zukunft, daß sie eine durchaus freie, ungehinderte Stellung in dem Staate einnehme; er hofft Alles von der freien Entwicklung des christlichen Gemeindelebens, in dem der Geistliche, ungebunden durch irgend welchen Symbolzwang, wirken soll. Er hat für ihn die Mahnung: Jeder rede die Wahrheit von Herzen, wie er sie sieht, scheue kein Ansehen und scheue kein noch so geheiligtes Vorurtheil.

Schleiermacher dringt auf Trennung der Kirche vom Staat, Aufgeben der Consistorialverfassung, dafür eine auf dem Gemeindeprincip ruhende Verfassung mit Presbyterien und Synoden. Die Kirche muß nach ihm von dem Staate getrennt werden, weil sonst eine Auffassung der Religion entsteht, als ob sie Aushülfe für den weltlichen Staat leisten solle, der sich des Christenthums bedient, weil es in dem Rufe steht, die Menschen demüthig und duldsam zu machen, die Begierden zu mäßigen und die Leiden und Unbequemlichkeiten des Lebens als etwas Heilsames oder wenigstens Unbedeutendes vorzustellen.

„Je mehr — sagt er über die unnatürliche Verbindung der Kirche mit dem Staat, in der der Landesherr als solcher summus episcopus ist —, der Landesherr fortfährt, die Kirche von seinem Hoflager aus zu verwalten, die (geistliche) Behörde sich für Staatsdiener anzusehen, die Geistlichkeit sich der Autorität zu freuen, die sie auf ihrer Seite hat, und mit den Großwürdenträgern und Ordensoberen aus ihrer Mitte zu prunken, um desto mehr wird auch die Verachtung des geistlichen Amtes zu einem opus operatum herabsinken, und um desto mehr auch, ist einmal der Weg gebahnt, wird Alles, was vom Geist bewegt wird und Ernst machen will mit kirchlichem Leben, zum Behuf wahrer Frömmigkeit sich von dieser Gemeinschaft ab- und den kleineren zuwenden. Die Reformation geht noch fort."

Wahrhaft bitter spricht er sich gegen die Consistorialverfassung aus, wenn er sagt:

„Es ruht nun einmal der Unsegen auf ihr, daß das ganze Kirchenregiment in die Formen der Staatsverwaltung gegen seine Natur gezwängt ist, daß seine Mitglieder keine andere Vollkommenheit suchen, keine größere Ehre kennen, als die: Staatsdiener wie die anderen Räthe des Landesherrn zu sein."

Nur ein versteinerter Geschäftsmann oder ein verknechteter Geistlicher kann sich darum nach seiner Ansicht dazu hergeben, ein solches System zu vertheidigen.

Es gereicht Schleiermacher gewiß zu hoher Ehre, daß er seine freien Anschauungen über das Wesen der Religion, über die Nothwendigkeit der Umgestaltung der Kirche zu einem Synodalverband nicht allein schriftlich dargelegt, sondern auch mit hohem Muth, Festigkeit und unter persönlichen Zurücksetzungen dem Staatskirchenthum und selbst einem König gegenüber vertheidigt hat.

Aus seinem ganzen Leben und Wirken geht hervor, daß, wenn eine johanneische Liebe und Milde den Grundzug seines Wesens bildete, er ein eben so fester, unerschrockener — und dann mit allen Waffen seines schneidenden Verstandes — Vorkämpfer für politische und religiöse Wahrheit war. Das hat er auch vor allem Anderen als einer der größten und gewaltigsten Redner in seinen Predigten zur Zeit der politischen Erhebung, zur Zeit der politischen und religiösen Reaction bezeugt.

Er verlangt freie Luft um und über uns, wenn ein gesundes, glückliches Volksleben, wahre Religiosität und Sittlichkeit erblühen sollen.

„Der Staat, der zur Ruhe kommen will, muß eine Tendenz haben zur völligen Glaubensfreiheit. Er verlangt einem Jeden freigegeben, sich seine religiöse Stellung zu wählen, wie er es für gut findet, und zwar aus Religion, damit er nicht durch Zwang die wahren Interessen der Religion, deren Lebensluft die Freiheit ist, etwa schädige."

Digitized by Google

Wir schließen hiermit die Darlegung der Schleiermacher'schen Grundsätze. Seine Anschauungen sind sehr verschieden beurtheilt worden; wir müssen dieses Recht der Wissenschaft zugestehen. Auch an seinem Leben, der Wahrheit seiner Gesinnung hat man herumgemäkelt; wir setzen darum das Urtheil Lücke's über seinen Charakter hierher:

„Es kann fremden Ohren und Denen, die nach dem Schein richten, paradox klingen, aber es ist vollkommen wahr, wenn ich sage, daß auf dem tiefsten Grund seines Geistes von Ursprung an und je länger, je reiner und milder, die Liebe waltete und daß selbst die Schärfe des Geistes, der stechende Witz, die bittere Rede, womit er kämpfte und verwundete, nie im Stande waren, den Liebesgrund seines Herzens zu überwältigen. Ich kenne Niemanden, der eine so großartige Toleranz, ein so umfassendes Herz besaß, die verschiedensten Stufen und Richtungen des Geistes liebevoll zu beurtheilen."

So liegt ein kurzes Bild des Lebens und Strebens Schleiermachers vor uns. Wer wird läugnen, daß er, namentlich auf religiösem Gebiet, Das, was Noth thut, auf das Treffendste ausgesprochen, so daß uns ist, als ob er in unserer Mitte lebte? Wird er für unsere Zeit ein Stück des Sauerteigs werden, der den ganzen Teig durchsäuert?

Werden wir fortfahren, nur an dem Andenken unserer großen Männer zu zehren und gemüthlich die Hände in den Schoß legen und Alles gehen lassen, wie es Gott gefällt?

Armer Schleiermacher — Du ein Religionslehrer der Jugend — Du ein Prediger des Evangeliums von der Kanzel! Armer Schleiermacher — wohl Dir, daß Du vor 50 Jahren gestorben bist! Was würden die heutigen Consistorialkirchen mit Dir anfangen — und würde Dich — — — ein König schützen? A.

Frankfurt, 20. November.

Fräulein Maria Reufeld aus Wien, welche schon bei ihrem Gastspiel im verflossenen Sommer in Bockenheim mit Recht allgemeine Anerkennung fand, ist nach Frankfurt zurückgekehrt und hat ein Gastspiel im hiesigen Vaudeville-Theater eröffnet. Ihre erste Gastrolle war die der „Galathea" in dem gleichnamigen Stück von Suppé, einer in Wien sehr beliebten Operette im Offenbach'schen Genre, deren melodienreiche, liebliche und humoristische Musik der Offenbach'schen in keiner Weise nachsteht. Die Operette hat zwei Pointen, deren erste, die Satyre auf das alte Griechenthum, durch die Offenbach'schen Stücke dieser Art schon ziemlich ausgebeutet ist, während die andere, eine feine Satyre auf alle Incarnationen der Weiblichkeit, mögen sie ihren Ursprung aus Adams Rippe oder aus den Marmorgebilden eines Künstlers herleiten, — ihrem Gegenstand nach unerschöpflich ist. Alle kleinen Malicen und Perfidien, alle Launen und Gelüste, welche den Töchtern Eva's im Allgemeinen und der modernen Demi-monde in besonders hervorragendem Grad eigen sind, haben Autor und Componist der Galathea in ihrem satyrischen Spiegelbild angedeutet, und Fräulein Reufeld verstand es, diese Andeutungen in pikante Weise zur plastischen Ausführung und elektrisirenden Geltung zu bringen. Die Aufführung war durch die Anzahl von nur vier Rollen sehr erleichtert, von denen drei durch ihre Repräsentanten sehr entsprechend gegeben wurden, während der Repräsentant der vierten seiner Aufgabe nicht gewachsen war und geradezu das gute Ensemble störte. — Fräulein Reufeld war als Galathea in der That in Spiel und Gesang hervorragend und glauben wir dieselbe als Wiener Localsoubrette in veredeltem Genre bezeichnen zu dürfen. Ihre Darstellung war in keiner Weise anstößig, und wußte die gewandte Künstlerin die durch den Inhalt der Pièce sich darbietenden Klippen mit Tact und Discretion zu behandeln. Die Stimme ist, wenn nicht groß, doch lieblich und angenehm. In Gesang und Darstellung entwickelte Fräulein Reufeld viel Humor und heimelte dazu uns Frankfurter durch ihren liebenswürdigen und sympathischen Wiener Dialect an. Die Gastin scheint sehr geeignet für die Repräsentation Offenbach'scher Rollen und wird jedenfalls ihr weiteres Auftreten eine Zugkraft für das Vaudeville-Theater bilden. — Fräulein Hänsel (Ganymed), zeichnete sich ebenfalls als echt gewandte Soubrette aus, wenn auch in ganz anderem Genre als Fräulein Reufeld, da jene mehr die gemüthliche Wienerin, diese die bis zum Uebermuth selbstbewußte Norddeutsche repräsentirte. Fräulein Hänsel, welche sowohl durch Organ als Figur vielen Beruf für Knabenrollen hat, löste ihre Aufgabe im Ganzen mit vielem Geschick, leistete aber besonders Vorzügliches in dem Couplet: „Nicht so classisch", dessen verschiedene Verse sie gut und scharf zu nüanciren wußte. — Die Rolle des Pygmalion war durch Heren Ahlee genügend besetzt. Herr Ruhle ist für die Darstellung des Mydas völlig ungeeignet, und für eine Operette nicht zu verwenden, da seine Gesangsleistung gänzlich unzureichend ist.

Weimar, 16. Nov. Die Beerdigung Bonaventura Genelli's, über dessen Lebensgang und künstlerische Entwickelung in diesem Blatte bereits berichtet wurde, hat gestern Nachmittag hier stattgefunden. Selten wohl hat sich eine größere Theilnahme in den verschiedensten Kreisen unserer Bevölkerung zu erkennen gegeben als bei diesem Leichenbegängniß. Kurz nach 3 Uhr setzte sich der Leichenwagen, welcher die irdischen Reste des dahingeschiedenen Meisters aufgenommen, vom Trauerhause in Bewegung. Zu beiden Seiten desselben schritten als Marschälle Vertreter der hiesigen großherzoglichen Kunstschule und der übrigen Künstlerschaft, dann folgte die mit Flor umhüllte Künstlerfahne, an welche sich die Leidtragenden anreihten, unter ihnen der Chef des Cultusministeriums, der Flügeladjutant des Großherzogs, der Director der Kunstschule, die Spitzen sonstiger Behörden, Deputationen aus Leipzig, Dresden und andern Städten, endlich ein langer Zug von Theilnehmenden, welcher durch einen großherzoglichen Wagen geschlossen wurde. Der Sarg war mit Palmenzweigen und Lorberkränzen dicht bedeckt. Die Künstlerschaften in Wien, Dresden, München, Leipzig rc. hatten deren gesendet. Seitens der hiesigen Freunde und Verehrer des Meisters war eine große Zahl hinzugefügt worden, und kurz vor dem Beginne des Zuges ließ der Großherzog durch den Grafen v. Kalckreuth einen frischen Lorbeerkranz auf dem Sarge Genelli's niederlegen. Als der Zug auf dem Friedhofe angelangt und unter dem Gesange des Kirchenchors die Einsenkung des Sarges an der Seite desjenigen Grabes erfolgt war, welches die Reste des frühverstorbenen Sohnes Bonaventura Genelli's, Camillo Genelli's, birgt, ergriff der Geistliche das Wort, um in kurzen Zügen auf die Größe des Verlustes hinzudeuten, den die Kunst, den das Vaterland und vor Allem unsere Stadt durch den Heimgang des Meisters erlitten, der seit einem Decennium hier seine Heimath gefunden. Nachdem die Einsegnung erfolgt war, trat Graf Kalckreuth, als Director der großherzoglichen Kunstschule und zugleich als Vorsitzender des hiesigen Lokalvereins der deutschen Kunstgenossenschaft, an den Rand des Grabes, um im Namen der Anstalt, die er leitet, wie in dem der deutschen Kunstgenossen überhaupt, durch eine eingehende Würdigung des Lebens, Kämpfens und Hoffens unseres Dahingeschiedenen dessen Andenken die letzte Ehre zu erweisen.

Leipzig, 18. November. Die „Leipziger Nachrichten" wollen wissen, Dr. Heinrich Laube werde zur Eröffnung seiner Direction des hiesigen Theaters seine jüngste dramatische Dichtung, eine Fortsetzung von Schiller's unvollendetem Trauerspiel „Demetrius", in Scene gehen lassen.

Eine neue musikalische Zeitschrift kündigt die Gesellschaft für Musikforschung an. Dieselbe soll unter dem Titel „Monatshefte für Musikgeschichte" bei T. Trautwein in Berlin unter Redaction von Robert Eitner erscheinen und in den Kreis ihrer Besprechung ziehen: 1) Biographien alter Tonkünstler, mit besonderer Berücksichtigung der so sehr vernachlässigten Deutschen. 2) Allgemeine musikgeschichtliche wissenschaftliche Aufsätze, Abdrücke von Manuscripten rc. 3) Beschreibung seltener Druckwerke. 40 Bibliographische Arbeiten.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 21. Nov. **Martha**, oder: **Der Markt zu Richmond**, Oper in 4 Akten von W. Friedrich. Musik von Friedrich v. Flotow. (Abonnement-Vorstellung Nr. 18.)

Sonntag, 22. Nov. **Pech-Schulze**, Original-Posse mit Gesang und Tanz in 3 Acten von H. Salingré. Musik von A. Lang. (Abonnement-Vorstellung Nr. 19.)

Montag, 23. Nov. Gastdarstellung der Fräulein Feohn vom Hoftheater in Darmstadt: Neu einstudirt: **Der Sohn der Wildniß**, romantisches Schauspiel in 5 Acten von F. Halm. — Parthenia: Fräulein Frohn. (Abonnement-Vorstellung Nr. 20)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 325. Sonntag, den 22. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Unsere Freunde wurden des resultatlosen Pürschens müde und ruhten endlich, wie Alles um sie her. Gegen drei Uhr Nachmittags erweckte sie ein heftiger Donnerschlag. Ueber dem Taubenberg erhob sich gigantisch eine blauschwarze Wolke; sprühend, blendend sandte sie Blitz auf Blitz; leise erhob sich der Wind, aber im schnellen Steigen wuchs er zum Sturm, vom Sturm zum Orkan an. Die schlanken Stämme der Fichten bogen sich unter seiner Gewalt, krachend fielen die Aeste zu Boden, schreiend flogen die aufgescheuchten Vögel nach ihren Nestern, dumpf klang das Wetterläuten herüber von Weyarn, immer lauter wurden die Donnerschläge und immer greller die Blitze.

Gruber dachte sogleich beim ersten Zeichen des nahenden Unwetters an Obdach, und da keines in der Nähe zu finden war, so eilten sie nach Wattersdorf und traten beim Bäck ein, als der Regen in schweren Tropfen zu fallen begann. Der Himmel verfinsterte sich jetzt und deckte über die Erde eine frühe, schwarze Nacht. Der Regen fiel in Strömen vom Himmel, die Dorfstraße schien ein wilder Bergstrom, der durch die Bäche, welche rauschend von den Dachrinnen stürzten, genährt wurde.

Eben waren die Beiden in die Stube getreten, in welcher die wenigen Gäste sammt Wirth und Wirthin ängstlich betend auf den Knieen lagen, als ein greller Blitz die düstere Stube erhellte und der furchtbare Donnerschlag verkündete, daß es eingeschlagen. Bald darauf stürzte, bleich und an allen Gliedern zitternd, Blümelhuber herein, und ohne auf die Beter zu achten, rief er:

„Jesus, Maria und Joseph! In der Klosterkirche hat der Blitz getroffen!"

Der arme Mann war vom Schrecken so bestürzt, daß er sich gar nicht umsah, sondern neben den nächsten Beter hinstürzte und das verschobene Flehen zum Himmel mit sichtlichem Eifer nachholte.

Ein zweiter Gast bestätigte die Nachricht, fügte ihr jedoch tröstend bei, daß es ein kalter Schlag gewesen.

„Das ist ein Warnungsruf, welchen Gott selbst den Pfaffen sendet!" sprach ein alter Bauer ernst, und als Gruber ihn nach dem „Warum und Wieso?" frug, erzählte er, daß jüngst der gräfliche Förster einen Bauern erschossen, als derselbe den sogenannten Königshirsch, den stärksten des Reviers, mit Prügeln aus dem Felde gejagt; nun weigert sich der Abt, für den Todten eine Seelenmesse lesen zu lassen."

„Aber es wird bald gar keine Messe mehr gelesen werden; in Miesbach hat der Cooperator die neue Lehre von Doctor Luther aufgestellt, gibt Wein und Brod im Abendmahl den Laien und predigt gegen Papst und Klöster", setzte der Graukopf ernst hinzu.

„Ja der Ketzer und Abtrünnige und Ihr seid Alle angesteckt vom Gift und lauter solche excommunicirte Teufelshallunken, wie der Schuft, der Andrä Gruber!" schrie Blümelhuber zornig und sprang auf.

Wie erschrack er aber, als der „Teufelshallunke" leibhaft vor ihm stand und ihn lachend betrachtete!

„Bitte um Entschuldigung, war nur ein Spaß!" rief er und verneigte sich.

Aber Gruber nahm ihn am Kragen und sagte ruhig:

„Geh Du zu Deinem Abt oder zum Teufel, aber nicht wieder in meine Nähe!" und damit gab er ihm einen Stoß, daß er zur Thüre, die Franz schnell geöffnet hatte, hinausflog und im Fallen das Bußpeterl umriß.

„Oho! pressirts so?" brummte Peterl, als er sich auf seine krumme Beine wieder erhob. „Jesus! was seh ich? Da ist ja der Anderl! Ja da glaub ich's, daß der neue Herr Pächter davongelaufen ist. Nun, wo kommst Du her, mein alter, lieber Anderl?"

„Ich? Peterl, das darf ich nicht sagen; aber wo ich hin will, kannst Du Dir beinahe denken."

„Nach Gotzing?" flüsterte Peterl.

„Wohin sonst? Weißt Du Neues von der Resel; wie steht's drüben?"

„Gemach, so schnell kann ich nicht Alles sagen. Bei der Resel steht Alles gut; sie ist Dir treu und hat sich für Dich malen lassen."

„Was malen? und wer hat sie denn gemalt?"

„Der Heiligenmaler von Holzolling; er ist so ein herrischer Ding und hat Geld; ich kenn ihn noch nicht recht, aber sein Vater war brav, warum sollt es der Sohn nicht sein? Auch hätt' sich die Resel nicht malen lassen, wenn Du ihr nicht die Botschaft gethan hättest."

„Ich, der Resel Botschaft? Und durch wen?" fragte gespannt Anderl.

„Durch wen? Ja durch den Blümelhuber, und der hat wieder mich geschickt, denn er darf nicht zum Vordermaier."

„Teufel, da steckt eine neue Bosheit dahinter; 's ist kein wahres Wort an der Sache. Franz, komm, wir wollen nach Gotzing und der Resel sagen, daß sie betrogen ist."

„Anderl, nach Gotzing kannst Du heut nicht; ich komme gerade von Thalham, das Wetter hat die Mangfallbrücke weggenommen und die Mühlthaler dazu; der Fluß geht hoch, in Tegernsee muß ein Wolkenbruch niedergegangen sein."

„Steckst wohl mit im Complott, Zwerg, und hilfst die Resel abwendig machen?"

„Anderl, bin ich je einmal schlecht gewesen?" sagte Bußpeterl

Digitized by Google

so treuherzig, daß alles Mißtrauen und jeder Verdacht bei Gruber schwand.

„Also man kann gewiß nicht über die Mängfall?“

„Wenn Du nicht fliegen kannst, nicht. Sie ist wie ein See so breit und stürmt und schäumt, daß Einem angst und bang wird; Anderl, gelt, Du probirst es nicht, thu mir's zu lieb, denn lebendig kämst Du nicht nach Gotzing.“

„Na, gut, Peterl; bis morgen wird schon ein Steg fertig sein und so lang kann ich allenfalls warten; aber Deinem Heiligenmaler könnten wir unsern Besuch abstatten. Was meinst Du, Franzel?“

„Mir ist's recht; aber ich dächt, wir wollen einen kleinen Umweg machen, daß wir zum Frühstück recht kommen.“

Dabei deutete Franz lachend auf die Gewehre.

„Hast Recht, dem Herrn Förster könnten wir erst einen kleinen Gegengefallen erweisen.“

„Darf ich mitgehen, Anderl?“ frug der Zwerg, und war froh, daß Gruber nickte.

Sie traten vor die Thüre; die Natur war so ruhig und heiter, als wären ihre Elemente nie in Aufruhr gewesen. Rein wie am frühesten Morgen wölbte sich der violette Nachthimmel über das hügelige, schwarze Land, nur im Osten zeigten mildere Blitze den Weg des Gewitters. Der See spiegelte den sternenvollen Aether ab und sah aus wie ein leuchtendes Auge.

Schweigend schritten die drei Männer neben einander, denn die Stille um sie her theilte sich ihnen mit und ließ sie die Aufregungen der vorigen Stunde vergessen.

Dort wo die Hügel in sanften Biegungen über den See fallen und sein südliches Ufer bilden, setzten sie sich nieder. Jetzt stieg aus schwarzen Wolken die große, glänzende Silberscheibe unserer Josuasonne und goß ihr blaues Licht über die Kegel von Brannenburg. Nichts regte sich in den Aesten, kein Hauch kräuselte den Spiegel des Wassers; plötzlich knarrten dürre Aeste, unheimliche Schläge an die Stämme der Tannen erschallten, es kam immer näher; endlich plätscherte es im Wasser und der gellende Schrei eines Hirschen ertönte. Da stand der König der Wälder, gekrönt mit dem weiten, vielendigen Geweih und der langen, schwarzen Mähne; er schrie noch einmal, dann zog er in langen, durstigen Zügen das klare Wasser des Sees.

„Das ist der Königshirsch von Wattersdorf!“ flüsterte Peterl dem Gruber zu.

„Armes Thier, Du mußt mit Deinem Tode arme Verbannte von dem ihren erretten“, seufzte Andreas und schlug an.

Athemlos, mit klopfendem Herzen sahen die beiden Andern auf den arglosen Hirsch. Der Schuß krachte donnernd; erschreckt flog eine Kette wilder Enten auf, kreischend erhoben sich die Reiher und in den Aesten rauschte es vom Flattern aufgeweckter Vögel. In steilrechter Linie bäumte sich der Hirsch und schlug, zusammenbrechend, einen mächtigen Bogen; schön und gewaltig ist der Alpenhirsch noch in seinem Tode!

„Triumph, Triumph!“ schrie Peterl; „Herr Förster, jetzt sucht Euch einen andern Königshirsch, der erste gehört uns!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Akademie freier Wissenschaften in Frankfurt am Main.

Es ist nunmehr ein Jahr vorüber, daß in einem Aufsatze „Unsere Zukunft“ in diesen Blättern die Anregung zu thatkräftiger Selbsthülfe gegeben worden ist, um Frankfurt bei seiner dermaligen Lage nicht allein vor weiterem Verfalle zu bewahren, sondern auch wieder zu neuer Blüthe zu erheben. Es war dort ein Programm für die Richtung aufgestellt worden, welche zur Erreichung dieses Zieles als zweckentsprechend anerkannt worden war.

Der „Verein zur Förderung des öffentlichen Verkehrslebens“ war die Frucht der gegebenen Anregung, in deren Sinn er inzwischen eine rege Thätigkeit entwickelt hat. Nun war unter Anderem unter Nro. 5 jenes Programms auch die hohe Wichtigkeit und Tragweite der Errichtung einer Akademie freier Wissenschaften ꝛc. (Mathematik, Polytechnik, Geographie und Statistik, gesammte Naturwissenschaften, Geschichte, Literatur und Kunst) hervorgehoben und hierüber wörtlich gesagt worden:

„Ein weiteres Moment für die Heranziehung und Fesselung respectabler Fremden bieten unsere zahlreichen Anstalten und Vereine für Wissenschaft, Kunst und allgemeine Bildung. Was ihre trefflichen Sammlungen bieten, wie mannichfach die Belehrung ist, welche sie durch öffentliche Vorträge Jedermann zugänglich machen, wie leicht es ist, sich durch den Beitritt den Zutritt in Kreise von Männern (und Frauen) zu verschaffen, welche dem gewöhnlich über seine Zeit frei verfügenden Fremden Gelegenheit zu mannichfacher Anregung und Thätigkeit bieten, — Alles dieses ist im Auslande viel zu wenig bekannt, hierorts viel zu wenig einheitlich organisirt, als daß es diejenige Anziehungskraft auszuüben vermöchte, zu welcher es alle Elemente besitzt. O möchte doch die Noth der Vaterstadt endlich über die Hindernisse hinweg helfen, welche bisher noch der Vereinigung der hier bestehenden wissenschaftlichen Corporationen zu einem Gesammt-Organismus, zu einer freien Akademie der Wissenschaften entgegen standen! Bedarf es dazu für den Anfang etwa mehr als der Bildung eines akademischen Curatoriums, bestehend aus Vertretern sämmtlicher Einzel-Vereine und Anstalten? Wäre die Aufbringung des Gehaltes für einige wenige Docenten zur Besetzung etwa hier noch nicht genügend vertretener Fächer so gar unerschwinglich? Man berathe, prüfe und — handle!“

Leider ist, abgesehen von ohnmächtigen Versuchen Einzelner, den schweren Stein zu heben und fort zu rollen, Nichts geschehen! Selbst eine von dem Vorstande des „Vereines zur Förderung des öffentlichen Verkehrslebens“ bereits im März d. J. gegebene Anregung zu einer Besprechung sämmtlicher betheiligter Vereins-Vorstände ist bis jetzt noch erfolglos geblieben. Dennoch hat der Gedanke einer Frankfurter freien Hochschule noch keinen Widerspruch erfahren, vielmehr wird er von fast allen Seiten her als ein glücklicher, lebensfähiger erkannt; Zeugniß dessen das Hochstift, welches diesen Gedanken bereits seit einem Jahrzehent zu verwirklichen strebt. Aber immer noch fehlt es an der zur Verwirklichung erforderlichen Opferwilligkeit, an der Bereitwilligkeit Einzelner und ganzer Vereine, sich einem großen Ganzen bis auf einen gewissen Grad ein- und unterzuordnen. Begreift auch der „Frankfurter“, daß man für die Bestrebungen des Hochstiftes von gewisser Seite her blind sein konnte und sich nicht bequemen mochte, unter dessen Führung vorzuschreiten, so vermag er sich doch auf der andern Seite kaum die Gleichgültigkeit zu erklären, mit welcher die bezüglichen anderweiten Vereine, der Lösung einer so wichtigen Frage gegenüber, in selbstgenügsamer Ruhe und Zurückgezogenheit verharren. Kann man es nun einmal nicht über sich gewinnen, durch massenhaften Anschluß an das Hochstift den Forderungen und Ansprüchen Frankfurts Betreffs einer Hochschule gerecht zu werden, so schreite man doch wenigstens selbständig vor. Eine schwere Verantwortlichkeit unseren Nachkommen gegenüber ruht auf den zur Initiative berufenen Vorständen unserer einflußreicheren Vereine für Wissenschaft und allgemeine Bildung. Schon treten

Digitized by Google

andere, weniger günstig gelegene, aber regsamere Städte als Bewerber auf um die Ehrenstelle eines Vorortes für freie deutsche Wissenschaft, Kunst und allgemeine Bildung.

Will denn Frankfurt, nachdem es seines Glanzes als Vorort deutschen Völkerbündnisses durch ein unerbittliches Geschick gewaltsam und unverschuldet entkleidet ist, in stumpfer Entmuthigung schmachvoll auch noch freiwillig auf Das verzichten, zu dessen Erwerb und ruhmvollem Besitz es nur eines einmüthigen Zusammengehens mit Beiseitsetzung aller persönlichen Eifersüchteleien, aller „Detailkrämerei" bedarf? Hatte nicht schon Dalberg vor mehr als einem halben Jahrhundert in den Herren Doctoren Neeff, Professor Varrentrapp und Anderen bereits Professoren für eine damals zu gründende Akademie ernannt? Hat nicht Creßschmar, nachdem im Kriegsgetümmel der angeregte Gedanke fast erloschen, denselben auf's Neue angefacht? Ist er nicht später thatsächlich von dem Hochstift ergriffen worden, dessen ganze Thätigkeit und Organisation auf seine Durchführung gerichtet ist? So lege man denn endlich entscheidend die letzte Hand an zum Angriff und zur Durchführung eines Werkes, welches deutscher Bildung und Wissenschaft zur Ehre, unserer Vaterstadt zum Ruhme und Segen gereichen wird! Noch ist es Zeit, aber — hohe Zeit!

A. R.

Mannichfaltigkeiten.

(Ueber einen Diebstahl bei der Fürstin Wittgenstein) in Rom wird berichtet: Ihre Wohnung fand sich in einer frühen Nachmittagsstunde erbrochen, die Verschlüsse der Kleinodien waren ausgeräumt. Ihr Inhalt war mannichfaltig und reich: Juwelen, Solitärs und Perlen von ungewöhnlicher Größe, Broschen, auch 117 mit Edelsteinen besetzte Armbänder. Abbé Fr. Liszt verlor außer manchem werthvollen Andenken auch seine von der befreundeten Dame aufbewahrten Decorationen, darunter verschiedene durch ihre Fassung in Brillanten von ungewöhnlichem Werth. Die Diebe müssen genaue Localkenntniß gehabt haben, denn sie ließen Geringeres unberührt. Man glaubt ihnen auf der Spur zu sein.

(Fußreise um die Welt.) In Fehrbellin ist jetzt ein 68 Jahre alter Landbriefträger gestorben, der seit dem Jahre 1842 im Amte, in dieser Zeit nach ungefährer Berechnung 31,200 Meilen, d. h. etwa sechsmal den Umfang der Erde, abgelaufen ist.

Frankfurter Theater.

O. Nicolai's „Die lustigen Weiber von Windsor."

Die Wiedereinführung dieser mit Recht beliebten Oper in das Repertoire unserer Bühne war ein glücklicher Gedanke. Sie bereichert dasselbe nicht nur, sondern gibt auch den Mitgliedern der Oper günstige Gelegenheit, sich im vortheilhaften Lichte zu zeigen, und erzielt überdies volle Häuser.

Die Composition derselben war ein Act der Rehabilitation. Der Componist, durch seinen langen Aufenthalt in Italien und seine dortige Praxis zur Hälfte Ausländer geworden, in Folge dessen von Italienern wie Deutschen gleichsam als Renegat angesehen, wollte sich durch sie wieder einen Ehrenplatz unter seinen heimischen Kunstgenossen erobern. Es ist ihm gelungen. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte ihn das Loos getroffen, ungenannt in der Geschichte unserer vaterländischen Oper zu bleiben. Das fürchtete er. Den Gedanken hieran konnte er nicht ertragen; denn ungemessener Ehrgeiz und eine tüchtige Dosis Eigenliebe beherrschte das unansehnliche kleine Männchen, dessen bedeutende Fachkenntnisse, besonders als Kapellmeister, man zwar anerkennen mußte, das aber durch seine böse Zunge und eine oft am unrechten Platze angebrachte Selbstüberhebung sich viele erbitterte Feinde machte. Sein Bildungsgang war dem Meyerbeer's einigermaßen ähnlich. Wie dieser ein Norddeutscher und von Hause aus mehr eine speculativ-geistreiche als tiefinnerlich-musikalische Natur, sah er, wie dieser, in Italien das gelobte Land der musikalisch-dramatischen Kunst, wo ihm die Palme des Ruhmes winken werde. Wie dieser, schrieb er dort italienische Schablonen-Opern, die mit abwechselndem Glücke da und dort gegeben wurden und wovon Schreiber dieses zwei: „Il Templario" und „Il Proscritto" kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Und wie dieser wendete er endlich, des vergeblichen Ringens müde, dem Süden wieder den Rücken zu. Nicht reich wie Meyerbeer, dessen weitverzweigte einflußreiche Beziehungen ihm gleichfalls gänzlich fehlten, konnte oder wollte er nicht Paris zum Aufenthaltsorte wählen, die Stadt, die bis dahin allein Weltruf verschaffen konnte und die unter günstigen Verhältnissen gewiß auch ihn bald zum berühmten Manne gemacht hätte. Um leben zu können, sah er sich gezwungen, eine Kapellmeisterstelle an dem Hofoperntheater in Wien, das damals an die Italiener Ballochino und Merelli verpachtet war, anzunehmen. Dort wurde er bald als vorzüglicher, besonders feinsinniger, auf das eigentliche Wesen jedes Werkes eingehender Dirigent anerkannt und geschätzt und erwarb sich das große Verdienst, die von Franz Lachner gegründeten, aber bald wieder eingegangenen Hoftheater-Orchester-Concerte, unter dem Namen der „philharmonischen" berühmt geworden, neu in's Leben zu rufen und in wirklich ausgezeichneter Weise zu leiten. Mit seinen Compositionen jedoch machte er wenig Glück. Er war unvorsichtig genug, die beiden obengenannten Opern den Wienern vorzuführen. Diese, denen damals, nach Bellini's Abgange, Donizetti eben seine frischesten Werke neu vorführte, zogen die Originale den etwas abgeblaßten Copien vor und waren selbst dann, als Nicolai die zweite Oper unter dem Titel „Der Verbannte", neu bearbeitet und durch wirklich werthvolle Zugaben bereichert, vorführte, mit Beifall nicht allzu freigebig; wenigstens erhielt sich das Werk nicht auf dem Repertoire. Dies Mißgeschick ließ den, nach seiner Ansicht, verkannten Componisten, der sich mit allen seinen berühmteren gleichzeitigen Fachgenossen dieselbe Berechtigung zutraute, nicht rasten und nicht ruhen. Es mußte eine große That gethan werden. Musikalische Ideen waren genug vorhanden; tüchtige Studien und die lange Kapellmeister-Erfahrung bürgten für deren geschickte Verwendung und Einkleidung. Aber woher ein erfolgversprechendes Opernbuch nehmen? Da, ein glücklicher Gedanke, denn Meyerbeer hatte damals noch keine von seinen sogenannten komischen Opern geschrieben, beschloß er, sich dieser Gattung zuzuwenden und dabei keinen Geringeren, als Altmeister Shakespeare zu Gevatter zu bitten. Rosenthal ließ sich zu den nothwendigen chirurgischen Operationen herbei und so entstanden „Die lustigen Weiber von Windsor", die der Componist zwar eine komische Oper nennt, ihr aber so viel Romantik als möglich, besonders in Orchestration und instrumentaler Färbung, beimischte, nur um der Welt zeigen zu können, was Alles er vermöge. Abermals eine Aehnlichkeit mit Meyerbeer, der, allerdings viel später, in seiner „Dinorah" gleiche Wege ging, wenn auch wohl nicht in derselben Absicht. Diese orchestrale Behandlung vermag auch minder originalen und weniger bedeutenden Ideen den Anstrich zu geben, als ob sie was Besonderes wären; ein Vortheil, der sich aber durch die daraus nicht selten entspringende allzustarke Belastung der Singstimmen, die deren ungehinderte Wirksamkeit einigermaßen stört, manchmal in sein Gegentheil verkehrt. Diese Uebelstände verdanken aber nicht allein Nicolai ihren Ursprung; sie liegen in der Richtung der Zeit und haben sich ihrer schon weit größere Geister, als er, schuldig gemacht. Sie benehmen der Oper auch durchaus nicht ihren relativen Werth, die dennoch ein geistreiches und unterhaltendes Werk bleibt. Auf Einzelnheiten desselben einzugehen, halten wir bei der großen Bekanntheit desselben für überflüssig.

Schon Eingangs erwähnten wir des vortheilhaften Eindrucks, den die Aufführungen hervorbrachten. Hier müssen wir hinzufügen, daß sie zu den gelungensten gehörten, denen wir seit längerer Zeit beigewohnt. Sämmtliche Mitwirkende, mit Inbegriff des Chores und Orchesters, an dessen Spitze Herr Kapellmeister Lachner stand, gaben sich sichtlich alle Mühe, ein wohlabgerundetes Ensemble herzustellen, welches Streben auch erreicht wurde. Bei dem Ueberwiegen des Derbkomischen dürfte allerdings hin und wieder eine Milderung in dessen Behandlung, eine feinere Zuspitzung des Effectes stattfinden. Wahrhaft überrascht waren wir von der munteren Laune und liebenswürdigen Schalkhaftigkeit, mit der Frau Fabbri ihre „Frau Fluth" ausstattete, die ihren bereits anerkannten Vorzügen hierdurch einen neuen hinzufügte. Neben ihr verdienen die Herren Pichler und Dettmer zunächst genannt zu werden. „Herrn Fluth's" blindes eifersüchtiges Toben und „Sir John Falstaff's" cynische Leckerhaftigkeit fanden in ihren Händen drastischen Ausdruck. Fräulein Oppenheimer war eine annehmbare „Frau Reich", obwohl ihre Stimme der tiefen Lage der Partie nicht hinlänglich mächtig ist. Die sentimentale Rolle der „Jungfrau Reich" entspricht wohl nicht ganz dem eigentlichen Fache des Fräulein Labitzky; nichtsdestoweniger wußte sie selbe wirkungsvoll zu gestalten. Herr Cassio war als „Fenton" entsprechend. Die Herren Carl Baumann, Leser und Rieß als „Junker Spärlich", „Herr Reich" und „Doctor Cajus" füllten tüchtig ihre Plätze aus. Das ausverkaufte Haus war in heiterster Stimmung und zollte lebhaften Beifall. △

Digitized by Google

Dritte Quartett-Soirée
der Herren Heermann, Becker, Welcker und Valentin Müller
am 16. November,

Erstes Concert des Philharmonischen Vereins
am 17. November.

Die Herren Quartettisten hatten sich dießmal zu einem kühnen Unternehmen begeistert. Sie wählten als Schlußnummer ihres dritten Abends das Cis-moll-Quartett (Op. 131) von Beethoven. Diese Wahl war nach zwei Seiten hin eine gefährliche. Einestheils konnte das nicht ungerechtfertigte Bedenken entstehen, ob denn die Künstler auch, nicht technisch, sondern geistig, der so außergewöhnlich schwierigen Aufgabe hinlänglich gewachsen wären. Man kann ja ein vortrefflicher Quartettspieler sein, ohne gerade diese absonderliche, in der Instrumental-Musik einzig vorkommende Richtung zu der seinigen gemacht zu haben. Sind ihr doch die berühmtesten deutschen Geiger älteren Datums, von Spohr und Mayseder angefangen, nie sonderlich hold gewesen. Anderntheils war es sehr fraglich, was die Zuhörer hierzu sagen würden, denen, bei all ihrer Vorliebe für ernste Kunst, eine solche Zumuthung denn doch etwas zu stark vorkommen konnte. Aber — dem Muthigen gehöret das Glück. Das Wagniß gelang. Es war nicht nur die Leistung der Ausführenden eine überraschend gelungene, sondern auch die Hörer, anfänglich über das Unerwartete befremdet, gewannen nach und nach sichtlich dem Werke wachsende Theilnahme ab und spendeten demselben achtungsvollen Beifall.

Das Werk entstammt bekanntlich jener Schaffenszeit des wunderbaren Meisters, in welcher er durch sein schweres Gehörleiden von der klingenden Außenwelt abgeschlossen, wie auf einem Isolirschemel befindlich, sich eine innere Welt von Tönen schaffen mußte, in die er sich immer tiefer versenkte, einem zürnenden Halbgotte gleich, dem aber noch manchmal ein holder Nachklang seines einstigen Erdenwallens, die Erinnerung an die Gefühle und Empfindungen der Menschen, durch die kranke Seele zieht. Die Offenbarungen, die ihm dort geworden, vermochte nur er allein zu fassen und zu deuten. Selbst dem Wissenden unter uns sind sie zur Hälfte wenigstens — Räthsel. Den Uebrigen tönt daraus Goethe's Ausspruch in veränderter Fassung entgegen: „Du begreifst den Geist, der dir gleicht, nicht mich!“ Die von seinen Vorgängern überkommene Form, welcher er bis dahin doch einigermaßen treu blieb, wenn er sie auch, als ihm ungenügend, häufig erweiterte und veränderte, zertrümmerte er in diesem wie in dem vorausgehenden und nachfolgenden Quartette gänzlich. In souveräner Machtvollkommenheit erfand er für seine gigantischen Ideen eine neue, der man, um in herkömmlicher Weise zu reden, nur die Benennung „Fantasie“ beilegen könnte, deren das in Rede stehende Quartett zwei enthält, die miteinander in idealem Verbande stehen und worin er, trotz Beibehaltung thematischer und contrapunktischer Arbeit, in ungebundenster Freiheit nach selbstgegebenen Gesetzen schaltet und waltet.

Betrachtet man dagegen das im Beginne des Abends vorgeführte C-dur-Quartett (No. 72) von Joseph Haydn, das uns in seiner schlichten, keineswegs nach Lösung bisher unbekannter Probleme ringenden Weise, Längstbekanntes in hergebrachter Art wieder erzählt, so kann man nicht genug über die Kluft staunen, welche die Dauer eines Menschenalters zwischen Beide gelegt. Die vortreffliche Ausführung, so wie die enthusiastische Aufnahme desselben bewiesen jedoch, daß sein Inhalt gerade jene Qualität besitze, die den Ansichten und Wünschen der großen Mehrheit am meisten entspricht. Die zwischen beide eingeschobenen und von den Herren Wallenstein und Müller selbstverständlich untadelig ausgeführten D-dur-Variationen für Pianoforte und Violoncell von Mendelssohn (Op. 17) nahmen sich dagegen in ihrer zierlichen, aber nicht vielsagenden, ein wenig an den Salonton streifenden Weise nicht eben sonderlich bedeutend aus.

Das erste Concert des Philharmonischen Vereins gab ein günstiges Zeugniß von dem redlichen Streben desselben nach Vervollkommnung. Die recht gelungene Ausführung der so schwierigen Beethoven'schen Symphonie (No. 5) in C-moll, der Ouvertüre zu „Oberon“, so wie der beiden Begleitungen zu den ersten Klavier- und Gesangsvorträgen lieferten deutliche Beweise hierfür und gereichten nicht nur den Mitgliedern, sondern vor Allen deren tüchtigem Leiter, Herrn Director Friederich, zur Ehre. Dies Lob können wir jedoch nur dem Streichmusik-Chore unbedingt spenden; auf die, wie wir erfuhren, nicht im Vereins-Verbande stehenden Blasinstrumente, welche sich Manches zu Schulden kommen ließen, kann es nur eine bedingte Anwendung finden. Einen sehr günstigen Eindruck machte das Auftreten einer bis jetzt noch in der Oeffentlichkeit unbekannten jungen Klavierspielerin, des Fräuleins Elisabeth Daum, einer Schülerin, wie man uns mittheilte, der Tochter des Herrn Theater-Kapellmeisters Ignaz Lachner. Sie spielte Mendelssohn's H-moll-Capriccio, No. 8 aus St. Heller's: „Blumen-, Frucht- und Dornstücken“ und „Valse héroique“ von Wollenhaupt (letztere eine sehr unbedeutende, aber nichtsdestoweniger ansprechende Composition) mit Verständniß, Fertigkeit, hübschem Vortrage und Anschlage. Schon ihre liebliche Erscheinung, durch einfaches, bescheidenes Benehmen gehoben, stimmte günstig für die Debütantin. Die Gesangspartie, bestehend in einer Arie aus Mozart's „Idomeneus“ und zweien Liedern von J. Grimm und C. J. Bischoff, hatte Fräulein Antonie Deiner zu vertreten übernommen. Die Art ihrer Leistungen ist uns von der hiesigen Bühne her, zu deren Mitgliedern sie zählt, hinlänglich bekannt. Auch heute wieder konnten wir uns an ihrer klang- und kraftvollen Stimme, an mancher gelungenen Einzelnheit erfreuen, im Ganzen mußten wir aber auch heute wieder bedauern, daß sie noch nicht die genügende Herrschaft über ihre Mittel zu erlangen im Stande war. Der Beifall der zahlreich Anwesenden war ein im Allgemeinen sehr warmer, am lebhaftesten während und nach der Symphonie und bei der Klavierspielerin. Nur Heller's Composition ging gänzlich leer aus.

Der in der Quartett-Soiré gebrauchte Flügel war, ohne Angabe des Namens des Erbauers, aus dem Pianoforte-Lager der Herren Lichtenstein und Comp.; der im Concerte benutzte Blüthner'sche aus dem großen Andrés'schen Lager. △

Frankfurt, 21. November.

Ein großes und mit seltener Reichhaltigkeit ausgestattetes Concert sieht den Musikfreunden unserer Stadt am nächsten Dienstag bevor. Herr Richard Mulder-Fabbri, der als Gesanglehrer allgemein geschätzte Gatte unserer Primadonna Frau Fabbri, wird an genanntem Tage im großen Saalbau sein alljährliches Concert veranstalten, in dem diesmal weniger seine Schülerinnen, als Namen von bereits anerkanntem Klang figuriren. Das Programm besteht aus 14 Vocal- und Instrumentalnummern und bietet somit die größte Abwechselung. Für eine vorzügliche Ausführung bürgen die Mitwirkenden, die sich fast sämmtlich schon als tüchtige, zum Theil erste Kräfte erprobt haben, vor Allen Frau Fabbri und Herr Julius Sachs. Fräulein Otto ist eine in Wiesbaden im Augenblick sehr beliebte Mezzosopranistin und Herr Lederer von Darmstadt soll im Besitz eines sehr hübschen Tenors sein. Eine besondere Specialität erhält das Concert noch durch die declamatorischen Vorträge von Fräulein Charlotte Frohn, die am Montag auf unserer Bühne in dem neueinstudirten „Sohn der Wildniß“ die Parthenia geben wird, nachdem sie sich schon früher bei unserem Publikum auf das Vortheilhafteste eingeführt hat.

Montag, den 23. November, Abends 7 Uhr, findet im kleinen Concertsaale des Saalbaues die IV. Quartett-Soirée der Herren Heermann, Becker, Welcker, Müller unter gütiger Mitwirkung der königlich württembergischen Hofpianistin Fräulein Anna Mehlig statt. Programm: 1) Quartett (Es-dur) für Pianoforte und Streichinstrumente von Schumann. 2) Quartett (D-dur No. 10) von Mozart. 3) Großes Präludium und Fuge, arrangirt für Pianoforte von F. Liszt (Manuscript, der Lebert- und Stark'schen Klavierschule gewidmet) von Seb. Bach. 4) Variationen (Quartett D-moll) von Schubert.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Philips in Frankfurt: Genrebild. — Zeppenfeld in Düsseldorf: Eine Hochzeit im Haez. — Plathner in Düsseldorf: Die jungen Katzen. — v. Rudmüller in Stuttgart: Kohlzeichnung. — Friedrich Schierholz in Frankfurt a. M.: Zwei Kinderportraits (Relief).

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 22. Nov. **Pech-Schulze**, Original-Posse mit Gesang und Tanz in 3 Acten von H. Salingré. Musik von A. Lang.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 19.)

Montag, 23. Nov. Gastdarstellung der Fräulein Frohn vom Hoftheater in Darmstadt: Neu einstudirt: **Der Sohn der Wildniß**, romantisches Schauspiel in 5 Acten von F. Halm. — Parthenia: Fräulein Frohn. (Abonnement-Vorstellung Nr. 20.)

Dienstag, 24. Nov. Neu einstudirt: **Die Geschwister**, Schauspiel in 1 Act von Goethe. Hierauf zum ersten Male: **Die Ballschuhe**, Lustspiel in 1 Act von Octave Gastineau. Deutsch von A. Winter. Zum Schluß: (zum ersten Male) **Adelaide**, Genrebild mit Gesang in 1 Act von Hugo Müller. (Abonnement-Vorstellung Nr. 21.)

Für die Redaction verantwortlich J. S. Ritz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 326 und 327. Dienstag, den 24. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

6.

Der Retter Anton. — Folgen einer kühnen That. — Der Freundschaftsschluß. — Niederlage und Sieg Blümelhubers. — Eifersüchteleien und Andreas' Abschied.

Schon am Vormittage hatte der Bordermaier ein ernstes und Nachmittags ein sehr bedenkliches Gesicht gemacht, während Resel noch seelenvergnügt aussah, als sie mit dem Vater in den Wagen stieg; denn der Bauer bemerkte nichts mehr, als die heranrückenden Wetterwolken und die Tochter dachte an nichts, als an den lebendigen Geliebten.

Die Gotzinger Burschen und Dirnen, welche mit auf dem Leiterwagen saßen, waren sämmtlich etwas ausgelassen; denn nur auf der Hinfahrt begehrt St. Leonhardt Andacht und Gebet, der Heimweg soll lustig sein.

Der Fahrweg nach Gotzing führt in weitem Bogen um den Taubenberg herum, so daß ein mäßiger Fußgänger auf dem Steige schneller nach Warngau kommt, als ein gutes Fuhrwerk, das ohnehin selten eine längere Strecke findet, auf der es Trab fahren kann.

Staub und Hitze hatten die Kehlen ausgetrocknet, als sie nach dem Dorfe Wahl kamen; obwohl Bordermaier für eilige Heimfahrt war, so ließen sich die Burschen doch nicht abhalten, im dortigen Wirthshause noch ein Glas zu trinken; überhaupt hegten sie wenig Besorgniß des Wetters halber, da der Taubenberg eine Scheide ist, an welchem sich die Wolken brechen und entweder südlich in das Thal von Tegernsee oder nördlich über die Ebene ziehen, um sich dort zu entladen. Diesmal aber betrog sie die bisherige Erfahrung und das Gewitter brach gerade über ihren Häuptern los. Die muthigen Thiere fingen bald zu scheuen an, und so sehr der Bordermaier die Zügel zusammennahm, er konnte ihren tollen Lauf nicht bändigen. Ein greller Blitz und der furchtbare Donnerschlag, der ihm folgte, erschreckte Roß und Leute, dem Bordermaier entfiel der Zügel und rasend schossen die Thiere, von den Schlossen gepeitscht, dahin. An einem vorstehenden Felsen zerschmetterte jetzt Achse und Rad des hinteren Wagens, seine Trümmer wurden von dem vorderen geschleift, während die Leute, welche auf ihm saßen, herabstürzten und nur der Bordermaier und seine Tochter bleich und in namenloser Angst sitzen blieben. Sie näherten sich immer mehr einem tiefen Graben, durch welchen wohl der Weg führet, aber unter solchen Umständen mußte er ihr Grab werden. Ein neuer, heller Blitz zeigte ihnen seine Nähe, dann wurde es dunkel vor ihren Augen und dunkel in ihrer Seele. Da plötzlich hielten die Pferde; aber durch das schnelle Stillestehen bekamen Vater und Tochter das Uebergewicht, sie stürzten zwischen die Hufe der zitternden Pferde und Resel verletzte sich im Fallen am Haupte, daß ihr die Sinne vergingen.

Mühsam erhob sich der Bauer und eilte, zuerst die Leblose aus der gefahrvollen Lage zu bringen.

„Um Gotteswillen ist sie todt?" frug eine weiche Stimme.

„Wer ist da?" fuhr der Bauer erschrocken auf.

„Ich, der Euch die Pferde angehalten; kennt Ihr mich nicht? ich bin der Maler Killberger von Holzolling. Doch sagt, ist Eure Tochter todt? Ich kann ja nicht weg von den Pferden."

„Nein, Gott sei gelobt in Ewigkeit, sie athmet; Resel, Resel, steh' auf, wir sind gerettet."

Ein tiefer Athemzug, ein wirres Umsehen, dann kam die volle Erinnerung von dem Geschehenen der Verwundeten wieder und sie frug erstaunt:

„Gerettet und von wem, vom Anderl etwa gar?"

„Nein, Resel, vom Heiligenmaler; aber ich hoffe, daß es diesmal einerlei war, von wem Ihr gerettet worden, denn die Gefahr war sehr groß. Doch, Bordermaier, wollt Ihr nicht zu den Pferden gehen, Ihr wißt besser Bescheid bei ihnen, als ich; wenn's die Resel erlaubt, so führe ich sie."

Wer wollte es dem armen Heiligenmaler, der seinen ersten und besten Ritterdienst der Dame seines Herzens geleistet hatte, übel nehmen, wenn es ihn verdroß, daß besagte Dame statt auf ihn, auf seinen begünstigten Nebenbuhler rieth? Er wäre vergnügt geblieben, wenn Resel nichts, und selig, wenn sie zu allererst „Danke" gesagt hätte, aber zu thun, als ob es weiter keinen Helden geben könne, als den Andreas Gruber, war doch zu arg! Komisch! dem Unschuldigsten bei der ganzen Sache wurde er spinnefeind, nämlich Gruber, dagegen die schöne Frevlerin an seiner Seite gewann er noch lieber und jeder Schlag ihres Herzens, den er fühlte, als sie an ihn gelehnt, dem zertrümmerten Wagen folgte, wurde für ihn zu einem neuen Pfeil, welchen Amor in sein Herz drückte.

Bewährte Pädagogen haben von jeher abgerathen, junge Mädchen mit Jünglingen im Walde spazieren gehen zu lassen; man könnte noch weiter gehen und geziemend warnen, nie seiner Tochter von einem jungen Menschen das Leben retten zu lassen, denn wenn sie auch noch so sehr ihren Bräutigam liebt, am Ende spürt sie doch etwas wie Dankbarkeit gegen ihren Retter, und hat er hübsche Augen und hübsche Thaler, so besinnen sich Eltern und Kinder, ob nicht Jener dem alten Bräutigam vorzuziehen sei; keinenfalls gewinnt der Letztere viel dabei.

Selbst einer so treu liebenden Seele, wie Resel, that es weh, den Helfer in der Noth mit einem Andern verwechselt zu haben, und ihr warmer, dankbarer Ton stach gegen ihren früheren sehr ab, als sie sagte:

„Aber wo kommt Ihr her zu so rechter Zeit?"

Digitized by Google

Erfreut antwortete der Maler:

„Liebste Therese, ich war in Goßing und da ich hörte, Ihr würdet diesen Weg gefahren kommen, so ging ich Euch entgegen und kam eben noch zeitig, mit meinen schwachen Kräften Euch zu retten."

Wer die Seligkeit einer guten That empfunden, wird entschuldigen, daß der Heiligenmaler in seiner sich zu viel Verdienst beilegte, denn die Pferde hielten, als der Blitz ihnen so unverhofft eine Gestalt zeigte, erschrocken still und Anton hatte nichts zu thun, als die Thiere zu packen; aber immerhin war es ein Verdienst, überhaupt im rechten Augenblick zu erscheinen, und wenn wir alle Zufälligkeiten kennen würden, wie wenig Heldenthaten hätte die Geschichte zu verzeichnen.

Resel wollte von Neuem danken, allein Anton bemerkte wahr: „Keinen Dank, Jeder ist das dem Andern schuldig, aber selten bekommt er so großen Lohn, als ich!"

Anton erinnerte sich erst jetzt, wo sie an einer vom Regen angeschwollenen Quelle vorbei kamen, daß er eine Verwundete führe. Schnell legte er sein aus feinstem holländischen Leinen gewebtes Taschentuch zusammen, tränkte es mit kaltem Wasser und bat Resel, den Nothverband umlegen zu dürfen. Die Wunde war leicht, fast nicht der Rede, geschweige des Schreibens werth, aber sie ließ es, um gefällig zu sein, ruhig geschehen. Wie glühte das Herz Antons, als er das schöne Madonnenhaupt Resels in seinen Händen hielt! Es flammte und ein Funken wahrlich sprühte herüber auch in der Jungfrau ihres, und so sehr sie sich mühte, ihn zu ersticken, sie brachte es nicht weiter, als daß sie das Umsichgreifen verhütete; der erste Funke aber glimmte in einem traulichen Winkel ihres Herzens fort.

Ein Verliebter und eine, welche es nicht sein will, was können sie sich sagen? Anton ehrte die Gefühle, welche Andreas beseelten, jetzt zu sehr, um erobernd vor- und einzudringen, und Resel hatte mit sich selbst zu viel zu kämpfen, als daß sie sich um einen äußeren Feind noch viel kümmern konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wahnsinn Chorinskys.

In Bezug auf den Wahnsinn, der angeblich bei dem zu einer traurigen Bekanntheit gelangten Gustav Chorinsky auf der Festung Kronach ausgebrochen, gibt der Münchener ** Correspondent des „Nürnb. Correspondent" folgende interessante Mittheilungen unter:

München, 21. November.

Die Kunde von dem bei dem Festungssträfling Gustav Chorinsky ausgebrochenen Wahnsinn vernahm ich mit dem größten Interesse schon deßhalb, weil ich wohl so ziemlich der Einzige war, der die Ansicht von der Unzurechnungsfähigkeit des Grafen in der Presse vertheidigt hatte. So früh schon hat der alte Dr. Morel Recht bekommen, so schnell ist seine Prophezeihung eingetroffen! Noch sehe ich ihn vor mir, den alten Herrn mit schneeweißen Haaren, wie er die Hand ausstreckte und mit fester, weithin schallender Stimme sprach:

„Meine Herren, wir werden uns in drei Jahren wieder ein Rendez-vous hier geben, ich setze Ihnen meine wissenschaftliche Ehre zum Pfande: Sie werden sehen, daß der Graf Chorinsky, er werde nun freigesprochen oder nicht, von Stufe zu Stufe sinken und schließlich vollkommen dem Wahnsinn erliegen wird."

Schon jetzt, nach wenigen Monaten milder Festungshaft, ist diese Prophezeihung in Erfüllung gegangen. Wie sich aber diese Vorhersagung erfüllt hat. Das wird in den weitesten Kreisen interessiren, und ich theile Ihnen deßhalb ein an den Vertheidiger des Chorinsky gerichtetes Privatschreiben eines hochgeachteten Arztes mit der Erlaubniß des Empfängers mit. Es lautet:

Kronach, 18. Nov.

Lieber Freund!

Indem ich meinen Brief beginne, wirst Du meine Depesche mit der Bestätigung der Geistesstörung Chorinskys bereits in Händen haben. Chorinsky ist ein physisch und psychisch herabgekommener Mensch, der den Keim des Irrsinns schon lange in sich trägt, und die Uebersendung ihm gehöriger militärischer Kleidungsstücke in jüngster Zeit scheint die nächste Veranlassung zum vollständigen Ausbruch seines Wahnsinns gewesen zu sein. Schon seit Sonntag vor acht Tagen war er, wie mir Herr Regimentsarzt F. mittheilte, im höchsten Grade aufgeregt und verfiel bald darauf derartig in Tobsucht, daß er Alles um sich her zerschlug und seine Kleidungsstücke in Fetzen zerriß. Er mußte in das Krankenzimmer verbracht werden, und hier ward er endlich, da er sich gegen Jedermann Gewaltthätigkeiten erlaubte, in die Zwangsjacke gesteckt, ebenso mußten ihm Fußriemen angelegt werden. Vom Sonntag vor acht Tagen bis letzten Montag soll er fast keinen Bissen über die Lippen gebracht haben und völlig schlaflos gewesen sein. Den Regimentsarzt überhäufte er mit den fürchterlichsten Schmähungen, und da er sich an ihm in der Zwangsjacke nicht mehr vergreifen konnte, spuckte er ihm sogar in das Gesicht. Am letzten Montag wurde er ruhiger, er war sehr abgemattet und heiser in Folge des vielen Schreiens, und es konnte ihm die Zwangsjacke wieder abgenommen werden, aber schon in vergangener Nacht mußte sie ihm wieder angelegt werden. Man glaubte zuerst allgemein, eine Simulation annehmen zu müssen, und auch ich theilte diesen Glauben, gab ihn aber sofort auf, als ich von seiner anhaltenden Schlaflosigkeit Kenntniß erhalten hatte. Seit gestern beobachte ich Chorinsky nun auf Requisition der k. Commandantschaft selbst und überzeugte mich auf das Evidenteste, daß wir es mit einem vollkommen wahnsinnigen Menschen zu thun haben. Chorinsky ist nicht mehr im Stande, auch nur eine Minute lang einen Gedanken zu fixiren, fragt Dieß und Jenes und springt, ohne eine Antwort zu erwarten, sofort auf einen anderen Gegenstand über und schwätzt so ununterbrochen fort. Heute theilte ich nun in Gemeinschaft mit dem Herrn Regimentsarzt F. dem k. Commando unsere feste Ueberzeugung von dem wirklichen Bestehen der Geisteskrankheit Chorinskys mit, ebenso beantragen wir seine möglichst baldige Ueberführung in eine Irren-Anstalt, worauf dann das k. Commando sofort nach Würzburg berichtet hat.

So weit der Privatbrief eines Gerichtsarztes, der als Mann und Gelehrter in den weitesten Kreisen verehrt wird. Man muß Chorinsky während seines Prozesses beobachtet haben, wie wir es gethan, die wir die ganze Woche hindurch so unmittelbar hinter ihm saßen, daß uns keine seiner Bewegungen entging. Man muß die Fragen gehört haben, die er an uns selbst in den furchtbarsten Momenten richtete, wo wir erstarrt dasaßen, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß der Mensch wahnsinnig sei. Ich erinnere mich recht gut noch, welchen Eindruck es auf mich machte, als er, nachdem der Gerichtshof sich zurückgezogen, um den Strafantrag des Staatsanwaltes auf lebenslängliches Zuchthaus zu berathen, sich zu mir umdrehte und mich, seinen Bart ruhig streichelnd, fragte: „Was meinen Sie, werde ich mir ein Clavier halten dürfen auf der Festung?" Das erschreckende Bild des Wahnsinns setzte sich mir aus tausend kleinen Zügen zusammen; sein fierer Blick,

Digitized by Google

das krampfhafte Zucken der Hände und Füße, das fortwährende eigenthümliche Wirbeln des Bartes — das Alles ist mir unvergeßlich. Es ist ein schauerlicher Triumph, den die Expertise der Herren Doctoren Worel und Mayer jetzt feiert, aber es ist eine Genugthuung, die den beiden würdigen Männern der Wissenschaft gegenüber den mannichfachen Anfeindungen ihres Parere's wohl zu gönnen ist. Eben so ist es auch dem wackeren Vertheidiger Chorinsky's für seine aufopfernde Thätigkeit wohl eine Art von Genugthuung, daß sein Vertheidigungsplan als ein psychologisch wohl berechtigter jetzt allgemein anerkannt werden muß. Ich höre noch, daß der Vertheidiger auf diese Vorkommnisse hin sofort ein Begnadigungsgesuch eingereicht hat. Allem Anscheine nach dürfte die Bescheidung dieses Gesuches den Wahnsinnigen schwerlich mehr am Leben treffen.

Mannichfaltigkeiten.

(Schiller-Denkmal in Wien.) L. A. Frankl bespricht in der „Neuen freien Presse" die Frage, wo das Schiller-Denkmal in Wien aufgestellt werden soll, im Zusammenhang mit der Angelegenheit des Baues eines Universitätshauses, und schlägt vor, beide Werke auf dem zur Stadterweiterung bestimmten Paradeplatz zur Ausführung zu bringen. Er gibt dabei einige interessante Details. Aus Afrika (Tanger) sind schon Beiträge für das Schillerdenkmal eingelangt, noch nicht aber von den Deutschen in Prag. Die unverantwortliche Langsamkeit, mit welcher diese dringende Sache des Universitätsbaues betrieben wird, geißelt eine Satyre: „Nach 500 Jahren", welche besonders den Umstand betont, daß man längst, mit 7 Millionen Kosten, an die Errichtung eines Opernhauses gegangen ist, während man die drei Millionen für die neue Aula nicht zu haben vorgab.

„Doch dieser Prachtbau, der hier steht," (die Oper)
heißt es in der bereits citirten Satyre weiter,
„Ist auch eine Art von Universität:
Geübt wird hier das große Ganze
Der wissenschaftlich schlanken Beine,
Und eines Don Tenorio reine
Stimmritze zahlen wir mit Gold und Glanze.
Nur Verdi singt man, nicht Beethoven,
Man merkt von Goethe nichts beim Tanze,
Wir tanzen jetzt nur Casanoven.
Wie die Tänzerin sich hebt und schwebt,
Betrachtet man mit Teleskopen,
Um dann mit Fäusten der Cyklopen
Beifall zu hämmern, daß das Haus erbebt.
Ob sie im spitzen Winkel oder stumpfen
Diplomatisch sein das Bein erhebt,
Trägt sehr viel bei zu den Triumphen,
Die solch ein Kind der Luft erlebt!"

(Verbrannt.) Berliner Blätter melden von einem entsetzlichen Unglück, das am 11. Nov. während der Aufführung der Feerie „Aschenbrödel" in dem Victoria-Theater geschehen ist. Eine der vielen beschäftigten Figurantinnen, ein Mädchen von 13 Jahren, hatte, um sich in kindischem Uebermuthe eine an dem dünnen Florkleide befindliche Schleife abzubrennen, in dem Ankleidezimmer einen Stuhl und von da einen Tisch bestiegen und sich endlich so der absichtlich hoch angebrachten Gasflamme genähert und war, wie sich denken läßt, schnell von der Flamme ergriffen. Das brennende Mädchen stürzte in Angst und Verzweiflung eine Treppe hinauf und fand sofortige Hülfe; die Flammen waren bald gelöscht. Die Unglückliche wurde nach dem neuen Hedwigs-Krankenhause gebracht, woselbst sie am Freitag früh unter den schrecklichsten Schmerzen starb. Die „Zukunft" bemerkt hiezu: Warum denkt man nicht an den Schutz vor dieser Gefahr? Man kennt diesen Schutz ausreichend in der Tränkung der leichten Kleiderstoffe mit Wolframsalzen u. ä., der Preis steht nicht entgegen, das gute Beispiel ist sogar von der Königin Victoria gegeben, welche in ihrem Haushalte die Methode eingeführt hat, die Theaterdirectoren werden sich neben anderen viel lästigeren Bedingungen auch diese gern gefallen lassen — aber freilich bedarf es für die Leichtfertigkeit oder gewissenlose Habsucht der ernstesten Strafandrohungen. Oder gehört vielleicht zu dem wahren Genusse des Ballets auch der kitzelnde Gedanke an die stete Aussicht auf lebende Fackeln à la Néron?

(Ein davongeflogener Trauring.) Man schreibt aus Rostock: Die alte Sage von diebischen Vögeln hat jüngst, wie man dem „N. T." berichtet, in hiesiger Gegend einen neuen Beleg gefunden. In dem Dorfe M., hier in der Nähe, wird die Kirche restaurirt, und wenngleich die Fenster zum Theil noch fehlen, zum Theil nur zur Hälfte verglaset sind, so wird in derselben dennoch Gottesdienst abgehalten. Vor einigen Tagen sollten daselbst drei Paare copulirt werden. Den beiden ersten Trauungen schaute eine, einem dortigen Einwohner gehörige Dohle, auf der Kanzel sitzend, zu. Kaum ist das zweite Paar abgetreten, der Prediger in seinen Beichtstuhl gegangen, um der Ankunft des dritten Paares zu harren, so fliegt die Dohle auf den Altar herab, ergreift einen der beiden vom Prediger dort zurückgelassenen Trauringe und entfliegt damit aus dem Fenster. Von Knaben verfolgt, gibt der Vogel seinen Raub doch nicht wieder ab, und der Prediger muß zur Copulation der harrenden Brautleute seinen eigenen Ring verwenden. Uebrigens mochte die Dohle doch später eingesehen haben, daß der Ring unrecht Gut sei, denn Tags darauf fanden Arbeiter den Ring wieder hinter dem Altare, wo ihn die Dohle wieder abgeliefert hatte.

(Lava.) Die seit einiger Zeit mit größerer Heftigkeit eingetretenen Lava-Ausbrüche des Vesuvs haben in englischen Journalen zur Frage Veranlassung gegeben: „Was ist Lava?" Ein Herr Silvestri, welcher Lava, die vor Kurzem dem Vesuv entströmt ist, einer genaueren Analyse unterworfen hat, gibt im „Expreß" die folgende Erläuterung: Lava enthält 39 Theile Kieselerde, 18 Theile Kalk, 14 Theile Alaunerde, 3 Theile Magnesia, 13 Theile Eisenoxyd, 1 Theil Pottasche, 10 Theile Soda, 2 Theile Wasser, und hat somit große Aehnlichkeit mit ordinärem Weinflaschenglase. Obgleich Lava in Farbe und Festigkeit oder Zerbröcklichkeit beträchtlich von Glas variirt, und nur hin und wieder kleine Gruppen krystallartiger Minerale enthält, so scheint sie doch eine Art rohes Naturglas oder Thon zu sein, das aus Sand, Kalk, Lehm und ähnlichen ordinären erdartigen Substanzen gebildet worden ist.

(Unbehagliche Gäste.) Aus dem Canton Wallis wird geschrieben: Die Ueberschwemmung hat eine große Menge von Schlangen in die vom Wasser heimgesuchten Häuser gebracht. In Burgereau hatte eine Familie von ihrer so gut als möglich gesäuberten Wohnung wieder Besitz ergriffen und Jedermann hatte sich zu Bett begeben, als die Eltern durch ein klägliches Geschrei ihrer Kinder wieder aufgeweckt wurden. Sie eilten mit Licht herbei und fanden in den Betten der Kinder Nattern, welche sich zu erwärmen suchten, indem sie sich um die Beine der Knaben ringelten.

Viertes Museums-Concert
am 20. November.

Der außerordentliche Erfolg des früheren Museums-Concerts durch die Mitwirkung des Joachim'schen Ehepaares konnte diesmal selbstverständlich nicht erreicht werden, da die engagirten Solisten nicht auf gleicher Höhe mit jenen standen. Nichtsdestoweniger war die Aufnahme, die Beide fanden, eine so überaus freundliche, daß sie damit völlig zufriedengestellt sein

Digitized by Google

können. In Rücksicht auf die Klavierspielerin, die königlich württembergische Hofpianistin Fräulein Anna Mehlig, waren wir völlig der Meinung des Publikums; nicht so ganz gegenüber der Sängerin Fräulein Anna Strauß aus Basel. Erstere, welche der Welt bereits als ausgezeichnete Pianistin bekannt ist, bewies auch diesmal wieder, daß sie der Bezeichnung würdig sei. Sie spielte Chopin's E-moll-Concert, Präludium und Fuge in E-moll von Mendelssohn und Soirées de Vienne (A-moll) nach Franz Schubert von Franz Liszt. Die werthvollste hiervon war wohl die Mendelssohn'sche Composition, deren vom Componisten beabsichtigte reiche Nüancirung durch Zuthaten von Seiten der Vortragenden noch mehr modernisirt wurde. Am besten gelang das Concert, das wir uns kaum abgerundeter vorgetragen denken können. Die Dame erfüllte darin alle zu stellenden Anforderungen und höchstens an Kraft dürften sie Männerhände überbieten. Das Werk, gut und dankbar componirt, auch nicht von zu großer Ausdehnung, ist eines der gefälligsten und auch — gewöhnlichsten des Componisten, da es von der Art, die wir die Chopin'sche nennen, nur ziemlich vereinzelte Spuren an sich trägt, im Schluß-Rondo geradezu an Hummels Manier erinnert. Was Liszt, den sonst so geistreichen Bearbeiter, bewogen haben kann, die einfachen, nicht selten recht sinnigen Tanzweisen Franz Schubert's so unnatürlich aufzublähen, ist uns nicht recht begreiflich. Die uns unbekannte Sängerin, im Besitze einer umfangreichen, angenehm (wenn auch nicht besonders stark) klingenden, gutgeschulten und ausdrucksfähigen Sopranstimme, deren Wirkung durch meistentheils sehr deutliche Aussprache gut unterstützt wird, scheint am Anfange ihrer Laufbahn zu stehen. Bei ihrem Auftreten wohl von einiger Befangenheit behindert, entwickelte sich die Stimme im Verlaufe ihrer Leistungen immer günstiger. Als die beste derselben bezeichnen wir den Vortrag der ersten der beiden schönen Schumann'schen Lieder: „Mit Myrthen und Rosen". Der „Hidalgo" konnte nur zum Theile gelingen, da sein Textinhalt der weiblichen Natur zu ferne liegt. Es hört sich denn doch gar zu komisch an, wenn eine Frauenstimme die Worte singt: „Den Damen gilt die Zither, die Klinge dem Rival!" Es war wohl zu weit gegangen, daß man hiernach die junge Künstlerin zu einer Zugabe veranlaßte. Warum diese vor einem deutschen Zuhörerkreise und da doch bekanntlich Basel noch nicht in Frankreich liegt, aus einem französischen Liede bestehen mußte, konnten wir nicht recht begreifen. Die Arie aus Spontini's „Vestalin" hätten wir nicht zum Concert-Vortrage gewählt, da sie nicht nur vollständig für die Bühne allein berechnet ist, sondern auch die Kräfte der Dame, ungeachtet mancher gelungenen Einzelnheiten, bedeutend übersteigt.

Von Orchesterwerken wurde Beethoven's 7. Symphonie und Schumann's Ouvertüre zur Oper „Genoveva" unter Herrn C. Müller's Leitung sehr tüchtig, wenn auch nicht durchweg mit gleich feiner Schattirung wie sonst, ausgeführt. Während die Symphonie, besonders in ihrem zweiten Satze, tiefen Eindruck auf uns ausübte, so können wir ein Gleiches nicht auch von der Ouvertüre sagen.

Der Blüthner'sche, von dem Erbauer „symetrisch" genannte Flügel zeichnete sich durch schön und kräftig klingenden Ton und angenehme Spielart aus. Beide Seitenwände sind ganz gleichgeschweift, was nur dadurch erreicht werden konnte, daß die tiefsten Baßsaiten in schiefer Lage über die nächstangränzenden geführt wurden. △

Eduard Hildebrandt's Aquarelle.

Der Orient ist uns Nordländern der Inbegriff einer märchenhaften farbenprächtigen Traumwelt. Wir können uns nicht recht vorstellen, daß dort auch einiges menschliche Leben pulsirt, die Natur überwuchert so ungeheuer, das vegetative Dasein steeht so mächtig alles Spirituelle zu unterdrücken, daß das geschichtliche Leben ganz für uns in den Hintergrund tritt. Es war nicht immer so im Orient; aber dieß halbtodte Traumleben ist doch für uns, für die Gegenwart das, was ausschließlich orientalisch heißt. Das ist die Welt der Poesie und der Kunst. Aber diese Welt ist auch der schwerste, unfaßlichste, noch nie recht gelöste Vorwurf von Poesie und Kunst. Wie wenige Hände haben es verstanden, da hinein Leben, Wahrheit und Plastik zu bringen, ohne den Duft, den orientalischen Zauber zu verwischen. Dazu gehört ein doppelkräftiges Wesen, ein Realist ersten Ranges, der uns die gefährlichen somnambulen Pfade erspart, ein Idealist von unbegränzter Innigkeit. Ein solcher war Eduard Hildebrandt; leider war er es, den uns das Geschick noch Jahrzehnte für die deutsche Kunst hätte erhalten sollen. Er, der Meister der Farbe und der wunderwirkenden Technik, er hatte das Zeug für die orientalische Pracht. Er hat eine Weltreise auf der Leinwand verewigt, die zuverlässig wieder ihre Weltreise machen wird; er ist ein kleiner Homer der orientalischen Erscheinungswelt. Karl Frenzel hat so eben in einer Wiener Zeitung mit Geschick sein Bild entworfen. Darin hat er die Aquarelle von der Weltreise als etwas Einz stellt; mit Recht, sie sind uns die Zeugen von der täglich höher heranwachsenden deutschen Landschaftskunst. Mit so wenig Mitteln so viel zu geben, das hat noch kein Ausländer vermocht. Man muß wahrhaft dankbar dafür sein, daß diesem Meisterwerk jetzt eine populäre Reproduction zu Hülfe kommt. Eine Berliner Verlagshandlung, Rudolph Wagner, hat den glücklichen Gedanken gehabt, die Hildebrandt'schen Aquarelle in Farbendruck wenigstens theilweise zu publiciren. Es liegen uns 6 Blätter, die erste Lieferung, vor: Darstellungen aus Aegypten und aus Asien, aus Siam, Cairo, Bombay, Benares, Macao. Sechs ausgesuchte Schilderungen, worin die Macht des Hildebrandt'schen Pinsels in aller ihrer Originalität zu Tage tritt. Wie versteht er es, wenn er sein Straßenbild aus Cairo, aus Bombay mit kühnen Lichtern ausputzt, uns momentan zu fasciniren; das Leben und Treiben der Menschen, doch so mannichfaltig und bunt vor unseren Augen ausgebreitet, erlischt wie von selbst vor der Straßendecoration, vor der Himmelsbläue, es bleiben nur Schatten, aber lebendige Schatten! Wie tritt auf dem letzten Bilde der Elephant von Siam als eine groteske, aber als eine so selbstverständliche Staffage aus der im sinkenden Sonnenglanz glühenden Landschaft heraus! — Mit wahrer Freude und mit größtem Interesse sehen wir dem weiteren Fortgang dieser Publication entgegen, deren technische Ausführung unübertrefflich genannt werden muß. II.

Frankfurt, 23. November.

In der Reihenfolge der Vorlesungen von Dr. Büchner und Dr. Stein über die Physiologie des Menschen hielt gestern der Erstere Vortrag über die Stellung des Menschen in der Natur. Die tiefgehenden Forschungen der jüngsten Zeit übee die wichtige Frage charakterisirte er als eine der Häutungen und Durchbrüche der Entwickelung, wie sie Huxley nennt, welche die Wissenschaft durchmacht, wenn die alten Formen dem überquellenden, gährenden Inhalt zu eng werden. Wie die große That von Copernikus den Irrthum beseitigte, die Erde als den Mittelpunkt der Welt anzusehen, so arbeitet die Gegenwart an der Erkenntniß, daß der Mensch nicht den Mittelpunkt der Schöpfung bilde, sondern als Glied in die Kette der Wesen eingefügt sei. Seine Besprechung, geistreich, logisch und klar, theilt L. Büchner in die Fragen, woher und was dee Mensch sei und wohin er gehe. Zunächst wies er auf dem Grund der unwiderleglichen Feststellungen von Lyell, Lamarck, Vogt ꝛc., die aus den verschiedenen Vorfunden über das Diluvium hinaus bis selbst in die Tertiärperiode zu schließende primitive Art des Urmenschen umfänglich nach. Die Darwin'sche Lehre wird den Hauptgegenstand des weiteren Vortrags bilden.

Aus Thüringen, 18. November.

Schiller fand vom 7. December 1782 bis Ende Juli 1783 bekanntlich zu Bauerbach in dem Hause seiner mütterlichen Freundin, der Frau v. Wolzogen, ein gastliches Asyl, als er die schwäbische Heimath verlassen mußte. Er vollendete dort „Kabale und Liebe" und begann seinen „Don Carlos". Darum war auch in Bauerbach der 100jährige Geburtstag Schiller's besonders festlich begangen woeden. Des Dichters diesjähriger Geburtstag wuede daselbst mit Einweihung des neuen Schulhauses gefeiert, ein Bau, welcher seine Entstehung dieser 100jährigen Feier verdankt. Es wurde nämlich das ehemalige Schiller'sche Wohnhaus damals mit einer Gedenktafel geziert und bei diese Gelegenheit ein Festessen gehalten. Bei dieser Festlichkeit wurde der Gedanke angeregt und aufgenommen, den durch Schiller geweihten Ort Bauerbach durch ein neues Schulhaus zu verschönern, das der ehemaligen Dichterwohnung gegenüber gebaut werden solle. Was am 10. November 1859 beschlossen worden, war an demselben Tage dieses Jahees vollendet und empfing die entsprechende Weihe. Das Dorf hätte seinen unsterblichen Gast nicht würdiger ehren können, als daß es zu dessen Gedächtniß eine Stätte der Erziehung und Bildung der Jugend gegründet, die seither von einem Lokal zum anderen mußte, um den Schulunterricht zu empfangen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 24. Nov. Neu einstudirt: **Die Geschwister**, Schauspiel in 1 Act von Goethe. Hierauf zum ersten Male: **Die Ballschuhe**, Lustspiel in 1 Act von Octave Gastineau. Deutsch von A. Winter. Zum Schluß: (zum ersten Male) **Adelaidr**, Genrebild mit Gesang in 1 Act von Hugo Müller. (Abonnement-Vorstellung Nr. 21.)

Mittwoch, 25. Nov. Neu einstudirt! **Die Stumme von Portici**, große historisch-romantische Oper in 5 Acten, nach Scribe und Delavigne, frei bearbeitet von Haupt. Musik von Auber. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 328. Mittwoch, den 25. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Als sie endlich Gotzing erreichten, hielt die gleiche Unmöglichkeit Anton ab, nach Hause zu gehen, welche Andreas verhinderte, seiner Geliebten einen Besuch zu machen. Der Bauer drang daher in ihn, unter seinem Dache zu übernachten, und die alte Vordermaierin, als sie hörte, wie viel sie dem Maler zu danken hatte, vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Mannes; nur Resel blieb stumm, denn sie erkannte die Leichtigkeit, womit man aus diesem Besuche Verdacht schöpfen konnte, und doch auch wieder verbot ihr der innige Dank gegen den Retter ihres Vaters, zu widersprechen.

Anton hätte gern die Bitte abgeschlagen, wenn er die Kraft gefühlt hätte, eine so herrliche Gelegenheit, mit Resel zu plaudern, ungenützt vorübergehen zu lassen. Im traulichen Familienkreis und durch seine That kühner gemacht, sprach er mehr, als er selbst für möglich gehalten. Er wußte von dem Leben in der Hauptstadt, vom herzoglichen Hofe, auch vom Treiben der Künstler *) in München manches zu erzählen; er war mit seinem Vater im schönen Salzburg gewesen, hatte das Meer und die prachtliebende Lagunenstadt Venedig gesehen, wie konnte es ihm also an Stoff zur Unterhaltung fehlen, namentlich da er an Resel eine sehr aufmerksame Hörerin fand.

Der Vergleich, welchen diese zwischen ihrem Gast und Andreas anstellte, fiel nicht zum Vortheil des Letzteren aus. Gruber wußte nichts mitzutheilen, was nicht jeder andere Bauer oder Jäger auch gekonnt hätte, vielleicht kurze Heldenthaten ausgenommen; aber hatte nicht Anton ihr soeben eine kühne gezeigt? zwar sprach Gruber mit Wärme, aber das that der Maler nicht minder und war dabei so bescheiden und so fein in seinen Sitten, während Gruber rauh war, stolz und manchmal sogar auffahrend; und schön waren Beide, aber Jeder in seiner Art.

Weder Anton noch Resel hatten eine ruhige Nacht. Resel nicht, denn sie suchte das Bild von Andreas festzuhalten; aber immer trat die sanfte, freundliche Gestalt des Malers daneben und sah sie mit bittenden Augen an; Anton nicht, denn während sich sein Zusammenleben mit ihr in herrlichsten Farben ausmalte, trat die warnende Gestalt seines Vaters vor ihn und mahnte ihn, kein Unrecht zu thun; zuletzt aber kamen Beide, Jedes für sich, zu einem lobenswerthen Entschluß, bei dem nichts schwer war, als ihn auszuführen. Resel sagte sich: „Ich will den Maler meiden und meinem Anderl treu bleiben", und Anton ungefähr dasselbe, nur daß er statt „Maler" Resel setzte, und da er nichts hatte, dem er treu bleiben konnte, so nahm er sich vor, seine ganze Kraft der Arbeit zu widmen, um das Mädchen zu vergessen.

Der Verkehr zwischen dem linken und rechten Ufer der Mangfall bei Gotzing ist zu lebhaft, als daß die Bauern sich nicht schon am frühesten Morgen an die Arbeit gemacht haben sollten, den wilden Fluß wenigstens mit einem Nothsteg zu überbrücken, und sie waren damit fertig, als der Heilignmaler von Gotzing weg und Andreas dorthin ging; sie trafen bei der Herrenmühle zusammen und wären, da Keiner den Andern gekannt, wohl mit dem üblichen Gruß an einander vorübergegangen, wäre nicht Bußpeterl dabei gewesen, welcher Gruber auf seinen Nebenbuhler aufmerksam gemacht hätte.

Anton wollte, seinem Vorsatze gemäß, sich an die Arbeit machen und das Gerüst für seine Madonna bestellen. Er kehrte deßhalb in der Herrenmühle ein. Andreas folgte ihm und setzte sich an den Tisch zu Anton.

„Ihr seid also der Maler", fing Andreas an, „welcher meine Resel abconterfeit hat?"

„Wenn Ihr die Vordermaier Tochter meint, ja; und wenn sie Eure Resel ist, so seid Ihr der frühere Frauenrieder. Die Resel hat mir viel Gutes von Euch erzählt."

Aus jedem andern Munde hätte Andreas dieses Lob gefreut, aber jetzt klang es ihm wie Spott.

„Wer hat Euch denn befohlen, die Resel überhaupt zu malen, denn daß ich es nicht war, werdet Ihr wohl selbst am besten wissen."

Ehrlich sagte es ihm Anton, wie er einen Marienkopf gebraucht und einen solchen bei der schönen Gotzinger Bauerstochter gefunden, daß es ihm jedoch nicht im Mindesten eingefallen sei, der Resel zu sagen, er wolle es für den Frauenrieder malen; zwar habe er das Geld dafür angenommen, doch sei er fest entschlossen gewesen, es ihr zurückzuschicken, „und", setzte er traulich hinzu, „wenn Ihr das Bild haben wollt, so steht es Euch ja zu Diensten."

„Ihr seid ein Betrüger", donnerte Andreas; „mit frommen Mienen schleicht Ihr Euch ins Haus und mit dem Raub verlaßt Ihr es wieder. Oder, Herr, wollt Ihr etwa läugnen, daß Ihr die Resel gern seht?"

Fast zu warm erwiderte Anton:

„Wer könnte das läugnen; ich glaube, kein Mensch im weiten Erdenrund kann Eure Braut sehen, ohne zu denken, der Frauenrieder ist glücklich, und wenn ihn zehntausend Hunde und tausende Schergen jagen und wenn er täglich siebenmal am Rande des Grabes steht, er ist doch glücklich; denn, Frauenrieder, glaubt mir's, die Resel hat Euch lieb über Alles; wäre sie frei, ja dann

*) Außer Antons Lehrer, Ulrich Füterer, lebten damals in München noch die Maler Hans von Dimendorf und Gabriel Bächelkircher, welche sich mehr oder minder der Nürnberger Schule anschlossen.

Digitized by Google

würde ich wohl vor sie hintreten und sagen: „Nimm mich!“, aber Ihr habt leider ältere Rechte.“

„Was Ihr sagt, Maler“, versetzte Anton ruhiger, und selbst ein wenig Herzlichkeit lag in der Stimme, „das klingt schön, und wär es wahr, so möchte ich Euch zum Freund; allein wie ist's mit dem Bild? das ist ein Betrug, wie Eure ganze Rede.“

„Andreas, ich habe auf meine Ehre und Seligkeit nichts davon gewußt, daß der Blümelhuber ihr das vorgemacht, sonst hätte ich's nimmer geduldet; aber . . . doch dort kommt er selbst, er mag mir's bezeugen.“

Wirklich war Blümelhuber eingetreten und es entspräche nicht der Wahrheit, wollte man sagen, auf seinem Gesicht habe sich sonderliches Entzücken ausgedrückt, als er hier abermals Andreas, und zwar diesmal gar mit Anton beisammen sah.

„Blümelhuber, was hast Du der Resel gesagt wegen des Bildes?“ frug Anton gebieterischer als sonst.

Der Treffliche sah schnell, daß für seine Plane nichts dienlicher war, als Gruber eifersüchtig zu machen, und er antwortete daher keck:

„Ich habe nichts gesagt bei der Resel, als was Ihr mir aufgetragen, Herr Killberger, und ich werde Euch auch dienen, wenn Ihr etwa Euren Wunsch auf die Resel nicht aufgegeben habt.“

Bußpeterl war während des ganzen Gespräches hinter der Ofenbank gesessen und der Hochzeitlader hatte ihn daher nicht wahrgenommen. Jetzt aber trat er als schwerer Belastungszeuge wider ihn auf und stellte kurz die Frage, von wem er denn den Auftrag bekommen, als er ihn, den Peterl, zum Vordermaier geschickt?

Das war eine kitzliche Frage, die selbst Blümelhuber nicht beantworten konnte, und er sagte daher ausweichend:

„Ich hab' allerdings eine kleine Nothlüge begangen, aber ich wollte Herrn Killberger dienlich sein.“

„Dem Gottseibeiuns warst Du dienstbar, nicht mir“, rief erzürnt Anton, „Du hast mich unglücklich gemacht und zum Feind von Resels Geliebten.“

Ueber alles Erwarten verständig bemerkte jetzt Andreas:

„Mit Dir, Blümelhuber, mit Dir, elender Wicht, spreche ich kein Wort; aber Ihr, Herr Killberger, seid ein braver Kamerad, das hab ich gesehen, und es thut mir leid, daß ich vorhin hart und mißtrauisch gewesen bin; aber verlaßt Euch darauf, kann ich's, so mache ich es wieder gut. Ihr sollt mich kennen lernen und wenn Ihr Euch nicht meiner schämt, weil ich ein Verbannter bin, so nehmt meine Freundschaft an; ich kann Euch nichts anderes bieten, aber treu und ehrlich bin ich immer gewesen und Euch bleib ich's.“

Anton reichte erfreut die Hand hinüber und meinte:

„Wenn Ihr gleich unglücklich seid, so habe ich doch Achtung vor Euch. Gestern hab ich Euch gehaßt, weil Ihr mein Glück unmöglich gemacht; aber heute liebe ich Euch, und wenn Alle Euch hassen, ich liebe Dich wie einen Bruder. Dir, Blümelhuber, aber gebe ich den Rath, mich zu meiden, denn ich habe jetzt gesehen, daß Du ein unehrlicher Gesell bist und Du solltest Dich schämen.“

„Ja, Herr Maler“, rief jetzt Bußpeterl ungemein vergnügt, „wenn der Anderl Euer Freund und der Hochzeitslader Euer Feind ist, dann bin ich Euer Kamerad; ich hab Euch nur nicht leiden können, weil mir mein Anderl zu lieb ist!“

„Na wartet, Herr Killberger“, sagte der Hochzeitslader stolz, „ich werde es Sr. Hochwürden dem Herrn Abte sagen, daß Ihr mit Räubern und solchem Gesindel umgeht und ehrliche Leute, wie mich, verstoßt, dann könnt Ihr sehen, wer Euch Eure Bilder abkauft.“

Aergerlich stand er auf und setzte sich an einen andern Tisch und überlegte, was nun zu thun sei.

„Fallen darf ich den Maler nicht ganz lassen, denn er wiegt zu schwer; im Gegentheil, ich muß mich ihm nothwendig machen. Aber, Blümelhuber, jetzt heißt es schlau sein.“

Als der beste Freund schied Andreas von seinem Nebenbuhler und ging mit Franz und Bußpeterl nach Goßing.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

Von Arthur von Deich.

Ein Besuch in den Pariser Katakomben.

Paris, Mitte November.

Kalte, trübe, traurige Regentage legen seit geraumer Zeit ihren düsteren Schleier über die Königin der Städte und geben ihrer Physiognomie einen leisen Hauch jener Longfellow'schen Melancholie, die ihr sonst so durchaus fremd ist.

Kaum daß man sich bis nach dem nächsten Kaffeehaus wagt, wo man, anstatt wie sonst die Boulevards und öffentlichen Plätze abzustreichen und mit eignen Augen zu sehen, seine Weisheit bezüglich der Stadtneuigkeiten aus den pikanten Plaudereien des „Figaro“ schöpft, ohne ihm böse zu sein, wenn er die Wahrheit mit einer vorwiegenden Quantität reizvoller Dichtung versetzt.

„Que faire?“, so fragt man sich achselzuckend; denn die fast den ganzen Tag über herrschende Halbdämmerung macht selbst die Lectüre für die Dauer angreifend, und die Theater und Concertsäle öffnen nur mit wenigen Ausnahmen von 7 Uhr Abends.

Lassen Sie sich erzählen, welch' eigenthümliche Promenade ich vor einigen Tagen unternommen habe, und gestatten Sie mir, daß ich dieselbe meinen Landsleuten, die nach Paris kommen, nachdrücklich empfehle.

„Das schlechte Wetter“, — so dachte ich, — „verbietet mir meinen Spaziergang, wie üblich durch die Stadt zu machen; eh bien, so machen wir ihn unter der Stadt!“

Ich war nämlich durch die Vermittlung eines Mitgliedes der preußischen Gesandtschaft im Besitz einer Einlaßkarte für die Katakomben.

Es ist über diese schauerlichen, unterirdischen Gänge schon unendlich viel gesagt worden; novellistische Effecthascherei hat sie sogar nicht selten zum Schauplatze eines Theils ihrer Handlung gemacht; da indessen neuerdings ihr Besuch für den Fremden mit Schwierigkeiten verknüpft ist, so erlauben Sie mir eine kurze Zeichnung.

In Begleitung einiger Freunde begab ich mich am 7. d. M. nach der Barrière d'Enfer, am Boulevard gleichen Namens, wo wir bereits eine Anzahl von vielleicht zwanzig Personen, ebenfalls mit Erlaubnißscheinen versehen, versammelt fanden.

Nur einige Male im Jahr ist dem Publikum Gelegenheit geboten, diese mit allen übrigen Sehenswürdigkeiten so seltsam contrastirenden Grabhöhlen zu besichtigen; wie verschwindend klein sind also die Procente Derer, die sie besuchen, im Verhältniß zu den Hunderttausenden, die alljährlich nach der Weltstadt wallfahrten, und in die Heimath zurückkehren, ohne hinabgestiegen zu sein!

Schon der Anblick der meistens distinguirt aussehenden Persönlichkeiten, die, jeder eine Kerze in der Hand, sich Einer hinter dem Andern aufreihen, hat etwas Eigenthümliches und Todtentanz-Aehnliches, da Komik und Ernst sich dabei so innig berühren, daß man mit dem einen Auge lachen und mit dem andern weinen möchte!

Endlich schlägt es Eins, — die Barrière öffnet sich und langsam schlängelt sich der Zug nach der finsteren Steintreppe, die

Digitized by Google

in endlosen Windungen in die Tiefe führt. Bei jedem Schritte steigt die Temperatur; unten angelangt, versicherte mir einer der Polizisten, die uns begleiteten, das Thermometer zeige 25 Grad.

Wir bewegen uns nun in horizontaler Richtung durch einen langen, nicht allzuhohen Gang, in dem zur Noth drei Personen neben einander gehen können. Eine schwarze Linie an der Decke dient als Wegweiser. Rechts und links abführende Seitengänge sind mit eisernen Ketten verhängt.

Von Zeit zu Zeit besagt eine Inschrift, wo wir uns befinden. Jetzt passiren wir unter dem Bahnhof von Sceaux, jetzt unter dem Boulevard St. Jacques.

Eine eigenthümliche Empfindung! Mitten in der volksbelebten, wogenden Stadt, und rings diese Kirchhofsstille! Das massive Gestein, durch das wir unsere verborgenen Pfade suchen, scheint sich in der Ferne zu phantastischen Nachtgestalten zusammenzuballen, die uns das Vordringen verwehren wollen. Unwillkürlich scheuen wir uns, den ewigen Frieden dieser Tiefe zu brechen: was wir reden, wird zum leisen, ehrerbietigen Flüstern.

Eine Viertelstunde sind wir so gewandert, — da kommen wir an eine graue, eisenbeschlagene Pforte. Mit einem heimlichen Schauern lesen wir beim unsichern Schein unserer Kerzen die Inschrift: „Friede unseren Vorfahren!“, und darunter in großen dunklen Buchstaben das Wort: „Ossuaire“.

Wir stehen vor dem großen „Beinhaus“ von Paris, in welchem die Knochenüberreste der jetzt vergessenen Generationen wie riesige Holzstöße aufgeschichtet sind. — Seitdem Paris Paris ist, hat jedes Jahrhundert seine Beiträge hier niedergelegt. Sechs Millionen an der Zahl, reihen sie sich hier aneinander. Schädel an Schädel, wie eine endlose Bibliothek, in der alle Bände nur die Lamartin'schen Verse paraphrasiren, die auf der ersten Marmorplatte uns ihren ernsten, und an dieser Stelle erschütternden Mahnruf entbietet:

Sie lebten einst, wie wir,
Sie waren, was wir sind:
Gebrechlich wie das Nichts,
Vergänglich wie der Wind.

Sprüche aus Dante, Virgil, Esaias Tegnér und Lamennais wechseln mit Bibelstellen, eine sinnige Textbeschreibung des furchtbaren Gemäldes.

Ein unnennbares Gefühl der Nichtigkeit kommt über uns; die Kämpfe der Politik, das Ringen und Jagen nach Geld und Gut, nach Ehre und Ruhm, erscheint uns wie das Haschen eines Kindes nach dem Falter, der noch vor Abend stirbt, wie das Streben einer Made, die im nächsten Augenblicke zertreten wird. Wir begreifen die ägyptischen Weltweisen, die sich zu Abendbrod und Selbstmord einluden, und schwindeln vor dem Abgrund des Nihilismus...

Endlos, endlos, diese Reihen von menschlichen Gebeinen! — Jetzt glauben wir am Ausgange zu sein, da thut sich eine neue Todtengallerie auf, dreimal so lang, als die vorige, und die furchtbare Revue beginnt von Neuem!

Der Diplomat und der Handwerker, das Kind und der Greis, das Genie und der Idiot, der Millionär und der Chiffonier, — Alle, Alle haben hier die Decorationen des Erdendaseins, die sie unter einander trennten, abgelegt, und in der gräßlichen Uniform des Todes kann sie der Blick der Lebenden nicht mehr unterscheiden! — Hier der braune schmutzige Schädel barg vielleicht einst eine Fülle von schönen Gedanken, von himmlischen Melodien; — dort die staubigen, halbvermoderten Kiefern haben vielleicht vor Jahrhunderten weich und wonnig geküßt, oder mit der Allgewalt des Wortes die tosenden Volksmassen gelenkt, wie eine fügsame Heerde.

Vorbei, vorbei an diesen traurigen, elenden Resten! Hinauf in die freie, frische Luft, wo uns noch freundliche Augen begrüßen und warme Menschenworte entgegenklingen!

Langsam steigen wir die Treppe hinan. Unsere Wanderung hat eine Stunde gedauert. Wir sehen das Tageslicht an einer Stelle wieder, die von derjenigen, an der wir eingefahren, viele hundert Schritte entfernt liegt.

Die erste Berührung mit den ersehnten lebensvollen Menschengesichtern scheint unserer Stimmung fast Hohn zu sprechen. Mit einer pantherartigen Gier stürzen sich Männer, Weiber und Kinder auf unsere halbverbrannten Kerzen und entreißen uns dieselben, fast ohne zu fragen. Armselige Industrieritter, wie bald wird euere Stunde schlagen, und die unserige mit!

Doch genug der düsteren Bilder — schon braust uns die Fluth des großstädtischen Lebens in immer dichteren Wogen entgegen, wir gehen nach dem nächsten Lesecabinet und durchblättern die französischen und deutschen Journale, um nach einem erquickenden Diner im Palais Royal Mlle. Daram im „Théâtre Lyrique“ zu hören, die Nachtigall von Toulouse, die Vierte, nicht die Letzte im großen Viergestirn (Nilsson—Patti—Carvalho—Daram), das an dem musikalischen Himmel der prächtigen Weltstadt leuchtet!

Die Tonwellen ihrer herrlichen Stimmen spülen uns die letzten „pensieri malinconici“ aus der Seele, und unser Besuch in den Katakomben gibt dem Genusse der blühenden Gegenwart höchstens noch eine pikante Würze: den geheimnißvollen Reiz des Contrastes!

Rossini's Leichenbegängniß.

Die „Köln. Ztg.“ schreibt aus Paris vom 21. November:

Heute wurde Rossini begraben. Die kirchliche Feier fand in der Madeleine-Kirche statt. Die Leiche wurde bereits heute Nacht auf dem für sie hergerichteten Katafalk, der sehr einfach, aber geschmackvoll war, aufgerichtet. 50 bis 60 Wachskerzen waren um denselben herum gestellt. Der Sarg war mit einem schwarzen Tuch bedeckt, an dessen beiden Seiten goldgestickte weißseidene Falbeln herabfielen. Mitten auf dem Sarg lag ein ungeheurer Blumenkranz. Die Kirche selbst war ganz schwarz ausgeschlagen, ebenso das Hauptportal. Ueberall war der Buchstabe R angebracht. Um 10 Uhr Morgens wurde die Kirche geräumt.

Um halb 11 Uhr stellten sich die Personen ein, welche Einlaßkarten zur kirchlichen Feier erhalten hatten. Sie waren genöthigt, ungeachtet der eingetretenen Kälte, bis beinahe um 12 Uhr auf der Straße zu warten. Der Platz vor der Kirche war gänzlich abgesperrt. Polizeidiener und Municipalgardisten versahen dort den Dienst. Mit Ausnahme der Deputation des Instituts waren alle übrigen Anwesenden in Civil. Der Kaiser hatte sich durch einen Kammerherrn vertreten lassen. Die ganze officielle Welt, viele andere hochgestellte Persönlichkeiten und eine große Anzahl von Damen wohnten der Trauerfeier in der Kirche an. Dieselbe machte einen ganz erhebenden Eindruck. Dreihundert Schüler des Conservatoriums, denen sich die ausgezeichnetsten Künstler der lyrischen Theater von Paris angeschlossen hatten, nahmen an der Ausführung der musikalischen Stücke Theil; darunter befanden sich die Alboni und die Patti.

Nach Beendigung der gewöhnlichen Ceremonien, welche sich bis gegen 2 Uhr Mittags hinzogen, wurde der Sarg nach dem bereit gehaltenen Wagen gebracht, um nach dem Kirchhof Père-la-Chaise geleitet zu werden.

Inzwischen hatte sich in der Rue de la Chaussée d'Antin und auf den Boulevards, über die der Zug gehen sollte, eine ungeheure Menschenmenge angesammelt. Dieselbe, man kann sie auf

Digitized by Google

eine halbe Million Menschen schätzen, war so gedrängt, daß fast überall die Circulation behindert war. Gegen halb 2 Uhr wurde die Menge, die seit halb 1 Uhr wartete, ungeduldig. Es hieß plötzlich, der Leichenzug habe seinen Weg durch die Rue Lafayette genommen. Die Polizeimannschaft, die in großer Masse anwesend war, wußte selbst nicht, ob es begründet sei; eine Masse Leute eilte nach den oberen Boulevards, aber das Gedränge blieb fortwährend unendlich groß, da immer wieder Zufluß herbeiströmte. Nach 2 Uhr wurde das Gedränge auch an den unteren Boulevards immer furchtbarer; Diejenigen, welche nach den oberen Boulevards geströmt waren und erfuhren, daß die Leiche noch nicht vorbeigekommen sei, kamen wieder zurück, und als nun plötzlich der Leichenzug, welcher gegen 2 Uhr die Kirche verlassen hatte, über die Boulevards heranmahte, war es der Polizei kaum möglich, einen Weg durch die dichtgedrängte Menge zu bahnen.

Wie bei dem Leichenbegängniß Rothschilds, wurde die Menge auch heute sehr enttäuscht. Man hatte einen prachtvollen Zug erwartet. Der Leichenzug Rossini's war aber eben so einfach wie der Rothschilds. Die Zahl der Leidtragenden selbst war dagegen viel geringer, und wenn der Leichenzug des reichen Financiers nichts Imposantes hatte, so war dieß bei dem Rossini's noch viel weniger der Fall. Zwei Musikbanden der Nationalgarde befanden sich in dem Zuge und spielten Stücke des Verstorbenen, aber in höchst erbärmlicher Weise. Dann folgte eine Abtheilung Linieninfanterie, ihr eine der Musikbanden der Nationalgarde, an die sich eine Anzahl Leidtragender anschloß. Der Leichenwagen, den zwei Pferde zogen, war sehr einfach. Auf dem Sarge lag ein ungeheurer Blumenstrauß, ein zweiter befand sich hinter demselben. Die Zipfel des Leichentuchs wurde von Mitgliedern des Instituts gehalten. Dicht hinter dem Sarge her wurden die Orden des Verstorbenen auf einem rothen Kissen getragen. Dann folgten einige Hundert Leidtragende, meistens Künstler und Künstlerinnen; es war eine höchst bunte Menge, die einen sehr wenig feierlichen Eindruck machte. Hierauf kam die zweite Musikbande der Nationalgarde und dann sieben Trauerwagen und einige Hundert Equipagen und andere Wagen. Den Zug schloß eine zweite Abtheilung Infanterie. Das Ganze machte einen etwas prosaischen Eindruck, und die Menge, die ganz andere Dinge erwartet, suchte sich durch boshafte Bemerkungen zu entschädigen. Gegen halb 3 Uhr kam der Zug auf dem Kirchhof Père-La-Chaise an.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein qui pro quo in der Predigt.) Professor Dr. J. Kutzen erzählt in seinem anziehenden Buch „Das deutsche Land" von einem Brauch, der in dem Kirchspiel Altenkirchen auf der Insel Rügen sich noch jetzt vorfinde. In der Zeit des Häringsfangs habe der dortige Pfarrer acht Sonntage nacheinander Uferpredigten unter freiem Himmel zu halten. Wenn nun während der Predigt sich gerade ein starker Zug Häringe bemerklich mache, so könne er auch bei dem größten Aufwand von Beredtsamkeit nicht verhüten, daß die andächtige Gemeinde nach dem Schlusse seufze, und in einem solchen Falle habe er einmal, von der Unruhe seiner Schäflein angesteckt, rasch geschlossen und in der Verwirrung mit den Worten geendigt: „Nun, der Herr erfülle Euere Herzen mit Häringen und Euere Netze mit Gnaden. Amen!"

(Wasser-Velocipede.) Eine sinnreiche Anwendung des Princips der Velocipede auf die Bewegung im Wasser, eine Erfindung des Ingenieurs M. Thierry, erregt auf dem See Enghien in der Nähe von Paris die Aufmerksamkeit der Besucher. Ein Paar leichte Pontons, ungefähr 12 Fuß lang, die sich an ihren Enden berühren, sind durch eiserne Stangen auf eine geringe Entfernung miteinander verbunden. Zwischen ihnen befindet sich das treibende Schaufelrad. In der Mitte, in einer Höhe von 2 Fuß über dem Wasser, befindet sich ein Sattel, als Sitz für den Schiffer, und an jeder Seite des Rades eine treibende Kurbel für die Füße. Ueber dem Rade ist eine Drehhandhabe zur Steuerung. Mit der geringsten Bewegung der Füße ertheilt diese einfache Maschine dem Doppelschiffchen, das schwerer umzuwerfen ist als ein Boot, eine überraschende Geschwindigkeit. Für den Fischfang oder zum Vergnügen dürfte sich diese Wasser-Velocipede sehr eignen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Eine Goethe-Statue für München. Der Reichthum der bayerischen Hauptstadt an Denkmälern deutscher Männer wird durch eine Goethe-Statue vermehrt werden, welche am nächsten Geburtstage des Dichters in Erz gegossen aufgestellt werden soll und im Auftrag König Ludwigs II. von Professor M. Widnmann ausgearbeitet wird. Als Vorbild dient dem Künstler eine Büste, welche Bildhauer Trippel im Spätsommer 1787, also während des zweiten Aufenthaltes Goethes in Rom, zu des Dichters Zufriedenheit modellirt hat. Goethe stand damals in der Vollkraft seines Lebens, er hatte die Werke geschaffen, welche sich als seine volksthümlichsten bewährt haben, und steht in dieser Auffassung dem Bilde näher, welches sich die Mehrzahl seiner Leser gerne von ihm macht. Der greise, ehrfurchtgebietende Gelehrte, als welchen andere Bildwerke ihn darstellen, ist nur einem engeren Kreise von Verehrern gleich sympathisch wie ein solches Bild des jugendlichen Dichters. Darum sollte auch die größere Popularität dieser letzteren Gestalt in der Gewandung angedeutet sein. Die Idee Professor Widnmann's, den Dichter des „Faust" (1. Theil), des „Werther" und „Goetz" in antiker Kleidung und einem „seltsamen Musikinstrument" in der Hand darzustellen, wird daher in der „Allg. Zeitung" mit Recht getadelt. Es ist freilich die Frage, ob darin eine Aenderung noch Platz greifen kann und ob der Münchener Künstler in gleichem Maße wie Rietschel es versteht, das unschöne Costüm der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ästhetisch zu bemeistern.

„Der deutsche Michael", historischer Roman von Brachvogel. 4 Bände. (Berlin, Janke.) Der Verfasser hat einen kühnen Griff gethan und aus einem unbestimmten Schattenrisse ein großes farbenreiches Gemälde geschaffen, das in den Gestalten des Helden und seiner Begleiter allerdings ein großes Stück Geschichte geradezu erdichtet, zugleich aber die erschütterndsten und oft auch erhebendsten Scenen der wirklichen Geschichte uns vor Augen führt. Er schildert die Reformationsgeschichte insbesondere in ihren politischen Theilen, namentlich die des Schmalkaldener Bundes und der Kämpfe gegen Karl V. Sodann sammelt er die Hauptmerkmale des deutschen Volkscharakters in einem lebendigen Spiegel, nämlich in der Person des „deutschen Michaels", Ritters von Felgentreu. Er selbst nennt diesen am Schlusse „ein Märchen deutschen Wehs und deutschen Muthes, deutschen Irrens und Strebens, deutscher Treu und deutschen Erwachens, ruhelos scheint er und doch unsterblich!" Freund und Feind muß ihn und seine edle Gattin lieben und ehren, nur Pfaffen und Junker ihn hassen. Große Sorgfalt hat der dichterische Geschichtschreiber auf Moritz von Sachsen verwendet, dessen in vielen Beziehungen räthselhaften Charakter und die Triebfedern seiner Handlungen er zu beleuchten sucht, wie er denn überhaupt die Ereignisse pragmatisch, nach ihrem inneren Zusammenhange schildert. Wie weit ihm dieß gelang, hat die kritische Geschichtsforschung zu beurtheilen. Dagegen gebietet uns nur der Mangel an Raum, fachmäßigen Literaturblättern das Eingehen auf die zahlreichen interessanten Einzelheiten, geschichtliche wie romantische, zu überlassen. Durch alle Adern der Erzählung strömt ein warmes und reiches Leben. Dazu kommt die Verwandtschaft jenes großen Jahrhunderts mit dem unseren, insbesondere was den allseitigen Drang des deutschen Volksgeistes betrifft.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 25. Nov. Neu einstudirt! **Die Stumme von Portici**, große historisch-romantische Oper in 5 Acten, nach Scribe und Delavigne frei bearbeitet von Haupt. Musik von Auber. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

...ter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nr 329. Donnerstag, den 26. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Kaum waren Gruber und seine beiden Begleiter aus dem Zimmer, als Blümelhuber sich wieder zu Anton setzte:

„Sagt mir nur, Herr Killberger, wie könnt Ihr so aufbrausen gegen mich? Es ist wahr, ich hab Euch damals nicht meinen ganzen Plan mitgetheilt; aber der Hauptsache nach habt Ihr ihn ja gebilligt; also was wollt Ihr mir da Vorwürfe machen?"

Anton hörte stumm zu; er fühlte sich nicht ohne Schuld und das machte ihn noch niedergeschlagener; denn traurig war er ohnehin geworden, als Andreas und mit ihm die Begeisterung fort war, mit welcher er auf Resel verzichtet hatte.

Der Hochzeitslader merkte das Alles wohl und sprach deßhalb mit vieler Wärme:

„Ihr habt mich vorhin davongejagt und ich sollte eigentlich jetzt gewarnt sein, Euch noch weiter zu rathen; aber Ihr thut mir doch wieder leid."

„Vergeßt es, Blümelhuber, was ich im Zorn gesagt", bat Anton.

„Nun wohl, aber nehmt Euch in Acht, daß ich Euch nicht wieder beim Gruber sehe, denn sonst ist es für immer vorbei mit uns. Jetzt sagt offen, gefällt Euch die Resel noch immer?"

„Ach, Blümelhuber, mehr wie je; ich bin so unglücklich, so arm geworden, seit ich auf sie verzichtet; jetzt ist sie mir verloren für ewig!"

„Ihr liebt sie also über Alles, was man so sagt, und wie ist's, hat die Resel sich gar nichts merken lassen, wie sie über Euch denkt?"

„O!" rief Anton begeistert, „sie ist so freundlich gestern gegen mich gewesen und so dankbar, weil ich ihr und dem Vater das Leben gerettet."

„So? Habt Ihr das, und wie?" frug Blümelhuber erstaunt. Anton erzählte bescheiden das Vorgefallene.

„Und Ihr verzichtet auf die Resel? Nichts für ungut, das wäre sehr dumm! Was hat denn der Anderl für sie gethan? Nichts, gar nichts, unglücklich hat er sie gemacht; aber es nur gut: einem Verbrecher, einem Vogelfreien braucht man kein Wort zu halten; das ist eine alte Sache."

„Nein, Blümelhuber, das ist nicht wahr, Wort bleibt Wort, sagte immer mein Vater."

„Aber wie nun, wenn Resel selbst dem Anderl entsagt und Euch haben will, wollt Ihr sie dann sitzen lassen? Das wäre abscheulich."

„Ach, sie wird mich wohl nie wollen."

„Herr Killberger, ein Mensch wie Ihr sollte sich schämen, so etwas nur zu denken, und ich wollte wetten, daß sie in acht Tagen Eure Braut ist, wenn Ihr etwas dazu thun wolltet; und das geht nicht einmal gegen Euer Gewissen, sondern im Gegentheil, Ihr seid es ihm und seid es der Resel schuldig, wenn Ihr sie wirklich liebt."

„Und das wäre?" frug Anton gespannt.

„Seht, mein Bester, der Umgang mit dem Gruber ist sündhaft, das hat Seine Hochwürden der Herr Abt der Resel schon oft gesagt und ihr befohlen, daß sie bei ihm beichten soll; aber sie hat bis jetzt noch nicht gefolgt. Euch ist sie zu Dank verpflichtet, Euch sieht sie gern und wird Euch glauben. Also redet ihr zu, daß sie der Kirche Gehorsam leistet, wie sich's für einen frommen Christen ziemt. Hat sie nur erst gebeichtet, so wird sie bald das Strafbare erkennen, das in dem Umgang mit dem Excommunicirten liegt und wird dann froh sein, wenn sie in Euch auch den Retter ihrer Seele findet und Euch selbst bitten, sie zu nehmen."

„Das ist Alles richtig; aber warum will denn die fromme Resel nicht bei Seiner Hochwürden beichten?"

„Warum? könnt Ihr noch fragen! Weil sie noch verliebt ist in den Verbrecher; aber ist sie es erst in Euch, wie ich nicht zweifle, so wird sie es gern thun. Uebrigens, wenn Ihr Argwohn habt, so sprecht mit Seiner Hochwürden zuerst; denn ich weiß schon, dem armen Hochzeitslader wollt Ihr nichts glauben."

„Das ist es nicht, bester, liebster Blümelhuber, nein, ich will die Resel so lange bitten, bis sie beichtet; aber fragen möchte ich doch den Abt, ob es nicht ein Unrecht ist, wenn ich mein Wort breche."

So zufrieden mit seinen Erfolgen war der Hochzeitslader nie gewesen und er verließ diesmal als wirklicher Sieger die Herrenmühle.

Resel, über deren Seelenheil so wichtige Beschlüsse unten an der Mühle gefaßt wurden, war draußen mit den Mägden beschäftigt, die vom Regen durchnäßten Heubündel auseinander zu werfen, damit die hellscheinende Sonne sie wieder trockne und dürre. Bei dieser kraftfordernden, lebhaften Arbeit hatte sie keine Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen; als aber die Sonne ihre Pflicht so weit erfüllt hatte, daß man das Heu wenden konnte und Resel bald voraus, bald zuletzt mit ihrem Rechen schritt, da konnte sie an Antons Heldenmuth und an den wilden, vielgeliebten Anderl denken, der jetzt keine Wiese mehr hatte, auf welcher er arbeiten konnte. So sehr sie sich Mühe gab, nur das letztere Bild festzuhalten, es ging ihr wie in der Nacht: Anton gesellte sich immer diesem bei, ja sie konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß er am Abend komme.

„Ich habe ihm ohnehin gestern und heute morgen nicht ordentlich gedankt; ach, und dann weiß er so gut zu unterhalten."

Digitized by Google

Aus dieser Betrachtung rissen sie plötzlich zwei Arme, welche sie von hinten umschlangen und ein heißer Kuß brannte auf ihren Lippen. Andreas that es.

„Jesus, Marie Joseph!“ schrie Resel; „aber erschreckst Du die Leute!“

„Nun, es ist Dir wohl nicht lieb, Resel, Du hast ja nicht einmal ein „Grüß Gott!“ für mich?“ fragte Andreas spitzig.

„Tausend für eins, Anderl; aber es ist doch nicht recht, einem so wie ein Räuber zu überfallen, und wahrlich, Du siehst nicht viel besser aus.“

Umgekehrt, wie bei den Pflanzen, braucht der unsichtbare Keim des Argwohns nicht Wärme, sondern nur etwas Frost, und das Unkraut schießt in die Höhe wie toll. Wäre Andreas nur einen Tag früher gekommen, Resel wäre nicht erschrocken, höchstens freudig; jetzt aber war sie noch im Kampf mit ihrem widerwilligen Herzen und in diesen trat der Held, für welchen sie ihn führte, sehr ungelegen herein. Die fröhliche Derbheit, welche ihr sonst an Anderl so gefallen, stach gegen die bescheidene Zartheit Antons zu sehr ab, als daß sie nicht wieder neue, für ihre Treue gefährliche Vergleichungen hätte anstellen sollen. Daher die mittlere Temperatur des Empfangs, welcher Andreas so verletzte, daß er beleidigt antwortete, zumal der Spott über seine Kleidung dazu kam:

„Freilich, schön geputzt wie die Leute vom güldnen Thal bin ich nicht und malen will ich mich ja auch nicht lassen.“

„Anderl, ich rede nichts gegen Deine Kleidung“, sagte Resel; „aber freilich, ein bischen wild siehst Du schon aus, und dann, was soll das Gewehr und Dein Kamerad? kommst Du doch, als seien bei mir Rosenheimer Schergen zu vertreiben.“

Dadurch wurde aber Gruber noch erzürnter und seine Stimme bebte, als er sagte:

„Schergen wohl nicht, aber anderes Gesindel, das Dir im Kopf spukt. Schau, Resel“, setzte er milder dazu, „ich bin gekommen, Abschied zu nehmen von Dir; bei all meinem Unglück bin ich froh geblieben, weil ich mir gedacht habe: arm können mich Pfaffen und Richter, aber meine Resel nicht abwendig von mir machen; das hat mich getröstet, wie ich auf dem Heu lag und mich meine Wunden gebrannt haben, und kein Kind freut sich mehr auf den St. Nikolaustag, als ich mich gefreut habe auf den Tag, wo ich Dich zum erstenmale wiedersähe. Ich muß jetzt fliehen, hinein in die Berge, aber meine Resel habe ich noch einmal sehen müssen. Resel, aber ich merk's, Du hast den Heiligenmaler jetzt lieber wie mich und ich will Dir's nicht verdenken. Fast hast Du Recht, daß ich ein Räuber bin, aber ich hab mich nicht dazu gemacht. Sei ruhig, Resel, laß mich ausreden. Ich nehm es Dir nicht übel, der Maler ist ein netter Bursch, ich hab ihn selbst lieb gewonnen; mich darfst Du nicht mehr nehmen, seit ich im Bann bin, also wie kann ich dann von Dir Treue fordern? Resel, werde mit dem Maler glücklich, ich gönne Dich ihm und ihn Dir; aber wenn Ihr Euch dann habt und Ihr seid froh, so denkt manchmal an mich, der sehr unglücklich geworden ist. Lebe wohl, Resel! Leb wohl!“

Gruber wandte sich schnell ab und sprang eilig die steile Leithen hinunter, gefolgt vom treuen Franzel und so gut es ging auch vom Bußpeterl.

Dieser Ton aber hatte Resel mächtig ergriffen; doch ehe sie noch den Geliebten aus dem Irrthum reißen konnte, war er fort und unbeantwortet blieb ihr Ruf: „Anderl, Anderl, bleib um Christi willen, ich liebe ja nur Dich!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Giftmischerin Jeanneret von Locle.

Als Vorläufer zu der am jüngsten Montag in Genf begonnenen öffentlichen Gerichtsverhandlung über die Giftmischerin Jeanneret von Locle veröffentlicht, aus der „Indépendance belge“ entnommen, das „Journal de Genève“ äußerst interessante Notizen, welche offenbar aus eingeweihter Feder stammen. Für Juristen, Physiologen, Psychologen und Aerzte ist der Fall von höchster Wichtigkeit und es wird dieser Prozeß in ganz Europa Aufsehen machen.

Die Jeanneret gehört einer ehrenwerthen Familie an, besitzt Vermögen und Bildung, ist von religiös-mystischem Gebahren, 35 Jahre alt und trägt wegen angeblich kranker Augen eine grüne Brille. In Lausanne besuchte sie einige Zeit die Krankenwärter-Anstalt und ging dann nach Vevey zu dem berühmten Augenarzt Dor, dem sie vorspiegelte, mit dem einen Auge gar nicht mehr sehen zu können.

Dor schöpfte schon Verdacht und erst nach längerer Zeit, mit Hülfe eines neu erfundenen Instrumentes, gelang es ihm, die falsche Angabe der Jeanneret zu entdecken. Sie stellte sich, so vermuthet man jetzt, augenkrank, um sich das für Augenheilung angewandte, aus der Belladonna erzielte Alcali, Atropin genannt, zu verschaffen. Von Vevey nach Genf übergesiedelt, empfahl sie sich den Aerzten und Apothekern als vorzügliche, sogar mit ärztlichen Kenntnissen ausgestattete Krankenwärterin.

In der That hat sie auch durch ihre feingebildeten Manieren und durch außergewöhnliche Gewandtheit in der medicinischen Terminologie das Vertrauen der Aerzte und Kranken erworben. Sie behandelte Letztere mit mütterlicher, manchmal mit fast zudringlicher Sorgfalt. Mit den Dienstboten lachte und scherzte sie und theilte ihnen in einem eigenthümlichen Tone den Tod der ihr anvertrauten Kranken mit.

Zuerst wurde sie in der neu eröffneten, für alte gebrechliche Personen bestimmten „Pension Juvet“ angestellt. Die ersten Pensionäre lebten nicht lange und selbst die Besitzerin und ihre Tochter starben bald darauf zum Erstaunen der Aerzte an einer fremdartigen Krankheit. Trotzdem schöpfte man noch keinen Verdacht; doch schrieb eine unbekannte Hand an die Thüre Dante's Vers: „Die, welche hier eintreten, kehren nicht wieder zurück.“

Hierauf trat die Jeanneret in den Dienst des Malers Bourcart zur Pflege seiner krank gewordenen Schwiegermutter, die bald von nervösen Anfällen ergriffen wurde und eine starke Abneigung gegen die Jeanneret an den Tag legte. Unter höflichem Vorwande wurde Letztere entlassen und die Schwiegermutter genas.

Bourcart, der später zu der Verhaftung der Jeanneret beigetragen, schöpfte Verdacht und verfolgte ihre Spur. Er erfuhr, daß sie bei Herrn Gros eingetreten, bei welchem ebenfalls zwei Personen starben. Eine dritte, Fräulein L..., welche bei einem Besuche in der Familie Gros eine Tasse Thee genommen, verfiel gleichfalls in eine sonderbare Krankheit und die Jeanneret sagte hierüber zu den Bediensteten: „Ihr seht, das Fräulein hat dieselbe Krankheit, wie Euere Herrschaft, und wird daran sterben.“

Dr. Gautier, welcher Fräulein L... behandelte, erkannte Vergiftung durch Belladonna, rettete Fräulein L... und stellte die Jeanneret zur Rede, welche in einer Weise antwortete, daß sich Gautier, von Bourcart's Verdacht noch nicht unterrichtet, zufrieden stellte.

Die Jeanneret hielt es dennoch für gerathen, zu verschwinden. Man glaubte sie im Canton Waadt, allein Bourcart, welcher der Jeanneret begegnete, entschloß sich, dießmal zu handeln. Er suchte die Wohnung der Jeanneret ausfindig zu machen und verständigte sich mit Dr. Rapin zu gemeinsamen Schritten gegen die Jeanneret.

Digitized by Google

Diese hatte gerade wieder eine neue, die neunte (!!) Vergiftung begangen, welche Tollheit nach sich zog. (Der erste gewöhnliche Effect des Atropin ist eine Art hysterisches Delirium.)

Bourcart und Rapin suchten den Staatsanwalt auf und veranlaßten ihn zur Verhaftung der Jeanneret, welche unvorhergesehen überrascht wurde und nicht mehr Zeit hatte, die Belladonna-Fläschchen zu entfernen.

So weit der Hergang, welcher durch weitere Details bei dem Schwurgerichte vervollständigt werden wird.

Der Correspondent der „Indép. belge" stellt die Fragen: „Wie konnten all' diese Acte begangen, die Wissenschaft so lange getäuscht und die Apotheker zur Abgabe so vieler Atropindosen verleitet werden?" Er beantwortet seine Fragen selbst dahin, daß in einer großen Stadt die von der Vergiftung heimgesuchten Familien einander nicht kannten, sich die Fälle nicht mittheilen und sich darüber nicht verständigen konnten; daß die Angeklagte, von seltener Gewandtheit, die Aerzte und Apotheker einzunehmen gewußt hat und gleichsam selbst als Arzt in Frauenkleidung aufgetreten ist. Aerzte und Apotheker seien zu entschuldigen, nur die Verbrecherin selbst nicht, obschon sie ihre Kranken niemals auszubeuten oder zu erben suchte, dieselben, statt zu hassen, zu lieben schien und sogar von den Gemordeten Haare, mit zärtlichen Inschriften begleitet, als Andenken aufbewahrte.

Man versichert, — fährt der Correspondent fort, — daß die Jeanneret Alles eingestanden und sich damit rechtfertigt, kein Vertrauen zu den Aerzten gehabt und sich zu Versuchen an Anderen, wie an sich selbst, berufen gefühlt zu haben. Einige sind der Ansicht, und diese werden vielleicht Recht haben, daß die Hysterie eine Art unwiderstehlichen Gelüstes mit sich bringe, Seinesgleichen zu martern und leiden zu sehen. Die Frage ist nun: Liegt bei diesen Verbrechen Geisteskrankheit als Entschuldigung vor oder ist die Jeanneret strafbar? — Es ist schwer, darauf zu antworten; jedenfalls — so schließt der Correspondent — schätze er sich glücklich, nicht zu den Geschwornen zu gehören.

Kloster Lorch.

In diesen Tagen, welche das Gedächtniß an den herrlichen Hohenstaufenjüngling wieder auffrischen, der vor 600 Jahren sein Leben unter den Händen des Henkers zu Neapel lassen mußte, dürfte es passend sein, kurz an das im königl. württembergischen Oberamt Gmünd, an der Remsbahn liegende Kloster Lorch, die Grablage der Hohenstaufen, zu erinnern.

Dort, auf einem Hügel rechts der Rems liegt das mit Mauern und Thürmen umfangene Kloster mit seiner am Thore Wache haltenden mächtigen Linde und seiner düsteren uralten Klosterkirche. In dieser ruhen unter einem Grabsteine, dem des Stifters, Friedrichs von Staufen, des ersten Herzogs von Schwaben, dieser und seine Gemahlin Agnes; Ludwig und Walter, seine Brüder; Gertrude, Gemahlin König Konrads III.; König Heinrich; Herzog Friedrich von Schwaben-Rottenburg, König Konrads Sohn; Wilhelm und Reinbold, dessen Brüder; Beatrix, dessen Schwester; Irene*), König Philipps Gemahlin; Beatrix, Tochter Philipps. Das Grab wurde erstmals 1475 geöffnet und bei dieser Gelegenheit der schöne, noch vollkommen erhaltene Grabstein gelegt, ein zweites Mal, am Pfingstmontag 1525, plünderten die aufrührerischen Bauern das Kloster und wühlten auch in den Gräbern der Staufen.

*) „Die Rose ohne Dornen", „die Taube sonder Gallen", wie Walter von der Vogelweide sie nennt.

Von der Oeffnung 1475 wird erzählt: „Man hat funden viel Gebeins, klein und groß, auch viel Hauptscheilen (Schädel), an welchen noch hübsch gelb Haar ist gewesen."

Aus derselben Zeit, wie das Grabdenkmal, mögen auch die Frescogemälde an den acht Säulen des Langhauses stammen. Eines derselben ist es, das uns besonders interessirt: es stellt Conradin auf dem Blocke liegend dar, der Scharfrichter läßt das Beil in einem Gerüste an einem Seil auf dessen Nacken fallen. Die älteste, wie wir glauben noch gar nicht allgemein bekannte Spur der Guillotine!

Es wäre interessant, darüber Grund zu machen, ob dieser Darstellung des unbekannten schwäbischen Künstlers eine bestimmte Ueberlieferung oder ein allerdings seltsames Spiel der Phantasie zu Grunde liegt.

Wie wir hören, befindet sich auch in dem Rittersaale der Waldburg in Oberschwaben (Stammschloß der Fürsten von Waldburg-Zeil) ein Gemälde, das die Hinrichtung Conradins darstellt, deren trauriger Zeuge ein Waldburg war. Es ist uns aber nicht bekannt, ob dieses Gemälde den Vorgang in gleicher Weise schildert, wie das Lorcher.

Vielleicht nimmt der eine oder andere Leser der Didaskalia aus diesen Zeilen Veranlassung, sich Lorch für eine Tour auf nächste Reisesaison zu notiren. Lorch ist eine Eisenbahnstation der württembergischen Remsbahn, von der aus neben dem höchst interessanten Kloster noch das fast ganz unbekannte „Wäscherschlößchen", die Wiege der Staufen, ein mitten im Walde gelegener mächtiger Quaderbau dann Hohenstaufen, Hohenrechberg und die alte Reichsstadt Gmünd ganz bequem in einem Tage besucht werden können.

SS

Mannichfaltigkeiten.

(Ein neuer Kalab.) In Berlin ist ein bedeutender Postdiebstahl verübt worden, über den dortige Blätter Folgendes berichten: „Der junge Beamte war der bei der Post-Expedition am Potsdamer Bahnhof beschäftigte Post-Expedienten-Anwärter Meyer. Derselbe war nicht bei der Annahme der Gelder, sondern bei der Abfertigung bedienstet. Sein Verfahren war Folgendes: Er kartirte sämmtliche Gelder richtig, ließ die ordnungsmäßigen Karten copiren, vernichtete dann die ersten Karten und fertigte neue an, in welche letzteren er nur einige Geldbriefe eintrug und die nicht eingetragenen unterschlug. Daher kommt es, daß die Höhe der unterschlagenen Geldsummen nicht sofort festgestellt werden kann, sowie, daß die Untersuchung sehr erschwert wird. Bis jetzt soll sich der Werth der unterschlagenen Geldbriefe indessen schon auf 30,000 Thlr. belaufen. Wie schlau der junge Mann verfahren, geht daraus hervor, daß er, wie die Untersuchung erwiesen hat, eine unterschlagene Banknote dadurch zu verwerthen wußte, daß er sich bei Landsberger den Anzug eines polnischen Juden kaufte; diverse Wechsel soll er noch vor seiner Abreise versilbert haben. Als Reisegefährtin hat er sich eine Dame des Orpheums mitgenommen. Bis jetzt fehlt übrigens noch jede Spur, wohin das edle Paar seine Schritte gelenkt hat."

(Ueber die Erderschütterungen in der Rheinprovinz am 17. November) berichtet die „Kölnische Zeitung" aus Köln vom 22. November: „Ueber die am 17. d. M. in einem Theile unserer Provinz verspürten Erderschütterungen liegen so weit Nachrichten vor, daß über den Mittelpunkt und die Ausdehnung derselben einiges mit Sicherheit festzustellen ist. Alle Nachrichten geben die Zeit zwischen 3½—4 Uhr Nachmittags bezeichneten Tages an. Der Wind war durchschnittlich nordwestlich, Barometer 28" 5‴, und Thermometer 5° Wärme R. bei trübem Him-

Digitized by Google

mel. Allenthalben wurden die Erschütterungen als horizontale verspürt, und zwar meistens zwei, welche 2—3 Secunden währten, in Gerresheim bei Düsseldorf wurden drei horizontale Stöße beobachtet. Nur in Bedburg wurde ein verticaler, ziemlich starker Stoß bemerkt. Dem Jülicher „Handels und Anzeigenblatt" wird darüber Folgendes mitgetheilt: „Hängende Gegenstände, Lampen und Uhrgewichte schwankten, insbesondere sprangen hängende Lampen klirrend in die Höhe. Baugerüste (an der Eisenbahn und in Berrendorf) schwankten so, daß die Arbeiter sich an den Gerüststangen anhalten mußten; in den Häusern und Kirchen (Auenheim) klirrten die Fenster, als wenn daran gerüttelt würde; aus hohen Gestellen fielen Waaren herab. Alle, die den Stoß spürten, liefen auf die Straße; der Rentmeister des Grafen Mirbach zu Harff, der sein Bureau in einem festen Thurme von 8 Fuß dicken Mauern hat, glaubte, der Thurm falle ein; in Giesendorf war eben der Gemeinderath versammelt, als die im Zimmer hängende Lampe aufsprang und die Gemeinderäthe, durch den Stoß bestürzt, alle auf die Straße liefen; das Merkwürdigste ist wohl, daß eine mit Ziegelsteinen beladene Karre um fast 2 Fuß in die Erde sank; Beweis, daß der Stoß von unten kam." Bedburg, wo der stärkste, und zwar ein verticaler, Stoß verspürt wurde, kann, wenn man seine Lage so ziemlich in der Mitte der übrigen von Erschütterungen heimgesuchten Orte in Betracht zieht, mit einiger Gewißheit als der Ausgangspunkt der Erschütterungen hingestellt werden. Bedburg liegt an der Erft in der Nähe von Bergheim. Die uns zahlreich zugegangenen Wahrnehmungen erstrecken sich nördlich bis in die Gegend von Crefeld, nordöstlich bis Düsseldorf und Umgegend, östlich bis Mühlheim und Köln, südöstlich Bonn, südlich Euskirchen, südwestlich Eupen und Aachen, westlich bis Jülich und Geilenkirchen. Die Erschütterungen erstreckten sich also um die Gegend von Bedburg herum in einem Strahlenkreise von ungefähr 5 bis 7 Meilen und haben sich nach Südosten, Süden und Südwesten, den gebirgigsten Gegenden hin, am weitesten fortgepflanzt. Schließlich sei noch erwähnt, daß in den dem obengenannten Ausgangspunkte näher liegenden Orten, wie Düren, Jülich ꝛc., die Erschütterungen stärker waren, als in den entfernteren. Im Jahre 1348 wurde Jülich (damals Festung), das von Bedburg südöstlich stark 2 Meilen entfernt liegt, durch ein Erdbeben zerstört."

Literatur.

„Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten in der höheren Thierwelt" von Adolph und Karl Müller. Leipzig, Otto Spamer, 1869.

In unseren Buchläden sehen wir eben mehrfach das genannte Werk ausgestellt, das, wie es der Augenschein lehrt, schon seiner äußeren Ausstattung nach darauf Anspruch machen darf, auf dem Weihnachtstische zu paradiren. Noch mehr zu empfehlen ist der Inhalt, den wir uns genau angesehen haben. Schon der Name der Gebrüder Müller, die durch Beiträge im „Zoologischen Garten", in der „Gartenlaube" und im „Daheim" sich als scharfe Beobachter und Kenner der Thierwelt bekannt gemacht haben, läßt Gutes erwarten, und in der That finden wir bei unseren einheimischen Säugethieren und Vögeln zahlreiche selbständige Erfahrungen in anziehend geschriebener Weise niedergelegt, welche noch besonderen Werth durch die Originalzeichnungen des Oberförsters A. Müller erhalten, die unter den zahlreichen Holzschnitten des Werks mit die besten genannt werden dürfen. Aus dem Leben unserer heimischen Thiere wird manches bisher Unbekannte mitgetheilt. Was die fremdländischen Geschöpfe betrifft, die ebenfalls vielfach in dem Buche vertreten sind, so darf man hier allerdings eigne Erfahrungen nur wenig erwarten, dagegen sind gewissenhaft die besten Quellen benutzt und ist die Darstellung durchaus mit dem Uebrigen harmonirend. Die ganze Behandlung ist durchdrungen von der Liebe zur Thierwelt, die die Verfasser kennzeichnet. Wir glauben, daß das Werk jedem Thierfreunde Vergnügen bereiten wird und empfehlen es besonders als Geschenk für die reifere Jugend, der wir wünschen, daß sie daraus einen Theil der Begeisterung der Verfasser für die Natur erhalten möge.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wien. Die Eröffnung des neuen Opernhauses wird, wie officiös verlautet, in keinem Falle vor dem 1. April des künftigen Jahres erfolgen können; Personen aber, welche genau wissen, wie viel an Costümen, Bühne-Einrichtung u. s. w. noch fertig zu machen ist, rücken den Termin der Eröffnung noch viel weiter hinaus, und diesen zufolge würde dieselbe auch nicht im Laufe des nächsten Sommers, sondern erst im Herbste erfolgen. Im Augenblicke erörtert man die Frage, ob man die für die verschiedenen Opern nöthigen Möbel nach den Zeichnungen der Decorations-Maler oder nach jenen von Architekten anfertigen lassen soll. Man hat nämlich die löbliche Absicht, daß diesfalls, so wie bei Costümen und Decorationen mit möglichster historischer Treue vorgegangen werde.

Ein Denkmal für Gluck. Ein in Beilngries in Bayern gebildetes Comite fordert öffentlich zu Beiträgen für ein Denkmal auf, welches dem großen Tondichter H. W. v. Gluck in seinem Geburtsorte Weidenwang, Bezirksamts Beilngries, gesetzt werden soll. Das Comite, welches aus Bezirksamtmann Fischer in Beilngries, Pfarrer Kinmüller und Vorsteher Burger in Weidenwang besteht, versichert, daß für die künstlerische Ausführung des Unternehmens bestens gesorgt sei, und bittet, die etwa durch Veranstaltung musikalischer Productionen u. s. w. aufzubringenden Beiträge bis spätestens 10. Februar 1869 an das königliche Bezirksamt Beilngries zu übermitteln.

Bei Eduard Hallberger in Stuttgart erscheinen in der Kürze: die 2. Auflage der „Doré'schen Märchen" nach Perrault neu erzählt von Moritz Hartmann; ferner wird vollendet der erste Band von Doré's Bibel. Illustrirte Prachtausgabe mit 230 großen Bildern. — Scherer, Deutscher Dichterwald, 4. Auflage. — Borel, Album lyrique, 4. Auflage. — Freiligrath, the rose, thistle and shamrock, 4. Auflage. — Heyse, Antologia italiana — und eine neue Prachtausgabe der sämmtlichen Sonaten von Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart.

Concert des Rühl'schen Gesang-Vereins,

Freitag, 27. November, Abends 7 Uhr,

im großen Concert-Saale:

Große Passions-Musik nach dem Evangelium St. Johannis von Johann Sebastian Bach,

unter gefälliger Mitwirkung

der Damen Louise Thomae von hier und Henriette Burhenne aus Köln, der Herrn Rud. Otto aus Berlin und A. Schulze aus Hamburg, so wie des gesammten Theater-Orchesters.

Eintrittskarten

für einen Logenplatz zu	fl. 2. 20 kr.
für einen nummerirten Platz im unteren Saalraum zu	„ 1. 45 „
für einen nummerirten Platz auf dem Balcon oder auf der Gallerieloge zu	„ 1. 10 „
für die Seitengallerie zu	„ — 48 „
für die obere Gallerie zu	„ — 30 „

sind diesmas ausschließlich in der Musikalienhandlung des Herrn André, Zeil, und am Concert-Abend an der Casse zu haben.

Der Vorstand.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 26. Nov. **Kabale und Liebe,** bürgerliches Trauerspiel in 5 Acten von Schiller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 22.)

Freitag, 27. November bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 28. Nov. Zum ersten Male: **Der acht und achtzigste Geburtstag,** Familienbild in 3 Acten von Roderich Benedix.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 23.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 330. Freitag, den 27. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

7.

Blümelhuber und Abt Oswald sind um das Seelenheil Anderer besorgt. — Des Ersteren Aufzug als Pächter. — Das Herrenstübchen der Herrenmühle. — Gute Rathschläge für einen jungen Künstler. — Eine wichtige Botschaft an Resel.

Blümelhuber eilte frohen Schrittes zu Abt Oswald; er traf ihn im Garten des Klosters, in welchem er nachdenklich mit den Händen auf dem Rücken auf- und abschritt und nur hie und da in die Laube trat, um einen kleinen Schluck aus dem gefüllten Kelchglase zu thun. Er war offenbar tief in Gedanken versunken, denn er schrack zusammen, als Blümelhuber sein demüthiges „Gelobt sei Jesus Christus!" sagte.

„In Ewigkeit, Amen!" gab der Abt mechanisch zurück, setzte aber, als er Blümelhuber gewahr wurde, sogleich dazu: „Ah, Du bist es, mein Sohn, Du kommst wie gerufen. Ich werde Dich brauchen können."

„Zu Eurem Befehl, Hochwürden."

„Blümelhuber, mir sind schlechte Posten aus Sachsen zugekommen. Unser Bruder Doctor Martinus Luther, der schon seit etlichen Jahren schlimme Neuerungen versucht hat, der sich sogar erdreistete, die Bannbulle des heiligen Vaters zu verbrennen, dieser Luther hat zahlreichen Anhang gefunden. Nicht nur Sachsen ist angesteckt von der neuen Lehre, nein, ganz Schwaben ist im Aufruhr und der Bauer zieht vermessen das Schwert gegen seinen Herrn. Jetzt heißt es: „wachet und betet!", denn schon ist Miesbach abgefallen, trotzdem Seine herzoglichen Gnaden Ihren Unterthanen bei Gefängnißstrafe *) verboten haben, sich der Irrlehre zuzuwenden, und unser allergnädigster Herzog hat uns ersucht, zu wachen über das Seelenheil unserer Schäflein; Blümelhuber, Du bist ein kluger Mann und wirst darauf achten, ob sich keine Neuerer in unsere fromme Gegend schleichen und mir Meldung thun, so Du etwas wahrnimmst. Sehr groß ist der Lohn, denn Du kannst Dir eine Staffel in den Himmel bauen. Doch was führt Dich zu mir?"

„Hochwürden, ich bringe gute Nachricht. Der Heiligenmaler ist verliebt in die Resel und will sie Euch zuführen zur Beichte."

„Und was ist mir damit geholfen? Wird er sie nicht heirathen wollen, statt, wie ich wünschte, die Kutte zu nehmen? Wir dürfen die Beiden nicht beisammen lassen. Zwar ists gut, daß die Resel bei mir beichtet, denn sollte sie — was Gott in seiner Güte nicht zulasse! — von der neuen Irrlehre hören, wie leicht könnte sie die Liebe zum Gruber verführen, daß sie von unserer heiligen Religion abfiele? Und der Maler ist ein junges Blut, er unterliegt so leicht der Versuchung und dann, Blümelhuber, in so schweren Zeiten, wo die Mauern der Klöster und Kirchen erbeben, müssen wir uns auch mit irdischen Gütern rüsten."

„Hochwürden, wie wär's, wenn wir die Resel in ein Bußhaus thäten? denn dann stehe ich dafür, daß der Maler aus reiner Traurigkeit zu Euch gelaufen kommt und Euch um Aufnahme in Euer Kloster bittet, um auch mit Buße zu thun."

„Dein Entwurf ist nicht übel; freilich ist es gut, wenn wir die Resel absperren von aller Versuchung; aber kein Aufsehen, keine Gewalt, Blümelhuber, denn wir würden das Volk zum Aufruhr reizen; das müssen wir vermeiden, denn toll ist Der, welcher einen glimmenden Funken, statt zu ersticken, anbläst!"

„Was glaubt Ihr, Hochwürden? Daran hab ich nicht gedacht, daß man sie gefangen nehme, das ginge gar nicht; aber so eine kleine List. Ihr kennt das Häuschen in der Reisach, es steht jetzt leer und der Weg dorthin ist fast ganz verwachsen, früher hat man es beim „Schuster" genannt?"

„Nun?" frug Abt Oswald neugierig.

„Ei, ich meine, Ihr könntet es errathen. Wir müssen der Resel sagen lassen, daß sie ihr Bräutigam dort erwartet; dann kommt sie und findet eine feste, wohlverschließbare Tragbahre, in der man sie in eine Eurer Zellen bringt. Dann mag sie heulen, sie wird sich endlich schon ergeben; und vor Ketzerei ist sie dann jedenfalls geschützt", versetzte Blümelhuber mit häßlichem Grinsen.

„Ein gefährliches Wagstück ist es; aber es wird das Beste sein, wenn sie nicht, wie ich noch hoffe, sich freiwillig ergibt", sagte der Abt, setzte aber schnell, sich verbessernd, hinzu: „ich meine, bei mir beichtet."

Blümelhuber aber gefiel sein Plan sehr gut, denn war er einmal ausgeführt, so hatte er ein Geheimniß, welches nur so lange eines blieb, als der Abt ihm genug zahlte; um also denselben gewogener dafür zu machen, zeigte er ihm, was er selbst wollte: nämlich Reichthum. Er sagte deßhalb zu ihm:

„Hochwürden treffen dabei zwei, drei, vier Fliegen auf Einen Schlag. Ihr bekommt die Resel in Eure Gewalt, der Maler wird Euer Novize und dann wird der Verlust seiner Tochter den Stolz des Bauern brechen und Euch kann es leicht gelingen, daß auch er seinen Hof Euch verschreibt, denn was thut er damit, wenn er keine Erbin mehr hat? und endlich habt Ihr Tegernsee wieder ausgestochen: Ihr habt den Bordermaier, jenes aber blos den Frauenrieder."

„Du sprichst wie ein Jurist, Blümelhuber", sagte lächelnd der Abt; „aber was willst Du für Deine Mühe?"

„Hochwürden, ich bin ein armer Mann; für die Tochter gebt Ihr mir fünfhundert, für den Maler tausend und für den Vorder-

*) Bd. 16 des historischen Archivs von Oberbayern.

Digitized by Google

maler eintausendfünfhundert Gulden und als Aufgeld werden zweihundert Gulden nicht zu viel sein."

Da die gütige Miene des Abtes wich und er sehr ernst auszusehen begann, so fühlte sich Blümelhuber genöthigt, seine berechtigten Forderungen etwas zu motiviren.

„Es ist viel Gefahr für mich dabei, Hochwürden, und Euer Kloster wird dadurch leicht um fünfundzwanzigtausend Gulden reicher, also ist's wohl billig, daß auch Der, welchem Ihr das zu danken, nicht karg belohnt werde, denn sonst bekommt Ihr gar nichts, weder Mädchen, noch Maler, noch Hof, und ich habe ein schönes Geheimniß, das Euch schaden könnte, wenn ich's den Bauern entdeckte. Ich weiß ohnehin allerhand."

„Blümelhuber, Deine Antwort ist so unverschämt als Deine Forderung, aber ich will eine Auge zudrücken. Das Geheimniß schreckt mich nicht, denn ich thue ja Alles doch nur zum Besten der Kirche; ich selbst bin arm, was sollte mir der Mammon fruchten? aber die frommen Spenden fangen an seltener zu werden und käme der Ketzersturm bis an unsere Mauer, so wären wir verloren, hätten wir uns nicht bei Zeiten vorgesorgt; drum sei es, Blümelhuber, Du sollst das Geld haben, versteht sich, wenn Alles gelungen und durch Dich gelungen; denn kommt die Resel von selbst zu mir oder geht der Maler ohne Deinen Rath ins Kloster, so hast Du keine Mühe gehabt und also auch keinen Lohn verdient."

Darauf konnte sich der Hochzeitslader einlassen, denn daß ohne ihn das gelingen könne, schien ihm geradezu unmöglich.

„Also, topp, Hochwürden, sendet am . . . ., wartet einmal, heute ist St. Innocenz, am Abend von Petri Kettenfeier sendet Ihr ein paar starke Gesellen mit der Bahre ans Haus im Reisach und dann soll die Resel Euer sein."

Der Abt rief den Säckelmeister des Klosters herbei und befahl ihm, zweihundert Gulden dem Frauenrieder „Pächter" auszuzahlen.

Diesen Titel verdiente Blümelhuber umsomehr, als er noch denselben Tag in das ehemalige Eigenthum von Andreas einzog, welches seitdem nur von einigen schnell gedungenen Knechten und Mägden elend genug bewirthschaftet worden war. Sein Erstes war natürlich, alle Kisten und Kasten nochmals zu durchforschen, um zu sehen, ob sein Vorgänger ihm nicht am Ende doch noch etwas Silber zurückgelassen habe, aber er fand so wenig als am St. Ulrichsabend, einen einfachen Fingerring ausgenommen, der zwischen den Leinwandstücken lag. Er steckte ihn zu sich, ohne sich dabei etwas Sonderliches zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Mariana Pineda.

Eine Skizze aus Spanien von Paul Stein.

Granada, im November.

Es war am Allerheiligentage, dem Tage an dem hier mehr, als am Tage Allerseelen, die Gräber besucht werden. Auch wir wandelten in der Frühe des Morgens nach dem Friedhofe, die geschmückten kleinen Hügel und die hohe Leichenmauer, welche mit den Särgen der Reichen etwas grauenerregend den Gottesacker umzieht, uns anzusehen: Blumen und brennende Wachskerzen, wie auf allen katholischen Begräbnißstätten — neugierige, trauernde und betende Menschen auf und zwischen den Gräbern, wie überall, wo man diesen Gedenktag der Todten feiert; aber die Todtenstätte selbst — wie prächtig, wie erhaben liegt sie da, hoch über dem engen Thale des Xenil, und doch, wie zu ewigem Frieden eingebettet inmitten zweier sanft aufsteigenden Anhöhen, im Hintergrunde die Thürme der Alhambra, nach vornen die himmelragende Sierra Nevada mit ihrem ewig weißen Scheitel.

Nicht so reich, wie sonst an diesem Tage, war der Schmuck der Gräber: spärlicher brannten die Kerzen und manches Grab war ganz schmucklos geblieben. Wir fragten um die Ursache und hörten mit Befriedigung, daß viele Familien heute, statt die Ruhestätte der Todten zu schmücken, ihr Andenken zu ehren, Brod an die Armen vertheilten. Es geschah dies früher nicht: der freiere Athemzug der Revolution wehte auch über die Gräber.

Wer die Spanier, besonders die Andalusier und ihr Festhalten an allen geweihten Gebräuchen kennt, kann eine solche Wandlung nicht genug schätzen. Ueberall macht sich das Streben nach freierer Entwicklung bemerklich, ein Herauskommen aus den verjährten Gewohnheiten, den Vorurtheilen, dem Drucke, und wie das stolze Bewußtsein des befreiten Vaterlandes in Blick, Gang und Haltung der bewaffneten „Nationales" sich ausspricht, ebenso zeigt sich in Diesem und Jenem des Familienlebens, eine geistige Erhebung, das Abschütteln langen Zwanges. Das öffentliche Leben, so schwer gefesselt und niedergehalten durch die Gewalten von Oben, es jubelt auf in dem „viva la libertad!", und ist der Begriff der Freiheit auch ein vom Volk noch unverstandener, durchzieht er dasselbe doch als eine Ahnung des Besseren, und dieß Gefühl ist es, was auch fast vergessene Tode gleichsam wieder auferweckt; Todte, die für die Idee der Befreiung des Vaterlandes verblutet — und welche Stadt Spaniens hätte nicht einen solchen Todten aufzuzählen?

In Granada ist Mariana Pineda die Heldin, die für diese Idee gestorben, deren schönes, jugendliches Haupt unter der tyrannischen Regierung Ferdinands VII. fallen mußte. Sie war die natürliche Tochter eines Dr. Mariano, der ihr bei seinem Tode einen Theil seines Vermögens vermachte, was jedoch bestritten wurde, und sie beim bald darauf erfolgten Hinscheiden ihrer Mutter der Mildthätigkeit einer Verwandten, Donna Ursula de la Presa, überwies, bei der sie jedoch treue Liebe und eine gute Erziehung fand.

Sie verheirathete sich sehr jung mit Dr. Manuel Peralta, dessen Bemühungen es gelang, einen Theil des ihr vorenthaltenen Erbes zu gewinnen. Ihre Ehe soll eine glückliche gewesen sein, obgleich ihr Geist weit über dem ihres Mannes stand und ihre begeisterte Liebe für das Vaterland mit der feineren und höheren Entwicklung ihres Selbsts zusammenhing.

Die Hinrichtung des bekannten Generals Riego, die in ihre Jugend fiel, machte einen mächtigen Eindruck auf sie, und schon damals soll der Gedanke in ihr erwacht sein, der Sache des Gemordeten, also der Sache der Freiheit, zu dienen.

Nachdem sie, nach wenigen Jahren ihrer Ehe, Wittwe geworden, nahm sie einen ehemaligen Diener Riegos in ihre Dienste und vermittelte durch ihn eine geheime Verbindung der Verbannten, die sich nach Gibraltar geflüchtet, und der Verschworenen zu Granada. Der Zweck war ein festeres Zusammenwirken der Vaterlandsfreunde anzubahnen und so die vergeblichen Versuche vereinzelter Aufstände in ein versprechenderes System zu bringen.

Wie alle derartigen Erhebungen, wurde auch die, welche von der Insel Leon ausging, schnell wieder unterdrückt, und einer ihrer Hauptanführer, Don Fernando Alvarez Sotomayor, ein Freund Marianos, wieder gefangen nach Granada gebracht.

Ihn zu befreien, war der sofortige Entschluß der heldenmüthigen Frau, und sie führte ihn mit ebensoviel Klugheit als Muth aus. Eine ihr befreundete Schauspielerin verschaffte ihr ein Mönchsgewandt was sie selbst an einem Tage, wo die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt waren, besucht werden durften, ihnen überhaupt etwas mehr Freiheit gestattet war, Don Fernando überbrachte, und ihm die Möglichkeit einer raschen Flucht zuflüsterte.

Digitized by Google

Sie gelang. Der verkappte Mönch ging ungehindert aus der Gefängnißzelle an der Wache vorüber, den Weg, den Mariana ihm bezeichnet. Außerhalb der Stadt fand er ein Maulthier, das ihn in die Verstecke der Alpujarras brachte, ehe seine Verfolger ihn erreichten. Von dort entkam er glücklich an die Küste, wo ein Schiff ihn aufnahm und nach dem sicheren Gibraltar brachte.

Er war gerettet, aber Mariana, obgleich deren Betheiligung an seiner Flucht nicht bewiesen werden konnte, ward von da an ein Gegenstand geheimer polizeilicher Aufsicht; eine Sache, die sich dadurch verschärfte und sehr gefahrdrohend für sie wurde, daß Don Ramon Pedrosa, der oberste Richter, den ihre in Spanien so seltene blonde Schönheit entflammt, verächtlich von ihr zurückgewiesen worden war. Seine Leidenschaft machte ihn von da an zu ihrem erbittertsten Feinde und er ließ alle ihre Schritte von geheimen Spionen bewachen.

Mariana war eine zu edeldenkende Seele, um an solche Rache zu glauben, auch war sie so allgemein geliebt und verehrt, führte einen so musterhaften Lebenswandel, war eine ebenso zärtliche Mutter ihren beiden Kindern, wie treue und anhängliche Pflegetochter der alten Donna Ursula, bei der sie wohnte, und die Sache, für die sie wirkte, erschien ihr so gerechtfertigt, und sie hing so treu an ihr, daß eine Sorge für das eigene Selbst keinen Raum in ihr fand.

So bestellte sie, ohne Gefahr dabei zu ahnen, bei zwei ihr bekannten Stickerinnen eine Fahne, die auf grünem Dreieck die Worte trug: Gesetz, Freiheit, Gleichheit, und die sie wahrscheinlich ihren Freunden senden wollte. Aber auch ihr Gang zu diesen höchst unverdächtigen Frauen wurde bemerkt und Pedrosa hinterbracht. Ein junger Geistlicher, der zuweilen die Stickerinnen besuchte, berichtete hierauf seinem Vater die Bestellung der Fahne, und der Richter, von diesem in Kenntniß gesetzt, ließ die Stickerinnen zu sich rufen und bestimmte sie, sofort unter irgend einem Vorwande die noch unfertige Arbeit in das Haus Marianas zurückzubringen. Kaum war dies geschehen, als das Haus von Wachen umstellt und die verrätherische Fahne gesucht und gefunden wurde.

Mariana versuchte zu entfliehen, wurde aber schon in der nächsten Straße eingeholt, verhaftet und in das Kloster de Santa Maria Egipciaca, das auch als Frauengefängniß diente und bis jetzt als solches gedient hat, gebracht.

(Schluß folgt.)

Aus Hesekiel's „Buch vom Grafen Bismarck"

heben wir einige Briefe hervor, welche beweisen, daß der Staatsmann zur Noth sich als humoristischer Schriftsteller hätte Geltung verschaffen können, falls er „seinen Beruf" zum Diplomaten „verfehlt" hätte. Das Seebad Norderney, welches Otto v. Bismarck 1844 besuchte, lieferte ihm den Stoff zu einer satyrischen Epistel an seine Schwester, woraus die folgende erheiternde Schilderung des Badelebens hier mitgetheilt werden möge:

„Die table d'hôte wechselt ihrer Zeit nach zwischen 1 und 5 Uhr, ihren Bestandtheilen nach zwischen Schellfisch, Bohnen und Hammel an den ungraden, und Seezungen, Erbsen und Kalb an den graden Tagen des Monats, woran sich im ersten Falle süßer Gries und Fruchtsauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit nun das Auge den Gaumen nicht verleide, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmuth und Heimweh erfüllt; denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof (dies ist das Gut in Pommern, wo Bismarck aufgewachsen ist), wenn er sehr mager war. Sie muß ein herrliches Gemüth haben oder das Schicksal ist ungerecht gegen sie. Auch ist ihre Stimme sanft; und sie bietet mir zwei Mal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Minister X., eine jener Gestalten, die uns im Traume erscheinen, wenn wir schlafend übel werden; ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rande des Tisches festhalte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier, ein guter Junge; gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker Leib und kurze krumme Beine. Der Strand ist hier (in Norderney) prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand, ohne alle Steine, und ein Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee, noch bei Dieppe gesehen habe. Wenn ich eben noch bis an die Kniee im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind aber hier nicht so hoch, wie das Berliner Schloß), dreht mich zehn Mal rundum und wirft mich dann zwanzig Schritte davon in den Sand. Ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich con amore so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet. Täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Seehunden zu schießen. Von letzteren habe ich nur Einen erlegt — ein so gutmüthiges Hundegesicht mit so großen, schönen Augen, daß es mir ordentlich leid that."

Der Herr Graf hat später in Böhmen Gelegenheit gehabt, edlere Geschöpfe als Seehunde mit im Tode gebrochenen Augen zu sehen, an deren frühem Hingang er, beziehungsweise seine Politik, nicht ganz unschuldig war, und die schlaflosen Nächte von Varzin mögen darauf schließen lassen, daß ihm auch diese Opfer von Pulver und Blei „ordentlich leid thaten".

Graf Bismarck kann aber auch gemüthlich sein, wie der folgende Brief an seine Schwester, welche sich damals (1844) kurz vorher verheirathet hatte, beweist. Zugleich ist diese Mittheilung als Beitrag zur Geschichte der berühmten „Schnitzeljagden" interessant:

„Nach Euerer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr einsam gefunden. Ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rücksichtslos verheirathen und thun, als wenn sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen — eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklicher Weise frei weiß. Nachdem ich das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehen hatte, erhob ich mich von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Oskar zu küssen und zu flüstern pflegtest, und stürzte mich kopflings in die Wahlumtriebe u. s. w. (Wahrscheinlich Kreistagswahl.) Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater, lesend, rauchend, spazirren gehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt, Fuchsjagd zu nennen. Wir gehen nämlich bei starkem Regen, oder jetzt bei 6 Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos, unter sorgfältiger Beachtung des Windes, einen Kiefernbusch, von dem wir Alle, und vielleicht auch der Vater, unumstößlich überzeugt sind, daß, außer einigen Holz suchenden Weibern, kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von Seiten Ihle's, durch den Busch. Der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau als wenn er wirklich ein Thier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: „Huh! — la la — he he — faß' — häh häh!" in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe; und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anfluge von Verwunderung im Tone: Nein, nicht das Mindeste! Dann gehen wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem anderen Busch, dessen vermuthliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen

Digitized by Google

dal segno. So geht es drei bis vier Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehen wir täglich zwei Mal das Orangeriehaus, stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases, und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Uebereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachthut, wenn die anderen a tempo ausgeschlagen haben. Karl der Fünfte war ein dummer Kerl!"

Ein Prachtwerk für den Weihnachtstisch.

Fremde und Heimath in Wort und Bild von Allwine Schrödter. (Verlag von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.)

Zum fünften Male beschenkt uns Allwine Schrödter, der wir, was sinnige, reiche Erfindnng eben so wie geschmackvolle, durch und durch harmonische Ausführung betrifft, auf diesem Felde kaum eine Künstlerin an die Seite zu stellen wüßten, mit einem Prachtwerk von Illustrationen, das durch Thema, Wahl der Worte und Belebung im Bilde einen dauernden Genuß gewährt und jedem Alter reiche, gesunde Nahrung bietet. Alle Werke dieser Künstlerin entspringen, wie jedes ächte Kunstwerk, einer liebevollen Durchdringung des Lebens und empfangen ihre Gestaltung aus einem Herzen, das sich in des Lebens Lust und Qual die harmonische Stimmung bewahrt hat und, um mit Rückert zu sprechen, täglich bittet: „Erhalte mir den offenen Sinn, o Himmelsluft, dein Weh'n zu spüren! Die Welt zu fühlen ist Gewinn, mag sie dich sanft, dich rauh berühren." Daher verdienen sie auch nicht nur eine das Technische hervorhebende Betrachtung; sie machen vielmehr den gerechten Anspruch, daß man sie mit liebevollem Ernste aufnehme und ihnen durch eindringende Anschauung eine dauernde Wirkung sichere. Sie sind so ganz geeignet, in stillen Stunden uns Sammlung zu geben und Erheiterung und Trost zu spenden. In der Bestimmung des Gegenstandes erkennen wir ein Fortschreiten vom Allgemeinen zum Besonderen. Zeigt uns ihr erstes Werk das Vaterunser im sinnigen Schmuck von Blumen und Arabesken, die in dem letzten Blatt das Kreuz selbst, das Symbol alles irdischen Kampfes, umranken; so führen die beiden folgenden Hefte „In Freud und Leid" durch die verschlungenen Gewinde des Lebens und spiegeln im Bilde die Stimmung wieder, aus der die gewählten Worte der Dichter geflossen sind. „Um Lieb' und Kunst" versinnlicht in der reichsten, mannichfaltigsten Blumen-Auswahl und Zusammenstellung, was tausend Dichterzungen lobpreisend verkündet haben: daß die Liebe es ist, die die Blume schafft, die das Herz zum Herzen führt, die in der Kunst dem sterblichen Auge den Himmel öffnet. Zu dem neuen, reichsten Werke könnte man das Motto aus Schillers Glocke nehmen. Es ist der Zug der Fremde, der den jugendlichen Menschen hinausdrängt aus dem stillen Frieden des Hauses; aber der Zauber der Heimath wächst in ihm, je länger er sie meidet; erst in ihr genießt er ganz den Segen befriedigter Wanderlust. Und schafft er sich auch vielleicht ein neues Heim, fern von dem Ort, wo seine Wiege stand: aus der Tiefe seines Herzens klingt in stillen, seligen Stunden das alte, heilige Lied von der Heimath. Wohl ihm, wenn der Frieden des selbstgegründeten Hauses jenem Liede der Kindesheimath harmonisch antwortet! Auch an seine Pforte wird ja das Leid und das Unglück pochen. Theuere irdische Bande wird es unerbittlich zerreißen; aber nimmer kann es den Frieden zerstören, denn die Liebe hat ihn geschaffen, die selbst den Tod überwindet. In diesem Kreise von Gedanken und Gefühlen bewegen sich die Denksprüche, welche die Künstlerin in 11 sinnvollen, phantasiereichen Bildern mit dem ganzen Zauber der Formen und Farben unserem Auge belebt. Führt sie uns auch nur bis zur Schwelle des neuen Hauses und entläßt uns hier mit dem Segensspruch, den Shakespeare dem Oberon in den Mund legt; so deutet doch Geibel's ernster Siegesspruch in Verbindung mit dem Schluß der Weiheworte auf jenes unzerstörbare Glück hin, das in der ächten Liebe beschlossen ruht. Die Blätter sind, wie die früheren, von der bekannten Kunstanstalt von Breidenbach und Comp. in Düsseldorf ausgeführt. Wir wünschen der vortrefflichen Künstlerin von Herzen Glück zu dem gelungenen Werke und rufen ihr zu:

Wer für die Kunst in Liebe leben kann,
Dem wird das Leben eine liebe Kunst.

Correspondenzen.

Köln, 25. November.

Der rheinisch-westphälische Concert- und Sängerfest-Verband wird am Sonntag, 6. December, in unserem Gürzenichsaale einen internationalen Concours abhalten, an welchem sich 7—800 belgische und deutsche Sänger betheiligen werden. Die Ersteren concurriren dabei um 7 prix d'honneur, prix d'excellence und prix supérieurs. Die deutschen Vereine kämpfen dagegen nur um 1, 2 und 3 Preisdiplome. Am 7. December werden die preisgekrönten Vereine ein Concert im Gertrudenhof abhalten, bei welchem auch die Preisvertheilung stattfindet. Als Schlußfeier schließen sich am folgenden Tage eine sogenannte Kaffeevisite, ein Concert und ein Festball an. Man hofft, daß die Königin und das kronprinzliche Paar dem Feste beiwohnen werden.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Das Wiener Ausschreiben für Original-Lustspiele. Das Ergebniß des Preisausschreibens des k. k. Hofburg-Theaters in Wien für deutsche Original-Lustspiele ist ein sehr erfreuliches. Es wurden im Ganzen 197 Stücke eingesendet. Zwei derselben wurden durch Preise, und zwar (wie bekannt) das historische Lustspiel „Schach dem König" von Schaufert mit dem ersten Preise von 200 Ducaten, das politische Lustspiel „Ueber den Parteien" von Müller von Königswinter mit dem zweiten Preise von 100 Ducaten, „Ein Narr des Glücks" von Wichert mit einem Accessit von 50 Ducaten gekrönt. Neun Stücke wurden den deutschen Bühnen zur Aufführung empfohlen: „Frauenrechte" (von Görlitz), „Mademoiselle Bertin", „Der Landfriede" (von Bauernfeld), „Siegbert", „Zwei Testamente", „Jeder nach seiner Art", „Ergänzungen", „Vollendete Thatsachen", „Unsere Sclaven" (von Sacher Masoch). Als brauchbar wurden weitere sieben bezeichnet: „Der geheime Rath", „Kinder der Zeit" (von Feldmann), „Poesie und Prosa", „Mit gleichen Waffen", „Durch eigene Kraft", „Die Verlobten", „Gewagtes Spiel". Also im Ganzen in einem Jahre 19 brauchbare deutsche Original-Lustspiele — in der That eine unerwartete Bereicherung unseres, gerade auf diesem Felde, so vernachlässigten Bühnenrepertoire's.

Gutzkow hat nach langer Pause sich wieder einmal der dramatischen Production zugewandt. Sein neuestes Erzeugniß ist ein viereactiges historisches Lustspiel.

Eine Cantate von Schubert. Eine Novität des letzten Sonnabend-Concerts im Crystallpalaste zu Sydenham war eine bis jetzt noch nie zuvor zur Aufführung gelangte geistliche Cantate Schubert's, betitelt „Miriam's Lied", welche der talentvolle Componist einige Momente vor seinem Tode componirt hatte. Das Musikstück, namentlich das Allegro desselben, besitzt im Styl eine auffallende Aehnlichkeit mit Händel's Musik und erfreute sich bei gediegener orchestraler und chorischer Durchführung einer enthusiastischen Aufnahme von Seiten eines zahlreichen Auditoriums. (Anglo-amerik. Corresp.)

„Thierbilder" von G. Mandel, Lehrer zu Frankfurt am Main. (2. Auflage.) Vorstehendem Werkchen, welches in vergrößertem Formate und luxuriöser ausgestatteten Bildern nunmehr in seiner zweiten Auflage vor uns tritt, merkt man nach Durchlesung weniger Geschichten an, daß es von Jemand geschrieben ist, dem die Anschauungs- und Denkweise von Kindern geläufig ist, und der daher in kindlichem Tone für die Jugend zu schreiben versteht. Nicht erwarte man von diesen Thierbildern haarsträubende Erzählungen von Thierkämpfen, Angriffen auf Menschen und Darstellungen blutiger Situationen, wie sie von verwöhnten Kindern allerdings geliebt werden: hier treten vielmehr die gewöhnlichen Thierbeobachtungen in Haus, Wald und Feld vor die Seele des Kindes, aber in einer anregenden Form, die zur Beobachtung herausfordert, zum Selbstsehen und Hören reizt und darum neben angenehmer Unterhaltung das bildenden Stoffes in Fülle darbietet. — Mit Recht kann daher das Werkchen Eltern und Erziehern auch in seinem neuen Gewande als Festgabe empfohlen werden! R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 27. November bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 28. Nov. Zum ersten Male: **Der acht und achtzigste Geburtstag,** Familienbild in 3 Acten von Roderich Benedix. (Abonnement-Vorstellung Nr. 23.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 331. Samstag, den 28. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Der Tag war heiß und da der Weg am schmalen Ufer der Mangfall schattig und kühl ist, so beschloß Abt Oswald seinen Lieblingsort, die Herrenmühle, aufzusuchen. Mit zwei Mönchen, welche in angemessener Ferne ihm folgten, machte er sich auf, kurz nachdem ihn Blümelhuber verlassen. Er war freudig überrascht, als er über dem Portale seines Zieles das Malergerüst und auf diesem den Maler sah.

„Ei sieh da, Herr Killberger fleißig? das freut mich.

„Ah, Ew. Hochwürden, meinen unterthänigsten Gruß. Ich will versuchen, mir die trüben Gedanken wegzuarbeiten und hoffe im Bild der heiligsten Jungfrau Erholung."

„Seid Ihr traurig, Herr", rief der Abt gütig hinauf, „so dächt ich, gibt es einen Freund, der Euch trösten kann; wenn's beliebt, so kommt auf mein Stüblein und trinkt ein Glas Wein mit mir. „Der Wein erfreut des Menschen Herz", singt der Psalmist."

Anton kletterte schnell von dem Gerüst, denn eines so hohen Herrn Einladung war ihm Befehl.

Das Zimmer im oberen Stock, in welchem Abt Oswald seinen Trunk zu nehmen pflegte, war damals prunkvoller als 335 Jahre später, wo der Ingenieur mit seinen Gehülfen den Plan zur Miesbach-Holzkirchner Bahn ausarbeitete. Die Wände waren mit kostbaren niederländischen Seidentapeten belegt. In großen Rahmen hingen Bilder von van Eyk, dem älteren Holbein, vor Allem aber aus der neuesten Schule Italiens in einem zierlichen Altarschrank. Kurz, das Zimmer war selbst ein Altarschrank der deutschen und wälschen Kunst, in welchem das Allerheiligste keine gold- und edelsteinstrotzende Monstranz mit dem unblutigen Meßopfer, sondern ein unendlich schöner, auferstandener Christus war. Zwischen den beiden Eckfenstern stand ein reichgeschnitzter Eichentisch, umgeben von sammetgepolsterten Stühlen in der schönen, bequemen Form der damaligen italienischen Renaissance. Daß hier aber die Freuden des Lebens vornehmlich gepflegt wurden, bewiesen die in Silber getriebenen Becher und Kannen, mit Darstellungen aus der liebefrohen griechischen Mythologie; Mandolinen und Geigen hingen zwischen den Bildern an der Wand und erzählten davon, daß hier klösterliche Strenge nicht wohne, wenngleich nach Klosterssitte ein großes Crucifix von der Decke herabhing, denn auch dieses schien mehr seines Kunstwerthes, als seiner eigentlichen Bestimmung halber hier einen Platz gefunden zu haben.

Anton hatte zwar als Knabe auf den Reisen mit seinem Vater manches Herrliche gesehen, aber er war damals noch zu jung, als daß die Schönheit der Marcuskirche oder des Mailänder Domes einen andern als sehr oberflächlichen Gesammteindruck auf ihn gemacht hätte, und München, wo er als Jüngling gelebt, ist trotz einer langen Reihe kunst- und prachtliebender Fürsten doch erst unter seinem zweiten König das Mecca deutscher Künstler geworden; daher kam es, daß ihn hier die herrlichen Schätze blendeten und er über ihnen seinen vornehmen Wirth vergaß. Er ging von einem Kunstwerk zum andern und blieb endlich vor dem Christusbilde stehen. Nichts noch hatte ihn jemals so mächtig ergriffen; es zog ihn mit unwiderstehlicher Kraft an, und als endlich Abt Oswald, welcher sich über das Entzücken Antons herzlich freute, sich ihm näherte, fand er ihn in Thränen.

„Nicht wahr, das ist schön?" fragte der Abt sanft.

„Es ist wunderbar; das ist der wirkliche Sohn Gottes, so mild, so gütig und dabei doch so erhaben und so ganz ein Sieger. Wer dies Bild sieht, der muß an den Erlöser glauben und wäre er der verstockteste Heide!" rief Anton in hoher Begeisterung.

„Sehr wahr, sehr wahr! aber es ist auch von dem größten Genius Eurer Zunft. Der heilige Vater hat es mir selbst geschenkt, als ich vor zehn Jahren in Rom war. Es ist von dem leider jetzt verstorbenen Raphael, Herr Maler."

„Und Hochwürden mögen bei diesem Bild mich einen Maler nennen, mich, der kaum besser malt als ein Bauernjunge! Nein, Herr Abt, heute noch verbrenne ich meine Bilder und streiche die an meinem Hause wieder zu; ich rühre keinen Pinsel und keine Palette mehr an; denn wer ein solches Bild gesehen und schämt sich nicht, wenn er nur tausendmal Schlechteres zu Stande bringt, der muß ein herzloser, aufgeblasener Wichl sein!"

„Na, junger Mann, nur gemach, so schlimm ist's nicht. Ich gebe zu, daß es unmöglich sein kann, es Raphael vor-, und schwer, es ihm gleichzuthun; aber deßwegen darf man die Gabe, die uns Gott gegeben, nicht vernachlässigen, sondern man muß sich beeifern, solchen Meistern es nachzuthun; käme ich direct jetzt von den Loggien des Vatikans hieher, ich würde trübselig sein und mir dieß Zimmer, welches mich jetzt freut, wie ein elendes Kämmerlein erscheinen. Seht, mein Sohn, Ihr habt viel Talent, viele Begabung zu etwas Tüchtigem, aber Ihr seid im Wohlleben aufgewachsen und habt, was man so sagt, nicht gründlich studirt; das sollte Ihr einholen."

In diesem Augenblick brachte ein Mönch Wein und Obst und frug, ob der Abt befehle, daß ein oder zwei Becher gefüllt werden sollten.

„Zwei, Bruder Seraphim; kommt, Herr Maler, setzt Euch zu mir, wir können die Sache beim Wein wohl besser besprechen; ich habe ohnehin Euch so einen kleinen Vorschlag zu machen, denn ich nehme viel Antheil an Euch."

Abt Oswald nickte dem Mönche zu, worauf dieser sich empfahl, ohne jedoch zu vergessen, sich mit Weihwasser zu besprengen.

„Seht mein Sohn, Euch hat der Vater im Himmel allzubald allein in die Welt hingestellt. Wie ein schwankes Rohr können Euch

Digitized by Google

die Stürme des Lebens hin- und herbewegen und Eure Jugend kann verloren sein, ehe Ihr etwas geworden seid. Ich habe Euch beobachtet und wohl gefunden, daß keine gemeine Leidenschaft Euer Herz erfüllt, aber Ihr steht nicht minder am Abgrund des Verderbens, wenn auch der Weg zu ihm ein schöner Blumengarten scheint. Ihr seid verliebt, mein Sohn?"

Anton seufzte und der Abt fuhr fort:

„Ich weiß auch, daß es die Vordermaier Resel ist; ein braves, liebes Mädchen; allein sie paßt nicht für Euch, sie ist eine Bauerstochter, Ihr seid eines wohlangesehenen Kaufmannes und Rathsherrn gebildeter Sohn; das taugt nicht für die Länge, Ihr würdet gar bald sie satt bekommen und um Eure Kunst wäre es geschehen. Wohl seid Ihr reich und braucht um des Lebens Bedürfnisse Euch nicht zu sorgen; aber ein Mann, der nichts kann und bloß auf sein Feld pocht, ist keiner. Ich nun weiß Euch einen Platz, wo Ihr vor den Stürmen des Lebens geschützt seid, wo Eure Begabung sich herrlich entfalten kann und wo Ihr die Glückseligkeit auf dieser und in jener Welt erlangen könnt."

Anton sah den Abt forschend an.

„Ich liebe Euch wie meinen Sohn; ich liebe Deine edle Kunst und ich werde Alles thun, daß Du sie ausbilden kannst. Anton, mein Sohn, laß mich Dein Vater werden, ich will Dein treuester Freund und Rather bleiben! Anton, werde einer der Unseren! Kein niedriger Dienst soll Deine Ehrsucht kränken, keine leibliche Entbehrung soll Dir die Armuth des Mönches fühlen lassen, die Brüder des Ordens sollen Dich ehren als den Künstler, als den Sohn ihres Oberen."

(Fortsetzung folgt.)

Mariana Pineda.

Eine Skizze aus Spanien von Paul Stein.

(Schluß.)

Da Mariana wohl wußte, daß in dieser milden Haft in dem Kloster ihr Aufenthalt nur kurz sein werde, beschwor sie die Nonnen, ihr eine Stunde Freiheit zu gewähren, um nach ihren Kindern und ihrer alten Pflegemutter zu sehen, und einige Anordnungen in Betreff ihrer zu treffen.

Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, wie der Ruf ihrer Tugenden, der bis in das Kloster gedrungen, bestach ihre Aufseherinnen, und sie gewährten ihre Bitte, im Schutze der Nacht eine Stunde sich zu entfernen.

Leicht wäre es ihr gewesen, zu entfliehen, aber zu heilig war ihr das gegebene Wort; sie kehrte in ihre Haft zurück, um andern Tages in das Gefängniß der Verbrecher abgeführt zu werden.

Umsonst war die treffliche Vertheidigung ihres Anwalts; der Ankläger der Sache hielt sein „Schuldig" aufrecht, der Richter Pedrosa sprach das Todesurtheil aus, und es wurde von oberster Instanz bestätigt.

Mariana vernahm den Urtheilsspruch mit großer Seelenruhe. Ob sie vielleicht insgeheim auf eine Protestation des Volkes hoffte, auf ihre Befreiung durch dasselbe bei ihrem Ritt nach dem Richtplatze? — Viele behaupten es.

Sie liebte Spanien, liebte ihre Vaterstadt mit ganzer Seele, und sie wußte sich geliebt, wußte, wie das Volk seine Regierung haßte, wie es nach der Befreiung von dem Joche seufzte; — hätte sie da nicht Hoffnung auf ihre Befreiung durch dasselbe hegen sollen? Es ist denkbar, doch erwiesen ist es nicht, denn fast Alles, was sie nach dem Urtheilsspruch niederschrieb, wurde durch Pedrosa bis auf einige Papiere, die Bestimmungen wegen ihrer Kinder enthielten, vernichtet.

Sie verweilte mehrere Stunden in der Kapelle des Gefängnisses mit Don Jose Garpon, Pfarrer von der Kirche Maria de las Augustias, einem sehr humanen Manne, der auch nach ihrem Tode die Erziehung ihres Sohnes übernahm.

In ungewöhnlicher Fassung und Ergebenheit in ihr trauriges Geschick, fertigte sie das dunkle Gewand zum letzten Gange selbst an. Als sie aus dem Gefängniß trat, um, nach dem Gebrauch, den Esel zu besteigen, der sie nach dem Schaffot tragen sollte, warf sie einen langen, fragenden Blick über die dichtgedrängte Menge hin, die, leise klagend und mit kaum unterdrückbaren Thränen sie musternd, doch den Muth nicht gewann, sie den Händen ihrer Henker zu entreißen. Ohne Hülfe schwang sie sich denn auf das harrende Thier, und als gings nur zu einem Ritt ins Freie, ordnete sie sorgfältig das schwarze Gewand.

Eine ungeheure Menschenmenge füllte den großen Platz, auf dem sich das Schaffot, unweit einer Statue der Himmelskönigin, erhob.

Aber auch hier, im Angesichte des Mordes eines jungen, von Vaterlandsliebe getragenen Lebens, übte der gewohnte langjährige Druck, die Furcht vor den Schergen Ferdinands VII. seine Wirkung: sie hielt die innere Empörung des Volkes nieder, und Mariana's Haupt fiel unter dem Beile des Henkers.

Der Schrei der Entrüstung verhallte in der weiten Ebene, dennoch aber ließ er im Herzen der Granadiner seine Spuren zurück, und als unter der, wenige Jahre späteren Regentschaft Christinens der Liberalismus seine Fahne erhob, wurde Marianas wieder mit Begeisterung gedacht und ihr Herz in silberner Kapsel in der Kathedrale aufbewahrt, ein Denkmal inmitten der Stadt ihr errichtet und eine Reihe von Jahren, an ihrem Todestage, ihr Andenken zu ehren, eine Prozession abgehalten. Doch die Zeiten ändern sich: der Liberalismus in Spanien schlief wieder ein und unter den nirgend so wie gerade hier wechselnden politischen Strömungen kam die für das Denkmal Marianas bestimmte Marmorbüste nicht zur Ausführung, auch die Prozessionen hörten auf, doch fehlte es an ihrem Todestage nie dem Monumente an Blumen, die ihm im Schutze der Nacht gespendet wurden.

Am 1. November d. J. aber überragten Fahnen das einfache Denkmal, reiche Guirlanden umschlossen es, und wahre Blumenberge waren davor aufgehäuft. Das Bürgermilitär, an der Spitze die Compagnie „Mariana", welche nach ihr sich taufte, Alles was eine Waffe trug, hatte sich hier aufgepflanzt, die Riego-Hymne erschallte, alle bekannten Freiheitsmärsche folgten nach, um Marianas Andenken zu ehren und das „viva la libertad!", „viva la republica!" wollte kein Ende nehmen.

Wer an den Morgenstunden den Friedhof besucht, hatte seine Schritte beschleunigt, um in der Mittagsstunde an Marianas Grab zu sein. Ihr Herz wurde schon früher aus der Kathedrale gebracht und unter dem Monumente beigesetzt.

Von hier aus bewegte sich der endlose Zug durch die Hauptstraßen der Stadt, bis in die breiten hochgewölbten Alleen derselben, die noch im grünen und leicht vom Herbste angehauchten Blätterschmuck prangten, und hier hörte man hauptsächlich nur den einen Ruf: „viva la republica!"

Seit Espartero zum Throncandidaten aufgestellt wird, ertönt dieser Ruf immer lauter; nicht, daß man damit dem projectirten König entgegenarbeiten wollte, im Gegentheil, der alte General als König erscheint dem Volke nur als der nothwendige Uebergang vom Königthum zur Republik.

Nimmt Espartero den Thron Spaniens an, so ist kaum zu zweifeln, daß alle anderen Throncandidaten vor ihm zurückweichen müssen und das Volk ihn einstimmig erwählen wird.

Einen Bourbon auf Spaniens Thron erheben, welcher es auch wäre, hieße aufs Neue eine Revolution heraufbeschwören, und eine,

Digitized by Google

die nicht so friedlichen und sichern Verlauf haben würde; der Bürgerkrieg wäre dann unausbleiblich, und dieses Schreckgespenst wird wohl jede geheime Sympathie für die Dynastie Bourbon zurückhalten und einer Wahl des achtzigjährigen Esparteros nichts entgegenzustellen wagen. Sie hat, im Augenblick wenigstens, die meisten Chancen für sich, sie geht lauter von Mund zu Mund, und wird sich bald, einem Oraleispruch gleich, durch ganz Spanien verbreitet haben.

Der Ruf, der an Mariana Pinedas Grab tausendfältig erschallte: „viva la republica!“, ist fast gleichbedeutend mit dem Rufe: „viva Esparteros!“, denn er faßt eine und dieselbe Idee nach freiheitlicher Weiterentwicklung in sich.

Schleiermacher-Feier.

Aus den Berichten über die an verschiedenen Orten zu Ehren des hundertjährigen Geburtsfestes Schleiermachers veranstalteten Feierlichkeiten heben wir zunächst einige Mittheilungen über die vielbesprochene und von hierarchisch-orthodoxer Seite angefochtene Feier in der Nikolaikirche in Berlin hervor. Da die städtischen Behörden dieselbe veranstaltet hatten, so waren Magistrat und Stadtverordnete natürlich fast vollständig vertreten; auch im Uebrigen war die Kirche so dicht gefüllt, wie vermuthlich seit langer Zeit nicht. Auch das Abgeordnetenhaus war durch seinen Präsidenten und viele Mitglieder vertreten. Der Festredner, Prediger Thomas, schilderte Schleiermacher als einen Mann, der „getreu war bis in den Tod“ in allen Beziehungen seines Lebens und seines Berufs, als Mensch, als Gatte, als Bürger und als Prediger. Dies war der Grundgedanke, den der Redner in trefflicher Rede ausführte. Besonders eingehend beschäftigte sich der Redner mit Schleiermacher als Bürger, als wahrem Patrioten, von dem Ernst Moritz Arndt gesagt: „Er war ein freier starker Mann, ein redlicher Bürger, wie ich ihn noch nirgends gefunden“; und zum Schluß mit Schleiermacher als Theologen, als Prediger. Er zeigte, wie Schleiermacher scharf und klar die Schäden und Gebrechen der Kirche dargelegt, wie er energisch die Unabhängigkeit der Kirche, die Trennung derselben vom Staate verlangt, wie entschieden er aufgetreten, wenn man versuchte, von irgend einer Seite einzugreifen in die Gewissensfreiheit; wie er dabei gerade selbst jene wahre Frömmigkeit besessen habe, die sich durchaus fern hält von den Bestrebungen der „frömmelnden Buchstabenknechte“. Die Berliner Universität ehrte das Andenken Schleiermachers durch einen feierlichen Actus in der Aula, zu welchem sich die studirende Jugend außerordentlich zahlreich einfand. Auch Herr v. Mühler und Meister Stiehl waren zugegen. Eine wissenschaftliche Würdigung Schleiermachers, besonders seiner Ethik durch Dr. Twesten, und Vorträge des akademischen Gesangvereins bildeten den Inhalt der würdigen Feier.

Bei dem Actus der evangelisch-theologischen Facultät in Breslau zum Andenken Schleiermachers hielt Professor Dr. Reuter die Festrede.

Die Festrede, welche Dr. Rommel in der Arbeiterhalle in Stuttgart zu Schleiermachers Gedächtniß hielt, feierte denselben hauptsächlich als aufopfernden Patrioten.

Auch in Baden, besonders in Heidelberg, ward das Schleiermacherjubiläum vielfach gefeiert.

In Weimar hielt Hofdiakonus Hofmann im Saale einer Bürger-Gesellschaft die Festrede.

Die Giftmischerin Marie Jeanneret von Locle vor dem Genfer Schwurgericht.

Genf, 23. November.

Bevor wir zu den heute begonnenen Gerichtsverhandlungen übergehen, welche mehrere Tage dauern und am Schlusse constatiren werden, ob Marie Jeanneret zum Auswurfe der Menschheit gehöre und mit Vorbedacht und teuflischer Raffinirtheit gemordet habe oder als eine Geisteskranke zu betrachten und darnach zu behandeln sei, ist es nothwendig, aus den Anklageacten des Staatsprokurators zur Vervollständigung der früheren Mittheilungen noch einige Facta zu entnehmen. Den 13. Januar 1836 zu Locle geboren, verlor Marie Jeanneret schon als Kind ihre Eltern, welche ein zum spätern Unterhalte hinreichendes Vermögen hinterlassen hatten. Sie wurde von einem ihrer Oheime aufgenommen und mit väterlicher Sorgfalt behandelt und erzogen.

Schon in früher Jugend durch zeitweise Nervenleiden in ihrer Entwickelung gehindert, bekundete sie später einen intriguanten Charakter, war eigensinnig, sehr zur Lüge geneigt und bestand darauf, eingebildete oder wirkliche Krankheiten, besonders Augenleiden, zu haben, ein Umstand, der sie oft in Verkehr mit Aerzten brachte und ihr zu gewissen medicinischen Kenntnissen verhalf, so daß sie sich zuletzt einbildete, selbst kuriren zu können und darauf bestand, Krankenwärterin zu werden.

Im Jahre 1865 wurde sie wegen der vorgeblichen Augenkrankheit von einem ihrer Verwandten zu Dr. Dor nach Vevey begleitet, suchte hier schon ein Fräulein Berthet von Nyon, mit der sie zufällig in der Pension der Frau Béroud bekannt geworden, zu vergiften, und trat im October 1866 als Schülerin in die Lausanner Krankenwärterschule des Herrn Reymond, der gleich ein eigenthümliches Benehmen bei ihr bemerkte und sie wegen ihrer Schwatzhaftigkeit als Krankenwärterin nicht sehr geeignet fand. Während des nur zweimonatlichen Aufenthalts bei Herrn Reymond machte sie, als Krankenwärterin ausgesandt, an einer Frau Chabloz in Lausanne Vergiftungsversuche.

Von Lausanne nach Locle zurückgekehrt, wurde sie durch Vermittlung des Fräulein Farsat, welche sich in Lausanne bei Herrn Reymond mit Madame Baucher als künftige Krankenwärterin der neu zu errichtenden Krankenpension der Madame Javet in Genf ausbildete und bei dieser Gelegenheit die Jeanneret kennen lernte, nach Genf berufen und von Madame Javet angestellt. Kaum bei Madame Javet eingetreten, wußte sie durch außergewöhnliche Schmeichelei das ganze Vertrauen ihrer Herrin für sich zu gewinnen und Letztere mit den Freundinnen Madame Baucher und Fräulein Farsat zu entzweien.

Von da beginnen nun, wie schon berührt, so zu sagen im großen Styl ihre Mordthaten. Von 9 in Genf durch sie Vergifteten sind 6, nämlich Fräulein Gay, Fräulein Jumod, Madame Javet, Fräulein Javet, Herr Gros und Madame Bouvier, gestorben und 3, Madame Bourcart, Madame Legeret und Fräulein Fritzgès, gerettet worden.

Die Art der Entdeckung der Verbrecherin, namentlich das Verdienst, welches sich dabei der Maler Bourcart erwarb, wurden schon mitgetheilt und es stimmen mit jenem Berichte die Angaben des Staatsanwalts überein. Aus dem Berichte des Letzteren geht als charakteristisch noch weiter hervor, daß die Jeanneret in wirklicher Verstellung hauptsächlich nur gegen die Aerzte und Personen, von welchen sie ein Interesse hatte, angestellt zu sein, äußerst aufmerksam, bescheiden und zuvorkommend war, daß sie dagegen die Kranken in unbewachten Augenblicken roh und gemein behandelte und bei der Dienerschaft in unziemlichen Ausdrücken über die Kranken und Aerzte sich erging. Nur in einem Falle ist constatirt, daß

Digitized by Google

sie sich unerlaubter, heimlicher Weise einen Werthgegenstand, und zwar den Ring von einer Gemordeten, aneignete.

Im Ganzen genommen ist der Anklageact sehr schonend und läßt keine absolute Ueberzeugung von der Schuld durchblicken. Zum Schlusse läßt der Staatsanwalt den chemischen Experten, den Apothekern Süskind und Brun, für die bei der großen Hitze des verflossenen Sommers vorgenommene Untersuchung der ausgegrabenen, verwesten Leichname die höchste Anerkennung zu Theil werden und constatirt, daß außer Atropin auch Morphium, Antimonium und Kupfer gefunden worden sind. (Bund.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Anekdote von Rossini.) Der so eben verstorbene „Schwan von Pesaro" war ein äußerst schlagfertiger und witziger Kopf. Einst wohnte er mit seinem Freunde Hector Berlioz in der großen Oper zu Paris einer Aufführung von Mehul's Oper „Joseph in Aegypten" bei. Der Tenor, welcher die Titelrolle sang, war ganz heiser. Als er bei der Strophe des bekannten Liedes: „Ich war Jüngling noch" ꝛc. angekommen war, welche lautet:

„Eine Grube war daneben;
Da hinein versenkt man mich;
Ach! Ich denke d'ran mit Beben!
Sie war kalt und schauerlich!"

wandte sich Rossini zu Berlioz mit den Worten: „Mir scheint, Joseph hat wirklich zu lange in der Grube gelegen!"

(Goethe in Wiesbaden.) Der „Rhein. Kur." schreibt aus Wiesbaden: Eine freundliche Hand hat uns zur Verfügung gestellt: „Nr. 14. Verzeichniß der in den Badhäusern zu Wiesbaden angekommenen Fremden vom 31. Juli bis 7. August 1814." In diesem Verzeichniß lesen wir: Nr. 345, im Bären „Herr von Goethe mit Bedienung, Geheimer Rath aus Weimar". Die betreffende Fremdenliste ist vor einigen Tagen einem Freunde des „Rhein. Kuriers" als Umschlag einer wohlschmeckenden Wurst von einem hiesigen Metzgergeschäft zugestellt worden.

Für den Weihnachtstisch.

II. Poetisches.

Wie viele eifrige Besucher der Leihbibliothek, die in der modernen Goldschnittpoesie recht wacker zu Hause sind, kennen wohl die kleinen Erzählungen „Immensee" und „Auf der Universität", die Märchen und Gruselgeschichten „Bulemann's Haus", „Der Spiegel des Cyprianus" — wie vielen ist der Dichter derselben, Theodor Storm, mehr als vielleicht ein Klang im Ohr, den ein zufälliges Gespräch geweckt hat? Und doch ist Theodor Storm einer unserer gemüthreichsten Autoren, voll lieblichen und lustigen Erzählertalentes, zwar nicht eine große Begabung, aber eine ernste männliche Erscheinung mit kindlich traumhafter und doch wieder so durchaus aufrecht stehender Phantasie. Sein Talent ist unter Schleswig's grauem Himmel aufgewachsen, an den Gestaden der Nordsee, in dem einsam stillen Husum. Das ist zu seiner Charakteristik nicht unwesentlich; in Storm's Poesien ist der ganze Charakter der nordischen Welt. Es ist nur schade um ihn, daß er so wenig seinen eigentlichen Wegen gefolgt ist, er hätte ein zweiter Anderssen werden können. Die nordische Natur kann sich indeß nicht verleugnen; das Traumhafte ist ihr eigenstes Element. Jacob Grimm, das Hessenkind, erzählt uns die Volkstraditionen seiner Heimath mit sprachlich-poetischer Kunst, er reproducirt; aber die Kinder des Nordens, denen der kalte Nebel um die Stirne zieht und der Phantasie seltsame Gestalten vorgaukelt, sie produciren, sie sind die empfänglichen Geister für die bunte Märchenwelt. Aber wir hören einwenden: das sind ja keine Märchen à la Grimm, die Theodor Storm erzählt. Das sind phantastische Geschichten, mit Kunst zwar, aber ohne allen gewohnten Märchenapparat vorgestellt. Das ist es gerade, was wir wollen. Theodor Storm holt das Phantasma aus sich heraus, nicht aus der Außenwelt, mit der es in Widerspruch steht; deßhalb ist das Ding so einfach, so selbstverständlich, so wenig unmöglich. Aber das „Gruseln hat er gelernt", wie es in der schönen Erzählung bei Grimm heißt. Das ist seine Zuthat, hier packt ihn die ausmalende Phantasie. Und wie behaglich läßt er es seinen Lesern „gruseln", mit welcher Spannung führt er sie in sein Schattenreich, Schritt vor Schritt vorwärts, bis sie die Augen zuhalten! Wir möchten nicht gerne den Vorwurf hören, eine Poesie allzu hoch zu heben, die doch eigentlich kaum probeweise, in wenigen Specimen aufgetreten ist. Wir möchten nur überzeugen, daß diese Erzählerkunst der Schweepunkt der Storm'schen Muse ist, trotz ihrer kleinen Gaben, und daß sie als unübertroffen im Ton gelten muß. Der Leser, der uns vielleicht nicht vertraut, hat jetzt die Gelegenheit, zu vergleichen: Theodor Storm's **Sämmtliche Schriften** sind bei Westermann in Braunschweig in sechs kleinen Bändchen ausgegeben worden. An Lesern wird es ihnen voraussichtlich, wenigstens im nördlichen Deutschland, wo Storm schon bekannter ist, nicht fehlen. Sind doch auch seine Gedichte, prächtige kleine Gelegenheitsarbeiten, mitunter voll Laune und nicht ohne politische Anklänge, schon weit bekannt. Wir finden trotzdem nicht den Schwerpunkt seiner Poesie in ihnen, auch nicht in den Novellen, die eigentlich keine Novellen sind, sondern halb Reminiscenzen, halb Verarbeitungen aus des Dichters eigenem Leben — eine einfachere Handlung als „Immensee" z. B. kann es nicht geben und nur daß sie etwas Confession ist, macht die Erzählung interessant — wir finden vielmehr den Schwerpunkt in den drei, vier letzten Stücken des sechsten Bandes, selbst das kleinste und simpelste derselben, das Kindermärchen „Der kleine Häwelmann", nicht ausgenommen. Darin stimmen wir euch, wie wir sehen, mit Ludwig Pietsch überein, der eben erst in Westermann's Monatsheften eine ausführliche Lebensskizze Storm's, voll interessanter und feinfühliger Charakteristik, veröffentlicht hat. Deß sind wir sicher: Theodor Storm wird noch einmal „Mode werden".

Von Storm zu Hermann Lingg ist ein etwas gewagter Schritt und eine Vergleichung wäre hier schlecht am Platze. Aber wir wollen bloß mittheilen, daß von Lingg's **Gedichten** jetzt zwei Bände bei Cotta vorliegen. Der zweite Band ist reich an jenen eigenthümlichen halb grotesken, halb realistisch-aufgeputzten Gestalten, die mitten aus dem Taumel der modernen Alltagswelt entnommen, unter Lingg's Feder kaum noch die Schatten von Dem sind, was sie waren. Eine höchst merkwürdige an Freiligrath anstreifende Poesie; doch wieder originell, aber mit allzu viel Absicht. Man lese das Gedicht „Eilwagenfahrt" oder das in seiner Art sehr kunstvolle „Ein alter Gerichtssaal", und man wird diese Lingg'sche Art so ziemlich umschrieben haben. Das schließt nicht aus, daß gedankenreiche und formvollendete Sachen in diesem Bändchen zu treffen sind, namentlich unter den Sonetten. — Herr von Cotta hat auch eine einbändige **Schillerausgabe** publicirt, die einen Thaler kostet und deßhalb der größten Verbreitung werth ist. Die Ausstattung ist natürlich höchst schlicht und der Druck so compreß wie möglich. — Die zweite Ausgabe von einem hübschen Buche Adolph Stahr's liegt uns vor: **Goethe's Frauengestalten.** 2 Bände. Berlin, J. Guttentag. Das ist ein Festgeschenk, wie es sein soll. Für gebildete Frauen wüßten wir nichts Anmuthigeres zu nennen; ihnen wird besonders die Schilderung der ächten Goethe'schen Frauen willkommen sein, die Portraits seiner Lilli's, Lotten und Friederiken, die mehr Poesie haben, als alle Gretchen und Iphigenien zusammengenommen. Sie hierherein zu verweben, war ein glücklicher Gedanke von Stahr, der übrigens, wie gewöhnlich, seine ganze Stärke auch in diesem Buche auf die Form legt und deßhalb die einigermaßen beiseenen Liebhaber Goethe'scher Dichtungen in allen Stücken nicht befriedigen wird. Da wir gerade bei Goethe's guten Genien sind, wollen wir noch eine recht freundliche kleine Poesie mitnehmen, die das zarteste von allen seinen Liebesidyllen verherrlicht: **„Friederike von Sesenheim, Wahrheit und Dichtung, treu nach Goethe."** (Berlin, Hofmann und Comp.). Von wem, ist nicht gesagt; doch hat der Verfasser „Hermann und Dorothea" in beachtenswerther Weise sich genähert. Die Hexameter seines kleinen Epos sind zwar nicht immer classisch, auch nicht der Ton der Erzählung; untadelhaft ist aber der Gedanke, dieses Idyll episch zu erzählen.

H.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 28. Nov. Zum ersten Male: **Der acht und achtzigste Geburtstag,** Familienbild in 3 Acten von Roderich Benedix.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 23.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

„Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 332. Sonntag, den 29. November 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Anton ergriff tiefe Rührung bei den Worten Abt Oswalds. Die Liebe eines Vaters! wie hatte er sich nach ihr gesehnt, seit sie den alten Rathsherrn hinausgetragen hatten auf den Friedhof! Jetzt sollt' er sie wiederfinden um den kleinen Preis der persönlichen Freiheit; aber öffnete ihm nicht dafür der Abt die Thore zum Reiche der Kunst? wollte er ihn nicht in das Land des Schönen und des Frühlings, nach Italien, senden, damit er zu den Füßen großer Meister und umgeben von den unvergänglichen Werken des Alterthums selbst groß werde?

Schon schwebte das „Ja" auf seinen Lippen, da erschien in seiner Seele ein anderes Bild und die Stimme Resels frug ihn flüsternd: „Willst Du mich für immer verlieren?" „Nein und nein!" rief es da in ihm.

Er reichte dem Abte die Hand und antwortete zitternd, als fürchte er den Mann zu verletzen, der sein Vater werden wollte:

„Laßt mir einige Zeit, daß ich überlege, denn hie ziehts mich zu Euch, dort zieht es mich wieder ins Leben, und die Wahl ist so schwer und so gefährlich."

„Ueberlege und prüfe, mein Sohn! Ich will zu dem Herrn beten, daß er Deine Seele erleuchte und Dir seine Weisheit schenke", entgegnete der Abt feierlich, aber in seiner Stimme lag etwas wie schwere Besorgniß, den Einzigen zu verlieren, welchem er aufrichtig zugethan war.

Wer die Wahl hat, bedarf oft des Rathes und Anton wollte sich ihn bei Resel holen; er traf sie in voller Arbeit vor dem Hause und die Zeit wurde ihm lang, bis sie welche für ihn fand. Endlich kam sie und lud ihn munter ein, sich auf die Bank vor dem Hause neben sie zu setzen.

Er erzählte ihr von der Unterredung mit Abt Oswald, sprach aber, als sei er schon fest entschlossen, in das Kloster zu treten und komme nur, um Abschied zu nehmen; „denn", sagte er zum Schluß, „Dich trage ich wohl im Herzen, aber gewinnen kann ich Dich nicht, denn ich habe es dem Andreas versprochen, nicht weiter nach Deinem Besitze zu trachten!"

Resel lachte aus vollem Herzen.

„Jetzt ist's gut", sprach sie endlich, „zuerst hab ich zwei und nun gar keinen Liebhaber! Der Anderl hat zu Euern Gunsten auf mich verzichtet."

„Ist's wahr?" rief Anton und wollte Resel ans Herz drücken; allein sie wehrte ihm und sagte gelassen:

„Gemach, Herr Maler. Erstens kann man nicht so mir nichts, Dir nichts auf mich verzichten, denn ich hab, dächt ich, auch ein Wörtel mit zu reden, zweitens wirds dem Wildfang Anderl nicht gar zu großer Ernst mit seinem Entsagen gewesen sein."

„Bist Du die Vordermaier Resel?" frug ein Bube, der eben den Berg heraufkam, und als Resel es bejahte, fuhr er fort: „Ein Mannsbild, der Frauenrieder Anderl heißt er sich, schickt Dir Botschaft und den Ring da, damit Du's eher glaubst, Du sollst an St. Petri Kettenfeier beim Schuster zu Reisach eine Stunde nach Gebetläuten ihn erwarten; er käm gewiß, hat er gesagt, weil er Dir etwas recht Wichtiges mitzutheilen hätt und Du sollst ihm ein Zeichen schicken, daß Du ihm seinen Willen thätst."

„Seht Ihr, Herr Maler, daß ich den Anderl kenn!" sagte Resel lachend, zog ihren Ring vom Finger, steckte den des Geliebten an seine Stelle und schickte den Buben mit Gruß, Versprechen und Ring sammt einem guten Botenlohn davon; dann wandte sie sich wieder an den Maler mit den Worten: „Und Euch sag ich, Ihr seht schöner aus im bunten Gewand, als in der braunen Kutte und 's Kloster lauft Euch nicht davon, und wenn Ihr wartet bis Ihr so alt seid, daß Ihr's Heirathen vergessen habt."

8.

Blümelhuber in Aengsten. — Das Haberfeldtreiben. — Zwei Predigten über die Reformation. — Resel und der Eremit. — Eine verfehlte Menschenjagd und Resels Flucht.

Der neue Pächter von Frauenried, der treffliche Blümelhuber, stolzirte am Tage von St. Petri Kettenfeier sehr vergnügt in der großen Stube des Frauenriederhofes auf und ab und rieb sich lustig die Hände, als er sagte: „Blümelhuber, Blümelhuber, Du bist ein grundgescheidter Kerl. Die Resel wird gefangen heute Abend wie ein Spatz; wenn Die den Liebhaber kennen würde, der ihr den schönen Ring geschickt, dann lief sie lieber heut noch nach Innsbruck oder Frauenchiemsee. Die tausend Gulden sind mir sicher; es ist ärgerlich, daß ich nicht zweitausend verlangt habe; aber warum? der Abt wird mir mit dem zweiten und dritten Tausend schon den Mund stopfen müssen!".

Der Tag schlich sehr langsam für ihn vorüber. Endlich, endlich verkündeten Glocken Sonnenuntergang; er wartete noch eine halbe Stunde, dann verließ er leichten, frohen Herzens das Haus. Graue, schwere Wolken zogen am Himmel und machten die Erde dunkel; von Zeit zu Zeit fielen auch einige Tropfen herunter und der schwüle Westwind verkündete dem Bauer einige Tage Ruhe von der harten Erntearbeit.

Als Blümelhuber in die Nähe des Platzes kam, wo Andreas so blutig um sein Eigenthum gekämpft und wo ein paar Menschen ihr Leben ausgehaucht hatten, trat er stärker auf; es wurde ihm unheimlich zu Muthe und abergläubische Furcht ließ ihn in den Stämmen reckenhafte Riesen sehen: es waren die erschlagenen

Digitized by Google

Söldner, die hier in nächtlicher Dunkelheit sich herumtrieben und mit ihren dünnen Knochenarmen aufeinander schlugen. Das Herz Blümelhubers begann merklich zu zittern und er hätte lieber jetzt im Kreise seiner Knechte gesessen. Er hörte deutlich in der Ferne geheimnißvolle Worte flüstern, und die Füße fingen zu schlottern an und stolperten über eine Wurzel, so daß er hinfiel. „Jesus, Maria!“ stöhnte er, setzte aber dann zu seiner eigenen Ermuthigung hinzu: „sei kein Esel, es ist nichts da, was Du zu fürchten brauchst, ohnedem ist's noch lange nicht Mitternacht.“ Wieder ging er vorwärts, das Geräusch von vorhin kam näher und wurde deutlicher; es lief ihm eiskalt über den Rücken; jetzt sah er deutlich zwischen den Bäumen eine schwarze Gestalt, sie bewegte sich; es war keine Täuschung, dort war eine andere, aber Himmel welche! große Hörner krönten den Kopf, ein langer Schweif hing hinunter und richtig, sie spie Feuer, die andere Gestalt lachte darüber und spie ebenfalls. „Heilige Mutter Gottes!“ stammelte er, „o, heiligste Jungfrau, steh mir bei! ach was, in mir ist die Hölle und wenn auch der Teufel da wäre, ich muß in die Reisach!“

Er schritt wieder kühn vorwärts, aber richtig, die Gestalt mit den Hörnern kam näher und gerade auf ihn zu, eine ungeheure folgte ihr, sie hatte statt des Kopfes nur ein großes, blaues Licht auf.

Blümelhuber, stand still, seine Zähne klapperten, alle Muskeln zuckten in willenlosem Krampf; endlich preßte er kühn heraus: „Alle gu—gute Gei—Geister lo—loben den Herrn!“

„Halt!“ donnerte die Teufelsgestalt ziemlich unnöthigerweise, denn Blümelhuber konnte weder vor- noch rückwärts mehr und schlug nur noch ein Kreuz nach dem andern.

Der hohe Kerl mit dem blauen Lichte trat jetzt näher und frug barsch:

„Wer bist denn Du?“

„Maria Mutter Gottes steh mir bei! Ich, Herr Satan, bin, bin der Pächter von Frauenried.“

„So? das ist der Lump!“ rief der erste Teufel wieder; Bursche, lauf in Deinen Hof und häng Dein Vieh an, daß kein Unglück passirt, denn das arme Viehzeug kann nichts dafür, daß es einen solchen Hallunken zum Herrn hat. Also marsch, lauf, damit Du fertig bist, ehe wir hinkommen.“

In Blümelhuber dämmerte jetzt die Wahrheit auf; er begriff es, daß zwar nicht die Herren der Hölle, aber doch wenigstens die Haberfeldtreiber zu ihm kamen und so antwortete er patzig:

„Laßt mich aus, was wollt Ihr von mir? ich muß fort nach Thalham.“

„Zurück!“ schnaubte ihn aber die lange Gestalt an und packte seinen Arm, daß er vor Schmerz stöhnte, „zurück, sag ich, oder Du wirst todtgeschlagen wie ein toller Hund.“

Blümelhuber sah, daß er der Gewalt weichen müsse und lief so schnell es ging nach Haus, um die Thüre zu verriegeln.

(Fortsetzung folgt.)

Die Giftmischerin Marie Jeanneret von Locle vor dem Genfer Schwurgericht.

Genf, 24. November.

In dem ehemaligen Spital auf dem Platze „Bourg du Four“, unter Fazy vom Staat angekauft und in einen Justizpalast umgewandelt, finden die gestern begonnenen Gerichtssitzungen statt, in denen die Jeanneret ihr Loos erwartet. Von früher Morgenstunde an harrte das zahlreiche Publikum in einem der Hofräume auf Einlaß.

Schlag 9 Uhr erschien der Gerichtshof mit dem Präsidenten Colladon und dem Staatsanwalt Turrettini, Letzterer begleitet von seinem Substituten Vaucher. Advocat Zurlinden erschien als Vertheidiger der Angeklagten und Dufernet im Namen des Herrn Jubet, welcher für die durch die Jeanneret ruinirte Krankenpension eine Schadenersatzklage eingereicht hatte.

Kurz darauf wurde die Angeklagte zwischen einem Gendarm und einer Gefängnißwärterin eingeführt. Sie ist klein von Statur und schmächtig, eher häßlich, diesmal ohne Brille, und schwarz gekleidet.

Auf die Frage des Präsidenten über Name, Stand und Wohnort antwortete sie so leise, daß man sie auf drei Schritte nicht mehr verstehen konnte. Uebrigens spricht auch der alte Herr Colladon sehr leise, so daß dieß für die ganze Verhandlung von großer Störung ist.

Nach der vorschriftsmäßigen Zusammensetzung der Jury wurde die Angeklagte noch einmal über ihren Namen, Stand und Wohnort befragt und dann durch den Gerichtssecretär zur Verlesung der gestern mitgetheilten Anklageacte geschritten. Nach der Verlesung wiederholt der Präsident der Angeklagten die neun Anklagepunkte, worauf der Staatsanwalt erklärt, daß er nichts hinzuzufügen habe.

Es begann nun das Zeugenverhör.

Maler Bourcart als erster Zeuge aufgefordert, erzählte, was ich schon in früheren Berichten mitgetheilt, mit dem Beifügen, daß ihm Dr. Dor eines Tages gesagt, er halte die Jeanneret für eine hysterische, lügenhafte Person.

Auf Bourcart folgte Dr. Rapin, der, durch Bourcart aufmerksam gemacht, sich die meiste Mühe gegeben, die Jeanneret zu beobachten, ihr Verbrechen ausfindig zu machen und schließlich ihre Verhaftung zu veranlassen; er wurde deßhalb auch vom Gerichtspräsidenten sehr belobt. Aus Rapins Aussagen ist namentlich zu bemerken, daß er bei der Verhaftung zuerst allein ohne die Polizeiagenten zu der Jeanneret ins Zimmer getreten, daß diese auf seine Mittheilung, sie hätte mit ihm zum Staatsanwalt zu gehen, ganz ruhig geblieben und, als er auf ihrem Tische Atropinfläschchen bemerkte, auf seine Frage: „Sie bedienen sich ja des Atropins?“ mit einem entschiedenen „Nein“ geantwortet, daß sie aber, als er ihr ein Fläschchen mit der Etiquette „Sulfate d'Atropine“ vorgehalten, gesagt, es sei für ihren eigenen Gebrauch, für sie selbst.

Auf des Präsidenten Befragen recognoscirte Rapin die auf dem Gerichtstische aufgestellten Fläschchen und auch die Angeklagte erklärte ohne Zögern, daß die Fläschchen ihr angehört haben.

Hierauf kamen im Verhör nicht weniger als neun Genfer Apotheker an die Reihe, welche alle zu wiederholten Malen der Jeanneret Dosen von Atropin, Morphium, Laudanum und Antimonium verabreicht hatten, und zwar auf zwei ältere Recepte von Dor und Recordon aus Vevey; sie entschuldigten sich damit, daß das Repetiren solcher Recepte üblich sei und sie überdieß die Jeanneret als Krankenwärterin gekannt und volles Vertrauen gehabt hätten. Dr. Dor läugnet, der Jeanneret je ein solches Recept geschrieben zu haben.

Der Präsident bedauert, daß ein zu so großem Unheil führender Gebrauch existire und befragt die Angeklagte, welche die Aussage der Apotheker für richtig anerkennt und wiederholt, daß Dr. Dor ihr einmal so ein Recept für ihre Augen und Dr. Recordon ein anderes mit dem Bemerken, mit demselben fortzufahren, gegeben haben.

Es folgten nun die Erklärungen der Apotheker Süslind und Brun über ihre chemischen Untersuchungen an den Cadavern, die, wie schon berichtet, zur Entdeckung von Atropin ꝛc. geführt haben, während, wie Brun hervorhob, die um die Leichen liegende Erde

Digitized by Google

keine solche Substanzen enthielt. Mit besagten, in den Leichnamen gefundenen Substanzen wurden in Gegenwart von Aerzten und Professoren Versuche an Kaninchen und Katzen gemacht und man fand, daß mit Atropin-Eingaben die Augenpupillen sich schon nach 15 bis 20 Minuten außerordentlich vergrößern.

Die Doctoren Rapin und Pinchaud, welche ebenfalls vier Leichname untersucht haben, erklären, daß sie zwar nicht mehr so viel Giftstoff gefunden, um damit den Tod herbeiführen zu können, daß aber derartige Stoffe größtentheils in Folge der Verwesung verschwinden und daß jedenfalls die betreffenden Personen an Vergiftung gestorben seien.

Zum Schlusse der Sitzung haben die Doctoren Badan, Duval und Olivet, vom Untersuchungsrichter dazu beauftragt; über den körperlichen und geistigen Zustand der Jeanneret Bericht erstattet.

Badan, als Gefängnißarzt, sah die Jeanneret sehr oft. In den ersten Tagen der Haft bemerkte er an ihr Vergrößerung der Augenpupillen, sonst regelmäßigen Pulsschlag und keine besonderen Krankheitssymptome, ausgenommen etwa, daß sie ihm von sehr nervösem und reizbarem Temperament schien. Die Angeklagte selbst theilte ihm mit, daß sie an nervösen Anfällen, welche auf einen hysterischen Zustand schließen lassen, leide. Später, fährt Badan weiter, sei die Vergrößerung der Augenpupillen verschwunden, was offenbar dem Aufhören der Anwendung von Atropin zuzuschreiben sei.

Von dieser Erklärung nimmt der Vertheidiger Zurlinden Act.

Die Doctoren Olivet und Duval gemeinschaftlich mit Badan untersuchten die Jeanneret nach zwei Monaten ihrer Verhaftung. Auch diesen Aerzten theilte die Jeanneret nervöse, auf Hysterie schließende Anfälle mit, sie konnten aber davon keine Anzeichen erkennen. Badan fügte mündlich bei, daß die Gesundheit der Jeanneret im Gefängniß merklich zugenommen, daß sie allerdings nach Aussage der Gefängnißwärter einige hysterische Anfälle, ob wirkliche oder erheuchelte, bleibe dahingestellt, gehabt und daß er den andern Tag eine Art Abspannung bei der Gefangenen wahrgenommen. Auch hiervon nimmt Zurlinden Act. Nach ihm ist der hysterische Zustand constatirt. Die Frage sei nun, ob die Hysterie eine solche Geistesstörung nach sich ziehen könne, daß die davon betroffene Person nicht mehr Herr ihres Willens, also für ihre Acte moralisch auch nicht mehr verantwortlich ist.

Die ärztlichen Experten, die Herren Duval und Olivet, sind der Ansicht, daß die Jeanneret nur ein hysterisches Temperament, d. h. eine Art Uebererregung des Nervensystems, nicht die eigentliche Hysterie besitze, welch' letztere sich durch Krisen, während welcher der Kranke das Bewußtsein seiner Handlungen verliert, äußere; daß die geistige Abwesenheit die Zeit des Anfalles nicht überdauere, daß häufige und heftige hysterische Anfälle zur Manie, zur allgemeinen Verwirrung der Idee, also zum Verlust des Gebrauchs der geistigen Fähigkeiten führen, doch aber auch Handlungen, wie in Zorn begangen, herleiten können.

Auf die Frage des Staatsanwalts, ob bei der Angeklagten eine Art Manie oder geistige Störung beobachtet und erkannt worden, erklären die Experten einstimmig, daß sie derartiges an der Jeanneret nicht bemerkt, sondern im Gegentheile aus dem Gespräche mit ihr gefunden haben, daß sie in vollem Besitze ihrer geistigen Fähigkeiten sei.

Nach dieser Erklärung wurde die Sitzung vom Präsidenten um 3½ Uhr Nachmittags geschlossen.

Als Nachtrag noch die Bemerkung, daß die Angeklagte beinahe unbeweglich während der ganzen langen Verhandlung dasaß, stets vermied sich umzuschauen und kaum auf die Fragen ihres Vertheidigers antwortete. (Bund.)

Mannichfaltigkeiten.

(Chorinsky.) Aus Anlaß der auch von uns gebrachten Nachrichten über den geistigen Zustand Chorinsky's hat der Vorstand der Irrenanstalt Wernek, Dr. Cudden, welcher, in dem Prozeß als Sachverständiger vernommen, sich für dessen Zurechnungsfähigkeit ausgesprochen hatte, an den „Nürnb. Corr." eine Zuschrift gerichtet, worin er u. A. folgendes sagt: „Sämmtliche drei Experten, deren Gutachten sich für die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten in concreto aussprachen, waren einig darüber, daß eine gewisse Disposition zur Seelenstörung, eine angeborne und erbliche, bei demselbe nicht zu verkennen sei. Ich selbst habe vor dem Schwurgerichtshofe wiederholt und nachdrücklich auf sie hingewiesen, die Symptome hervorgehoben, die auf Alteration der Nervencentren hinwiesen, und keinen Anstand genommen, auszusprechen, daß, wenn es sich nicht um ein lange prämeditirtes Verbrechen handelte, wenn vielmehr der Angeklagte im Zustande plötzlicher Aufgeregtheit zum Beispiel (welches Beispiel gerade bei seiner Persönlichkeit nahe lag) einen Nebenbuhler niedergestoßen hätte, die Frage, ob er für diese That zurechnungsfähig sei, als eine ganz andere an mich herangetreten sein würde. . . . Nachdem bereits sämmtliche Experten ihr Gutachten abgegeben hatten, erhob sich Dr. Morel noch einmal, um, ohne neue Stützen für seine Ansichten beizubringen, mit mehr als gewöhnlicher Emphase vorherzusagen, daß binnen wenigen Jahren der Angeklagte „epileptisch" oder „paralytisch" sein werde. Diese Prognose war nach meiner Anschauung eine wissenschaftlich nicht begründete. Ich habe daher geglaubt, ihr sofort entgegentreten zu müssen, und hinzugefügt, daß, wenn der Angeklagte innerhalb dieser Zeit wirklich psychisch erkranken sollte — er ist zunächst, wie es scheint, tobsüchtig —, dieses keinen Rückschluß gestatten könne auf seine jetzt und für den vorliegenden Fall anzunehmende Zurechnungsfähigkeit oder Nichtzurechnungsfähigkeit; denn einmal sei er, wie bemerkt, disponirt dazu, dann aber sei die Haft eine die Gesundheit beeinträchtigende Einwirkung, die schwer ins Gewicht falle. In der That wissen Richter und Aerzte mehr als zur Genüge, daß Gefangenschaft in verhältnißmäßig vielen Fällen Geistesstörung herbeiführt. Das Vernünftigste und Beste dürfte daher sein, dem so schmählich verletzten Rechtsbewußtsein die Sühne, die ihm geworden, zu lassen, den krank Gewordenen aber möglichst bald einer guten Heilanstalt zu übergeben und den weiteren Gang der Krankheit ohne voreilige Verwerthung in dieser oder jener Richtung theilnehmend abzuwarten."

(Katastrophe bei einer Hochzeit.) Man schreibt der „Presse" aus Baden bei Wien: „In dem Gemeindewirthshaus zu Subenau nächst Heiligenkreuz wurde gestern die Hochzeit des Kleinhäuslersohnes Georg Zimboz abgehalten. Zur Hochzeitsfeier fanden sich nach vollzogener Trauung über 50 Gäste ein. Gegen Mitternacht wurde ein Tänzchen arrangirt, welches jedoch durch einen traurigen Unglücksfall gestört wurde. Der Bräutigam trank nach Beendigung eines Walzers ein Glas Wasser, aber ehe er noch wieder seinen Platz einnehmen konnte, sank er zum Entsetzen der Anwesenden vom Schlage gerührt zusammen. . . . Der furchtbare Anblick wirkte auf die junge Braut so heftig ein, daß sie in Ohnmacht fiel. Als die Unglückliche wieder zu sich kam, schien sie wahnsinnig geworden, riß ihren Brautkranz vom Kopfe und raufte sich verzweiflungsvoll ihre Haare aus. Nur mit größter Schonung und Mühe gelang es den Eltern, die Tochter in das väterliche Haus zu bringen, wo sie hoffnungslos darniederliegt. Alle ärztlichen Bemühungen an dem leblosen Körper des vom Schlage getroffenen Bräutigams blieben erfolglos; es waltete die Ansicht vor, daß ihm der rasche Trunk in der schwülen Hitze und Aufregung tödtlich geworden. Die Gesellschaft verließ tief erschüttert das so plötzlich in einen Ort der Trauer verwandelte Haus."

Digitized by Google

Vierte Quartett-Soirée

der Herren Heermann, Becker, Welcker und Valentin Müller

am 23. November.

Ungewöhnlich rasch folgte der dritten die vierte Quartett-Soirée, wohl nur um die Mitwirkung der königl. württembergischen Hofpianistin Fräulein Anna Mehlig zu ermöglichen. Die Dame spielte den Klavierpart in dem Schumann'schen C-dur-Quartette (Op. 47), ein Bach'sches Orgelpräludium sammt Fuge, von Liszt für Pianoforte arrangirt, und als Zugabe eine Liszt'sche Transcription des Paganini'schen Glöckchenrondo's und bewährte sich neuerdings als ganz ausgezeichnete Klavierspielerin, die alle an eine solche zu stellenden Anforderungen, welche heut zu Tage wahrlich nicht gering sind, in hohem Maße zu befriedigen versteht. Wir wissen wirklich nicht, was wir mehr an ihr loben sollen, das musikalische Verständniß oder die untadelhaft virtuose Ausführung, den schönen Anschlag oder die wahrhaft männliche Kraft und Ausdauer. Es blieb uns kaum Etwas zu wünschen übrig, wenn nicht etwa eine größere Vertiefung in die romantische Richtung, ohne welche man Schumann nicht völlig gerecht werden kann. Die Künstlerin bediente sich wieder des herrlichen Blüthner'schen „symmetrischen" Flügels, dessen wir schon bei Besprechung des letzten Museums-Concertes rühmend erwähnten.

Das bereits erwähnte Quartett Schumann's gewährte durch die ausgezeichnete Mitwirkung der drei Streichinstrumente großen Genuß. Es gehört, wenigstens in den beiden ersten Sätzen, zu den abgeklärtesten und zugänglichsten Compositionen des Meisters. Im dritten stören nur die absichtlich herbeigeführten und hartnäckig beibehaltenen dissonirenden Zusammenklänge. Der letzte Satz gewinnt durch die eben nicht sehr glücklichen Versuche thematischer Bearbeitung eines sehr banalen Motivs gerade nicht an Bedeutung. Was aber durch vollendete Beherrschung aller Kunstmittel und theoretischer Kenntnisse in Verbindung mit geistigem Adel und unerschöpflicher melodischer Begabung Großes geleistet werden kann, das konnte man aus dem nachfolgenden Quartette von Mozart (C-dur No. 10) entnehmen. Es ist in seiner meisterhaften Gestaltung und Abrundung nach den Begriffen der älteren musikalischen Theorie ein unübertreffliches Meisterwerk, das sichtlich auch die Ausübenden zu untadelhafter, schwungvoller Ausführung begeisterte. Den Klavier-Solovorträgen folgten noch die so sehr beliebten Variationen aus dem Schubert'schen D-moll-Quartette. Nach den unmittelbar vorausgegangenen, hauptsächlich durch große Klangwirkung und erstaunliche Technik so erfolgreichen, für's Ohr wahrhaft bestürmenden Leistungen klangen sie diesmal etwas ärmlich und waren deßhalb nicht an richtiger Stelle angebracht. Auch schien uns der Vortrag derselben minder bedeutungsvoll und nicht so völlig übereinstimmend, wie sonst. Die sehr zahlreich versammelten Zuhörer waren in der günstigsten Stimmung und spendeten besonders den Vorträgen der Pianistin und dem Mozart'schen Quartett begeisterten Beifall. △

Frankfurt, 28. November.

Concert von Richard Mulder-Fabbri.

Wie alljährlich, veranstaltete Herr Richard Mulder-Fabbri auch in diesem Winter ein großes Concert, das alle Räume des großen Concert-Saales bis in die entferntesten Winkel gefüllt hatte. Das aus allen Kreisen der Gesellschaft zusammengesetzte Publikum verfolgte die Leistungen des Abends mit großem Interesse und regem Beifall. Das Concert ist wohl das gelungenste zu nennen, die der geschätzte Concertgeber veranstaltet hat. Nur war daran auszusetzen, daß des Guten fast etwas zu viel geschah und daß die 14 Nummern des Programms, von dem 12 Gesangsnummern waren, etwas ermüdend wirkten. Unser musikalischer Referent war leider verhindert, dem Concerte beizuwohnen, weßhalb wir uns auf eine mehr allgemeine Resümirung des reichhaltigen Abends beschränken müssen, auf dessen einzelne Nummern alle ins Detail einzugehen überdies den Raum dieser Blätter überschreiten würde. — Unter den Mitwirkenden sind in erster Linie zu nennen die Damen Fabbri, Weyringer und Otto. Frau Fabbri, unsere stets gern gehörte Primadonna, ist in diesen Blättern so oft nach Verdienst gewürdigt worden, daß wir nur hinzuzufügen hätten, daß sie an besagtem Concertabend sehr gut disponirt war und stürmischen Beifall erntete. Fräulein Weyringer von der deutschen Oper zu Rotterdam hat sich am Dienstag beim hiesigen Concertpublikum sehr vortheilhaft introducirt. Sie entfaltete bei klangvollem und umfangreichem Stimmmaterial eine sehr bedeutende, außerordentlich leicht ansprechende Coloratur und überraschende Sicherheit in der Behandlung gesanglicher Schwierigkeiten, und dürfte ihr Name bald unter den ersten genannt werden. Fräulein Otto ist im Besitz einer sehr sympathischen und edlen Mezzosopranstimme und scheint bei aller Anerkennung ihrer tüchtigen Technik besonders für den dramatischen Ausdruck zu incliniren. Frau Charlotte Reger, über welche sich diese Blätter schon früher ausgesprochen haben, überrascht durch eine fast zu tiefe Lage ihrer übrigens vollen Stimme. An gesanglicher Ausbildung kann sich die junge Dame mit den beiden eben genannten Sängerinnen nicht messen. Ebenso verfügt Herr Lederer aus Darmstadt über einen besonders in der mittleren und tieferen Lage ausgiebigen und schönen Tenor, ohne jedoch denselben künstlerisch in der Gewalt zu haben. Die Instrumentalnummern waren u. A. durch Herrn Julius Sachs, welcher die Berceuse von Chopin in seiner rühmlich bekannten eleganten und graziösen Art spielte, vertreten. Eine „Meditation für Violine, Piano und Orgel" von Gounod ward hier zum ersten Male aufgeführt. Das Werk ist ansprechend, aber nicht bedeutend und fand duech die Herren Max Wolf, Sachs und Mulder eine entsprechende Ausführung. Weniger befriedigen wollte uns die von Gounod nachcomponirte Arie zu „Faust", welche Fräulein Otto recht ausdrucksvoll vortrug. Am meisten Effect erzielten ein von Frau Fabbri und Fräulein Otto brillant gesungener Concert-Walzer von Rubini, welcher, in leichtem italienischen Genre gehalten, nur als gut inscenirtes Paradestück Werth hat, so wie das Schifferlied mit Brummstimme von Auber, wobei der Gesangverein „Euterpe" mitwirkte. Eine angenehme Abwechselung durch einige Declamationen brachte Fräulein Frohn von Darmstadt hervor, die erst am Abend zuvor als Parthenia im „Sohn der Wildniß" auf unserer Bühne durch ihr verständiges, maßvolles und natürliches Spiel verdiente Anerkennung gefunden hatte. Ihr schönes declamatorisches Talent hätte Fräulein Frohn nue an einen würdigeren Gegenstand wenden sollen. Das Concert fand im Ganzen sehr freundliche Aufnahme und Beurtheilung.

Das Kunstpedal ist der Name einer neuen Erfindung, welche an die Stelle des bisher üblichen Klavierpedals einen Mechanismus bringt, der — eine kunstgerechte Behandlung vorausgesetzt — die ganze Dämpfung, oder richtiger gesagt, die in viele größere und kleinere Gruppen getheilten Dämpfer in solchem Maße dem Willen des Spielers unterwirft, daß hierdurch eine ganz neue, weit vollkommenere Vortragsweise ermöglicht wird. Der Erfinder, Herr Eduard Zacharia, wird, um den Kreisen der Musikverständigen eine Würdigung des Werths seiner Erfindung zu ermöglichen, einen, mit seinem Werke versehenen, der Pianoforte-Handlung von Lichtenstein und Comp. angehöigen Concertflügel von Hüni und Hubert im kleinen Concertsaale dahier aufstellen, und Montag, den 30. d. Mts., Abends um 7 Uhr, durch mündliche Besprechung, so wie durch Vortrag charakterisirender Musikstücke sein Werk zum allgemeinen Verständniß zu bringen suchen.

Das Journal enthielt neulich einen Artikel, nach welchem in zwei aneinanderstoßenden Häusern der Judengasse zwei vielgenannte Männer geboren wären, Doctor Sichel und James Rothschild. Die Namen der Häuser werden angegeben „Zum rothen Schilde" und „Zur Sichel". Diese Nachricht ist dahin zu berichtigen, daß der Doctor Sichel nicht in dem genannten Hause, sondern in irgend einem anderen der Judengasse geboren wurde, und daß zweitens das Rothschild'sche Stammhaus nicht zum „rothen", sondern zum „blauen Schilde" hieß.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Frisch, Hofmaler in Darmstadt: Die Sonntagsreiter. — Fräulein Schiecholz in Frankfurt a. M.: Ein Genrebild. — Rich. Fresenius in Karlsruhe: Abenddämmerung. — Nachmittagsstimmung. — H. Hoffmann in Frankfurt: Am Brienzer-See. — J. Mehlee in Frankfurt a. M.: Die Hoffnung von Schiller illustrirt. — Eug. Adam in München: Genrebild. — F. Dürck in München: Studienkopf. — C. de Coc, im Haag: Zwei Schnepfen. — A. Burger in Cronberg: Eine Landschaft.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 29. Nov. **Die Hochzeit des Figaro**, Oper in 3 Acten. Musik von W. A. Mozart.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 24.)

Montag, 30. Nov. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. **Maria Stuart**, Trauerspiel in 5 Acten von Schiller. — Maria Stuart: Frau Niemann-Seebach.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 333 und 334. Dienstag, den 1. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Als Blümelhuber zu Hause ankam, standen zu seinem Schrecken dort schon zwei fremde Gesellen, fast eben so satanisch aufgeputzt, als die Vorigen.

Sie frugen ihn ganz ruhig, ob er vielleicht der Pächter sei? und als er es bejahte, gaben sie ihm die tröstende Versicherung, daß im Hause bereits Alles versorgt sei und er daher vor demselben auf seine Gäste warten könne.

Darauf feuerte der Eine sein Gewehr ab und sofort wurde es laut im Wald. *)

Glocken tönten, Stimmen heulten, sogar einige Schüsse fielen; es war, als habe sich eine Windsbraut erhoben und stürme durch die Stämme des Waldes.

Heulend, krachend, schmetternd, läutend, näherte sich in weitem Bogen ein Knäuel schwarzer Gestalten.

„Frauenrieder raus!" hörte der geängstigte Blümelhuber dazwischen; es wurde ihm nicht wohl dabei. War es wirklich Haberfeld, oder war es am Ende gar eine Räuberrotte, geführt von Andreas Gruber, oder war es zuletzt doch wirklich die Hölle, die da gegen ihn losgelassen wurde?

Er wollte fliehen, aber die zwei Burschen hielten ihn fest und der eine sagte mit gutmüthigem Hohne:

„Bleib' nur da, Pächter, sie kommen schon her, Du brauchst ihnen nicht entgegen zu laufen."

Der Mann hatte Recht. Die Masse bildete bald einen Halbkreis vor dem Hause und das Gelöse nahm, wenn es möglich war, eher zu als ab.

Jetzt schlug Einer Feuer und bald flammte ein wie von Geisterhänden zusammengetragener Holzstoß auf und warf ein grelles, unheimliches Roth auf die geschwärzten Gesichter der Umstehenden.

In die Mitte trat ein hoher Mann mit weißem, wallenden Bart, auf ein Zeichen von ihm legte sich der Sturm des Lärmens, und nachdem er erdichtete Namen von einem Pergamentstreifen gelesen, begann er in Knittelversen die Vergehen des neuen Frauenrieder Pächters aufzuzählen. Die Treiber mußten aus guten Quellen schöpfen können, denn selbst jener Unterredung Blümelhubers mit dem Abte, in welcher er den Hochzeitslader aufforderte, ihm die Anhänger der neuen Lehre zu nennen, wurde erwähnt. Hatte vorher die Verlesung der Sünden häufig Gelächter hervorgerufen, so wurde jetzt die Gesellschaft ernst, und fast würdevoll sprach der Haberfeldmeister die Drohung aus, daß von nun an Jeder, der sich noch der neuen Lehre und der Freiheit zu widersetzen versuche, von dem Rügegericht des Haberfelds betroffen werden solle; eine Drohung, welche kurz darauf an dem Kaplan von Irschenberg wahr gemacht wurde. *)

Nach Verlesung der Sündenliste erhob sich noch einmal gewaltiger Lärm, dann ward es plötzlich still und dunkel, das Feuer war so schnell gelöscht, als entstanden und ehe sich Blümelhubers Auge an die Nacht gewöhnt hatte, war von den Treibern keine Spur mehr zu sehen, noch zu hören.

Der Pächter stieß einen derben Fluch über die Haberfeldtreiber aus, wagte sich aber nicht hinunter nach Reisach, aus Furcht, er möchte von ihnen ergriffen und mißhandelt werden.

An die Spitze der geistigen Freiheitsbewegung im Miesgau hatten sich drei edle, herrliche Menschen gestellt, wovon zwei, die Faust am Schwertknauf, die Rechte des Volkes gegen die engherzigen Forderungen des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern schützten, während das begeisterte Wort des Dritten dem Volke die Lehre Luthers verkündete und es zur Ordnung und Ruhe, aber zur Standhaftigkeit ermahnte. Die ersten Beiden waren Graf Wolf zu Valkrain und Herr zu Waldeck, und sein Sohn Wolf Dietrich, welche Beide auf Schloß Wallenburg bei Miesbach residirten, der Dritte aber war ihr tapferer Caplan Preu; drei Ehrenmänner, welche die deutsche Geschichtsschreibung bisher zu wenig gewürdigt hat.

Es war natürlich, daß ihr Beispiel nicht ohne Folgen blieb, als sie sich offen auf des Wittenbergers Seite stellten.

Miesbach hatte sich mit ihnen von Rom losgesagt, alle Tage nahm die Zahl Derer zu, welche das Abendmahl in beiderlei Gestalt verlangten und der heimkehrende Vater erzählte freudig, daß der Druck und die Macht der Klöster vorüber sei.

Auch nach Gozing war die Nachricht vom anbrechenden Freiheitsmorgen gedrungen und in Resel erwachte die gläubige Furcht, daß die wichtige Mittheilung, welche ihr Andreas machen wollte, in seinem Uebertritt zum Lutherthume bestehen möchte.

Resel hatte die Lehren der Kindheit noch zu lieb, als daß sie einen solchen Schritt nicht für unselig gehalten hätte; allein sie war auf der anderen Seite wieder klug genug, um nichts zu verdammen, ehe sie es kannte, und so trieb sie am Tage von St. Petri-

*) Ueber das Haberfeldtreiben ist in der letzten Zeit viel geschrieben worden, viel übertriebenes Zeug. Jetzt ist's nichts anderes mehr, als ein Ausbruch roher Scandalsucht; früher aber, wo fast nur verheirathete Männer die Treiber waren, hatte es allerdings den Charakter eines ernsten Rügegerichts, und solche Teufelsmasken waren oft dabei üblich. Verfasser dieses hat zwar einige Treiben mitangesehen, aber er hat sich bei der Beschreibung des hier Erzählten an die Mittheilungen alter Leute gehalten, welche ein solches selbst mitansahen oder vielleicht auch mitmachten.

*) Archiv von Oberbayern Band XVII.

Digitized by Google

Kettenfeier Liebe und auch Neugierde in die Kirche, wo Caplan Preu von der Befreiung aus den Ketten predigte, welche Rom dem deutschen Volke angelegt.

Glücklicherweise war Resel nicht in's nahe Parzberg gekommen, wo ein Neuerer mit zelotischem Eifer alles Römische verfluchte, sondern sie hörte Preu, der, wie Paulus bei den Athenienſern, die neue Lehre an die alte anzuknüpfen wußte, und so kehrte sie nicht mit Abscheu vor ihr, sondern mit leichten Zweifeln zurück, ob sie ihrer Mutterkirche untreu werden dürfe.

Als sie an der Herrenmühle vorbeiging, begegnete sie dem Abte, welcher sie würdig grüßte und ihr ernst zurief:

„Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet, denn die Hölle hat sich erhoben wider den Herrn und der Fürst der Finsterniß streitet wider die Diener Gottes."

„Ungefähr hat das der Herr Caplan von Miesbach auch gesagt", antwortete Resel nicht ganz ohne Spott.

„Kind, so warst auch Du in der Höhle des Molochs? So hast Du den ersten Schritt gethan zum Tanze um ein goldenes Kalb?" rief der Abt entsetzt. „Therese, Therese, habe ich das um Dich verdient, als ich Dich in unserer Schule mit den Lehren der heiligen Kirche vertraut machte? — Wie heißt das vierte Gebot?"

„Ehre Vater und Mutter . . .", entgegnete das Mädchen.

„Auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebest auf Erden — und wir, die Priester des Herrn, sind mehr denn Vater und Mutter und wachen über Eure Seelen, von denen wir Gott einst Rechenschaft ablegen müssen; aber Deine wahre Mutter ist die Kirche, sie liebe und halte sie heilig und vergiß nicht, was sie Dir Gutes gethan!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Giftmischerin Marie Jeanneret von Locle vor dem Genfer Schwurgericht.

Genf, 25. November.

In der zweiten Gerichtssitzung legte zuerst Herr Dr. Dor von Vevey, gegenwärtig Professor an der Berner Universität, Zeugniß ab. Er bestätigte, daß die Jeanneret ihn innerhalb zwei Jahren vom Jahre 1865 an mehrere Male wegen Augenkrankheit consultirt hat, daß er aber ihrer Angabe, bald an dem einen Auge, bald an beiden blind zu sein, nicht glaubte, daß er ihr nie Atropin verschrieben, sondern im Gegentheil bei ihr Mittel gebrauchte, welche eine die Pupille zusammenziehende Wirkung ausüben. So habe er ihr auch Morphin in ziemlich starker Dosis gegeben, weil es wie das Physostigmin wirkt. Herr Dor bemerkte weiter, daß er die Angeklagte für lügnerisch, bösartig und zum Krankenwärterdienst ungeeignet gehalten, daß er ihr deßhalb auch eine Empfehlung zum Eintritt in die Reymond'sche Krankenschule verweigert und einer Frau Dupertius in Roche abgerathen habe, sich mit ihr für Gründung einer Krankenpension zu associiren.

Auf Befragen des Präsidenten hält Dor die Jeanneret wohl für hysterisch afficirt, allein nicht von der wirklichen Hysterie behaftet, dagegen in Folge des steten Gebrauchs der besagten Gifte für nervös aufgeregt und nicht vollständig für ihre Handlungen verantwortlich.

Ueber den Charakter und die Folgen der Monomanie citirt Dor eine bedeutende Autorität in dieser Frage, Herrn Esquirol, welcher folgende Beschreibung gibt: 1) Der Monomane handelt isolirt, ohne Mitwisser (dieß ist der Fall bei der Jeanneret); 2) er handelt ohne verbrecherischen Beweggrund (dies trifft ebenfalls bei der Angeklagten zu, da sie zu leben hatte und aus den Todesfällen keinen Vortheil zog); 3) er wählt seine Opfer nicht aus (die Thatsachen beweisen, daß die Jeanneret ohne Auswahl der Personen gehandelt); 4) er, der Monomane, klagt sich in der Regel selbst an und überliefert sich den Gerichten (dieser Fall ist bei der Jeanneret nicht eingetreten, doch hätte er später vorkommen können.)

Nach Herrn Dor fehlt bei der Jeanneret noch ein weiteres bezeichnendes Merkmal der Monomanie: das Hören auf übernatürliche Stimmen, das Unterwerfen gegenüber einer unsichtbaren höheren Gewalt. Herr Dor ist der Ansicht, daß im vorliegenden Falle, der einzig in der gerichtlichen Medicin dastehe, die Frage der moralischen Verantwortlichkeit als die Hauptsache betrachtet und gründlich studirt werden möge, und kommt zum Schlusse noch einmal auf den Umstand zurück, daß das ständige Anwenden von Atropin an den Augen während drei Jahren eine vollständige Nervenüberreizung hervorrief, die Wirkungen eines Opiumberauschens erzeugte, was um so mehr bei der Jeanneret zu berücksichtigen sei, als sie im Gefängniß, wo sie keine Gelegenheit mehr hatte, Giftmittel an sich anzuwenden, nach der officiellen Untersuchung ruhiger und in verhältnißmäßig gesundem moralischem Zustande sich befunden hat.

Daß die Aussagen und Ansichten einer Berühmtheit, wie die des Professor Dor, einen großen Eindruck hervorbrachten, läßt sich denken. Zurlinder, der Vertheidiger, wird sich sehr auf Dr. Dor's Zeugniß stützen.

Dr. Muret von Vevey erklärt schriftlich, daß er die Jeanneret für hysterisch und nicht für alle ihre Handlungen verantwortlich halte.

Dr. Goudet, welcher sie in Genf mehrere Male behandelte, glaubt nicht, daß ihre Anfälle erheuchelt waren, und führt insbesondere an, daß sie einen Hang für schmerzhafte Behandlung an sich selbst hatte.

Nach diesen ärztlichen Erklärungen kamen theils mündliche, schon in frühern Berichten erwähnte Angaben von Personen aus Vevey, Lausanne und Locle an die Reihe. Wir heben hieraus nur hervor, daß der Onkel der Angeklagten, Aug. Jeanneret-Grosjean, und ihr Vormund Mathey-Doret bezeugten, sie habe von Jugend an an Nervenkrankheiten gelitten, sei schwer zu erziehen, eigensinnig, unbeständig, excentrisch gewesen, später, namentlich seit der religiösen Erziehung durch den Pastor Dubois in Bülle, habe sie eine pietistische Richtung angenommen und stets nicht vorhandene Krankheiten vorgegeben.

Vom Präsidenten aufgefordert, beantwortete die Angeklagte die Aussagen der bisher vernommenen Zeugen dahin, daß sie wirklich krank gewesen; daß ihr das Atropin für ihre Augen zum Einspritzen von den Aerzten Muret, Goudet und Dor vorgeschrieben worden; daß sie dies energische Mittel, das ihr sehr gut bekam, selbst dann noch fortsetzen wollte, als Herr Dor gesagt, sie sei nicht mehr blind; daß sie Atropin nie für ein Gift gehalten; daß sie Medecin leidenschaftlich liebe und deßhalb so oft zu den Aerzten gegangen.

Auf die specielle Frage des Präsidenten, ob sie derartige Mittel auch Andern gegeben, fing sie an zu weinen und sagte: „Ach ja, ich hatte Unrecht; ich habe mich vergessen; ich wollte Mittel eingeben, welche die Aerzte nicht vorgeschrieben haben, das ist mein Fehler."

Auf weitere Fragen sagte sie, daß sie ein wahres Vergnügen gehabt, stets eine Apotheke mit sich zu führen; daß sie der Fräulein Berthet kein Atropin, sondern Aether mit Zuckerwasser zum Beruhigen habe geben wollen und daß sie sich vielleicht im Fläschchen vergriffen; daß sie der Madame Chabloz in Lausanne Laudanum gegeben, vielleicht mit Kirsch- statt mit Orangenwasser,

Digitized by Google

welch letzteres daher den Brandschmerz an den Lippen der Madame Chabloz verursachte.

Nach dieser Antwort der Angeklagten war eine Stunde Unterbrechung.

Bei der Wiederaufnahme der Verhandlungen wurde Herr Juvet als Zeuge vorgeführt. Er wiederholte das schon Bekannte in Bezug auf das rasche Dahinscheiden seiner Frau und Tochter und der Fräulein Gay und Junod, erwähnte indessen doch etwas, was Aufsehen erregte. Man habe, sagte er, eines Tages unter der Stiegenlaterne einen anonymen Brief gefunden, der in allgemeinen Ausdrücken auf verbrecherische Thaten aufmerksam machte. Er habe, fügt Juvet bei, dem Briefe keine Wichtigkeit beigelegt und denselben zerrissen.

Der Vertheidiger Zurlinden stellt hierauf an Juvet die Frage, ob die Angeklagte nicht großen Eifer für die Pension und große Anhänglichkeit an Frau Juvet bewiesen, im Interesse der Pension Reisen gemacht und ihm sogar Geld geliehen habe?

Herr Juvet anerkennt den Eifer und die Anhänglichkeit, verneint die Reisen im Interesse der Pension und gesteht zu, daß die Angeklagte bei einem Pastor für ihn die Vermittlerin zu einem Anlehen von 300 Fr. gemacht.

Zurlinden nimmt Act von dieser Erklärung, die beweise, daß Fräulein Jeanneret, selbst wenn sie der ihr vorgeworfenen Verbrechen schuldig wäre, doch noch andere gute Gefühle gehabt.

Von den weiteren Zeugen sagt Madame Juvet-Talon, daß ihre Schwägerin Madame Juvet im Delirium ausgerufen: „Diese Jeanneret will mich immer vergiften."

Auf die Frage eines Geschworenen, ob die Jeanneret etwas aus dem Hause entwendet, gab Zeugin eine verneinende Antwort.

Das Dienstmädchen der verstorbenen Madame Juvet, Felicia Champury, erst 18 Jahre alt, gab auffallend klare und präcis ausgedrückte Antworten. Nach ihr prophezeihte die Jeanneret schon mehrere Tage zuvor das Krankwerden der Madame Juvet und machte dabei insbesondere auf die Augen der Madame Juvet aufmerksam. Die Jeanneret, sagte die Jungfer Champury, hatte eine wahre Leidenschaft, Krankheiten anzudichten. Auch mich z. B. hat sie veranlaßt, zum Arzt zu gehen; ich befand mich aber ganz wohl und habe die verschriebenen Pillen weggeworfen. (Gelächter.)

Ueber den anonymen Brief, von Juvet unter der Laterne gefunden, befragt, erinnerte sich die Champury folgenden Inhaltes: „Sie senden sehr rasch Ihre Leute zum ewigen Vater! Nehmen Sie sich vor dem neuen Platz und seinem Werkzeug in Acht!"

Von den übrigen noch während dieser Sitzung ins Verhör genommenen Zeugen ist nichts besonders zu bemerken, außer daß die Doctoren Binet und Juillard die Aerzte der in der Pension Juvet verstorbenen Personen gewesen sind und nichts Verdächtiges (!) bemerkt haben.

Zum Schlusse der Sitzung, vom Präsidenten befragt, antwortete die Angeklagte, daß die Personen in der Pension Juvet schon krank gewesen, bevor sie als Wärterin zu denselben berufen worden; daß sie denselben allerdings Medicin gegeben und Versuche an ihnen gemacht habe, daß sie es aber nicht gethan haben würde, wenn die Personen gesund gewesen wären; daß sie von den Bonbons und dem Cacao stets selbst gegessen und daß ihr Voraussagen von Krankheiten aus ihrer Beobachtung und Erfahrung herrühre.

Die Angeklagte antwortet mit auffallender Sicherheit und Geistesgegenwart. Sie ist nie nach einer Antwort verlegen und wundert man sich darüber um so mehr, als sie während der übrigen Verhandlungen wie versteinert und in vollster Gleichgültigkeit dasitzt.

Schluß dieser zweiten Sitzung um 4½ Uhr Nachmittags.

Nachmittags 3 Uhr in der dritten, Mittwochssitzung, waren das Zeugenverhör und die Fragenstellungen an die Angeklagte beendigt und der Staatsanwalt begann sein Requisitorium.

Die Verurtheilung brachten wir bereits in der zweiten Beilage zu 332 des Journals.

Der Yankee-Doodle.

Nur wenigen unserer Leser wird der Titel dieses amerikanischen Nationalliedes noch unbekannt sein; eine Mittheilung des Textes in einer Uebersetzung von E. A. Zündt dürfte daher nicht unwillkommen sein. Diese amerikanische Marseillaise lautet:

Yankee-Doodle. *)

Zum Spott dereinst wohl durftet ihr
Uns Yankee-Schlingel nennen;
Heut' aber ziehn zum Siege wir,
Ihr sollt das Liedchen kennen!
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle-Dandy!
Wie der Rothrock Reißaus nahm
Vor'm Yankee-Doodle-Dandy!

Wer ficht, der spielt nicht Feberball;
Doch soll, was muß, geschehen!
Fest wird bei Yankee-Doodle's Schall
Der Yankee-Bursche stehen.
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle-Dandy!
Vorwärts! ruft der Capitän
Beim Yankee-Doodle-Dandy.

Der Länderdieb komm' über's Meer!
Wir wollen's bald ihm zeigen!
Frisch, Yankee-Buben, kommt nur her,
Woll'n ihn nach Hause geigen!
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle-Dandy!
Die Yankee-Büchse singt den Baß
Zum Yankee-Doodle-Dandy.

Was, gleich dem Yankee-Doodle, kann
Die Vorzeit uns verjüngen!
Zum Lied, das Einer erst begann,
Millionen Chorus singen.
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha;
Yankee-Doodle-Dandy!
Rollen wird um's Erdenrund
Der „Yankee-Doodle-Dandy."

Dich, Yankee-Doodle, nicht allein
Amerika soll wittern!
Sollst überall willkommen sein
Und jeder Fürst soll zittern!
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle-Dandy,
Freiheit ist der Quell vom Lied
Des Yankee-Doodle-Dandy!

*) Das Wort „Doodle" bedeutet: ein fauler Schlingel, ein Bummler.

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Die Stumme von Portici.

Die oberste Leitung unseeer Bühne scheint endlich das von der Kritik längst ausgesprochene Bedürfniß einer Auffrischung des Opern-Repertoire's selbst zu fühlen und damit umzugehen, demselben Rechnung zu teagen. Da die Bühnenverhältuisse der Fortsetzung des Versuches, neue Opern vorzuführen, eben nicht günstig sind, so thut sie wohl daran, ältere, bewährte und lange nicht gegebene Werke wieder neu einstudirt zur Aufführung zu beingen. Wenn wie auch nicht unteelassen wollen, hieebei zu bemerken, daß die unserer vaterländischen Componisten eigentlich zunächst Anspruch auf diese Wiederbelebung hätten, so wüßten wir dennoch keinen Grund anzuführen, der uns bestimmen könnte, gegen die Wiederaufführung von Auber's „Stumme von Portici" zu eifern. Im Gegentheil heißen wir diese Oper, ungeachtet des Mangels wirklicher Vertiefung in den Stoff und eines diesem ganz entsprechenden Styles, willkommen um des feischen, anregenden und volksthümlichen Elementes willen, das sie durchdringt und ihr nach vierzig Jahren noch so zündende Wirkung verleiht. Diesen großen Vorzug dankt sie nächst dem Genius ihres Verfassers der Zeit ihrer Entstehung. Damals (1828) waren Gluck's reformatorische Bestrebungen in Frankreich noch nicht ganz vergessen. Seine Componisten schrieben noch natürlich, einfach und leicht sangbar. Ihr Orchester kannte die drei Jahre später (1831) erfundenen Meyerbeer'schen „Teufeleien" noch nicht und unterordnete sich, ohne interessellos zu weeden, in gebührender Weise der Singstimme. Diese heut zu Tage nicht hoch genug anzuschlagenden Vorzüge sprächen allein schon genügend zu Gunsten des Werkes, wenn es nicht noch überdies einer außerordentlichen Beliebtheit in der ganzen musikalischen Welt und auch in unserer Stadt sich erfreute.

Die Anforderungen, welche die Oper an Sänger, Darsteller und den Regisseur macht, sind allerdings keine geringen und übersteigen im Ganzen die Gränzen der Leistungsfähigkeit der dem hiesigen Institute angehörigen Kräfte. Nichtsdestoweniger war die Aufführung, welche durch die Mithülfe von sechs Mitgliedern des Ballets der Hofbühne zu Darmstadt an Bedeutung und Abrundung gewann, eine verhältnißmäßig gute. Fräulein Albert überraschte in der Titelrolle wirklich durch die Lebendigkeit, Deutlichkeit und Wahrheit ihrer Geberdensprache. Am besten gelang ihr die Erzählung ihres teaurigen Schicksals im ersten Acte. Ihre Leistung fand mit Recht lebhaften Beifall. Nächst ihr verdient vor Allen Herr Colomann-Schmid als Masaniello genannt zu werden, der sehr gut bei Stimme war und sichtlich viel Mühe und Fleiß auf diese Rolle verwendet hatte, deren gesanglicher Theil ihm, mit Ausnahme des Schlummerliedes, sehr bequem liegt. Am hervorragendsten war er im Duette mit Pietro, das er mit dem Aufgebot all seiner schönen Mittel energisch und feurig durchführte. Selbstverständlich gelang ihm die Barcarole. Aber auch das Schlummerlied wußte er durch geschickte Benutzung des Falsetts recht annehmbar zu gestalten. Zur Erzielung einer vollständigen Wirkung in der großen Scene des letzten Aetes reicht seine schauspielerische Befähigung, die übrigens im Verlaufe des Abends manche hübsche Momente bot, nicht völlig aus. Das Publikum nahm seine Leistung mit sehr warmer Theilnahme auf.

Unter den übrigen Rollen ist nur die des Pietro noch dankbar zu nennen. Herr Pichler gestaltete sie möglichst wiekſam. Fräulein Rutland ist mit der Partie der Elvira keine eben beneidenswerthe Aufgabe geworden. Diese hätte aber immer noch lebensvoller gelöst werden können, als es der Fall war. Noch übler ist der Schwächling Alfonso daran, der unter den Händen des Herrn Cassio nicht an Bedeutung gewann. Unter den Balletgästen verdient besonders Fräulein Dittmann ob ihres Feuers und ihrer Gewandtheit erwähnt zu werden, obwohl auch die übrigen Damen des Lobes würdig waren und Beifall errangen. Das Orchester unter Herrn Kapellmeister Lachner's Leitung war gut, doch von dem Feuer, das der Musik innewohnt, im Allgemeinen nicht viel zu verspüren. Von den neuen Decorationen gefielen uns am meisten die des vierten Aetes. Der Ausbruch des Vesuvs hätte bald das Haus in Brand gesteckt. Zum Glücke wurden aber die leichten, in Flammen gerathenen Gardinen sogleich gelöscht. Die Volksscenen waren gut, wenn eben auch nicht sehr malerisch in Scene gesetzt.

Die äußerst zahlreich versammelten Zuhörer sprachen lebhaften Antheil an dem Ganzen durch wiederholten Beifall und Hervorruf aus, der den Hauptdarstellern, dem Herrn Regisseur und beiden Maleen, den Herren Hoffmann und Lübenau, zu Theil wurde. △

Frankfurt, 30. November.

Das durch sein Auftreten in den Nachbarstädten schon sehr vortheilhaft bekannt gewordene schwedische Sängerquartett der Herren Luttemann, Köster, Elfberg und Ryberg wird — wie wir vernehmen — auch in unserer Stadt sich höeen lassen. Zur Charakterisirung desselben führen wir ein Urtheil des „Mannheimer Journals" über die Leistungen der Genannten an. Das „Mannheimer Journal" schreibt: „Es ist etwas Herzergreifendes um diese eigenartig ansprechenden schwedischen Weisen, von diesen prachtvollen Stimmen mit einer Peäcision vorgetragen, als entstammte der vierstimmige Gesang einer einzigen Kehle, und mit einer Reinheit der Aussprache, die auch im wie Geisterhauch verschwebenden Pianissimo noch jede Sylbe deutlich vernehmen läßt. Gemüth und Verstand des Zuhörers wird gleichmäßig angesprochen durch das Ensemble dieser edeln Kunstleistungen. Von den vorgetragenen Nummern hatte jede ihren eigenthümlichen Reiz; vorzugsweise angesprochen schien das Auditorium durch die von Ohlsson arrangirten schwedischen Volksweisen, namentlich durch die zweite, Nummer 5 b, und durch die Brautfahet von Hardanger."

Wir machen darauf aufmerksam, daß gegenwäetig im Städelschen Kunstinstitut Bonaventura Genelli's Compositionen „Aus dem Leben eines Wüstlings" ausgestellt sind. Dieselben sind Eigenthum des Instituts und aus dem Nachlaß des Kunsthändlers Mettenius, für den sie Genelli im Jahre 1845 gezeichnet, nachdem er sie schon im Jahre 1840 für den Prinzen Albert von England entworfen hatte. Später (im Jahre 1850) hat er sie bekanntlich für Brockhaus in Leipzig nochmals gezeichnet, wodurch sie alsdann in die Oeffentlichkeit gelangten. Unser hiesiges Exemplar besteht indeß aus nur 8 Blatt.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Schaufert, der Dichter des „Schach dem König" hat ein neues Lustspiel „Die Kaiserlichen im Quartier" vollendet und dem Wiener Karltheater zur Aufführung überlassen.

„Zwei mecklenburgische Herzöge oder Pflicht und Leidenschaft", historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert von J. Wilborn. 2 Bände. (Malchin, Wendl.) Die beiden Herzöge sind die Brüder Karl Leopold und Christian Ludwig, der Held des Stückes. Ihn hatte die Pflicht für das, durch des Erstgenannten tollen Despotismus schwer geschädigte, Vaterland aus seinem idyllischen Stillleben zu Rom heimgerufen. Auch er vermochte nicht, den ärgsten Landschaden, die herrschsüchtige und eigennützige Junkerkaste, wegzuschaffen, und mußte sich begnügen, den Rostocker „Landesvergleich" (1755) zu Stande zu bringen. Doch wirkte sein edlee Sinn viel Gutes für das Volk, und seine Kunstliebe gründete das erste deutsche Hoftheater, in welchem Eckhoff und seine Genossen wirkten. Die Verfasserin hat in der anziehendsten Weise die verschiedenartigsten Charaktere und Ereignisse dargestellt, und rührende wie wildbewegte Vorgänge mit lebendigen Farben geschildert. Wir hätten nur Zeniden, der früheren Geliebten Christians, einen versöhnenderen Abschluß ihres Schicksals gewünscht. Im Uebrigen lösen sich die vielfachen Aufregungen, die der Leser empfindet, in wohlthuender Weise, und die poetische Gerechtigkeit waltet, soweit die geschichtliche es gestattet.

„Gaea" (Köln, E. H. Mayer) IV. 9 enthält: Hocker's Eröffnungsrede der britischen Naturforscherversammlung in Norwich 1868 (S. 497 sind bei einigen Wörtervergleichungen Wagnisse des Redners und ein Fehler des Uebersetzers zu bemerken); O. Büchner über alte Pyrenäengletscher; die Nordlichter, von H. Weber; die Mehrmühlen auf Kephalonia, von Unger; Boucher de Perthes; viele kleine Aufsätze und Mittheilungen von vielfachem Interesse für Naturforschung und Länderkunde.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 1. December. **Die Stumme von Portici**, große Oper mit Ballet in 5 Acten von Scribe. Musik von Auber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 25.)

Mittwoch, 2. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. **Othello**, Trauerspiel in 5 Acten von Shakespeare, übersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck. — Desdemona: Frau Niemann-Seebach.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 335. Mittwoch, den 2. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Die Worte des Abtes fanden Widerhall in der Seele Resels und sie nahm sich fest vor, ihren Bräutigam vor dem unseligen Austritt aus der Kirche zu warnen, als sie kurz nach Gebeitläuten hochklopfenden Herzens nach dem alten, zerfallenen Schusterhäuschen in Reisach ging.

Es war ihr unheimlich zu Muthe in der Einsamkeit und die Ruine der Hütte, welche allerlei Strauchwerk wild überwucherte, konnte ihr Unbehagen nur steigern.

Sie wartete lange und ungeduldig, endlich war es ihr, als hörte sie die Schritte zweier Männer; dann vernahm sie deutlich, wie eine fremde Stimme frug:

„Wo er nur bleibt? er könnte doch schon längst da sein!"

„Weiß der Henker, was in Frauenried los ist; ich habe Lärm und Schießen gehört, zuletzt haben sie den Blümelhuber überfallen"; flüsterte die zweite Stimme.

„Verdammt, zuletzt sind wir umsonst da und der Abt muß sich was anderes aussinnen, um Tauben zu fangen."

„Ach was, wenn das Mädel kommt, packen wir's und tragen's in's Kloster, dort kann es pfeifen, bis es vernünftig geworden ist und sich den Wünschen des Abtes ergibt."

„Wenn es nur nicht so verrückt dunkel wäre, es gäbe einen schönen Spaß, sperrten wir einen falschen Vogel in unseren Kasten", lachte der Erste wieder.

Resel hatte jetzt genug gehört. Vorsichtig und leise schlich sie sich aus den Büschen und nach der entgegengesetzten Seite; sie wagte nicht nach dem Elternhause zurückzukehren, aus Furcht, den Scherzen des Abtes in die Hände zu fallen und eilte südwärts das Schlierachthal hinauf.

Da zerrissen die Wolken und im freundlichen Mondlicht sah sie nördlich auf dem hohen Mangfallufer das Haus des Vaters.

„Fort, fort!" rief es in ihr, denn immer glaubte sie sich noch verfolgt, noch nicht sicher vor den Armen des Abtes, der unter der heuchterischen Maske eines um ihre Seligkeit besorgten Vaters selbst mit Gewalt nach ihrer Ehre trachtete.

Zwei Wochen waren vorbei und vom Morgen bis zum Abend suchten die Bauern mit dem unglücklichen Vater nach einer Spur der verschwundenen Resel; alle Abend kehrten die Burschen zurück von der Suche und brachten der Mutter, die keine Thränen mehr hatte, nichts als den neuen Schmerz getäuschter Hoffnung.

Keiner aber war so unermüdlich gewesen im Suchen, als der Heiligenmaler, kein Berg war zu hoch, kein Felsen zu steil, er war hinaufgeklettert, aber Keiner kehrte so niedergeschmettert zurück, als Anton. Träumend und kraftlos schlich er zuletzt in der Gegend herum, wo er mit Resel gesprochen, und am Abend von Mariä Himmelfahrt kam er willenlos an das Klosterthor zu Weyarn und klopfte da an.

„Wer ist draußen?" frug der Frater Pförtner.

„Ein Lebensfatter und ein Lebensmatter", antwortete Anton mit milder Stimme.

Hinter ihm schloß sich knarrend die Thüre und seine Schritte hallten in den hohen, langen Gängen unheimlich wieder, als er nach den Zimmern des Abtes eilend ging.

Wohl über eine Stunde blieb er bei dem Vorgesetzten der Brüder des heil. Augustin zu Weyarn, und als er schied, um die ihm angewiesene Zelle einzunehmen, sprach Abt Oswald feierlicher denn je, indem er die Hände segnend auf des Novizen Haupt legte:

„Gott segne Deinen Eingang und der Glaube werde mildernd Oel für den Sturm in Deiner Seele, mein guter Bruder Lucas Antonius!"

Man sagt, der erste Traum in einer neuen Wohnung gehe in Erfüllung; Anton hatte diesen kleinen Aberglauben von seinem Vater geerbt, der ihn oft im Scherze vertheidigt hatte, und deßhalb stand der junge Mönch mit einem fröhlicheren Gesichte auf, als seine jetzigen Brüder es erwartet hatten; ihm hatte nämlich in der Nacht geträumt, er sei im Himmel, aber er war allein und keine geliebte Stimme tönte an sein Ohr. Da war er hingekniet und streckte verlangend die Arme in der Finsterniß aus und rief: „Vater, Vater, Du hast mich auf der Erde allein gelassen, hast mir genommen, was ich da unten geliebt, willst Du mich denn auch im Himmel allein lassen?" Da wurde es hell um ihn, tausend Stimmen sangen ein fröhliches Lied; wohin sein Auge blickte, sah es herrliche kühne Bauten oder Statuen, welche zu leben schienen. Da trat aus einem Portale eine hohe, wunderholde Gestalt mit einem Kinde auf dem Arm; sie trug die Züge der verlorenen Geliebten, aber Anton erkannte in ihr die Himmelskönigin und sank betend zu ihren Füßen. „Weine nicht, Du bist nicht einsam", sprach sie mild, „denn noch bist Du nicht im Himmel, sondern vor seinen Thoren; hast Du das Mittel, sie zu öffnen, gefunden, dann wirst Du selig sein." „Heilige Mutter Maria, ich habe Dir auf Erden treu gedient, ich habe geglaubt und gelitten, erbarme Dich meiner und soll denn der Glaube nicht das Mittel sein, das mir den Himmel öffnet?" frug Anton bebend. „Das Können und Wollen ist es", sprach die Gestalt ernst, „Du hast Dich der Kunst geweiht, Lucas Antonius; auf, diene ihr wirklich und Du wirst nicht mehr einsam sein und die Thore des Himmels werden sich Dir öffnen."

Da war er aufgewacht, aber sein Wille war festgeworden, er wollte der Kunst ernster dienen, als bisher, und kurz nachdem er

Digitized by Google

eingekleidet war, trat er vor den Abt und erinnerte ihn an sein Versprechen, das er ihm einst in der Herrenmühle gegeben.

Der Abt sah ihn lange an, dann sprach er, und ein tiefer Kummer klang in seiner Stimme:

„Anton, mein Sohn, mein lieber Sohn, so muß ich denn mich von Dir trennen. Ich habe noch keinen Menschen so geliebt, wie Dich; aber Dein ist das Leben, Dein ist die Kraft, Dir es schön zu machen. So ziehe denn hin gen Italien, übe die Kunst und bringe Deinem Kloster durch sie Ehre! Aber bist Du ein Meister geworden, so kehre zurück in meine Arme, daß mein Alter froh werde. Und so segne Dich der Herr und behüte Dich und lasse Sein Angesicht leuchten über Dir und gebe Dir Seinen Frieden!"

Seit seiner Jugend hatte Abt Oswald nie so tiefgefühlt gesprochen, nie war sein Schmerz und seine Liebe ehrlicher und uneigennütziger gewesen — dießmal war er ein Mensch und zwar ein guter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Giftmischerin Marie Jeanneret von Locle vor dem Genfer Schwurgericht.

Genf, 26. November.

In der dritten Sitzung wurde der Rest der Zeugen verhört, welche meistentheils wiederholten oder constatirten, was in den Anklageacten schon gesagt worden.

Nach geschlossenem Zeugenverhör stellte der Präsident noch einmal über die 9 Opfer specielle Fragen an die Angeklagte, welche antwortete, daß sie sich bezüglich der Damen Bourcart, Légret und Fritzgès getäuscht und an den Fläschchen vergriffen (hierüber Aufregung in der Versammlung), daß sie dem Fräulein Gay Morphin, dem Fräulein Junod Belladonna und Morphin, der Madame Juvet (nicht Javet, wie im ersten Bericht irrthümlich gesetzt wurde) und der Fräulein Juvet Morphin, der Madame Bouvier zwei bis drei Mal Morphin und dem Herrn Gros Atropin gegeben, daß sie damit nichts Schlimmes zu thun, sondern im Gegentheil die Kranken zu beruhigen glaubte und erst im Gefängniß eingesehen habe, daß sie unrecht gehandelt.

Es fing schon an, dunkel zu werden, als Staatsanwalt Turettini die Verhandlungen der 3 Tage resumirte.

Er betrachtet den Fall als einen der schwierigsten, über welchen Geschworene zu entscheiden haben. Obwohl bedeutende Männer der Wissenschaft in diesem Raume die Verbrechen als Folge entweder von angeborener Krankheit (Hysterie und Monomanie) oder von eingenommenem Gift, wie Atropin, zu erklären suchten und die Verantwortlichkeit der Angeklagten bezweifelten, obwohl selbst die achtbarsten Zeugnisse von Verwandten den Keim zu solchen Thaten schon in der frühesten Jugend in der Angeklagten gefunden haben wollen und ein Zeuge sogar mit einer gewissen Beredtsamkeit und dem Schein voller Wahrheit sagte: „sie sei mit einem moralischen Naturfehler auf die Welt gekommen", so könne er doch nach Pflicht und Gewissen und nach reiflichster Ueberlegung gegenüber der Größe der Verbrechen die angebrachten Entlastungsmomente nicht als durchschlagend ansehen. Die Verbrechen seien mit einer solchen Vorausberechnung, mit einer solchen Raffinirtheit und mit einer so fürchterlichen Kaltblütigkeit verübt worden, daß man sie unmöglich in die Kategorie von Verbrechen, welche von hysterischen Personen und Monomanen begangen werden, stellen könne. Die Geschichte habe bis jetzt keine so scheußlichen Folgen der Hysterie nachgewiesen, auch bei der Monomanie sei immer wenigstens eine der geistigen Fähigkeiten gestört und lasse keine Vorausberechnung zu. Aber nicht bloß die raffinirte, Schauder erregende und eine durchaus grundverdorbene Natur verrathende Art und Weise, mit der die Verbrechen vorbereitet und begangen wurden, sondern auch die Haltung der Angeklagten in diesen Sitzungen, ihre berechneten Ausflüchte und ihr abgefeimtes Vertheidigungssystem bestärken ihn, keine Entschuldigung zuzulassen. Nachdem er der Reihe nach all' die Fälle noch einmal aufgezählt und die bezüglichen Antworten und Ausflüchte der Verbrecherin analysirt hatte, schloß der Staatsanwalt seine wahrhaft erschütternde Anklage mit folgenden Worten an die Geschworenen: „Ihr seid ohne Zweifel von der Verantwortlichkeit der Angeklagten überzeugt; Ihr habt somit das Recht, auf sie das Fürchterlichste, was das Gesetz enthält, anzuwenden. Der Vertheidigung gegenüber kann ich nur Eine Concession machen, indem ich sage: „der Fall ist entsetzlich, wenn auch allerdings noch geheimnißvoll". Wie dem auch sei, meine Herren Geschworenen, das Urtheil, welches Ihr fällt, wir werden es als den Ausdruck der Gerechtigkeit hinnehmen."

Es war schon 5 Uhr Abends, als der Staatsanwalt mit diesen ernsten Worten schloß. Die Sitzung wurde auf Donnerstag vertagt.

An diesem Tage, in der vierten Sitzung, welche Schlag 9 Uhr begann, wünschten die Geschworenen, bevor der Vertheidiger Zurlinden das Wort nahm, daß die Angeklagte sich noch einmal über die Vergangenheit, namentlich über die Gründe, warum sie Königsfeld und Locle verlassen, ausspreche.

Sie erwiderte darauf ganz kurz, daß sie Königsfeld aus Gesundheitsrücksichten und Locle wegen eines nicht zu Stande gekommenen Heirathsprojectes verlassen habe.

Zurlinden ist erstaunt, daß der Staatsanwalt im vorliegenden Falle die Nothwendigkeit der Anwendung der Todesstrafe habe durchblicken lassen; dieß sei nach dem Gesetze nur zulässig, wo eine Absicht des Verbrechers vorliege; allein bei Marie Jeanneret hätten die Debatten nachgewiesen, daß sie nie eine solche Absicht gehabt, daß sie die auch an sich selbst angewandten Mittel nicht für tödtende Gifte gehalten, daß sie dieselben zum Beruhigen gegeben, daß sie die Kranken treu gepflegt und nicht, wie wirkliche Verbrecher, in der Todesstunde scheu und schuldbewußt verlassen habe. Weiter hebt Zurlinden hervor, daß bei Verbrechen immer besondere Motive, wie Habsucht, Rache, Eifersucht ꝛc., vorhanden seien, was sich bei der Jeanneret nicht herausgestellt habe. Sollte aber selbst, fährt Zurlinden fort, bei den Geschworenen die Meinung obwalten, daß die Angeklagte im Bewußtsein der schweren Folgen ihrer Handlungen gewesen, so müßten sie dies durch ihren krankhaften geistigen und körperlichen Zustand entschuldigen und dabei das Zeugniß von zwei wissenschaftlichen Autoritäten (er meinte wohl Dor und Muret), welche sie nicht für verantwortlich halten, berücksichtigen; denn sie hätten sich zweier Principien zu erinnern, wovon das eine an der Spitze der Gesetzgebung, das andere in dem Gewissen des Menschen eingegraben stehe, nämlich: „im Zustande der Geistesverwirrung gibt es kein Verbrechen und im Falle des Zweifels muß die dem Angeschuldigten günstige Ansicht die Oberhand behalten." Er, der Vertheidiger, welcher die Angeklagte tagtäglich im Gefängniß gesehen und gesprochen, kenne sie besser als alle Die, welche sie bloß während vier Tagen in diesem Saale beobachtet haben, und wenn er sie für nicht schuldig erkläre, so dürften sie Vertrauen zu seinem Ausspruche haben; er überliefere daher ohne Furcht die Marie Jeanneret ihrer (der Geschworenen) Entscheidung.

Der Staatsanwalt, unter Aufzählung all der betreffenden Zeugenaussagen, replicirte, daß die Angeklagte genaue Kenntniß von der Wirkung der Gifte gehabt haben müsse, sonst hätte sie nicht den Tod der ihr anvertrauten Kranken und selbst der Gesunden, welchen sie die fürchterlichen Mittel beizubringen gewußt, stets vorausgesagt.

Digitized by Google

Zurfinden erwidert darauf, daß er nicht an die Gerechtigkeit glauben könnte, wenn hier ein Todesurtheil gefällt würde, und daß höchstens ein Schuldverdict mit mildernden Umständen erfolgen dürfe.

Nach einem ergreifenden Resumé des Präsidenten Colladon zogen sich die Geschworenen zurück und blieben nahezu vier Stunden in Berathung.

Beim Wiedererscheinen erklärten sie die Angeklagte bei acht Fällen für schuldig mit mildernden Umständen und bei dem neunten, Fräulein Julie Juvet, bei der in der Autopsie kein Gift gefunden wurde, für nicht schuldig, worauf der Gerichtshof die Giftmischerin zu 20 Jahren Zuchthaus (travaux forcés) und schließlich auf den Antrag von Duferner, welcher für Herrn Juvet 15,000 Fr. Entschädigung verlangte, zu 10,000 Fr. Schadenersatz an Herrn Juvet verurtheilte.

Zum Schlusse muß ich noch erwähnen, daß die Herren Apotheker, welche so leichtfertig die Gifte verabreichten, und die Herren Aerzte, welche die Pension Juvet zu behandeln hatten, im Publikum sehr stark kritisirt werden. (Bund.)

Rettung aus Seenoth.

Einem vom Vorstand der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger veröffentlichten Bericht entnehmen wir Folgendes:

Am 19. v. M. strandete an der Ostseeküste zwischen Leba und Villau die russische Bark „Dorothea Schmahl"; sofort wurde dem Ortsausschusse und der Rettungsstation Steegen die Anzeige davon gemacht. Derselbe säumte nicht, den nöthigen Apparat an die Küste zu schaffen und das Rettungswerk zu beginnen. Das Schiff hatte schon bedeutend gelitten, ja der Anblick des Vorder- und Hintertheils desselben, welche sich unabhängig von einander bewegten, überzeugte die Rettenden bald, daß das Schiff bereits gebrochen sei. Schleunigst wurde vom Racketenboot aus mit dem Abfeuern von Raketen begonnen. Leider konnte erst die dritte Rakete von den Matrosen erfaßt werden, indem dieselbe gerade auf den Besammast fiel, in dessen Takellage sich die Mannschaft befand. Der Steerblock wurde nun an die Rakete befestigt und das Zeichen zum Anholen gegeben. Dies war durch die umherschwimmenden Schiffstrümmer und dadurch sehr erschwert, daß der Matrose, welcher die Leine erfaßt hatte, sich mit dem andern Arm festhalten mußte. Dennoch gelang es ihm, das Rettungstau hinaufzuziehen, aber in demselben Augenblick brach das Schiff vollständig zusammen, und es war für die Rettenden ein herzzerreißender Anblick, die Mannschaft, welche der Rettung so nahe war, mit den fallenden Masten in die See stürzen zu sehen. Da ward der Rettungsapparat nutzlos. Die Mannschaft suchte sich an den Schiffstrümmern zu halten, Zweie schwangen sich sogar auf das Hinterdeck des Wracks, allein Einer davon wurde bald wieder weggespült. Auf die mit einem Belohnungsanerbieten verbundene Frage an die Fischer, ob sie mit einem Boote durchzudringen vermöchten, gaben diese, wegen der starken Brandung und der von den Wellen umhergeworfenen Schiffstrümmer, eine verneinende Antwort. Trotzdem wurde diese Anfrage erneuert, als man zwei Leute auf Schiffstrümmern heran treiben sah, und da fanden sich denn zwei beherzte Männer, August Radtke und Erdmann Gurt, Beide aus Bodenwinkel, welche, auf die Gefahr hin, von den Wellen verschlungen zu werden, kühn in die See gingen. Freilich wurden sie oft von den Wellen bedeckt und von den Wogen zurückgeschleudert; dennoch gelang es ihnen, den ersten der Herantreibenden in dem Augenblicke zu erfassen, als seine Kräfte ihn verließen, und ihn ans Ufer zu bringen. Bei dem wiederholten Versuche wurde diesen hülfbereiten wackeren Männern aus Vorsicht eine Leine um den Leib gebunden und ein Bootshaken in die Hand gegeben, und so brachten sie denn auch den zweiten, ebenfalls vollständig Erschöpften, glücklich ans Land. — Während dieses Vorgangs versuchten Einige verwegene, aber nach Aussage der Fischer unerfahrene Leute, in einem am Strande befindlichen Fischerboote sich an den Leinen, welche vom Lande aus mit den größeren Schiffstrümmern in Verbindung standen, zur Rettung der noch umhertreibenden Unglücklichen in die See zu ziehen, was jedoch, ungeachtet größter Ausdauer und Anstrengung, vollständig mißlang, so daß die Rettenden den Jammer erleben mußten, die ganze übrige Mannschaft, mit Ausschluß noch eines auf dem Wrack Hängenden, vor ihren Augen in den Wellen verschwinden zu sehen.

Es blieb den Männern der Rettungsstation nur noch übrig, die Rettung dieses Letzten, der vorläufig noch geborgen war, zu versuchen. Die Rettungsstation Bodenwinkel hatte ihren Mörser-Apparat gesendet; die Würfe desselben mißlangen jedoch, da zweimal die Leinen brachen und andere Bomben zu kurz fielen. Deßhalb wurde aus dem Rettungsschoppen eine neue Kiste mit Raketen herbeigeholt. Die erste Rakete ging, weil das Ziel nur noch sehr klein war, etwas zu weit links, die andere führte die Leine gerade auf den Wrack-Rest; da aber die Schußleinen sämmtlich verbraucht waren und deßhalb diese Leine aus Stücken hatte zusammengeknüpft werden müssen, so reichte sie nach dem Schusse nicht mehr bis zum Strande. Nun warf der Mörserapparat noch eine Bombe, welche denn auch glücklicherweise eine Leine dem der Rettung Harrenden zuführte, was jetzt dadurch ermöglicht wurde, daß das Wrack allmählich dem Strande näher getrieben war. Der am Wrack hängende Mann band sich diese Leine um den Leib und nachdem er das hintere Ende derselben mit einem Federmesser abgeschnitten, wurde er von den am Strande befindlichen Leuten an das Land gezogen. So waren nun drei von der Mannschaft gerettet, sechs hatten den Tod in den Wellen gefunden.

Der Apparat hat sich durchaus bewährt und wäre die Rettung der ganzen Mannschaft unzweifelhaft gelungen, wenn sich nicht das Schiff in einem so demolirten Zustande befunden hätte, daß es der erschöpften und erstarrten Mannschaft unmöglich war, zu den Schußleinen zu gelangen. Schließlich vereitelte das Zusammenbrechen des Schiffes die Rettung.

Dieser Fall beweist, daß es bisweilen Menschenkraft übersteigt, aus Seenoth zu helfen; er zeigt aber zugleich, daß die „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" nicht umsonst dafür arbeitet, unsere Küstenbevölkerung zu den äußersten Anstrengungen anzuspornen.

Der Vorstand der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" hat genaue Ermittelungen über den Sachverhalt angestellt.

Mannichfaltigkeiten.

(Unterirdische Wassersnoth.) Die berühmten Salzbergwerke Wieliczka sind mit dem Untergange bedroht. Seit einer Woche zeigt sich eine Ueberschwemmung der Salinen durch die Freilegung einer unterirdischen Quelle, deren die Technik einstweilen noch nicht Herr werden kann. Das Wasser, das unaufhaltsam in die Stollen dringt, steigt in jeder Minute um 160 Cubikfuß und hat bereits die Dämme durchbrochen und große Massen Salz aufgelöst.

(Das Junggesellenthum und seine Folgen.) Cham, der unerschöpfliche Humorist, kann es nicht unterlassen, im „Charivari" auch die Damen zu hecheln, welche mit der Zeit fortschreitend, über sociale Uebel nachgedacht haben. Eine solche Progressistin

Digitized by Google

spricht mit ihrem Manne in einer Pariser Restauration. Beim Zahlen der Rechnung fragt der Kellner: „Nichts für den Garçon? Da erhebt sich die Denkerin und mit erhaben abweisender Geberde ruft sie dem dienenden Junggesellen das Donnerwort zu: „Wir sind nicht gesonnen, das Cölibat zu begünstigen!“ Allerdings kommen oft im Junggesellenleben allerlei Abenteuer vor, die einem gelegentlich sehr übel aufstoßen können. Dafür ein neues Beispiel aus Berlin! Ein junger hübscher Mann sollte zum ersten Mal als Staatsanwalt plaidiren. Man hatte eine allzu liebenswürdige Schöne arretirt. Ihr Blick, auf den Vertreter des Gesetzes gerichtet, scheint zu verrathen, daß sie viel auf Connexionen gibt. Da trägt der Staatsanwalt auf acht Wochen Gefängniß an. „Acht Wochen?“ ruft entsetzt die Dame: „Staatsanwälteken, Du hast mir nie geliebt!“

(Zur Nonne gepreßt.) Man schreibt aus Laibach vom 16. Nov.: Heute wurde eine 16jährige Baronesse von ihrem gräflichen Oheim ihren Eltern unter einem listigen Vorwande entführt und ins hiesige Ursulinenkloster untergebracht. Die Eltern, von dem Verstecke ihrer Tochter unterrichtet, machten Schritte, um von der Oberin des Klosters ihr Kind zurückzuerlangen, jedoch ohne Erfolg. Sie wollen deßhalb gerichtliche Hülfe in Anspruch nehmen.

Frankfurt, 1. December.

Vaudeville-Theater.

Fräulein Marie Reufeld setzt ihr Gastspiel im Vaudeville-Theater vor stets gefülltem Hause mit Beifall fort. Alle ihre Leistungen legen nicht allein Zeugniß eines angeborenen Talentes ab, sondern sind auch sichtlich die Resultate fleißigen Studiums, welche beide Factoren in ihrer Zusammenwirkung denselben ein künstlerisches Gepräge verleihen. Fräulein Reufeld hat für eine Soubrette fast zu viel Stimme und dürfte bei ihren außergewöhnlichen Mitteln, was Gesang, Spiel und Tanz betrifft, wohl berechtigt sein, auf jedem Stadttheater aufzutreten. Ihr Gesang ist voll treffender und fein ausgearbeiteter Nüancen, wie sie neuerdings wieder in der „Gebildeten Köchin“, „Im zoologischen Garten“ und den „Wiener Geschichten“ bekundete. Fräulein Reufeld versteht es, was namentlich bei ihrem Spiel hervorzuheben ist, mit Verständniß der hier herrschenden Geschmacksrichtung alles Anstößige und Zweideutige nur so viel anzudeuten, als die im Stück gegebene Situation nothwendig erscheinen läßt. Bezüglich der Stücke, in welchen die Gastin am Sonntag auftrat, bemerken wir, daß das ersterwähnte für den höheren Blödsinn, den die Fabel desselben entwickelt, viel zu gedehnt ist und nur dann seinem Zweck als „Scherz“ entspräche, wenn es bedeutende Kürzungen erfahren würde. Die zweite Pièce „Im zoologischen Garten“ dürfte, mit etwas weniger Realismus ausgestattet, besser wirken. „Wiener Geschichten“ ist indessen eine recht pikante Blüette und wurde das gewandt zusammengestellte Gesangspotpourri von Fräulein Reufeld mit außerordentlicher Wirkung vorgetragen.

Die prachtvolle Bleistiftzeichnung der weltbekannten Grablegung Christi, nach Pietro Perugio im Palast Pitti in Florenz von unserem Mitbürger Nicolaus Haff bei seinem Aufenthalt in Florenz gefertigt, ist wohl allen Kunstfreunden und Besuchern des Städel'schen Instituts in gutem Andenken. Als der große Kunstkritiker Förster im Jahre 1827, bei Gelegenheit der Münchener Ausstellung, Hoff's Zeichnung als eine der hervorragendsten bezeichnete, faßte der Künstler den Entschluß, dieses prachtvolle Bild durch den Grabstichel dem größeren Publikum zugänglich zu machen. Mit rastlosem Eifer arbeitete er seit dieser Zeit an seiner Schöpfung, und es ist ein Werk hervorgegangen, das dem verdienstvollen Künstler zur größten Ehre gereicht. Die Figuren des Jacobus, Joseph und Johannes, sowie der Maria und Magdalena und des vom Kreuze abgenommenen Erlösers sind mit einer Wahrheit und Treue auf dem Kupferstich wiedergegeben, wie sie kaum schöner auf dem Original sein können. Der Hintergrund mit Jerusalem und den sanft aufsteigenden mit Cedern bewachsenen Höhen geben dem Ganzen einen prachtvollen Anblick. Der Druck von Felsing's Meisterhand ist ausgezeichnet gelungen und eignet sich das Bild, welches im Selbstverlag des Künstlers zu haben ist, zu einer werthvollen Weihnachtsgabe.

Am 25. vorigen Monats hat der Taunus-Club eine seiner stets heiteren und gemüthlichen Versammlungen abgehalten. Als Lokal ist für ähnliche künftige Fälle die Restauration des Herrn Pré im Hause des Neuen Bürgervereins ausersehen worden. Der Versammlung lagen verschiedene Bauriße für den auf dem Altkönig projectirten Aussichtsthurm (Uhlands-Thurm zu nennen) vor. Herr Eugen Peipers hatte für die zum Besten jenes Baues im Gange befindliche Verloosung zwei Ansichten des Altkönigs, treffliche Aquarelle, verehrt, welche allgemeinen Beifall fanden. Gegen 400 Loose zu 12 kr. fanden sofort ihre Abnehmer. Freilich fehlt noch viel Geld zur Durchführung des Unternehmens. Herr Samuel Halle in der Fahrgasse No. 65, Cassier des betreffenden Ausschusses, nimmt sowohl Gelder an, wie derselbe auch Loose für die Taunusfreunde in Bereitschaft hält.

Der von vorigem Winter her noch in gutem Andenken stehende junge Pianist S. Herzog, ein Schüler Wallenstein's, wird am 8. d. M. ein Concert im kleinen Concert-Saale veranstalten. Die Namen der ihn unterstützenden Künstler: die großherzoglich hessische Hofopernsängerin Fräulein E. Reiß und die Herren Valentin Müller und Bauer, sowie das reichhaltige Programm, versprechen einen genußreichen Abend. Letzteres stellt u. A. ein hier noch nicht zur Aufführung gelangtes Trio von Henselt in Aussicht.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Hans Waldmann. Das k. Hof- und Nationaltheater in München hat das Trauerspiel „Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich“ von B. Scholz zur Aufführung angenommen. — Die erste Aufführung desselben Stückes im k. Schauspielhaus zu Wiesbaden ist auf den 15. December dieses Jahres angesetzt.

Weimar, 28. Nov. Rudolph Gottschall's „Katharina Howard“ ist gestern hier mit günstigem Erfolg in Scene gegangen. Der anwesende Dichter wurde nach dem vierten und fünften Act heraargerufen. Die Aufführung, welche unter Leitung des Intendanten Freiherrn v. Loën mit besonderm Fleiß in Scene ging, gewann Bedeutung durch die Leistung Otto Lehfeld's, der aus dem König Heinrich VIII. eines seiner hervorragendsten Charaktergemälde von düsterer und gewaltiger Energie schuf.

Oscar's v. Redwitz vielfach mit Spannung erwarteten Roman „Hermann Stark“, auf welchen der Verfasser fünf Jahre seines Lebens verwendet, und worin er alle seine Anschauungen über die wichtigsten Lebensfragen niedergelegt, ist ja eben (im J. G. Cotta'schen Verlag) in drei schön ausgestatteten starken Octavbänden erschienen.

Paris. Das neueste Stück Sardou's, „La Dévote“, scheint in Paris noch aar seiner Aufführung sehr eigenthümliche Schicksale zu erleben. Die Censur, so erzählen französische Blätter, lehnt ab, über das Stück selbstständig zu entscheiden, und stellt dies den Ministern anheim. Man spricht sogar — von einem besonderen Ministerrathe unter Theilnahme des Kaisers, welcher über die Aufführung Beschluß fassen solle. „Wenn dies wahr ist“, sagt „Figaro“, „wird Sardou wohl noch allein das Stück dem Kaiser in Compiègne aarspielen, in welchem Falle wir keine Beunruhigung über dessen Schicksal hegen dürfen.“

„Praktisches Handbuch der osmanisch-türkischen Sprache“ von Wahrmund. 3 Theile. Gießen, Ricker. Der für die praktische Kenntniß der orientalischen Sprachen sehr thätige Verfasser gibt hier ein Werk, dessen Ausstattung seinem großen inneren Werthe entspricht, über die Sprache eines Volkes, das erst seit Kurzem mit den europäischen Kulturvölkern in nähere Verbindung tritt und sich ihnen sonderbarer Weise erst dann — aber hoffentlich bald! — völlig anreihen wird, wann seine politische Herrschaft in einem großen Länderbereiche aufgelöst ist. Die drei Abtheilungen dieses Werkes sind: Praktische Grammatik, Gespräche und ausgewähltes Wörterbuch, Schlüssel zur Grammatik. Wir müssen natürlich die nähere Besprechung den Fachblättern überlassen und haben hier nur zu bemerken, daß die ausgezeichnete Klarheit der Darstellung das Buch vollkommen zum Selbstunterrichte eignet.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 2. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. Othello, Trauerspiel in 5 Acten von Shakespeare, übersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck. — Desdemona: Frau Niemann-Seebach.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 336. Donnerstag, den 3. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

O Wanderlust, o Freiheit! Ihr Tröster, Ihr Erquicker der Menschen, wie könnte ein Jeder euch preisen? Fröhlich, ja lustig marschirte Bruder Lucas Antonius hinaus in die frische, herbstliche Morgenluft, vergessen war aller Kummer, nur die schönere Zukunft beschäftigte seine Gedanken und so Mancher, der des Weges kam, sah verwundert dem Mönche nach, welcher, statt sein Brevier zu lesen, so muntere Lieder sang.

Nie waren ihm die Alpen so hoch und herrlich erschienen, wie heute, und als er im Thal der Valepp an den Fuß eines Felskegels kam, da stieg er mit ächter Wanderlust hinauf und sah entzückt nach dem ihn umwogenden Eismeer der Tyroler Gletscherwelt.

Er war so übermüthig in seiner Lust, daß er der guten Regel: „Eile mit Weile" vergaß, auf den Weg nicht achtete und über einen Stein fiel. Mit furchtbarer Schnelligkeit schoß er den steilen Geröllabhang hinunter und fiel endlich über eine nahezu 20 Fuß hohe Wand, zum Glück für ihn auf neues Geröll, welches der Zahn der Zeit und der Regen da hinabgeschwemmt hatten.

Mit geschundenen, schmerzenden Gliedern kam er unten an, unfähig sich zu rühren, hülflos und einsam.

Allmählich schwanden ihm die Sinne und es war ihm, als stände er an der Pforte des Todes. Ein leises Gebet und den Namen „Resel" flüsterte er, ohne zu wollen, ohne zu wissen, was er sagte.

Anton ahnte nicht, wie lange er so gelegen, als ihn plötzlich der gellende Ruf: „Jesses, der Heiligenmaler, wahrhaftig der Herr Killberger!", zu neuem Leben erweckte.

Bußpeterl schrie so.

„Herr Maler, wo kommt Ihr her und wie habt Ihr dieß Nachtlager gefunden?" frug der Zwerg vergnügt.

„Ach, wer Du auch seist, bringe mir Hülfe, denn ich bin ein hülfloser Mann, der da herabgestürzt ist und der wohl hier verschmachten muß."

„Es wird so schlimm nicht sein, Herr Maler, habt nur Geduld, — ich allein kann Euch nicht helfen, aber ich hole gleich Leute!" rief Bußpeterl und sprang davon.

Die Nacht war mondlos, aber nicht dunkel, und Anton versuchte ein Glied nach dem andern, ob es sich biegen lasse oder ob es gebrochen sei. Er fand jedes gesund, Hautschürfungen abgerechnet; nur schwach fühlte er sich und seine Füße zitterten zu sehr, um sich allein halten zu können.

Er mußte also auf seinen Retter geduldig warten, doch nicht lange, denn bald erschien er wieder mit dem verwilderten Schützen Andreas.

„Lebt Ihr, Herr Killberger?" schrie dieser von weitem.

„Ja, ich lebe, auch glaube ich, gesund zu sein, nur schwach bin ich und müd'."

„Dann sei Gott gedankt, der an Euch ein Wunder gethan", antwortete Andreas und setzte treuherzig dazu: „aber einen besseren Ort für Eueren Sturz hättet Ihr nicht wählen können, denn Ihr seid fast mitten unter Freunde gefallen. Kennt Ihr mich nicht mehr, ich bin Resel's Bräutigam gewesen."

„Gewesen? Seht das Kleid an, Andreas, und sagt, ob ich noch nach Resels Besitz trachten darf? Ihr seid ein willkommener Retter!"

Gruber nahm jetzt den Maler auf seine Schultern und folgte dem frohen Bußpeterl, der mit einem brennenden Kienspahn vorausschritt und leuchtete bis zu einer kleinen Hütte, wo Franzel ihrer schon wartete.

Sie wuschen Anton mit kaltem Wasser, legten ihn auf ihr ärmliches Bett und deckten ihn mit ihren Wettermänteln zu.

„Aber sagt", fing Andreas an, „was treibt Euch hier herauf und seit wann und warum tragt Ihr die Kutte?"

Anton erzählte Alles.

„Fort ist sie!" rief Gruber schmerzlich, „fort von Gotzing!? und Ihr wißt nicht wohin und nicht warum? Bruder, da hausen wir nun seit so manchem Monat, kein Wild haben wir geschont, Tag und Nacht lagen wir im Anstand, aber auf das edelste, auf das beste Wild haben wir nicht gejagt. O, wir müßten uns schämen, wollten wir Schützen heißen und noch länger hier bleiben. Es steht fest, Resel sucht uns. Also auf! und keine Mühe gescheut, sie zu finden!"

„Anderl, was soll denn aus dem Maler werden, willst Du ihn allein lassen? Noch immer bin ich Dir gefolgt, wo Du auch hin bist; aber heute, Anderl, thu' ich's nicht, so lange der Herr Killberger bei uns ist!" sagte Bußpeterl entschlossen.

„Hast recht, mein Zwerg, wir dürfen den Maler jetzt nicht verlassen, so lange er sich nicht erholt hat."

Am Morgen fühlte sich Anton kräftig genug, um seine Reise fortsetzen zu können. Seine Freunde gaben ihm das Geleite.

„Am Ende bleibt's einerlei", sagte Andreas, „wo wir anfangen, nach der Resel zu suchen; vielleicht bringt uns der Mönch Glück!"

„Herr Killberger", meinte Bußpeterl, „wenn Ihr vorausgeht und wir hintenach, dann ist's eine Wallfahrt und die Leute werden große Augen machen, wenn sie die frommen Schützen sehen."

Anton ging aber nicht voraus, sondern an der Seite von Gruber, der ihm von seinem Leben erzählte.

„Glaubt mir's, Anton, ich bin nicht glücklich; zwar die Bauern haben mich gern, weil ich sie schütze vor dem Uebermuth der Jäger, dafür aber verfolgen jene mich und gar oft ziehen sie nach mir aus, als wollten sie einen Bären fangen; allein was hilft

Digitized by Google

mich ihre Furcht, wenn ich selbst beständig drinn leben muß? Ich habe dieß unruhige Leben satt und find' ich die Resel nicht, so zieh ich fort, wo mich kein Mensch kennt; lieber bin ich ein niedriger Knecht, als täglich um mein armes Leben kämpfen zu müssen. Ja, der Resel und des Friedens halber könnte ich die schwerste Buße thun, um nur aus dem Bann zu kommen, so sehr sich auch mein Stolz dagegen sträubt."

„Seht, so ist er", mischte sich Peterl in's Gespräch, „manchmal wird er ganz trübselig, und thut, als ob er davonlaufen müßte, und die Jäger fürchten ihn doch und wenn sie nur seinen Hut sehen, so springen sie wie die Hasen weg, seit er sie einmal so arg geprügelt hat."

Anton warf einen fragenden Blick auf Peterl, und dieser erzählte trotz des strafenden von Andreas, wie er vor etlichen Wochen wie gewöhnlich mit einer Gemshaut nach der Kettenschmiede gestiegen sei und wie ihn plötzlich fünf Jäger umringt und gebunden hätten, um ihn gefangen fortzuführen. Er habe furchtbar geschrieen, bis ihn Andreas hörte, und mit nichts als seinem Bergstock bewaffnet herbeigeeilt und unter die Jäger gesprungen sei, ehe nur einer Zeit gehabt hätte, Pulver auf die Pfanne zu schütten. „Herr, da hättet Ihr dabei sein sollen; wer da von den Jägern einen Hieb bekommen, der ist umgepurzelt wie eine Fliege im Monat November; drei haben den Stock gefühlt, die andern beiden sind schnell davongelaufen und seht, der Anderl hat ihnen nichts genommen als ihr Pulver und Blei und hat ihnen den Rath gegeben, mich in Ruhe zu lassen, wenn ihnen ihr Leben etwas werth sei."

(Fortsetzung folgt.)

Die göttliche Gnade des „Statthalters Christi"!

Die Hinrichtung der im Prozesse wegen Sprengung der Caserne Serristori zum Tode verurtheilten Maurer Monti und Tognetti hat am 24. November Morgens in Rom stattgefunden. Monti war 23 und Tognetti 33 Jahre alt.

Die „Liberté" veröffentlicht über diese Doppel-Hinrichtung einen Bericht, dem wir wörtlich folgende Einzelheiten entnehmen:

„Wenn es bis zur gänzlichen Aufhebung der Todesstrafe in allen civilisirten Ländern eine Stadt gibt, aus der sie gänzlich verbannt sein sollte, so ist dies ganz gewiß die Stadt, wo der Stellvertreter Christi, der oberste Hirte wohnt, der, indem er den Stuhl Petri besteigt, mit dem Buche der Psalmen ausruft: „Ewig werde ich die Barmherzigkeit Gottes verkündigen!" Doch es kam anders. Die heutige Doppel-Hinrichtung hat die Bevölkerung hauptsächlich deßhalb in Aufregung versetzt, weil man bis zu ihrer öffentlichen Ankündigung der Meinung war, der Papst habe das Todesurtheil der Sacra consulta in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt.

Um Mitternacht war die Guillotine hergerichtet; um 4 Uhr Morgens stellte sich ein Bataillon Zuaven um dieselbe auf; ein Piquet Linientruppen, 20 Dragoner und ebenso viele berittene Gendarmen bewachten die Zugänge des Platzes und sperrten auf hundert Schritte weit die hier mündenden Straßen ab.

Als ich um 6 Uhr Morgens ankam, war es noch ganz finster; Patrouillen von Gendarmen, den Säbel aufs Gewehr gesteckt, zogen umher und beobachteten mit drohender Miene die Passanten. Die Menschenmenge war ziemlich dicht, allein da sie auf den von Zuaven und anderen Truppen besetzten Platz nicht vorzudringen vermochte, schien sie sehr enttäuscht. Es war eine sehr gemischte Menge, viele Gassenjungen, viele Weiber, junge wie alte, einige mit einem Kinde auf dem Arme, viel Volk, einige Priester und einige Fremde.

Ich stellte mich auf, so gut es ging, um vordringen zu können, und wartete. Die Gruppen waren ruhig; zeitweilig machte ein Gamin einen Witz und man stellte sich auf die Fußspitzen, um das Schaffot zu sehen, dessen rothe Arme der anbrechende Tag beleuchtete.

Die Verurtheilten waren eingetroffen. Um 5 Uhr hatten sie der Scharfrichter und ihre Beichtiger aus ihren Kerkern geholt und sie an den Ort der Hinrichtung, zur sogenannten Conforteria, geführt, d. i. in jene Capelle, wo sie, dem Gebrauche gemäß, den letzten religiösen Trost vor dem Besteigen des Schaffots empfangen sollten.

Punkt 7 Uhr verließ die Brüderschaft der Barmherzigen die Kirche des heiligen Johannes des Enthaupteten, die ungefähr hundert Schritte von dem Platze der Hinrichtung entfernt liegt. Mit einem großen, in Krepp gehüllten Kreuze betrat sie die Conforteria. Als sie dieselbe nach Ablauf von 10 Minuten wieder verließ, führte sie den Aelteren der Verurtheilten in ihrer Mitte. Der Henker schritt voran. Er war sehr bleich. Ein „Bruder der Barmherzigkeit" trug das Kreuz vor dem Delinquenten her, welcher die Hände hinter den Rücken gebunden hatte und von seinem Beichtiger am Arme gehalten wurde.

Der Scharfrichter bestieg zuerst das Schaffot, noch mit einem Blicke die Halsriemen und das über denselben aufgehängte Todeswerkzeug prüfend; der Delinquent, von seinem Beichtiger vorwärts geschoben, folgte ihm schwankenden Schrittes mit dem Ausrufe: „Barmherzigkeit!" und zehn Secunden später war Alles vorüber. Der Henker hob das Haupt bei den Haaren in die Höhe, zeigte es den Truppen, tauchte es in Sägespäne und legte es dann zu dem Rumpf, welchen seine Gehülfen weggeschoben hatten.

Er reinigte hierauf das Beil mit einem Schwamme und zog es wieder in die Höhe, während seine Gehülfen Sägespäne auf die Blutlache streuten, welche hinter dem Blocke am Gerüste langsam hinabträufelte.

Nun war die Reihe an dem Jüngeren.

Die Genossenschaft der „Barmherzigen Brüder" kehrte in die Conforteria zurück.

Der Unglückliche weinte, flehte um Gnade, indem er an allen Gliedern zitterte. Der Beichtvater und die Mönche versuchten ihn zu beschwichtigen und hielten ihn zu diesem Behufe etwa 20 Minuten in ihrer Mitte. Sodann bedeckten sie ihm das Gesicht mit einem weißen Leinen, damit er den Leichnam seines Gefährten nicht erblicke, und brachten ihn außer die Capelle. Seine Thränen, seine Schmerzensrufe drangen nur mehr als halberstickles Stöhnen aus seiner Kehle, er vermochte sich kaum zu halten, und am ganzen Leibe bebend, wiederholte er die Worte: „Erbarmen! Erbarmen!"

Der Priester half ihm nun die Stufen des Schaffots hinaufsteigen und gab ihm die Absolution, während die Henker ihre Vorbereitungen trafen.

„Barmherzigkeit!" ließ der Unglückliche nochmals seinen Schmerzensruf erschallen. Hierauf hörte man jenen kurzen trockenen Schlag und gewahrte, wie einer der Büttel das Beil zog.

Mit Blitzesschnelle war das erste Haupt gefallen, das zweite jedoch blieb am Fleische des Rumpfes hängen.

Der Henker zeigte, nachdem er das Haupt gänzlich abgetrennt hatte, dasselbe dem Volkshaufen und legte es dann auf eine Tragbahre, auf welcher in diesem Augenblicke die Barmherzigen Brüder die Leichname der Hingerichteten unterbrachten, welche sie sodann als ihr Eigenthum in die benachbarte Kirche des heiligen Johannes des Enthaupteten übertrugen.

Das Drama war zu Ende.

Der Geistliche, der auf dem Schaffot geblieben war, hielt an die Truppen eine Ansprache, deren Zweckmäßigkeit ich vergebens zu ergründen suche, und in welcher er der Hauptsache nach sagte, daß

Digitized by Google

diese Doppel-Hinrichtung den Böswilligen eine Lection sein soll. Eine Lection! Wenn zwei Häupter auf der Guillotine fallen, so ist die einzige Lection, welche aus diesen abgeschnittenen Menschenköpfen folgt, die, daß der Fortschritt und die Humanität der Barbarei vorwerfen können: Du sollst, wie die heilige Schrift sagt, nicht tödten! Aber die Mörder tödten, antwortet ihr. Aber ihr Regierungen, warum ahmt ihr die Mörder nach?

Der Henter schüttete einen Sack Sägespäne auf das Blut des zweiten Gerichteten, stieg vom Schaffot herab und verschwand. Einen Augenblick später verließen die Gendarmen, Zuaven, Dragoner den Richtplatz und zogen unter Trompetenschall in ihre Quartiere.

Die Menge war ganz ruhig geblieben; nach dem Abzug der Truppen umstellte sie die Guillotine, welche erst am Abend entfernt und jetzt von einem Piquet Jäger bewacht wird."

Vom Salzbergwerk Wieliczka.

Ein Unglück, dessen Ausgang noch nicht abzusehen, ein furchtbarer **Wasserſturz**, ist über das berühmte galizische Salzbergwerk Wieliczka hereingebrochen. Der Wiener „Presse" wird über die Ursache von einem Augenzeuge der Vorgänge Folgendes unterm 26. November berichtet:

Am äußersten Ausgange eines 126 Klafter langen und über 100 Klafter tief gelegenen Corridors, der nur an der entgegengesetzten Seite mit einem großen Salzschachte in Verbindung steht, waren die Bergleute seit ungefähr acht Tagen mit Aufwerfen der Erde beschäftigt, indem sie in Folge höheren Auftrags Kalisalz suchten und demselben bereits auf die Spur kamen. Während des Grabens entdeckten sie eine kleine Süßwasserquelle; erfreut ob dieses Fundes, machten sie der Salinen-Direction Anzeige hiervon, ohne der Quelle weitere Aufmerksamkeit zu schenken, zumal da in den Salzgruben seit Jahren bereits mehrere derartige Quellen bestehen. Vom Donnerstag, d. i. dem Tage, an dem sie zuerst den Erguß wahrnahmen, bis letzten Montag behielt das Wasser den normalen Stand; als jedoch die Arbeiter Montag früh wieder an die Arbeit gingen, begann die erwähnte Quelle mit der Kraft eines Wasserfalles plötzlich so gewaltig zu sprudeln, daß die erschrockenen Bergleute vor dem entfesselten Elemente zurückweichen mußten. Das Wasser ergoß sich hierauf in vollen Strömen und nirgends aufgehalten; da der lange Corridor keine Seitenausgänge hat, brach es sich mit ungeheurer Rapidität längs des Corridors Bahn, die Arbeiter immer vor sich hertreibend. Man versuchte in der Eile durch künstliche Dämme dem Wasser Einhalt zu gebieten; aber alle Anstrengungen blieben fruchtlos, da das Wasser mit schrecklichem Getöse die Dämme und sonstigen Hindernisse beseitigte und endlich bis zum andern Ende des Corridors, also nach einem Erguße in der Länge von 126 Klaftern anlangte.

Wie ich Eingangs erwähnte, gränzt dieser vom Wasser bereits erreichte Ausgang des Corridors an einen großen Salzschacht, der, durch eine unterirdische Pferde-Eisenbahn mit den Salinen verbunden, als der wichtigste Punkt der ganzen Salzgruben betrachtet werden muß; es ist dies der sogenannte Franz-Josephsschacht. Gelänge es dem Elemente, die ihm gestellten Hindernisse beim Ausgange des Corridors in den Schacht zu durchbrechen und sich in diesen Schacht selbst zu ergießen, so müßte die Gefahr gewaltig anwachsen, da das Wasser alsbald die verschiedenen Seitenalleen des erwähnten Schachtes überfluthen könnte. Hier werden die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, um das furchtbar anprallende Wasser zu hemmen und womöglich in ein anderes Bett zu leiten.

Man versuchte Anfangs das Wasser auszupumpen, aber da zeigte es sich — man sollte es nicht glauben —, daß eine so riesige Anstalt nur über eine, und zwar eine elende Nothpumpe verfügt, welche natürlich alsbald den Dienst versagte. Die Direction sah sich genöthigt, einige Meilen weit nach einer Pumpe zu schicken. Den Mangel der nöthigen Hülfsmittel ersetzten jedoch die wackeren Beamten, der Bergrath Leo an der Spitze, durch ungeheure Anstrengungen und fortwährende Arbeit. Die Arbeiter z. B. waten bis übers Knie im Wasser, welches, allen Vorkehrungen trotzend, an den Salzwänden des Corridors fortwährend nagt und dieselben zu zersetzen droht. Der Anblick dieser Stätte selbst ist grauenvoll, zumal da dem Zuschauer die Möglichkeit der traurigsten Katastrophe, sei es auch in weiter Perspective, vor Augen steht. Etwa nach einer viertelstündigen schnellen Fahrt langt man in den 109 Klaftern tiefen Franz-Josephs-Schacht an; schon von der Ferne vernimmt man das Getöse des Wassers, welches an dem Sturz einer Gebirgscascade erinnert. Kaum angelangt, übersah ich beim Schimmer der Beleuchtung die ganze Stätte, deren erster Eindruck überwältigend auf das Gemüth wirkt. Der riesige Schacht ist zu einer improvisirten Werkstätte geworden, woselbst fast alle Handwerke ihre Vertreter finden; in dem einen Winkel wird gehobelt, in dem andern geschmiedet, hier wird Erde aufgeworfen, dort werden Salzsäcke verladen und fortgeschafft; die in verschiedene Gruppen getheilten Beamten, welche bereits die zweite Nacht schlaflos zubringen, ertheilen den mit dem Werfen eines Dammes beschäftigten Arbeitern ihre Befehle, welche das Echo der riesigen Gewölbe dumpf wiederholt; aber über alle diese Einzelheiten dominirt der Anblick des graufig schäumenden Wassers; der Corridor, so weit das Auge reicht, in Wasser, darinnen die bis aufs Hemd entkleideten Arbeiter. Der Corridor ist 8' breit und 10' hoch. Der Wasserstand im Corridor hat bis jetzt 2' (natürlich in der ganzen Länge) erreicht. Jeden Augenblick kommen neue Ingenieure und Wasserbaubeamte aus Krakau, um die in den Salinen beschäftigten Beamten zu unterstützen. Bis zur Stunde, da ich Ihnen diesen Bericht sende, ist der Sachverhalt in Wieliczka unverändert geblieben.

Das Salzbergwerk Wieliczka liegt zwei Meilen von Krakau. Es wurde 1250 von einem Hirten Wieliczk entdeckt und befindet sich gerade unter der Bergstadt. Unter der Erde ist hier fast eine zweite Stadt entstanden, welche förmlich freie Plätze und Straßen enthält und in der gegen 1000 Personen leben. Zwei Tagschachte führen in diese unterirdische Stadt, der Franz-Schacht mit einer von August III. erbauten Wendeltreppe von 470 Stufen und der in der Regel von den Reisenden an sichern Tauwerken befahrene, nicht ganz 200 Fuß tiefe Danielowicz-Schacht. Außerdem wird die Grube noch durch neun andere Tagschachte befahren. Sie wird überdies in vier Stockwerken abgebaut und ihre größte Tiefe beträgt 1200 Fuß. In den Stockwerken, in denen sich, oft durch Brücken verbunden, ein Labyrinth von Gängen ausbreitet, sind die Decken zum Theil durch Zimmerwerk gestützt, theils ruhen sie auf Salzpfeilern; in den abgebauten Schachten sind eine große Anzahl von Ställen für die Pferde und Magazine eingerichtet, welche zum Theil mit Kronleuchtern und Statuen, aus Salz gearbeitet, geschmückt sind und bei festlichen Illuminationen einen zauberischen Anblick gewähren.

Die Dimensionen des Salzwerkes sind so bedeutend, daß eine Wanderung durch sämmtliche Gänge einer Wanderung von Krakau nach Wien, hin und zurück, gleich kommt.

Das Werk kam 1772 an Oesterreich, nachdem sächsische Bergleute unter August III. einen regelrechten Abbau eingeführt hatten. Die Grube bringt jährlich einen Reinertrag von mehr als 6 Mill. Gulden. Gelingt es nicht, noch in letzter Stunde die Katastrophe abzuwenden — wozu, wie es scheint, wenig Aussicht ist, — so

Digitized by Google

würde dies für die cisleithanischen Finanzen einen erheblichen Schaden mit sich bringen.

Ueber die Entstehung dieses Unglücks meldet noch der „Czas“: Um die Salzbergwerke von Wieliczka wurde nach 1814 eine Gränze gezogen, über die hinaus nicht gegraben werden sollte; denn schon damals stieß man außerhalb dieses Rayons auf Wasseradern, die man nur mit großer Mühe ungefährlich machen konnte. Diese Wasseradern sammt der Gränze der Salinen liegen im Norden. Seit einiger Zeit begann man jedoch trotz aller praktischen Erfahrungen nach Norden vorzuschreiten. Man hoffte hier Potasche zu finden. Lange Zeit fand man nichts als lehmige Wände, die man der Vorsicht halber bloß mit Bohrern durchlöcherte. Am 19. sprudelte Wasser hervor, indeß nicht aus der Wand, sondern aus dem Boden. Die Arbeiter benachrichtigten sogleich den Vorgesetzten; dieser jedoch meinte, er hätte es bloß mit einer kleinen Wasserader zu thun, und ließ nur kleine Rinnsäle zur Ableitung des Wassers anlegen. Als das Wasser stärker emporquoll, begann man, es mit einer Dampfmaschine auszupumpen. Aber die Maschinen wurden von Sand und Lehm verstopft, so daß man von dieser Operation Umgang nehmen mußte. Nun begann man erst die Grube einzudämmen, aber bis jetzt ohne Erfolg. Man sammelte Bretter, Schwellen und Ziegel an und wollte damit die Gasse vermauern. Die ganze Nacht vom 24. November wurden Baumaterialien angehäuft, aber diese erwiesen sich gegen das Wasser als nicht anwendbar. Das Wasser drängt unterdessen mit steigender Gewalt empor. Am 25. hatte es eine Stärke von 120 Kubikschuh in der Minute. Die unterirdischen Gassen von Wieliczka sind einige Zoll hoch mit Wasser bedeckt, welches das Salz rasch auflöst. Die Einwohner der oberirdischen Stadt leben in größter Angst und es stockt nun Handel und Verkehr.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine furchtbare Explosion), die in ihren Folgen das Eisenbahnunglück von Abergele noch übertrifft, wird durch den Telegraphen aus Wigan gemeldet. In der Grube „Arley“ in Hindley Green bei Wigan hatten die beiden Feuerwächter noch um 6 Uhr Morgens revidirt und Alles in der Ordnung befunden, um halb 9 Uhr waren sie nebst 55 ihrer Mitarbeiter, meist jugendlichen Alters und kaum 10 von ihnen verheirathet, Kinder des Todes. Die Ursache des Unglücks ist noch nicht bekannt und es bleibt auffallend, daß nicht mehr Menschenleben verloren gingen, da außer ihnen noch etwa 160 Mann in der Grube beschäftigt waren. Von diesen arbeiteten 150 am östlichen Ende des Bergwerkes und entkamen unverletzt, während die 10, welche an der Westseite dem Schicksale ihrer 57 Gefährten entgingen, mehr oder minder gefährliche Brandwunden davontrugen. Das Emporschaffen der Leichen ging nur langsam von statten, sie wurden nebeneinander auf improvisirte Holzbänke gelegt und die darauf beginnende Feststellung der Identität schritt noch langsamer vorwärts, da bei den meisten die Gesichtszüge schrecklich durch Brandwunden entstellt waren. Ein Theil des Bergwerks gerieth in Flammen und machte das Heraufschaffen der Leichen sehr schwierig. Die Explosion ist, wie vermuthet wird, einem sogenannten „Bläser“, wie der technische Ausdruck lautet, zuzuschreiben. Diese „Bläser“ sind hohle Stellen in der Kohle, in denen sich in der Regel böse Gase bilden, die öfters derartig zusammengedrückt werden, daß sie, obwohl die Höhle nur kleine Dimensionen einnimmt, gleich Dampf aus einem Sicherheitsventil hervordringen, und binnen kurzer Zeit die ganze Grube anfüllen. Sind die Lampen der Bergleute in guter Ordnung, so daß keine Flamme bloßgestellt ist, so erfolgt natürlich keine Explosion. Die Bergleute pflegen ihre Lampen durch Herabdrehen der Dochte auszulöschen, blasen sie dieselben aber aus, so geschieht es sehr oft, daß die Flamme durch die Gase schlägt und die mit dem Kohlendampf geschwängerte Luft entzündet. Diese Unvorsichtigkeit Seitens der Bergleute scheint die Katastrophe in Hindley Green herbeigeführt zu haben.

(Vom Vesuv.) Aus Neapel, 24. Nov., bringt die „A. Z.“ nachstehenden Bericht: Der Ausbruch des Vesuv hat für den Augenblick seinen bedrohlichen Charakter verloren, und mit den achttägigen heftigen Ergüssen scheint der Lavavorrath der Kegel einigermaßen erschöpft zu sein. Ungeheuer sind die Massen, welche sich in die Fossa della Vetrana und von da in die Fossa Faraone ergossen haben; dabei hatte man das großartige Schauspiel eines Feuer-Katarakts, der sich geräuschlos in das untere Thal ergoß. Die Zahl der neugierigen Besucher hält sich immer auf einer außerordentlichen Höhe, umsomehr, als man jetzt mit geringerer Gefahr der langsam fließenden Lava näher kommen kann. Die Vesuv-Industrie steht jetzt in größter Blüthe; berufene und unberufene Führer machen herrliche Geschäfte, ebenso die Fackelhändler, während junge Bursche eifrig beschäftigt sind, die zähe Lavamasse zu Metallabdrücken u. dgl. zu verwenden. Gestern hat Prinz Humbert San Giorgio a Cremano besucht, um den durch den Ausbruch verursachten Schaden zu besichtigen; er hat für die Beschädigten 4000 Lire gespendet.

Fünftes Museums-Concert.

Freitag, den 4. December 1868, 6½ Uhr,
im großen Concert-Saale.

Programm.

Erste Abtheilung.

1) **Ouvertüre** zu der Oper „Leonore“ Nro. 1 (in C-dur) von L. van Beethoven.
2) **Arie** von W. A. Mozart, gesungen von Herrn Rudolph Otto aus Berlin.
3) **Symphonie** in G-moll von W. A. Mozart.

Zweite Abtheilung.

4) **„Die Kreuzfahrer“**, dramatisches Gedicht von Carl Andersen, nach Motiven aus Tasso's befreitem Jerusalem, für Soli, Chor und Orchester componirt von Niels W. Gade. (Zum ersten Male.) Unter gütiger Mitwirkung geehrter Mitglieder des Cäcilien-Vereins, sowie der Fräulein Louise Thomas von hier, des Herrn Rudolph Otto von Berlin und des Herrn Hermann Philippi vom königlichen Hoftheater zu Wiesbaden.

Das Orchester steht unter der Leitung des Herrn Director C. Müller.

Cassen- und Saal-Eröffnung um 5¾ Uhr.

Wegen nummerirter Sitze beliebe man sich an Herrn Hausmeister Mühlig zu wenden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 3. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. **Der Ball zu Ellerbrunn**, Lustspiel in 3 Acten von C. Blum. — Hedwig: Frau Niemann-Seebach. Hierauf: **Eine Tasse Thee**, Lustspiel in 1 Act nach dem Französischen von Marie Niemann-Seebach. — Hermance: Frau Niemann-Seebach. (Abonnement-Vorstellung Nr. 26.)

Freitag, 4. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. **Dorf und Stadt**, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin“, von Charl. Birch-Pfeiffer. — Lorle: Frau Niemann-Seebach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 27.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 337. Freitag, den 4. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Die Freunde erreichten bald das Kreuther Thal und schritten auf der Straße nach Tyrol rüstig zu.

Bald erreichten sie die Schlucht, wo die Achen sich durch hohe Felsen ihren Weg bahnen muß. Dort stand damals ein kleines Häuschen, dessen Bauart verrieth, daß der Wanderer jetzt die Gränze Tyrols überschritten.

Eine alte Frau wohnte darin, welche eine kleine Wirthschaft betrieb.

Hier wollte Andreas sich von Anton trennen, um dann in die Gebirge der Riß zu steigen.

Peterl stimmte dafür, daß man in dem Hause einen Valettrunk nehme, und da alle Vier Deutsche waren, so stimmten sie ihm bei und traten ein.

Im Zimmer saß die Wirthin bei ihrem Spinnrocken und rief, als sie die Wünsche ihrer Gäste vernommen, in's Nebenzimmer:

„Mädel, einen Wein für vier Mannsbilder und Brod auch!"

Die Kellnerin hätte beinahe Flaschen und Gläser zu Boden geworfen, als sie eintrat und die vier bekannten Gesichter erblickte; aber auch Andreas war aufgesprungen und rief:

„Du bist da, Resel, bist Du's wirklich?"

„Mein Anderl, mein lieber Anderl!" stammelte Resel und hing sich zum Erstaunen der Wirthin an seinen Hals; aber sie riß sich schnell los und gab Jedem die Hand, doch als sie in das feuchte Auge Antons sah, da flimmerte es auch vor ihren.

„Resel, ich bin froh, daß ich Euch noch einmal sehe", sagte Anton, „um wenigstens Abschied nehmen zu können."

„Gott! und was bedeutet das Kleid, Herr Killberger?"

„Daß ich Euch, daß ich der Welt entsagt habe. Wie Ihr fort wart und kein Suchen etwas half, da war mir das Leben verleidet und ich ging zu dem Einzigen, der mich trösten konnte, zum Abt von Weyarn."

„Zum Abt?" frug erschrocken Resel.

„Er ist mein Oberer und mein Vater geworden, der mich jetzt nach Welschland sendet, damit ich die Malerei gründlich erlerne."

„Und hat Euch nicht vielleicht der Blümelhuber gerathen, in's Kloster zu gehen?"

„Der Blümelhuber? Nein; ich glaube nicht einmal, daß er es weiß; aber warum?"

Mit feinem Gefühl hatte Resel den Zusammenhang errathen, aber statt die Frage zu beantworten, stellte sie eine neue:

„Also der Abt ist wirklich gütig gegen Euch und Ihr habt ihn lieb?"

„Er ist mir zum Vater geworden!" versicherte der Novize und Resel war feinfühlend genug, ihm nicht durch die Erzählung ihres Schicksals diese Liebe zu rauben; sondern sie ließ ihn in froher Täuschung, mit herzlichem „Glück auf!" scheiden und ihre Freunde gaben ihm noch eine Strecke Weges das Geleite.

Als Andreas mit seinen Gefährten zurückkehrte und in froher Liebeslust die Wiedergefundene in seinen Armen hielt, frug sie mit beklommener Stimme:

„Anderl, hast Du mich wirklich lieb?"

„Ja", entgegnete er fest.

„So gib Dein gefährliches Handwerk auf."

„Wie gern thäte ich's; komm', laß uns in ferne Länder ziehen, wo weder Bann noch Acht uns verfolgen, wo kein habgieriger Abt mich zum Verbrechen treibt, um ein armseliges Leben zu fristen!"

„Wir brauchen nicht weit, Andreas; Tyrol und das Miesgau haben die neue Lehre angenommen, die weder den Bann des Papstes achtet, noch den Zorn der Aebte fürchtet; unsere Heimath, Andreas, ist frei!" entgegnete Resel in hoher Begeisterung.

„Herrgott, das Wort klingt schön, kein Papst und kein Kloster mehr! Auf Anderl, mir scheint, unsere Stutzen können bessere Arbeit bekommen, denn gutwillig läßt der Pfaffe kein Recht fahren! Wir werden Sectirer, die neue Lehre wird Männer brauchen können!" rief Franz, Andreas' treuer Freund.

„Und wie werden wir's?" frug Andreas überlegend.

„Geht zum Caplan Preu nach Miesbach, der hat mich dazu gemacht; wir stehen unter dem Schutze der Herren von Waldeck und der Herzog hat kein Recht über uns! In Miesbach findest Du dann ehrliche Arbeit, denn sie lieben dort die Feinde der Römer", erwiderte Resel zuversichtlich.

„Ja, das thun wir, sectisch werden wir, dann sollen sie nur excommuniciren, wenn sie Lust haben. Ich lauf' extra nach Tegernsee und am Abte vorbei, ohne ihn zu grüßen!" rief Bußpeterl.

Noch am selben Tage brachen die drei Freunde nach Miesbach auf.

Als sie über die Schwiede des Berges kamen, welcher das Tegernseer vom Maxlrainischen trennt, rief ihnen eine barsche Stimme ein kräftiges „Halt!" zu und aus den Büschen trat ihnen ein junger, schlanker Mann mit aufgezogener Radbüchse entgegen.

„Halt!" rief er nochmals, „wohin und was wollt Ihr?"

„Habt Ihr ein Recht, uns zu fragen, so stehen wir Red' und Antwort, sonst macht uns Platz", entgegnete Andreas und machte sich auch seinerseits schußfertig.

Der Fremde lächelte fein.

„Ich dächte, das Recht zu fragen, steht mir hier allein zu; ich bin der Erbgraf Wolf Dietrich."

Digitized by Google

„Juchhe!“ rief Peterl und schwenkte seinen Hut, „das heißt gleich zuerst bei der rechten Thüre anklopfen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Sicherheit des Lebens auf den Eisenbahnen.

Es gibt Statistiker, welche sich das Vergnügen machen, auszurechnen, ob der civilisirte Mensch mehr Chance hat, das große Loos zu gewinnen oder auf der Eisenbahn zu verunglücken. Bisher hat man den ersteren Fall als den wahrscheinlicheren angenommen; in dem Maße aber, als die Lotterien beschränkt werden und die Eisenbahn-Unfälle sich häufen, gewinnt offenbar die letztere „Chance“ an Wahrscheinlichkeit.

Es ist hohe Zeit, daß das Ausbeutungs-Object aller Eisenbahn-Industrie, — Herr Publicus, Mr. Everybody und M. Toutlemonde — sich um das Schicksal ihrer gesunden Gliedmaßen und um die Möglichkeit eines zu frühen, plötzlichen und qualvollen Todes im eigenen Interesse wie in dem ihrer Familien etwas mehr als bisher bekümmern. Traurig, sehr traurig ist die Erfahrung, welche Einem bei solcher genaueren Nachforschung vor Allem entgegentritt: daß nämlich oft Geldfragen, Ersparnißrücksichten, wenn nicht gar heller Schwindel und Betrug die Ursachen des qualvollen Todes von Tausenden gewesen sind, und leider noch immer sein können.

Man erinnert sich wohl des entsetzlichen Unglücks auf der Eriebahn, wo mehrere Waggons mit schlafenden Passagieren sich ablösten, in die Tiefe stürzten, und theils verbrannten, theils im Wasser versanken, und zwar, weil die Schienen schlecht waren; diese aber waren darum schlecht, weil die Eisenbahndirectoren keine Ausbesserungen vornehmen ließen, indem der Eine derselben sich einen colossalen Profit zum Schaden der Bahn aneignete.

Die Eisenbahngesellschaften in England, welche ihr Bahnpersonal so schlecht bezahlen und so übermäßige Anstrengungen von ihm verlangen, daß der Sicherheitsdienst unmöglich in gebührender Weise geübt werden kann, graben dadurch das Grab Derjenigen, die verunglücken, weil vielleicht ein übermüdeter Bahnwärter eingeschlafen ist und irgend ein Signal unterlassen, oder eine Weiche nicht richtig gestellt hat. All' die armen Conducteure, welche dadurch verunglücken, daß sie auf dem schmalen Trittbrett der Waggons ausgleiten, bezahlen mit ihrem Leben den pekuniären Vortheil, welchen die Wagen mit Coupésystem vor denen nach amerikanischem System haben, bei welch letzteren der Conducteur durch alle Wagen passiren und seine Functionen, geschützt vor jeder Witterung, ohne Lebensgefahr vollziehen kann, während überdieß bei diesem System das Leben und Eigenthum der Reisenden vor verbrecherischen Mitreisenden besser geschützt ist, als in den einsamen, schwer zugänglicheren Coupés.

Endlich fallen der Habgier zum Opfer alle Diejenigen, welche verunglücken, weil man aus Sparsamkeit die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gegen die Unfälle nicht getroffen, und, was eine Hauptsache ist, — weil man nicht genug Verantwortlichkeit für einen entstandenen Schaden zu befürchten hatte.

Das ist der Punkt, auf welchen das Publikum das meiste Gewicht legen muß.

Das pekuniäre Risico bei einem Bahnunfall muß für die betreffende Verwaltung so groß gemacht werden, daß alle möglichen Vorsichtsmaßregeln dieser Verwaltung nicht so viel kosten, als ein einziger Unglücksfall von einiger Bedeutung.

Am Weitesten ist man in dieser Hinsicht in England gekommen; sehr primitiv aber steht es mit dem Schutz des Lebens der Eisenbahnreisenden noch in vielen, sonst vorgeschrittenen Ländern des Continents.

In England, wo strenge Gesetze von einer strengen Jury streng gehandhabt werden, bilden die an Beschädigte gezahlten Summen einen namhaften Ausgabeposten im Budget der Eisenbahnen, wie unsere Leser aus nachfolgenden Beispielen ersehen mögen.

Die englischen Eisenbahn-Gesellschaften zahlten im Jahre 1865 an Compensationen für körperliche Verletzungen der Passagiere folgende Summen:

Caledonian	12 849	Pfd.	Sterl.
Great Eastern	21,996	„	„
Great Northern	22,387	„	„
Great Western	40,061	„	„
Lancashire and Yorkshire	24,708	„	„
London and North-Western	30,728	„	„
London and South-Western	25,000	„	„
London and Brighton and South-Coast	4,504	„	„
Manchester, Sheffield and Lincolnshire	6,483	„	„
Midland	25,958	„	„
Norther-Eastern	14,355	„	„
North-British	4,621	„	„
South-Eastern	70,726	„	„

Damit sich unsere Leser beiläufig eine Vorstellung machen können, in welchen Fällen eine englische Jury verurtheilt, wollen wir einige solcher Fälle näher specialisiren.

1) Die South-Eastern Company mußte der Wittwe des Thomas Wood, welcher bei einem Eisenbahn-Unfall das Leben verlor, eine Entschädigung von 1500 Pfd. Sterling auszahlen (28. Januar 1859).
2) Die North-Eastern-Bahn mußte der Witte eines Marine-Offiziers, Mrs. Eliza Wright, 450 Pfd. Sterl. zahlen, weil ihr Mann auf einer Reise eine Rückgrats-Verletzung erlitten (15. Juli 1859).
3) Die Great-Northern-Railway mußte einem Mehlhändler, der bei einem Unglücksfall mit dem Vergnügungszuge, der von einem betrunkenen Conducteur geführt wurde, eine starke Nerven-Erschütterung erlitt, in Folge deren seine Sehkraft so geschwächt wurde, daß er zur Fortsetzung seines Geschäftes, das ihm jährlich 500 bis 600 Pfd. Sterl. eingetragen, unfähig wurde, 1200 Pfd. Sterl. zusprechen. Die Eisenbahn-Gesellschaft fand die Summe zu hoch, allein der Lord-Oberrichter bemerkte, daß in Fällen grober Verschuldungen die Jury das Recht besitzt, auf Entschädigungen zu erkennen, welche zum warnenden Beispiel dienen (18. Januar 1861).
4) Die Manchester-South-Company wurde verurtheilt, einem Manne aus Liverpool 1800 Pfd. Sterl. auszuzahlen, weil er sich in Folge ungenügender Beleuchtung auf der London-Road-Station Verletzungen zugezogen (5. April 1867).
5) Die Lancashire- und Yorkshire-Bahn wurde verurtheilt, einer Frau, die dritter Classe reiste, 150 Pfd. Sterl. zu zahlen, weil die Thüre des Coupé, an welche sie sich lehnte, aufsprang und sie selbst aus dem Wagen stürzte (17. Aug. 1866).
6) Dieselbe Bahn wurde von den Assisen zu Manchester zur Zahlung von 50 Pfd. Sterl. an einen Fabrikanten verurtheilt, der durch den Fall einer Lampe von der Decke eines Waggons am Knie beschädigt worden war (3. August 1866).

Aber mehr als alle diese Beispiele, welche das englische Gesetz über die Haftpflicht der Eisenbahnen bei Personen-Beförderungen deutlich illustriren, die wir natürlich um Hunderte vermehren könnten, dürfte unsere Leser der nachfolgende Fall interessiren, weil er mit dem Unglücksfall auf der Böhmischen Westbahn nahezu vollständig analog ist, und weil die Böhmische Westbahn daraus ler-

Digitized by Google

nen mag, wie es ihr ergangen wäre, wenn sie eine englische statt einer österreichischen Concession erworben hätte.

Auf der North-Kent-Linie fand nämlich im Jahre 1857 ein Unfall statt, bei welchem elf Menschen ums Leben kamen und dreißig andere zum Theile sehr schwer verwundet wurden. Derselbe war durch das Aufeinanderrennen der beiden Züge herbeigeführt worden, die man jeden Sonntag Abends 15 Minuten nach einander von Strood abzulassen pflegt. Diese Züge gehen gewöhnlich ohne Aufenthalt auf den Zwischenstationen direct nach London; an diesem Tage aber wurde der erste Zug, nachdem er den Blackhead-Tunnel passirt und die Station Lewisham beinahe erreicht hatte, durch das Sperrsignal zum Stillstand gezwungen. Der Conducteur eilte, eine Laterne schwingend, auf der Strecke zurück, um dem Locomotivführer des folgenden Zuges Mittheilung von dem Umstand zu machen. Dieses Mittel schlug indessen fehl. Der Führer des zweiten Zuges fuhr, ohne es zu bemerken, vorüber und die Folge war ein entsetzlicher Zusammenstoß, dessen ganze Wucht zunächst einen mit Passagieren gefüllten Wagen dritter Classe traf, der das Ende des Zuges bildete. Die Entschädigungen, welche die South-Eastern-Company in Folge dieses Unfalls zu zahlen hatte, betrugen nicht weniger als 27,067 Pfd. Sterl., also mehr als 300,000 fl. (3. Juli 1857 und 23. December 1864).

Wir entnehmen diese Daten über England einem Artikel der „Presse", in welchem Eingangs noch die schreiende Anomalie besonders hervorgehoben ist, daß der Continental-Reisende noch nicht einmal in gleichem Grad durch das Gesetz geschützt ist, wie sein Gepäck. Für Schaden an diesem sind die Bahnverwaltungen haftbar, wenn aber Leben und Gesundheit von Reisenden verloren gehen, wird ihre Haftpflicht sehr zweifelhaft.

Und doch ist in Oesterreich jetzt, wenn auch spät, ein Gesetz zu besserem Schutz der Reisenden vorbereitet, — ist nach dem Unfall in Horowitz gleich ein Criminalrichter zur Untersuchung an Ort und Stelle gereist, während bei dem Geislinger Unglück von einer derartigen strengen Untersuchung gar keine Rede zu sein scheint.

Der „Stuttgarter Beobachter" ist hierüber mit dem „Staats-Anzeiger" in eine Fehde gerathen, weil das amtliche Organ, auf ein allgemeines Lob der württembergischen Bahnverwaltung in einem Frankfurter Blatt sich beziehend, diese Verwaltung von aller Schuld am Geislinger Unglück a priori so rein wie den Schnee darstellen will, ja noch reiner als jenen Schnee, den das Blut der acht Opfer röthete. Dieser Schnee soll ja, laut „Staats-Anzeiger", die Schuld tragen, nicht Diejenigen, welche den zweitägigen starken Schneefall und andere Umstände in ihrem bureaukratischen Schlendrian nicht genügend in Betracht zogen.

Eine Stimme im „Beobachter" macht auch darauf aufmerksam, daß durch Aufstellung eines besonders erfahrenen, gerade dieser gefährlichen Uebergangsstellen speciell kundigen Personals, viel zur Vermeidung künftiger Unfälle beigetragen werden könne. Man sollte denken, eine Staatseisenbahn, deren Erträgniß der Gesammtheit zu gute kommt, sollte gar nicht knausern dürfen, wenn es sich um das Wohl der Gesammtheit handelt.

Eine Ansicht, die wir privatim äußern hörten, geht dahin, es sollten so steile Abhänge, wie die Geislinger Steige, nur mit Locomotiven nach dem System Fell befahren werden, welches bekanntlich einen dritten Schienenstrang erfordert und durch das stete feste Eingreifen eines Hemmrades, jedes Entgleisen unmöglich macht.

Mögen die Techniker diese Fragen prüfen und die Vertreter des Volks überall, Privat- wie Staatsverwaltungen gegenüber, auf Achtung des Grundsatzes dringen, daß der Rücksicht auf Leben und Gesundheit der Bürger alle Finanzrücksichten nachstehen müssen.

Auch über das Eisenbahn-Unglück bei Horowitz kommen nachträglich Einzelheiten zum Vorschein, welche beweisen, daß bureaukratische Pedanterie und Mangel an eigenem Interesse der Beamten für ihren Dienst einen großen Theil der Schuld des Unheils tragen. Solchen Uebelständen entgegenzuwirken, sollte ein Mittel angewandt werden, welches in andern Zweigen der Volkswirthschaft schon wahre Wunder gewirkt hat in Bezug auf Erweckung von Eifer und selbständigem Nachdenken über das Beste des Geschäftes, in welchem man verwendet ist, nämlich die Tantième-Einrichtung. Schon hat man in Württemberg begonnen, gewisse Bezüge einer Casse zuzuwenden, aus welcher die Eisenbahnbediensteten Pensionsbeiträge beziehen. In dieser Richtung sollte weiter gegangen und ein bestimmter Procentsatz der Einnahmen dem sämmtlichen Eisenbahnpersonal, vom obersten Director bis zum letzten Bahnwärter, zugewiesen werden, welcher alljährlich nach Proportion des Gehaltes zu vertheilen wäre. Dieser Fonds — diese Tantième — müßte aber auch bei jeder Entschädigungsleistung, zu welcher die Bahn gerichtlich verurtheilt wird, in starke Mitleidenschaft gezogen werden. Dann würde sicher jeder Bahnbeamte Alles aufbieten, um Unglücksfällen vorzubeugen, und auch auf seine Mitbeamten ein scharfes Auge haben. Das Publikum aber gewänne viel an Sicherheit.

×

Mannichfaltigkeiten.

(Ein zartes Scherzwort Rossini's) aus dessen letzter Leidenszeit bezeichnet das innige Verhältniß, welches zwischen ihm und seiner Frau bestand. „Welcher Unterschied ist zwischen Dir und einer Uhr?" fragte der kranke Meister seine treue Pflegerin, als diese ihm gesagt hatte, welche Stunde es sei; und als Madame Rossini die Lösung des Räthsels nicht fand, erklärte es ihr Gatte selbst mit den Worten: „Die Uhr zeigt mir die Stunden an, und Du lässest sie mich vergessen!" Gewiß ein mot, auf das jeder zärtliche Bräutigam stolz sein könnte.

(Historischer Beitrag zum Sündenregister der Habsburger.) Wieder ist ein furchtbares Geheimniß aus dem 300jährigen Staub und Dunkel der Archive ans Licht gezogen worden. Juana, die Mutter Kaisers Karl V., war die rechtmäßige Königin von Spanien; in den Geschichtsbüchern ist zu lesen, sie sei über den plötzlichen Tod ihres Gemahls Philipp wahnsinnig geworden. Sie war aber niemals wahnsinnig, sondern wurde zuerst von ihrem Vater Ferdinand und dann von ihrem Sohne, dem deutschen Kaiser Karl V., 50 Jahre lang in widerrechtlicher, grausamer Haft gehalten. Die Verfolgung begann durch ihre Mutter Isabella, weil Juana sich ketzerischer Ansichten über die Ketzerverfolgungen (Scheiterhaufen ꝛc.) schuldig machte. Nach Isabella's Tod setzte sie ihr Vater Ferdinand fort, um an der Stelle Juana's selbst zu regieren. Zuletzt hielt sie der eigene Sohn, Karl V., 30 Jahre lang im Kerker und erlaubte, sie zu mißhandeln und zu foltern, wenn sie sich weigerte, an dem Gottesdienste im Gefängnisse Theil zu nehmen. Diese Thatsachen sind aus den bis jetzt geheim gehaltenen eigenhändigen Briefen Karls V. im Archive von Simancas geschöpft und von einem deutschen Gelehrten Bergenroth in Sybel's historischer Zeitschrift, 1868, Heft IV., veröffentlicht worden.

Concert des Rühl'schen Gesang-Vereins

am 27. November.

Zur Aufführung wurde diesmal J. S. Bach's „Passion nach dem Evangelium Johannis" erwählt, das zweite der großen oratorischen Meisterwerke des Altmeisters, die uns in Folge der Ankündigungen der beiden größten hiesigen Gesangvereine im Verlaufe dieses Winters zu Gehör gebracht werden sollen. Bekanntlich steht sie an Großartigkeit und

Digitized by Google

Pracht der Chöre der „Matthäus-Passion“ nach und ist einfacher, aber lieblicher als diese, enthält jedoch immerhin 37 Nummern, wovon 11 auf den ersten und 26 auf den zweiten Theil entfallen. Unter diesen befinden sich 10 Arien und Arioso's (zwei für Sopran, zwei für Alt, drei für Tenor und eben so viele für Baß, wovon zwei mit Chor), 16 Chöre und 11 Choräle. Von diesen sind wohl die beiden Baß-Arien mit Chor („Eilt, ihr angefochtenen Seelen“, mit dem dazwischenfragenden Chore: „Wohin“ und „Mein theurer Heiland“, mit dem unterlegten Choreale: „Jesu, der Du warest todt) als die durch kunstvollen Aufbau und den Ausdruck tiefempfundener Frömmigkeit bedeutendsten und ergreifendsten hervorzuheben. Nächst ihnen machten sämmtliche Choräle den tiefsten Eindruck. Ihnen an Wirkung am nächsten kam die Alt-Arie: „Es ist vollbracht“, mit dem ursprünglich für Viola di gamba geschriebenen, diesmal vom Violoncell ausgeführten Solo und jene die Kreuzigung und den Tod erzählenden Recitative. Unter den Chören glauben wir dem letzten: „Ruht wohl, ihr heiligen Gebeine“, den Preis zuerkennen zu müssen.

Wie J. S. Bach bei der Composition derartiger Werke zu verfahren pflegte, ist wohl Allen bekannt, die sich für selbe interessiren und deren aufführen hörten. Sie wissen und wir mit ihnen, daß er darin die erhabensten Kundgebungen seines künstlerisch-allumfassenden Geistes, seiner profunden Gelehrsamkeit und seines ernst-, fromm- und tief-empfindenden Gemüthes in einem Style niedergelegt hat, der, allerdings nicht völlig von ihm erfunden, jedoch von seiner Eigenart derartig durchdrungen ist, daß er in dieser Weise ihm allein angehört, für alle Zeiten wunderbar großartig und unnachahmlich dastehend. Die gänzliche Versenkung in den Stoff enthob ihn dabei der Rücksicht auf Zeit und Raum und menschliche Leistungsfähigkeit. Es ist deßhalb ganz begreiflich, daß der Rath der guten Stadt Leipzig in Beziehung auf die zum öffentlichen Gottesdienste bestimmten Compositionen dem ehrenfesten Herrn Cantor wiederholt die schriftliche Mahnung zukommen ließ, sich kürzer zu fassen und minder schwierig und fremdartig zu schreiben.

Die Bach'schen Passionen dankten dem Bestreben, einen ursprünglich katholischen gottesdienstlichen Gebrauch auch der protestantischen Kirche einzuverleiben, ihre Entstehung, ein Unternehmen, von dem man längst wieder abgegangen ist. Daß es dabei an wesentlichen Umwandlungen des Originals nicht fehlen konnte, geht wohl aus der Verschiedenheit der Culte hervor. Die römisch-katholische Kirche überträgt die Absingung der in lateinischer Sprache abgefaßten Passio Domini nostri Jesu Christi, wie dies heutzutage noch in Rom der Fall ist, dreien Solisten: einem Tenore für die Recitative des Evangelisten, einem Basse für die Worte des Heilandes und einer Knaben- oder Kastratenstimme für die übrigen Personen, dem sich noch der Chor als Vertreter der turba (des Volkes) zugesellt, die in einfach psalmodirender Weise, zum größten Theil eintönig recitirend, nach vorgeschriebenen unabänderlichen Formen ihrer Aufgabe sich zu entledigen haben. Die protestantische Kirche zersprengte jedoch diese typische Form, der Musik volle Freiheit lassend, sich des gegebenen Stoffes zu bemächtigen und ihrem Wesen entsprechend zu verarbeiten, und fügte dem nun mächtig und entschieden hervortretenden dramatischen, von kirchlicher Lyrik verklärten Elemente das ächt protestantische der Reflexion hinzu, das aus den Gefühlsäußerungen und Betrachtungen der Gemeinde vor Allem im Chorale und dann auch im Chore zu Tage trat. Ueberdies wies sie, mit Beibehaltung des Evangelisten und des Heilandes, jede der übrigen auftretenden Personen besonderen Sängern zu.

Die Aufführung unter Leitung des Herrn Director Felderich war im Ganzen eine gute, entwickelte aber nicht überall jene energische, lebenswahre Färbung, die besonders in den die aufgeregten Volksleidenschaften wiedergebenden Chören dringend geboten ist. Fräulein Thomä von hier (Sopran) und Fräulein Burhenne aus Köln (Alt) entledigten sich ihrer Aufgabe mit vieler Hingebung, Letztere mit mehr Wirksamkeit als Erstere. Die Herren Otto aus Berlin (Tenor) und Schulze aus Hamburg (Baß) gefielen uns diesmal viel mehr als in der „Hohen Messe“, besonders sang Letzterer mit ergreifender Weihe. Herr Henkel begleitete die Recitative mit Umsicht auf einem dem André'schen Lager entnommenen Concertflügel von Steinway & Sons. Der Besuch von Seite des Publikums war nicht außerordentlich zahlreich. △

Frankfurt, 3. December.

Ein für den weiteren Kreis seiner Verehrer erfreuliches Zeichen rüstiger Thätigkeit, hat Eduard v. d. Launitz, nachdem er vor Kurzem das Bethmann-Denkmal aufgestellt, eben die für eine Grabstätte bestimmte Marmorstatue vollendet, welche den ungetheilten Beifall aller Besucher seines Ateliers findet. Dieselbe gibt uns ein Stimmungsbildwerk edlen, einfachen Styls, den in Gestalt einer Trauernden dargestellten Schmerz über den zu frühen Tod eines geliebten Kindes, eine wehmüthige Klage, in die ein leises Fragen nach dem Warum sich zu mischen scheint. Neben diesem Ausdruck ist es die Gewandung, deren anmuthige Behandlung und fein niederwallende Rhythmik, vorzugsweise in der Rückenansicht, den Beschauer anspricht. Das schöne Kunstwerk wird in Münden seine Aufstellung finden.

A. Trippel's Goethebüste.

Wir berichteten neulich, daß diese, vom Dichter selbst als vortrefflich und ideal-schön anerkannte Büste von dem Künstler, welcher das Goethestandbild für München ausarbeitet, zum Vorbild gewählt worden sei. Diese Büste ist nun auf Weisung des Großherzogs von Weimar von Meisterhand nachgeformt, und wird Goetheverehrern und Kunstfreunden zugänglich gemacht werden. Die Abgüsse werden ausschließlich nur in Dresden von A. G. Wiesing gefertigt und ist der Kunsthandlung von Ernst Arnold daselbst die Commission übergeben. Dieselbe Kunsthandlung wird demnächst Photographien nach dieser Büste, in zwei Größen, gefertigt von Brockmann in Dresden, dem Publikum übergeben. (Die Büste ist in dem hiesigen Kunstverein ausgestellt.)

Fanny Janauschek in Boston. An demselben Abend, an welchem Hendrichs als Macbeth sein Gastspiel auf der Newyorker deutschen Bühne beschloß, ging die Shakespeare'sche Tragödie auch an einer englischen Bühne Bostons mit denkwürdiger Besetzung und in seiner Art beispiellosem Erfolg in Scene; auch dort errang eine deutsche Künstlerin außerordentliche Erfolge. Fanny Janauschek trat mit Edwin Booth zusammen in „Macbeth“ auf, der dort in englischer Sprache gegeben wurde, während sich die deutsche Tragödin natürlich ihrer eigenen Muttersprache bediente. Das Interesse an dieser Vorstellung und der Erfolg derselben war ein in Boston unerhörter. Schon mehrere Tage vorher waren die besten Sitze verkauft und am Tage der Vorstellung war der Andrang zur Casse ein so gewaltiger, daß zur Aufrechterhaltung der Ordnung Polizei requirirt werden mußte. Die letzten Tickets wurden mit bedeutenden Prämien bezahlt. Ein in allen Räumen überfülltes Haus begrüßte das berühmte Künstlerpaar, folgte den Leistungen Beider mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und überschüttete sie mit Beifallsbezeugungen. Am Schluß wurde zuerst Booth, dann Fräulein Janauschek gerufen, die sich jedoch entschuldigen ließ, da sie ihr Costüm bereits gewechselt. Die Einnahmen des Abends waren so bedeutend, daß der auf Fräulein Janauschek fallende Antheil 3300 Dollars betragen haben soll. Die englische Kritik macht aus ihrer Bewunderung der Leistung der deutschen Künstlerin keinen Hehl. Das schmeichelhafteste Lob, welches sie ihr zu ertheilen weiß, möchte wohl das sein, daß man den Sinn ihrer Reden vollkommen zu erfassen vermocht, auch wenn man der deutschen Sprache durchaus unkundig gewesen.

In Nummer 329 dieses Blattes macht ein Berichterstatter über das Kloster Lorch unter Andern Erwähnung eines wahrscheinlich dem 15. Jahrhundert angehörigen Freskobildes, in welchem die Enthauptung des Hohenstaufen Conradin durch das der modernen Zeit angehörige Fallbeil dargestellt sei. Diese höchst auffällige Darstellung steht indessen nicht vereinzelt da. Schreiber dieses, bei einem Besuche Luzerns im Jahre 1825 von dem bekannten Obrist Pfyffer darauf besonders aufmerksam gemacht, fand unter den in der sogenannten Capellbrücke angebrachten, meist roh und schlecht ausgeführten Gemälden (Bädecker gibt deren Zahl auf 154 an) eine Scene aus der Hinrichtung der thebaischen Legion, wobei eine ganz unverkennbare Guillotine in voller Thätigkeit ist. Unter dem dazu gehörigen Wappen des Donators, eines Luzerner Patriziers, stand deutlich mit lateinischen Buchstaben die Zahl anno 14, der Rest war mir nicht gut lesbar. Pfyffer, der von der Abstammung des Bildes aus dem 15. Jahrhundert vollkommen überzeugt war, glaubte eine weitere Zahl 8 verantworten zu können. Es fiele somit die Schöpfung beider Bilder fast in die gleiche Zeit. Archäologen, besonders diejenigen, welche sich auf dem criminalistischen Gebiete bewegen, vermögen wohl darüber die beste Auskunft zu geben. E.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 4. December. Gastdarstellung der Frau Riemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. **Dorf und Stadt**, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin“, von Charl. Birch-Pfeiffer. — Lorle: Frau Riemann-Seebach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 27.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 338. Samstag, den 5. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Franz und Andreas entblößten ihr Haupt und der Letztere sagte ehrerbietig zu dem Erbgrafen:

„Verzeiht, Herr, das Unglück macht mißtrauisch; wir sind auf dem Weg zum Caplan Preu und wollen uns aufnehmen lassen in die neue Kirche des Doctor Luther."

„Wißt Ihr auch, was Ihr thut? Der Herzog hält Euch dann für Rebellen, der Papst für Ketzer und Ihr seid dann gebannt und geächtet", sprach Wolf Dietrich ernst.

„Das bin ich längst. Ich bin der Gruber von Frauenried", versetzte Anton düster.

Ueber des Grafen Antlitz flog ein beifälliges Lächeln.

„Ich habe von Deinem Schicksal gehört", nahm er wieder das Wort, „allein glaubst Du es zu verbessern, wenn Du zu unserer Partei übertrittst? Der Herzog betrachtet uns mit feindseligen Augen und wer weiß, was er wider uns sinnt."

„Um so eher werdet Ihr Männer bedürfen, die dem Tod trotzig in's Auge sehen können; man hat uns zu Wildschützen gemacht, Herr Erbgraf, und Ihr wißt, das Leben des Schützen ist ein wohlfeiles."

„Meinst Du, mein Herr Vater beschütze die Männer, welche mit frevelndem Muthe die Thiere des Waldes ohne Recht erlegen?" frug der Ritter.

Andreas biß sich auf die Lippen; allein schnell hatte er sich gefaßt und entgegnete ruhig:

„Wenn uns überall die Thüre gewiesen wird, Herr Graf, wenn man uns verbietet, redlich unser Brod zu verdienen, was glaubt Ihr, daß uns übrig bleibt?, Gebt uns rechtschaffene Arbeit, gebt uns ehrlichen Verdienst, so wird unsere Büchse an der Wand hängen und nur für Euere Feinde wollen wir sie noch mit Kugeln laden."

Die Antwort schien dem Grafen zu gefallen; er besann sich etwas, dann sagte er kurz:

„Seid Ihr bei unserem Caplane fertig, so kommt nach Schloß Wallenburg; in unserer Zeit sind Männer Goldes werth und ich will sehen, ob Ihr welche seid."

Damit setzte Erbgraf Wolf Dietrich seinen Pürschgang fort.

Die drei Freunde aber eilten froher nach Miesbach, wo sie, nachdem der Caplan sie unterrichtet, das Abendmahl in beiderlei Gestalten nahmen und damit zur neuen Lehre förmlich übertraten; dann erst gingen sie nach dem Schloß Wallenburg und zu ihrem Beschützer, dem Erbgrafen.

Nicht so zufrieden wie der ehemalige Besitzer des Frauenrieder Hofes war der gegenwärtige Pächter desselben, Freund Blümelhuber.

„Den Donner noch einmal", sagte er ärgerlich, als zu der Hiobspost von Resels Verschwinden noch die Nachricht von dem Eintritt Antons in das Kloster sich gesellte, „muß der Kuckuck auch gerade an St. Petri Kettenfeier die verflixten Haberer herführen, damit dem Abt Mädel und Maler ohne mich in die Hände fallen. — — Hm, hm", sagte er nach einer Weile, „Blümelhuber, ich bemerke, daß du ein Esel bist, denn weißt du nicht um das Geheimniß von Resel und muß dir der Abt dein Schweigen nicht um mindestens zwei Tausend baare Gulden abkaufen, oder er läuft Gefahr, daß ihm die Bauern das Kloster über dem Graukopf anstecken, sie sind ja ohnehin jetzt sammt und sonders verfluchte Ketzer."

So dachte der Treffliche und ging nach Weyarn; allein so lange Anton noch im Kloster wohnte, ließ ihn der Abt nicht vor sich, denn er fürchtete, Blümelhuber möchte ihm von dem Anschlage auf Resel erzählen, dessen er sich jetzt herzlich schämte und für dessen Vereitlung er, seit er Anton so traurig über Resels Verschwinden sah, Gott von tiefster Seele dankte.

Als Anton fortgezogen war, ließ Abt Oswald den früheren Freund vor sich kommen und frug ihn, als kenne er ihn kaum, was er hier zu suchen und warum er sich so oft bei ihm angemeldet habe."

„Ei, meinen wohlverdienten Lohn will ich", antwortete Blümelhuber patzig. „Der Maler ist Euer Novize, die Resel Euere — Büßerin, wie Ihr's zu nennen beliebt, und Ihr seid jetzt mein Schuldner."

„Der Maler kam ohne Euch zu mir und suchte Hülfe und die Tochter des Vordermaiers weilt nicht hier", erwiderte der Abt kalt.

„Nicht — nicht hier?" stotterte Blümelhuber erschrocken, setzte aber gleich darauf lachend hinzu: „kann sein, nicht in Euerem Kloster, Hochwürden, wohl aber in Euerer Gewalt!"

„Wäre sie dann nicht längst zu ihrem Vater zurückgekehrt? Glaubst Du, ich will Mädchen rauben, um sündhaften Lüsten zu fröhnen? Es lag mir daran, die Tochter des braven Bauern in Gotzing zur Kirche zurückzuführen."

Blümelhuber lachte unanständig und sagte:

„Das sagt einem Dummkopf, nur nicht mir; gebt mir das Geld, sonst . . ."

Der Abt läutete und gab dem eintretenden Mönche leise einen Befehl.

Blümelhuber triumphirte; allein statt des gehofften Säckelmeisters traten zwei Laienbrüder ein.

„Euch habe ich noch Reisach am Abend von St. Petri Kettenfeier geschickt, damit Ihr jenes Mädchen in's Kloster bringen solltet zur Beichte und zur Buße, welches Euch dieser Mann zuführen würde. Nicht wahr?"

Digitized by Google

„Jawohl, Hochwürden", antworteten die Beiden demüthig und verneigten sich.

„Nun und hat Euch dieser Blümelhuber in Reisach aufgesucht, oder habt Ihr ein Mädchen gesehen und hierher gebracht?"

„Nein, Hochwürden", gaben sie lakonisch zurück.

„Es ist gut, Ihr könnt gehen und im Vorzimmer meiner Winke warten", sprach der Abt, und wandte sich dann, als diese fort waren, an den Pächter: „Also bestehst Du trotzdem noch auf Deinem Verlangen?"

„Ja!" trotzte der Pächter, „und wenn Ihr mir nicht gutwillig zweitausend Gulden gebt, so erzähle ich den Bauern Eure Geheimnisse."

„Du meinst trotzen zu dürfen, glaubst listig zu sein?" frug der Abt mit eigenthümlichem Lächeln, während seine Hand mit der Glocke spielte und läutete, „aber ich will Dir sagen, Blümelhuber, daß Du unendlich dumm bist!"

Die Laienbrüder waren wieder eingetreten und packten auf ein Zeichen des Abtes den erschrockenen Pächter fest am Arm.

„Führt den Menschen in die Zelle für leichte Büßer und sagt dem Küchenmeister, daß er ihm jetzt täglich Nahrung geben solle, denn er wird nicht eher freigelassen, bis ich es befehle, und das — Blümelhuber — wird sein, wenn Du mit dem zufrieden bist, was ich Dir reichen lasse."

So war Blümelhuber noch in keine Falle gegangen und er wollte sich jetzt auf's Bitten verlegen, allein der Abt winkte, ihn abzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Das germanische Museum in Nürnberg.

Das germanische Museum will und soll eine Nationalanstalt im wahren, nicht im national-liberalen Sinn des Wortes sein; sollte aber der Sinn des deutschen Volks nach den Summen bemessen werden, welche es für dieses, der geschichtlichen Forschung so nützliche und nothwendige Institut bisher geleistet hat, so könnte man von der Stärke jenes Sinnes nur den allertraurigsten Begriff bekommen. Das Fürstenthum Waldeck steht z. B. in der Liste der Beitragenden oder Protectoren mit ganzen 5 Thalern 26 Silbergroschen 10 Pfennigen verzeichnet, Sachsen mit 200 Thalern und der „Staat der Intelligenz" (ältere Provinzen) mit 500 Thalern. Damit vergleiche man die Liberalität eines Peabody, eines Sina (der eine Million Drachmen für eine griechische Akademie stiftete) und Anderer mehr, ja man beachte nur, was in Amerika Privatleute thun, die nicht einmal in der ersten Reihe der Millionäre zählen. Die amerikanische „Post" berichtet: „In Princeton College, N. J., wurde am Dienstag, den 27. October, der neue von Schottland importirte Rector Dr. McCosh eingeführt. Nachdem derselbe eine tüchtige Rede gehalten hatte über die Verschiedenheiten der akademischen Bildung in Europa und Amerika, machte er auf die Bedürfnisse aufmerksam, deren Erfüllung dem Institute, dem er in Zukunft vorstehen soll, zur rascheren und farbenreicheren Blüthe gereichen würden; er nannte vor Allem eine Turnanstalt. — Im Laufe des Tages fragte ein unscheinbarer, ruhiger Mann, der als Zuschauer und Hörer anwesend war, einen der Vorsteher, wie viel denn wohl ein solches Gymnasium kosten würde. „Gegen 20,000 Dollars", war die Antwort. „Gut", sagte der ruhige Mann, „ich gebe 10,000 D., wenn Sie die übrigen 10,000 D. aufbringen können." — Die Nachricht verbreitete sich unter den Anwesenden und nach Verlauf von wenigen Stunden machte sich ein anderer Freund der wohlberufenen Anstalt anheischig, 5000 D. beizusteuern. Derselbe Herr entschloß sich gegen Abend, diese Summe auf 10,000 D. zu erhöhen, um den sofortigen Bau der Turnanstalt zu sichern. Der erste dieser Herren war Herr Robert Bonner, der Eigenthümer des „N. Y. Ledger", der zweite der Banquier Marquard, ebenfalls von Newyork. Wenn man den Amerikanern vorwirft, daß sie allzu arg darauf versessen sind, Geld zu erwerben, so ist dies ein schöner Beweis dafür, daß sie's wenigstens manchmal auch gut anzuwenden wissen."

Damit halte man das Factum zusammen, daß alle norddeutschen Regierungen in summa 1580 Thaler jährlich für das Germanische Museum steuern, welches letztere, um existiren zu können, sich mit einer Schuldenlast von 100,000 fl. beladen mußte!

Man scheint endlich doch gegenüber dieser Anstalt zu einer würdigeren Haltung sich aufschwingen zu wollen. In Folge eines Bundesrathsbeschlusses hatte die preußische Regierung den Professor Dr. Haupt beauftragt, über den Werth der Leistungen und Bestrebungen des Germanischen Museums einen Bericht zu erstatten, welcher nun dem Bundesrath vorliegt. Das Ergebniß ist im Wesentlichen ein günstiges. Der in manchen Beziehungen verfehlte, weil zu ausgedehnte Plan, welcher im ersten Stadium des Bestehens der Anstalt verfolgt wurde, ist den Verhältnissen seit 5 Jahren entsprechend modificirt worden. Der jetzige Vorstand, Professor Essenwein, hat sich hiebei große Verdienste erworben. Er hat die Sammlungen der Kunstsachen und der Alterthümer unter einen festen wissenschaftlichen Gedanken gestellt und sie in dem Sinne eines Museums der deutschen Culturgeschichte gefaßt. Seine Auffassung und Anordnung verdient unbedingte Billigung. Die wirklich bereits bedeutenden Sammlungen des Germanischen Museums, Gemälde, Holzschnitte, Zeichnungen, Sculpturen und Schnitzereien, Musikinstrumente, Waffen, Werkzeuge, Geräthe, sind in geschichtliche Reihen gebracht, welche die Entwicklung des deutschen Culturlebens anschaulich und lehrreich darlegen. Zu diesen Sammlungen tritt ergänzend und in gleicher Anordnung eine große Anzahl von Mappen mit Abbildungen. Ihre Vervollständigung wird der Anstalt die Bedeutung eines geschichtlichen Museums für das gesammte Deutschland verleihen; schon jetzt tritt sie damit weit hinaus aus provinzieller Beschränkung.

Das Archiv des Museums hat das Verdienst, eine Menge von Urkunden und alten Actenstücken vom Untergange gerettet zu haben und noch zu retten, so z. B. neuerdings das Archiv der ehemaligen Reichsstadt Windheim. Die Bibliothek besitzt 60- bis 70,000 Bücher und eine bedeutende Handschriftsammlung. Ueberall herrscht musterhafte Ordnung. Prof. Haupt empfiehlt am Schluß das Germanische Museum zur „festen und mannhaften Unterstützung des preußischen Staates oder des Norddeutschen Bundes". Man muß bei Vergleichung der bisher mehr als ärmlichen Unterstützung dieser Nationalanstalt mit den Summen, welche allein mit Probeschießen u. s. w. verpufft werden, zu dem Schluß kommen, daß eine weitere Verkümmerung dieses Instituts geradezu ein nationaler Schandfleck wäre.

Die Fluthwellen des pacifischen Oceans im August.

Ueber die durch das Erdbeben in Peru am 13. August 1868 veranlaßten Fluthwellen im pacifischen Ocean veröffentlicht Professor Hochstetter aus Wien in der „A. Z." Folgendes:

Die neuesten Zeitungen aus Neu-Seeland (Post vom Anfang Septembers) berichten von außerordentlichen Fluthwellen, durch welche die Ostküste namentlich der Südinsel in Neu-Seeland, sowie die östlich gelegenen Chatham-Inseln am 15. August in verheerender Weise heimgesucht wurden. Am Großartigsten war das Phänomen in den von Norden bis Osten gegen den Stillen Ocean sich öffnenden kleined Buchten der an der Ostküste Neu-Seelands weit

Digitized by Google

vorspringenden Banks-Halbinsel. In den Hafen von Lyttelton z. B. drangen, nach dem Berichte des dortigen Hafenmeisters, am 15. August zwischen 4h 30′ und 11h A. M., also in einem Zeitraum von 6½ Stunden, vier große Wogen ein, denen jedesmal ein so bedeutendes Zurücktreten des Meeres voranging, daß alle im Hafen geankerten Schiffe auf den Grund geriethen, während die mit furchtbarem Getöse hereinbrechende und einen schäumenden Wall von 10 Fuß Höhe bildende Fluthwelle bis zu 3 Fuß Höhe über die höchste Springfluth-Marke das Ufer überschwemmte und viel Schaden anrichtete.

Auch in Napier, Wellington und Nelson wurden ähnliche Störungen beobachtet, die, in geringerem Maßstab, mehrere Tage fortdauerten und erst am 19. August sich verloren. Auf den 460 Seemeilen östlicher gelegenen Chatham-Inseln trat das verheerende Ereigniß um mehrere Stunden früher, zwischen 1 und 2 Uhr in der Nacht, ein. Das Maori-Dorf Tupunga und mehrere europäische Niederlassungen wurden gänzlich ins Meer geschwemmt und mit knapper Noth retteten die Bewohner ihr Leben.

An der Ostküste von Australien prallten die Fluthwellen erst gegen 11 Uhr Vormittags an und veranlaßten im Hafen von New-Castle am Hunter-River (nördlich von Sydney) bedeutenden Schaden.

Im Anfang Septembers hatte man auf Neu-Seeland noch keine Nachricht von den Ereignissen, die am 13. August und an den folgenden Tagen an der Küste von Peru stattgefunden hatten. Dennoch wurde das überraschende Phänomen von Dr. Haast in Neu-Seeland schon damals insofern richtig gedeutet, als es nicht in Zusammenhang gebracht wurde mit den theils gleichzeitig, theils etwas später, am 17. August, auf Neu-Seeland verspürten Erdbeben, sondern einem größern, entfernten, aber unbekannten vulkanischen Ereigniß oder Erdbeben im Osten von Neu-Seeland zugeschrieben wurde. Die Sache gewinnt nun dadurch ein erhöhtes Interesse, daß es keinem Zweifel unterliegt, daß die Ereignisse in den australischen Meeren am 15. August nur die Folge des Erdbebens in Peru am 13. August waren. Hält man mit den Nachrichten aus den australischen Colonien die Nachrichten zusammen, welche von ähnlichen Fluthbewegungen an der Küste von Chile am 13., im südlichen Californien am 14. und auf den Sandwich-Inseln am 14. August berichten, so wird klar, daß die durch die Erschütterung des peruanischen Küstenstrichs veranlaßte Wellenbewegung sich über das ganze ungeheure Gebiet des pacifischen Oceans fortgepflanzt hat, und sicherlich wird aus dem weiten Raumgebiete der Südsee noch manche Unglückspost einlaufen, namentlich von den niederen Koralleninseln zwischen Amerika und Australien, auf welchen das Leben der Eingebornen durch die gewaltigen Meereswellen, die über die Inseln hingingen, aufs Höchste gefährdet gewesen sein muß.

Der vorliegende Fall bietet zugleich ein interessantes Beispiel zur Berechnung der Fortpflanzungs-Geschwindigkeit der durch Erdbeben erzeugten Meereswogen.

Im Hafen von Lyttelton auf Neu-Seeland kam die erste große Welle am 15. August 4h 45′ A. M. an; das ist für Arica der 14. August 12h 32′ P. M., so daß also die Erdbebenwelle den ungeheuren Weg von Arica bis Lyttelton — eine Distanz von 6120 Seemeilen — in 19 Stunden zurückgelegt hat oder mit einer Geschwindigkeit von 322 Seemeilen in der Stunde (540 englische Fuß in der Sekunde).

Aehnliche Berechnungen ergaben bei dem Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 eine Geschwindigkeit der Erdbebenwelle von 214 Seemeilen in der Stunde, für das Erdbeben von Simoda in Japan im Jahre 1854, das Wellen erzeugte, welche an die Küsten von Californien anschlugen, eine Geschwindigkeit von 360 Seemeilen in der Stunde, so daß also jene Zahl zwischen den beiden früher gefundenen liegt.

Eine auffallende Uebereinstimmung aber ergibt sich mit der Anzahl der zwischen der Westküste von Amerika bei Arica in Peru und der Banks' Peninsula auf Neu-Seeland gelegenen Anzahl von Fluthstunden; deren, nach der bekannten Karte von Whewell, genau 19 sind, so daß die Erdbebenwellen in diesem Meeresraum sich mit derselben Geschwindigkeit fortgepflanzt zu haben scheinen, wie die gewöhnliche Fluthwelle.

Es wäre nun von großem Interesse, auch von andern Punkten der Südseegestade, die von diesen Erdbebenwellen heimgesucht wurden, genaue Zeitangaben über den Eintritt und die Dauer des Ereignisses zu erhalten, um so einen möglichst vollständigen Ueberblick zu gewinnen über das ganze großartige Phänomen.

Mannichfaltigkeiten.

(Chorinsky's Tobsucht.) Ueber die von den bayerischen Blättern wiederholt besprochene Tobsucht Chorinsky's erhält die Wiener „Medicin. Wochenschrift" soeben von einem Sachverständigen aus München eine Zuschrift, in der es unter Anderem heißt: „Gesetzt aber, Chorinsky wäre wirklich tobsüchtig, so entsteht ganz einfach die Frage: Warum sollte er es denn nicht geworden sein? Hat er nicht Ehre, Namen, Vermögen, Freiheit und alle gewohnten Lebensgenüsse verloren? Statt letzterer Entsagungen aller Art, Kerkerluft, Einsamkeit und Langeweile! Wären das nicht hinreichende Factoren zur Erzeugung einer psychischen Erkrankung? Es vergeht kein Jahr, wo ich nicht einen oder mehrere solcher Fälle aus den Gefängnissen beobachte, ohne daß diese Zustände im geringsten der Zurechnung zur Zeit der incriminirten Handlung präjudiciren. So wäre es auch bei Chorinsky. Wenn auch zehnmal jetzt psychisch erkrankt, zur Zeit, als er den Giftmord vorbereitete und ausführen half, war er es nicht. Diese Handlung hat auch mit der Tobsucht nichts gemein."

Frankfurter Theater.

Gastspiel von Marie Seebach.

Das Sprüchwort „Bist Du wo gut aufgenommen, darfst Du ja nicht wiederkommen" bewährt sich bei Marie Seebach in keiner Weise. Sie hat uns schon wiederholt mit ihrem Besuche erfreut, aber so oft sie auch wiederkehrt, sie findet jedesmal dieselbe freundliche Aufnahme, dasselbe herzliche Entgegenkommen. Ja bei ihrem Gastspiel im vorigen Winter hatte sich der Enthusiasmus auf eine Höhe gesteigert, wie er bei ihrem ersten Erscheinen in Frankfurt nicht größer war. Auch diesmal bewährt sich die magnetische Kraft, welche die große Künstlerin noch immer auf ein gebildetes Publikum ausübt. Die erste Gastdarstellung von Marie Seebach zu Anfang dieser Woche war Maria Stuart. Das Haus war in allen Räumen gefüllt und die Stimmung des Publikums eine durch die im Ganzen sehr würdige Darstellung des Stückes sichtlich gehobene. Was die Darstellung der Maria durch die verehrte Gastin betrifft, so brauchen wir kaum zu erwähnen, daß sich dieselbe in jeder Beziehung auf der Höhe der Dichtung erhielt, wenn auch selbstverständlich die weichen und elegischen Momente der Rolle der künstlerischen Individualität und den Mitteln der Darstellerin mehr entsprachen, als die Ausbrüche der gewaltigen Leidenschaft und der höchsten, Haß und Rache sprühenden Erregung. Schon die Klangfarbe des Organs der Künstlerin, so sehr sie es beherrscht und ihm schärfere Accente zu entlocken versteht, ist zu weich und zu melodisch, um die Begegnungsscene mit der Elisabeth mit jener erschütternden nervigen Wucht des Tones auszustatten, wie sie einer Janauschek, einer Ristori zu Gebot standen. Auch die Erscheinung der Seebach ist für solche Momente zu mild, zu ideal. Ihr tiefes, seelenvolles Auge strahlt nicht jene dämonischen niederschmetternden Blitze, wie sie den beiden Genannten zu Gebote stehen. Wir sind weit entfernt, die gefeierte Gastin hierfür verantwortlich zu machen. Auch der größte Künstler ist bis zu einem gewissen Grade an seine äußeren Mittel gebunden. Daß Marie Seebach, die Incarnation des Gretchens

Digitized by Google

und aller ätherischen zartbesaiteten Mädchennaturen, diese Gränzen so weit hinauszurücken versteht, daß wir auch vor ihrer Maria mit Bewunderung stehen, beweist eben, daß sie eine wahrhaft große Künstlerin ist. Den letzten Act, wo die Maria mit der Welt und ihren Kämpfen abgeschlossen hat und den Blick nur noch nach Oben richtet, spielte Marie Seebach mit einer wahrhaft verklärten Resignation und Weihe des Todes, mit einer schmerzlichen und doch so gefaßten Erregtheit im Tone, die zu Thränen rühren konnte. In Erscheinung und Spiel wie eine Märtyrin, wie eine Heilige, nahm sie Abschied vom Leben und ihre Hinrichtung glich einer Himmelfahrt. Auch die Rolle der Elisabeth war in vorzüglichen Händen. Sie ist insofern viel schwerer zu spielen, als sie eine sog. undankbare Rolle ist, indem die Sympathieen des Publikums ihr völlig abgewendet sind und sich allein auf die unterdrückte und duldende Marie concentriren. Desto mehr Verdienst ist es für eine Schauspielerin, wenn sie uns die Elisabeth nicht bloß künstlerisch, sondern auch menschlich nahe bringt. Dies vermochte Fräulein Schweigert und sie verdient dafür besondere Anerkennung. Sie gab die Elisabeth nicht nur als die stolze, in ihrer persönlichen Eitelkeit aufs Tiefste gekränkte und rachedürstende Frau, sondern auch als die staatskluge Fürstin, welche die Hinrichtung der Maria als einen Act der politischen Nothwendigkeit, um sich selbst den Besitz des Thrones zu sichern, erkennt und demgemäß handelt. Auch die übrige Besetzung war eine tüchtige. Herr Roll als Leicester ward den verschiedenen Seiten der schwierigen Rolle gerecht, wenn auch die etwas schwere und dumpfe Färbung seines Organs und die damit zusammenhängende stoßweise Betonung nicht ganz zu der Zungengewandtheit des glatten Hofmanns passen will. Herr Schneider war ein trefflicher, feuriger Mortimer nach der traditionellen Auffassung des Charakters. Sofern man aber berücksichtigt, daß Mortimer nicht bloß ein fanatischer Schwärmer, sondern auch ein kalter, berechnender, verschlagener Heuchler sein muß, um die Scheinrollen, die er spielt, gut durchzuführen und fast seine ganze Umgebung, Jeden in anderer Weise, zu täuschen, so dürfte sich die Spielweise des Mortimer nach dieser berechtigten Auffassung modificiren und an der geeigneten Stelle auch die Farbentöne anzubringen sein, welche diese minder idealen Seiten des eigenthümlich gemischten Charakters illustriren. Wenn in der Darstellung des Mortimer nur der übersprudelnde Feuergeist zur Ausprägung kommt, so muß es sehr auffallen, daß ein solcher Charakter anderseits so viel Selbstbeherrschung und Zurückhaltung besitze, als für die Durchführung seiner Doppelrollen nöthig ist. Diesen scheinbaren Widerspruch zu vermitteln, ist Aufgabe der Darstellung. — Herr Zademack spielt uns den Burleigh nicht ganz zu Dank. Er ist zu finster, zu dräuend, zu Alba-mäßig und zu wenig Hofmann.

Der zweiten Gastdarstellung der Frau Seebach waren wir beizuwohnen verhindert. Wir hören jedoch, daß sie die Desdemona mit jener Poesie und edlen Weiblichkeit und dann wieder mit jener Engelsgeduld und göttlichen Sanftmuth der erhabenen Dulderin ausgestattet, die wir schon früher an ihr bewundert und erst im Frühjahr d. J. eingehender zu würdigen Gelegenheit fanden. Wir müßten daher nur das damals Gesagte wiederholen. Auch in Bezug auf die übrigen Hauptdarsteller gilt nach der Versicherung unseres Gewährsmannes das schon früher in diesem Blatte Ausgeführte. Herr Roll ist als Othello imposant und mächtig, ermangelt jedoch der feineren psychologischen Nüancen und der künstlerischen Ruhepunkte. Herr Zademack als Jago ist interessant in den Details, aber er läßt eine einheitliche Auffassung und consequente Durchführung aus Einem Gusse vermissen. Herr Schneider ist ein vorzüglicher Cassio. Neu war Fräulein Schweigert als Emilie, Jagos Frau. Diese Besetzung der Rolle ist ein offenbarer Gewinn. Fräulein Schweigert hob dieselbe durch ihre scharfe, charakteristische Ausprägung auf ein höheres Niveau, als man es sonst wohl gewöhnt ist.

„Der Ball zu Ellerbrunn" ist ein älteres Lustspiel, das man immer wieder mit Vergnügen sieht, wenn es auch einfacher, harmloser und nicht so pikant pointirt ist, als die Arbeiten im modernen Genre sind. Das Publikum nahm denn auch die wohlgelungene Aufführung des Lustspiels mit sichtlichem Behagen und in bester Laune entgegen. Die Baronin fand in Marie Seebach eine eben so liebenswürdige, als geistvolle und in Erscheinung und Manieren aristokratische Vertreterin. Sie weiß die Rolle mit einer großen Anzahl feiner Pointen auszustatten, die sie vielfach in neuem Lichte erscheinen lassen. Herr Schneider spielte mit sprudelndem Humor und Herr Degen kam seinem Vorbilde, dem alten Meck, der diese Rolle an unserer Bühne creirt, sehr nahe.

Die „Tasse Thee", eine sehr niedliche Bluette, ließ das Publikum nicht aus dem Lachen kommen. Marie Seebach wird in ihrem meisterhaften Spiel durch die Herren Stoß und Roll vorzüglich unterstützt.

Dem ferneren Gastspiel von Marie Seebach, das einige neue Rollen bringt, sieht man mit Spannung entgegen. ♂

Correspondenzen.

Hanau, 2. December.

Seit Jahren haben wir in Hanau keinen Winter erlebt, der uns so viele und genußreiche Concerte geboten hätte als diese Saison. So war namentlich die gestrige Aufführung des Oratorien-Vereins eine sehr gelungene und hat von Neuem bewiesen, in welch hohem Maße der Vereinsdirector, Herr F. W. Rühl von Frankfurt, es versteht, einen Chor zu beherrschen und zur feinsten Darstellung der schwierigsten Tonwerke des Oratorien-Styls zu befähigen. Dies gilt insbesondere von der weihevollen Bach'schen Cantate „Gottes Zeit", in welcher sich der Alt bei dem Vortrage seines Solo's „In deine Hände befehl' ich meinen Geist" durch edle Klangfarbe und feine Nüancirung am meisten hervorthat. Auch die geschmackvoll ausgewählten Chöre aus dem Händel'schen Salomon, vor Allem „Wer von Osten bis gen Westen" und „Singt der hoffnungslosen Liebe Qual" gingen vortrefflich, und in dem unvergleichlichen Nachtigallenchor ward von den beiläufig 100 Sängern und Sängerinnen ein wundervolles Piano entwickelt. Die Schlußnummer, die Motette „Iste dies", bot dem Vereine Gelegenheit, sich auch in dem weltlicheren Musikstyle Cherubini's zu bewähren. Nicht minder gelungen als dieses Oratorien-Concert war am 19. vorigen Monats die Aufführung des hiesigen Instrumental-Vereins, welcher seit diesem Winter unter der Leitung des Herrn Heinrich Henkel von Frankfurt steht. Als derselbe nach nur 3 oder 4 Proben das Concert anzeigte und von orchestralen Werken die Ouvertüre zur „Iphigenie in Aulis" und die l'ours genannte C-dur-Symphonie von Haydn auf's Programm setzte, waren wir mit Rücksicht darauf, daß das Orchester zum weitaus größeren Theile aus Dilettanten gebildet ist, um das Gelingen des Concerts einigermaßen besorgt. Allein unsere Besorgniß erwies sich als unbegründet. Denn die beiden Instrumentalwerke wurden mit vieler Accuratesse, mit feiner Nüancirung und mit so freudigem Selbstbewußtsein des Orchesters vorgetragen, daß jeder Zuhörer erkennen mußte, wie sehr es Herr Henkel versteht, durch eine bestimmte und gewinnende Art der Orchester-Leitung den richtigen Rapport zwischen den Mitwirkenden und dem Dirigenten herzustellen. — Mit ihren Solovorträgen errangen Fräulein Oppenheimer von Frankfurt und der Violoncellist Herr Louis Lübeck stürmischen Beifall. In der That kann man sich auch kaum eine künstlerischere Behandlung des Cello denken, als solche Herr Lübeck in den 3 Solonummern (Duport, Lalo, Vieuxtemps) und in dem von ihm selbst componirten Cello-Concerte zu Gehör brachte. Ebenso hat Fräulein Oppenheimer 3 Lieder von Eliason, Lindblad und Henkel, so wie vor Allem die Klage-Arie aus dem Gluck'schen Orpheus mit hinreißendem Ausdrucke vorgetragen.

Literatur-Notizen.

Von der splendid ausgestatteten Zeitschrift „Zu Hause", Geschichten und Bilder zur Unterhaltung und Belehrung (Stuttgart, bei E. Hallberger) ist der 1868er Jahrgang jetzt vollendet; von Neuem liegen zwei Hefte vor. Spannende Novellen von anerkannten Schriftstellern, Schilderungen, Schachaufgaben, Bilderräthsel ꝛc. wechseln in anmuthigster Weise, geschmückt mit prachtvollen Illustrationen, ab, und selbst die Umschläge erfreuen das Auge noch mit humorreichen Bildern.

Frankfurt, 4. December.

Montag, den 7. December, Abends 7 Uhr, findet im kleinen Concertsaale des Saalbaues die V. Quartett-Soirée der Herren Heermann, Becker, Welcker und Müller statt. 1) Quartett (D-moll Nr. 3) von Cherubini. 2) Fragment aus dem Quartett C-dur (op. 130) von Beethoven. 3) Serenade (D-dur op. 8) für Violine, Bratsche und Violoncello von Beethoven.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 5. December. **Die beiden Schützen**, komische Oper in 3 Acten, nach dem Französischen. Musik von Lortzing.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 28.)

Sonntag, 6. December. **Oberon, König der Elfen**, romantische Oper in 3 Acten. Nach dem Englischen des Planché von Theodor Hell. Musik von C. M. v. Weber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 29.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 339. Sonntag, den 6. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Vergeblich wartete Blümelhuber auf ein Anerbieten des Abtes, er schien ihn vergessen zu haben. Woche um Woche verstrich und der Pächter von Frauenried sah keine menschliche Seele, denn der Speisekorb wurde von der Decke herabgelassen. Da half kein Jammern, kein Wehklagen, er war in die Grube gefallen, die er Nesel gegraben.

Endlich wurde die Thüre seiner Zelle geöffnet und die zwei handfesten Männer, welche ihn hierher gebracht, führten ihn wieder vor den Abt, neben dem mit niedergeschlagenen Augen Pater Angelikus stand.

„Mensch", sagte Oswald streng, „ich habe Deine Missethaten entdeckt und es liegt in meiner Hand, Dir am Galgen die Zunge zu binden. Unser guter Bruder Angelikus hat sich verführen lassen, Dir ein Document unseres Klosters anzuvertrauen, und das hast Du gestohlen, ohne ihn wärst Du schwerlich nach Frauenried als Pächter gekommen. Ich brauchte nichts, als Dich vor das peinliche Gericht zu führen und Dein sündiges Leben hätte geendet; aber ich will Gnade üben, ich möchte meine Hände rein haben von Blut und will Dir noch zwanzig Gulden geben lassen, damit Du Dich nach Arbeit umschauen kannst, denn der Frauenrieder Hof ist an die Grafen von Maxlrain verkauft und Deine Herrlichkeit als Pächter hat ein Ende; aber ich gebe Dir das Geld nur unter Einer Bedingung und die heißt: Schweigen."

Blümelhuber stand wie vom Donner gerührt, aber da er nichts Besseres wußte und der Abt ihn vollkommen in der Hand hatte, so gab er das Versprechen und verließ niedergeschlagen das Kloster.

Blümelhuber schwur dem Abte Rache und ewige Feindschaft, und weil ihm als Anfang just nichts Besseres einfiel, so trat auch er zur neuen Lehre über und wenn man Augenverdrehen, Psalmensingen und Anführen von Bibelstellen fromm nennen will, so konnte man den Novizen der freieren Kirche einen recht eifrigen Verehrer und Nachfolger von Luthers Lehren nennen; wie die Apostel, nahm auch er alltäglich das Abendmahl, das freilich für ihn eine andere Bedeutung, als das der Versöhnung mit Gott und den Menschen hatte.

Es war etwa acht Tage nach seiner Freilassung, als er den gealterten und vom Schmerz gebeugten Vordermaier in Miesbach traf.

„Lieber Bruder Vordermaier, auch Dir hat der Herr schwere Prüfungen gesendet, wie mir, seinem unwürdigsten Knecht", sagte er salbungsvoll. „Ich weiß wohl, daß Du mir eine Zeit lang nicht wohl gewogen warst, aber siehe, auch unser Herr und Heiland mußte viel leiden um seiner Gerechtigkeit willen."

„Was soll das alberne Geschwätz, wir zwei haben nichts mit einander zu thun."

„Vielleicht doch mehr, als Du glaubst und der Herr hat segnend sein Auge auf Dich geworfen, da er Dich mich finden ließ. Sage, lieber Bruder in Christo, wieviel würdest Du wohl Dem geben, der Dir sichere Kunde brächte, wo Deine Tochter ist?"

„Mein Kind, die Resel?!" rief der Vordermaier; „soviel ich darf, ohne sie arm zu machen, zwei-, drei-, fünfhundert Gulden, wenn er sie mir bringt. Weißt Du sie vielleicht?"

„Ich weiß sie allerdings, aber ich begehre nicht Mammon: versprich mir die Hand Deiner Tochter, so sollst Du sie noch morgen mit Gottes gnädigster Hülfe wieder haben!"

„Morgen erst! Doch was Du da von ihrer Hand sagst, ist Unsinn, sie mag Dich nicht; aber das Geld sollst Du haben."

„Gebt mir das Geld, so will ich's unter die Armen vertheilen, um doch in Etwas dem Herrn und Heiland nachzufolgen, denn ich bin ja vor ihm in schweren Sünden aufgewachsen; aber gebt mir das Geld, so will ich's Euch sagen."

Eilig ging der Vordermaier mit dem frommen Manne nach Hause und zählte ohne langes Markten das Geld auf den Tisch; aber jetzt drang er auch in Blümelhuber, ihm sein Geheimniß mitzutheilen.

„Deine Tochter", sagte Blümelhuber und guckte nach dem Himmel mit einem wahren Schafsgesicht, „Deine Tochter ist im Tempel der unreinen Baalspriester; der Herr möge in seiner Gnade ihre Seele schützen!"

„Dummes Zeug, sprich Deutsch mit mir!" rief Vordermaier ärgerlich, „oder Du kommst mit keinem Pfennig von meinem Gelde aus dem Hause!"

„O, Deine Augen sind noch mit Blindheit geschlagen, daß Du mich nicht verstehst, oder sind nicht die Klöster die Nester des Satans? und ist der Abt von Weyarn nicht ein Baalspriester, der die Leute zu seinem Götzen verführt?"

„Herrgott, Kerl, mach' mich nicht wahnwitzig; verstehe ich Dich recht, so wäre die Resel beim Abte?"

„Ja, Du hast's errathen!" sagte Blümelhuber und neigte sein Haupt, aber er hob es erschrocken wieder auf, als Vordermaier ihn packte und zornig rief:

„Vermaledeiter Schurke, Du lügst; meinst Du, frommer Halunke und abgefeimter Taugenichts, daß meine Tochter sich wegwirft?"

„Wer dürfte Das sagen? Nein, sie ist mit List weggeführt worden im Reisach und sitzt trauernd hinter der verschlossenen Klosterthüre in Weyarn."

„Gott strafe Deine Zunge, wenn Du lügst! Auf, wir rufen jetzt die Bauern zusammen und erstürmen das Nest! Aber Gott sei Dir gnädig, Schurke, wenn Du gelogen; keinen Schritt gehst Du von meiner Seite, bis wir die Resel gefunden!"

Digitized by Google

„Ich gehe nicht mit, das ist nicht ausgemacht. Lebe wohl!“

„Halt, Kerl, keinen Schritt von mir!“ rief Vordermaier zornig, und mit jugendlicher Stärke umfaßte er Blümelhuber, band ihm die Hände auf den Rücken, ging dann mit seinem unfreiwilligen Begleiter von Hof zu Hof und bat die Bauern um ihren Beistand.

Mit Sturmeseile ging die Kunde von Resels Gefangenschaft von Einem zum Andern und lawinenartig wuchs der kleine Haufe bewaffneter Götzinger zur Heersäule erzürnter Bauern. Sie Alle hatten den Sinn für Ruhe und Ordnung über den Wunsch verloren, ein so unerhörtes Verbrechen blutig zu bestrafen.

Voran schritt aber Vordermaier ernst und kalt, und verwandte kein Auge vom winselnden Blümelhuber.

(Fortsetzung folgt.)

Die Puerta del Sol in Madrid. *)

Den geometrischen Mittelpunkt des fast in regelmäßiger Kreisform sich ausbreitenden modernen Madrid, wie gleichzeitig seinen wichtigsten, besuchtesten und belebtesten Platz bildet die Puerta del Sol. Seinen Namen trägt der Platz, weil er ehemals die östliche Gränze der Stadt bildete, deren erste Bewohner sich in Westen unter dem Schutze des später zum Königsschloß gewordenen maurischen Alcazar angesiedelt hatten und hier ein Thor stand, das gegen Sonnenaufgang schaute. Das Thor ist längst verschwunden und den Platz selbst hat vor fünfzehn Jahren ein haußmannisirender Alcalde nach einer Seite hin erweitert, so daß er jetzt die Form eines Kreissegments bildet, von dem aus die schönen Hauptstraßen von Madrid: Calle Major, del Arenal, del Carmen, de Montera, de Alcola und Carrera San Geronimo strahlenförmig nach allen Himmelsrichtungen auseinanderlaufen. Wer von einem Ende der Stadt nach dem entgegengesetzten gelangen will, muß, wenn er dazu den directen Weg wählt, die Puerta del Sol überschreiten, und das würde bei einer auf einen engen Raum zusammengedrängten Bevölkerung von 310,000 Seelen allein genügen, um dem Platze eine ständige Frequenz zu verleihen; aber daher bezieht er nur den geringsten Theil des ihn vom Morgen bis spät in die Nacht erfüllenden buntfarbigen Lebens. Dasselbe rührt vielmehr von dem Umstand her, daß die Puerta del Sol im Leben der Madrilenen die Rolle der Boulevards, des Grabens, der Linden spielt, daß alle schwarzäugigen Sennoras, die einen Athemzug frischer Luft schöpfen, die sehen und gesehen sein wollen, sich hieher begeben, und daß die Schaar der männlichen Müßiggänger zur Besprechung der Tagesneuigkeiten sich hier zusammenfindet. Und Gott weiß es, daß deren Zahl Legion ist. Es ist und wird mir wahrscheinlich immerdar ein Räthsel bleiben, woher dieselben alle stammen.

Madrid steht bekanntlich nicht im Rufe einer reichen Stadt und ist auch keine, denn es hat weder natürliche Hülfsquellen noch Industrie, und der Handel, welchen die Stadt betreibt, beschränkt sich auf die Zufuhr des Consums ihrer Einwohner, da die Spedition aus den südlichen Hafenplätzen nach dem Norden und umgekehrt nicht über Madrid geht, sondern zu Wasser besorgt wird. Die reichste Fraction des spanischen Adels hat es von jeher vorgezogen, ihre Einkünfte in Paris zu verzehren, während die an Glücksgütern minder reich gesegnete von der Revolution in die Provinzen verscheucht wurde.

Und trotz alledem diese räthselhafte Menge von Nichtsthuern, die zwei Drittheil ihres Lebens damit verbringen, auf der Puerta del Sol umherzustehen? Ich kann mir dieselbe nur durch die Annahme erklären, daß den Spaniern die Liebhaberei, als petits rentiers zu leben, eben so zu eigen ist, wie den Franzosen, und daß sie, als des Landes Art kundig, das Mittel finden, in dem für den Fremden so sehr theueren Madrid ihren Unterhalt mit geringen Kosten zu bestreiten.

Ich sagte vorhin, daß sie auf der Puerta del Sol umherstehen, denn zu einem Flaniren, wie es auf den Pariser Boulevards Sitte ist, bietet der Platz nicht Raum genug dar und so sind denn die beiden Trottoirs vor den Häusern von dichten Gruppen, richtiger Menschenknäueln, erfüllt, die sich zwar fortwährend erneuern, aber stationär auf einem Flecke bleiben. Dazwischen haben die allen Altersstufen angehörigen Zeitungsverkäufer und Verkäuferinnen ihre Gewölbe aufgeschlagen, die einfach darin bestehen, daß sie ihre Waare auf dem Pflaster der Trottoirs ausbreiten und sie durch daraufgelegte Steine gegen den Wind schützen. Unermüdlich lassen sie dazu den Ruf: „La Iberia!“ „Del Imparcial!“ „La Correspondencia!“ erschallen. Es ist das der große Hahnenschrei von Madrid, den es zu hören bekommt, wenn der junge Tag erwacht, und den es auch noch in später Mittagsstunde vernimmt. Die drei genannten Blätter werden zumeist nummerweise verkauft, während die anderen sehr zahlreichen publicistischen Tagesorgane ihren Absatz im Abonnement suchen. Aus der Aussprache des Wortes Correspondencia durch die Verkäufer dieses petit journal von Madrid kann man sich übrigens eine Vorstellung von den Schwierigkeiten der spanischen Prosodie holen, denn unter seinen sechs Sylben ist auch nicht eine, auf welche nicht wechselweise der Accent gelegt würde, so daß ich über die richtige Aussprache des Wortes heute noch nicht ins Klare mit mir gekommen bin.

Die gestreckte Seite der Puerta del Sol, die Sehne des Platzes, um bei dem oben gebrauchten Vergleich zu bleiben, wird zum größten Theile vom Ministerium des Innern eingenommen, einem plumpen, schwerfälligen und unschönen Gebäude, welches durch ein niedriges Thürmchen gekrönt wird, in dem sich die einzige öffentliche Uhr von Madrid befindet. Unter dem Empfangsthore in den Palast und auf den Steinbänken zu beiden Seiten desselben sitzen und liegen noch immer die Soldaten der Nationalgarde in ihren meist malerischen Costümen und in nicht minder malerischer Ungezwungenheit umher, während längs seiner Mauern sich mehrere fliegende Buch- und Photographienhändler angesiedelt haben. Unter den photographischen Visitenkarten, welche hier zum Verkaufe ausgeboten werden, finden sich in holder Eintracht die Porträts der Tageshelden: Minister, Generale und Volksführer und die vielleicht nicht immer ganz authentischen von zahlreichen Heiligen beiderlei Geschlechts; fremde Souveräne, Genrebildchen, Städte-Ansichten und Carricaturen aller Art, auch die Königin Isabella, ihr Gemahl, der Pater Claret, die Schwester Patrocinio, Gonzales Bravo und der Kaiser der Franzosen; auf denselben erscheinen sowohl die Königin wie der König zumeist mit großen Widderhörnern geschmückt; erstere auch von einer Schaar tanzender Teufelchen umringt, von denen sich einige auch auf die Krone gesetzt haben. Bleibt man stehen, um diese Kunstwerke zu beaugenscheinigen, so nähert sich sofort der Verkäufer, um Einem noch Carricaturen anderer Art auf die genannten Persönlichkeiten anzubieten: Abscheulichkeiten von unsagbarer ekelhafter Obscönität, die aber sehr nach dem Geschmacke der Madrilenen zu sein scheinen, denn ich habe mehrmals beobachtet, daß sie einen guten Absatz finden.

Vor dem Palacio de Gobernacion auf der Mitte des Platzes wirft eine schöne Fontaine ihren Wasserstrahl in die Höhe. Die gegenüber liegenden, alle im gleichen Styl gebauten Häuser werden theilweise durch die großen Gasthöfe von Madrid: „Pariser Hof“, „Hotel des Princes“ und „Englischer Hof“ eingenommen, während in den Erdgeschossen derselben Kaffeehaus sich an Kaffeehaus reiht. Diese Institute spielen im Leben der Madrilenen eine nicht minder

*) Aus der „Presse“.

Digitized by Google

bedeutende Rolle wie die Puerta del Sol selbst und sind von Mittag bis Mitternacht allesammt von Besuchern dicht erfüllt. Einen gemüthlichen Aufenthalt bietet aber ein Madrider Kaffeehaus nicht dar, denn da sich zumeist an allen vier Wänden Eingangsthüren befinden, die in fortwährender Bewegung sind, so entsteht eine entsetzliche Zugluft, gegen welche sich die Besucher schützen, indem sie sich noch dichter als selbst auf der Straße in ihre Radmäntel einhüllen. Um den Kellner zu rufen, wird nach arabischer Sitte in die Hände geklatscht. Gespielt wird in den Kaffeehäusern nicht, weder Karten, noch Domino, noch Billard und ebensowenig werden darin Zeitungen gehalten, doch kommen fortwährend die Zeitungsverkäufer herein, um auch hier den Liebhabern von politischer Lectüre ihre Waare anzubieten. Oft habe ich bemerkt, daß die Madrilenen, wenn sie vom langen Stehen auf der Puerta del Sol ermüdet sind, in die Kaffeehäuser kommen, um sich eine Weile zu setzen und nachdem sie gehörig ausgeruht sind, wieder hinausgehen, um ihren alten Standpunkt wieder einzunehmen.

Wenn sechs Uhr, die Stunde der Hauptmahlzeit, herannaht, lichtet sich die Puerta del Sol ein wenig, gegen sieben Uhr aber füllt sie sich wieder und dann treibt sich auf derselben auch das geschminkte und ungeschminkte Laster umher. All dies bunte Gewühl aber spinnt sich mit großer Ruhe und Gelassenheit ab. Die einzigen lauten Töne, die man vernimmt, sind die Schreie der Zeitungsverkäufer und die monotonen Ausrufe der Bettler; die Bummler dagegen führen ihre politischen und sonstigen Gespräche fast lautlos und wenn man sich in Eile mitten durch ihre Gruppen drängt, so nehmen sie das gar nicht übel, sondern machen artig Platz, so weit das angeht.

Fünftes Museums-Concert
am 4. December.

Mozart, Beethoven und — Gade lieferten diesmal den Stoff zum Concerte, ohne jedoch demselben erhöhtes Interesse verleihen zu können. Ersterer kam am Besten dabei weg, da er durch seine reizende G-moll-Symphonie und die erste Arie des Ottavio vertreten war, am Schlimmsten Beethoven, dessen erste Leonoren-Ouvertüre, die mit der bekannten, wahrhaft großen, auch nicht den entferntesten Vergleich aushält und wirklich ein schwaches Werk ist, gewählt worden war.

Von Gade wurde ein hier neues, für Soli, Chor und Orchester componirtes Werk zum ersten Male zur Aufführung gebracht, betitelt: „Die Kreuzfahrer", dramatisches Gedicht von Carl Anderson, nach Motiven aus Tasso's „befreitem Jerusalem". Der Dichter hat zum Hauptgegenstande seiner Arbeit das Zusammentreffen des auf dem Kreuzzuge befindlichen Rinaldo mit Armida und deren schließlich vereitelte Verführungsversuche gemacht, wobei ihr Geister der Finsterniß und Sirenen Beistand leisten. Als Einleitung dient der Zug durch die Wüste, auf welchem das von Peter, dem Eremiten, geführte Kreuzerheer beinahe verschmachtet, und den Schluß bildet das Eintreffen vor Jerusalem mit der begeistert ausgesprochenen Hoffnung eines baldigen Sieges des Kreuzes über den Halbmond. Das Ganze ist, wohl mit Rücksicht auf die musikalische Bearbeitung, ziemlich kurz und gedrängt gehalten, wobei Wahrscheinlichkeit und Motivirung nur höchst nothdürftig berücksichtigt wurden. Die Sprache, nicht ohne einigen Reiz und meist zur Composition passend, ist jedoch an mancher Stelle von absonderlicher Ungefügigkeit und Unklarheit und streift in der Wahl ihrer Bilder nicht selten an's Lächerliche. Wir wollen auf's Geradewohl einiges Derartige herausgreifen. Der Eremit sagt einmal:

„Doch der gotterfüllte Streiter,
Jetzt ermattet, kam nicht weiter.
Sein Gelübde war nur Schellenklang",

und später wieder:

„Ob auch mächt'ger Nebel falle,
Betet zu dem Herrn jetzt alle."

Recht niedlich klingt es, wenn die Sirenen singen:

„Küß' mich, Sonnenstrahl von oben!
Ich winde dich (Rose) süß in mein glänzend Haar,
Dann sollst du die Krone mir loben!"

Und ist die folgende Arie nicht wirklich dem geschilderten Zeitalter entsprechend?:

„Hier ist nun Erdennoth und Harm',
Der Himmel öffnet seine Arm."

Das musikalische Talent Gade's war von jeher ein kleines, feines und zierliches, dem ein gewisses nordisches Zwielicht, aber ohne nordische Kraft, ein eigenthümliches Gepräge verlieh. Im Verlaufe der Zeit ist letzteres allerdings mehr in den Hintergrund getreten, verhindert aber noch immer den Componisten in ausgeprägt-charakteristischer Weise zu wirken, wenn der zu behandelnde Vorwurf einer andern Zone angehört. Wer das wußte, den konnte es nicht überraschen, wenn die Wüstensonne nicht allzu heiß ihm auf den Scheidel brannte, oder Armidens Zauberkünste seine Sinne nicht in Aufruhr brachten. Abgesehen hiervon ist jedoch die Composition eine sehr achtbare, edel angelegt und durchgeführt. Die wirkungsvollste Nummer ist der Chor der Sirenen, der auch den meisten Beifall erhielt, nächst ihm Rinaldo's Lied mit Chor und der Pilgermarsch. Die Partie der Armida war in den Händen des Fräulein Thomä, welcher aber die tiefe Lage derselben nicht sehr zuzusagen schien. Den Rinaldo, so wie die Eingangs genannte Arie sang Herr Otto aus Berlin, dessen Stimme und Wesen der spanische Liebhaber jedoch weit näher liegt, als der ritterliche Kreuzfahrerheld. Die wenig bedeutende Partie des Eremiten hatte Herr Philippi aus Wiesbaden übernommen und bewegte sich auf diesem, seinem sonstigen verdienstlichen Wirkungskreise fremden Boden nicht in besonders günstiger Weise. Die Chöre wurden von Mitgliedern des Cäcilien-Vereins ausgeführt. Die Gesammtaufführung war eine gute, wenn auch nicht so vollendet fein durchgearbeitet, wie wir dies sonst von Herrn Director Müller's Leitung gewohnt sind, der Beifall ein mäßiger. △

Das von Herrn Eduard Zachariä erfundene Kunst-Pedal.

Frankfurt, 6. December.

Einer ergangenen Einladung folgend, fanden wir uns am 30. vorigen Monats im kleinen Concert-Saale ein, um dem durch praktische Beispiele erläuterten Vortrage des Herrn Eduard Zachariä beizuwohnen, mittelst welcher er ein größeres Publikum mit seiner Erfindung bekannt zu machen die Absicht hatte.

Ferdinand Hiller's Empfehlung in der „Kölnischen Zeitung" vom 15. October, so wie die des Kapellmeisters Lux und noch anderer Musiker im „Mainzer Anzeiger" hatten unsere Erwartung in hohem Grade erregt. Nachdem wir den Vortrag angehört und die neue Erfindung näher in Augenschein genommen haben, gestehen wir gerne, daß dadurch jene noch übertroffen wurde. Wenn Hiller sagt: „Der Erfinder hat seine Aufgabe mit großem Scharfsinn gelöst; sein aus nur vier Tritten bestehendes Pedalwerk läßt eine sehr große Menge von Combinationen zu, von welchen viele eben so schön als eigenthümlich sind", so hat er damit die Wichtigkeit der Erfindung allerdings nur angedeutet. Wir wollen versuchen, diesen seinen Ausspruch weiter auseinanderzusetzen und näher zu begründen.

Herr Zachariä, von der richtigen Ueberzeugung geleitet, daß die dermalen gebräuchliche Pedalisation nicht nur dem Bedürfnisse der fortschreitenden Virtuosität längst nicht mehr genüge, sondern sogar wesentliche Uebelstände mit sich bringe, fühlte sich berufen, diesem Mangel abzuhelfen. So schwierig dies Unternehmen, was Jedermann zugeben wird, auch war, so ließ er sich doch nicht abschrecken und nach vielen vergeblichen Versuchen und gewiß nicht kurzer Zeit, ward ihm endlich die Genugthuung des Gelingens. Es galt zunächst der Dämpfung, die bis jetzt bekanntlich nur gehoben und dann wieder niedergelassen werden kann, und zwar in ihrer ganzen Ausdehnung für alle darunter befindlichen Saiten gleichzeitig, diese ungenügende Allgemeinheit zu nehmen. Zu diesem Ende theilte er sie in einzelne Gruppen von fünf, zehn und mehr Tönen, die nun ganz nach Willkür oder Bedürfniß für sich allein oder in Verbindung mit anderen entweder mit gehobener oder niedergelassener Dämpfung benützt werden können. Welch außerordentlicher Gewinn dadurch nicht nur der leichteren Ausführung, sondern, was noch mehr zu schätzen, der wahrhaft künstlerischen Seite derselben zu Theil geworden ist, wird jeder denkende Virtuose ermessen können, wenn er berücksichtigt, daß ihm hierdurch die Möglichkeit geworden ist, jeden Ton zu einer, die übrigen nicht beeinträchtigenden, aber auch von ihnen nicht beeinflußten Geltung und zwar für so lange, als ihm dies nur immer beliebt, gelangen lassen zu können. Welch günstigen Einfluß diese Trennung und Selbständigmachung der Töne auf die Deutlichkeit und erhöhte Bedeutung des Vortrages von Gesangstellen sowohl, als auch der verwickeltsten Passagen haben und wie sehr sie dem Drange

Digitized by Google

der neuen Zeit nach orchestraler Behandlung des Pianos förderlich sein müsse, ist einleuchtend. Diese Errungenschaften, die wir natürlich hier nur in gedrängtester Kürze andeuten können und die sich auch bei dem Vortrage von Liszt's Transscription des Schubert'schen Liedes: „Die junge Nonne" unwiderleglich sicher herausgestellt haben, verdienen allein schon die höchste und allgemeinste Anerkennung, der weiteren akustischen Effekte und noch möglichen Combinationen nicht zu gedenken. Der Mechanismus, mit dem Alles dies erreicht wird, ist nicht allzusehr complicirt und besteht, wie schon früher erwähnt, aus vier Pedalen, die, meist dreifach getheilt, in der Behandlung von oben oder unten eine, wenn wir nicht irren, zwanzigfache Nüancirung möglich machen, und der ohne bedeutende Kosten an jedem Instrument angebracht werden kann. Der Erfinder will sich hier niederlassen und eine Kunstpedal-Werkstätte errichten. Möge sein Vertrauen zunächst auf die Frankfurter Kunstwelt nicht getäuscht und durch eifriges Entgegenkommen gelohnt werden. Wir können seine Erfindung nur auf das Wärmste befürworten und wollen ihm von Herzen die allgemeinste Verbreitung wünschen.

Frankfurt, 5. December.

Georg Friedrich Gräff.

Heute, am 5. December 1868, hatten sich zur Feier des hundertsten Jahrestages der Geburt Gräff's, des früheren Lehrers an der hiesigen Weißfrauenschule, an dessen Grab auf dem alten Friedhofe viele seiner Schüler (und Schülerinnen) versammelt. Eine große Blumen-Urne aus grauem Basalt war zur Bezeichnung des Grabes errichtet worden und trug die Inschrift: „Die dankbaren Schüler ihrem unvergeßlichen Lehrer Georg Friedrich Gräff, geboren am 5. December 1768, gestorben den 18. Juni 1822." Ein aus der Ferne ertönender Choral von Blechinstrumenten leitete in die rechte Stimmung der versammelten Greise über, der sodann Herr Pfarrer Märker, einer der wenigen noch lebenden Zeit- und Berufsgenossen des „alten Gräff", in würdigen Worten Ausdruck verlieh, indem er hervorhob, wie, trotz der noch im Anfange unseres Jahrhunderts bestandenen Mängel des Schulwesens, Gräff gleichwohl es verstanden habe, tüchtige und brave Männer heranzubilden. Er durfte als ehemaliger Lehrer der Versammelten wohl mahnen, in Berufstreue und Vaterlandsliebe bis zu ihrer einstigen Feierstunde fest zu stehen. Und der Eindruck dieser schlichten, aus innerster Tiefe entflossenen Worte war um so erhebender, als der Redner selbst persönlich und thatsächlich auf solcher Bahn voranleuchtet: ein Greis, so trefflich und begnadigt wie Einer, der bereits am 6. December 1818 im hiesigen Bürgerhospital gepredigt und am fünfzigsten Jahrestag Dessen zum Gedächtniß morgen (Sonntag den 6. d.) abermals an demselben Orte vor der versammelten Gemeinde sprechen wird. Nachdem der Redner geendet, ertönte ein abermaliger Choral, worauf einer der alten Schüler Gräff's, Herr J. H. Belschner, das Wort ergriff, um ein von ungenannter Seite eingegangenes Gedicht *) zur Feier des Tages vorzutragen, auch an die schönen Worte zu erinnern, welche Gräff seiner Zeit nach dem Texte des bekannten Volksliedes: „Freund, ich bin zufrieden!" mit Beziehung auf sein künftiges einfaches Grab und liebendes Gedächtniß gedichtet hatte. Daß es an einem lebhaften Austausch über die zu Gräff's Zeiten verlebten Schuleereignisse unter den Anwesenden nicht fehlte, versteht sich von selbst. Auch frühere Schülerinnen Gräff's konnten dem Drange nicht widerstehen, ihrem überströmenden Gefühl für ihren alten Lehrer und väterlichen Freund in gelungener, geläufiger Rede Ausdruck zu geben. So fand man auch an der Grabes-Urne einen „Dichterischen Weihegruß zum Andenken Georg Friedrich Gräff's zu dessen hundertsten Jahrestage seiner Geburt." Die Grabesstätte selbst war reich mit frischen Blumen geschmückt und von Lorbeer- und Immergrünzweigen umgeben. Es wäre unmöglich gewesen, die Ruhestätte des Verblichenen aufzufinden, wenn nicht noch eine Schülerin des Dahingeschiedenen', die jetzige Frau Gleichauf, geborne Jungmann, noch lebte, die als Mädchen und Frau einige Decennien hindurch das Grab des geliebten Lehrers in sinnigster Weise gepflegt hatte. Unter den Schülern Gräff's bemerkten wir Solche, welche mitunter hohe Ehrenstellen, die die ehemals freie Stadt Frankfurt zu vergeben hatte, einnahmen. Die Greise erinnerten sich auf's Lebhafteste an ihre Jugend und viele reichten sich, an die vergangene Zeit sich erinnernd, tiefgerührt die Bruderhand. Diese einfache Feier, an einem Orte, wo etwa 420,000 unserer Vorfahren begraben liegen, machte auf alle Anwesenden einen ergreifenden Eindruck.

*) Dasselbe lautet:

Dein Wirken ist noch nicht vergessen
Du edler Mann! Sei hoch geehrt!
Noch seh'n wir Dich, wie Du gemessen
Und liebevoll uns einst belehrt!

Du fandest zwar für all Dein Mühen
Im eigen Heez den schönsten Lohn:
Doch laß' uns heut Dein Grab umziehn
Mit Blumen und mit Dankes-Ton.

Blick mild herab aus Deinen Höhen,
Laß' Deinen Geist uns nahe sein!
Laß Deine treuen, alten Schüler
Sich heut noch Deiner Liebe freu'n!

Vorlesungen von Dr. H. Büchner und Dr. S. Stein.

In Theilung ihrer Aufgabe, in einer Reihe von Vorlesungen die Physiologie des Menschen vorzuführen, tractirt, während Dr. H. Büchner die Stellung des Menschen in der Natur zu beleuchten übernommen, Dr. Stein den menschlichen Organismus im Besondern. Da Beide alterniren (was für den Zusammenhang etwas Mißliches hat), sprach jüngst Dr. Stein und zwar über das so wichtige und interessante Thema der Ernährung unter den Hauptgesichtspunkten — des complicirten Mechanismus der bezüglichen Organe und des Betriebes ihrer Thätigkeit. Vornehmlich war es „der ganz besondere Saft", das Blut, dieser Quell all unseres Lebens, welcher eine eingehende und instructive Beleuchtung fand, weiter der Verdauungsprozeß, die Art unserer Nahrung, besonders in den Flüssigkeiten nach ihrem hier in Frage stehenden Werth ꝛc. Bei dem umfangreichen Material konnte Manches nur eben berührt werden. Daß Banting und seine Kur etwas ausführlicher in Erwähnung kam, scheint anzudeuten, daß seine Jünger unter uns zahlreicher sind, als wir glaubten, und es trotz der schlechten Zeiten noch Situirte gibt, die von ihrem Ueberfluß verlieren wollen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Ludwig Dessoir wird sich, wie man als sicher mittheilt, definitiv von der Bühne zurückziehen; da er sich nicht mehr in seiner ganzen künstlerischen Kraft fühlt, will er die ruhmvolle Anerkennung, die ihm geworden, nicht durch mattere Leistungen abschwächen.

Leipzig, 4. Dec. Bogumil Dawison weilt zum Zwecke ärztlicher Consultationen seit vorgestern mit seiner Gemahlin in unserer Stadt.

Die Organisation von Kunstgewerbschulen, in Verbindung mit dem deutschen Gewerbe-Museum in Berlin. Auf Veranlassung des Vorstandes des deutschen Gewerbe-Museums verfaßt von Dr. H. Schwabe. Die Idee, die im Titel schon präcisirt ist, läßt nichts zu wünschen. Es muß wirklich etwas mehr Leben in diese Gebiete des Kunstgewerbes kommen und Berlin hat einen schönen Anfang gemacht. Diese Anregung eines sachverständigen Juristen ist also sehr der Verbreitung werth, sie hat auch mannichfache ideale Gesichtspunkte von den französischen und englischen Nachbarn entnommen.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Karl Morgenstern in Frankfurt: Umgegend von Neapel. — H. Doll in München: Zwei Winterlandschaften. — Anna Peters in Stuttgart: Die kleine Gemüsehändlerin. — Konrad Reinherz in München: Schmiede im Winter. — A. Burger in Cronberg: Das Resultat einer Jagd. — R. Fresenius in Karlsruhe: Mondnacht, — Mondschein, — Chiemsee. — G. Hom in Frankfurt: Porträt. — H. Junker in Frankfurt: „Aus dem Kindesalter", sieben Aquarelle. — „Goethe"-Büste von Alexander Trippel, Rom 1790; erster Abdruck nach dem Original zu Weimar. — Petri in Frankfurt: Zwei Basreliefs.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 6. December. **Oberon, König der Elfen**, romantische Oper in 3 Acten. Nach dem Englischen des Planché von Theodor Hell. Musik von C. M. v. Weber.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 29.)

Montag, 7. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. **Romeo und Julie**, Trauerspiel in 5 Acten von Shakespeare. Nach A. W. Schlegel's Uebersetzung für die Bühne bearbeitet. — Julie: Frau Niemann-Seebach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 30.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kih. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 340 und 341. Dienstag, den 8. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Vor dem Kloster machten die Bauern Halt und forderten gebieterisch den Abt.

Der zum Greis gewordene Mann erschien und frug nach ihrem Begehren.

„Herr Abt, dieser Mensch, den Ihr kennt, hat mir gesagt, daß meine Tochter bei Euch ist; gebt sie heraus und in Frieden wollen wir wieder umkehren."

„Und wollt Ihr mit den Waffen in der Hand Eurem Seelenhirten Befehle geben?" sprach der Abt mit Würde.

„Ihr seid nicht mehr unser Seelenhirt", antwortete Vordermaier; „wir Alle, wie wir hier sind, sind Lutheraner; aber Befehle geben wir Euch keine, als den einzigen, mir meine Tochter auszuliefern."

So wahr ein Gott im Himmel lebt, Leute", sprach der Abt mit erhobener Stimme, „Ihr seid belogen; Deine Tochter, Bauer, ist und war nie in meiner Gewalt; doch ich will Dir, aber nur Dir allein, erlauben, einzutreten und das ganze Kloster zu durchsuchen."

„Nein, nein!" schrie der Haufe wild durcheinander, „Alle gehen wir hinein und durchstöbern das Nest!"

Der Abt deckte mit seinem Leib den Eingang, aber schon erfaßten ihn Einige aus der erregten Menge und wollten ihn wegschleudern, als plötzlich vier kräftige Arme sich Bahn brachen und zwei Männer vor den Abt traten und ihn mit ihren Büchsen schützten. Es waren Andreas und Franz.

„Zurück! Was wollt Ihr? Habt wenigstens Achtung vor seinem Alter!" donnerte Gruber.

„Was seid Ihr, Papisten? Wollt Ihr einen Mädchenräuber schützen?" schrieen wieder die Bauern.

Vordermaier faßte seinen einstigen Eidam fest in's Auge und sagte schmerzlich:

„Du bist hier, Andreas, und Du verwehrst uns den Eingang zu dem Gefängniß, wo Deine Resel schmachtet? Bist Du etwa mit im Spiel und hat der Abt sie für Dich entführt?"

„Wen sucht Ihr, die Resel? Leute, Ihr kennt mich und wißt, daß ich nicht lüg', aber die Resel war nie da beim Abte, sie ist in der tyroler „Glashütten"!"

Die Menge tobte und wollte es kaum glauben, bis Andreas seine Begegnung im dortigen Wirthshaus erzählte und Franz und Peterl die Sache bestätigten.

„Und wer, Ihr Leute, hat Euch denn vorgelogen, sie sei hier?" frug Andreas mit erhobener Stimme.

Der Vordermaier zeigte auf den heulenden Blümelhuber.

„Also doch der Blümelhuber", rief der Abt jetzt, „Gruber, dieser Mensch muß mir ausgeliefert werden, er hat uns ein Document gestohlen und es an Tegernsee verkauft; dadurch, Andreas, hat jenes Kloster Dich von Hof und Haus getrieben. Ich fordere von Euch diesen Menschen, denn ich muß ihn an das peinliche Gericht nach München abliefern."

Blümelhuber heulte und schrie ganz erbärmlich.

„Thut's nicht, Ihr Männer, thut's nicht, der Abt lügt; es ist kein wahres Wort an der Sache!"

Einer der Bauern trat zu ihm und sagte beruhigend:

„Nein, Hochzeitslader, wir thun es auch nicht, wir wollen Dich selbst hängen!"

Diese Ansicht fand schnellen Beifall und schon wollten Einige die nöthigen Vorbereitungen treffen, als Vordermaier das Wort nahm und sagte:

„Männer! unser ganzer Gau ist lutherisch geworden, doch hat es der Herzog nicht gewagt, gegen uns zu ziehen, denn wir haben Alles in Ordnung gethan. Kein Kloster, keine Kirche ist beraubt worden, kein Gesetz haben wir umgestoßen, als das Religionsedict, und keinen Tropfen Blut haben wir vergossen *); soll Thalham und Gotzing den ersten Mord begehen, wollen wir dem Herzog einen Vorwand geben, uns mit seinen Söldnern verfolgen zu dürfen? Der Mensch ist dem Gericht verfallen und wir wollen ihn ausliefern, damit der Herzog sehe, wie wir ihn achten."

Die verständige Rede des Bauern wirkte und Blümelhuber wurde dem Abte übergeben.

Acht Tage später war über Blümelhuber der Stab gebrochen. Sein Leichnam hing noch eine Woche lang an dem Galgen auf dem Schinderanger in München, wo er sein Leben geendet. Es hatte ihm nicht einmal etwas geholfen, daß er schnell wieder katholisch geworden war, und selbst sein Versprechen, thätig gegen die Lutheraner zu sein, konnte ihm das verwirkte Leben nicht retten.

„Noch bin ich nichts", hatte Andreas dem Vordermaier geantwortet, als ihn dieser frug, was er jetzt treibe, „noch bin ich nichts, als Tagwerker bei den Grafen von Maxlrain; aber so Gott will, kann ich mir etwas bei ihm ersparen und ist der Resel ein Tagwerker nicht zu schlecht und will mich der Vordermaier noch zum Schwiegersohn, so werd' ich bald was sein; ein tüchtiger Bauer, ein guter Mann und ein braver Sohn."

„Zwischen uns bleibt's beim Alten", rief Vordermaier herzlich; „aber ich meine, wir warten noch auf ruhigere Zeiten, denn jetzt ist schlecht Nest bauen; und da ich nun weiß, wo meine Resel lebt, ist mir's recht, daß sie sich ein wenig in der Fremde herumtreibt, sie lernt mehr."

Am andern Morgen saß Bußpeterl bei seinen „hochgräflichen" Kühen auf dem großen Anger, welcher sich von Schloß Wallenburg bis nahe an Miesbach zieht.

*) Historische Thatsachen.

Digitized by Google

Hätte der Himmel das nämliche Gesicht geschnitten, wie er, so müßte abscheuliches Wetter gewesen sein; es war aber einer jener schönen Herbsttage, wie sie nur das Gebirg kennt, denn die gütige Natur, welche dort kein Frühjahr schenkt, sondern vom Winter plötzlich in den Sommer übergeht, entschädigt die Bewohner dafür meist mit einem langen, herrlichen Herbst, und wenn auch keine Weinberge dort abzuernten sind und keine Schüsse und Feuerwerke abgeknallt werden, so haben doch die Alpen ihre Herbstfreuden. Geschmückt mit Blumen und Kränzen unter dem Geläute der eigenen Glocken ziehen die Kühe von der Alm zu den Winterställen und Herbstweiden; lustige Sennerinnen und Hüterbuben juchzen und jodeln in die klare Luft hinein und donnert ja einmal ein Schuß, so weiß man, daß es ein Jäger war, der noch die schneefreie Zeit für sein schönes aber oft gefährliches Handwerk benützt. Der Fuß der Berge, an welchem mächtige Ahorne, Buchen und Eichen stehen, sieht aus wie ein bunter Teppich und nur die Wiesen und Almen leuchten noch smaragden. Köstlich ist's auch wohl, wenn ein kurzer Regen vorüberzieht und die Spitzen der Berge und Kuppen dann im ersten blendendweißen Winterkleide erscheinen; es erinnert uns an den nahen Winter, welcher uns in die warme, holzgetäfelte Stube zurücktreibt, an die langen Abende, wo die Mädchen spinnen und die Burschen allerlei Allotria treiben.

Also, wie gesagt, der Himmel war heiter, und Bußpeterl ärgerlich, sehr ärgerlich, so daß er nicht einmal aufsah, als Graf Wolf und sein trefflicher Sohn Wolf Dietrich auf ihren Pferden von Wiesbach hergesprengt kamen; ja Peterl bemerkte nicht einmal eher, daß sie auf ihn zugeritten kamen, als bis sie vor ihm hielten.

„Na, Peterl, wie geht's?" rief der Erbgraf heiter.

„Mir geht's gut, Herr, so weit mir's eben gut gehen kann", brummte der Hüter verdrüßlich.

„Oho! beiß mich nur nicht, Zwerg!" lachte Wolf Dietrich, Du bist heut' schlechter Laune."

„Man kann's aber auch werden", knurrte Peterl, jetzt erst recht ärgerlich, weil er so ärgerlich war.

„Und wo fehlt es denn?" frug der alte Graf.

„Ja mein, wenn ich's sagen darf, will ich's wohl sagen. Seht, Herr Graf, mich kann's erbosen, daß der Anderl bei Euch einen Taglöhner machen muß. Er, der ein Bauer war, der ein Schütz ist, wie Keiner, und der Muth und Kraft hat für Zehn, der sollt' nicht mit der Mistgabel gehen müssen."

„Du machtest Deinen Anderl zu einem Fürsten oder lieber gleich zum Kaiser selbst, wenn's auf Dich käme."

„Verdienen, Herr Graf, thät er's wohl, aber ich dächt' . . . . ich mag gar nichts mehr reden", brach Peterl plötzlich ab.

„Na, weißt Du was, Du starrköpfiger Gnom, heute Mittag schickst Du mir Deinen Anderl aufs Schloß", rief der Erbgraf lustig und wandte sein Pferd, „denn mit Dir möcht' ich's nicht gern verderben."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fleischextractfabrik.

Eine interessante Schilderung der bekanntlich in einem Winkel von Uruguay, in Frai-Bentos, etablirten Liebig'schen Fleischextractfabrik gibt die in Buenos-Ayres erscheinende „Deutsche Zeitung am Rio de la Plata". Wir entnehmen derselben das Folgende:

„Bekanntlich waren bis vor Kurzem und sind größtentheils noch jetzt die Schlachthäuser der Laplatastaaten nur dazu bestimmt, Häute und Fett der Thiere zu Markt zu liefern. Längst schon hatte dabei das als nutzlos weggeworfene Fleisch die Aufmerksamkeit erregt. Nur hatte man immer die Idee verfolgt, dasselbe in möglichst unveränderter Gestalt in den Handel zu bringen, was trotz einiger scheinbaren Resultate sich stets wieder als unpraktisch erwies. Da kam unser Landsmann, Herr Giebert aus Hamburg, damals in Brasilien ansässig, während einer Besichtigung der hiesigen Schlachthäuser im Jahre 1861 auf die glückliche Idee, die von Professor Liebig in München im Jahre 1847 entdeckte Methode, „die ausgezogenen nährenden Bestandtheile des Fleisches in condensirender Form zu conserviren", hier in größerem Maßstab ins Werk zu setzen.

Ueber die Eigenschaften des Liebig'schen Fleischextractes können wir diesmal, als heute allgemein bekannt, kurz weggehen. Derselbe besitzt kaum $^1/_{30}$ des Gewichtes des zu seiner Herstellung verbrauchten Fleisches, ist gänzlich frei von Fett, enthält sogar noch alle jene nährende Bestandtheile, die sonst durch Einsalzen und Räuchern verloren gehen, wird weder ranzig noch schimmelig, conservirt sich unverändert in jeglicher Temperatur und Atmosphäre, selbst in der heißfeuchtesten, und ist so kräftig, daß ein einziges Pfund davon unter bloßer Zuthat von etwas Salz hinreichend ist, für 180 Mann eine kräftige und schmackhafte Bouillon zu bereiten, die namentlich für Truppenverpflegungen und Feldlazarethe ein unschätzbar wohlthätiger Proviant ist, weßhalb auch die bayerische Regierung den Extract seit Jahren in ihrer Hofapotheke in München und anderwärts zubereiten läßt.

Sobald Herr Giebert diese Idee einmal erfaßt hatte, reiste er im Jahre 1862 nach München, studirte daselbst in der königlichen Hofapotheke, sowie bei Professor Liebig, selbst das Verfahren zur Herstellung des Extractes gründlich, ließ sodann in Berlin und Westphalen unter seiner Angabe und Leitung die geeigneten Maschinen anfertigen, wußte Theilnehmer für sein Unternehmen zu gewinnen, wonach sich in Antwerpen eine Gesellschaft unter der Firma „Giebert u. Co." mit einem Capital von 1,200,000 Frcs. bildete, und kehrte sodann nach hier zurück, um sein Project zur That werden zu lassen.

Nach mancherlei Umschau hielt er endlich Frai-Bentos — damals ein Ort von zwei elenden Ranchos am linken Ufer des Uruguay, jetzt nach 5 Jahren ein Städtchen von 2000 Einwohnern nebst etwa 1000 Fabrikarbeitern ꝛc. — für den geeigneten Platz zur Anlage eines Etablissements. Er pachtete ein kleines Stück Land, führte die nöthigen Gebäulichkeiten zu einem Saladero auf, stellte die mittlerweile von Europa angekommenen Maschinen auf und sah sich endlich, nach geduldiger Ueberwindung der vielen Schwierigkeiten, in einem so dünn bevölkerten Lande hinreichende und zuverlässige Arbeiter zu gewinnen, im August 1864 im Stande, mit der Fabrikation zu beginnen, zuerst nur mit je 10 Stück Vieh per Tag.

Im November 1864 ging die erste Sendung seines Productes nach Antwerpen, und da Professor Liebig auf die ihm zugesendeten Proben erklärte, „daß dieselben alle seine gehegten Erwartungen weitaus übertrafen", so wendete sich sofort die allseitige Aufmerksamkeit dem neuen, der Menschheit so wohlthätigen Fabrikat zu. Außer den schmeichelhaftesten Anerkennungen seitens der verschiedenen Industrieausstellungs-Commissionen durch goldene Preismedaillen ꝛc. mehrten sich die Bestellungen so rasch, daß Herr Giebert bereits im Jahre 1865, die Unzulänglichkeit seiner seitherigen Einrichtung erkennend, eine abermalige Reise nach Europa unternahm, um eine neue Gesellschaft mit vermehrtem Betriebscapital zu gründen.

Sein Reisezweck sollte in überraschendster Weise über Erwarten schnell und gut in Erfüllung gehen; in London erbot sich ihm die Firma Corneille und Davis zum Arrangement der beabsichtigten Gesellschaft mit einem Betriebscapital von einer halben Million Pfund Sterling, die binnen 6 Wochen gezeichnet waren. So-

Digitized by Google

fort begab sich Herr Siebert nach Glasgow, um die erforderlichen Maschinen anfertigen zu lassen, die sich, ohne Fracht, auf 45,000 Pf. St. stellten. Kein Wunder, daß der Name Frai-Bentos alsbald in allen europäischen Zeitungen wiederklang.

Im April 1866 wurden die neuen Maschinen verladen; sie füllten nicht weniger als 6 Schiffe zu je 600 Tonnen aa. Mit deren Aufstellung konnte noch im November desselben Jahres begonnen werden und seit im Mai 1867 die neue Faktorei in Betrieb gesetzt ist, werden schon jetzt täglich gegen 500 Stück Vieh geschlachtet, also binnen 4 Jahren eine Vermehrung von 10 auf 500 Stück per Tag! Zahlen sprechen am deutlichsten.

Aus der öden Sandebene, vor nunmehr fünf Jahren kaum besucht von einzelnen Reitern, hat sich wie durch Zauber ein blühendes reinliches Städtchen von jetzt schon fast 3000 Seelen gebildet. Die Factorei steht auf dem hier ziemlich hohen Flußufer, den Fluß weithin beherrschend, etwa eine halbe Legua entfernt von Frai-Bentos, mit welchem Ort sie durch eine schöne Allee verbunden ist. Mehrere kleinere und eine schöne große Brücke ziehen sich über die hier so häufigen Flüßchen und Bäche; diese Straße hat eigens die Fabrik erbauen lassen und sperrt sie jede Nacht ab. Alles Land zwischen Fabrik und Städt ist Eigenthum der ersteren, welche darauf bereits die Straßen abstecken läßt für die projectirten Arbeiterwohnungen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Giftmord.) Vor den Assisen zu Marseille wurde dieser Tage, wie wir aus der „Indep. belge" ersehen, ein Giftmordprozeß verhandelt, der noch tiefere Einblicke in die Abgründe des menschlichen Gemüthes thun läßt, als der neulich von uns berichtete Prozeß Jeanneret. Drei Frauen (Madame Ville, Madame Gabriel und Madame Salvago) haben ihre Männer ermordet, weil ihnen dieselben bei ihren Liebschaften unbequem waren. Eine dieser Frauen, die Ville, eine Vierzigerin, vergiftete, um kein Aufsehen zu erregen, ihren Mann langsam, während die Salvago, in der Absicht, ihren Gatten schnell zu tödten, diesem eine bedeutende Dosis Arsenik eingab. Zweimal mußte sie indessen ihre Schandthat wiederholen, ehe der Unglückliche unter gräßlichen Qualen verstarb. Die Dritte im Bunde, Madame Gabriel, wurde Schritt vor Schritt zu dem Verbrechen hingedrängt, und zwar von der eigenen Mutter! Den Unterhändler, bezw. Lieferanten des Giftes machte ein Winkel-Apotheker Namens François Joye, während eine Kartenschlägerin, eine gewisse Lambert, durch ihre dunklen Prophezeihungen in den Gemüthern der drei Frauen den Boden lockerte, auf welchem jene Gräuelthaten emporwuchern sollten. Die Gabriel, die Jüngste der Verderbten, bebte vor dem Bubenstück zurück, und nicht eher war sie dazu zu bewegen, als bis sie durch das Anzünden einer geweihten Kerze, welche sie der Mutter Maria opferte, gleichsam den himmlischen Segen auf ihr Vorhaben herabgerufen, und sich versichert, daß nun ihr Verbrechen nicht an den Tag kommen würde! Dennoch geschah dieß, und zwar durch die eigene Schwatzhaftigkeit der Mörderinnen. Sie alle Drei nebst dem Apotheker, der aus dem Verkauf von Gift zum Behuf des Gattenmordes ein schändliches Gewerbe machte, sowie der Kartenschlägerin und der Verführerin von Mutter sind verhaftet und harren jetzt der Strafe.

(Der Wassersturz in Wieliczka.) Am 2. December, gegen 5 Uhr Nachmittags, bemerkten die in dem Corridor beschäftigten Bergleute, daß das Wasser die aufgerichteten Mauern, von denen eine bereits ganz fertig ist, zu umgehen beginne; aufgehalten in seinem gewaltigen Laufe, ohne einen Abfluß zu finden — denn die im Bau angebrachte Rinne (sogenannte Latte) wurde durch das angesammelte Sand- und Erdwerk alsbald verstopft — brach sich das Wasser auf Seitenwegen Bahn und sickerte Anfangs schwach, dann immer stärker zur größten Verzweiflung der armen Arbeiter weiter. Beim Anblicke dieses unerwarteten Ereignisses konnten sich die Sachverständigen kaum fassen; eine Stunde früher betrachtete man die ganze Gefahr als beseitigt — und eine so kurze Spanne Zeit war im Stande, ein Experiment, welches so viel Mühe kostete, total zu vereiteln. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese traurige Nachricht in der ganzen Stadt und versetzte die Einwohner in größte Aufregung.

(Madame Berryer's Tod) Der Pariser „Figaro" erinnert in diesem Augenblicke daran, in welcher eigenthümlichen Weise vor zwanzig Jahren Madame Berryer, die Gattin des verstorbenen großen französischen Advocaten, ihren Tod gefunden. Madame Berryer war krank und hatte sich dabei der „Blutegelcur" unterziehen müssen. Der größten Ruhe bedürftig, verlangte sie, daß Alle, auch ihr Gatte, sich von ihr entfernten. Nur ihr Lieblingshündchen durfte zu ihrer Bewachung zurückbleiben; das Schoßhündchen sprang auf die Kissen des Krankenbettes, die Frau Berryer's entschlummerte. Wie aber nach geraumer Weile das anhängliche Thier den Athem seiner Gebieterin nicht mehr vernahm, rührte es mit seinen Pfoten an der Herrin. Da diese sich nicht regte, wurde das Thier ängstlich, tastete mit den Pfoten hinter die Bettdecke und wurde dabei so ungestüm, daß bei diesen Bewegungen die Schwammpfläschchen, welche die Wunden blutstillend verschlossen hatten, abgerissen wurden. Ueber und über mit Blut bedeckt, rannte nun das Thier mit lautem Geheul in die anderen Zimmer; man eilt, tödtlich erschreckt, zu Madame Berryer, aber welches Schauspiel! Vom Bette der Kranken rieselte in Strömen das Blut, und als man hinzueilte, fand man Madame Berryer entseelt!

(Eine denkende Künstlerin) Der französische Feuilletonist Charles Yriarte theilt aus einer Unterredung mit der berühmten Sängerin Nilsson, welche bekanntlich für die Große Oper in Paris das Charakterbild der Margarethe in Gounod's „Faust" geschaffen, die Begründung dieser Künstlerin für ihre Auffassung der Gretchen mit — eine Auffassung, welche von jener der Madame Carvatho sehr abweicht. Die Nilsson sagte: „Gretchen ist ja ein ursprüngliches Mädchen, ein aufsprossendes Wesen; Alles im Leben erstaunt und entzückt sie — sie hat kein Arg, gibt ihr Herz für die Ewigkeit, die Liebe ist für sie eine Religion! Weit entfernt, durch diese Liebe, welche ihr so trübe Tage bereiten sollte, in Verwirrung zu gerathen, bleibt ihr Gemüth krystallklar wie die Oberfläche einer still im Walde verborgenen Quelle. Anstatt diesem Wesen ernste, schwere Züge zu geben, muß man sie vielmehr als ein bis zu dem Augenblicke immer glückseliges Wesen darstellen, wo der vernichtende Schicksalsschlag auf sie niederfährt."

(Civil-Ehe.) Seit einigen Tagen ist auf dem schwarzen Brette des Gemeindehauses zu Znaim das Aufgebot des Brautpaares angeheftet, welches zuerst von der Wohlthat der Noth-Civilehe Gebrauch macht und vor dem Bürgermeister die Trauung schließen wird. Der Bräutigam, früher ein Frater des Znaimer Capuzinerklosters, hat den protestantischen Glauben angenommen; er ist ein ganz tüchtiger Oeconom und Seifensieder.

(Ein frommer Wunsch.) Der „Dresdener Anzeiger" vom 8. Juli 1868 enthält folgende Todesanzeige: „Verwandten und Freunden die traurige Nachricht, daß mein theurer Mann, der Schuhmachermeister August Mabig, am 1. Juli, 7 Uhr, nach kurzem Krankenlager sanft entschlafen ist. Gott bewahre Jeden vor solchem Schicksal. Die trauende Wittwe.

Digitized by Google

Für den Weihnachtstisch.

III.

Illustrirtes. — Kinderschriften.

Es gibt einen Maßstab für die Güte der Illustration unserer Jugendschriften, der unwandelbar und unfehlbar ist: in welchem Grade sie nämlich dem reiferen Alter zusagt. Wenn wir spotten können, diese oder jene Illustration ist gleichmäßig für Kinder von 1—20 Jahren und noch etwas drüber, dann ist meist auch der Gedanke und die Ausführung derselben im künstlerischen Sinne stichhaltig, denn der ächte Kunstgeschmack steht nur auf der Höhe des Universellen. Wie wenige aller Illustrationen aber auch nach diesem Maßstab als Kunstproducte übrig bleiben, Eine finden wir doch immer darunter: die **Münchener Bilderbogen.** Welches Bilderwerk wird nicht heutzutage nachgeahmt und besser gemacht, — die Münchener Bilderbogen aber hat noch Niemand nachzuahmen sich unterstanden, noch Niemand hätte sie vollends besser gemacht. Die haben gleichsam ein originäres Privileg neben und in der Fabrik der „Fliegenden Blätter", bei Braun und Schneider in München, sie sind selbst dem Berliner Raffinement unerreichbar, das sich sonst auf Alles versteht. Wir wollen wünschen, daß den Münchener Bilderbogen auch noch eine Zeitlang dieß unerzwungene Privileg verbleibt — so lange sie so fortfahren, wie seither. Die dießjährigen Bilderbogen (No. 457—480) sind meist wieder sehr wohlgelungen; freilich, die unvergleichliche Naivetät und Poesie der ersten Hundert erreichen sie nicht mehr. Nach unserer Ansicht ist die seit einiger Zeit neueingeführte Serie der Leutemann'schen Zeichnungen aus dem antiken und Culturleben zwar sehr lehrreich und bildend für die Jugend, hat aber doch manche Mängel; es wird vom Zeichner zu viel und Unverträgliches auf Ein Bild zusammengethan, ganz abgesehen von der etwas schweren Manier der Zeichnung und von kleinen Incorrectheiten. Die Costümbilder ferner fangen an, zu speciell zu werden; es wäre ein Fehler, wenn auf die prächtigen culturhistorischen Porträts die Legion moderner Trachten folgte. Vortrefflich ist das Renaissanceblatt. Auch die Busch'schen Grimassen, obwohl sie uns hier immer wie Saul unter den Propheten entgegengrinsen, sind wieder leidlich originell. Frühere und bessere hat die Verlagshandlung jetzt illustrirt in einem besonderen Bändchen erscheinen lassen unter dem Titel: **Schnacken und Schnurren** von Wilhelm Busch. 2. Theil. Sie gehören zu dem vollendetsten in dieser Gattung und müssen, sobald man einmal die Carricatur und die Fratze als für die Kinderwelt geeignet gelten läßt, was wir durchaus nicht unterschreiben, unbedingt und überall für den Weihnachtstisch empfohlen werden. Freilich haben sie in den Augen des Erwachsenen durch die zugefügten Farben verloren. — Ein anderes Bilderwerk musterhafter Zeichnung ist in demselben Falle. Oskar Pletsch hat 8 Bilder **„Für kleine Leute"** gezeichnet (Eßlingen, Schreiber); auch hier nimmt der Farbenmantel das Beste weg. Freilich sind Kinder von 5, 6 Jahren, denen es gilt, immer dankbar für die Colorirung, aber Pletsch ist uns ohne dieselbe lieber. Uebrigens ist die Farbe überall sehr discret aufgetragen und deßhalb hat doch diese Sammlung unsere ganze Gnade und sei bestens empfohlen. Der Text ist gut gereimt und passend zugetheilt. — Wenn Pletsch's Name mit Freude, so wird der Ludwig Richter's stets mit Verehrung von aller Welt begrüßt. Richter hat uns dieses Jahr sein Bändchen **„Kinderleben,** Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit" (Leipzig, Brockhaus) bereits in der sechsten Auflage vorzulegen. Unnachahmlich hat dieses kleine Büchlein die Poesie so mancher stillen Kindesfreude abgelauscht; schon auf der Vor- und Rückseite des Umschlags, wievielmehr inwendig, erfreut uns lauteres Gold, die heilige Innigkeit des Richter'schen Gedankens in Blättern wie „Himmelsschäfchen", „Klapperstorch", „die heiligen drei Könige"; doch ist auch eine gewisse Ungleichheit der Stücke bemerkbar, z. B. „Blindekuh" läßt sich auf den ersten Blick nicht gleich mit Richter legitimiren. Jedenfalls ist jedoch das Ganze keine seiner schlechtesten Gaben und für Groß und Klein eine Augenweide. Einen vielleicht noch werthvolleren Beitrag Ludwig Richter's und einiger fast ebenbürtiger Kunstgenossen bringt Georg Scherer's **„Deutsches Kinderbuch".** Der Verlag von Alphons Dürr hat hier wieder das Schönste geleistet, Pletsch und Thumann stehen Richter zur Seite, sie haben eine vollendet schöne Weihnachtsgabe geschaffen. Der Druck ist ausnehmend splendid, die Lettern nur etwas zu groß. Dieser zweite Band des „Kinderbuchs" wird leuchtende Gesichter in der Kinderwelt finden.

Hiermit wären wir so ziemlich schon mit der einfachen, ächten Kunstnobleße zu Ende. Was nun noch folgt, ist zwar als hübsche illustrirte Beigabe nicht zu verachten, hat aber für sich keine Bedeutung mehr; sein Werth liegt mehr im Text und in der mehr oder minder geschmackvollen Präsentation. In hohem Grade gebührt das Prädicat geschmackvoll einem kleinen Märchenbüchlein: **„Elfenreigen, Märchen für die Jugend"**, von Villamaria (Berlin, Meyer). Lieblicher kann man dergleichen Kindermärchen nicht darstellen, als es hier geschehen ist. Der Duft, der sowohl über den Bildern wie über der Erzählung liegt, muß auf jedes Kinderherz eine berauschende Wirkung ausüben. Für kleine Mädchen ist dieß Büchlein vielleicht das passendste Geschenk, das die dießjährige Weihnacht gebracht hat. Dagegen wissen wir kleinen Knaben nichts Schöneres zu nennen als: **„Des Knaben Wünsche und Freuden"**, von K. Deutsch. (Breslau, Trewendt.) Ein ächtes Bilderbuch nach allem Styl, aber in neuem Geschmack. Ganze Reihen trefflicher Zeichnungen von Louise Thalheim, an denen freilich die Meisterhand Bürkner's mit dem Grabstichel das Beste gethan hat. Das Bildchen „zu Wasser" und das auf dem Titelblatt ist offenbar das Werk des Holzschneiders. Die Verse beingen eine lebhafte, recht geschmackvolle Verbindung in das Ganze. — Recht hübsch ist auch ein Bändchen Fr. Wiedemann's: **„Monatsrosen,** Erzählungen für die Jugend von 8 bis 12 Jahren." (Dresden, Meinhold u. S.) Die colorirten Bilder sind in derberem Styl gehalten, die Erzählungen zahlreich und mannichfaltig. — Ein Bilderbuch, das den kindlichen Scharfsinn anstrengen kann, ist **das „Pracht-ABC-Buch"** von H. Müller's Kunstverlag in Stuttgart. Die Bildchen müssen hierin nach ihren Anfangsbuchstaben errathen werden. Die Ausstattung ist dem ersten Fabuliralter angepaßt. — Auch für Sprachausbildung der Jugend ist gesorgt durch Cécile Vallat, die einzelne gut gewählte Erzählungen von Nieritz und Ottilie Wildermuth in's Französische übersetzt und ihnen den Titel gegeben hat: **„Album des jeunes filles."** (Dresden, Meinhold u. S.) Das Büchlein empfiehlt sich gar nicht übel zum Vorlesen für reiferes Alter. Auch ist es von Jul. Schnorr hübsch illustrirt. — Ganz prächtig sind auch sechs Erzählungen von Rosalie Koch **„Blumen und Perlen"**, die in zweiter Auflage bei Trewendt in Breslau vorliegen. Louise Thalheim hat sie recht nett illustrirt. Noch graziöser sind ihre Zeichnungen in einem anderen Buche desselben Verlags: **„Tante Hedwig's Geschichten für kleine Kinder".** Die Erzählerin dieser Geschichten versteht sich auf die Kinderphantasie, das zeigt sie in der Praxis, aber auch in der Theorie, wie sie dieselbe in der Vorbemerkung erläutert. Noch nennen wir zum Schlusse Trewendt's Jugendbibliothek, die mit drei neuen gediegenen und von Ludwig Löffler's eleganter Hand illustrirten Bändchen auftritt: **Joachim-Christian Nettelbeck** von G. Mensch, **Auf der Hallig** von Jul. Schiller, **Prüfungen** von Jul. Schiller. Das mittlere Knabenalter wird in diesen Erzählungen einen reichen Genuß finden. — In demselben Grade gilt dieß von einer Suite kleiner Erzählungen aus Jul. Niedner's Verlag in Wiesbaden: es sind fünf Bändchen Fortsetzungen einer Jugendbibliothek (No. 76—80), worunter namentlich zwei, das Lebensbild **„W. O. von Horn"** und **„Der Reichsfreiherr von Stein"** vor den Augen wißbegieriger Knaben volle Gnade finden werden. Die Bändchen sind auch gut mit Bildern ausgestattet. Eine ähnliche Collection wollen wir wenigstens nicht ungenannt lassen: **Meinhold's illustrirte Groschenbibliothek,** von welcher Nummer 13, 14 und 15 vorliegen, die wegen ihrer Reichhaltigkeit und Billigkeit allgemeine Verbreitung verdienen.

H.

Berlin. Der Verfasser der „Phädra" (bekanntlich der Prinz von Preußen) hat der General-Intendantur der königlichen Schauspiele in Berlin ein neues Stück eingereicht, welches unter Ludwig XIV. spielt.

Petermann's Mittheilungen XI. sind reich an ethnographischem Inhalte, namentlich über die Kirgisen und andere Bewohner des Sibenstromlandes, in welchem Rußland, wenn auch sehr allmählich, als Culturmacht wirkt; über die, früher fälschlich als geschwänzte Menschen verrufenen, Niamniam und andere Völker des Nilquellengebietes, die zwischen der schwarzen und der kupferfarbenen Rasse stehen; dazu eine Karte. Eine andere gehört zu Röse's Aufsätzen über Thüringen (Reunstieg und Laubmoose). Den Schluß bilden Berichte über die deutsche und die schwedische Nordpolexpedition.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 8. December. **Der Waffenschmied,** komische Oper in 3 Acten. Musik von Lortzing.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 31.)

Mittwoch, 9. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. **Faust,** Tragödie in 6 Acten von Goethe. — Margarethe: Frau Niemann-Seebach.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 342. Mittwoch, den 9. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Es ist leider ein schlechtes Zeugniß für das Pflichtgefühl, wenn auch nicht für die Freundschaft Bußpeterls, daß er eine halbe Stunde früher sein Vieh heimtrieb, um zu Andreas zu laufen, und ihm zu sagen:

„Anderl, der Herr Erbgraf schickt mich zu Dir; Du sollst augenblicklich zu ihm kommen, denn er hat Dir was Wichtiges zu sagen."

„Mir? Du bist nicht recht gescheidt, Peterl, wenn er mir etwas zu sagen hat, wird er's wohl dem Baumeister*) auftragen."

„Nein, Anderl, Dich will er; paß auf, das ist etwas Gutes; er hat so vergnügt drein geschaut, der Herr Erbgraf", eiferte Peterl und zog Andreas von der Arbeit. „Leg' fein das Feiertagsgewand an", meinte er weiter, „wenn er Dich etwa der Frau Gräfin und den Edelfräuleins vorstellen wollte."

Gruber lachte gerade hinaus.

„Jawohl, Peterl, Du hast recht, denn ich seh's voraus, der Herr Erbgraf will mich zu seinem Schwager haben."

„Nein, Anderl, mach' keinen Spaß und komm' gleich zu mir, wenn Du bei ihm warst; gelt, Anderl, Du sagst mir's?"

„Ja wohl, will ich Dir sagen, wo der Herr Graf heut Nachmittag den Mist gebreitet wissen will; Du kannst dabei helfen", lachte Andreas und wusch sich im Brunnen Hände und Gesicht und ging bald darnach in's Schloß.

Ein Diener führte ihn sofort in das Zimmer des Erbgrafen, welches mit dem ganzen Luxus damaliger Zeit ausgestattet war.

In hohen Lehnstühlen saßen Vater und Sohn und betrachteten den Eintretenden mit wohlgefälligen Blicken.

„Gruber, Du bist ein kühner Geselle und gefällst mir; aber sage, verstehst Du auch etwas vom edlen Waidwerk; ich meine mehr als sonst die Wildschützen?" fing Herr Wolf Dietrich seine Prüfung an.

„Herr Erbgraf, meines seeligen Vaters Bruder ist Förster bei den Freiherren von Freiberg auf Hohenaschau, und bei dem hab' ich gelernt; allein mein Vater hat mir den Bauernhof übergeben, nachdem mein älterer Bruder gestorben ist."

„Du bist also hirsch- und fährtengerecht, kennst Heg- und Jagdzeit?" examinirte der Erbgraf weiter.

„Herr, fragt die Jäger, ob ich das Waidwerk verstehe."

„Die mag ich nicht fragen", lachte Wolf Dietrich, „denn sie würden Dich nicht sonderlich loben. Wie lang hast Du als Jäger gelernt und hast Du einen Lehrbrief?"

„Vom zwölften bis zum zwanzigsten Jahre war ich in Hohenaschau; Lehrbrief hab' ich keinen, denn ich hielt ihn nicht für nöthig, als ich Bauer wurde. Wenn Ihr mir's nicht glaubt, Herr Erbgraf, der Förster von Hohenaschau lebt noch und kann's mir bezeugen, daß ich nicht lüge."

„Andreas, das beste Zeugniß stellt man sich selbst aus. Mein Herr Vater hat mir das Jagdrevier Schliersee übergeben und da brauche ich einen Forstwart; wenn Du willst, so kannst Du die Stelle haben und Deinen Freund, den Franz, als Gehülfen mitnehmen."

Andreas wollte seinem Wohlthäter dankend zu Füßen fallen, allein der Graf wehrte ihm und rief einen Diener.

„Da", sagte er zu ihm, „führe den Forstwart in eine Kammer und bringe ihm die Maxlrain'sche Livree der Jäger. Nach dem Umkleiden kommst Du wieder zu uns, daß wir Dich in Pflicht und Treue nehmen, Andreas!"

Bald stand Gruber in der neuen Kleidung vor den beiden Grafen.

Das enge braune Wamms mit den grünen Puffen, die hohen gelben Stiefel, alles hob die schlanke Gestalt des neuen Forstwarts. Selbst Graf Wolf stimmte in den beifälligen Ausruf seines feurigen Sohnes mit ein.

Der Erbgraf hielt Andreas die Hand hin und sprach:

„Willst Du mir, als Deinem Herrn, hier an Eidesstatt geloben, mir mit Treue und Redlichkeit zu dienen, weder Mühe und Arbeit, noch den Tod selbst zu scheuen, wenn Dich die Pflicht als meinen Diener ruft, wie es dem Waidmann ziemt, so schlage ein in meine Rechte und sprich laut: Ich gelobe es!"

Andreas sprach es und schlug so kräftig ein, daß der Erbgraf, trotz des feierlichen Momentes, das Gesicht etwas verzog, und lächelnd zu seinem Vater sagte:

„Gott gnade Dem, der einmal zwischen seine Fäuste kommt."

Schnell wurde er wieder ernst, als er jetzt Gruber die Büchse reichte und dabei schier feierlich sagte:

„Die trage zu unserer Ehre, dem Schwachen zur Wehre und dem Frevler zur Lehre." Darauf zog er den Hirschfänger und gab dem knieenden Gruber drei Schläge auf den Rücken und sprach: „Der erste ist für Jäger und Knecht, der zweite ist für Grafen und Herrn, der dritte ist für's Jägerrecht!"

Jetzt war Gruber als Forstwart von Schliersee eingesetzt und durfte dem Grafen danken, er that's froh und herzlich.

Als er das Zimmer verlassen wollte, rief ihm der Erbgraf noch lachend nach:

„Apropos, Forstwart, sei nicht zu grimmig gegen die Wildschützen, kein Menschenblut für Hirschenblut, hörst Du!"

„Ihr sollt zufrieden sein, Herr Erbgraf!" betheuerte lustig Andreas.

Draußen wartete schon Peterl auf ihn.

„Ah!" war das Ganze, was er sagen konnte.

*) Baumeister heißt in Süddeutschland der Ackervogt oder Oeconomie-Verwalter.

Digitized by Google

„Gelt, Peterl, da schaust Du?" lachte Andreas.

„Jo, Anderl, was bist Du denn geworden?"

„Forstwart von Schliersee, Du Zwerg, und der Franzl ist mein Gehülf'!"

In des kleinen, kindlichen Mannes Auge flimmerte eine Thräne. Andreas verstand sie und schickte ihn fort nach seinem Freund; er aber ging zurück in's Schloß zu Graf Wolf Dietrich.

Gruber traf den fröhlichen Jagdgehülfen Franz und den betrübten Bußpeterl auf dem Schloßplatz wieder.

Der Erstere beglückwünschte seinen Freund und dankte ihm.

Andreas wandte sich an Peterl und sagte zornig:

„Erst war ich Dir zu wenig und jetzt scheinst Du mir mein Glück zu mißgönnen."

„Um Gotteswillen, denk' das nicht, Herr Forstwart", rief Peterl erschrocken, „nein, ich freue mich recht sehr, aber . . ."

„Was aber?" herrschte streng Andreas.

„Ach, daß Du mich verläßt An . . ., Herr Forstwart", brachte Peterl kaum unter Thränen heraus.

„Wenn aber der Herr Erbgraf befiehlt, daß Du als mein Hundewärter mit sollst?"

„Was, als Wärter Seiner hochgräflichen Hunde?!" schrie Peterl vergnügt, „und Du bist mein Herr Forstwart und hast mir zu befehlen? Juchhe! ich hab' es immer gesagt, der Herr Erbgraf weiß das Verdienst zu würdigen! Der Herr Graf lebe hoch! und der Forstwart! und der Gehülf und der hochgräfliche Hundewärter auch! Hoch, hoch!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fleischextractfabrik.

(Schluß.)

Wir betreten die Fabrik durch ein großes Thor und erblicken vor uns das mächtige Fabrikgebäude, hinter welchem die mit Draht umzogene, eine Quadratlegua einnehmende Viehhürde beginnt. Im Hof, zwischen Thor und Hauptgebäude, sind rechts die Hürden zum Absperren von bis zu 5000 Stück Schlachtvieh, links verschiedene Wirthschaftsgebäude und Arbeiterwohnungen. Von ersteren interessirt uns am meisten die Fabrik von Zinnbüchsen zur Verpackung des Extractes. 40 große Kannen für je 100 Pfund Extract werden täglich gefertigt. Daneben befindet sich das große 5000 Pipen fassende Wasserreservoir, das mittelst Dampfkraft aus dem Flusse fortwährend gefüllt erhalten wird, und nicht bloß das zum Fabrikbetrieb nöthige Wasser, sondern auch in jede Arbeiterwohnung den Bedarf liefert, sowie die Tränken der Hürden speist. Da das Wasser des Uruguay sehr rein und weich ist, eignet es sich vortrefflich zum Auskochen des Fleisches.

Begeben wir uns zum Schlachthaus, so finden wir die gleiche Einrichtung wie in allen hiesigen Saladeros. Die Thiere werden zunächst in eine enge Hürde getrieben, an deren einem Ende eine Art kleiner Eisenbahn angebracht ist zum Transport der getödteten Thiere. Nachdem denselben der an zwei außerhalb gehende Pferde befestigte Lasso um die Hörner geworfen ist, werden sie durch Antreiben der Pferde bis zu einer Art Gerüst vorwärts geschleppt, wo sie durch Anziehen des Lassos regungslos verharren müssen, bis der Schlächter sein kurzes zweischneidiges Messer ihnen zwischen die Halswirbel stößt. Das Gerüst öffnet sich zum Wegschaffen des todten Thieres, während schon wieder ein anderes lebendes an die Schlachtbank kommt. Es geht fast so taktmäßig wie ein Pendelschlag.

Mit dem Abhäuten sind 150 Arbeiter beschäftigt, welche zugleich das geschlachtete Thier in sechs Stücke zerhauen. Die Häute werden zunächst 24 Stunden lang in großen Cisternen aufbewahrt, hierauf eingesalzen und in mächtigen Haufen aufgeschichtet, damit sie durch ihr eigenes Gewicht sich auspressen und so trocknen, denn jede frische Haut enthält circa 15 bis 20 Pfund Wasser, die durch die Pressung nach dem Einsalzen entfernt werden. Vom Depot der Häute bis zum Fluß führen Eisenbahnen, um solche zu verladen.

Die Knochen, Köpfe und Eingeweide werden zunächst ebenfalls in Cisternen geworfen, von diesen aus aber alsbald in Kufen verladen und verschifft, nachdem jedoch zuvor der zur Heizung der Dampfmaschinen nöthige Bedarf an Knochen ausgesucht ist. Die Knochenasche wird später gleichfalls verladen und in England mit 5 Pfo. St. per Tonne bezahlt.

Das nicht zu Extract bestimmte Fleisch wird in dünne Streifen geschnitten, gesalzen und zum Trocknen aufgeschichtet und kommt dann als „Charque" in den Handel, welches Product nach den Sclavenstaaten Brasilien und Habana bedeutenden Absatz findet. Es dient den Sclaven zur Nahrung.

Mittlerweile wird das zu Extract bestimmte Fleisch (natürlich die beste Sorte) zunächst zum Waagehaus gebracht, einer äußerst reinlich gehaltenen, kühlen und luftigen Halle, und von da aus in angebrachte Oeffnungen geschoben, hinter welchen vier Hackmaschinen in ununterbrochener Bewegung sind. Jede dieser vier Maschinen kann in einer Stunde das Fleisch von 200 Ochsen zerschneiden und wird von 10 Arbeitern bedient. Das also zerkleinerte Fleisch wird dann in große Kessel geworfen, in denen es mittelst gewaltigen Dampfdruckes (75 Pfund auf den Quadratzoll!) vollständig sich auflöst.

Die also gewonnene Masse enthält nun den Extract, jedoch auch noch das Fett, welches ausgeschieden wird mittelst Entfettungs-Maschinen besonderer Construction, wie solche nach Angabe des Herrn Professor Pettenkofer in München eigens für Herrn Giebert verfertigt wurden.

Das Fett muß sofort im heißen Zustande der Masse entzogen werden, da es sonst anhaften würde.

Zunächst beginnt nun der Klärungsprozeß, der gleichfalls mittelst Dampfdruckes geschieht, in fünf Eisenbehältern, jeder zu 1000 Gallonen Gehalt, vollzogen wird.

Von hier aus wird die Masse mittelst Pumpwerken in den Kühlraum gebracht. Hier hat sie zunächst noch mehrere Filtrirungen zu bestehen, ehe sie zum Verdunsten und Eindicken zugelassen wird.

Noch aber haben wir einen interessanten Raum zu durchwandern, nämlich die große Abkühlungshalle. Dieselbe ist durch Draht- und Gazegitter jeder Art gegen Zutritt von Fliegen und Staub geschützt. Die Ventilation wird hergestellt mittelst großer Fächer von Stahlplatten und Stahlscheiben, eigens erfunden von Herrn Giebert, welche das Abkühlen außerordentlich fördern, indem die vorhandenen 5 Fächer in einer Minute zwei Millionen Quadratfuß Luftzutritt vermitteln. Hiermit endigt das eigentliche Herstellungsverfahren; der Extract wird vorerst in großen Behältern aufbewahrt.

Ein Stockwerk höher liegt der Raum, wo endlich die Masse von den sich seit dem letzten Verfahren gebildet habenden Körnchen und Krystallen befreit und schließlich verpackt wird. Ersteres geschieht in zwei großen eisernen Behältern, unter deren Boden heißes Wasser hinfließt. In diese Behälter wird das Fabrikat in Quantitäten von je 10,000 Pfund gebracht, entkrystallisirt und zu einer durchaus gleichartigen Masse verarbeitet. Erst nachdem der Chemiker der Fabrik, Herr Seckamp, nach verschiedenen Proben sein Gutachten abgegeben hat, darf mit der Verpackung begonnen werden, was in großen Blechkannen von je 100 Pfund Inhalt geschieht.

Digitized by Google

Zum Schluß unserer leider nur zu gedrängten Beschreibung können wir nicht umhin, noch der pünktlich gehandhabten Reinlichkeit des ganzen Etablissements zu erwähnen, als eines Haupt-Mediums zur Erzielung eines tadellosen Fabrikates. Alle zwei Tage wird das ganze Etablissement gesäubert bis zum letzten Winkel mittelst Strömen Wassers.

Ueberall kocht und brodelt heißes Wasser, um Fett und Blut wegzuspülen. Selbst Rauch und Ruß der kolossalen Kamine werden durch eigene Vorrichtungen entfernt geholten.

Wirft sich unsern Lesern jenseits des Oceans die Frage auf: „Hat denn ein so beispiellos rasches Aufblühen noch nicht zur Concurrenz angeeifert?", so müssen wir allerdings diese Frage bejahen, aber auch hinzusetzen: bis jetzt nur mit wenig Erfolg. Der Grund des Fehlschlagens jener Versuche ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, daß eben bis jetzt Herr Giebert der Einzige ist, dessen Etablissement gewissermaßen unter der Controle des berühmten Chemikers Liebig steht, so daß das von Herrn Giebert erzeugte Fabrikat den jede Concurrenz besiegenden Vortheil besitzt, unter der Autorität dieses weltberühmten Gelehrten in den Handel zu kommen. Werden auch mit der Zeit die Concurrenzen nicht ausbleiben, so steht doch die Thatsache unwankbar fest: Herr Giebert hat innerhalb 5 Jahren eines der größten Etablissements von ganz Südamerika geschaffen, in Folge dessen eine ansehnliche Stadt entstanden ist, und ferner: sein Fabrikat gewährt bereits in allen Welttheilen und Zonen der Menschheit Labung.

Erwähnen müssen wir noch, daß zur Zeit das geachtete hiesige Bankhaus Benites y Hijo sich mit der Errichtung eines gleichfalls kolossalen Etablissements zu demselben Zwecke beschäftigt. Dieses Etablissement wird in Gualeguaychu (Entre-Rios) unter der Leitung unseres intelligenten Freundes, Herrn Piker, betrieben werden. Die zum Theil bereits angelangten Maschinerien repräsentiren einen Werth von circa einer halben Million Thaler.

Mannichfaltigkeiten.

(Goethe-Reliquien.) Nach einer Mittheilung der „Kreuzzeitung" ist die Familie des Handschuhmachers Riemschneider in Schleusingen (Regierungsbezirk Erfurt) im Besitz zahlreicher Gegenstände aus dem Nachlaß Goethe's, welche derselbe seinem Kammerdiener Krause hinterlassen hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Hinterlassenschaft, wenigstens, so weit sie in irgend einer Beziehung zu litterarhistorischen Dingen steht, für das Goethehaus erworben würde. Leider scheint schon Manches verschleudert zu sein. Noch zu Lebzeiten des ꝛc. Krause sind bei Gelegenheit des hundertjährigen Geburtstages Goethe's mehrere der denkwürdigsten Gegenstände (z. B. auch Schreibzeug und Federn) für den Bernhardssaal im Rathhaus zu Weimar abgeleiten. Der Bergrath Mahr zu Coburg ist durch die Frau in den Besitz eines ausgezeichneten Fernrohrs gelangt. Als die Riemschneider'schen Eheleute früher im Badeort Ilmenau wohnhaft waren, wurden die Sachen häufig von Badegästen und Reisenden besichtigt und mehrfach haben jene sich überreden lassen, Einzelnes zu verkaufen, zumeist an Engländer, die besonders einige Namenszüge von Goethe aus dem von dem Diener geführten, von Goethe mehrmals quittirten Büchern über häusliche Ausgaben theuer bezahlt haben. Von den noch vorhandenen Gegenständen lassen wir eine kurze Uebersicht der hauptsächlichsten und interessantesten folgen: 1) Ein herrlicher Pokal von Krystallglas vom Grafen von Sternberg zum 7. November 1825 dem Dichter gewidmet. 2) Eine himmelblaue Tasse von der Gräfin Lina von Egloffstein zu demselben Tage dedicirt, woraus Goethe jeden Morgen seinen Weinschaum trank. 3) Eine Tasse mit Carl Augusts Bildniß im Jagdhabit, wahrscheinlich von ihm selbst geschenkt. 4) Eine Schnupftabaksdose mit Goethe's Brustbild in Platina geprägt mit goldener Einfassung (Geschenk aus Genf). 5) Eine Schatulle von Mahagoni, inwendig sehr schön gemalt. 6) Goethe's in Silber gefaßte Brille. 7) Eine von Goethe gebrauchte Schreibfeder und ein goldener Bleistifthalter. 8) Eine Theemaschine mit silbernem Siedchen. 9) Ein wundervolles Prisma. 10) Ein Compaß. 11) Eine bernsteinerne Cigarrenspitze, worin eine Biene versteinert ist. 12) Ein silberner Pfeifenräumer. 13) Eine Handschelle. 14) Ein eiserner Handleuchter. 15) Eine Brieftasche von gepreßtem Juchtenleder. 16) Eine höchst werthvolle Korallenkette. 17) Ein Stockgriff von Agath. 18) Vier geprägte Münzen in einem Etui aufbewahrt, zwei derselben von Silber, zwei von Kupfer, in der Größe eines Zweithalerstücks. 19) Zwei geschliffene Steine, der eine mit dem Brustbilde Napoleons I., der andere ein Frauen-Brustbild — und andere farbige geschliffene Steine. 20) Eine Haarlocke, welche ihm sein Diener Krause selbst abgeschnitten hat. 21) Einige Concepte. 22) Ein kleines Geburtstagsgedicht (bisher ungedruckt) an Zelter von Goethe's eigener Hand geschrieben. 23) Einige vom Diener geführte Bücher über häusliche Ausgaben, eins über Auslagen für Milch und Rahm, mehrmals mit Goethe's Unterschrift versehen, auch eins, worin täglich angegeben ist, was er zu Mittag gespeist hat. 24) Ein Bild unter Glas und Rahmen — ein von ihm selbst mit Bleistift gezeichnetes Frauen-Brustbild (wahrscheinlich die Lili); am hinteren Rahmen des Bildes stehen von Goethe's Hand folgende Worte: That is the Maid my Soul adores the Dear the Good the fair. Trice blessed is with her my Life And bless my death with her. 25) Ein auf weißen Atlas gedruckter Theaterzettel (Faust) — Geschenk des Leipziger Stadttheaters zu Goethe's 80. Geburtstage, den 28. August 1825. 27) Eine französische Grammatik vom Jahre 1753 — innen der Name seiner Mutter Kornelia Friederika Christiana Goethe. 28) Einige Schuhschnallen, eine Nachtjacke, 2 Westen, deren eine dadurch höchst merkwürdig ist, daß hinten ein großes Stück eingesetzt ist, woraus die Zunahme seiner Corpulenz ersichtlich ist. Die Besitzerin (welche keine eigenen Kinder hat) weiß noch manche interessante Bemerkungen, die ihr vom verstorbenen Gatten überliefert sind, an die einzelnen Sachen zu knüpfen, bei manchen aber vermißt man die nähere Auskunft. Die Aechtheit der Sachen ist amtlich bezeugt.

(Chorinsky's Wahnsinn.) Die Persönlichkeit Gustav Chorinsky's wird wahrscheinlich die Wissenschaft noch länger in hohem Grade interessiren als das große Publikum, da Chorinsky, in die Irrenanstalt Werneck (Würzburg) verbracht, nach Aussage mehrerer Aerzte nur mehr wenige Wochen zu leben hat. Die ersten Spuren des Wahnsinns betrachtete man an ihm natürlich als Verstellung. Zuerst wollte er einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, dann vergoldete Thürgriffe an seiner Zelle. Bald aber kam die fixe Idee zum Vorschein, er sei der Messias und er empfing eines Tages den Commandanten, nachdem er einen heftigen Lärm gemacht und ein Fenster eingeschlagen hatte, total entkleidet und nur mit der in seiner Stube aufliegenden Decke drapirt. Hierbei trat er auf den Commandanten zu, streckte ihm seine blutende Hand entgegen und rief: „ich bin der Messias, küsse meine Wunden." Ein andermal rief er stundenlang: „es gibt keinen Gott, es gibt nur drei Göttinnen, die Jungfrau Maria, die Hotlowy und meine Schwester Pepi." Nachdem er drei paar Socken eines Tages in den Festungshof geworfen hatte, gab er auf Befragen nach der Ursache dieser Handlung an, daß der Soldat König vom 13. Infanterie-Regiment ihn brieflich um Fußbekleidung gebeten habe, weil er auf Befehl seines grausamen Obersten barfuß gehen müsse. Chorinsky legte sogar eine angeblich wörtliche Abschrift des Briefes vor, welchen natürlich König nie geschrieben hatte. So verliefen

Digitized by Google

Wochen in fortwährenden Declamationen und maßloser Briefschreiberei, bis er zu Gewaltthätigkeiten an seiner Wachmannschaft überging, weil sie ihm, der sich nun für den Commandanten der Festung hielt, die Uebergabe des Rapports verweigerte. Diese Excesse wurden beseitigt, indem ihm ein beschriebenes Stück Papier regelmäßig gegeben wurde, womit er sich beruhigte. Zu Ende des vorigen Monats steigerte sich seine Aufregung, er riß sich die Kleider vom Leibe, mißhandelte seine Umgebung und brüllte den ganzen Tag wie ein Thier. Gänzliche Schlaflosigkeit trat ein und endlich begannen die Tobsuchtsanfälle, welche die Anwendung von Zwangsmaßregeln veranlaßten. Sein Wahnsinn ist eine höchst sonderbare Mischung von erotischem, mystisch-religiösem und Größenwahn. Die Hottowy, sein Vater, welcher Kaiser von Oesterreich sei, und die Millionen, welche er der ehemaligen Geliebten schenke, dann die Jungfrau Maria beschäftigen ihn Tag und Nacht, wenn die Tobsuchtsanfälle vorüber sind, in einer Entsetzen erregenden Weise. Höchst auffallend ist, daß nie die leiseste Andeutung eines Reuegefühls oder klarer Erkenntniß seiner Lage hervortritt. Der Gedanke an Verstellung ist natürlich jetzt seit lange ausgeschlossen und in Werneck ist Chorinsky nicht mehr im Stande gewesen, das Bett zu verlassen. Mutter und Bruder besuchten den Unglücklichen noch auf der Festung. Die Scene war erschütternd; er kannte keines von beiden. Die Annahme, daß ein strenger Strafvollzug die Ursache des ausgebrochenen Wahnsinnes sei, ist dadurch ausgeschlossen, daß der Vollzug gerade mit Rücksicht auf den bald erkannten Geisteszustand Chorinsky's ein höchst humaner war und daß das weiter entwickelte Wahnsystem desselben in jeder Einzelheit nur Fortsetzungen der schon zur Zeit der Verurtheilung vorhandenen Vorstellungen erkennen läßt.

(Ein Bild des jüngsten Gerichts), wie man es nach den Vorhersagungen der Bibel mit lebhafter Phantasie ausmalen mag, bekamen die Offiziere eines amerikanischen Schiffes zu sehen, welche zur Zeit des letzten Erdbebens in Peru im Hafen der zu Grunde gegangenen Stadt Arica stationirt waren. Einer dieser Offiziere schildert die betreffende Scene wie folgt: „Um 5 Uhr Nachmittags vernahm man ein langgezogenes Brüllen oder Heulen von unbeschreiblichem Grausen, als wenn unzählige Gefolterte Angsttöne ausstießen. Die Offiziere eilten darob schnell aufs Deck, wo sie 30 Sekunden darauf eine Reihe von Erdstößen ihren Anfang nehmen fühlten, die bis nach 7 Uhr fortdauerten. Der erste dauerte nach Capitän Gills Berechnung volle 10 Minuten und war von solcher Stärke, daß, sobald er vorüber, zwei Drittheile der Gebäude der Stadt Arica der Erde gleich gemacht waren. Die drei darauffolgenden Stöße, obwohl nicht so lange anhaltend, waren äußerst heftig. Dabei öffnete ein alter in der Nähe liegender Begräbnißplatz der Eingeborenen aus der Zeit vor Pizarro's Ankunft seine Eingeweide, indem sich die Erde spaltete und große Felsblöcke sich loslösten und das Entsetzen des Erdbebens ward gesteigert durch den Anblick einer Todtenversammlung der alten Inkas, alle in kauernder Stellung mit unterschlagenen Beinen aufrecht aneinander geschichtet. Zugleich erfüllte Schwefelgestank die Luft und dicke Staubwolken wirbelten auf."

Kunst- und Literatur-Notizen.

W. Jordan's Nibelungen-Dichtung ist nun dem ästhetisch geschulten Publikum der beiden größten deutschen Städte durch die eigenen Vorträge des genialen Rhapsoden bekannt geworden, und hat von der Wiener wie von der Berliner Kritik warme Anerkennung geerntet. Daran schloß sich, wie zu erwarten, auch mancher Hinweis auf einzelne Unvollkommenheiten, welche aber weitaus verschwinden gegen die Originalität und das vaterländische wie poetische Verdienst der ganzen Leistung. In der „Nat.-Zeitung" bespricht K. Frenzel das Gedicht und den Vortrag. Er rühmt es, daß Jordan, trotz der Fremdartigkeit des Ideenkreises, in welchem sein Stoff sich bewegt, gegenüber der modernen Zuhörerschaft es verstehe, diese letztere aus der banalen Wirklichkeit in eine Märchenwelt zu versetzen und zwar Dank „der Freiheit, Anmuth und Kunst seines Vortrags". Und ferner sagt derselbe Kritiker: „Von großer Anschaulichkeit und kraftvoller Zeichnung sind die altnordischen Göttergestalten; die Dämmerung, die über der Welt liegt, der Zauber des Märchens ist eben so poetisch wie tiefsinnig wiedergegeben." Dagegen findet er, daß Jordan „das Uebertriebene und Bombastische der Brunhild, die viel mehr ein weiblicher Prometheus als eine Walküre der nordischen Mythologie sei, eben so wenig wie Hebbel menschlich verständlich zu machen gewußt habe." Die Lebenswahrheit der Fülle von Schilderungen des Hoflebens zu Worms bezeichnet K. Frenzel als einen Vorzug des Gedichts; er gibt sein Schlußurtheil in folgenden Worten: „Jordans Bearbeitung ist vielfach anziehend, in Einzelheiten hochpoetisch und verdient Anerkennung und Theilnahme; es ist eben ein Ritt in's alte romantische Land."

Brockhaus'sches Conversations-Lexikon. Mit dem in diesen Tagen erschienenen 150. Hefte von Brockhaus' „Conversations-Lexikon" hat die 11. Auflage dieses encyklopädischen Werkes ihren Abschluß erhalten. Außer einem Universalregister über das Ganze und einem Nachworte, welches sich über die Natur und die Geschichte des Unternehmens verbreitet und unter Anderm sehr interessante statistische Daten über die Verbreitung der einzelnen Auflagen enthält, ist auch ein nekrologischer Anhang beigegeben, der die Biographien der während der Herstellung des Werkes verstorbenen Persönlichkeiten ergänzt. Auch die letzten Hefte sind mit derselben Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Umsicht bearbeitet, wie alle vorhergehenden. Ueberall sieht man die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen benutzt (wie z. B. in dem Artikel: Urgeschichte) und die Thatsachen der jüngsten Vergangenheit berücksichtigt. Letzteres zeigt sich besonders in Artikeln wie Oesterreich, preußisch-deutscher Krieg, König Wilhelm I. von Preußen, Waldeck, Zollverein ꝛc., in denen die Geschicke Deutschlands und der einzelnen deutschen Staaten seit den Ereignissen von 1866 bis auf die letzten Monate herab dargestellt sind. Ebenso lassen die statistischen Mittheilungen über die einzelnen Staaten und Städte, die offenbar aus den zuverlässigsten Quellen geflossen sind, nichts zu wünschen übrig. Von besonderem Interesse für die Freunde des „Conversations-Lexikon" dürfte auch das dem Nachworte beigefügte Mitarbeiterverzeichniß sein, welches eine große Anzahl von Notabilitäten der Wissenschaft als Mitarbeiter an dem Werke namhaft macht.

„Welt und Traum." Gedichte von L. Dill. Neue Sammlung. Stuttgart, Krüll. Wir empfehlen das geschmackvoll ausgestattete Büchlein vorzüglich als Weihnachtsgeschenk. Die nach den Jahreszeiten geordneten, aber auf die mannichfaltigsten Gegenstände bezüglichen Lieder sind warm und zart empfunden. Auch die epischen unter ihnen sind von lyrischem Hauche beseelt. Die Weltanschauung des Dichters ist vorherrschend eine conservative, geht aber offenbar aus redlicher Ueberzeugung hervor.

E. Pirazzi hat seinen „Rienzi", Trauerspiel in 5 Aufzügen, von welchem seiner Zeit einige Scenen in diesen Blättern mitgetheilt wurden, jetzt als Manuscript im Druck erscheinen lassen. Das Ganze soll später als Trilogie erscheinen; dieser Auszug ist vorläufig nur für die Bühne bestimmt.

Westermann's „Illustrirte deutsche Monatshefte November enthalten u. A. Beiträge zur Völker- und Länderkunde von Schleiden, Vambery u. A.; Duboc über den englischen Hofdichter Tennyson, mit Bildniß; den Schluß der anziehenden romantischen, in Griechenland spielenden Novelle von Roquette; eine nach Form und Inhalt saftlose Novelle „Im Stifte" von Fr. Adolphi; Weininger über den Dom in Regensburg, mit schönen Abbildungen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 9. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. **Faust**, Tragödie in 6 Acten von Goethe. — Margarethe: Frau Niemann-Seebach.
(Außer Abonnement.)

Donnerstag, 10. December. **Die lustigen Weiber von Windsor**, komische Oper in 3 Acten (nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiel) von Mosenthal. Musik von Nicolai.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 82.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 343. Donnerstag, den 10. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

10.

Nach und in Rom. — Der Malerfürst. — Auf abschüssiger Bahn. — Die Retterin aus Goting. — Das Künstlerfest. — Lucas Antonius. — Bedenklichkeiten gegen die Heimreise und diese selbst.

Inzwischen reist unser Maler, der den Titel zu dieser Erzählung gegeben, in Italien herum.

Drei Tage blieb er an den Ufern des Lago Maggiore, dann ging er nach Florenz, der schönen Stadt der kunstliebenden Mediceer. Er war im Himmel, wenn er durch die gartenreiche Umgegend, im Himmel, wenn er durch die Straßen mit ihren Palästen wanderte oder die Werkstätten der Künstler besuchte.

Des heiligen Vaters mächtiges Fürwort öffnete Anton das Thor zur Werkstätte Michel Angelo Buanarottis, welcher ihn freundlich in den Kreis seiner Schüler aufnahm, und der große Meister rechnete ihn bald zu den fleißigsten; denn mit dem Eintritt bei ihm war in Anton das volle Pflichtgefühl erwacht und er gab sich redlich Mühe, die Erwartungen seines Lehrers und des Abtes zu erfüllen; allein es fehlte ihm bei der Arbeit Eins: der Muth.

Michel Angelo sah mit Bedauern, daß sein Schüler nicht über die Gränzen eines treuen Nachahmers auf dem eingeschlagenen Wege kommen würde. Er frug ihn daher eines Tages:

„Wie ist Euer elterlicher Name?"

„Anton Killberger."

„Und der Klostername?"

„Bruder Lucas Antonius."

„Das ist der schönere und er soll Euer Künstlername werden. Fortan führt nur mehr den väterlichen, bis ich Euch selbst Bruder Lucas Antonius nenne."

Jetzt erwachte in Anton ein niegekanntes Gefühl, es war der Ehrgeiz. Er arbeitete Tag und Nacht, aber Michael Angelo nannte ihn immer nur Anton (das deutsche „Killberger" konnte er ohnehin nicht aussprechen), wenn er gleichwohl ihn durch manches freundliche Lob anspornte.

Monat nach Monat verging, das Jahr wechselte und das ersehnte Wort kam nicht über die Lippen des Meisters; das machte Anton trüb und zum erstenmal seit seinem Aufenthalt in Rom dachte er daran, es zu verlassen und in der Zelle des Weyarnschen Klosters sein verlorenes Leben zu verweinen.

Abt Oswalds Empfehlungsbriefe hatten Antons härene Kutte zum leichten Malerkittel gemacht und die reichen Geldunterstützungen, welche er ihm sandte, machten ihn frei von aller weltlichen Sorge. Er sollte nur der Kunst leben und so war es ihm auch gestattet worden, statt im Kloster in einem Hause an der Tiber, unweit der jetzigen Bartholomäusbrücke, zu wohnen.

Mißmuthig, mit sich selbst zerfallen, saß er auf seiner Stube und grübelte über einen Entschluß nach, als es klopfte und einer der Maler eintrat, welche mit bei Michel Angelo arbeiteten.

Es war ein junges lustiges Blut, durch und durch Italiener, er hieß Giuseppe Gandolo. Ihm war die Kunst nichts als ein Lustgarten, in den er sich geflüchtet, nachdem er dem Handlungshause in Genua entlaufen war, in welches ihn sein reicher Vater zur Lehre geschickt hatte.

„Bruder Anton, Du bist jetzt über ein Jahr bei uns", sagte er fröhlich, „warum kommst Du nie auf unsere Schenke?"

„Mein Lieber, Du siehst, daß ich ein Mönch bin und soviel ich auch hier Freiheit habe, so würde ich's doch nicht wagen, dieß heilige Kleid an einem Ort zu tragen, wo irdische Lust ihr Wesen treibt."

„Bah, wer heißt Dich auch in der Kutte hingehen. Zieh' Kleider von mir an und Niemand erkennt Dich, außer natürlich wir, Deine Gefährten."

Der Vorschlag war so unerwartet, so neu, daß Anton nur verwundert aufsehen konnte, aber keine Worte des Widerspruches fand.

Das ermuthigte Giuseppe und er fing nun an, von dem Treiben der Künstler zu reden, wußte von den tollen Streichen, welche sie dort ausführten, so anziehend zu erzählen, daß Anton zuletzt nicht widerstehen konnte und seinem Verführer in dessen Wohnung folgte, wo er die Kleider wechselte.

Mit lautem Halloh begrüßten ihn die Genossen.

„Bruder Anton, Du siehst prächtig aus!" riefen sie Alle und zogen ihn bald in den Strudel ihres Vergnügens. Primaalaccio, Rosso, alle die Schüler des unsterblichen Meisters waren da und waren so ausgelassen, als sie den Tag über fleißig gewesen.

Anton hatte darüber bald Kutte und Skapulier, Sorge und Angst vergessen; ein leichteres Blut begann in seinen Adern zu rinnen und als er spät in der Nacht nach Hause ging, versprach er Giuseppe, bald wieder zu kommen.

Von nun an nahm er Theil an allen Ausflügen und heiteren Unternehmungen seiner Genossen, und als ein halbes Jahr vorbei war, gehörte Anton zu den Ausgelassensten der ganzen Gesellschaft.

Allein das Lob, das Michel Angelo ihm früher gespendet, wurde immer spärlicher und blieb endlich ganz aus; aber schon hatte Wein und Lust den zarten Keim des Ehrgeizes in ihm erstickt; an den Abt dachte Anton nur noch wenig, oder wollte wenigstens nicht mehr an ihn denken, so wenig als an sein Ordenskleid und an die Pflicht, seiner Kunst obzuliegen.

Um nicht entdeckt zu werden, trug Anton am Tage sein Ordenskleid, aber sobald es dunkel wurde, verlauschte er es mit dem sammtnen Wamms.

Digitized by Google

Gandolo ließ unſeren Freund kaum zur Ruhe kommen, er wußte faſt alle Tage ein anderes Vergnügen und bald waren die Beiden tägliche Gäſte an jenen Orten, wo das geputzte Laſter ſeine unſauberen Feſte feiert.

(Fortſetzung folgt.)

Auflehnung Frankfurts gegen den Kaiſer im Jahre 1760.

Von G. L. Kriegk.

Zu den vielen verwickelten Verhältniſſen des deutſchen Reiches, welche jedem Gliede deſſelben viel zu ſchaffen machten, gehörte auch die trotz aller Reichsgeſetze immer wieder eintretende Unordnung im Münzweſen. Die Stadt Frankfurt hatte dieſe mehr als andere Städte zu empfinden, weil ſie der bedeutendſte Wechſelplatz des Reiches und ihre Meſſen lange Zeit der Mittelpunkt des deutſchen Handelsverkehres waren. Der Hauptgrund des Uebels war das den meiſten Reichsſtänden zuſtehende Münzrecht, welches als eine Erwerbsquelle benutzt und mitunter ſogar bis zu dem Grade mißbraucht wurde, daß man gegen Geld einem Speculanten die Errichtung einer Winkelmünze geſtattete. Im Intereſſe eines Handelsplatzes lag es durchaus nicht, auf ſolche Weiſe zum vorübergehenden Nutzen des Aerars das Münzrecht zu mißbrauchen, und wirklich hat auch ſchon 1429 das Reichsoberhaupt die Stadt Frankfurt in einem Manifeſt gelobt, daß ſie in Betreff der von ihr geprägten Münzen „allzeit fleißig und getreu erfunden worden ſei". Dagegen wurden von Anderen die Frankfurter Meſſen dazu benutzt, um geringhaltiges oder beſchnittenes Geld in Umlauf zu bringen, ſowie um gute Sorten aufzukaufen und entweder einzuſchmelzen oder ins Ausland zu ſchicken. Dieſer Mißbrauch brachte die Stadt mehrmals in Verlegenheit. Schon 1570 ſchrieben vier deutſche Kreiſe die vorhandenen Münzgebrechen vorzugsweiſe den Frankfurter Meſſen zu, und der damals in Speier gehaltene Reichstag faßte deßhalb den Beſchluß, daß auf jeder Frankfurter Meſſe Commiſſäre des Kaiſers und der vier rheiniſchen Kurfürſten anweſend ſein und, mit Beihülfe des dortigen Rathes, Acht haben ſollten, damit verbotene Münzen nicht in Curs gebracht, gute Reichsmünzen nicht ins Ausland geführt und kein Geld über ſeine geſetzliche Währung hinaus ausgegeben werde. Dieſer Beſchluß war jedoch aus verſchiedenen Gründen nicht durchzuführen geweſen, und ſchon 1571 hatten ſich jene Commiſſäre genöthigt geſehen, den Kaufleuten zu geſtatten, daß ſie während der Herbſtmeſſe verbotene fremde Gold- und Silbermünzen, wiewohl nur auf den Bruch, annehmen und ausgeben dürften. Noch bis 1597 wurde zwar dieſe ſogenannte meſſentliche Münz-Commiſſion in Frankfurt gehalten; allein ſchon 1571 hatte der Regensburger Reichstag ihre Wirkſamkeit auf den Mißbrauch des Münz-Regals und auf Saumſeligkeit in Beſtrafung der Münzverbrechen beſchränkt, und bald nachher hatte der Kaiſer ſelbſt, auf die Vorſtellungen des geſammten Collegiums der Reichsſtädte, die Unthunlichkeit einer meſſentlichen Münz-Commiſſion anerkannt, ſo daß dieſe wieder ſollen gelaſſen wurde.

Die alten Mängel des Münzweſens im Reiche erhielten ſich nachher und der Geldhandel blieb deßhalb ein einträgliches Geſchäft, mit welchem vorzugsweiſe die Juden ſich abgaben. Dieſes Geſchäft vermehrte den Umlauf ſchlechter und kleiner Münzſorten und machte die guten und groben Münzſorten immer ſeltener. Mit ihm war auch die Ausfuhr der letzteren über die Reichsgränze, ſowie ihr häufiges Einſchmelzen verbunden. Manche Geldwechsler pachteten noch dazu von einzelnen Reichsſtänden deren Münzſtätten oder verſchafften ſich von ihnen die Erlaubniß, eine ſolche für ſich errichten zu dürfen, und damit nahm dann die Verbreitung geringhaltiger Geldſorten und das Einſchmelzen der guten noch mehr zu. Die Frankfurter Meſſen aber dienten dazu, die Letzteren aufzukaufen und die erſteren in Umlauf zu bringen, während zugleich Frankfurter Juden und auch mehrere chriſtliche Kaufleute daſelbſt Jahr aus Jahr ein ſich mit Beidem befaßten. Gegen das Jahr 1750 gab es in Frankfurt 40—50 ſogenannte Wechſel-Juden, von denen man behauptete, daß ſie ſich faſt bloß mit dieſem ſehr einträglichen, aber durch die Reichsgeſetze ſtreng verbotenen Geſchäft abgäben.

Der Schaden, welchen der Handelsverkehr dadurch litt und den auch der Handwerker und der Landmann mit zu tragen hatten, ward immer größer. Um ihn abzuwenden, kam man 1749 auf den Gedanken, nach Frankfurt eine beſondere kaiſerliche Commiſſion zu ſchicken, welche dem Uebel Einhalt thun ſollte; die Sache unterblieb jedoch, weil der dortige Rath das Verſprechen gab, daß er auf gänzliche Abſtellung der Münzverbrechen bedacht ſein wolle.

Das Letztere geſchah nicht; im Gegentheil, man machte dem Rath ſogar den Vorwurf, daß er oder doch einzelne ſeiner Mitglieder das Kippern und Wippern, wie man die Sache nannte, insgeheim begünſtigten. In der That ſtellten ſich bei ſpäteren Unterſuchungen Dinge heraus, welche dieſen Vorwurf bewahrheiteten. So kam z. B. an den Tag, daß der ſtädtiſche Münzwardein ſelbſt das ſtreng verbotene Umſchmelzen guter Münzen für Juden beſorgt hatte. Als dieß 1755 beim Reichsamt angezeigt wurde, geſtand der Wardein zwar ſein Vergehen ein, er blieb aber, eine Verwarnung abgerechnet, unbeſtraft, und im Jahre 1759, alſo vier Jahre ſpäter, wußte ſich der Rath dem Reichshofrath gegenüber nicht anders zu rechtfertigen, als daß „aus Mangel an Zeit" die Unterſuchung noch nicht zum Schluß gebracht worden ſei. Auf eine ähnliche Entſchuldigung mußte ſich damals der Rath in Betreff des Umſtandes beſchränken, daß der Jude Selig Salomon Haas 1757 ſowohl wegen anderer Münzverbrechen, als auch namentlich wegen der Verfälſchung eines vom Wardein ausgeſtellten Probir-Zettels denuncirt worden war, daß man ihn aber, obgleich er bei der Beſchlagnahme ſeiner Bücher den damit beauftragten Beamten zu beſtechen geſucht, demſelben einige Papiere aus der Hand genommen und dieſe in Stücke geriſſen hatte, nicht verhaftet, ſondern bloß zur Leiſtung einer Geld-Caution verurtheilt hatte und daß dann noch nach zwei Jahren kein Spruch über ſeine ſchweren Vergehungen gefällt worden war.

Um dem Unfug im Geldhandel Schranken zu ſetzen oder vielleicht auch um bloß ſcheinbar etwas gegen denſelben zu thun, erneuerte der Rath am 17. Auguſt 1758 ein früher erlaſſenes Edict, nach welchem Gold und Silber nicht anders als mit einem von der Stadtcanzlei ausgeſtellten Begleitſchein ausgeführt werden durfte; jedoch wurden dabei, auf das Geſuch der Kaufmannſchaft, alle Summen unter 200 Reichsthalern ausgenommen. Die Kipper und Wipper wußten ſich auch gegen dieſes, wie gegen alle ſolche Verbote zu helfen. Sie hielten ihre Gelder in beſonderen Localen, die ſie dafür mietheten, verborgen und ließen ſie von da insgeheim zu einem Fuhrmann bringen oder auch in einer Kutſche nach einem benachbarten Orte fahren, wo ſie dann auf die Poſt gegeben wurden. Dieß konnte leicht geſchehen, weil durch das erwähnte Edict die Thorſchreiber angewieſen waren, durchpaſſirende Fuhrwerke nur auf genügenden Verdacht hin zu viſitiren.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Sturm vom 6. auf 7. December

hat in Sachsen furchtbar gewüthet. So berichtet das „Dresdener Journal" aus Dresden vom 7. d.: „Nachdem in der Nacht zum Sonntag ein Gewitter mit Blitz und heftigem Donner über unsere Stadt gezogen war und am gestrigen Tage das Thermometer 10 Grad Wärme zeigte, wüthet hier seit heute Morgen bei 12 Grad Wärme ein heftiger Sturm, der sich gegen Mittag zu einem förmlichen Orkan gesteigert und sehr bedeutenden Schaden verursacht hat. Die meisten Dächer erlitten Beschädigungen. Auf der Augustusbrücke, über welche die Passage geradezu lebensgefährlich war, warf der Sturm einen Postpackwagen um. In der Friedrichsstadt wurde die Esse der Brennerei von Bramsch umgestürzt, wobei das Wohngebäude beschädigt wurde. Vom Alten Seminar ist ein Thurm eingestürzt, wobei leider ein Knabe erschlagen wurde. Die Bedachung der Ankunftshalle des Leipzig-Dresdener Bahnhofs wurde heruntergerissen, desgleichen auch die Bedachung des Güterschuppens am Elbquai. Auf dem Theaterplatze wurden mehrere Wagen, darunter ein Milchwagen nebst dem davorgespannten Pferde, umgeworfen; gleiches Schicksal hatten mehrere Postwagen, welche die Verbindung zwischen den Filial-Postanstalten unterhalten sollten. Gegen 2 Uhr hat sich der Sturm etwas gelegt. Man befürchtete den Einsturz des Rathhausthurms in der Neustadt, dessen Schwanken immer bemerkbarer ward."

Die „Dresdener Nachrichten" berichten: „Von der ungeheuren Gewalt des gestrigen Sturmes sind zwei ziemlich 100 Jahre alte, gegen zwei Ellen starke Pappeln beim Gasthofe „zum wilden Mann" an der Großenhainer Straße mit den Wurzeln aus der Erde gerissen und die stärkste noch mitten entzweigebrochen worden. Auf dem Waldschlößchen bei Dresden wurde durch den Sturm und den dadurch verursachten Einsturz der großen Esse eine Frau erschlagen."

Ueber den Sturm, der über Leipzig und dessen Umgebung gewüthet, geben wir noch Folgendes aus den „Leipziger Nachr.": „Von der katholischen Kirche sind Steinverzierungen und das Kreuz heruntergerissen und auf das Kirchendach geschleudert worden. Das Zinkdach in der Leibnizstraße Nr. 11 ist fast ganz abgedeckt, mit Sparren und Schalbrettern herunter auf die Straße geworfen. Ein Hauswirth am Theaterplatz ließ die Bewohner einiger Dachlogisräumen, weil Gefahr vorhanden war, daß der Sturm den ganzen Dachstuhl herabreißen würde. Im Rosenthal sind bis Nachmittag 3 Uhr dreißig Stück Bäume, worunter zwei starke Eichen, abgebrochen. In den Promenaden-Anlagen und auf dem alten Friedhof ist eine ganze Anzahl großer Bäume umgebrochen. Viele Fenster, mit und ohne Rahmen, Firmen und Planken sind abgerissen und umgebrochen. An der Ecke der Bosen- und Königsstraße warf Vormittags der Wind einen mit etwa 2 Centner beladenen, von einem Buchhändlermarkthelfer gezogenen Wagen vollständig um und beschädigte den Markthelfer. Die Bedachung der Post und des Teubner'schen Hauses am Augustusplatz hat stark gelitten; im Baron Tauchnitz'schen Grundstücke stürzte eine Esse ein, ebenso eine neu errichtete, circa 20 Ellen hohe Esse in der Tauchaer Straße, wodurch das Nebenhaus beschädigt ward. Auf dem Berliner Bahnhofe ist ein Holzschuppen ganz umgeworfen, und die Berliner Straße sah drei hohe Pappeln stürzen. Welch große Gewalt der Sturm hatte, läßt sich daran erkennen, daß selbst das hohe eiserne Gitter, welches das Brems'sche Grundstück auf der Zeitzer Straße umgibt, an einigen Stellen eingedrückt ist."

Ebenso wird aus Chemnitz vom 7. Dec. berichtet, daß eine Masse Dächer abgedeckt und eine Anzahl Personen dadurch verwundet wurde. Der große Apollosaal (Concertsaal) daselbst ist vollständig zertrümmert worden, so daß es zweifelhaft ist, ob er wieder restaurirt werden kann. In der Nachbarschaft, im Dorfe Hilbersdorf, wurden zwei neue Häuser total niedergerissen. Aehnliche Verwüstungen werden dem „Chemnitzer Tageblatt" aus Frankenberg gemeldet.

Aus Schneeberg vom 5. Dec. berichtet der „Erzgebirgische Anzeiger": „Gestern Abend gegen halb 10 Uhr vernahmen die Bewohner des südlichen Abhangs unserer Stadt ein heftiges Getöse. Es war ein Stück Garten und Weg im Durchmesser von 10—15 Ellen in bedeutende Tiefe hinabgesunken. Auch der dort befindliche Röhrenstrang der Wasserleitung wurde durchbrochen und die Nahewohnenden fürchten Nachsturz. Menschen sind nicht dabei verunglückt."

Aus vielen anderen Theilen Deutschlands, besonders des mittleren und nördlichen, laufen ähnliche Berichte über die Stärke des Sturms und die Verwüstungen, die er angerichtet, ein. So entnehmen wir über den Sturm am 7. in Kassel der „Hess. Morgenzeitung" auszugsweise Folgendes:

„Seit dem Siroccosturm am 18. Juni 1841, mithin seit 27 Jahren, hat kein so heftiger Sturm in Deutschland gewüthet, wie der am 7. December. Der seit dem Abend des 6. December wehende heftige Westwind ging am frühen Morgen des 7., und zwar seit 6 Uhr, in Sturm über. Wie während des Gewitters in der Nacht vom 5. auf den 6., erfolgten zwischen 6 und 7 Uhr zugleich mit dem Beginne desselben gewaltige Stöße in der Richtung von Nord nach Süd. Es war wieder der Kampf der nordwestlichen mit der südwestlichen Windströmung, welch letztere aber auch diesmal, ebenso wie beim Gewitter, siegte. Der Sturm bewirkte in der Luft ein so furchtbares, rasselndes und donnerähnliches Geräusch, daß man beständig ein Rollen, Dröhnen und Rasseln schwer beladener Wagen zu hören glaubte. Besonders wurden die Gebäude auf dem Bahnhofe hart mitgenommen. In der großen Reparaturwerkstätte wurde das Dach zum Theil abgedeckt und die Fenster eingedrückt. In der neuen Bahnhofsstraße ward ein bespannter Wagen umgeworfen. An dem neuerbauten Hause in der die Wilhelmshöher Allee mit der Kölnischen verbindenden Kastanienallee ward das erst vor einigen Tagen gefertigte Dachgebälke wie Spreu vom Sturme entführt. Das Zinkdach auf dem großen Exerzierhause der Infanteriekaserne ward zum größten Theile aufgerollt und in Stücken auf die umliegenden Plätze geschleudert, vier von den die Plantage neben der Kaserne bildenden großen Akazien gefällt und das etwa 10 Fuß hohe, über dem Haupteingange des israelitischen Tempels befindliche Frontfenster eingedrückt und in das Innere des Tempels geworfen. Die wohl an 30 Centner wiegenden Trümmer eines neben dem neu erbauten Hause bei der steinernen Ahnabrücke (sogenannten „Katzensprung") befindlichen und vom Sturme umgerissenen Schuppens wurden nebst den ihn stützenden, etwa 10 Fuß langen starken Ständern durch die Luft entführt und in die Ahna geworfen, deren ganze Breite sie bedeckten. Das vor dem Neubau der Henschel'schen Fabrik befindliche Maurergerüste ward mit seinen 60—70 Fuß hohen Rüstbäumen vom Sturme zusammengerissen und quer über die Straße auf das Dach des gegenüber liegenden Hauses geworfen. Ein Taglöhner wurde schwer getroffen; die Maurer saßen glücklicherweise an sicherer Stelle beim Frühstück. — In der Stadt selbst stürzten viele Schornsteine ein und zertrümmerten oder beschädigten so viele Dachtheile, daß die Dachdecker kaum im Laufe dieser Woche alle die nöthig gewordenen Reparaturen werden beendigen können. In der Fischgasse ward ein nicht bespannter Wagen zum Fortrollen gezwungen, so daß die Deichsel desselben durch die Fensterscheiben des Ladens des Blechschmieds Ledderhose sich Bahn brach.

In den Alleen rings um Kassel wurden viele zum Theil der schönsten und ältesten Bäume gefällt, deren quer über die Straßen liegenden Stämme den Verkehr fühlbar hemmten. Der Sturm war an verschiedenen Straßenecken so heftig, daß er Kinder niederwarf und erwachsene Personen wider ihren Willen emporhob oder

Digitized by Google

vor sich hertrieb. Das Wasser von Bächen, welche in östlicher Richtung fließen, ward vom Sturm zurückgetrieben oder zum Stehen gebracht.

Vormittags gegen 11 Uhr ließ die Heftigkeit des Sturmes nach und seit Mittag herrschte nur noch heftiger Wind, der Nachmittags allmählich schwächer wurde, so daß er um 3 Uhr kaum noch fühlbar war."

Aus Magdeburg vom 7. Dec. schreibt die „Magdeburgische Zeitung": „Am Sonnabend Abend nach 11 Uhr entlud sich über Magdeburg ein so starkes Gewitter, wie es sich die ältesten Leute zu dieser Jahreszeit nicht zu erinnern wissen; ob dasselbe irgendwo eingeschlagen hat, ist bisjetzt nicht bekannt geworden. Von auswärts haben wir bisjetzt Berichte über dieses Gewitter aus Klausthal, wo es zwischen 9 und 10 Uhr eintrat, aus Halberstadt, Quedlinburg, Oschersleben, Elgersleben bei Egeln (der Himmel war hier fortwährend wie ein Feuermeer, das Barometer stand auf 27' 4", das Thermometer auf 9 Grad R., der Wind war Südwest) und aus Naumburg. Heute Vormittag nach 10 Uhr wüthete hier ein so heftiger Sturm, daß er stellenweise ganze Dächer abdeckte und Dachziegel und Schieferplatten weit fortgetragen wurden, so daß nur wie durch ein Wunder das Leben Vieler ungefährdet blieb."

Indem wir diese Notizen zusammenstellen, bringt jede neu eintreffende Zeitung weitere Detailschilderungen des Orkans aus Leipzig, Chemnitz, Freiberg, Annaberg, Frankenberg, Meißen, Nossen (Sachsen), Pirna, Reichenbach, Zwickau, Lommatzsch, Eisenach, Gera, die wir nicht alle im Einzelnen berücksichtigen können, zumal sich diese Details stets wiederholen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Die Oper Mignon. Ein Wiener Correspondent der „Allgem. Zeitung" widerspricht dem strengen Urtheil, welches Schelle und andere Wiener Kritiker über diese neue Oper gefällt haben. Er schreibt: „A. Thomas' „Mignon" ist eine reizende Oper. Die hiesige Kritik hat natürlich wieder großen Lärm über das „Attentat" auf Goethe geschlagen. Goethe selbst hätte darüber ohne Zweifel anders gedacht, und sich die Oper wahrscheinlich mit olympischer Ruhe und Heiterkeit angesehen. Warum sollen die alten bekannten Gestalten aus „Wilhelm Meister" nicht in die Oper wandern? Die meisten werden zugeben, daß dieß erlaubt sei, aber sie ärgern sich, daß es ein Franzose gethan, und kein Deutscher auf den Einfall gekommen. Sie sagen ferner: es sei unerlaubt, und darin liege das eigentliche „Attentat", daß nur zwei Acte lang Goethe benutzt, der dritte Act dagegen selbständig hinzugedichtet ward. Thomas wollte keine tragische, sondern eine im wesentlichen heitere Spieloper schreiben; die Original-„Mignon", deren zu früh entwickeltes Herz den zarten Körper tödtet, konnte er nicht brauchen. Da lag es nun sehr nahe, Wilhelm und Mignon sich heirathen zu lassen. Das ist endlich nicht schlimmer, als wenn in Donizetti's „Dom Sebastian" der Dichter Camoens auf der Bühne erschossen, oder in der „Afrikanerin" der eiserne Vasco da Gama als liebeskranker Schwächling hingestellt wird. Was sich historische Personen in der Oper gefallen lassen müssen, kann auch idealen widersahen. Eher möchte man Thomas vom Standpunkte des Musikers angreifen. Die heitern Melodien in „Mignon" sind zuweilen von sehr bedenklicher Trivialität. Aber einzelne Nummern, so das Lied „Kennst du das Land", entschädigen durch große Lieblichkeit, und das Ganze ist hübsch gemacht. Allerdings hängt „Mignon" mehr als irgendeine andere Oper von der Darstellung ab.

Ein Theaterscandal. Die „Deutsche Allg. Zeitung" schreibt aus Pesth, 4. Decembee: Unsere Bühne war gestern der Schauplatz eines ungewöhnlichen Theaterscandals. Ein neues Lustspiel „Die Vermählten", welches das Richtercollegium des Burgtheaters beispielsweise wärmstens zur Aufführung empfohlen, gab Anlaß zu einer so lärmenden Abweisung von Seiten des Publikums, wie ich sie ähnlich noch nicht erlebt. Verfasser des unglücklichen Stückes ist Adolph Wilbrandt, ein bekannter Schriftsteller, der durch Uebersetzung dreier Sophokles'scher Tragödien und mit einem mehrbändigen Romane „Menschen und Geister" die Aufmerksamkeit auf sich zog. Sein erster dramatischee Versuch ist nun in der That mißglückt. Der Vorwurf, daß ein zur Ehe gezwungenes Paar sich Anfangs haßt, um später doch glücklich und neigungsvoll zu werden, ist oft dagewesen, von Wilbrandt vollends sehr unfertig und undramatisch behandelt. Zudem ist der Dialog gleichfalls unbedeutend und die Charakteristik von eigenthümlich willkürlichee Reizlosigkeit. Daß Bühnenleiter und Kunstrichter unter solchen Umständen sich über die Theaterwirkung eines Stückes zu täuschen vermögen, ist eigentlich traurig, noch trauriger aber, daß ein Publikum den mißglückten Versuch eines Schriftstellers zu einer rohen Demonstration benutzen zu müssen glaubt, deren Opfee in erster Reihe doch nur die Schauspieler sind. Dieselben waren gestern geradezu bewunderungswürdig. Vom zweiten Acte des Stückes nämlich ward das Publikum bis zum Schlusse nicht müde, dieselben zu verhöhnen, und es gehörte Heroismus dazu, das Stück unter solchen Umständen zu Ende zu spielen. Man höhnte, lachte, ließ die Darsteller nicht zu Worte kommen, zischte zum Schlusse einzelner Scenen, rief zustimmenden Beifall, wenn ein gesprochenes Wort auf den unglücklichen Erfolg des Stückes bezogen werden konnte, und dies alles mit stets zunehmender Lebhaftigkeit. An eine Wiederholung des Stückes ist Angesichts dieser Aufnahme natürlich nicht zu denken, aber auch die übrigen Wiener Preisstücke werden nun einen ziemlich schweren Kampf haben, da ein begreifliches Mißtrauen ihnen entgegensteht, ein Mißtrauen, das selbst in Wien Wurzel fassen dürfte.

München. Der „Abendzeitung" zufolge tritt Fräulein Mallinger nach Ablauf ihres hiesigen Contracts in den Verband des Berliner Hofoperntheaters.

Dawison nicht leidend. Entgegen einer neulich von uns mitgetheilten Zeitungsnachricht, daß Bogumil Dawison sich behufs ärztlicher Consultation in Dresden aufhalte, melden die „Leipziger Nachrichten", daß derselbe nur zu seinem Vergnügen sich dort aufhalte, gänzlich wieder hergestellt sei und demnächst wieder auftreten werde.

Schubert's Gesänge. Als eine der beachtenswerthesten Erscheinungen im Bereich des Liedergesanges darf die jetzt vollständig erschienene neue Ausgabe der sämmtlichen Gesänge von Franz Schubert im Verlag von Bartholf Senff in Leipzig bezeichnet werden. Julius Rietz hat die Revision und Herausgabe derselben besorgt und sein Name bürgt für die redactionelle Correctheit und für richtige und beste Wahl unter verschiedenen Lesarten, die sich vielfach finden infolge der Incorrectheit der früheren sogenannten Wiener Originalausgaben. Bequemes Format, vorzüglicher mit Sorgfalt geordneter Stich, Geschmack und Eleganz der Ausstattung dürften allen Anforderungen genügen.

„Otto von Walter", ein Künstlerleben aus der Dachstube bis in den Palast, von H. Martin. 3 Bände. Dresden, Jänicke. Zwei Schwestern theilen sich in das Herz Eines Mannes und geben ihm zwei Herzen dafür, bis sein Freund ihm das eine abnimmt. Entsetzliche Noth und Schmerzen wechseln mit Glückseligkeit. Dazwischen spricht der Autor manchen guten Gedanken aus, aber allzu viele Worte, bei welchen er sich bald naturwüchsig gehen läßt, bald sich überschwänglich und empfindsam ausspricht. Im Ganzen ist diese Gattung der Romantik für die Ansprüche der Gegenwart zu naiv.

Museums-Gesellschaft.

Freitag, den 11. December, Abends 7 Uhr.

Fünfter wissenschaftlicher Vortrag
im kleinen Saale des Saalbaues.

Herr Professor Theodor Creizenach
„Ueber Jacob Grimm."

Einzelkarten für die Gallerie zu einem Gulden sind am Tage des Vortrages bei dem Hausmeister des Saalbaues zu haben.

Der Eingang zum Saal ist übee die große Treppe; der Eingang zur Gallerie im nördlichen Bau.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 10. December. **Die lustigen Weiber von Windsor,** komische Oper in 3 Acten (nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiel) von Mosenthal. Musik von Nicolai.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 32.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 344. Freitag, den 11. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Nach einer wilddurchlebten Nacht stand Anton, wie schon oft, mit schwerem Kopfe auf, und da er sich unfähig fühlte, zu arbeiten, wohl auch dem Meister nicht seine verstörten Mienen zeigen wollte, so blieb er zu Hause und kramte gedankenlos in seinen Papieren herum.

Da fiel ihm jene Oelskizze in die Hand, welche er von der jetzt fernen Resel gemacht hatte.

Er sah sie lange an. Wie war sie schön, wie unschuldig und mild war ihr Blick! Die Tracht erinnerte ihn an seine Heimath, an die Tage seiner Kindheit; er gedachte wieder seines Vaters, des Abtes, und all die Bilder seiner verlorenen Unschuld traten wieder vor seine Seele und es war ihm, als blicke Resel vorwurfsvoll auf ihn.

Da trat ihm eine heiße Thräne in's Auge und er rief schmerzlich: „Ach, wie schlecht bin ich geworden!" Er schauderte, als er an die letzte Vergangenheit dachte, denn er war tief gefallen. „Und kann ich es nicht wieder gut machen? Soll es keine Hülfe geben, die mich rettet, und keinen Weg, der mich zurückführt in die frohen Zeiten, wo ich Jedem offen in's Gesicht sehen durfte? Ich will mich aufmachen zu meinem Abte und ihm sagen: „Vater, ich habe gesündiget." Aber gibt's nicht ein besseres Mittel? Das Sprüchwort sagt: „des Menschen Wille ist sein Himmelreich", aber die Jungfrau im Traume sagte besser, der Schlüssel zum Himmel ist sein Können und Wollen! Und ich will, ich will jetzt des Abtes Vertrauen verdienen, will des Meisters Erwartungen nicht täuschen: ich will ein Künstler werden!"

Es lag ein gewisser Trotz in dem Tone, mit dem es Anton zu sich sagte, alles Zaghafte, das ihn sonst so oft beschlichen hatte, war verschwunden, er war von dem Augenblicke an ein Mann geworden.

Neu erwachte der Ehrgeiz, nicht um Andern zu gefallen, ging er jetzt an die Arbeit, nein, um seiner selbst willen, und das machte ihn keck. Dabei aber schwand Ein Bild nicht aus seinem Gedächtniß, das war Resel; wenn er gleich nie daran denken durfte, sie zu besitzen, so wollte er ihrer doch würdig werden.

Michel Angelo bemerkte die Veränderung seines Schülers und belohnte sie mit freundlichem Lächeln.

Es mochte ein Vierteljahr nach jenem für Anton wichtigen Tag vergangen sein, als der Meister seine Schüler zusammenrief und ihnen mittheilte, daß er eine Bestellung auf eine Madonna für Frosignone erhalten habe, und sie aufforderte, eine solche zu componiren.

„Wessen Madonna die beste, der soll als Belohnung das Bild ausführen dürfen", setzte er lächelnd hinzu.

Jetzt begann ein Wettkampf der edelsten Art unter den Genossen, sie bestimmten unter sich einen Tag, an welchem sie zugleich dem Meister ihre Entwürfe vorlegen wollten.

Wie hatte sich Anton verändert. Da war keine Spur mehr der früheren weinerlichen Unselbständigkeit oder jener unmännlichen und entwürdigenden Bescheidenheit, nein, jetzt hatte er das Leben und seine eigene Kraft kennen gelernt, er ging so festen, frohen Schrittes, wie irgend einer der Genossen, an's Werk. Nicht mehr demüthig anklopfen wollte er am Himmel, nein, und hätt' es nach Landsknechtart mit einem Fußtritt geschehen müssen, er hätte sich jetzt den Weg zu seinem Himmel gebahnt. Allein diesmal öffneten sich die Pforten von selbst; wieder sah er im Geiste jene Madonna mit den Zügen seiner Geliebten, welche ihm im Traum erschienen war, aber schnell hielt er sie diesmal auf dem Papier fest und so gelang es ihm, ein von aller Nachahmung freies Bild zu schaffen, seine Maria eigenthümlich aufzufassen, denn das war keine himmlische Fürbitterin, sondern eine ernste, hehre Göttin, welche dem Menschen statt das „Glaube!", das: Wolle! zurief.

Der Tag der Ausstellung kam. Die Schüler beschlossen, ihn zu einem Festtag zu machen.

Das Atelier wurde mit Kränzen geschmückt. Jeder Carton — sie hatten ihn alle in gleicher Größe gezeichnet — war von einem lebenden Rahmen umschlossen; über den Zeichnungen hing des Meisters Brustbild, mit Lorbeer begränzt.

Die Sänger unter ihnen hatten sich zusammengestellt und empfingen Michel Angelo mit einem Liede, das er selbst gedichtet. Ein silberner Becher, gefüllt mit dem feurigen Rebenblut des Vesuvs, wurde ihm bei seinem Eintritt als Willkomm und Ehrentrank überreicht; aber der Meister trank nicht, sondern prüfte die Arbeiten mit strengen Blicken; dann erst ergriff er den Pokal und sprach:

„Auf das Wohl des Malers von Frosignone!"

Aller Augen hingen an des Meisters Lippen, wessen Namen sie nennen würden.

„Auf das Wohl unseres lieben Bruders Lucas Antonio!"

Einer der Schüler hatte schnell dem Glücklichen einen gefüllten Römer gereicht.

Anton stieß mit Buonarotti an und Schüler und Meister thaten sich ehrlich Bescheid.

Bewegt drückte Michel Angelo dem Sieger die Hand und faßte sein Urtheil in die Worte:

„Ich bin stolz auf Euch, Lucas Antonio!"

Er trat wieder zurück, betrachtete lange die Zeichnung und frug endlich: „Wo habt Ihr dieses Engelsangesicht her?"

Digitized by Google

„'s ist 'ne deutsche Bauerntochter", entgegnete Anton mit vaterländischem Stolze.

Der Italiener schüttelte ungläubig den Kopf.

„Gewiß Herr, sie war einst meine Geliebte und als ich sie verlor, nahm ich dies Kleid", gab Anton zurück.

„Nun, Ihr habt reichen Ersatz gefunden, Ihr habt glücklich um die Kunst gefreit", erwiderte der gefeierte Meister.

(Fortsetzung folgt.)

Auflehnung Frankfurts gegen den Kaiser im Jahre 1760.

Von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Der Unfug des Kipperns und Wipperns wurde allerdings nicht in Frankfurt allein, sondern allenthalben getrieben, und auch anderwärts ging es dabei ebenso wie in Frankfurt: christliche Kaufleute stacken mit den Wechsel-Juden unter Einer Decke und die Regierungen drückten die Augen zu, verpachteten ihre Münzstätten an Private, ließen auch selbst schlechte Münzen prägen, die dann durch solche Leute in Umlauf gebracht wurden u. dgl. m. Allein Städte wie Frankfurt, Hamburg und Leipzig waren doch diejenigen Orte, durch deren Wechselhandel und Messen das Uebel erst allgemein verderblich ward.

In Frankfurt befaßten sich, wie der Jude Mayer Amschel Flörsheim 1757 behauptete, damals sämmtliche Wechsel-Juden mit solchen Geschäften, und eben derselbe Mann denuncirte im Herbst desselben Jahres folgende 16 jüdische Firmen in Frankfurt als Haupt-Wipper: Hänle Schuster und Lechnich, Amschel Herz Maas und Sohn, Samuel Selig Haas, Josemann Worms u. Comp., Abraham Schnapper, Mayer Götz Amschel Schuster, Samuel Hänle Schuster, Gebrüder Schuster, Löw Isaak Goldschmidt, Jechiel Salomon Kahn, Alexander Rindskopf, Isaak Hänle Schuster, Phil. Salomon Gumpertz und Sohn, Salomon Wolf Schnapper, Jontof Oppenheimer und Moses Rothschild. Außer diesen wurden nachher theils von ihm, theils von Andern als Wipper und Kipper noch angegeben: Lämble Bamberger, Feibelmann, Isaak Michael Goldschmidt und Amschel Herz Flörsheim. Der Letztere war Geschwisterkind des Mayer Amschel Flörsheim und dieser selbst hatte ihn denuncirt.

Ein Einschreiten der Reichsregierung ward endlich durchaus nöthig. Dasselbe fand 1758 statt, und die Veranlassung dazu gab der mehrerwähnte Frankfurter Jude Meyer Amschel Flörsheim. Dieser Mann, welcher reich war und, wie fast alle seine Glaubensgenossen, Handel trieb, zeigte Jahre lang einen ungemein großen Eifer, das Kippern und Wippern gerichtlich zu verfolgen, indem er den Frankfurter Behörden viele Fälle zur Anzeige brachte und in seinem Eifer sich nachher auch an den Kurfürsten von Mainz, sowie zuletzt sogar an den Kaiser selbst wandte. Der Frankfurter Rath leitete in seiner an den Kaiser gerichteten Vertheidigungsschrift Flörsheims Denunciationen von den schlechtesten Beweggründen her, indem er als deren Haupttriebfeder Flörsheims Todfeindschaft gegen alle Frankfurter Wechsel-Juden, eine unmenschliche Rachgier und eine auf die reichen Denunciations-Gebühren gerichtete Habsucht darstellte. Diese Behauptung hat an sich keinen Werth, weil der Rath in den Dingen, wegen deren Flörsheim ihn beim Kaiser verklagt hatte, keineswegs frei von Schuld war, gegen Einiges sogar sich nicht zu rechtfertigen vermochte und deßhalb in der Verdächtigung seines Anklägers ein besonderes Vertheidigungsmittel finden konnte. Das jenem Manne in Betreff der Denunciations-Gebühren zugeschriebene Motiv ist jedenfalls mindestens ein untergeordnetes; denn ein an sich reicher Mann, welcher ein bedeutendes Handelsgeschäft trieb und sich durch solche Denunciationen fast die ganze Handelswelt zum Feinde machte, konnte dabei unmöglich die bloße Erlangung eines Geldgewinnes im Auge haben. Er brachte sich noch dazu durch seine Denunciationen persönlich in die größte Gefahr, wie er denn namentlich im December 1757 die Anzeige machte, daß man Meuchelmörder gegen ihn gedungen habe, und nachher am 18. Juni 1768 wirklich Nachts in der Judengasse überfallen und schwer verwundet ward. Wenn übrigens auch jener Vorwurf in sich zerfällt, so können wir doch bei Flörsheim auch Motive besserer Art nicht voraussetzen; alle Nachrichten über ihn geben ihn vielmehr als einen streitsüchtigen und habgierigen Menschen zu erkennen. Im Jahre 1761 wurde er sogar durch den Richterspruch einer Juristen-Facultät eines Gelddiebstahls für schuldig erklärt, welchen er 1755 an dem Frankfurter Juden Josemann Worms begangen hatte, und um dessentwillen er von diesem 1757 beim hessen-rotenburgischen Amtmann zu Bebra verklagt worden war. Ja, die Art und Weise, wie Flörsheim sich später gegen seine Gattin benahm, stellt ihn sogar als einen Mann von bösartigem Gemüthe dar. Wir werden dieses sein Benehmen am Schlusse der vorliegenden Abhandlung angeben.

Flörsheim machte seine erste Denunciation im September 1757: sie war gegen den soeben erwähnten Josemann Worms gerichtet. Er wiederholte dies nachher auch gegen Andere, und der Rath erklärte später, daß er sich der Angaben Flörsheims zum Theil mit gutem Nutzen bedient habe.

Die Denunciationen betrafen größtentheils Juden. Dem Rath waren dieselben offenbar sehr unangenehm, zumal da sie mitunter in so derber Weise gemacht wurden, daß man im Februar 1758 eine schriftliche Anzeige Flörsheims aus dem Grunde zurückgab, weil sie in „sehr unziemenden Expressionen" abgefaßt sei.

Im Juli 1758 fühlte sich der Rath gezwungen, einen Haftbefehl gegen Flörsheim zu erlassen. Damals klagte nämlich der Schreiber Bredekow eine Deserviten-Rechnung gegen Letzteren ein und in dieser fanden sich mehrere an den Kurfürsten von Mainz als Director des oberrheinischen Kreises gerichtete Schreiben verzeichnet, in welchen Flörsheim den Frankfurter Rath wegen Saumseligkeit in Bestrafung der Münzverbrechen angeklagt hatte. In Folge davon wurde sowohl bei Bredekow als auch bei Flörsheim, welcher nebst seiner Gattin verreist war, eine Haussuchung vorgenommen, um sich ihrer Papiere zu versichern. Diese ergaben, daß Flörsheim den Kurfürsten von Mainz aufgefordert hatte, den Kaiser zur Sendung einer das Münzwesen in Frankfurt behandelnden Commission zu veranlassen. Hierin fand man das Verbrechen des Verrathes an der Stadt. Es wurde also eine Criminaluntersuchung gegen Flörsheim und Bredekow beschlossen. Da nun Flörsheim nicht anwesend, sondern, wie man behauptete, um der Verhaftung zu entgehen, nach Mainz verreist war, alsbald jedoch seine Bereitwilligkeit erklären ließ, sich, gegen sicheres Geleite, d. i. gegen das Versprechen der Nichtverhaftung, zu stellen, so wurde ihm dieses gegen eine Caution von 3000 fl. auf zwei Monate zugestanden. Nach Frankfurt zurückgekehrt, verläugnete er, selbst dem Bredekow gegenüber, welcher auf seine entgegengesetzten Aussagen leben und sterben zu wollen versicherte, einen Theil der ihn compromittirenden Schriften und erklärte die anderen für Arbeiten, welche auswärtige Juden ihm zur Begutachtung zugeschickt hätten. Am 16. September wurde ihm das Geleite auf weitere zwei Monate verlängert, die Untersuchung aber fortgesetzt. Bereits am 5. October jedoch reichte Flörsheim eine Schrift beim Kaiser ein, welche nicht bloß seine Privatangelegenheit betraf, sondern sogar den Rath geradezu der Betheiligung bei vielen Münzverbrechen bezichtigte; und in Folge dieser Klageschrift erhielt der Rath durch kaiserliches

Digitized by Google

Rescript vom 31. October den Befehl, sich zu verantworten, einstweilen aber das Verfahren gegen Flörsheim einzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Menschliche Bestialität.

Vor einigen Monaten berichteten amerikanische Blätter einen so unerhörten Act der Brutalität seitens eines Capitäns gegen sieben Schiffsjungen im Neufundländischen Eismeere, daß sich das menschliche Gefühl dagegen sträubte.

Eine vor wenigen Tagen vor dem Justizhofe zu Edinburgh stattgefunde Verhandlung bestätigt leider die Wahrheit jenes Berichtes in seinem ganzen Umfange und fördert wahrhaft grausenerregende Details darüber ans Tageslicht.

Robert Watt, der Capitän, und James Kerr, der erste Lieutenant des Schiffes „Arran", standen unter der Anklage des Mordes und der groben Mißhandlung, verübt gegen sieben Schiffsjungen im Alter von 11 bis 16 Jahren, und zwar unter den nachstehenden Umständen:

Während des ganzen Verlaufs der Seereise waren die erwähnten Kinder allen möglichen Arten schlechter Behandlung ausgesetzt, als deren geringste noch die fast gänzliche Entziehung der Nahrung betrachtet werden muß. Von quälendem Hunger verleitet, drangen sie in die Vorrathscabine ein, um sich die ihnen verweigerten nothdürftigen Lebensmittel zu verschaffen. Einer von ihnen, bei der That ertappt, wurde vom Capitän zu 20 Tauhieben verurtheilt, welche, nach Aussage eines Matrosen an Bord, den Körper des Kindes mit rothen und schwarzen Streifen vollkommen überzogen. Wegen des geringsten Vergehens, der kleinsten Nachlässigkeit im Dienste wurden sie mit der Sondirleine gepeitscht, die etwa einen halben Zoll stark war und nie unter 20 Hiebe in Anwendung kam. Außerdem aber waren die hülflosen Kinder fortdauernd der schlechten Laune der Matrosen, sowie besonders auch des Lieutenants ausgesetzt, welche sich in unverdienten Rippenstößen, Faustschlägen und Fußtritten äußerte. Eines Tages drohte man ihnen, sie im Eise zurückzulassen, in welchem das Schiff festsaß. Die Idee dieser Drohung schien so originell, daß man sie alsbald zur Ausführung brachte; die Knaben wurden vom Schiffe sofort auf das Eis hinaus getrieben. Ihre flehentlichen Bitten und Thränen vermochten indessen den Lieutenant, sie nach Verlauf zweier Stunden wieder an Bord zu lassen. Dies verhinderte indessen den Capitän nicht, sie zwei Tage später herbeizurufen, ihnen die Richtung des Landes zu zeigen und ihnen von Neuem zu befehlen, das Schiff zu verlassen. Die Kinder jammerten laut, und vergeblich machten sie den Capitän darauf aufmerksam, daß die Stärke der Eisdecke im Abnehmen begriffen und das Meer an vielen Stellen offen sei. Der Capitän blieb taub gegen ihre flehentlichen Vorstellungen und entgegnete ihnen, daß es für sie immerhin besser sei, den Tod auf dem Eise, als den viel langsameren Hungertod auf dem Schiffe zu sterben, da er fest entschlossen sei, sie bei Austheilung der Lebensmittel gar nicht mehr zu berücksichtigen. Vergebens widerstanden die Kinder; unter Tauhieben und Faustschlägen trieb man sie vom Schiffe. Nur als sie sich bereits auf dem Eise befanden, warf ihnen der Lieutenant noch je ein Zwieback nach. Mit diesem elenden Mundvorrathe sollten die Knaben mehrere Meilen auf dem Eise zurücklegen; dazu waren zwei unter ihnen barfüßig und konnten nur unter großen Schwierigkeiten auf der unebenen und rauhen Eisfläche vorwärts schreiten. Nachdem sie unter großen Beschwerlichkeiten und Schmerzen zwei oder drei Meilen zurückgelegt und sich dem Lande mehr und mehr genähert hatten, wurde das Eis dünner und die offenen Stellen wiederholten sich so häufig, daß sie abwechselnd und wiederholentlich ins Meer fielen. Der Eine von ihnen, M. Ginnes, im Alter von 11 Jahren, welcher barfüßig war, sank zu Tode erschöpft aufs Eis nieder und versicherte seinen Kameraden unter Thränen, daß er unfähig sei, sich noch weiter fortzuschleppen. Diese versuchten seinen Muth zu beleben, indem sie ihm die Schrecken des Todes ausmalten, der hier seiner harrte. Der Knabe wies ihnen seine blutenden und geschwollenen Füße. Sie waren genöthigt, ihn zurückzulassen. Fast eine Stunde lang noch hörten sie seine verzweifelten Angst- und Hülferufe. Ein ebenfalls 11jähriger Knabe, Namens Evan, fiel dreimal ins Meer und verschwand bei dem letzten Sturze unter der Eisdecke. Endlich, gegen 7 Uhr Abends, gelangten sie in die Nähe des Landes. Allein sie waren durch ein, etwa eine englische Meile breites offenes Wasser von demselben getrennt. Die Kinder vereinigten ihre Stimmen zu einem anhaltenden, durchdringenden Geschrei, das nach Verlauf einer halben Stunde von einer Frau am Ufer gehört wurde, auf deren Alarm alsbald zwei Boote herbeikamen und die unglücklichen kleinen Opfer aufnahmen. Später ließ sie der englische Consul nach England zurückbringen.

Capitän und Lieutenant wurden von dem Justizhofe schuldig befunden, der Erstere des Mordes, der Zweite grober Mißhandlung; in Erwägung ihrer makellosen Antecedenzien indeß und der ihrer sonstigen Aufführung günstigen Aussagen der Matrosen billigte der Gerichtshof ihnen Milderungsgründe zu und verurtheilte den Capitän Robert Watt zu 18, den Lieutenant James Kerr zu 4 Monaten Gefängniß. Das sehr zahlreiche Auditorium verfolgte die Verurtheilten bei ihrer Abführung ins Gefängniß mit Drohungen und Verwünschungen.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Hundertjähriger.) Zu Greenwich starb eben im berühmten Invalidenhause ein Mann, der lange Jahre hindurch Großbritanniens Stolz und Bewunderung war. Thomas Culliforth hieß dieser Brave und war seit 20 Jahren Insasse des Marine-Invaliden-Hospitals in erwähnter Stadt. Er war ein epischer Greis von hundert Jahren, der ohne Brille las, das heißt hätte lesen können, wenn man es ihm in seiner Jugend beigebracht hätte, stolz und schlank wie eine Tanne einherschritt, trotz seines hölzernen Beins und seiner vielen Wunden, die er in 49 Schlachten zu Wasser und zu Lande empfangen hatte und sogar hübschen Misses mit Schlangenlocken ganz kokette Blicke zuwarf, die ordentlich gefährlich aussahen. Greenwich und England waren, wie gesagt, stolz auf ihren hundertjährigen Krieger. Man räumte ihm ein eigenes Häuschen als Wohnung ein, alle Besucher fütterten ihn fast todt mit allen möglichen Delicatessen, er trank den ältesten Portwein und das schäumendste Stout Ale und Porter. Jeder riß sich darum, aus seinem beredten Munde zu hören, wie er 1789 an Bord der „Flower of Mary" kämpfte, mit diesem Schiff in die Luft sprang und Gottlob wohlbehalten, wenn auch ein bischen „geschunden", nieder in das Salzwasser hineinstürzte, wobei ihm aber später ein Holzsplitter das Bein zerschmetterte. Nachdem er sechs Stunden tapfer geschwommen hatte, nahm ihn ein französisches Schiff auf und so ward er gerettet. Auch dem berühmten Kampf des „Vengeur" hatte er beigewohnt und die französischen Touristen hörten mit tiefer Rührung, wie ihre Landsleute untergingen, indem sie „Vive la Républiqne" riefen. Die Königin lud unseren Biedermann jährlich Weihnachten zu sich nach Windsor ein, speiste mit ihm an einem Tische und schenkte ihm Pulswärmer und andere nette Kleinigkeiten außer noch netteren güldenen Guineen mit ihrem eigenen huldreich lächelnden Porträt, und der Magistrat

Digitized by Google

von Greenwich verehrte ihm an jedem Neujahrstage ein neues elegantes Stelzbein von Jakarandaholz, schön mit Kupfer ausgelegt, das gar herrlich im Sonnenschein flimmerte. Nie wurde ein Greis mehr „in Baumwolle gewickelt" als unser alter Held. Er machte täglich zwei Stunden zu Fuß, trank seine 10 Pinten Ale und sein halbes Quart Gin und kitzelte schelmisch die Kindermädchen, die ihm begegneten, in den Nacken. Kein Mensch konnte begreifen, wie ein Mensch, der über hundert Jahre zählte, noch so mobil sein konnte. Es war das ein Gottes-Wunder und John Bull sagte stolz: So was kommt nur in Old England vor. Ach, alles ändert sich oft, wenn „Hanns Klapperbein" anklopft und seine Karte p. f. v. unwiderstehlich uns aufdringt. Als Thomas Cullifort todt war, wühlte man neugierig in seinen Papieren und entdeckte, daß der famose Hundertjährige nur — 67 Jahre alt war. Seit 20 Jahren ließ er sich unter dem Namen seines Großvaters carressiren, dessen Papiere der schlaue Bursche für die seinigen ausgegeben hatte. Ganz England ist außer sich. Der Humbug nistet sich selbst im Invaliden-Hospital ein und es gibt keinen „frommen Glauben" mehr, selbst wo „Jubelgreise" mit „unzähligen Wunden" erscheinen, in die jetzt jeder ungläubige Thomas seine Hand legen wird. Aber hat nicht schon mancher „Held" der Weltgeschichte auf falsche Papiere Nachruhm erschwindelt? Master Cullifortb war nicht der erste Schelm dieser Art und wird auch gewiß nicht der letzte sein!

(Ein Künstler als Wild.) Den vielen Opfern, welche die dießjährige Jagdsaison schon gefordert hat, hätte sich beinahe der berühmte Sänger des Wiener Operntheaters Dr. Schmid angereiht. Derselbe hatte dieser Tage auf der Jagd das Unglück, von einem Jagdgenossen angeschossen zu werden. Ein Schrotschuß streifte ihn und mehrere Körner drangen in den Oberarm und in die Hüfte, so daß Herr Dr. Schmid zu Boden fiel und sich nicht fortbewegen konnte. Es mußte ein Wagen requirirt werden, der den Künstler Abends 7 Uhr in seine Behausung führte. Die Verletzungen sind nicht gefährlich, aber die Schrotkörner müssen herausgeschnitten werden, so daß der Künstler längere Zeit seinem Berufe entrissen ist.

(Bürgermeister Zelinka und die Lotterieschwestern.) Eine Wiener Localcorrespondenz schreibt vom 1. Dec.: Endlich haben die Lotterieschwestern doch einen Erfolg errungen! Heute wurden in Wiener Lotto-Collecturen — so erzählt man — enorme Gewinnste gemacht. Man hatte am häufigsten auf die Nummern 21 (Sterbetag des Bürgermeisters), 30 (Namenstag) und 67 (Alter) gesetzt, und in der That sind diese Nummern in der heutigen Wiener Ziehung richtig gezogen worden. Diejenigen Lotterieschwestern, welche auf Geburtstag, Präsidentenwahl u. s. w. speculirten, schlagen jetzt natürlich die Hände über dem Kopf zusammen wegen der verfehlten Combination.

(Der Arme!) Heute früh — so ist in der „Elberf. Ztg." unter Köln, 4. Dec., zu lesen — „verschied der auch in weiteren Kreisen bekannte Superintendent Pfarrer Jäger, nachdem ihm, wie es heißt, gestern die Verleihung des Rothen Adler-Ordens 4. Classe mitgetheilt woeden war. Wohl selten hatte ein Mensch vor seinem Ende so zu leiden, wie der Verstorbene." . . .

(Fräulein Doctor.) Die wissenschaftliche Facultät in Aix hat am 26. November eine Dame von achtzehn Jahren, Fräulein Alexis, Tochter eines dortigen Apothekers, zum Baccalaureat zugelassen. Die junge Gelehrte explicirte den Sophokles und den Virgil aus der Ursprache und ihre lateinische Rede (Ansprache des Chryses an Agamemnon) soll ein Meisterstück von Beredtsamkeit gewesen sein.

Correspondenzen.

Aschaffenburg, im November.

Der Theater-Director Herr Gerlach aus Frankfurt hat seit einiger Zeit im hiesigen Theater Vorstellungen gegeben, welche in ihrem Verlaufe das Publikum in den Ansprüchen, die es vernünftigerweise zu stellen berechtigt ist, wohl befriedigen konnten. Fast allabendlich wurde etwas Neues und Gutes geboten: wahrlich keine kleine Aufgabe für die Mitglieder, wie für den Regisseur Ascher selbst. Dieser, zugleich ausübender Künstler, spielt oft unter großem Beifall, und auch die übrigen Mitglieder sind im Allgemeinen zu loben. Besondere Erwähnung verdient das Spiel einer jugendlichen begabten Künstlerin, Fräulein Pini. Unter solchen Umständen ist dem Theater nur eine stärkere Frequenz zu wünschen, weil bei schwachem Besuche Aschaffenburg gar bald das Schließen des Musentempels zu bedauern haben dürfte, da dem Director doch nicht zuzumuthen ist, noch größere Opfer, als er bisher schon gebracht, auch noch fernerhin bringen zu müssen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Internationale Kunstausstellung. Der König von Bayern hat das Ministerium des Cultus und Unterrichts beauftragt, für das Jahr 1869 in München eine allgemeine internationale Kunstausstellung zu organisiren. Das Unternehmen soll sich nicht bloß auf Productionen der Malerei und Plastik beschränken, sondern auch auf die Erzeugnisse der Lithographie, der Photographie, des Grabstichels und der Baukunst, so weit solche von künstlerischem Belang sind, ausgedehnt werden. Es würde hiermit der Wettkampf, welchen die Pariser Weltausstellung auf dem Gebiete der Industrie hervorgerufen hat, in gewiß fruchtbringender Weise ergänzt und vervollständigt werden.

Unsere Kunstliteratur ist in neuerer Zeit in einem bemerkenswerthen Aufschwunge begriffen und es wird nicht lange währen, so haben sich ihre Leistungen denen der Franzosen und Engländer nicht nur gleichgestellt, sondern sie überflügelt. Es gilt dieß nicht so sehr von der eigentlich wissenschaftlichen Forschung, mit der wir nie ganz zurückgeblieben sind, als von der äußeren Repräsentation, der technischen Verwerthung und Popularisirung der Kunst. Dahin gehört vor Allem der Fortschritt in Kunstblättern und Zeitschriften. Seither hatte Deutschland noch immer keine wahrhaft würdige periodische Kunstzeitschrift. Die Berliner „Dioscuren", obwohl von ernstem Streben, sind das nicht, was sie sein könnten, und sonst ist in der That, mit Ausnahme einiger kirchlicher Kunstblätter, nichts, gar nichts zur Disposition. So wurde es schon mit Freude begrüßt, als vor drei Jahren Professor Carl v. Lützow eine neue **„Zeitschrift für bildende Kunst"** herauszugeben unternahm, die denn auch raschen Erfolg und Anerkennung fand. Das Blatt hat sich jetzt mit dem vierten Jahrgang wesentlich erweitert und vervollkommnet. Es liegt uns das erste Heft desselben vor und wir können nur sagen, daß, wenn die Zeitschrift so fortfährt, alles das erreicht wäre, was wir schon lange ersehnten: eine vollkommen auf der Höhe des heutigen Geschmacks und der Wissenschaft stehende, zugleich aber durchaus populäre Vertretung der Kunst. Solche Kunstblätter, wie Unger's Stich nach dem Livens'schen Gemälde „Abraham und Isaak" in der Braunschweiger Gallerie, und wie die Neureuther'sche Radirung nach Rottmann, dienen der Zeitschrift zur größten Empfehlung. Die Namen der Mitarbeiter (darunter Springer, Lübke, Vischer, Pecht) können nicht wohlklingender sein. Wir sind überzeugt, daß auf der gegenwärtigen Stufe der Technik nichts Vollkommeneres erreicht werden kann und daß der Verlag von E. A. Seemann in Leipzig mit der Ausstattung dieser Zeitschrift zum Erstenmale dem Auslande eine würdige Concurrenz bietet.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 11. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. Zum ersten Male: **Die Nibelungen**, ein deutsches Trauerspiel in 2 Abtheilungen von Friedrich Hebbel. Erste Abtheilung: Der gekrönte Siegfried in 1 Act. Zweite Abtheilung: Siegfried's Tod in 5 Acten. — Kriemhild: Frau Niemann-Seebach. (Außer Abonnement.)

Samstag, 12. December. **Lucia von Lammermoor**, große Oper in 3 Acten von Salvator Cammarano. Musik von Donizetti. (Abonnement-Vorstellung Nr. 33.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 345. Samstag, den 12. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Bald saß Anton vor der frischen Mörtelwand in der Kirche der Santa Maria Maggiore zu Frosignone und arbeitete unverdrossen fort.

Er war glücklicher, wie je. Die Hand sank ihm nicht mehr ermattet in den Schooß, er verlor nicht mehr den Muth, wenn er an schwierige Stellen kam, er überwand sie mit festem Willen. Dabei war er heiter, selbst ausgelassen, so daß ihn die guten, sittsamen Bewohner des Städtchens den lustigen Augustiner nannten; aber er gab sich und Andern kein Aergerniß; der Ernst des Lebens verließ ihn nicht, auch wenn er die Freuden desselben in vollen Zügen genoß.

Als das Bild vollendet war, hängten ihm die entzückten, dankbaren Bürger eine goldene Ehrenkette um, da er keine Bezahlung annahm.

Die Zeit, welche ihm der Abt für seine Studien gestattet, ging zu Ende; im Tivoli nahm er von den Genossen und von dem Meister herzlichen und schmerzlichen Abschied, denn er ging der Klostergefangenschaft entgegen; weil er aber die kurze Spanne Zeit, die ihn noch von der engen Zelle trennte, in voller Freiheit genießen wollte und weil er fürchtete, daß sein Frohsinn vom bigotten italienischen Volke falsch verstanden werden möchte, so bestieg er sein Pferd im bunten Wamms, gürtete sich den Degen um und nahm einen weltlichen Diener.

Er eilte nicht mit dem Heimritt, Florenz, Pisa, Mailand und die Lagunenstadt besuchte er, und da Abt Oswald den Liebling mit reichem Reisegeld versehen, so machten die Wirthe vor der „Excellenza" tiefe Bücklinge. Erst bei Neubeuern, wo der Inn aus den Alpen in die weite Ebene rauscht und er dem Kloster zu nahe war, vertauschte er das ritterliche mit dem Ordenskleide; aber es war ihm, als drücke es ihn zu Boden und ein tiefer, schmerzlicher Kummer erfüllte seine Seele: es war die Trauer um die verlorene Freiheit und die verlorene schöne, heitere Welt, und so ging er verstimmt und mißmuthig dem lieblichen Dorfe Au, am Fuße des Wendelsteins gelegen, zu.

11.

Bald nach seiner Einsetzung als Forstwart hatte Andreas Gruber Resel als sein Weib heimgeführt. Es war eine große Hochzeit gewesen, denn der Vordermaier wußte, was er der Ehre seines Hauses schuldig war.

Ein Jahr später aber kam der Erbgraf nach Schliersee, machte eine vergnügte Miene und rief Andreas, der ihm entgegeneilte, schon von weitem zu:

„Grüß Gott, Frauenrieder!"

Als ihn der Forstwart deshalb fragend anschaute, fuhr er fort: „Mit Deiner Herrlichkeit hier ist's aus, die tritt Dein Freund Franzel an; ich brauche Dich in meiner Nähe und weil just der Frauenrieder Hof mitten in unserer Waldung liegt, so magst Du ihn in Erbpacht nehmen und statt des Pachtschillings uns als Förster dienen."

So geschah es denn auch und der überglückliche Peterl behauptete, seit Salomons Zeit hätte es keinen weiseren Fürsten gegeben, als den Erbgraf Wolf Dietrich von Maxlrain.

Zwei Jahre war Gruber mit seinem Weibe und Peterl in Frauenried und nichts hatte ihr Glück getrübt, als der frühe Tod ihres Töchterchens, welches die Augen nur aufgeschlagen, um sie sofort für immer zu schließen; da kam plötzlich schlimme Kunde.

Herzog Wilhelm IV. haßte die Anhänger der neuen Lehre im Grunde seiner Seele und hätte wie sein Sohn, der Jesuitenfreund, ebensogut den Namen „des Frommen" verdient, denn er hielt kein Wort für bindend, das er „Ketzern" gegeben, kein Mittel für zu grausam, um den Gang der Geschichte aufzuhalten. Seinen Namen schmückt kein Lorbeer!

Trotz der Miesgau feierlich erklärte, dem Herzoge treu bleiben zu wollen, trotz seine Bewohner am Peissenberg die Theilnahme am schwäbischen Bauernkriege mit aller Entschiedenheit verweigerten, ja trotz seines ausdrücklichen Versprechens, im Miesgau die freie Ausübung der neuen Religion zu achten, ließ der verblendete Herzog die Ausgänge aus dem Miesgau von Söldnern umstellen, denn betreten durfte er ihn nicht, da er Waldeck'sche Herrschaft und die Maxlrainer reichsunmittelbar waren.

Vergeblich protestirte der Graf gegen ein solch feindseliges Gebahren, vergeblich war seine Vorstellung, daß Keiner zur Lehre Luthers gezwungen und daß kein Menschenleben ihr zum Opfer gefallen und kein katholisches Kirchengut angetastet worden. Vergeblich selbst mahnten die neueingesetzten katholischen Pfarrer von Irschen und Parsberg zur Milde;*) Herzog Wilhelm hörte nicht darauf; lieber gar keine, als lutherische Unterthanen wollte er, und so schickte er seine Söldner von Rosenheim, von München und von Wolfrathshausen gegen den „rebellischen" Gau.

Die Langmuth der Bauern war erschöpft und sie beschlossen, mit der Waffe in der Hand sich die Päße frei zu halten. Schnell bildeten sich Rotten, welche an den gefährdeten Punkten Wache hielten und unter sich Anführer wählten.

Der Posten, welcher die Schaaren bei Au zurücktreiben sollte, wählte Andreas zum Hauptmann und die Schlierseer und Fischbachauer wurden von Franzel angeführt, und da man bestimmte

*) Band 17 des Archivs für Oberbayern.

Digitized by Google

Nachricht hatte von der Ankunft der mehr verhaßten, als gefürchteten Gäste, so versammelten sich die Bauern bei Au. Es war an dem Tage, an welchem An'on dort ankam.

Der Förster von Frauenried ließ nicht auf sich warten und wurde jubelnd begrüßt.

„Männer", sprach er, „ich habe es meinem gnädigen Herrn, unserm Grafen, versprochen, daß wir nur im äußersten Nothfall von unseren Waffen Gebrauch machen wollen, aber ich sag's Euch offen, der Nothfall wird kaum auf sich warten lassen und es wird zum Kampfe kommen, dem ersten, welchen wir für unseren Glauben und unsere Freiheit wagen müssen und er wird siegreich sein. Unser Ruf sei: Gott und unser Recht!"

Die Versammlung stimmte begeistert ein und das Gedränge war groß um Andreas; so daß es schwer für Peterl war, sich seinem Freunde zu nähern.

(Fortsetzung folgt.)

Auflehnung Frankfurts gegen den Kaiser im Jahre 1760.

Von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Die von Flörsheim am 5. October 1758 beim Kaiser angebrachte Klage war, weil der Kaiser sie annahm, ein für Frankfurt verhängnißvoller Schritt. In ihr war nicht bloß das Verfahren gegen Flörsheim als unbegründet und rechtswidrig dargestellt, sondern auch der Frankfurter Magistrat der Fahrlässigkeit, Saumseligkeit und Connivenz in Hinsicht auf Münzverbrechen beschuldigt, und zwar mit Anführung von sechszehn Fällen, aus welchen dessen Mitschuld hervorgehe.

Der Rath hatte vergebens gehofft, diese Anklage werde zurückgewiesen werden, weil sie von einem in zweifacher Weise criminell Angeklagten herrühre, weil sie aus bloßer Rachgier und aus dem Streben, der wohlverdienten Strafe zu entgehen, hervorgegangen sei, und weil ein Jude zu einer so schweren Beschuldigung gegen Christen, und noch dazu gegen einen Reichsstand, ganz untüchtig sei. Allein Flörsheims Klageschrift war allzu gravirend, als daß man sie hätte unbeachtet lassen dürfen. Der in Folge derselben am 31. October 1758 erlassene Befehl des Kaisers Franz I. lautet: Der Rath der Stadt Frankfurt solle sich innerhalb zwei Monaten sowohl wegen der Privat-Beschwerden Flörsheims, als auch wegen der von diesem gemachten „höchst gravirlichen" sechszehn Anzeigen rechtfertigen, indem der Kaiser „ernstlich gemeint sei, in einer dem gesammten Reich so hoch angelegenen Sache allenthalben auf den Grund zu kommen und diesem gemeinschädlichen Unwesen mit Nachdruck abzuhelfen".

Diesen gemessenen Befehl, welcher (offenbar wegen des damals in Deutschland geführten Krieges) erst am 12. December 1758 in Frankfurt ankam, konnte der Rath innerhalb zweier Monate nicht ausführen, weil die französische Armee, welche dem Kaiser wider Friedrich den Großen zu Hülfe gezogen war, in der Nähe von Frankfurt stand und dadurch die Thätigkeit des Rathes in großem Umfang in Anspruch genommen war. Auf Vorstellung des Rathes wurde daher die gesetzte Frist mehrmals verlängert, zumal da seit dem 2. Januar 1759 ein französisches Heer in Frankfurt selbst lag *).

Erst am 14. Juli 1759 konnte der Rath seine schriftliche Rechtfertigung in Betreff der sechszehn Anzeigen Flörsheims und erst am 11. August seine Verantwortung wegen der Privatklage desselben zu Ende bringen.

Das, was hierauf zunächst erfolgte, war nicht eine Entscheidung in Betreff beider Gegenstände, sondern eine neue Verfügung des Kaisers, welche den Rath noch von einer anderen Seite her in Verlegenheit brachte. Ein Rescript vom 13. August 1759 nämlich befahl dem Rath, ein mitgeschicktes kaiserliches Münz-Patent vom nämlichen Tage, durch welches dem Unfuge des Münzwesens im Reiche Einhalt gethan werden sollte, in Frankfurt zur Ausführung zu bringen und über die Art, wie dies geschehen sei, in längstens zwei Monaten zu berichten. Dieses Münz-Patent enthielt u. A. die Verfügung, daß die 1597 eingegangene messentliche Münz-Commission sofort wieder hergestellt werden solle. Hierauf erwiderte der Rath am 3. September, er habe das im Patent Gebotene sogleich in Ausführung gebracht, müsse aber in Betreff der mit der neueren Reichsverfassung nicht mehr übereinstimmenden, der Stadt Frankfurt sehr nachtheiligen messentlichen Münz-Commission eine besondere Vorstellung machen, und bitte deßhalb sowohl um eine weitere Frist von zwei Monaten, als auch um einstweilige Aussetzung dieser Commission.

Statt einer Antwort hierauf kündigte sich am 14. September der kaiserliche Gesandte Graf v. Porgen vermittelst einer Vollmacht beim Rath als Präsidenten der messentlichen Münz-Commission an, und seinem Vorgange folgten unmittelbar darauf die in Frankfurt anwesenden Kreisgesandten der rheinischen Kurfürsten. Der Rath widersetzte sich und machte am 15. September eine kurze, sowie am 27. September eine ausführliche Eingabe an den Kaiser, in welcher er nicht nur gegen die ganze Sache protestirte, sondern auch sich über die barsche und drohende Art, wie jene Commissäre gegen ihn verfahren seien, beschwerte. Hierüber ging die damalige Herbstmesse zu Ende.

Der Kaiser verwies in seiner Antwort vom 11. October 1759 dem Rath seine Widersetzlichkeit mit ungnädigen Ausdrücken. Der Letztere aber schickte fast zu gleicher Zeit (13. October) den durch kaiserlichen Befehl vom 13. August geforderten Bericht ein. In diesem machte er darauf aufmerksam, daß ein einzelner und noch dazu ein kleiner Reichsstand den Vertrieb schlechter Münzen unmöglich hindern könne, wenn nicht zu gleicher Zeit auch die anderen Reichsstände ihre Schuldigkeit thäten; daß Frankfurt erst vor wenigen Wochen, als es die neuen, nur etwas über 8 Kreuzer werthen, pfalz-zweibrückener Dreibätzner verboten habe, deßhalb von der be-

*) Das damalige Eindringen der Franzosen in Frankfurt war die erste gewaltsame Besetzung der Stadt, welche in der Geschichte Frankfurts vorkommt. Sie fand im Widerspruch mit dem zur Gegenwehr entschlossenen Geiste der Bürgerschaft statt und im Einverständniß mit den einflußreichsten Rathsgliedern, welche wohl wußten, daß die Bürger unbezwungen die Franzosen nicht einlassen würden. Zu diesen Rathsgliedern gehörte auch Goethe's Großvater, der Stadtschultheiß Textor, welcher ein eben so enthusiastischer Anhänger Oesterreichs war, wie sein Schwiegersohn, Rath Goethe, zur preußischen Partei gehörte. Es handelte sich schon damals ebenso wie 1866 um die Frage, ob Oesterreich oder Preußen an der Spitze Deutschlands stehen solle. Die Anhänger Oesterreichs hielten auch damals den Sieg dieses Staates im Voraus für gewiß, und jene Rathsglieder hofften, in Folge dieses Sieges ihre eigene Herrschaft fester begründen zu können. Die Bürgerschaft hatte durch die mehrere Jahre dauernde Besetzthaltung Frankfurts unsäglich zu leiden und ward deßhalb gegen den Rath aufs höchste erbittert, zumal da sie der entschiedenen Meinung war, derselbe hätte beim Beginn des Krieges die vom preußischen König angebotene Neutralität annehmen sollen. Auf preußischer Seite hatte man von allem diesem Kenntniß, von ihr aus erging daher im Laufe des Krieges die Drohung, man werde im Falle des Sieges an den Rathsherren, nicht aber an der unschuldigen Bürgerschaft Rache nehmen. Ich könnte aus dem Tagebuche eines gebildeten und patriotischen Frankfurter Bürgers jener Zeit wichtige Mittheilungen machen, welche besonders in Hinsicht auf die Vergleichung mit dem Jahre 1866 interessant sein würden, halte aber zum Besten meiner Mitbürger für gerathen, dieß im gegenwärtigen Augenblick nicht zu thun.

Digitized by Google

treffenden Regierung auf beleidigende Weise angegriffen worden sei; daß in Handelsstädten grobe Münzen bald mehr, bald weniger vorhanden und gesucht seien und daher im Preise schwankten, was ohne Störung des Handels nicht verboten werden könne u. dgl. m. Namentlich aber stellte er die ihm angedrohte meßentliche Münz-Commission als ein Vorhaben dar, welches, entgegen den Bestimmungen des westphälischen Friedens und der kaiserlichen Wahl-Capitulationen, in die reichsständische Territorial-Hoheit und in die aus ihr entspringende Gerechtsame Frankfurts eingreife.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Der Prozeß der Marseiller Giftmörderinnen), welcher sich eben vor dem Schwurgerichtshofe in Aix abspielte, füllt die Spalten französischer Journale und ähnelt vielfach andern großen Mordprozessen, an denen die Neuzeit so reich ist. Wir greifen daher aus demselben nur einzelne romantische Scenen heraus, in denen sich der Charakter des Ganzen abspiegelt. Zuerst die Entdeckung dieses Rattenkönigs von Verbrechen. Der verheirathete Maurermeister Marino in Marseille unterhielt ein Liebesverhältniß mit der Wirthin Ville, deren baumstarker Mann auf dem Siechbette lag. Kam nun schon der Tod des Mannes dem Liebhaber und andern Gästen verdächtig vor, so wurde Marino in seinem Argwohn noch mehr bestärkt, als seine rechte Frau ihm einst weinend entgegenkam, das Liebesverhältniß vorwarf und dazu bemerkte, auch sie solle von der Ville vergiftet werden; die Kartenschlägerin Lambert habe ihr das im Vertrauen mitgetheilt; der Kräuterhändler Joye werde das Gift liefern. Marino, dem dabei der Gedanke kam, das Mordweib könne, demnaleinst seiner überdrüssig, auch ihn opfern, suchte sie von nun an dadurch unschädlich zu machen, daß er ihr das Geständniß der Ermordung ihres Mannes nebst Nebenumständen entlockte und zu diesem Zweck ihr weiß machte, um sie heirathen zu können, wolle er seine eigene Frau vergiften. Die also Bethörte nahm den Vorschlag lebhaft an und adressirte ihn an den Mittelschaffer Joye, theilte ihm auch gesprächsweise die Namen mehrerer Frauen mit, welche, wie sie, ihre Männer aus der Welt geschafft. Als Marino zu Joye kam, war Letzterer auf sein Kommen schon durch die Ville vorbereitet worden; er erhielt daher ohne viel Bitten gegen Erlegung einer Summe das verlangte Gift nebst einer ganz genauen Gebrauchsanweisung. Schon Tags zuvor hatte Marino den Staatsanwalt von dem ganzen Handel in Kenntniß gesetzt, die Polizei lag auf der Lauer, und so erfolgte denn die gleichzeitige Verhaftung Joye's, der Ville, der Lambert und anderer namhaft gemachter Frauen. Dieser Act führte nun in der schwurgerichtlichen Verhandlung beim Zeugenverhör des Marino zu dem charakteristischen Schmerzensruf der Ville: „Derjenige, dem zu lieb ich meinen Mann gemordet, liefert mich nun selbst ans Messer." In ähnlicher Weise fällt auch der Hauptheld des Drama's, der Kräutersammler Joye, durch einen sozusagen legalen Verrath. Man sperrt einen dreifachen Mörder zu ihm, dem er in Anbetracht dieser Wahlverwandtschaft Vertrauen schenkt und seine vielen Verbrechen mittheilt, gleichwie das Recept jener künstlichen Mischung von Arsenik und Belladonna, womit er bekanntlich sein schauerliches Brod verdiente. Derselbe Zelle-Kamerad wird nun als Zeuge dem Joye gegenübergestellt, welcher die Glaubwürdigkeit eines dreifachen Mörders mit Geringschätzung behandelt. Nun stellt sich aber heraus, daß der zu ihm Eingesperrte ein Vertrauter des Gerichts war, um Selbstmordversuche des Joye zu verhindern, und auch wirklich verhinderte. „Also getäuscht?!" schrie erschrocken Joye, was die Zuhörerschaft mit lautem Hohngelächter begleitete. In jenem Schrei lag die nunmehrige Gewißheit seines Untergangs. — Wie im Journal bereits mitgetheilt, wurden die Frauen Dye und Flayol freigesprochen, der Kräutersammler Joye und die Frauen Lambert, Ville und Gabriel zu lebenslänglicher, Frau Salvaga zu 20jähriger Galeere verurtheilt.

(Der Sturm vom 7. December) ist in außerordentlichen Dimensionen aufgetreten; so weit aus den vorliegenden Berichten hervorgeht, herrschte er im ganzen Norddeutschland, in den Niederlanden, sowie in Belgien und bis nach England und Irland hinüber, ferner in Niederösterreich, Böhmen und Mähren. Ueber die in den verschiedensten Theilen Deutschlands durch den Sturm angerichteten Verheerungen haben wir schon berichtet. Wir tragen daher hier nur noch einiges von außerhalb über die Folgen des Sturmes Gemeldete nach. Die in Bremen erscheinende „Weser-Ztg." schreibt: „Wie aus See eingelaufene Schiffe berichten, ist der Sturm (in der Nacht zum Montag) in der Nordsee nicht von ungewöhnlicher Stärke gewesen. Das Centrum seiner Bahn scheint demnach südlich von hier gelegen zu haben." — In Antwerpen haben in den neuen Bassins drei große Schiffe einen Theil ihrer Masten verloren; im alten Bassin wurde ein Flußfahrzeug zwischen zwei großen Seeschiffen zerdrückt. Ein anderes ist auf der Schelde gesunken. Ein Bootsmann wurde vom Quai in die Schelde geblasen, fiel in ein Fahrzeug und hat sich tödtlich verletzt. Der französische Dampfer „Antilope", Tags zuvor nach Havre abgegangen, kehrte am Morgen zurück mit Verlust von Anker und Kette und sonstigen Havarien. — Aus Vlissingen wird gemeldet: Die englische Goelette „Eledona" ist zu Vorselen gestrandet, die preußische Brigg „Königsberg" ist gestrandet und hat einen Mast verloren, die holländische Kuff „Helena Gesina" ist mit der preußischen Bark „Roma" zusammengestoßen und beide Schiffe haben die Masten verloren; ein norwegisches Schiff ist gestrandet und die englische Goelette „Karoline Beeson" hat ihre Masten verloren und ist zu Kammelens gestrandet. — Aus Amsterdam schreibt man, daß ein gleiches Unwetter kaum seit Menschengedenken vorgekommen sei. — In Arnheim wurde ein Joch der Schiffbrücke losgerissen und ans Ufer geworfen, vor Hardinxveld ist ein mit Ziegeln beladenes Schiff gesunken und der Schiffer ertrunken, vor Gorinchem ist ein anderes, mit Heu beladen, umgeschlagen, doch die Mannschaft gerettet. — In Rotterdam fiel der obere Theil eines hohen Neubaues ein und verursachte vielen Schäden. Zugleich brach ein Feuer aus, konnte aber glücklich gelöscht werden. — In Brüssel hat der Sturm Dächer abgedeckt, Fenster zerstört und vielen Schaden gethan; einer der größten Bäume des Parks ist umgeweht und hat im Fallen eine ganze Strecke des Umzäunungsgitters zerschmettert. — Auch in Gent hat der Sturm arg gewüthet. — Aus London wird berichtet: Von allen Stellen der Küste treffen Nachrichten über Schiffsunglücke ein, und auch auf dem Lande hat der Sturm, welcher jetzt indessen nachgelassen, große Verheerungen angerichtet. — Die in Augsburg erscheinende „Allgem. Ztg." meldet nur von „stürmischem Wetter". Dagegen hat der Orkan in Wien mit größter Heftigkeit gewüthet, auch eine Anzahl Unglücksfälle herbeigeführt. Noch gewaltiger scheint das Element in Böhmen aufgetreten zu sein. In Prag geschah es, daß sich vom mittleren Firste der Tein-Kirche vier centnerschwere Granit-Pyramiden ablösten, mit starkem Getöse auf die zwischen den beiden Thürmen befindlichen Dachrinnen stürzten und die Bedachung durchschlugen. Zu derselben Stunde wurde von dem rückwärtigen Theile der St. Kastulus-Kirche das gußeiserne Kreuz sammt Kapsel und dem steinernen Postamente im Gewichte von 6 Centnern abgebrochen und flog auf den Platz herab. Die „Bohemia" theilt nachstehendes Zeugniß von der furchtbaren Kraft des Sturmes mit: „Der zur Zeit des heftigsten Sturmes auf der Staatsbahn mit voller Dampfkraft verkehrende Lastzug Nr. 45 wurde bei Podiebrad von einem Windstoße factisch zum Stehen gebracht.

Digitized by Google

Für den Weihnachtstisch.

IV.

Jugendschriften.

Die Gränze zwischen Kinderschrift und Jugendschrift ist zwar nicht scharf zu ziehen, aber die Unterscheidung ist doch keine subtile. Bei der letzteren gewinnt das Lehrhafte die Obehand über das Unterhaltende und Spaßige. Deßhalb ist die Jugendschrift schon die Domaine jener großen Kunst, die man populäre Darstellung, Popularisiren nennt. Und hierin liegt auch der Fortschritt der Gegenwart. Er liegt aber nicht in der erzählenden Seite der Jugendschrift, sondern in der Verarbeitung der realen Kenntnisse. Nicht den Robinson machen wir besser, wohl aber die naturhistorischen, geschichtlichen, geographischen Jugendbücher.

Otto Spamer in Leipzig — das muß man ihm lassen — ist der Typus dieser Richtung. Ursprünglich ganz der Illustration in ihren niederen Graden zugewandt, hat seine lebhafte Thätigkeit doch mehr und mehr die geistige Essenz bekommen, vermöge deren es allein möglich ist, die Herzen und Köpfe der heranwachsenden Jugend zu gewinnen. Seine Jugendschriften sind unverkennbar gehaltvoll geworden, das Bild ist nicht mehr die Hauptsache, der Text hat auch mitzusprechen. Wenn sich auch hier und da eine besondere Illustration in seinen Büchern etwas in Permanenz erklärt, das thut nichts zur Sache, mit feinsinniger Wahl hat sie doch stets ihren rechten Platz angewiesen bekommen. Es ist wahr, die Spamer'schen Bücher sind zum Theil Extracte, aber sie sind doch kritisch verarbeitete Extracte und mitunter selbständiger als Originale. Zählen wir die dießjährigen Novitäten dieses Verlags summarisch auf; man wird sich so am besten überzeugen, daß es gegenwärtig kein zweites Unternehmen in Deutschland gibt, das so universell zu Werke geht, von dem die Jugend eine so reiche Auswahl zu erwarten hat.

Von Dr. Karl Müller's **„Buch der Pflanzenwelt"** ist die zweite gänzlich umgearbeitete Auflage erschienen. Es ist die Prachtausgabe, die uns vorliegt. Sie macht in der That dem Verlag alle Ehre. Solche zwei Bände haben wir wenige in unserer populären Literatur aufzuweisen und kein Gebildeter wird sie unbelehrt aus der Hand legen. Das Buch entspricht aber auch den höchsten Anforderungen. Müller wollte den „Versuch einer kosmischen Botanik" geben; das ist ihm nach unserem Urtheil besonders in der Behandlung der Tropenzone geglückt. Kretschmar und Andere haben durch ihre Illustrationen sehr zum Verständniß beigetragen. Der Jugend bestimmte naturwissenschaftliche Darstellungen sind die beiden schon in dritter, respective zweiter Auflage vorliegenden Schriftchen: **„Im Grünen**, oder die kleinen Pflanzenfreunde" von Hermann Wagner und **„Die kleinen Thierfreunde"** von Carl Pilz. Das sind Jugendschriften comme il faut, lebhaften erzählenden Tons, mitunter etwas anekdotisch, aber deßhalb dem Kinde sehr genehm. Hermann Wagner macht auch schon Ansprüche an seine kleinen Leser.

Diese Naturbilder, mit den künstlichen Gläsern der Forschung betrachtet, haben aber immer für die jugendliche Phantasie etwas Fremdes, Unnahbares; der wärmste Ton der Darstellung hat einige Mühe, sie ihr einzuschmeicheln. Wie ganz anders bei den alten Mustererzählungen, warm entnommen aus der ungeleckten Natur, wie sich's mit eigenen Augen schaut auf Reisen und Entdeckungen in fremden Welttheilen! Welch ein dankbareres Geschäft gibt es für den Jugendschriftsteller, als der Jugend den alten, ewig neuen **„Robinson Crusoë"** vorzuführen, wie es in der Jugendbibliothek Lauckhardt gethan hat! Er hat den ersten und ältesten Robinson nach de Foë wiedergegeben, hat eine Geschichte der Robinsonaden zugefügt und eine Lebensskizze Daniel de Foës selbst. Es ist wohl das willkommenste Büchlein der Spamer'schen Sammlung; der Zauber, den der Rousseau'sche Naturmensch stets auf uns ausübt, verlöscht eben nie, Alt und Jung ist ihm verfallen. Diese getreue Wiedergabe des englischen Originals ist unserem modernen Geschmack geläufiger als Campe's Bearbeitung, und Lauckhardt, der mit so viel pädagogischer Umsicht dabei zu Werke gegangen ist, verdient den Dank der Jugend in hohem Grade. Der neuen, dritten Auflage, die als Prachtausgabe vor uns liegt, ist eine große Sorgfalt zugewendet, sowohl durch die Revision eines bewährten Schulmannes, als durch die reiche bildliche Ausstattung. Vortrefflich war der Gedanke der Verlagshandlung, eine Sammlung **„Wirkliche und wahrhafte Robinsonaden**, Fahrten und Reiseerlebnisse aus allen Zonen" herauszugeben. Richard Andree, der dieselbe besorgt hat, ist sehr gründlich zu Werke gegangen; er hat aus alten Reiseschilderungen das Wunderbare ausgeklaubt und einige der interessantesten Präparate daraus gewonnen; seine Quellen zählt er gewissenhaft auf und gibt in der Einleitung ganz prächtige Darlegungen von dem Wunderglauben und dem Geheimnißvollen in der früheren Erdkunde. Manche dieser Geschichten und Abenteuer, wie z. B. die des Hans Egede, sind zwar bekannt, aber viele, vielleicht die meisten, sind es nicht und alle sind hier gewiß gut erzählt. Das Buch hat einen halb wissenschaftlichen Anstrich, zugleich aber mit dem Reiz der Wahrheit den der höchst spannenden Erzählung, so daß die Jugend sicher nicht lange Zeit brauchen wird, um es sich zu eigen zu machen. — Mit den weiteren dießjährigen Verlagswerken Spamer's, die zum Theil in neuen Auflagen erscheinen, wollen wir kurz sein; es genügt, auf diese trefflichen Bücher wenigstens hinzuweisen. Neu sind die **„Deutschen Geschichten"**, herausgegeben von Franz Otto, die sich in zwei stattliche Bände, in „Neuere und Neueste Geschichten", theilen. Die Darstellung derselben ist sehr frisch und selbständig, natürlich aber summarisch, sie geht bis auf die letzten Jahre, namentlich mit Besprechung des industriellen und merkantilen Fortschritts. Für Illustrationenreichthum ist gesorgt und gewiß gibt es wenige deutsche Geschichten, die so mannichfaltig und geschmackvoll bei so kleinen Verhältnissen illustrirt sind. Wohl sind die Zeichnungen etwas ungleich und August Beck tritt uns leider hier etwas zu sparsam entgegen, um dem Ganzen einen einheitlicheren künstlerischen Charakter aufzudrücken; so ist etwas Musterkarte daraus geworden. — Gleichfalls zum ersten Male tritt ein bunter Sammelband auf: **„Bilder aus der Gegenwart"**, worin die „Wunder der Pariser Weltausstellung von 1867" von O. M. Mohl in einem eigenen Abschnitt geschildert sind. Diese „Bilder" sind recht mannichfaltig, wenn auch etwas unmotivirt zusammengewürfelt, was durch die Titel „belehrender Theil", „unterhaltender Theil" nicht gut gemacht wird. Allerliebst und höchst charakteristisch ist eine ganze Suite Thierstudien aus zoologischen Gärten von H. Leutemann, der hier, wie immer, sein wahres Talent zeigt. Lehrhaft und unterhaltend zugleich ist der zweite Band des **„Buches merkwürdiger Kinder"** von Franz Otto. Zweite Auflage. Historische Porträts von seltsamer Auswahl, vor Allem zu novellistisch. Ulrich von Hutten neben Caspar Hauser — das ist ein etwas gar zu weiter Begriff von „merkwürdigen Kindern". Das Abenteuerliche scheint den Ausschlag gegeben zu haben. — **„Die Welt in Waffen"** ist die erste Nummer eines „Neuen Soldatenbuchs", 3. Auflage, worin der preußische Major v. Berneck vortreffliche historische Skizzen von dem Militär aller Zeiten und aller Länder gibt. In **„Des Kindes schönster Fabelschatz"** endlich hat Ernst Lausch eine sehr gute Zusammenstellung der bekanntesten Fabeln, erläutert durch hübsche Bilder, gegeben. Doch ist dieß selbstredend mehr für jüngeres Alter. Desgleichen ein kleines, gediegen angelegtes Bilderbuch Lauckhardt's: **„Urbis pictum"**, von dem jetzt die zweite Auflage erscheint. (Leipzig, Jul. Günther.) Höhere Anforderungen macht wieder der bekannte Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt, der bei H. Kastner in Berlin drei Erzählungen **„Richard's Fahrt nach dem heiligen Lande"**, 4. Auflage, **„Die Nibelungen"**, 4. Auflage, und **„Benjamin Franklin"** herausgegeben hat. Sie sind, wie Schmidt's Schriften alle, durchaus empfehlenswerth. — Gründlich angelegt sind auch zwei neue Erzählungen Karl Müller's, des unermüdlichen Naturschilderers. Die eine heißt: **„Unter hohen Breiten**, eine Geschichte aus der Polarwelt"; die andere: **„Esperanza** oder die jungen Gauchos". Letztere in zweiter Auflage. Es sind Gemälde jener eigenthümlichen halb erfundenen, halb von historischem und naturwissenschaftlichem Boden entnommenen Darstellung, die dem schon denkfähigen Alter so willkommen ist, weil sie seine Phantasie und seine Wißbegier zugleich in Anspruch nimmt. Müller erzählt auch immer gut und ein zahlreiches Auditorium wird ihm dießmal gewiß nicht fehlen. Trewendt's Verlag in Breslau hat die beiden Bände recht freundlich ausgestattet. H.

Frankfurt, 12. December.

Der Orchester-Verein, unter Leitung des Herrn D'Ester, welcher heute (Samstag) in den beiden kleinen Sälen des Saalbaus seine erste musikalische Soirée mit darauffolgendem Tanzvergnügen abhält, wird Dienstag, den 29. December, ein großes Concert veranstalten, und freuen wir uns berichten zu können, daß dessen Ertrag für den allgemeinen Frauen-Verein zur Wohlthätigkeit bestimmt ist. Wie wir hören, haben bereits Frau Marie Niemann-Seebach, Fräulein Ulbrich, erste Sängerin am Hoftheater in Darmstadt, und Herr Philippi vom Hoftheater in Wiesbaden ihre Mitwirkung zugesagt. Da dem Orchester-Vereine bei seinem Vorhaben so tüchtige Kräfte zur Seite stehen, so zweifeln wir nicht, daß dessen Concert eines der besuchtesten der Saison werden wird.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 12. December. **Lucia von Lammermoor**, große Oper in 3 Acten von Salvator Cammarano. Musik von Donizetti.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 33.)

Sonntag, 13. December. **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Acten. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 34.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 346. Sonntag, den 13. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

„Herr Förster", flüsterte Bußpeterl, „Anderl, der Heiligenmaler ist da!"

„Was, der Herr Killberger?" antwortete Gruber erstaunt und folgte dem drängenden Zwerg.

Mit Verwunderung hatte Anton von seinem Tische diesen Auftritt mit angesehen, und als die ersten herzlichen Begrüßungen vorbei waren, erkundigte er sich nach der Ursache.

„Den Herren in München ist's nicht recht, daß wir Lutheraner sind, und jetzt schicken sie uns ihre Missionäre, die sollen uns mit Feuer und Schwert bekehren; wir aber wollen ihnen zeigen, daß wir so gut und noch besser unsere Waffen gebrauchen können; sie fechten für's Geld, wir für Ehre, Freiheit und Glauben."

„So seid Ihr Anhänger von der Irrlehre Luthers geworden?" frug der Maler entsetzt.

„Herr . . .!" fuhr der Förster auf, mäßigte sich aber gleich und sprach ruhig weiter: „Anton, wir haben keine Irrlehre angenommen, wir sind nur abgefallen von einer, denn wir halten uns nur mehr an das Wort Gottes und da steht nichts von Päpsten und Klöstern, die uns aussaugen dürfen, wie es ihnen beliebt."

„Also Ihr habt keine Klöster mehr?"

Die Stimme Antons klang bei dieser Frage freudig, denn es ging ein Strahl beglückender Hoffnung in ihm auf.

„Wir nicht, aber die alten Klöster lassen wir bestehen, sie werden wohl von selbst aussterben, wenn Alle Lutheraner sind. In Weyarn und Tegernsee ist ohnehin die Hälfte der Mönche davongelaufen und zu uns übergetreten!" *)

„Und sie werden nicht verfolgt?"

„Von uns nicht, und den Aebten fehlt die Macht, es zu thun."

Auf der Straße entstand ein gewaltiger Lärm; ein Zug kreischender Weiber, heulender Kinder und stöhnender Männer kam in's Dorf.

Andreas war mit Anton und Peterl vor das Haus getreten, er rief den Fliehenden ein „Halt!" zu und frug, was ihre Ankunft zu bedeuten habe.

„Wir sind Lutheraner; die herzoglichen Landsknechte haben unsere Männer erschlagen, unsere Hütten beraubt und angezündet; flieht, wenn Ihr es auch seid, denn sie folgen uns auf der Ferse und nur das Plündern und Morden hält sie etwas auf, sonst müßten sie schon hier sein."

„Siehst Du", wandte sich Andreas mit zornigem Spotte an den Mönch, „das sind die Mittel, mit welchen sie uns in ihre Kirche zurückführen wollen."

„Es ist entsetzlich!" rief Anton schaudernd.

„Förster, was sollen wir thun?" frug einer der Bauern.

„Leute, wir müssen vor's Dorf. Keiner von den Schurken wird herein gelassen. Diejenigen von Euch, welche Büchsen haben, vertheilen sich im Holz und schießen auf sie, wenn ich das Zeichen mit der meinen gegeben habe, die Andern stellen sich auf die Straße und wenn's sein muß, so fahren sie in die feige Räuberbande und stechen und schlagen sie nieder ohne Gnade und Pardon!"

„Herr", sagte einer der Flüchtlinge, „nehmt Euch in Acht, es sind ihrer dreimal mehr und sie sind wilder wie die Wölfe."

„Und wir stärker als die Bären"; gab Andreas zurück.

Es fing zu dämmern an und jetzt sah man am Himmel die Röthe brennender Höfe und immer neue Lohen stiegen hinter den Gipfeln der Bäume hervor,

Die Blutröthe des Horizontes, diese dornigste Rose der Kriege, trieb den Bauern die Zornröthe in's Gesicht und erfüllte sie mit Rachsucht, allein Andreas trat vor sie und sprach:

„Männer, wir sind nicht da, um Andere zu schützen, sondern nur uns selbst dürfen wir vor gleicher Noth bewahren. Wir sind auch zu schwach, um im freien Feld den Kampf wagen zu können; und dann noch Eins: die Landsknechte sind ausgeschickt, den Miesgau zu belagern, nicht zu sengen und zu brennen, aber Ihr seht, wie sie des Herzogs Befehle achten. Jetzt freilich gilt es, sie nicht hierher zu lassen, denn sie würden uns nicht besser behandeln; aber wir wollen sie nicht verfolgen, damit der Herzog keinen Vorwand hat, uns weiter zu bekriegen, denn nicht unser Leben, nicht unser Eigenthum will er uns nehmen, sondern nur den Glauben; wir aber lassen nur die ersteren, nie den letzteren!"

Jetzt sah der Förster, daß auch Anton sich mit einem Morgenstern bewaffnet hatte, welchen ihm einer der Bauern gereicht hatte, er frug ihn verwundert:

„Was wollt Ihr? Es sind ja die Beschützer Eueres Glaubens, Anton!"

„Nein, es sind die Feinde meines Freundes, meiner einstigen Geliebten und meiner eigenen Freiheit!" antwortete Anton kühn und setzte hinzu: „Wenn Ihr mir es erlaubt, so kämpfe ich an Euerer Seite, vielleicht kann ich das Leben von Resels Mann jetzt schützen, so gut, als ich einst ihr eigenes gerettet."

In der Brust von Gruber regte sich kein Argwohn, keine Eifersucht, er drückte die Hand Antons fest und sagte gerührt:

„Ihr seid ein treuer Freund, ich will's Euch nie vergessen."

„Glaubt Ihr, daß wir siegen?" frug Anton leise zurück.

„Kaum, wenn die Fischbachauer nicht bald kommen. Peterl, lauf dem Franzel entgegen und sag ihm, er soll schauen, ob er sich nicht durch die Berge ziehen kann, um den Kerlen in den Rücken zu kommen."

*) Band 17 des Archivs für Oberbayern.

Digitized by Google

„So soll ich jetzt weg von Dir?“ rief Bußpeterl traurig, „ich habe der Resel versprochen, Dich nicht zu verlassen.“

„Wenn Du mich und die Resel lieb hast, so thue, was ich Dir sage, sonst sind wir Alle verloren.“

Das war Peterl genug. Er eilte dem Wege zu, woher die Truppe von Fischbachau kommen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Auflehnung Frankfurts gegen den Kaiser im Jahre 1760.

Von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser verwarf, in seiner vom 14. Februar 1760 datirten Antwort alle vom Rathe gemachten Einwendungen. Ja, er erklärte sogar in einem Erlaß vom 4. März, alles ihm Vorgetragene sei nicht bloß ungenügend und unhaltbar, sondern es gehe aus demselben auch hervor, daß der Frankfurter Rath theils durch Unterlassung, theils durch Mitbetheiligung die Gebrechen und Frevel im Münzwesen mit verschuldet habe. Der Kaiser sah also die dem Rath vorgeworfenen Vergehungen als eingestanden an und faßte in Folge davon den verhängnißvollen Beschluß, eine besondere kaiserliche Commission nach Frankfurt zu schicken *).

Nach diesem am 4. März 1760 gefaßten Beschluß sollten die beiden Reichshofräthe Graf von Kirchberg und Freiherr Clemens von Mollwitz sich nach Frankfurt begeben und dort im Namen des Kaisers anstatt des Rathes die administrative und richterliche Gewalt in Betreff des Münzwesens ausüben. Diese sogenannte Münz-Local-Commission sollte nämlich die Untersuchung aller Gebrechen und Frevel im Münzwesen, welche der Rath entweder nicht nach Gebühr behandelt oder gar geradezu ununtersucht gelassen habe, untersuchen und dann dem Kaiser zum Behuf eines Erkenntnisses darüber vorlegen. Ihr sollten ferner nicht nur alle hierauf bezüglichen Acte, Protokolle und Urkunden im Original vorgelegt werden, sondern es sollten auch alle Rathsglieder, Beamte, Bürger und Einwohner der Commission auf Erfordern jederzeit Rede stehen und sich den Verordnungen derselben gehorsamst fügen. Drittens sollte der Frankfurter Waradein Bengerath, dessen Diener Braun und sieben genannte Juden **) sogleich verhaftet, alle Papiere dieser neun Männer, sowie die der Wittwe des Löw Isaak Goldschmidt. in Beschlag genommen und sowohl die Verhafteten als die Papiere an die Commission ausgeliefert werden. Viertens wurden alle neuerdings wegen der Münzgebrechen erlassenen Raths-Edicte für null und nichtig erklärt und das Rechneiamt mit der Voruntersuchung über diese Gebrechen beauftragt. Fünftens ward der bisher in Frankfurt getriebene Handel mit Reichsmünzen und anderen im Reiche Cues habenden Geldern verboten. Sechstens wurde auch der Handel mit Dukaten und anderen Goldsorten, sowie deren Notirung im Curszettel, untersagt, in Betreff der zu leichten Goldstücke aber, welche nach Frankfurt kämen, der Befehl ertheilt, daß sie durch den Rath eingelöst und in vollwichtige Stücke umgeschmolzen werden sollten. Siebentens sollte der Rath, um dem bisher von ihm wissentlich geduldeten Steigern der Silbermünzen ein Ende zu machen, durch das Rechneiamt alle curirenden Geldsorten prüfen lassen, dann den wahren Werth derselben bekannt machen, ein Mißverhältniß in deren Curs nicht mehr gestatten, die zu gering befundenen aber einlösen und in gute Stücke umwandeln. Achtens sollte gemünztes wie ungemünztes Silber nur nach Vorzeigung beim städtischen Münzmeister und mit besonderer schriftlicher Erlaubniß versandt werden dürfen. Neuntens wurde den Juden die Lieferung von gemünztem und ungemünztem Gold und Silber an irgend eine Münzstätte, sowie jeder Verkehr mit den an einer solchen angestellten Personen bei Verlust ihrer Stättigkeit und unter Umständen sogar bei Leib- und Lebensstrafe verboten. Zehntens sollte kein Fuhrmann, Schiffer, Bote u. s. w. Gold und Silber anders als nach Anmeldung beim Rechneiamt zur Ausfuhr annehmen oder in der Stadt abgeben. Elftens sollten alle Fuhrwerke zu Wasser und zu Land, einstweilen sogar ohne Rücksicht auf etwaige Privilegien derselben, in Betreff von etwa verladenem Gold und Silber jedes Mal visitirt werden. Zwölftens sollte die vacante Stelle eines städtischen Münzmeisters, sowie die des zu verhaftenden Waradeins sofort neu besetzt, die neu Anzustellenden aber gehörig beeidigt und genau instruirt werden. Dreizehntes endlich sollte der Rath den in Hessen-Rothenburg schwebenden Criminal-Prozeß gegen Mayer Amschel Flörsheim an sich nehmen und durch auswärtige Rechtsgelehrte entscheiden lassen.

Dieser Schritt des Kaisers war ein Eingriff in die Gerechtsame eines Reichsstandes und wurde, als Frankfurt sich deßhalb an die übrigen Reichsstädte um Rath wandte, von diesen allen auch als solcher anerkannt. Er war zugleich eine Ungerechtigkeit, weil der Rath selbst behauptete, er habe nicht, wie der Kaiser meinte, im Bericht vom 13. October 1759 seine Schuld eingestanden, weil also diese zuerst hätte festgestellt werden müssen. Jener Schritt war aber endlich auch eine unkluge Maßregel; denn das deutsche Reich befand sich seit drei Jahren im Kriege mit einem seiner Mitglieder (dem König von Preußen), französische Hülfstruppen standen auf deutschem Boden und auch in Frankfurt selbst, und jener Krieg war bereits ein europäischer geworden; es war also nicht bloß der Zeitpunkt zur Ordnung des deutschen Münzwesens schlecht gewählt, sondern der Kaiser kam auch in Gefahr, durch die hierin gezeigte Strenge sich selbst und dem Reiche Schwierigkeiten und Mißstände zu bereiten, ja in Folge davon hierin sogar vom Auslande abhängig zu werden. Daß Letzteres geschah, d. h. daß die Franzosen den in Frankfurt angeregten Münzstreit zu Ende führten, wird die Folge zeigen.

Das kaiserl. Decret vom 4. März 1760 kam erst am 14. März in Frankfurt an. Der Rath antwortete schon am nächsten Tage: Das, woraufhin man mit solcher Härte gegen ihn vorgeschritten sei, beruhe auf den verläumderischen Angaben eines in Criminaluntersuchung befindlichen treulosen Juden, und man bitte zum Behuf einer genügenden Rechtfertigung um einen zweimonatlichen Termin. Der Kaiser wies aber durch ein geschärftes Rescript vom 22. März dieses Gesuch zurück, nachdem der zum Secretär der Commission ernannte Herr von Bissing bereits am 20. dem Rath die nahe Ankunft der Commissäre angezeigt und deren würdigen Empfang, sowie die Bestellung einer Wohnung für sie befohlen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Diesmal waren es nicht etwa die kaiserlichen Minister, von welchen dies Alles ausging, sondern der Kaiser selbst. Dieser (Franz I.) war nämlich ein geborener Finanzmann und nahm ein persönliches Interesse an Allem, was das Geldwesen und den Geldhandel betraf. Er hatte sogar ein besonderes Bankier-Geschäft unter dem Namen Toussaint in Wien gegründet, leitete daſſelbe persönlich, stellte eigenhändig Wechsel aus, trieb nach vielen Ländern hin Geschäfte und kannte deren commerciellen Stand, sowie den Credit der bedeutendsten Bankhäuser.

**) Diese waren: Josemann Worms, Amschel Herz Maas und Sohn, der als Knecht im Dienste der beiden Letzteren stehende Lämble Bamberger, Samuel Henla Schuster, Samuel Selig Haas und Löw Götz Haas.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Napoleon ein Canonicus.) Wie das Londoner Wochenmagazin „Once a Week" schreibt, ist der Kaiser der Franzosen auch Canonicus der Kirche von St. Jean de Lateran. Daß gekrönte Häupter gleichzeitig priesterliche Würdenträger sein können, steht nicht ohne Beispiel in der Geschichte da. Der jedesmalige Kaiser von Deutschland war Canonicus der St. Peterskirche in Rom; der König von Frankreich war Canonicus der Kirche St. Martin de Tours, und die Herzöge von Berry waren Canonici der Kirche St. Jean de Lyon. Viele Canonicate waren in Laienfamilien seit der Zeit des Papstes Bonifaz VIII. erblich, der sie, wenn er sich in Geldnoth befand, zu verkaufen pflegte. Der Kaiser Napoleon III. ist nicht in Folge seiner hohen Stellung oder seiner Geburt Canonicus, da weder sein Vater, der Ex-König von Holland, noch sein Onkel, Napoleon I., Canonicate besaßen. Er muß daher die Würde beansprucht haben, und ob er dieselbe gekauft oder vom Papst als Gegendienst für erwiesene Gefälligkeiten erhalten hat, mag dahingestellt bleiben. Interessant ist der Umstand, daß der Kaiser in seiner Eigenschaft als Canonicus zu einem Sitz im ökumenischen Concil, das in Kurzem in Rom abgehalten werden soll, berechtigt ist. Das Recht der Canonici, diesen Concilien beizuwohnen, soll von dem im Jahre 398 zu Carthago stattgefundenen vierten Concil anerkannt worden sein. (Napoleon als Canonicus erinnert unwillkürlich an Reinecke in der Mönchskutte.)

(Raubanfall auf den Eisenbahnzug bei Felegyhaza.) Der „Pester Lloyd" schreibt: „Ein für ein civilisirtes Land nahezu unerhörtes Ereigniß hat sich in der Nacht vom 8. December zugetragen. Es wurden nämlich zwischen Felegyhaza und Puszta Peteri durch eine Bande bewaffneter Räuber die Eisenbahnschienen aufgerissen. In Folge dessen ist ein Personenzug entgleist und die Maschine nebst drei Wagen stürzte in den Graben. Von den auf dem Zuge befindlichen Reisenden, sowie vom Bahnpersonale wurde Niemand beschädigt. Nur dem Zufalle, daß die Kuppel riß, ist es zu verdanken, daß nicht der ganze Zug in den Graben stürzte und daß nicht unabsehbares Unglück geschah. Als die Wagen stehen blieben, machten die Räuber mit Streichhölzchen Feuer, um den Postwagen zu suchen, auf den es eigentlich abgesehen war. Zum Glück erinnerten sich Passagiere, daß in Czegled drei Mann Jäger eingestiegen waren. „Soldaten heraus!" ertönte es nun von allen Seiten. Die Jäger stürzten mit bewundernswerther Bravour hervor und es wurden Schüsse gewechselt. Die Räuber — eine größere Anzahl Soldaten vermuthend — flüchteten in das nahe Gehölz, die Jäger folgten ihnen unerschrocken auch dahin, allein im Nu waren die Räuber, die wahrscheinlich in der Nähe Wagen stehen hatten, im nächtlichen Dunkel verschwunden. Um 4 Uhr Morgens ging ein Hülfszug von Czegled nach dem Orte des Attentats ab."

(Rothschild's Hinterlassenschaft.) Endlich scheint ein Licht auf die Hinterlassenschaft des in Paris verstorbenen Barons James Rothschild zu fallen. Die Erben haben nämlich 10 Millionen Francs Erbschaftssteuer bezahlt. Die französischen Erbschaftsgesetze zu Grunde gelegt, läßt diese Steuer auf eine Hinterlassenschaft von einer Milliarde, das sind 1000 Millionen Francs, schließen.

(Was sich doch heute Menschen noch von Pfaffen bieten lassen!) Zu Gagnagg im Canton Thurgau kamen Zwillinge zur Welt. Eins von den Kindern starb bald nach der Geburt, das andere erhielt die sogenannte „Nothtaufe", starb aber auch bald darauf. Der Vater wollte die beiden Leichen in Einen Sarg legen und so auch in Einem Grabe bestatten lassen. Was aber that der Ortsgeistliche? Er verbot dies und verlangte, daß die kleinen Leichen in zwei Särge kämen, denn das getaufte Kind dürfe nicht mit dem ungetauften in Ein Grab kommen! Ersteres kam in geweihte Erde, letzteres in einen abgelegenen ungeweihten Winkel!!!

(Durch Kohlendampf getödtet!) In Ottokring, einer vor den Linien Wiens gelegenen Ortschaft, fand man kürzlich des Morgens eine ganze Familie, bestehend aus fünf Mitgliedern, durch Kohlendampf theils erstickt, theils dem Tode nahegebracht. Es gelang nur den Mann und das jüngste Kind, einen Findling, in's Leben zurückzurufen. Verschließung der Ofenklappe beim Schlafengehen und ohne Entfernung der noch glühenden Kohlen war die Ursache dieses Unheils. Ob dabei Absicht oder Versehen vorwaltete, ist noch ungewiß.

Fünfte Quartett-Soirée

der Herren Heermann, Becker, Welcker und V. Müller

am 7. December.

Concert von Samuel Herzog

am 8. December.

Die fünfte Quartett-Soirée unterschied sich von ihren vorausgegangenen Schwestern dadurch, daß sie ohne Beihülfe des Pianos stattfand, was Manche beklagt haben werden. Zur Eröffnung derselben wurde Cherubini's D-moll-Quartett (No. 3) vorgeführt. Es war interessant, wieder einmal ein kleineres Instrumentalwerk dieses Meisters zu hören, dessen ernste und nicht selten gelehrte Schreibweise einen so schroffen Gegensatz zu seiner Landsmannschaft bildet. Allerdings stand seine Wiege in dem Lande, „wo im dunkeln Laub' die Goldorange glüht", doch von den süßen, sinneverwirrenden Tönen, die dort in den Lüften schwirren, ist ihm keiner in die Seele gedrungen, wenigstens nicht da haften geblieben. Im Gegentheil schloß er sich, als er nach seiner zweiten Heimath Frankreich kam, in seinen dramatischen Werken wenigstens, der von Gluck begründeten Richtung an. In seinen Instrumental-Compositionen jedoch bildete ein selbständig-eigenthümlicher Styl sich aus, der weniger durch ununterbrochenen Fluß der Ideen, als durch minutiöse Detail-Malerei und Arbeit sich kundgibt und dem ein gewisses französirendes Element nicht fremd ist. Wir verstehen darunter jene pathetischen Anläufe, denen der Gipfelpunkt fehlt, jene rhythmischen und harmonischen Curiositäten, die nur reizen, ohne befriedigende Lösung zu finden. Beispiele hierzu liefert das in Rede stehende Quartett in Menge, welches aber deßhalb auf den an Haydn's, Mozart's und Beethoven's Art gewöhnten Hörer keinen vollwichtig-abschließenden Eindruck hervorbringen kann. Am fühlbarsten wurde dies im zweiten Satze, dem Larghetto sostenuto, während der erste Satz, wohl der vollendetste des ganzen Werkes, am einheitlichsten gedacht ist und auch die beste Wirkung macht. Die Ausführung des Quartettes, die eben nicht zu den leichtesten gehört, machte den Vortragenden alle Ehre.

Wie eine Erholung von anstrengendem Nachdenken und Verfolgen des Ideengangs wirkten die hierauf folgenden Fragmente aus Beethoven's B-dur-Quartett (Op. 130): Alla danza tedesca — Cavatina und Presto, um derentwillen des Meisters letzte Quartette gewiß nicht in den bösen Ruf der Unverständlichkeit gerathen sind. Die Gedanken fließen so leicht dahin, nicht von stürmischer Brandung unterbrochen, daß man beinahe versucht wäre, einen andern Componisten dahinter zu suchen. Dieser scheinbare Widerspruch mit der Entstehungszeit des Werkes löst sich alsbald, wenn man bedenkt, daß die Herren Quartettisten sich die nicht zu rechtfertigende Freiheit genommen hatten, dasselbe zu verstümmeln, indem sie obengenannte leichtfaßliche Stücke herausgriffen und die übrigen schwierigeren, denen das ächte Beethoven'sche Siegel aufgedrückt ist, einfach wegließen. Daß sie jedoch diese Bruchstücke sehr gelungen ausführten, versteht sich bei der Leichtigkeit der Aufgabe von selbst. Letzteres konnte man aber seltsamer Weise nicht auch von der die Aufführung beschließenden Serenade desselben Meisters (D-dur, Op. 8) für Violine, Bratsche und Violoncell sagen, worin dem erst- und letztgenannten Instrumente einige kleine Menschlichkeiten passirten. In diesem Werke, in welchem von der eigentlichen Beethoven'schen Art beinahe gar nichts zu verspüren ist, quillt „die Milch der frommen Denkungsart" noch lieblicher und sanfter, aber auch seichter. Am bedeutendsten darin ist wohl das Thema mit Variationen. Der Beifall des zahlreich versammelten Publikums, der bei Cherubini nur ein achtungsvoller war, steigerte sich im weiteren Verlaufe bis zu einem herzlich-warmen.

Herr Samuel Herzog bewährte sich in seinem Concerte als talentvoller Schüler des Herrn Wallenstein und behandelte den schönen Blüthner-

Digitized by Google

schen Concertflügel, der dem Lager der C. A. André'schen Musikhandlung entnommen war, mit großem Geschick, bedeutender Technik und schönem Anschlage. Nur möge er die Kraft des letzteren hin und wieder mäßigen, damit er die Gränzen der Schönheit nicht übeescheeite, was in den Solonummern zuweilen der Fall war. Unter diesen gelangen ihm am besten der Walzer von Chopin und die Polonaise von Rubinstein. Entschieden die beste, weil die maßvollste und dem Geiste der Composition entsprechendste, Leistung war seine Mitwirkung in dem selten gehörten, durch seine lyrische Haltung anmuthig wirkenden Trio von Henselt, wobei er von den Herren Karl Lauer und Valentin Müller sehr gut unterstützt wuede. Als Sängerin wirkte Fräulein Emilie Reiz aus Darmstadt mit, deren Stimme den Reiz frischer, fülliger Schönheit bietet. Die Behandlung derselben, so wie der Vortrag bedürfen allerdings noch des Studiums, um höheren Ansprüchen genügen zu können. So war die junge Dame, trotz mancher gelungenen Einzelnheit, in der Arie aus Haydn's „Jahreszeiten" ihrer Aufgabe nicht völlig gewachsen. Von ihren Lieder-Vorträgen gefiel uns am besten der von Hiller's „Im Walde", einer ansprechenden, anmuthigen Composition. Der Beifall des ziemlich zahlreichen Publikums war ein überaus freundlicher und fehlte es nicht an zahlreichen Hervorrufen. △

Frankfurt, 12. December.

Frankfurter Theater.

Frau Niemann-Seebach setzte ihr Gastspiel unter lebhafter Theilnahme des Publikums fort. Sie gab im Laufe dieser Woche das Gretchen in „Faust", die Julia in „Romeo und Julia" und die Kriemhild in den „Nibelungen" von Hebbel. Ueber die Darstellung der beiden ersten Rollen haben wir erst im Mäez d. J. ausführlicher referirt und haben daher hier nur zu erwähnen, daß die gefeierte Gastin ebensowohl mit hoher Inspiration, als mit der an ihr gewohnten Vertiefung in ihre Aufgabe spielte und wie stets enthusiastischen Beifall erntete. Die Aufführung der „Nibelungen" ist ein Ereigniß auf unserer Bühne, das einer eingehenderen Betrachtung bedaef. Wir constatiren daher heute nur, daß das Publikum mit sichtlichem Interesse der Dichtung folgte und daß die Aufnahme derselben eine über Erwarten günstige war, was großentheils auch der vorzüglichen Darstellung zuzuschreiben ist. Den Preis des Abends trugen die Damen Schweigert und Seebach, sowie die Herren Noll und Zademack davon.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Die historische Commission in München wird ihre bisherigen verdienstvollen Arbeiten in vollem Umfang fortführen und im Jahre 1869 unter Anderem die Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen zum Abschluß bringen. Ferner wird dieselbe eine deutsche Biographie in Angriff nehmen, worin dem deutschen Volke auf Grund der ausgedehntesten und gründlichsten Forschung in leicht übersichtlicher Weise die lange Reihe aller Deutschen vorgeführt wird, welche sich in Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe Verdienste um das Vaterland und die Welt erworben haben? Unserem Volke wird sich hier ein Ahnensaal erschließen, von dessen Größe und Herrlichkeit es noch kaum eine Ahnung hat. In der Erkenntniß, daß nur eine Vereinigung von Gelehrten aus verschiedenen Ländern deutscher Zunge, welche gerade in den nationalen Aufgaben der deutschen Geschichtswissenschaft den Mittelpunkt ihrer gemeinsamen Thätigkeit hat, würdig ein solches Werk herstellen könne, hat die Commission geglaubt, sich der schwierigen Aufgabe unterziehen zu sollen, welcher von Seiten des Königs Ludwig anerkennenswerthe Unterstützung zu Theil wird.

Eine geschmackvolle Ehrengabe. In München wurde, wie schon kurz berichtet, dem Generaldirector Fr. Lachner von einer Anzahl seiner Freunde und Verehrer ein Tafelaufsatz überreicht, in der Absicht, ihm durch diese Ehrengabe den Dank für seine hohen Verdienste um die Pflege der edlen Tonkunst auszusprechen. Der von Professor Dyck entworfene und von Harrach in theils oxydirtem, theils vergoldetem Silber ausgeführte Aufsatz macht den genannten Künstlern alle Ehre. Im Styl der Renaissance gehalten, baut er sich in gefälligen Formen auf, und trägt auf seiner obersten Platte eine aus dem gleichen Metall gearbeitete Trinkschale, deren Deckel die jugendliche Gestalt des Genius der Phantasie überragt. Die allegorischen Gestalten der Kirchenmusik, der symphonischen, dramatischen und lyrischen Tondichtung treten, aus dem Runden gearbeitet, scharf und lebendig charakterisirt, von dem Träger der Platte ab, während die Darstellungen der „vier Menschenalter" im Hochrelief, jene der „Suite" in flacher Arbeit gehalten sind. Die Adresse, welche Lachner bei dieser Gelegenheit überreicht wurde, ist von Professor Dr. Riehl verfaßt.

In Berlin ist Georg Römer's nach dem Französischen bearbeitetes Schauspiel, **„Maxwell, der Richter von München"** am 22. November zum ersten Male gegeben und seit dieser Zeit oft mit Beifall wiederholt worden.

Friedrich Haase gastirt eben mit großem Beifall in Leipzig.

„Fürst und Musiker", Zeitroman von Max Ring. 3 Bände. (Berlin, Janke.) Ein fesselnder und inhaltreicher, aber nicht erheiternder Roman, der Geschichte nicht bloß mit Dichtung mischt, sondern auch mit sich selbst: Zeiten, Orte und Personen. So Weimar in der classischen Zeit mit München in der heutigen, den jetzigen König von Bayern mit dem vorigen von Preußen; die musikalischen Meteore Liszt und Wagner, aus deren Verschmelzung Norin, der Held des Stückes, entsteht. Die nächsten Hauptrollen spielen Fürst Schwarzfels, dessen Original Lichnowski ist, und der edle Volksmann Steiner; unter den Frauen Gräfin Ada Harrer, neben Norin stehend; die geniale kokette Herzogin von Taland; die hochsinnige, durch Leiden geläuterte Livia, deren Schicksal mit dem des Fürsten und Steiners verflochten ist. Ada ist nicht kräftig genug, um der Mittelpunkt eines Tyrannenspiels zu sein. Unbefriedigt durch die ganz von der ihren verschiedene Individualität des Gatten, schwankt sie erst zwischen dem Verlangen nach begeisterter Liebe und dem nach alltägtlicher Hausmutterschaft; das erstere wird durch Norin so lange befriedigt, bis sie ihn in unmögliche soziale Schranken bannen will. Dadurch verliert sie ihn halb, und er ist ganz. Eine Reihe nicht genannter, aber kenntlicher Gestalten, besonders aus den Jahren 1848—49, gehen an uns vorüber. In geistreicher Weise werden uns die Stimmungen ganzer Zeiträume geschildert und Bildungszustände besprochen, namentlich in Bezug auf die Tonkunst.

Frankfurt, 12. December.

Herr Carl Lauer, ein junger Künstler aus Frankfuet, welcher seine Ausbildung als Violinist unter der Leitung Massart's in Paris vollendete, wird nächster Tage hier eine musikalische Soirée unter Mitwirkung des Fräuleins Dora März und der Herren Valentin Müller, Rode und Anton Urspruch veranstalten. Gerne empfehlen wir dies Unternehmen der Aufmerksamkeit der Kunstkreise.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

J. Susenbeth in Frankfurt: Im Dachwinkel. — A. Stademann in München: Wintervergnügen. — C. de Cocq im Haag: Zwei Gemälde: Still-Leben. — W. Marc in München: Ein Gebirgsjäger. — Otto Scholderer in Düsseldorf: Auerhahn.. — Genrebild. — Gubin in Paris: Marine. — Troyon in Paris: Landschaft. — Richer in Paris: Landschaft. — Ebert in Wien: Weibliches Brustbild. — Wilhelmine Wendelstädt in Frankfurt: Initiale. — Wolf in Mannheim: Eine Lautenspielerin. — Professor C. Mayer in Nürnberg: Ein altdeutscher Burghof.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Venezianische Wasserträgerin von A. Barthel in Braunschweig. — Oelgemälde: Blumenstück von C. Döring. — Oelgemälde: Portrait von W. Rümpler. — Aquarelle von C. Th. Reiffenstein und Fennell. — Gypsbüste von J. Krauth in Mannheim (Vincenz Lachner). — Gypsbüste: Goethe von Carl Cauer in Kreuznach. — Aus den Sammlungen des Instituts: Handzeichnungen von B. Genelli, Rembrandt, Corn. Bischer u. A.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 13. December. **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Acten. Musik von W. A. Mozart.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 34.)

Montag, 14. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. Zum ersten Male wiederholt: **Die Nibelungen**, ein deutsches Trauerspiel in 2 Abtheilungen und 6 Acten von Friedrich Hebbel. — Kriemhild: Frau Niemann-Seebach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 35.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lix. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 347 und 348. Dienstag, den 15. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Allmählich wurde es laut und lauter, die Landsknechte zogen heran. Andreas rückte mit den Seinen ihnen entgegen bis zum Ostrand des Waldes, wo die Schützen versteckt lagen.

Der Mond ging eben auf und sein Schein spiegelte sich in den Harnischen und Picken der Söldner. Es mochten ihrer über Vierhundert sein, die Bauern kaum der vierte Theil, so daß in manches Braven Brust das Herz lauter pochte.

„Halt!" donnerte Andreas den Nahenden zu, „Halt! was wollt Ihr?"

Ein Hauptmann ritt vor und rief:

„Wer untersteht sich, uns aufhalten zu wollen? Seine herzogliche Gnaden, deren Diener wir sind, haben uns zu befehlen geruht, das Dorf Au zu besetzen."

„Und wir, freie Bauern und Jäger eines freien Gaues, rathen Euch, umzukehren, denn in das Dorf kommt Ihr nicht."

„Gott sei Dank, daß wir noch zur rechten Zeit kommen, Anderl, wir habens spät erfahren, daß es hier zu thun gibt."

Der Angeredete drehte sich um, es waren die braven Hammerschmiede von Au mit ihrem Meister.

„Seid willkommen!" rief Andreas; „es sind die alten Feinde von Frauenried, hoffentlich aber sind wir diesmal glücklicher!"

„Gott woll' es geben!" sagte der Kettenschmied.

„Wer wagt es, den Befehlen des Herzogs zu trotzen?" schrie der Hauptmann herüber. „Rebellische Bauernbrut, weicht oder Eure Ställe sollen uns leuchten, wenn wir Euch hängen. — Auf, Landsknechte, verjagt das Gesindel, stecht sie nieder, schont Keinen!"

Mit vorgehaltenen Picken stürmte die erste Reihe an, da rief Andreas: „Für Gott und unser Recht!" und legte den ersten der Landsknechte mit seinem Stutzen nieder; sofort prasselte ein Kugelregen in die Reihen der Söldner, mehrere von ihnen stürzten mit gellendem Wehruf zusammen.

„Halloh, das wird ernst! Voran und schlagt die harten Schädel der Bauern weich!" hörte man die Stimme des Hauptmanns.

An die Spitze der Landsknechte trat ein Kapuziner mit dem Crucifixe und schrie wie besessen:

„Auf, stecht sie nieder, die Ketzer, die Kirchenräuber, die Priesterschänder! Auf, zur Ehre der heiligen Jung . . ."

Weiter kam der Mönch nicht, eine Kugel hatte ihn getödtet, aber zu gleicher Zeit drangen die Söldner wüthend über den Tod ihrer Kameraden und ihres Feldcaplans vor.

Es war ein heftiger Angriff, aber ebenso heftig wurde er zurückgeschlagen, denn die Bauern wußten, daß jetzt nur der Tod oder der Sieg sie vor der Grausamkeit ihrer Feinde retten konnte. Immer blutiger wurde der Kampf und die kleine Zahl der Bauern wurde zum Schwanken gebracht, nur Andreas mit seinen Freunden wich nicht; sie wehrten sich wirklich wie Bären, Andreas hatte nicht übertrieben; aber auch das Weib hatte Recht, welches ihre Gegner als grimmige Wölfe geschildert.

Schreiend drangen die Landsknechte auf sie ein und schreiend sanken sie von ihren wuchtigen Hieben getroffen zu Boden.

Der Hauptmann schäumte vor Wuth und stürmte mit erhobenem Flammberg vor, doch Antons Morgenstern schmetterte ihn nieder und fluchend über sein Geschick, wurde er aus dem Kampfe getragen.

An seine Stelle trat ein Schweizer und rief: „Bygott, der Tüfel soll die Büere holen!", damit stieß er Andreas zwischen die Rippen und röchelnd sank er.

Immer heftiger griffen jetzt die Landsknechte an und schloß das Häuflein unserer blutenden Freunde ein.

„Flieht!" stöhnte mit matter Stimme Andreas.

„Nein, nein und dreimal nein, und wenn die ganze Hölle käm', wir bleiben bei Dir!" brüllte der Kettenschmied, während er die grausige, die blutende Arbeit fortsetzte.

Jetzt brach auch einer der Gesellen schwer getroffen zusammen und sie waren rings von grimmigen Feinden umzingelt.

„Ergebt Euch!" schrie einer der Landsknechte; — es war sein letztes Wort.

Da tönte ein fröhliches „Hurrah!" im Rücken der Söldner. Franzel kam mit seinen Schlierseern und Fischbachauern.

Die Bauern von Au drangen mit erneuertem Muthe vor, — unser tapferes Häuflein war gerettet! Was von den Feinden nicht erschlagen, suchte in schneller Flucht sein Heil; die Bauern nahmen die Waffenlosen gefangen und wer sich widersetzte, wurde niedergeschlagen; nur Wenigen gelang es, sich zu retten. — Der Sieg war vollständig!

Doch kaum war die Arbeit gethan, da entblößten die Sieger ihr Haupt, und wie auf ein Wort stimmten sie das feierlich-ernste Lied an: „Eine feste Burg ist unser Gott".

Das Feld war besäet mit Leichen von Freund und Feind, und die Gefangennahme des verwundeten Hauptmanns, den sie als Geißel gegen weitere Unbill mitnahmen, war ein schlechter Trost, als sie den todtähnlichen Förster von Frauenried sahen.

An seiner Seite kniete, mit zerfetzter Kutte und selbst aus mancher Wunde blutend, der Maler und weinte bitterlich um seinen Freund; und über so manches gebräunte Gesicht floß eine Thräne, als Bußpeterl jetzt kam und sich mit lautem Jammerruf über Andreas warf.

Plötzlich aber sprang er auf und rief:

„Er lebt noch, er lebt, ich hab' sein Herz schlagen hören, wir wollen ihn schnell nach Au tragen und waschen und verbinden, er muß ja gerettet werden."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Auflehnung Frankfurts gegen den Kaiser im Jahre 1760.

Von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Der Rath wandte sich am 24. März beschwerend und Hülfe suchend an die Reichsversammlung, von welcher freilich bei der langsamen Art, wie dieselbe Alles behandelte, keine Hülfe zu erwarten war. Um dieselbe Zeit (am 27. März) warf einerseits ein kaiserliches Rescript dem Roth auch in Betreff der messentlichen Münz-Commission Vermessenheit, Respectwidrigkeit, Widersetzlichkeit und Ungehorsam vor und andererseits trug am nämlichen Tage der Reichshofrath den dirigirenden Fürsten des oberrheinischen Kreises (Kur-Mainz und Kur-Pfalz) die Anwendung des Executionsverfahrens gegen das ungehorsome Frankfurt auf, wobei noch verfügt ward, daß die Kosten dieser Execution, sowie der Commission, bis zum Augenblick des eintretenden Gehorsams nicht von der Bürgerschaft, sondern von den renitenten Rathsgliedern bestritten werden müßten.

Am 31. März kamen die zwei Reichshofräthe, welche die Local-Münz-Commission bildeten, in Frankfurt an. Eine Wohnung für sie hatte der Rath, um nicht damit die Commission anzuerkennen, nicht bestellt; beide Herren mietheten sich im Gasthause zum römischen Koiser ein, in welchem sie dann während der Dauer ihrer Anwesenheit wohnen blieben.

Sie übersandten bereits am folgenden Tage dem Rath zwei kaiserliche Rescripte, welche den Befehl enthielten, daß dieser sogleich einen Vorschuß von 4000 fl. für die Commissions-Kosten auszohle und daß er, wie alle Einwohner, so oft es verlangt werde, vor der Commission erscheinen solle. Zu gleicher Zeit überschickten die Commissäre zur Bekanntmachung ein Patent, welches ihre beginnende Thätigkeit ankündigte und Jedermann zur Anzeige von ihm bekannt gewordenen Contraventionen gegen die Münzgesetze aufforderte.

Die Antwort des Rathes bestand in einem durch eine Deputation überschickten Promemoria, in welchem er aussprach, er könne ohne Verletzung seiner eidlich übernommenen Amtspflichten die Commission nicht anerkennen, sei aber im Begriff, in einer Eingabe an den Kaiser seine eigene Unschuld, sowie den der Stadt durch eine Local-Münz-Commission drohenden großen Schaden darzulegen, und bitte, alles commissarische Verfahren bis auf Weiteres einzustellen.

Dieses Promemorio wurde, weil in seiner Aufschrift die beiden Reichshofräthe nicht als Commissäre bezeichnet waren, zurückgewiesen; der Raths-Deputation aber wurde erklärt, daß eine solche Eingabe keine aufschiebende Kraft haben könne, daß man also weiter vorschreiten werde und daß der Roth durch sein Verfahren nicht bloß die Commissäre, sondern noch mehr den Kaiser selbst beleidigt habe.

Am folgenden Tage (2. April) erschien der Commissions-Secretär vor dem älteren Bürgermeister (J. K. von Fichard) und übergab die schriftliche Erklärung: Die Commission habe gestern vergebens auf die Anzeige der Parition (d. i. der Unterwerfung unter die Befehle des Kaisers) gewartet und verlonge nun, daß ihr sofort die Münzgefongenen, ihre Papiere und alle Münzacten von 1755 an ausgeliefert, das erwähnte Patent noch heute öffentlich angeschlagen und 4000 fl. als Vorschuß ausgezahlt würden. Als dies Alles nicht geschoh, ließ die Commission selbst am 3. April das erwähnte Patent an die Römerthür und an verschiedene andere Orte der Stadt anschlagen.

Gegen diesen Eingriff in seine obrigkeitlichen Rechte, sowie zugleich gegen alles weitere commissarische Verfahren protestirte der Rath am 12. April vermittelst einer Schrift, welche von der Commission mit der Erklärung angenommen wurde, man werde dieselbe an den Kaiser senden, damit dieser daraus den beharrlichen Ungehorsom des Rathes erkenne. Eine gleiche Protestation wurde am 16. April gemocht, als die sogenonnte messentliche Münz-Commission ein Verzeichniß der gangbaren Münzen, den öffentlichen Anschlag zweier Proclame und die etwa nöthig werdende Unterstützung durch Polizeikräfte verlangt hatte.

Beide Commissionen ließen sich nicht irre machen. Namentlich befahl die Local-Commission am 20. April, das Vermögen mehrerer Juden, welche noch dem koiserlichen Rescript vom 4. März hatten verhoftet werden sollen, aber entwichen waren, in Beschlag zu nehmen, sowie zu ermitteln, wo die Kisten versteckt seien, welche einer derselben vorher aus der Judengasse habe bringen lassen. Der Rath gehorchte, jedoch mit Wahrung seines durch diesen Befehl verletzten Rechtes. Als er gleich nachher den verhafteten Juden Herz Amschel Maas, mit Rücksicht auf dessen Gesundheitszustand und in Folge eines ärztlichen Zeugnisses, aus dem Gefängniß in seiner Mutter Wohnung bringen und daselbst durch Soldaten bewachen ließ, erklärte am 29. April Herr von Bissing, dies hätte ohne vorgängige Anfrage bei der Commission nicht geschehen dürfen; zugleich warf er dem Rath vor, derselbe gestatte den verhafteten Münzverbrechern den Verkehr mit Freunden und Verwandten.

Eine hiergegen überreichte Protestation wurde uneröffnet zurückgeschickt. Das Gleiche geschah, als der Rath am 7. Mai seine Rechte wieder vertheidigte, weil man alle Rathsglieder und Syndiker vor die Commission beschieden hatte. Dabei wurde dem Rath ausgesprochen, man verlange Gehorsam und werde keine Proteste mehr annehmen; dem Rathschreiber Seelig aber, welcher die Verwahrung, sowie die Anzeige, daß keiner der Vorgeladenen erscheinen werde, überbracht hatte, wurde zugemuthet, die renitenten Mitglieder des Rathes anzugeben, was dieser jedoch verweigerte.

Der Rath wandte sich damals, wie schon früher, bittend und klagend sowohl an den Kaiser als auch an die Reichsversammlung; beides fruchtete jedoch nichts. Im Gegentheil, der Reichshofrath befahl, die Execution eintreten zu lassen, und die mit derselben beauftragten Kurfürsten von Mainz und der Pfalz zeigten dem Rathe an, daß sie, wenn er sich nicht sogleich füge, ihren Auftrag vollziehen würden. Ja, es geschah sogar, daß der Agent des Rathes in Wien dessen Eingabe an den Kaiser, aus Furcht suspendirt zu werden, nicht einreichte und dem Rathe erklärte, es werde sich auch sonst Niemand aus dem Agenten-Collegium hierzu gebrauchen lassen. Als man hierauf den Präsidenten des Reichshofraths ersuchte, die Einreichung des Schreibens zu bewirken, schickte auch dieser dasselbe zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Berryer als Vertheidiger Louis Napoleons. *)

Es sind jetzt 28 Jahre her, als im Palais Luxembourg vor der Pairskammer, die sich als oberster Gerichtshof constituirt hatte, ein junger Mann erschien, um der Anklage gegenüber, daß er am 5. August 1840 in Boulogne gelandet sei, um mit bewaffneter Hand die in Frankreich zu Recht bestehende Ordnung der Dinge umzustoßen, Rede und Antwort zu stehen.

Als der Kanzler Pasquier an den Angklagten die gewöhnlichen Fragen nach Namen und Profession richtet, entgegnet dieser unbefangen:

„Ich heiße Karl Louis Napoleon Bonaparte und bin französischer Prinz im Exil."

*) Aus der „Neuen Fr. Presse".

Digitized by Google

Ein Journalist, welcher der Gerichtsverhandlung als Reporter beiwohnte, entwirft in einem französischen Blatte folgendes lebendige Bild von dem Angeklagten und der ganzen Scenerie:

Louis Napoleon Bonaparte ist schwarz gekleidet und trägt einen Stern auf der Brust. Er macht einen vortheilhaften Eindruck und seine Züge sind, ohne eine treffende Aehnlichkeit mit denen des Kaisers darzubieten, männlich, ziemlich regelmäßig und nicht unschön. Er weiß seine kleine Gestalt zur Geltung zu bringen; sein blondes Haar trägt er kurzgeschnitten, ein blonder Schnurrbart bedeckt seine Lippe. Er scheint munter und guter Dinge und beschaut sich lächelnd die Versammlung.

Nachdem die Zeugen eingeführt worden sind und den Ueberführungsstücken gegenüber (Fahnen, Adlern und Waffen) Platz genommen haben, erhebt sich der Untersuchungsrichter Persil, um dem Pairshofe die Resultate der mit den Angeklagten vorgenommenen Untersuchung vorzulegen. Er entwickelt die Umtriebe, denen die Freunde des Hauptangeklagten sich unterzogen, um diesem Anhänger zu gewinnen und den Erfolg seiner projectirten Landung an der französischen Nordküste vorzubereiten, und erzählt, wie Agenten beauftragt waren, sich in Garnisonsstädten in die Kasernen einzuschleichen und die Schriften Bonaparte's unter die Soldaten zu vertheilen. Er legt unter anderen Documenten einen Brief des Hauptangeklagten an den Commandirenden von Lille, General Magnan, vor, in welchem Louis Napoleon Magnan 100,000 Frs. anbietet, wenn er für ihn Partei nehmen wolle, und weitere 300,000 Frs., wenn er dadurch sein Commando verlieren sollte.

Als Persil seinen Vortrag zu Ende gebracht hatte, begann Pasquier das Verhör mit Bonaparte, wobei er ihm den Titel Prinz gab.

Louis Napoleon erhob sich mit der Erklärung, daß er, ehe er die Fragen des Kanzlers beantworten würde, dem Hofe einige Bemerkungen vorzulegen habe. Als ihm gestattet wurde, diese Bemerkungen zu machen, sagte er:

„Glauben Sie nicht, daß ich, von persönlichem Ehrgeiz geleitet, in Frankreich eine kaiserliche Restauration gegen den Willen des Landes versuchen wollte. Ich bin unter höheren Lehren auferzogen worden und habe unter edleren Beispielen gelebt. Ich bin der Sohn eines Vaters, der ohne Bedauern seinem Throne entsagte, und der Kaiser, mein Oheim, wollte lieber abdanken, als die Verträge mit den beschränkten Gränzen annehmen, welche Frankreich der Gefahr aussetzen mußten, die Verachtung und die Drohungen, welche das Ausland sich jetzt gegen Frankreich erlaubt, zu erdulden. Solche Lehren habe ich nicht vergessen. Ich erinnere mich aber auch stets, daß das Votum von vier Millionen Bürgern, welches meine Familie auf den Thron erhob, uns wenigstens die Pflicht auferlegte, an die Nation zu appelliren und sie um ihren Willen zu befragen. Ich glaubte auch, daß ich, wenn inmitten des National-Congresses, den ich zusammenberufen wollte, einige Prätensionen laut werden sollten, berechtigt sein würde, die glänzenden Erinnerungen des Kaiserreiches darin aufzufrischen, und das heute so schwache, im Congreß der Könige stillschweigend übergangene Frankreich an jenes frühere Frankreich zu erinnern, das so stark nach Außen, so mächtig und geachtet im Innern war. Die Nation würde geantwortet haben: Republik oder Monarchie, ein Kaiserreich oder Königthum. Ich repräsentire vor Ihnen ein Princip, eine Sache, eine Niederlage; das Princip ist das der Volks-Souveränetät, die Sache die des Kaiserreichs, die Niederlage Waterloo. Das Princip haben Sie anerkannt, der Sache haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen. Zwischen Ihnen und mir ist also keine Meinungsverschiedenheit. Als Vertreter einer politischen Sache kann ich keine politische Gerichtsbarkeit als Richter meines Willens und meiner Absichten anerkennen. In dem Kampfe, der sich eröffnet, gibt es nur einen Sieger und einen Besiegten. Sind Sie Männer des Sieges, so habe ich von Ihnen keine Gerechtigkeit zu erwarten, und Großmuth verschmähe ich."

Pasquier beantwortete diese Auseinandersetzung mit der trockenen Bemerkung:

„Ich glaube nicht, daß diese Darlegung der Motive Ihres Unternehmens Ihrer Sache günstig sei, und hätte gewünscht, daß Sie von den Illusionen, welche Sie zweimal zu einem strafwürdigen Schritte verleiteten, sich losgesagt hätten."

Darauf fragte Pasquier, ob der Angeklagte offen gestehe, bei der Landung in Boulogne die Absicht gehabt zu haben, dadurch die Verfassung von 1830 eingesetzte Regierung zu stürzen. Die Antwort lautete: „Ja, gewiß."

Unter den Zeugen befand sich ein Grenadier, den Louis Napoleon verwundet hatte, als er in Boulogne auf den Hauptmann Col-Pugelier schoß.

„Ich bedauere, daß ich zufällig einen französischen Soldaten verwundet habe!" gab der Angeklagte zu Protocoll. „Da Alles von dem Versuche bei den zwei Compagnien abhing und ich mein Unternehmen scheitern sah, ergriff mich Verzweiflung. Ich zog ein Pistol, um mich des Capitäns zu entledigen. Der Schuß ging aber los, bevor ich wollte, und verwundete diesen braven Mann."

Jetzt begann der Staatsanwalt Franc-Carré auf den Angeklagten loszuhämmern.

„Nicht ohne Entrüstung haben Sie gesehen", begann er, „wie ein Mann, der in seinen Proclamationen zu verkünden wagte, er bringe auf die vaterländische Erde den mit ihm verbannten Ruhm zurück, so tief sinken konnte, einem General Geldanerbietungen zu machen, damit er seine Treue breche. Sie haben mit eigenen Augen die Decrete, die Beschlüsse, die Tagesbefehle gelesen, in welchen der Angeklagte den Erfolg für eine ausgemachte Sache hielt. Er hat darin den Marsch der siegreichen Armee regulirt, die verschiedenen Commandos ausgetheilt; dennoch ward diese siegreiche Armee ganz vor Ihren Richterstuhl gebracht, und als man ihr die Verhüllung abgenommen, erblickte man darunter nur die Bedienten-Livree. Dieser unbesonnene junge Mann, der seine Kammerdiener zu Soldaten gemacht, wagt zu versprechen, er werde nicht stille stehen, bis er den Degen von Austerlitz ergriffen. Der Degen von Austerlitz ist zu schwer für Ihre schwache Hand, junger Mann. Der Name des Kaisers, hören Sie, Prinz Ludwig, gehört mehr Frankreich an, als Ihnen. Wir müssen streng gegen Sie sein, gleichwohl werden wir nie vergessen, daß Sie nahe an einem Throne geboren sind, der auch national war; daß Sie an einem jener verbannten Höfe auferzogen worden, wo man der Hoffnung nicht verbieten kann, das Unglück zu trösten, wo die Illusionen über die Zukunft den Schmerz über die Vergangenheit lindern. Suchen Sie endlich jenes Frankreich, das Ihr Vaterland war und aus welchem Sie ein Gesetz, dessen Klugheit Sie selbst nur allzu sehr rechtfertigen, verbannt hat, kennen zu lernen; würdigen Sie besser jene Institutionen, die Frankreich um ihrer Wohlthaten willen liebt und als seine Eroberung vertheidigt. Möchten Sie, statt dem Gerichte zu trotzen, einsehen, daß Frankreich ein Recht habe, wegen seines verletzten Gebietes und des von Ihrer Hand vergossenen Blutes Rechenschaft zu fordern; möchten Sie sich auch erinnern, daß Reue alle Fehler mildert und zu Ihrer Lage paßt."

Jetzt hatte der Vertheidiger des Prinzen, Berryer, das Wort. Er erinnerte, daß er, obgleich immer Royalist, schon unter der ersten Restauration die dem Kaiser Napoleon treugebliebenen Männer vertheidigt habe. Nachdem seit einem Menschenalter in Frankreich so viele Revolutionen auf einander gefolgt, so viele Regierungen vorübergegangen und die Grundgesetze des Staates so ganz zerstört worden, sei die Wiederkehr von Versuchen des Umsturzes ziemlich natürlich. Der Prinz Ludwig Bonaparte sei gekommen, die

Digitized by Google

Souveränetät des Hauses Orleans zu bestreiten und die Rechte der Souveränetät für seine eigene Familie in Anspruch zu nehmen, kraft desselben Princips, auf welchem das gegenwärtige Königthum beruhe. Der Schluß seiner Rede lautete: „Soll ich nun von der Strafe sprechen, die Sie aussprechen könnten? Es gibt nur Eine, wenn Sie sich als Tribunal constituiren, wenn Sie den Strafcodex anwenden: den Tod! Aber trotz Ihres Richteramtes werden Sie einen politischen Act begehen. Sie werden nicht alle politischen Leidenschaften reiben und entflammen, nicht alle Sympathien und Gefühle verletzen wollen; Sie werden nicht an demselben Tage denselben Namen, den Namen Napoleon, an ein glorreiches Grab und an ein Schaffot heften wollen! Nein, Sie werden keine Todesstrafe aussprechen! Werden Sie überhaupt den Prinzen Napoleon verurtheilen im Augenblicke, wo man die Asche des Kaisers von Helena zurückbringt? Werden Sie ihn verdammen, sein Grab in einer fernen Gegend zu suchen, während einer ruhmvollen Asche ein prächtiges Leichenbegängniß wird? Nein, die Todesstrafe, die Deportation, die lebenslange Gefangenschaft, eine infamirende Strafe, von alledem ist nichts möglich. Doch ich will einen Augenblick alle diese Betrachtungen beiseite lassen; wenn ich auf den Ursprung eurer Existenz zurückgehe, ihr Herzoge, Grafen, Marquis und Barone, ihr Minister und Marschälle, sagt doch: wem verdankt ihr eure Größe? Eurer anerkannten Capacität, gewiß, aber nicht weniger verdankt ihr es auch der anerkannten Freigebigkeit des Kaiserreichs, daß ihr heute in dieser Versammlung sitzet. Glaubt mir, es liegt etwas Bedeutungsschweres in diesen Betrachtungen. Eine Verurtheilung zu einer infamirenden Strafe ist nicht möglich!"

Eine Stunde später las der Secretär-Archivar Cauchy dem Angeklagten die Sentenz des Pairshofes vor, die ihn zu lebenslänglicher Einschließung in einer Festung auf dem Continental-Gebiete Frankreichs verurtheilte. Lucian Herbert.

Mannichfaltigkeiten.

(Feuersbrunst.) Der Badeort Lippspringe ist am 12. December theilweise abgebrannt. Zweiundzwanzig Wohnhäuser und sechs Scheunen liegen in der Asche; auch das neue Badehaus brannte bis auf die Mauer nieder. Mit Mühe wurde das große Kurhaus gerettet, denn der Wind war sehr heftig. Siebenmal fing es Feuer. Man schätzt den angerichteten Schaden auf 60- bis 70,000 Thlr. Die Versicherungssumme der niedergebrannten Häuser beträgt 32,040 Thlr., wozu indessen bemerkt werden muß, daß mehrere Leute nicht versichert haben. 120 Personen sind obdachlos geworden. Die Hauptbrandstätte liegt südwestlich von den Brunnen-Anlagen. Wie das Feuer entstanden ist, weiß man noch nicht. Es entzündete sich in der Nacht gegen 2 — 3 Uhr in dem Wohnhause des Schäfers Henning. Die durch das Brandunglück Betroffenen zählen meist zur ärmsten Bevölkerung der Stadt. Das Amt in Lippspringe nimmt milde Gaben entgegen.

(Ein Tempel für eine Novelle.) Berthold Auerbach baut, wie in der „N. Fr. Presse" mitgetheilt wird, den Israeliten in Eger jetzt eine Synagoge. Der Dichter hat denselben nämlich versprochen, eine Novelle zu schreiben, die auf dem historischen Boden von Eger sich aufbaut. Sie erscheint im Verlag der Egerer Judenschaft in 50,000 Exemplaren; für den Erlös soll die Synagoge gebaut werden.

Frankfurt, 14. December.

In der letzten Sitzung des Freien Deutschen Hochstiftes kamen eine reiche Anzahl von Geschenken für das Goethehaus zur Vorlage, worunter wir in erster Linie eine neue Büste von Goethe nennen, welche der durch seine Gruppen aus den deutschen Märchen wohlbekannte Bildhauer Cauer in Kreuznach für das Geburtshaus des Dichters modellirte und zur Aufstellung daselbst schenkte. Diese Büste hat allgemein überrascht durch ihren lebendigen Ausdruck und ihre edle Haltung. Sie verbindet nicht die alternden Mienen mit kalter Würde, oder die jugendlichen Formen mit übertriebener Idealität, sie hält vielmehr die rechte Mitte und stellt uns Goethe dar wie wir ihn uns gern denken in den besten Jahren und in voller Kraft des Schaffens.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Schach dem König. Der „Süddeutschen Presse" schreibt man aus Wien, 10. December: „Ich habe gestern Abend der ersten Aufführung des historischen Lustspiels: „Schach dem König", welches den vom Burgtheater ausgeschriebenen Preis erhalten hat, beigewohnt, und freue mich über den großen Erfolg berichten zu können, den unser bayerischer Landsmann Hippolyt August Schaufert errungen hat. Das Burgtheater war gefüllt, der Beifall durchgehend lebhaft und ungetheilt, und der Dichter wurde nach jedem Acte wiederholt gerufen. Das Stück verdient die gute Aufnahme. Es ist, bei mancherlei Mängeln der Arbeit, mehr als ein gutes Lustspiel im gewöhnlichen Sinne; es ist nicht nur voll Geist und Talent, welche mit auffallender Keckheit und Sicherheit auftreten, es darf auch mit Recht sich ein historisches Stück nennen. Der Ton der Komik erinnert an den der Shakespeare'schen Lustspiele. Dann und wann ist er derb, aber nirgends habe ich irgend einen Anklang von Trivialität bemerkt, so leicht das Sujet dazu hätte verleiten können. Jakob I., König von England, kämpft gegen das in sein Reich eindringende Laster des Tabakrauchens, muß aber die Segel streichen. Die Damen des Hofes klagen bei dem Könige ihre Männer an. Es herrscht allgemeine Zerrüttung der großen Familien. Der gelehrte König selbst hat eine Abhandlung geschrieben, in der er beweist, daß der Tabak ein Kraut des Teufels, die Pfeife im Munde eines Menschen ein Schornstein der Hölle ist. Als aber die Sache ernsthaft wird, schlagen sich die Damen vom Hofe wieder auf die Seite ihrer Männer. Der König hat seinen eigenen Sekretär über dem Manuscripte der Abhandlung mit der Pfeife betroffen und in Ungnade fortgejagt. Auf hohe Verwendung zu Gunsten des jungen Mannes hat der König erklärt, erst müsse man ihn selbst mit der Pfeife im Munde setzen, ehe er den Menschen wieder in Gnaden aufnehme. Ihn dazu zu bringen, ist nun das „Schach dem König", welches ihm von der Braut des abgedankten Sekretärs geboten wird, und Seine Majestät werden wirklich matt gesetzt. Die Grundlage des Sujets, der Tabakconflict als Staatsaffaire, ist bekanntlich historisch. Das Gefüge des Stückes ist nicht ohne Fehler; um so mehr tritt das Talent hervor, welches diese Fehler vergessen macht. Deutschland hat einen neuen dramatischen Dichter von nicht gewöhnlicher Begabung. Das Stück wird heute wieder gegeben, und schon am frühen Morgen sind alle Plätze bestellt. Gespielt wurde vortrefflich.

Bremen. Ueber das hiesige Gastspiel der auch in Frankfurt a. M. vortheilhaft bekannten Fräulein Frohn schreibt die „Weser-Zeitung" vom 12. d. M.: „Ch. Frohn beschließt heute ihr hiesiges Gastspiel mit der „Preciosa". Die Aufgaben, die sie sich in ihren drei letzten Gastrollen gestellt hatte, lagen vollständig in dem Bereich der reichen Fülle ihrer geistigen und äußerlichen Darstellungsmittel; über die vortreffliche Ausführung derselben konnte daher nur Eine Stimme der Anerkennung sein."

Schnyder von Wartensee's Nachlaß. Mit der Herausgabe des literarischen Nachlasses des verstorbenen Altmeisters Xaver Schnyder von Wartensee und Abfassung von dessen Biographie, welche zwei starke Bände umfassen wird, hat die hinterlassene Wittwe Schnyder's den Herausgeber der „Neuen Sängerhalle", Müller von der Werra, beauftragt, und es werden die Dichtungen Schnyders bereits im laufenden December im Verlage von J. J. Weber in Leipzig in eleganter Ausstattung erscheinen, so daß das Bändchen als deutsche Weihnachtsgabe und als schweizerisches Neujahrsgeschenk rechtzeitig durch den Buchhandel bezogen werden kann.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 15. December. **Hernani**, große Oper in 4 Acten, nach dem Italienischen des Piave, von Ritter v. Seyfrid. Musik von Verdi. (Abonnement-Vorstellung Nr. 36.)

Mittwoch, 16. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. **Viel Lärm um Nichts**, Lustspiel in 3 Acten von W. Shakespeare. Für die deutsche Bühne eingerichtet von Karl v. Holtei. — Beatrice: Frau Niemann-Seebach. (Abonnement-Vorstellung Nr. 37.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rehm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 349. Mittwoch, den 16. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Fortsetzung.)

Still war es im östlichen Miesgau geworden. Im Kirchhof zu Au waren fünfzig frische Gräber, in welchen die Helden schliefen; vor dem Walde ruhten die erschlagenen Landsknechte und der verzeihende Sieger errichtete ihnen ein mächtiges Kreuz.

Auch im Frauenriederhofe war es still, nur das Schluchzen der weinenden Resel und den leisen Schritt Peterls oder Antons konnte man hören, wenn jene frisches Wasser holten, um kalte Ueberschläge zu machen.

Es waren drei Tage vergangen, seit sie den bewußtlosen Andreas auf bekränzter Bahre in's Haus getragen hatten; wohl schlug noch sein Herz in matten Schlägen, wohl hob und senkte sich die Brust beim Athmen, aber sein treues Auge, sein Mund waren geschlossen, als sei das Leben längst aus ihnen gewichen. Da endlich schlug er es auf und sah sich wirr und verwundert um.

„Wo bin ich?" frug er mit matter Stimme.

„Bei mir, Deiner Resel?" rief das Weib entzückt.

„Und was ist aus unserm Gau geworden? — Wo sind die Landsknechte?"

„Gefangen oder erschlagen, Andreas", sprach Anton mit froher Rührung.

Draußen erscholl lautes Hundegebell und man hörte Pferdegetrappel.

Peterl machte fast ein ähnliches, als er eilends hereinlief und laut sagte:

„Jesses, der Herr Erbgraf ist da!" Kaum aber sah er die geöffneten Augen des Försters, so lief er zurück und rief: „Herr Graf, der Anderl, der Förster lebt, er hat die Augen ganz weit auf und den Mund auch. Ihr seid halt sein guter Engel."

Graf Wolf Dietrich trat schnell in's Zimmer und zum Lager seines Dieners.

Andreas machte einen vergeblichen Versuch, sich in die Höhe zu richten.

Der Edelmann legte sanft die Hand auf Grubers Schultern und sprach:

„Bleib' ruhig liegen, treuer Freund. Ich freue mich, Dir gute Nachricht bringen zu können und deßwegen bin ich gekommen. Der Herzog hat Einsehen gehabt, er zieht seine Truppen zurück aus unserm Gau und hat von Neuem gelobt, daß Jeder das Abendmahl nehmen darf, wie er will. Das ist der erste Schritt und bald wird er den zweiten thun und unsere Lehre uns ganz frei ausüben lassen müssen, denn schon spricht der lutherische Adel und an seiner Spitze drei mächtige Fürsten von einem Bund zur Wahrung unserer Rechte, so daß der Kaiser, sollen wir ihm gegen die Türken beistehen, uns frei gewähren lassen muß. — Andreas, Du wirst nicht umsonst geblutet haben."

„Auch nicht umsonst sterben", antwortete Gruber und sank erschöpft auf sein Lager, vor dem er sich halb erhoben hatte, während der Graf gesprochen. Nach einer Pause reichte er die Hand seinem Herrn und flüsterte: „Ich werde schwach. Schickt mir den Caplan, ich will noch einmal das Abendmahl nehmen."

„Anderl, Anderl, verlaß mich nicht!" rief Resel erschrocken und warf sich über ihn; allein der Verwundete lag wieder in tiefer Ohnmacht, er hörte nicht ihre Klage, und ihre Thränen flossen ungefühlt auf seine Wangen.

Peterl hatte den Befehl des Erbgrafen nicht abgewartet, sondern war in aller Eile zum Cooperator Preu gelaufen, der bald mit der geweihten Hostie und dem Wein kam.

Es verging lange Zeit, bis Andreas die Augen aufschlug, dann reichte der würdige Mann dem Sterbenden beides, während er die Einsetzungsworte sprach.

Der Kranke schien neue Kräfte zu bekommen, denn er setzte sich aufrecht in sein Bett und hielt dem Grafen die Hand hin.

„Gnädigster Herr", sprach er, „laßt Euch danken für Eure Güte und verzeiht Einem, der bald geendet haben wird, Alles, was er jemals gegen Euch gefehlt; mit Absicht und bösem Willen ist es nie geschehen, das glaubt mir. Möcht Ihr lange leben, zum Schutz und Schirm unseres Glaubens und unseres Volkes, möcht Ihr so glücklich sein, wie Ihr Andere glücklich zu machen verstanden. . . . Und Du, mein treuer, lieber Franzel, alter Gefährte in Leid und Freud', vergiß mich nicht, wenn sie mein Grab zugedeckt haben. Ich hätte Dir wohl mehr Gutes thun wollen, als ich gekonnt, aber nimm mit dem Willen fürlieb und denk' nicht an Das, womit ich Dir vielleicht weh' gethan; bös war's nimmer gemeint. Wein' nicht, sei ein Mann und mach' mir den Abschied nicht weh'."

Andreas hielt erschöpft inne, dann drückte er einen langen, heißen Kuß auf die weinende Resel und sagte recht aus dem Herzen heraus:

„Von Dir thut's mir gar leid, daß ich scheiden muß, gern hätt' ich noch mein Kind gesehen, aber der Himmel will's anders; leb' wohl, leb' recht wohl, gute, gute Resel; wein' nicht so, ich sterb' als ehrlicher Mann und mein Tod ist schön, und eine wahrhaftige Gnad' von Gott und Du sollst nicht allein stehen in der Welt. Anton, kommt her, wir haben die Resel gleich lieb gehabt, drum steht ihr bei und macht sie froher als ich. Es ist der größte Schatz, den ich zurücklasse in der Welt, also behütet ihn und verlaßt ihn nicht! Versprecht mir's, Anton, bei Allem was uns heilig ist."

Es klang fast trotzig dieses: „Mein Freund, ich versprech es Euch von ganzer Seele!" welches der Maler herausstieß; allein er kämpfte furchtbar zwischen Trauer und Freude, zwischen Ordenspflicht und Freiheitsliebe, zwischen Freundestreue und Frauenliebe.

Digitized by Google

Endlich bezwang er sich und setzte sanfter hinzu: „Andreas, ich wills; aber jetzt, wo wir scheiden sollen, laßt Euch danken für Eure Güte und Euer Vertrauen. Glaubt es mir, ich wünschte statt Euer sterben zu dürfen, aber da ich leben soll, soll will ich's auch statt Eurer; Ihr wißt ja, wie ich Eure Resel liebe, und wenn Euer Kind einmal auf der Welt sein wird, so soll es den Vater nicht vermissen."

„Anderl, Herr Förster, Anderl, gib mir auch Deinen Segen, ich hab' Dich ja auch lieb gehabt", schrie Peterl und kniete am Bette nieder.

Andreas' Hände sanken auf das Haupt des Knieenden, er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm den Dienst; er fiel leblos zurück und war verschieden.

Drei Tage später trugen die Gesellen der Hammerschmiede den bekränzten Sarg hinab; alle Auer Kampfgenossen, alle Frauen und Mädchen folgten ihm und die Kinder sangen deutsche Psalmen; am Grabe aber standen schon der alte Graf Wolf und sein Sohn, und warfen, als Preu seine Rede geendet, die ersten Schaufeln Erde feuchten Auges in die Gruft des Helden.

12.

Abt Oswald von Weyarn.

Noch am Bette Grubers hatte Anton geschwankt, ob er in's Kloster zurückkehren oder ob er vom väterlichen Glauben abfallen und Lutheraner werden solle; allein seit der Sterbende ihm die Obhut über Resel aufgetragen, war er keinen Augenblick mehr im Zweifel.

Er wanderte nach Miesbach, ließ sich von Preu unterrichten und nahm endlich die „utraquistische Communion".

Nicht für sich, sondern für Resel dachte er daran, sein vom Kloster verwaltetes Vermögen wieder zu erlangen und nebenbei vom Abte, den er immer noch achtete, Abschied zu nehmen.

Wieder in der kleidsamen, bunten Tracht seiner Zeit und seines Standes als Künstler, welcher ihm die Führung des Degens und das Tragen der prosignoner Ehrenkette erlaubte, aber nicht in seiner dumpfigen braunen Kutte, klopfte er an der Klosterpforte zu Weyarn an.

Der Bruder Pförtner machte ihm auf, aber der alte Mann erkannte in der männlichen Gestalt den früheren Novizen Lucas Antonius nicht wieder.

„Was ist das Begehren des Herrn?" frug er demüthig.

„Führt mich zum Abt."

„Es thut mir leid, der hochwürdigste Abt ist krank und hat befohlen, daß wir Niemanden zu ihm lassen."

„Sagt ihm nur, der Maler Lucas Antonio aus Rom sei da und möchte mit ihm sprechen."

Der Pförtner sah den Sprecher forschend an und sagte nachdenklich:

„Lucas Antonio? Ihr seid doch nicht der Novize, welcher vor drei Jahren unser Kloster verließ?"

Anton nickte bejahend.

Der Pförtner ergriff schnell seine Hand und rief:

„Ei, dann seid uns tausendmal willkommen, Ihr erscheint uns als guter Engel, denn seht, der hochwürdigste Herr Abt ist, seit Ihr fort seid, traurig, recht traurig, er spricht immer so — Gott verzeih mir die Sünde, wenn's eine ist — so tolles Zeug."

„Wie so?" rief Anton erschrocken.

„Ach, Herr, 's ist ein Elend; da steht er Nachts auf und geht herum und spricht: Ich bin ein Mörder, ich hab' die Resel erschlagen, ich bin ein Räuber, ich hab' den Maler bestohlen! — und dann hält er inne und spricht: Wer darf sagen, daß ich die Resel gemordet, sie lebt ja, wer darf mich einen Räuber schelten? ich hab' ja nur sein Bestes gewollt. Darauf lacht er und kichelt: Ja freilich, sein Bestes, sein Geld! Uns frägt er oft: Nicht wahr, ich bin kein Dieb und Mörder? und wenn wir auch „Nein" sagen, so schreit er: Schlagt mich todt, ich bin beides — und endlich, wenn er wieder ruhiger wird, so fragt er, ob Ihr schon angekommen seid. — — Verzeiht einen Augenblick, ich will den hochwürdigen Herrn nur vorbereiten, sonst könnte ihn der Schlag treffen."

Anton bat den Pförtner, von seiner Anwesenheit nichts den übrigen Brüdern zu melden.

(Schluß folgt.)

Auflehnung Frankfurts gegen den Kaiser, im Jahre 1760.

Von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Im Juni ertheilte die Commission dem Rath zweimal einen Verweis und erklärte sein Verfahren für freventliche Vermessenheit, weil er gewisse zur Anzeige gebrachte Waaren eines flüchtigen Juden nicht so, wie es befohlen worden war, in Verwahrung gebracht habe, weil er ferner in Beschlag genommene Tücher, welche durch die Motten Schaden litten, gegen eine entsprechende gerichtliche Caution freigegeben habe, und weil zwei seiner Mitglieder in einer schon längst schwebenden Untersuchung ein Zeugenverhör vorgenommen hatten.

Fruchtlos blieben auch damals und nachher alle Vorstellungen und Bitten, alle Bezugnahme auf die durch den westphälischen Frieden erlangten Territorialrechte, sowie auf das widerrechtliche Verfahren, eine seit fast zweihundert Jahren außer Gebrauch gekommene Einrichtung plötzlich wieder herstellen zu wollen, und auf den Umstand, daß ein Reichsstand nur dann von den Reichsgerichten angegriffen werden könne, wenn er geringhaltige Münzen geprägt oder in Bestrafung der Münzverbrechen sich saumselig gezeigt habe, daß man aber nicht eine kostspielige Münz-Commission einsetzen könne, bloß um erst noch zu ermitteln, ob etwas der Art stattgefunden habe.

Auch die Vorsteher der Frankfurter Kaufmannschaft baten damals (19. Juli) den Rath um Beschützung des Handelsstandes gegenüber den vom Kaiser erlassenen Befehlen, welche ohne großen Nachtheil für den Verkehr nicht auszuführen seien. Dies bezog sich namentlich auf die bei Ein- und Ausfuhr von Geld befohlenen Passirscheine, welche jeden Fuhr- und Schiffsknecht in Kenntniß vom Inhalt solcher kostbaren Sendungen setzten und zu Veruntreuungen reizten, die aber außerdem auch von auswärtigen Debitoren zur Verzögerung ihrer Zahlungen benutzt werden könnten, sowie auf den Umstand, daß bei dem starken Waaren- und Wechselhandel Frankfurts mit Holland, England und Frankreich und wegen der die Messe beziehenden Ausländer eine stete Geldverwechselung und folglich auch die Zahlung eines Agio unumgänglich nöthig sei.

Am letzten Juli ließ die Commission die städtischen Siegel, welche an das Waarenloger eines Münz-Delinquenten angelegt waren, abreißen und statt derselben die ihrigen anlegen. Aehnliche Verletzungen der städtischen Gerechtsame fanden auch nachher statt. Der Rath setzte denselben lediglich Proteste und Eingaben an den Kaiser und die Reichsversammlung entgegen, obgleich einzelne seiner Mitglieder der Meinung waren, man müsse zur Behauptung seines Rechtes sich ebenfalls der Gewalt bedienen und z. B. die erwähnten neu angelegten Siegel abreißen.

Am 5. August 1760 schrieb der Kaiser: er wolle noch einmal den Weg der Milde betreten und den Rath wiederholt auffordern, gehorsam zu sein, werde aber, wenn dieser nicht sogleich in allen

Digitized by Google

Stücken gehorche, die härtesten Strafen über ihn verhängen lassen; diese über alle renitenten Rathsglieder zu verhängenden Strafen sollten nicht bloß in der Zahlung aller Kosten der Local-Commission aus deren Privatvermögen bestehen, sondern auch im Verlust aller ihrer Ehren, Würden und Aemter, sowie des Bürgerrechtes; ja, die Strafen sollten auch auf die Confiscation des ganzen Privatvermögens und sogar auf Leib und Leben derselben erstreckt werden. Von diesen angedrohten Strafen erklärte der Kaiser nur zwei Rathsglieder ausgenommen, „als welche in dem ihm schuldigen allerunterthänigsten Gehorsam sich hätten erfinden lassen". Es waren der Schöff J. K. von Kaib und der Senator J. Erasmus von Senckenberg. Der Erstere war jedoch schon fünf Tage vor dem Datum des kaiserlichen Schreibens gestorben; der Letztere ward ein Jahr später vom Rathe als Verbrecher suspendirt, nachher in Haft genommen und 26 Jahre lang bis zu seinem Tode gefangen gehalten. Die genannten beiden Rathsglieder hatten (wie aus den Acten des Senckenbergischen Criminalprozesses hervorgeht) gleich beim Erscheinen der Commission dieser ihre Unterwerfung angezeigt, und Senckenberg insbesondere hatte nicht nur schon vorher in der Sache der Münzverbrechen Partei gegen seine Collegen genommen, sondern, wie ihm sein eigener Bruder (der Arzt) vorwarf, sogar in Wien die Einsetzung der Münz-Commission betreiben helfen.

Das kaiserliche Rescript vom 5. August wurde am 18. einer vor die Commission beschiedenen Raths-Deputation zugleich mit einem Verzeichnisse der bis jetzt 13,731 fl. 7 kr. betragenden Commissions-Kosten übergeben. Außerdem ward dem Rathe befohlen, diese Kosten auf sämmtliche renitirende Rathsglieder und Syndiker, nach Maßgabe ihres jährlichen Salairs, zu repartiren und innerhalb dreier Tage der Commission zu behändigen, wobei die Zeit der Renitenz vom 4. März an zu berechnen und deßhalb auch die Erben des am 14. Juni verstorbenen Schöffen Stalburg bis dahin mit in Anspruch zu nehmen seien. Deputirte des Raths hielten hierauf noch am nämlichen Tage eine Conferenz mit den als Repräsentanten der Bürgerschaft bestehenden sogenannten bürgerlichen Collegen (dem Ausschuß der Einundfünfziger und den Neunern), und diese erklärten, daß, wenn der Rath sich entschließen werde, die Gerechtsame der Stadt standhaft zu vertheidigen, man bürgerlicher Seits ihn nicht verlassen werde.

Am folgenden Tage ließ der Rath die Commission ersuchen, ihm eine Frist von nur so vielen Stunden zu gewähren, als seine fünf Syndiker zur Abfassung eines Gutachtens nöthig hätten; erhielt aber zur Antwort, seine Erklärung müsse noch am nämlichen Tage abgegeben werden.

Der Rath that Letzteres nicht, er beschloß vielmehr noch am 20. August, sich nicht eher zu entscheiden, als bis die Syndiker jeder für sich ihre Gutachten abgegeben hätten. Dies geschah am folgenden Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Don Carlos.

—n Paris, 10. December.

Ueber den Prätendenten Don Carlos kann ich Ihnen folgende Details erzählen:

Don Carlos lebt seit der Katastrophe in Spanien zurückgezogener als je; alle Berichte hiesiger Blätter, denen zu Folge er bald an einem Wettrennen, bald an einer Parforcejagd Theil genommen hätte, sind Erfindungen. Der Prinz ist seit einiger Zeit etwas leidend; ein eigenthümlich schmerzlicher Zug um den Mund und bläuliche Schatten unter den etwas matten Augen verrathen eine gewisse innere Aufregung, die sonst in den gleichgültigen, fast mürrischen Gesichtszügen nur wenig Ausdruck findet. Er liebt lange zu schlafen und frühstückt gegen elf Uhr ziemlich einfach und mäßig. Die Zeit zwischen Dejeuner und Diner verwendet er zur Besorgung wichtiger Correspondenzen, sowie zum Empfange einzelner Freunde oder solcher Leute, die ihn in dringenden Angelegenheiten persönlich zu sprechen haben. Das Diner nimmt er gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin ein, die, wie es scheint, von ihrem letzten Unwohlsein wieder ziemlich hergestellt ist. Bei Tische wird wenig gesprochen.

Die Abende bringt Don Carlos stets auf seinem Zimmer zu, wo sein Vorleser ihm die spanischen, französischen und englischen Journale im Auszug mittheilt. Mit besonderem Interesse werden namentlich diejenigen Artikel der französischen Presse verfolgt, die ihn und seine Candidatur zum Gegenstand haben. Dann belebt sich mitunter sein apathisches Gesicht auf Augenblicke; bald aber kehrt der Ausdruck jener phlegmatischen Traurigkeit zurück, die wie eine räthselhafte Wolke von jeher über seinem Haupte zu lagern schien. Die Berichte von den republikanischen Manifestationen in Spanien hört er etwa zur Hälfte an; dann gibt er mit der Hand ein Zeichen der Ungeduld und ruft mit schwacher Stimme: „Weiter, weiter!"

Die Person, der ich diese kurze Skizze verdanke, versicherte mir, daß neulich der Vorleser in nicht geringe Verlegenheit gerathen sei, als Don Carlos verlangt habe, zu erfahren, was die Progressisten in Spanien über ihn dächten. Zufälligerweise stand gerade an diesem Tage in fast sämmtlichen spanischen Journalen eine wenig schmeichelhafte Abfertigung seiner Candidatur und der Lector wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sagte: „Die spanischen Journale sind heute nicht eingetroffen!"

Mit dem kaiserlichen Hof steht Don Carlos in gar keinen Beziehungen; überhaupt ist er eine verschlossene Natur und zeigt, nach dem Urtheil unbefangener Beobachter, Hang zur schwersten Melancholie, ja zum Selbstmord.

Mannichfaltigkeiten.

(Mord.) Die „Rhein. Ztg." schreibt aus Köln, 13. December: Heute Vormittag wurde im Comptoir des Oelgeschäfts en gros von J. D. Nachtigall während dessen Abwesenheit hier ein scheußlicher Mord verübt. Als gegen 11 Uhr ein Neffe des Hauses in gedachtes Comptoir trat, um Herrn Nachtigall einen Besuch abzustatten, wurde er erschreckt durch den Anblick des vor dem Geldschrank in seinem Blute liegenden Buchhalters Gericke. Ein sofort herbeigerufener Polizeibeamte nahm unter Zuziehung von Wachtmannschaften eine Durchsuchung des ganzen Hauses vor, ohne die Spuren des Thäters zu entdecken. Als man wieder an den Schauplatz der ruchlosen That zurückkam, hörte man ein Geräusch in einem in der Mauer vorhandenen und mit einer einfachen Thür versehenen Verließe. Dasselbe wurde geöffnet und man fand in ihm einen Commis des Hauses versteckt, der, über und über mit Blut bedeckt, selbst mehrere Stichwunden hatte. Derselbe gab an, es seien, während er und der Buchhalter im Comptoir beschäftigt gewesen, zwei Kerle hereingekommen und auf sie Beide losgegangen, um an den Geldschrank zu gelangen; er selbst habe sich nach vergeblicher Gegenwehr in das Verließ geflüchtet. Da inzwischen das Küchenpersonal darauf aufmerksam gemacht, daß besagter Commis vorher zwei Mal in der Küche gewesen sei, das erste Mal um sich nach der Anwesenheit des Principals zu erkundigen, das andere Mal in sehr aufgeregtem Zustande, sich ein Glas Wasser fordernd, so wurde dieser bis des Mords verdächtig verhaftet. Gegen diesen jungen Mann spricht ferner der Umstand, daß im Comptoir häufig Geld gefehlt hat, und daß man ihn, der in letzter Zeit anscheinend

Digitized by Google

mehr Ausgaben machte, wie sein Einkommen zuließ, der Entwendung bezüchtigte, weßhalb ihm seine Stellung zum 1. Januar gekündigt war. Vor einem halben Jahre wurde er in der Nähe einer berüchtigten Straße gestochen und gestern Abend noch hat man ihn auf einem Balle betrunken gesehen. Sein ganzer Lebenswandel soll ein sehr leichtsinniger gewesen sein. Der Ermordete war ein allgemein geachteter junger Mann. Der Zufall fügte es, daß in der Nachmittagsstunde ein Bruder des Ermordeten und der Bruder des des Mordes Verdächtigen gleichzeitig in ein hiesiges Café traten und hier erst von dem Vorgefallenen Kenntniß erhielten. Sie, die Beide gleich schwer betroffen wurden, verließen leichenblaß das Local.

(Sommer im Winter.) Der „Allg. Ztg." schreibt man aus Genf vom 9. Dec.: Wir haben hier seit etwa 14 Tagen ein eigenthümliches, frühlingsmildes Wetter. Der Thermometer zeigt häufig bei Tage + 15 bis 17° und fällt des Nachts selten unter + 10°. Warme Regen sind nicht selten, und gerade heute haben wir einen vollkommenen Apriltag. Die Einwirkungen dieses Wetters auf die Vegetation sind merkwürdig. Das Gras in den Wiesen und Gärten nimmt einen frisch-grünen Schimmer, wie im Fühling an. Es soll blühende Kirsch- und Birnbäume in unserer Nähe geben.

Museum.

In Folge einer Programmänderung, die, wie wir hören, unser letzter Bericht insofern veranlaßt hat, als der für den Abend erwartete Redner daraus den Grund zu seiner Absage entnahm, — reizbare Naturen erhitzen sich eben bald und sind dann leicht verschnupft — sprach Professer Th. Creizenach von hier über Jakob Grimm. Wenn wir auch nicht wissen können, was wir von dem ausgefallenen Vortrag, „über die orthographische Frage", der gewiß Manchem — zumal aus so berufenem Munde — sehr wünschenswerth gewesen wäre, verloren haben: darin werden Alle zustimmend sein, daß der gebotene Ersatz ein überaus befriedigender war. Was immer Creizenach aus seinem umfassenden Wissen in der ihm eigenen flüssig klaren, wohl temperirten Art gibt, es gemahnt uns an die Gediegenheit eines Musivbildes, in welchem jeder der vielen farbenreichen Steinstifte an seinem richtigen Platz steht und in der Einzelpartie wie zum Ganzen vortrefflich wirkt.

„Unter den geistigen Häuptern der Nation das köstlichste Haupt, auch die eigenthümlichste Gestalt in der gelehrten Welt dieses Zeitalters, — steht er, eine Erscheinung ohne ihres Gleichen, um eben jener seltenen Bescheidung und selbstverläugnenden Hingebung willen, um der so kindlichen und doch so hohen patriarchalischen Einfalt seines Geistes und Gemüthes willen, um seiner durch und durch vaterländischen Gesinnung willen fast gänzlich unangefochten, — in die höchste Reife eingetreten mit dem unversehrten Schmelze der jungen Frucht" — so feiert Gervinus in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts den Mann, den die Wissenschaft zu ihren Meistern zählt, der dem deutschen Volke einer der Tempelhüter seiner edelsten Schätze ward. Neben der sanft zwingenden Liebenswürdigkeit der Persönlichkeit die Bedeutung seines Wirkens, neben der das Große und Ganze beherrschenden Weite seines Geistes das feine poetische Einleben in die tiefen Geheimnisse des Volksthums und dessen Horts, der Sprache, die umfassende Thätigkeit von den Kinder- und Hausmärchen bis zum deutschen Wörterbuch, in der Thierfabel, im Meistergesang, der Mythologie, und in den Wiesthümern des Rechtslebens, in der linguistischen Paläontologie bis auf die Bedeutung der Personennamen herab, das Alles im Einzelnen darzulegen, machte sich der Vortrag zur Aufgabe. Was dem letzteren für uns einen ganz besonderen Werth gab, war einmal der Umstand, daß der Redner, da er dem mit Dahlmann und Gervinus aus Göttingen Vertriebenen, nebst andern Frankfurtern das Geleit bis Kassel gab, aus eigenem Erlebniß über diese Zeit berichten konnte, und dann die Eingebung der vielfachen Bezüge, in welchen J. Grimm zu der Stadt Frankfurt in ihrer historischen Bedeutung sowohl, als nach deren regem, geistigen Streben gestanden hat; denn er war schon 1812 Ehrenmitglied des Museums — und später der gelehrten Gesellschaft, Präsident der 1846 hier abgehaltenen ersten Germanistengesellschaft und saß im deutschen Parlament. Wie natürlich, fand neben dem größern Bruder auch Wilhelm Grimm die verdiente Würdigung, und wir meinen sogar, es habe, da sie kaum getrennt gedacht werden, und sie in der That als die innigsten Genossen gelebt haben, das Thema: über die Brüder Grimm lauten können. Unter den Begründern der Sprachforschung haben wir neben Herder, W. v. Humboldt ꝛc. die Anführung von Franz Bopp vermißt. Was die Andeutung des Redners über Grimm's vermuthlich zustimmendes Urtheil in Bezug auf die Neugestaltung der deutschen Staatsverhältnisse angeht, läßt Gervinus' motivirte Darlegung, wie er sie von dessen Anschauungsweise hinsichtlich der Eigenart deutscher Stammesverhältnisse in seinem oben angeführten Werke gibt, erhebliche Zweifel an der Richtigkeit zu. — Da wir kürzlich in Gefahr waren, Prof. Creizenach durch einen ehrenvollen Ruf an das Ausland zu verlieren, wird ihm der allgemeine Beifall, mit welchem sein Vortrag aufgenommen wurde, ein befriedigendes Zeugniß sein dürfen, wie auch andere Kreise, als die seiner Lehrthätigkeit, erfreut sind, ihn sich erhalten zu wissen. ⊙

Correspondenzen.

Köln, 6., 7. und 8. December. (Verspätet eingesandt.)

Das große Gesangfest und der internationale Gesang-Wettstreit zu Köln, welchem Samstag, den 5. December, ein Fackelzug und eine Serenade beim Regierungs-Präsidenten Herrn v. Bernuth voranging, begann Sonntag Morgens mit der Hauptprobe in dem großen Gürzenich-Saale. Mittags bewegte sich der Festzug, aus 642 Sängern bestehend, vom Bahnhofe aus zum zweiten Fest-Locale, dem Gertrudenhofe. Hier wurden die Vereine begrüßt und den Dirigenten der Ehren-Wein gereicht; dann ging der Zug weiter zum Hauptfest-Lokale Gürzenich, wo die Fahnen aufgepflanzt wurden und um 6 Uhr Abends das Gesammt-Concert begann. Dort waren anwesend: ein aus 76 Musikern bestehendes Orchester und der Chor der 642 Sängern aus den Städten und Ortschaften: Aachen, Bayenthal, Bonn, Buchheim, Brühl, Köln, Düren, Deutz, Ehrenfeld, Euskirchen, Eupen, Frechen, Königswinter, Mülheim, Rippes, Poll, Bodenkirchen, Solingen und Waldbroel. Außerdem waren acht belgische Vereine durch Abordnungen vertreten. Durch den seit vier Jahren bestehenden Rheinisch-Westphälischen Concert- und Sängerfest-Verband kamen Gesammt-Chöre von C. M. v. Weber, Mozart, Schneider und dem Fest-Dirigenten Dr. Herz zur Aufführung, die solchen Massenkräften entsprachen und ein dankbares Publikum fanden; denn jede Nummer hatte sich beifälliger Aufnahme zu erfreuen, sodann wurde die neue Fest-Ouvertüre, von Herrn Dr. W. Herz dem König gewidmet, mit Erfolg executirt. Nun kam das Preissingen der Deutschen an die Reihe. Hierbei erhielten: Die Vereine von Eupen, Frechen, Köln und Poll erste, — von Bayenthal, Waldbroel und Mülheim zweite, — und Buchheim ꝛc. dritte Preisdiplome und Fest-Preismedaillen. — In der zweiten Abtheilung folgte dann das Preissingen um die von hochgestellten Gebern gespendeten Preise, wobei die Vereine, welche früherhin schon erste und zweite Preise erhalten hatten, concurrirten. Hierbei erhielt Eupen den „prix supérieur": Ein prachtvolles Scheuren'sches Album von der Königin Augusta und eine werthvolle, goldene Medaille vom Kronprinzen von Preußen. — Den „prix d'excellence", eine Vase von Ihrer Majestät der Königin und ein hübscher Pokal vom Grafen v. Fürstenberg-Stammheim, fiel dem früher schon mit ersten Preisen ausgezeichneten Vereine von Frechen zu. — Der prix d'honneur wurde getheilt: Den schönen Pokal von der Familie des Freiherrn v. Oppenheim erhielt der Verein von Waldbroel und die Medaille des belgischen General-Consulates wurde dem Vereine Orpheus aus Mülheim am Rhein zuerkannt; außerdem erhielten die Vereine aus Poll und Bayenthal noch Medaillen als Preise. Der zweite Tag, an welchem im Gertrudenhofe das Concert, die Preisvertheilung und Einzelvorträge der preisgekrönten Vereine statt hatten, war wirklich ein Jubeltag für die Gesellschaften und dieselben sangen dort bedeutend besser als beim Wettstreit in dem großen Gürzenich-Saale. Auch die Orchester-Pièceen wurden hier sehr gut executirt und eine vom Fest-Dirigenten Herrn Dr. Herz über dreißig der beliebtesten Opern geschriebene Quodlibet-Ouvertüre wurde stürmisch da capo verlangt. Der dritte Tag des Festes endete mit einem Vocal- und Instrumental-Concerte und heiterem Festballe. Dieses Sängerfest wird jedem Theilnehmer in fröhlichem Andenken bleiben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 16. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. Viel Lärm um Nichts, Lustspiel in 3 Acten von W. Shakespeare. Für die deutsche Bühne eingerichtet von Karl v. Holtei. — Beatrice: Frau Niemann-Seebach.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 37.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 350. Donnerstag, den 17. December 1868.

Der Heiligenmaler vom güldnen Thal.

Historische Erzählung aus den bayerischen Alpen von Erwin Förster.

(Schluß.)

Als Anton allein war, überlief ihn der Gedanke mit Schaudern, daß man ihn etwa mit Gewalt hier festhalten könnte.

„Bah', sie dürfen's nicht und können es nicht, im Nothfall soll mir der Degen Bahn brechen; in Au hab' ich für die Freiheit Anderer gefochten, so werd' ich's hier wohl auch für die eigene können."

In der Kirche erscholl der Gesang der Mönche und er freute sich, daß er ihm nicht mehr beizuwohnen hatte.

„Gott sei's gedankt", dachte er, „daß ich ein Anderer geworden und nicht mehr glaube, die Stürme des eigenen Herzens würden sich in der Stille dieser Zellen legen! Nur im Sturm und Drang des Lebens schweigen sie; hier wohnt die laute oder stumme Verzweiflung, draußen die frohe Zufriedenheit."

Der Pförtner kam zurück und winkte ihm zu folgen.

„Wollt Ihr nicht erst die Kutte anziehen? Der Herr Abt könnte es verübeln, wenn Ihr so erscheint."

„Ich danke, guter Bruder", antwortete Anton lächelnd, „ich hoffe, überhaupt nicht mehr die Kutte zu tragen."

„So seid auch Ihr uns untreu geworden? O, das ist des Hochwürden Tod!"

„Laßt's gut sein, ich glaube, der Herr Abt wird sich freuen, daß ich das Ordenskleid abgelegt."

Sie kamen an die Thüre des Prälatenzimmers; Antons Herz pochte lauter, als sein Finger die Thüre berührte, und er schrack fast zusammen, als drinnen ein gedämpftes „Herein!" erscholl.

Auf dem Lehnstuhl saß Abt Oswald. Er war sehr gealtert. Die wenigen Locken seines Scheitels und die Augenbrauen waren silberweiß, die Hände, dürr und runzlig mit hochaufgelaufenen Adern, krallten sich an die Seitenlehnen des Stuhles fest und das einst so lebhafte Auge blickte stier auf den Ankömmling.

„Was befiehlt der Herr?" wandte sich der Greis an den Pförtner.

„Hochwürden, es ist unser Novize, Bruder Lucas Antonius", entgegnete dieser laut.

„Lucas Antonius? Das ist Lucas Antonius, den ich — —, nein, doch nein, ich habe ja nur sein Bestes gewollt!" flüsterte Abt Oswold.

Anton trat näher und sprach laut:

„Hochwürden, kennt Ihr mich nicht mehr, den Maler Lucas Antonio?"

„Herrgott, Herrgott! Ja, das ist er, das ist seine Stimme!" schrie Oswald freudig. „Aber", setzte er traurig hinzu, „ach nein, er ist's nicht, der Bruder Lucas geht ja in einer Kutte."

„Herr Abt, der Bruder Lucas Antonius ist todt; aber der Maler Lucas Antonio lebt und kommt, um von Euch Abschied zu nehmen", antwortete unser Freund mit ernstem Nachdruck.

Der graue, dichte Nebel, welcher des Abtes Geist verschleierte, lichtete sich. Noch einmal sah er den Maler fest an, dann sprach er gefaßter, in dem Ton wie ehedem:

„Mein Sohn, ja Du bist es, ich sehe es und traun, Du gefällst mir im prächtigen Kleid, allein das Gewand des heiligen Augustin steht Dir besser, denn es zeigt von Deiner Treue."

„Mein Vater", versetzte Anton mild und ergriff seine Hand, „Ihr habt mich gefragt, ob ich Maler werden wolle, nicht ob ich Mönch sein will? Ich hab' Euch mein Wort gehalten, ich kehre als ein Maler zurück. Ich war Euch also treu! Jetzt bin ich da, um Abschied zu nehmen, denn unter Einem Dache werden wir fürder nicht mehr leben."

Des Abtes Auge verlor wieder den Glanz und stierte unheimlich, indem er sagte:

„Du willst mich verlassen? Du, den ich liebe, geliebt habe! Ich habe ja nur Dein Bestes gewollt. Ha! ha! ich habe Dein Geld, Du kannst gehen."

„Vater, habt Ihr mich denn blos des Geldes wegen zum Kloster beredet?"

Jetzt flammte der Blick Oswalds unheimlich; lüstern, gierig sah er aus, als er sagte:

„Dein Geld will ich, was sonst?" Er sank zurück und rief dann wehmüthig: „Ach nein, ich wollte nur Dein Glück! Nimm Dein Geld, nimm Deine Freiheit und nimm meinen Segen!" Wieder wurde es heller in ihm, als er sagte: „Anton, ich habe Dich lieb."

Der Maler hätte eher gegen die enlmenschte Söldnerschaar kämpfen mögen, als so zwischen dem Mitleiden mit dem Greise und der Liebe zu Resel zu schwanken. Letztere siegte, denn er frug bestimmt:

„So wollt Ihr mir meines Vaters Gut vorenthalten?"

„Du bist Mönch, Du bist mein Diener und ich Dein Abt; vergiß es nicht, wer vor Dir steht! — Doch nein, Du hast Recht, Dir gehört das Leben mit seinen Gütern, nicht uns. Gott helfe mir, daß ich der Versuchung widerstehe! Holt den Säckelmeister!"

Von den beiden Brüdern, welche den schwachsinnigen Greis pflegten, lief einer fort, um den Verlangten zu rufen.

„Hochwürden", sagte Anton bestimmt, „Ihr habt mir gestanden, warum Ihr mich im Kloster haben wolltet, so will auch ich Euch sagen, warum ich aus ihm gehe: Ich bin der Bräutigam Resels!"

„Resel? Du und die Resel; Ihr werdet glücklich und ich bin's nicht!" rief der Abt, während seine zitternde Hand die Rechte des Malers suchte. „Anton, ich habe Dich lieb, ich segne Euren Bund!"

Der Säckelmeister trat ein.

Digitized by Google

Der Abt erhob sich aufrecht und seine Stimme war zur alten Kraft erstarkt, als er ihm zurief:

„Wo ist das Geld des Bruders Lucas Antonius? Bruder Säckelmeister, ich bin Abt, ich habe zu befehlen und deßhalb sage ich Dir, gib dem Herrn Killberger, genannt Lucas Antonio, sein Geld wieder!" Die Stimme brach ihm, er fiel auf seinen Sitz zurück. „Sein Geld! Sein Geld!" wimmerte er, „so habe ich vergeblich gesündigt und der Herr meinen Anschlag zu Nichte gemacht! Das Geld, das Geld . . ."

Die Sinne schwanden dem Greis, er saß unbeweglich auf seinem Stuhl, er hörte nichts mehr, er sah nichts mehr mit offenen Augen; der Geist war erloschen und nur der Körper lebte noch ein trauriges Dasein.

Vier Wochen nach Andreas Tod gebar Resel einen kräftigen Knaben, und sein Anblick linderte ihren Schmerz.

Als sie etwa ein halbes Jahr später mit dem Kinde vor dem Hause spielte, kam der Maler und zeichnete die liebliche Gruppe und sich selbst dazu, wie er sich über Resel beugte und den Kopf des Kindes streichelt.

„Darf ich sein Vater sein?" frug er sanft, als er der Geliebten das Bild reichte.

Die Wittwe sah ihn forschend an, sie legte das Kind in seinen Arm. Anton küßte den Knaben und küßte das Weib und — sie ließ sich's gefallen.

„Hoho! was ist Das?" schrie Peterl, der hinter dem Fenster gelauert; „Herr Maler, wenn ich recht sehe, gibt's jetzt bald eine Frau Lucas Antoniusin?!"

— — — —

Die Hochzeit des Malers war eine stille; außer Peterl, welcher auftrug, war kein Gast zugegen als der alte Vordermaier mit seiner Frau, der Erbgraf und der neue Frauenrieder Förster und Erbpächter Franzel.

Bei der Tafel ließ sich ein Mönch melden und als er eintrat, überreichte er dem glücklichen Maler den Raphael'schen Christus aus dem Prälatenzimmer der Herrenmühle und sprach:

„Unser hochwürdigster Abt schickt Euch das Bild als letztes Andenken. Er segnet Euch Beide und läßt Euch bitten, Ihr möchtet ihm verzeihen und ihn nicht vergessen."

Anton sah den Mönch fragend an.

„Er ist", fuhr der Mönch fort, „heute morgen in diesen Armen verschieden, nachdem der Herr seinen Geist noch kurz vorher erleuchtet hat. Möge er ruhen in Frieden."

„Amen! Amen!" sprach der Maler und seine Braut.

— — — — —

Bald darauf zog Andreas mit der jungen Frau und Peterl fort nach Rom, denn der protestantische Gau war damals kein Boden, auf dem die Kunst gedieh.

Oft war der große Malerfürst Michel Angelo im Hause seines Schülers und ward ein begeisterter Verehrer der „schönen Deutschen".

Peterl war glückselig in Rom, aber mit der italienischen Sprache ging es ihm schlecht, außer Signor und Signora lernte er kein Wort weiter; diese beiden aber gefielen ihm besser, als das deutsche „Herr und Frau", und selbst, als sie vierzehn Jahre später nach Deutschland in's güldne Thal sich zurückzogen, sagte er immer mit vielem Stolze: „Ich bin Diener bei Signor Lucas Antonio und bei seiner Signora."

Den Miesgau fanden sie ruhig und glücklich, Katholiken lebten friedlich neben Protestanten, und erst, als das Jahrhundert sich neigte und der Graf Wolf Dietrich von Maxlrain im hohen Alter die Augen schloß, vermochte Schwerdt, Feuer und Hunger die Bauern, welche nicht nach Tyrol und nach der Oberpfalz ausgewandert waren, zur alten Kirche zurückzuführen; allein der Sinn für Freiheit, der Luthers Lehre die Thore öffnete, starb mit dieser nicht aus und jetzt noch lebt ein freies Volk dort, preist die Zeit, welche die Duldung gelehrt, und erinnert sich seiner Ahnen, die für diese geblutet!

Auflehnung Frankfurts gegen den Kaiser im Jahre 1760.

Von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Drei von den fünf Syndikern (Schudt, Rumpel und Burgl) riethen zum Nachgeben, wiewohl mit Vorbehalt des Recurses an den Kaiser und die Reichsversammlung. Ihre Motive waren: alle bisher vorgebrachten Rechtsgründe seien vom Reichshofrath verworfen worden; es sei kein Reichsgesetz vorhanden, durch welches dem Recurs an Kaiser und Reich eine suspensive Wirkung zugeeignet werde; es sei außerdem nach den Berichten, welche der Rath aus Regensburg erhalten habe, sogar wenig wahrscheinlich, daß die Majorität des Reichstages sich zu Gunsten Frankfurts entscheiden werde; auch andere Reichsstände hätten in ähnlichen Fällen es nicht aufs Aeußerste ankommen lassen, sondern zum Weg der Gnade ihre Zuflucht genommen; die beiden bürgerlichen Collegien hätten zwar dem Rath ihren Beistand zugesagt; allein wenn es zur angedrohten Execution und damit zum Geldfordern komme, dann habe man sich von ihnen doch keinen reellen Beistand zu versprechen; die angedrohte Execution stehe sicher und unmittelbar bevor, und diese könne ein größeres Unglück nach sich ziehen, als die Stadt Frankfurt jemals betroffen habe. In ähnlichem Sinne hatte Senator Hupka sich ausgesprochen, als er der Sitzung des 19. August nicht beiwohnen konnte und deßhalb sein Votum schriftlich einsandte. Nur hatte dieser noch hinzugefügt: er werde sich nie und nimmer bereden lassen, um des Wuchers und schnöden Gelohandels willen, welchen gewinnsüchtige Leute, christliche wie jüdische, trieben, seine Ehre und Habe, sowie die Wohlfahrt der Stadt und des Vaterlandes in die Schanze zu schlagen; er rathe vielmehr, sich dem Willen des Kaisers unbedingt zu unterwerfen und daher diesem nur die Bitte auszusprechen, daß er die Commissions-Kosten nicht dem Rathe auferlegen möge, sondern vielmehr eben jenen habgierigen Menschen, welche die so höchst nöthige Untersuchung des Münzwesens herbeigeführt hätten.

Im Gegensatz gegen diese Rathgeber, denen es blos um Abwendung der dem Rathe und der Stadt drohenden Gefahr zu thun war, faßten die Syndiker Lucius und Gelf lediglich das bedrohte Recht der Stadt ins Auge und riethen dringend an, trotz aller persönlichen und allgemeinen Gefahren und Leiden dieses zu wahren. Noch seien, sagte z. B. Gelf, nicht alle rechtlichen Hülfsmittel erschöpft, so daß nur die Unterwerfung übrig bleibe; man solle namentlich den eingeschlagenen Recurs an den Reichstag standhaft fortsetzen; obgleich der angedrohte Verlust aller Ehren und Würden, sowie des Bürgerrechtes und des Vermögens und die zu befürchtende Strafe an Leib und Leben Gefahren seien, welche auch einen stets unverzagten Mann zu Entschlüssen bewegen könnten, zu denen er sich sonst nimmermehr verstanden haben würde, so hänge doch von dem, was der Rath jetzt thun werde, die Aufrechthaltung der Stadt oder deren Untergang ab; da aber jedes Rathsglied geschworen habe, der Stadt wahres Wohl zu befördern, so dürfe unter allen Umständen kein Rathsglied etwas Anderes als die Erhaltung der Stadt und ihrer Rechte ins Auge fassen; wenn man

Digitized by Google

sich endlich darauf stütze, daß kein einziges Rathsglied bei den begangenen Münzverbrechen betheiligt sei, daß also den Unschuldigen nicht zugemuthet werden könne, statt der Schuldigen so harte Strafen über sich ergehen zu lassen, so sage er dagegen, es sei besser gethan, die Rechte seiner Mitbürger zu vertheidigen und dafür unschuldiger Weise zu leiden, als die Stadt zu Grunde gehen zu lassen *).

Was die Rathsglieder in ihrer großen Mehrzahl betrifft, so hat ein Auswärtiger, welcher damals in Geschäften eines deutschen Hofes zu Frankfurt lebte, schriftlich behauptet, der Rath habe noch am 20. August beschlossen, die Anmuthung der Münz-Commission zurückzuweisen und das Aeußerste abzuwarten, die Commissäre hätten ihm aber vermittelst des Stadtschultheißen (Goethe's Großvater Textor) eine Schlinge gelegt, indem sie durch diesen bewirkten, daß der Rath nochmals eine Berathung anstellte, damit die Commission inmitten dieser nochmaligen Rathssitzung einen erst jetzt ausgedachten Schlag ausführen könne. Als am Morgen des 21. August der Rath um 9 Uhr zusammenkam, erhielt der Präsident desselben ein von Bissing unterzeichnetes Schreiben des Inhalts: heute um halb elf Uhr sei die gestellte Frist von drei Tagen abgelaufen, ohne daß bis jetzt der Rath seine Parition erklärt habe, die Commission habe deßhalb für gut gefunden, denselben im letzten Augenblick noch einmal zu warnen. Der Rath nahm hierauf die Berathung und Abstimmung über die Vorschläge der Syndiker vor. Kaum aber hatten acht bis zehn Rathsglieder sich ausgesprochen und ihr Votum abgegeben, als ein kaiserlicher Notar vor dem Sitzungszimmer erschien, den Stadtschultheißen, den älteren Bürgermeister, sechs andere Rathsglieder und die Syndiker Burgk und Lucius, einen nach dem anderen, herausrufen ließ und ihnen schriftliche Citationen überreichte, durch welche sie theils auf halb elf, theils auf elf theils auf halb zwölf Uhr vor die Commission beschieden wurden. Die Citationen lauteten: „Von kaiserlicher Commission wegen wird hiermit dem N. N. anbefohlen, um ... Uhr heute Vormittags vor derselben also gewiß zu erscheinen, als er im widrigen Falle aller seiner Ehren, Würden, Aemter und des hiesigen Bürgerrechts mit der That **) vor verlustig erkläret und kaiserlicher Majestät als ein beharrlicher, pflichtvergessener Renitent zu weiterer allergerechtester Bestrafung einberichtet werden solle. Frankfurt, 21. August 1760. Ex mandato Commissionis Caesareae Bissing manu propria."

(Fortsetzung folgt.)

*) Gelf, welcher hier als eines der entschiedensten und muthigsten Mitglieder des Rathes erscheint, war sonst ein nichts weniger als tüchtiger Beamter. Er besaß weder die für seine Stelle erforderliche allgemeine und juristische Bildung, noch auch selbst hinreichende intellectuelle Begabung und war überdieß sehr träge. Seine Erwählung zum Syndicus war daher ein arger Mißgriff gewesen, so daß einer seiner Mitbürger scherzend gesagt hat, man sollte ihn nicht Syndikus, sondern Sündikus nennen, weil er zur Strafe für die Sünden seiner Mitbürger erwählt worden sei. Im Jahre 1753 in sein Amt eingetreten, zeigte Gelf sich alsbald unfähig, andere als unbedeutende Gegenstände zu bearbeiten, und zog dabei selbst die leichtesten Arbeiten so weit hinaus, daß fortwährend Klagen über ihn einliefen. Im Jahre 1762 ersuchte ihn deßhalb der Schöffenrath, zu resigniren; er that dieß jedoch nicht. Im September 1764 machte endlich der Rath von seinem Rechte der vierteljährigen Kündigung Gebrauch und entließ ihn, worüber dann Gelf einen Rechtsstreit mit ihm anfing. Ein Mann von ganz anderer Art war sein College Lucius. Dieser zeichnete sich durch Talent, Fleiß und Kenntnisse aus und war außerdem in sittlicher Hinsicht so tüchtig, daß einer seiner gebildeteren Mitbürger, welcher sonst seine Zeitgenossen sehr scharf und mitunter allzu hart beurtheilte, über ihn den Ausspruch that: Lucius sei ein auf Gerechtigkeit bedachter Mann gewesen, der seine Vaterstadt geliebt und stets das Wohl seiner Mitbürger im Auge gehabt habe.

**) D. h. augenblicklich.

Frankfurter Theater.

Hebbel's Nibelungen.

1.

Wir stehen hier vor einem Werke und vor einem Dichter, der die Kritik bei seinen Lebzeiten (er starb bekanntlich 1863 zu Wien) stets in Athem erhielt, nicht sowohl allein wegen seiner eigenartigen dichterischen Anlage, sondern weil er selbst in die kritische Arena trat, Lanzen für seine Grundsätze und Ideale brach und gleichsam die Philosophie seiner dramatischen Kunst selbständig entwickelte. In dieser Beziehung hat Hebbel Aehnlichkeit mit Richard Wagner, der ebenfalls nicht bloß als Producent auftrat, sondern uns auch einlud, in die Werkstätte seiner Production einzutreten und uns von der Vortrefflichkeit der Einrichtungen und des Systems, nach dem er schafft, zu überzeugen. Wie Richard Wagner, faßte Hebbel auch seine Kunst als eine Dichtkunst der Zukunft auf und verharrte in etwas gereizter und pessimistischer Stimmung gegen die Mitwelt, als er vielfach auf Opposition stieß und seine Werke sich auf den deutschen Bühnen nur langsam Bahn brachen. Als man ihm, da er schon bettlägerig war, mittheilte, daß seine Nibelungen-Trilogie den großen Preis bei dem Berliner dramatischen Preisausschreiben erhalten, wollte er es Anfangs gar nicht glauben, indem er unsere Zeit für unfähig hielt, ihn völlig zu würdigen.

Hebbel betrachtete das eigentliche, höchste Drama nur dann als möglich, wenn in dem jedesmaligen Welt- und Menschenzustand eine entscheidende Veränderung vorgeht, so daß dasselbe stets Product einer Zeit ist, welche das Mittelglied zwischen einer sich schließenden und einer neu sich bildenden Reihe von Jahrhunderten darstellt. Dieser Höhepunkt ist nach ihm zweimal erreicht, im griechischen Drama und in Shakespeare.

Ueber diese seine kunstphilosophische Auffassung des Dramas, wie er sie nach seinen ersten Arbeiten entwickelte, ist hier nicht der Ort, mit Hebbel zu rechten. Von ihr ausgehend, mußte ihm der Stoff des ältesten deutschen Heldenepos, das in eine Zeit fällt, wo Heidenthum und Christenthum zusammentreffen, als geeigneter Stoff zu einem nationalen Drama (er nennt es „deutsches Trauerspiel") erscheinen. Den Wendepunkt zweier großer Zeitepochen, auf den der Dichter im Princip so viel Werth legte, betont er auch in den Nibelungen, wo gleich zu Beginn der zweiten Abtheilung (Siegfried's Tod) Frigga sagt: „Ich habe den alten Göttern, ehe der Mond zerbrach, ein Opfer dargebracht" und Brunhild ihr entgegnet: „Den alten Göttern! Jetzt herrscht das Kreuz und Thor und Odin sitzen als Teufel in der Hölle."

Die Riesenaufgabe, den Stoff der germanischen Heldenlieder in dramatischer Form zusammenzufassen, hat Hebbel in einer Trilogie zu lösen versucht, die nach Art der Wallenstein-Trilogie aus einem einactigen Vorspiel (der gehörnte Siegfried) und zwei fünfactigen Tragödien (Siegfried's Tod und Kriemhild's Rache) besteht. Daß Hebbel sich eine solche, auf den ersten Augenblick fast unlösbar scheinende Aufgabe nur stellen konnte, beweist für die Stärke seines dichterischen Genius. Er hat's vollbracht, er führt die Welt des halb sagenhaften deutschen Epos in Fleisch und Blut vor unsere Augen. Er hat das Ungefügige des Stoffes so weit möglich gefügig gemacht, er hat die psychologischen Motive in ein scharfes Licht gestellt und mit ächt dichterischer Vertiefung den innern Zusammenhang des Gedichtes in großen Zügen erfaßt und veranschaulicht. Im großen Zügen sagen wir, und darin scheint uns ein Hauptverdienst des Dichters zu liegen. Hebbel hat richtig herausgefühlt, daß das halb Ungeheuerliche des Stoffes keine feine Detailmalerei verträgt, daß er mit vollen, breiten und kräftigen Strichen auftragen mußte, um zu wirken. Die wuchtige Gedrungenheit, die körnige Einfachheit und Schmucklosigkeit der Sprache, die knappe und doch so inhaltvolle Charakterisirung der Helden, das grade auf das Ziel Losgehen in der Handlung sind es, die wir am meisten bewundern. Von dem modernen Raffinement der Spannung, d. h. der unerwarteten Wendung der Ereignisse ist in dem Stücke keine Spur zu finden. Mit fast homerischer Einfalt macht uns der Dichter gleich mit den Plänen und Absichten seiner Helden bekannt und wir erfahren stets vorher, was geschehen wird. Daß dennoch das volle Interesse des Zuschauers bestehen kann, ist ein Beweis von der dichterischen Bedeutung des Werkes. Ganz ungerechtfertigt erscheint uns daher der Vorwurf, den man Hebbel gemacht hat, daß sein Drama zu sehr von modernen Elementen und Motiven durchsetzt sei. Wir können Das nicht finden. Außer der Erzählung Siegfried's von der Tödtung des Drachen und der etwas unverständlichen Vision der Brunhild, die gleichsam epische Reminiscenzen sind, finden wir Alles von wahrhaft antiker Kürze und Schlichtheit. Es ist jedes Wort so abgewogen, daß man die zwei ersten Theile — die hier an einem Abend zusammen aufgeführt werden — fast unverkürzt gibt, wie sie im Druck erschienen sind.

Und trotz Alledem haben wir unsere ernsten Bedenken gegen das Hebbel'sche Stück. Mißlich ist schon, daß, was von der Trilogie an einem

Digitized by Google

Abend aufgeführt werden kann, auf alle Fälle nur ein Fragment bleibt. Gibt man nur das Vorspiel und Siegfried's Tod, so fehlt alle und jede uns befreiende und befriedigende ästhetische und ethische Lösung, indem das Böse einen uneingeschränkten Triumph feiert, so uneingeschränkt, daß den Verbrecher nicht einmal die Nemesis in seinem eigenen Gewissen ereilt, sondern daß er mit Stolz von seinen Thaten reden darf und von seiner eid- und treuvergessenen Sippe gleichsam Verherrlichung erfährt. Gäbe man aber den dritten Theil, Kriemhild's Rache, allein, so hätte man die Katastrophe, aber nicht die Entwickelung. Der dritte Theil ist leider wegen allzu umfangreicher Metzelei für die heutige Bühne fast unausführbar.

Das Drama kann uns trotz des in demselben pulsirenden poetischen Lebens doch nur als ein interessantes Experiment erscheinen, denn zwischen den Helden der Nibelungen und unseren dramatischen Forderungen gibt es kein: Berührungspunkte. Wir verlangen von der Tragödie, daß sie von der höchsten Idee der Menschheit und des ewigen Rechtes durchdrungen sei. Was aber tritt uns als der ethische Grundgedanke bei der Vorführung des Hebbel'schen Nibelungen-Dramas entgegen? Es ist der Triumph der höchsten körperlichen Kraft, der hier seine Verherrlichung erfährt, es ist die höchste, rücksichts- und schrankenlose Geltendmachung des Ich, die als Grundgedanke das Ganze durchzieht. Diese überirdische Kraft, die nicht einmal eigenes Verdienst Siegfrieds ist, da er durch das Bad in Drachenblut unverwundbar und durch das Balmungschwert unbesiegbar geworden, kommt zu Fall durch Neid, Mißgunst und Verrath der Freunde und Verwandten, ohne daß dieselben dadurch an Ansehen sinken. Das einzige ethische Princip, wenn wir es so nennen dürfen, das uns greifbar aus dem Stücke entgegentritt, ist die volle Ausstrahlung der persönlichen Kraft bis zur Vergewaltigung, die Erfüllung des individuellen Willens. Es stehen sich nicht einmal die körperliche Kraft und ihr Mißbrauch einerseits und die Gewalt des Geistes anderseits gegenüber, denn Siegfried ist nicht übermüthig, er mißbraucht seine Kraft nicht und er fällt auch nicht durch die Macht des Geistes oder der Idee, sondern durch niedrige Ränke und Schliche. Ueberall fehlt es uns also an Versöhnung und ethischer Befreiung, die selbst der dritte Theil, wo Hagen Günther erschlägt und, selbst gefallen, durch Kriemhilden's Tod gerächt wird, nicht völlig bieten kann.

Anstatt einer nach dem Ideal des Guten und Wahren ringenden, wenn auch noch irrenden Welt, sehen wir ein Conglomerat von halb rohen Einzelkräften, die sich befehden, bis sie schließlich fast alle untergehen. Anstatt einer großen, weltbewegenden Idee tritt uns eine gegen die unserige gedanken- und gefühlsarme, noch in der Wiege der Kindheit liegende, wildkräftige Urzeit entgegen, die sich mit den sittlichen Idealen der Gegenwart kaum in irgend einen Einklang bringen läßt. Es fehlt uns deßhalb an dem rechten warmen und persönlichen Interesse und Verständniß für die Kämpfe und Ziele dieser Helden, sobald dieselben uns in Wirklichkeit gegenüber treten.

Für das Epos ist natürlich ein anderer Standpunkt maßgebend, als für das Drama, da sich dort die Gestalten in den grauen Nebel der Phantasie hüllen und wir nicht genöthigt sind, die Maße des Ungeheuerlichen an Gestalten von Fleisch und Blut zu legen, die vor unseren Augen wandeln und reden. Wenn wir mit Ute und Kriemhild vom Fenster aus dem Wurfspiele mit Felsblöcken zusehen, wo Siegfried noch einen Schuh über die Möglichkeit hinaus wirft, so daß eine Mauer mit donnerähnlichem Getöse zusammenstürzt und die Burg in ihren Grundvesten erbebt, so sind wir später ernüchtert und enttäuscht, wenn dieser gewaltige Recke mit modernen Gliedmaßen in die Erscheinung tritt. Einen fast komischen Eindruck macht es auf uns, wenn Hagen zu Anfang des zweiten Acts des zweiten Theils erzählt, wie Brunhild ihren Bräutigam mit „vorgestrecktem Arm weit in den Rhein hinaus hielt." Wenn wir uns diese, sowie manche andere Scenen gar plastisch vergegenwärtigen, so wird das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung erzeugt.

Einen weiteren Mißstand, der jedoch wieder in dem Stoffe selbst liegt oder vielmehr durch die Undarstellbarkeit des Stoffes bedingt wird, sehen wir darin, daß die entscheidenden Wendepunkte der Handlung hinter der Scene vorgehen müssen. Die Ueberwindung Gunthers und aller seiner Mannen in dem Wurfspiel, die den Grund zu dem tödtlichen Hasse Hagens und somit zu der Haupttriebfeder des Stückes legt, ist nicht darstellbar, ebenso das Ringen Gunthers mit Brunhild und gar die zweite Ueberwindung derselben durch Siegfried. Dieses Motiv, sowie die damit in Zusammenhang stehende Erzählung Gunthers von seiner Hochzeitsnacht sind so heikliche Themata, daß schon ihre Wiedererzählung nicht ohne Grund etwas Anstoß erregend erscheint. Das Nibelungenlied steht jedoch unserer Nation zu fern und ist zu wenig in das Volksbewußtsein übergegangen, als daß anzunehmen wäre, daß Jedermann mit den äußeren Hergängen desselben vertraut wäre und daß es nur Andeutungen über die unvermeidlichen Lücken bedürfte.

K. W.

Frankfurt, 16. December.

Vaudeville-Theater.

Die Fürst'sche Singspielgesellschaft, noch vom vorigen Jahre her in gutem Andenken, hat durch den diesmaligen Gastspielcyklus ihre Beliebtheit und ihren guten theatralischen Ruf noch fester begründet. Wir finden, daß die Kräfte der Gesellschaft nicht nur ihrem eigentlichen Element, der Wiener Posse, in welchem sie zu Hause sind wie der Fisch im Wasser, sondern theilweise selbst höheren schauspielerischen Anforderungen entsprechen. Da sich dessenungeachtet die Gesellschaft vernünftigerweise nicht zum „höheren Drama" versteigt, leistet sie Das, was sie leisten will, auch vollständig. Ihre Bühnengewandtheit äußert sich in vortrefflichem Zusammenspiel, in packender Charakteristik urkomischer Persönlichkeiten aus dem Volksleben und in dem vollen Verständniß der beabsichtigten Wirkung — nämlich einer zwergfellerschütternden Heiterkeit, bei eben so vollständiger Beherrschung der Mittel, sie hervorzurufen. Dafür fehlt es auch nicht an Anerkennung von Seiten des Publikums, deren sich Director Fürst selbst, die Damen Nippicher und Kirchhofer und die Herren Schneider, Linbruner nnd Kräuser im besonderen Maße zu erfreuen haben.

Mainz, 14. Dec. Für die Vergebung der Direction des hiesigen Theaters auf drei Jahre ist Concurrenz eröffnet und sind die Offerten zur Uebernahme bis längstens zum 31. December l. J. auf dem Secretariate der Bürgermeisterei einzureichen.

Wiesbaden, 12. Dec. Gulem Vernehmen nach wird Herr Hofschauspieler und Regisseur Düringer von Berlin zur Uebernahme der Oberleitung des hiesigen königl. Theaters vom 1. Februar nächsten Jahres in unserer Stadt eintreffen.

Sechstes Museums-Concert.

Freitag, den 18. December 1868, 6½ Uhr,
im großen Concert-Saale.

Programm.

Erste Abtheilung.

1) **Ouverture** zu „Athalia" von F. Mendelssohn.
2) **Concert** für Pianoforte in C-moll von L. van Beethoven, vorgetragen von Herrn Capellmeister Dr. Ferd. Hiller aus Köln.
3) **Vortrag** der schwedischen Quartettsänger, Herren H. Luttemann, J. Köster, E. Ellberg und G. Ryberg aus Stockholm:
   a. „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'", von F. Kuhlau.
   b. „Schwedische Volksweise", arrangirt von L. Ohlsson.
   c. „Die Thräne", von J. Witt.

Zweite Abtheilung.

4) **Symphonische Phantasie** für großes Orchester von Ferdinand Hiller. (Unter Leitung des Componisten.)
5) **Vortrag** der schwedischen Sänger:
   a. „Der Abend", von L. Schäffer.
   b. „Die Brautfahrt in Hardanger", von H. Kjerulf.
6) **Gavotte, Sarabande** und **Couraute** für Pianoforte (op. 115), componirt und vorgetragen von Herrn Dr. Ferd. Hiller.
7) **Vortrag** der schwedischen Sänger:
   a. „Suomis Sang" (Finnlands Gesang), von F. Pacius.
   b. „Schwedische Volksweise", arrangirt von A. Södermann.
   c. „Ferne Wolken seh' ich ziehen", von F. Werner.

Das Orchester steht unter der Leitung des Herrn Director C. Müller.

Cassen- und Saal-Eröffnung um 5¼ Uhr.

Wegen nummerirter Sitze beliebe man sich an Herrn Hausmeister Mühlig zu wenden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 17. December. **Die Stumme von Portici**, große heroisch-romantische Oper mit Ballet in 5 Acten, nach Scribe und Delavigne frei bearbeitet von Haupt. Musik von Auber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 38.)

Freitag, 18. December. **Die Journalisten**, Lustspiel in 4 Acten von Gustav Freitag.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 39.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Klß. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 351. Freitag, den 18. December 1868.

Vor fünfzig Jahren.

Novelle von Peter Paulus.

Es war ein schönes Bürgerfest, als vor ungefähr fünfzig Jahren der achtzehnte October in der freien Stadt Frankfurt am Main begangen wurde, jener glorreiche Tag der Wiedergeburt Deutschlands. Freilich bedurfte es langer Jahre, bis er sich ermannte, der deutsche Riesengeist, um die schmählichen Fesseln der Fremdherrschaft abzuschütteln.

Die Regierungen fanden kein Arg dabei, daß das Volk dessen ruhmwürdigen Sieg alljährlich mit Glockengeläute, Kanonendonner und Festessen feierte.

Sämmtliche Glocken der Stadt riefen am frühen Morgen die Bewohner Frankfurts zu einem ihrer liebsten Festtage heraus. Klangvoller denn alle die andern, tönte die Carolusglocke vom alten ehrwürdigen Dom herab; sie, die schon so manches Fest ausgeläutet, — auch zu manch' feindlichem Sturm die Bürger herausgerufen, — war jedem Einzelnen lieb und traut. Mitten durch verkündigte lauter Kanonendonner vom jenseitigen Mainesufer herüber, daß des Tages Feier begonnen, vom Katharinenthurm herunter schallte der Choral: „Herr Gott, Dich loben wir!" hinaus in den herbstlichen Morgen.

Ueberall geschäftiges Treiben, rühriges Leben in jedem Haus. Wer nicht mußte, blieb heute nicht daheim. Vom frühen Morgen an drängten sich die Schaulustigen schon durch die Straßen, füllten sich die Hôtels und Wirthshäuser mit Besuchenden zu Fuß und Wagen von Nah und Fern. Denn es gab damals noch kein geflügeltes Dampfroß, welches die Festtheilnehmer der Umgegend nach der freien Mainstadt brachte.

Für die Bürgerwehr war indeß der 18. October ein Tag der Strapatzen und Aufregung, bis Alles blank geputzt und fein saß, denn es war der große Gallatag für den Bürger in der Uniform, und es galt vor der hohen Obrigkeit der Republik, einem hochwohlweisen Rath, ehenvoll vorüber zu defiliren.

Nachdem das Ausrücken nach dem Grindbrunnen und das mühevolle Exerzieren im Sommer vorüber, durfte die Uniform bis zu diesem denkwürdigen Tage in Ruhe verbleiben, wenn nicht inzwischen eine Feuersbrunst die Bürgerwehr unter Waffen rief.

Frankfurt war eine friedliche Stadt und für die kleineren unvermeidlichen Cravalle in Bier- und Aepfelweinkneipen die Gendarmerie ausreichend.

Es kam bisweilen vor, daß die ständische Wehrmannschaft der freien Stadt, das Linienbataillon, Feldmanöver machte, dann vertrat die Bürgerwehr dessen Functionen und besetzte die Hauptwache, die Constablerwache und die Thore.

Aber nicht allein die Männer waren an diesem Tage in geschäftiger Erregung; auch für die Frauen bildete der 18. October einen gewissen Abschnitt und einen Uebergang, so eine Art herbstlicher Longchamp.

Vor diesem Zeitpunkt wurde kein Stück neuer Toilette für die vorgeschrittene Jahreszeit angelegt, auf diesen Tag die Ablieferungen des Schneiders und der Modistin anberaumt. In jedem geregelten Bürgershaus ward am 18. October zum erstenmal der Frühkaffee in dem großen Kachelofen des Wohnzimmers gekocht, und wenn es vordem Eis fror, — so zog man zwar seine Winterkleider an, — aber gegen die hergebrachte Sitte wurde nicht verstoßen.

Zum Fest-Gottesdienst um 9 Uhr fuhren die Bürgermeister in den großen Staatscarossen, auf hohem Bock thronten die Leibkutscher der beiden Wohlregierenden im vollen Gefühl ihrer Würde. Hinten auf standen bei solch' festlichen Veranlassungen zwei Bediente in der rothen Livrée mit kurzen Hosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen. Die Herren Schöffen, Senatoren und Die des Raths fuhren in Miethwagen oder auch in eigener Equipage.

Um 11 Uhr begann das Aufziehen der Bürgerwehr. Wer nicht das Glück hatte, in den Hauptstraßen zu wohnen oder daselbst eingeladen zu sein, mußte sich lange zuvor schon auf einer Treppe postirt haben. Am stärksten drängte es sich auf dem Saalstagsberg, dem Römer gegenüber. Hier entfalteten sich aber auch die Hauptmomente des großen Volksfestes. Auf reich decorirter Tribüne standen sie, die Väter der Stadt, im alterthümlichen Costüme der Vorzeit, mit Brabanter Spitzen-Manschetten und Chabots, die Chapeau-Claques unter dem Arm, und ließen mit erhabenem Wohlwollen in den Blicken die stattlichen Corsos der verschiedenen Waffengattungen vorüber marschiren.

Welch' ächtes Frankfurter Herz hat da nicht höher geschlagen, wenn der Fahnenträger eines jeden Bataillons vor den Spitzen der Behörde, vor dem allehrwürdigen Römer das Banner senkte. Freilich hatte diese Fahne keine historische Bedeutung, sie stand noch in keiner Schlacht dem feindlichen Eroberer gegenüber, denn die Bürgerwehr war erst seit dem Jahre 1814 gegründet, zu einer Zeit, wo das Vaterland ruhebedürftig einen langen Frieden ersehnte.

Manch' schönes Frauenauge blitzte in hellem Entzücken auch bei dem Anblick der schmucken Cavallerie, die hoch zu Roß den militärischen Zug eröffnete. Da standen die ersten Namen dabei, meist Söhne aus alten Patrizierfamilien, die sich einen gediegenen Klang im In- und Auslande erworben. Sie durften schon das Haupt hoch und stolz tragen, die unabhängigen Bürger eines Freistaates, dessen Regierung aus dem Kern der eigenen Bevölkerung hervorging, durch kein Machtgebot fremder Willkür beeinträchtigt.

Und unter den Weisbüschen gab es doch auch schmucke Leute, die sich rühmen durften, in der knapp anschließenden Uniform mit den silbernen Knöpfen, dem hohen wehenden weißen Federbusch auf dem Tschako, manch' frisches blühendes Mädchenantlitz bei ihrem Anblick sich höher färben zu sehen.

Digitized by Google

Die Jäger und Graumänner, sämmtlich stramme und kräftige Gestalten, ließen schwer errathen, daß sie in dem Kriegshandwerk nur Laien und bis daher noch keine Thaten im Dienste der Republik verübt hatten. Sie gehörten meist dem Stand an, bei welchem die gewohnte Thätigkeit des Berufes, die rastlos schaffende Energie in Gang und Haltung hervortritt.

Kam nun zu Ende des Zuges das schwere Geschütz, die Kanoniere mit Feldstücken und Pulverwagen, dann brach der bisher leise gährende Enthusiasmus der Jugend laut brausend hervor. Rasselnd dröhnte es über den Römerberg, hinter her alle gassenfähigen Buben Sachsenhausens und Frankfurts.

Dieß laute Getöse, das mit einemmal das seitherige beschauliche Schweigen der Menge unterbrach, bildete gewöhnlich den Schluß des Festmorgens.

Die Mittagsstunde war längst vom Pfarrthurm und den anderen Thürmen ausgeläutet, die Zuschauer strömten heim, den activen Trägern der Feier öffneten sich die gastlichen Pforten des „Weidenbusches" oder „Landsbergs" zum solennen Mittagsmahl.

Der zweite Theil des Festprogramms am Nachmittage war weniger anstrengend. Die Schulkinder versammelten sich um 3 Uhr vor dem Römer zum Absingen passender Choräle nach dem Gesangbuch der freien Stadt Frankfurt.

Dann neigte sich allerdings die Feier ihrem Abschlusse entgegen; unter abermaligem einstündigen Glockengeläute von allen Thürmen herab, unter Kanonendonner am jenseitigen Mainesufer promenirte diesseits die Bürgerschaft, Groß und Klein in buntem Gemisch auf und ab. Dieß war erst eigentlich der richtige Moment, in dem die neuen Toiletten zur gegenseitigen Beschauung kamen, wo so Einer an dem Andern mehr denn zehnmal hin und wieder vorüber mußte.

Doch die Festessen überdauerten oft diesen öffentlichen Abschluß bis in den späten Abend hinein, denn mancher ehrsame Bürgercapitän bedurfte der Stütze seiner beiden Lieutenants, um seine Uniform in Ehren heimzubringen. Daß an einem solchen Tag nicht mit leeren Gläsern getoastet werden konnte, war selbstverständlich. Jedem belesenen Frankfurter konnte es verziehen werden, wenn er das Wort seines großen Landsmannes nicht Lügen strafen wollte:

„Der Deutsche liebt den Franzmann nicht,
Doch seine Weine trinkt er gern."

Großer Meister, wie haben Deine Mitbürger auch heute wieder auf Dein Wort gesündigt!

Die Frau Hauptmännin daheim, die auf solche Eventualitäten vorbereitet war, erwartete gewöhnlich hinter dem gelüfften Laden oder zum Fenster hinaus horchend den Moment, wo der Gatte zwar noch aufrecht, aber dennoch der Nachhülfe bedürftig, an der Hausthüre erschien. Jetzt eilte sie an dieselbe, öffnete rasch und verschwand im dunklen Hintergrund, eingedenk ihres Schlafcostüms und der beiden jungen Lieutenants, von denen sich eben der Hauptmann dankend verabschiedete.

Mit sicherer Hand faßte die sorgsame Frau den Gatten am Arm und half ihm in's Zimmer hinein.

„Gott sei Dank, Sigmund, daß Du da bist, eine schöne Angst hab' ich ausgestanden, aber auch von Mittags Eins bis Abends zu essen . . ."

„Und auch zu trinken, Gretchen, trinken", schallete der Gatte ein. Dabei stand der würdige Capitän mitten im Zimmer, lächelnd mit geröthetem Antlitz, vor der erstaunten Ehehälfte.

„Ach Gott, Sigmund, ich glaub', Du hast zu viel getrunken, Du siehst ja ganz verdreht aus!" rief die Frau.

„Durchaus nicht, Gretchen, durchaus nicht! Es war ein heißer Tag, denke nur an die vielen Reden."

Bei diesen Worten nahm der brave Bürger, der sich heute mindestens achtzehn Stunden der Vaterstadt geopfert hatte, den Tschako vom Kopfe, stellte den langen Säbel, rein vom Bruderblut, in die Ecke, und knöpfte die Uniform auf.

Die überzeugte Gattin schwieg, nahm die silbernen Epauletten und den Ringkragen mit dem Frankfurter Adler darauf, und legte beides in einen eigenen dafür gemachten Carton; dann offerirte sie dem vom Wein und Reden erhitzten Hauptmann — ein Glas kaltes Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Auflehnung Frankfurts gegen den Kaiser im Jahre 1760.

Von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Diese Maßregel war, wie man sieht, sehr gut berechnet, weil der Widerstand einer ganzen Versammlung bei weitem nicht so leicht zu brechen ist, als der eines Einzelnen oder einiger Wenigen für sich allein, und weil man den doppelten Vortheil hatte, die Rathsglieder einzeln den beiden Commissären zur Bedrohung und Einschüchterung gegenüber zu stellen und dabei die Reihenfolge, in der dies geschah, je nach dem individuellen Charakter der Einzelnen bestimmen zu können. Da außerdem die Vorgeladenen sogleich in die Rathssitzung zurückkehrten und ihre Collegen erst am Nachmittag nach einander vorbeschieden wurden, so wirkte man vermittelst des Eindruckes, den die Ersteren auf die Uebrigen machten, auch auf den Ausfall der Abstimmung ein. Dieser Eindruck konnte die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen, da uns gemeldet wird, die Bestürzung, der Schrecken und die Verwirrung der auf eine völlig unerwartete Weise behandelten Rathsherren seien so groß gewesen, daß mehrere von ihnen aus Angst geweint hätten, andere vor Schrecken krank geworden seien. Die Commissäre ertheilten nämlich jedem Vorgeladenen einen derben Verweis und legten ihm dann mit der Erklärung, daß im Fall der Verneinung die angedrohten Strafen augenblicklich eintreten würden, die Frage vor, „ob er dem allergnädigsten kaiserlichen Rescript und dessen ganzen Inhalt die allerunterthänigste schuldigste Folge leisten wolle." Es war jedenfalls unerhört, auf solche Weise Männer zu behandeln, welche einen Reichsstand repräsentirten und in dieser ihrer Eigenschaft dem Reichsoberhaupt nicht einzeln, sondern nur in Gesammtheit Rede zu stehen hatten. Es war zugleich unverantwortlich, auf solche Weise mit der Regierungsbehörde einer Reichsstadt vor den Augen ihrer Mitbürger umzugehen und dadurch vielleicht für die Zeit einer ganzen Generation deren Ansehen zu untergraben; das Letztere würde in Frankfurt auch eingetreten sein, wenn nicht die Bürgerschaft das seitherige Verhalten ihres Rathes gebilligt hätte. Der Rath faßte übrigens noch am Vormittage den Beschluß, sich zu fügen, jedoch vorbehaltlich des weiteren Recurses und einer Vorstellung an den Kaiser.

Da die Commission nachher dem Rath eine Abschrift des bei jenem Act geführten Protokolls mittheilte, so können wir daraus die Erklärung ersehen, welche jeder Vorgeladene gemacht hat. Die Mehrzahl unterwarf sich nur mit dem vom Rath beschlossenen Vorbehalt. Es antworteten nämlich zwar fünfundzwanzig von den achtundvierzig Rathsgliedern und Syndikern mit einem unbedingten Ja; allein unter ihnen befanden sich drei, welche Krankheits halber erst einige Zeit nachher, als ihre Stimme keinen Werth mehr hatte, vorgeladen werden konnten, und einer von diesen dreien (Schöff Günderrode) kommt eigentlich gar nicht in Anschlag, weil er seit drithalb Jahren den Rathssitzungen nicht beigewohnt hatte und die Erklärung gab, er wisse erst seit dem Tage vorher, um was es

Digitized by Google

sich handle. Dreiundzwanzig machten bei ihrer Unterwerfung den vom Rath beschlossenen Vorbehalt, wiewohl vier von ihnen so, daß sie ihn bloß als eine gehegte Hoffnung oder als Vorbehalt einer nur bittenden Vorstellung aussprachen. Zu diesen Vieren gehörte auch der Stadtschultheiß Textor, welcher außerdem noch Folgendes erklärte: da er in Betreff der Zahlung der Commissions-Kosten nicht mitbenannt und also, wie es scheine, unter den dazu Verpflichteten nicht einbegriffen sei, so füge er hinzu, daß er willig sei, gleich den Anderen zu bezahlen. Zehn jener Dreiundzwanzig hatten den Muth, zu erklären, daß sie sich bloß aus dem Grunde fügten, weil der Rath es so beschlossen habe. Diese zehn waren: Schlosser, von Holzhausen, von Heyden, Rücker, Grambs, die Syndiker Lucius, Gelf und Burgk, der Metzgermeister Märker und der Fischermeister Rau. Am muthigsten benahmen sich Gelf und Lucius. Ersterer sagte, er parire durchaus nur mit dem Vorbehalt, daß der Rath an allen Orten, die ihm dienlich schienen, Vorstellungen machen dürfe. Lucius aber, welcher vor der Abfassung des Rathsbeschlusses vorbeschieden worden war, erklärte: er selbst habe, als die Stadt dem Kaiser huldigte, von dessen Kanzler die Versicherung erhalten, daß der Kaiser dieselbe bei allen ihren Rechten und Freiheiten schützen werde, er sei auch überzeugt, daß der Kaiser die reichsgesetzmäßigen Befugnisse des Rathes nicht schmälern wolle; allein er habe auch stets die Meinung gehabt, daß ihn die dem Kaiser geschworene Treue nicht hindern könne, als Syndikus für die Erhaltung der städtischen Gerechtsame zu sorgen; er sei jedoch vorbehaltlich des weiteren Recurses bereit, sich Demjenigen zu fügen, was der Rath beschließen werde. Als hierauf die Commissäre bemerkten, es handle sich nicht darum, was der Rath beschließen werde, sondern ob er selbst pure pariren wolle, wiederholte Lucius seine frühere Erklärung mit dem Zusatz, er dürfe neben der dem Kaiser geschworenen Treue auch seine Amtspflicht nicht verletzen. Die Commissäre verwarfen dies wieder und verlangten ein einfaches Ja oder Nein, und nun sagte Lucius: Vorbehaltlich einer weiteren Vorstellung an den Kaiser und ohne dadurch anzuerkennen, daß man sich eine vorsätzliche Verletzung des Gehorsams gegen den Kaiser habe zu Schulden kommen lassen, werde er sich der Befolgung des Rescripts vom 5. August nicht entziehen. Dies wurde von den Commissären angenommen. Da Lucius jedoch dabei nur von Reichshofräthen, nicht von kaiserlichen Commissären gesprochen hatte, so verlangte man die Erklärung, ob er diese als solche anerkennen und ihnen gehorchen wolle. Lucius antwortete mit Wiederholung des gemachten Vorbehaltes, er habe nichts dagegen, daß man im Protokoll anstatt Reichshofräthe den Ausdruck kaiserliche Commissäre setze. Auch dies wurde verworfen und ein bestimmtes Ja oder Nein verlangt, worauf dann Lucius sagte: er habe die kaiserliche Commission anerkannt, sei aber zugleich auch in seinem Gewissen überzeugt, daß der Kaiser Niemanden des Gehör versagen werde. Dies ward endlich genügend gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Schreiben Rossinis) Rossini hat einst an die bekannte Gesangslehrerin Frau Marchesi nachstehendes Schreiben gerichtet, das wir, da sein Inhalt auch allgemeines Interesse bietet, mittheilen: Verehrteste Frau! Wenn ich gezögert habe, Ihnen meinen besten Dank für die so schmeichelhafte Zueignung Ihrer 24 Vocalisen auszudrücken, so müssen Sie es mir verzeihen; nur meine Gesundheit verhinderte mich daran. Vortrefflich, liebe Signora. Ihre Vocalisen, welche ich mit dem größten Interesse durchgegangen habe, sind mit der vollständigsten Kenntniß der menschlichen Stimme geschrieben, elegant und klar; sie enthalten Alles, was zur Entwicklung einer Kunst gehört, die ich seit allzu langer Zeit behandeln sehe, wie wenn es sich um die Einnahme einer Barrikade handelte. Möchte Ihre interessante Arbeit sich einer Jugend nützlich erweisen, welche heutigen Tages etwas vom guten Wege abgekommen zu sein scheint! Bleiben Sie Ihrer Aufgabe getreu, den schönen italienischen Gesang zu unterrichten, was weder den Ausdruck, noch den dramatischen Gesang ausschließt, der jedoch leider einfach zur Sache starker Lungen, und zwar ohne Studium!! (sehr bequem), herabgesunken ist. Ihr Bewunderer und dankbarer Diener Rossini.

(Courtoisie unserer nordischen Verbündeten.) Die „Ostpr. Zeitung" schreibt: „Aus Petersburg hier eingetroffene Reisende versichern, daß fast sämmtlichen deutschen Schauspielern an den dortigen Bühnen gekündigt ist und sie durch französische ersetzt werden sollen. Schon seit geraumer Zeit sollen die deutschen Künstler daselbst in trauriger Lage sich befinden, indem das Publikum bei ihrem jedesmaligen Auftreten zischte und lärmte, so daß sie auch ohne die ihnen gewordene Kündigung ein Land hätten verlassen müssen, das, wie es scheint, sich dem Deutschthum immer mehr abneigt."

Frankfurter Theater.

Hebbel's Nibelungen.

2.

Was den äußeren Erfolg des Stückes betrifft, so war derselbe bei den beiden jetzt auf unserer Bühne stattgehabten Aufführungen ein für den Dichter und das Publikum sehr ehrenvoller und mehr als ein succès d'estime. Mit einem Interesse, das wir selbst kaum erwartet hätten, folgte das jedesmal gut besetzte Haus der Aufführung und gab seine Befriedigung durch wiederholte Hervorrufe der Hauptdarsteller auf offener Scene und nach den Actschlüssen zu erkennen.

Ein guter Theil dieses Erfolgs kommt gewiß auf die ganz vorzügliche Darstellung der Tragödie, die unserer Bühne alle Ehre macht. Alle einzelnen Rollen waren gut, zum Theil ganz hervorragend besetzt, das Ensemble ging vollendet ineinander und die Ausstattung war würdig. Solche Aufführungen, bei denen auch nichts den günstigen Totaleindruck stört, erlebt man selten und selbst die ersten Bühnen Deutschlands sind bei dem heutigen Stande der Schauspielkunst kaum in der Lage, sie zu bieten.

Das Hauptinteresse bei der Darstellung concentrirt sich auf drei Rollen, auf Hagen, Siegfried und Brunhild. Hagen, das böse Princip des Stückes, der geistige Mittelpunkt, auf den alle Fäden der Handlung zurücklaufen, ist fast die bedeutendste Rolle des Stückes. Ueberall greift Hagen ein, überall lenkt und leitet er die Thaten der Anderen, bis er selbst zu der furchtbaren, entscheidenden That schreitet.

Hagen findet an unserer Bühne in Herrn Zademack einen ganz vorzugsweise geeigneten Vertreter und durch seine Wiedergabe des Charakters wird es uns erklärlich, wie Hagen einen so dämonischen Einfluß auf seine ganze Umgebung äußern kann. So denken wir uns Hagen: stolz, selbstbewußt in der Erscheinung, so stolz, daß er es nicht ertragen kann, daß ein anderer Held größeren Preis erringe, als er, aber auch von überlegener Geisteskraft, die er dazu mißbraucht, seinen Meuchelmord sophistisch damit zu beschönigen, daß er sagt:

Den Recken hätte ich
Gefordert, und mir ist's wohl zuzutrauen,
Allein er war vom Drachen nicht zu trennen,
Und Drachen schlägt man todt.

In sich gekehrt, wortkarg, bedächtig, aber, wenn er spricht, bedeutsam und überzeugend und jeden Einzelnen an seiner verwundbaren Stelle angreifend, — den Gunther an seiner Ehre und königlichen Würde, den Siegfried an seinem unbewachten Vertrauen, die Kriemhild an ihrer Liebe und Angst um den Gatten, — gibt Herr Zademack ein Bild des Hagen, das vollständig zutreffend genannt werden könnte, wenn der Künstler die Farben zu demselben nicht gleich von vornherein etwas zu düster aufnähme. Es will uns bedünken, daß besonders im Vorspiel und im ersten Act des zweiten Theils mitunter auch etwas hellere Farben am Platze wären. Er müßte den Zuhörer mehr in seinen Grimm hineinwachsen lassen, anstatt schon zu Beginn denselben allzu offen zur Schau zu tragen. Besonders in der Scene, wo Hagen der Kriemhild ihr Geheimniß ablockt, war Herr Zademack zu

Digitized by Google

lauernd, zu hinterlistig und nicht genug heuchlerisch leibevoll. Ein Blick in Hagen's Auge, als das todtbringende Geheimniß ihren Lippen entschlüpft ist, hätte Kriemhild von den Absichten des Feindes überzeugen müssen. Die Leistung des Herrn Zademack im Ganzen war jedoch, wie gesagt, eine hoch achtungswerthe.

Fräulein Schweigert ist eine Darstellerin der Brunhild, wie es nur wenige geben dürfte. Sie hat alle äußeren Requisiten, die zur Darstellung der Brunhild gehören. Alles an ihr ist groß angelegt: ihre Erscheinung, ihr Spiel, ihr Ton. Sie ist ein Heldenweib in des Wortes voller Bedeutung. Dieser Brunhild glauben wir es, daß sie unbezähmbar, stolz, herrisch und erbarmungslos ist. Die Vision im ersten Act des zweiten Theils, die einen Schlagschatten auf ihre Walkyrennatur werfen soll, sprach sie mit vollendeter Exposition und Vertiefung. Selbst der heebe und strenge Klang ihrer Stimme paßt ganz vorzugsweise zu der darzustellenden Rolle. Kurzum, wir wüßten an der Auffassung und Darstellung der Brunhild durch Fräulein Schweigert kaum etwas zu erinnern.

Auch Herr Roll ist ein Siegfried, wie wir ihn nur wünschen können. Imposant, reckenhaft und blendend in der Erscheinung, kommt er dem Bilde, das sich unsere Phantasie von dem „Helden aus Niederland" macht, so nah, als nur immer möglich. Kraft und Würde vereinigen sich in seinem Spiele zu einem harmonischen Ganzen und besonders die bescheidenen und liebenswürdigen Züge des Charakters wußte er in gewinnender Weise zu verweben. Wir sympathisiren mit diesem gewaltigen Recken, dessen physische Kraft auf gleicher Höhe mit seiner Hochherzigkeit und seinem nobien Vertrauen in die Menschheit steht und dessen schmählichen Fall wir auf's Tiefste beklagen.

Die Kriemhild der Frau Marie Seebach tritt erst von dem Momente an zu tieferer Bedeutsamkeit hervor, als sie bei Entdeckung des verhängnißvollen Gürtels bange Zweifel ergreifen. Vorzüglich wußte sie den Uebergang, wo Kriemhild bei der Entdeckung des Betrugs plötzlich auflodert und wo sich die Zärtlichkeit und Milde ihres Wesens in leidenschaftliche Erregung wandelt, psychologisch zu motiviren. Die hochdramatische Scene vor der Kirche, wo die vor Kurzem noch schüchterne Jungfrau zur gereizten Gattin wird, die der stolzen Schwägerin das beschämende Geheimniß ins Antlitz schleudert, daß sie nicht von Gunthee, sondern von Siegfried überwunden worden, ging in vortrefflichem Zusammenspiel der beiden Frauen von Statten. Rührend war Marie Seebachs Todtenklage um den theuren Erschlagenen und erdrückend die bange Unruhe, die sie vor der Schreckenskunde ergreift. Doch gehört die Kriemhild nicht zu den glänzendsten Partieen des gefeierten Gastes. Die Grundfärbung wollte uns etwas matt erscheinen.

Gunther ist vom Dichter sehr stiefmütterlich bedacht. Er ist fast nur passiv und ohne selbstthätige Initiative. Herr Schneider stellte die Rolle so weit in den Vordergrund, als es der Dichter gestattet. Er wurde seiner Aufgabe völlig gerecht. Auch Herr Degen (Dankwart) und Herr Hellmuth (Volker) waren an ihrem Platze, ebenso Frau Lauber-Versing. Frau Woisch (Ute) wae ungenügend, aber nicht störend. — Wie wir hören, wird die dritte Aufführung der Nibelungen am Montag stattfinden.

K. W.

Frankfurt, 15. December.

Das gestrige Concert des Fräulein Lilly Oswald war sehr zahlreich besucht und fanden die Leistungen der jungen Pianistin mit Recht den lebhaftesten Beifall. Fräulein Oswald, eine Schülerin des Herrn Wilhelm Hill, steht bereits auf einer recht bedeutenden Kunststufe; ihr Anschlag vereinigt Kraft mit Zartheit, die Technik ist tüchtig ausgebildet, ihre Läufe sind perlend und rein und die richtige Auffassung der verschiedenen Componisten beweist Geschmack und Verständniß. Die Sonate in C-moll von Beethoven wuede von Fräulein Oswald und Herrn H. Wolff sehr gut vorgetragen, nur hätte der letzte Satz derselben in etwas lebhafterem Tempo genommen werden dürfen. — Das Quartett in H-moll von Mendelssohn ist eine äußerst interessante Composition und haben wir hier das ganz vorzüglich ausgeführte Scherzo besonders hervorzuheben. — In Herrn Kliesse lernten wir einen jungen, recht talentvollen Cellisten kennen, der im Besitze eines weichen Tones ist und der es bei fortgesetzten Studien recht weit bringen wird. Die Gesangsvorträge unserer liebenswürdigen Lablatzy wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen, besonders gefiel das reizende Liedchen „Der Bauer und die Tauben". Fräulein Lehnbach erfreute uns durch zwei Declamationen, deren erste, „Der Glaube", eine sehr unbedeutende Dichtung ist, während „Blauveilchen" auf poetischen Werth Anspruch machen kann und von der Künstlerin einfach und mit viel Naturwahrheit gesprochen wurde. — Die beiden Salonstücke „La Campanella" von Taubert und „Feu fillet" von Prudent bildeten den Schluß des schönen Concert-Abends und in beiden brillanten Piècen bestärkte Fräulein Oswald unser vorher ausgesprochenes Urtheil, daß wir es mit einer bereits tüchtig ausgebildeten Pianistin zu thun haben, die ihrem Lehrer, Herrn Hill, alle Ehre macht.

Wie wir aus sicherer Quelle vernehmen, hat die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft in ihrer letzten Sitzung den Beschluß gefaßt, von Neujahr an ihre Sammlungen außer an den bisher bestimmten Tagen auch noch jeden Sonntag von 11—1 Uhr dem freien Besuche des Publikums zu öffnen. Versuchsweise war dies seit Kurzem nur an Einem Sonntage in jedem Monate geschehen; die Erfahrung, daß nicht nur Fremde, sondern auch viele Einheimische diese Tage zum Besuche des Museums benutzten, ermuthigte zu dem neuen anerkennenswerthen Beschlusse, der der Gesellschaft, die in gemeinnütziger Weise durch Sammlungen, Vorlesungen und Bibliothek anregend wirkt, gewiß weitere Theilnahme erwecken wird.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Frankfurt. „Zur Festfeier des Cäcilen-Vereins zu Frankfurt bei Gelegenheit seines 50jährigen Jubiläums am 28. und 29. October 1868" ist bei Mahlau und Waldschmidt dahier eine Broschüre erschienen, welche die in der Festrede des Herrn Dr. jur. Eckhard enthaltene Geschichte des Vereins, so wie eine Uebersicht über die in den Jahren 1818—1868 zur öffentlichen Aufführung gebrachten Werke und eine Zusammenstellung der Solisten des Vereins und der Vorstandsmitglieder während des gleichen Zeitraums enthält.

Musikalische Statistik des Hoftheaters zu Darmstadt von 1810—1868 von Ernst Pasqué. (Darmstadt, Herbert'sche Hofbuchdruckerei.) In einfachen Ziffern enthält dieses Schriftchen eine beredte Geschichte des Darmstädter Theaters, die wir jedem Theaterfreunde angelegentlichst empfehlen. Die Zahl der Opernaufführungen beläuft sich seit 1810 auf 1367, und zwar sind es 119 verschiedene Opern (26 italienische, 32 französische, 61 deutsche) von 50 verschiedenen Componisten. Zum ersten Mal wurden aufgeführt 56 Opern. (Zum ersten Mal in Deutschland überhaupt: 14 Opern.) Neu einstudirt wurden deren 109.

Das Schauspiel **„Maske für Maske"** von B. Scholz ist vor einigen Tagen im Stadttheater zu Bremen mit Fräulein Frohn vom Darmstädter Hoftheater als Gast zum Erstenmale gegeben und auf vielfaches Verlangen bereits wiederholt worden.

Wilhelm Jordan's Vorträge erfreuen sich eben großer Erfolge in Stettin. Die „Neue Stettinee Zeitung" schreibt darüber vom 8. d. M.: „Die freudige Theilnahme, welche die Rhapsodien des Hrrrn Dr. Wilhelm Jordan bei uns gefunden haben, scheint mit jedem Vortrage sich steigern zu wollen. Die Räume des Saales reichen nicht mehr aus, die Zahl Derer zu fassen, welche in Schaaren herbeieilen, um durch die edle und seltene Kost, welche der Rhapsode bietet, sich Geist und Herz erquicken zu lassen. Namentlich scheint sich unserer Damen diese sagenfrohe Stimmung bemächtigt zu haben. Sie bringen diesem Genusse freudig jedes Opfer, sie finden sich eine Stunde vor Beginn des Vortrags ein, um nur einen Sitzplatz zu erlangen. Herr W. Jordan wird nach Neujahr wieder einmal in Frankfurt rhapsodiren und an drei Abenden die 6 ersten Gesänge seines zweiten, in Frankfurt noch nicht gehörten Liedes, Hildebrandt's Heimkehr frei (d. h. aus dem Gedächtniß) vortragen.

„Eines Andern Frau", Erzählung von G. Höcker. (Elberfeld, Lucas.) Durch einen sehr schönen Eingang treten wir in die Geschichte des jungen Theologen Elfried ein, mit welchem „eines Andern Frau" und diese Andere selbst — als diabolische Person — als Hauptpersonen unser Interesse fesseln. Dieß gilt jedoch auch von anderen Personen des Stückes, wie z. B. von Frau Jost und ihrer erschütternden Erzählung S. 41 ff., wie denn überhaupt die treffliche Darstellung, die nur am Schlusse allzu schnell zu Ende eilt, die Anziehungskraft der Ereignisse bedeutend erhöht. Nebenbei widerfährt auch dem religiösen Pharisäismus sein Recht.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 18. December. **Die Journalisten**, Lustspiel in 4 Acten von Gustav Freitag.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 39.)

Für die Redaction verantwortlich: L. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 352. Samstag, den 19. December 1868.

Vor fünfzig Jahren.

Novelle von Peter Paulus.

(Fortsetzung.)

Am 18. October 1818 drängte und wogte die Menschenmenge wie alljährlich über die Zeil, durch die Neuekräme über den Römerberg nach dem Roßmarkt. Alle Fenster und Balcone waren dicht besetzt und auf den hohen Treppen Kopf an Kopf zu schauen.

Ein Haus auf dem Roßmarkt zog ganz besonders die Aufmerksamkeit auf sich, es war ein großes Gebäude von massiver Bauart und gehörte einem der ersten Banquiers der Stadt.

An einem Fenster des oberen Stockwerks standen zwei herrliche Frauengestalten, hinter ihnen ein ältlicher Herr. Der Aehnlichkeit nach mußten beide Damen Schwestern sein. Die Eine, höchstens sechsundzwanzig Jahre alt, eine volle, üppige Gestalt mit dunklem feurigem Blick, war die Gattin des Banquiers Johann Heinrich Müller. Das liebliche Mädchen an ihrer Seite mit den braunen Locken, den dunkelblauen Augensternen, dem hellen Teint mit den schalkhaften Grübchen in den Wangen, war Marie Mertens, die Schwester der schönen jungen Frau.

Die eben vorüberreitenden Cavalleristen grüßten fast alle mit militärischem Gruß nach dem Banquierhaus, denn der junge Mertens und der Schwiegersohn Herr Heinrich Müller befanden sich Beide im Dienst der berittenen Stadtwehr. Aber noch gar manch sehnsüchtiges Männerauge streifte das Fenster, aus dem die beiden reizenden Schwestern freundlich grüßend herabschauten.

„Kinder", sprach der Onkel Mertens, Associé des Bankhauses gleichen Namens, „Kinder, Ihr habt's zu verantworten, wenn einer oder der andere unserer Cavalleristen da unten die Balance verliert; dem besten Soldaten kann da der Muth vergehen, bei dem Feuer dieser Augen."

„Aber, liebstes Onkelchen, die mögen ja die ihrigen behalten, wo sie hingehören, da droht ihnen keine Gefahr", erwiderte schelmisch lächelnd, die junge Frau. „Meinst Du nicht auch, Marie?"

„Wie Du boshaft bist, Johanna; wenn Heinrich nicht heraufsähe und seiner Gattin die gebührende Huldigung darbrächte, würde es ihm wohl recht böse ausgelegt werden; nun und Bruder Georg und . . ."

„Weiter, weiter! — Wer soll sich denn da noch all die Augen verderben, wie Onkel Mertens meint, und den Hals dabei risliren". scherzte Johanna fort, als die Schwester erröthend inne hielt.

„Nun, haben denn die übrigen Freunde Georgs und Heinrichs nicht auch die Verpflichtung, herauf zu grüßen?" meinte das junge Mädchen.

„Vollkommen wahr, mein schönes Schwesterchen", fuhr Jene fort. „Sieh' da, Karl Schmidt, Fritz Keßler", und die Dame neigte grüßend das Haupt und bemerkte nicht, wie Marie die um die Ecke verschwindende Cavallerie, so weit sie konnte, mit den Blicken verfolgte und nur zerstreut die übrigen Corsos der vorüberziehenden Stadtwehr beachtete.

Auf der Zeil, im Hause des Weinhändlers Röder, war der Balkon mit einem Kranz blühender Mädchen geziert. Bertha, die einzige Tochter des Hauses, hatte alle ihre Freundinnen eingeladen, lauter frische Gestalten von achtzehn bis zwanzig Jahren.

Jetzt verkündigte die Musik das Herannahen der Weißblüsche. Bertha's Vater war einer der Hauptleute, und ihre unruhige Neugierde war verzeihlich, mit der sie dem Balcon herunter nach der Hauptwache hin ausschaute, wo eben hinter der Cavallerie das erste Infanterie-Bataillon sichtbar wurde.

Hauptmann Röder grüßte nach dem Balcon seines Hauses, sein Ober- und Unterlieutenant ebenfalls, Letzterer flüchtig, und entging es der ihn scharf fixirenden Bertha nicht, wie sein Blick nach allen Fenstern hin forschend etwas anderes zu sehen gehofft, als Die, welcher sein militärischer Gruß gegolten. Doch er mußte gefunden haben, was er gewünscht, denn am letzten Fenster wiederholte sich seine Begrüßung.

„Mama, wo ist Helene?", flüsterte Bertha der Mutter in's Ohr und ihr sonst so schönes Gesicht war entstellt vor innerer Aufregung.

„In der Küche, mein Kind", antwortete diese. „Warum aber siehst Du so erhitzt aus? Mein Gott, fehlt Dir was?"

Die besorgte Mutter zog die Tochter in's Zimmer. Die Freundinnen auf dem Balcon, viel zu sehr im Anschauen versunken, bemerkten das kurze Zwiegespräch und Berthas Verschwinden nicht.

„Oh Mutter, hast Du nicht bemerkt, wie Werner nach Helenen ausschaute? Sie muß im Cabinet sein, denn er grüßte dort hin, und wie? . . ."

Thränen erstickten Berthas Stimme; sie riß die Mutter mit sich durch mehrere Zimmer; vor dem letzten blieb sie stehen, denn unter der Thüre, die nach der Küche führte, stand eben ein junges Mädchen und wollte rasch hinausschlüpfen.

Das junge Mädchen mochte höchstens achtzehn Jahre zählen und ihre ganze Erscheinung erinnerte an das Aschenbrödel aus dem Märchen. Ein grauer, leinener Schlafrock, abgewaschen, aber reinlich, that der wunderschönen Gestalt keinen Abtrag; darüber trug sie eine weiße Küchenschürze, die sie jedoch gerade vorband, als sie so unverhofft ertappt wurde. Und auf verbotenen Wegen mußte sie sich befunden haben, sonst würde sie jetzt nicht mit niedergeschlagenen Augen, das liebliche Gesicht in flammendes Roth gebadet, vor den Beiden vor ihr Stehenden regungslos Stand gehalten haben.

„Schämen solltest Du Dich, Helene, daß Du so gegen mein Gebot handelst, und Deine Neugierde über Dein Pflichtgefühl stellst; habe ich Dich nicht gebeten, diesen Morgen die Küche zu versehen, weil die Köchin ausgegangen ist?" schalt Frau Röder.

Digitized by Google

Bertha hatte ihre Thränen getrocknet und blickte schadenfroh auf das zerknirschte Mädchen, das mit seiner weichen rührenden Stimme die Tante um Vergebung bat.

Helene war eine arme Waise, eine Bruderstochter von Herrn Röder und seit einem Jahre in des Onkels Haus. Dieser, ein guter, braver Mann, liebte die Nichte wie sein eigenes Kind, aber auch Helena war ja so lieb und herzlich gegen den Onkel; nur vor der Cousine und der Tante, am meisten jedoch vor dem einzigen Sohn des Hauses, wich das Mädchen scheu zurück.

Die Tante war eine Norddeutsche und ihr kaltes steifes Wesen, ihre abgeschlossene Vornehmheit verletzte die arme Waise fast stündlich. Frau Röder, eine Regierungsraths-Tochter ohne einen Pfennig Vermögen, sah es seit fünfundzwanzig Jahren schon als eine bedeutende Herablassung an, daß sie einem reichen Frankfurter Weinhändler damals nach dem Tode der beiden Eltern, als völlig mittellose Waise mit adeligem Namen, die Hand gereicht.

Frau Anna Röder, geborne von Gablenz, war vollständige Herrin im Haus, über ihren Mann, ihre Kinder, die Dienerschaft, sogar das Comptoirpersonal stand unter ihrem Directorium. Denn Frau Anna Röder, geb. von Gablenz, war nicht die Frau, die, wie so viele, von ihren Männern hinter's Licht geführt werden. Sie wollte Einsicht in's Geschäft haben, in die Bücher, die Einnahmen mit eigenen Augen schätzen, die Zunahme des Geschäfts nach ihrem Ermessen beobachten, und überhaupt wissen, wie es um die Bilanz des Hauses J. M. Röder am Schluß des Jahres stehe. Waren die Conjuncturen günstig; so nahm auch die gute Laune der früheren Norddeutschen, jetzt Frankfurter Weinhändlersfrau, einen höheren Schwung. Kam es aber vor, daß es einige Jahre nacheinander gute Weine gab und das Haus Röder auf Mißjahre speculirt hatte, so war es mit der Frau nicht auszuhalten, obgleich sie fest überzeugt sein durfte, daß der Ueberschuß der vorhergehenden Jahre das Deficit dreimal deckte. Frau Röder wollte nie begreifen, daß in einem Geschäft, wo bedeutende Gewinne erzielt werden, auch Verluste nicht ausbleiben können, und daß die Weinhandlung J. M. Röder so solide basirt sei, daß sie manch einen Stoß vertragen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Auflehnung Frankfurts gegen den Kaiser im Jahre 1760.

Von E. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Die am 21. August dem Rath widerfahrene Behandlung rief in der Stadt allgemeine Bestürzung und Entrüstung hervor. Die Bürgerschaft verhielt sich jedoch dabei nicht passiv, sondern sie griff vielmehr sogleich ihrem bedrängten Rathe unter die Arme. Noch an demselben Tag schlossen die vier ersten Banquiershäuser, Gebrüder Bethmann, von Olenschlager und Compagnie von Franck und Perret, ihre Cassen und Comptoirs, und dem Beispiele derselben folgten auch noch andere Handelshäuser. Dieser Schritt rettete die in ihren wohlerworbenen Rechten angegriffene Stadt. Er bedrohte nämlich nicht nur, was man von Seiten des Kaisers und der Reichsversammlung nicht unbeachtet lassen konnte, den Handelsverkehr in Deutschland überhaupt, sondern er führte auch in Verbindung mit einem jener zufälligen Glücksumstände, deren sich die Stadt Frankfurt so oft zu erfreuen gehabt, sofort von anderer Seite her Hülfe herbei. In Frankfurt lag nämlich damals ein französisches Heer, welches dem Kaiser gegen Friedrich den Großen zu Hülfe gesandt worden war, und dieses bezog seinen Sold durch Pariser Wechsel, welche die genannten vier Banquiers vermittelten. Dasselbe ward also durch den gethanenen Schritt unmittelbar berührt, und dieser konnte außerdem in seinen Folgen auch auf die Kriegs-Operationen selbst Einfluß haben. Der jenes Heer befehligende General, Marquis du Mesnil, schritt daher bereits am 22. August gegen das, was die Münz-Commission gethan hatte, ein. Als nämlich die letztere einerseits den Chefs jener vier Häuser sofort befahl, sich wegen ihres aufwiegleriſchen Schrittes vor derselben zu verantworten und ihre Papiere auszuliefern, sowie andererseits den Rath aufforderte, eine ihm zur Beruhigung der Kaufmannschaft einzusendende Erklärung bekannt zu machen, ließ du Mesnil jene vier Banquiers zu sich bescheiden und bedeutete sie, daß sie dem Befehle der Commission nicht Folge leisten dürften. Zugleich versicherte er sie, sowie auch eine Deputation von etlichen zwanzig Kaufleuten, die sich zu ihm begeben hatte, daß sein König sie schützen und sich der Stadt auf jede Weise annehmen werde. Außerdem zeigte er noch am 22. August dem Rathe an, derselbe dürfe, ohne vorher seine Genehmigung eingeholt zu haben, weder irgend etwas bekannt machen, noch überhaupt irgend einen öffentlichen Act vornehmen, da sein König gleich bei der Sendung seiner Truppen nach Deutschland den Hauptzweck dahin gerichtet habe, als Gerant des westphälischen Friedens dem deutschen Reich überhaupt, sowie der Stadt Frankfurt insbesondere seinen Schutz und die Erhaltung der gesetzlichen Freiheiten angedeihen zu lassen.

Hiermit war der Commission eine entscheidende Gewalt hemmend in den Weg getreten. Es ward ihr durch General du Mesnil sogar bedeutet, in dieser für den Dienst des französischen Heeres so wichtigen Sache nicht weiter vorzugehen, bis ein an seinen Hof abgefertigter Courier weitere Befehle überbracht habe, oder anderen Falles zu gewärtigen, daß die Kriegsoperationen sofort eingestellt werden würden.

In Folge hiervon mußte die Commission dem Rath und der Stadt gegenüber ganz andere Saiten anschlagen als bisher; ja, es war sogar schon jetzt vorauszusehen, daß die französische Regierung im Sinne ihres Generals handeln und in Folge davon über kurz oder lang der Local-Münz-Commission ein Ende machen werde. Was übrigens die von letzterer beabsichtigte Bekanntmachung betrifft, so hatte Bissing dieselbe am 23. August mit folgendem Begleitschreiben überschickt:

„Nachdem der Commission angezeigt worden sei, daß dem Publikum, besonders aber den mit Wechselgeschäften sich abgebenden Kaufleuten, die irrige Meinung beigebracht werden wolle, als ob durch sie dem erlaubten Handel und Wandel irgend eine Störung bereitet werde, und deßhalb verschiedene Kaufleute und Banquiers entweder aus Bosheit oder aus Unwissenheit ihre Comptoirs geschlossen hätten, die der Commission ertheilte Aufgabe aber vielmehr dahin gehe, dem durch die Münzverbrechen Noth leidenden Handelsstande Abhülfe zu gewähren und den gesetzlichen Handel auf alle Weise zu begünstigen: so habe der Rath die beifolgende Erklärung der Commission unverzüglich bekannt zu machen und dadurch den Kaufleuten die ihnen irrig beigebrachte ungegründete Schüchternheit zu benehmen."

Diese Bekanntmachung mußte unterbleiben, obgleich die Commissäre über den Rath deßhalb sehr erbittert waren und am 25. August dem älteren Bürgermeister drohend erklärten, sie wüßten gar wohl, daß rebellische Berathungen, welche auf Empörung abzielten, gehalten würden, es werde sich aber später Alles zeigen.

Da die Commissäre zugleich eine Angabe Dessen, was du Mesnil den Rath hatte wissen lassen, verlangte, so ersuchte man den General um eine schriftliche Erklärung. Dieser erließ hierauf am 27. August folgendes Schreiben:

„Da die Herren des Raths sich genöthigt gesehen haben, mich um eine Erklärung über das Verhalten zu ersuchen, wel-

Digitized by Google

ches ich als Commandant der französischen Truppen in Frankfurt zur Aufrechthaltung der Ordnung von ihnen gefordert habe, so wiederhole ich hiermit den ihnen ertheilten Befehl, daß sie, ohne mir vorher die Motive dazu vorgelegt und meine Erlaubniß eingeholt zu haben, keinen öffentlichen Act, wie z. B. die Zusammenberufung der Bürger- und Einwohnerschaft oder eines Theiles derselben, den Gebrauch der städtischen Soldaten und den Erlaß irgend einer Bekanntmachung, vornehmen dürfen. Dieser Befehl war unumgänglich nöthig zur Sicherstellung alles Dessen, wozu die Weisheit des Rathes sich bewogen finden wird, deren Bewachung ebenso, wie die Sicherheit ihrer Einwohner und die Erhaltung ihrer Privilegien, dem Befehlshaber der französischen Truppen anvertraut ist."

Eine Abschrift dieses Schreibens wurde sogleich dem Secretär der Commission zugestellt, welcher dabei erklärte, auch dem kaiserlichen Gesandten Grafen von Pergen sei von Seiten du Mesnils etwas Aehnliches zugekommen.

Die Commission ließ sich allerdings, wiewohl sie gleich nach ihrer endlich erlangten Anerkennung so unerwartet gehemmt worden war, nicht irre machen und theilte ihre Befehle an den Rath aus. Einiges von dem, was sie verlangte, gestattete du Mesnil, anderes aber, wie die oben erwähnte Bekanntmachung, gab er durchaus nicht zu.

Anfangs verfuhr die Commission sehr barsch gegen den Rath, nachher aber benahm sie sich vorsichtiger, weil du Mesnil fest auf seinem Sinn beharrte und auch gegenüber dem kaiserlichen Minister v. Kämpfer, welcher zur Unterstützung der Commissäre nach Frankfurt gekommen war, sich darauf stützte, daß sein Monarch, als Garant des westphälischen Friedens, die der Stadt Frankfurt verliehenen Rechte nicht schmälern lassen könne. Am 11. September erklärte er sogar in Kämpfers Gegenwart zwei Deputirten, welche der Rath an ihn gesandt hatte: seine Regierung habe Alles, was er in dieser Angelegenheit gethan habe, gebilligt; zugleich sei er beauftragt worden, auf jede Weise den Credit einer Stadt zu erhalten, aus welcher nicht nur seine Truppen jetzt ihren Unterhalt zögen, sondern die auch ein für ganz Europa wichtiger Handelsplatz wäre; er dürfe und werde also nicht das Geringste zugeben, was in Frankfurt den Credit oder auch blos die Imagination, die im Handel sehr Vieles thue, geniren könnte.

(Schluß folgt.)

Zur Katastrophe in Wieliczka

theilt ein Special-Correspondent der „N. Fr. Pr." unterm 13. December noch folgende Einzelheiten mit:

Zu dem unheilvollen Wassersturz hat sich nun ein zweites furchtbares Elementar-Ereigniß gesellt, das Bersten und Auseinanderklaffen des Bodens im Franz-Josephs-Schacht. Leider hat man es unterlassen, das eingedrungene Wasser zu untersuchen, ob es mit dem Wasser der benachbarten Weichsel identisch sei oder nicht. Gegen die Identität scheint der, allerdings nur gerüchtweise verlautende, Umstand zu sprechen, daß das eingedrungene Wasser 19 Grad Wärme hat.

Viel zu spät war es auch, in den letzten Tagen von der Erfindung eines Galiziers, Herrn Baruch, ernstlichen Gebrauch zu machen, welcher einen vortrefflichen Kitt erfunden und der Salinenverwaltung angeboten hat. Dieser Kitt überbietet an Stärke alle bisher üblichen Baucemente und ist vor Allem im Stande, die Salzwände vom Süßwasser zu isoliren; in Wasser aufgelöst, vereinigt er die Steinsalzstücke so kräftig, daß die betreffende Masse den Härtegrad von Quarz erreicht. Als nun aber die Probe mit dem Kitt im Schachte gemacht werden sollte, erdröhnte plötzlich der Boden unter den Füßen der Arbeiter, ein fürchterliches Krachen und Getöse folgte, dann ein deutlich erkennbares Stürzen und Rollen und im Boden entstanden Risse, durch welche man das unten tobende und schäumende Wasser sehen konnte. Auf Befehl des Ministerialraths Rittinger räumten nun alle Arbeiter den Schacht. Es steht zu erwarten, daß die Felsen unten einstürzen, sobald die Gewässer aus dem letzten in den vorletzten Schacht eingetreten sind. Dann sind auf der Oberfläche die Kirche und das prachtvolle Schloß von der Gefahr des Einsinkens bedroht.

Für den Weihnachtstisch.

V.

Kunst- und Prachtwerke.

Gar selten ist Das, was unsere Schriftsteller und Verleger als Prachtwerk ausgeben, auch Das, was es zugleich sein sollte: ein Kunstwerk. Vorzugsweise aus dem Ausland, aus England und Frankreich sind uns jene hohlen Prunkbücher überkommen, die, wesentlich aus Farben und Goldschnitt componirt, nicht dem Künstler, sondern dem Buchbinder ihren Erfolg verdanken. Sie finden ein fruchtbares Terrain in Anthologien, in Erbauungsbüchern und Flitterpoesien aller Art, selten oder nie in originalen Producten. Indeß ist nicht zu verkennen, daß Deutschland in den letzten Jahrzehnten hier einen Fortschritt gemacht hat. Es kommen doch bei uns schon genug salonfähige Bücher zum Vorschein, die wirklich den Namen Kunstwerke verdienen, und wenn wir auch hier und da noch Einiges von dem Ausland borgen, so haben wir doch aus eigenen Mitteln gleichsam eine Kunst für den Hausgebrauch geschaffen. Die Photographie gibt uns unsere Classiker, die Carstens, Cornelius, Genelli, Kaulbach, in bequemem und billigem Gewande, der Holzschnitt spricht durch die Hand eines Schwind und Ludwig Richter mit niegelaunter Volksthümlichkeit zu dem Gemüthe eines Jeden. Soweit überhaupt Production und Reproduction sich die Hand reichen, ist der gebildete Geschmack nicht mehr in Verlegenheit.

Auch dieses Jahr wieder hat der Weihnachtstisch eine hübsche Anzahl künstlerischer Quintessenzen zur Verfügung. Eine der brillantesten ist die im Hallberger'schen Verlag erschienene zweite Auflage von Gustav Doré's **Märchen**, neu erzählt von Moritz Hartmann. Das ist nun zwar solch eine geborgte Größe, der deutsche Künstler steht vor ihr achselzuckend und meint, das sei französische leichte Waare; aber doch liegt das Verdienst auf der Hand, ein so originelles künstlerisches Phänomen auch auf deutschem Boden zugänglich gemacht zu haben und es ist sicher, daß es hier besser verstanden wird als in seiner Heimath. Doré ist, wie es Moritz Hartmann nicht übertrieben ausdrückt, ein geistreicher Zeichner, aber er ist auch ein effecthaschender und das paßt nun einmal gar nicht in die Darstellung des deutschen Märchens. Den Blaubart weiß er uns noch zu Dank zu machen, aber das Aschenbrödel — das ist die Grenze seiner Kunst. Am vollendetsten sind vielleicht die Zeichnungen zum Däumling, eine wahre Fundgrube großartiger Gedanken und kühner Ausführungen; nicht minder gilt dieß vom Dornröschen, obwohl hier schon die Manierirtheit der ursprünglichen Einfalt der Gestalten arg mitspielt. Der Erzähler hat den Text der Märchen nach dem Franzosen Perrault bearbeitet, was zu den Zeichnungen ganz gut paßt, aber wegen des durchgehenden ironischen Tons an sich auf eine unliebsame Weise mit der Poesie zusammenstößt und auch schon schweren Bedenken begegnet ist. Diese Mängel liegen indeß in der Natur der Sache und hindern nicht, daß Doré's Märchen eine glänzende Erscheinung, zugänglich für jede, auch die trockenste Phantasie sind und daß man sich vergebens umsehen wird, eine ähnlich reiche Ausstattung poetischer Laune für den Weihnachtstisch zu finden. — Zum Vergleiche, wie sich die ächt deutsche Märchengestalt in der Kunst ausnehmen soll, kann die zweite Lieferung des schönen **„Cauer-Albums"** dienen, dessen Erscheinen (bei Th. Fischer in Kassel) wir schon früher meldeten. Da haben wir gleich die zwei weiblichen Hauptmärchentypen, das Aschenbrödel und das Rothkäppchen, von deutscher Künstlerphantasie belebt und — wie anders dargestellt! Die Brüder Cauer sind keine Zeichner wie Doré, aber in diesen beiden Gestalten ist der frische Hauch der Poesie, trotz des Steins, in höherem Grade als dort zu finden, obwohl das Märchen wie die Allegorie sich so weit als möglich von der Plastik entfernt. Die Reproduction ist in diesen beiden Blättern sehr zu loben. — Am nächsten den Märchengestalten in unserer populären Illustration stehen die Typen großer Dichtungen und es wird auch neuerdings viel Fleiß und Talent darauf verwandt. Man kennt Kaulbach's Darstel-

Digitized by Google

tungen, sie sind rasch populär geworden. Auch Pecht und Ramberg's Charaktertypen sind wohlrenommirt; die Verlagshandlung F. A. Brockhaus hat ihre „Schillergallerie" in einer kleineren Octav-Ausgabe herauszugeben unternommen, die bereits in zweiter Auflage erscheint. Die erste Lieferung bringt Tell, die Eboli und Max Piccolomini und ist sehr freundlich ausgestattet. — Auch die Photographie hat wieder eine hübsche Reproduction zu Wege gebracht. Friedrich Bruckmann in München hat eines der neuen encyclopädischen Historienbilder W. Lindenschmidt's, die „Ruhmeshalle ausserdeutscher Musiker" in klein Folio-Format herausgegeben. Die Portraits dieses an sich wenig gehaltvollen Blattes sind gewohntermaßen scharf und treu, der Zeichner ist unschuldig daran, daß er keine größeren Köpfe als Rossini, Verdi, Auber, dagegen einen ganzen Trödel winziger Kunsthelden gruppiren mußte. Wir hätten ihm abgerathen, dergleichen überhaupt seinem Cyclus einzuverleiben; ein Blatt, wo Beethoven, Mozart, Bach und Händel den Mittelpunkt bilden, personificirt die Musik in einer ganz anderen Weise und genügt vollkommen. Uebrigens ist Lindenschmidt auch hier wieder Meister in dem Ensemble; die photographische Wiedergabe ist wohlgelungen. — Nachdem Kaulbach's „Zeitalter der Reformation" schon so und so oft im Holzschnitt reproducirt woeden ist, kommt es nun auch einmal in einer kleinen handlichen Stahlstichausgabe von Alexander Duncker in Berlin. Diese regsame Verlagshandlung beabsichtigt auch die übrigen Bilder des Museums-Cyclus in derselben Art herauszugeben, was wir, wenn es so fleißige Stiche gibt wie der vorliegende erste, nur willkommen heißen und als eine sehr empfehlenswerthe Acquisition ansehen dürfen. — Als ein Kunstwerk von vielversprechender Tragweite muß die neue, zweite Auflage des Brockhaus'schen „Bilder-Atlas" gelten, deren erste Lieferung vorliegt. Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie arbeiten hier zusammen um eine Bilder-Encyclopädie ersten Ranges zu Stande zu bringen. Man kann nicht leicht eine vollständigere Iconographie solcher Art für den Weihnachtstisch ausfindig machen. — Der Kunst im engeren Sinne angehörig ist ein sehr dankenswerthes Unternehmen der Verlagshandlung Ebner und Seubert in Stuttgart; freudiger haben wir lange keinen Gedanken begrüßt als den, der hierdurch realisirt wird: die Kunst der Neuzeit in populärer Auswahl und allgemeinen Umrissen darzustellen. Es ist freilich nur eine sehr beschränkte Auswahl, die uns W. Lübke in dieser Absicht als Fortsetzung seiner „Denkmäler der Kunst" darbietet, aber dieses Supplement hat auch einen sehr billigen Preis und ist für das größte Publikum berechnet. Die zwei Lieferungen, aus denen es besteht, sind überaus fleißig gearbeitet. Lübke's Commentare sind kurz, aber treffend; natürlich kann er in so kleinem Rahmen nicht anders als lückenhaft verfahren. — Auch noch unter das Synonym Pracht- und Kunstwerk fällt das schöne Buch H. L. Brinckmann's „Unsere deutsche Heimath in Bildern". (Berlin, Grote'sche Buchhandlung.) Eine Sammlung von Poesieen, die sich auf die Landschaft beziehen, sinnig illustrirt, wenn auch nicht immer Muster der Zeichnung. Die Mehrzahl der Blätter ist von Gehalt, der Holzschnitt aus Brendamour's Atelier ohne Ausnahme meisterlich. — Dies läßt sich auch von der im J. J. Weber'schen Verlag in Leipzig erschienenen zweiten Sammlung des „Illustrirten Weihnachtsalbums" sagen, das in der Mehrzahl seiner Blätter ganz die Kunstpoesie der großen Meister wiedergibt, die es in sich schließt. Doch sind die Contrefeis der Malerei durch Auswahl und Ausführung weit vorzüglicher gerathen, als die der Plastik und Architektur. Das Ganze ist eine für den Weihnachtstisch wie bestellte Sammlung.

Wir kommen zu dem fruchtbarsten und dankbarsten Felde der Illustration, zu den bildlichen Commentaren poetischer Werke. Es freut uns, hier eine sehr gewählte Collection aufzählen zu können, an deren Spitze drei Novitäten besonders hervorgehoben seien. Erstlich ist in der Fr. Bassermann'schen Verlagshandlung in Heidelberg eine Prachtausgabe von „Shakespeare's Sommernachtstraum", von Paul Konewka mit Schattenbildern illusteirt, angekündigt. Es liegen uns Probeblätter davon vor und darnach läßt sich wohl urtheilen, daß etwas dem Shakespeare'schen Geiste Adäquates in diesen Konewka'schen Umrissen vor uns teeten wird, ja daß die Laune und die poetische Inspiration des Künstlers mitunter über unsere eingewurzelte Vorstellung von jenen Elfen- und Kobold-gestalten des Sommernachtstraums hinausgeht. Ausstattung und Druck des Ganzen ist musterhaft; wenn es fertig vorliegt, wird es sich den Faust-Silhouetten desselben Künstlees an Renommée bald gleich gestellt haben. — Die zweite namhafte Publication ist eine illustriele Ausgabe von „Goethe's Gedichten", herausgegeben von der G. Grote'schen Verlagshandlung in Berlin. Eine gute, sehr vollständige Ausgabe, besorgt von Wendt, deren Schwerpunkt in einer Reihe liebenswürdiger Zeichnungen von Ludwig Pietsch, Thumann und Piloty liegt. Namentlich der Erstere hat durch seine ganz von Goethe'schem Hauch umwehten Titelvignetten unübertrefflich commentirt; Thumann's Ideen zu Epiphanias und zum Rattenfänger sind nicht minder zu loben. — Endlich ist als ein glücklichee Gedanke eine von demselben Verlag herausgegebene Studie von Eduard Paulus: „Ludwig Uhland und seine Heimath Tübingen" zu bezeichnen. Eine bescheidene, liebevolle und warme Arbeit, mit Bildern all der einsamen Stätten geschmückt, die zu Uhland in Bezug stehen; die „Kapelle", vom Wurmlinger Kapellenberg, fehlt nicht darunter. Der Verfasser läßt an den betreffenden Stellen die Dichtungen sehr passend selbst reden. — So weit das Neue und Bedeutsamere. Daneben treten nun noch einige sehr geschmackvoll illustrirte poetische Spenden des ebengenannten Grote'schen Verlags: Lessing's Minna von Barnhelm, sowie Schiller's Maria Stuart, Goethe's Faust und Schiller's Gedichte, letztere beide in allerliebsten Diamantausgaben. Um den Preis mit diesen an Schönheit der Ausstattung wetteifern nur noch die Novitäten aus dem auch sonst ebenbürtigen C. F. Amelang'schen Kunstverlag in Leipzig. Zunächst die fünfte Auflage der wohlrenommirten „Dichtergrüße" von Elise Polko, einer höchst empfehlenswerthen Anthologie; dann Rudolph Gottschall's Gedankenharmonie aus Schiller und Goethe, ein Buch, dessen feinsinnige Anordnung über alles Lob erhaben ist; eine nicht illustrirte, aber um so inhaltreichere Scheift „Der deutschen Jungfrau Wesen und Wirken" von Caroline Milde; endlich das schon im letzten Jahr aufgetretene „Souvenir, O frage nicht", reich illustrirt, aber etwas seltsam gewählten Inhalts. — Prächtig ist eine kleine Sammlung desselben Verlags: Deutscher Humor in Poesie", worin Richter, Pletsch und Thumann als Illustratoren figuriren, das Meiste aber von Füllhaas, einem durch Charakteristik und Originalität jedenfalls zur Komik hochbegabten Künstler ausgeführt ist. Wir kennen keine Collection dieser Art, die amusanter ist; nur prävalirt der Berliner Lokalhumor etwas zu sehr. — Die zehnte Auflage liegt von einer anderen recht guten Anthologie: „Des Mädchens Wunderhorn" vor (Leipzig, Fr. Voigt), was deren Erfolg auf die beste Weise bezeugt. Zum Schlusse, und um nicht diese nothwendig knappe Aufzählung selbst zu einer Art Anthologie anwachsen zu lassen, sei noch des alljährlich wiederkehrenden Damenkalenders „Cornelia" eewähnt, den der Verlag von G. G. Lange in Darmstadt auch für 1869 wieder mit einer Stahlstich-Collection und einigen hübschen Erzählungen ausgestattet hat, so wie des auch dem neuen Jahre angehörigen Notizkalenders „Damen-Almanach" der Haude- und Spener'schen Buchhandlung in Berlin, dessen dritten Jahrgang eine hübsche Titelvignette von Hermine Stilke ziert. H.

Frankfurt, 19. December.

Montag, den 21. December, Abends 7 Uhr, findet im kleinen Concert-Saal des Saalbaues die 6. und letzte Quartett-Soirée der Hereen Heermann, Becker, Welcker, Müller, unter Mitwirkung des Herrn Wallenstein, statt. Programm: Quartett (B-dur No. 33) von Jos. Haydn. Trio (Es-dur op. 70) von L. van Boethoven. Quartett (D-dur op. 18) von L. van Beethoven. Eintritts Karten sind in allen Musikalienhandlungen zu haben.

Leipzig, 17. December. Eine Deputation des permanenten Studenten-Comites überreichte gestern dem Director unseres neuen Theaters, Dr. Heinrich Laube, eine Adresse, in welcher ihm die Freude der Studentenschaft über seine Hierherkunft und die besten Hoffnungen für sein Wirken ausgedrückt wurden. Dr. Laube dankte zunächst herzlich für dieses freundliche Entgegenkommen, speach aber zugleich sein Bedauern über das Fehlen des alten historisch gewordenen Studentenpaeterre aus, das früher bei allen Aufführungen eine entscheidende Stimme abgab.

Mosenthal's Erfolge auf der englischen Bühne. Im Royal Haymarket Theater, wo bis jetzt allabendlich Mosenthal's „Deborah" unter dem Titel: „Leah" volle Häuser machte, ging gestern Abend ein neues dreiactiges Drama von demselben Verfasser, betitelt: „Pietra" zum ersten Male in englischer Version in Scene, und errang einen glänzenden Erfolg, wozu namentlich das gediegene und begeisterte Spiel der amerikanischen Tragödin Miß Batemann, die sich im Besitz der Titelrolle befand, viel beitrug.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 19. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. Die bezähmte Widerspenstige, Lustspiel in 4 Acten von Shakespeare. Für die deutsche Bühne bearbeitet und eingerichtet von Deinhardstein. — Katharina: Frau Niemann-Seebach. Hierauf: Plauderstunden, Lustspiel in 1 Act, nach dem Französischen von Th. Gaßmann. — Hortense: Frau Niemann-Seebach. (Abonnement-Vorstellung Nr. 40.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 353. Sonntag, den 20. December 1868.

Vor fünfzig Jahren.

Novelle von Peter Paulus.

(Fortsetzung.)

Eine solche Zeit für die üble Laune der Frau Röder war eben jetzt, nur lag der Grund nicht in geschäftlichem, sondern in häuslichem Mißbehagen. Das Geschäft blühte mehr denn je, ihre beiden Kinder waren zu ihrem Stolz herangewachsen und nichts mangelte zu ihrem Glück, bis ihr Gatte das Kind seines Bruders, Helene, in's Haus brachte. Mit ihr floh Freude und Friede hinaus, so mußte sich Frau Röder sagen, und Hader und Zwietracht zogen ein, und die alleinige Schuld daran trug die arme Waise.

Bertha, die hübsche, verzogene Tochter, haßte die Cousine vom ersten Augenblick an, als sie bei ihnen aufgenommen wurde, weil sie fühlen mochte, daß sie ihr in Allem überlegen, und es doch nicht zugestehen wollte.

Robert, ihr Bruder, liebte die schöne Verwandte vom ersten Moment an aus demselben Grunde, warum seine Schwester sie haßte, und die Mutter verabscheute sie um ihrer beiden Kinder willen. Daß Jedermann das Mädchen bewunderungswürdig schön fand, empörte ihr mütterliches Gefühl, denn die eigene Tochter stand an äußeren Reizen weit der Cousine nach. Am meisten beunruhigte und ängstigte ihr stolzes Herz, daß ihr Sohn Robert, von der Schönheit Helenens vollständig überwältigt, für nichts Aug' und Ohr mehr hatte, als für sie.

Robert war ein wilder, ausschweifender junger Mann gewesen bis zu dem Tage, wo er Helenen gesehen. Daß von da an sein Charakter sich zum Guten gestaltete, fiel bei der Mutter nicht in's Gewicht. „Das wilde Temperament der Jugend würde sich schon im Mannesalter gegeben haben", meinte sie. „Eine Mesallance hingegen sei nie wieder gut zu machen", seufzte sie und blickte wehmüthig nach den Bildern ihrer Eltern, Groß- und Urgroßeltern, die auf vergüldter Leinwand in neuen schweren Goldrahmen im Empfangszimmer an der Wand hingen: drei Herren und drei Frauen v. Gablenz. Und sie war die Letzte ihres Stammes, mit ihr der Name erloschen, in einem bürgerlichen aufgegangen. Dafür hatte sie sich längst schon im Stillen gelobt, daß ihre Kinder den Schaden wieder ausgleichen sollten. Ihr Sohn Robert, nun vierundzwanzig Jahre alt, war ein schöner junger Mann, der vermittelst des Vaters Geld mit den Söhnen aus den ersten Familien gleichen Schritt hielt. Es konnte ihm nicht fehlen, da er in allen bedeutenden Häusern eingeführt war, dereinst eine Tochter aus einem derselben heimzuführen. Und das mußte sich Frau Röder gestehen, die Frankfurter Banquiers entwickelten einen Luxus und Aufwand, wie kleine Fürsten. Die Firmen Bethmann, Rothschild, Grunelius, de Neufville, Gontard wurden in der ganzen Welt mit zu den ersten gezählt. Achtung mußte man vor solchen Namen hegen, und war man noch höherem Geschlecht entsprossen, als dem der v. Gablenz. Darüber war auch die Frau mit sich einig, daß sie gegen eine Verbindung ihrer Kinder mit Sprossen solcher Häuser nichts einzuwenden hätte, in welchen Beide viel verkehrten, und die zu den Freunden und Freundinnen ihres Sohnes und ihrer Tochter zählten.

Da kam Helene und unverhohlen zeigte Robert seine Neigung für sie; der Vater achtete nicht weiter darauf, ihm waren die zahlreichen wechselnden Liebesverhältnisse und der Wankelmuth seines Herzens hinreichend Bürge, daß der Sohn sich nicht eine Heirath mit der mittellosen Cousine in den Kopf setzen würde.

Seit einem Jahre verfolgte Robert Helenen mit demselben beharrlichen Liebeswerben, wurde aber von ihr mit stets höflicher Kälte abgewiesen. Der junge Mann litt dabei, dieweil sein oberflächliches Gemüth durch die ungewohnte Zurückweisung seiner Gefühle empfindlich gekränkt wurde. Helenens äußere Erscheinung nahm all seine Sinne gefangen, und ihm war nicht bekannt, daß die ächte und wahre Liebe auf der inneren Harmonie des Herzens beruht.

Die Mutter litt darunter, wie wenn die arme Nichte die Bewerbungen ihres Sohnes annähme. Wo blieben da all die schönen Pläne von der Schwiegertochter aus einem der ersten Banquiershäuser Frankfurts? Sie war überzeugt, daß Helenens Sprödigkeit nur Ziererei und Furcht sei, — Furcht vor der gestrengen Tante, welche, genöthigt durch die Umstände, die Bruderstochter ihres Mannes auf die Stelle im Hause anwies, die ihr zukam, die der Abhängigkeit. Und es war die einzige Weise, wie sie sich an dem undankbaren Sohn, der ihr glänzendes Luftschloß zerstörte, rächen konnte.

Aber dies war noch lange nicht die einzige Qual, welche Frau Röder in letzter Zeit zu tragen gehabt; Bertha marterte die Mutter unaufhörlich mit Klagen und Beschwerden über die Cousine, und erst, als ihr der Tochter unerklärliche Abneigung gegen Jene und der Grund dafür bekannt wurde, drang sie bei ihrem Manne darauf, das Mädchen, welches zum Unglück ihrer beiden Kinder in's Haus gekommen war, hinauszuschaffen.

Und das unschuldige Opfer all dieses Zwiespaltes trug schweigend die schwere Bürde, die ihr in diesem Hause vierfach auf die Schultern geladen wurde. Denn auch die Dienerschaft folgte dem Beispiel der Herrin und verfolgte auf alle Weise Diejenige, welche sie alle Ursache hatten, als die erste Dienerin anzusehen, und die sie doch wiederum nicht als ihres Gleichen betrachten konnten.

Nur der Onkel war lieb und gut mit Helenen und der wußte kaum etwas von alledem, und selbst wenn dies der Fall gewesen, er konnte es nicht ändern, denn nicht er war der Herr im Haus, sondern seine Frau. Und weil das Mädchen immer freundlich, immer glücklich aussah, wenn es um ihn herum war und nie klagte, so hielt er auch für übertrieben, was sein Sohn ihm über

Digitized by Google

die schlechte Behandlung berichtete, die Helene sich von der Mutter und Schwester müsse gefallen lassen.

Wie immer, so schlich auch Helene heute gedemüthigt in die Küche und überlegte, ob denn das Unrecht wirklich so groß sei für ein achtzehnjähriges Mädchen, das sich, vom Klang der Musik gelockt, zu einem augenblicklichen Ungehorsam hatte hinreißen lassen.

Bertha sah in den Spiegel; die Spuren der kürzlich geweinten Thränen waren verwischt, mit lächelndem Mund trat sie auf den Balcon zu den Freundinnen.

Die Mädchen, welche ihre Abwesenheit kaum bemerkt, belustigten sich mit spaßhaften, oft witzigen Bemerkungen über die Vorüberziehenden; Bertha vermochte in ihr heiteres Geplauder nicht einzustimmen.

„Sage, liebe Bertha, wer sah denn vorhin bei Euch zum letzten Fenster heraus? Die Herren von der Cavallerie, besonders Dein Bruder Robert, Alle schauten sie hin, so lange sie konnten", frug eine der jungen Damen.

„Und sahst ihr, wie Max Werner fast das Weitergehen vergessen hatte", ergänzte eine Andere, „es muß etwas besonders Fesselndes gewesen sein, Bertha, was da am Fenster zu sehen war."

„Daß ich nicht wüßte", preßte diese mühsam hervor, denn bei dem Namen Max zog ihr Herz sich krampfhaft zusammen.

Da kam eine neue Veranlassung zur Rede und Antwort und des eben berührten Themas wurde unter den stets wechselnden Eindrücken nicht weiter gedacht.

Ein galonnirter Bediente reichte Chocolade und Süßigkeiten herum, denn das Haus Röder stand keinem Bankhaus nach, es repräsentirte jetzt schon nach fünfunddreißigjährigem Bestand ein Capital von fünfmalhunderttausend Gulden und einen unbegränzten Credit allenthalben.

(Fortsetzung folgt.)

Auflehnung Frankfurts gegen den Kaiser im Jahre 1769.

Von C. L. Kriegk.

(Schluß.)

Am Tage nach dem verhängnißvollen 21. August hatte die Commission verlangt, daß der Rath die Repartirung der 13,731 fl. 7 kr. Commissions-Kosten auf die einzelnen Rathsglieder und Syndiker noch vor Mittag ausfertige und dann alsbald diese Summe nebst einem Vorschuß von 4000 fl. auszahle. Der Rath beschloß, zuerst eine Specifikation der ersteren Summe zu verlangen; hierauf wurde aber am 25. August der Bürgermeister Fichard vor die Commissäre beschieden und von diesen derb angelassen, weil die Commission nur dem Kaiser, nicht dem Rath Rechenschaft abzulegen habe. Am Tage darauf erhielt Fichard die Weisung, die Repartitionsgelder sogleich bei allen Rathsgliedern zu erheben und bei Strafe doppelter Zahlung noch heute abzuliefern. Dies geschah denn auch. Uebrigens bezog sich die Repartition auf das vom 4. März bis zum 21. August empfangene Quotum des Salairs. Sie betrug in runder Summe: für den Stadtschultheißen (dessen jährliches Salair sich damals auf 1800 fl. belief) 476 fl., für den älteren Bürgermeister (mit 1700 fl. Salair) 449 fl., für jeden der fünf Syndiker (1600 fl. Salair) 423 fl., für jeden Schöffen (1500 fl. Salair) 396 fl., für den jüngeren Bürgermeister (1300 fl. Salair) 349 fl., für die Mitglieder der zweiten Bank (1200 fl. Salair) je 317 fl. und für die der dritten Bank (500 fl. Salair) je 132 fl. Bei den nach dem 4. März Eingetretenen war die Berechnung natürlich pro rata ihrer Amtszeit gemacht, der Senator Senckenberg aber blieb ganz verschont. Zugleich mit den Repartitionsgeldern wurden aus der Stadtcasse auch die 4000 fl. Vorschuß bezahlt.

Gleich am 23. August hatte die Commission auch die Auslieferung der Münzacten befohlen, und diese wurden dann auch sofort vorgenommen.

Am 27. erließ der Rath die vorgeschriebene Bekanntmachung, daß jeder Bürger und Einwohner auf Erfordern der Local-Commission sogleich vor derselben erscheinen müsse.

Am 28. August ward auf Befehl eine strengere Bewachung der als Münzverbrecher anfänglich Eingezogenen angeordnet, am 1. September aber wurden dieselben der Commission übergeben und zugleich die wegen Münzfrevel-Untersuchung angelegten städtischen Siegel mit denen der Commission vertauscht.

Während auf solche Weise der Rath sich in die Consequenzen seiner Anerkennung der Münz-Commission fügte, säumte er andrerseits nicht, den dabei gemachten Vorbehalt des Recurses in Ausführung zu bringen. Schon am 1. September zeigte er den bürgerlichen Collegien an, daß er unter ihrer Mitwirkung die Unterhandlungen in Wien und Regensburg fortsetzen wolle. Für diese Verhandlungen hatte er das Glück, daß im September die Rechtsgutachten über die Local-Münz-Commission, welche er bei den Universitäten Tübingen und Gießen bestellt hatte, zu seinen Gunsten ertheilt wurden.

Am 9. September wagte er, einen neuen Protest gegen die messenliche Münz-Commission auszufertigen, welcher dem kaiserlichen Minister Graf von Pergen und den Räthen der rheinischen Kurfürsten überreicht wurde.

Während so in Frankfurt die Sache ihren Fortgang hatte, begannen Unterhandlungen zwischen den Cabinetten von Wien und Paris, von welchen jedoch nur das Eine bekannt geworden ist, daß Frankreich als kaiserlicher Bundesgenosse und als Garant des westphälischen Friedens mit Nachdruck auf der doppelten Forderung bestand, daß die Untersuchung und Ordnung des Münzwesens bis nach Wiederherstellung des Friedens ausgesetzt und nachher in der Reichsversammlung vorgenommen werde. Die kaiserliche Regierung sträubte sich lange dagegen, und in Folge davon blieb die Münz-Commission noch länger als ein Jahr in Frankfurt. Bereits am 23. Februar 1761 forderte die letztere einen neuen Vorschuß von 10,000 fl.; der Rath schlug dies zwar ab, verstand sich aber im Mai, vorbehaltlich des Recurses an die Reichsversammlung, zur Zahlung der bis dahin aufgelaufenen Commissions-Kosten, welche 19,292 fl. betrugen.

Erst im December 1761 fügte sich der Kaiser in die Forderung Frankreichs. Die Local-Münz-Commission wurde damals, unter dem Vorwand einer auf ihren Wunsch zu erstattenden mündlichen Relation, vom Kaiser zurückgerufen, zugleich aber auch in Frankfurt deren Siegel von den obsignirten Räumlichkeiten entfernt und die Münzgefangenen aus der Haft entlassen.

Die Commission kehrte nicht wieder nach Frankfurt zurück; der Rath aber hatte, als sie ihm ihren Abzug ankündigte, gern die noch unberichtigten Kosten derselben nebst ihrem Reisebedarf im Gesammtbetrag von 19,762 fl. 58 kr. ausgezahlt. Im Januar 1764 wurde auf kaiserlichen Befehl den Rathsgliedern und Syndikern auch Dasjenige, was ihnen am 26. August 1760 von ihrem Gehalt abgezogen worden war, aus dem Aerar zurückerstattet.

Was schließlich die späteren Schicksale des Juden betrifft, welcher die Local-Münz-Commission veranlaßt hatte, so wird uns darüber Folgendes gemeldet. Im September 1760 erhielt Mayer Amschel Förtsheim die früher geleistete Cautions-Summe zurück. Im December wurde er auf Befehl des Generals du Meinil verhaftet und nach Straßburg gebracht, ohne daß der Grund davon angegeben wird. Er entfloh jedoch von dort bald darauf, ward in Frankfurt auf Befehl des Rathes wieder verhaftet, aber auch mit

Digitized by Google

Zustimmung der Münz-Commissäre aus Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand, sowie weil die vorhandenen Indicien nicht genügend waren, gegen eine Caution von 2000 fl. wieder freigelassen. Er begab sich hierauf nach Wien und verklagte dort wegen seiner Verhaftung die Stadt Frankfurt beim Reichshofrath. Er wußte sich in Wien so beliebt zu machen, daß er im Juni den Titel Hof-Factor erlangte und daß der dortige Advocat des Frankfurter Rathes schrieb, Flörsheim werde wohl vom Reichshofrath wegen seiner geleisteten Dienste mild behandelt werden.

Bald nachher fällte die Universität Tübingen, an welche auf kaiserlichen Befehl die 1757 von Josemann Worms gegen Flörsheim erhobene Anklage auf Diebstahl verwiesen worden war, das Urtheil in dieser Sache: Flörsheim wurde für schuldig erkannt und zu einer Strafe von 400 Thlrn., sowie in die Kosten verurtheilt. Fast zu gleicher Zeit erließ auch der Reichshofrath seinen Urtheilsspruch: Flörsheim wurde mit seiner Klage gegen den Frankfurter Rath abgewiesen.

Man muß in dieser Klagesache und wohl auch in Folge von Ermittlungen der Local-Commission Verdachtsgründe gegen Flörsheims Redlichkeit entdeckt haben; denn im August 1762 erhielt der kaiserliche Resident zu Frankfurt den Befehl, dessen sämmtliche Waaren und Habseligkeiten unter gerichtliches Siegel legen zu lassen. Dies geschah; was aber weiter erfolgte, wird nirgends gemeldet.

Nachher trat Flörsheim in Wien zum Christenthum über, wobei er den Namen Aegidius Neuhaus annahm; seine Gattin (Hindle, Löw Schwarzschilds Tochter) folgte ihm dabei nicht und ward von ihm geschieden. Er selbst war 1766 Bürger der Stadt Mainz und hatte dort ein Handelsgeschäft. In jenem Jahre führte er mit seinem in Frankfurt wohnenden Bruder, dessen Geschäft die Firma Moses Amschel Flörsheim und Comp. hatte, einen Rechtsstreit über eine Forderung von 20,000 fl., welcher Prozeß noch im Jahre 1768 nicht zu Ende gebracht war. Im nämlichen Jahre 1766 klagte er seine gewesene Gattin Hindle beim Mainzer geistlichen Gericht an, Christum gelästert zu haben; das Generalvicariat zu Mainz ließ diese deßhalb vor sich laden. Der Rath von Frankfurt aber fand hierin einen Eingriff in seine Gerichtsbarkeit, verbot der Frau, in Mainz Rede zu stehen, und erließ ein entschieden zurückweisendes Schreiben an das Vicariat.

1783 erscheint Flörsheim oder Aegidius Neuhaus in Wien; das dortige Stadt- und Landgericht sandte nämlich damals nach Frankfurt ein Schreiben des Inhaltes, man habe diesen Mann wegen Silberverfälschung gefänglich eingezogen und bitte um Auskunft über ihn. Nachher habe ich keine weiteren Angaben über ihn gefunden.

Mannichfaltigkeiten.

(Die Bräune.) In der eben erschienenen humorreichen Broschüre von Fr. Stolze: „Schwarz-Weiß und Braun" läßt der Verfasser seinen Großvater erzählen, daß er im Nassauischen gewesen, dort aber die alte rheinländische Fröhlichkeit nicht mehr gefunden habe; hierauf entspinnt sich folgendes Gespräch:

Ja, Großvatter, das Land is krank.
„Was fehlt em denn?"
Es leidet an der Bräune.
„Da muß es Blutigel hawwe."
Die hat's.

(Tüchtige Geschäftsmänner.) In Dalmatien wird gegenwärtig eine neue Bahnstrecke tracirt. Da die Unsicherheit in der betreffenden Gegend eine notorische ist, so ließ man Anfangs die verschiedenen Ingenieur-Sectionen unter Gendarmerie-Bedeckung arbeiten, ein Vorgang, der sich allerdings als höchst störend und schleppend herausstellte. Da blieb denn schließlich nichts übrig, als das dort landesübliche cordiale Einvernehmen mit den Herren Räubern einzuleiten und durch eine bestimmte Quote, für welche ausnahmsweise nicht allzuhohe Forderungen geltend gemacht wurden, sich monatlich mit den P. T. Strolchen abzufinden. Nun wurde das Verhältniß ein weit freundlicheres, und die Räuber behelligten keinen einzigen Ingenieur, die ihnen durch militärische Dienstkappen kenntlich waren. Später trat sogar der Oberingenieur mit dem Räuberchef in persönliche Beziehungen und wurde von Letzterem einmal zu Mittag geladen. Es wurde gar nicht wie bei „armen Burschen", sondern ganz comfortabel gespeist, und sogar Champagner gab es dabei. Scherzend fragte der Oberingenieur seinen Gastgeber, ob dieser denn nicht den Preis der Saudegarde bald hinaufschrauben werde, worauf ihm ganz geschäftsmännisch erwidert wurde, daß dieß sehr incorrect handeln hieße, da durch die Tracirung der neuen Bahn doch mehr Leben und Verkehr, und somit auch lucrativere Ausbeutung desselben in die Gegend käme!

Noch ein Prachtwerk für den Weihnachtstisch.

Stimmen der Liebe von Robert Prutz, gezeichnet von Gustav van Drage in Stettin. (Verlag von W. Korn und Comp. in Berlin).

Die rühmlichst bekannte Verlagshandlung bietet unter diesem vielversprechenden Titel ein neues Kunstwerk des Farbendrucks, das weniger durch prunkendes Aeußere das Auge beim ersten Anblick bestickt, als den feineren Kunstsinn für die Dauer zu fesseln vermag und vor Allem dem in der Liebe, Lust und Leid lebenden Gemüth vertraute Empfindungen erweckt durch die Stimme der Sehnsucht, des Jubels, der still klagenden Wehmuth, des frommen Vertrauens eben so wie durch die heiteren oder ernsten Blumen- und Landschaftsbilder, in denen jene Stimmen gleichsam widerklingen. Wie Friedrich Rückert in seinem „Liebesfrühling" das hohe Lied der Liebe anstimmt und in überreicher Fülle in Hunderten von feurigen und ernsten Weisen ertönen läßt, so versteht es Robert Prutz, in wenigen Weisen ein ganzes Liebesleben zu singen, sein Glück in der Vereinigung, wie sein Leid in der Trennung; aber auch im Leid tönt sein Lied harmonisch, denn es klingt aus in den himmlischen Trost ewiger Vereinigung der Geliebten. Sechzehn Lieder sind es, in denen der Dichter uns einen Liebeshymnus in eben so viel Bildern bietet; das erste Blatt, das unter einem Rosen- und Vergißmeinnichtgewinde den Titel trägt, enthält in seiner Umrahmung den Widmungsspruch:

„Lieder sind der Seele Küsse!
Fliegt auf tönendem Gefieder,
Fliegt denn hin, ihr kleinen Lieder,
Grüßt statt meiner, die ich misse,
Und bringt ihren Gruß mir wieder."

In innigstem Zusammenhange stehen die nun folgenden 16 Lieder. Fordert das erste die Jugend auf zu jener wahren Liebe, die auch dem Greise noch das letzte Abendroth verklärt, so preist das zweite Lied das Loos des Menschen, dem es bestimmt ist, wen er lieben soll, wie den Sternen ihre Bahnen vorgeschrieben sind. Das innige Frühlingslied bereitet die Einkehr der Liebe vor, deren Wonne und Wehmuth das vierte Lied verkündet. In sieben Liedern ergießt sich der volle Strom der Liebesseligkeit. Aber das Wort des alten Dichters: es bestehet nirgend volle Beglückung! hat auch unser Dichter erprobt. Mit dem Jubel irdischen Liebesglücks kann er uns nicht entlassen. „Alles, was schön und lieblich ist, hat es also im Brauch, daß es eilig vorüberflieht, wie ein Morgenhauch!" Damit schließt er seine Elegie auf die Rose. Doch wie die Rose nicht, wenn sie entblättert, zu beklagen ist, weil sie ihr schönes Leben ja vollendet hat und ihr Duft nicht verloren ist, so muß die Klage um den Tod der Geliebten sich verklären in dem sichern Trost:

„Eines ist Dir doch geblieben!
Deine Todten kannst Du lieben
Und das ist Unsterblichkeit."

Mit goldenen Lettern leuchtet uns in dem letzten Bilde dieser Himmelstrost aus still-ernster Winterlandschaft entgegen. Wie die Lieder, schlicht und innig, so ist auch der künstlerische Schmuck, sinnvoll bescheiden, meisterhaft ausgeführt. Die Wiedergabe im Farbendruck verdient alle Anerkennung.

Digitized by Google

Für den Weihnachtstisch.

VI.

Allerlei Volksthümliches.

Einige mehr oder weniger zu Festgeschenken geeignete Novitäten wollen wir zum guten Schlusse in bunter Reihe hier aufmarschiren lassen, da sie sich an Groß und Klein gleichmäßig wenden. Der Natur- und Völkerkunde gebühre der Vorrang. Erstere hat uns durch die Hand des fleißigen und sinnigen Beobachters Karl Ruß zwei Bücher geliefert, die Anspruch auf eine Verbreitung machen, wie sie wenige Producte dieser Art genießen. Im Ganzen sind wir von vornherein immer etwas mißtrauisch gegen die populäre Gewandung der Naturkunde, nicht des Principes wegen, sondern weil so oft das Wesentliche, der geistige Gehalt der Beobachtung dabei zu Falle kommt. Aber, wie Goethe sagt: glückselig, wem sie nur die äußere Schaale weist — es wird dem größten Pfuscher schwer, das Wesen der Natur so gründlich auszuwaschen, daß nicht irgendwo noch ein Stückchen von ihrem Geist zurückbleibt. Die eigentlichen Meister in der volksthümlichen Darstellung werden immer die Berufenen bleiben, die Grossisten, denen es nur eine Nebenbeschäftigung ist. Ein Virchow und ein Helmholtz sprechen zum Volke mit der höchsten Berechtigung, denn sie schöpfen aus dem Vollen. Nur darf man es nicht immer von ihnen verlangen, da sie Besseres zu thun haben. Darum brauchen wir auch die Detaillisten; namentlich wenn diese etwas natürliche Begabung zu dem Geschäft der öffentlichen Discussion mitbringen, wie es Bernstein, wie es allerdings auch Ruß aufweisen kann. Der Letztere hat von jeher in den Zeitschriften eine ungemein regsame Thätigkeit entfaltet; wir haben hier die Früchte derselben in zwei hübschen Bänden; der eine ist betitelt: „In der freien Natur, Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt." Es ist die zweite Folge eines bei Max Böttcher in Berlin erscheinenden Buches. Prächtige lebensvolle Bilder, denen man es ansieht, wie der Verfasser sie mit dem Mikroskop an der Seite geschrieben hat. Er verfährt sorgfältig genug, daß der kleine wie der große Leser keine Irrgänge zu befürchten hat, und, was wir namentlich an solchen Skizzen schätzen, er befleißigt sich einer einfachen, klaren Sprache. Obwohl Karl Ruß nichts weniger als ein Kleister im Styl ist, so ist doch anzuerkennen, daß er sich redlich durchgearbeitet hat von einem Anfangs etwas dürftigen und ängstlichen zu einem hinlänglich sicheren Ton der Erzählung. Seine Darstellung bleibt noch immer rythmisch genug, wie in diesem Buche z. B. die Abschnitte „Der Kampf um's Dasein", die „Stimmungsbilder" beweisen, die einen poetischen Hauch haben. — Der zweite von Ruß' Sammelbänden ist bei Trewendt in Breslau erschienen und heißt: „Natur- und Culturbilder". Er hat das Besondere, daß er außer einer großen Reihe Naturbildern auch auf dem Gebiet des Menschenlebens, mit dem beliebten Thema „Land und Leute" und „Verkehrsleben" experimentirt, was auch recht wohl gelungen ist. Es ist nicht Alles Compilation, es sind auch vielfach eigene Anschauungen, geschickt und munter dargestellt. So können wir diese wie jene Publication, die auch das Gemeinsame haben, daß sie von Kretzschmer's geübter Hand mit hübschen Titelbildern ausgestattet sind, der Jugend und dem Alter empfehlen. — Von einer dritten Arbeit des Genannten, der auch bei E. Trewendt herausgegebenen „Waarenkunde für die Frauenwelt", einem vorzugsweise praktischen Handbuche, ist der zweite Theil, behandelnd „Hauswirthschaftsgegenstände", erschienen. Der Inhalt ist überaus reich und exact, es ist nichts von der Chemie und der Technik unserer täglichen häuslichen Bedürfnisse übergangen.

Von der alten schematischen Lehrmethode, die so lange auf allen physischen und historischen Wissensgebieten lastete, hat sich auch die Geographie etwas emancipirt. Man fängt neuerdings an, bei diesem so sehr auf greifbaren Begriffen beruhenden Unterricht anschaulicher zu Werke zu gehen. Die früheren bloß aus Namen und Daten bestehenden Lehrbücher machen lebendigen Schilderungen Platz, vor Allem ist die Errungenschaft der neuesten Zeit, das Gebiet der Ethnographie, glorreich über alles abgestandene Gedächtnißwerk hinausgewachsen. Eine recht schöne Verkörperung dieser neuen Docirmethode ist das schon vielseitig anerkannte Buch A. Schöppner's: „Hausschatz der Länder- und Völkerkunde", von dem jetzt die zweite sehr vermehrte Auflage, durch Sophus Ruge besorgt, bei J. J. Weber in Leipzig erschienen ist. Da haben wir die ganze vornehme Reiseliteratur in exquisiten Proben, sorgfältig ausgewählt, in einem Bande beisammen. Von Humboldt bis Vambery und Rohlfs, aus der classischen Zeit wie aus der profanen Gegenwart (obwohl wir zu unserem Bedauern den unübertroffenen Meister von allen, Georg Forster, vermissen, der den Rhein und die Niederlande ganz anders hätte schildern können als z. B. Mesmer und Müller), von jedem Boden ist etwas genommen und das Studium dieser Länderkunde hat dadurch den Reiz eines kostbaren Mosaik, während doch nichts von der Gründlichkeit verloren geht. Nur freilich kann die Schilderung nicht durchaus vollständig sein; durch die aphoristische Auslese entstehen eben aller Orten Lücken, das Buch ist ohnedieß schon viel zu voluminös für einen Band. Prachtvoll, zahlreich und wirklich von großem Geschmack der Auswahl sind die Illustrationen.

(Schluß folgt.)

Frankfurt, 18. December.

In der gestrigen seiner Vorlesungen über die Physiologie des Menschen, welche dessen Abstammung behandelte, classificirte Dr. L. Büchner, wie nach seiner Stellung in der Wissenschaft voraussetzlich, den Menschen in die erste Ordnung der Säugethiere, zu welcher nach dem Typus ihrer Organisation die sog. Anthropoiden, wie Gorille, Orang ꝛc. gezählt werden. Nach seiner näheren Ausführung dient die ganze organische Natur einem großen Fortentwicklungsprincip, in welchem die Annahme einer Sonderstellung des Menschen geradezu einen Riß bezeichnen würde. Die umfänglichen Beweise gaben die neueren Ergebnisse der zoologischen, beziehungsweise embryologischen, der anatomischen und physiologischen Forschungen und namentlich der Entwicklungslehre seit Aufstellung der Darwin'schen Theorie, wie wir sie v. Bär, Schaafhausen, Huxley, Ecker ꝛc. verdanken und welche am Ausführlichsten C. Vogt in seinen Vorlesungen zusammengestellt hat. Die Lehre aber von der allmählichen Umwandlung der Typen sprach zuerst Anfangs des Jahrhunderts de Lamarck aus, in Deutschland Reichenbach auf der Naturforscherversammlung zu Gotha. Um die allerdings nicht bestrittene Kluft auszufüllen, nimmt Büchner eine ausgestorbene Zwischenart an, und er beruft sich dafür auf das anderweit festgestellte Vorkommen solchen Aussterbens, wie ja auch gerade in unserer Zeit ebenso einzelne Urvölker und jene erwähnten Anthropoiden im Verlöschen begriffen sind. Ein noch erhöhteres Interesse verspricht der letzte Vortrag, der sich darüber, — wann, wo und wie das Menschengeschlecht entstanden ist, sowie über sein Endschicksal verbreiten wird. ⊙

Durch die Blätter läuft eben die Notiz, in **Petersburg** seien allen deutschen Schauspielern die Contracte gekündigt worden. Es ist an dieser absurden Meldung kein wahres Wort.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

L. Maas in Frankfurt: Zwei Genrebildchen. — Ph. Rumpf in Frankfurt: Porträt. — Recknagel in Nürnberg: Thierstück. — Rusin in Brüssel: Sonnenuntergang. — Stademann in München: Eisschläger — Winterbild. — Engel in Rödelheim: Kinderporträt. — H. Junker in Frankfurt; Blick in's Gebirg — Blick auf die Stadt. — C. Rottmann † München: Der See von Copaiis (Aquarell). — Karl Rohde in München: Im Park. — Peter Becker in Frankfurt: Partie aus dem Weilthal. — G. Hom in Frankfurt: Porträt. — A. Göbel in Frankfurt: Alte Frau — Mädchen mit rother Mütze. — Antonio Becker in Frankfurt: Rübezahl — Die neue Brücke bei Mannheim (Photographie). — Fräulein Döring in Frankfurt: Blumen.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: „Jung gefreit hat Niemand gereut" von Herm. Philipps. — Aus den Sammlungen des Instituts: Photographien von A. Braun in Dornach nach den Fresken des Fra B. Ang. da Fiesole in San Marco in Florenz.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 20. Dec. **Die beiden Schützen**, komische Oper in 3 Acten, nach dem Französischen. Musik von Lortzing. Hierauf: **Doctor Peschke**, oder: **Kleine Herren**, Posse mit Gesang in 1 Act, mit Benutzung des Savetier, von Kalisch. Musik von A. Conradi.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 41.)

Montag, 21. Dec. Vorletzte Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom k. Hoftheater in Hannover. **Die Niebelungen**, ein deutsches Trauerspiel in 2 Abtheilungen (6 Acten) von Friedrich Hebbel. — Kriemhild: Frau Niemann-Seebach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 42.)

Dienstag, 22. Dec. **Hernani**, große Oper in 4 Acten, nach dem Italienischen des Piave, von Ritter v. Seyfried. Musik von Verdi.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 43.)

Für die Redaction verantwortlich: J. B. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 354 und 355. Dienstag, den 22. December 1868.

Vor fünfzig Jahren.

Novelle von Peter Paulus.

(Fortsetzung.)

Frau Röder nahm kein Interesse an dem Getreibe und Getöse, was sich da unten auf der Zeil entwickelte, ihre Gedanken beschäftigten sich mit Anderem.

In einem rothen Sammtfauteuil saß sie in der Nähe der Balconthüre und musterte die jungen Damen da draußen. Jede von ihnen wäre in ihren Augen ebenbürtig gewesen, die Gattin ihres Sohnes zu werden, alle mit den ersten Namen Frankfurts, keine aber nur annähernd so schön wie Helene.

Das ärgerte die stolze Frau, daß nicht eine von Denen, welche sie sich zur Schwiegertochter ausersehen möchte, das Aschenbrödel in der Küche ausstach. Selbst heute in dem verwaschenen Leinenkleid sah das Mädchen schön aus, wie Keine mehr der in Sammt und Seide gekleideten jungen Damen hier.

Wer jedoch war Max Werner, dessen Anblick und Namen eine solch' magnetische Wirkung auf Bertha Röder hervorbrachte? Der Liebling aller jungen Damen Frankfurts! Früh verwaist, war er bei einer reichen Tante erzogen, nach deren kürzlich erfolgtem Tod er über eine halbe Million geerbt hatte, die, mit seinem Vermögen vereint, die Million vervollständigte. Er trieb eigentlich kein Geschäft, und hatte studirt, zu seinem Vergnügen, wie er sagte, denn er ambitionirte nicht den Titel Doctor. Max war in allen Stücken als Muster für die übrigen jungen Männer aufzustellen, für die jungen Mädchen, die durch kein Interesse weiter gefesselt waren, aber ein Gegenstand des Schmachtens und der Unterhaltung geworden.

Für Bertha jedoch war er das Ideal aller Träume und Wünsche. Der junge Werner hatte ein Steckenpferd und das war die Liebhaberei am Soldatenspiel. Er war einer der Ersten, die in das Bataillon der Weißbüsche sich aufnehmen ließen, und nach vier Jahren war er Lieutenant und zufällig in der Compagnie des Hauptmanns Röder, Bertha's Vater. Dadurch kam er viel in das Haus des Weinhändlers und das junge Mädchen hing mit schwärmerischer Liebe an dem 28jährigen Lieutenant der Stadtwehr. Dieser, immer freundlich und aufmerksam gegen Bertha, schien jedoch nicht im entferntesten deren Leidenschaft zu theilen, und seit er Helenen einigemal gesehen, kam es der scharf beobachtenden Mutter fast vor, als sei von dieser Zeit an eine bedeutende Veränderung mit ihm vorgegangen. Streng hielt sie daher darauf, daß Helene nie zugegen war, wenn Max kam; seine Unruhe, mit der er jedoch im Zimmer herum und nach den Thüren sah, bewiesen ihr hinlänglich, daß auch er von den Reizen der armen Waisen in einem Grad eingenommen war, daß für eine Andere keine Hoffnung mehr auf Gegenliebe übrig blieb.

Frau Röder sah in der Regel alle Dinge schwärzer an, als sie waren; in diesem Punkte aber täuschte sie sich nicht. So waren denn ihre beiden Kinder durch ein Wesen unglücklich gemacht, das in ihrem Haus die größten Wohlthaten genoß. Welch entsetzliches Unheil hatte dies Mädchen über eine ganze Familie gebracht! — Robert schwur, keine Andere als Helene heirathen zu wollen; Max hielt nichts ab, um Jene zu freien, denn, wie sie heute inne geworden, gehörte auch ihm des Mädchens Neigung. Und ihre eigne Tochter, ihre einzige, geliebte Bertha? Diese jammerte und verlangte von der Mutter Hülfe und Rettung für die Qualen unerwiderter Liebe und brennender Eifersucht!

Diese Gedanken und Sorgen peinigten die stolze Frau, die sonst an nichts Unangenehmes gewöhnt war bei Tag und Nacht; und an ihrem Mann fand sie keinen Trost. In diesem Fall blieb Herr Röder fest: „Helenen aus dem Hause zu schaffen, finde er keine Veranlassung".

Die Feierlichkeit war vorüber, die jungen Damen hatten sich bei Frau Röder und Bertha verabschiedet, und die Beiden saßen in ernstem Gespräch beisammen auf dem Sopha, die Tochter weinte bittere Thränen an der Mutterbrust.

Da ertönte Sporengeklirr aus dem nächsten Zimmer und in heftiger Aufregung trat Robert bei der ihn nicht zu Tisch erwartenden Mutter ein.

„Entschuldige, Mutter, daß ich Dich störe, aber nicht länger kann ich meinen Unmuth zurückdrängen. Ist es nicht eine Schande für Dich und unser Haus, daß Helene in einem Kleid am Fenster erscheint, in welchem vor Dir keine Magd sich zeigen darf? Heute am Feiertag . . ."

„Geduld, Geduld, mein Sohn, so spricht man nicht mit mir", hub Frau Röder unterbrechend an; „vorerst bin ich Dir keine Rechenschaft schuldig über meine häuslichen Einrichtungen, da Du aber einmal den Gegenstand angeregt hast, so will ich Dir auch die gebührende Antwort auf Deine unziemliche Frage geben: Helene hatte keine Erlaubniß, am Fenster zu sehen, sondern heute, wo die Köchin und das Hausmädchen mich um die Erlaubniß baten, die Festlichkeiten mit ansehen zu dürfen, für die Küche zu sorgen."

Mit dem hochfahrenden Ton, womit die Mutter diese Worte gesprochen, glaubte sie Alles gesagt und den Sohn zum Schweigen verwiesen zu haben.

Roberts Augen rollten wild, die Adern auf seiner Stirne schwollen blau an, seine Brust hob sich ungestüm.

„Und das schämst Du Dich nicht auszusprechen, Mutter, daß Du Deine Nichte Magddienste versehen lässest, sie weit unter Deine Dienerschaft stellst, der Du erlaubst, dem Feste beizuwohnen, währenddem Du Helenen verbietest, im eigenen Haus zum Fenster hinauszusehen? Fühlst Du wirklich nicht, Mutter, was Du gethan?"

Digitized by Google

Frau Röder maß den Sohn von Kopf bis zu Fuß, dann brach sie in ein kurzes Lachen aus:

„In Zukunft werde ich erst mein Thun und Lassen Deinem Gutachten vorlegen. So hätte ein Kind zu meiner Zeit mit seinen Eltern reden sollen, mein Vater war Regierungs . . ."

„Laß dieses verbrauchte Thema endlich einmal ruhen und die verrosteten Vorurtheile Deiner hohen Abkunft mitschwinden", unterbrach Robert ungeduldig die Mutter. „Handle nobel, damit kannst Du der Welt Deine Bevorzugung beweisen."

Das war Oel ins Feuer gegossen, die wunde Stelle getroffen — und der eigene Sohn mußte ihr Allerheiligstes entweihen! Hatte sie nicht seit fünfundzwanzig Jahren, in denen sie in Frankfurt gelebt, der stillen Opfer schon genug gebracht? In dieser Stadt, wo keine Rangordnung eingehalten wurde, wo jeder ehrsame Bürger gleiche Berechtigung mit dem anderen genoß? Wie tief verletzten sie diese übermüthigen Republikaner oft, daß sie in ihr nur die Gattin des Chefs des geachteten Handelshauses J. M. Röder respectirten und das geborene Fräulein von Gablenz völlig ignorirten. Und das Hoheitsgefühl der Unabhängigkeit, das hier jeder Einzelne zur Schau trug, Bürger eines Freistaats sich nennen zu dürfen, der, mitten unter Fürsten- und Herzogthümern, seine eigene Gesetzgebung in Kraft erhielt. Oh, was hatte es für eine Ueberwindung gekostet, bis es ihr nur gelungen war, die Ausnahmestellung, zu welcher sie sich berechtigt glaubte, wenigstens scheinbar dem Gemeingeist, der hier herrschte, beizuordnen! Von wem durfte sie denn für all die Opfer Anerkennung verlangen, wenn es nicht von ihren eigenen Kindern sein sollte? Und der einzige Sohn, dem sie schon von frühester Jugend an — indeß anderen Kindern Märchen erzählt wurden — die Geschichte ihrer adeligen Abkunft und Ahnen, soweit sie diese selbst von ihren Eltern aus kannte, hundert Male wiederholt hatte, er wagte jetzt so mit ihr zu reden!

Frau Röder erhob sich vom Sopha und ihre Gestalt erschien größer, als sie jetzt sprachlos mit einer unverkennbaren Handbewegung dem ehrlosen Sohne die Thüre wies.

Leider wollte Robert diese Pantomime nicht verstehen, denn er fuhr in aufgeregtem Tone fort:

„Und ich sage Dir, Mutter, und Dir, Bertha, Ihr mögt thun, was Ihr wollt, Helene wird mein Weib und das bald!"

Jetzt schwand der Mutter Zorn dahin, die Schmach, welche der unwürdige Sohn ihrer Ehre angethan, schien ihr gering im Verhältniß zu dem Schlag, den sie nun dem Widerspänstigen beibringen konnte.

„Ha, ha!" lachte sie höhnisch, „da mußtest Du früher kommen, Deine schöne Helena unterhält bereits ein Liebesverhältniß mit Deinem Freund Max Werner. Willst Du Beweise dafür, so frage Bertha?"

Robert taumelte einige Schritte zurück und faßte nach einem Stuhl; er wußte, daß die Mutter nicht log, und Max Werners Benehmen war ihm längst schon aufgefallen; er hatte seine Verehrung für Helene bemerkt, war aber immer schwach genug gewesen, an Helenens Gefühlen für den Freund zu zweifeln.

Der Triumph sollte nicht lange dauern. Mit bleichen, entstellten Zügen verließ Robert das Zimmer und Bertha lag convulsivisch schluchzend in der Mutter Armen.

In der alten Fahrgasse, nächst der Schnurgasse, stand das Haus des Messerschmieds Werner. Wenn auch das Gebäude dem Aeußeren nach nicht schmuck und elegant, und besonders durch die niederen Fenster sogar altmodisch aussah, war es doch im Inneren wohlerhalten und reinlich. Denn der jetzige Besitzer, ein entfernter Verwandter von Max Werner, wußte durch Fleiß und Sparsamkeit immer so viel zu erübrigen, daß er jährlich etwas auf sein Haus verwenden konnte.

Seine Familie bestand aus einem Sohn von fünfundzwanzig und zwei Töchtern von zwanzig und neunzehn Jahren.

Frau Werner war eine ehrsame Handwerksfrau von altem Schrot und Korn, die von keinen Neuerungen etwas wissen wollte, und nach demselben Schnitt der guten alten Zeit auch ihre Kinder erzog.

Meister Werner hatte ein bedeutendes Geschäft, er handelte auch mit Messern und Scheeren und seine Waaren wurden von der ganzen Umgegend gesucht.

Seitdem die Mädchen herangewachsen, das heißt, nachdem sie mit vierzehn Jahren die Schule verlassen, mußten sie sich im Geschäft und in der Haushaltung nützlich machen. Eine um die andere hatte die Laden- oder Küchenwoche, denn in einem ordentlichen Frankfurter Bürgershaus durfte keine Magd kochen, das besorgte die Hausfrau selbst oder die Töchter.

Bei Frau Werner ging Alles am Schnürchen; wer im Sommer um 6 Uhr Morgens und im Winter um 7 Uhr nicht am Kaffeetisch erschien, für Den gab es eben heute keinen, dieß galt sowohl Kindern, wie Gesellen und Lehrjungen. Fing vom Dom herab die Mittagsstunde an zu läuten, so trug Frau Werner die Suppe auf den Tisch, bei dem letzten Ton der Glocke nahm der Meister das Käppchen unter den Arm und betete sein Tischgebet. Genau wenn der Herr sich erhob, mußten auch die Gesellen mit dem Essen fertig sein und dann gings frisch an die Arbeit bis zum Feierabend, wo mit dem Glockenschlag sieben dasselbe Manöver vom Mittag sich wiederholte. So ging es Tag für Tag fort, der Meister arbeitete, den Gesellen gleich, zwölf Stunden lang. Außer seinem Mittagsschläfchen gönnte er sich keine Erholung; am Abend jedoch, das ließ er sich nicht nehmen, ging's in's Bierhaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rückkehr der kaiserlichen Familie.

n Paris, 18. December.

Wenn die Art und Weise, wie ein Fürst bei der Rückkehr in seine Hauptstadt von der Bevölkerung bewillkommt wird, als Ausdruck der öffentlichen Stimmung angesehen werden kann, so darf sich Napoleon III. über seine lieben Pariser keine Illusionen machen. Bei dem officiellen Empfang am Bahnhof, der etwa um 3 Uhr stattfand, war Ihr Berichterstatter nicht zugegen, und bezweifelt überdieß, ob er viel zu sehen bekommen haben würde, da bei solchen Gelegenheiten bekanntlich ein weises Absperrungssystem befolgt wird, das, wie die Würde und Höhe des Schiller'schen Mädchens, jeden Versuch der Vertraulichkeit entfernt. Anders jedoch auf offener Straße: hier läßt es sich der indiscrete Blick des Wißbegierigen nicht nehmen, auf den Gesichtern der hohen Herrschaften zu lesen und das Gefundene in klares Deutsch zu übertragen.

In der Rivolistraße, durch die der Zug kommen mußte, bemerkte man seit halb 3 Uhr einzelne Gruppen von Flaneurs und zahlreiche Polizisten, die die Vorübergehenden mit prüfenden Blicken musterten. Weiter aufwärts an den Tuilerien und dem Louvre waren die wachthabenden Posten verstärkt und auch hier hatte sich eine Schaar von Neugierigen eingefunden, die vorzugsweise aus Kindern und Frauen bestand. Doch war durchaus nicht über Gedränge zu klagen; an schönen Sommerabenden habe ich die Straße und ihre Arcaden schon weit belebter gesehen.

Ich postirte mich vor dem Tuilerienpalast gerade dem Pavillon de Rohan gegenüber, wo die gestürzte Majestät von Spanien ihre

Digitized by Google

zerstoberen Träume beweint. An den Fenstern ihrer Gemächer waren verschiedene Gesichter und Gesichtchen zu sehen, wie es schien, die Kinder Isabella's mit ihren Gouverneuren und Gouvernanten. Sie selbst verschmähte es natürlich, von einem Auftritt Zeuge zu sein, der in ihrem Busen so schmerzliche Erinnerungen wecken mußte.

Nach einer Weile machte eine Truppenabtheilung vor dem Palaste Spalier, Musik erscholl, und hinter mir hörte ich eine Stimme sagen: „L'Empereur!"

Ich drängte mich so weit als möglich vor und hatte in der That das Glück, das kaiserliche Paar sowohl, als das Kind Frankreichs auf eine Distance von höchstens drei Schritten von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Im ersten Wagen saßen der Kaiser und die Kaiserin mit zwei Cavalieren, dann kamen verschiedene Wagen mit Gefolge und dann der kaiserliche Prinz mit seinem Hause. Der Kaiser war in Civil und sah in der That fast elend aus; sein Teint ist gelbgrau, seine Augen liegen tief und seine ganze Haltung hatte etwas Apathisches und doch wieder Unbehagliches. Man konnte meinen, er befürchte irgend etwas Unvorhergesehenes und werde erst frei aufathmen, wenn er sich innerhalb seiner vier Wände befinde. Von dem höflichen, wenn auch kalten Grüßen des Publikums nahm er nicht die geringste Notiz: augenscheinlich fand er es niederträchtig, daß Niemand „Vive l'Empereur!" rief; und in der That, wenn die imperialistische Partei im Volke wirklich vertreten wäre: wie hätte sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen diese günstige Gelegenheit zur Gegendemonstration gegen die Baudin-Verehrer vorübergehen lassen dürfen? Nichts von alle dem! Die Menge bestand eben nur aus Neugierigen und Se. Majestät runzelte ungnädig die Stirne. Nicht so die Kaiserin, die sozusagen allein die Kosten der Höflichkeit zu tragen hatte und mit gewinnender Liebenswürdigkeit nach allen Seiten grüßte. Sie sah unstreitig reizend aus und kann noch immer für die schönste Frau Frankreichs gelten. Sie schien das Kühle in der ihr gewordenen Aufnahme gar nicht zu bemerken — ein Beweis von politischem Tact — und machte durchaus den Eindruck einer heiteren, glücklichen und vertrauenden Natur. Ich bin überzeugt, daß die Persönlichkeit der Kaiserin unter Umständen politische Gegner entwaffnen könnte. Im Lande der Galanterie will die Schönheit auf dem Throne etwas bedeuten!

Der kaiserliche Prinz endlich machte ebenfalls einen angenehmen Eindruck. Seine Züge haben die Offenheit und Klarheit seiner Mutter; er ist ein hübscher, freundlicher Junge. Seine Haltung hatte Etwas Militärisches, und die Art, wie er sein Käppchen abnahm, war mehr angelernt und manieriert als natürlich: trotzdem konnte man ihm nicht böse sein, denn aus seinen Augen spricht eine gutgeartete, liebreiche Seele.

Die Tuilerien waren festlich geschmückt, und als die Herrschaften durch den hohen Thorweg eingefahren waren, zogen die Truppen mit klingendem Spiel ab, und die Menge zerstreute sich geräuschlos, wie sie gekommen war.

Dieß sind die Eindrücke, die ich von dem Einzug des Hofes in die Tuilerien mit nach Hause genommen habe: ob sie für die Napoleonische Dynastie besonders rosig sind, das überlasse ich dem unbefangenen Urtheil Ihrer Leser.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein eigenthümlicher Täufling.) Vor den Schranken des Themse-Polizeigerichts stand unlängst ein Individuum unter der Anschuldigung, einen Einbruch in die neue Baptisten-Kapelle in Stepney-Green verübt zu haben, in der Absicht, daselbst einen Diebstahl zu begehen. Der Angeklagte bekannte sich für schuldig und legte ein reumüthiges Bekenntniß ab, das Richter und Zuhörerschaft in nicht geringe Heiterkeit versetzte. Als er in der Dunkelheit in die Kapelle eingedrungen, sei er plötzlich kopfüber in's Wasser gestürzt, d. h. in die große, bis zum Rande mit Wasser angefüllte Taufcisterne. Nachdem er sich dieser unfreiwilligen Taufe mühsam entzogen, sei er, vor Kälte und Nässe zitternd, in die Sakristei gegangen, wo er eine für die heiligen Sakramente bestimmt gewesene Flasche Wein ausgeleert, der ihm zwar sehr gut bekommen, aber dann in den Kopf gefahren sei. Der Küster hatte ihn am andern Morgen schlafend in der Sakristei vorgefunden. Der Richter verwies ihn vor das Schwurgericht.

Fünftes Museums-Concert

am 18. December.

Concert von Fräulein Anna Rothschild

am 15. December.

Das Programm des diesmaligen Museums-Concerts bot neben fünf Instrumental-Compositionen acht Gesangsstücke, von den schwedischen Quartettsängern, den Herren Luttemann, Köster Ellberg und Ryberg aus Stockholm, vorgetragen. Die Seltenheit einer derartigen fremdländischen Leistung, so wie der außerordentliche Erfolg derselben bestimmen uns, unsere Besprechung hiermit zu beginnen, obwohl der beziehungsweise geringere musikalische Werth der ganzen Gattung, der von den einheimischen Liedertafeln her bekannt ist, ihr eigentlich einen Anspruch hierauf nicht verleihen würde. Die genannten Herren haben sich zunächst vereinigt, um ihre vaterländischen Weisen, welche dies um der Originalität und Gemüthstiefe willen, die ihnen innewohnt, verdienen, der Welt bekannt zu geben. Dieser ausschließliche Zweck ihres Zusammenwirkens wäre ein ebenso berechtigter aus ausreichender gewesen. Aus Gründen, die uns nicht bekannt sind, fanden sie sich jedoch in der Folge bestimmt, auch Gesänge deutscher Componisten, deren Texte in's Schwedische übersetzt wurden, ihrem Repertoire einzuverleiben, wodurch das eigenthümliche Gepräge ihres nationalen Unternehmens an Reinheit und Besonderheit einigermaßen verloren hat. Auf ihrer großen Weltfahrt begriffen, kamen sie auch nach unserer guten Stadt und erfreuten sich da, obwohl noch wenig bekannt, des seltenen Glückes, in einem Museums-Concerte mitwirken zu können. Der Berichterstatter, der sie früher schon an anderen Orten gehört hatte, war überzeugt, daß ihre Leistungen gefallen würden, aber doch einigermaßen überrascht über den stürmischen Jubel, den sie erregten. Am lautesten ertönte dieser bei ihren heiteren Volksweisen, wie bei dem norwegischen Liede von Kjerulf: „Die Brautfahrt in Hardanger" mit der Nachahmung des Glockengeläutes und bei dem von Södermann arrangirten schwedischen: „Denkst Du, daß ich verloren sei", von welchem sie die letzte Strophe wiederholen mußten. Uns sprachen, ihres eigenthümlichen melodischen, von interessanter harmonischer Grundlage getragenen Zuges wegen, die ernsteren Weisen mehr an, wie z. B. das von Ohlsohn arrangirte: „Ach Wermeland" und „Finnlands Gesang" von Pacius. In diesen vermochten sie die Hauptvorzüge ihres abgerundeten Zusammenwirkens, die feine Schattirung und das Verklingenlassen der Töne, am gelungensten zur Geltung zu bringen. Die vier Compositionen von Kuhlau, Witt, Schäffer und Werner wurden gleichfalls sehr gut vorgetragen, am besten die dritte derselben: „Der Abend". Die Stimmen, besonders die des zweiten Tenors und der beiden Bässe, sind von wohllautender, gleichartiger Klangfarbe, die nur von der in der höheren Lage etwas gellend klingenden des ersten Tenores zuweilen unterbrochen wird. Sämmtliche Gesänge wurden auswendig vorgetragen. Die Aufstellung der Sänger war eine von der in Deutschland beliebten, der Rangordnung der Partitur entsprechenden verschiedene. In der Mitte standen nebeneinander: erster Tenor und zweiter Baß, nach außen rechts und links zweiter Tenor und erster Baß.

Die virtuose Seite der Instrumental-Musik war diesmal durch unseren berühmten Landsmann, den Herrn Dr. Ferdinand Hiller, Kapellmeister in Köln, vertreten, dessen Leistungen als Pianist schon seit einer Reihe von Jahren von aller Welt als ausgezeichnete anerkannt sind, und die man um so höher anschlagen muß, als sie auf vollendeter musikalischer wissenschaftlicher Grundlage beruhen. Den größten Erfolg erzielte der Meister mit der Vorführung der Gavotte, Sarabande und Concerte (Op. 115) eigener Composition, welche er uns, wenn wir nicht irren, schon im vorigen Winter in einer der Heermann'schen Quartett-Soiréen zu Gehör brachte. Sie sind eben so vortrefflich componirt, als sie vollendet vorgetragen wurden und errangen stürmischen Beifall. Von nicht völlig gleichem, wenn auch noch immer sehr ehrenvollem Erfolge begleitet war der Vortrag des Beet-

Digitized by Google

hoven'schen C-moll-Concerts, von welchem uns der erste Satz und darin besonders die Kadenz am meisten zusagte. Herr Hiller ließ uns überdieß noch unter seiner eigenen Leitung eine neue Composition für großes Orchester hören: „Symphonische Phantasie" betitelt, die aus fünf ununterbrochen aufeinanderfolgenden Sätzen: a) Andante con moto; b) Vivace; c) Allegro energico; d) Andante espressivo und e) Finale besteht und worin er seine vollendete Meisterschaft in der Kunst der Instrumentation wieder auf's Neue glänzend bewährte. Den geistigen Inhalt des Werkes nach einmaligem Hören völlig zu erfassen und darüber endgültige Rechenschaft zu geben, erschwert selbst dem Manne von Fach die lange, durch keine Ruhepunkte unterbrochene Dauer der Composition, und deren unruhige, beinahe durchaus leidenschaftlich beängende, aber keinen befriedigenden Abschluß findende Haltung, sowie der aus ihr sprechende finstere, dem ossianischen verwandte Geist. Um so weniger konnte der Eindruck auf das große Publikum ein sonderlich günstiger sein, was auch aus dessen mit wenigen Ausnahmen ziemlich theilnahmloser Haltung hervorging. Man versprach sich ein der herkömmlichen symphonischen Form entsprechenderes Werk und vergaß darüber des unbeschränkten Freibriefs, den der Titel „Phantasie" dem Componisten nach idealer und formeller Richtung hin verleiht. Wenn es, ohne dem Ganzen zu nahe zu treten, zulässig wäre, dessen Theile abgesondert zu würdigen, so würden wir den dritten, das Allegro energico, als den gelungensten bezeichnen. Die sehr gelungene Bewältigung der so überaus schwierigen Aufgabe gereichte dem Orchester zu voller Ehre.

Das Concert begann mit Mendelssohns Ouvertüre zu „Athalia" und schloß mit der Cherubini's zu der Oper „Der Wasserträger". Wenn die erstere, ein an sich sehr achtbares Werk, eben nicht zu den hervorragendsten des Componisten zählt, so hat im Gegentheile die letztere den vollgültigsten Anspruch auf eine solche Bezeichnung. Beide, sowie die Begleitung zu dem früher erwähnten Concerte wurden unter Herrn Director Müllers Leitung sehr gut ausgeführt. Der aus dem Lager von Lichtenstein u. Comp. stammende Erard'sche Concertflügel hat uns dagegen nicht sonderlich gefallen.

Der unserer Besprechung noch angewiesene nur geringe Raum zwingt uns, des Concertes von Fräulein Anna Rothschild nur in kurzen Worten zu erwähnen. Die junge Dame, eine Schülerin des Herrn Luz, spielte Hummels Septett, ein Lied ohne Worte von Mendelssohn, eine Paraphrase von Wollenhaupt über das Spinnerlied aus R. Wagners Oper „Der fliegende Holländer" und am Schlusse mit Fräulein Bertha Fried, deren Leistung uns recht wohl gefiel, das große Duo für zwei Pianoforte von Henri Herz und gab darin recht anerkennenswerthe Proben ihres steten Fortschreitens auf dem keineswegs mühelosen Pfade des modernen Virtuosenthums. Fräulein Marx sang mit hübscher Stimme, besonders deutlicher Aussprache, aber etwas kalt, die Arie der Favorite von Donizetti, eines der Mendelssohn'schen Frühlingslieder und „O ja!" von Abt, unter welchen die erstere am wenigsten für sie paßte. Die Mitwirkung der Herren Mohr, Romfort, R. Becker, Siedentopf, Backhaus und eines Ungenannten in dem Septette war eine sehr verdienstliche. — Die beiden schönen Blüthner'schen Concertflügel waren von den Herren Andre und Lichtenstein gestellt worden. △

Für den Weihnachtstisch.

VI.

Allerlei Volksthümliches.

(Schluß.)

Die Kartographie hat auch wieder einige stattliche Repräsentanten auf den Weihnachtstisch geliefert. Zunächst tritt uns die altberühmte Verlagshandlung von Dietrich Reimer in Berlin mit H. Kiepert's **Kleinem Atlas der neueren Geographie für Schule und Haus** entgegen, dessen zweite Auflage vorliegt. Diese überaus gediegene und elegante Arbeit verdient, wie es auch der ersten Auflage zu Theil geworden ist, die größeste Verbreitung. Wer das unleidliche Großfolio der alten Kartenwerke satt geworden, kann nichts Schöneres und Handlicheres finden als diese Kiepert'sche Edition. Sie gibt ihm, wenn auch nicht eine überall ausreichende, doch eine bei ihrem kleinen Foemat und ihrer Billigkeit (2 Thlr.) das Möglichste darbietende Detailübersicht des Globus. Noch billiger, freilich aber auch weit primitiver ist ein „Volksatlas über alle Theile der Erde, herausgegeben von E. Anthor und W. Ißleib, dessen fünfte Auflage (Gera, bei Ißleib und Rietzschel) vorliegt. 24 Karten für 7½ Sgr. — man kann nicht mehr verlangen! Daraus erklärt sich denn auch eine enorme Verbreitung dieses Atlas. Die Blätter sind deutlich und durchaus nicht schlecht. Dasselbe gilt von dem im gleichen Verlag erschienenen „Special-**Atlas über sämmtliche Staaten Deutschlands**", von W. Ißleib. Doch verdirbt hier häufig der Farbendruck die ganze Zeichnung, z. B. bei Schlesien, Bayern. Als gutes summarisches Hülfsmittel zu diesen Karten dient W. Ißleib's **„Volksgeographie"**, ein Handbüchlein von 150 Seiten, das in zweiter Auflage vorliegt. — Von neueren geographischen Schilderungen liegt vor: **„Abessinien, das Alpenland unter den Tropen"**, von **Richard Andree**. (Leipzig, Spamer.) Ein neuer Theil von Spamer's illustrirter Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Andree gibt eine überaus anziehende, übersichtliche Skizze der historischen und geographischen Verhältnisse jenes merkwürdigen Landes, das im letzten Jahre so plötzlich in den Vordergrund getreten ist. Schade, daß das Buch nicht noch während der Dauer des englischen Kriegszugs erschien; das Interesse des großen Publikums für das Land ist etwas erkaltet. Sehr gut sind die Arbeiten des Franzosen Lejean, eines der Hauptforscher in Abessinien, wiedergegeben, auch sind in der historischen Uebersicht Heuglin, Zander, unser Rüppell genügend berücksichtigt. Die bildlichen Erläuterungen sind ausnehmend reich und schön. — Obwohl nicht ganz hierher gehörig, aber als eines der trefflichsten monographischen Hülfsmittel der letzten Zeit zu erwähnen ist eine neue Folge von Meyer's Reisebüchern: **Südfrankreich und seine Kueoete** von Dr. Gsell-Fels und Berlepsch. Wir sind der Ansicht, daß in diesen gut redigirten und vortrefflich ausgestatteten Büchern der Berlepsch'schen Sammlung im Ganzen beachtenswerthere Detailstudien zu suchen sind als in manchen der bändereichsten Reisewerke. Freilich liest sich das nicht so anmuthig und leicht, es ist eben trockene statistische Waare, wissenschaftlich auf die Schnur gereiht, aber es ist für Den, der es zu lesen versteht, auf jeder Seite eine Fundgrube des Wissens. Nun ist aber außerdem Südfrankreich ein neues Feld und, wie uns der Verleger versichert, in deutschen Reisehandbüchern noch nicht beschrieben. Daß also dieß Buch Glück machen wird, ist gar nicht zu zweifeln. Lobenswerth ist die Anordnung, daß es auch Genua und Nizza in seinen Bereich gezogen hat. Die Ausstattung ist das, was man brillant nennt; guter Druck, eine Anzahl Karten von L. Ravenstein, die genau und hübsch ausgeführt sind, namentlich aber stattliche Panoeamen und Ansichten in Stahlstich von Ahrens, die dem Atelier des bibliographischen Instituts alle Ehre machen. — Da wie doch bei der Illustration sind, wollen wir hier eine musterhafte Kunst-Mythologie für Gebildete anführen, die bei E. A. Seemann in Leipzig unter dem Titel: **„Die Götter und Heroen Griechenlands"** von Otto Seemann erschienen ist. Sie reiht sich den besten populären Darstellungen dieser Art an und ist wohl eine der reichsten und schönstillustrirten. Die Methode ist eine wissenschaftliche und allgemein verständliche, wie es Otto Jahn nicht besser hätte machen können. — Um nun noch neben diesen Producten des Zusammenspiels von Kunst und Wissenschaft auch des Lebens Verstand und Unverstand auf dem Weihnachtstisch nicht ganz fehlen zu lassen, seien noch einige liebenswürdige, wir möchten sagen unentbehrliche Allotria erwähnt, die sich etwas schwer classificiren lassen: das eine ist Rudolph Reichenau's harmloses und doch so hochpoetisches Büchlein: **„Aus unseren vier Wänden"** (Leipzig, Grunow), eine Sammlung für Alt und Jung erbaulicher Kindergeschichten, deren elfte Auflage vorliegt; sodann die fünfte vermehrte Auflage von Georg Büchmann's **„Geflügelten Worten"**. (Berlin, Haude- und Spenersche Buchhandlung.) Es sei gegrüßt, das liebenswürdige Büchlein, das uns eine ganz neue, originelle und fruchtbare Anschauung von der Tradition aus Dichtermund und Volksmund verschafft hat! Es sei belobt, weil es sich nicht beruhigt bei dem Alten, sondern bei jeder Auflage für Neues sorgt. Wir versprechen ihm auf diesem Wege in Bälde sein erstes Dutzend Auflagen. Wer es noch nicht besitzt, der lasse es sich auf den Weihnachtstisch legen; es ist belehrend und unterhaltend zugleich. — Belehrend und unterhaltend ist aber auch das letzte Buch Klenke's: **Kosmetik**. (Leipzig, Kummer.) Welche Fülle einer weisen Lebensordnung und heilsamen Diätetik bergen diese Blätter! Das ist eine wahrhaft populäre „Verschönerungskunst", ohne läppischen Tand, für den „Menschen" im hellenischen Sinne geschrieben. Die Prüderie ist hier verbannt; man lernt und philosophirt über die Außenseite des eigenen Lebens. H.

Professor **Robert v. Schlagintweit** ist in Newyork eingetroffen und hat die erste seiner sechs Vorlesungen über Hochasien auf den 8. December angekündigt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 22. Dec. **Hernani**, große Oper in 4 Acten, nach dem Italienischen des Piave, von Ritter v. Seyfried. Musik von Verdi.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 43.)

Für die Redaction verantwortlich: J. E. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 356. Mittwoch, den 23. December 1868.

Vor fünfzig Jahren.

Novelle von Peter Paulus.

(Fortsetzung.)

Frau Werner war rastlos thätig, an Werktagen durften die Mädchen nie ausgehen, es mußte denn einmal etwas ganz Besonderes vorkommen, dafür aber wurden sie jeden Sonntag von dem Vater spazieren geführt und jetzt von dem Bruder. Die Mutter selbst verließ nur selten das Haus, wenn sie nicht gerade als Gevatterin auf eine Taufe eingeladen wurde oder in der Familie eine Hochzeit stattfand. Auch gab es bisweilen in der Gevatter- oder Freundschaft einen Speck- oder Bohnenschnitt, und welche brave Frankfurter Hausfrau hätte da ihre Hülfe versagt?

Doch so ganz ungastlich und ungesellig ging es bei Werners auch nicht zu; Abends nach dem Nachtessen war ihr Haus der Sammelplatz aller Nachbarskinder von jeher gewesen. Das Wohnzimmer der Familie war geräumig und es herrschte sogar für die einfachen Bewohner desselben ein gewisser Comfort darin. Denn ein Canapee mit sechs gepolsterten Stühlen war für Die, welch: Frau Werner gut kannten, ein unbegreiflicher Luxus, dazu zwei große Lehnsessel mit Leder bezogen und gelben blanken Knöpfen benagelt. Natürlich waren das Canapee und die Stühle mit blauem Zitzkattun überzogen und paßte das Muster vollkommen schön zu der großblumigen gelben Tapete, aber die einfache Frau entschuldigte diesen Luxus gar oft unaufgefordert gegen ihre Freundinnen: „Seht, ich geh' halt im ganzen Jahr nicht aus, und an Etwas muß der Mensch seine Freude haben, ich hab' sie an meinem Haus." Und es war auch so nett und blank darin, daß es wirklich aussah, wie Frau Werner sagte. Die weißen Battistvorhänge mit den runden Troddeln dran, die hellen Fensterscheiben und der stets reinliche Fußboden machten der Hausfrau alle Ehre. Vom Hausgang bis auf den Boden hinauf war alles ebenso, und Frau Werner hielt ihre Magd nur zum Scheuern und Waschen.

Jetzt waren die Kinder des Hauses erwachsen und die Nachbarskinder mit; und wenn zur Winterszeit nach dem Nachtessen die Mädchen mit ihrem Strickzeug sich in Werners Wohnzimmer einfanden, war es den jungen Männern in Wilhelm Werners Alter, die aus der Fremde zurückgekehrt waren, wie er, und in ihrem eigenen oder in anderen Geschäften arbeiteten, nicht zu verargen, daß sie die kindlichen Gewohnheiten wieder aufnahmen. Wilhelm ging Abends nicht ins Wirthshaus und seine Freunde wußten ihn stets zu finden. Was Wunder, wenn die Jugend sich zu ihres Gleichen hingezogen fühlt?

Käthchen und Lieschen Werner waren schöne Mädchen, dabei wohlerzogen, häuslich und ein hübsches Sümmchen hatte der alte Werner doch auch für seine Töchter erübrigt.

Sonntags bei schlechtem Wetter fand sich die junge Gesellschaft schon zur Dämmerzeit bei Werners ein, und blieb zum Nachtessen beisammen. Das machte die Hausfrau nicht irr, denn an Sonn- und Feiertagen bekamen die Gesellen Kostgeld und der Lehrjunge mußte in der Küche essen.

Meister Werner blieb aber an diesem siebenten Tag in der Woche aus dem Wirthshaus weg und freute sich, wie die Kinder Glock und Hammer oder schwarzen Peter bis zum Nachtessen spielten.

Dann wurde der große weiße Ahorntisch, der bequem sechszehn Personen faßte, gedeckt. Die Meisterin und eine der Mädchen brachten zwei mächtige Kumpen mit Kartoffelsalat auf den Tisch und ebenfalls zwei flache Schüsseln dick mit Hausmacher Leber- und Blutwurst belegt.

Vater Werner wußte immer, wo es in Sachsenhausen den besten Aepfelwein gab, ob im „Wasserweibchen" oder im „Storch", und der Lehrjunge wurde dann vor der einbrechenden Nacht mit einem Viertelkrug jenseits des Mains über die Brücke geschickt, um den Lieblingstrank zu holen.

So ging es seit zwei Winter schon, und die jungen Leute freuten sich die ganze Woche über auf den Sonntag, wo sie in harmlosem Kartenspiel um Nüsse kämpften.

Nur zwei Tage im Jahr gab es, wo eine Ausnahme in der häuslichen Ordnung stattfand: am 18. October und am Neujahrstag, weil da der Vater, der bei den Pompiers war, und jetzt der Bruder, der zu den Scharfschützen gehörte, durch den Dienst verhindert wurden, pünktlich, wenn die Domglocke Zwölf läutete, bei Tisch zu erscheinen.

Heute ließ sich gerade die Mittagsglocke vernehmen, als die Graumänner vor dem Hause des Messerschmieds vorüber defilirten.

Bei Werners war viel Besuch und Käthchen und Lieschen reichten Trauben, die in ihrem eigenen Garten auf dem Röderberg gewachsen, und frische Zehn-Uhr-Brödchen herum.

„Geschwind, Käthchen", rief ihr eine Freundin vom Fenster aus zu, „eben kommt der Konrad!"

Die Gerufene eilte herbei, noch rechtzeitig genug, um den Gruß des Genannten mit zu genießen.

„Siehst Du, Anna, sie wären wirklich so übel gar nicht, die Graumänner, wenn nur die letzte Compagnie nit wär'", flüsterte Käthchen der Freundin zu.

„Meinst Du? Nun, der Konrad ist ja in der ersten, was geht uns die letzt' an!" lachte Diese.

„'s is wahr", meinte Käthchen", warum ist auch Dein Bruder eigentlich unter die Graumänner gegangen?"

„Nun, einer muß doch drunter gehen, von was sollten sie dann sonst existiren?" erwiderte Anna.

„Auch wahr, guckst, Anna, Du triffst doch immer das Richtige, darum hab' ich Dich auch so gern", sprach Käthchen zu Konrads Schwester.

Beide waren die nächsten Nachbarskinder, ihr Haus in der Schnurgasse stieß an Werners in der Fahrgasse. Konrad war in

Digitized by Google

Wilhelms Alter und Anna ungefähr so alt wie Käthchen, und der Vater, Meister Hirsch, war ein wohlhabender Zinngießer.

Nicht allein die Kinder verband enge Freundschaft, auch die Eltern lebten in kreuzweiser Gevatterschaft, das heißt: Frau Hirsch hatte Käthchen aus der Taufe gehoben und Herr Werner den Konrad.

Der war der älteste Sohn und durfte auf des Vaters Geschäft hoffen, denn sein jüngster Bruder mochte kein Handwerk erlernen, der hatte sich's in den Kopf gesetzt und war nicht davon abzubringen, er wolle studiren, um dereinst Bürgermeister von Frankfurt werden zu können, denn die rothe Livrée beschäftigte, so lange er denken konnte, seine kindliche Phantasie. Jetzt, in seinem achtzehnten Jahre, war er wohl davon abgekommen, aber nicht vom Studiren; wie sehr auch die Eltern sich Anfangs dagegen gesträubt, sie mußten nachgeben, besonders da alle Lehrer darin übereinstimmten, daß der Christoph ein eminenter Kopf sei.

„In Gottes Namen denn", sagte der dicke Zinngießer, „so soll er denn seinen Willen haben und zu Ostern aufs Gymnasium gehen, wenn er mir aber nicht in dreißig Jahren Bürgermeister ist, muß er mir mein unnütz verstudirtes Geld wiedergeben."

Anna war die einzige Tochter und ein nettes kluges Mädchen, das so recht den Mund auf dem richtigen Fleck hatte, und Herz und Kopf auch. Sie stand dem Hauswesen vor, weil die Mutter kränklich, und versah auch das Ladengeschäft. Ein Blitzmädel wurde sie darum vom Vater genannt, denn wenn es unten an der verschlossenen Ladenthüre schellte, stand sie im nächsten Augenblick auch schon mit dem Schlüsselbund davor. Er war aber auch nicht wenig stolz auf seine Anna, der dicke Zinngießer, Meister Hirsch.

Käthchen und Konrad mochten sich gerne sehen und Anna war Beider Vertraute.

„Schau, Konrad, nur kein Süßholz raspeln und die Augen verdrehen; wenn's Zeit ist, gehst Du zu Deinem Gevatter und hältst um die Käthe an, und dann heirathet ihr euch, aber kurz vom Fleck weg, keine siebenjährige Liebschaft. Du weißt, der Vater gibt's Geschäft noch nicht ab, dazu ist er noch zu jung, erst wenn ich versorgt bin und der Christoph ausstudirt hat; also faß' Dein Herz zusammen."

So sprach die Anna zu dem Bruder, und was die rieth, das durfte er thun, und so faßte er denn sein Herz so gut es gehen wollte, zusammen. Nur einmal ging es ihm durch.

Als die jungen Leute wie gewöhnlich eines Abends um den Tisch herum im Werner'schen Wohnzimmer saßen, erlosch plötzlich ohne alle äußere Veranlassung die Lampe, und in der darauf folgenden Dunkelheit konnte sich's der Konrad nicht versagen, die neben ihm sitzende Käthe um den Hals zu fassen und sie tüchtig abzuküssen. Das vor Schrecken völlig verblüffte Mädchen vergaß auch in der Bestürzung ganz, sich zu wehren.

„Das bedeutet was", sagte ganz ängstlich die mit dem Licht zurückkehrende Mutter, „es zeigt sich was an."

„Hat sich schon gezeigt, Frau Werner", entgegnete Anna, als sie jetzt beim hellen Lichterschein in Konrad's und Käthchens flammende Gesichter schaute. „Nun 's ist halt eine Liebeserklärung, wie eine andere, er hat's Reden dabei gespart", dachte Anna bei sich.

Seitdem jedoch setzte sich die Käthe nicht mehr neben den Konrad, bis sie sich vorher überzeugt hatte, daß die Lampe ganz voll Oel und nicht wieder verlöschen konnte.

Der Herbst rückte näher und der November mit seinen Regenstürmen machte aus dem freundlichen Frankfurt eine trübe, düstere Stadt — und das Gehen in den engen Straßen recht unbehaglich.

Die Wintervergnügen nahmen ihren Anfang. Die Bälle der verschiedenen Corps der Stadtwehr waren sehr besucht, insbesondere der Cavallerie- und Weißbuschball.

Robert und sein Vater wußten es durchzusetzen, daß Helene eine andere Stellung im Haus bekam, nicht mehr in Mägdekleidern herumgehen, noch Küchenarbeit versehen mußte.

Dem Mädchen jedoch war es viel wohler gewesen, so lange es sich die größte Zeit des Tages außerhalb der Räume beschäftigen durfte, in welchen Tante und Cousine sich bewegten, und in denen es ihr wehe that, Roberts ernstem, bleichem Gesicht nur zu oft zu begegnen.

Der Vetter verfolgte sie nicht mehr mit seinem Liebeswerben, Robert gab es auf, seit jenem Tage, an dem die eigene Mutter ihm so grausam die Wahrheit vorgehalten, mit dem Freund um Helenens Neigung zu kämpfen.

Robert besaß, trotz seinem früheren Leichtsinn, ein gutes Herz und einen offenen, geraden Sinn, Falschheit und Neid waren ihm zuwider. Er kannte Max Werners edeln männlichen Charakter nur zu gut und mußte den Freund selbst zu hoch achten, um ihm unedle Absichten auf Helene zuzutrauen. Es ward ihm schwer, Helenen zu entsagen, und doch blieb ihm nichts weiter übrig, als sich jeder Hoffnung auf ihren Besitz zu entschlagen.

Noch immer jedoch hütete Frau Röder das Mädchen streng vor jeder Berührung mit Max, sie durfte nie allein ausgehen, und wenn sie auch nicht vermeiden konnte, daß Helene, wenn Gesellschaft da war, im Salon erschien, so ließ doch Bertha die Rivalin keine Secunde unbeachtet und mit Max sprechen.

In vielen Gesellschaften, wohin die Familie Röder eingeladen war, wurde auch die schöne Nichte mitgebeten; hier ging es wie daheim, die Tante und Cousine waren immer da, wenn Herr Werner sich Helenen näherte.

In einer Woche sollte der erste Cavallerie- und Weißbuschball stattfinden, und der Onkel wünschte, daß Helene, die noch nie zuvor einen Ball besucht, dort miterscheinen sollte.

Bertha weinte, als sie mit der Mutter allein war:

„Wenn Die mitgeht, was bin ich denn da neben Der?"

„Beruhige Dich, mein Kind, Du sollst eine funkelneue Toilette, das feinste, was es in der Stadt gibt, bekommen", sprach die Mutter, dem Liebling die Thränen trocknend.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik.

Verspätete Gewitter sollen ein gutes neues Jahr bedeuten; wenn dieß nur auch von den politischen Stürmen gelten möchte! Je dunkler der Horizont sich umzieht, desto nothwendiger ist es ihm, einige Lichter aufzusetzen, wie man in der Natursprache sich ausdrückt. Und die grünen Leuchter dazu sind schon überall unterwegs; wie der Wald von Dunsinan zu Macbeths Schlosse, so zieht der große grüne Heerbann der Weihnachtsbäume nach der Stadt, um den besagten Lichtpunkten im Dunkel der Lage zu ebensovielen buntverzierten Stützen zu dienen. Lasset die Türken und Griechen ihre Händel ausmachen, während wir uns um den flimmernden Mittelpunkt der kindlichen Traumwelt schaaren! Der Halbmond-Kalender kennt ja das köstliche Fest gar nicht und der griechisch-orthodoxe rückt es an eine andere Stelle. Herrschten im Orient noch die religiösen Begriffe, welche vor so ungefähr 4—6000 Jahren im Schoße der mächtigen ägyptischen Priesterkaste gehegt wurden, so wäre die Uebereinstimmung zwischen der Weihnachtsfeier des Abend- und Morgenlandes eine größere als heute. Das mag recht sonderbar klingen, ist aber doch so, laut der Versicherung von Alterthumsforschern, auch von Solchen, welchen man gar keine anti-

Digitized by Google

kirchliche Gesinnung zuschreiben darf. Sogar in dem Buche Sepp's über die Vorahnungen des Christenthums bei den ältesten Völkern ist zu lesen, daß am 24. December die Priester des alten Aegyptens ein Kindlein aus dem geheimnißvollen Innern eines Tempels hervorzutragen und es feierlichst dem Volke als den neugeborenen Gott zu zeigen pflegten. Weihnachtsbäume wie die unserigen konnten sie dabei freilich keine aufstellen. Die Aegypter mußten sich mit ihren hohen Palmen und den darüber schimmernden Lichtern des südlichen Sternenhimmels begnügen. Ich kenne übrigens große Kinder, die solche Weihnachtsfeier im Orient der heimischen vorzögen: trotz Krieg und Kriegsgeschrei. Heute herrscht auch von jener uralten Tempelstätte der Halbmond, und wenn den Vicekönig von Aegypten die Lust anwandelt, sich bei einer Weihnachtsfeier zu betheiligen, so muß er sich nach Deutschland wenden. Dieses löbliche Bestreben hat der Beherrscher der braunen Fellahs kürzlich bethätigt, indem er einige hundert Thaler zur Vertheilung an Kinderbewahranstalten nach Berlin sandte. Das Motiv der lobenswerthen Gabe ist nicht recht klar: will sich der afrikanische Fürst selbst irgendwo „lieb Kind" machen? — Jedenfalls ein eigenthümlicher Weg, sich der Gewogenheit nordischer Machthaber zu empfehlen. Dürfte man übrigens der scherzhaften Behauptung eines Berliner Collegen vom Feuilleton einen ernsthaften Hintergrund zutrauen, so hätte Herr v. Bismarck sich gleich nach seiner Rückkehr zu den Geschäften mit afrikanischer Politik befaßt und Napoleon gerathen, seinen Schwerpunkt nach Algier zu verlegen. Wem diese Zumuthung zu stark vorkommt, den bitten wir, zu bedenken, daß von Stunde zu Stunde die Zahl derjenigen Franzosen wächst, welche dem kaiserlichen Paare einen andern afrikanischen Aufenthaltsort, z. B. die klimatische Versuchsstation Lambessa, anweisen möchten. Aus der Zahl dieser Freunde einer von hohen Persönlichkeiten vorzunehmenden Luftveränderung rekrutirt sich vermuthlich auch das Publikum, welches in dem neuen Zugstück des Gaieté-Theaters „La Madonne des Roses" (ein Schauerdrama trotz des rosigen Titels) jene starke Stelle beklatscht, die man am Besten in der Originalsprache citirt: „Un trône n'absout jamais les crimes qu'on a commis pour y monter!" — Auf dieses politisch aufgeregte Publikum scheint auch Herr Pasdeloup, der Vorkämpfer Richard Wagners in der Pariser Kunstwelt, sehr zu rechnen, indem er „Rienzi" auf das Repertoir des Théâtre lyrique zu setzen unternimmt. Das republikanische Textbuch, so denkt wohl der schlaue Impresario, wird meinen Wagnerfeinden die Lust zum Pfeifen benehmen. Einstweilen bereitet Pasdeloup das Publikum in wohlüberlegter Weise auf das musikalisch-theatralische Ereigniß vor. Wagner ist in mancher Beziehung ein Nachfolger Gluck's, also gibt das Théâtre lyrique zunächst Gluck's „Iphigenie auf Tauris", ehe es an den „Rienzi" geht, was der kunstgeschichtlichen Entwicklung ganz entspricht. Hiebei hat sich Herr Pasdeloup noch den kleinen Scherz erlaubt, das Musikverständniß und die musikgeschichtlichen Kenntnisse der Pariser Recensenten auf eine Probe zu stellen, beziehungsweise in eine Falle zu locken, in welcher sie sich richtig gefangen haben. Seinem Namensgenossen, dem großen Wolfgang (buchstäblich übersetzt pas de loup) Mozart zu lieb legte derselbe nämlich in einem Zwischenact der „Iphigenie" das Clarinetten-Quintett Mozarts ein. Und siehe da! die Pariser Musikgelehrten gingen „auf den Leim", wie man zu sagen pflegt: sie kritisirten die Mozart'sche Musik als Gluck'sche und Herr Pasdeloup konnte sie auslachen. Ebensowenig Umstände macht er mit dem großen Publikum, dem er in seinen Concerten einzelne Wagner-Pieçen vorführt, um ihr Ohr daran zu gewöhnen. Als ein Theil der Zuhörer die Musik beklatschte und da capo verlangte, ein anderer Theil aber pfiff, verfügte Herr Pasdeloup, daß alle da-capo-Aufführungen am Schlusse des Concerts gegeben werden sollten, so daß die Herren Auspfeifer sich vorher entfernen könnten oder andern Falls zeigen müßten, daß es ihnen nicht um die Musik, sondern um den Skandal zu thun ist. Im Pariser „Figaro" wird Richard Wagner tüchtig schwarz gemacht, und zwar von einem Landsmann, Herrn Albert Wolff. Der Meister mag sich damit trösten, daß im nämlichen Blatte die Exkönigin Isabella als verläumdete Unschuld und Marfori als gemüthvoller Ehrenmann dargestellt wird. Minder ungerecht mag der „Figaro" mit seinen Sticheleien auf eine „europäische", auch in Frankfurt wohlbekannte Berühmtheit verfahren; er macht sich nämlich über Herrn Ganesco lustig, der merkwürdigerweise gerade jetzt, da die orientalische Frage in den Vordergrund tritt, seine „dacische" Heimath verläugnet, seine kühnen jungtürkischen Reformpläne in den Papierkorb wirft und bei den Wahlen zum Generalrath in Montmorency sich den guten französischen Landsleuten als „Candidat des Volkes" präsentirt. Dadurch hilft uns der geniale Europäer mit einem kühnen Sprung über diese getrübten Weihnachtstage hinweg und versetzt uns mitten in den Carneval. Also ein Hoch Herrn Ganesco, dem Volks-Candidaten!" 4.

30ster Jahres-Bericht

des Verwaltungs-Ausschusses der Mozart-Stiftung an den Liederkranz

über

Entwicklung und Wirksamkeit der Stiftung im Geschäftsjahre $18^{67}/_{68}$.

Nachdem der Verwaltung bei Beginn des 30. Rechnungsjahres durch die Wiedererwählung der Herren Louis Engel und Jacob v. Moers von Neuem tüchtige Kräfte gewonnen worden waren, konnten wir eine gedeihliche Entwicklung der Verhältnisse auch in dem neuen Geschäftsjahre erhoffen, nicht ahnend, daß uns in demselben ein schwerer und schmerzlicher Verlust beschieden sein sollte.

Herr Dr. med. Simon Moritz Ponfick, welcher seit dem Jahre 1852 der Verwaltung als geschätztes Mitglied angehört und seit dem Jahre 1856 als Vorsitzender ihre Geschäfte in ausgezeichnetster Weise geleitet hat, ist uns am 21. Februar 1868 nach kurzem Krankenlager durch den Tod entrissen worden. Alle die vortrefflichen Eigenschaften, welche den Verstorbenen zierten, sind unserer Stiftung in reichem Maße zu Gute gekommen. Seine umfassende geschäftliche Erfahrung, seine unermüdliche Lust am Schaffen, seine eiserne Willenskraft, die mit der Schwierigkeit der Verhältnisse zu wachsen pflegte, haben das Emporblühen unserer Anstalt während des letzten Jahrzehnts in wesentlicher Weise gefördert. Das Gedeihen der Mozart-Stiftung war Ponfick zu einem seiner Lebenszwecke geworden; dieses Ziel zu erreichen, dünkte ihm kein persönliches Opfer zu groß. Gerne werden es die Zöglinge unserer Stiftung mit uns anerkennen, daß ihnen der Verstorbene stets als treuer, väterlicher Freund zur Seite gestanden ist, bereit, mit allen Kräften zu helfen, wie es die Verhältnisse erheischen mochten. Sein Andenken wird die Stiftung für alle Zeit in dankbarer Erinnerung bewahren, den Nachfolgern im Amt soll es zugleich ein Vorbild sein, nach gleichem Ziele zu streben.

Mit dem Vorsitze für das laufende Jahr wurde Appellations-Gerichtsrath Dr. jur. Eckhard, welcher seit dem Jahre 1859 als Secretär der Verwaltung wirksam gewesen war, betraut und die Protocollführung dem von dem Liederkranze neu erwählten Ausschußmitgliede Herrn Dr. jur. Valentin Max übergeben.

Mit Ende dieses Verwaltungsjahres haben die Mitglieder

Herr Friedrich Hessenberg,
„ Jacob Steinberger,

sowie der unterzeichnete Dr. Eckhard

statutengemäß aus dem Vorstande auszutreten; wir ersuchen den

Digitized by Google

Liederkranz, für die erforderlichen Ergänzungswahlen Vorsorge treffen zu wollen.

Das Vermögen unserer Stiftung ist am Schlusse des Verwaltungsjahres von 53,024 fl. 27 kr., dem Ergebniß der vorjährigen Rechnung, auf 55,338 fl. 8 kr. gestiegen.

Das von dem Liederkranz am 5. März 1868 statutengemäß veranstaltete Concert gewährte uns eine Reineinnahme von 145 fl. 17 kr.; der Geschenke-Conto, auf dem wir den edelmüthigen Geber K. S. von Neuem erblicken, ertrug, ein Geschenk der Simon Moritz Ponfick'schen Kinder von 100 fl. inbegriffen, 263 fl. 16 kr. Die anliegende Bilanz wird über das Einzelne genaue Auskunft gewähren. Wir ersuchen den Liederkranz, die Revision der Rechnung, gemäß §. 24 der Statuten, gefälligst anordnen zu wollen.

Ueber unsern derzeitigen Stipendiaten Leonhard Wolff aus Crefeld haben wir zu berichten, daß derselbe die bereits früher unter Léonards Leitung gemachten Studien im Violinspiel in diesem Jahre während dreier Monate fortgesetzt und die Zeit seines Aufenthaltes zu Paris nebenbei zu musikwissenschaftlichen Forschungen benutzt hat. Die übrige Zeit des Jahres wurde von ihm eifrigst zu Compositionen unter Hillers Führung verwendet; eine Messe für Männerchor und Orgel, ein Streichquartett, eine Ouverture für großes Orchester, ein-, zwei- und vierstimmige Lieder und Gesänge sind von Wolff geschrieben und specielle Studien in der Instrumentation und in der Fuge gemacht worden. Alle diese Arbeiten zeugen, nach dem Ausspruche des Kölner Meisters, wie verschieden an Werth sie auch untereinander sind, von Talent und von fortschreitender Entwicklung.

Leonhard Wolff wird im Laufe des nächsten Jahres aus der Zahl der Stipendiaten unserer Stiftung austreten; wir werden Sorge tragen, mit dem Beginn des kommenden Jahres ein neues Stipendium auszuschreiben.

Wir bestehen mit größter Hochachtung

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung
und in dessen Namen:
Dr. Eckhard, derz. Präsident.
Dr. May, derz. Secretär.

Frankfurt, den 1. November. 1868.

Gedichte von Schnyder von Wartensee. Nach dem Tode des Altmeisters gesammelt und herausgegeben von Müller von der Werra. (Leipzig bei J. J. Weber. 1869.)

Als eine kleine, aber gedankenreichen und form- und klangvolle Gabe für die Freunde und Verehrer des Dahingeschiedenen erscheinen diese Lieder und Gedichte, ehe noch das Jahr abgelaufen ist, dessen spendereicher Augustmonat ihn selbst, den Reifen, zur ewigen Heimath gerufen hat. Die Gabe wird überall von Denen, die ihn kannten, mit Freude aufgenommen werden, und auch bei Denen Beifall und Anerkennung finden, die den Umgang des Lebenden nicht genossen haben. Sie ist aber nur eine Vorläuferin der größeren Gabe, einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Mannes, welche um so werthvoller sein wird, da sie zum größten Theil als Selbstbiographie betrachtet werden darf. Im innigsten Zusammenhang mit ihr werden die Gedichte eine noch lebendigere Wirkung haben und, zum großen Theil wenigstens, als reife Früchte des vielseitigen Gemüthslebens des Dichters selbst erscheinen. Sie sind ächte Gelegenheitsgedichte, denn die Muse schenkte ihm ihr treues Geleite durch alle Wandlungen seines langen, vielbewegten Lebens und blieb ihm hülfreich, tröstend und erheiternd gegenwärtig selbst auf dem letzten Lager in den Tagen der dahinschwindenden Körperkraft. Eines seiner größeren epischen Gedichte: „Die beste Gabe", entstand, als er schon ein volles Vierteljahr zu Bette lag; „Da gab die Gottheit, aber nicht im Zorn, nein, bloß aus ihrer Güte reichem Born, zu sättigen das nimmersatte Herz, dem Menschen seine beste Gab': den Schmerz." Das ist die Pointe des Gedichtes, ein würdiges Bekenntniß eines starken Geistes in den Tagen, wo ihm der Abschied vom Leben nahe bevorstand. Das lyrische, so wie das satyrische und humoristische Element war ihm mehr vertraut, als das ernst-epische. Bei beiden kam ihm seine Gewandtheit in der Form und sein Reichthum an musikalischen Rhythmen und Gedanken trefflich zu Statten. Manche seiner Sonette gehören zu dem Tüchtigsten in dieser Gattung und in den humoristischen Gedichten sprudelt ein frischer und liebenswürdiger Humor. Viele der Gedichte sind in Zeitschriften vor langen Jahren erschienen; andere einzeln gedruckt für Freunde. Er hat sie selbst in den letzten Jahren sorgfältig gesammelt und in Rubriken gebracht. Wir enthalten uns weiterer Besprechung, da diese in der Biographie ihre beste Stelle finden wird.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Gutzkow's neuestes Lustspiel: **„Der westphälische Friede"**, ist nun auch im Burgtheater zu Wien zur Aufführung angenommen.

Koner's **„Zeitschrift für Erdkunde" III. 5** enthält: Schetelig's Reise in Formosa, mit Bemerkungen von Friedel (diese merkwürdige Insel zieht neuerdings auch aus praktischen Gründen die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich); Höhenmessungen in Siebenbürgen, von F. v. Thünen; die Säugethiere N.-O.-Afrikas, von Hartmann (Schluß; mit einer interessanten Besprechung des Elephanten); Naturforschungen in Türkistan, von Säwerzoff; deutsche evangelische Kolonien in Südamerika, von Koner, mit Karte; Haußknecht's Reisen in Kurdistan; die schwarzen Felsen in Angola, deren Farbe jetzt sich durch Algen erklärt; mehrere kleinere Mittheilungen und Sitzungsbericht.

Im December-Hefte von **„Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften"** ist die Novellistik diesesmal durch Wilhelm Fischer, bekannt durch seine meist dem holländischen Leben entnommenen Erzählungen, vertreten, der in seinem „Herr Ekhard van Lonk-Hasselaar" eine derb realistische und doch tief sittliche Anschauung bietet. Herman Riegel schildert uns die altberühmte Stadt „Ravenna", deren bedeutende Baudenkmale uns durch fünf vortreffliche Illustrationen vorgeführt werden. Außer den lesenswerthen Artikeln von Hoffner, Hankel, Schleiden, Spielberg, theilweise gleichfalls mit Beigabe von Illustrationen, machen wir noch besonders auf einen interessanten literar-historischen Aufsatz von Düntzer, „Goethe's erste Beziehungen zu Johanna Schopenhauer" nach bisher ungedruckten Briefen und Schilderungen der liebenswürdigen Frau, aufmerksam. Klaus Groth endlich macht in einem charakteristisch geschriebenen Artikel auf die so eben erschienene Gesammtausgabe der Werke seines Landsmannes, des schleswig-holsteinischen Dichters Theodor Storm, aufmerksam.

„Modelle", humoristisch-socialer Roman von A. v. Winterfeld. 4 Bände. (Leipzig, J. Günther.) Man unterscheide die Gattung dieses Romans von der, oft mißglückenden, des komischen Romans. Indessen ist in dem vorliegenden auch die derbere Komik vertreten, hauptsächlich durch die Karrikaturengruppe eines englischen Heringslords und eines finnischen Bildhauers. Häufiger ist die Charge geringeren Grades, bleibt aber die ergötzliche Beigabe des sittlichen Ernstes und der oft zu dichterischer Schönheit gesteigerten Empfindung. Zu dem Humor gesellt sich ein bedeutendes Maß der Satyre, welche auch dem Titel zu Grunde liegt. Modell im gewöhnlichen Sinne, der bildenden Kunst nämlich, ist die liebreizende Marietta, deren Nativität und natürliche Sinnigkeit bisweilen mit einer für ihren Bildungsgrad zu hohen Redeweise verbunden ist. Ihr, in wenigen Zügen trefflich gezeichneter Gegensatz ist ein anderes Mädchen aus dem Volke, das als Malermodell auf Commando Charakterzüge annimmt, welchen ihr wahrer Charakter fremd ist. In diesem Sinne nun wird ferner bei Menschen verschiedener Classen der Ausdruck „Modell" gebraucht, namentlich für die Eitelkeit guter und nicht guter Leute, die ein Anderes scheinen wollen, als was sie sind, und deren wahre Gestalt manchmal mehr werth ist, als die angenommene.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 23. December. Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königlichen Hoftheater in Hannover. **Faust**, Tragödie in 6 Acten von Goethe. — Margarethe: Frau Niemann-Seebach.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 44.)

Donnerstag, 24. und Freitag 25. December bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 26. December. **Undine**, romantische Zauberoper in 4 Acten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Lortzing.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 45.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lix. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 357. Donnerstag, den 24. December 1868.

Weihnachtshoffnung.

Das Christkind kommt. Vom Dom am Mainesstrande
Ertönt ihm nicht metallner Willkommssang.
Verstummet ist der Glocken Feierklang.
Seit jenem schreckensvollen Riesenbrande.

Wohl stimmte nicht zum Gruß in frohe Lande
Am Weihnachtstag der Höhe Ruf so bang
Von Frankfurts Druck, von geist'ger Noth, vom Drang
Der Freiheit, die gelegt in schwere Bande.

Doch weg, du Sorge, die das Herz bellommen!
Des alten Vaterhauses theuern Sohn
Geschwisterliebe hat in Hut genommen.

Ich hör' im Geist vom Dome läuten schon,
Wenn wiederum das Christkind uns gekommen,
Mit freiem Pfarrthumsgruß und Glockenton.

Herold.

Vor fünfzig Jahren.

Novelle von Peter Paulus.

(Fortsetzung.)

Helene, welche sich ihren einfachen Anzug selbst hergerichtet, ordnete ihr Haar wie gewöhnlich, es fiel ihr schwer, die reichen goldblonden Flechten unterzubringen. Sie nahm einen Zweig aus einem Rosenkranz und steckte ihn auf die linke Seite des Kopfes, ihr war es genug damit.

Merkwürdigerweise hatte Helene neben dem goldblonden Haar braune Augen und dunkle Brauen, was ihrem Gesicht mit dem feinen Näschen und dem lieblichen Mund einen eigenthümlichen Zauber verlieh. Nacken und Arme waren voll und vom blendendsten Weiß, ihre Gestalt mehr als mittelgroß, fein, ohne mager zu sein.

Nun war sie fertig angezogen und wartete, den Shawl bereit haltend, des Rufes der Tante zum Abfahren.

Die beiden Wagen hielten schon längst vor dem Haus, die Herrschaft zum Ball zu bringen.

Da endlich erschien das Stubenmädchen und beschied das Fräulein auf das Wohnzimmer.

Die einzige Hülfeleistung, welche sie von dem Mädchen für ihre Balltoilette verlangte, war, ihr behutsam den Shwal über das leichte Mullkleid zu hängen.

Klopfenden Herzens betrat sie das Zimmer. Der Onkel stand da im vollen Hauptmanns-Ornat und Robert in der Cavallerie-Uniform.

„Komm' her, liebe Helene, und laß sehen, wie Du zu Deinem ersten Ball geputzt bist? . . ."

Das Wort erstarb dem guten Mann auf der Zunge, als Helene den Shwal fallen ließ und im abgewaschenen Mullkleid, ohne Schmuck, ohne Band dastand.

Robert ließ die Zeitung fallen, in der er gelesen, und sah sich nach der Ursache von des Vaters Erstaunen um.

Wenige Schritte von ihm stand Helene, — er sah nicht den Mangel ihrer Toilette, vermißte nicht den Schmuck an Arm und Busen, er sah nur die wunderbaren Formen des entblößten Nackens und der Arme, den lichten Glanz der goldnen Flechten, das herrliche dunkle Augenpaar und den lieblichen Mund, der, halb geöffnet, den Onkel anlächelte und — schwieg.

Der war im nächsten Augenblick im Zimmer seiner Frau verschwunden, und gleich darauf erschollen daraus so laute Worte hervor, wie sie in diesen Räumen noch nicht gehört worden waren.

Robert näherte sich Helenen, ergriff ihre Hand, was sie ruhig geschehen ließ:

„Helene, kannst Du meiner Mutter und Schwester verzeihen?"

„Oh Robert, sei stille, was sind sie mir denn schuldig, was thue ich denn für sie?" unterbrach ihn Helene.

„Du Reine, Du Holde, entschuldigest sie noch, o wäre es mir vergönnt, es gut zu machen.

„Still, still, Robert, sprich so nicht mit mir, ich bitte Dich darum, Du weißt, daß es nicht sein kann", bat Helene mit einer Stimme, die ihm tief in's Herz schnitt.

„Helene, Du hast noch nie die geringste Aufmerksamkeit von mir angenommen; ich bitte, nimm diesen Fächer zum Andenken an Deinen Vetter . . ."

Das Mädchen griff darnach, warum sollte sie diese einfache Bitte abschlagen.

Da ging die Thür auf und herein schwebte Bertha, hinter ihr die Mutter.

Robert hielt noch immer Helenens Hand und blickte in ihr erschreckt sich nach den Eingetretenen gekehrtes Gesicht.

„Nun das muß ich gestehen, Deine Cousine scheint Dir trotz der armseligen Toilette, wie sie Dein Vater nennt, dennoch zu gefallen", sprach Frau Röder in schneidendem Tone.

„Bitte Mama!" fiel ihr Bertha in die Rede mit auffallend freundlicher Stimme. Sollte sie sich dennoch geirrt haben, liebte Helene Max Werner nicht und nahm die Bewerbungen ihres Bruders an? Ob Robert die Cousine mit oder gegen den Willen der Mutter heirathete, konnte ihr gleichgültig sein, wenn Max nur frei blieb.

„Komm' Helene, ich will Dir die Schärpe umbinden, und die Schleifen auf den Schultern befestigen; da nimm auch diesen

Digitized by Google

Schmuck von mir — — — Du beraubst mich nicht, denn ich trage ihn selbst nicht mehr", fügte Bertha rasch hinzu, als sie der Cousine abwehrende Bewegung sah.

„O Bertha, wie gut Du bist; die Schleifen und die Schärpe nehme ich dankbar an, doch den Schmuck habe ich nicht nöthig."

Ja wohl bedurfte sie des Schmuckes nicht, das holde Kind.

Die Tante reichte ihr eine leichte Tüll-Echarpe hin.

„Hänge das um, Du siehst sonst gar zu nackt aus."

Helene legte das duftige Gewebe um die runden Schultern, die Tante hatte es ihr deßhalb gegeben, um ihre Reize zu verbergen, aber der schneeige Glanz ihres Nackens und der Arme trat noch schöner hervor unter dem lichten Ueberwurf.

In dem einen Wagen fuhr Herr Röder und seine Gemahlin, in dem anderen die beiden Mädchen mit Robert.

Die Einfahrt zu dem großen Weidenbuschsaal war vom Roßmarkt aus und die Wagen hielten in langen Reihen bis zur Hauptwache hin.

Ein leises Frösteln lief durch Helenens Glieder, und je mehr der Wagen sich dem Ziele näherte, desto ungestümer pochte ihr Herz. Jetzt hielt der Wagen und der uniformirte Portier öffnete den Schlag.

Zitternd stieg Helene aus und ging die blumengeschmückte, hellerleuchtete Treppe hinauf.

Die Mädchen traten in's Garderobezimmer. Bertha hatte lange an ihrer Toilette zu ordnen, Helene gab den Shwal ab, zog die Tüll-Echarpe zurecht und erwartete die Cousine geduldig auf dem mit weichen Teppichen belegten Corridor.

Herr und Frau Röder mußten schon vor ihnen angekommen sein, denn der nach den Eltern suchende Robert kehrte unverrichteter Sache zurück.

Nun gefiel es auch Bertha, den Eltern in den Saal zu folgen. Robert bot den beiden Mädchen den Arm und sie gingen durch mehrere Vorzimmer, bis sie, ohne daß es Helene bemerkte, mitten im Saal standen.

Helene bedurfte in der That Roberts Arm, so überwältigte sie der Anblick, der sich nun ihren erstaunten Blicken darbot. Sie hatte ja Aehnliches noch nicht gesehen und so glaubte sie auch, daß etwas Schöneres nicht bestehen könne, wie diese Decorationen des Saales, der Reichthum der Toiletten, der Glanz der Uniformen; es waren viele fremdartigen da, Chargen von der Militärcommission verschiedener Staaten, die in Frankfurt residirten.

Die Frau Hauptmann Röder durfte getrost den fatalen Auftritt daheim vergessen, ob der Ehre und Auszeichnung, die ihr hier blühte.

Die Gemahlin des Majors vom Weißbusch-Bataillon war nicht anwesend und die Gattin des ältesten Hauptmanns danach berechtigt, die Polonaise mit dem Bürgermeister zu eröffnen. Selbstverständlich richteten sich alle Augen auf das Paar.

Frau Röder war eine stattliche Frau von fünfzig Jahren und der Glanz, den sie diesen Abend in ihrer Toilette entfaltete, überbot alle anderen. Ein dunkelrothes Sammtkleid, reich drappirt, saß ihr gar stattlich und die Toque von Gaze, mit Federn verziert, krönte den Reichthum ihres Anzuges, dazu trug sie einen kostbaren Brillantschmuck.

Beim Eintritt schon kam ihnen Leutenant Werner entgegen, der Bertha zum ersten Tanze aufforderte. Robert trat mit Helenen ebenfalls zur Polonaise an.

Eben kam auch die Familie Mertens und Müller an ihnen vorüber, Robert grüßte und Helene bemerkte deutlich, wie Fräulein Mertens bei dessen Gruß leicht zusammenschrack und Purpurgluth Gesicht und Nacken des schönen Mädchens bedeckte.

Ein freudiges Gefühl stieg in Helenen auf, es war kein Zweifel, die reizende Patrizierstochter liebte Robert; konnte er so blind sein, zu übersehen, was sie beim ersten Blick erschaut? Oder wollte er es absichtlich nicht bemerken, weil sein Herz immer noch in hoffnungsloser Liebe an der Cousine hing. Sie mochte Robert so gerne glücklich wissen, in ihrer Macht stand es nicht, aber Alles wollte sie aufbieten, um seine Gefühle dem liebenden Mädchen zuzuwenden; das sollte von nun an ihre höchste Aufgabe sein, ihr eigenes Glück mußte in den Hintergrund treten, das gelobte sie sich in ihrem Inneren.

Wie oft hörte sie von Marie Mertens sprechen, ihre Schönheit und Herzensgüte loben. Robert sollte glücklich werden mit Der, welche ihn vielleicht mit derselben Gluth liebte, die er unerwidert für sie, die Verwandte nährte, er durfte ein reiches, fühlendes Herz nicht von sich stoßen, nicht seine und ihre Zukunft opfern.

Helene, die mit Robert noch nie zuvor so viel gesprochen wie heute, faßte Muth, ihren Vorsatz sofort in's Werk zu setzen.

„Oh Robert, welch reizendes Wesen ist Fräulein Mertens. Denkst Du, daß es ihr angenehm sein wird, wenn ich Dich bitte, mich ihr vorzustellen?"

„Ist das Dein Ernst, Helene? Marie ist ein gutes Mädchen, sie wird sich freuen, Dich kennen zu lernen", sagte Robert.

„Nichts wie ein gutes Mädchen war sie für ihn?" so dachte Helene, als sie sich der Stelle näherten, wo die Familie Mertens saß. Nachdem Robert die Eltern, Frau Müller und deren Gatten begrüßt und seine Cousine vorgestellt hatte, näherte er sich Marien.

Bei dem Wunsch Helenens, den der junge Mann ihr getreulich berichtete, flammte des schönen Mädchens Auge hell auf; sie reichte ihr mit einem lieblichen Lächeln die Hand und nöthigte sie, neben ihr Platz zu nehmen.

Mit weiblichem Scharfblick brachte sie gar bald heraus, daß kein anderes, als ein verwandtschaftliches Band die Cousine an Robert fesselte. Es findet sich nichts leichter in Freundschaft zusammen, als achtzehnjährige Mädchenherzen.

Nach einer Viertelstunde, als die Polonaise und der erste Walzer zu Ende waren, schied Helene und Marie mit den Versicherungen der innigsten gegenseitigen Verehrung.

Helene hatte recht gesehen, Marie Mertens Denken und Fühlen galt Robert Röder. Warm drückte diese der Cousine des Geliebten die Hand zum Abschied; schon die Entdeckung, daß sie an dem reizenden Mädchen keine Rivalin besaß, hätte sie ihr liebenswerth erscheinen lassen, wäre nicht ihr ganzes Wesen so unbeschreiblich einnehmend gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten.

1.

Weihnachten! Welcher trauliche Zauber liegt in den wenigen Sylben; wie ergreifen sie mit magischer Gewalt die Herzen von Jung und Alt! Unsere altgermanischen Vorfahren, welche auch ihre Weihnachten, nämlich das Fest der Wintersonnenwende, das „Julfest" feierten, sie hatten wohl Recht, wenn sie sagten, Weihnachten gehöre nicht zum profanen Jahr, es sei eine Zeit für sich, — wenn sie es auffaßten als ein lichtstrahlendes Hereinragen der übersinnlichen Welt in die Nacht des Irdischen, wenn sie endlich von dieser Weihnacht über die zwölf folgenden Nächte einen Schimmer der Heiligkeit sich ausbreiten ließen, welche in den Schläfern prophetische Träume erweckte, während Berchta und Hulda, die weiße und die schwarze Frau, über ihren Häuptern dahinzogen. — Ist um Weihnachten nicht Alles so ganz anders als in gewöhnlichen Zeiten des Jahres? Da erfüllen sich viele Wünsche, welche Kleine und Große lange vergeblich im Busen nährten und oft für das Ge-

Digitized by Google

heimniß ihres Innersten hielten, während ein liebevoll wachendes Auge sie ihnen abgelauscht und eine treue, freigebige Hand die überraschende Verwirklichung unter den Weihnachtsbaum gestellt hat. Alles Rauhe des Alltagslebens wird da in stillschweigendem Einverständniß gemildert, alles Herzliche und Innige tritt hervor. Unser deutsches Gemüth, unser germanischer Familiengeist feiern da ihre herrlichsten Triumphe. Die jubelnden Stimmen zahlloser glücklicher Kinder bilden den Chor, in welchem der Poesie und dem Herzen unseres Volkes die schönsten Loblieder tönen.

Der Weihnachtsbaum mag wohl äußerlich aus dem nächsten besten Tannenwald stammen, um wenige Groschen auf dem Weihnachtsmarkt gekauft worden sein: wenn er so dasteht in seinem Lichterschmuck und mit Gaben reich behängt, — da ist er verwandelt in einen Baum aus der Märchenwelt, aus dem verlorenen Paradies, seine Spitze ragt hoch in die seligen Himmel, welche der Heiland der Liebe Denen erschlossen hat, deren Herzen wie die der Kinder sind, seine Wurzel tief in die dunkle Sagengeschichte der vergangenen Jahrtausende, in welchen dieses einzige Fest schon seine ahnungsvolle Vorfeier gefunden hat. An diesem Weihnachtsbaume, wenn man ihn nicht nach seiner schlichten materiellen Hülle, sondern nach seiner idealen Bedeutung betrachtet, hängen auch für erwachsene und gelehrte Leute, nicht nur für Kinder, allerlei vergoldete Nüsse, welche gar hart aufzuknacken sind: nämlich die Fragen, welche sich an den Zusammenhang der alten orientalischen und nordischen Mythen und Ideen mit den christlichen Lehren und Festen knüpfen. Manchem, der bisher den Weihnachtsbaum als eine Sache für Kinder, eine Reminiscenz aus der Jugend betrachtete, geht bei näherer Forschung über diesen Zusammenhang des geistigen Lebens der Menschheit, von den ältesten bis zu den jetzigen Tagen, ein Licht auf, das ihm so überraschend und blendend in die Augen strahlt, wie die Wachslichter des Christbaums den Kindern; und ein Gelehrter, der sich in solche Forschungen über mystische Dinge vertieft, kann leicht versucht werden, daraus ein Steckenpferd zu machen, das er so unablässig reitet, wie sein kleines, blondlockiges Bübchen den vom Christkind bescheerten hölzernen Schimmel um den Weihnachtstisch herumtummelt.

Solche Christbaum-Gelehrte sind augenblicklich in verschiedenen Blättern mit den eifrigsten Controversen beschäftigt, deren Kern sich dahin formuliren läßt: stellt der Weihnachtsbaum, wie er heute auf unseren Tischen steht, den Baum der Erkenntniß im Paradiese dar, von welchem Adam und Eva so unvorsichtig genascht haben? oder zündeten schon die alten Nordlandsrecken, von denen Eingangs die Rede war, am Julfeste solche Weihnachtsbäume an? Herr Augusti in seinen „Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie" vertritt entschieden die erstere Ansicht. Sein Hauptargument geht dahin, daß allenthalben, „wo es mit den häuslichen Verhältnissen nicht ganz unvereinbar ist", der Tag der festlichen Aufstellung des sogenannten Christbaums nicht der Weihnachtstag selbst, sondern der Abend des vorhergehenden Tages, des 24. Decembers, sei. Der 24. December nun ist von jeher in dem christlichen Kalender als „Adam- und Evatag" gefeiert worden, ergo hat der Christbaum den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen zu bedeuten! Dieser Anschauung kommen allerdings mehrere Umstände zu Hülfe. Nämlich die nach der Wahrnehmung eines anderen Gelehrten vielfach übliche Sitte, eine Schlange um den Christbaum geringelt anzubringen und hübsche, rothbäckige Aepfel an den Baum zu hängen, da es denn doch gar zu unwahrscheinlich wäre, daß es Eva nach einem Tannapfel gelüstet haben sollte. Aber von anderer Seite wird entschieden die Meinung bestritten, als beziehe sich das Anzünden des Weihnachtsbaums am 24. December auf den zufälligen Umstand, daß am genannten Tage Adam und Eva im Kalender stehen. Vielmehr gründe sich unsere Feier des Weihnachtsabends darauf, daß unsere Vorfahren, die alten Germanen, gerade wie die anderen Völker der alten Welt, den Tag mit Einbruch der Dunkelheit anfingen, so daß der Weihnachts- oder heilige Abend also zum Christ-, beziehungsweise Sonnenwendefest, gehört und nicht der Abend des 25. Decembers. Uebrigens trifft auch die Angabe nicht zu, daß überall der Weihnachtsabend als Zeit des Christbaumanzündens und Gabenspendens eingeführt sei. Vielmehr zündet man in sehr vielen Gegenden Deutschlands den Weihnachtsbaum erst am Morgen des Christfestes an, weil „das Evangelium Christi der Morgenstern sei, der in unserem Herzen aufgehe". Für die Wahl der Tanne zum Christbaum hat die christliche Symbolik die Begründung gefunden, sein immergrünes Gewand bedeute „unverwelklich soll das Erbe der Frommen sein, unvergänglich der Kranz des christlichen Kämpfers". Uns will bedünken, als sei diese Bedeutung sehr spät untergeschoben. Die alten Germanen hatten ganz buchstäblich Weihnachtsfeuer zur Weihnachtsfeier, wobei die Tanne theils als Feuerungsmaterial, vielleicht auch als natürliche Fackel gedient haben mag. Die Kerzen auf dem Weihnachtsbaum sind eher römischen als germanischen Ursprungs. Am Saturnalienfest, welches ebenfalls eine Feier der Wintersonnenwende war, pflegte man sich im alten Rom außer allerlei sonstigen Gaben auch Kerzen zuzusenden. Daß man sie dann auch zu einer kleinen häuslichen Illumination verwendete, ist sehr naheliegend. Fehlte es doch bekanntlich beim Saturnalienfest an Illuminationen anderer Art, nämlich an illuminirten Köpfen, keineswegs. Der Hauptsatz ist erwiesen, daß weder ein heidnisches noch ein christliches Weihnachtsfest denkbar ist ohne Licht, und daß die erste Anregung zu dieser Lichtfeier die Natur selbst mit dem Wiederbeginn eines höheren Einflusses des Sonnenlichts auf die Naturkraft gegeben hat. Das leitet die Gedanken zurück auf den uralten Sonnendienst, und es ist überraschend, zu sehen, wie der mythologische Faden, welcher sich durch alle Sonnenmysterien des Alterthums zieht, uns schließlich dicht vor die Krippe führt, in welchem der Mittelpunkt des Festes, das Christuskindlein in Bethlehem, von den anbetenden Königen und freudig erstaunten Hirten umgeben, das überwältigende, erlösende Licht seiner Gottheit ausstrahlt.

Mannichfaltigkeiten.

(Selbstmord aus Sohnesliebe.) Die „Westphäl. Ztg." schreibt: „Auf dem Hörder Eisenwerke schoß sich vor einigen Tagen in einer abgelegenen Ecke des Holzparkes der 19jährige Schlossergeselle Heinrich Vogel mitten durchs Herz, um seinen älteren Bruder, welcher Ordre zum Eintritt in den Militärdienst bekommen hatte, von demselben zu befreien und der Mutter, die Wittwe ist, die ältere Stütze zu erhalten. Der Junge war immer ein eigenartiger Kopf und nahm schon als kleiner Kerl von 14 Jahren in einem Wortwechsel seines Bruders mit einem Schmiede, für den Ersteren derartig Partei, daß er mit einer schweren Zange dem Schmiede einen Schlag über den Kopf versetzte, welcher denselben recht gut tödten konnte. Die Wittwe Vogel wohnt in einer zum Eisenwerke gehörenden Arbeiterwohnung und die Söhne gaben derselben ihren reichlichen Verdienst. Von Nahrungssorgen konnte, da die Wittwe die Wohnung, auch nach dem Eintritte des ältesten Sohnes in den Militärdienst, behalten sollte, Wittwen-Pension aus der Krankencasse bezieht, der zweite Sohn einen guten Lohn verdiente und auch Aussicht hatte, bald mehr zu verdienen, nicht die Rede sein. Die That scheint allein in der falschen Schätzung der Verhältnisse sich zu gründen, genährt vielleicht durch die augenblickliche trübe Familienstimmung in Verfolg der Einberufungs-Ordre."

(Eine angefochtene Verlobung.) In Hamburg wurde vor nicht langer Zeit ein Erkenntniß gefällt, nach welchem ein Bräutigam, Wilhelm B., zur Bezahlung von 1000 Pfd. Sterling

Digitized by Google

an seine Braut, Ida E., verurtheilt wurde, weil er die Verlobung einseitig aufgehoben hatte und sich weigerte die Ehe zu vollziehen. Das Niedergericht verwarf den von dem Bräutigam vorgebrachten Grund: seine Braut sei ein außer der Ehe erzeugtes Kind. Das Obergericht war jedoch anderer Ansicht. Dasselbe erklärte den Bräutigam für berechtigt, die Verlobung rückgängig zu machen, falls er beweisen könne, daß seine Braut ein uneheliches Kind sei, und er dies erst später, nach Eingehung der Verlobung, erfahren habe. Der Umstand, daß die Braut von ihrer Mutter und deren Ehemann später adoptirt worden sei, ward vom Obergerichte unberücksichtigt gelassen. Gegen das Erkenntniß des Obergerichts appellirte die Braut an das Oberappellationsgericht in Lübeck, welches in einem jüngst abgegebenen Erkenntniß sagt: Der Bräutigam dürfe im vorliegenden Falle nur dann die Verlobung einseitig aufheben, wenn er beweisen könne, daß er über die uneheliche Geburt seiner Braut von dieser selbst arglistig getäuscht worden sei. Diesem Urtheil sind die folgenden Entscheidungsgründe zu Grunde gelegt: Zur Auflösung eines Verlöbnisses berechtigen nur solche Umstände, von welchen bei unbefangenen Erwägungen aller Verhältnisse angenommen werden darf, daß, hätte der anfechtende Theil vor der Eingehung der Verlobung dirselben gekannt, er diese nicht geschlossen haben würde. Eine solche Erheblichkeit ist der unehelichen Geburt eines der verlobten Theile nicht beizulegen. Im vorliegenden Falle um so mehr nicht, weil keine Erbschaftsfrage in Betracht kommt, da die Braut von den Eheleuten E. als eigenes Kind adoptirt worden sei. Die beiden Behauptungen des Bräutigams, daß er durch die uneheliche Geburt seiner Braut unangenehm berührt werde und das spätere Erscheinen ihres natürlichen Vater befürchte, werden als absurd und gegenstandslos zurückgewiesen. Das eventuelle Erscheinen des natürlichen Vaters sei nämlich ohne alle Bedeutung, weil er keine Familienrechte geltend machen kann. Falls jedoch die Braut selbst eine arglistige Täuschung ihres Bräutigams sich hätte zu Schulden kommen lassen, so wäre dieser vollkommen berechtigt, die Verlobung aufzuheben. Verlobte seien nämlich Wahrhaftigkeit und Treue einander schuldig. Eine absichtliche Täuschung enthalte nun einen Treubruch und berechtige zu der Annahme, daß das künftige eheliche Leben der Verlobten der nothwendigen Grundlage, beiderseitiger Redlichkeit und Offenheit, entbehren werde.

(Die Pistolenpflanze.) Die „Newyorker Handelszeitung" berichtet in ihrer letzten Nummer Folgendes von einer wunderbaren Pflanze: Als neulich der Bibliothekar des Long Island historischen Vereins des Abends in seinem Studirzimmer saß, ward er durch den Knall einer Pistole in dem Bücher-Alkoven erschreckt. Er forschte nach, entdeckte aber nichts; es befand sich sonst Niemand im Zimmer. Am nächsten Tage hörte der Gehülfs-Bibliothekar einen ähnlichen Knall und eine genaue Untersuchung zeigte die Ursache. Jemand hatte einen Kasten mit tropischen Pflanzen, darunter die Pistolenpflanze, nach dem Bibliothek-Locale zur Ausstellung gebracht. Es ist eine Art Nuß. In einem gewissen Stadium des Wachsthums platzt die Schale dieser Nuß mit großer Gewalt und einem Tone, der dem eines Pistolenknalls gleichkommt. Die Schalenstücke wurden auf dem Boden des Kastens gefunden.

(Ein junger Professor.) Während seines neulichen Aufenthaltes in Grottamare wurde dem Abbé Franz Liszt ein Knabe zugeführt, der ein musikalisches Wunderkind sein sollte. Liszt ließ ihn auf verschiedenen Instrumenten spielen und erstaunte. Guglielmo Andolfi, so heißt er, kam aus San Giuliano, seinem Geburtsorte, in der Mark Ancona, nach Rom, um sich, wenn möglich, bei der Academia di Santa Cecilia die höchste Ehre eines italienischen Tonkünstlers zu erwerben, das heißt, nach vorangegangener Prüfung, Diplom und Titel eines professore oder maestro di musica. Er wurde geprüft und erhielt ohne Widerspruch beides.

(Das neue atlantische Kabel.) Wie die „Newyork Times" meldet, wird das amerikanische Ende des französisch-atlantischen Kabels auf einem hohen Hügel der Duxburg-Küste gelandet werden, der unter dem Namen der „Hammock" allgemein bekannt ist. Die Stadt Duxburg, eine der ältesten im Staate Massachussets, hat bereits den zur Errichtung eines Stationsgebäudes erforderlichen Grund und Boden bewilligt. Im Jahre 1643 zählte Duxburg nur 400 Einwohner, während sich die heutige Bevölkerung auf 2500 beläuft.

(Die siamesischen Zwillinge lösen ihre Geschäftsverbindung.) Noch im Laufe dieser Woche werden Chang und Eng, die bekannten „siamesischen Zwillinge, in Edinburgh erwartet, um von dort aus ihre europäische „Geschäftsreise" anzutreten und sich nach Erzielung einer genügenden Einnahme nach Paris zu begeben, wo sie ihrem 58jährigen Mit- oder besser Aneinanderleben durch ärztliche Operation ein Ende machen wollen. Die Zwillinge heiratheten, wie man sich erinnern wird, zwei Schwestern, Töchter eines Geistlichen in Nord-Carolina, und sind jeder der Vater von neun Kindern. Einige derselben werden ihre Eltern auf der Reise begleiten.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Fanny Janauschek. Die „Newyorker Handels-Zeitung" schreibt: Fräulein Janauschek setzt ihr Gastspiel in Chicago mit glänzendem Erfolg fort. In Milwaukee, dem westlichen Athen, sollen die Vorstellungen der Künstlerin nur schwach besucht und an vier Abenden im Ganzen nur etwas über 2000 Dollar eingegangen sein.

Wiesbaden. Das „Rauenthaler Bergli ed", von Friedrich Hornfeck, welches von Kapellmeister J. B. Hagen so vortrefflich componirt wurde, hat durch eine phantasiereiche Illustration vom Maler C. Kögler eine neue Verherrlichung erfahren. Die treffliche Zeichnung wird von einem Mainzer Xylographen in Holz geschnitten und soll als Titelblatt der Hagenschen Composition im Buchhandel ihre Verwendung finden.

„Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela" von Gerstäcker. 3 Bände. (3. Band erscheint nächstens). Jena, Costenoble. Gerstäcker's lebensfrische Munterkeit zeigt sich gleich Anfangs, z. B. in der Vorrede bei der Vergleichung der Gefahren des Urwaldes mit denen in der gebildetesten Mitte Europas; in der Beschreibung des Newyorker Biers, in welchem man eher ertrinken, als sich betrinken kann u. s. w. Im Ganzen aber herrscht diesmal eine trübe Anschauung vor, an welcher zwar subjective Stimmung öfters Antheil hat, größern aber leider objective Beobachtng. Als gerechter Deutscher indessen zieht er neben dem breiten Schatten immer noch die schmalsten Lichtstreifen auf. Freilich durchwandert er vorzüglich den noch unter den Nachwirkungen des Kriegs leidenden Süden der Vereinigten Staaten, so wie die von den gleich indolenten Rassen der Creolen, Neger und Indianer bewohnten Gegenden des centralen und südlichen Amerikas, dessen reiche Schätze diese Bewohner nicht zu heben vermögen, wozu denn noch der Fluch des Pfaffenthums kommt. Am tiefsten stellt er den weißen Pöbel in den Gränzgebieten Nordamerikas, sodann die vornehmen Diebe am Staatseigenthum. Gleichwohl leuchtet die große Zukunft des Freistaatenbundes durch. Wer Petroleum brennt, lese die Wanderung durch das Oelland. Das Ganze ist reich an charakteristischen Einzelheiten.

Lieder eines Vatreyka (dießjährige), Hamburg, H. Grüning. Der anonyme Autor dieser Lieder ist germanistisch gebildet; er trägt mit ernster Miene ganz spaßhafte Analogien vor, die nebenbei von einem gewissen erhabenen Selbstbewußtsein zeugen. Daß er auch stark in Politik macht, beweisen die in der Wolle gefärbten poetischen Anreden an die Lassalleaner; besonders aber die Apostrophe „dem gegenwärtigen Könige von Preußen",

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 24. und Freitag 25. December bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 26. December. **Undine**, romantische Zauberoper in 4 Acten, nach Fouque's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Lortzing.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 45.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 358. Freitag, den 25. December 1868.

Zum Christfest.

Der Tag erneut sich, da die Himmel hallten
Vom Jubel ob Maria's hehrem Sohne
Und dem Messias Engelchöre schallten.

Der Tag erneut sich, da auf seinem Throne
Ein König bebte und mit bleicher Lippe
Verfolgung schwor dem Kindlein in der Krippe, —

Dem Kindlein, das ein König sollte werden,
Groß und gewaltig, dessen Reich sich dehnen
Und siegreich fortbestehen sollt' auf Erden —

Ein König nach des Volkes heißem Sehnen,
Ablösend aller Noth und Knechtschaft Ketten,
Gesandt von Gott, zu trösten und zu retten.

Doch konnten es die Schergen nicht erreichen,
Und vor der ew'gen Wahrheit Reich, dem lichten,
Muß nun der Erdenkronen Glanz erbleichen.

Das Wahrheitsringen und das Freiheitsstreben
Kein Fürst, kein finst'rer Priester kann's vernichten;
Im Kinde lebt's und wird im Manne leben.

Und was der Mann erstrebte, wird vollenden
Das Kind, das heut' die Weihnachtsluft entzücket.
So soll denn nichts vom Hoffen ab uns wenden.

Ein Fest des Lichtes weihen wir den Kleinen;
Der Kampf um's Licht wird, wenn wir längst entrücket
Der Erde, uns mit ihnen geistig einen.

B.

Vor fünfzig Jahren.

Novelle von Peter Paulus.

(Fortsetzung.)

Als Robert und Helene sich unter die vom Tanz zurückkehrenden Paare mischten, durften sie sich mit eigenen Augen überzeugen, daß Frau Hauptmann Röder, geb. v. Gablenz, soeben eine ihres Standes würdige Position einnahm.

Auf der Estrade, die für die Bürgermeister und die geladenen Chargen errichtet, saß sie in lebhafter Unterhaltung mit dem ältesten Wohlregierenden. Auf der mit rothem Tuch ausgeschlagenen Erhöhung thronte sie gleich einer Fürstin neben den Spitzen des Freistaats; was sich da unten über die Stufen hinaus zutrug, lag außer ihrer Beachtung.

Bertha saß in der Nähe der Mutter, vor ihr stand Max Werner, soeben vom Tanz zurückgekehrt, als Robert mit Helenen am Arm nahte.

Ein Schatten flog über des Lieutenants Gesicht; er bot Helenen einen Stuhl neben ihrer Cousine an.

Der zweite Tanz wurde aufgespielt; der Herr, dem ihn Bertha zugesagt, nahte, zögernd ergriff sie seinen Arm, denn es blieb Helene mit Max allein zurück.

Robert war mit Maria Mertens eben in die Reihen der Tanzenden getreten.

„Und Sie, mein Fräulein, wollen diesen Tanz aussetzen?" frug der junge Stadtwehr-Lieutenant Kühl, denn seitdem der Ball begonnen, sah er Helenen nur am Arm ihres Cousins und brennende Eifersucht zog in des jungen Mannes Herz ein. Nichts bürgte ihm dafür, daß Helene seine Neigung erwiderte; noch nie vorher war es ihm möglich gewesen, ein Wort allein mit ihr zu sprechen, ihr Erröthen, wenn er sie anblickte, konnte auch mädchenhafte Verlegenheit sein. Bange Zweifel bemächtigten sich seines Herzens, er wollte heute Gewißheit haben; was hielt ihn ab, das schöne Mädchen sein zu nennen, wenn sie seine Liebe erwiderte?

„Ach, Herr Werner, ich kenne ja Niemanden hier, und kein Mensch kennt mich . . ." Helene hielt erschrocken inne, klang es wie eine Herausforderung, was sie da sagte? und rasch fügte sie hinzu: „Ich empfinde weit mehr Freude am Zusehen, als am Tanzen selbst."

„Und wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, Fräulein, werde ich mich zu Ihnen setzen."

Dieser rührend weichen Stimme konnte Max nicht widerstehen, und wieder fingen seine Zweifel an zu schwinden; dieß Auge, so rein und klar, mußte Wahrheit ausdrücken, als es jetzt strahlend sich zu ihm neigte, und als statt der Antwort, Helene nur mit einem Blicke sprach.

„Fräulein Helene, warum ist es mir nie vergönnt, sie einmal nur allein zu sprechen, warum werden Sie von Ihren Verwandten stets mit Argusaugen bewacht?" fragte Max, und sein Blick sagte mehr als genug, was er ihr sagen wolle, da ihm dies Glück endlich einmal zu Theil geworden.

„Warum?" Ja was sollte sie darauf erwidern, weßhalb die Tante und Bertha dies zu verhüten suchten? Was sollte sie zu ihrer Entschuldigung sagen, was nicht zugleich zur Anklage gegen die Verwandten wurde? „Ich kann es jetzt nicht sagen, darf es noch nicht . . ." stotterte Helene.

Digitized by Google

„So ist es denn wahr, was die Menschen sagen", rief der junge Mann schmerzlich bewegt, fast laut aus, „daß Sie Ihren Vetter Robert heirathen!"

In diesem Augenblick stand Bertha mit ihrem Tänzer dicht vor den Beiden, sie mußte die letzten Wort gehört haben.

Helenen erstarb die Antwort auf den Lippen beim Ansehen der Cousine; Berthas Augen sprühten Zornesblitze, ihre Lippen zuckten, kaum konnte sie die Thränen zurückdrängen, und ihre Brust wogte heftig auf und ab.

Nun wurde auch Max der vor ihnen Stehenden ansichtig; Berthas Neigung für ihn war ihm nicht unbekannt, tactvoll hatte er sie immer ignorirt.

Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, griff er nach Helenens Fächer, den diese eben zum ersten Male in der Verwirrung öffnete.

„Welch' reizenden Fächer Sie da haben, Fräulein Röder, gewiß ein Geschenk?" fragte Max.

„Ja, von meinem Vetter Robert", erwiderte unbefangen das Mädchen.

Der Fächer glitt aus des jungen Mannes Hand zur Erde. Also darum war ihm keine Antwort zu Theil geworden, weil sie dennoch den Vetter ihm vorzog? Der Fächer war mindestens fünfzig Gulden werth, ein' solches Geschenk macht man nur Der, die man liebt. Und wieder krallten sich die Furien der Eifersucht in seinem Herzen fest. Aber Gewißheit wollte und mußte er heute Abend noch haben, sein Glück feststellen oder dem Glück für immer entsagen.

Eine Menge Herren umstanden Bertha, alles Freunde ihres Bruders, sie um Tänze zu bitten; an Helenen wagte sich Keiner heran: für einen Theil der Männerwelt galt sie als die Verlobte Roberts, bei den Andern als die von Max Werner.

Der dritte Tanz begann und Bertha mußte abermals ihrem Tänzer folgen und die Beiden zurücklassen.

Eben ging Marie Mertens freudestrahlend an Roberts Arm vorüber und winkte Helenen mit der Hand; die Glückliche, sie wußte nun, warum das schöne Mädchen den Vetter nicht liebte, Max Werner war der Bevorzugte.

„Und wollen Sie auch diesen Tanz Zuschauerin bleiben, Fräulein Helene, oder darf ich mir die Ehre ausbitten?" fragte der junge Mann.

„Mit Vergnügen, Herr Werner", und Helene erhob sich und legte zum erstenmale ihren Arm in den des Geliebten.

Max fühlte, wie ein leises Zittern durch des Mädchens Körper lief und drückte sie fester an sich. Galt diese Erregung ihm? Ja und wieder ja, jubelte es in seinem Inneren, denn ihr trunkenes Auge senkte sich tief und voll in das seine, ihr Herz pochte ungestüm an seiner hochklopfenden Brust und der Gegendruck der Hand sagte ihm, daß er geliebt werde. Fort mit den Zweifeln! sie war sein.

Helene drehte sich im wirbelnden Tanz im Arm des Mannes, der ihr, der armen Waise, eine Stütze werden sollte, und fest und vertrauend hing sie an dem Auge, das mit seinem edlen, männlichen Ausdruck ihr eine schöne Zukunft verbürgte. Jetzt galten ihr die Hassesblicke der Cousine nichts, die Verfolgungen der Tante hatten ein Ende, ein kräftiger Schutz stand ihr zur Seite. Und sie wollte auch nicht eher aus dem Haus ihrer Verwandten scheiden, bis sie Robert von seiner hoffnungslosen Liebe zu ihr geheilt und glücklich an Mariens Seite wußte; so durfte sie doch das Haupt stolz erheben: sie war keine Verlassene mehr.

Es folgte nun eine Reihe Tänze, die Helene an Herren vergeben mußte, welche ihr vom Onkel vorgestellt waren.

Nachdem dieser seine Familie allseitig so wohl versorgt wußte, zog er sich mit seinen Kameraden in ein Nebenzimmer zurück, um bei einem Glas gutem Johannisberger oder Rauenthaler über Staats-, Civil- oder Militär-Angelegenheiten zu debattiren.

Frau Hauptmann Röder sah sich jetzt, gegen zwölf Uhr hin, fast allein, noch mit mehreren Herren und Damen nur, auf der Estrade, und ihre Vergeistigung ließ nach, die Realität trat an sie heran in Gestalt ihrer Tochter. Die kostbare Toilette stand so schlecht zu dem mißlaunigen Gesicht Berthas! Welchen Contrast bildete der eine dunkle Rosenzweig, den sie im vorigen Jahre so unschön fand, in Helenens herrlichem Haar zu dem in Seligkeit strahlenden Antlitz der Cousine, gegen den Pariser Blumenkranz, den ihr der Friseur so unkleidsam wie möglich aufgesteckt hatte!

„Mama, ich bin sicher, er hat ihr eine Liebeserklärung gemacht", flüsterte Bertha der Mutter mit bebender Stimme zu.

„Um Gotteswillen, Kind, von wem sprichst Du?" fragte diese bestürzt.

„Von wem sonst, als von Max", antworte Bertha tonlos.

Frau Röder, geb. v. Gablenz, athmete wieder auf. Sie hatte an Robert gedacht. Der Schlag, der ihrem Ehrgeiz drohte, wenn es ihr Sohn gewesen, dünkte ihr empfindlicher, als der Tochter zerstörte Hoffnungen. Heirathete ihr Sohn die arme Waise, so fielen ihre Lieblingspläne, die Verbindung mit einer der ersten Patriziersfamilien Frankfurts, in Nichts zusammen. Heirathete Max Werner die Nichte, so war dieß allerdings eine fatale Zurücksetzung für Bertha, die ihn leidenschaftlich liebte, aber wie bald würde sie die Kränkung ihrer Gefühle überwunden haben! Denn an eine unwandelbare Liebe zu einem Manne, daran glaubte sie nicht. War es von ihrer Seite Neigung gewesen, als sie die Bewerbungen ihres Gatten einem mittellosen Beamten ihres Standes vorzog? Gewiß nicht, denn sie opferte erst die Neigung der Vernunft, als sie inne wurde, daß Herr Röder ihr doppelt so viel Tausende im Jahr zu bieten habe, wie der Actuar v. Berg Hunderte. Nach Jahr und Tag, hoffte sie, würde ihre Tochter sich schon entschließen, wenn es nicht anders ihunlich, auch in eine Vernunftheirath zu willigen. Sie war ja reich und konnte wählen.

Diese Betrachtungen drängten sich rasch ihrem regen Geist auf, während die Tochter daneben ihre verzweiflungsvollen Klagen in der Mutter Ohr ergoß.

„Sei doch still, mein Herzenskind, sieh' doch nur, wie gefeiert Du bist, wie alle junge Herren aus den besten Familien sich um Dich bemühen, Du darfst ja nur wählen, hänge Dich doch nicht an Einen fest."

So tröstete die liebevolle Mutter, aber Bertha wollte nichts hören, sie rang immer noch mit den sich in's Auge drängenden Thränen, als Max und Robert sich näherten.

„Recht schwer will ich es den beiden Liebenden machen", so schwur Frau Röder, und ihre Pläne von gänzlicher Hintertreibung der Partie, gab sie darum doch noch nicht auf.

„Wenn es euch recht ist, Papa und Mama, Herr Mertens hat für sich und seine Familie in einem besonderen Zimmer decken lassen und bittet uns, am Souper Theil zu nehmen", sagte Robert.

„Ei gewiß!", nahm Frau Röder das Wort, denn das waren Leute gerade nach ihrem Geschmack und Interesse. „Herr Werner, darf ich um Ihren Arm bitten?" wandte sie sich zu diesem, der eben eine Bewegung machte, um sich Helenen zu nähern.

In diesem Augenblick traten Frau Müller, Marie Mertens und die Herren an die Estrade heran und bewillkommneten Frau Röder, die es ganz in der Ordnung fand, daß die Banquiersfamilie sich ihr zuerst nahte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weihnachten.

2.

Welcher Moment könnte geeigneter sein, sich in die mondbeglänzte Zaubernacht der alten Sagenwelt mit ihren phantastischen Wirrnissen und bald lieblichen, bald dämonisch-grauenvollen Traumgestalten hineinzuwagen, als die geheimnißvolle Weihnachtszeit? Wählen wir zu Führern die gelehrten Kenner der Sagengeschichte, Meister Röth und Julius Braun, so können wir uns auf interessante Perspectiven und überraschende Begegnisse in diesem Reich der körperlichen Wesen gefaßt machen. Durch die Vererbung der mythologischen Begriffe von den uralten Völkern auf die alten und dann verhältnißmäßig jüngeren; durch die Wanderung der Sagenstoffe aus Aegypten nach Indien und Hellas, und aus Griechenland nach Italien; durch das Herabrücken des Mittelpunktes einzelner Sagenkreise von einem Gott auf den anderen, von den Titanen und Heroen der ältesten Zeit bis auf mittelalterliche Fürsten und Heldengestalten ist eine solche Vielfältigkeit von mythologischen Vertretern der gleichen oder verwandten Vorstellungen und Begriffe entstanden, daß der Laie nur zaghaft auf diesem Gebiete Fuß faßt und sich gerne an einige wenige, besonders in die Augen fallende Partien des sagengeschichtlichen Rundgemäldes hält. Welche geringe Verwandtschaft besteht, der landläufigen Anschauung nach, zwischen dem Christuskindlein in der Krippe zu Bethlehem einerseits und den Namen eines Harpokrates oder Horus, eines Mithra, Helios und Apollon, eines Dionysos und Adonis auf der anderen Seite! Und doch gibt es zwischen all' diesen mythologischen Namen eine verbindende Kette von Gedanken, welche ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt in der Idee des welterlösenden göttlichen Kindes hat. Diese Gemeinsamkeit der Grundidee tritt auch in der Gleichartigkeit des Cultus hervor. Das ist die Region, worin wir die Auswahl von Bildern aus der Sagenwelt treffen wollen, von welcher wir soeben sprechen. Von dem deutschen Weihnachtstisch unserer Tage hinweg versetzen wir uns um mehr als zwei Jahrtausende zurück in die üppige ägyptische Handelsstadt Alexandria. Es ist auch Weihnachtszeit, das heißt Wintersonnenwende, oder längste Nacht (da von einem Winter um diese Zeit in Aegypten nicht gesprochen werden kann). Wir folgen in Gedanken den braunen Frauen und Kindern des heißeren Landes, welche zu einem Tempel wallen, um einem Kindlein zu opfern, das dort auf purpurnen Decken in einer Art Krippe oder Wanne liegt. Wie in manchem unserer Weihnachtszimmer ist auch dort eine Laube angebracht, unter welcher das Kindlein ruht. Ueber seinem Haupte schweben Amoretten, wie über unserem Christbaume der goldene Engel. Süße Früchte, kleine Lustgärtchen in silbergeflochtenen Einfassungen, Honiggebackenes und andere Gaben stehen umher. Und wir fragen, wie das Kindlein heißt? — Sein Name ist uns wohl bekannt, mancher Stutzer möchte ihn auf sich anwenden: dieses Kindlein heißt Adonis, und wir werden weiter unten sehen, welche Bewandtniß es mit seiner göttlichen Verehrung hat.

Wir wenden uns nach Eleusis in Griechenland; abermals um die Zeit der Wintersonnenwende. Da finden wir wiederum ein göttliches Kind in der Wiege oder vielmehr Wanne, dem göttliche Verehrung gezollt wird, das man Erlöser und Heiland nennt: es ist Dionysos-Liknites, von den Römern Bacchus genannt, welchen die anbetenden und opfernden Frauen „das allersüßeste Kind des Götterkönigs nennen", wie fromme Klosterjungfrauen unserer Zeit von dem süßen Jesuskindlein sprechen. Und denselben kindlichen Bacchus finden wir andererseits auf dem Schooß der Demeter (Ceres), der „heiligen Jungfrau" der Hellenen wieder, die so genannt wird, obwohl sie die Mutter des wunderbaren „Liknites" (Wannenkindes) ist. Kehren wir jetzt nach Aegypten zurück, in das Zeitalter des Astronomen auf dem Throne, Ptolemäus, eintretend, so können wir die Neugier dieses königlichen Weisen theilen, welcher an seine Priester mit der Frage herantritt, woher der von ihnen geübte Gebrauch stamme, alljährlich in der längsten Nacht ein neugeborenes Kind in einer Krippe liegend den Andächtigen zur Schau zu stellen und dasselbe als das Kind einer heiligen Jungfrau zu bezeichnen? Die Priester antworten dem König und uns (für welche die alexandrinische Kronik diese Antwort aufbewahrt hat): diese Ausstellung des Kindleins in der Krippe sei ein Mysterium, das die Propheten ihren Vätern anvertraut und sie so weiter überliefert erhalten hätten. — Solon mag, als er Aegypten bereiste, auf dieses geheimnißvolle Kindlein in der Krippe gesehen haben, soll aber über derlei Tempelgeheimnisse eben so wenig genaue Auskunft erhalten haben, als der Ptolemäer. Die ägyptischen Priester sahen achselzuckend auf die mythologischen Kenntnisse des Weisen herab und sagten: Ihr Griechen bleibt doch ewig Kinder!

Was hofften nun all' die Andächtigen der alten Heidenwelt, wenn sie einem heiligen Kinde Opfer darbrachten? Wie kamen sie dazu, es Erlöser und Heiland zu nennen, von ihm die Befreiung von den drohenden Strafen im Jenseits zu erflehen? — Suchen wir dieses Räthsel zuerst in Bezug auf das Adonisfind zu lösen!

4.

Mannichfaltigkeiten.

(Werth der Menschenhaare.) Vom Fuße des Westerwaldes schreibt man dem „Rh. Kur.": „Wenn auch nicht der Mensch, so sind doch Menschenhaare außerordentlich im Werthe gestiegen, und wenn die Volkscultur zurückgeht, so ist die Cultur der Haare unzweifelhaft gestiegen. In unseren ländlichen Bezirken am Abhange des Westerwaldes verkauften früher die Landmädchen ihre Haare für ein Tüchelchen im Werthe von 12 bis 20 kr. In jenen Zeiten umwickelten Frauen und Mädchen den Kopf mit Kappen und Tüchern, daher war es gleichgültig, ob das verhüllte Haupt geschoren war oder einen Filz von verwirrten Haaren besaß. Aber die Kopfverhüllung schwand, als es in den Köpfen heller ward. Unsere Landmädchen sind jetzt stolz auf ihre reichen Zöpfe und betrachten die prächtigen Flechten als vortreffliche Liebesnetze, weßhalb sie weit entfernt sind, diese Netze zu verdecken. Wer aber wird sich jetzt seiner Haare entledigen, sich entwaffnen, wenn es zu erobern gilt? Aber die vornehme Welt, welche sich mit fremden Haaren und fremden Federn zu schmücken sucht, will um jeden Preis einen Ballon von Menschenhaaren im Nacken tragen, um dem bleiernen Gehirn ein Gegengewicht zu geben, damit man nicht auf die Stirne falle. Daher streifen wieder die „Haarschnitter" umher und bieten schwere Summen für gesunde Haare; es wurden für die Zöpfe eines Landmädchens 6 Thaler vergebens geboten. Es ist wirklich arg, daß das Volk keine Haare lassen will."

(Gräuelthaten.) Die „Engl. Corr." meldet: Das holländische Schiff „Finnechina", Capitän Holze, welches in Cork angelangt ist, war auf seiner Reise von Süd-Amerika dorthin die Scene schrecklicher Gräuelthaten. Einer der Matrosen, ein Londoner Namens Rogers, versuchte sich durch Ermordung von Capitän und Mannschaft in Besitz des Schiffes zu setzen. Zwei mordete er, und vier, darunter den Capitän, machte er zu Gefangenen. Vier Tage blieb er Herr des Schiffes, als der Schlaf ihn überwältigte und ein Matrose ihm mit einer Axt den Schädel spaltete.

(Die Schützen von Miltenberg und ihre Betheiligung an dem Frankfurter Schießen.) Der in Nummer 235—239 in diesen Blättern veröffentlichte Artikel über „Deutsches Schützenwesen" hat, wie wir durch eine Zuschrift aus Miltenberg

Digitized by Google

erfahren, eine Lücke, welche durch die nachfolgenden Notizen ausgefüllt werden möge. Auch die Miltenberger Schützen waren seit 1471 auf deutschen Schützenfesten vertreten, und zwar fünfmal in Frankfurt, nämlich: 1531, 1573, 1582, 1630 und 1705. Schon im 14. Jahrhundert wurde das Schützenwesen in und von der Stadt Miltenberg eifrig gepflegt; sie besaß damals schon ein Schießhaus mit seinen Attributen und der Rath der Stadt stiftete späterhin Schützenpreise, bezahlte die Auslagen für Waffen und Munition, spendete Wein u. s. w. zur Erhöhung der Festfreude bei den Schießen, und gab den nach auswärts ziehenden Schützen Reise- und Einlegegeld. Auch eine Schützen-Casse, welcher städtische Einkommenszweige zugewiesen waren, bestand. Schießübungen wurden unter Aufsicht des Schützenmeisters fleißig abgehalten. Die Entfernung des Zieles war im 16. Jahrhundert für Büchsen 120, für die Armbrust 60 und für die Muskete 100 Ellen. Jenen Schützen „so das ganze Jahr über an Sonn- und Feiertagen im Schießgraben geschossen", wurde von den ältesten Zeiten her am Tage St. Sebastians, des Gildepatrons, der Ehrentrunk gereicht. Die Betheiligung an den Schießübungen war eine allgemeine; Bürger, Adelige, Beamte und selbst Geistliche bis zum Kurfürsten hinauf traten den Schützengesellschaften bei und begünstigten die Schützenfeste, diese bürgerlichen Turniere, dieses schöne Band socialer Eintracht.

(Ein dankbares Herz.) Ein junger Wiener Lebemann, der seine Zuflucht oft zu „Manichäern" nehmen mußte, war längere Zeit der freigebige Gönner einer hübschen kleinen Dame der Halbwelt. Allein plötzlich stockten die Fonds und es wurden nur noch Waaren schlechtester Qualität gegen die Wechsel des jungen Cavaliers verabreicht. Diese Waaren wurden in ein Gewölbe geschafft und wären da entweder verschimmelt oder um ein Spottgeld losgeschlagen worden, wenn nicht die kleine Dame den großmüthigen Entschluß gefaßt hätte, ihrem bedrängten Freunde als Verkäuferin zu dienen. Und siehe da: das Geschäft ging glänzend. Die ganze jeunesse dorée von Wien gehört zur Kundschaft, die hübsche Verkäuferin kauft ihren „Pavel" um theueres Geld und rächt sich nun damit, daß sie ihr den Spitznamen „Pavelina" anhängt.

(Ein schreckliches Unglück), bei welchem nahe an 100 Menschen ihr Leben eingebüßt, ereignete sich am 4. December auf dem Ohio durch Collision der Flußdampfer „America", der aufwärts, und „United States", der abwärts fuhr, in der Nähe von Warsaw, zwischen Cincinnati und Louisville. Sofort nach dem Zusammenstoß gerieth eine Quantität Petroleum an Bord des Dampfers „United States" in Brand und binnen wenigen Minuten waren beide Fahrzeuge in Flammen gehüllt. Die Schreckensscene, die erfolgte, spottet jeder Beschreibung; Viele sprangen, um dem Feuertode zu entgehen, in den Fluß, wo sie in den Fluthen ihr Grab fanden. Den durch diesen beklagenswerthen Unfall verursachten Verlust schätzt man über eine Million Dollars. Der Violin-Virtuose Ole Bull, der sich an Bord des Dampfers „America" befand, ist sammt seiner Concert-Gesellschaft gerettet worden.

(Die älteste und stärkste Eiche), der schönste Baum im Königreich Hannover, die 1000jährige Wintereiche auf Lodebur's Hof in Wetter ist durch den Orkan am 7. d. M. umgestürzt worden. Am Boden hielt der gewaltige Stamm vierzig hannoverische Fuß im Umfange und breitete in einer Höhe von zwanzig Fuß rundum seine Riesenäste aus, welche er beinahe alle bis dahin behalten hatte; ein kleinerer war ihm von dem furchtbaren Sturme 1800 genommen. Die ganze Holzmasse, welche jetzt niedergestreckt in mehr als tausend Stücken am Boden liegt, beträgt mindestens dreißig einspännige Fuder. Das Holz selbst ist durchgängig noch brauchbar; noch im letzten Herbste trug der Baum vollständig ausgewachsene Eicheln. Unter seinen mächtigen laubreichen Aesten versammelten sich im Mittelalter die Freien dieses Amtshofes, die sogenannten Wetter-Freien, um ihre Rechte zu wahren und Streitigkeiten unter ihren Mitgliedern zu schlichten. Da der Besitzer dieses Hofes im Kriege als Reiter dienen mußte, ist es nicht unmöglich, daß König Wittekind schon im Schatten dieser Eiche geruht hat. Sie stand neben dem Wohnhause, mitten zwischen großen Oekonomiegebäuden, und konnte nur nach einer schmalen Seite hin ohne größten Schaden stürzen. Ein glücklicher Zufall hat sie genau auf diesen Fleck hingestürzt, ohne den geringsten Nachtheil, bis auf das Zerschmettern ihrer Aeste, von denen einer 3 Fuß dick ist.

Frankfurt, 24. December.

Der hiesige Geographische Verein hat diesen Winter mit seinen Vorlesungen Glück. Professor Semper von Würzburg, der schon letztes Jahr vortragen sollte, aber verhindert war, hat jetzt seinen Cyclus über die Philippinen beschlossen, der uns eine Reihe der instructivsten Detailgemälde über diese Inseln brachte, vielleicht die schönsten in Gestalt und Form, die wir hier noch hörten, und der umsomehr an Treue und lebhafter Darstellung gewann, als der Vortragende aus eigener Anschauung sprach. Die mannichfachsten Verhältnisse topographischer, zoologischer, geologischer und ethnographischer Art wurden in einer meisterhaft klaren und geordneten Schilderung dargelegt, namentlich erschien die überaus interessante ethnographische Gliederung der Bevölkerung (Negritos, Malayen, Mestizen doppelter Art, von Spaniern und von Chinesen) in theilweise ganz neuer Beleuchtung. Wenn Professor Semper den Rückgang des Christenthums bei der bekehrten Bevölkerung der Philippinen als erwiesen betrachtet, wenn er das Schicksal der spanischen Colonie in Zukunft mehr und mehr den Händen der regsamen Mischlingsrace übergeben findet, doch aber Manilla als stets wachsenden Exportplatz bezeichnet, so sind dies sehr beachtenswerthe Fingerzeige für die neue Gestaltung der Verhältnisse, die jetzt in Folge der spanischen Revolution auch über die Colonie kommen wird. H.

Literatur-Notiz.

„**Petersburg und Stockholm**", historischer Roman von L. v. Kessel. 2 Bände. (Leipzig, J. Günther.) Historisch ist besonders der zweite Band, in welchem das selbstverschuldete Schicksal Gustav's IV. von Schweden und einiger dabei betheiligter Personen geschildert wird. Die dramatische Lebendigkeit, mit welcher die geschichtlichen Vorgänge beschrieben werden, erstreckt sich auch auf die romantischen. In diesen folgt gräulichen Scenen, wie namentlich der Todtknutung eines unschuldigen Mädchens, ein Idyll; überhaupt kommen grelle Contraste und Färbungen nicht selten vor.

„**Aus der Mappe eines Einsamen**", mitgetheilt von C. A. Spät. (Leipzig, Günther.) Ineinander verfließende Bilder von zarten Umrissen und Farben aus dem Leben eines Mannes, der mit schwermüthigem Lächeln auf seine inneren und äußeren Erlebnisse, seine Täuschungen und Enttäuschungen zurückblickt. Sein reines, aber etwas zu weiches Herz mußte Vielem entsagen, um endlich eine friedliche Ruhe zu finden. Seine Erzählung durchdringen der Lebensadern seiner Beobachtung und Empfindung; wir empfehlen sie dem besten Theile der Lesewelt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 25. December, bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 26. December. **Undine**, romantische Zauberoper in 4 Acten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Lortzing.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 45.)

Sonntag, 27. December. **Oberon, König der Elfen**, romantische Oper in 3 Acten, nach dem Englischen des Planché von Theodor Hell. Musik von C. M. v. Weber.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 46.)

Montag, 28. December. **Ein Lustspiel**, Lustspiel in 4 Acten von Roderich Benedix.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 47.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 339. Sonntag, den 27. December 1868.

Vor fünfzig Jahren.

Novelle von Peter Paulus.

(Fortsetzung.)

Marie nahm Helenens Arm und die beiden Mädchen folgten der übrigen Gesellschaft unter heiterem Geplauder, Frau Röder mit dem jüngsten Lieutenant voran.

„Nun, Bertha, Du siehst ja heute gar nicht ballselig aus", sagte Marie zu der Freundin, die mit Georg Mertens hinter ihnen ging.

Diese schien die Frage nicht gehört zu haben, gab wenigstens keine Antwort, und eben trennte Robert die beiden schönen Mädchen, und an jedem Arme eines führend, erreichten sie scherzend und lachend das Zimmer, in dem eine große Tafel gedeckt war.

Hier gruppirte sich die Gesellschaft einstweilen nach ihrem Geschmack, bis servirt war, und Max gesellte sich zu der Jugend, während die älteren Herren und Damen das obere Ende der Tafel einnahmen.

So gerne auch die Tante gewollt, sie konnte heute Helenen mit keinem Vorwurf nahen; wodurch auch hätte sie Tadel verdient? Robert beschäftigte sich zur höchsten Genugthuung der Mutter besonders viel mit Marie Mertens, und Jene würde diesen Abend zu den höchsten Festen ihres Lebens gezählt haben, wenn ihr nicht Bertha's unglückliches Antlitz beständig vorschwebte.

Durch Zufall nahmen Max und Helene die beiden letzten Plätze am Tische ein und es traf sich, daß auf derselben Seite oben Bertha mit ihrer Mutter saß und das Paar fernab von dem Gesichtskreise der Frau Röder. Ihnen gegenüber saß Frau Müller, die ein viel zu lebhaftes Gespräch nach allen Seiten hin unterhielt, als daß sie sich um ihr vis-à-vis gekümmert hätte. Ebensowenig thaten es Marie und Robert; Letzterer schien in der That heute der Liebenswürdigkeit des schönen Mädchens gerecht werden zu wollen, denn er beschäftigte sich ausschließlich während des ganzen Soupers nur mit ihr.

„So gestatten Sie mir denn, Helene, daß ich morgen schon bei Ihrem Onkel um die Gewährung meiner höchsten Wünsche werben darf", flüsterte Max.

„Für meinen Geschmack", ertönte in diesem Augenblick der Tante harte Stimme an Helenens Ohr und trieb ihr alles Blut vom Herzen, „gibt es nichts Abgeschmackteres, als wenn ein Mann sich nur von den äußeren Reizen eines Mädchens blenden läßt und eine Mesallance begeht, die er früher oder später sicher bereuen wird; was meinen Sie, Herr Müller?"

Ehe der Angeredete noch antworten konnte, schallte Max Werners wohltönende Stimme über den Tisch hinüber:

„Entschuldigen Sie, Frau Röder, verstehen Sie unter Mesallance nur eine Heirath zwischen Adel und Bürger, oder meinen Sie damit auch, wenn ein reicher Mann, von den Vorzügen eines Mädchens ohne Vermögen hingerissen, ihr Herz und Hand in unwandelbarer Treue anbietet?"

Lautlose Stille herrschte im ganzen Zimmer. Jedes der Anwesenden außer Bertha gönnte nicht nur der stolzen Frau diese Lehre; der eigne Sohn sowohl wie der so oft gedemüthigte Gatte freuten sich auch darüber.

Ueber das Gesicht der also Gerichteten flog ein unheimlicher Schatten.

„Das, Herr Werner, nenne ich Verblendung, wenn die Vorzüge nicht geprüfte sind", antwortete sie würdevoll und, jede weitere Antwort abschneidend und sich zu ihrem Nachbar wendend, gab sie dem Gespräch eine andere Wendung.

Sie blieb Siegerin, denn sie hatte den letzten Trumpf ausgespielt und ihrem Gegner geschickt die Waffe aus der Hand gewunden, womit sie ihm die Gegenwehr abschnitt.

Die augenblickliche Spannung schwand sofort, denn Jeder der Anwesenden besaß so viel Tact, das durch dieses Intermezzo unterbrochene Gespräch mit seinem Nachbar wieder aufzunehmen.

„O, Herr Werner, welchen Sturm haben Sie über mich heraufbeschworen, und ich habe vorher noch eine Mission zu erfüllen, ehe ich an mein eigenes Glück denken darf", sagte Helene kleinlaut.

„Und ich darf nicht wissen, was sich feindlich zwischen uns stellt?" forschte Max ängstlich weiter.

„Ja, Sie allein haben die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen."

Und mit wenigen Worten erzählte sie dem aufmerksam Horchenden Roberts Neigung für sie und Mariens unerwiderte Liebe für Jenen, und die Aufgabe, welche sie sich gestellt, Beide zu vereinigen.

„Vor so viel Großmuth muß ich schweigen, Helene, und lege ich diese schöne Eigenschaft zu den geprüften Vorzügen, deren vorhin so effectvoll erwähnt wurde", lächelte Max, „hoffe aber, daß die Beiden neben uns das Opfer nicht allzufühlbar machen werden, und wenn es nicht Helene wäre, der er entsagen müßte, ich würde kaum begreifen, wie Robert kalt gegen Marie Mertens' Reize bleiben könnte."

Im Saal riefen die ersten Klänge des Tischwalzers die jungen Leute zurück; Jeder der Herren reichte der Dame an seiner Seite den Arm, und so kam es, daß Helene von Max Werner geführt wurde und die Tante mit Banquier Mertens aus dem Speisezimmer trat.

Bertha's üble Laune nahm immer mehr zu, und die Mutter, innerlich wuthentbrannt über die Demüthigung, welche ihr zu Theil geworden, nahm alle Selbstbeherrschung zusammen, den Menschen zu zeigen, wie eine solche Unverschämtheit, ihre eigene Heirath zur

Digitized by Google

Mesallance zu stempeln, sie nicht berühren, noch ihre Würde beeinträchtigen konnte.

Unwohlsein vorschützend, verlangte Bertha bald nach Hause, die Mutter willigte gerne ein; dieser Tropfen Wermuth in dem Kelch der Freude vergällte ihr Alles. Und wie verwünschte Bertha diesen Abend, und den Vater und Bruder, welche Schuld waren, daß Helene mitgekommen, und die schwache Mutter, die Jenen nachgegeben hatte! Fort wollte sie von diesem Schauplatz der Lustbarkeit, wo jeder Freudenton ihrem Herzen einen Wehruf auspreßte, hinweg aus diesen Räumen, die zum Grab ihrer Liebe geworden waren.

Wenige Wochen vor Weihnachten saßen in dem traulichen Wohnzimmer von Marie Mertens' Elternhaus die beiden Freundinnen Helene und Marie in ernstem Gespräch zusammen. Auf dem Antlitz der schönen Patrickerstochter lag ein Anflug von Traurigkeit, sie lehnte das schöne Haupt an Helenens Schulter und preßte deren Hand in die ihrige.

„Robert weiß, daß ich ihm gut bin, und wenn ich ihm, wie Du glaubst, nicht gleichgültig bin, warum tritt er immer so ceremoniell auf. Seit jenem Ball heute vor vier Wochen sah ich ihn nicht mehr, und wie liebevoll benahm er sich damals gegen mich!"

Mariens Auge blickte forschend in das Helenens, als suche sie sich die Antwort selbst darin.

„Theuerste Marie", nahm diese das Wort, „Du hast mich kürzlich einmal gebeten, Dir meine Lebensgeschichte zu erzählen; bist Du jetzt geneigt, mir zuzuhören.

„Von Herzen gern", antwortete die Freundin.

„So höre denn: Mein Vater war in Frankfurt geboren und lebte dort bis zu seinem dreißigsten Jahr im Geschäft seines Vaters; da er aber immer den Hang hatte, die Welt kennen zu lernen, so theilte er mit seinem Bruder, meinem Onkel Röder, ab, ließ diesem die damals schon bedeutende Weinhandlung, nahm sein ziemlich beträchtliches Vermögen und ging nach Amerika. Dort lernte er meine Mutter kennen; die neue Welt und die Menschen gefielen ihm aber gar nicht, und nachdem er sich mit meiner Mutter, einer Amerikanerin, hatte trauen lassen, verließen sie das Land und schifften sich nach Hamburg ein. Mit seinem und dem Vermögen seiner Frau wurde es ihm leicht, ein Haus daselbst zu gründen. Viele Jahre lang lebten sie in ungetrübtem Glück — im ersten Jahre ihrer Ehe wurde mein Bruder geboren, im dritten ich —, da fing meine Mutter an zu kränkeln und starb, als ich sechszehn Jahre zählte. Wir Kinder bekamen eine gute Erziehung, sahen überhaupt in unserem Elternhaus nur das Beste. Mein Vater zog sich den Verlust der Mutter sehr zu Herzen und begann sein Geschäft, ja selbst uns Kinder zu vernachlässigen; es kümmerte ihn nichts mehr. Dazu kamen einige schwere Bankerotte im Ausland, die unser Haus stark betrafen, und wie ich später erfuhr, waren der Buchhalter und Cassier nicht zuverlässig. Genug, das Haus ging zurück, wankte, fiel und mit ihm mein Vater. . . . Mit dem Tod meines Vaters waren wir mittellose Waisen, mit siebzehn Jahren stand ich allein in der Welt. Mein Bruder ging zur See, ich wollte eine Stelle als Lehrerin in dem Institute annehmen, worin ich erzogen. Da bot mir Onkel Röder eine Heimath an in der Geburtsstadt meines Vaters, im Schoße seiner Familie. Ich bin nun seit vierzehn Monaten hier; was ich in der Zeit Alles erlitten und erlebt, vermag ich nicht zu schildern. Die Tante verfolgt mich mit tödtlichem Haß, weil sie glaubt, ich beeinträchtige ihre Bertha; diese, warum diese mich verabscheut, das weißt Du ja . . ."

„Weil Max Dich liebt und nicht sie", unterbrach Marie die erröthende Freundin; „aber sage mir, Theuerste, Max ist ja ganz unabhängig, warum wirbt er nicht offen um Dich?"

„Weil ein Gelübde mich bindet, vor einem gewissen Zeitpunkte seine Bewerbungen anzunehmen; und siehst Du, Marie, ein ähnliches bindet Robert; er schwur einst hoch und theuer, sein Glück nicht eher festzustellen, bis das meine gesichert sei. Weißt Du nun, Marie, warum Robert sich noch nicht erklärte?"

Oh wie gerne vergab sich Helene die Nothlüge, als sie in der Freundin freudestrahlendes Auge blickte.

Du armes, unglückliches Kind, wie Unrecht that ich, zu klagen, ich, die ich im Schoß des Glückes lebe! Was hast Du Alles erlitten und mußt es schweigend tragen!" sprach Marie theilnehmend zu Helenen.

Unter diesem Gespräch der beiden Mädchen war es Abend geworden, die Lampe angezündet und Frau Mertens aus der Stadt zurückgekehrt. Diese, eine gute, einfache Frau, nahm eben so herzlichen Antheil an der Waise, wie ihre Töchter.

Da klopfte eine fremde Hand an die Thüre und auf das auffordernde „Herein!" trat Robert Röder ins Zimmer.

Seit jenem Ballabend war Helenens Stellung im Hause ihre Verwandten eine fast unerträgliche geworden. Der Onkel, schon seit vierzehn Tagen auf Reisen, kehrte schwerlich vor Weihnachten zurück, und Robert, mehr denn zuvor an's Geschäft gebunden, kam sehr wenig in die Zimmer seiner Mutter. So schützte sie Keiner gegen der Tante strenge und kalte Behandlung, gegen Berthas maßlose Laune und Bosheit. Sie wurde fast gänzlich wieder aus deren Bereich und in die Küche verbannt, und willig unterzog sie sich der gröbsten Arbeit, wenn sie nur der Tante Vorwürfe, der Cousine Sticheleien nicht hören mußte.

Max Werner kam seit jenem Abend, an dem er der Gattin seines Hauptmanns so empfindlich zu nahe getreten, nicht ins Haus, denn es gab eben keine Einladungen mehr, seit Bertha sich so tief unglücklich fühlte.

Marie Mertens lud mehreremal schon die Cousinen zum Kaffee ein, jedesmal ließ Bertha unter irgend einem Vorwand absagen und Helene mußte mit zu Hause bleiben.

Heute Morgen nun war Fräulein Mertens selbst gekommen, und quälte Frau Röder so lange, bis sie ihr wenigstens für Helenen zusagte, da Bertha durchaus nicht ausgehen wollte. Frau Röder schlug Mariens persönlichen Bitten nicht gerne etwas ab, und Helene bekam die Erlaubniß, bis gegen 6 Uhr zu Mertens gehen zu dürfen, dann aber unverzüglich heimzukommen.

„Die Köchin ist krank und Helene muß sich um das Abendessen kümmern", sagte Frau Röder bestimmt. „Das verstehen Sie nicht, Fräulein Mertens, Sie haben das nicht nöthig, Sie sind reich, aber Helene ist heute oder morgen darauf angewiesen, ihr Brod selbst zu verdienen, und da ist es meine Schuldigkeit, sie zur Arbeit anzuhalten."

Marie Mertens hatte hierauf keine Antwort und Frau Röder verlangte auch keine, denn sie war völlig überzeugt, daß das reiche, verwöhnte Mädchen vollkommen ihre Meinung hierüber theilte.

Als jedoch am Nachmittag Helene, so bescheiden und freundlich, als sei sie nicht Zeugin von der Tante beleidigenden Reden gewesen, in der Freundin Zimmer trat, da umarmte sie diese warm und innig und bot der armen Verlassenen das trauliche „Du" an, sie, die reiche bevorzugte Banquierstochter, wie die Tante sich ausdrückte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weihnachten.

3.

Bei Gelegenheit des christlichen Weihnachtsfestes von dem heidnischen Adonis zu sprechen, den Sagenkreis des Griechengottes mit der christlichen Legende in Verbindung zu bringen, möchte frivol erscheinen, wenn diese Annäherung zweier scheinbar so fern liegenden Vorstellungsgruppen eine zufällige, willkürliche wäre. Aber wir haben Zeugnisse dafür, daß der christliche und der heidnische Mythus und Cultus des göttlichen Kindes sich in Wirklichkeit nahe berührt haben, ja ineinander übergeflossen sind. Der Kirchenvater Hieronymus klagt, daß in der Geburtsgrotte zu Bethlehem, wo einst das Christuskind weinte, nun (zu seiner Zeit noch) Adonis verehrt werde. Die Adonissage und der Adonis-Cultus sind also nicht nur der Erscheinung des Messias vorhergegangen, sie haben sich neben ihm erhalten, und sogar nach ihm an einzelnen Orten, ja wie man sieht, in den heiligsten Orten die Christenheit, in der Grotte zu Bethlehem, vorübergehend die Christusverehrung verdrängt. Daß es so weit kommen konnte, hängt wieder mit dem Umstande zusammen, daß die ersten Christen lange Zeit nur das Leiden, Sterben und Auferstehen des Heilands, und die Ausbreitung des heiligen Geistes, also die Feste der Charwoche und Pfingsten, als die Hauptmomente des christlichen Cultus feierten, der Geburt Christi dagegen als dem Eingang in das von ihnen gering geschätzte irdische Leben minder hohe Bedeutung beilegten. Wurde doch der Todestag der christlichen Märtyrer als ihr eigentlicher Geburtstag gefeiert! So konnte der Adonisdienst an den heiligen Stätten fortdauern, um so mehr, als für minder kritische Geister die zwischen diesem heidnischen und dem christlichen Cultus obwaltende große Ideenverwandtschaft Verwirrungen und Verwechslungen herbeiführen mußte. Wie Jesus, hatte auch Adonis in der Aphrodite eine jungfräuliche Mutter. Aphrodite ist, ihrer sagengeschichtlichen Stellung nach, identisch mit Astarte, und die Letztere sieht man auf alten phönizischen Münzen oft mit der Mondsichel unter den Füßen abgebildet, wie so manches Marienbild. Dio Cassius nennt sie „die himmlische Jungfrau."

Adonis wird als Kind verehrt, weil ein Theil der mythologischen Verwandtschaft, mit welcher er zusammenhängt, ihrem Wesen nach aus Unterweltgöttern besteht, denen er selbst sich später zugesellt, und man ihm die Macht zutraute, die Strafen des Jenseits zu Gunsten Derjenigen zu mildern, welche diesseits Anbetung und Buße übten. Zum Mann gereift, wird Adonis auf der Jagd von einem Eber getödet; aber dieser Eber ist so wenig „ein natürlicher Eber", als der Pudel des Doctor Faust ein natürlicher Pudel und die Schlange im Paradies eine natürliche Schlange war. Der Geist des Bösen (Typhon), zu dessen Verkörperungen zahlreiche Gestalten der Sagenwelt gehören, steckt in diesem Eber. Adonis, väterlicher Seits ein Sprößling von Göttern des Lichts, ist das Opfer dieses Dämons der Finsterniß in Ebergestalt. Wer erinnert sich da nicht der Dämonen, die Christus in Säue gebannt hat? Wie die Schlange des Menschen Sohn in die Ferse stach, er aber ihr den Kopf zertrat, so erliegt Adonis dem Zahn des Ebers, d. h. dem Geist der Sünde; aber nur äußerlich, oder scheinbar; denn nachdem er getödtet und tief betrauert worden, feiert er seine Auferstehung.

Der Adonis-Cult hatte nicht nur sein Weihnachts-, sondern auch sein Osterfest. Und wie Maria um Jesus trauerte, so ward auf dem Libanon Aphrodite klagend um den getödeten Sohn dargestellt. Cyprische Thonstatuetten zeigen sie heute noch wie eine mater dolorosa mit dem getödeten Sohn auf dem Schooß.

Hauptstätte der Adonis-Verehrung war die „heilige Stadt" Byblos am Libanon. An dem erwähnten Trauerfest begannen die Weiber in dieser Stadt zu klagen und sich die Haare auszuraufen. Sie gingen aus, den Gott zu suchen, und fanden sein Bild. Dieses wurde, unter Fortsetzung der äußersten Trauerbezeugungen, gewaschen und mit Spezereien gesalbt, mit Leinwand und Wolle umwunden und auf einer Bahre ausgestellt. Die klagende Weise, welche Isis am Sarge des Osiris gesungen haben soll, ertönte. Und nicht nur in Byblos, nein, über alle Städte Kleinasiens, und selbst über Griechenland, breitete sich diese Trauer aus. Die Ufer des Hellespont hallten wieder von der Adonisklage. Aber ebenso ausgelassen war die Freude, wenn es hieß, Adonis lebt und ist aufgefahren.

Waren bei solcher Vorbereitung die christlichen Ideen und Kirchengebräuche — war das Weihnachts- und Osterfest den Völkern jener morgenländischen Himmelsstriche etwas Neues, Unerwartetes, Unbegreifliches? — Man wird es nicht mehr behaupten können. Aber nicht bloß Aeußerlichkeiten, auch der tiefere Gedankeninhalt des vorchristlichen Volksglaubens hat überraschend Vieles mit dem christlichen gemein.

Gehen wir auf das Urbild des Adonis zurück, auf das altägyptische Götterkind Harpokrates (Horus das Kind Hor-pechroti) das jüngste Kind des Osiris und der Isis. Dasselbe ist geboren, nachdem Osiris bereits in die Unterwelt versetzt worden und dort das Todtenrichteramt übernommen hat, welches später auf diesen jüngsten Sohn übergeht, nach dem sagengeschichtlichen Gesetze des steten Herabrückens älterer Begriffe auf jüngere Häupter.

Nach der Vorstellung der Alten sind die Seelen zur Strafe für Sünden, welche sie in einem früheren Leben begangen, in den Menschenleib gebannt. Ihre Sünde bestand darin, daß sie als selige Geister beim Götterkriege von dem Geist des Guten, dem Gott des Lichtes, abgefallen sind. Osiris, dessen ursprünglich menschlich-historische Gestalt sich durch die Macht der Sagendichtung zur Gestalt des Sonnengottes erweitert und erhoben hat, ist als solcher gleichen Ideengehalts mit dem Sonnengott Mithra, welcher wie Harpokrates um die Wintersonnenwende geboren ist. Darum schwärmten auch in der längsten Nacht die Bacchantinnen auf der Höhe des Parnasses.

Man darf sich nun dieses Weihnachtsfest auf dem Parnaß keineswegs als ein Vergnügen und die tanzenden Weiber etwa in dem sommerlichen Deshabillé unserer Bacchantinnen in den Gemäldegallerieen denken. Es war vielmehr ein Bußfest. Auf dem Parnaß lag hoher Schnee, und die Tanzenden, deren Bewegungen ähnliche religiöse Motive zu Grunde lagen wie den Theilnehmern der Springprozession zu Echternach oder den Zuckungen der amerikanischen Shakers, trugen vermuthlich ganze unmalerische Frostbeulen davon. Wenigstens erzählt der alte Plutarch, die Mäntel der Bacchantinnen seien nach solchem Weihnachtsabend so hart gefroren gewesen, daß man sie hätte brechen können. Diese Mysterien hatten also die Bedeutung eines schweren Kasteiens; man wollte büßen, indem man Theil nahm an den Leiden des vom Geist des Bösen verfolgten Gottes, und hoffte so von den Qualen des Jenseits erlöst zu werden. Mithra ist eine Art von dreieinigem Gott: Urgeist, „innenweltliche Intelligenz" und Urfeuer (Sonne). Die zweite Benennung bedeutet den Mittler zwischen Urgottheit und Welt. Wie Osiris, sein Doppelgänger, ist auch Mithra Richter der Seelen in der Unterwelt. Diese Eigenschaften des Schöpfers, Mittlers und Richters auf Osiris und später auf das Kind Harpokrates übertragen, bildeten den Grund und Hintergrund der Verehrung jenes Götterkindes, das die ägyptischen Priester in Theben ausstellten, wie auch die nämlichen Ideen an der Krippe des Adonis in Alexandrien und des Dionysoskindes in Eleusis ihren Zauber übten. Julius Braun schreibt: „Wie in den Staat des Osiris, wo sie ihre Strafe dulden sollen, steigen die Seelen auch ins Reich des Dionysos herab. Er ist Aufseher aller in die Sinnenwelt herabkommenden Wesen. Die Seelen, die ins Fleisch sollen, trinken den

Digitized by Google

Dionysosbecher und vergessen ihre höhere Natur. Je nachdem sie mehr oder weniger getrunken, ist die Rückkehr mehr oder weniger schwer. Sie ist aber möglich, die Fesseln des Leibes sind zerbrechlich und Hades (der Unterweltsgott) ist der Wohlthäter, der ihnen einen zweiten Becher, den Becher der Weisheit, reicht. Wer aus diesem getrunken, erwacht wieder zur Sehnsucht nach dem höheren Leben, und kann dahin gelangen, wenn alle Wanderungen und Reinigungen bestanden sind. Jener zweite Kelch ist der „kühle Trank", welchen griechische Grabschriften von Osiris für die Seele erbitten". — Auch Helios, der griechische Sonnengott, umfaßt Vieles von dem Ideengehalt der Osiris-Dionysosmythe. Er wird, wie Dionysos, Soter (Heiland) oder Eleutherios (Erlöser) genannt und ist als Kind ebenfalls den Verfolgungen der Titanen ausgesetzt.

Es mag dahingestellt bleiben, ob in Palästina die Ueberlieferungen des Cultus irgend eines der ägyptisch-phönizisch-griechischen Sonnengötter noch fortlebten, oder ob es wirklich nur zum Andenken der Tempelweihe geschah, daß um die Wintersonnenwende jedes Haus und jede Hütte in Städten und Dörfern des heiligen Landes hell erleuchtet war, so daß der Sohn Dessen, der da sprach: „Es werde Licht!" — in einer Nacht voll Jubel und Lichterglanz in diese Welt trat!

A.

Neuestes — aus dem Monde.

Unter diesem Titel veröffentlichte kürzlich J. H. Mädler einen Aufsatz in der „Köln. Ztg.", den wir unseren Lesern umsoweniger vorenthalten können, da bekanntlich der Verfasser eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Selenographie ist. Der Artikel lautet:

„Im Herbste 1866 las man in den Sitzungsberichten der naturwissenschaftlichen Classe der Wiener Akademie eine Anzeige des Directors der Sternwarte zu Athen, C. Schmidt, des Inhaltes, daß einer der Krater des Mondes nicht mehr existire. Da eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Beobachtern, und unter ihnen Schmidt selbst, seit der Zeit, daß man den Mond mit Fernröhren betrachtet, diesen Krater gesehen hatte und sein Ort genau bestimmt war, so war eine Verwechslung, zumal bei einem so geübten und sorgfältigen Beobachter, hier nicht zu befürchten. Unter Anderem hatte der Verfasser dieses Aufsatzes ihn im Jahre 1831 siebenmal gemessen, um seinen selenographischen Ort zu bestimmen; er war seiner Augenfälligkeit wegen zu einem der Fixpunkte erster Ordnung gewählt worden, und diese Bestimmung harmonirte genügend mit der, welche Lohrmann 1822 gemacht hatte.

Bei Bearbeitung meiner Mondkarte hatte ich diesen Krater, für den bis dahin kein eigener Name bestanden hatte und für den ich die Benennung Linné wählte, wiederholt untersucht und gezeichnet, ohne je eine andere Veränderung wahrzunehmen, als die von der verschiedenen Beleuchtung durch die Sonne herrührende, welche allen Objecten der Mond-Oberfläche gemeinsam ist.

Bald darauf verlautete aus England, und zwar zunächst von W. Birt, der auf seiner Sternwarte Cynthia Villa zu Walthamstow den Mond schon seit längerer Zeit fleißig beobachtet hatte, daß mit diesem Krater eine Veränderung vorgegangen sein müsse, was auch andere britische Beobachter bestätigten. Ich hatte ihn wiederholt als eine schroff abstürzende Tiefe und ohne Centralberg, aber umgeben von einem hohen, kreisförmigen Walle, der einen sehr kenntlichen Schatten in die Tiefe warf, beobachtet. Umgeben war er auf allen Seiten von dem gleichförmigen Grünlich-Grau der dunklen Fläche, dem Riccioli den Namen mare serenitatis gegeben hatte. Jetzt nun zeigte sich das Ganze viel weniger vertieft, der Schatten viel weniger bestimmt und bei hoher Sonnenbeleuchtung ganz verschwunden; im Innern ein kleiner Centralberg, und um das Ganze herum zeigte sich bis auf ziemlich weite Entfernung ein weißlichter unbestimmt begränzter Fleck. Wiewohl die verschiedenen Beobachter nicht völlig übereinstimmen, so findet sich die Ursache leicht in der verschiedenen Kraft der angewendeten Fernröhre und auch wohl der verschiedenen Zeit der Beobachtung.

Selbst an diesen Untersuchungen praktisch theilzunehmen, war mir nicht mehr vergönnt, da mein im Jahre 1866 vom grauen Staar operirtes Auge zu astronomischen Beobachtungen, und namentlich so anholtenden und scharfen, als hier erforderlich sind, nicht befähigt ist. Wohl wagte ich im Spätsommer 1867 auf der Bonner Sternwarte, mir dieses Mondgebilde anzusehen und fand es im Ganzen ebenso, wie ich es vor 36 Jahren gesehen; allein dies gibt keine entscheidende Instanz, denn hier handelt es sich um feine Einzelheiten, die nur ein ganz gesundes Auge wahrnehmen kann.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein neues Riesenschiff.) Die „San Francisco Times" liefert die Beschreibung eines demnächst in Angriff zu nehmenden großen Passagierschiffes, welches von derselben Größe wie der „Great Eastern" sein und viermal so viele Passagiere befördern soll, als irgend eines der bestehenden Auswandererschiffe. Zur Bequemlichkeit der Reisenden werden die früheren unbequemen Schlafstätten durch ordentliche Betten ersetzt werden. Die Salons werden, nicht wie früher, an den Seiten, sondern in der Mitte des Schiffes angebracht sein, so daß die Schwankungen und die Erschütterungen durch die Maschinen fast unbemerklich sind. Der Salon ist nicht länger zum Speisesaal bestimmt, der Passagier zahlt nur das Reisegeld und befriedigt seine leiblichen Bedürfnisse in zwei Concurrenz-Restaurants an beiden Enden des Schiffes, so daß er nur für das zu bezahlen braucht, was er wirklich ißt und trinkt.

(Eine theuere Conversation.) Noch immer sind die Nachwehen der letzten „Wassersaison" (Saison des eaux) in der Pariser Gesellschaft nicht überwunden. Eine elegante Dame besuchte neulich ihre Freundin, deren Mann finster an der Kaminecke steht und schweigend vor sich hinbrütet. „Warum ist denn Dein Mann so stille?" — Ach, seit er aus Baden zurückgekehrt ist, spricht er kein Wort. Die „Conversation" dort ist ihm zu theuer zu stehen gekommen. (Der Spielsaal in Baden-Baden trägt die Ueberschrift: „Conversation".)

Berichtigung.

In dem Artikel „Weihnachten" in Nr. 358 lese man auf Spalte 1 Zeile 8 von oben körperlosen statt „körperlichen" und auf Spalte 2 Zeile 8 ihre Antwort statt „diese".

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 27. December. **Oberon, König der Elfen**, romantische Oper in 3 Acten, nach dem Englischen des Planché von Theodor Hell. Musik von C. M. v. Weber.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 46.)

Montag, 28. December. **Ein Lustspiel**, Lustspiel in 4 Acten von Roderich Benedix.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 47.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Lit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 360 und 361. Dienstag, den 29. December 1868.

Vor fünfzig Jahren.

Novelle von Peter Paulus.

(Fortsetzung.)

Um 5 Uhr trat Robert bei der Mutter ein, und sie gab ihm den Auftrag, um 6 Uhr den Bedienten zu Mertens zu schicken; Helene habe Erlaubniß, so lange dort zu bleiben.

Des jungen Mannes Gesicht bedeckte eine flüchtige Zornesröthe.

„Ich werde selbst hingehen, um Helene zu holen, weiß aber nicht, ob wir Beide zum Nachtessen zurück sein werden; ich denke, wenn Frau Mertens uns einladet, sollen wir bleiben", sagte er, nach der Thüre gehend.

„Was Du thust, ist mir gleichgültig, Helene muß um sechs Uhr daheim sein, die Köchin liegt zu Bett, sie hat das Nachtessen zu besorgen", sprach Frau Röder kalt.

„Ich dächte, Mama, dafür sei das Hausmädchen auch gut genug, und Helene für Magddienste zu kostbar", antwortete Robert mit sicherer Ruhe, obgleich es in seinem Innern gährend tobte.

Das Gesicht der also von dem Sohn Zugerechtigewiesenen wurde bläulich, die Augen traten weit aus ihren Höhlen, sie rang nach Fassung, denn auch sie hatte gelobt, solchen Ausbrüchen des ungerathenen Sohnes gegenüber Ruhe zu heucheln, um ihre Würde desto fester behaupten zu können.

Ehe sich aber noch eine Antwort aus ihren festzusammengepreßten Lippen rang, verschwand Robert mit den kurzen Worten:

„Also, es bleibt dabei, Helene und ich werden schwerlich zum Abendessen da sein."

Ueber eine halbe Stunde mochte sie so gelegen haben in ohnmächtiger Wuth gegen den Sohn, gegen ihre eigene Schwäche, die sie für den Augenblick unfähig zu handeln gemacht hatte.

Madame Röder klingelte und befahl dem eintretenden Hausmädchen, den Bedienten zu schicken.

„Jean ist soeben auf Befehl Herrn Röders weg, Madame", antwortete das Mädchen.

„Und mein Sohn? . . ."

„Der Herr ging vor wenigen Minuten fort, Madame", war die Antwort.

„Bitten Sie das Fräulein, sogleich hierher zu kommen", sagte Madame kurz.

„Das Fräulein hat sich vor einer Viertelstunde zu Bett gelegt, und mich beauftragt, es Madame zu melden."

„Geh'!" herrschte Frau Röder das Mädchen an.

„Wünschen Madame die Lampe?" wagte die höfliche Zofe noch einmal zu fragen.

„Nein!" klang es kurz und schrill.

„Na, da muß es wieder was Hübsches zwischen Mutter und Sohn gesetzt haben", fuhr das Mädchen im Selbstgespräch fort, denn die Köchin lag krank oben in der Mansarde und der Bediente war aus. „Ich wette, da ist wieder die aufgeblasene Mamsell Helene schuld, die gegen Unsereinen thut, als wenn sie was Besseres wäre, und muß doch arbeiten wie Jedes von uns auch", schloß das Mädchen schnippisch seine Rede.

„Was gibt's denn, Karoline, was raisonniren Sie denn schon wieder auf Fräulein Helene?" frug eine Stimme hinter der Zofe.

„Herr Jeses, Jean, das ist aber auch keine Art, einen Christenmenschen so zu erschrecken. Gehen Sie hin, die Madame hat in sehr übler Laune nach Ihnen gefragt."

Jean war als Bursche von achtzehn Jahren zu Herrn Röders Vater gekommen, und jetzt, in seinem fünfundvierzigsten, diente er noch redlich im Haus. Er liebte Helene über alles, weil sie ebensogut die Enkelin seines seligen Herrn war, wie die beiden anderen, Robert und Bertha.

„Karoline, das sage ich Ihnen zum letztenmal im Guten, lassen Sie mich nicht mehr hören, daß Sie das Fräulein verunglimpfen, allein und in Gemeinschaft mit der Köchin, oder sie gar mit sich und Ihres Gleichen auf einen Fuß stellt, sonst geht's Euch schlecht!" drohte der brave Diener.

„Hm, Jean, was mich seine Drohungen angehen", antwortete die naseweise Dirne, „es bleibt doch Alles wie es ist."

Jean hörte die letzten Worte nicht mehr, er war im Zimmer von Madame verschwunden, und als er in die Küche zurückkehrte, nahm er seinen Hut und Mantel, kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohr, murmelte einige Worte in den Bart, gab aber der Karoline keine Antwort auf ihre neugierige Frage: wo denn die Reise jetzt schon wieder hingehe?

Jean ging bedächtigen Schrittes über die Zeil nach dem Roßmarkt. Vor dem Hause des Banquier Mertens blieb er stehen und schellte.

„Ist mein Herr da? Karl", fragte er den ihm öffnenden Diener.

„Ja, Herr Röder ist oben, wollt Ihr ihn sprechen? Jean", fragte Karl.

„Ach ja", war die lakonische Antwort des alten Dieners.

Wenige Minuten nachher stand Robert im Corridor.

„Nun, Jean, was soll's?" fragte er freundlich.

„Du lieber Gott, Herr Robert, ich soll das Fräulein ja heimbringen, aber ohne Wider . . . — ich glaube Widerstand hat die Madame gesagt", sprach Jean verlegen.

Robert lachte herzlich.

„Geh' hin, Jean, und sage Mama, Frau Mertens habe uns Beide zum Abendessen eingeladen, ohne Widerrede, — verstehst Du, Alter?"

„Also Widerrede, ja das hat auch die Madame gemeint, mein alter Kopf . . ."

Jean ging, wie er gekommen, ohne Aufenthalt wieder vom Roßmarkt nach der Zeil und brachte getreulich die Antwort des jungen Herrn heim.

Digitized by Google

Dann zog er sich unaufgefordert aus dem Zimmer zurück, denn es war nicht rathsam, in der Nähe von Madame zu sein, wenn die Gewitterwolken, die nun auf ihrer Stirne zusammenzogen, sich entluden.

— — — —

Helenen ließ es keine Ruhe, Robert versprach zwar getreulich, jede Verantwortung bei der Mutter zu übernehmen, aber das Mädchen ahnte, was sie erwartete.

„Ich begreife nicht, Helene, warum Du Dich auf die Dauer einer solchen Behandlung unterziehst; warum gibst Du Max nicht das Jawort, ich weiß, daß es nur an Dir liegt", sprach Robert auf dem Heimweg zu Helenen.

„Nein, an Dir", brach es sich endlich Bahn, das verhaltene Wort, welches Helene so lange schon unausgesprochen auf dem Herzen hatte.

Robert ließ des Mädchens Arm los und blieb mitten in der Straße vor ihr stehen.

„Helene, was soll das bedeuten?" stammelte er endlich.

Jetzt war dem Mädchen die Zunge gelöst. Sie erzählte, was sie gelobt; sie schilderte Mariens Liebe so rührend, wußte so geschickt das Opfer zu verbergen, was sie dabei gebracht, daß Robert immer fester und fester ihren Arm in den seinigen schloß.

„O Helene, so viel Edelmuth gibt es in der Welt, und in einem Frauenherzen? und Dein Glück ist durch das meine bedingt? Erst wolltest Du mich geheilt und zu neuem Leben geboren wissen! Helene, Engel, sprich, was kann ich für Dich thun? ..."

„Marie lieben, wie sie es verdient und um sie freien!" war die kurze Antwort der Cousine.

„Ich liebe Marie nächst Dir am Meisten auf der Welt, und wenn es nicht in dem Maße wäre, ich würde sie heirathen, weil es Dein Wunsch ist. Es ist wahr, seitdem ich einzusehen, daß Du für mich verloren bist, habe ich erst des Mädchens Schönheit und Vorzüge beachtet, und Du hast nicht Unrecht, sie ist ein prächtiges Geschöpf; — aber glaubst Du, daß ich sie verdiene, daß ich sie glücklich machen werde?" fragte Robert zögernd.

„Das wirst Du, wenn Du willst, Robert, denn die wahre Liebe veredelt, und Marie liebt Dich so aufrichtig", antwortete Helene.

„Es muß wahr sein, Helene, was Du da sagst, denn seitdem ich Dich liebe bin ich ein anderer Mensch geworden und blicke mit Beschämung auf meine früheren Verirrungen zurück", sagte Robert.

Es schlug 10 Uhr vom Katharinenthurm herab und Helene zuckte zusammen.

„Wie Du zusammenschrickst aus Furcht und Angst vor meiner Mutter; das muß anders werden, und heute noch. Sei ruhig, Beste, es kostet mich kein Opfer mehr."

Jean öffnete die Hausthüre und Robert fragte nach der Mutter.

„Madame ist noch auf", war des Dieners Antwort.

Robert trat hinter Helenen in das Wohnzimmer. Die Mutter erwiderte ihren Gruß nicht, sie sprach kein Wort und blickte nicht von dem Buch weg, das aufgeschlagen vor ihr lag.

„Wenn Du einen Augenblick Zeit hättest, Mutter, ich möchte Dir eine wichtige Mittheilung machen", sprach Robert in einem Tone, den diese nicht an ihm kannte.

Alle Beleidigung vergessend, blickte die Mutter neugierig zu dem Sohne auf.

„Es thut mir leid", fuhr Robert fort, „daß Papa nicht zugegen, und ihr nicht gemeinsam die gewiß freudige Eröffnung Eures Sohnes hinnehmen könnt. — Ich beabsichtige morgen bei Herrn Mertens um Mariens Hand anzuhalten. Da ich weiß, daß dies ein längst gehegter Lieblingswunsch des Vaters ist, so warte ich nicht erst seine Zurückkunft ab, sondern überrasche ihn bei seiner Rückkehr mit der lieben Schwiegertochter."

Frau Röder war nicht sogleich einig mit sich selbst: ob sie die Beleidigte, Gekränkte weiter spielen, oder die Freude, welche ihr ganzes Innere mit stolzer Genugthuung durchströmte, durchbrechen lassen sollte. Ja wäre es nicht der Anblick der verhaßten Nichte gewesen, welche die wahren mütterlichen Gefühle, die sich einmal in den Vordergrund drängen wollten, zurückhielten, sie hätte jetzt den Sohn an die Brust gezogen und ihn gesegnet — gesegnet dafür, daß er einen ihrer ehrgeizigsten Wünsche erfüllt. So aber vergab sie sich nicht das Kleinste von ihrer unbestechlichen äußeren Erhabenheit.

„Nun, wenn Herr Mertens seine Einwilligung gegeben, woran ich nicht zweifle, soll es an der unsrigen nicht fehlen, denn Marie ist uns ebenbürtig", lautete die Antwort auf des Sohnes freudige Eröffnung.

Helene und Robert wechselten einen kurzen Blick, dann nahm das Mädchen mit einem freundlichen „Gute Nacht" Abschied und ließ Mutter und Sohn allein.

Das einzige Resultat, was Helenen aus dieser Unterhaltung bekannt wurde, war, daß die Tante sie am nächsten Morgen nicht, wie sie erwarten durfte, um ihren Ungehorsam ausschalt, sondern jedes Wort mit der Nichte vermied.

Robert theilte dem Vater den Schritt, den er zu thun beabsichtigte, mit und am folgenden Tag herrschte großer Jubel in dem Banquiershaus: die jüngste Tochter Marie war heute eine glückliche freudestrahlende Braut geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Gottlieb Welcker.

Noch kurz vor seinem Ende hat uns dieses Jahr einen unserer trefflichsten Männer entrissen, auf dessen Hinscheiden man freilich seit Langem vorbereitet sein mußte.

Viele thätige und hochbegabte Gelehrte waren und sind seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland damit beschäftigt, das griechische Alterthum nach allen Seiten hin zu durchforschen, die Kenntniß desselben für Wissenschaft und Schule immer lebendiger und fruchtbringender zu machen. Doch ist es begreiflicherweise nur einer beschränkten Zahl unter ihnen vergönnt, die Behandlung der Alterthumswissenschaft auf neue und bisher ungeahnte Wege zu lenken und auf die ganze Disciplin epochemachend und bahnbrechend einzuwirken. Unter diesen Männern nimmt der am 17. December in einem Alter von 84 Jahren zu Bonn verstorbene Friedrich Gottlieb Welcker eine der hervorragendsten Stellen ein. Sein Lebenslauf war ein einfacher. Am 4. November 1784 zu Grünberg im Großherzogthum Hessen geboren, war er bereits 1803 als Gymnasiallehrer, dann nach einem zweijährigen Aufenthalte in Italien 1809 als Universitätsprofessor in Gießen thätig und wurde dann 1813 nach Göttingen und 1819 nach Bonn berufen. Es war ihm noch beschieden, das Jubelfest dieser Hochschule, deren Zierde er während der größten Zeit ihres Bestehens gewesen, zu erleben und die Glückwünsche seiner zahlreichen Schüler und Verehrer aus allen Theilen unseres Vaterlandes und auch aus dem Auslande zu empfangen. Sein Ruf war einer der ausgebreitetsten von allen, welche die deutsche Wissenschaft aufzuweisen hat: wenn der Engländer etwas recht Erhabenes in gelehrter Richtung bezeichnen will, so nennt er die Namen von Niebuhr und Welcker nebeneinander.

Der Zweck dieser wenigen Zeilen kann nicht sein, die Lebensnachrichten über Welcker weiter auszuführen; es soll vielmehr nur versucht werden, die Bedeutung des Verstorbenen in kurzen Zügen anzudeuten.

Digitized by Google

An ausgebreitetem Wissen und staunenswerther Arbeitskraft mochte Welcker Wenige seines Gleichen finden. Aber was seinen Namen den glänzendsten, welche die moderne Wissenschaft kennt, würdig zur Seite stellt und ein ruhmvolles Andenken für alle Zeiten sichert, sind zwei andere Seiten seiner Thätigkeit, worin er wohl unübertroffen dasteht: einmal der universelle Standpunkt seiner philologischen Wirksamkeit und dann die begeisterte Frische und Lebendigkeit, mit der er die Werke der Griechen zu reproduciren wußte. Er ist der Erste, der die Archäologie mit den übrigen Zweigen der Alterthumswissenschaft aufs Engste verbunden hat, ein Fortschritt, der für beide Theile von unschätzbarem Werthe geworden. Glaube, Poesie und Kunst der Hellenen, das waren die Gebiete, die er als ein zusammengehöriges Ganze in gleich umfassender Weise beherrschte. Nie verliert er in seinen Werken dieses große Allgemeine über dem Einzelnen aus den Augen, und wie anregend diese Weite seines Gesichtskreises (der sich übrigens auch in der gründlichsten Weise auf die geistigen Schöpfungen der modernen Nationen erstreckte) bei seiner Lehrthätigkeit wirken mußte, wird auch Der begreifen, der ihn nicht mehr als Docenten gekannt hat. Dazu kam, daß Welcker eine dem griechischen Geiste congeniale Natur war, wie wohl Keiner seit Winckelmann, mit dem feinsten Sinne für Poesie und Kunst begabt.

Es gelang ihm, Theile der alten Literatur, die so gut wie untergegangen sind, unserer Vorstellung wieder nahe zu bringen. Alte Heldengedichte, von denen nur kurze Inhaltsangaben, Tragödien, von denen nur kleine Bruchstücke erhalten sind, versuchte er mit glänzendem Scharfsinn wiederherzustellen, und überall erkennt man, wie er den griechischen Dichtern nachzuempfinden vermochte. In vielen Fällen gelingt es ihm, den Plan und die poetischen Motive des alten Epikers oder Tragikers mit Bestimmtheit nachzuweisen; aber auch wo dies nicht stattfindet, muß sein feiner Takt und sein divinatorisches Genie unsere Bewunderung erregen. Daher werden seine Werke über die griechischen Epen und Tragödien, mögen die Resultate im Einzelnen auch mannichfach berichtigt werden, stets ein genußreiches Studium für den Philologen bilden. Die Behandlung der alten Kunst hat Welcker zwar nicht durch ähnliche ein ganzes Gebiet zusammenfassende Werke, wohl aber durch eine Fülle der trefflichsten Monographien gefördert. Dagegen war es ihm vergönnt, sein letztes und wohl bedeutendstes Werk, die Griechische Mythologie, zu Ende zu führen. Von einzelnen Resultaten seiner Forschung führen wir namentlich an, daß durch Welckers Untersuchung das Bild der Sappho, der größten Dichterin aller Zeiten, von den Entstellungen, die schon im späteren Alterthum an ihm hafteten, befreit und in ungetrübtem Glanze wiederhergestellt wurde, daß ferner der Zusammenhang, durch den Aeschylus drei Tragödien zu einem großartigen Ganzen zu verbinden pflegte, von ihm nachgewiesen und somit die Poesien dieses Dichters in ein ganz neues Licht gestellt worden sind.

Aber Welcker war nicht nur einer der bedeutendsten Gelehrten, er war auch einer der edelsten und reinsten Charaktere. Jeder, dem es wie dem Schreiber dieser Zeilen vergönnt war, in den letzten Jahren mit ihm zu verkehren, hat sich sicherlich stets nach einem Gespräche mit ihm in wahrhaft gehobener Stimmung gefühlt. Wem wäre nicht die hohe und ideale Anschauung und der schlichte Rechtssinn, womit er alle Verhältnisse in Wissenschaft und Leben beurtheilte, in lebendigstem Andenken geblieben? Vielen ist er ein treuer Freund, ein thätiger und aufopfernder Berather gewesen, und sein liebenswürdiges und theilnehmendes Wesen gegen Die, welche sich seines Wohlwollens zu erfreuen hatten, blieb dasselbe, auch als er bei fast völliger Erblindung von den schwersten körperlichen Leiden heimgesucht wurde.

Daß Welcker einer der wärmsten und begeistertsten Patrioten war, versteht sich bei einer solchen Natur fast von selbst. Im Jahre 1814 verließ der dreißigjährige Professor seinen Lehrstuhl, um mit dem größten Theile seiner Studenten den Feldzug gegen Frankreich mitzumachen, und in der unseligen Zeit der Metternichschen Herrschaft über Deutschland hat es ihm, wie so Manchem unserer besten Männer, an Verdächtigungen und Anfeindungen nicht gefehlt. Ward er doch durch Gründe solcher Art schon 1816 genöthigt, in Gießen um seine Entlassung einzukommen! Aber nicht minder warm schlug das Herz des achtzigjährigen Greises für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes, und um die ungetrübte Klarheit, die derselbe bei Beurtheilung der politischen Verhältnisse zeigte, mochte ihn Mancher, der sich ein Politiker von Fach dünkt, beneiden.

So ist Welcker ein Repräsentant der deutschen Wissenschaft im höchsten und schönsten Sinne dieses Wortes, ein leuchtendes Vorbild für Alle, denen die classische Philologie als die wahre Wissenschaft der Humanität erscheint und die sie in solchem Geiste zu behandeln streben. g*

Neuestes — aus dem Monde.

(Schluß.)

Von den verschiedensten Seiten kommen mir Berichte, namentlich auch aus Italien, in Rom von Angelo Secchi und aus Palermo von P. Tachini, sämmtlich darin übereinstimmend, daß der gegenwärtige Zustand ein merklich vom früheren verschiedener sei. Am deutlichsten zeigen dies die genauen Messungen Birt's, der in einem an mich gerichteten Briefe aus der Länge des Schattens, dem Abstande von der Lichtgränze und der Höhe der Sonne die Höhe berechnet hat und sich dadurch in den Stand gesetzt sah, ein Durchschnittsprofil des Kraters Linné zu zeichnen. Schon ein flüchtiger Anblick dieses Profils genügt mir, die Verschiedenheit des gegenwärtigen Zustandes von dem früheren zu erkennen.

In England hat sich, durch diesen Gegenstand angeregt, ein besonderes Lunar-Comite gebildet, mit dem Zwecke, sowohl diesen Krater als einige andere Partien der Mondoberfläche, wo nach früheren Beobachtungen Veränderungen vermuthet werden, genau zu untersuchen, und Herr Birt ist Präsident dieses Vereins. Dieses in England sehr gewöhnliche Verfahren war im gegenwärtigen Falle ohne Schwierigkeit; denn Hunderte von Privat-Sternwarten, zum Theile mit sehr großen und kräftigen Instrumenten ausgerüstet, sind hier in Thätigkeit.

Natürlich wird man wünschen, die Veranlassung zu dieser Veränderung kennen zu lernen; allein hier betreten wir ein Feld, das der Astronom stets nur ungern betritt — das unabsehbar weite Feld der Vermuthungen. Unsere Wissenschaft enthält eine solche Fülle der entschiedenen, völlig gewissen Thatsachen, daß sie alle übrigen Fragen ruhig der Zeit überlassen kann, wo eine sichere Entscheidung möglich sein wird. Aber das Menschenleben ist so kurz und die Theilnahme gerade der Gegenwart an den exacten Wissenschaften so groß, daß die Aussicht, späte Enkel würden einst zur Gewißheit gelangen, wo wir nur Wahrscheinlichkeit besitzen, nicht recht genügt, und so möge denn, was Schmidt in Athen darüber veröffentlicht hat, hier noch folgen:

Er vermuthet, daß ein Ausbruch stattgefunden hat, ähnlich den Ausbrüchen, durch welche in den frühesten Zeiten die gesammte Mond-Oberfläche die gegenwärtige Gestaltung erhielt. Dies könne aber keine bloße Gas-Eruption gewesen sein, denn ein Gas entweicht nach oben und verflüchtigt sich, ohne bleibende Spuren zu hinterlassen. Vielmehr müsse der Ausbruch einer flüssigen Masse angenommen werden, und zwar in einer solchen Quantität, daß nicht allein der Krater im Innern ausgefüllt, sondern auch der Ringwall überströmt und dadurch unkenntlich gemacht worden sei. Der weißliche Fleck, der sich jetzt um Linné herumzieht, scheint dieser Erklärung günstig. Denn nach Ueberfluthung des Walles

Digitized by Google

muß sich die Ausbruchsmasse in der umliegenden Gegend verbreitet haben und so die frühere Färbung verändert worden sein. Wir hätten also hier nicht an eine Analogie mit Aetna und Vesuv zu denken, sondern allenfalls an einen Vorgang, wie bei den Schlammvulcanen Siciliens, einem Maccaluba und ähnlichen. Uebrigens hat man bei allen diesen Vergleichungen nicht zu vergessen, daß die Schwerkraft auf dem Monde 6½mal geringer ist, als auf unserer Erde.

Der neue Krater ist übrigens von geringerem Umfange als der frühere, auch bei weitem nicht so tief. Während ich 1831 den Schatten im Linné noch wahrnehmen konnte, wenn er in den kleineren Kratern der Umgegend schon verschwunden war, sieht man gegenwärtig das Innere des Linné schon schattenfrei, wenn die kleineren Krater es noch nicht sind.

Wir zweifeln nicht, daß die eifrigen und mit guten Hülfsmitteln ausgerüsteten Theilnehmer des erwähnten Lunar-Comites den Gegenstand beharrlich verfolgen werden, wünschen jedoch, daß dies auch in Deutschland geschehe und daß dieser Artikel dazu veranlassen möge, und fügen für Die, welche dies beabsichtigen, hinzu, daß der erwähnte Krater im östlichen (teleskopisch rechts liegenden) Theile des mare serenitatis gefunden wird und daß seine selenographische Lage, nach sieben Messungen von mir und einer von Lohrmann, sich folgendermaßen ergeben hat:

Westliche Länge 11° 32′ 28″
Nördliche Breite 27° 47′ 13″."

Mannichfaltigkeiten.

(Hofmann von Fallersleben), der greise Barde, widmet „seinen Freunden" folgenden „Schloß Corvey, Weihnachten 1868" datirten (in der Form etwas altmodischen) Weihnachtsgruß:

O trauret nicht! so lang wie eine Klippe
Der Glaube fest an Gott und Tugend steht;
So lang um Glück und Freiheit manche Lippe
Zu Gott, dem Gott der Liebe, brünstig fleht.

O trauret nicht! so lang noch unserm Volke
Die Rebe Wein und Brod der Fruchthalm beut;
O trauret nicht! so lang aus trüber Wolke
Uns noch ein heit'rer Sonnenblick erfreut!

Zwar spendet von Millionen Sonnen Eine,
Nur Eine Sonne Leben, Wärm' und Licht,
Doch diese Sonn' ist unsre, dein' und meine —
Noch immer ward es Tag; drum trauret nicht!

(Eruption des Aetna.) Aus Neapel, den 14. December, wird geschrieben: „Es liegt der Bericht des Professors Silvestri über die Eruption des Aetna vor, welche am 27. November begonnen hat. Nach dem ersten Ausbruch, welcher ziemlich heftig war, aber nur einige Stunden dauerte, trat eine Pause von zehn Tagen ein, während welcher der Gipfel des Vulcans nur mehr oder weniger starken Rauch entsendete mit einzelnen schwachen Eruptionen, welche sich in ungleichen Zwischenräumen (von einer Minute bis einer Stunde) folgten und das Innere des Kraters nicht überschritten. Bei Nacht zeigten sich Feuergarben. Es ist ein allgemeiner Charakter, welcher die vulcanischen Phänomene dieses colossalen Vulcans von 3313 Meter Höhe zu begleiten pflegt, daß er gleichsam müde wird, die Lava bis zu dieser Höhe zu heben und daß die einmal begonnene Eruption fortgesetzt wird, aber mit Ruhepausen, während welcher man in einer gewissen Entfernung Alles für beendigt halten kann. Es kommt jedoch der Augenblick, in welchem die eruptive Aeußerung wieder kräftiger wird und imponirend auftritt; dieses ist am Abend des 8. December um halb 6 Uhr eingetreten. Der Aetna begann von Neuem bis in seinen Tiefen zu erdröhnen und aus seinem Gipfel schwarze Rauchsäulen zu entsenden mit Lava-Auswürfen, welche, da sie sehr reichlich und andauernd sind und parabolisch zu großer Höhe emporgeschleudert werden, den Gipfel des Berges wie das Centrum einer großen, unaufhörlichen Explosion von unförmlichen Massen, Bomben und Kartätschen erscheinen lassen; dieses glühende Material beleuchtet den Berg, reflectirt sein Licht auf die darunter liegenden Theile, und nachdem es seine aufsteigende Kraft verloren hat, fällt es größtentheils auf der Außenseite des Kegels nieder, auf dessen Abhang es niederrollt, als ob es ebenso viele Feuerstreifen wären. Es läßt sich nicht sagen, welche Ausdehnung diese Eruption gewinnen kann; nach der Erfahrung würden wir geneigt sein, ihr geringe Dauer zuzuschreiben, soweit sie auf den Gipfel beschränkt bleibt; denn die großen verheerenden Eruptionen des Aetna sind immer aus neuen Seitenöffnungen erfolgt und haben durchschnittlich Zwischenzeiten von 10 bis 12 Jahren gehabt; die letzte große Eruption hat aber erst 1865 stattgefunden. Eine bemerkenswerthe Thatsache ist, daß der Ausbruch des Aetna in dem Augenblick begann, wo der Vesuv seine Thätigkeit einstellte."

(Ein verhängnißvoller Diebstahl.) Ein Ereigniß, das entsetzliche Folgen haben kann, hat sich in Großwardein zugetragen. Am 14. December haben nämlich daselbst Diebe ein Faß gestohlen, welches einen Centner Arsenik enthielt! Wenn man bedenkt, daß man dieses Gift in Folge seiner weißen Farbe und seines süßen Geschmackes mit Zucker verwechseln kann und daß möglicherweise unverständige Bauern das Faß gestohlen haben, so kann man sich die haarsträubenden Folgen dieses Diebstahles denken. Die Großwardeiner Stadthauptmannschaft hat denn auch schleunigst alle Obrigkeiten und Gemeinden mittelst Publication von dem Diebstahle verständigt und jeden Menschenfreund aufgefordert, augenblicklich die geringste auf diesen Gegenstand bezügliche Nachricht zur Anzeige zu bringen.

Frankfurt, 28. December.

Fräulein Labitzky in Lebensgefahr.

Bei der gestrigen Vorstellung der „Undine" ist Fräulein Tony Labitzky einer Lebensgefahr, in die sie gerieth, glücklich entronnen. Am Schluß des ersten Actes brach nämlich das Pferd, auf dem sie die Bühne verläßt, an einer Versenkung durch und stürzte ungefähr zwanzig Fuß tief bis zur zweiten Versenkung in den unteren Bühnenraum. Fräulein Labitzky ward glücklicherweise in der Tiefe der ersten Versenkung zur Seite geschleudert und entging so schwerer Verletzung. Die Künstlerin besaß die seltene Willenskraft, trotz dieses Unfalls die Oper mit der an ihr gewohnten Frische und Energie zu Ende zu singen. Ein nicht enden wollender Applaus empfing beim Wiedererscheinen im zweiten Act den Liebling unseres Publikums, das damit auf's Neue bewies, in welch intimer, sympathischer Wechselbeziehung es mit Fräulein Labitzky steht. Die große Nachlässigkeit des Maschinisten, dem die Schuld an diesem Unfall, der durch entsprechende Vorkehrungen sicher verhütet werden konnte, zuzuschreiben ist, verdient die schärfste Rüge.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Professor Jacob Becker in Frankfurt: Ein Kind unter seinen Freunden. — Peter Becker in Frankfurt a. M.: Mittag im Dorfe, Taunusgegend. — Antonio Becker in Frankfurt: Stift Neuburg bei Heidelberg. — Professor Raupp in Nürnberg: Das Abendläuten. — Ebel in Düsseldorf: Oberhessische Landschaft.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 29. December. Neu einstudirt: **Phädra**, Trauerspiel in 5 Acten von Racine. Uebersetzt von Schiller.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 48.)

Mittwoch, 30. December. **Der Prophet**, große Oper in 5 Acten nach dem Französischen des Scribe. Musik von Meyerbeer.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 362. Mittwoch, den 30. December 1868.

Vor fünfzig Jahren.

Novelle von Peter Paulus.

(Fortsetzung.)

Eine Woche nach diesem freudigen Ereigniß kehrte Herr Röder zurück; er schloß die liebe Schwiegertochter mit wirklich väterlichen Gefühlen an seine Brust.

Auf Sonntag sollte im Röder'schen Hause das Brauteſſen stattfinden, und an diesem Tag, so war es unter Robert und Max verabredet, dieser um Helene freien.

Die Mutter machte zwar Einwendungen, den früher so von ihr Bevorzugten einzuladen.

„Hast Du nicht soviel Rücksicht für Bertha, Robert, daß Du diesen Menschen endlich einmal aus dem Haus läßt?“ meinte sie.

„Er ist mein bester Freund, Mama, und bei einem solchen Feste darf er nicht fehlen“, mit diesen kurz ausgesprochenen Worten schnitt Robert jede weitere Erläuterung ab.

Letzterer hatte eine lange Unterredung mit dem Vater in dessen Privatzimmer neben dem Comptoir, und das neugierige Personal, welches durch die geschlossene Thüre nichts vernehmen konnte, begnügte sich damit, durch zeitweise Blicke nach den großen Glasscheiben der Thüre, durch welche man die beiden Principale sehen konnte, aus deren Mienenspiel Folgerungen zu ziehen. So wurden sie gar bald einig, daß Das, was der junge Herr seinem Vater zu berichten gehabt habe, nicht freudiger Natur gewesen sein mußte, denn Robert ging schon seit geraumer Zeit, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer einher, während Herr Röder Vater vielfach den Kopf schüttelte.

Einer der Lehrlinge, der einen Brief zur Unterschrift hereintrug, vernahm gerade die Worte des alten Herrn:

„So bin ich denn recht glücklich, daß das Schicksal des armen Kindes sich auf diese Weise zum Guten gestalten wird.“

Weiter war aber mit dem besten Willen nichts zu vernehmen, denn die Antwort des jungen Herrn erfolgte nicht eher, bis er sich überzeugt hatte, daß die Thüre wieder in's Schloß gefallen.

Bald darauf jedoch trennten sich Vater und Sohn und jeder kehrte an seinen Pult zurück.

Zum Gala-Diner im Röder'schen Hause am Sonntag wurde dem ständigen Dienstpersonal noch eine Kochfrau und ein Lohndiener beigefügt.

Freitags vorher fand bei den Eltern der Braut das Verlobungsessen statt, und derselbe Glanz, der hier entfaltet worden war, sollte am Sonntag sich wiederholen.

Max Werner und Helene waren mit bei Mertens eingeladen gewesen, und Frau Röder wagte ihrem Manne nicht zuwider zu handeln, der dictatorisch befahl, daß Helene für dieses Fest ein neues Kleid bekommen müsse.

Berthas Stimmung an diesem Tage kam selbst der Mutter höchst ungelegen, denn ihrer Meinung nach durfte die Familie heute nur glückliche Gesichter zeigen. Aber neben Helenen saß Max und nächst Marien war sie die gefeiertste Dame bei dem Diner. Dafür auch, und für die Qualen, welche ihre Tochter an diesem Nachmittag ausgestanden, gelobte sich Frau Röder eine glänzende Rache.

Helene erhielt am Sonntag den Befehl von der Tante, die Aufsicht über die Küche und das Dienstpersonal zu übernehmen, da die Köchin noch immer krank war. Dabei fügte sie in schneidendem Tone hinzu:

„Ich hoffe indeß, daß Dir mein Wunsch, Dich nicht bei Tische zu sehen, ausreichen wird, und Dich weder die Aufforderungen Deines Onkels noch Cousins veranlassen werden, Deine Pflicht zu versäumen und mir den Gehorsam zu versagen, denn Das schwöre ich Dir, es würde heute zum letztenmal sein.“

Damit rauschte die Tante im schweren grauen Atlaskleide zur Thüre hinaus, kehrte aber sogleich wieder zurück und gab der Nichte den Befehl, ein schwarz-seidenes Kleid, das diese noch aus ihrem Elternhaus besaß, anzuziehen.

Einen letzten prüfenden Blick warf Helene auf die reich mit Silber, Porzellan und Glasgeschirr, alles vom kostbarsten, gezierte Tafel.

In Frankfurt war es von jeher Sitte, daß jedes reiche Haus sein complettes Silberzeug für vierzig, auch sechszig Personen, selb, zum Wechseln, besaß, und bis auf den heutigen Tag noch ist dieser solide Reichthum geblieben.

Im Röder'schen Hause fehlte nichts, die Tafel mit den dreißig Gedecken würde den Ansprüchen des verwöhntesten Auges entsprochen haben, und das feine Damasttischzeug glänzte wie Atlas, während alles Silber mit den verschlungenen Namen der Eigenthümer: M. R. und A. v. G., gezeichnet war. Der große silberne Aufsatz inmitten des Tisches repräsentirte einen Werth von mehreren tausend Thalern, und das eben machte Frau Röders Stolz aus, er war das einzige Erbstück ihrer Eltern. Durch mehrere Generationen hindurch ging er unversehrt stets auf den ältesten Sohn über; sie war die einzige Tochter gewesen, und mit dem reinen Wappen der v. Gablenz ohne Verschlingung mit dem bürgerlichen M. R. ging das Prachtstück nun auf Robert über.

Oben an der Tafel schmückten zwei zierliche Bouquets von den feinsten Blumen die Plätze der Verlobten, und Helene ordnete noch eine Kleinigkeit daran, als Robert mit Marien eintrat.

Die Freundin herzlich umarmend, flüsterte sie:

„Sprich, Du Theuere, Dir danke ich die Beschleunigung meines Glückes, Du hast Robert veranlaßt, zu handeln, wo er viel-

Digitized by Google

leicht noch lange gezögert und meine Qualen der Ungewißheit vermehrt hätte."

Helene verschloß mit einem Kuß der Freundin den schönen Mund.

„Helene", erscholl die Stimme Roberts, „wo ist Dein Gedeck, ich finde Deinen Namen nicht, wer hat die Karten gelegt?"

„Deine Mutter, Robert; aber sieh', hier ist ja noch ein leeres Gedeck und gerade neben Max, es ist ja unnöthig, daß meine Karte bei dem Couvert liegt, ich bin ja zu Hause", entschuldigte Helene, denn ihr ahnte, daß Robert der Mutter List durchschaute.

„Ich möchte mir aber erlauben, zu fragen, warum Du heute in einem alten schwarz-seidnen Kleid gehst, wozu hast Du denn das helle bekommen?" sagte der Vetter.

„Lieber Robert, das geht doch nicht an; Du wirst begreifen, daß, wo die Köchin krank ist, sich Jemand um die Küche kümmern muß."

Die Zornesader auf Roberts Stirne schwoll merklich an; das war der Befehl seiner Mutter, der aus dem Mädchen sprach.

Die Flügelthüren aus den anstoßenden Zimmern wurden geöffnet und es erschien die Gefürchtete, bei deren Anblick Helene sofort verschwand.

Die Gesellschaft nahm ihre Plätze ein und die Suppe wurde servirt.

Der Stuhl neben Max blieb frei.

„Wo bleibt denn Helene?" fragte Herr Röder seine Gemahlin.

„Sie wird erscheinen, sobald es geht", antwortete ihm diese, und der Blick, den sie ihrem Mann dabei zuwarf, sagte diesem, daß er eine sehr unzeitige Frage gethan.

Das Essen wurde weiter servirt und Helene erschien nicht.

Marie flüsterte Robert einige Worte zu, und dieser richtete zum zweitenmal die Frage nach Helenen an die Mutter.

Frau Röder war aber zu tief in der Unterhaltung mit ihrem Nachbar begriffen und überhörte des Sohnes Anrede.

Man war bis zu dem Braten gekommen. Da flüsterte Marie abermals dem Geliebten Etwas ins Ohr.

Robert erhob sich und verließ das Zimmer. Es dauerte mindestens zehn Minuten, bis er zurückkehrte und Helene am Arm hereinführte.

Es entstand eine freudige Bewegung unter dem jüngeren Theil der Tischgesellschaft und ein herzliches Begrüßen.

Frau Röder wurde blau im Gesicht und Bertha, die auf Max Werners linker Seite saß, erstarb das Wort auf der Zunge.

Trotz der funkelnden Zornesblicke der Mutter führte Robert die Cousine an den leeren Platz an Maxens Seite.

Schweigend nahm diese den Stuhl ein, der zum Schein für sie bestimmt gewesen, und erwiderte den warmen Händedruck ihres Nachbars mit seligem Lächeln. Wußte sie doch, daß die Stunde der Erlösung nahe, daß mit heute ihre Prüfungszeit in diesem Hause zu Ende ging.

Der Champagner perlte, das Dessert wurde herumgereicht, die Heiterkeit der jungen Leute stieg.

Mehrere Toaste waren schon ausgebracht auf das glückliche Paar und die Eltern, da erhob sich Robert auf ein Zeichen seines Vaters, und bat die Gesellschaft, ihm, dem die Natur eigentlich nicht die Gabe der Rede verliehen, einige Worte zu gönnen, die ihm die freudige Veranlassung, mit der er die Familie und Freunde nun überraschen wolle, einflöße.

Die Gläser wurden gefüllt und eine Pause des Schweigens und der Spannung trat ein.

Bei den ersten Worten ihres Sohnes, welche Frau Röder ahnen ließen, was nun kommen müsse, rief sie in lautem Tone: „Helene!", denn diese hatte bis hierher standhaft den Blick der Tante gemieden.

Die Gerufene erhob sich und trat hinter den Stuhl ihrer Peinigerin, die ihr leise einige Befehle ertheilte, womit sie eben folgsam den Salon verlassen wollte.

Wenn auch Frau Röder recht wohl wußte, daß Das, was sich jetzt ereignen sollte, nicht mehr aufzuhalten sei, in ihrem Hause, an ihrem Tische sollte es mindestens nicht geschehen und wenn sie der ganzen Welt Trotz bieten mußte. Sie wollte Helene hinausschicken und gebot ihr auf's Strengste, nicht mehr hier zu erscheinen; nun sollte der „ehrlose" Sohn, der seine eigene Mutter und seine Schwester so schwer verletzen konnte, seine Rede halten.

„Helene, mein Kind, wohin?" erklang Herrn Röders Stimme, als das Mädchen schon nahe der Thüre war.

„Dahin, wo ihr Platz ist!" antwortete Frau Röder mit kalter, schneidender Stimme.

Rasch erhob sich Max Werner und ehe noch das erstaunte Mädchen einen Schritt vor noch zurück machen konnte, stand er an ihrer Seite.

„Helene, hier ist Dein Platz von nun an!", rief er, die Arme ausbreitend, und im nächsten Augenblick lag das glückliche Mädchen an seiner Brust.

„Meine Herren und Damen", ergriff Max das Wort, sich, mit Helenen am Arm, Herrn Röder nähernd, „die Ueberraschung, worauf mein Freund Robert vorbereitet, sie ist da, und wenn der würdige Onkel uns seinen Segen geben will, so ist Helene Röder meine Braut."

Tief gerührt umarmte der Onkel die Beiden.

„Ich könnte meine geliebte Nichte keinem Würdigeren abtreten, als dem braven Freund unseres Hauses und meinem wackeren Waffenbruder in Friedenszeit", sprach lächelnd der gute alte Mann.

(Schluß folgt.)

Erstes Fest des deutschen Sängerbundes in Paris.

Paris, den 24. December.

Was schon vor einigen Jahren, im Besondern gelegentlich des im Maimond 1865 vom hiesigen Turnverein veranstalteten Festes, in diesen Blättern angeregt worden: ein einträchtiges Zusammengehen unserer deutschen Gesangvereine, ist seit etlichen Monaten kein frommer Wunsch mehr. Die vier Vereine „Teutonia", „Liedertafel", „Germania" und „Concordia", bestehen wohl noch als besondere Körper, aber sie bilden zusammen den „deutschen Sängerbund", und dieser feierte am Abend des 19. d. M. im Dourlanschen Saale an der Avenue Wagram sein erstes Fest.

Es ist erfreulich, über ein solches Fest berichten zu können, denn es kann uns deutschen Landeskindern in der Fremde nicht gleichgültig sein, wie wir einem Volke, in dessen Mitte wir leben, gegenüber dastehen, welche Bedeutung von diesem Volke unserem Patriotismus beigelegt wird, und in welcher Weise wir im Auslande das große Vaterland vertreten: Der deutsche Geist wirkt draußen in tausendfach veränderter Gestalt auf allen Gebieten menschlichen Wissens, in sämmtlichen Schichten der Gesellschaft; und namentlich in Frankreich, und speciell in Paris, ist sein Wirken ein gewaltiges, sich weit und vielfach verzweigendes; allein ihn in den Augen des fremden Volkes, dem so tief wurzelnden Chauvinismus zum Trotze, zum Ansehen zu bringen, das vermag nicht der Einzelne, das ist nur ein großer Vereinskörper auf dem Wege der Oeffentlichkeit würdig ins Werk zu richten im Stande, und deßhalb mag es uns wohl gestattet sein, den wackern Männern, welche die Begründung des „deutschen Sängerbundes" in Paris angebahnt, hiermit öffentlich unsere Anerkennung darzubringen.

Digitized by Google

Zum Festschauplatz war wiederum die prachtvolle Räumlichkeit ausersehen worden, in die wir bereits zur Zeit der jüngsten Welt-Ausstellung den Leser einmal einzuführen das Vergnügen hatten. Ein großer Theil der hiesigen deutschen Einwohnerschaft fand sich zu dem Feste ein, und seit dem denkwürdigen Festtage im Pré Catelan hatte ich so viele Deutsche nicht versammelt gesehen.

Die Festankündigung lautete auf „Concert und Ball", und so befanden sich unter der gedrängt bis in die entferntesten Winkel des weiten, glänzend erleuchteten Saales sich dehnenden Menge der Gekommenen auch zahlreiche festlich geschmückte Frauen und Jungfrauen, die, eben so vielen leuchtenden Punkten gleich, magisch das Auge des Beobachters berückten.

Die zwischen schlanken Säulen tiefende Halle Terpsichorens war für die Feier mit Vereinsbannern und den deutschen Farben einfach, aber würdig geschmückt worden, und machte mit der im Hintergrunde erhaben liegenden rothumsäumten Bühne für die Sänger und die Musiker einen gefälligen Eindruck.

Wittmann, den ich schon vor vierthalb Jahren dem Leser vorzustellen die Ehre gehabt, und der von den Vereinen einstimmig zum Director des „Sängerbundes" gewählt worden, dirigirte. Ein Deutscher von ächtem Schrot und Korn, vereinigt Wittmann die Eigenschaft eines gemüthvollen Gesellschafters mit der eines gewiegten Musikkritikers und sachgemäß streng auftretenden Gesangführers. Eine bessere Wahl hätte denn auch der „Sängerbund" schwerlich treffen können, das sei hiermit öffentlich anerkannt. Präsident des Vereins war Schriftsteller Regnier aus Mainz, beiläufig eine überaus liebenswürdige Persönlichkeit, nunmehr als Redacteur an der „Neuen freien Presse" in Wien thätig, und als solcher vor Kurzem leider aus unserer Mitte geschieden.

Das Concert ward mit der von Fr. Schubert gesetzten Ouvertüre zu dem Drama „Rosamunde" von Helmine Chezy eröffnet. Die Ausführenden waren meist Mitglieder des Orchesterpersonals, womit Herr Pasdeloup jeden Sonntag Nachmittag im Circus Napoleon unter so großem Beifall einzelne von den unsterblichen Werken unserer alten deutschen Meister interpretirt, und die ausgezeichnete Tondichtung, welche so mannichfach dem Zarten und dem Kräftigen, dem Naiven und dem Originellen das Wort redet, ward in einer Weise der andächtig lauschenden Zuhörerschaft vorgeführt, die wahrlich des am Schlusse in stürmischem Applause sich offenbarenden Beifalls würdig.

Mit dem Vortrage des von J. G. Fischer gedichteten „Festgesanges", zu dem W. Speidel die Melodie geschrieben, produzirte sich nun der „deutsche Sängerbund". Der Vortrag war ein guter. Ob der Werth des Tonsatzes dem des Textes entsprechend, will ich dahingestellt sein lassen. Das beste Lob, welches ich dem Fischerschen Gedichte zu ertheilen vermag, ist, daß ich es hier in extenso mittheile. Und wäre dieser Festgesang vor hundert Jahren gedichtet worden und im deutschen Vaterlande längst Gemeingut Aller, so verdiente er zu einer Zeit, wie der jetzigen, in diesen vielgelesenen Blättern besonders abgedruckt und als eine ewig frische bedeutungsvolle Mahnung zu unverdrossenem gemeinschaftlichen Weiterstreben dem deutschen Volke vorgeführt zu werden. Der Dichter singt:

„Geist, der allen Segen schafft,
Uebe Deine Wunderkraft,
Lege dich auf diese Stunde,
Und vom Giebel bis zum Grunde
Unsrem Werke ströme Du
Einen Strahl des Himmels zu;
Hebe froh ans Licht der Sonnen,
Was im Stillen wir begonnen,
Daß wir rühmen, guter Geist,
Wie du stark und mächtig sei'st!

Ja, wir fühlen deine Kraft,
Geist, der allen Segen schafft!
Ob du nahst im Sturme tönend,
Ob im sanften Lied versöhnend,
Deinem Walten sei vertraut:
Fest gegründet und gebaut,
Frisch beschlossen, froh gesungen!
Und wenn unser Wurf gelungen,
Laß uns rühmen, guter Geist,
Wie du stark und mächtig sei'st!

Guter Geist, in deiner Kraft,
Die zerstöret und erschafft,
Schlinge unsichtbare Bande;
Doch dem deutschen Vaterlande
Seine Fesseln brich entzwei,
Daß es mächtig sei und frei!
Daß die Enkel sich erzählen,
Wie du an der Völker Seelen
Jetzt und immer mächtig sei'st,
Starker, hochgeprieſ'ner Geist!"

Nachdem die Versammlung dem zarten doigté und dem wunderbar fein nüancirten Spiel des Pianisten Fissot, der in Mendelssohns Concert in G-moll für Piano und Orchester die Clavierpartie ausführte, gerechte Anerkennung gezollt, überschüttete sie den eminenten Flötisten Taffanel mit Beifall, der ein Phantasiestück über Motive aus der „Jüdin" vortrug und Töne durch das Rohr haucht, deren melodische Reinheit unwiderstehlich zum Applause hinreißt. Der größte, rauschendste Beifall ward den Musikern und Sängern nach der Ausführung der Introduction und des Chors der Matrosen aus dem „Fliegenden Holländer" von Richard Wagner zu Theil, die auf allgemeines stürmisches Verlangen wiederholt ward. Nun folgten die Ouverture zu „Euryanthe" von Weber; vom Sängerbunde vorgetragen Abts herrliches Frühlingslied; Beethovens Tripel-Concert für Clavier, Violine, Violoncell und Orchester, unter Mitwirkung dreier hervorragender Künstler: des Pianisten Delaborde, des Violoncellisten Lamoureux und des Violinisten Lasserre, — ein wahres Spiegelbild des tondichterischen Seelenreiches unseres großen Meisters. Den Schluß bildete Goethe's „Meeresstille und glückliche Fahrt" für Chor und Orchester, von C. L. Fischer in Musik gesetzt.

In Summa ein Concertabend wie reicher an erhebenden Genüssen den Kunstfreunden wenige geboten werden. Eine Stunde nach Schluß des Concertes begann der Ball.

Möchten wir bald über ein zweites, ähnliches Fest zu berichten haben!

F. C. Petersen.

Mannichfaltigkeiten.

(Guillotine. Fallbeil.) Es ist vor Kurzem in diesen Blättern die Rede davon gewesen, daß bei Darstellungen von Konradins Hinrichtung eine der Guillotine ähnliche Maschine vorkomme, und dies auffällig gefunden worden. Der Gebrauch derartiger Werkzeuge ist aber jedenfalls schon Jahrhunderte alt. So wird im Brockhausischen Conversations-Lexikon 4, 1011 der Ausgabe von 1834 angegeben, daß die Erfindung derselben aus Persien stammen solle und schon Konradin von Schwaben zu Neapel 1268 durch eine Art Guillotine enthauptet worden sei, die man die „welsche Falle" nannte und deren Gebrauch in Italien nicht ungewöhnlich war. Auch der Herzog von Montmorency wurde 1632 in

Digitized by Google

Toulouse mittelst eines Fallbeiles hingerichtet. Uebrigens ist auch das deutsche Wort „Fallbeil" älter als man gewöhnlich glaubt, denn schon Lohenstein (geb. 1635, gest. 1683) sagt in seiner Cleopatra 80,795: „Sobald die Uhr ausläuft, fällt auch mein Fallbeil ein" und 102,676: „Hängt Fallbeil in das Schlafgemach"; doch wäre, nach Jacob Grimms Angabe (Deutsches Wörterbuch 3, 1276), das Wort dort in andern Sinne gebraucht. Eine ziemlich genaue Schilderung des älteren Fallbeiles liefert der holländische Dichter Jacob Cats (geb. 1577, gest. 1660) in seiner Dootkiste voor de levendige of sinnebeelden uyt Godes woort (Werke II, 473 der Ausgabe von 1828) unter Nro. XXXVII „Auf ein in einigen Ländern übliches Beil". Dort heißt es: „Es gibt ein gewisses Geräthe, in alter Zeit erfunden, durch welches schon mancher Mensch zur Erde gesandt worden ist; dies ist ein stählernes Beil, das hängt an einem Faden, während es durch eine Ruth sowohl auf als nieder geht; und wenn irgend ein Mensch zum Tode verurtheilt ist, so wird öffentlich das Urtheil verlesen, und ihm wird sofort das Auge mit irgend einem Tuche bedeckt, der Hals ihm bloß gemacht und auf einen Block gestreckt: wenn dann die dünne Schnur entzwei geschnitten wird, so gleitet das schwere Beil eilig hinunter und trifft ihn in den Hals, der unten liegt und seufzet, und schnell ist ihm der Geist verschwunden in die Luft." — Der wesentlichste Unterschied zwischen dieser älteren Art des Fallbeils und der 1789 von Guillotin vorgeschlagenen und am 25. April 1792 zuerst in Paris gebrauchten Guillotine scheint darin zu bestehen, daß bei letzterer die Schneide des Fallbeils eine schiefe Richtung hat, so daß der Hals des Hinzurichtenden wirklich abgeschnitten, nicht abgestoßen wird.

(Eine seltsame Volkssängerin.) Als „verbürgt" theilt die „Wiener Presse" folgende österreichisch-ungarische Eulenspiegelei mit. Der jüngste Sohn eines österreichischen Hofraths hat mit dem Namen Gustav auch ein gut Theil jenes classischen Leichtsinnes als Mitgabe für's Leben bekommen, welche Paul de Kock seinem Gustave le mauvais sujet andichtet. Unser mauvais sujet aus Wien, — die Sorte wird technisch „Wiener Früchtel" zubenannt — hatte mit seinen Vorbereitungsstudien zum Maturitätsexamen so viel Pech, daß er auf mehreren cisleithanischen Gymnasien durchfiel. Probiren wir's jenseits der Leitha, dachten die Eltern unseres Gustav, die wohl über den Durchschnittsstand der ungarischen Wissenschaft viel für ihren Sohn Beruhigendes vernommen hatten. Gustav wird in eine ungarische Stadt geschickt und meldet das Günstigste über seine Aussichten, von dortigem Gymnasium die Prüfung zu bestehen. Aber der Prüfungstermin geht vorüber und Gustav kehrt nicht heim. Da wird einer seiner Brüder ausgesandt, um zu sehen, ob Gustav nichts zugestoßen sei, etwa weil er Morgens vor dem Aufstehen das Beten vergessen, wie der Knabe Veit. Der Bruder kommt in der ungarischen Stadt an und erkundigt sich, doch kein Mensch weiß etwas von einem Gymnasiasten Gustav; wohl aber spricht man viel von der berühmten Wiener Lokalsängerin, „Fräulein Gerstenmeyer", der Perle einer wandernden „Singspielhalle", welche sich eben so sehr durch flottes Auftreten auf dem Podium als durch tugendhaften Wandel im Privatleben auszeichne und die ganze Noblesse der umliegenden Edelsitze zu ihren Füßen sehe. Der Bruder Gustav's begibt sich, neugierig, die erfolgreiche Landsmännin kennen zu lernen, in den betreffenden Gasthof und sieht sich dort plötzlich von einem braunlockigen, fröhlichen Mädchen umarmt, welches ihn lachend in ein Nebenzimmer zieht und sich dort als — der examensscheue Gustav entpuppt. Die Reminiscenzen an die Wiener Singspielhallen, eine hübsche Persönlichkeit und ein vorzügliches Falsett hatten den jungen Studenten zu dieser Rolle als ungarische Theresa so sehr qualificirt, daß der Director der „Singspielhalle" mit dieser von ihm angerathenen Metamorphose viel Geld machte. Nichtsdestoweniger drang der Bruder auf sofortige Abreise. Gustav willigte ein, unter der Bedingung, daß er noch einmal zu seinem Benefize singen dürfe. Dies geschah mit bestem Erfolg und so war auch für die Mittel zu einer heiteren Heimreise des Wiener Früchtels gesorgt.

(Eine Capelle aus Salz.) Die in das Salzbergwerk Wieliczka eingebrochenen Fluthen haben nun auch die schöne Antonius-Capelle zerstört, die in der That ein Kunstwerk gewesen, das gewiß jedem Besucher der Minen noch erinnerlich ist. Die Capelle ward im Jahre 1690 ausgebrochen und Alles — Einfassungsmauer, Altar, Crucifix, Säulen, Statuen u. s. w. — war aus Salzsteinen gemeißelt. Die Capelle gewährte namentlich bei Beleuchtung einen eigenthümlich erhebenden Anblick und versammelte die unterirdischen Bewohner oftmals zum Gebete. Die Zerstörung der Capelle hat auf die abergläubischen Bergleute großen Eindruck geübt, ja sie halten gegenwärtig das Bergwerk unrettbar verloren.

(Eine ornithologische Merkwürdigkeit) ist die erste in Wien gelungene Züchtung von Papageien und zwar der reizenden kleinen gewellten (Melopsittacus undulatus). Der Ornithologe Weeger, Naglergasse, hat von fünf Paaren bereits mehrere Bruten erzielt und zwar durch ein naturhistorisches Verfahren, indem er ihnen zum Nisten hohle Stücke ihres einheimischen Baumes und ihr ursprüngliches Lieblingsfutter gab. Die vollkommene Acclimatisation dieser reizenden bunten Käfigthiere ist nunmehr eben so gesichert, wie die des Kanarienvogels.

(Ein hundertjähriger Wähler.) In Village Green, Grafschaft Delaware, lebt ein nahezu hundertjähriger Greis, Mr. Thomas Dutton, welcher von Washington bis auf Grant bei jeder Präsidentenwahl gestimmt hat. Bei den letzten Wahlen wurde er, von seinen Nachbarn escortirt, in einem Stuhle zum Wahlplatze getragen.

Literatur-Notiz.

„Die Missionäre", Roman aus der Südsee von Gerstäcker. 3 Bände. Jena, Costenoble. Einleitung und Ausgang des Romans spielen in Deutschland. Das einzige Kind eines Freiherrn, Berchta v. Schölle, ist im Allgemeinen lebensfrisch, nur in religiöser Hinsicht etwas schwärmerisch erzogen. Durch Reiseprediger angeregt, beschließt sie, dem Rufe der protestantischen Südseemission zu folgen, welche Frauen für ihre Missionäre sucht. Sie thut wirklich diesen „fast unweiblichen Schritt", wie sie ihn später selbst nennt, zu ihres Vaters Schrecken und zu Aller, auch unserem, Staunen. Auf den Inseln Polynesiens lernen wir nun mit der allmählich Enttäuschten die Eigenschaften und Wirkungen jener Missionen kennen, die oft an Selbstsucht und Schädlichkeit denen der Jesuiten in Südamerika nicht nachstehen, und den „Heiden" statt ihres alten Aberglaubens nur einen neuen bringen. Gerstäcker ist ein unparteiischer Beobachter, kein Fanatiker der Aufklärung, der das Kind mit dem Bade ausschüttet. Am besten ist wohl Fremar, Berchtas Gatte, geschildert, namentlich II. 42. Zu den aus eigener Anschauung hervorgegangenen Beschreibungen der Natur und der Menschen gesellt sich ein gutes Theil Romantik.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 30. December. **Der Prophet**, große Oper in 5 Acten nach dem Französischen des Scribe. Musik von Meyerbeer.
(Außer Abonnement.)

Donnerstag, 31. December. Neu einstudirt: **Börsenglück**, oder **Einmal hunderttausend Thaler**, Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen von Kalisch. Musik arrangirt von Gährig.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 49.)

Freitag, 1. Januar. Neu einstudirt: **Das Käthchen von Heilbronn**, romantisches Ritterschauspiel in 5 Acten, nebst einem Vorspiele in 1 Acte, genannt: „Das heimliche Gericht", von Heinrich von Kleist. Für die Bühne bearbeitet und eingerichtet von Holbein.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 50.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 363. Donnerstag, den 31. December 1868.

Vor fünfzig Jahren.

Novelle von Peter Paulus.

(Schluß.)

Das Gratuliren und Küssen nahm kein Ende, und die älteren Herren wollten auch die gute Gelegenheit benutzen, von dem schönen Mädchen einen Kuß zu erobern. Max war Aller Liebling und Helene nahm durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit die Herzen ein; dazu war es bekannt, welche schmähliche Behandlung ihr die Tante und die Cousine zu Theil werden ließen.

„Helene, meine süße Helene, eine glückliche Braut wie ich", flüsterte Marie dieser zu.

Robert drückte den ersten Kuß auf die schwellenden Lippen der theuren Verwandten, er hatte ihn redlich verdient.

Einen Augenblick preßte er sie fest an seine Brust, indem er sagte:

„Jetzt erst darf ich mich ganz meines eigenen Glückes freuen, wo das Deine begründet ist; habe Dank, Helene, für Alles, was Du aus mir gemacht hast!" und eine Thräne trat in sein Auge, er schämte sich ihrer nicht, sie galt dem Glück Derjenigen, welche ihn gelehrt hatte: „ein Mensch zu werden".

Als das junge Paar sich der Tante näherte, würdigte diese die Nichte keines Blickes.

Die Tafel hob sich von selbst auf durch diesen Zwischenfall, und Herren und Damen gruppirten sich nach Belieben; so hatte es Bertha möglich gemacht, sich zu sammeln und an Helenen heran zu treten, während ihre Mutter sich mit Max in eine Ecke des Saales zurückzog.

„Wenn ich bitten darf, auf ein Wort", sagte Frau Röder mit kaltem, schneidendem Tone zu Max, als er vor ihr stand und, Alles vergessend, für sich und die Geliebte auch um ihren Segen bat. „Herr Werner, Sie haben nicht allein durch ihr früheres Betragen gegen mich den Zoll der mir gebührenden Achtung außer Augen gesetzt, sie haben auch heute durch ihre ganze Handlungsweise bewiesen, wie wenig sie den Formen der äußeren Convenienz, denen jeder gebildete Mensch unterworfen ist, Rechnung tragen. Nach dem, was sie mir soeben in meinem eigenen Hause geboten, werden Sie begreifen, als Mann von Welt, als welchen alle ihre Freunde Sie rühmen, daß ich Sie ferner nicht mehr empfangen kann. Sie haben sich höchst eigenmächtig mit meiner Nichte verlobt . . ."

„Mit Einwilligung Ihres Herrn Gemahls", unterbrach Max die Redende.

„Da meine Einwilligung nicht in Betracht gezogen wurde", fuhr Frau Röder in demselben Tone fort, „so bin ich auch nicht gewillt, die Verlobung anzuerkennen, folglich werden Sie begreiflich finden, daß Ihre Braut künftig nicht unter meinem Dache weilen kann . . ."

„Ah, ist verstehe, Frau Röder, es genirt hier, Helene glücklich zu sehen", unterbrach Max abermals, diesmal aber mit beißender Ironie, die pathetische Rede. „Morgen schon soll dafür gesorgt werden, daß meine Braut ein anständiges Unterkommen bis zu unserer Verheirathung findet."

„Ach so eilt es nicht, Herr Werner, nehmen Sie sich Zeit, denn Helene ist unsere Nichte; es darf uns nicht einerlei sein, wo sie hinkömmt, ihr guter Ruf kann dabei auf's Spiel gesetzt werden", meinte die besorgte Tante.

Ueber des jungen Mannes Stirne flammte ein brennendes Roth, seine Lippen zuckten, aber er bezwang sich und antwortete in ruhigem Ton:

„Zunächst, Frau Röder, wird Helene meine Gattin werden, und ihre unbefleckte Ehre zu schützen, wird meine Sache allein sein."

Frau Röder hätte wie gewöhnlich gern den letzten Hieb gethan, aber Max wartete keine Antwort ab, er wandte ihr verächtlich den Rücken und nahte sich Helenen und den Freunden.

Nach einer halben Stunde brach die ganze Gesellschaft auf und Max flüsterte der Geliebten zu:

„Halte Dich morgen bereit, das Haus hier zu verlassen, sprich jedoch mit Niemanden darüber. Gute Nacht, meine süße Braut, auf ein freudiges Wiedersehen!"

Er zog des bestürzten Mädchens Hand an seine Lippen und ehe noch Helene eine Frage bereit hatte, war er aus dem Zimmer verschwunden.

Marie blieb den Abend bei den Schwiegereltern, und sie ließ Helene nicht mehr von sich fort, instinctmäßig fürchtete sie für die Freundin, wenn sie die zusammengekniffenen Lippen und die rollenden Augen der zukünftigen Schwiegermutter betrachtete.

Max fand seinen Wagen vor der Thüre und befahl dem erstaunten Kutscher, in die Fahrgasse zu seinem Vetter, dem Messerschmied Werner, zu fahren.

Unterwegs dachte er erst über seinen Plan nach, und was er den einfachen Leuten sagen wollte. Er besuchte sie wohl von Zeit zu Zeit und verläugnete durchaus nicht die Verwandtschaft, aber er war doch nie länger als auf eine halbe Stunde im Haus des Messerschmieds gewesen. Nun war es sein einziger Ausweg.

Die Familie, in der ganzen Stadt als kreuzbrav bekannt, sollte Helene für die kurze Zeit bis zu ihrer Verheirathung aufnehmen.

Mit großem Vergnügen erklärten sich die Verwandten bereit, diesem Wunsche zu willfahren, und so ward des anderen Tages die glückliche Braut in ihrer neuen Heimath untergebracht.

Weihnachten, das liebliche Fest für Alt und Jung, war gekommen. Vor dem alten Römer breiteten die Verkäufer ihre Schätze in hölzernen Buden oder an Tischen aus.

Helene freute sich, daß sich ihr eine Gelegenheit bot, der Familie, in der sie so herzlich aufgenommen war, einige Aufmerksam-

Digitized by Google

leiten erweisen zu können. Die ganze Familie Werner ward von ihr und Max auf's Reichste beschenkt und so verlebten die glücklichen Brautleute im Kreise der zufriedenen Familie heitere und ungetrübte Festtage.

Am Neujahrstag Morgen um 5 Uhr begann die Tagesreveille von sämmtlichen Tambours der Stadt. Dann war feierlicher Gottesdienst und nach diesem begannen die Gratulationen. Der Senat hielt am 1. Januar Sitzung, in der die neuen, für dieses Jahr erwählten Bürgermeister eingeführt wurden. Die Bürgerwehr marschirte auf und trug unter klingendem Spiele ihre Fahnen vom alten zum neuen Bürgermeister. Pfarrthürmer, Katharinenthürmer, sowie die verschiedenen Armenanstalten hielten einen Umzug, dabei auf den bekannten Wohlthätigkeitssinn von Frankfurts Einwohnern einen Sturm unternehmend; denn wie eine Fluth stürzten sich die Gratulanten, mit grünen Blechbüchsen bewaffnet, durch alle Straßen der Stadt.

Wo man heute hinblickt; übernächtige Gesichter, müde Augen, Spuren einer durchschwärmten Nacht, und wie Wenigen ist es an einem solchen Tage vergönnt, auszuschlafen, wer hat nicht Besuche zu empfangen oder solche zu machen?

Max und Helene waren am Neujahrstage zu Banquier Müller zum Mittagessen eingeladen, aber bis zum Abend wollten sie zurück sein, und ersterer hat den jungen Mann, der pünktlich am Morgen um 8 Uhr sich bei ihm eingefunden, um 7 Uhr Abends bei Werners in der Fahrgasse zu sein.

— — — — —

Für die meisten Personen unserer Erzählung wurde das Jahr 1819 ein Gegenstand freundlicher Erwartung.

Max gab sich mit regem Eifer der Umgestaltung seines Hauses hin, um seine junge Gattin bald und würdig drin einführen zu können. Helene begann mit den Bestellungen und Vorbereitungen zu ihrer Ausstattung, die sie gemeinschaftlich mit Marie Mertens besorgte.

Der März ging seinem Ende entgegen und an einem der letzten Tage fand Mariens Hochzeit mit Robert statt.

Hier sah Helene zum erstenmal die Tante und Bertha wieder, so sehr auch bis jetzt Jedes vermieden hatte, die sich so schroff gegenüberstehenden Verwandten gemeinschaftlich einzuladen; an ihrem Hochzeitstag ließen Robert und Marie diese Rücksicht schwinden.

An dem Hochzeitsessen im Mertens'schen Hause nahmen Max und Helene Theil.

Frau Röder spreizte sich an diesem Tage wie ein Pfau, für ihren Hochmuth waren die Verwandten der Messerschmiedsfamilie nicht da. Welcher Trost für sie; daß Max Werner, der sich ganz offen zu diesen verwandtschaftlichen Beziehungen bekannte, nicht um ihre Tochter gefreit. Das wäre ihr eine saubere Freundschaft gewesen, die Handwerksleute, ihr, einer gebornen v. Gablenz.

Vierzehn Tage darauf feierte der Banquier Max Werner seine Hochzeit.

Vor dem neu hergerichteten Hause in der Neuen Mainzerstraße stand Wagen an Wagen. Die mit reichen Teppichen belegten Treppen hinauf stiegen elegante Herren und Damen, die Elite der Frankfurter Gesellschaft; in den mit allem erdenklichen Luxus ausgestatteten Räumen wogte eine glänzende Menge auf und ab. Sechs große ineinandergehende Zimmer waren mit schweren Damast- oder Sammet-Portièren verbunden, je nach dem Stoff der Möbeln oder Tapeten. Die eingelegten Parquet-Fußböden, die mit kostbarer Malerei versehenen Plafonds, die vergoldeten Kronleuchter, die türkischen Teppiche und werthvollen Gemälde erregten Staunen und Bewunderung, denn es war in der ganzen Etage ein selbst für die reiche Stadt seltener Luxus entfaltet. Dazu die wunderbar schöne Braut in dem Kleid von ächten Brüsseler Spitzen, mit dem langen, wallenden Schleier und der himmlischen Glückseligkeit in den lieblichen Zügen.

Von ihrer Familie erschienen nur Robert mit seiner jungen Gattin und der Onkel. Frau Röder und Bertha waren kurz nach Roberts Hochzeit zu einem Verwandten nach Pommern abgereist. „Zu einem reichen adeligen Gutsbesitzer, einem Cousin", äußerte sich die Schwiegermutter gegen Marie. So entging sie auf feine Weise dem Eclat, den ihr Nichterscheinen auf der Nichte Hochzeit hervorrufen mußte.

Max und Helene hielten durch alle Zeiten hindurch die Freundschaft mit der Werner'schen Familie aufrecht, und ihnen zunächst danke die junge Generation den Aufschwung, den ihre Verhältnisse allseitig genommen. Auch Robert und Marie blieben ihnen stets treue Freunde.

Bertha heirathete später einen pommer'schen Gutsbesitzer mit hochklingendem Namen, den sie auf einer Reise kennen lernte, und Frau Röder konnte nicht laut genug triumphiren. Welches Glück, daß nicht die Wahl des Banquiers Werner auf ihre Tochter gefallen, welcher sich nicht gescheut, offen die Messerschmiedsfamilie aus der Fahrgasse als seine Verwandten zu proclamiren!

Helene und Max erfreuten sich im Kreise ihrer blühenden Kinder einer zufriedenen Ehe und nie hatte es der glückliche Gatte nur einen Augenblick zu bereuen, die mittellose Waise heimgeführt zu haben.

Türken, Rumänen und Griechen.

Ein Diplomat, welcher einst die wenig anstrengende Aufgabe hatte, die bayerische Regierung am Hof des Königs Otto von Griechenland zu vertreten, und der seine Mußestunden fleißig zum Studium von Land und Leuten, von Flora und Fauna des Orients anwandte, versicherte den Schreiber dieses in überzeugender Weise, daß gerade die christlichen Völkerschaften der Türkei die moralisch niedrigststehenden sind, während umgekehrt die verschrieenen Türken das ehrlichste, tüchtigste und regenerationsfähigste Volk des Orients bilden. Dieses Urtheil wird von anderen Orientkennern bestätigt. So sprach sich noch vor Kurzem ein Berichterstatter der „N. Fr. Presse" über die in der Ueberschrift genannten drei Racen in folgender Weise aus:

Jahrzehentelang schrieben russische und in russischem Solde stehende Federn über die Leiden, die Bedrückung der christlichen Unterthanen des Sultans. Sie haben die Unverschämtheit, dies auch heute noch zu thun, angesichts der türkischen Reformen und der nach ächter Mongolen-Art ausgeführten Verfolgung der Katholiken in Polen. Verglichen mit der Stellung der Letzteren war die Lage der Christen in der Türkei selbst vor dreißig Jahren beneidenswerth. Das Recht, öffentliche Aemter zu bekleiden, erhielten die Christen in der Türkei wenig später als die Katholiken in Schweden und Norwegen, denen es erst im vorigen Jahre, und da — so viel den Berichten zu entnehmen war — nicht unbedingt gewährt ward. Das Recht des Grundbesitzes, welches der tyrolische Landtag den Protestanten verweigern möchte, haben die „fanatischen Muselmanen" den Christen selbst unmittelbar nach der Eroberung nicht streitig gemacht.

Die Phrase von der „Unterdrückung" findet heute, wo eine ganze Reihe von Christen hohe Stellen im türkischen Dienste einnimmt und ein Drittheil der Stabsoffiziere aus Nichttürken besteht, gar keinen Glauben mehr. Man wendet also die Religion in anderer Weise als Reizmittel an und sagt, es sei schmählich und eine Schande für ganz Europa, daß Christen von Mohamedanern beherrscht würden. Für alle Betschwestern beiderlei Geschlechts mag das ein Grund sein, die Vertreibung der Türken aus Europa zu

Digitized by Google

ünschen; wie man daraus ein politisches Beweismittel machen nn, das muß man eben hören, um es zu begreifen. Eine solche nschauung mochte für Zeiten passen, in denen man sich zur größeren Ehre Gottes des Glaubens wegen todtschlug; in der Gegenart nimmt sie sich wie ein Kettenpanzer aus, den man einer alten üstkammer entlehnt.

Wären die christlichen Völkerschaften der Türkei der herrschenen Race an Cultur bedeutend überlegen, dann könnte man sagen: Fort mit den Barbaren! Allein wer den Orient nur ein wenig ennt, der weiß, daß Türken und Christen in ihrer Cultur gleich ehen, Erstere sogar in manchen Stücken voraus sind, an Rechtsefühl und Ehrlichkeit aber die Letzteren weit übertreffen. Die christiche Religion hat es nicht vermocht, ihre Bekenner zu veredeln; lle Gauner des Orients sind Christen — und nun soll das Chrienthum den Anspruch der Letzteren auf Selbständigkeit und Unbhängigkeit begründen? Das ist eine Logik, gegen die man vereblich mit der Vernunft zu Felde zieht.

Die Rumänen sind ohne Frage die heftigsten Feinde der Türei, die ergebensten Parteigänger Rußlands, aber nicht sehr furchtar. Der Heldengeist der alten Römer lebt bei diesen ihren zweielhaften Nachkommen nur noch im Munde. An großen Worten assen sie es nicht fehlen, jedoch ein kriegerisches Volk sind sie nicht, nd ich meine, die rumänische Armee empfinde einen tiefinnerlichen bscheu vor allem Blutvergießen. Sie macht wenigstens diesen Einruck. Die Kämpfe, die vor beinahe einem halben Jahrhundert in er Moldau und Walachei stattfanden, widersprechen ihm nicht. Sie wurden auf Seiten des Aufstandes fast ausschließlich von Türen und Griechen geführt; die heilige Schaar der Vierhundert, die ch bei Dragoczani opferte, während die Anderen davonliefen, beand aus Philhellenen.

In kriegerischer Hinsicht unbedeutend, sind es die Rumänen in Betreff ihrer Cultur noch mehr. Mit ihren auf die nackte Bararei gepfropften französischen Ueberfeinerungen nehmen sie sich us, wie die kleinen ungekämmten Ladenbursche im schwarzen Fracke. Von den Letzteren hat einmal Dickens in seiner Schilderung ines Londoner Morgens das treffende Wort gebraucht, „man habe e zu Männern gemacht, ehe sie Jünglinge geworden". Das paßt uch auf die Rumänen. Sie wollen auf den Gipfel der Cultur, en andere Völker mühsam in langem Steigen erklommen haben, nit geborgten Flügeln hinauffliegen und fallen bei diesem Versuche mpfindlich auf die Nase. Sie wollen ein großes daco-rumänisches eich gründen und können nicht die ersten Bedingungen eines geordneten Staatswesens erfüllen. Sie wollen die Türkei vernichten, hun aber nichts und werden nichts thun, als daß sie mit russchem Gelde Banden ausrüsten und bei der Ueberführung derselen nach dem rechten Donau-Ufer ein Geschäftchen machen. Zeigt ie Pforte einmal Ernst, werden die Rumänen rasch zu Kreuze riechen.

Der griechischen Bewegung legt derselbe Berichterstatter keine roße Wichtigkeit bei. Er sagt: „Die große Masse der Griechen at gar keinen Sinn für die Vergangenheit, desto mehr für Gelderwerb. Jeder Grieche treibt ein Geschäft, handelt, speculirt. Ein Volk von Kaufleuten und Krämern ist schlecht für eine Massenhebung geeignet. Etwas anders allerdings steht es mit den Griechen im Königreiche. Hier ist der Größenwahn endemisch. In Athen laubt man ernsthaft an die Möglichkeit, Eroberungen im Norden achen und dadurch für die vielen Offiziere der griechischen Armee ndlich die nöthige Anzahl Soldaten finden zu können. Dieser Glaube dürfte eines Tages den Griechen theuer zu stehen kommen, nd es wäre die Aufgabe der europäischen Diplomatie, sie von hren thörichten Hoffnungen abzubringen. Täglich sollten die Gesandten in Athen wiederholen, was Fallmerayer vor einundzwanzig Jahren sagte. „Man findet es", schrieb er 1847, „der Natur der Sache und dem Vortheile Europas angemessener, daß die Griechen vorerst mehr an ihre Korinthengärten, an ihre Maulbeerbäume und wallenden Weizenäcker, an ihre künftigen Straßen, Brunnen, Glockenthürme und Pomeranzenwälder als an die Eroberung von Konstantinopel und St. Sophia denken. Die Griechen sind keine Soldaten, kein eroberndes Volk, sie sind Bauern, Schafzüchter, Krämer und Matrosen, wollen und brauchen nichts als Frieden mit festem, ehrlichem, unabhängigem und wohlfeilem Regimente." Die Griechen in der Türkei begreifen das auch schon ziemlich; so viel auch die Peroten mit Griechenland unter der Decke stecken, sie begnügen sich mit Intriguen und Ränken und werden niemals Dolma-Bagdsche-Serai stürmen, obwohl es zu ihren Füßen liegt."

Ueber den Silberfund in Hildesheim

hat Herr C. Friedrichs am Winkelmannsfest der archäologischen Gesellschaft in Berlin einen Vortrag gehalten, welchem wir Folgendes entnehmen:

In der späteren griechischen Zeit und im kaiserlichen Rom war der Gebrauch silberner Geräthe so verbreitet, daß, was wir jetzt fürstlich nennen, jenen kaum mehr als bürgerlich, was jenen aber fürstlich erschien, uns ganz unglaublich vorkommt. In letzterer Beziehung will ich nur den Ptolemäus Philadelphus erwähnen, der ein Fest gab, an welchem die goldenen Tische und Speisesophas zu Hunderten, die goldenen und silbernen Kannen und Krüge aber zu Tausenden aufgeführt wurden, und zwar nicht Dutzendarbeit, sondern, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, zum großen Theil mit Reliefs von Laubgewinden oder Figuren verziert. In silbernen Geräthen zu kochen, begann in Rom schon am Ende der Republik; es befinden sich auch unter den Hildesheimer Sachen, die vorzugsweise freilich in Tafelgeschirr, in Eß- und Trinkgeräthen bestehen, vier silberne Küchengeräthe, Tiegel oder Casserollen, die auch sonst schon in Silber, sehr oft aber in Bronce gefunden worden sind und von ganz entsprechender Form noch jetzt in der Küche gebraucht werden.

Schon vor der Sullanischen Zeit sollen sich in Rom über 150 silberne Schüsseln zu je 100 Pfund Silber — was etwa 70 Zollpfunden entspricht — befunden haben; eine einzige dieser Schüsseln war also fast so schwer, wie der ganze Hildesheimer Fund, dessen Gewicht zwischen 80—90 Pfund beträgt. Unter Claudius besaß Jemand sogar eine 500 Pfund schwere Schüssel, für deren Fabrikation er eine eigene Offizin hatte bauen lassen. Es bedurfte förmlicher Schaaren von Sclaven, um so ein Geräth hereinzutragen, namentlich wenn ein ganzer Eber darauf lag, wie bei dem Gastmahl des Trimalchio, das Petronius sehr ergötzlich schildert.

In Hinsicht des Metallwerths waren die bei Hildesheim gefundenen Geräthe nichts Außergewöhnliches; und eben so an Kunstwerth. Herr Friedrichs betrachtet dieselben, mit Ausnahme der schönen Schale mit dem Minervarelief, als Werke untergeordneter Künstler. Der Vortragende zählte nun die früher gemachten Funde antiker Silbergeräthe auf und fuhr dann fort:

„Diese Uebersicht ergibt, daß wir fast aus allen Zeiten der antiken Kunst Proben von silbernen Geräthen besitzen; wir haben, um sie nach dem Alter zu ordnen, Altetruskische, sodann griechische aus der Zeit der höchsten Kunstblüthe und endlich römische vom ersten bis zum vierten Jahrhundert herab, und es ist nicht schwer, durch die Vergleichung, die uns dadurch möglich wird, den Hildesheimer Sachen ihre Stelle in der Entwicklung dieses Kunstzweiges anzuweisen.

Vergleichen wir den griechischen Becher aus der Krim, auf dem scytische Krieger vorgestellt sind in der Tracht, wie sie noch heutigen Tages bei den Kosaken sich erhalten, und dazu die kleine

Digitized by Google

silberne Kanne des hiesigen Antiquariums, die ich als eine der schönsten griechischen Arbeiten bezeichnen möchte, mit den römischen Arbeiten, z. B. den pompejanischen, so bemerkt man sofort ein ganz verschiedenes Princip der Decoration. Der Figurenschmuck ist dort nämlich ganz flach gehalten, während er sich hier rund und völlig von der Fläche abhebt. Ich behaupte nicht, daß nicht auch in römischer Zeit flach gearbeitet worden sei nach griechischer Weise, wohl aber, daß in der griechischen Blüthezeit nicht runde Decorationen nach römischer Weise gearbeitet worden sind. Trinkschalen, wie die des Hildesheimer Fundes, wo die Köpfe und Figuren rund und völlig aus der Fläche heraustreten, wie sie unter den römischen Thonschalen ganz ebenso wiederkehren, würden dem griechischen Stylgefühl durchaus widersprechen. Die ächte griechische Kunst ist anspruchslos im Gegensatz zur römischen, sie legt einen flach erhabenen Schmuck um ihre Geräthe, damit nicht der Contour des Geräths beeinträchtigt werde und damit der Schmuck bleibe, was er sein soll, eine bescheidene Zuthat. Aber in Rom, im kaiserlichen Rom, liebte man das Prächtige und Reiche, darum muß der Schmuck reich und üppig wuchern und effectvoll hervortreten.

Der römische Ursprung der Hildesheimer Geräthe ist für eine große Anzahl derselben durch die Inschriften gesichert und die Epigraphiker werden uns hoffentlich darüber Auskunft geben, ob nicht auch die Inschriften in dieselbe Zeit gehören, in welche der Styl ans führt, in die Zeit der ersten Kaiser.

Innerhalb der römischen Kunst nehmen diese Gefäße, wenn ich nicht irre, den ersten Platz ein. Alle die oben erwähnten gleichartigen Werke römischer Zeit, selbst die pompejanischen, können nicht mit den Hildesheimer Sachen rivalisiren und am wenigsten mit der schönen Schale, auf deren Boden das Minervarelief sich befindet. Dem großen und noblen Styl dieses Reliefs gegenüber erscheinen die pompejanischen Werke klein und spielend. Aber auch die anderen Stücke haben unter den gleichartigen römischen Arbeiten kaum ihres Gleichen, eine der Masken wiederholt sich genau auf einer Silberkanne aus der Normandie, im Allgemeinen aber findet man kaum irgendwo Masken, die so nobel im Styl und so fein und sauber in der Ausführung sind.

Ich schließe mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude darüber, daß unserem Museum, das gerade in Silbersachen wenigstens der Zahl, wenn auch nicht dem Werthe nach, sehr arm war — es besitzt deren nur vier — wie wir hoffen, eine Bereicherung bevorsteht, durch die es den ersten Sammlungen dieser Art, der in Petersburg, Neapel und Paris, vollkommen ebenbürtig werden wird."

Mannichfaltigkeiten.

(Langsamer Tod in einem Brunnen.) In dem oberschwäbischen Orte Ottmannshofen ereignete sich dieser Tage das gräßliche Unglück, daß bei dem Graben eines Ziehbrunnens drei in demselben befindliche Arbeiter Morgens 9 Uhr durch Einsturz einer Wandung verschüttet wurden. Der zu oberst befindliche konnte leicht und ohne daß ihm Schaden zuging, gerettet werden; eben so der unterste, dem — stehend getroffen — durch eine Oeffnung im Schachte ein Seil zugeworfen werden konnte, mit dem er, freilich mit Verlust der Kleider und theilweise der Haut an den Füßen, herausgewunden wurde. Der dritte ungefähr 3 Fuß höher auf einem Gerüste knieende Zimmermann wurde aber von den Sprießhölzern und den nachgefallenen Steinen der Brunnenmauer so eingezwängt, daß er sich selbst keine Hülfe mehr geben und auch mit dem ihm durch die erwähnte Schachtöffnung zugeworfenen Seil nicht gerettet werden konnte. Das sofort begonnene Nachgraben brachte, da es ohnedieß die vorangegangene Nacht sehr stark und anhaltend geregnet hatte, die Folge, daß immer mehr Erde nachrutschte und diese Rettungsversuche auch vergeblich waren. Bis Abends 4 Uhr, also volle 7 Stunden, war der Verschüttete bei vollem Bewußtsein und konnte sich den ungefähr 30 Fuß über ihm arbeitenden Männern verständlich machen und ihnen mittheilen, daß er es schon noch einige Zeit in seiner Lage aushalten könnte, wenn nicht das von unten nachdrückende Wasser sein Leben von Minute zu Minute mehr bedrohen würde. Wasser weg! Wasser weg! war der letzte verzweifelte Schrei des Verschütteten. Auf späteres Anrufen erfolgte keine Antwort mehr und muß angenommen werden, daß der Verunglückte erstickt ist. Heute noch ist man mit dem Nachgraben beschäftigt, ohne daß es bis jetzt gelungen ist, den Verschütteten herauszuschaffen. Die Theilnahme an diesem Unglück ist allgemein.

(Zur Volksbildung des 19. Jahrhunderts.) In der Advents- und nicht Fastnachtszeit anno domini 1868 begegneten wir in öffentlichen Blättern folgendem Inserat, bei dessen Durchlesung man sich wahrlich in das 17. Jahrhundert zurückversetzt glaubt: „Katholische Bilderkalender. Pfarrer Hammer's Christlicher Specereikram mit einem Wettermännchen und vielen Bildern. — In letzterem Kalender ist heuer ein schön ausstaffirter Guckkasten mit hübschen Reiseansichten von der Pilgerreise zum Himmel nach der Natur aufgenommen und bietet nebenbei Jenen, die über kurz oder lang selbige Reise zu machen gedenken, eine gute Fußsalbe." — Lieblicher Styl! Als Gegenstück hierzu von protestantischer Seite kann folgender Confirmationsschein gelten, welcher im Frühjahr 1868 in der ehemaligen Grafschaft Erbach ausgestellt ward und am Schlusse folgenden schönen Vers enthält:

„Drum auch, Jesu, Du allein, sollst mein Eins und Alles sein!
Prüf', erfahre, wie ich's mein, tilge allen Heuchelschein.
Sieh, ob ich auf bösem betrüglichem Stege,
Und leite mich, Höchster, auf ewigem Wege,
Gib, daß ich hier alles achte für Koth,
Und Jesum gewinnen, dies Eine ist noth.
Der Herr behüte Deine Seele!

Dein treuer Seelsorger
(Namen des Pfarrers.)"

Es sollen derartige Scheine mit gleich zarter Ausdrucksweise in großer Zahl existiren.

(Russisches.) Die „D. A. Ztg." erzählt aus Petersburg. Der dritte Sohn der Großfürstin Marie Nikolajewna, der kaum achtzehnjährige Herzog Sergei Maximilianowitsch Leuchtenberg, ist, dem Beispiele seiner Brüder folgend, im Begriffe, eine „Mesalliance" einzugehen. Es hat sich zwischen dem jungen Herzoge und einem noch jüngeren Hoffräulein, Fürstin Trubetzkoi, Cousine der ehemaligen Herzogin Morny, ein Liebesverhältniß entsponnen, das durch eine baldige Ehe seinen Abschluß finden wird. — Die junge Fürstin Putiatin ist diese Woche mit einem Garde-Rittmeister auf und davongegangen. Der verzweifelte Ehemann hat sich an den General-Polizeimeister Trepow gewendet und ihn gebeten, Alles anzuwenden, um die Flüchtigen einzuholen. Es wurden 120 Telegramme nach allen Richtungen des Reiches mit den Signalements der Flüchtlinge gesendet.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 31. December. Neu einstudirt: **Börsenglück**, oder **Einmal hunderttausend Thaler**, Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen von Kalisch. Musik arrangirt von Gährig.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 49.)

Freitag, 1. Januar. Neu einstudirt: **Das Käthchen von Heilbronn**, romantisches Ritterschauspiel in 5 Acten, nebst einem Vorspiele in 1 Acte, genannt: „Das heimliche Gericht", von Heinrich von Kleist. Für die Bühne bearbeitet und eingerichtet von Holbein.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 50.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kit. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Master Dutch

Digitized by Google